Vermiſchte
Philoſophiſche
Schriften

von

Chriſtoph Meiners,

Profeſſor der Weltweisheit in Göttingen.

Erſter Theil.

Leipzig. 1775.
in der Weygandſchen Buchhandlung.

[illegible]
[illegible]
[illegible] IS

Ich habe bei den gegenwärtigen Abhandlungen weiter nichts zu erinnern, als daß die beiden erſten und letzten entweder ganz neu, oder doch ſo ſehr umgearbeitet ſind, daß man ſie ſchwerlich wieder erkennen wird; — die übrigen hingegen nur mit kleinen Veränderungen aus den Göttingiſchen Unterhaltungen, dem encyklopädiſchen Journal, und der philologiſchen Bibliothek wieder abgedruckt ſind.

Auf künftige Oſtern wird ein zweiter Band erſcheinen, der lauter ungedruckte Stücke enthalten wird. Göttingen den 15 Sept. 1775.

Innhalt.

Betrachtungen über die Griechen, das Zeitalter des Plato, über den Timäus dieſes Philoſophen, und deſſen Hypotheſe von der Weltſeele S. 1
Betrachtungen über die Männerliebe der Griechen, nebſt einem Auszuge aus dem Gaſtmahle des Plato S. 61
Ueber die Natur der Seele: eine platoniſche Allegorie S. 120
Einige Betrachtungen über den guten Geſchmack S. 133
Einige merkwürdige Züge aus der Denkungsart, den Vorurtheilen und Sitten der Kamtſchadalen: aus Kraſcheninnikows und Stellers Beſchreibungen von Kamtſchatka geſammlet S. 164
Kurze Geſchichte des Nils S. 180
Abhandlung über den Thierdienſt der Egyptier, und die wahrſcheinlichen Urſachen ſeiner Entſtehung und Erweiterung S. 192
Einige Bemerkungen aus der Geſchichte der Inſel-Bewohner der Südſee S. 251
Oratio de Philoſophia Ciceronis, eiusque in vniuerſam Philoſophiam meritis S. 274

I. Betrach-

I.

Betrachtungen über die Griechen, das Zeitalter des Plato, über den Timäus dieſes Philoſophen, und deſſen Hypotheſe von der Weltſeele.

> Μεμνημενον, ὡς ὁ λεγων, ὑμεις τε οἱ κριται, φυσιν ανθρωπινην εχομεν· ὡστε περι τουτων τον εικοτα λογον αποδεχομενους, πρεπει μηδεν ετι περα ζητειν.
>
> PLATO.

Unter allen Nationen des Erdbodens iſt und war keine einzige, die die Aufmerkſamkeit des Forſchers der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes ſo ſehr verdiente, als die Griechiſche. Nur bei den Griechen allein kann man die Entwickelung aller menſchlichen Kräfte von ihrer ſchwächſten Kindheit an alle Alter hindurch bis wieder zu ihrer gänzlichen Entkräftung verfolgen; Sie ſind das einzige Volk, an welchem man wahrnehmen kann, wie aus dem armen rohen Stoffe einiger unentwickelter dichteriſcher Bilder oder unverſtändlicher Religionsgrillen nach tauſendfältigen immer glücklichen Verſuchen großer Geiſter endlich die vollſtändigſten Syſteme erhabener Weisheit heraus gearbeitet werden: wie Philoſophie ſich allmählich von den Fabeln der Dichter- ſowohl als Volksreligion ablöſet; wie endlich Proſe und Poeſie ſich ſcheiden, und jene wiederum von Geſchichtſchreibern, Rednern und Philoſophen zu eines jeden eigenthümlichen Gebrauche ausgebildet wird.

Alle übrigen Völker der alten Welt verharreten entweder, von geiſtlicher und weltlicher Sclaverei niedergedrückt, in dem Zuſtande einer immerwährenden Kindheit, oder erreichten ſchnell den erſten Grad der bürgerlichen Kultur, in welchem alle morgenländiſchen Nationen ohne das geringſte Fortſchreiten zur höhern Aufklärung bis auf den heutigen Tag fortdauren. Allein keine einzige hatte Philoſophie, wie die Griechen ſie erfanden: bei keiner oder höchſtens bei einer einzigen, doch nicht auf Griechiſche Art, waren Philoſophie von Religion und Dichtkunſt, Philoſophen von Dichtern, Prieſtern, und Dienern Gottes unterſchieden: bei keiner einzigen ſenkte ſich Sprache zur deutlichen, beſtimmten und philoſophiſchen Proſe herab: bey allen zuſammengenomgenommen alſo kann man die Ausbildung der menſchlichen Kräfte und Kenntniſſe von der niedrigſten Stufe an bis zur höchſten dem Menſchen nur erreichbaren Vollkommenheit ſo anſchauend erkennen, als bei den von manchen aus Unwiſſenheit oder Liebe zum ſonderbaren ſo ſehr verachteten Griechen.

Nie war ein Volk, das auf ſo viele andere Völker einen ſo großen und dauerhaften Einfluß gehabt, ſo viele andere Jahrtauſende hindurch gebildet, aufgeklärt und gebeſſert hätte, als die Griechen von ſich rühmen können.

Schon vor dem Alexander reiſten Griechiſche Philoſophen, Aerzte, Künſtler und Buhlerinnen nach Aegypten und Perſien, machten ſich an den Höfen der Könige bekannt und brachten in den Sitten, der Denkart und Religion dieſer beiden Völker merkliche Veränderungen hervor. Allein dieſe verſchwinden faſt ganz, wenn man ſie mit den erſtaunlichen Revolutionen vergleicht, die Alexanders Uebergang nach Aſien nach ſich zog, und wodurch eben dieſer Zug merkwürdiger ward, als alle Heldenthaten der vorhergehenden und nachfolgenden Erdverwüſter. Gewöhnlich bewundert man in Alexanders Siegen, das was am wenigſten darinn zu bewundern iſt, und viele ähnliche Beyſpiele aus der Geſchichte neben ſich hat, daß ein junger kühner Held mit einem kleinen Häuflein geübter Krieger Millionen von Sclaven in den Staub legte, daß er mit einer unglaublichen Schnelligkeit über umgeſtürzte Thronen in Gegenden vordrang, die noch kein Europäer geſehen, kein Griechiſcher Philoſoph oder Geograph gekannt und beſchrieben hatte: daß er endlich ein freilich ungeheures aber übel zuſammenhängendes Reich zertrümmerte, deſſen Kräfte durch Luxus und Despotiſmus ſchon lange verzehrt waren, und das wenn nicht durch Griechen, gewiß durch einen mächtigen Vaſallen, oder öſtliche Barbaren bald übern Haufen geworfen wäre. Dies alles bewundert man, und überſieht dagegen Wirkungen von Alexanders Siegen, die zwar weniger in die Augen fallen, und Staunen erregen, aber deſto wohlthätiger für einen großen Theil des menſchlichen Geſchlechts geworden ſind. Nach Alexanders Tode wurde die Sprache der Sieger faſt die allgemeine herrſchende Sprache des aufgeklärten Orients: Völker, die vor dieſem Zeitpuncte

Philoſophie nicht einmahl als eine unbekannte Göttinn verehrt hatten, nahmen dieſe Tochter des Himmels, die in Griechenland erzogen und gebohren war, mit offenen Armen auf: Perſer, Chaldäer und Aegyptier fiengen an in Griechiſcher Sprache zu ſchreiben: die Höfe der Könige von Aegypten, Syrien und Pergamus zogen ſo ſtarke Colonien von Griechiſchen Philoſophen an ſich, daß Griechenland und Athen ſelbſt faſt darüber verarmt wären. Nicht lange nachher als Griechiſche Philoſophie und Religion ſich mit dem alten Aberglauben der afrikaniſchen und aſiatiſchen Völker zu vermiſchen anfieng, entſtand eine faſt allgemeine Sucht die alten Religionen zu verbeſſern und neue zu ſtiften: und eben deswegen findet man ſchwerlich in der ganzen Geſchichte eine größere Anzahl von Religionsverbeſſerern und Stiftern auf einmahl zuſammen, als in den erſten Jahrhunderten nach Alexander, in welchen Griechiſche Weisheit und Mythologie mehr oder weniger die Dogmatik der überwundenen Völker wurde. Endlich wurde der träge Aſiate, der durch den langen Druck des Deſpotiſmus faſt alle Schnellkraft verlohren hatte, durch den feurigen Genius der Griechen zur Thätigkeit aufgeweckt: Griechiſche, oder von ihnen gebildete Künſtler ſchmückten die herrlichſten Gegenden von Aſien und Afrika mit den prächtigſten Städten, Tempeln, Palläſten, Bädern, Theatern, Statüen und Gemälden aus, und machten Aſien und Aegypten zu den gefährlichſten Wohnſitzen aller Arten von Vergnügungen, vor den ſelbſt die tugendhafteſten Römer ſich ſcheueten, und die gewiß den kriegeriſchen Geiſt dieſer Eroberer am allermeiſten gebrochen haben. — Durch Griechen alſo wurde Aſien und Afrika vom Helleſpont bis an Syrien, und von dem Ufer des Nils bis ans Schwarze und Kaspiſche Meer mit Wiſſenſchaften, Künſten und Erfindungen bereichert, von welchen allen ſich vorher kaum Spuren gefunden hatten.

Nicht lange nach dieſem merkwürdigen Zeitpuncte nahmen die Römer, welche die Griechen an Religion, Kriegskunſt, geſetzgebender Weisheit und Staatsklugheit unendlich übertrafen, von den ſchon geſchwächten Griechen Künſte und Wiſſenſchaften an. Dieſe trugen die entlehnte Kultur, mit ihren Waffen nach beiden Gallien, Spanien, Britannien, an die Ufer des

Rheins, und ſelbſt an die Küſten von Afrika über, die von den Carthaginienſern beherrſcht, aber nicht aufgeklärt worden waren. Die Römer leiſteten in einem großen Theile Europens das, was die Griechen in Aſien geleiſtet hatten: viele ihrer beſten Schriftſteller waren aus Gallien, Spanien, oder Afrika. Unter den erſten Imperatoren war daher ein größerer Theil der Erde, eine größere Anzahl von Nationen aufgeklärt als ſelbſt in unſern Tagen, in welchen die Kultur ſo ſchnelle Fortgänge gemacht hat.

Als Griechen und Römer endlich beides durch Despotismus und Aberglauben ſo geſchwächt wurden, daß Künſte und Wiſſenſchaften unter ihnen auszuſterben anfiengen, nahmen die anfangs ſo ſchwärmeriſchen Haſſer aller gelehrten Kenntniſſe, die Verwüſter der Alexandriniſchen Bibliothek die fliehenden Muſen in ihren Schutz auf. Vom zehnten Jahrhunderte an wurden Schulen und Bibliotheken von den äußerſten Enden Afrikens an, die der Atlantiſche Ocean beſpült, bis nach Indien hin angelegt, und mit königlicher Pracht unterhalten: der ganz verwilderte Occident, erhob ſich aus ſeiner trägen, der Finſterniß des Grades ähnlichen Unwiſſenheit etwas wieder, als durch Reiſen und Ueberſetzungen griechiſche, von den Arabern erhaltene aber verunſtaltete Weisheit ſich auszubreiten anfieng. Auch ſie, die Araber verlohren Kultur und Wiſſenſchaften durch eben die Urſachen, wodurch ſie den Griechen und Römern entriſſen worden: Allein was auch noch von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen unter den Bekennern des Mahomedaniſchen Glaubens übrig geblieben iſt, iſt griechiſchen Urſprungs: Die Griechiſchen Aerzte, beſonders Ariſtoteles, werden noch in Fetz und Marocco, ſelbſt in Perſien geleſen: noch jetzt iſt der aus Europa vertriebene Ariſtoteles immer derjenige Philoſoph, der in andern Welttheilen die meiſten Anhänger und Verehrer hat.

Griechen waren es endlich, die im funfzehenten Jahrhunderte, wo alle Völker der Erde einer allgemeinen Barbarei nahe zu ſeyn ſchienen, das durch Handel und Staatskunſt reich gewordene Italien zuerſt, und von hier die übrigen Länder Europens aufklärten. Die wenigen aus den Verwüſtungen eines barbariſchen Jahrtauſendes geretteten Denkmäler ſetzten uns in Stand, die wahre Religion zu reinigen

nigen und zu verbeſſern, beide Indien zu finden, Europa zum Mittelpuncte oder zur Beherrſcherinn der übrigen Welttheile zu machen, und Künſte, beſonders aber Wiſſenſchaften ſo ſehr zu erweitern, daß ſelbſt ſie, die Väter unſrer Kultur, lange von den Nachkommen, ihnen faſt unbekannter Barbaren lernen müßten, wenn ſie ihnen gleich kommen wollten.

Wenn alſo Griechenland keine Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht verdient; ſo war nie ein Volk, und wird nie eins ſeyn, das auf eine von beiden Anſpruch machen könnte.

Vor und mit den Griechen blühten Staaten, die an Reichthum, ausgebreitetem Handel und den künſtlichern Beſchäfftigungen, worauf dieſer ſich gründet, die Griechen ſehr weit übertrafen: allein in keinem von dieſen entſtand Philoſophie, und wollte auch nicht einmal, als eine ausländiſche verſetzte Pflanze gedeihen. Die Phönicier und Carthaginienſer hatten keine andere Philoſophie, als die ſie aus Griechenland herübergebracht, keinen andern Philoſophen, als welchen die Griechen gebildet hatten. Selbſt unter den Griechiſchen Staaten entſtand und erweiterte ſich nur da Philoſophie, wo Wohlſtand ſich auf bürgerliche Freyheit gründete. Ihre erſten Keime brachen unter dem mildern Himmel Aſiens, und auf dem fruchtbaren Boden Joniens und der benachbarten Inſeln auf: allein ſie verdorreten bald, als die eiſerne Hand Perſiſcher Deſpoten ſie berührte. Sprößlinge wurden nach Italien und ins reiche Sicilien verpflanzt, die herrliche, aber nur kurz daurende Früchte trugen, weil dort häufige feindſelige Kriege, ſchwächender Luxus und bald der Römer Herrſchaft, — hier Tyrannen Wuth, Kriege der Römer und Carthaginienſer, und endlich die drückende Uebermacht, der erſtern ihren glücklichen Wachsthum hinderte. Nur allein in Griechenland, und unter allen Griechiſchen Staaten, nur allein in Athen wurde Philoſophie, und ihre Tochter, die erhabene Beredſamkeit, einheimiſch *): beide erreichten ſehr ſchnell den höchſten

---

*) Merkwürdig iſt es, daß die Philoſophie und Beredſamkeit ſelbſt nach der Unterjochung des eigentchen Griechenlandes der bürgerlichen Freyheit, ſo lange ſie nur konnten, nachzogen. Als Athen unmittelbar von Rom abhieng, giengen viele große

Redner

ſten Grad der Vollkommenheit, von dem ſie aber eben ſo plötzlich wieder herabſank, als alle Griechiſche Freyſtaaten von den mächtigern Griechiſchen Reichen in Aſien und Afrika geſchwächt, und von Macedoniſchen Königen entweder abhiengen, oder bekriegt wurden. — Alle übrigen Staaten von Griechenland blieben entweder zu roh, arm und ohnmächtig, oder, waren wie die Spartaner vermöge ihrer heiligen Geſetze zu ſehr Haſſer der Wiſſenſchaften, als daß ſie Philoſophie hätten dulden können. Nirgends alſo, als im freyen Athen konte die Weltweisheit eine bleibende Stätte finden; hier aber wohnte ſie in ſtillen Gärten und Land-Gütern, oder wandelte auch in den Gymnaſien und Hallen unter den Meiſterſtücken unſterblicher Künſtler umher. Alle merkwürdige Sekten und Syſteme nach dem Sokrates wurden

---

Redner und Philoſophen nach Rhodus, das ſeine Freyheit am längſten erhielt. Rednerſchulen dauerten auf dieſer Inſel noch fort, als die Beredſamkeit in Athen zu verſtummen anfieng. Faſt alle groſſe Redner der Römer hielten ſich eine Zeitlang in Rhodus auf. Man ſehe das Leben Caeſars und Ciceros von Plutarch.

den in Athen geſtiftet und erfunden: und auch hier nur bis auf den gänzlichen Verfall dieſer Stadt gelehrt und fortgepflanzt.

Man muß nothwendig erſtaunen, wenn man zu überlegen anfängt, mit wie ſchnellen Schritten, und in welch einem kurzen Zeitraume die Philoſophie ihrer Vollendung und höchſten Vollkommenheit entgegen geeilt iſt. Vom Anaxagoras und Socrates bis auf Epikur, Zeno und Pyrrho verfloſſen nicht völlig zwei Jahrhunderte, in welchen alle menſchliche Weisheit und Thorheit ſo ſehr erſchöpft wurden, daß die folgenden Zeitalter und Geſchlechter faſt weiter nichts als verbeſſern, wählen oder wegwerfen konnten. Sehr kurz muß dieſer Zeitraum einem jeden ſcheinen, welcher weis, wie langſame Fortgänge die Griechiſche Philoſophie unter den Römern und ſeit dem funfzehenten Jahrhunderte ſelbſt unter uns machte, die wir beide nicht erfinden, ſondern nur lernen und annehmen durften.

Noch einen merkwürdigen Umſtand kann ich in dieſen allgemeinen Betrachtungen über Griechen und Griechiſche Philoſophie nicht unbemerkt laſſen: daß nemlich die Weltweisheit von ſolchen Unterſuchungen anfieng, womit ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach erſt hätte aufhören ſollen. Alle Philoſophen vor dem Sokrates verlohren ſich in unergründliche Speculationen über Welt, Materie, Elemente, Weltursprung, Raum, Zeit und Leeres: die gefährlichſten und unauflöslichſten Trugſchlüſſe waren gröſtentheils ſchon erfunden, ehe Sokrates die Philoſophie vom Himmel auf die Erde herabrief, und unter ſeinen Mitbürgern als eine Forſcherinn und Beſſerinn menſchlicher Herzen einführte. Die praktiſchen Theile der Philoſophie waren die ſpäteſten, die unter den Griechen vollendet und ganz ausgearbeitet worden.

Unter allen Zeitaltern der Griechiſchen Philoſophie iſt dasjenige, worinn Plato fiel, unſtreitig eines der merkwürdigſten. Athen hatte durch den Perikles den höchſten Gipfel ſeiner Gröſſe erreicht, oder war vielmehr durch den unglücklichen Ausgang des peloponneſiſchen Krieges ſchon um mehrere Grade wieder herabgeſunken: Alle Künſte, tragiſches Theater, ſelbſt Beredſamkeit waren in ihrem goldenen Alter oder ihm doch ſehr nahe: Pythagoraeer und Eleatiker hatten Mathematik, wahre Philoſophie, und verwirrende Scheinweisheit unter einander gemiſcht, durch Gros Griechenland und Italien verbreitet, und ſelbſt nach Athen übergetragen. Durch die Werke der gröſten Griechiſchen Geſchichtſchreiber, durch die Bemühungen großer Redner und Sophiſten, beſonders aber durch den Sokrates, war Griechiſche Proſa gebildet, und ſelbſt ein beträchtlicher Anfang zur philoſophiſchen Sprache gemacht worden. Kurz alle Vorbereitungen ſchienen gemacht zu ſein, die nothwendig waren, damit das eine oder andere große Genie die Weltweisheit eben ſo ſchnell fortrücken und vollenden konte, als tragiſches Drama und Künſte fortgegangen waren.

Plato machte ſich die Vortheile ſeines und der vorhergehenden Zeitalter, und alle Arbeiten ſeiner Vorgänger zu Nutze. Nachdem er mehrere Jahre durch, den Sokrates gehöret und ſich nach ihm gebildet hatte; gieng er nach dem Tode dieſes großen Mannes zum Dialektiker Euklides nach Megara, von da nach Cyrene, zum Mathematiker Theodor, und endlich nach Aegypten: reiſte darauf nach Italien zu den Pythagoräern, und beſuchte mehrmalen den Hof der Dionyſe in Sicilien: lernte auf dieſen ſeinen Reiſen nicht nur die Sitten, Denkarten und Geſetze der verſchiedenen Griechen und der damals merkwürdigen Aegyptier und Perſer kennen, ſondern machte ſich auch zum Beſitzer aller der Wiſſenſchaften, die bis dahin erfunden waren, und ſuchte mit der gröſten Begierde alle Fragmente von Weisheit und Grübeleyen zuſammen, die bis auf ſeine Zeit in mehreren Welttheilen, oder doch wenig mit einander verbundenen Ländern zerſtreut geweſen waren. Unter ſolchen günſtigen Umſtänden hätte Plato auch bey weniger glänzenden Gaben, als er würklich beſaß, ein großer Mann werden müſſen: allein um alle eingeſammelte wahre und falſche, wenigſtens ſehr verworrene und ſich widerſprechende Kenntniße aus einander zu ſetzen, zu ordnen, aufzuklären, und in eine zuſammenhangende Kette deutlicher Begriffe zu verbinden, dazu hatte die Vorſehung ihn noch nicht beſtimmt, auch nicht mit den erforderlichen Geiſteskräften ausgerüſtet.

Unterdeſſen erhielt die Griechiſche Philoſophie durch Plato eine ganz andere Geſtalt, als ſie unter ſeinem großen Lehrer dem Sokrates gehabt

habt hatte: Sie ſonderte ſich von den gemeinen Kenntnißen ganz ab, wurde im ſtrengſten Verſtande Wiſſenſchaft, konte nicht mehr dem Volke, allen Ständen, Geſchlechtern und Altern an einem jeden Orte in der Sprache des gemeinen Lebens vorgetragen werden, ſondern verlangte ein eigenes Studium und den Fleiß mehrerer Jahre ſebſt von ſolchen Männern, die durch die allen wohlerzogenen Griechen gemeinſchaftliche Ausbildung vorbereitet waren. Ihre Sprache entfernte ſich von der Sprache des gemeinen Lebens, der Redner, und Geſchichtſchreiber eben ſo ſehr, als ihre Bekenner ſich von den übrigen Ständen der Griechen zu unterſcheiden anfiengen. Er ſelbſt wurde der erſte gelehrte Philoſoph, der nicht blos die von ihm ſelbſt gemachten Beobachtungen und Unterſuchungen ſeinen Freunden mittheilte, ſondern alle Kenntniße der vorhergehenden Philoſophen in ſich vereinigte, bey einer jeden Frage alſo auf Gegner, Einwürfe und abweichende Meinungen ein Auge heftete, und faſt nach unſerer Art zu dociren, oder zu beſtreiten anfieng.

Plato hatte für das Maas ſeiner Kräfte zu viel geſammlet, als daß er die mühſam zuſammengeſuchten Kenntniße anderer hätte überſehen, durchdenken und verarbeiten können; beſonders da die Gedanken der meiſten ſeiner Vorgänger, roh, unentwickelt, verwirrt, oder verwirrend waren. Hierzu kam noch, daß er zu viel und zu früh ſchrieb, früher, als er ſein eigenes kleines Syſtem aufgebaut, eine iede Materie im Zuſammenhange mit allen angränzenden Fragen überdacht hatte, und mit ſich ſelbſt über ſeine eigene Meinung recht einig geworden war. Aus dieſer Ueberladung mit zerſtreuender Gelehrſamkeit und ſeiner frühzeitigen Schriftſtellerei muß man ſichs erklären, daß Plato niemals zu einem zuſammenhängenden Syſtem ſeiner Gedanken gelangte, bis ans Ende ſeines Lebens ſelbſt nicht genau wuſte, was er behaupten oder verwerfen ſolte, und nicht ſelten in verſchiedenen Schriften in offenbare Widerſprüche fiel; daß wir endlich in ſeinen Raiſonnements keinen verbindenden Faden wahrnehmen, und noch viel weniger genau beſtimmen können, wo er von zweifelnder Ungewisheit in dogmatiſches Entſcheiden übergeht.

Aus eben dieſen Urſachen laſſen ſich die Art ſeines Vortrags, und die Fehler ſeiner Schreibart ableiten. Er wählte in allen ſeinen Schriften die Dialogiſtiſche Form, nicht blos um dem Sokrates treu zu bleiben, der nie *allein* docirte, ſondern immer mit *andern* ſich unterredete; auch nicht um ſeinen Leſern durch die langſamen Schritte des Dialogs das Fortgehen in den Unterſuchungen deſto leichter zu machen, ſondern vorzüglich deswegen, um das ſchwankende, unbeſtimmte, und nicht genug entwickelte in ſeinen eigenen Gedanken zu verſtecken. — Die gröſten Sprachkenner und Kunſtrichter des Alterthums, Xenophon, Ariſtoteles, Dicäarch und Dionys von Halikarnaß tadelten ſeine Schreibart *) als ungleich, räthſelhaft, ermüdend, weitſchweifig, und dithyrambiſch: Ungleich muſte ſie nothwendig wegen der groſſen Verſchiedenheit der Materien werden, über welche er in verſchiedenen Altern ſeines Lebens ſchrieb. Sie iſt allenthalben unverbeſſerlich, und der Xenophontiphontiſchen Sprache an Süßigkeit und ungeſchmückter alter Einfalt gleich, wo er nach Sokratiſcher Art über Sokratiſche Gegenſtände philoſophirt, wie in vielen von ſeinen kleinen Geſprächen, beſonders der Apologie des Sokrates: ſie verliert aber alle dieſe guten Eigenſchaften, und fällt in die entgegengeſetzten Fehler, ſobald er zu unſokratiſchen Grübeleyen übergeht. Dunkelheit der Sprache konte Plato durchaus nicht vermeiden, weil er über Materien zu ſchreiben wagte, die er von andern unentwickelt ererbt hatte, und ſelbſt aus einander zu wickeln ſich nicht die Mühe nehmen wolte. Sein Parmenides vorzüglich, viele Stellen ſeines Phädrus, Timäus, Phädo, und ſelbſt ſeiner Republik ſind durchaus unverſtändlich, und belohnen dem Leſer die darauf gewandte Mühe nicht. Dunkelheit und Verworrenheit in Begriffen ziehen ganz natürlich Weitſchweifigkeit, und bei Männern von lebhafter Phantaſie dichteriſche Verzierungen und prachtvolle Bilderſprache nach ſich: jene deswegen, weil man ſelbſt fühlt, daß man noch nicht genug geſagt hat, und daher theilweiſe und durch Wiederholungen das auszudrücken ſucht, was man nicht auf einmahl deutlich zu erklären im Stande war; Dieſe, weil man die Unbeſtimtheit allgemeiner Begriffe ſich ſelbſt und andern gerne durch Bilder, Aehnlichkeiten und Gleichniße, die viel zu ſagen ſcheinen, verhehlen möchte.

---

*) Man ſehe Diog. III. 37. 38. 80. et ibi Menag. ferner die vortrefliche Vergleichung des Demoſthenes und Plato vom Dionys, die ein Meiſterſtück von Critik iſt.

Vielleicht würde Plato uns weniger unverſtändlich ſein, oder wir würden wenigſtens die Quellen der für ſeine Leſer ſo beſchwerlichen Fehler beßer entdecken können, wenn uns die Schriften und Raiſonnements derjenigen Männer wären erhalten worden, aus denen Plato ſeine Philoſophie und den Inhalt ſeiner wichtigſten aber dunkelſten Geſpräche ſchöpfte. Allein die Werke der Pythagoräer und Eleatiker, denen Plato am meiſten zu danken hatte, ſind, wenige dunkele, unzuſammenhängende Bruchſtücke ausgenommen, verlohren gegangen: wir ſind daher ganz außer Stand zu beſtimmen, wie viel Plato von den Gedanken, die ihm eigenthümlich zu ſeyn ſcheinen, ſelbſt erfunden, und wo er nur aufgeklärt oder verdunkelt habe. Die vereinten Stimmen des Griechiſchen Alterthums ſagen uns, daß Plato von andern entlehnt, aber auch vieles weitläuftiger ausgeführt habe: fürs erſtere zeugen die Ungleichheit ſeiner Sprache, und die häufigen Widerſprüche in ſeinen Begriffen: allein aus beiden Datis läßt ſich doch ſelten in einem einzelnen Falle beſtimmen, in wie ferne man ihm das Verdienſt der Erfindung und Erweiterung, oder auch die Schuld einer heimlichen Gedanken Entwendung zuzurechnen habe.

Bei keiner andern Schrift des Plato iſt man in einer gröſſern Verlegenheit, wenn es auf die Abſonderung der neuen, ihm eigenthümlichen Gedanken, von den blos entlehnten, und anders woher genommenen Grundſätzen ankommt, als bei ſeinem Timäeus. In dieſem Geſpräch allein finden ſich mehr neue Begriffe, als in allen übrigen Schriften des Plato, wenn neue ſo viel heiſt, als etwas wovon wir in den zu uns gekommenen Fragmenten und Schriften der ältern Philoſophen gar keine Spur antreffen. Unmöglich kann alles, was Plato über die Natur der Gottheit und der Materie, über Welt und deren Urſprung, endlich über die Schöpfung der Götter und Menſchen ſagt, allein von ihm erfunden und von ihm zuerſt gedacht ſein. Dies begreift man leicht, aber mit dieſer Bemerkung wird man ſeine Gedanken doch nie von dem Eigenthume anderer abzuſcheiden im Stande ſein. Ein kurzer aber vollſtändiger Auszug der Hauptgedanken dieſes Geſprächs, und deren Vergleichung mit den Grundſätzen ſeiner Vorgänger über eben die Gegenſtände, ſo viel wir davon wiſſen, wird es am beſten ins Licht ſetzen, wie viel ſonderbares und uns neu ſcheinendes Plato in ſeinem Timaeus vorgetragen habe*).

Von aller Ewigkeit her (S. 28.) waren Gott, der unnambare und unbegreifliche, das beſte und vollkommenſte Weſen, — und die Materie: beide waren nicht mit einander vermiſcht, exiſtirten nicht in einander, ſtanden anfangs auch in keiner Verbindung, oder irgend einem

---

*) Nach der gewöhnlichen Meinung der Critiker und Ausleger des Plato hat unſer Philoſoph ſeinen ganzen Timaeus aus einer viel ältern Schrift genommen, die den Titel führt περι ψυχας κοσμω und den Pythagoräer Timaeus zum Verfaßer haben ſoll. Allein eine Menge von Gründen hat mich ſchon lange von der Unächtheit dieſer Abhandlung überzeugt, die ich hier nicht wiederholen mag, da ein jeder, dem daran gelegen iſt, ſie in der Philologiſchen Bibliothek 1 Bd. 5 Stck. S. 200. u. f. finden kann.

Verhältniſſe, vermöge deſſen die Gottheit auf die Materie gewürkt und Eigentſchaften mitgetheilt, die Materie hingegen von jener gelitten, oder Vollkommenheiten empfangen hätte. Die letztere war (Tom. III. Ed. Serrani p. 49-53.) vor der Einwürkung der Gottheit ein unſichtbares, formloſes Weſen, das gar keine beſtändige, mit ihr unzertrennlich verbundene Eigenſchaften hatte. Sie ſolte das Subſtratum, die Mutter, und Ernährerinn*) aller ſichtbaren, körperlichen Dinge werden, und muſte daher ohne alle Form, und ſelbſtſtändige Eigenſchaften ſein, weil ſie ſonſt nicht entgegengeſetzte Eigenſchaften hätte aufnehmen, und in ungleichartige Körper Geſtalten hätte umgebildet werden können. Sie war alſo weder Feuer, noch Luft, noch Waſſer und Erde, ſondern ein roher Stof, woraus alles dies werden konte, und der die Abdrücke der ewigen Urbilder aller Geſchöpfarten, die in Gottes Verſtande wohnten, gleich leicht anzunehmen im Stande war. Bey dieſer Formloſigkeit oder gänzlichen Beraubung aller derjenigen Eigenſchaften und Geſtalten, die wir in der gegenwärtigen Körperwelt mit unſern Sinnen wahrnehmen,

---

*) ὑποδοχη, μητηρ, τιθηνη, εκμαγειον.

nehmen, war ſie in einem unaufhaltſamen Fluſſe, in einer nie ruhenden unordentlichen Bewegung, die eben Urſache wurde, daß ihre Theile ſich in keine für ſich beſtehende Körper, vielweniger in ganze Arten derſelben ausbilden konten (S. 30.). In dieſem Zuſtande würde ſie ewig geblieben ſein, wenn nicht der Schöpfer und Vater des Ganzen (S. 28.) beſchloſſen hätte ſich ihr zu nähern, und ihre Unordnung und Regelloſigkeit in Ordnung und zweckmäßige Bewegung zu verwandeln. Da Gott die beſte der Urſachen und gar keines Neides fähig war: (S. 29.) da er überdem der Materie alle nur mögliche Vollkommenheiten geben und gar nichts böſes dulden wollte, als was von ihrer Natur unmöglich getrennt, und ſelbſt von der größten Macht nicht gehoben werden *(p.3071) konnte; ſo muſte die daraus erſchaffene Welt nothwendig die beſte aller Welten, die vortreflichſte aller Würkungen werden. Er kante ſie daher nach dem ewigen, unveränderlichen in ihm ruhenden Muſter, und ſuchte ſie durch die Bereicherung ſeiner eigenen nur mittheil-

baren

---

*) Βουληθεις γαρ ὁ Θεος αγαθα μεν παντα, φλαυρον δε μηδεν ειναι ΚΑΤΑ ΔΥΝΑΜΙΝ, ὄυτω δε κ.τ.λ.

baren Eigenſchaften ſich ſelbſt ſo gleich, als möglich, zu machen. Sie würde aber nie alle mögliche Vollkommenheiten erhalten haben, nie das beſte unter den Werken Gottes geworden ſein, wenn er ihr nicht eine vernünftige Seele zur Führerinn und Allbeherrſcherinn gegeben hätte, Er miſchte daher (S. 35.) das untheilbare und ſich ſtets gleich mit dem theilbaren und ſich ſtets verändernden zuſammen, machte aus beiden ein drittes Weſen, und miſchte wieder alle drei mit Gottes Gewalt durch einander, weil das ſtets ungleiche ſich dieſer Vereinigung widerſetzte *). Aus dieſer gewaltſamen aber harmoniſchen Miſchung des ſich ſtets gleichen und untheilbaren mit dem ſich ſtets ungleichen und theilbaren entſtand die Seele der Welt, die als der edlere und beſſere Theil (S. 34.)

---

*) Της ΑΜΕΡΙΣΤΟΥ και ΑΕΙ ΚΑΤΑ ΤΑΥΤΑ ΕΧΟΥΣΗΣ ΟΥΣΙΑΣ, και ΤΗΣ αυ ΠΕΡΙ ΤΑ σωματα γιγνομενης ΜΕΡΙΣΤΗΣ, τριτον εξ αμφοιν εν μεσω συνεκερασατο ουσιας ειδος, της τε ταυτου φυσεως αυ περι και της του ἑτερου, και κατα ταυτα ξυνεστησεν εν μεσῳ του τε αμερους αυτων, και του κατα τα σωματα μεριστου. και τρια λαβων αυτα οντα, συνεκερασατο εις μιαν παντα ιδεαν, την θατερου φυσιν δυσμικτον ουσαν εις ταυτο συναρμοττων βια· μιγνυς δε μετα της ουσιας, και εκ τριων ποιησαμενος ἓν κ. τ. λ.

als die Königinn und Beherrſcherinn des Ganzen vor dem Körper der Welt ward. Er verbreitete ſie nicht blos nach harmoniſchen Zahlen und Verhältniſſen bis in den innerſten Mittelpunkt der Welt, ſondern ſpante ſie auch von außen um den ganzen Körper der Welt her. Nun wurde die Materie das was er ſo oft (S. 31.) κοσμος, ουρανος, nennt: (διακοσμηθεισα:) Nun wurde ſie (S. 30.) ein lebendes vernünftiges Thier, der ſichtbare Innbegriff aller übrigen Thiere und Geſchöpfe, und fieng ſelbſt als Gottheit (S. 36.) das unaufhörliche göttliche Leben an, das keine andere Gränzen, als die Ewigkeit, hat. Gott gab ihr, dieſer einzigen Welt, eine kugelförmige Figur und Bewegung, als die vollkommenſten und beqvemſten unter allen möglichen, (S. 33. 34.) lies ſie aber ohne alle menſchenähnliche Gliedmaßen, die zur Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens oder zur Bewegung nothwendig ſind, weil ſie deren gar nicht nöthig hatte. Als der Vater des Ganzen die Welt als das vollkommenſte Nachbild der Gottheit leben und ſich bewegen ſah, freuete er ſich, (S. 37.) gab ihr eine ewige Dauer, eine jeder äußern und innern Gewalt unüberwindliche Feſtigkeit, die nur allein durch den Willen ihres Schöpfers zerſtört werden kann, und beſchloß endlich ihr noch größere Schönheiten und Vollkommenheiten zu geben. Er ſchuf daher den Himmel und ſeine glänzenden Körper mit Vorzügen der Gottheit, und ſetzte die letzten als Maaßen von Zeit feſt, die das genauſte Nachbild der Ewigkeit iſt, in welcher weder Vergangenheit, noch Zukunft ſtatt findet. Wie und wenn aber, fährt Timäus beim Plato fort, die übrigen göttlichen Naturen, die unſere Väter verehrt, erſchaffen worden, das zu beſtimmen, finde ich für meine Kräfte zu kühn. Am beſten iſt es den Geſetzen zu folgen, und den Ausſprüchen der entfernteſten Vorfahren, als Söhnen und Abkömmlingen der Götter zu trauen, wenn auch gleich dieſer ihre Ausſprüche nicht mit befriedigenden Beweiſen und Urkunden unterſtützt ſeyn ſolten.

Nachdem der höchſte Gott die Welt Seele, und den Himmel erſchaffen hatte, rief er alle von ihm hervorgebrachte Götter vor ſich, und verkündigte ihnen ſowohl ihre künftige Beſtimmung, als die Ausrichtung eines wichtigen Geſchäfts. — Sie ſelbſt waren zwar

(S. 41) ihrer Natur nach nicht unſterblich, ſolten es aber durch ſeinen gnädigen Willen ſein, weil ſie vollkommne Werke ſeiner eigenen Hand wären, und die Zerſtörung des Guten und Vollkommnen ſich mit ſeiner Güte nicht vertrage. — Ihnen habe er die Hervorbringung dreier Arten ſterblicher Geſchöpfe vorbehalten, ohne welche die Welt ſelbſt unvollſtändig ſein, und nicht denjenigen Grad von Vollkommenheit erhalten würde, den er ihr zugedacht habe. Er ſelbſt könne der Schöpfer dieſer vergänglichen Naturen nicht ſein, weil ſie ſonſt den Göttern gleich werden würden. Sie ſolten daher ihre Körper und alles was ſterblich an ihnen ſein würde, hervorbringen: er wolle den göttlichen und unſterblichen Theil bauen. — Nach der Verkündigung dieſes ſeines göttlichen Willens, miſchte er in eben dem Becher, in welchem er die Seele der Welt geſchaffen hatte, deren noch übrig gebliebene Reſte zuſammen, die aber nicht mehr rein, und von einer weniger edlen Natur waren. Aus dieſen Ueberbleibſeln baute er die Seelen der Menſchen, vertheilte ſie durch die himmliſchen Körper als ihre angemeſſene Wohnungen, und machte ſie zuletzt mit der Natur des Ganzen, und den unveränderlichen Geſetzen des Schickſals bekannt. — Anfangs in der erſten Periode ihres Daſeins würden ſie alle einer gleichen Glückſeeligkeit genießen: dann werde aber eine Zeit kommen, wo ſie aus ihren himmliſchen Wohnungen herabſinken und in zerbrechliche eingeſchränkte Körper eingeſchloſſen werden würden. Nach dieſer Verwandlung würden ſie die erſte Claſſe unter den ſterblichen Geſchöpfen, ein eigenes Geſchlecht Gott erkennender und anbetender Thiere ausmachen, aus welchem Zuſtande ſie ſich durch ihre eigenen Verdienſte ſowohl zu den ehemaligen Vorzügen göttlicher Weſen wiederum erheben, aber auch durch eigene Schuld zu noch tiefern Graden der Erniedrigung herabſtürtzen könten. Würden ſie nemlich während ihrer Prüfungs Zeit die ihrer ſterblichen Natur anklebenden unregelmäßigen Leidenſchaften überwinden, und fern von aller Ungerechtigkeit, der Gottheit ſich zu nähern ſuchen, ſo wäre es durch die Geſetze ſeiner Vorſehung oder des Schickſals beſtimmt, daß ſie in ihre verlaſſenen himmliſchen Behauſungen wieder zurück kehren, und das ehemalige Götter Leben wieder anfangen ſollten. Würden ſie hingegen ſich von ſtürmiſchen gehäßigen Leidenſchaften überwältigen, und zu unheiligen Mißethaten verleiten laßen: ſo wäre es eben ſo unwiederruflich entſchieden, daß ſie erſt in weibliche, dann in thieriſche Körper wandern, und ſich in ihnen ſo lange aufhalten ſollten, bis ſie von allen Unreinigkeiten geſäubert, ſich der Wiedereinſetzung in ihre verlohrnen himmliſchen Seeligkeiten wieder würdig gemacht hätten. — Dieſe Geſetze ſeines unveränderlichen Willens machte Gott den Seelen zum voraus kund (S. 48.) damit er an ihrer nachherigen Erniedrigung und Bosheit ganz unſchuldig bliebe.

Nach dieſer Schöpfung der unſterblichen Seelen überlies (69) der Vater der Götter ſeinen erſtgebohrnen Söhnen das Geſchäft, ihnen vergängliche Hütten zu bereiten. Dieſe bauten daher den Seelen ſterbliche Leiber, in welche ſie aber zugleich eine andere Art ſterblicher Seelen hineinwürkten, die Wohnſitze fürchterlicher aber unvermeidlicher Beunruhigungen (παθηματων) waren. Sie enthielten die Wolluſt, die Verführerinn zu den gröſten

Verbrechen: Traurigkeit, Furcht und Kühnheit, endlich den unbändigen Zorn, und die mit der Vorſtellung nichtiger Güter ſich ſchmeichelnde Hofnung. Doch ſcheuten die Götter Söhne, die alle dieſe Leidenſchaften nach den Geſetzen der Nothwendigkeit in ſterblichen Seelen zuſammenmiſchten, den unſterblichen Geiſt damit zu verunreinigen: ſie wieſen ihnen daher ihre Sitze in der Bruſt an, und ſetzten den Hals als die Grenzſcheide feſt, damit ſie nicht nothwendig mit einander vereinigt wären. Eine zwote Klaſſe ſterblicher Seelen, in denen die heftigen Begierden nach Speiſe und Trank, und zur Befriedigung aller körperlichen Bedürfniſſe lagen, banden die Götter als wilde Thiere um die Gegend zwiſchen der Bruſt und dem Nabel wie an Krippen feſt, damit ſie von den Wohnſitzen der unſterblichen Geiſter am meiſten entfernt, und durch die größern Entfernungen gehindert würden, jene nicht unaufhörlich zu beunruhigen. — Dies iſt ein getreuer, aber geordneter Auszug der zerſtreuten Hauptgedanken aus dem Timäus des Plato, in ſo ferne ich ſie zu meinem gegenwärtigen Zwecke brauche.

Es muß einem jeden Kenner der Griechiſchen Philoſophie von ſelbſt auffallen, daß dieſe Hauptgedanken des Timäus wenigſtens eben ſo neu als ſonderbar ſind, neu in der Bedeutung genommen, in welcher ich das Wort oben beſtimmt habe. Der erſte Philoſoph Kleinaſiens läugnete zwar nicht das Daſein der Gottheit, allein er überlies, wie wahrſcheinlich auch die älteſten Pythagoräer die Lehre von den Göttern den Theologen und Dichtern ihres Volks, weil *) er vielleicht wie Plato es für ſchwer hielt, den großen Gott zu finden, und wenn er ihn gefunden hätte, für ganz unmöglich, ihn allen Menſchen ohne Unterſchied bekannt zu machen. Noch andere Philoſophen aus Jonien und Grosgriechenland identificirten die Gottheit entweder mit einzelnen würkſamen Elementen der Natur, als Luft und Feuer, oder auch mit dem unermeßlichen Welt-Eins. Endlich entſtunden unter den Eleatikern Denker, welche das Daſein einer Gottheit öffentlich oder verſteckt läugneten, und an deren Stelle, Glück,

---

*) Τον μεν ουν ποιητην και πατερα τουδε του παντος εὑρειν τε εργον και εὑροντα, εις παντας αδυνατον λεγειν.

Glück, Zufall, Ohngefähr und Nothwendigkeit ſetzten, oder auch ohne Zurückhaltung geſtanden, daß ſie gar nicht wüßten, ob und was eine Gottheit ſei. Nur allein Anaxagoras und Sokrates gaben den Griechen zuerſt, ſo viel wir wiſſen, würdigere und weniger entheiligende Begriffe von der Gottheit. Jener hielt ſie für ein von der Materie getrenntes unvermiſchtes Weſen, das von ihr gar nicht leide, aber die zahlloſen durch einander geworfene Elemente von einander geſondert, und in verſchiedene Körperarten umgebildet habe. Dieſer pries die Gottheit als ein über alle menſchliche Begriffe erhabenes Weſen, das mit überſchwenglicher Macht die Welt zu einer herrlichen Wohnung glücklicher Geſchöpfe zubereitet habe, das mit ſeiner Vorſehung nicht blos über Arten, ſondern auch Individua walte, und vorzüglich den Menſchen zu ſeinem Lieblinge, zum Herrn der Erde und der übrigen Thiere erkohren habe. So vortrefflich Sokrates die großen Eigenſchaften der Gottheit aus einander ſetzte; ſo ein tiefes Stillſchweigen beobachtete er über das Subſtratum, in welchem alle Vollkommenheiten dieſes unſichtbaren Weſens vereinigt wären. Plato und

Xenophon ſagen uns beide nicht, wie Sokrates ſich die Subſtanz der Gottheit gedacht, ob er ſie für körperlich oder unkörperlich gehalten, von der Materie getrennt, oder auf irgend eine Art mit ihr vereinigt geglaubt habe? ob er Feuer, Luft, Aether, oder ſonſt ein anderes Element zum Vehiculo der Gottheit angenommen? wie und wann ſie die Welt gebauet, und was für einen Stoff ſie vor ſich gefunden habe. — Sokrates zählte vielleicht alle dieſe Fragen zu den unnützen Unterſuchungen, die über unſere Kräfte wären, und nichts zur Erleuchtung unſers Verſtandes oder zur Beſſerung unſers Herzens beitrügen.

Wenn wir die Gedanken dieſer Philoſophen vor dem Plato zuſammennehmen, und mit deſſen Hauptgrundſätzen im Timäus vergleichen; ſo werden wir die letztern faſt alle neu und eigenthümlich finden. Er trennte nicht blos wie Anaxagoras den höchſten Gott von der Materie: er gab ihm ein Weſen und ſolche Eigenſchaften, die denen der Materie ganz entgegengeſetzt waren. Er hielt die Materie nicht blos für ewig, ſondern für einen nakten, aber unruhig bewegten Stoff aller der weſentlichen Eigenſchaften, die wir, als von jedem zuſammengeſetzten Dinge unzertrennlich denken, beraubt war. — Er lies den unordentlichen Weltſtoff nicht blos ordnen, ſondern ihm auch **Eigenſchaften** mittheilen, die er vorher nicht gehabt habe: Er lies durch die Vermittelung der Gottheit aus einer rohen Materie nicht blos eine Welt, eine gute Welt, ſondern die beſte unter allen entſtehen, die aus einem ſolchen Stoffe nur gemacht werden konnte. Ihm war die Welt nicht blos ein Innbegriff lebloſer, empfindender und denkender Geſchöpfe, ſondern ſelbſt ein empfindendes, weiſes, göttliches Thier: von einer groſſen göttlichen Seele durchdrungen und umgeben, die aus den Vollkommenheiten der ſchaffenden Gottheit und den Unvollkommenheiten der leidenden Materie zuſammengeſetzt war. Er hielt die Geſtirne vielleicht nicht zuerſt für Götter, und Söhne der höchſten Gottheit, aber gewiß zuerſt für Unterſchöpfer unter der Aufſicht des großen Vaters der Welt. Vor dem Plato hatte man die Seelen der Menſchen für unſterblich und göttlichen Urſprungs gehalten: er war aber, ſo viel wir wiſſen, der erſte, welcher glaubte, daß die Seelen der Menſchen gleich beim Anbeginn der Welt erſchaffen worden, und einerlei Natur mit der Seele des Ganzen ſein. Plato war es nemlich, der den unſterblichen Geiſtern von untergeordneten Göttern ſterbliche Leiber, und zwo verſchiedene ſterbliche Seelen anerſchaffen lies, deren jeder er einen beſondern Siz anwies.

Plato mag übrigens das, was er durch den Mund des Timäus ſagt, von andern entlehnt, oder ſelbſt erfunden haben; ſo iſt es ausgemacht, daß er alle vorgetragenen Säze willkührlich, ohne ſie durch Beweiſe zu unterſtüzen, annimmt, oder höchſtens, daß eine Sache ſei, daraus beweiſt, weil ſie ſeiner Meinung nach gar nicht anders ſein könne. Seine Säze ſind aber nicht blos unbewieſen und willkührlich, ſondern auch, wenigſtens ein Theil davon ſo dunkel und unverſtändlich ausgedrückt, daß man mit der gröſten Aufmerkſamkeit ſeine Meinung kaum zu errathen im Stande iſt.

Keine Stelle im ganzen Timäus trifft dieſer Vorwurf mehr, als diejenige, wo er die Entſtehung der Weltſeele erklärt, und zu gleicher Zeit vom Urſprunge des Uebels und der Unſchuld der höchſten Gottheit Rechenſchaft zu geben ſucht. „Gott, heißt es, miſchte das untheilbare mit theilbarem, das ſich ſtets gleiche mit ſich immer veränderndem, gewaltſam aber doch harmoniſch, zuſammen, und brachte aus dieſer Miſchung die Seele des Ganzen hervor. — Ueber den Sinn dieſer Worte waren die Platoniker vom Xenokrates an bis auf die ſpäteſten Nachfolger in mehrere Partheyen geſpalten: Sextus führt ſie wider die Grammatiker (I. 301.) als ein Beiſpiel an, an dem ſie ihre ganze Kunſt zu entziffern und auszulegen vergeblich verſuchen würden, und ſetzt hinzu, daß alle Platoniker ſie gerne mit Stillſchweigen übergiengen, weil ſie von jeher an ihrer richtigen Erklärung verzweifelt hätten.

Ueber das, was Plato das Untheilbare und ſich ſtets Gleiche nennt, waren alle unter einander einig: ſie erklären beides für Eigenſchaften der höchſten Gottheit, die der Materie mitgetheilet worden. Allein ſie fiengen alle an zu ſtutzen oder von einander abzugehen, wenn es auf die Erklärung des Theilbaren und ſtets Ungleichen ankam. Einige hielten beide Ausdrücke für gleichgeltend mit Materie, wie Plotin und Porphyr unter den Alten (Stob. Ecl. Phyſ. I. c. 40.) und Cudworth (c. IV. §. 13.) und Caſaubon (ad Diog. III. 22.)

unter den Neuern; andere behaupteten, daß Plato unter den ungleichen und theilbaren etwas von der Materie verſchiedenes, nemlich eine ewige unvernünftige, ſich und die Materie unordentlich bewegende Seele verſtanden habe, deren Zügelloſigkeit die höchſte Gottheit gebändigt, und durch die Einmiſchung mit ſeinen Vollkommenheiten zur göttlichen Weltſeele umgebildet habe. Dieſe Auslegung hat die meiſten Vertheidiger unter den Alten ſowohl als Neuen gefunden. Zu Jenen gehören Atticus, Numenius, Chalcidius (Stob. l. c. et Chalc. in Timaeum c. 2. §. 30. et c. 13. §. 29.) beſonders aber, Plutarch in ſeiner Abhandlung von dem Urſprunge der Weltſeele nach dem Plato; unter den Neuern ſind Mosheim in ſeinen Anmerkungen zur angeführten Stelle des Cudworth und Brucker merkwürdig. — Beide Partheyen von Auslegern erklären den Urſprung des Böſen nach dem Plato auf ganz verſchiedene Arten. Jene läugneten durchaus alles abſolut und poſitiv Böſes, hielten alle Uebel für weiter nichts als Beraubungen des Guten, und dieſe Beraubung leiteten ſie endlich aus der Unfähigkeit der Materie her, mehrere Vollkommenheiten der Gottheit aufzunehmen

men oder ſich mittheilen zu laſſen. — Dieſe hingegen glaubten, daß die nackte formloſe Materie für alle Arten von göttlichen Eigenſchaften unbegränzte Empfänglichkeit würde gehabt haben, wenn ſie nicht von einer unvernünftigen Seele wäre bewegt worden, die die Gottheit eben ſo wenig als die Materie aus nichts ſchaffen, aber auch nicht ganz vertilgen oder überwinden konte. Sie ſahen daher alle Uebel in der Welt, als Ueberbleibſel dieſer unvernünftigen ewigen Seele an, deren regelloſe Bewegungen ſelbſt die höchſte Gottheit nicht ganz zu heben im Stande geweſen wäre.

Plutarch vertheidigt ſeine Auslegung mit außerordentlichem Scharfſinn, und führt zur Bewährung der Meinung: daß Plato die ewige Materie von einer gleich ewigen unvernünftigen Seele habe bewegen laſſen, mehrere Beweisgründe an, die ich erſt ausziehen und nachher aus dem Plato ſelbſt prüfen werde.

Nach dem Plato (ſagt Plutarch Tom. II. p. 1014.) war die Welt nicht ewig, ſondern ein Werk des höchſten Gottes. Ihn nennt er daher die beſte der Urſachen, wie die Welt die beſte der Würkungen. Der Stoff der Welt aber war nicht entſtanden, ſondern ewig, und immerdar bereit, ſich vom Welt-Schöpfer ordnen, und Vollkommenheiten mittheilen zu laſſen. Die Welt ſelbſt entſtand nicht durch göttliche Kraft aus Nichts, ſondern aus einer vorhandenen Materie, die aber unförmlich und ungeordnet war. Dieſen Zuſtand des ewigen wüſten Weltſtofs nennt er ακοσμια und ſetzt ihn nicht in eine gänzliche Beraubung aller Würklichkeit, ſondern in Unordnung und unruhige Bewegungen deſſen, was da war. Die Urſache von beiden war eine unvernünftige Weltſeele, die von Ewigkeit her in der Materie wohnte, und durch ihre nie ruhende Thätigkeit das Entſtehen fortdaurender zweckmäßiger Körper hinderte. So wenig Gott aus etwas ganz unkörperlichem die ſichtbare Körperwelt hervorbrachte; eben ſo wenig machte er aus etwas ganz Seelenloſen die groſe Seele des ganzen Univerſums. Künſtler ſchafſen weder Töne noch Bewegungen: aber Uebereinſtimmungen in Tönen und Harmonie in Bewegungen können ſie hervorbringen. Eben ſo fand Gott Solidität in der Materie, Bewegungskraft und Empfindlichkeit in der Seele vor ſich: Allein jene war dunkel und zerrüttet: dieſe unvernünftig und zügellos. Als daher die Gottheit aus beiden das vollkommenſte Weltthier bauen wollte: gab er der Materie Ordnung und Beſtandheit: der Seele aber Vernunft und Weisheit. Plato bezeichnet die letztere mit mehrern Namen: Im Philebus nennt er ſie eine gänzliche Beraubung der Harmonie und Vernunft, ein Weſen, das immer zu viel und zu wenig thäte, und in Zwietracht und Ungleichheit weder Maas noch Ziel beobachtete. Im Timäus nennt er ſie das Theilbare und ſtets Ungleiche, an mehrern Orten Nothwendigkeit, in den Geſetzen endlich mit klaren Worten die unbändige und unvernünftige Seele.

Plato (fährt Plutarch S. 1015. fort) muß unter dem, was er bald Nothwendigkeit, bald eine Beraubung der Vernunft und Ordnung, bald noch anders nennt, nothwendig eine unvernünftige mit der formloſen Materie gleich ewige Weltſeele verſtanden haben, weil er ſonſt nicht von Widerſtande, den der Weltſchöpfer gefunden, nicht von der Ungeneigtheit der Materie gegen die Mittheilung der göttlichen Vollkommenheiten hätte reden können. Die Materie war ſeinen wiederholten Ausſprüchen nach ganz leidend, ohne alle weſentliche Eigenſchaften, und gegen alles, was der Weltſchöpfer ihr mittheilen wollte, gleich empfänglich. Die der Materie anklebende Widerſpenſtigkeit, aus welcher er die eigene Bewegung der Planeten vom Abend gegen Morgen erkläret, kann nicht aus ihr ſelbſt, ſondern allein aus einem von ihr verſchiedenen, aber doch mit ihr verbundenen Weſen erläutert werden. — Ohne ein ſolches unvernünftiges Weſen würde Plato den Urſprung des Böſen gar nicht auf eine genugthuende Art haben angeben können. Wenn anders die Materie eine uneingeſchränkte Empfänglichkeit für alle Arten von Formen und Eigenſchaften, und die Gottheit unbegränzte Macht und Güte hatte: woher denn ſo viele Uebel, da jene alles leiden, und dieſer alles thun konnte? Plato würde dieſe Schwierigkeit niemals haben auflöſen können, wenn er nicht mit der leidenden Materie eine unruhige Seele verbunden hätte, die den gütigen Abſichten Gottes und der Mittheilung ſeiner Eigenſchaften Schranken ſetzte, und von ihm zwar gebeſſert, aber nicht ganz vernichtet werden konnte. Mit dieſer Wendung fielen alle Widerſprüche weg, die ſonſt unmittelbar aus ſeinen Grundſätzen gefolgt wären.

Wenn man aus dem Syſtem des Plato, den Satz von einer ewigen unvernünftigen Seele wegnimmt; ſo iſt man außer Stand, dieſen großen Philoſophen gegen den Vorwurf des offenbarſten Widerſpruchs zu retten, den man kaum einem trunkenen Sophiſten, viel weniger dem Plato in ſeinem durchdachteſten Raiſonnement aufbürden kann. Er nennt die Seele des Ganzen bald ewig, und bald in der Zeit entſtanden: und würde ſich alſo des ungereimteſten Widerſpruchs ſchuldig gemacht haben, wenn er beides von einer und eben derſelben Seele geſagt hätte. Allein er verſtand unter der ewigen die unvernünftige unerſchaffene Seele der wüſten Materie: unter der *entſtandenen* aber die Seele der Welt, die aus jener unvernünftigen und die durch Gott mitgetheilten Vollkommenheiten der Vernunft und Weisheit gemiſcht war.

Diejenigen, (ſagt Plutarch 1022. 23.) welche glauben, daß Gott nach dem Plato die Seele der Welt aus der Materie und ſeinen eigenen göttlichen Eigenſchaften zuſammengeſetzt hatten, irren offenbar. Er nennt die Materie das Subſtratum aller Dinge, die allgemeine Mutter, und Ernährerinn alles deſſen, was aus ihr nachher erſchaffen worden: allein, nie giebt er ihr den Namen des theilbaren Weſens (της περι τα σωματα μεριστης) worunter er nichts anders, als eine von der Materie verſchiedene unvernünftige Seele verſtanden haben kann.

Wenn Plato ferner nicht außer der Materie eine unvernünftige Seele angenommen, und dieſe mit dem Namen des theilbaren Weſens bezeichnet hat; ſo ſind Entſtehung der Welt und der Weltſeele völlig einerlei, da Plato doch beide ſehr ſorgfältig von einander zu unterſcheiden ſucht. Sie entſtanden nach dieſer Vorausſehung beide aus Materie, und den mitgetheilten göttlichen Eigenſchaften, und waren alſo als Würkungen gleicher Urſachen zu gleicher Zeit da, da hingegen bei der Plutarchiſchen Auslegung zur Entſtehung der Weltſeele gar keine Materie, zum Bau der Welt hingegen Materie nothwendig erfordert ward. Gott miſchte mit der unvernünftigen ewigen Seele der Materie Vernunft und Weisheit, und daraus entſtand zuerſt Weltſeele: er breitete dieſe Weltſeele aus durch die ganze unförmliche Materie, und da ward erſt körperliche ſichtbare Welt.

Endlich läßt ſichs (ſagt Plutarchus) gar nicht erklären, woher die Seele der Welt, und die aus gleichem Stoffe geſchaffenen menſchlichen Seelen *) die Gabe zu empfinden, und ſchwächere Empfindungen oder Bilder der Phantaſie zuſammenzuſetzen erhalten hätten, wenn man nicht eine ewige unvernünftige Seele, die beides hatte, annimmt. Von der Gottheit konnte die Seele der Welt dieſe Eigenſchaften nicht erhalten haben, weil die dergleichen nicht beſitzt: von der Materie noch weniger, weil dieſe ohne alle Eigenſchaften war. Es bleibt alſo nichts übrig, als die Fähigkeit zu empfinden, zu imaginiren, und aus einzelnen Empfindungen und Bildern zu ſchließen, aus einer unvernünftigen Seele abzuleiten.

Wenn man alle Gründe des Plutarchs für das Daſein einer unvernünftigen Seele überſieht; ſo ſcheint gar keine Wahl unter beiden Auslegungen mehr übrig zu ſein, ſo ſehr hat die

---

*) Ποθεν ουν εσχεν ἡ ψυχη την ΑΝΤΙΛΗΠΤΙΚΗΝ ΤΟΥ ΑΙΣΘΗΤΟΥ και ΔΟΞΑΣΤΙΚΗΝ ταυτην κινησιν ἑτεραν της νοητικης εκεινης, και τελευτωσης εις επιστημην, εργον ειπειν, μη θεμενους βεβαιως, ὅτι νυν ουχ ἁπλως ψυχην, αλλα κοσμου ψυχην συνιστησιν εξ ὑποκειμενων της τε κρειττονος ουσιας και αμεριστου, και χειρονος, ἡν περι τα σωματα μεριστην κεκληκεν. κ. τ. λ.

die des Plutarchs beim erſten Anblick das Uebergewicht. Allein alle ſeine Beweiſe ſtützen ſich am Ende doch auf den Gedanken: daß Plato eine ſolche unvernünftige Seele behauptet habe, weil er ſie behaupten mußte, wenn er ſich nicht mehrerer Widerſprüche ſchuldig machen wollte. Dieſe Art zu ſchließen darf man deswegen beim Plato nicht annehmen und zugeben, weil er ſo viele dunkele Begriffe hatte, deren Verbindungen, Widerſprüche und Folgerungen er eben ihrer Dunkelheit wegen nicht alle einſah, — und Plato auch ſonſt von Widerſprüchen nicht ganz frei iſt. Bei einem ſolchen Schriftſteller als Plato, war ſehr leicht möglich, daß er zu der Zeit, als er ſeinen Timäus ſchrieb, ſich ſelbſt ſeine Begriffe noch nicht genug entwickelt, und für keine von beiden Meinungen, von welchen hier die Rede iſt, entſchieden hatte: daß er ferner noch lange nachher zwiſchen ihnen ſchwankte, ſich bald zur einem, bald zur andern neigte, und zuletzt erſt in einer ſeiner ſpäteſten Schriften, diejenige, die Plutarch ihm zuſchreibt, ohne weitere Bedenklichkeit annahm. Plutarch dachte nicht daran, daß er Recht haben konnte, ohne daß die Vertheidiger der entgegen geſetzten Meinung ganz Unrecht hatten.

Plato hat eben die Fragen von der Materie, der Weltſeele, und dem Urſprunge des Böſen, die er in ſeinem Timäus vorzüglich abhandelt, noch in zwoen andern Stellen beiläufig berührt, nemlich in ſeinem πολιτικος (Op. T. II. 269 u. f. S.) und im zehnten Buch von den Geſetzen (Tom. II. p. 896 u. f.) in welchen Stellen aber, ſo viel ich urtheilen kann, er ſich nicht gleich zu ſein ſcheint.

Der große Gott (heißt es in der erſten Stelle) leitet das ganze Univerſum in ſeinen Bewegungen: überläßt es aber doch zu gewiſſen Zeiten ganz ihm ſelbſt, und ſeinen eigenthümlichen Umwälzungen. So bald die Gottheit ihre lenkende Hand von dieſer Welt zurückzieht; bewegt ſie ſich, ungeachtet ſie Empfindungen und Vernunft von ihrem Schöpfer erhalten hat, nach ganz entgegen geſetzten Richtungen, und zwar vermöge einer ihr urſprünglich und nothwendig beiwohnenden Kraft *). Eine unwandelbare Gleichheit, ein unveränderliches Fortdauren in demſelbigen Zuſtande kommt nur dem erhabenſten und göttlichſten aller Weſen zu, zu welchen man zuſam-

---

*) Τουτο δε αυτῳ το ανάπαλιν ιεναι, δια ΤΑΔ' ΕΞ ΑΝΑΓΚΗΣ ΕΜΦΥΤΟΝ γεγονε.

zuſammengeſetzte Dinge oder Körper gar nicht zählen darf, weil ſie von einer ganz andern Art ſind. Das was wir Welt oder Weltgebäude nennen, iſt freilich vieler herrlichen Eigenſchaften durch die Güte ihres Schöpfers theilhaftig geworden, allein es entſtand doch auch aus zuſammengeſetztem, theilbarem Grundſtoffe, und kann daher nie aller Veränderung, aller unregelmäßigen Bewegung los werden *). Der höchſte Gott iſt es alſo nicht, der der Welt zwo entgegen geſetzte Bewegungen giebt: viel weniger darf man zweene entgegen geſetzte Götter annehmen, die die Welt nach verſchiedenen Richtungen zu verſchiedenen Zeiten herumwälzten: ſondern man muß die eine regelmäßige und gewöhnliche Bewegung von eben der göttlichen Urſache ableiten, die der Welt Leben und Unſterblichkeit gab, die entgegengeſetzte und ungewöhnliche aber aus einem urſprünglichen, und von der Gottheit nicht empfangenen Principio der Selbſt-

---

*) Ὃν δε ΟΥΡΑΝΟΝ και ΚΟΣΜΟΝ επωνομακαμεν, πολλων μεν και μακαριων παρα του γεννησαντος μετειληφεν, αταρ ουν δε κεκοινωνηκε γε και ΣΩΜΑΤΟΣ. ὅθεν αυτῳ μεταβολης αμοιρῳ γιγνεσθαι δια παντος αδυνατον.

Selbſtbewegung, das ſich ſogleich äußert, wenn die Gottheit die Welt ihr ſelbſt überläßt. Er beſchreibt die Würkungen dieſer ſelbſtſtändigen Weltbewegung einige Seiten hindurch, und ſetzt endlich S. 273. hinzu *): die Urſache davon ſind die körperlichen Beſtandtheile der Welt, und die dem Urſtoffe anklebende Kraft, wodurch er von ſeiner Einrichtung durch die Gottheit unregelmäßig herumgetrieben wurde. Alles was gut und ſchön in der Welt iſt, hat ſie von Gott, ihrem Schöpfer: alle Leiden und Miſſethaten hingegen, die ſich im Himmel und auf Erden finden, ſtammen von jener urſprünglichen Beſchaffenheit (ἑξις) der Materie ab, die ſich bis durch alle Arten von Thieren fortgepflanzet hat.

Wenn der Timäus allein aus den angeführten Stellen dieſes Geſprächs erklärt wer-

---

*) Τουτων δε αυτω ΤΟ ΣΩΜΑΤΟΕΙΔΕΣ ΤΗΣ ΣΥΓΚΡΑΣΕΩΣ αιτιον, το ΤΗΣ ΠΑΛΑΙ ποτε ΦΥΣΕΩΣ ΣΥΝΤΡΟΦΟΝ, οτι πολλης ην μετοχος αταξιας, πριν εις τον νυν κοσμον αφικεσθαι. Παρα μεν γαρ του συνθεντος παντα καλα κεκτηται· παρα δε της εμπροσθεν ἑξεως ὁσα χαλεπα και ἀδικα εν ουρανω γιγνεται, ταυτα εξ εκεινης αυτος τε εχει και τοις ζωοις εναπεργαζεται.

den müßte, ſo würde Plutarch ohne Widerrede ſeine Auslegung aufgeben müſſen. Plato redet hier nirgends von einer unvernünftigen, ewigen, in der Materie wohnenden, aber doch von ihr verſchiedenen Seele: ſondern leitet alles Böſe aus der zuſammengeſetzten Natur der Materie, oder einer nothwendig und unzertrennlich mit ihr verbundenen Kraft und Eigenſchaft ab. Er giebt auch nicht durch den kleinſten Wink zu erkennen, daß dieſe Kraft oder Eigenſchaft, oder Principium von Selbſtbewegung, ein lebendes empfindendes Weſen ſei; vielmehr ſagt er ausdrücklich, daß Gott der Welt zuerſt Leben mitgetheilt habe, und daß man iene Kraft nicht für eine dem Weltſchöpfer entgegen würkende Gottheit halten müſſe. Entweder vergaß Plato, da er dies Geſpräch ſchrieb, daß er an unzähligen andern Orten ſeiner Schrift die Materie für ganz unförmlich, und aller Eigenſchaften beraubt, erklärt hatte: oder er hielt, was mir wahrſcheinlicher vorkommt, unordentliche Bewegung, und ein ſelbſtſtändiges Principium derſelben nicht für eine Eigenſchaft (ποιοτης). Zu verwundern iſt es, daß Plato ſich periodiſche Entfernungen der Gottheit von der Regierung der

Welt denken konnte, ohne die geringſten Beweiſe für eine ſo ſonderbare und gar nicht tröſtende Meinung beizubringen.

Ganz anders redet Plato im zehnten Buche ſeiner Geſetze. Wenn die Seele der Welt älter iſt als ihr Körper (läßt er eine der redenden Perſonen ſagen) ſo müſſen auch die Eigenſchaften und Werke der Seele vor denen des Körpers entſtanden ſein. Denkarten und Sitten alſo, Entſchließungen, Raiſonnements, und wahre Meinungen, endlich Entwürfe und Erinnerungen müſſen vor Ausdehnung, Breite, Tiefe und andern Eigenſchaften der Körper hergegangen ſein. Und wenn ſie anders den Grund von allem, was geſchieht, in ſich enthält; ſo muß ſie die Urſache von allem Guten und Schönen, Böſen und Häßlichen, von Recht und Unrecht, kurz von allen entgegengeſetzten Beſchaffenheiten ſein. — Nothwendig aber muß man mehrere und nicht weniger, als zwo Seelen annehmen *), eine wohlthätige, die die Quelle alles Guten und Schönen iſt, und eine bösartige, die der erſtern guten entgegen handelt. — Er ſetzt hinzu, daß die Aeußerungen ihrer

---

*) Δυοιν μεν γε που ελαττον μηδεν τιθωμεν της τε ΕΥΕΡΓΕΤΙΔΟΣ και της ΤΑΝΑΝΤΙΑ δυναμενης ΕΞΕΡΓΑΖΕΣΘΑΙ.

ihrer Kräfte die Urſachen aller Eigenſchaften und Thätigkeiten der Körperwelt wären.

Wenn man dieſe letzte Stelle allein läſe; ſo könnte man keinen Augenblick anſtehen der Plutarchiſchen Meinung beizutreten, und zu glauben, daß Plato vor der Weltſchöpfung eine ewige unvernünftige Seele mit der Materie vereinigt geglaubt habe. Sie zeigt wenigſtens, daß Plutarchs Auslegung nicht bloße Hypotheſe ſei, vielleicht noch, daß Plato ſich bei der Meinung von einer unvernünftigen Weltſeele zuletzt beruhigt habe, weil er hier am deutlichſten und beſtimmteſten redet: allein ſie beweiſt nicht, was Plutarch darzuthun ſucht, daß Plato die entgegen geſetzte Meinung nie gehabt habe und haben konnte, daß in der ſeinigen widerſprechende Auslegung alſo ungegründet ſei, und gar keine Zeugniſſe aus dem Plato vor ſich habe. — Ein neues Beiſpiel zu der alten Bemerkung, daß man einem Schriftſteller, dergleichen Plato war, nicht deswegen die vernünftigſte Meinung zuſchreiben müſſe, weil er ſich ſonſt widerſprechen würde, und daß man ferner die Meinung eines Philoſophen nicht aus einer Stelle, ſondern aus allen zuſammen genommen beurtheilen müſſe.

Die Platoniſche Lehre vom Urſprunge des Böſen iſt, Kleinigkeiten ausgenommen, mit Leibnitzens Hypotheſe von der beſten Welt, im Grunde einerlei. Gott (ſagte Plato) als das mächtigſte und gütigſte Weſen theilte der unordentlichen rohen Materie alle Vollkommenheit mit, deren ſie fähig war: die Welt wurde die beſte der Würkungen, wie Gott die beſte der Urſachen war. Er ſchloß aus der höchſten Macht und Güte Gottes auf die Nothwendigkeit der nur möglichen größten Vollkommenheit des Weltgebäudes: und behauptete, daß das, was wir Uebel nennen, entweder aus unüberwindlichen Unvollkommenheiten der Materie, oder aus einer nicht ganz zu hebenden Widerſpenſtigkeit eines ewigen unvernünftigen Principiums herrühre. Es war ſeinen Grundſätzen nach unmöglich, aus einer ſolchen Materie etwas beſſeres und vollkommneres, als dieſe Welt iſt, zu ſchaffen: an ihren Fehlern iſt alſo weder Mangel der Macht, noch des guten Willens ihres Schöpfers Schuld: Gott legte ſie nicht ſelbſt in die Materie hinein, ſondern duldete ſie als Ueberbleibſel der urſprünglichen Unordnung, die der Materie ſelbſt durch die höchſte göttliche Macht nicht genommen werden konnten.

Wenn anders (ſo ſchloß Leibnitz) die Gottheit das iſt, wofür wir ſie alle halten, das weiſeſte, mächtigſte, gütigſte Weſen; ſo muß dieſe Welt nothwendig die beſte unter allen Welten ſein. Eben dieſes, daß ſie wurde, noch iſt und fortdauert, iſt ein unwiderleglicher Beweis, daß unter allen möglichen Welten, deren Plane in Gottes Verſtande von Ewigkeit her exiſtirten, keine der Erſchaffenen an Schönheit und Güte beikam. Gott würde, wenn eine beſſere möglich geweſen wäre, dieſe beſſere durch ſeine Weisheit erkannt, vermöge ſeiner Güte gewählt und durch ſeine Macht hervorgebracht haben. — Aber auch die beſte der Welten enthielt doch immer nur *endliche, eingeſchränkte* Weſen, die bei ihrer zarten Empfindlichkeit leiden, bei ihren eingeſchränkten Erkenntniß Fähigkeiten, das Wahre mit dem Falſchen, das Gute mit dem Böſen vertauſchen, und durch Irrthum alſo in Schwachheiten oder Laſter verſinken konnten: Selbſt die von allen erſchaffenen Weſen unzertrennliche Endlichkeit (mal metaphyſique) zog viele moraliſche und phyſiſche Uebel unvermeidlich nach ſich. Alle dieſe Uebel konnte die Gottheit nicht zurückhalten oder vertilgen, ohne die

Welt, ewig unerſchaffen zu laſſen, oder gleich nach ihrer Entſtehung wiederum ins alte Nichts zurück zu ſtürzen: ohne ſie konnte alſo die beſte der Welten nicht ihr Daſein erhalten, mit ihnen würde auch ſie unausbleiblich zerſtört worden ſein.

Plato und Leibnitz zogen aus denſelben Begriffen und Vörderſätzen dieſelbigen Folgerungen, und widerlegten gemeinſchaftliche Vorwürfe auf einerlei Art. Wenn man an die Stelle der Platoniſchen Erbauung der Welt aus vorhandener Materie, die Leibnitziſche Schöpfung aus nichts ſetzt; ſo wird man ſchwerlich weiter beträchtliche Unterſchiede ihrer Gedanken entdecken können. Viele alte Philoſophen würden bei einer genauern Vergleichung gefunden haben, daß Plato eben durch die Behauptung einer ewigen Materie einen großen Vortheil über Leibnitz gewonnen: daß er nemlich in einer weniger gezwungenen Bedeutung als Leibnitz ſagen konnte: Gott ſei an allem Uebel in der Welt unſchuldig, er habe das Uebel nicht ſelbſt erſchaffen, ſondern nur zugelaſſen und geduldet. Die Zulaſſung des Böſen in Leibnitzens Verſtande würde ihnen weiter nichts geſagt haben, als daß Gott die

Welt nicht um dieſes Böſen willen erſchaffen, oder das Böſe zu einer ſeiner Hauptabſichten gemacht habe; ſie würden ſich aber ſchwerlich haben bereden laſſen, daß Gott alle endliche Weſen aus nichts erſchaffen habe, und doch weder die Urſache ihrer Eingeſchränktheit, noch deren Folgen genannt werden könne. Beim Plato würden ſie dieſe Schwierigkeiten nicht gefunden haben, weil ſein Gott nicht ſchuf, ſondern etwas vorhandenes beſſerte, den Dingen nicht ihr ganzes Weſen gab, ſondern ihre Natur vervollkommte, endlich der Welt alles was ſie ſchönes und gutes in ſich enthalte, mittheilte, und nur diejenigen Mängel übrig ließ, die ſich von ihrer Natur ſelbſt durch die Finger der Allmacht nicht trennen ließen.

Jch kann dieſe Abhandlung nicht endigen, ohne kurz einige ſonderbare Einwürfe zu berühren, die Bayle (Art. Epicure Lit. S.) im Namen des Epikurs wider die Grundſätze des Plato vorgebracht hat.

Wenn man, ſagt dieſer Philoſoph, einmal voraus geſetzt hat, daß die Materie oder der Weltſtoff unerſchaffen und von keiner Gottheit aus Nichts hervorgezogen ſei; ſo iſt es viel weniger ungereimt zu ſagen, daß die Gottheit die Welt weder vormals geordnet habe, noch gegenwärtig regiere, als zu behaupten, daß eine unerſchaffene Materie, von ihr geordnet worden, und noch jetzo regieret werde. Jene iſt Epicurs, dieſe Platos Meinung, welche letztere zwar frömmer, aber ungegründet und ſich ſelbſt widerſprechend iſt. Wenn die Materie als ein unabhängiges Weſen von Ewigkeit her exiſtirte (konnte Epikur den Plato fragen) was für Recht hatte Gott ſich ihrer zu bemächtigen, und ſie in einen andern Zuſtand zu verſetzen, als in welchem ſie vorher geweſen war. That er es bloß, weil er der ſtärkere war; ſo verfuhr er als Tyrann, der Gewalt für Recht gelten ließ: that er es aber aus Güte, blos um der Welt eine größere Vollkommenheit zu geben, als ſie vorher gehabt hatte; ſo entſchuldigt ſelbſt dieſe gute Abſicht ſeine Gewaltthätigkeit nicht. Der größte Menſchenfreund iſt nicht berechtigt ſich ungerufen in die Angelegenheit ſeines Nachbaren einzudrängen, wenn er auch noch ſo feſt von der Güte ſeines Vorſatzes überzeugt iſt. — Vernünftige Künſtler fangen nicht eher an Materialien zu bearbeiten, bis ſie ihren Werth genau unterſucht und gefunden haben, daß keine unverbeſſerliche Fehler ſich derjenigen Form entgegenſetzen, die ſie ihnen zu geben ſich vorgenommen hatten. Gott hätte ſich alſo auch nicht eher an die Verbeſſerung der Materie wagen ſollen, bis er eingeſehen hätte, ob aus ihr dasjenige werden konnte, was er daraus zu bilden ſich entſchloſſen hatte. Plato geſteht ſelbſt, daß die Unart und Unvollkommenheit des Weltſtoffs unüberwindlich war. Durch deſſen Umbildung in dieſe Welt iſt der todte Saame aller Uebel, der in den meiſten Klumpen von Materie unentwickelt ſchlief, lebendig geworden: Krankheiten, Schmerzen und Tod auf der einen, Irrthümer, Laſter und Miſſethaten auf der andern Seite haben ſich über die ganze Erde verbreitet, und die Materie in einen ſchlimmern Zuſtand verſetzt, als in welchem ſie zur Zeit ihrer gänzlichen Unempfindlichkeit war. Bei dem Anblick ſo vieler Uebel, und bei der traurigen Nothwendigkeit Bosheiten ſtrafen zu müſſen, und doch nicht heben zu können, kann die Welt ordnende und regierende Gottheit unmöglich glücklich ſein. — Bayle glaubt, daß dieſe Einwürfe dem Plato ſelbſt unwiderleglich geweſen wären.

Allein wenn Epikur dem Plato weiter nichts entgegen zu ſetzen gehabt hätte, ſo denke ich, würde er mit ihm bald fertig geworden ſein, wenn er ſich folgender maßen verantwortet hätte.

Gott bemächtigte ſich der Materie, um aus ihr eine Welt zu bauen, nicht vermöge des Rechts des Stärkern, ſondern aus Bewegungsgründen der uneigennützigſten Güte, um ſie ſich ſelbſt ſo ähnlich als möglich zu machen. Unrecht konnte er der Materie gar nicht thun, weil ſie gefühllos und in der äußerſten Verderbniß war: Im Gegentheil würde Gott das, was er ſich ſelbſt ſchuldig war, vernachläßigt haben, wenn er ihr das Gute, was er ihr geben konnte, vorenthalten, die zahlloſe Menge glücklicher Geſchöpfe, die ſie faſſen konnte, in ihrem todten Schlummer ewig gelaſſen hätte. Gott kannte vor der Erzeugung der Welt, den Stoff derſelben Materie durch und durch: er wußte, daß ihre Unvollkommenheit und Mängel nicht ganz zu heben waren: allein er baute dem ohngeachtet dies herrliche Weltgebäude, das ſeines Urhebers würdig iſt, weil die Summe von Glückſeligkeit, die darinne genoſſen wird, die kleinen Uebel, die nur dem Unzufriedenen und Uebelgeſinnten ſo ſehr in die Augen fallen, unendlich überwiegt. Nur alsdenn würde die Gottheit ihrer Werke wegen mit Recht angeklagt werden können, wenn des Guten weniger, als des Böſen ſich darinne gefunden hätte: allein in dieſem Falle würde die Welt ihrem Untergange von ſelbſt und unaufhaltſam entgegen geeilt ſein. Die ſiegende Unordnung würde die großen Weltkörper bald aus einander geriſſen, und das Uebergewicht von Leiden und Verderbniß alle empfindende und denkende Weſen in die allgemeine Verwüſtung hinein gezogen haben.

* * *

II.

Betrachtungen über die Männerliebe der Griechen, nebſt einem Auszuge aus dem Gaſtmahle des Plato.

> Perſonne n'eſt exempt de dire des Fadaiſes: le malheur eſt, de les dire curieuſement.
>
> MONTAGNE.

Man iſt ſchon lange von dem Wahn zurückgekommen: daß man alsdenn ſchon den Menſchen kenne, wenn man die allen Menſchen gemeinſchaftliche Eigenſchaften, wodurch ſie ſich ſowohl von denen unter ihnen ſtehenden, als über ſie erhabenen Geſchöpfarten unterſcheiden, nach den gewöhnlichen Beſtimmungen der Schule anzugeben wiſſe. Große Philoſophen bemerkten nemlich, daß, wenn man nicht auf bloße Anlagen, und vielleicht zu entwickelnde Fähigkeiten, ſondern auf würkliche Kräfte und erworbene Vollkommenheiten, acht geben wolle, ein Menſch von einem andern Menſchen, ein Newton und Leibnitz von einem Neuholländer oder Bewohner des Feuerlandes ungleich mehr entfernt ſei, als die letztern von den, unſerm Geſchlechte ſich am meiſten nähernden Thieren, abſtehen. Sie zogen hieraus die ganz natürliche Folge, daß, um die menſchliche Natur in ihrem ganzen Umfange, in ihrer erhabenſten Größe ſowohl, als tiefſten Erniedrigung kennen zu lernen, man nicht ſowohl auf die wenigen unbeträchtlichen Eigenſchaften, die allen Menſchen in allen Himmelsſtrichen und Ländern gemein ſind und waren, nicht auf die Unterſchiede der Menſchen vom Vieh und von Dämonen: ſondern vorzüglich auf die ungleich zahlreichern und wichtigern Verſchiedenheiten der Menſchen ſelbſt zu ſehen habe.

Nur Schüler oder gleich Schülern unwiſſende Lehrer reden noch vom Menſchen als von einem Dinge, daß ſich allenthalben ſo ähnlich ſei, als die Definitionen der Philoſophen. Auch unter uns haben Männer, deren Weltweisheit ſich auf bewährte eigenthümliche Erfahrungen oder Data aus der Geſchichte gründete, den wilden Jäger und Fiſcher von dem ausgebildeten Bewohner der Städte unterſchieden, und von den guten und böſen Eigenſchaften des einen nicht wie von denen des andern geredet. Die Vergleichung des rohen und gezähmten Menſchen hat ſehr wichtige Unterſuchungen zu Reſultaten gegeben, die noch wichtiger werden würden, wenn man ſelbſt die Grade der Wildheit und die zu beſtimmenden Annäherungen zur Cultur genauer, als bisher geſchehen iſt, feſtzuſetzen ſich bemühet hätte.

Die anhaltende Aufmerkſamkeit hat gleiche Würkungen mit dem Vergrößerungsglaſe: ſie zeigt eine Menge von Gegenſtänden, die der flüchtige Blick überſehen hatte, eine Menge von Verſchiedenheiten in Dingen, die man vorher als gleich und ähnlich betrachtete. So wie man bisher alle Wilden zu ſehr als gleichartig angeſehen hat, eben ſo und noch mehr hat man von ausgebildeten Menſchen, und cultivirten Völkern, als gleichartigen Gegenfüßlern von jenen geredet. Und doch entdeckt man ſelbſt unter cultivirten Völkern, unter denen Künſte und Wiſſenſchaften ohngefähr in gleichem Grade blühten, faſt eben ſo große Verſchiedenheiten, als unter gewiſſen Wilden und gewiſſen ausgebildeten Nationen.

Die Griechen waren ohne Widerrede die aufgeklärteſte Nation der alten Welt. Sie hatten vortrefliche Syſtemen von Geſetzen, und übertrafen eine jede der jetzt blühenden cultivirten Völker Europens an Dichtkunſt und Beredſamkeit, in allen ſchönen Künſten und

Philoſophie, eben ſo ſehr, als ſie uns wiederum an mannichfaltiger Gelehrſamkeit und Anzahl von Wiſſenſchaften weichen müſſen. Dieſe von ſo vielen Seiten uns ſo ähnlichen unterſcheiden ſich von uns durch Religion, Lebensart, Sitten, Tugenden und Laſter ſo ſehr, daß man mit ſo großen Aehnlichkeiten kaum ſo außerordentliche Verſchiedenheiten zuſammendenken kann. Eine vollſtändige Vergleichung dieſes merkwürdigen Volks mit den cultivirten Völkern unſerer Zeit würde einer der wichtigſten Beyträge zur Geſchichte der Menſchheit ſein, den wir aber vors erſte immer mehr wünſchen als hoffen können. In Ermangelung eines ſolchen Werks wage ich es, nur eine einzige, aber die Griechen ſehr auszeichnende Sitte oder Leidenſchaft, ihre Liebe, etwas genauer zu unterſuchen. Auch dieſe kleine Probe wird ſchon manchen überführen, daß die alte Literatur für das Studium der Menſchengeſchichte bei weitem nicht ſo unfruchtbar aber auch nicht ſo ſehr erſchöpft ſei, als viele ſich ſehr unrichtig vorgeſtellt haben.

Die Liebe der Griechen äußerte ſich auf eine ganz andere Art, und hatte auch ganz andere Gegenſtände, als eben dieſe Leidenſchaft unter uns hat. Die zärtliche Liebe zum weiblichen Geſchlechte, die ſich weniger auf körperliche Schönheit als unſichtbare Vollkommenheiten des Herzens und Geiſtes gründet, die weniger Hang zum Genuſſe als Hochachtung iſt, kanten die Griechen entweder gar nicht, oder verachteten ſie auch: Dagegen hatten ſie eine ſchwärmeriſche Liebe für die Schönheiten des männlichen Geſchlechts, die uns in einer jeden Fiction abentheuerlich vorkommen, und immer unglaublich ſcheinen würde, wenn nicht die übereinſtimmenden Denkmäler des Alterthums allen Zweifel unmöglich machten. Dieſe uns ſo fremde und unbekannte Liebe war nicht etwa die Erſcheinung eines einzigen Zeitalters, oder nur einem Staate eigen: ſie war faſt durch alle, wenigſtens die tapferſten Völker Griechenlandes verbreitet, und erhielt ſich viele Jahrhunderte durch von der erſten Bildung der Griechiſchen Staaten an bis auf deren gänzlichen Untergang. Ihre Weltweiſen raiſonnirten mit der feierlichſten Ernſthaftigkeit über dieſe Liebe als eine der wichtigſten Gegenſtände der Philoſophen: nirgends aber iſt ihre Denkungsart der unſrigem mehr entgegengeſetzt, als eben in dieſem Punkte: ihre Metaph der Liebe unterſcheidet ſich von der heutigen eben ſo ſehr, als die Griechen ſelbſt durch ihre geiſtige Männerliebe von allen alten und neuern wildern und cultivirten Völkern der Erde verſchieden ſind.

Das weibliche Geſchlecht, das nur in wenigen Gegenden der Erde ſchöner oder ſo ſchön war, als in Griechenland, genoß bei den Griechen lange ſo viele Achtung und Vorrechte nicht, als man nach dem Verhältniſſe ihrer Cultur, und dem unter keinem Volke mehr blühenden Studio des Vergnügens hätte erwarten ſollen. Sie waren ſtets in dem innerſten Theile des Hauſes eingeſchloſſen*), zu welchem niemanden als den nächſten Verwandten der Zutritt erlaubt war. Aus dieſen heiligen unzugänglichen Orten kamen ſie nicht anders heraus, als zum Beſuche von Freundinnen, oder zur

---

*) *Cornelius Nepos in Praeſatione:* Quem enim Romanorum pudet vxorem ducere in conuiuium? aut cuius materſamilias non primum locum tenet aedium, atque in celebritate verſatur? quod multo ſit aliter in Graecia. Nam neque in conviuium adhibetur, niſi propinquorum: neque ſedet niſi in interiore parte aedium, quae gynaeconitis appellatur, quo nemo accedit, niſi propinqua cognatione coniunctus.

zur Feyer großer Feſte, die ſie gewöhnlich mit Ausſchließung des männlichen Geſchlechts begiengen. Sie wurden niemals zu großen Gaſtmählern gezogen, ſelbſt alsdenn nicht, wenn die Geſellſchaft aus einer ausgeſuchten Zahl ernſthafter und zuverläßiger Männer beſtand. Aus dieſer gänzlichen Entfernung des weiblichen Geſchlechts muß man theils die den Griechen ſo eigenthümlichen philoſophiſchen Tiſchgeſpräche, theils die üppigen, auch die beſten Gaſtmähler begleitenden Vergnügungen erklären, die bei den verdorbenen Morgenländern nicht ausgelaſſner ſein können. Ihnen fehlte alſo alle Gelegenheit, ſich durch den Umgang mit vernünftigen Männern auszubilden, welchem das ſchöne Geſchlecht unter uns ſo viele Vorzüge zu verdanken hat. Aber auch ihre ganze Erziehung war ſo beſchaffen, daß ſie ſich keine Hoffnung machen konnten, Beherrſcherinnen von Männerſeelen zu werden, die Künſte, Wiſſenſchaften, und Weltweisheit über alles liebten. Alle diejenigen Kenntniſſe, wodurch ſie Geiſt und Hertz hätten bilden, und ſich ſelbſt zu vernünftigen Geſellſchafterinnen ihrer Gatten machen können, wurden entweder von Männern gelehrt, denen aller Zugang zu ihnen verſagt war: oder auch an öffentlichen Oertern mitgetheilt, die ſie wiederum zu beſuchen, durch den Wohlſtand verhindert wurden. Aller Unterricht den ſie erhielten, ſchränkte ſich auf die Erlernung einiger weiblichen zeitkürzenden Arbeiten, und auf die große Kunſt des Putzes ein, die, die Harems der Morgenländer ausgenommen, durch die mächtige Triebfeder der Langeweile nirgends weiter als unter den Griechinnen getrieben ſein kann *). Während daß ſie zu Hauſe arbeiteten, ſich badeten

und

---

*) Die Beiſpiele der Griechinnen und Morgenländerinnen beweiſen, daß der Hang zum Putze nicht immer mit der Begierde, dem männlichen Geſchlechte zu gefallen, ab und zunehme. Der Weiberhaſſer beim Lucian ſchildert die Toilette der Griechiſchen Damen vielleicht nicht von der vortheilhafteſten Seite in folgender Stelle (ερωτες. T. I. p. 901.): Sie ſuchen (declamirt er) ihre Häßlichkeit durch fremden erkünſtelten Putz zu verſtecken. Wenn einer daher unſere Weiber kurz nachher, wenn ſie ſich aus ihrem Bette erhoben haben, überraſchen wollte: ſo würde er vor ihnen mehr als vor den häßlichſten Thiere zurückfahren. Sie ſind aber gleich mit Chören von Mädgen und alten Weibern umringt, die ihre unglücklichen Geſichter mit allen Arten von Schminke überſchmieren. Sie greifen nicht gleich, wenn ſie ihr Haupt mit reinem Waſſer gewa-

und putzten: waren die Männer gewöhnlich außer Hauſe, entweder bei öffentlichen Volksverſammlungen und den Unterredungen der

---

gewaſchen und erfriſchet haben, ein nützliches ernſthaftes Werk an; ſondern beſchäfftigen ſich erſt mit der Zubereitung und Zuſammenſetzung der Schminke und deren geſchickten Auftragung auf ihre widrigen Geſichter. Mit ihrem Anputze geht es ſo feyerlich wie an manchen großen Feſten zu: ein Theil von Aufwärterinnen muß ſilberne Becken, ein anderer Gießkannen und Spiegel bereit halten, oder herzuſchleppen. Ein ganzes Heer von Büchsgen und Käſtgen ſind mit unſeligen Gegenmitteln wider die Häßlichkeit angefüllt: in einigen liegen verborgene Kräfte, die die Zähne verſchönern, in andern iſt Schwärze für das Färben der Augenbraunen aufbewahrt. Die meiſte Sorgfalt aber wird auf den Bau der Haare gewandt. Einige vertilgen die natürliche Farbe ihrer Haare gänzlich, und färben ſie, wie Schafswolle, mit einem glänzenden Roth: andere zwingen freilich keine andere Farbe hinein, allein dieſe verſchwenden das Vermögen ihrer Ehemänner in köſtlichen Salben, ſo daß man glauben ſollte, alle Wohlgerüche Arabiens flößen von ihrem Haupte herab. Sie geben ihren Haaren nicht nur durch brennende Eiſen eine erkünſtelte Kräuſe, ſondern ziehen ſie mit Gewalt bis an die Augbraunen herunter, ſo daß für die Stirn nur ein ganz kleiner Zwiſchenraum offen bleibt: hinten hingegen wallen die Locken ſtolz den

Philoſophen gegenwärtig oder verweilten auch in den Werkſtätten der Künſtler, und in Gymnaſien, wo die ſchönſten Jünglinge in allen Arten von Leibesübungen unterrichtet wurden. — Den Griechinnen fehlten alſo theils wegen

der

Nacken hinab. Dann werden vielfarbige Schuhe, die das Fleiſch der Füße zuſammenpreſſen, und durchſcheinende leichte Kleider angethan, die ihnen das Anſehen nackter Perſonen geben. In ihre Ohren hängen ſie die koſtbarſten Steine, die viele Talente werth ſind. Finger und Arme beladen ſie mit goldenen Zierrathen, die wie Drachen gearbeitet ſind. Um ihren ganzen Kopf windet ſich ein Kranz, in welchem indiſche Edelgeſteine, wie Sterne, glänzen: ein eben ſo koſtbarer Schmuck läßt ſich vom Halſe die Bruſt herab: das unſelige Gold ſteigt von der Scheitel bis zu den Spitzen der Füße hinab, weil alles, was entblößt iſt, mit Golde eingefaßt wird. — Wenn ſie nun den ganzen Leib mit falſchen erborgten Schönheiten überdeckt haben, ſetzen ſie auf ihre unverſchämte Wangen noch eine rothe Schminke, damit die ekelhafte ſchwülſtige Weiße ihrer Haut doch etwas belebt werde. — In dieſem Putze beſuchen ſie die Feſte oder verdächtigen Myſterien von Göttern, deren Namen die Männer nicht einmal kennen: oder verderben ihre Geſundheit durch wollüſtige Bäder, oder durch Ueberfüllung mit den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen, die eine unerſättliche Sinnlichkeit erfunden hat. —

der Entfernung vom Umgange mit dem männlichen Geſchlechte, theils aus Mangel des Unterrichts alle Hülfsmittel, wodurch ſie einen dauerhaften Einfluß auf die ſo aufgeklärten Griechen hätten erhalten können. Wenn aber irgend eine mit körperlicher Schönheit außerordentliche Vorzüge des Geiſtes verband, die die blühenden Künſte und Wiſſenſchaften einer jeden Griechin hätten geben können; ſo zogen ſie, gleich den wunderbarſten und ſeltenſten Erſcheinungen die Augen von ganz Griechenland auf ſich und erregten nicht blos in der Stadt, wo ſie ſich aufhielten, ſondern in allen Griechiſchen Staaten die gröſten Bewegungen und Unordnungen. Man wallfahrte zu ihnen, wie zu Göttinnen, und richtete ihnen goldene oder doch vergüldete Statüen neben den Heiligthümern Griechenlandes, und den Denkmälern der gröſten Männer in Delphi auf.

Aus dem, was ich bisher geſagt habe, läßt ſichs leicht begreifen, warum kein anderes Volk unter ſeinen Nationaldichtern ſo viele erklärte und feindſeelige Weiberhaſſer habe, als wir unter den Griechen finden. Pindar und Euripides, beſonders aber der letzte, ſind als Feinde des ſchönen Geſchlechts bekannt. Dieſer läßt keine Gelegenheit vorbei, wo er von den

Weibern Böſes ſagen kann: und man bemerkt in keinem Alten, daß die Griechen durch dergleichen Beſchimpfungen des weiblichen Geſchlechts auf ihrem öffentlichen Theater, wären beleidigt worden. Ich führe in der Note aus dem Euripides nur eine von den vielen Stellen an, wo er des ihm ſo verhaßten Geſchlechts freilich am allerwenigſten ſchont *).

Die gröſten Philoſophen Griechenlandes, vorzüglich aber Plato und deſſen Nachfolger ſahen die eine Hälfte des menſchlichen Geſchlechts als Geſchöpfe von niedrigerm Range,

---

*) *Medea v. 569.* Jaſon beantwortet in dieſer Stelle die rührenden und nachdrücklichen Vorwürfe der Medea ſehr weitläuftig, und ſchließt endlich mit folgenden Worten: ihr Weiber, ſagt er, ſeid alle ſo beſchaffen, daß ihr glaubt, alles ſei Recht, wenn die eheliche Treue nur unverlezt bleibe. Wenn aber dieſe nur im geringſten beleidigt wird; ſo ſehet ihr die unſchuldigſten rechtſchaffenſten Handlungen als die größten Feindſeligkeiten an. Wollte der Himmel, daß es gar keine Weiber gäbe, und daß das menſchliche Geſchlecht ſich anders als durch ihre Vermittelung fortpflanzen ließe! Die Menſchen würden auf einmal von allen ihren Uebeln befreit ſein. — Aehnliche Klagen und Vorwürfe trifft man in den Fragmenten faſt aller Griechiſchen Komiker an.

von geringerer Würde, faſt als Geſchöpfe einer andern Art an, die weder ſo großer Tugenden fähig, noch zu ſo erhabenen Zwecken von der Natur beſtimmt wären, als das männliche Geſchlecht. Er ſagt es an ſehr vielen Stellen, als eine ſehr bekannte und von allen zugegebene Wahrheit: daß das männliche Geſchlecht das beßere und ſtärkere ſei. Er ſcheut ſich ſogar nicht einmal, den gefallenen menſchlichen Seelen, die während ihrer erſten Prüfungszeit in männlichen Körpern den Geſetzen der Tugend nicht gemäß gehandelt, und der Gottheit ſich wiederum zu nähern vergeſſen hätten, zur Strafe ihrer Sünden in weibliche Körper zu ſchicken, und wenn ſie ſich auch alsdenn noch nicht gebeſſert, in allerlei Arten von Thieren fahren zu laſſen. Plato war alſo bei weitem der galante Philoſoph nicht, für welchen viele Franzoſen ihn den Damen zu empfehlen ſich bemühet haben.

Die Ehe ſchien den Griechen mehr ein nothwendiges Uebel, oder eine unangenehme aber unvermeidliche Pflicht, als eine wünſchenswerthe Verbindung zu ſein (Luc. p. 397.), die als eine unerſchöpfliche Quelle perſönlicher Glückſeeligkeit um ihrer ſelbſt willen zu wählen, und ein verſüßendes Gegenmittel gegen alle Leiden und Bitterkeiten des menſchlichen Lebens ſei. Kein vernünftiger Menſch, glaubten ſie, würde ſich einem ſo ſchweren Joche unterziehen, wenn die Natur nicht die Verbindung mit einem Weibe als das einzige Mittel das Geſchlecht ſterblicher Menſchen unſterblich zu machen, übrig gelaſſen hätte, und nicht ieder Patriot ſich verpflichtet hielte, dem Vaterlande ſtatt ſeiner künftige Vertheidiger und Bürger zu hinterlaſſen.

Die Liebe zum weiblichen Geſchlechte, die die fleiſchliche Vermiſchung und die Erzeugung von Kindern zur Abſicht hatte, nannten ſie die gemeine: ſie ſei weiter nichts als phyſiſches Bedürfniß, das der Menſch mit allen Thieren gemein habe, und nur durch den guten Gebrauch gut oder erträglich werde. Man müſſe ſie dulden, weil die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts von ihr abhänge: ſonſt habe ſie nichts edles und ſeelenerhebendes, bringe auch weder große Thaten noch erhabene Tugenden hervor. Ihre Vorſteherinn ſei die gemeine irrdiſche Liebe oder Venus (Xen. Symp. c. 9.) deren Tempel und Altäre von denen der himmliſchen Liebesgöttinn ſehr verſchieden wären.

Ganz anders redeten und dachten die Griechen von der männlichen Liebe. Dieſe nannten ſie in der eigentlichſten Bedeutung Liebe: ſie allein ſei die reine, edle, tugendhafte, himmliſche Seelenliebe, ein Geſchenk der Venus Urania, auf deren Altären reineres, heiligeres Opfer brenne, als in den weniger beſuchten Tempeln der gemeinen, irdiſchen Liebesgöttinn. Sie könne in keinen andern als keuſchen und tugendhaften Seelen wohnen, die in den großen Geheimniſſen der himmliſchen Venus eingeweihet wären, und als ihre geheiligte Prieſter ein unbeflecktes Leben zu führen ſich entſchloſſen hätten. Sie ſei die fruchtbare Mutter und Ernährerinn aller Tugenden: ſie erweiche das Herz des Harten und Grauſamen zum Mitleiden und Wohlthun: öffne die Schätze des Geizigen zur Unterſtützung der Nothleidenden: und ſtähle das Herz des Feigen zu ſtandhaftem Muthe in Gefahren und zu unüberwindlicher Tapferkeit: ſie reinige endlich die Seelen der Menſchen von allen verſteckten Laſtern, und erniedrigenden Geſinnungen. Dieſe Liebe ſei der heiligſte Bund tugendhafter Seelen, wodurch ſie ſich zur Ausübung der größten Thaten vereinigten und ſich gegenſeitig ihre Tugend

gend ſo ſehr verbürgten, daß ſie eher den ſchmerzhafteſten Tod als die Beſchimpfung des Liebhabers oder Geliebten durch irgend eine niederträchtige Handlung ertragen würden. Die größten Helden der Vorzeit, Enkel und Abkömmlinge der Götter, hatten dieſe himmliſche Liebe als ein heilig zu bewahrendes Vermächtniß ihren ſpäteſten Nachkommen hinterlaſſen; die verehrungswürdigſten Geſetzgeber und Weiſen hätten ſie daher in Schutz genommen. Von Tyrannen und feigen Völkern ſei ſie wie ihre Schweſter, die Weltweisheit, ſtets gehaßt worden: ſie habe ſich daher nur unter freyen und edeln Nationen gefunden. Sie ſei endlich eine nie verſiegende Quelle der reinſten köſtlichſten Vergnügungen, die Menſchen auf dieſer Erde nur ſchmecken können: eine unzertrennliche Begleiterinn durch alle Alter bis zum gemeinſchaftlichen Grabe, wo die Gebeine der Geliebten eben ſo genau und freundſchaftlich, als ihre Herzen in dieſem Leben vereinigt würden: ein Vorgenuß ſowohl als eine Vorbereitung zu den verlohrnen Seeligkeiten, die unſere Seelen vormals in den himmliſchen Wohnungen genoſſen haben, und dermaleinſt nach ihrer Entbindung, von der zur Erde ziehenden Körperlaſt, alle Ewigkeiten durch wieder genießen werden. Wenn mir doch (ſagt der Lobredner der männlichen Liebe beim Lucian I. 905.) die himmliſchen Götter ein ſolches Leben ſchenkten, wo ich meinem Geliebten ſtets gegenüberſitzen, und ſeine ſüße Stimme ununterbrochen hören könnte. Ich nähre in meiner Bruſt keinen heißern Wunſch als dieſen, meinen Geliebten durch ein kummerloſes Leben bis ins ſpäteſte Alter zu begleiten: oder wenn eine nie geſtörte Glückſeligkeit den Menſchen verſagt iſt, mit ihm ſtets krank zu ſein, und in ſeiner Geſellſchaft die aufgebrachten Wogen des Meers im rauhen Winter zu durchſchiffen. Mit Freuden würde ich, wenn Tyrannen ihn in Feſſeln legten, mich in eben die harten Bande ſchmieden laſſen. Seine Feinde ſollten meine Feinde, wie ſeine Freunde die meinigen ſein. Mit unerſchrocknem Muthe würde ich ihn gegen Feinde und Räuber vertheidigen. Und wenn er endlich ſein Leben beſchlöſſe, würde ich das meinige nicht mehr ertragen können. Ich würde alsdenn denen, die ich nach ihm am meiſten geliebt hätte, dieſe meine letzten Befehle und Wünſche hinterlaſſen: unſere Gebeine in ein gemeinſchaftliches Grab zu legen, daß ſelbſt nach ihrer Verweſung der nicht mehr empfindende Staub ſich noch mit einander vermiſchen müßte.

Vielleicht kommen manchen dieſe Lobreden auf die männliche Seelenliebe nicht ſo ſonderbar vor, als ihnen die Nachricht unglaublich ſcheinen wird, daß faſt alle große Geſetzgeber von Griechenland dieſe zärtlichen Verbindungen unter Perſonen männlichen Geſchlechts gebilliget, und das Verhalten des Geliebten und Liebhabers gegen einander durch Geſetze zu beſtimmen geſucht haben. Lykurg hatte (Plat. III. p. 188.) über dieſe Seelenliebe viele und mannichfältige Vorſchriften gegeben, und ſie als die ſicherſte Anleitung zur Spartaniſchen Tugend empfohlen. (Xenoph. I. 2. de Rep. Laced.) Unauslöſchliche Schmach oder Todesſtrafe verfolgte den Unwürdigen, der ſtatt der Seele eines ſchönen Jünglings ſeinen Körper lieben und misbrauchen würde (Aelian. III. 12). Die Ephoren in Sparta ſtraften Jünglinge, wenn ſie ſtatt eines rechtſchaffenen Armen einen nichtswürdigen Reichen zum Liebhaber wählten, (Ael. Var. Hiſt. III. 10.) ſo wie man es an tugendhaften Männern als Mängel von Patriotiſmus ahndete, wenn ſie gar keine Geliebte

liebte hatten, und junge Seelen nicht zur Tugend zu gewöhnen ſuchten. Der ältere Liebhaber mußte für die Handlungen ſeines Geliebten einſtehen, und wenn daher junge Leute Muthwillen trieben, oder ſich anderer Vergehungen ſchuldig machten, ſo ſtrafte man dieſe nicht an ihnen ſelbſt, ſondern an den Liebhabern, weil man vorausſetzte, daß ſie durch ihre Führungen und Lehren dergleichen hätten verhüten können. — Vielleicht hatte Lykurg ſeine Geſetze aus Kreta entlehnt, wo die männliche Liebe ſeit undenklichen Zeiten durch Geſetze geheiligt war. (Ael. III. 9.) Die Kretenſer hielten dieſe Seelenliebe für den beſten Zunder der Tapferkeit, und glaubten, daß ein kalter froſtiger Krieger einem feurigen von der Liebe entflammten Streiter unmöglich widerſtehen konne. Liebhaber und Geliebte würden ihrem Ausſpruche nach in der Hitze des Streits von zween Göttern, dem Amor und Mars, zugleich getrieben, wenn andere nur von dem Einfluſſe eines einzigen, des Kriegsgotts unterſtützt würden.

Eben ſo allgemein gebilligt war die männliche Liebe unter den Einwohnern von Elis, den Böotiern, beſonders aber den Thebanern. (Xen. Symp. c. 8. Plat. III. 182. Plut. ερωτικος Tom. II. p. 1355. die Steph. Ausgabe) Die heilige Cohorte der letztern, die aus lauter Geliebten und Liebhabern beſtand, und dem Philipp den wichtigſten Sieg über die Griechiſche Freyheit ſo ſchwer machte, iſt zu bekannt, als daß ich ihre Geſchichte hier wiederholen ſollte. Selbſt Philipp, der ſonſt keinen ſtarken Glauben an Tugend hatte, konnte bei dem Anblicke ſo vieler fürs Vaterland geſtorbenen Jünglinge ſich nicht enthalten, diejenigen zu verfluchen, die nur den geringſten Verdacht gegen die Reinigkeit der Liebe ſolcher Helden hegen könnten.

Auch Solon beſtätigte die Männerliebe (Diog. I. 55. und Plut. p. 1337.) die lange vor ihm allgemein verbreitete Sitte war, durch ſeine Geſetzgebung. Die Liebe zu Weibern geſtattete er auch den Sclaven: allein die Seelenliebe behielt er als eine die Tugend erzeugende, oder ſtärkende Leidenſchaft allein den Freyen vor. Ihren Misbrauch belegte er mit eben ſo harten Strafen als Lykurg in Sparta gethan hatte.

Eben dieſe Seelenliebe, die faſt unter allen Griechiſchen Völkern und Geſetzgebern Sanction erhalten hatte, wurde durch die Beiſpiele und Lehren der gröſten Heerführer und Weltweiſen gebilligt. Cimon und Epaminondas hatten beide ihre (Plut. II. p. 1355.) Geliebte: der letzte fiel bei Mantinea ſeinem Kaphiſodorus zur Seite und wurde in einem Grabe mit ihm beigelegt. — Sokrates liebte den noch unverdorbenen Alcibiades und alle ſeine Schüler mit der reinſten Vaterliebe, für deren Unſchuld alle zuverläßige Schriftſteller des Alterthums, beſonders das Ende des Gaſtmahls vom Plato, und das zweite und dritte Kapitel der Denkwürdigkeiten des Sokrates vom Xenophon zeugen. Eben ſo liebte Plato den Dion, Crates den Polemo, alle Sokratiker und Platoniker ſich unter einander. Der tugendhafte Plutarch empfiehlt nach dem Beiſpiele dieſer großen Männer (T. I p. 18. 19.) in ſeiner Abhandlung von der Erziehung der Kinder die männliche Liebe als das zuverläßigſte Mittel, junge Seelen zur Tugend auszubilden. Auch Lucian befahl zwar (S. 709. I. ερωτες) allen zu heirathen, lies aber doch den Philoſophen die männliche Liebe. — Dieſe Seelenliebe kann daher unmöglich in allen Staaten und Zeitaltern eine bloße Maſke eines unnatürlichen Laſters geweſen ſein: ſie war, wenn man nicht alle Schriftſteller für Betrüger und die gröſten Männer für nichtswürdige Heuchler ausgeben will, reine, untadeliche Seelenliebe, und muß auch ſelbſt in den Zeiten der Unterdrückung und Sittenverderbniß in dieſer Reinigkeit ſich erhalten haben.

Uber die Urſachen und den Zeitpunct ihrer Entſtehung ſchweigen die Griechiſchen Schriftſteller, oder ſind mit ſich auch nicht darüber einig. Nur zween Philoſophen haben, ſo viel ich weis, wiewohl nur ſehr kurz, die Entſtehungsart der männlichen Liebe zu erklären geſucht, Cicero nemlich und Plutarch (Tuſc. Quaeſt. IV. 33. ερωτικος p. 1338.) Beide leiten ſie aus den Gymnaſien der Griechen, und den gymnaſtiſchen Ubungen ab, in welchen die ſchönſten Jünglinge alle Reitze des Körpers ohne Verhüllung dem lüſternen Auge zeigten. In der letzten Stelle behauptet ein eifriger Widerſacher dieſer Liebe, daß ſie ſeit nicht gar langer Zeit entſtanden ſei, und die Liebe zu weiblichen Schönheiten, die unſer Geſchlecht erhalte, zu verdrängen angefangen habe.

Ihre Vertheidiger hingegen (Plato T. III. in Symp. p. 179. und Luc. I. p. 906. 907.) fanden

den ſie ſchon in dem Heldenalter der Griechen in ihrer Blüthe, und rückten ihren Urſprung in die entfernteſten Zeiten der Tradition hinauf. Sie führten den Chiron und Achill, den Achill und Patroklus, den Oreſtes und Pylades, den Theſeus und Pyrithous, und noch mehrere als Beiſpiele dieſer tugendhaften Seelenliebe, dieſer zärtlichen Heldenfreundſchaften an: und glaubten, daß dieſe heiligen Bündniſſe ſie zu allen den großen Thaten begeiſtert und geſtärkt hätten, wodurch ſie ſich um das menſchliche Geſchlecht verdient machten. Achill ſei allein wegen ſeiner unausſprechlichen Liebe zum Patroklus von den Göttern in die Elyſiſchen Gefilde verſetzt worden, und alle ihm nacheifernde Liebhaber und Geliebte hätten nach dieſem Leben ein beſſeres Schickſal als andere gute Menſchen zu erwarten.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach war dieſe Seelenliebe urſprünglich nicht ſo characteriſtiſch und die Griechen ſo auszeichnend, als ſie nachher wurde, ſondern eine Leidenſchaft, die man bei mehrern rohen kriegeriſchen Völkern in ähnlichen Zeitaltern findet. Unter allen ſtreitbaren Wilden in Amerika fand man Verbrüderungen, unzertrennliche Freundſchaftsbündniſſe unter einzeln Kriegern, wodurch ſie ſich aufs heiligſte verbanden, alles, ſelbſt Leben, für einander aufzuopfern, die gefährlichſten Unternehmungen gemeinſchaftlich auszuführen, und alle Beleidigungen mit vereinten Kräften zu ſtrafen, und den Mörder des Freundes mit unauslöſchlicher Rache zu verfolgen. Solche Freundſchaften waren in Zeitaltern, wo das Recht des Stärkern das einzige Recht war, und ein einziger Held durch ſeine perſönliche Tapferkeit unglaublich viel ausrichten konnte, aber ſich auch unendlich vielen Gefahren und Nachſtellungen ausſetzte, faſt nothwendig: theils um Gehülfen im Leben, theils um unverſöhnliche Rächer nach dem Tode zu haben. Dieſe Freundſchaften waren wahre Leidenſchaften ſtarker Heldenſeelen, die durch die Menge geliebter Perſonen nicht zerſtreut ihre ganze Zärtlichkeit auf einen einzigen Freund zuſammenzogen, und mit dieſem Seelenfreunde durch die ſtärkſten Bande des Bedürfniſſes vereinigt wurden. Aus ähnlichen Urſachen und unter ähnlichen Umſtänden entſtanden dieſelbigen Verbindungen in den Ritterzeiten wieder, in welchen ein jeder Chevalier ſeinen Waffenbruder (frere d'armes) hatte *). Von eben der Art waren die oben aus der Griechiſchen Heldenzeit angeführten Beiſpiele von Freundſchaften, die alle Griechiſche und Römiſche Dichter ſowohl als Philoſophen unzähligemal lobgeſungen und wiederholt haben.

Dieſe Heldenfreundſchaften muſten mit der Ausbreitung der Cultur ſeltener oder doch weniger feurig werden, als ſie urſprünglich waren, da man mehr durch Geſetze und Bündniſſe als durch eigene Tapferkeit oder den Beiſtand eines einzigen Freundes geſchützt war, da ferner nicht einzelne Helden mit einigen Gehülfen Unternehmungen in entfernte Gegenden wagen, oder Meere und Länder von Räubern reinigen durften, ſondern ganze Staaten Kriege wider Völker und Räuber führten, — da endlich die perſönliche Tapferkeit eines einzelnen Mannes bei verbeſſerter Kriegszucht nicht mehr den Werth und Nutzen hatte, den ſie ſonſt vor der Cultur bei allen Völkern zu haben pflegt. Unterdeſſen hörten dieſe Heldenfreundſchaften unter jungen Kriegern nicht auf einmahl auf: man trifft ſichtbare Spuren davon

---

*) Man ſehe Memoires ſur l'ancienne Chevalerie par Mr. de Sainte-Palaye T. I. p. 227. 273.

in allen Griechiſchen Staaten bis auf den gänzlichen Verluſt ihrer Freiheit an.

Dieſe Heldenfreundſchaften der unruhigen Zeitalter, wo große Unordnungen und Laſter, auch große Tugenden nothwendig machten, erhielten durch die Verfeinerung der Griechen, und durch ihre Gymnaſia eine ganz andere Wendung. Durch die mannichfaltigen vortreflichen Leibesübungen verſchaften ſich die Griechen unverbeſſerliche Formen und Muſter männlicher Schönheiten, aus denen ihre gröſten Künſtler, die noch nie erreichten Ideale ihrer unſterblichen Werke ſammleten. Durch den ſteten Anblick der ſchönſten lebenden Körper und ihrer noch vollkomneren Nachbildungen erwarben ſich die Griechen endlich den feinſten Geſchmack, und die gröſte Empfindlichkeit gegen körperliche Schönheit, die je ein Volk auf Erden gehabt hat. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn Jünglinge, die entweder in den Gymnaſien, oder den Schulen der Philoſophen beſtändig zuſammen waren, ſich wegen dieſer körperlichen Schönheit liebten, und wenn bei ihnen Hochachtung und Freundſchaft vom Wohlgefallen an ſchönen Formen ausgiengen.

Dieſe Verbindungen, die durch das Zuſammenſein in den Gymnaſien entſtanden, und auf körperliche Schönheit ſich gründeten, waren weniger heldenmäßig als die Freundſchaften der älteſten Zeit, aber ungleich zärtlicher. Sie wurden endlich noch zärtlicher und verfeinten ſich bis zur geiſtigſten Schwärmerei, als Sokrates und Plato zu lehren anfiengen, daß Schönheit des Körpers nur alsdenn einigen Werth habe, wenn ſie der Wiederſchein einer ſchönen Seele ſei, daß ein ſchöner Körper, den eine häßliche Seele belebe, nicht ſo liebenswürdig als ein häßlicher Körper ſei, in dem eine ſchöne Seele wohne. Von dieſer Zeit an würden die Verbindungen, die ſich vorher auf Tapferkeit oder körperliche Schönheit gegründet hatten, reine geiſtige Seelenliebe: man ſah die körperliche Schönheit als Winke der Natur, als Nachweiſungen ſchöner Seelen an: und Sokrates ſowohl als Plato ſuchten die ſchönſten Jünglinge zur Ausbildung aus, weil ſie glaubten, daß ohne gewaltſame Zerrüttung, dem vollkommenen Bau der ſichtbaren körperlichen Theile die Vollkommenheit der innern Organiſation faſt immer entſpräche. Philoſophen wurden Liebhaber ſchöner Seelen, die ſie ausbildeten: und ſchöne Jünglinge wurden Geliebte tugendhafter Männer, denen ſie wenigſtens ſo viel als der gütigen Natur, die Entwickelung ihrer Geiſteskräfte und alle Bildung ihres Herzens zu danken hatten. Die Seelenliebe alſo wurde zuletzt zärtliches Verhältniß zwiſchen Lehrern und Lernenden, und blieb auch faſt allein in dem engen Zirkel der Schulen der Philoſophen eingeſchloſſen. –

Dieſe Seelenliebe nun, die aus der edelſten Freundſchaft entſprang, und von den ehrwürdigſten Geſetzgebern und Weiſen in ihrer Reinigkeit gebilligt worden war, fieng ſehr früh an, unter den Griechen in unnatürliche Luſt auszuarten. Wenn auch Orpheus nicht, wie Ovid (Metamorph. X. v. 83 et ſeq.) erzählt, der erſte Urheber ihres fürchterlichen Misbrauchs war; ſo iſt es doch gewiß, daß zu Anacreons Zeiten unnatürliche Knabenliebe keine Sünde der Finſterniß mehr war, die man als etwas ſchändliches hätte verſtecken müſſen. Die Kretenſer, die Einwohner von Elis und die Thebaner (Plut. de Rer. alien. T. I. p. 20. Xen. Symp. I. 8.) verſanken am meiſten in dieß Laſter, für das man kaum ehrbare und nicht beleidigende Ausdrücke finden kann: die Athenienſer hingegen und Spartaner erhielten ſich am längſten in ihrer Unſchuld. Endlich nahm dieſe, die heiligſten Geſetze der Natur zerſtöhrende Liebe, unter allen Griechen, und nachher auch unter den Römern ſo ſehr überhand, daß man öffentlich und ohne Scheu von ihr wie von der unſchuldigſten Neigung zu einem Mädgen ſprach, und von ihrer Bekanntmachung nicht die geringſte Schande zu befürchten hatte. Man findet daher unter den Werken der Griechiſchen und Römiſchen Liebesdichter faſt eben ſo viele Geſänge an ſchöne Knaben als Mädgen. So ausgeartet war Knabenliebe das ſicherſte Kennzeichen der äußerſten Sittenverderbniß, die nicht eher eintritt, als bis die Seelen eines Volks an den erlaubten und ſtärkern Vergnügungen der Natur Ekel finden, und ihre Körper durch übermäßigen Genuß bis zur Erſchöpfung geſchwächt ſind. Gewöhnlich fallen Nationen und Individua erſt in ihrem hinfälligen ſchon ſinkenden Alter in dieß widernatürliche Laſter. Die Knabenliebe war bei den Griechen und Römern, wie im Oriente, mit dem bitterſten Haſſe gegen das weibliche Geſchlecht verbunden, und mußte nothwendig eine der Haupturſachen der Entvölkerung unter beiden Nationen werden. Ein trauriger Gedanke für den Menſchenfreund iſt es, daß noch jezt Vielweiberei und unnatürliche Luſt die ſchönſten Gegenden der Erde verwüſten, und daß in Aegypten und Perſien die verlorne Unſchuld junger und ſchöner Fremdlinge der ſicherſte Weg zum Glück und zu den größten Ehrenſtellen ſei.

Ich weis dieſem Fragment aus der Geſchichte der Menſchheit keinen anpaſſendern Anhang zu geben, als einen kurzen Auszug aus dem Gaſtmale des Plato, in welchem er ſeine Gedanken über die Seelenliebe am weitläuftigſten und deutlichſten durch den Mund mehrer Perſonen vorgetragen hat. Die Theorie dieſes Philoſophen von der Liebe, kann dem größten Theil unſers leſenden Publicums nicht unangenehm, wenigſtens nicht bekannt ſein, da ich aus dem allgemein unrichtigen Gebrauche des Ausdrucks, „Platoniſche Liebe „ ſehe, wie wenig man ſich um die wahre Bedeutung dieſer Wörter bekümmert habe.

Der bewährte Dichter Agathon hatte nach ſeinem erſten Siege in den Wettkämpfen der tragiſchen Dichter ein großes Gaſtmal gegeben, das aber mit zu lautrer Freude, und zu lebhaften Bacchiſchen Begeiſterungen gefeiret worden war. Er bat deswegen den Tag darauf eine kleine Anzahl ausgeſuchter Freunde, und unter dieſen den Sokrates zu ſich, der auch mehr als ſonſt geputzt, mit ſeinem geliebten Ariſtodemus ſich einfand. Der größte Theil der eingeladenen Gäſte war bei dem geſtrigen Schmauſe gegenwärtig geweſen, und empfand daher noch einige Unbequemlichkeiten des noch nicht ganz überwundenen Rauſches. Pauſanias that daher den Vorſchlag, die Freuden des Weins in die ſanften Vergnügungen des Geſprächs und freundſchaftlicher Unterredungen zu verwandeln, und niemanden zu nöthigen, mehr zu trinken, als er ſelbſt Luſt hätte. Dieſer Vorſchlag wurde ohne Schwierigkeit von allen angenommen, und nun machte Eryximachus den Eingang zum künftigen Geſpräche durch die Mittheilung eines Gedanken des ſchönen Phädrus der ſelbſt gegenwärtig war: wie ſonderbar es ſei, daß unter allen Göttern und Göttinnen der Gott der Liebe der einzige ſei, dem weder Sophiſten Lobreden gehalten, noch Dichter Hymnen geſungen hätten. Er fragt die übrigen Tiſchgenoſſen, ob ſie dieſe Vernachläßigung eines ſo großen Gottes wieder

der gut machen, und ſeiner Macht ſowohl als ſeinen Wohlthaten würdige Lobreden halten wollten; und da alle mit der Wahl des Gegenſtandes zufrieden ſind, bittet er den Phädrus das Geſpräch zu eröffnen.

Amor (hub Phädrus an S. 178.) iſt groß und hoch geprieſen unter Menſchen und Göttern, ſelbſt als eine der älteſten Gottheiten anbetenswürdig. Sein Vater und ſeine Mutter ſind beide unbekannt: weder Unwiſſende noch heilige Dichter können ſeine Aeltern nennen. Die Liebe iſt aber nicht bloß eine der älteſten, ſondern auch der gnädigſten und gutthätigſten Gottheiten; die erhabene Geberinn der größten Güter, die Menſchen nur wünſchen können. Ein Jüngling kann kein größeres Gut, als einen edlen Liebhaber und ein Liebhaber keine größere Glückſeligkeit, als einen hoffnungsvollen blühenden Geliebten beſitzen. Denen, die ein glückliches Leben führen wollen, können weder hohe Geburt, noch Ehrenſtellen, noch Reichthum, noch irgend ein andrer äußerer Vorzug zur Befriedigung ihres Wunſches ſo ſehr als die Liebe verhelfen. Ein Liebhaber würde ſich, wenn er irgend etwas unedles begienge, oder aus Feigheit etwas erniedrigendes

des von andern ertrüge, weder vor ſeinem Vater noch Freunde, oder irgend einem andern Menſchen, ſo ſehr als vor ſeinem Geliebten ſchämen. Eben die Scham würde den Geliebten quälen, wenn er in irgend einer unanſtändigen Handlung von ſeinem Liebhaber überraſcht würde. Eine Stadt alſo oder ein Heer, das aus lauter Liebhabern und Geliebten beſtünde, würde ſich vor allen übrigen durch den rühmlichſten Wetteifer in der Tugend, und durch gegenſeitige Hochachtung auszeichnen: Ein kleiner Haufen liebender Krieger würde das ganze übrige Menſchengeſchlecht zu beſiegen im Stande ſein. Liebhaber und Geliebte würden eher einen vielfachen Tod ſterben, als den gefahrvolleſten Kampfplatz verlaſſen, oder mit einer ſchimpflichen Wegwerfung der Waffen aus dem Streite und von der Seite des Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit entfliehen. Kein Sterblicher iſt ſo bösartig oder verdorben, den nicht die Liebe mit göttlicher Kraft zur Tugend ſtark, und den beſten der Menſchen gleich machen ſollte. Was Homer von ſeinen Helden ſagt, daß eine Gottheit ihnen Tapferkeit und Stärke mittheile, gilt im ſtrengſten Verſtande von denen, die ſich der Liebe geheiligt haben. Alceſtis und Orpheus, beſonders aber Achill, der den Tod ſeines Liebhabers Patroklus ſo edelmüthig rächete, ſind redende Beweiſe, von dem wundervollen Einfluſſe, den die Liebe auf ihre Verehrer ausübt. Die Götter belohnen die Tugenden der Liebenden am meiſten, doch mehr im Geliebten als Liebhaber, weil dieſer mit der Gottheit mehr erfüllt iſt, und eben deswegen mehr leiſten kann. Achill würde herrlicher als Alceſtis belohnt: ihn verſetzten die Götter nach ſeinem Tode in die Inſeln der Glückſeligen.

Hier ſchließt Phädrus ſeine Lobrede auf die Liebe, und nun fängt Pauſanias an (S. 180.): Der Gegenſtand unſerer Lobeserhebungen, ſagt dieſer, ſcheint mir nicht genug beſtimmt zu ſein. Wenn es nur einen Liebesgott gäbe; ſo würden wir ihn ohne Einſchränkung und weiteres Bedenken preiſen können. Nun aber ſind mehrere Liebesgötter; und wir müſſen daher nothwendig unterſcheiden oder feſtſetzen, welchen von ihnen wir gemeinſchaftlich erheben wollen. Ohne Liebesgott findet keine Venus, und ohne dieſe kein Amor ſtatt: da es aber zwo Liebesgöttinnen giebt, ſo müſſen wir nothwendig auch zween Liebesgötter annehmen. — Die eine Liebesgöttinn iſt die ältere, eine Tochter des Himmels, die keine Mutter hat, und unter dem Namen der **Venus Urania** oder der **himmliſchen** verehrt wird. Die zwote iſt eine Tochter des Jupiters und der Dione, jünger als ihre himmliſche Schweſter, und unter dem Namen der **gemeinen** oder **irrdiſchen** Venus bekannt. So verſchieden dieſe Göttinnen der Liebe ſind; ſo verſchieden ſind auch ihre Gehülfen die Amors. Der Begleiter und Gehülfe der erſtern iſt der himmliſche Liebesgott: ſo wie man den Genoſſen der letztern mit Recht den gemeinen oder irrdiſchen Amor nennen kann. Man muß zwar alle Götter ohne Unterſchied loben: aber deswegen kann man doch ihre Geſchäffte unterſcheiden. Es verhält ſich mit der Liebe eben ſo wie mit unſern gewöhnlichen Handlungen, mit Eſſen, Trinken, Schlafen: eine iede von dieſen iſt durch ſich ſelbſt, weder gut noch böſe, ſondern kann durch die Art und Umſtände, mit und unter welchen ſie ausgeübt wird, beides werden. So wenig alſo dieſe Handlungen alle gut ſind; eben ſo wenig iſt eine iede Liebe lobenswürdig, ſondern nur allein diejenige, die uns wahrhaftig ſchöne Gegenſtände auf eine tugendhafte Art lieben lehrt. — Der Gehülfe der irrdiſchen Venus iſt eben ſo gemein, als die Liebesgöttinn, deren Begleiter er iſt: dieſer iſt es, den laſterhafte und nichtswürdige Menſchen verehren. Solche Menſchen werfen ihre Neigung eben ſo wohl auf Weiber als ſchöne Knaben und Jünglinge: lieben den Körper mehr als die Seele: und wagen ſich an die unbeſonnenſten und am wenigſten ausgebildeten Perſonen am liebſten, weil ſie bei dieſen den kleinſten Widerſtand und die geringſten Hinderniſſe gegen die Befriedigung ihrer unreinen Begierden zu finden glauben. Wenn ſie dieſen Zweck nur erreichen; ſo bekümmern ſie ſich weiter nicht darum, ob ihre Neigung tugendhaft und ohne Tadel ſei oder nicht. Dieſe Liebe ſtammt von der jüngern Venus ab, die aus der Vermiſchung beider Geſchlechter, ſowohl des männlichen als weiblichen, entſtand. — Die himmliſche Venus hingegen war mutterlos, hatte ihr Daſein allein ihrem Vater, allein dem männlichen Geſchlechte zu danken: ſie treibt daher die von ihr begeiſterten Verehrer allein zur Liebe gegen das männliche Geſchlecht an, welches als das ſtärkere und weiſere die meiſte Achtung verdient. — Es iſt ſehr leicht, ſolche Liebhaber, die von der reinen himmliſchen Liebe durchdrungen ſind, von andern zu unterſcheiden Sie wählen nemlich keine junge Knaben mit kindiſchen Seelen, ſondern Jünglinge, die ſich den Jahren der Mannbarkeit nähern, und ihre Geiſteskräfte zu entwickeln angefangen haben. Sie verführen nicht ſchöne Kinder, um ihrer als Jünglinge ſpotten, und mit unverzeihlicher Unbeſtändigkeit andere wiederum kränken zu können: ſie verſchenken ihre Zärtlichkeit nicht ohne die behutſamſte Vorſicht, aber wenn ſie ſie verſchenken, ſo geben ſie ſie auch innigſt und ganz, als wenn ſie mit ihrem Geliebten allein ihr ganzes Leben durchleben ſollten. — Billig ſollte ein Geſetz es befehlen, gar keine Kinder zu lieben, um nicht Mühe und Zärtlichkeit umſonſt zu verſchwenden, da es bei Kindern noch immer ungewiß iſt, ob ſie gut oder böſe werden wollen. Vernünftige Liebhaber werden es daher ſich ſelbſt zum Geſetz machen, ihre Geliebten nicht aus dieſem unzuverläßigen Alter zu wählen.

Die Diener der gemeinen irrdiſchen Liebe ſind es, die die Liebe überhaupt verdächtig gemacht, und den Ausſpruch veranlaßt haben: daß es ſchändlich ſei, ſeinem Liebhaber zu Gefallen zu leben. Die tugendhafteſten Völker und blühendſten Staaten in Griechenland haben die Liebe entweder ohne Einſchränkung erlaubt, wie die Böotier und Einwohner von Elis: oder ſie haben, wie die Athenienſer und Spartaner, die männliche Liebe durch mannichfaltige Geſetze vor allem Misbrauch zu verwahren geſucht. Nur den Barbaren, und denen, die wie die Jonier unter der Herrſchaft barbariſchen Despoten leben, ſcheint die Liebe, wie die Weltweisheit und der Hang zu körperlichen Uebungen ſchändlich oder gefährlich zu ſein. Die Tyrannen merkten es bald, daß erhabene Geſinnungen, ſtarke Freundſchaften und unauflösliche Seelenverbindungen, dergleichen die Liebe erzeugt, ihrer Sicherheit und ihrem Intereſſe nachtheilig ſein würden. Beiſpiele wie die des Ariſtogiton und Harmalius überzeugten ſie, wie unvereinbar edle Liebe und zärtliche Freundſchaft mit dem Despotismus ſei. Allenthalben alſo, wo die Geſetze die Gefälligkeit des Geliebten gegen ſeinen Liebhaber für ſchändlich erklären, war furchtſame Bosheit Geſetzgeberinn: wo aber dieſe Gefälligkeit ohne Einſchränkung durch Geſetze befohlen wird, da war Unwiſſenheit oder Seelenſchwäche an dieſer unweiſen Uebereilung ſchuld. Unſere Athenienſiſchen Geſetze über die Liebe ſind mit bewundernswürdiger Weisheit abgefaßt. Sie ſagen, daß es edler ſei, öffentlich als verſteckt, und weniger ſchöne aber tugendhafte, als ſchlecht geſinnte und ſchöne Jünglinge zu lieben. Sie erklären es für eine ſchöne That, einen würdigen Geliebten für ſich einzunehmen, ſo wie ſie auf der andern Seite die Unfähigkeit, in einer ſchönen und reinen Bruſt Zärtlichkeit zu erregen, zum Mangel von Verdienſten anrechnen. Unſere Geſetze erlauben es ſogar, alle Künſte, die Tugend und Rechtſchaffenheit nicht beleidigen, anzuwenden, einen Geliebten zu fangen: und loben denjenigen, der große und edle Thaten zum Zunder der Liebe zu gebrauchen gewußt hat. Mit Schande hingegen brandmarken ſie alle diejenigen, die entweder aus Geiz oder Sucht nach Ehrenſtellen, oder niedriger Luſt Geliebte ſich zu erwerben, oder Liebhabern ſich zu übergeben ſuchen. Die Liebe kann alſo beides, tugendhaft und ſchändlich ſein: ſchändlich, wenn ſie auf einen unwürdigen Gegenſtand mit laſterhaften Geſinnungen gerichtet wird: tugendhaft hingegen, wenn ſie aus reinen und edlen Abſichten ſich dahin neigt, wo

Schönheit und Tugend lieblich wie die Grazien mit einander vereinigt ſind. Dieſe Liebe iſt allein dauerhaft, weil ſie ſich auf unverlierbare Schönheiten gründet: ſie iſt es allein, die unſere Geſetze ſchützen und begünſtigen: ſie allein endlich ſtammt von dem Begleiter der Venus Urania ab, iſt himmliſchen Urſprungs, und für einzelne Menſchen ſowohl, als ganze Städte, das wohlthätigſte Geſchenk der menſchenliebenden Götter.

Hier ſchließt Pauſanias, und fordert zugleich den Dichter Ariſtophanes auf, der Reihe nach wieder anzufangen. Allein dieſer hatte ſich beim geſtrigen Schmauſe den Magen ſo ſehr verdorben, daß ihn eben jetzo das heftigſte Schluchzen überfiel, und er alſo den Eryximachus bitten muſte, ſtatt ſeiner zu reden, bis die Magenkrämpfe ihn wieder verlaſſen würden. Dieſer Arzt (S. 185–189.) zeigt alſo, daß die Liebe ſich nicht blos auf Götter und Menſchen, ſondern auch über blos empfindende Geſchöpfe und ſelbſt die lebloſe Natur erſtrecke: daß ſie, wie ganz Harmonie ſei, und allenthalben Uebereinſtimmung erzeuge, die Urſache der Geſundheit der Seele und des Körpers, die Mutter aller Künſte und Handwerker, die

Quelle der Gottesfurcht und Reinigkeit der Sitten ſei. Die Ausführung dieſer Gedanken iſt als Declamation betrachtet, die am wenigſten ſchöne, und als Raiſonnement, das ſeichteſte unter allem, was Plato über die Liebe ſagen läßt. Ich gehe daher zu den viel merkwürdigern Gedanken des Ariſtophanes, der ſich jetzt wieder erholt hatte, fort.

Die Menſchen (ſagt dieſer) ſcheinen mir die Macht des Amors nicht genug empfunden zu haben, weil ſie ihm ſonſt die prächtigſten Opfer, Feſte und Altäre angeordnet und errichtet hätten. Er iſt der Menſchenfreundlichſte unter allen Göttern, ein Helfer und Arzt unſers ganzen Geſchlechts: ich will euch daher vorzüglich den ganzen Umfang ſeiner Macht erklären, aber zuvor die Schickſale und Veränderungen, die mit dem menſchlichen Geſchlechte vorgegangen ſind, aus einander ſetzen. Die Menſchen waren nicht von je her wie ſie jetzt ſind, ſondern urſprünglich in drei Klaſſen oder Geſchlechter abgetheilet: in Männer, Weiber, und endlich in eine Mittelgattung, die beide Geſchlechter in ſich vereinigte aber iezt verſchwunden iſt. Die menſchliche Figur war voller und mehr gerundet als ſie jetzt iſt; Ein jedes Individuum hatte vier Beine und Arme, und zwei durch einen Hals vereinigte Geſichter: ſo auch vier Ohren, und doppelte Zeugungsglieder. Die vom männlichen Geſchlechte waren Abkömmlinge der Sonne: die vom Weiblichen, Kinder der Erde, und die Zwitter hatten ihr Daſein dem Monde zu danken. Alle waren voll Kraft und Muths, und wurden zuletzt ſo kühn, den Himmel erſteigen, und die Götter ſelbſt bekriegen zu wollen. Jupiter mit ſeinem Götterrathe fieng an, die Sache in Ueberlegung zu nehmen: die übrigen Götter waren in Verlegenheit: Jupiter fand endlich einen Ausweg, der ihn nicht nöthigte, das Menſchengeſchlecht zu vertilgen, aber doch ihren Uebermuth oder überflüßigen Kräfte zu mindern geſchickt war. Er theilte nemlich die Menſchen in zwo Hälften, und nahm ſich zu gleicher Zeit vor, im Fall eines neuen Aufſtandes wider die Götter zu einer neuen Theilung zu ſchreiten, und ſie auf einem Beine ſich bewegen zu laſſen. Nach dieſer ſchmerzhaften Operation, deren Folgen Apollo heilte, umarmten ſich die beiden getrennten Hälften mit der heiſeſten Sehnſucht, um wiederum zuſammen zu wachſen; und ſtarben vor Hunger und Bekümmerniß,

merniß, weil ſie ſich ſelbſt nicht einmal zur Aufſuchung der Nahrung von einander ſcheiden wollten. Jupiter erbarmte ſich der elenden Geſchöpfe, und verſetzte die zur Fortpflanzung nothwendigen Gliedmaßen an die Stelle, wo ſie ſich jetzt finden, da ſie vorher an einem dieſer entgegengeſetzten Platze geweſen waren: und nun fiengen Menſchen an ſich mit einander zu vermiſchen, und ihr Geſchlecht fortzupflanzen. Von dieſem Zeitpuncte an iſt allen Menſchen die Liebe zu andern ihres Geſchlechts, als eine aus ihrem erſten Zuſtande zurückgebliebene Neigung angeboren worden: eine jede Perſon ſucht die Hälfte, mit der ſie ehemals vereinigt war, wünſcht mit ihr wieder eins zu werden, und die durch Jupiter veranſtaltete Spaltung wieder aufzuheben. Die männlichen Hälften des geſpaltenen Zwittergeſchlechts ſind daher gierige Weiberfreunde; aus ihnen entſtehen die Ehebrecher, wie aus den weiblichen Hälften dieſer Menſchenart Ehebrecherinnen, und unzüchtige Verkäuferinnen ihrer eigenen Schönheiten werden. Diejenigen aber, welche ehemals Hälften des ungetheilten männlichen Geſchlechts waren, ſuchen die verlorne Hälfte den Gegenſtand ihrer Liebe unter dem männlichen Geſchlecht auf. So lange ſie noch Knaben ſind, freuen ſie ſich in der Geſellſchaft der Männer, und ſchlafen gerne an ihrer Seite: in reiferem Alter werden ſie große Staatsleute, die ſich mit öffentlichen Geſchäften abgeben, und als Männer lieben ſie ſchöne Perſonen ihres Geſchlechts, und heyrathen nie aus Neigung, ſondern nur aus Gehorſam gegen die Geſetze des Vaterlandes. Wenn ſolche Männer ihre Hälften wieder finden, ſo fallen ſie in ein entzückendes Erſtaunen, und bleiben nach dieſem glücklichen Zeitpunkte mit ihrem guten Willen nicht einen Augenblick mehr von einander getrennt. Solche ſeelige Seelen wißen ſelbſt nicht, was ſie von einander wollen und wünſchen: Genuß und ſinnliches Vergnügen iſt nicht der Gegenſtand ihrer Sehnſucht: ſondern etwas anders, was ſie ſich ſelbſt nicht deutlich erklären, ſondern in fernem Dunkel nur ſehen und errathen können. Wenn in dieſem Zuſtande dunkler unbefriedigter Wünſche Vulcan ſich ihnen näherte, und zu gleicher Zeit ſich erböte, ſie ſo genau mit einander zu vereinigen, daß ſie hier auf Erden zwar ungetrennt leben könten, aber ſterbend auch zu gleicher Zeit ins Reich der Schatten hinabſteigen müßten;

ten; ſo würde wahrſcheinlich nicht einer ſein, der auch mit dieſer Bedingung das Anerbieten des Gottes ausſchlüge. Dieſes Verlangen der getrennten Hälften zur genauſten Wiedervereinigung, zum Zuſammenſchmelzen iſt es, was man Liebe nennt. Alle Menſchen werden alsdann glücklich werden, wenn ein jeder ſein halbes verlohrnes Selbſt wieder findet, und mit dieſem vereinigt in den Zuſtand der urſprünglichen Vollkommenheit unſers Geſchlechts hinaufgerückt wird. — Hiermit ſchließt Ariſtophanes den berühmten Platoniſchen μυθος: und nach ihm fängt der dichteriſche Agathon folgende Lobrede auf den Gott der Liebe an.

Alle, die vor mir von der Liebe geredet haben, ſcheinen mir mehr das Glück der Liebenden, als die Macht des Liebesgottes geprieſen, mehr die Gaben als den Geber erhoben zu haben. — Der Gott der Liebe iſt, wenn anders ſo etwas ſich ohne Gottloſigkeit ſagen läßt, der glücklichſte Bewohner des Olymps, weil er der ſchönſte und tapferſte iſt. Der ſchönſte muß er ſein, weil er der jüngſte der Götter iſt. Er flieht das graue Alter, und beſucht nur die blühende Jugend, deren beſtändiger Begleiter er iſt. Was die älteſten Dichter von ſeinem hohen Alterthume geſagt haben, iſt vielleicht eben ſo wenig gegründet, als andere unwahrſcheinliche und unwürdige Thaten, die ſie von Göttern erzählt haben. Bei ſeiner ewigen Jugend iſt er der zarteſte und weichſte der Götter. Er wandelt und wohnt auf nichts ſchroffem, hartem, unebenem, ſondern in dem, was die ganze Natur am zarteſten und weichſten hat. Er nimmt ſeine Wohnung in den Herzen und Seelen von Göttern und Menſchen: er läßt ſich nicht einmahl in allen ohne Unterſchied nieder, ſondern flieht diejenigen, die nur das geringſte Rauhe und Beleidigende an ſich haben. Außer dieſer nie untergehenden Jugend und zarten Weichheit muß er nothwendig eine gewiſſe Glätte und Schlüpfrigkeit beſitzen. Wie wäre es ſonſt möglich, daß er ſich in alle Seelen einſchleichen, aus und einziehen könte, ohne daß man ſeine Gegenwart oder Entfernung wahrnehmen ſollte? Dieſe Beweglichkeit iſt ein Beweis ſeines Ebenmaſes und ſeiner Schlüpfrigkeit. — Schön iſt Amor, weil er ſtets in und unter Blumen wohnt. Er ſetzt ſich niemals in verblühten Körpern und Seelen nieder, ſondern zieht nur dahin, wo prächtige Farben und Wohlgerüche ihn hinlocken. — Nicht blos ſchön, ſondern auch groß und mächtig iſt der Gott der Liebe. Er beleidigt weder Götter noch Menſchen, und wird auch von keinem von beiden wieder beleidiget. Wenn er leidet, ſo geſchieht es nie durch fremde äußere Gewaltthätigkeit: und eben ſo wenig handelt und würkt er auf andere wider ihren eigenen Willen. — Er beſitzt die gröſte Mäßigkeit, wenn Mäßigkeit anders in der Fähigkeit Lüſte und Begierden zu überwinden beſteht. Kein Vergnügen iſt ſo groß, das nicht der Macht der ſiegenden Liebe weichen müſte. — Amor iſt ſo ſtark und tapfer, daß ſelbſt Mars ſich ihm nicht entgegen oder gleich ſetzen kann. Er bezwang den kriegeriſchſten und tapferſten der Götter: vielweniger wird alſo ein anderer ihm widerſtehen können. — Außer dieſen Tugenden beſitzt er die letzte und gröſte unter allen, die Weisheit. Er begeiſterte weiſe Dichter und unſterbliche Künſtler: er gab Göttern und Menſchen den hohen ſchöpferiſchen Geiſt, wodurch ſie Künſte und Menſchen beſſernde Kenntniſſe erfanden. Ehe Amor war, litten und thaten ſelbſt die Götter unter der Regierung der Nothwendigkeit vieles, was ein ſterblicher Mund nicht auszuſprechen wagt:

die Liebe allein vereinigte ſie durch den mächtigen Zauber der Schönheit zur ſeligſten Eintracht. Er reinigt unſere Seelen von bitterer Feindſeligkeit und erfüllt ſie dagegen mit gegenſeitigen Wohlwollen und allgemeiner Menſchenliebe: Er iſt der milde Urheber und Vorſteher großer Zuſammenkünfte an feyerlichen Feſten und Opfertagen. Er iſt gütig, wohlthätig, Göttern und weiſen Menſchen gleich angenehm. Zu ihm flieht der Unglückliche, als zu ſeinem einzigen Tröſter: ihn verehrt der Glückliche als den Geber alles Guten: er iſt der holde Vater der Grazien und des Liebreizes des ſüßen ſchmeichelnden Verlangens*), und der Herzen erweichenden Luſt: der gröſte Retter, Führer und Begleiter der Menſchen in glücklichen und unglücklichen Tagen. Ihn ſolten alle in erhabenen Lobgeſängen preiſen, denen Himmel und Erde zuhörten, die die Menſchen und ſelbſt die ſeligen Götter in ihren überirrdiſchen Wohnungen entzückten.

---

*) Wir haben für die Wörter, die Plato gebraucht, in unſerer Mutterſprache nicht ſo viele gleichgeltende Ausdrücke: τρυφης, ἁβροτητος, χλιδης, χαριτων, ἱμερου, ποθου πατηρ. p. 197.

Nachdem Agathon ſeine Lobrede geſchloſſen hatte, äußerten alle ihren Beifall durch eine unruhige Bewunderung. Selbſt Sokrates erſtaunte über ſeine hinreißende Beredſamkeit: ſagte ihm bei dieſer Gelegenheit die feinſten Schmeicheleien, indem er ſeine eigene Unfähigkeit ſo ſchön zu reden, und die daraus entſtehende Furcht nach einem Agathon wenig zu gefallen, geſtand: gieng aber nach ſeiner Manier mit ſchleichenden unmerklichen Schritten zu einer ſtrengen, aber gar nicht beleidigenden Kritik fort, wodurch er den Agathon ſelbſt zwang, den gröſten Theil ſeiner Lobrede wiederum zurück zu nehmen. Nach dieſer Vorbereitung entſchließt er ſich endlich, nicht ſeine eigene Gedanken über die Liebe, ſondern das, was er von der weiſen Diotima gelernt hatte, der Geſellſchaft mitzutheilen.

Ich hatte (ſagt Sokrates) vor der Bekanntſchaft mit der Diotima faſt eben die Begriffe von dem Gott der Liebe, die Agathon vorher vortrug: ich hielt ihn für einen ſchönen und großen Gott, allein ſie zeigte mir, daß meinen eignen Begriffen nach der Gott der Liebe weder groß noch ſchön ſein könnte. Voll Erſtaunens fragte ich ſie, ob er denn häßlich und ohnmächtig wäre: allein ſie verbot es mir, nicht einmal in zweifelnden Fragen Gottesläſterer zu ſein, und führte mich auf die wichtige Bemerkung, daß nicht alles was nicht ſchön ſei, deswegen häßlich ſein müſſe: daß es zwiſchen Schönheit und Häßlichkeit eben ſowohl ein gewiſſes Mittel als zwiſchen Weisheit und Unſinn gebe. Die Liebe (ερως) iſt weder ſchön und gut, noch häßlich und böſe, ſondern ſchwebt in der Mitte aller dieſer Eigenſchaften. Ich machte ihr zwar den Einwurf, daß die Liebe von allen als eine große Gottheit anerkannt würde: allein wie kann dieſe (antwortete ſie mir) für eine große Gottheit von denen gehalten werden, welche ſo gar ihr Daſein läugnen. Ich bat mir dieſe Frevler zu nennen; du ſelbſt (ſagte ſie) und auch ich gehören zu dieſen Ungläubigen. Ich ſtutzte über dieſe Beſchuldigung nicht wenig, allein ſie zeigte mir bald, daß ſie Recht hätte. Giebſt du nicht ſelbſt zu, daß alle Götter ſchön und glückſelig ſind, und daß ſich ohne beide Vorzüge gar kein göttliches Weſen denken läßt: daß endlich nur diejenigen glückſelig genennt werden können, die das Gute und Schöne würklich beſitzen. Ich konnte von allen dieſen nichts läugnen, und nun fuhr ſie weiter fort: Haſt du denn nicht ſelbſt zugegeben, daß die Liebe, Güte und Schönheit außer ſich ſuche, weil ſie ſelbſt an beiden arm ſei. Kann ein ſolches Weſen, das Mangel leidet und zu erſetzen ſich bemüht, Gott genannt werden. Du ſiehſt alſo, daß du ſelbſt die Liebe nicht für eine Gottheit hielteſt. Amor iſt aber deswegen nicht ſterblich, ſondern ein Mittelding von vergänglicher und unzerſtörbarer Natur, ein großer Dämon. Alle Dämonen behaupten dieſen Rang in der Reihe der Weſen: Sie ſind die Mittler der Gottheit und des menſchlichen Geſchlechts, und tragen die Bitten und Gelübde der Menſchen zu den Göttern, wie ſie die Befehle der Götter den ſterblichen Erdbewohnern verkündigen. Zu dieſen Dämonen, die groß an Zahl ſind, gehört Amor: er wurde auf folgende Art gebohren. An dem Geburtstage der Venus kam unter andern Göttern der Gott des Ueberfluſſes, ein Sohn der Klugheit, zum feſtlichen Gaſtmale: mitten unter den Freuden der Tafel und des Weins erſchien die Göttinn der Armuth, die aber vor der Thür zurückblieb. Der Gott des Ueberfluſſes berauſchte ſich im himmliſchen Nektar: und legte ſich im Garten Jupiters nieder, um auszuruhen. Unverzüglich

lich ſchlich die Göttinn der Armuth, die ihm ihrer Dürftigkeit wegen ſchon lange nachgeſtellt hatte, zu ihm, und empfing vom trunkenen Gotte den Amor. Er iſt eben deswegen, weil er an dem Geburtstage der Venus empfangen wurde, ihr beſtändiger Begleiter: als ein Sohn des Ueberfluſſes und der Armuth aber iſt er ſtets dürftig, und weit entfernt, daß er ſchön und zart ſein ſollte, wie einige glauben, iſt er rauch, ſchmuzig, ohne Bedeckung und Wohnung: er ſchläft unter freyem Himmel an den Thüren, und auf öffentlichen Wegen. Alles dieß hat er ſeiner Mutter zu danken. Seinem Vater hingegen artet er darinn nach, daß er den guten und ſchönen unaufhörlich nachſtelle: kühn, verſchlagen und unternehmend, endlich ein gefährlicher Verführer iſt, der immer die liſtigſten Raube ausübt. Er philoſophirt ſein ganzes Leben durch: iſt ein unerforſchlicher Gaukler, Zauberer und Sophiſt: blüht und iſt thätig in den Zeiten des Wohlſtandes, ſcheint aber dann und wann gänzlich ſterben zu wollen: erholt ſich aber über alle Erwartung geſchwind wieder. Was er auch erwirbt, zerfließt bei ihm wie durch ein Sieb: er iſt daher niemals dauerhaft arm oder reich. Zwiſchen

Weisheit und Unwiſſenheit hält er ſich mitten inne. — Die Götter ſelbſt philoſophiren nicht und wünſchen auch nicht weiſe zu werden, weil ſie es ſchon ſind. In dieſer Selbſtgnügſamkeit ſind die Thoren den Göttern gleich: auch ſie philoſophiren nicht und wünſchen auch nicht weiſe zu werden. Das größte Uebel der Unwiſſenheit iſt dieſes, daß diejenigen, die weder wackere noch rechtſchaffene Männer ſind, ſich beides zu ſein dünken, und daher nicht einmal den Gedanken der Beſſerung haben. Die Liebe ſteht zwiſchen Göttern und Thieren in der Mitte. — Die Weisheit iſt eine der größten Schönheiten und Vollkommenheiten in der ganzen Natur: Amor muß ſie daher nothwendig lieb gewinnen, weil Liebe ſelbſt nichts als Hang zum Schönen iſt. Amor iſt ſelbſt durch Geburt und Abkunft Philoſoph. Er ſtammt von einem weiſen und reichen Vater, aber einer armen und unwiſſenden Mutter ab: und muß daher von einer Mittelnatur ſein, die die Eigenſchaften beider Aeltern in ſich vereinigt. — Die Liebe iſt im allgemeinen genommen die Begierde ſtets glücklich zu ſein: der Hang zum Schönen und Guten, oder vielmehr die Begierde zur Zeugung und Empfängniß im Schönen *). Alle Menſchen empfangen der Seele ſowohl als dem Leibe nach, und wenn ſie zu einem gewiſſen Alter kommen, drängt die Natur zur Entbindung. — Durch die Liebe erhalten die Geſchlechter vergänglicher Thiere Unſterblichkeit: Selbſt der Durſt nach Unvergänglichkeit und unſterblichem Ruhm iſt Liebe oder eine Frucht derſelben. Menſchen alſo, die dem Leibe nach ſchwanger ſind, ſuchen das weibliche Geſchlecht, um durch die Erzeugung leiblicher Kinder ſich ein Gedächtniß ihres Namens zu ſtiften, und ſich ſelbſt in ihren Nachkommen zu verewigen. Andere hingegen gebähren und erzeugen, was nur Seelen erzeugen und gebähren können; Weisheit und Tugend. Zu dieſer Klaſſe gehören ſchöpferiſche Dichter und erfinderiſche Künſtler: vorzüglich aber bei großen Seelen, die Familien und Staaten Geſetze geben, und durch Geſetze glücklich machen. Wenn jemand mit ſolchen Tugenden und Vollkommenheiten von dem zarteſten Alter an ſchwanger iſt; ſo drängt ihn bey reifern Jahren ein innerer Trieb zu gebähren und zu zeugen: er ſucht einen ſchönen Gegenſtand, in

dem

---

*) Εςι γαρ, ω Σωκρατες, ȣ τȣ καλȣ ερως, ὡς συ οιει, αλλα της γεννησεως, και τȣ τοκȣ εν τῳ καλῳ. p. 206.

dem er die Frucht ſeiner Seele niederlegen könne. Schöne, gut geartete, edle Seelen erwartet er eher in ſchönen als häßlichen Körpern: Und wenn er eine ſolche gefunden hat, theilt er ihr alle ſeine Schätze von Wahrheiten mit: lehrt ſie, was ein rechtſchaffener Mann ſei, und thun müſſe. Er befruchtet ſie mit Weisheit, und ſucht dieſe geiſtigen Embryonen gemeinſchaftlich mit der Seele, die ſie empfangen hat, aufzuziehen. Ihre gegenſeitige Liebe iſt wegen dieſer Seelenkinder viel ſtärker, als wenn ſie leibliche Kinder mit einander erzeugt hätten. Auch würde ein jeder wünſchen, ehe ſolche Früchte des Geiſtes als eine leibliche Nachkommenſchaft hinter ſich zu laſſen. Homer und Heſiod erwarben ſich durch ihre Werke, Kinder ihres Geiſtes, unſterblichen Ruhm bei der ſpäteſten Nachwelt: Lykurgs Geſetze wurden die Retter und Erhalter, nicht nur von Sparta, ſondern von ganz Griechenland.

Wenn einer (fuhr Diotima zum Sokrates, und Sokrates zu ſeinen Freunden fort) nicht bloß die Natur der Liebe kennen, ſondern auch in ihre heiligen Geheimniſſe eingeweiht ſein will; ſo muß er ſich von ſeiner früheſten Jugend an zu dieſem großen Werke vorbereiten.

Er muß unter der Leitung eines guten Führers erſt einen ſchönen Körper zu lieben anfangen, und in deſſen Seele große und ſchöne Wahrheiten zu erwecken, und lebendig zu machen ſuchen. Alsdenn aber muß er zu überlegen anfangen, daß die Schönheit des einen Körpers mit der Schönheit aller übrigen verſchwiſtert und gleichartig ſei. Wenn man anders nicht die individuelle Schönheit in einzelnen Gegenſtänden, ſondern das allgemein ſchöne überhaupt ſuchen und verfolgen ſoll; ſo wäre es Unwiſſenheit, die Reize aller ſchöner Körper *) als verſchieden, nicht als eine und eben dieſelbige Vollkommenheit, zu betrachten. Dieſer Gedanke alſo muß einen jeden zum Liebhaber aller ſchönen Körper machen. Hier aber muß der künftige Geweihte der Liebe nicht ſtehen bleiben, ſondern die Schönheiten der Seele für ehrwürdiger und heiliger, als die des Körpers halten. Seine Pflicht iſt es daher, eine jede noch nicht ganz verlorne oder verblühte

---

*) Επειτα δε αυτον κατανοησαι ὅτι το καλλος το επι ὁτῳουν σωματι, τῳ επι ἑτερῳ αδελφον εστι. και ει δει διωκειν το επ' ειδει καλον, πολλη ανοια μη ȣχ ἑν τε και ταυτον ἡγεισθαι το επι πασι τοις σωμασι καλλος. τȣτο δ' εννοησαντα, καταστηναι παντων των καλων σωματων εραστην. p. 210.

Seele unter ſeine Aufſicht zu nehmen, den Saamen der Weisheit auszuſtreuen und ihn ſorgfältig zu warten, bis er herrliche Früchte bringt. Er muß Jünglinge auf die Schönheit der Einrichtungen und Geſetze großer Männer aufmerkſam machen, ſie lehren, daß dieſe Schönheit mit ihnen verwandt, und körperlichen Reizen unendlich vorzuziehen ſei. Von dieſen Betrachtungen muß er ſie in die Wiſſenſchaften und deren Schönheiten hineinführen, damit ſie nicht an den Reizen einzelner Körper oder Wahrheiten hängen bleiben, und ihnen wie Sclaven dienen, ſondern auf einmal in ein Meer von Schönheit eingebracht werden, und nach der Bekanntſchaft mit den erhabenen Lehren der Weltweisheit ſelbſt große Gedanken gebähren. — Wer bis hieher mit beharrlichem Eifer vordrang, der ſteht am Ende der groſſen Geheimniſſe der Liebe, und iſt im Stande, die Schönheit von Angeſicht zu Angeſicht, das weſentlich Schöne ſelbſt zu erblicken. Dieß weſentlich Schöne iſt unveränderlich und ewig: weder entſtanden, noch dem Untergange unterworfen: ohne alle Verminderung oder Vermehrung. Es iſt nicht wie vergängliche Schönheiten, an einem Orte und zu einer Zeit ſchön: an und zu andern häßlich: ſcheint auch nicht einmal verſchiedenen Perſonen bald häßlich, bald mehr oder weniger ſchön: kann auch gar nicht von der Einbildungskraft, wie ſichtbare Gegenſtände, Geſichter und Hände gefaßt: nicht wie ein Raiſonnement oder Syſtem vorgeſtellt werden; findet ſich weder auf Erden noch im Himmel, weder in irgend einem lebloſen oder empfindenden Geſchöpfe: ſondern das Schöne, wovon ich jezt rede *), iſt ganz ſelbſtſtändig ewig, einfach und ſich ſelbſt gleich. Alle übrigen ſchönen Gegenſtände ſind allein durch dieſe weſentliche Schönheit ſchön: entſtehen und gehen unter, ohne daß ſie im allergeringſten dabei litte oder gewönne. Wenn jemand endlich durch reine Seelenliebe dies weſentliche Schöne zu erblicken anfängt: dann kann er ſagen, daß er in dem großen Geheimniſſe der Liebe eingeweiht ſei. Der wahre Liebhaber fängt alſo mit der Liebe eines einzigen ſchönen Körpers an: geht nachher zu mehrern und endlich zur Liebe aller ſchönen Körper fort: von dieſen erhebt er ſich zu den Schönheiten der Geſetze und Wiſſenſchaften: und von den Schönheiten der Wiſſenſchaften

ſchwingt

---

*) αλλα αυτο καθ' ἁυτο μεθ' ἁυτου μονοειδες αει ον.

ſchwingt er ſich endlich zum Anblick des weſentlich Schönen ſelbſt hinauf. Wenn du dieß einmal erblickſt, (ſagte Diotima zum Sokrates) ſo wirſt du weder die Schätze der Erde, noch die Schönheiten der Jünglinge mehr ſchätzen: weder eſſen noch trinken, ſondern allein anſchauen und bewundern wollen. Wer dieſe weſentliche Schönheit rein, unvermiſcht, ohne Farben und Fleiſch ſähe: der würde nicht mehr Schattenbilder der Tugend, ſondern wahre Tugend ſelbſt zeugen und gebähren, und als ein gottgefälliger Mann, ſelig und unſterblich werden.

III.

Ueber die Natur der Seele: eine platoniſche Allegorie.

Δοκω μοι περι ὧν πυνθανεσθε νυν ȣκ αμελετητος ειναι.

Es ſcheint, als wenn die Natur den Plato mehr zu einen Dichter, als Philoſophen geſchaffen hätte. Alle ſeine ſtrengſten Raiſonnements und Lieblingsideen ſind in Bilder und Allegorien gehüllt, gründen ſich auf ſolche, oder ſind doch mit einem bald größern, bald kleinern Zuſatze vermiſcht.

Dichten war ihm ſo natürlich und nothwendig, daß er ſelbſt da in dieſen Naturfehler zurückfiel, wo die kleinſte Ueberlegung ihm das Unſchickliche ſeines Verfahrens zu zeigen im Stande geweſen wäre. In der feyerlichen Stunde des Todes läßt er den weiſen ſterbenden Sokrates die erhabene Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, mit Fabeln, über den Zuſtand der abgeſchiedenen, beſonders unreinen, Geiſter ſchließen, die vielleicht für Homer und Heſiod ſelbſt in den Zeitaltern der Einbildungskraft zu kühn geweſen wären*).

Wenn man aber dieſen unſchicklichen Gebrauch der Fiction überſieht, und den Plato als Philoſophen vergißt, um ihn allein als Dichter zu betrachten; ſo muß man geſtehen, daß der größte Theil ſeiner Dichtungen und Allegorien nicht blos anpaſſend, und zuſammenhängend, ſondern ſehr oft prächtig, und erhaben iſt.

---

*) Dieſe Abhandlung hatte, ich weiß nicht ob ich ſagen ſoll das Glück oder Unglück, aus dem encyclopädiſchen Journal zum zweitenmal im Geiſt der Journale wieder abgedruckt zu werden. Der Frankfurter Recenſent (im 55. 56. St. dieſes Jahres) war mit dieſer Sammlung unzufrieden, und warf den Groll, den er gegen die ganze Unternehmung hatte, auch auf eine jede einzelne Abhandlung. Den Verfaſſer des gegenwärtigen Stücks tadelt er als einen Verläumder des Plato, als einen ſeyn wollenden Ariſtarch, aus Gründen, deren Richtigkeit ich hier nicht unterſuchen will. Ich denke wie Plutarch: αν απαιδευτον ειπῃ σε, επιτεινε το φιλομαθες εν εαυτῳ και φιλοπονον — ουδεν γαρ αισχιον επι βλασφημιας παλινδρομουσης, ουδε λυπηροτερον. Sollte der Verfaſſer der Recenſion den Plutarch nicht beſſer verſtehen, als er den Plato zu kennen ſcheint; ſo mag er die angeführte Stelle in der Lateiniſchen Ueberſetzung nachleſen.

Von ihrem poetiſchen Werthe iſt der allgemeine Beyfall aller aufgeklärten Zeitalter der unverwerflichſte Zeuge. Sie gehörten von Anbeginn zu den Kenntniſſen der ſchönen Welt, des beſſern Theils des Publikums; und ein jeder National-Schriftſteller glaubte ſich Anſpielungen auf dieſe ſchönen platoniſchen Träume erlauben zu dürfen, ohne nöthig zu haben, ſie durch gelehrte Erklärungen ins Licht zu ſetzen.

Eins ſeiner größten dichteriſchen Meiſterſtücke iſt die Allegorie im Phädrus über den Zuſtand der menſchlichen Seelen, vor ihrer Einkehr in die irrdiſchen Leiber, über ihren Fall, oder das Herabſinken in die grobe Materie, und endlich über ihren Aufflug zur Gottheit, und allen verlohrnen Seligkeiten. Sie iſt wie der ganze Phädrus, die erſte Frucht der jugendlichen Einbildungskraft unſers dichteriſchen Philoſophen, in einer ſchwelgeriſchen Dythiramben-Sprache vorgetragen, aber voll von unvollendeten Gedanken, denen er nachher eine ſyſtematiſchere Form gab. Den meiſten Leſern iſt wahrſcheinlich der größte Theil der einzelnen Züge derſelben aus unſern, und den franzöſiſchen ſchönen Geiſtern bekannt: allein vielleicht kennen ſie ſie nicht in der Ordnung, in welcher

Plato ſie zuſammengedichtet hat. Dieſen kann es nicht unangenehm ſeyn, dieſe berühmte Allegorie einmal in ihrer wahren Geſtalt zu leſen.

Nachdem ſich Sokrates mit dem Phädrus an den Ufern des Jliſſus, unter den Schatten eines heiligen Baumes und in einer von Nymphen bewohnten, und durch dichteriſche Sagen feyerlichen Gegend, über die Gedanken des Lyſias von der Liebe, und deren wahrer Natur unterredet hatte; läßt Sokrates endlich nach einem kleinen freundſchaftlichen Zwange ſich zur Mittheilung ſeiner Gedanken über die Seele bewegen.

Unſere Seele, ſagt Sokrates, (Tom. III. Oper. Plat. edit. Serrani S. 245.) iſt unſterblich, weil ſie die Quelle, und die Urſache ihrer Bewegungen in ſich ſelbſt hat; nur das iſt unbelebt und ſeelenlos, was den Grund aller in ihm vorgehenden Veränderungen, Gegenſtänden außer ſich zu danken hat. Dies iſt aber auch das einzige, was ich von der Seele mit Gewißheit zu behaupten mir getraue: ihre übrigen Kräfte und Vollkommenheiten kann ich nicht gerade zu, ſondern nur in folgenden Gleichniſſen und Allegorien vortragen.

Die Seele des Menſchen iſt einem geflügelten Wagen gleich, der unter dem Vorſitze eines Fuhrmanns von zweyen Pferden gezogen wird. Bey den unſterblichen Göttern ſind Pferde und Wagen, von unverbeſſerlicher Vollkommenheit, untadelhaft gut und ohne alle Gebrechen: bey den Menſchen hingegen findet eine ſo lautere Güte nicht ſtatt: Gutes und Böſes iſt bey ihnen vermiſcht, wiewohl das eine Pferd ungleich biegſamer und vortrefflicher als das andere iſt.

Zu gewiſſen Zeiten fährt Jupiter, der große Regierer, und Führer des Univerſums, auf einem geflügelten Wagen um die Welt, ſein unermeßliches Gebiet zu überſchauen, und das ganze Heer von Göttern, Dämonen, und Seelen folgt ihm in eilf Abtheilungen nach: nur die Veſta allein bleibt in den himmliſchen Wohnungen der Götter zurück. Die unſterblichen Götter nehmen auf dieſem Zuge, ein jeder den ihm zukommenden Platz ein: — und dann fahren ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit alle Räume der Himmel durch, weil das vollkommen genaue Gleichgewicht ihrer Wagen ſie in allen ihren Bewegungen nicht das geringſte Hinderniß finden läßt. Tauſend überſchwenglich ſchöne Auftritte und Gegenſtände bieten ſich dieſen Gebietern auf ihrer Weltreiſe dieſſeits des Himmels dar: nach ihrem Genuſſe ſchwingen ſie ſich in die überhimmliſchen Gegenden auf, deren unnenbare Schönheiten kein Dichter beſungen hat, kein ſterblicher Mund auszuſprechen vermag. Hier ſehen ſie nicht mehr bloße Bilder, Abdrücke, Schattenriſſe des Guten und Schönen; ſondern das Weſen der Weſen ſelbſt, die urſprüngliche Wahrheit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Schönheit, ungetheilt, ungeſchwächt, ohne alle Verſchleyerung. Wenn ſie ſich mit dieſen weſentlichen Gütern hinlänglich geſättiget und genähret haben; fahren ſie in ihre Behauſung dieſſeits des Himmels zurück, und füttern ihre Pferde mit Nektar und Ambroſia.

Die Wagen der Seelen können wegen ihrer unruhigen Pferde der Götter ihren nicht immer mit gleicher Geſchwindigkeit folgen. Die glücklichſten, welche der Gottheit am meiſten nacheifern, kommen nur ſo weit, daß der Fuhrmann ſein Haupt in die überhimmliſchen Gegenden erheben, und die Weſen der Dinge mit einem flüchtigen Blicke überſchauen kann. Andere erheben ſich, ſinken aber gleich wieder, und ſehen daher nur einiges, indem ihnen eben ſo vieles verdeckt bleibt. Die letzte Klaſſe ermüdet unter dieſen Beſtrebungen: ſie geräth in Unordnung und in dieſem Getümmel werden viele verwundet, und ihrer Flügel beraubt: alle müſſen des Anſchauens des Weſens der Weſen entbehren, und dieſe befriedigen ſich in Ermangelung der ewigen unerſchütterten Wahrheit mit der Nahrung von bloßen Meinungen und ungewiſſen ſinnlichen Kenntniſſen.

Ein unveränderliches Geſetz der Nothwendigkeit hat es beſtimmt, daß alle Seelen, die in das Feld der Wahrheit hinein geſchauet haben, bis zu einer andern Fahrt in dem Genuſſe ihrer Freuden und der Geſellſchaft von Göttern ungeſtöhrt verharren ſollen: auf der andern Seite iſt es eben ſo unwiederruflich feſtgeſetzt, daß eine jede Seele, die aus Ohnmacht die Geſellſchaft der Götter verließ, und mit Unwiſſenheit oder falſchen Kenntniſſen erfüllt, ſich mit dem Verluſte ihrer Flügel zur Erde herabſenkte, bey dieſer erſten Verſündigung freilich noch nicht in den Leib irgend eines unvernünftigen Thiers, aber doch zur Strafe ihrer Fehler in einen menſchlichen Körper fahren ſoll. Plato nimmt neun verſchiedene Grade von Kenntniſſen in dieſen gefallenen Seelen, und eben ſo viele Klaſſen von Menſchenkörpern an, die ſie zur Strafe ihrer Vergehungen beleben ſollen: diejenigen, welche auch dieſſeits des Feldes der Wahrheit am meiſten geſehen haben, wandern in Leiber von Weltweiſen, Tonkünſtlern, und vernünftigen Liebhabern: die unwiſſendſten der letzten und neunten Ordnung, gehen in Körper von Tyrannen über.

Das künftige Schickſal dieſer eingekerkerten Seelen, hängt von ihrem Verhalten in dieſen irrdiſchen Gefängniſſen ab. Es wird in eben dem Maaße verſchlimmert und verbeſſert, in welchem ſie gut oder böſe handeln: doch können ſie nicht vor zehntauſend Jahren, dahin zurückkehren, woher ſie gekommen ſind, weil die verlohrnen Flügel während eines kürzern Zeitraums nicht wieder wachſen können. Von dieſer Regel ſind die Philoſophen und vernünftigen Liebhaber ausgenommen: ihre Seelen werden nach einem dreymaligen Umlaufe von tauſend Jahren, wieder beflügelt, und kehren zu dem Sitze der Götter, und aller himmliſchen Freuden zurück. — Die übrigen Seelen werden nach der Vollbringung ihres erſten Lebens gerichtet, und entweder in die unterirrdiſchen Oerter der Strafe hinabgeſtürzt, oder auch in einer beſondern Gegend des Himmels verſammlet, wo ſie den gerechten Lohn aller Thaten, die ſie in ihrem menſchlichen Leben verrichtet haben, empfangen. Nach tauſend Jahren kommen beyde Arten zur Wahl eines zweiten Lebens. Einige kehren alsdann in thieriſche Körper, andre wiederum in menſchliche Leiber zurück. Die menſchliche Bildung hält Plato für ſo heilig, daß er ſie nicht anders als von ſolchen Seelen bewohnen läßt, die das Feld der Wahrheit ſchon geſehen haben, und viele einzelne Empfindungen in einem einzigen allgemeinen Begriffe zu ſammlen im Stande ſind. Dieſe letztern ſind weiter nichts als Erinnerungen aus unſerm ehemaligen Zuſtande, in welchem wir in Geſellſchaft der Gottheit das Univerſum umreiſeten, und die ewige Wahrheit von Angeſicht zu Angeſicht ſchauten. Nicht alle Seelen rufen ſich die Erinnerungen ihres Götterlebens mit gleicher Klarheit und Stärke zurück: ſie ſahen das Gefilde der Wahrheit nicht lange genug, oder verſanken auch zu tief in Vergehungen und böſe Gewohnheiten, die die ihnen eingeprägten Bilder faſt bis zur Vergeſſenheit auslöſchten. Nur wenige finden ſich, in denen ſich die Spuren der Wahrheit ſehr lebhaft erhalten haben: und dieſe werden von einem heiligen Schauer überfallen, wenn ſie hier auf Erden ähnliche, ihren Urbildern entſprechende Abdrücke wahrnehmen.

Von allen ſittlichen Tugenden, von Mäßigkeit, Gerechtigkeit (fährt Sokrates fort) finden ſich auf dieſer Unterwelt ſchwache, faſt gar nicht wahrzunehmende Schattenbilder wieder: die Schönheit allein ſtrahlt uns aus allen Seiten der irrdiſchen Schöpfung entgegen. Ihr himmliſcher Abglanz wird von dem edelſten und ſchönſten unſrer Sinne, dem Geſichte, aufgefangen, das für die Strahlen der ſittlichen Tugenden gar keine Empfindlichkeit hat. Wie unendlich groß würde ſonſt unſere Innbrunſt gegen die Weisheit ſeyn, wenn wir ſie gleich der Schönheit, in einem ſo hellen Bilde verkörpert und ausgedrückt ſehen könnten!

Die reizvollen Abdrücke jener urſprünglichen Schönheit bringen in den Menſchen-Seelen ganz entgegengeſetzte Würkungen hervor. Die verdorbenen, oder befleckten Seelen empfangen ſie, um aus ihnen die niedrigſten thieriſchen Begierden zu gebähren. Die reinern Seelen hingegen bewundern in einem ſchönen Antlitze die glückliche Nachahmung jener

ner unkörperlichen Schönheit, nach welchem es gebildet wurde: ein unnenbarer Schauer ergreiſt ſie bey dem erſten Eindrucke: dieſer iſt unmittelbar mit den feyerlichen Empfindungen der Andacht begleitet, und ſie würden ſich nicht ſcheuen, ihm wie dem Bildniſſe eines Gottes, Weyhrauch und Opfer zu bringen, wenn ſie ſich nicht vor dem Rufe eines zu ſchwärmeriſchen Entzückens fürchteten. Ungewöhnlicher Schweiß und Hitze wechſeln mit dieſen Empfindungen ab: und alsdann werden die Verhärtungen erweicht, die den Wachsthum der Flügel zurück hielten. Durch die hereinſtrömende Zuflüſſe von Schönheit belebt und genährt, ſuchen die Spitzen der Flügel an allen Seiten der Seele durchzubrechen. Während dieſer gewaltſamen Erſchütterungen leidet die Seele ein ſchmerzhaftes Kitzeln, ein gewiſſes peinigendes Vergnügen, das demjenigen ähnlich iſt, was den Wachsthum der Zähne zu begleiten pflegt. Die fürchterlichen Geburtsſchmerzen, mit denen ſie ringt, ſchmelzen mit der Wolluſt, die der Genuß und Anblick der Schönheit gewährt, in eine einzige unausſprechliche vermiſchte Empfindung zuſammen, die ſie bis zur Raſerey empört, und vor Sehnſucht, den Gegenſtand ihrer Liebe zu ſehen, weder Tag noch Nacht ruhen läßt. In dieſem Zuſtande zerreißt ſie alle Bande, womit ſie ſonſt an Aeltern, Brüder, Kinder, Verwandte und Freunde gefeſſelt war: mit Verachtung ſieht ſie auf die ehemaligen Gegenſtände ihrer heftigſten Wünſche herab: Weltliche Größen und Reichthümer verlieren ſich in eben dem Grade aus ihrem Geſichtskreiſe, in welchem Eitelkeit und Geiz abſterben, und von der herrſchenden Empfindung verſchlungen werden. Sie ſucht ſich ihrem Geliebten ſo ſehr als möglich, zu nähern, und ſanft an ſeiner Seite zu ruhen. — Dieſer Zuſtand, mit allen ſeinen beſchriebenen Aeuſſerungen, iſt es, den die Sterblichen Liebe nennen.

Wenn zwo ſich liebende Seelen die erſte Zeit ihrer Prüfung in dieſer ſüßen Vereinigung den ewigen Geſetzen der Tugend gemäß hinbringen; dann werden ſie hienieden nicht blos durch ein wonnevolles aus den reinſten Freuden gewebtes Leben belohnt, ſondern auch nach der Auflöſung dieſes gebrechlichen Leibes ſteigen ſie mit Herrlichkeit aus ihrem Gefängniſſe empor, und erhalten den Preis für ihren erſten glücklich überwundenen Kampf. Sie können ſich freilich nicht auf einmal zum Sitze der Seligkeiten hinaufſchwingen, denn ihre Fittige ſind noch unvollendet: allein ſie werden auch nicht zu den unterirrdiſchen Wohnungen der Quaal verdammt, vor denen ſich keine Seele fürchten darf, die ihre Reiſe gen Himmel ſchon mit glücklichem Erfolge angefangen hat. Sie leben in der entzückenden Gemeinſchaft ähnlicher Verliebten, die auf dem Pfade der Pilgrimſchaft mit gleichen Schritten fortgegangen ſind; voll der gewiſſeſten Hoffnung, daß ſie an Glückſeligkeit, wie an Seelen-Reinigkeit unaufhörlich wachſen werden, bis ſie endlich zu dem Beſitze des nur in einer kleinen Entfernung vor ihnen liegenden höchſten Gutes gelangen. So herrlich ſind die Belohnungen, die keuſche himmliſche Liebe ihren wahren Verehrern gewährt.

IV.

Einige Betrachtungen über den guten Geſchmack.

Keine Kunſt iſt mir verehrungswürdiger, als die Theorie des Vergnügens, die uns die Oekonomie der angenehmen Empfindungen lehrt, und, indem ſie uns mit allen Arten derſelben, und ihrem relativen Werthe bekannt macht, zugleich die Mittel angiebt, wie wir als wahre Haushälter freilich alle Arten von Vergnügungen genießen, aber in keiner mit Ausſchließung aller übrigen uns ſo berauſchen ſollen, daß wir durch Prädilection die Fähigkeit verlieren könnten, auch an ihnen Theil zu nehmen.

Alles, was wir gut, alles, was wir nützlich nennen, löſet ſich endlich in angenehme Empfindungen auf, die wir dadurch uns ſelbſt, oder andern verſchaffen wollen. Wenn wir die ſittliche Empfindſamkeit des Menſchen bis zu einem ſolchen Grade erhöhen könnten, daß er die Ausübung einer guten Handlung dem wollüſtigen Kitzel der Sinne vorzöge, und eine böſe That mit einem lebhaftern Abſcheu, als den größten körperlichen Schmerz verfolgete; ſo würden wir nicht nöthig haben, unſern Hang zum Vergnügen durch Pflichten und Geſetze einzuſchränken: die Theorie der angenehmen und unangenehmen Empfindungen würde mit der Sittenlehre einerley Grundſätze haben: der Gegenſatz zwiſchen Vergnügen und Pflicht würde eben ſo ſehr verſchwinden, als der zwiſchen angenehmen und nützlichem: und derjenige würde der tugendhafteſte Mann ſeyn, der ſich den Genuß der meiſten und edelſten Vergnügungen zu verſchaffen gewußt hätte.

Die größten Philoſophen des Alterthums und der neuern Zeiten haben ſich damit beſchäfftiget, die richtigen Verhältniſſe der Vergnügungen gegen einander, und ihre wahre Subordination zu finden. Daß dies eine der ſchwerſten Unterſuchungen ſeyn müſſe, kann man daraus ſchließen, weil ſie bis auf dieſe Stunde noch nicht geendiget worden, und der größte Theil der Suchenden auf gewiſſe Arten angenehmer Empfindungen gar nicht Acht gegeben hat, oder auch für, oder wider ſie zu ſehr eingenommen geweſen iſt. Ariſtipp erfand das Syſtem der gröbſten Senſualität: er ſetzte das höchſte Gut, und die einzige Glückſeligkeit des Menſchen in den Genuß augenblicklicher Vergnügungen: er reducirte den ganzen Menſchen auf ſeine fünf Sinne, und alle ſeine Empfindungsvermögen auf thieriſche Brunſt. Epikur erweiterte dies gar zu einſeitige Syſtem menſchlicher Vergnügungen, indem er den Unterſchied des **unmittelbar angenehmen**, und des **Nützlichen** feſtſetzte, und ſeinem Weiſen als ein Grundgeſetz vorſchrieb, gewiſſe angenehme Empfindungen aufzuopfern, um ſich in der Folge weit größere Vergnügungen durch einen ſolchen Sieg zu erbeuten, oder auch andere weit überwiegende unangenehme Empfindungen zu erſparen. Seine Theorie ſchränkte ſich alſo nicht blos auf die äußern Sinne ein; ſie umfaßte den ganzen, aber auch nur, den ganzen individualiſchen Menſchen. Er ließ ſeine Schüler nicht blos alle Glückſeligkeit in den angenehmen Bewegungen der Sinne ſuchen: er munterte ſie dazu auf, mit ihren Reſten, den angenehmen Bildern der Phantaſie zu ſpielen, und durch ihre Zauberkraft nicht nur die einſt genoſſenen Vergnügungen zu wiederholen und zu vervielfältigen, ſondern auch ſie unter neuen Geſtalten, in angenehme Hoffnungen, in reizende Ausſichten der Zukunft umzuſchaffen. Er **philoſophirte** nicht blos, weil eine gewiſſe Art von Anſtrengung

gung ſich noch immer mit angenehmen Senſationen verträgt, ſondern weil wir uns durch richtige Grundſätze gegen tauſend eitle Schrecken und Wünſche waffnen, und zugleich durch ſie uns in den Beſitz vieler äußern Vortheile ſetzen können, die keinem weniger, als dem Weiſen gleichgültig ſeyn ſollen. Epikurs Weiſer war alſo viel weniger Thier, als der Ariſtippäiſche, — aber dem ungeachtet durch eine ganze Mauer von Vernunftſchlüſſen, und Grundſätzen von aller Theilnehmung an den Schickſalen anderer Menſchen abgeſondert. In ſeiner Rechenkunſt hatte er alle die großen Vergnügungen in Anſchlag zu bringen vergeſſen, womit der Anblick der Glückſeligkeit aller empfindenden Geſchöpfe, und die Wonne ſie durch edle Thaten, es mögen andere, oder wir ſelbſt, ſie verrichtet haben, vermehrt zu ſehen, die Seele des Menſchenfreundes überſtrömt. Viele alte und neue Weltweiſe haben es dieſem Philoſophen des Vergnügens mit Recht vorgeworfen, daß er dieſe nie zu erſchöpfende Quelle der reinſten, und am allerwenigſten mit Leid vermiſchten angenehmen Empfindungen gänzlich vernachläßiget habe. Die Arbeiten dieſer vortrefflichen Männer, deren Namen ich hier nicht nennen darf, ſind nicht fruchtlos geweſen; ſie enthalten eine Menge ſchätzbarer Beobachtungen über die Natur und Beſchaffenheit unſerer Vergnügungen, aber auch nur zerſtreuete Beobachtungen, die noch immer auf den künftig entwickelnden, und zuſammenfaſſenden Geiſt warten, der einzelne Bemerkungen zu allgemeinen Grundſätzen erhöhen und ſie beyde in eine zuſammenhängende Theorie vereinigen ſoll. Bis dahin ſieht ſich ein jeder Forſcher gezwungen, ſich ſein eigenes kleines Syſtem zu bauen, wenn er den Werth, und die verſchiedenen Arten angenehmer Empfindungen kennen lernen will.

Meine Leſer dürfen gar nicht befürchten, daß ich ihnen das meinige ganz vorlegen werde: es iſt viel zu individuell, zu ſehr nach meinen Organen, und der mir eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden geſtimmt, als daß ich das Herz haben ſollte, es andern zu empfehlen, die entweder aus feinern oder gröbern Stoffe gebaut ſind, als ich, und einen ganz andern Maaßſtab für den Werth der verſchiedenen Vergnügungen haben. Ich will aus dem Vorrathe meiner Gedanken einige herausheben, von denen ich hoffen darf, daß ſie nicht bloſs für mich, ſondern auch für andre allgemein genug gedacht ſind. Sie enthalten einige Erinnerungen wider eine gewiſſe Ausbildung und Verfeinerung des Geſchmacks, und einige praktiſche Vorſchriften, wie man unſere Empfindlichkeit für das Schöne aller Arten erhöhen könne, ohne die gar nicht beneidenswerthe Gabe, das Häßliche aller Arten zu entdecken, in gleichem Grade zu vervollkommenen.

So lange vom Geſchmack im allgemeinen die Rede iſt, trifft man bey Weltweiſen, und Aeſthetikern weniger Widerſpruch, als unvollſtändige Begriffe, und Erklärungen an. So bald man ſich aber zur Beſtimmung des guten und ſchlechten, des feinen und groben, des ächten und falſchen Geſchmacks herabläßt: ſo entſtehen wirkliche Spaltungen, und unvereinbare Gegenſätze von Meynungen und Ausſprüchen. Hier fangen Individua mit Individuis, Nationen mit Nationen an zu ſtreiten.

Faſt alle, die vom Geſchmack reden oder ſchreiben, geben zu, daß nicht alle äußere, ſondern nur die beyden edlern Sinne Schiedsrichter über eigentliche Gegenſtände des Geſchmacks ſeyn: faſt alle ſtimmen dahin überein, daß er eine Fähigkeit mehrerer äußern und innern Organen anzeige, von gewiſſen Objecten angenehm, von andern auf die entgegen geſetzte Art ſich rühren zu laſſen, und wenn über dieſe letzte Puncte Erklärungen und Meinungen von einander abweichen, ſo kommt es blos daher, weil alle, die vom Geſchmack reden, nicht Seelenkenntniß genug beſitzen, um die Organen und Fähigkeiten, wodurch wir Vergnügen, und Schmerzen empfinden, genau zu unterſcheiden, und nach dem Umfang ihrer Wirkſamkeit mit gehörig beſtimmten Ausdrücken zu bezeichnen.

Wahrſcheinlicher Weiſe ſage ich alſo nichts, als was alle dachten, aber nicht ihren Wünſchen gemäß ausgedruckt haben, wenn ich den Geſchmack eine Fähigkeit nenne, ſich von gewiſſen Gegenſtänden des Geſichts und Gehörs angenehm, von andern unangenehm rühren zu laſſen, alle nicht gleichgültige Eindrücke durch die Phantaſie erhalten, wiederholen, und vervielfältigen zu können, alle Wirkungen geiſtiger Vollkommenheiten, ſie mögen ſich in Worten, oder andern Zeichen äußern, mit Vergnügen wahrzunehmen, endlich — die Glückſeligkeit anderer, und alle Geſinnungen und Handlungen, die dieſe befördern können, mit Vergnügen; — hingegen ihr Unglück, und alles was dazu beytragen kann, mit Misvergnügen zu empfinden.

Ich habe die Erklärung des Geſchmacks ſo weitläuftig gemacht, um fernerer Erläuterungen, die ich hier nicht mittheilen kann, überhoben zu ſeyn. Ich werde alſo nichts von der Mannichfaltigkeit ſchöner und häßlicher Gegenſtände ſagen, die wir durch die beyden edlern Sinne empfinden: ich übergehe die Urſachen und Merkmale, wodurch und warum ich die Vergnügungen der Phantaſie, von dem Vergnügen der Sinne, und jene wiederum von denen des Verſtandes unterſcheide. Ich ſage nichts von den verſchiedenen Arten, und der Entwickelung der ſympathetiſchen Empfindungen, weil ich ſonſt weit über die Schranken ausſchweifen müßte, die ich mir hier ſelbſt vorgeſetzt habe.

Wenn man den Geſchmack ſo beſtimmt, wie ich ihn eben beſtimmt habe, ſo giebt es nur zwo mögliche Methoden, nach welchen man ſeine Güte, und ihre verſchiedene Grade feſtſetzen kann. Entweder man nimmt den Geſchmack von einem oder einigen Individuis, von einer oder einigen Nationen als ein Muſter an,

neunt

nennt diejenigen äußern Gegenſtände, diejenigen Bilder, Gedanken, und Handlungen ſchön, die dieſe Individua oder Nationen dafür erklärt haben, und im Gegentheil alle diejenigen häßlich, die dieſer beſtimmten Anzahl von Gegenſtänden ꝛc. entgegen geſetzt und unähnlich ſind, — oder man mißt, ohne den Geſchmack von gewiſſen Individuis und Nationen, als Muſter, feſtzuſetzen, oder einer beſtimmten Anzahl von gewiſſen Gegenſtänden, Bildern, u. ſ. w. das ausſchließende Privilegium der Schönheit zu geben, man mißt, ſage ich, die Güte des Geſchmacks blos nach der Menge und Intenſion angenehmer Empfindungen, die ich durch alle meine äußern, und innern Organen zu empfangen im Stande bin. — Welcher Methode iſt man gefolget, und welcher hätte man folgen ſollen?

Man ſchlage Philoſophen und Aeſthetiker nach, welche man will, ſo wird man ſie immer auf dem erſtern Wege antreffen. Die unphiloſophiſchſten, und unverträglichſten unter dieſen ſetzten ihren eigenen Geſchmack, ihre individuelle Art zu denken, und zu empfinden, als eine unverwerfliche Regel feſt, nach welcher ſie Tadel oder Beyfall ihren eigenen Zeitgenoſſen, den vergangenen und künftigen Zeitaltern austheilten — oder ſie zogen auch ſchaarenweiſe einem einzigen dichteriſchen oder kritiſchen Genie nach, um alles, was dieſes ſchön gefunden hatte, zu bewundern, und dasjenige, was es entweder verworfen, oder nur verkannt hatte, ohne weitere Umſtände als häßlich zu verdammen. Andere waren nicht auf eine ſo anſtöſſige und merkliche Art einſeitig: ſie bildeten ſich nach allen guten Muſtern einer oder mehrerer geſchmackvoller Nationen, denen ſie den höchſten Grad der Ausbildung, und die feinſten Empfindungswerkzeuge zutraueten.

Nichts iſt ſonderbarer, als daß man eine Methode, die man im gemeinen Leben, ſo wohl als in der Philoſophie längſt verworfen hatte, daß man die in der Theorie des Geſchmacks gelten ließ. Schon vor vielen Jahrhunderten hatte man die Streitigkeiten, die aus der Verſchiedenheit der angenehmen Empfindungen der gröbern Sinne entſtehen konnten, durch folgenden verträglichen Grundſatz beyzulegen geſucht: daß man einem jeden ſeine ihm eigenthümliche Art zu empfinden laſſen, und weder wegen merklicher, noch unmerklicher Abweichungen, einen nie beyzulegenden Streit anfangen müſſe. So bald alſo jemand Eigenſinn oder Intoleranz bis zu dem Grade trieb, Gegenſtände, die ſeinen Sinnen ſchmeichelten, auch andern aufzudringen, oder den Geſchmack einer Nation in Vergleichung mit einer andern, zu erniedrigen; ſo berief man ſich gleich auf dieſen allenthalben geltenden, und zum Sprichwort gewordenen Grundſatz, — und dann war aller Streit auf einmal beygelegt. — Wo hat man wohl jemals unter denkenden Nationen, in aufgeklärten Zeitaltern die Wahrheit eines Satzes aus dem Grunde empfehlen hören, weil er mir, oder einigen wenigen, oder einer Nation, eine Zeitlang wahr geſchienen hat? Und doch hat man eben dieſe Art zu beweiſen, die der gemeine Menſchenverſtand längſt verworfen, und die Weltweisheit niemals für zureichend erklärt hat, zur Grundlage der Theorie des Geſchmacks gemacht. Eben die Männer, die nicht das Herz gehabt hätten, ihrem Zeitalter einen Satz als Wahrheit aufzudringen, weil er von griechiſchen Philoſophen geglaubt worden, die hatten doch Dreiſtigkeit genug, Beyfall und Tadel von uns für Gegenſtände zu erpreſſen, die eben dieſe Griechen für ſchön und häßlich erklärt hatten.

Ich hoffe, daß es jetzo ſehr begreiflich ſeyn wird, warum alle in der Beſtimmung des Geſchmacks ſo ziemlich einig, hingegen in Beſtimmung ſeiner Güte ſo entgegen geſetzt waren. Ein jeder gab zu, daß der Geſchmack in der Empfindlichkeit gewiſſer Organen, und Kräfte beſtehe, verſchiedene Arten ſchöner Gegenſtände wahrzunehmen; ſo bald man aber anfieng, die Gegenſtände aufzuſuchen, deren Empfindung den guten Geſchmack ausmachen ſollte, ihren verſchiedenen Werth, und den Grad zu beſtimmen, mit welchem ſie empfunden werden ſollten; ſo entſtanden nothwendig Widerſprüche, weil ein jedes Individuum andere Organen in einem von allen übrigen abweichenden Grade der Ausbildung mitbrachte. Eher hätte man den Stein der Weiſen, als auf dieſem Wege eine richtige Beſtimmung des guten Geſchmacks finden können.

Als ich dieſe Bemerkung gemacht hatte, fieng ich an dieſe Materie von einer andern Seite anzuſehen. Ich frug mich ſelbſt, ob man den Geſchmack verſchiedener Individuen, und mehrerer Perſonen, nicht mit einander vergleichen könnte, ohne eine beſtimmte Anzahl ſchöner Gegenſtände angeben zu dürfen, die ein jeder als ſchön, und in einem gewiſſen Grade empfinden müſſe, wenn er auf einen guten Geſchmack Anſpruch machen wolle.

Ich fand, daß dies allerdings ſtatt finde, wenn man die Anzahl, und die Stärke der Intenſion angenehmer Empfindungen gegen einander abwiegt, ohne auf die Gegenſtände zu ſehen, die dieſe angenehmen Empfindungen hervorbringen. Die Güte des Geſchmacks eines Individuums, einer Nation, hängt alſo nicht davon ab, ob beyde dieſelben Gegenſtände, in eben dem Grade ſchön finden, wie die Individua, und Nationen, mit denen man ſie zuſammen ſtellt, ſondern ob ſie im Ganzen genommen mehrere und lebhaftere angenehme Empfindungen genießen, als die letztern.

So bald man alſo die kleinere und größere Güte des Geſchmacks nicht nach der Beſchaffenheit und Anzahl gewiſſer eigenmächtig für ſchön erkannter Gegenſtände, ſondern blos nach der Anzahl und Stärke angenehmer Empfindungen abmißt; ſo wird man zugeben, daß die Nation, die Perſon den beſten Geſchmack habe, die durch ihre Organen, und Kräfte im Stande iſt, mehrere Vergnügen zu genießen, als eine jede andere, die mit ihnen verglichen werden kann. Verſchiedene Individua und Völker können einen gleich guten Geſchmack haben, ohngeachtet die Gegenſtände, die ihnen die angenehmen Empfindungen verſchaffen, himmelweit von einander verſchieden ſind. Einzelne Individua können einen beſſern Geſchmack beſitzen, als die aufgeklärte Nation, worunter ſie leben, wenn ihr Empfindungskreis ausgebreiteter, und die Fähigkeit ſich von mehrern Gegenſtänden angenehm rühren zu laſſen, größer iſt.

Nun komme ich an den Punct, den ich hier nur mit wenigem erläutern wollte. Es iſt kein der menſchlichen Glückſeligkeit feindſeligerer Geſchmack, kein ſicherer Vorbothe der gänzlichen Verderbniß des Empfindungsſyſtems einer Perſon oder Nation, als der im höchſten Grad verfeinerte, der allenthalben nach lüftigen von der erhitzten Phantaſie geſchaffenen Idealen haſcht, der alles ſchlecht und ekelhaft findet, was unter dieſem hohen Urbilde von Schönheit zurück bleibt, dem keine andere Formen gefallen, als die an eine Venus von Medicis, oder einen Apoll von Belvedere reichen, der keine andern Gedanken groß und erhaben nennt, als die den ſtärkſten Kopf ſchwindeln machen, alles für fade erklärt, was uns nicht in Fieber von Empfindungen verſetzt, und keine Geſinnung und Handlung edel, gut nennet, als die aus der reinſten, lebhafteſten Menſchenliebe, und dem feurigſten Patriotiſmus fließen, kurz, der bey der Empfindung aller Arten von ſchönen Gegenſtänden ſtets Ideale gegenwärtig hat, die die Werke der Natur und Kunſt entweder gar nicht oder nur ſelten erreichen.

Er iſt der ſchlechteſte Geſchmack unter allen, weil die Organen durch ihn faſt gegen alle Vergnügungen todt, hingegen in dem ſchrecklichſten Mißverhältniſſe, gegen die kleinſten Fehler und Gebrechen die höchſte Empfindlichkeit erhalten. Er iſt ſchlechter als die Gefühlloſigkeit dummer, entweder von der Natur, oder in der Erziehung verwahrloſeter Perſonen. Dieſe genießen freylich nicht viel Vergnügen, aber ſie leiden auf der andern Seite auch weniger Schmerz, als Perſonen von feinern Organen. Das einzige Vergnügen, was jene genießen, iſt eine Frucht und Nahrung der Eitelkeit, die ſich kitzelt, eine Beſitzerinn von ſo hohen Idealen zu ſeyn, deren Forderungen die reichſten Producte des Genies nicht ganz zu befriedigen im Stande ſind.

Unglücklich iſt die Nation, das Individuum, in welchem dieſer ekle Geſchmack einmal überhand genommen hat, wo die Empfindlichkeit gegen das Häßliche in eben dem Grade verſtärkt wird, in welchen die Fähigkeit angenehme Empfindungen zu genießen abnimmt, wo man nicht mehr fühlt, ſondern raiſonnirt, und die unerbittliche Kritik in die elende Kunſt ausartet, die kleinſten Fehler zu bemerken, um ſich darüber ärgern zu können. Iſt dieſer ekle Geſchmack einmal herrſchend geworden; ſo iſt es faſt eben ſo unmöglich jemanden davon zu heilen, als es unmöglich iſt, Perſonen zu ſimplern Vergnügungen zurück zu rufen, die durch ſtarke gewürzte Brühen, berauſchende Liqueurs, und den heftigſten ſinnlichen Kitzel ihre durch die öftere Ueberſpannungen geſchwächte Nerven, abgenutzt haben. Die ſtets zunehmende Gefühlloſigkeit kann nicht anders, als durch geſtärkte Reize überwunden werden, bis endlich die Kunſt zuletzt erſchöpft, oder auch das Nervengebäude zerſtört wird.

Wenn es aber ſo ſchwer iſt, jemanden von dieſer Nervenkrankheit zu heilen: giebt es denn gar keine Präſervative dagegen? Nichts würde zur Vermehrung angenehmer, und zur Verminminderung unangenehmer Empfindungen der Menſchen wichtiger ſeyn, als eben dieſe, weil wir doch ſo wenig idealiſch-ſchöne Gegenſtände haben, und die gar zu heftigen Empfindungen, die ſie hervorbringen, Ermüdung und Langeweile nach ſich ziehen. Welche Mittel muß ich brauchen, wenn ich nach dem Genuß eines ſehr ſchönen Gegenſtandes den Geſchmack an andern ſchönen von andern Arten nicht verlieren, und zweytens verhindern will, daß die Empfindlichkeit gegen das Fehlerhafte und Häßliche nicht in gleichen Schritten mit der Verbeſſerung meines Geſchmacks fortgehen ſoll?

Ich habe gar nicht die Abſicht jemanden in der Verfeinerung ſeines Geſchmacks, in der Aufſuchung, und in dem Genuſſe der ſchönſten Gegenſtände, und der angenehmſten Empfindungen Gränzen zu ſetzen. Auch convulſiviſche Vergnügungen gehören zu derjenigen Glückſeligkeit, die die gütige Natur ihrem Lieblinge, dem Menſchen, wollte zu Theil werden laſſen. Nur das rathe ich einem jeden, um ſeines eigenen Vergnügens willen, an, ſie nicht allein, nicht zu oft, nicht zu lange zu genieſſen. Die hinreißenden geiſtigen Vergnügungen ſind den Menſchen, eben wie die körperlichen von der Natur verliehen, um nur ſelten genoſſen zu werden. Man kann bey jenen eben ſo gut durch Schwelgerey, wie durch körperliche Ausſchweifungen, wider die heiligen Geſetze der Natur ſündigen, und dieſe rächt übermäßigen Genuß in beyden Fällen auf ähnliche Art: durch Gefühlloſigkeit und Ekel gegen alle Arten angenehmer Empfindungen, und durch eine ſtets zunehmende Empfindlichkeit gegen die leichteſten unangenehmen Eindrücke.

Wir können nicht die Natur, wir müſſen unſere eigene Unvorſichtigkeit anklagen, wenn ein verdorbener Geſchmack uns hindert, nicht ſo glücklich zu ſeyn, als ſie uns machen wollte. Durch den weiſeſten und bewundernswürdigſten Bau aller unſerer Empfindungswerkzeuge hat ſie uns zum glücklich ſeyn, und zum Genuß aller Arten von Vergnügungen vorher beſtimmt: wir müſſen dies harmoniſche Werk ihrer Hände erſt auf eine gewaltthätige Art zerſtören, um unglücklich werden zu können. Wie ſehr die Vorſehung es ſich vorgeſetzt habe, uns durch den Genuß höherer Schönheiten nicht den Geſchmack an den weniger rührenden zu rauben, kann ein jeder aus den Geſetzen der Einbildungskraft, und der Einrichtung derjenigen Organen ſehen, die zur Erhaltung aller angenehmen Empfindungen beſtimmt ſind. Erſtlich dauren die heftigſten Entzückungen nur eine kurze Zeit: ſie verlieren gleich nach der Einwirkung des Gegenſtandes, der ſie erzeugt hat, vieles von ihrer erſteren Lebhaftigkeit, bis ſie nach einem kurzen Daſeyn, ganz unter das Bewußtſeyn verſchwinden. 2) Freylich theilt jedes Vergnügen, das wir genießen, den ihm angehörigen Organen eine gewiſſe Spannung oder Diſpoſition mit, ſich ſelbſt bey gewiſſen Gelegenheiten wiederum hervorzubringen. Aber dieſe Erinnerung einſt genoſſener Vergnügen, dieſe zwote wiederholte Empfindung, die die Einbildungskraft uns verſchafft, iſt in keinem Fall, ſo lange Seele und Leib geſund ſind, ſo lebhaft und hinreißend, als ſie bey dem wirklichen Eindruck war. Und 3) ſind die Umſtände, unter welchen alle angenehme Empfindungen wieder aufgeweckt, erinnert werden, ſehr eingeſchränkt. Nicht jeder angenehme Eindruck, den wir jetzo genoſſen, führt die Erinnerung aller ihm ähnlichen Empfindungen mit ſich, von denen wir während unſers ganzen Lebens ſind hingeriſſen worden.

Durch dieſe drey Geſetze hat die Natur uns hinlänglich vor der vergnügentödtenden Vergleichung angenehmer Empfindungen von ungleichen Graden bewahret. Die kurze Dauer auch der ſtärkſten angenehmen Senſationen macht, daß für die nachfolgenden ſchwächern Raum da iſt. Die durch beſtimmte Geſetze eingeſchränkte Aſſociation iſt Urſache, daß wir ſchwache Vergnügungen eben ſo innigſt genieſſen können, als wenn wir niemals ſtärkere empfunden hätten, und die verminderte Lebhaftigkeit ehemaliger heftiger Eindrücke bey ihrer Wiederaufweckung läßt uns die große Disproportion zwiſchen einem gegenwärtigen, und ehemaligen angenehmen Eindruck nicht ſehr wahrnehmen.

Wir handeln alſo wider die Abſichten der Natur, wenn wir bloß den lebhafteſten Vergnügungen nachjagen, nur die ſchönſten Gedichte leſen, die ſchönſten Gemählde ſehen, die ſchönſten Compoſitionen hören wollen, wenn wir uns bey dieſen höchſt angenehmen Eindrücken ſo lange verweilen, bis wir alles abgenutzt haben, und ſie ſo oft wiederholen, bis ſie auch bey der geringſten Veranlaſſung der Seele wieder gegenwärtig werden, und die Erinnerung an den hohen Grad des genoſſenen Vergnügens alle folgende angenehme Eindrücke zerſtört.

Ich rathe daher einem jeden an, gerade in dem Genuß der lebhafteſten Empfindungen, der ſchönſten Gegenſtände am vorſichtigſten und haushälteriſcheſten zu Werke zu gehen: ſie ja nicht auf einmal ganz zu erſchöpfen, ſie nicht zu oft zu genießen. Ich leſe daher das ſchönſte Gedicht niemals mit einer ſchwelgeriſchen Unmäßigkeit, bis ich es auswendig lerne, und es meiner Phantaſie ſo geläufig gemacht habe, daß es nicht mehr in meiner Gewalt iſt, bey den einzelnen Schönheiten ſtehen zu bleiben, und ſie mit Muße, und einem ſtets geſchärften Gefühl zu koſten. Traurige Erfahrungen haben mich hier auf mich ſelbſt aufmerkſam gemacht, daß wenn ich ſchöne Schriftſteller mit einer ſo ungemeſſenen Begierde verſchlungen habe, ich nach mehrern Jahren nicht wieder im Stande war, ſie mit Vergnügen zu leſen, weil der zu beſchleunigte Mechaniſmus meiner Organen mich unaufhaltſam von einer Stelle zur andern fortriß, ehe ich eine einzige recht empfinden konnte, und die Vorausſehung deſſen, was kommen würde, mir den Genuß der gegenwärtigen, und folgenden Schönheiten raubte.

Eben dieſe Beyſpiele lehrten mich auch, daß ohngeachtet ich die abgenutzten Schönheiten der vortrefflichſten Gedichte nicht mehr genieſſen konnte, ich doch zugleich einen außerordentlichen Ekel gegen alle diejenigen empfand, die mir nicht ſo viel Vergnügen verſchafften, als ich vermeynte, daß jene für mich ganz abgeſtorbene Schönheiten mir gegeben hatten. Dies iſt eine der unglücklichſten Lagen, die ich mir denken kann: die größten Schönheiten abgenutzt zu haben, und doch durch die ganz gleichgültigen Erinnerungen des vergangenen Genuſſes zu den tauſendfältigen kleinern Vergnügungen von andern Arten unfähig gemacht zu ſeyn.

Dieſen beyden Unbequemlichkeiten ſetzt man ſich dadurch am meiſten aus, wenn man durch eine Art ſchöner Gegenſtände, und angenehmer Empfindungen ſo ſehr hingeriſſen wird, daß man ihnen alle übrige Schönheiten und Vergnügungen aufopfert. Der weiſe Wollüſtling muß nichts mehr in der Welt zu verhüten ſuchen, als eine ſolche durch Gewohnheit oder Vorſatz entſtehende Prädilection für gewiſſe Empfindungen, die einen der Glückſeligkeit nachtheiligen Indifferentiſmus gegen alle übrigen Vergnügen nach ſich zieht, zu deren Empfängniß die Natur uns gleichfalls Organen geſchenkt hat. So wie die Seele zu gleicher Zeit nur eine kleine Anzahl von Begriffen deutlich denken, hingegen in der Folge mehrerer Jahre eine ungeheure Anzahl nicht ähnlicher und verwandter Ideen zu umfaſſen, im Stande iſt; eben ſo giebt es auch nur wenige ſo harmoniſche Empfindungen, die ohne ſich zu ſchwächen in demſelben Moment in der Seele coexiſtiren können: hingegen hat ſie zu verſchiedener Zeit für eine zahlloſe Menge der ungleich artigſten Vergnügungen Raum genug. Dieſer großen Abſicht der Vorſehung durch die Mannigfaltigkeit von Vergnügungen, Ekel und Ueberdruß zu verhüten, und durch die abwechſelnden Reize verſchiedener Organen einer ſchädlichen Ueberſpannung eines oder einiger von ihnen vorzubeugen, dieſer handeln wir gänzlich zuwider, wenn wir in dem Genuſſe von Schönheiten partheyiſch werden, und alle übrigen verabſcheuen, weil eine Art uns vorzüglich zu rühren gewußt hat.

Ich habe es mir daher in meiner Theorie des Vergnügens zum Grundgeſetze gemacht, mich vor allen Lieblingen zu hüten, weil dadurch gar zu leicht das Gleichgewicht unſerer Kräfte aufgehoben, und die ſüße Bezauberung einzelner Vergnügungen endlich in Deſpotiſmus ausartet, den ich nicht, wenn es mir beliebt, durch meine übrigen Kräfte und Grundſätze wieder zernichten kann. Ich ſchränke alſo niemalen meinen Geſchmack, und meine ganze Empfindlichkeit auf ein einziges Organ ein, vielmehr wende ich alle Kenntniſſe und Mittel an, die Empfindlichkeit aller Organen, und die Menge von Gegenſtänden, die angenehme Eindrücke hervorbringen, zu vervielfältigen. Ich ſuche, ſo viel als möglich, in einem jeden Alter die Vergnügen aller übrigen zu vereinigen, und zu erhalten. Einen guten Theil meiner erworbenen Kenntniſſe wollte ich darum geben, wenn ich mich, wie die Kinder ſo innigſt bey ſo leichten Veranlaſſungen, ohne die geringſten mühſamen Vorbereitungen vergnügen könnte. Wenn es möglich wäre, möchte ich die Vergnügungen aller Stände, Alter und Jahrhunderte vereinigen, die nicht gänzlich incompatibel, und weder mit der Klugheit, noch den Pflichten eines tugendhaften Menſchen ſtreiten: ich würde dem vernünftigen Manne, dem roheſten Wilden, dem ſchmuzigen Pöbel ſeine Vergnügungen abzuſtehlen ſuchen, wenn meine Organen beweglich genug wären, ſich von ſo entgegen geſetzten Gegenſtänden zu verſchiedenen Zeiten rühren zu laſſen. Dieſen Grundſätzen habe ich ſehr vieles zu danken. Ich habe für alle Arten von Launen, für alle Grade von Leibes- und Geiſteszuſtänden nicht leicht zu erſchöpfende Quellen von anpaſſenden Vergnügungen, oder doch Zerſtreuungen: ich kann die Vergnügungen mit der Diſpoſition meiner Maſchine abwechſeln, und ſtimmen wie ich will. Und ſelten werde ich in ſo traurige Geſellſchaften, in ſo abgezehrte, und öde Theile der Schöpfung verworfen, daß ich nicht noch immer für gewiſſe Organen angenehme Gegenſtände finden ſollte.

Ich weiß es, daß es im ſtrengſten Verſtande keinen allgemeinen Geſchmack gebe, der an allen Arten ſchöner Gegenſtände ein faſt gleiches Wohlgefallen finde, ſondern daß unter den Organen, die zur Empfängniß angenehmer Empfindungen beſtimmt ſind, immer einige ſind, die vor den übrigen einen auszeichnend hohen Grad von Beweglichkeit beſitzen, und alſo die Seele beſonders auf diejenigen Arten von Schönheiten aufmerkſam machen, die ihr von dieſen zugeführet werden. So ſehr ich aber auch überzeugt bin, daß in dieſer Bedeutung kein menſchliches Individuum einen allgemeinen Geſchmack beſeſſen habe, und beſitzen werde; eben ſo gewiß weiß ich auch, daß die Natur niemals anders, als Ungeheuren, im eigentlichſten Verſtande einen ausſchließenden Geſchmack gegeben habe, der nur durch ein Organ glücklich ſeyn, und nur eine kleine Anzahl von angenehmen Empfindungen lebhaft genießen kann, um gegen die übrigen alle todt zu ſeyn. Weil die Monſtra aber doch immer zu den Seltenheiten gehören; ſo iſt es gemeiniglich unſere Schuld, die Frucht einer traurigen Unwiſſenheit, oder des Eigenſinns, wenn wir einen großen Theil von uns ſelbſt tödten, oder erſterben laſſen, um nur durch einen einzigen Sinn unſers Daſeyns froh zu werden. Ich wandle am liebſten in den blühenden Gefilden Griechenlandes herum, und ſuche ihren ſeligen Bewohnern die hohe Begeiſterung abzulernen, mit welchen ſie die geheimſten Schönheiten der phyſiſchen Natur empfanden: aber wenn mirs ein Gott anböte, mich ganz in einen Griechen umzuſchaffen, und mich durch und durch mit dem griechiſchen Genius zu beleben,

leben, ſo würde ich als ein Deutſcher dieſes Geſchenk verbitten, weil ich Elender alsdann mit meinen griechiſchen Sinnen keine ihnen angemeſſene Nahrung finden, und als ein Verwieſener unter einem fremden Himmel, in einem fernen Lande hinſchmachten müßte, ohne die Schönheiten, die um mich her verbreitet wären, genießen zu können.

Bisher habe ich meine Leſer gegen die Einſeitigkeit des Geſchmacks gewarnet, wodurch die Fähigkeit, das Schöne und Angenehme zu empfinden in eben dem Grade geſchwächt wird, in welchem die Empfindlichkeit gegen das Häßliche und Unangenehme zunimmt. Jetzt will ich noch einige auf meine eigene Erfahrung gegründete Beobachtungen mittheilen, wie einer ſeinen Geſchmack für alle Arten des Guten und Schönen erweitern und verfeinern könne, ohne die unglückliche, und worüber ich mich ſehr wundere, manchem ſo ſchätzbare Gabe, das Unvollkommene und Häßliche zu entdecken und zu empfinden, zu gleicher Zeit zu erhöhen.

Es kommt hier alles auf den vortheilhaften Geſichtspunct, und richtige Grundſätze an, wodurch man die Seele zu beyden Arten von Empfindungen vorbereitet. Allenthalben, wo ich moraliſch gute Geſinnungen und edle Handlungen

lungen antreffe, laſſe ich meinen Empfindungen der Liebe und Bewunderung, die meine Seele rühren, ihren ungehinderten Lauf, ohne die Seligkeit dieſer Vergnügen durch kalte Meditation über das Verdienſtliche derſelben zu ſtören. Ich liebe und bewundere die guten Eigenſchaften und Handlungen einer Perſon eben ſo inbrünſtig, als wenn ſie ihr ganz allein gehörten; mir fällt es gar nicht ein, zu berechnen, wie viel die Natur, Erziehung, Zufall, u. ſ. w. ſich von beyden zueignen könnten. Ich habe mich daran gewöhnt, hier nicht zu raiſonniren, weil Raiſonnement in dieſem Fall, ein Todtfeind des Vergnügens wäre. In dem entgegen geſetzten Falle aber, wenn ich an verunſtaltete Charactere, und unedle Handlungen ſtoße, ruf ich alle Grundſätze zu meiner eigenen Beruhigung zu Hülfe, die ich mir je über den Antheil der Menſchen an ihren eigenen Handlungen gemacht habe. Ich ſtelle mir den größten Böſewicht nie allein in dem Zuſtande der ſcheußlichſten Verwilderung, oder in dem Augenblicke vor, wo er eine ſchwarze verabſcheuungswürdige That ausübt: mein Blick fällt, durch Gewohnheit und Grundſätze geleitet, auf die ganze Scene ſeines übrigen Lebens hinüber, und auf alle die unglücklichen

Circumſtanzen, unter denen er zu einem ſolchen ſittlichen Ungeheuer, zur Fähigkeit eine ſolche That auszuüben, reif wurde. Dieſe mir ganz geläufige Reflexion hindert, daß eine ſchwarze That mir nicht ſo viel ſympathetiſches Misvergnügen verurſacht, als eine entgegen geſetzte ſchöne That mir Freude macht: ſie läßt entweder gar keine, oder keine anhaltende Empfindung des Haſſes entſtehen, und ſtimmt dieſe der menſchlichen Natur ſo feindſelige Leidenſchaft zu den mildern, nicht ſo unangenehmen Rührungen des Mitleidens herab. Aus dieſem Beyſpiel erhellet, daß man durch Grundſätze und Gewohnheit Empfindungen abändern, und ihren Ton vorher beſtimmen könne: daß man ferner eine gewiſſe Art angenehmer Eindrücke lebhaft empfinden könne, ohne von dem entgegen geſetzten in einem gleichen Grade unangenehm gerührt zu werden. Durch eben die Mittel kann man auch den Verdruß ſehr vermindern, den die Mängel der ſchönſten Werke hervorbringen.

Wenn man aus einer Lectur die reichſte Erndte von Vergnügen davon tragen will; ſo leſe man nicht in der Abſicht, ſeine Kritik zu üben, jede Stelle mit den im Kopfe vorräthigen Geſetzen zuſammen zu halten, und die

Größe eines jeden Fehlers, wie jeder Schönheit, nach dem genaueſten Maaßſtabe zu beſtimmen: ſondern man vergeſſe für die erſte Lectür des Vergnügens alle Regeln der Kritik, ſchlüpfe, wenn man auf Fehler ſtößt, ſo leicht als möglich, darüber weg, um alle Kräfte und Aufmerkſamkeit für die vollkommenſte Empfindung der Schönheiten zuſammen zu halten.

Aber auf dieſe Art wird man außer Stand geſetzet, ein richtiges Urtheil über den Werth einer Schrift zu fällen, denn dazu wird doch nothwendig die Kenntniß der Fehler und deren Vergleichung mit den vorkommenden Schönheiten erfordert? — Meine Abſicht iſt im geringſten nicht, alle Kritik verdächtig zu machen, ſondern nur gegen die grämiſche Empfindlichkeit zu warnen, die nur Fehler aufſucht, um ſie tadeln zu können, und in Zuckungen geräth, wenn ſie unter vielen Schönheiten einige kleine Mängel entdeckt. Man vergleiche, urtheile, tadle, aber nicht eher, als bis man alle Schönheiten empfunden, und alle Vergnügungen genoſſen hat, die ein vortreffliches Werk für dieſe Zeit geben konnte: man leſe erſt, um Vergnügen zu genießen, die Augen gegen alle Mängel und Unvollkommenheiten zugeſchloſſen:

ſen:— und alsdann rufe man den Schriftſteller vor das Tribunal des ſtrengen Raiſonnements, wenn Grübeln keine Vergnügungen mehr raubt: man ſuche alle die Stellen auf, die man vorher überſprungen hatte, wo der Verfaſſer Misvergnügen verurſacht, und weniger Vergnügen verſchafft hat, als er hätte geben können; alsdenn erſt wage man den entſcheidenden Ausſpruch über den Werth oder Unwerth einer Schrift. — Auf dieſe Art hoffe ich, wird man Vergnügen und Kritik, ein Paar ſonſt unverträgliche Schweſtern, glücklich mit einander vereinigen können.

Nichts iſt unglücklicher, als das Geſchlecht der Recenſenten, die ſich dazu gewöhnt haben, allenthalben Fehler und Unvollkommenheiten aufzuſuchen, und kein ſchönes Werk, als in der Abſicht es zu recenſiren, leſen können. Solche Leute müſſen auf die letzt eine ungewöhnliche Fertigkeit, Mängel zu bemerken, einen außerordentlichen Scharfſinn, für Unvollkommenheiten erhalten: aber um dieſe Talente werde ich weder Kritiker noch Antikritiker beneiden. Ich verabſcheue eine jede Kunſt, die mir nur in den Quaalen anderer Vergnügen giebt, oder meine übrigen Vergnügungen zerſtört, um der elendeſten Art von Eitelkeit zu ſchmeicheln.

V.

Einige merkwürdige Züge aus der Denkungsart, den Vorurtheilen und Sitten der Kamtſchadalen: aus Kraſcheninnikows und Stellers Beſchreibungen von Kamtſchatka geſammlet.

Die Bewohner von Kamtſchatka gehörten vor ihrer Bekanntſchaft mit den Ruſſen, wo nicht zu den elendeſten, doch gewiß unflätigſten und ausgeartetſten Völkerſchaften des Erdbodens. Sie zeichnen ſich von den übrigen Haufen von Wilden, die im kalten Erdgürtel zerſtreuet ſind, oder ſich ihm doch nähern, auf ſo mannichfaltige Art aus, daß ich es für keine ganz überflüßige Arbeit halte, einige der auffallendſten Züge aus ihren Vorurtheilen, Sitten und Gewohnheiten heraus zu heben, und ſie mit einigen Betrachtungen zu begleiten.

Sie übertreffen in ihren Meinungen und Ueberlieferungen von der Gottheit nicht nur alle mir bekannte Nationen der alten und neuen Welt an gottloſer Ungereimtheit, ſondern machen ſich auch (und dies iſt etwas Charakteriſtiſches) über ihre höchſte Gottheit luſtig, und ſehen ihre väterliche Religion als lächerliches Spielwerk an, das ſie bey den geringſten Anläſſen verlaſſen, und gegen andere Meynungen austauſchen. Sie machen ihrem höchſten Gott Kutka, die bitterſten Vorwürfe über den Weltbau, oder was bey Kamtſchadalen einerley iſt, über die elende Einrichtuug des von ihnen bewohnten Erdfleckens. Sie rechnen es ihm entweder zur Ohnmacht, oder zur Unwiſſenheit zu, daß er die Erde mit ſo vielen feuerſpeyenden Bergen, unerſteiglichen Klippen, ſeichten oder zu reißenden Strömen verunſtaltet habe: und allemal, wenn ſie mit einigen Beſchwerlichkeiten eine ſteile Anhöhe hinanklimmen, oder einen zu ſtark fortſchießenden Strom hinabfahren, können ſie ſich nicht entbrechen, den Gott Kutka für ſeine Ohnmacht, Dummheit, und Vernachläßigung des Menſchengeſchlechts durch Spöttereyen oder unwillige Schimpfreden zu ſtrafen.

Am meiſten ſcheinen ſie ſich in ſolchen Erzählungen aus der Geſchichte dieſes Gottes zu gefallen, die nicht einmal den unſinnigſten ihrer Landesleute, vielweniger ihrem Gott, Ehre machen würden. Kutka wurde zu wiederholten malen, von den ſich wider ihn verſchwörenden Mäuſen auf die gröbſte Art hintergangen und gemishandelt: er war ſchwach genug, dieſen übermüthigen und falſche Reue bezeigenden Sündern, Gnade wiederfahren zu laſſen, die ſie aber unverzüglich (Steller 24 Kap.) durch noch weiter getriebene Beleidigungen zu belohnen ſuchten. Völlerey und Gefräßigkeit waren immer die ſchwachen Seiten, woran die Mäuſe den großen Kutka angriffen, wodurch ſie ihn einwiegten und zum Gegenſtande ihres Geſpöttes machten. — Eben dieſer Gott (ſagen die Kamtſchadalen) verliebte ſich einſtens in ſeinen eigenen gefrornen Unrath, den er für ein ſchönes in ſeinen Schutz ſich begebendes Weib anſah: ſeine Täuſchung wurde nicht eher als durch die Aufthauung der vermeinten Schöne gehoben. Alle verliebten Unternehmungen des griechiſchen Jupiters ſind nichts gegen die unnatürliche Brunſt, die die Kamtſchadalen von ihrem Kutka erzählen (Steller S. 263.). Seine Frau wurde über dieſe viehiſchen Ausſchweifungen in einem Anfalle von Eiferſucht ſo erboßt, daß ſie den Sitz ihrer geheimſten Schönheiten in eine Endte verwandelte, den Kutka eine Lobrede darauf halten, und ſie küſſen ließ, während welcher Liebkoſung ſie der Endte ihre natürliche Geſtalt wieder gab, und ihren Gemahl ſinnlich überzeugte, an welchen Gegenſtande er ſeine überfließende Zärtlichkeit verſchwendet hatte.

Uebrigens glauben die Kamtſchadalen, daß Kutka unter ihnen gewohnt, ſich eben ſo beſchäfftiget und genährt habe, als ſie: daß er mit ſeiner Frau, die ihn am Verſtande und andern guten Eigenſchaften unendlich übertraf, viele Kinder erzeugt habe, von denen ihm aber oft übel mitgeſpielt worden. Sie ſchreiben ihm gleichfalls die Künſte, Hütten zu bauen, Fiſche, Vögel und Thiere zu fangen, zu, ohne ihm dafür die geringſte Dankbarkeit und Hochachtung zu beweiſen. Woher er aber gekommen, um ſich bey ihnen nieder zu laſſen, wiſſen ſie eben ſo wenig, als wohin er nach ſeinem Aufbruche aus Kamtſchatka verſchlagen ſey: eine ungewiſſe Sage hat ſich unter ihnen ausgebreitet, daß er ſich weiter hinauf nach Norden unter die Koräken und Tſchuktſchen gezogen habe.

Ueberhaupt haben die Kamtſchadalen ſo wenig als andere ihnen ähnliche Völkerſchaften eine feſte Religion: das heißt, allgemeine ſtets wiederkehrende vom ganzen Volke gefeyerte Feſte, eine beſtimmte Anzahl von National-Göttern, unverrückte Plätze, wo ſie dieſen Gottheiten Opfer und Gelübde brächten: und öffentlich beſtellte Prieſter oder Diener der Gottheit. Ein jeder fürchtet und verehret ſo viel Götter, als er will, liefert ihnen nach ſeinem Gutdünken was, und wo es ihm beliebt: wirft ſich zum Schamanen, oder Zauberer und Beſchwörer auf, ohne die Einwilligung und den Ruf ſeiner Landesleute zu erwarten. Glaube und Andacht richten ſich in jeder Perſon nach dem verſchiedenen Maaße von angebohrner Schüchternheit, und den bald größern, bald kleinern Unglücksfällen: die Opfer, die ſie einem ihnen ſelbſt nicht genug bekannten Gotte, den ſie unter der Geſtalt eines mit alten Lumpen umwundenen Pfahles verehren, bringen, ſind gar nicht prächtig, und beſtehen größtentheils, in verdorbenen Köpfen und Schwänzen von Fiſchen, die ſie ſelbſt nicht genießen können. Dieſe Sparſamkeit haben die Kamtſchadalen mit allen Völkern gemein, die ſich unmittelbar an ihre Götter ſelbſt wenden, und noch keine von der Gottheit verordnete Einnehmer kennen, denen ſie ihre Geſchenke ausliefern, und je länger je mehr für die beſchwerliche Hebung und Verwaltung der dem Himmel geweihten Schätze entrichten müſſen.

Außer dem Gott Kutka ſollen die Kamtſchadalen noch eine Menge von böſen Geiſtern fürchten, von denen ſie die feuerſpeyenden Berge, die heißen Quellen, und die wilden Wogen des Oceans bewohnt, und die in dieſen Gegenden ſo fürchterlichen Ströme, Regengüſſe und Ueberſchwemmungen hervorgebracht glauben. Außer dieſen Geiſtern, die ſie fürchten, haben ſie noch eine Menge von angebeteten Thieren, und eine jede Familie ihren Hausgötzen, den ſie in der Geſtalt eines in die Erde getriebenen Pflocks verehren. — Es kommt mir vor, als wenn Steller den unbeſtimmten Begriffen eines ſo rohen Volks ſeine eigenen Europäiſchen Gedanken von Geiſtern, Teufeln untergeſchoben, oder wenigſtens bey der ihm ſo mühſeligen Behandlung der Sprache unſchickliche und zu ſtarke Ausdrücke gewählt habe.

Die Kamtſchadalen beſtätigen die Bemerkung, die man in der Geſchichte der Menſchheit ſo allgemein bewährt findet: daß das Elyſium eines jeden Volks weiter nichts als der Inbegriff der ihm bekannten Vergnügen und Geſchäffte, von allen in dieſem Leben damit verbundenen Unannehmlichkeiten abgeſondert, ſey. Die Kamtſchadalen laſſen alle verſtorbene Perſonen in glücklichen Wohnungen unter der Erde verſammlet werden, wo ſie ihre Weiber, Hütten, Kleider und Geräthe eben ſo wieder finden, als ſie ſie auf dieſer Welt verlaſſen haben, und ſich auf eben die Art mit Fiſchen, Jagen u. ſ. w. als auf Kamtſchatka beſchäfftigen; nur mit dem Unterſchiede, daß in den Orten der Glückſeligkeit ſich keine feuerſpeyende Berge, Sümpfe, Ströme, Ueberſchwemmungen, unergründlicher Schnee, und zu harte Kälte finden, und Jagd ſo wenig als Fiſchfang jemals fehlſchlagen. Ihre unterirdiſchen Wohnungen ſind weiter nichts als ein etwas verſchönertes Kamtſchatka, frey von den ihnen ſelbſt an ihrem Vaterlande bemerkbaren Unbequemlichkeiten, und von quälenden Coſacken und Ruſſen geſäubert.

Ihre loci infori ſind aber im geringſten keine Arten der Wiedervergeltung, wo die in dieſem Leben gedrückte Tugend für ihre Leiden belohnt, und das auf der Oberwelt frevelnde aber glückliche Laſter nach dem Werthe ſeiner Thaten beſtraft würde. — Die Beyſpiele von mehrern Nationen beweiſen, daß es dem ſich ſelbſt überlaſſenen menſchlichen Geiſte ſehr viele Mühe gekoſtet habe, das Mißverhältniß zwiſchen Tugend und Glück, zwiſchen Laſter und

Elend auf dieſer Erde wahrzunehmen, und von dieſer Beobachtung ſich zu dem, allen guten Menſchen troſtreichen, und allen laſterhaften ſchreckenvollen Gedanken zu erheben, daß jenſeits des Grabes in einer beſſern Welt, alle dieſe Ungleichheiten nach den Geſetzen der Gerechtigkeit würden gehoben werden. Selbſt die Egyptier glaubten, daß allen abgeſchiedenen Seelen daſſelbige Schickſal bevorſtünde: ſie nahmen nie ein anderes Leben nach dieſem irdiſchen an, um die unglückliche Tugend zu belohnen, und das glückliche Laſter zu beſtrafen: die Griechen wurden auch erſt in ſpätern Zeiten daran gewöhnt, ihren Orcus, (ᾅδης) in Elyſium und Tartarus, ein Reich der Freuden und der Quaal zu theilen, und in einer andern Welt der Tugend die hier nicht erhaltenen Belohnungen, dem Laſter die auf Erden nicht erhaltenen Strafen zu verkündigen. Vielleicht würde man bey einer genauern Zuſammenrechnung finden, daß die wenigſten Völker, die ein anderes Leben hoffen, dies zweyte Leben als einen zur Rechtfertigung der Gottheit nothwendigen Zuſtand der Wiedervergeltung angeſehen haben.

Die Kamtſchadalen wiſſen nichts von Oertern der Quaal, nichts von einer Ungleichheit des Schickſals abgeſchiedener Menſchen, nach dem Verhältniſſe der guten oder böſen in dieſem Leben vollbrachten Thaten. Alle Handlungen, die wir Laſter nennen, ſcheinen ihnen entweder gleichgültig und keiner Strafe werth, oder ſie glauben auch, daß ſie durch die nothwendig aus ihnen fließenden übeln Folgen hinlänglich beſtraft würden. Alle Kamtſchadalen hoffen daher in der andern Welt gleiche Seligkeiten, nur mit dem Unterſchiede, daß diejenigen, die auf Kamtſchatka arm waren, und nur wenige oder magere, kraftloſe Hunde hatten, in jener Welt reich, und mit ſtarken fetten Hunden verſehen ſeyn werden, wenn ein hier auf Erden begüterter Mitbruder ſich mit magern Hunden abquälen müſſe. Auch verſprechen ſie demjenigen einen höhern Grad von Glückſeligkeit, der ſich todt oder lebendig von Hunden hat verzehren laſſen. Die meiſten Kamtſchadalen ſuchen und finden daher ihr Grab in den Eingeweiden dieſer ihrer Hausthiere. Merkwürdig iſt die Stärke der Einbildungskraft (bey dieſem rohen Volke) die ihnen die Vergnügungen ihres Lebens ſo nahe bringt, und ſie mit einer ſo ungeduldigen Sehnſucht nach ihrem Genuſſe erfüllt, daß ſie ſich nicht ſelten durch Selbſtmord, und einen vor der Zeit herbeygerufenen Tod ihres baldigen Beſitzes zu verſichern ſuchen.

Unſchuld und Mangel der Kultur ſind bey ihnen nicht, wie unter andern gleich wenig ausgebildeten Völkern, beyſammen. Sie haben für Tugenden und Laſter einen ganz andern Maaßſtab, als alle übrige aufgeklärte und wilde Nationen, und ſcheinen den Einfluß guter und böſer Handlungen ſo wenig als Schuld und Verdienſt zu kennen. Ungeachtet ſie zwey bis drey Weiber nehmen, (was bey einem ſo wilden und nordlichen Volke ſehr auffallend iſt;) ſo iſt doch nichts gemeiner, und ungeſtrafter als Ehebruch und Untreue unter verehlichten Perſonen beyderley Geſchlechts. Mit dieſen Ausſchweifungen verbinden ſie die Unbeſtändigkeit der üppigſten und ausgeartetſten Völker: verlaſſen ihre Weiber ohne viele Umſtände, ohne ſich von deren Verwandten Strafe und Verantwortung zuzuziehen. Wenn man die Ungeſtraftheit des ſo häufigen Ehebruchs mit der Leichtigkeit der Eheſcheidungen zuſammendenkt; ſo muß man nothwendig ſchließen, daß unter den Kamtſchadalen vor der Bekanntſchaft mit den Ruſſen weniger Ehe, als Gemeinſchaft der Weiber geweſen ſey.

So wenig verdienſtlich eheliche Treue iſt; ſo klein oder vielmehr gar nichts iſt der Werth, den ſie auf eine unbefleckte Jungfrauſchaft ſetzen.

Die größte Empfehlung eines unverheyratheten Mädchens iſt eine ungewöhnliche Menge von Liebhabern, denen ſie ihre Liebkoſungen geſchenkt hat, und ein ſolches Mädchen hat ſich um deſto mehr Hoffnung auf die Liebe ihres künftigen Ehemannes zu machen, je handgreiflichere Beweiſe ſie von ihrer Erfahrenheit in der Liebe geben kann. Der Bräutigam ſoll ſo gar der Schwiegermutter die härteſten Vorwürfe machen, wenn ſie ihm die Mühe, die Blüthe der Jungfrauſchaft ihrer Tochter zu brechen, aufbehalten hat.

Dieſe faſt unglaubliche Verderbniß ſcheint in den Kamtſchadalinnen, den ſonſt in Wildinnen ſo mächtigen Trieb der Mutterliebe gänzlich erſticket zu haben. Viele haben einen Abſcheu vor dem Gebähren (ſo leicht es ihnen ſonſt auch wird) und der Auferziehung der Kinder. Dieſe laſſen ſich von alten Weibern, die in der Kunſt ungebohrne Menſchen zu morden erfahren ſind, mit Gefahr ihres eigenen Lebens die Geburt abtreiben, und werden ſo wenig als ihre Gehülfinnen bey dieſem mörderiſchen Geſchäffte geſtraft.

Mit der größten Sorgloſigkeit, und ohne die geringſten innern Vorwürfe oder äußere Strafen zu empfinden, begehen die Kamtſchadalen die ſchrecklichſten Verbrechen: und eben dieſe in Laſtern ſo kühnen, und gegen ihren Gott Kutka ſo freygeiſteriſchen Kamtſchadalen fürchten ſich bey den unbedeutendſten Zufällen und ſonſt gleichgültigen Handlungen mit der Feigheit abergläubiſcher Dummköpfe. Große Vergehungen ſind es, wenn einer den Schnee mit dem Meſſer außerhalb der Hütte abſchabt, oder mit unbedecktem Fuße außer der Wohnung geht; in beyden Fällen entſtehen heftige Sturmwinde. Wenn ſie dem zuerſt gefangenen Seebiber nicht gleich den Kopf abſchnitten, — oder Land- und Seethiere einmal in einem Gefäße zuſammen kochten; ſo würden ſie alles Glück auf der Jagd und dem Fiſchfange verlohren zu haben glauben.

Auch unter dieſen Vorbedeutungen und Vorurtheilen, ſind wiederum einige nicht bloß lächerlich, ſondern auch menſchenfeindlich. Kinder, die während eines Sturms oder Ungewitters zur Welt kommen, werfen ſie als unglücklich gebohrne, weg: und Menſchen, die ins Waſſer fallen, leiſten ſie nicht nur gar keine Hülfe, ſondern entſagen auch nachher, wenn ſie ſich mit genauer Noth gerettet haben, aller Verbindung mit ihnen, weil ſie glauben, daß ſie einmal zum Tode beſtimmt waren, und alſo auch billig hätten ſterben müſſen.

Nach den ſonderbaren Vorurtheilen und Unregelmäßigkeiten, die ich bisher angeführet habe, ſcheinen mir folgende beyde Gewohnheiten die meiſte Aufmerkſamkeit zu verdienen. — So wenig nemlich auch das weibliche Geſchlecht bey ſolchen Unordnungen unter ihnen geſchätzt ſeyn kann; ſo läßt doch ein jeder Kamtſchadale ſich gefallen, ſeine künftige Frau durch eine Dienſtbarkeit von mehrern Jahren, und überdem noch oft durch ſchreckliche Mishandlungen zu verdienen. Wenn ein junger Menſch ſich in ein unverheyrathetes Mädchen verliebt hat; ſo geht er oft ohne ſeinen Eltern und Verwandten ein Wort zu ſagen, in den Oſtrog, oder die Wohnung der Familie, zu welcher ſeine Geliebte gehört: verrichtet mit dem größten Eifer allerhand vorfallende Arbeiten, und und giebt zuletzt den Eltern ſeine gute Abſichten zu erkennen. Wenn dieſe mit der Heyrath zufrieden ſind; ſo geben ſie ihm nicht blos die Freyheit, ſondern ermuntern ihn auch, ſich der Braut bey einer günſtigen Gelegenheit mit Gewalt zu bemächtigen. So bald dieſe aber die Anſchläge eines jungen Menſchen auf ihre Perſon merkt; ſo ſucht ſie entweder aus hergebrachter jungfräulicher Sittſamkeit, oder wenn ſie ihn nicht liebt, in allem Ernſte, eine jede Gelegenheit zu vermeiden, wo ſie mit dem hitzigen Bräutigam allein ſeyn könnte: verpanzert ſich zu mehrerer Sicherheit mit einer Menge alter Lumpen und Netzwerk, und hält ſich ſo viel als möglich in der Nähe von ihren weiblichen Bekanntinnen auf, um im Fall der Noth, oder eines Angriffs ſie zu Hülfe rufen zu können. Der Bräutigam läßt ſich durch alle dieſe Vertheidigungen nicht abſchrecken, lauert beſtändig auf günſtige Umſtände, und wenn er dieſe getroffen zu haben glaubt; fällt er unverſehens mit der äußerſten Gewaltſamkeit über ſeine Braut her, zerſchneidet alle Bedeckungen, womit ſie ihre geheimſten Schönheiten umwickelt hat, und wenn er es ſo weit gebracht hat; ſo darf die Braut ſich nicht länger weigern, ihm alle Vorrechte und Gunſtbezeugungen zuzugeſtehen, die ein Ehemann von ſeiner Frau fordern kann. — Nicht ſelten aber misglücken dergleichen gewaltſame Beſitznehmungen, wenn das Mädchen entweder die Grille hat, die Sittſame zu ſpielen, oder dem Bräutigam nicht hold iſt. In ſolchen Fällen wehrt ſie ſich durch Ringen und Geſchrey ſo lange und heftig, bis ihre Freundinnen herbeykommen, die mit vereinter Macht auf den Bräutigam losſtürmen, und ihn wegen ſeines unglücklichen Verſuchs mit nicht ſanften Schlägen und Zerfetzungen ſtrafen. Man hat mehrere Beyſpiele, daß junge Leute in ſolchen gefahrvollen verliebten Unternehmungen ihre Geſundheit und den Gebrauch einzelner Glieder verlohren haben.

Faſt eben ſo ſeltſam als dieſe Art zu heyrathen, war ehemals die Stiftung von Freundſchaften. Wenn einer den andern um ſeine brüderliche Freundſchaft angeſprochen hatte; ſo lud derjenige, dem der Antrag geſchehen war, den Bittenden in ſeine Hütte ein. Bey deſſen Ankunft ſuchte der Wirth ſeiner Jurta einen unerträglichen Grad von Hitze zu geben, die durch beſtändiges Aufgießen mit kalten Waſſer auf glühende Steine unterhalten wurde; und verſah ſeinen Gaſt unterdeſſen mit einer Menge zubereiteter Speiſen, die dieſer alle, wie ſie ihm vorgelegt wurden, verzehren mußte. Der Wirth nahm ſich dann und wann die Freyheit, friſche Luft zu ſchöpfen, während daß dieſer in einer erſtickenden Hitze dampfte, und vor Ekel und Ueberladung alles was er zu ſich genommen hatte, wieder von ſich gab. Schändlich wäre es geweſen, gleich bey den erſten Empörungen des Magens unterzuliegen: der Gaſt fraß alſo ſo lange und ſo viel, bis es ihm ſchlechterdings unmöglich war, noch etwas hinunter zu bringen, oder gar kein leerer Raum mehr übrig war. Alsdann erkaufte er ſich ſeine Erlöſung durch alle Geſchenke, die der Wirth nur forderte, und mit elenden Hunden, Geräthe u. ſ. w. erwiederte. — Allein nicht lange nach einer ſolchen Freundſchaftsprobe mußte der Wirth eine gleiche von ſeinem ehemaligen Gaſte aushalten, und alles wieder erſetzen, was er zu viel genommen hatte. Durch eine ſolche gegenſeitige Bewirthung wurde die Freundſchaft ſo ſehr beſiegelt, daß ein jeder in der Folge ohne Entgelt von ſeinem Freunde nehmen durfte, was er brauchte, und in einem jedem Falle ſeines Beyſtandes verſichert ſeyn konnte.

VI.

Kurze Geſchichte des Nils.

Der Nil zeigte den reiſenden Griechen ſo viele ſonderbare, und von der Natur, die ſie kannten, ſo ſehr abweichende Erſcheinungen, daß man ſich nicht wundern darf, wenn Unterſuchungen über den Urſprung, und das regelmäßige Steigen dieſes, dem dürren regenloſen Egypten alle Fruchtbarkeit mittheilenden Fluſſes, die erſten oder weitläuftigſten Abſchnitte ihrer Phyſik ausmachten. Ueber Chaos und Welturſprung haben die griechiſchen Weiſen nicht mehr und ungereimter gefabelt, als über den wundervollen Strom Egyptens.

Schon zu Herodots Zeiten (II. 19–35.) gab es eine Menge Hypotheſen über die Urſache ſeines Aufſchwellens, und der dadurch verurſachten ſeegenreichen Ueberſchwemmungen. Einige ſuchten ſie in den Eteſiſchen oder Oſt-Nord-Oſt-Winden, die dem Strome (torrent) des Nils entgegen wehen, und dadurch Stemmen der Gewäſſer verurſachen ſollten: andere glaubten, daß der von den äthiopiſchen Gebirgen herabſchmelzende Schnee den Nil über ſeine Ufer treibe: andere vermutheten gar eine Gemeinſchaft der unbekannten Nil-Quellen mit einem noch unbekanntern Ocean. Herodot widerlegt alle dieſe Meynungen, und bringt zuletzt ſelbſt eine vor, die ungereimter, als alle vorhergehenden, iſt.

So ſehr der Anwachs des Nils zu Herodots Zeiten Wunder und Geheimniß war; eben ſo unerforſcht waren die Quellen deſſelbigen, und das Land, dem er ſeinen Urſprung zu danken hatte. Von allen Griechen, Egyptiern, und den übrigen Bewohnern von Afrika, die ich, (ſagt Herodot c. 28.) kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, hat kein einziger die Quellen des Nils zu wiſſen, oder geſehen zu haben, vorgegeben. Nur ein Prieſter oder heiliger Schreiber der Minerva zu Sais war dreiſt genug, dem Herodot hierüber ein Mährchen zu erzählen, das dieſer aber für weiter nichts als Egyptiſchen Prieſter Unſinn hielt. zwiſchen Syene und Elaphantine, zween Städten Oberegyptens, lägen (ſo ſagte dieſer Ehrenmann) ein Paar zugeſpitzte Berge, in deren Mitte ſich zwo unergründliche Quellen fänden, aus denen der Nil hervorſtrömte. — Dieſe gänzliche Unwiſſenheit aller Egyptiſchen Prieſter in Anſehung der Quellen und des Anwachſens des Nils, zeigt nicht bloß, um dies im Vorbeygehen anzumerken, wider die willkührlich angenommene große Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe der Egyptiſchen Prieſter, ſondern auch wider die ſo oft vorausgeſetzte Gemeinſchaft und Bekanntſchaft der Egyptier mit dem Innern von Afrika, beſonders den Aethiopiern — Herodot führt (C. 32) noch eine Erzählung über den Urſprung des Nils an, die ſich auf bloßes Rathen gründet, und die keine Aufmerkſamkeit verdiente, wenn er ſie auch nicht erſt aus der vierten Hand erhalten hätte.

Noch zu Diodors Zeiten waren die Quellen des Nils ganz unbekannt, und unter allen Hypotheſen, die man bis dahin (I. S. 44—50.) zur Erklärung ſeines Aufſchwellens erfunden hatte, war noch keine einzige allgemein aufgenommen, ungeachtet die wahre Urſache ſchon entdeckt war. Das läppiſchſte unter allen Raiſonnements, die er anführt, iſt das der Egyptiſchen Prieſter S. 49. deſſen Nachleſung ich allen Bewunderern der Egyptiſchen Mathematik und Erdkunde empfehle*). Nur Agatharchides

von

---

*) Sie theilten die Erde in drey Zonen: in diejenige, die ſie ſelbſt bewohnten: in eine andere ihnen gerade entgegenſtehende, und endlich eine dritte,

die

von Knidos (S. 50.) leitete den Anwachs des Nils aus den in Aethiopien fallenden Regen her.

Zu Strabo's Zeiten zweifelte kein Menſch mehr an der Wahrheit dieſer Erklärung. Die unaufhörlichen Regen und Ueberſchwemmun-

die beyde von einander ſcheide, und ganz unbewohnbar ſey. Die beyden erſtern waren ihrer Meynung nach ſich ganz ähnlich; ſie unterſchieden ſich bloß darinn, daß die Jahrzeiten ſich in ihnen ſtets entgegen geſetzt wären. Sie nahmen an, daß der Nil aus dem erſten Erdgürtel durch den zweyten in den übrigen fließe, und daß eben daher die Quellen des Nils unbekannt ſeyn und bleiben würden, weil man, um zu ihnen zu kommen, eine durchaus nicht bewohnte, Menſchen feindſelige, Zone durchwandern müßte. — Die Egyptier müſſen nicht bloß mit Abyßinien, ſondern auch mit dem ſüdlichern Arabien unbekannt geweſen ſeyn. Auch hier fallen während der naſſen Jahrszeit häufige, wiewohl nicht ſo lange anhaltende Regen, als in andern heißen Ländern. (Niebuhrs Reiſebeſchreibung S. 125. 327.) Es entſtehen Ströme, wo vorher keine waren: und andere, die nie ganz austrocknen, überſchwemmen und düngen, wie der Nil in Egypten, die ihren Ufern nahe liegenden Gefilde. Eine ſolche Unwiſſenheit, als die Egyptiſche, wäre unbegreiflich, wenn ſie unter ihren eigenen Königen nur das rothe Meer der Länge nach beſchifft hätten.

gen in Aethiopien waren durch die Schifffahrten der Ptolemäer auf dem rothen Meere, durch ihren Handel, an den Küſten und in dem Innern von Afrika außer Zweifel geſetzet worden; nur geht Strabo in der Angabe des erſten Griechen, der die jährlichen Ueberſchwemmungen des Nils aus der wahren Urſache erklärte, vom Diodor ab. Einige behaupteten zu Strabo's Zeiten, (1139.) daß Kalliſthenes dieſe Entdeckung vom Ariſtoteles erhalten habe; andere leiteten ſie bis zum Thraſyalkus aus Thaſus, ja ſo gar bis zum Homer hinauf. Zu Strabo's und Auguſts Zeiten waren alſo die wahren Urſachen des wunderbaren Steigens der Nilgewäſſer allgemein bekannt: allein ſeine Quellen wußte noch immer weder Grieche noch Egyptier: man ſuchte ſie ſo gar in den äußerſten Gränzen Mauritaniens (1182. Seite.)

Die Entdeckung der Nilquellen war den eifrigen Jeſuiten vorbehalten, die im Anfange des letzten Jahrhunderts Aethiopien oder Abyßinien zu bekehren, und die Einwohner dieſes Landes in den Schooß der katholiſchen Kirche zu verſammlen ſich vorſetzten. Peter Päiz ein Portugieſiſcher Jeſuit, war der erſte Europäer, der 1618 den Nil bey ſeinem Urſprunge ſah

(Lobo Voyage hiſtorique d' Abiſſinie p. 266.) Er entſpringt, den Zeugniſſen dieſes Jeſuiten und des Pater Lobo zu folge an dem Fuße eines kleinen Berges in der Provinz Sacabala, des Königreichs Gojam, aus zween Hauptquellen, die ungefähr vier Palmen im Durchſchnitt haben, und einen Steinwurf von einander entfernt ſind. Die ganze Gegend umher iſt moraſtig und ſo beweglich, daß man allenthalben mit einem ſtarken Tritte Waſſer aus der Erde hervorquillen machen kann. Noch bis jezt ſind die Länder, die der Nil durchläuft, bis er in Egypten kommt, deren Bewohner, und alle Krümmungen dieſes Fluſſes nicht genug bekannt. Was davon entdeckt iſt, ſteht beym Lobo (S. 132. und 267. S. u. f.) Man vergleiche hiemit Maillet Deſcription de l'Egypte p. 40.

So wohl dieſe Portugieſen als diejenigen, welche Maillet (S. 54.) während eines ſechzehnjährigen Aufenthaltes in Egypten frug, ſagten alle übereinſtimmend, daß es in etwa drey Monathen, in welchen der Nil in Egypten zu ſteigen anfange, in Aethiopien faſt unaufhörlich regne, daß das Wachsthum des Nils von der Dauer und Heftigkeit des Regens im

Innern von Afrika abhänge, und daß eben aus den in den Nil zuſammenſtürzenden Regengüſſen die Fettigkeit und Trübheit ſeiner Gewäſſer erklärt werden müſſe.

Man glaubte ſchon weit gekommen zu ſeyn, als man die Quellen des Nils, und die wahre Urſache ſeines jährlichen Steigens entdeckt hatte: die meiſten hielten aber doch den anhaltenden Regen in Aethiopien und das dadurch verurſachte Aufſchwellen des Nils für etwas dieſen Ländern ganz eigenthümliches. Sie wußten nicht, was ein vortrefflicher Reiſebeſchreiber des verfloſſenen Jahrhunderts am beſten aus einander geſetzt hat. (Dampier Voyages autour du monde Vol. II. Ch. 7. p. 356.) Daß es im heißen Erdgürtel eigentlich nur zwo Jahrszeiten gebe, die trockne und naſſe, die die Europäer oft, aber ſehr uneigentlich Sommer und Winter nennen: daß dieſe Jahrszeiten in den Ländern, die im heißen Erdgürtel liegen, eben ſo entgegengeſetzt ſind als die Pole, denen ſie ſich nähern: daß man in eben den Monathen, in welchen in heiſſen Ländern nördlicher Breite unaufhörliche Regen fallen, das ſchönſte trockenſte Wetter in den heiſſen Ländern, die unter eben dem Clima Grade, aber ſüdlicher Breite liegen, habe.

In allen Ländern, die vom 1 bis 23 Grade nördlicher Breite liegen, fängt die naſſe Jahrszeit im April und May an, und dauert unter nie lang aufhörenden Regengüſſen bis in den November oder Anfang des Decembers fort. Alle Ströme fangen, wie der Nil in Aethiopien und Egypten an zu ſchwellen, und mit eben den Folgen und Erſcheinungen über ihre Ufer zu treten, als der Nil es in Egypten thut. — Am Ende des Novembers hebt ſich die trockne heitere Jahrszeit an, und geht ununterbrochen bis in den Anfang des Aprils fort. Während dieſer Monathe werden alle Flüſſe immer kleiner und kleiner, und verſchwinden faſt bis zum gänzlichen Austrocknen. — In den heiſſen Ländern ſüdlicher Breite finden ſich Regen und Ueberſchwemmungen von eben der Dauer, nur in den entgegengeſetzten Monathen ein. Mit Recht konnte alſo Dampier (III. 41.) der dieſe naſſe Jahreszeiten in mehrern Gegenden von Aſien und Amerika erlebt hatte, ſagen, daß die Ueberſchwemmungen des Nils kein Egypten allein eigenthümliches Wunder ſey.

Der Nil fängt (Maillet p. 57. u. f.) im April ſchon an zu ſteigen, nachdem er während der vorhergehenden ſechs Monathe oft bis auf einige Cubitus, oder Picken ausgetrocknet iſt. So bald ſein Anwachs am Ende des Monaths bemerkt wird; verfügt ſich jemand aus einer ſeit mehrern Jahrhunderten dazu verordneten Familie zum Nilmeſſer, (Mikias, von dem Maillet S. 66. Pocock Vol. p. 29. und Norden auf der 23. 25. 26. Kupferplatte Grundriſſe liefern) und zeichnet in einer öffentlichen authentiſchen Urkunde die Tiefe des Nils vor ſeinem merklichen Anwachs auf *). Vom Ende des Aprils bis zum 29 Jun. ſteigt er gewöhnlich um 8 bis 9 Cubitus, an welchem Tage man zum zweyten male den Anwachs des Nils

in

---

*) Es iſt ohne Zweifel ein Verſehen, wenn Herr Niebuhr (S. 125. ſeiner Reiſebeſchreibung) ſagt: daß der Nil erſt in der Mitte des Junius zu ſteigen anfange, und in den erſten Tagen eben dieſes Monaths des folgenden Jahres am tiefſten geſunken ſey: — ferner, daß die Egyptier allgemein glauben, (doch ſagt Pococke eben daſſelbe p. 199. Vol. 1.) daß in der Nacht vom 17 bis den 18 Jun. der Nil in Aethiopien zu ſteigen anfange, oder daß, wie man ſich ausdrückt, der Tropfen falle. S. 128. Maillet ſo wohl als Schaw (Travels 435. p. Norden p. 82.) ſagen, daß er in der Mitte dieſes Monaths nicht erſt zu wachſen anfange, ſondern ſchon ſehr merklich um 8 oder 9 Cubitus geſtiegen ſey.

in einer authentiſchen Schrift aufzeichnet. Von dieſem Tage fängt man zuerſt an, das Steigen deſſelben dem Diwan, und nachher der Stadt Cairo bekannt zu machen, mit welcher Ankündigung man alle Morgen ſo lange fortfährt, bis er diejenige Höhe erreicht hat, an welcher man den großen Kanal bey Cairo eröffnen, und dem Waſſer über ganz Egypten einen freyen Lauf laſſen muß.

Während des Steigens des Nils ſind alle Bewohner Egyptens nur allein hierauf aufmerkſam, und nach den Veränderungen des Fluſſes in einem beſtändigen Uebergange von Hoffnung zur Furcht, und von Furcht zur Hoffnung. Das Wachsthum darf nur ein wenig zögern, ſo ſtürzt ſich eine unzählige Menge Volks aus den Thoren von Cairo an die Ufer des Nils hinaus, und giebt mit der ängſtlichſten Aufmerkſamkeit auf deſſen kleinſte Bewegungen Acht. Allgemeines Schrecken verbreitet ſich bey der Wahrnehmung der geringſten Verminderung der Nilgewäſſer, wie Land und Ufer von Freudengeſchrey widerſchallen, wenn ſein Zunehmen merklich und ſichtbar iſt.

So bald der Nil die Höhe von 16 Cubitus *) erreicht hat; ſo wird davon eine Urkunde in Gegenwart des Paſcha verfertigt: und alle große und kleine Pächter des Großherrn ſind verbunden, für das folgende Jahr zu bezahlen, und ein Drittel der Summen zu pränumeriren. Kommt hingegen der Nil nicht bis zu ſechzehn Piken; ſo ſind alle Ländereyenpächter davon befreyet die gewöhnlichen Pachtgelder zu entrichten.

Wenn die erfreuliche Nachricht dem Paſcha und den Einwohnern der Stadt bekannt gemacht wird; ſo erhebt ſich jener (Norden 18. Platte Maillet 72. S. Haſſelquiſt S. 91.) mit einem prächtigen Gefolge an die Mündung des großen Kanals zwiſchen Alt- und Neu-Cairo,

---

*) Die Größe dieſes Maaßes (Cubitus, Peck, Dra) iſt nicht gehörig beſtimmt. Maillet ſezt dieſe Egyptiſche Elle auf 2 Königl. Franz. Fuß: Schaw p. 434. 435. auf 25 Engliſche Zoll. Die Zeit, wann der Nil bey Cairo die Höhe von 16 Picken oder Dra erreicht, iſt alle Jahre verſchieden. Schaw auf der angeführten Seite liefert ein merkwürdiges Verzeichniß von einem Italiäner Gabrieli, der während 30 Jahre jedesmal den Tag genau bemerkt hatte, wann der große Kanal in Cairo durchgegraben worden. Man ſehe auch Pococke Vol. I. p. 158.

Cairo, der beym Anfange des Steigens des Nils mit einem Damme verwahrt wird. Der Paſcha ſelbſt wirft eine eiſerne Schaufel in dieſen Erddamm: ſo gleich fangen Türken, Juden und Kopten, denen dieſe Ehre gemeinſchaftlich zukommt, an, ihn unter einem allgemeinen Freudengeſchrey zu durchgraben, und das Nilwaſſer in den Kanal und durch den Kanal über die Fluren zu leiten. — Dergleichen Feyerlichkeiten hat man in alten und neuern Zeiten, unrecht für, dem Nil, als einer würklichen Gottheit, gefeyerte Feſte angeſehen.

VII.

Abhandlung über den Thierdienſt der Egyptier, und die wahrſcheinlichen Urſachen ſeiner Entſtehung und Erweiterung.

Man ſagt etwas ſehr bekanntes, wenn man behauptet, daß die älteſten Egyptier vor ihrer gänzlichen Vermiſchung mit andern Völkern ſich in Sitten, Gewohnheiten, Lebensart, Geſetzen, Verhältniß und Unterordnung der Stände von allen übrigen Völkern der alten und neuen Welt unterſchieden haben, und daß ſie in allen dieſen Stücken etwas ihnen ganz allein eigenthümliches hatten, was man bey andern Nationen entweder gar nicht, oder doch nicht ſo, als bey ihnen, antrifft. Vielleicht aber wäre es kein ſo bekannter Gemein-Ort, wenn man ſagte, daß unter allem, was in Egypten merkwürdiges war, nichts ſo viele auffallende Sonderbarkeiten hatte, als ihre Religion; und daß von allen Beſtandtheilen derſelben, ihren Feſten, Opfern, Geißelungen, heiligen Proceſſionen und Faſten keiner wiederum ſo charakteriſtiſch iſt, und die Egyptier von allen übrigen Völkern ſo ſehr auszeichnet, als der unter ihnen aufgenommene Thierdienſt, deſſen originale und oft unbegreifliche Ungereimtheit ich jetzt aus den alten Schriftſtellern auseinander ſetzen werde.

I. Die Egyptier hielten ihre einländiſchen Thiere, nicht blos wie andere Völker die ihrigen, für heilig, enthielten ſich nicht blos von dem Schlachten derſelben, zu ihrem eigenen oder heiligen Gebrauche; ſondern verehrten ſie als würkliche Götter, als Weſen, von denen ſie durch übernatürliche Wege vieles zu hoffen oder zu fürchten hatten, errichteten ihnen als ſolchen, Tempel, verordneten ihnen Prieſter und Prieſterinnen, brachten ihnen, wie der Iſis und dem Oſiris Opfer, und erflehten von ihnen Segen für ihre Kinder. Alle Nationen hatten und haben noch jetzo heilige, geweihte Thiere, deren Erwürgung entweder Todſünde, oder doch nur unter dem Titel eines der Gottheit dargebrachten Opfers erlaubt war. Die Perſer heiligten, als ehemalige Nomaden, das Pferd; die Indianer die Kuh; andere Morgenländiſche Nationen den Elephanten; faſt alle Wilden von Afrika und Amerika andere ihren Gegenden eigenthümliche Thiere. Selbſt unter dem Pöbel faſt aller chriſtlichen Nationen iſt das Vorurtheil von der Heiligkeit oder doch Unverletzlichkeit gewiſſer Thiere noch immer ſo ſehr verbreitet, daß man in vielen Gegenden in Geſahr wäre, durch die Tödtung einer Schwalbe oder eines Storchs ſich den Vorwurf von Religions-Spötterei und Ruchloßigkeit zuzuziehen. Die Griechen hatten ſelbſt eine Menge heiliger den Göttern gewidmeter Thiere, (ſagt Plut. de Iſ. et Oſ. 379. 380. S.) Die Taube war der Venus, die Schlange (δρακων) der Minerva, der Raabe dem Apollo, der Hund der Diana heilig: Die Theſſalier hatten es zum Geſetz gemacht, den Ruchloſen zu fliehen, der einen Storch umbringen würde, weil dieſer ihr Erretter gegen die Fortpflanzung und Vermehrung des Schlangen-Geſchlechts war: allein demohngeachtet (fährt er fort) haben die Egyptier durch die göttliche Verehrung ihrer Thiere nicht bloß zu unzähligen Spöttereien ſelbſt den Griechen Anlaß gegeben, ſondern haben auch dadurch bey ſchwachen leichtgläubigen Gemüthern den Aberglauben, bey ſtärkern und kühnern Seelen hingegen, die Gottloſigkeit des Unglaubens vermehrt. Schon Xenophanes, das Hanpt der Eleatiker, fand dieſen Thierdienſt und beſonders das Trauern bey ihrem Hintritte ſo widerſinnig, daß er ſich des Staunens nicht erwehren

wehren konnte, wie die Egyptier ihre Thiere betrauren könnten, wenn ſie ſie für Götter hielten, oder wie ſie dieſelben für Götter zu halten im Stande wären, da ſie ihnen doch betraurenswerth ſchienen.

II. Die Egyptier heiligten nicht blos Eine oder einige Thiergattungen. Faſt alles, was in Egypten lebte und webte, war, wo nicht in ganz Egypten, doch wenigſtens in einigen Diſtrikten entweder Gott, oder wegen naher Verwandſchaft mit Götterthieren heilig. Alle Theile der Natur, Himmel, Erde, und Waſſer gebahren und nährten Götter; alle Elemente waren mit Göttern oder heiligen Weſen bevölkert. Man betete faſt alle vierfüßigen Thiere vom Löwen bis zur Maus, unter den Vögeln des Himmels vom Adler bis zum Storch, ſogar Gewürme und Schlangen, und unter den dummſten aller lebenden Geſchöpfe einige Fiſcharten an (Her. II. 65—75. c.) Nothwendig mußte vom alten Egypten im ſtrengſten Verſtande wahr ſeyn, was Petronius vom Italien ſeiner Zeit ſagte, daß es mehr Götter als Menſchen nähre. Der ſonſt ſo ſtolze Herr der Schöpfung ſcheint ſich hier freiwillig zum Sclaven der Thiere erniedrigt zu haben. Es iſt noch immer zu verwundern, daß das an Göttern ſo reiche Egypten nicht ärmer an Menſchen war, und daß jene, die größtentheils ſehr gefräßig waren, ihren Verehrern nicht endlich Nahrung und Platz nahmen.

III. In der Vergötterung ihrer Thiere, oder wenigſtens in den Graden von Heiligkeit, die ſie ihnen zugeſtanden, ſcheinen ſie ohne alle Vernunft zu Werke gegangen, und von plötzlichen Stößen der Phantaſie geleitet zu ſeyn. Sie heiligten nicht blos nützliche Thiere, und zwar nach dem kleinern oder größern Maaße von wahrer oder eingebildeter Nützlichkeit, ſondern brachten ſelbſt den Ungeheuern ihres Landes, den Verderbern ihrer Fluren und Aecker, und dem Freſſer ihrer Kinder Weihrauch und Opfer. Nicht blos Adler und Wölfe, ſondern Krokodille und Nilpferde wurden, freilich nicht im ganzen Lande, aber doch in verſchiedenen Gegenden mit eben ſo großer Andacht und Innbrunſt angebetet, als Iſis, Oſiris, Apis, und die nützlichſten Thiere in dem übrigen Egypten verehrt wurden. Auf der andern Seite verabſcheuten und verfluchten ſie entweder aus phantaſtiſchen oder ganz unerklärlichen Gründen andere Thierarten, deren Nützlichkeit, wo nicht Unentbehrlichkeit, außer allem Streit iſt, und noch jetzo in ganz Egypten erkannt wird. Eſel, die nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen aller Reiſebeſchreiber nirgends von beſſerer Art ſind als in Egypten, und auch nirgends mehr gebraucht werden, wurden für unrein, und unheilig gehalten, weil ſie eine röthliche dem Typhon ähnliche Farbe hatten. An den Feſten des Oſiris (Plut. p. 362. 63.) mußten die Geweihten ſchwören, ihnen kein Futter zu reichen; man ſtürzte ſo gar an gewiſſen Tagen dieſe nützlichen Thiere von Anhöhen herunter. Der allgemeine Abſcheu vor Schweinen gieng bis zur Schwärmerey, und verbreitete ſich bis auf ihre Hüter. (Herod. II. 47.) Man durfte jene nicht einmal berühren, vielweniger eſſen; ihre Unreinigkeit wurde für anſteckend gehalten, und man mußte daher, wenn man ſie nur unvorſehends im Vorbeygehen berührt hatte, mit allen Kleidern im heiligen Fluſſe dieſe Unſauberkeit abſpülen. Und doch waren ungeachtet des ſchweren auf dieſe Thiere ruhenden Fluches ſo zahlreiche Heerden von Schweinen in Egypten, daß ihre Hirten eine eigene Zunft, eine für ſich beſtehende Klaſſe von verworfenen Bürgern ausmachen konnten.

Dieſe armen Leute waren wegen ihrer Beſchäfftigung ſo verhaßt, daß ſie allein von der Beſuchung der Tempel und allen Familienverbindungen mit den übrigen Egyptiern gänzlich ausgeſchloſſen, und faſt aller Vorzüge eingebohrner Egyptier beraubt waren. Allen menſchlichen Vermuthungen nach hätten bey einer ſolchen allgemeinen Verabſcheuung der Schweine, bey einem ſolchen eingewurzelten in Unterdrückung ausartenden Haß gegen ihre Hüter, beyde allmälig in Egypten ausſterben müſſen; ſie dauerten aber nicht blos fort, ſondern die letztern wurden ſo gar zur Eintretung des Saamens in die Aecker gebraucht (Her. II. 14.). Wahre oder anſcheinende Widerſprüche, dergleichen man nur in Egypten vermuthen kann!

Man ſchlachtete, — und opferte dies Vieh gleichfalls, aber nicht allen Göttern, ſondern nur dem Oſiris und der Iſis, und zwar am Tage des Vollmondes. An dem Feſte der Iſis aß man ſo gar von ihrem Fleiſche, nachdem man vorher den Schwanz und die Niere, mit dem aus dem Thiere herausgezogenen Fett umwickelt, verbrannt hatte. An den Feſten des Oſiris (c. 48.) ſchlachtete man gleichfalls bey den feyerlichen Mahlzeiten Schweine, die man aber doch, ohne etwas davon zu eſſen, dem Schweinhirten, von dem man ſie gekauft hatte, wieder zurückgab. — Alle in dieſer Erzählung enthaltene Data, daß man Schweine, nur der Iſis und dem Oſiris, keinen andern Göttern geopfert, nur an deren Feſten, und ſonſt niemals, gegeſſen habe, würden es höchſt wahrſcheinlich machen, daß der Abſcheu dieſer Thiere, und der Wahn ihrer Unreinigkeit gleichfalls in einem frommen aus einer heiligen Sage (ἱερος λογος) entſtandenen Vorurtheile ſeinen Grund habe, wenn Herodot, der aber hier, wie ſonſt an vielen Stellen, den Geheimnißvollen macht, es auch nicht geſtünde.

Für gewiſſe Leute, die alles bis auf die lächerlichſten Vorurtheile und Prieſter-Fabeln in Syſteme bringen, und verjährte in den Zeiten der Unwiſſenheit entſtandene National-Grillen aus tiefen Kenntniſſen der Natur und Arzneykunde erklären, würde kein Gedanke natürlicher ſeyn, als dieſer: daß dieſer Abſcheu vor Schweinen von weiſen Geſetzgebern und Prieſtern unter der Nation verbreitet worden, indem ſie bemerkt, daß das Fleiſch dieſer Thiere nicht nur unverdaulich, beſonders in ſo heißen Gegenden ſey, ſondern auch Ausſatz, Scorbut, und andere Hautkrankheiten erzeuge: — daß dieſe großen Männer deswegen die Geſundheit ihrer Unterthanen durch heilige Vorurtheile zu erhalten gezwungen worden, da ſie daran verzweifelt hätten, durch bürgerliche Geſetze das richtige Maaß in dem Genuſſe dieſer Speiſe beſtimmen, und ſchädliches Uebermaaß verhüten zu können. — Solche Raiſonnements ſind hinreißend, beſonders wenn man ſie zum erſten mal hört; allein ſie arten auch ſehr leicht in bloße Formeln aus, aus denen man alles, wenigſtens mehr erklärt, als daraus erklärt werden ſollte. Man kann ſowohl wider die Schädlichkeit des Schweinefleiſches in heißen Gegenden, als wider die Ableitung des Abſcheus der Egyptier aus diätetiſchen Gründen, ſehr wichtige, auf unläugbare Erfahrungen und Geſchichte gegründete, Zweifel vorbringen.

So wenig die göttliche Verehrung ſchädlicher, und die Verabſcheuung ſehr nützlicher Thiere bey den Egyptiern aus vernünftigen politiſchen Gründen zu erklären iſt, eben ſo wenig, glaube ich, läßt ſich ohne Zwang der allgemeine Glaube der Egyptier an die Unreinigkeit der Schweine, und die Enthaltung von ihrem Fleiſche aus einem, durch diätetiſche

Geſetzgeber erdichteten religiöſen Vorurtheile begreiflich machen. Man thut in der That den Egyptiern und mehrern alten Völkern zu viel Ehre an, wenn man einen jeden Wahn in den Gränzen der Vernunft und geſetzgebenden Weisheit aufſucht, jede Thorheit als die Geburt der erhabenſten Weisheit anſieht, und es undenkbar findet, daß ein ſolches Volk, deſſen Religion und Kunſtwerke die wildeſte, ausſchweifendſte Phantaſie verrathen, keiner lautern, weder in Politik noch Diätetik gegründeten Vorurtheile fähig geweſen ſey. Man kann unmöglich einen ſtarken Glauben an ihre tiefen Kenntniſſe in der Diätetik, und die ſo oft und ſo willkührlich vorausgeſetzten tiefen Prüfungen aller heilſamen und ſchädlichen Eigenſchaften ihrer Nahrungsmittel gewinnen, wenn man bedenkt, daß der größte Theil der Nil-Bewohner von friſchen oder gedörrten und geſalznen Fiſchen lebte, daß man in einigen Theilen Egyptens das gewiß nicht zarte Fleiſch von Krokodillen, (Her. II. 69.) allenthalben aber das in heißen und unbeſchatteten Ländern ſelten ſehr geſunde Rindfleiſch genoß, daß endlich ſo gar Prieſter und Könige ſich von Gänſen und kraftloſem durch Kunſt erzwungenen

Haus-Geflügel nährten. Wenn die Egyptier, wie die angeführten Data außer Zweifel zu ſetzen ſcheinen, ſo wenig vorſichtig in der Wahl ihrer Speiſen waren; ſo konnten ſie es in der Verwerfung derſelben gleichfalls ſeyn.

Allein auch die eingebildete Schädlichkeit des Schweinefleiſches in heißen Ländern iſt nichts als Vorurtheil, das durch die bewährteſten Reiſebeſchreiber übern Haufen geworfen wird. Im Gegentheil ſcheint unter allen Thieren, von denen der Menſch ſich nährt, keines in heißen Ländern wegen des Reichthums der vegetabiliſchen Natur mehr zu gedeihen, als eben das Schwein; keines wird im heißen Erdgürtel häufiger wild gefunden, ſo allgemein von allen der Mittagslinie ſich nahenden Völkern gegeſſen, keins ſo ſorgfältig fortgepflanzt, und ſo geſund befunden als dies. Auf den großen und kleinen Antilliſchen Inſeln gehört ein wildes Schwein (cochon marron) zu den delicateſten Speiſen: auf St. Domingo ſchrieben die Aerzte dem P. Labat in einer Krankheit das Eſſen des Schweinefleiſches als der geſundeſten Nahrung vor, da ſie ihm ſonſt eine Enthaltung von allen übrigen animaliſchen Speiſen auflegten. Eben ſo allgemein iſt der Genuß des

Schweinefleiſches in den heißeſten Gegenden des feſten Amerika, noch mehr auf allen Inſeln der Südſee, des Archipelagus St. Lazari, und der großen Eylande des Indiſchen Oceans. Kein Seefahrer landete je an irgend eine, in dieſen Meeren liegende, und von Menſchen bewohnte Inſel, wo Schweine nicht immer die Hauptnahrung, oft die einzige aus dem Reiche der vierfüßigen Thiere ausmachten, und dem elenden, durch Scorbut und andere Seekrankheiten faſt ganz aufgeriebenen Schiffsvolke die wohlſchmeckendſte und zugleich heilſamſte Nahrung hergaben. Die Urſachen davon ſind ſehr begreiflich: ſie werden nicht eingeſperrt wie bey uns, ſind weder der freyen Luft noch Bewegung beraubt, werden nicht gemäſtet *), ſondern eſſen die wohlriechendſten und geſundeſten Früchte und Kräuter, die die wärmern, nicht dürren Gegenden in ſo großem Ueberfluſſe hervorbringen, und, ohne faules ſchädliches Fett, das ſaftigſte und geſundeſte Fleiſch anſetzen. Egypten iſt, Cocus Wälder und deren kühlende Schatten ausgenommen, den eben genannten Ländern faſt ganz gleich; ich zweifle daher im geringſten nicht, daß Schweinefleiſch dort eine eben ſo gute Nahrung abgegeben hätte, wenn dies Land nicht faſt immer von Schweinehaſſern wäre bewohnet worden.

---

*) Aus eben dieſen Urſachen ſind die Schweine in China fruchtbarer, und geben eine geſundere Nahrung her als bey uns. Osbecks Reiſen S. 246. u. 546. S. Eckebergs Bericht von der Chineſiſchen Landwirthſchaft.

IV. Aus den göttlichen Thiergeſchlechtern wurde nur ein einziges Individuum entweder nach unbeſtimmten Zeichen, wie der Apis, oder ohne Merkmal, blos durch Zufall, zur wirklichen National- oder Diſtrict- Stadt- und Dorf-Gottheit erwählet, als eine ſolche ausgerufen, in die beſtimmten Tempel gebracht, von heiligen Männern und Weibern gewartet und gemäſtet, kurz in den Beſitz aller der Vorzüge geſetzt, die man würklichen Gottheiten wiederfahren ließ. — Alle übrigen Thiere derſelben Art waren nur heilig. Einer ſolchen ſelbſt erwählten Gottheit wurde nicht allemal in ganz Egypten gehuldiget, und eben ſo wenig die Unverletzbarkeit ihrer übrigen Mitbrüder allgemein erkannt. Aber auch ſelbſt die Unverletzbarkeit der in ganz Egypten ohne Widerrede für heilig erkannten Thierarten, hatte mehrere Grade, wie aus den jetzt anzuführenden Zeugniſſen der bewährteſten Geſchichtſchreiber erhellen wird.

Alle Schriftſteller, die vom Thierdienſte der Egyptier reden, geſtehen einmüthig, daß es einige allerheiligſte, von allen Egyptiern für unverletzbar erkannte, Thiere gegeben habe; ſie ſtimmen aber in der Anzahl und den Namen dieſer Thiere nicht überein. Herodot nennt (II. 65.) die Ibis und den Habicht. Diodor (S. 94. I. Edit. Weſſel.) die Katze und Ibis; Strabo (XVII. S. 1166. 1167. Ed. Almelov.) mehrere, als dieſe: von den Landthieren den Ochſen, den Hund, und die Katze; unter den Vögeln die Ibis und den Habicht; unter den Fiſchen den Oxyrinchus und Lepidotus. Strabo hat in dieſer Stelle drey, und wenn man ihn noch ſo ſehr entſchuldigt, wenigſtens ein paar Fehler begangen. Denn erſtlich ſagen alle Schriftſteller, daß man Ochſen und Stiere in ganz Egypten gegeſſen und geopfert habe; entweder verſtand er alſo unter βεν den Apis vorzugsweiſe, oder das Kuhgeſchlecht, von dem Herod. II. 4. und Porphyr (de Abſt.) dergleichen verſichern; oder er hat auch, wenn beyde Bedeutungen ſeiner Meynung entgegen ſeyn ſollten, etwas der ganzen Geſchichte widerſprechendes geſagt. Zweitens erzählt Plutarch (S. 386.) in einer Stelle, die ich nachher noch brauchen werde, als eine zu ſeiner Zeit vorgefallene Geſchichte, daß die Lykopoliten und Oxyrinchiten gegen einander in Krieg gerathen wären, weil jene den unter den letztern für Gott und heilig erkannten Fiſch gegeſſen, und dieſe wiederum zur Vergeltung den, jenen heiligen, Hund geſchlachtet hatten. Beide alſo weder der Oxyrinchus noch der Hund konnten in ganz Egypten für unverletzbar gehalten werden.

Von dieſen durch ganz Egypten verehrten Thieren nun waren einige in einem ſo außerordentlichen Grade heilig, daß ſelbſt ihr unvorſetzlicher Todtſchlag mit unvermeidlichem Tode beſtraft wurde. Dies ſagt Herodot II. 65 und beſtätigt Diodor. S. 94. nicht blos durch ſein Zeugniß, ſondern auch durch eine merkwürdige Begebenheit, die zeigt, wie ſehr der ſchwärmeriſche Enthuſiasmus für dieſe Thier-Gottheiten bey den Egyptiern alle übrigen Betrachtungen und Leidenſchaften überwogen habe. In dem kritiſchen Zeitpuncte, als Ptolemäus Auletes noch nicht zum Freunde und Bundsgenoſſen des Römiſchen Volks erwählt und aufgenommen war, und ganz Egypten, weit entfernt Urſache zum Mißvergnügen oder zur Erbitterung zu geben, ſich angelegen ſeyn ließ, einem jeden aus Italien ankommenden Fremdling mit der äußerſten Höflichkeit zu begegnen, waren doch weder die allgemeine Furcht vor den Römern, noch die Königl. Bedienten ſtark genug, einen Römiſchen Soldaten, der ohne Vorſatz eine Katze getödtet hatte, gegen die Wuth des raſenden Pöbels, und einen grauſamen Tod zu retten. — Ich ſage dies, ſetzt Diodor hinzu, nicht vom Hörenſagen, ſondern als einen Zufall, den ich ſelbſt erlebt habe.

Wenn ein Egyptier (Diod. l. c.) eine todte Katze oder Ibis irgendwo antraf; ſo blieb er in einer großen Entfernung ſtehen, und fieng ein klägliches Jammergeheul an, um dadurch ſeine Unſchuld ſo wohl, als die Entdeckung eines ſolchen todten Thieres bekannt zu machen. Dergleichen Fälle konnten nicht ſelten ſeyn, und man kann leicht vermuthen, wie ſehr dadurch nie aufhörende Schrecken unter dieſem abergläubiſchen Volke erhalten worden, und wie oft ſelbſt unſchuldige Männer durch die Liſt ruchloſer Betrüger in beſchwerliche gerichtliche Unterſuchungen oder wohl gar Lebensgefahren gerathen mußten.

Bey aller ihrer raſenden Schwärmerey waren die Egyptier auch hier wieder nicht von den ſonderbarſten Widerſprüchen frey. Der Apis war würklicher National-Gott, den das ganze Volk anbetete, bey deſſen Geburt und Wahl ganz Egypten eben ſo ausſchweifend frolockte, als es bey ſeinem Tode trauerte. — Ferner waren (II. 41.) Kühe in Egypten ſo heilig, daß man ſie nicht einmal opferte, und kein rechtgläubiger Egyptier zu Herodots Zeiten das Herz gehabt hätte, einen Griechen, der ſich gar kein Gewiſſen daraus machte, ſich an dieſen heiligen Thieren zu vergreifen, zu küſſen, oder das geringſte von deſſen Geräthe zu brauchen; und doch ſchlachtete man ohne weiteres Bedenken die Mitbrüder und Verwandten des großen Gottes Apis, der doch aus ihrem Mittel gezeugt und gewählt war, und die Ehemänner der weiblichen Heiligen. — Alte Katzen gehörten mit zu den allerheiligſten Thieren, deren unwillkührliche Ermordung als Todſünde beſtraft wurde; und doch waren die Egyptier dreiſt und ruchlos genug, die junge Brut, oder Götter-Abkömmlinge, ohne weitere Umſtände zu erſäufen oder zu erwürgen. (Her. II. 66.) Hume, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, muß dieſe Stelle, ſo wenig als ſein franzöſiſcher Ueberſetzer und Commentator gekannt haben, weil beide (Hiſt. Naturelle de la Religion p. 92. 178.) von dieſer Ermordung junger Katzen als von einer wahrſcheinlichen oder vielmehr durchaus nothwendigen Sache reden, wenn ganz Egypten nicht mit lauter Katzen hätte bevölkert werden ſollen *). Hume ſagt ſehr richtig, daß die Gewohnheit, die Religion nach zeitlichen Vortheilen zu beugen, eine der früheſten Erfindungen ſey.

So außerordentlich die Vorzüge waren, die man dieſen Thieren in ihrem Leben zugeſtand; ſo groß waren die Ehrenbezeugungen, die man ihnen ſelbſt nach ihrem Tode erwies, und die den Griechen die Meynung beibrachten, daß die Egyptier ſo gar (Diod. S. 93.) dieſe todten Götter anbeteten, oder doch verehrten. Wenn eine Katze eines gewaltſamen Todes ſtarb, z. E. in einem Brande ihr Leben einbüßte, ſo trauerte ganz Egypten über ein ſolches fürchterliches Unglück, das ſie aber mit dem Verluſte ihres Lebens,

---

*) Man hatte noch ein Mittel, die gar zu große Vermehrung dieſes Götter-Geſchlechts zu verhindern; man ſchloß die Alten zur Zeit der Brunſt ein.

Lebens, oder doch ihrer Güter abzuwenden ſuchten (Her. II. c. 66.) Eben ſo heftig, aber nicht ſo allgemein war die Trauer, wenn eine Katze oder ein Hund eines natürlichen Todes ſtarb (67 c.) im erſten Falle ſchoren alle Hausgenoſſen die Augenbraunen, im andern Falle den ganzen Körper ab: und hieraus ſollte man ſchließen, daß alle Einwohner beſtändig hätten kahl und geſchabt ſeyn müſſen, weil dieſe Thiere ſehr kurzlebend ſind, und wahrſcheinlich ſchon eine friſche Schur vorgenommen werden mußte, ehe die Haare von der letztern ihre ehemalige Länge wieder erreichen konnten. Ein Egyptier kam aber bey dem Hintritte eines ſolchen heiligen Thiers nicht blos mit dem Verluſte ſeiner Haare davon; alle eß- und trinkbare Sachen, Korn- und Weinvorrath wurde unrein, befleckt oder wenigſtens zum Gebrauch des Beſitzers untüchtig (94. S. Diod.): eine thörichte Gewohnheit, die einem unſchuldigen Manne ſehr koſtbar werden werden mußte, ſo lange nicht eine große Anzahl von Fremden ſich in Egypten niedergelaſſen hatte. Den Leichnam eines ſolchen verſtorbenen Thiers (Diod. l. c.) trug man unter dem kläglichſten Gewinſel zu den Einbalſamierern, ließ demſelben

ben durch die köſtlichſten Specereyen eine in Egypten ſo ſehr gewünſchte Dauerhaftigkeit geben, legte ihn in köſtliches Leinewand, und ſchloß ihn alsdenn in heiligen Krügen ,oder Kiſten (θηκαις) ein. Hierauf wurden dieſe heiligſten Thiere nicht in den Familien-Begräbniſſen der Egyptier beigeſetzt; ſondern alle nach einer ihnen allein beſtimmten heiligen Stadt zuſammen gefahren. Alle Katzen wurden nach Bubaſtis; die Störche (Her. I. 67.) nach Hermopolis; die Geyer nach Buto gebracht. Noch nicht von allen dieſen drückenden Ausgaben ermüdet, brachten die reiſenden Egyptiſchen Pilgrimme ſo gar aus andern Ländern todte Katzen mit, um ihnen in ihrem Vaterlande eine gebührende ehrenvolle Beerdigung verſchaffen zu können.

Auch bey dieſen Begräbniſſen der Thiere fielen die Egyptier in einen Widerſpruch, der einem jeden befremdend ſcheinen muß, welcher durch das bisher geſagte mit ihrer Denkungsart bekannt geworden iſt. Die Kühe, die ſie unter allen nach dem Geſtändniſſe des Herodots am meiſten, und in ganz Egypten allgemein, verehrten, ſtürzten ſie nach ihrem Tode in den Fluß, ohne ſich um dieſe der Iſis geheiligte Leichname weiter zu bekümmern. Die Ochſen hingegen, die gar nicht heilig waren, in ganz Egypten geſchlachtet und geopfert wurden, begrub man in gewiſſen, Städten und Dörfern am nächſten liegenden Gegenden, ſorgfältig, und zwar ſo, daß beide Hörner oder doch wenigſtens eins aus der Erde hervorragten. Hier ruhten und verweſeten ſie ſo lange, bis die jährlich aus Catarbechis, einer Stadt auf einer Inſel im Delta, durch ganz Egypten ausgehende Schiffe ankamen, die Knochen und Ueberbleibſel dieſer Thiere ſammleten, und in ihrer Vaterſtadt begruben. Hier wiederfuhr todten Ochſen eine unerwartete Ehre, während daß die Leiber der heiligen von ganz Egypten für unverletzbar gehaltenen Kühe der Fäulung, oder den Raubfiſchen hingeworfen und überlaſſen wurden.

Nach dieſen durch ganz Egypten verehrten und für unverletzbar gehaltenen Thieren gab es eine große Zahl anderer, die nur in einigen Gegenden für heilig gehalten und aus deren Mittel gewiſſe Individua zu Gottheiten gewiſſer Diſtrikte, Städte und Dörfer gewählet wurden. Strabo (1167. XVII.) zählt ſie am vollſtändigſten auf. Wer von dieſen heiligen

Thieren in den Gegenben, wo ſie verehret wurden, eins mit Vorſatz umbrachte, (Her. II. 65.) mußte des Todes ſterben; war der Mord hingegen unwillkührlich und unvorſetzlich, ſo wurde der Thäter von den Prieſtern nach Belieben am Gelde beſtraft. Die Leichen dieſer Thiere wurden gleichfalls einbalſamirt, in heilige Kiſten gethan, und in derjenigen Stadt, wo ſie verehrt wurden, beigeſetzt. So verfuhr man mit den Hündinnen in allen Städten Egyptens (67), mit den Krokodillen in Theben und um den See Möris (69. c.) und mit den unſchädlichen Schlangen, (c. 74.), die man nachher für αγαθοδαιμονας erklärte, im thebaniſchen Gebiete.

Mit andern Thieren, die gleichfalls in einigen Theilen Egyptens ihre Anbeter hatten, und in den übrigen wenigſtens geſchont wurden, machte man noch weniger Umſtände. Bären, die zu Herodots Zeiten, wie man leicht denken kann, ſehr ſelten waren, und Füchſen ähnliche Wölfe, wurden an den Oertern, wo man ſie fand, begraben, ohne einbalſamirt, in Kiſten verwahrt und in heiligen Oertern niedergelegt zu werden.

Man mag Kenner, oder Nichtkenner der Menſchen-Geſchichte ſeyn; ſo kann man ſich nicht darüber wundern, daß Völker, die im Klima, Nahrungsmitteln, Regierungsform, und Kultur von einander abweichen, auch verſchiedene Religionsbegriffe und Gegenſtände der Anbetung haben: aber daß kleine ſich begränzende Diſtrikte ein und eben deſſelben Landes, die durch gemeinſchaftliche Geſetze regiert wurden, dieſelbe Luft athmeten, von denſelben Nahrungsmitteln lebten, und ſonſt in allen übrigen Stücken gemeinſchaftliche Vorurtheile, Religionsbegriffe, und Gottheiten hatten, daß ſolche Diſtrikte von einander verſchiedene, oder wohl gar mit einander Kriegführende Thier-Gottheiten verehren, an dieſen Streitigkeiten Theil nehmen, und aus dieſem Grunde nicht blos ihre Nachbaren, ſondern auch deren Götter mit der äußerſten Intoleranz verfolgen, morden und verzehren, das muß einem jeden wenigſtens beim erſten Anblicke höchſt ſeltſam zu ſeyn ſcheinen.

Zu Herodots Zeiten ſchonten die Einwohner des thebaniſchen Gebiets die Schaafe, und opferten Ziegen. (II. 42.) Die Mundeſier hingegen ſchlachteten Schaafe, und hielten ihre

Hände rein von dem Blute der Ziegen. Die Thebaner und Anwohner des See Möris (69. c.) verehrten den Krokodill. Die Elephantiner an den äußerſten Grenzen von Ober-Egypten verfolgten ihn nicht blos, ſondern aßen ſo gar das Fleiſch von dieſen Thieren, die ſie χαμψας nannten. Nach dem Strabo waren die Arſinoiten ſo große Verehrer dieſer gefräßigen Ungeheuer, daß ſie (1166.) ganze Kanäle voll davon unterhielten, da die Einwohner von Herakleopolis Jagd darauf machten, und den Ichneumon, den geſchwornen Feind des Krokodills anbeteten, und heiligten. Nirgends aber wurden die Krokodille mit ſolcher Wuth verfolgt, als in Tentyra (1169.) und von deſſen Bewohnern, die einen angebohrnen Haß wider ſie zu haben ſchienen, und auch ſo ſehr von ihnen gefürchtet wurden, daß ſie nach der Bemerkung des Strabo mit eben der Sicherheit im Waſſer ſchwimmen und ſich aufhalten konnten, mit welcher die berühmten Pſylli oder Schlangenbeſchwörer die letztern behandeln konnten.

Eine ſolche Erwürgung von Thieren, die die Nachbaren als Götter anbeteten, mußte nothwendig Groll, Verfolgungsgeiſt, und dieſer, wenn das Schwerdt der Beherrſcher oder der Gerechtigkeit nicht immer gezuckt war, blutige Auftritte hervorbringen.

> Inter finitimos vetus atque antiqua ſimultas
> immortale odium, et numquam ſanabile vulnus.
> - - - - - ſummus vtrinque
> inde furor vulgo, quod numina vicinorum
> odit vterque locus; cum ſolos credat habendos
> eſſe Deos, quos ipſe colit. *Iuv. XV. 33 ſq.*

Von ſolchen Ausbrüchen des Verfolgungs-Geiſtes hat die Geſchichte uns, ſo viel ich weiß, nur ein paar Beyſpiele aufbehalten. Das erſtere, nemlich die Feindſeligkeiten zwiſchen den Oxyrinchiten und Lykopoliten habe ich oben ſchon aus dem Plutarch angeführt. (Die Römer mußten ſie mit Gewalt zur Ruhe bringen). Das zweyte iſt aus der vortrefflichen funfzehnten Satyre des Juvenals bekannt, das allein hinreichend wäre, Humens Anpreiſungen der Verträglichkeit polytheiſtiſcher Nationen übern Haufen zu werfen, und zu zeigen, daß ſchwärmeriſcher Aberglaube, er mag in einem polytheiſtiſchen oder monotheiſtiſchen Kopfe wüten, nicht blos in zerſtörende Menſchenfeindſchaft, ſondern ſo gar in viehiſche Menſchenfreſſerey ausarten könne. In den Ombiten und Tentyriten brannte ſchon lange ein gegenſeitiger und unauslöſchlicher Groll, weil jene den Krokodill anbeteten, den dieſe verabſcheueten. An einem feſtlichen Tage geriethen beide Schwärmer-Partheyen an einander: die Ombiten wurden geſchlagen, und einer von den unglücklichen fliehenden ergriffen, zerriſſen, und ſtückweiſe vom den wüthenden Tentyriten aufgefreſſen: ſo gar ſuchten diejenigen, welche in dieſem raſenden Getümmel keinen Theil an der ſchrecklichen Mahlzeit gehabt hatten, ihren brennenden Haß durch das Auflecken des verſprützten Blutes abzukühlen. — Man weiß kaum, ob man ſolche Menſchen, die allen fremden Eroberern der feileſte Raub, und nur von den ſchwarzen Dünſten des Aberglaubens berauſcht, allein gegen ihre irrende Mitbrüder muthig waren, mehr verachten und verabſcheuen, oder beklagen ſoll.

Die verſchwenderiſche Pracht, womit die andächtigen Egyptier die nothdürftige Befriedigung animaliſcher Bedürfniſſe in den zu wirklichen Gottheiten erkohrnen Thieren zum ſinnlichen Götterleben zu erhöhen ſuchten, und ihnen den ſtets abwechſelnden Genuß von den ausgeſuchteſten Wollüſten aufdrangen, wofür die Natur ihnen alle Organen verſagt hatte, würde allen Glauben überſteigen, wenn nicht die unverwerflichſten Augenzeugen es bewährten, und aus der Egyptiſchen Schimären Welt alles zu erwarten wäre. Man hat ſo oft voll Unwillens darüber declamirt, daß Menſchen, unter dem Titel der Diener, Vertrauten und Geſandten der Gottheit, durch die Zauberei der ungereimteſten Vorurtheile in allen Jahrhunderten und Theilen der Welt, ſich von dem Schweiße und Blute anderer Menſchen zu nähren wußten; und hat nicht daran gedacht, daß Menſchen ſchwach genug geweſen ſind, Thiere freiwillig in einer mehr verfeinerten Ueppigkeit zu unterhalten, als in welcher alle Talapoinen, Bonzen, Magier und Egyptiſchen Propheten aller Zeiten je gelebt haben. Die Egyptiſchen Götter Thiere wohnten in prächtigen Tempeln, und wurden nicht blos von Prieſtern und Prieſterinnen (65. Her. II. Weiber waren ſonſt von allen heiligen Bedienungen ausgeſchloſſen) ſondern ſo gar (Diod. S. 95.) von den edelſten und angeſehenſten Männern bedienet. Die Einkünfte zu ihrem Unterhalte beſtanden zu Herodots Zeiten allein (c. 69.) in freiwilligen Gaben, die alle Bewohner einer Stadt und Gegend, wie es ſcheint, bei der Heiligung oder feyerlichen Uebergebung ihrer Kinder in den Schutz der Thier-Gottheit darbrachten. Man führte die Kinder in das Heiligthum oder den Sitz des thieriſchen Gottes, ſchnitt ihnen entweder alles Haupthaar, oder doch die Hälfte, und den dritten Theil ab, legte es in eine Wagſchaale, und wog in der andern eben ſo viel Silber ab, als das Haupthaar am Gewicht hielt. Diodor erwähnt außer dieſen, wie es ſcheint, ſehr gewiſſen Einkünften noch anderer, die beweiſen, daß die Andacht der Egyptier, und mit ihr der Hang zu heiligen Vermächtniſſen und Gaben in ſpätern Zeiten noch ſehr müſſe zugenommen haben. Den Thier-Gottheiten waren Ländereien geheiliget, deren Einkünfte zu ihrem und ihrer Bedienten Unterhalte verwandt wurden. Außerdem wetteiferten die Egyptier unaufhörlich, dem Gaumen ihrer Götter durch die zarteſten in Milch abgekochten Kräuter, durch die wohlſchmeckendſten mit Honig zubereiteten Kuchen, und gebacktes Gänſefleiſch zu ſchmeicheln. Den nur rohes Fleiſch freſſenden Thieren ſchickte man auf der Jagd erbeutete Vögel zu. Manche, ſagt Diodor S. 93. zerſchneiden Fleiſch in kleine Stücke, und locken die heiligen Geyer ſo lange, bis ſie ſich zur Mahlzeit herablaſſen: den Katzen und dem Ichneumon giebt man unter den ſanfteſten Schmeicheleien geriebenes in Milch gekochtes Brodt, oder zur Abwechſelung zerhackte Nilfiſche. — So verpraßten die Egyptier alles, was ſie nur auftreiben konnten, an milden Gaben und koſtbaren Leckerbiſſen, die ſie den, gegen ihre Opfer unempfindlichen, Thieren darbrachten, während daß ſie ſich ſelbſt am nothwendigſten Lebensunterhalt abbrachen, und am Papyrus kauten, wohlfeile Kräuter aßen, oder kümmerlich von gedörrten Fiſchen ſich nährten.

Sie ſorgten aber nicht blos für prächtige Wohnungen, und koſtbare Speiſen der thieriſchen Götter, ſondern überfüllten alle übrigen Sinne, wenigſtens den Tact und Geruch, mit den ausgeſuchteſten Vergnügungen, in dem ſie dieſen Thieren durch die ſeltſamſte Täuſchung, menſchliche Empfindlichkeit, und ſo gar den Geſchmack an Putz oder Eitelkeit zutrauten. Die Thiere ruhten auf den köſtlichſten Tapeten, und wälzten ſich auf den weichſten Decken (S. 95. Diod.) Die ſüßeſten Düfte der köſtlichen Rauchwerke des Morgenlandes floſſen unaufhörlich in ihren Götterſitzen umher:

wollüſtige Bäder wechſelten mit ſanft kitzelnden Salbungen ab, und damit ſie nicht von ihrem Wohlleben innerlich verzehrt würden, hielte man ihnen einen Harem der ſchonſten Kebsweiber ihres Geſchlechts (παλλακιδῶν) die wiederum alle Seligkeiten mit ihrem Götter-Gemahl theilten. Endlich ſuchte man die Reize dieſer Thier-Gottheiten durch die koſtbarſten Geſchmeide, die bei einer jeden verſchieden waren, ins Licht zu ſetzen, oder zu erhöhen.

Die Bezähmung und Auszierung des häßlichſten und wildeſten aller Egyptiſchen Thiere, des Krokodils, iſt zu merkwürdig, als daß ich ſie hier nicht aus dem Herodot und Strabo anführen ſollte. Die Bewohner des Thebaniſchen Gebiets und der Ufer der Möris-See hielten das ganze Räuber-Geſchlecht für heilig, und wählten ſich einen davon zum Gotte aus, (II. Her. 69.) den die Prieſter, unbekannt und unbegreiflich durch welche Mittel, zahm, und ihrer Stimme folgſam machten, deſſen Kopf ſie mit goldenen, oder aus geſchmelzenen Steinen gearbeiteten Schmuck, deſſen Vorderfüße ſie mit kleinen Kettgen oder Ringen auszierten. Strabo iſt noch umſtändlicher, aber eben ſo glaubwürdig, weil er als Augenzeuge,

zeuge, von ihm ſelbſt wahrgenommene Dinge erzählt. Die Einwohner von Arſinoe (ſagt er 1165. 1166. XVII.) unterhalten in einem eigenen See einen Krokodil, den ſie vorzüglich ehren, und Suchos nennen. Er wird von dem Weine und den Speiſen ernährt, die andächtige Reiſende ſtets mit ſich bringen. Einer der angeſehenſten Männer, dem Strabo empfohlen war, führte ihn zum Sitze des Gottes hin, und nahm einen kleinen Kuchen, gekochtes Fleiſch, und Honigwein mit. Sie fanden das Thier ruhend: einer der geweiheten Prieſter öffnete ihm den Rachen, ein anderer gab ihm das Fleiſch, ein dritter den Kuchen, und den Wein. Nachdem er ſich dieſe Leckereyen hatte einſtopfen laſſen, ſchwamm er der andern Seite des Ufers zu. Unterdeſſen langte ein anderer Fremdling an, und brachte ähnliche Opfer mit: man ſuchte und fand ihn: er lies ſich auch zum zweitenmale eben ſo ruhig mäſten, als er das erſte mal gethan hatte*).

Dieſe

---

*) Eine der Egyptiſchen ähnliche Achtung der Krokodile findet ſich unter den Javaneſen, und den Bewohnern mehrerer Inſeln des Indiſchen Oceans. (Account of the Voyages round the World - -- by J. Hawkesworth Vol. III. p. 756—59.) Die

erſtern

Dieſe als würkliche Gottheiten angebeteten Thiere wurden nach ihrem Tode mit einem Gepränge und Aufwande begraben, der nicht blos

die,

---

erſtern glauben, daß ihre Weiber, wenn ſie von Knaben und Mädgen entbunden werden, ſehr oft auch junge Krokodile zur Welt bringen, die von der Gebährmutter ſorgfältig empfangen und ins Waſſer geſezt würden. Die Familie, welche glaubt, daß in ihr ein ſolcher Krokodils-Zwilling gebohren worden, wirft beſtändig Lebensmittel für einen ſolchen Verwandten in den Fluß hin, weil ſie befürchten, daß die geringſte Vernachläſſigung dieſer Pflicht mit Krankheit oder Tod beſtraft werden würde. — Dieſer Wahn ſcheint in Celebes und Boutou entſtanden zu ſein, deren Einwohner Krokodile in ihren Familien unterhalten: er hat ſich aber Oſtwärts über Timor und Ceram, Weſtwärts über Java und Sumatra verbreitet. — Solche Krokodile werden Sudaras genannt: und Hawkesworth führt noch ein artiges Beiſpiel von dem feſten Glauben an dieſe Sudaras an, das ich aber nur zum Nachleſen empfehlen will.

Die Bougis, Macaſſaren, und Boetonen ſind ſo feſt von ihrer Verwandſchaft mit den Krokodilen überzeugt, daß ſie zur Erinnerung und Erhaltung derſelben jährlich ein gewiſſes Feſt feyern. Verſchiedene Geſellſchaften fahren, mit allerhand Arten von Lebensmitteln, und muſikaliſchen Inſtrumenten verſehen, an ſolche Oerter hin, wo Krokodile

kodile

die, nie unbeträchtlichen, Baarſchaften des Schatzes überſtieg, ſondern auch die Vorſteher und Prieſter, auf den Kredit des künftigen Gottes, und ſeiner unbeweglichen Güter ungeheure Summen aufzunehmen nöthigte. Als unter dem erſten Ptolemäer (Diod. S. 95.) der Apis in Memphis vor Alter ſtarb; wandte ſein Prieſter oder Hüter nicht blos den ganzen heiligen Schatz auf die koſtbare Beerdigungsfeyer dieſes Ochſen, ſondern lieh vom Ptolemäus noch überdem 50 Talente. Diodor ſetzt hinzu, daß man noch zu ſeiner Zeit auf die Leichenbegängniſſe einiger heiligen Thiere über 100 Talente, mehr als eine Tonne Goldes verwandt hätte.

VI. Bisher habe ich alles, was ich über den Thierdienſt der Egyptier merkwürdiges gefunden habe, ohne Einmiſchung von Hypotheſen in derjenigen Ordnung vorgetragen, die meiner Art Gegenſtände zu faſſen, die angemeſſenſte war, und mir zugleich die ſchicklichſte zu ſeyn ſchien,

kodile und Alligators ſich aufhalten. Sie ſingen und weinen wechſelsweiſe, und rufen ihren vermeintlichen Verwandten ſo lange zu, bis irgend ein Krokodil erſcheint. Alsdenn hört die Muſik auf einmal auf: und Lebensmittel, Taback, und Betel werden auf einmal über Bord geworfen.

ſchien, um jeden für die Geſchichte der menſchlichen Thorheiten und Träume merkwürdigen Umſtand nach dem Verhältniſſe ſeiner Wichtigkeit bemerklich zu machen. Jetzt gehe ich zu weniger gewiſſen, aber für manche vielleicht eben ſo intereſſanten Unterſuchungen über die wahrſcheinlichen Urſachen der Entſtehung dieſes, die Egyptier ſo auszeichnenden, Dienſtes der Thiere fort.

Der Urſprung des Thierdienſtes geht bei den Egyptiern bis in die Zeiten hinauf, wo ſie noch keine Geſchichte hatten, von denen ſich nicht einmal wahrſcheinliche übereinſtimmende Ueberlieferungen unter ihnen fanden. Ein ſicherer Beweis dieſes alle Geſchichte und Tradition überſteigenden Alterthums der Anbetung der Thiere iſt dieſer, daß ſie ſolche Thier-Gattungen anbeteten, die nur in einem wenig bebauten Lande ſich finden konnten, und zu Herodots Zeiten entweder gar nicht mehr da waren, oder doch nur ſelten aus den benachbarten Wüſteneyen ſich den Wohnungen der Menſchen näherten. Dergleichen waren Löwen, Bären, Wölfe, Adler, lauter Raubthiere, die in einem, von wenigen und noch dazu nicht ſehr ausgebildeten Menſchen, beſetzten Lande zwar ausdauren, aber der Uebermacht der zuſammen wohnenden bürgerlichen Menſchen nicht widerſtehen können.

Da alſo die Anbetung der Thiere aller Wahrſcheinlichkeit nach in den erſten Zeiten der Kultur, mit den erſten Anfängen ihrer Geſetze, Religion u. ſ. w. entſtand, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn die Egyptier entweder ſelbſt nicht wußten, warum ihre Vorfahren den Thierdienſt zuerſt ſtifteten, oder wenn ſie nicht immer dieſelbigen Gründe in derſelben Zahl angaben. Man ſuchte hier, wie bey Sitten, Geſetzen, Gewohnheiten und den übrigen Theilen ihrer Religion die Lücken der Geſchichte und Ueberlieferungen durch Vermuthungen und Hypotheſen auszufüllen: Prieſter und Ausleger verkauften an neugierige Fremdlinge ihre eigenen Gedanken unter dem feyerlichen Namen heiliger Sagen, (ἱερων λογων) die zuletzt eben ſo widerſprechend, als die Syſteme ihrer Erfinder, und mit jedem Zeitalter zahlreicher wurden. Es kann nicht uninteressant ſeyn, in einem kurzen Auszuge die Gründe zu überſehen, die die Egyptier ſich zu verſchiedenen Zeiten von dieſem ſeltſamen Götterdienſte angaben: ich will ſie daher, aber nach der Folge und dem Alter der Schriftſteller anführen, damit man ihren Anwachs ſo wohl als ihre Verfeinerung zugleich überſehen könne. Beiläufig oder am Ende werden die Gedanken der Griechen, einiger neuern, und meine eigene ſchon ihren Platz finden.

Zu Herodots Zeiten gab man ſchon mehrere Gründe von dem Egyptiſchen Thierdienſte an, (II. 65.) allein dieſer gewiſſenhafte oder geheimnißvolle Schriftſteller verſchweigt ſie. Wenn ich, ſagt er, mich in die Gründe der Egyptiſchen Thier-Vergötterung einlaſſen wollte; ſo würde ich mich in die Erzählung heiliger Dinge verwickeln, deren Ausbreitung ich ſo viel als möglich vermeide. Wenn ich etwas davon anführe, ſo thue ich es, nur durch die äußerſte Noth gezwungen.

Diodor (I. 37. S. u. f.) iſt offenherziger. Die Prieſter hatten eine geheime Lehre (απορρητον τι δογμα), von der er ſagt, daß er ſie in ſeiner Göttergeſchichte gleich im Anfange des erſten Buchs angeführet habe. wo ich ſie aber mit allen Nachweiſungen nicht finde. Der größere Theil der Egyptier gab drey Gründe an, deren erſterer unſerm Geſchichtſchreiber zwar ſehr pöbelhaft, aber dabei ſehr alt vorkommt.

kommt. Die Götter wären nemlich von den erdgebohrnen unbändigen Menſchen ſo ſehr verfolgt worden, daß ſie, um ihren Gewaltthätigkeiten zu entgehen, ſich genöthigt geſehen hätten, die Geſtalten gewiſſer Thiere anzunehmen, und ſich eine Zeitlang in ſie zu verwandeln. Die Götter hätten aber endlich geſiegt, und darauf den zahmern Menſchen, diejenigen Thiere, in denen ſie vor ihrer Wuth Sicherheit gefunden hatten, als Gegenſtände der Anbetung empfohlen. (denſelbigen Grund gab man dem Diodor von der göttlichen Verehrung des Apis an: (l. c.) er ſey deswegen heilig und Gott, weil die Seele des Oſiris in ihn gefahren ſey).

Als einen zweiten Grund ihrer Verehrung führten ſie folgende Ueberlieferung an. Ihre Vorfahren (erzählten die Egypter) wären blos wegen Mangel ordentlicher Stellungen oft in den Kriegen mit ihren Nachbaren überwunden worden: ſie hätten daher als Kriegs- und Feldzeichen endlich die Abbildungen gewiſſer Thiere genommen, und da ſie durch dieſen glücklichen Einfall, Meiſter über ihre Feinde geworden; hätten ſie aus lobenswürdigen Gründen der Dankbarkeit nachher die Originale der Thiere, deren Nachbildungen die Urſachen ihrer guten Kriegszucht geworden waren, geheiliget. Mit einigen Veränderungen wird eben dieſer Grund (S. 100.) wiederhohlt: ſie wären es endlich überdrüßig geworden, ſich von dem mächtigſten unter ihnen unterwerfen zu laſſen, hätten ſich daher die Zeichen gewiſſer Thiere gewählt, um ſich darunter zu verſammlen, wenn ein Herrſchſüchtiger aus ihrem Mittel Miene gemacht hätte, den Herrn zu ſpielen. Dankbarkeit für die Befreyung aus der Knechtſchaft wäre auch hier die Urſache des Thierdienſtes geworden.

Als den dritten und hauptſächlichſten Grund des Thierdienſtes, bey dem auch Diodor ſich zu beruhigen ſcheint, gaben die Egyptier die unleugbare Nützlichkeit der Thiere an. Der Ichneumon zerſtöre die Eyer des Krokodils und das Thier ſelbſt: die Ibis verzehre die Schlangen und Heuſchrecken: der Habicht oder Geyer ſtelle den geflügelten Schlangen und andern giftigen Inſecten nach: Ochſen, Kühe, Schaafe, Ziegen, Böcke u. ſ. w. wären zur Erhaltung des Lebens oder zum Feldbau unentbehrlich: ſelbſt Krokodile wären für Egypten nicht ohne Nutzen, weil ſie den herumſtreifenden Räuberhorden das Durchwaten oder

Durchſetzen durch die Kanäle gefährlich machten. Auf dieſe Art ſuchte man auf dem Wege des Syſtems wahre und erdichtete nützliche Eigenſchaften an den Götterthieren auf, und ſchloß damit, daß die älteſten Bewohner des Landes einen Theil derſelben geheiliget hätten, um davon immer eine gehörige Anzahl zum Gebrauch zu behalten, und einen andern Theil, um durch ſie der giftigen oder ſchädlichen Geſchöpfe los zu werden, die Egypten ſonſt verwüſten, und für Menſchen unbewohnbar machen würden.

Man trug dem Diodor noch eine vierte Urſache des Götterdienſtes vor, die er ſich aber ſelbſt nicht zueignete. Die älteſten Könige, hieß es, wären oft durch Empörungen ihrer Unterthanen beunruhiget worden, und hätten daher, ſolchen allgemeinen Verſchwörungen vorzubeugen, das ganze Reich in mehrere Diſtricte getheilt, einem jeden andere Götterthiere zur Anbetung, andere Begriffe von reinen und unreinen Thieren beizubringen gewußt: eben daher ſey alſo die Verſchiedenheit und der Widerſpruch in dem Dienſte der Thiere in den verſchiedenen Cantons von Egypten entſtanden.

Plutarch führt außer den vier Gründen des Diodors (380. 381. de Iſ. et Oſ.) noch drei andere ganz neue Urſachen des Thierdienſtes an, wovon die erſtere ſich auf die in Egypten herrſchende Lehre von der Seelenwanderung gründet. Man enthielt ſich der Thiere und heiligte ſie, weil man bei ihrer Ermordung in Gefahr geweſen wäre, ſich des Vater- und Bruder-Mords ſchuldig zu machen. Der zweite neue Grund, den Plutarch anführt, iſt einigen der vorhergehenden ſchnurſtracks entgegen geſetzt. Alle unvernünftige und thieriſche Weſen ſind nach dem Plutarch gleicher Natur mit dem Typhon, der in ihre Seelen verbannt worden. Sie ſind daher ſammt und ſonders dieſer bösartigen Gottheit geheiliget, man ſchont ſie, um den ſchlafenden Groll dieſes menſchenfeindlichen Gottes nicht rege zu machen. Freilich dauert dieſe Verträglichkeit nur ſo lange, als ſich dies böſe göttliche Weſen in ſeinen Schranken hält: man nimmt ganz entgegengeſetzte Maasregeln, trotzet und brüsquirt es, wenn es ſeinen Menſchenhaß durch Landplagen, Dürre, oder verheerende Seuchen äußert. In dieſen Fällen führen die Prieſter einige von den ihm geweihten Thieren mit feyerlicher

Stille, in dunkle abgelegene Oerter, drohen ihnen erſt, und wenn auch alsdenn dieſe Unglücksfälle noch immer fortdauren, opfert und tödtet man ſie ihrer beſchützenden Gottheit zu wohlverdienter Strafe.

Als den letzten Grund der Heiligkeit der Thiere führt Plutarch die Aehnlichkeiten an, die die Egyptier zwiſchen ihnen und der Gottheit oder der Gottheit gleichen Dingen antrafen. Die Katze empfange durchs Ohr, und gebähre durchs Maul: Eigenſchaften, wodurch ſie der Vernunft ähnlich würde. Die Aſpics wären gleich den Geſtirnen, vor den Unbequemlichkeiten des Alters ſicher, und bewegten ſich ohne eigene zur Bewegung beſtimmte Gliedmaßen. Der Krokodil ſey ohne ein Organ der Sprache, gleich der Gottheit, die ohne Laut und ſchallende Wörter dennoch die ganze Welt regiere. Die Egyptier fanden noch entferntere Aehnlichkeiten in dem Krokodil und den übrigen Thieren, wodurch ſie Bilder und Abdrücke göttlicher Vollkommenheiten wurden. — Wir dürfen uns darüber nicht wundern, fährt Plutarch fort (S. 381.) daß die Egyptier auf ſo unbemerkbare, und meiſtens erdichtete Verhältniſſe ein ſo weitläuftiges Religions-Syſtem bauten: andere Völker, und ſelbſt die Griechen, ſind in den Abbildungen ihrer Götter von eben der Methode geleitet worden. In Kreta hatte die Statüe des Jupiters keine Ohren, weil er als Beherrſcher und allwiſſender Regierer der Welt, dies ſinnliche Werkzeug nicht brauchte. Phidias gab der Bildſäule der Minerva eine Schlange, der der Venus eine Schildkröte zur Seite, als ſymboliſche Ausdrücke der Maximen, daß Jungfrauen gehütet werden, und verheirathete Weiber ſtets in den Häuſern ihrer Gatten bleiben müſſen.

Nach dem Plutarch redet Porphyr, in ſeinem Werke von der Enthaltſamkeit von Fleiſch-Speiſen, mehrere male von dem Egyptiſchen Thierdienſte, bleibt ſich aber in der Angabe der Urſachen ſelbſt nicht gleich. In der erſten Stelle leitet er die Verehrung der Thiere aus politiſchen Urſachen und ihrer Nützlichkeit her. Die Egyptier und Phönizier würden, ſagt er, eher Menſchenfleiſch eſſen, ehe ſie ihre heiligen Kühe zu ſchlachten und zu eſſen wagten. Dieſe Thiere ſind unter beiden Völkern ſelten: man hat ſie daher geheiliget, um nie in Gefahr zu gerathen, Mangel daran zu leiden. So ſehr ſie aber der Kühe ſchonen, ſo wenig Gewiſſen machen ſie ſich daraus, Stiere zu ſchlachten und zu eſſen, weil man bey einem guten Vorrath der erſtern an dieſen nie Mangel leiden kann. (II. §. XI.)

In den beiden folgenden Stellen (II. 26. IV. 9.) leitet er die göttliche Verehrung der Thiere nicht blos, wie Plutarch, aus gewiſſen Aehnlichkeiten derſelben mit der Gottheit, ſondern aus der ſeiner Schule eigenthümlichen Lehre von der alles durchdringenden und in Thieren vorzüglich wohnenden Gottheit her. Die Egyptier (ſagt er) erkannten, daß die Thiere nicht blos mit den Menſchen verbrüdert, ſondern auch mit der Gottheit verwandt ſeyn. Sie ſtellten alle ihre Götter unter der Geſtalt von Thieren dar: und verſammleten oft in einer göttlichen Bildſäule Theile und Gliedmaßen aus mehrern Thierarten und den Menſchen ſelbſt, um dadurch anzudeuten, daß ſie die Gottheit, den Menſchen und die Thiere auf das genaueſte unter einander verbunden, von gleicher Natur zu ſeyn glaubten.

Im dritten Buche (§. 16.) ſcheint er ſeine eigenen bisher angeführten Raiſonnements vergeſſen zu haben, oder ſie wenigſtens nicht für ſo entſcheidend zu halten. Die Egyptier, ſagt er, verehren Thiere, entweder weil ſie ſie würklich für Götter halten, oder weil ſie die Vergleichung der Thiere mit der Gottheit, oder die Aufſuchung gemeinſchaftlicher Eigenſchaften für das bequemſte Mittel angeſehen haben, ſie den Menſchen ehrwürdig zu machen, oder drittens beten ſie ſie aus andern mir nicht bekannten myſtiſchen Gründen an.

Dies ſind alle Urſachen, die die Griechen entweder im Namen der Egyptier oder als ihre eigenen Vermuthungen von der göttlichen Anbetung der Thiere angegeben haben. Den launichten Einfall des Lucians (I. 549. de Aſtrol.) führe ich nicht als einen ernſtlichen Gedanken an, da er in der ironiſchen Lobrede auf die Aſtrologie unter andern Entſtehungsgründen dieſer Gaukelwiſſenſchaft auch dieſen braucht, daß die weiſeſten aller Völker, die Egyptier von je her die Schickſale der Menſchen aus dem Stande und den Bewegungen der Geſtirne vorhergeſaget, aber nicht immer in allen Gegenden aus denſelbigen Geſtirnen derſelbigen himmliſchen Zeichen, prophezeyet hätten. Aus dieſem Unterſchiede in den Berathfragungen der Sterne wäre die Verſchiedenheit in der Verehrung der Thier-Gottheiten entſtanden: eine jede Gegend

gend hätte dasjenige Thiergeſchlecht auf Erden im Original angebetet, aus deſſen Bilde am Himmel ſie die Zukunft erfahren zu können ſich geſchmeichelt hätte.

Die meiſten Neuern befriedigen ſich mit einem oder einigen der von den Egyptiern angegebenen, oder von den Griechen erfundenen Gründen des Thierdienſtes. Der Abt Banier, (Mem. de l'Acad. des Inſ. Tom. III. 84. et ſ.) glaubt, daß ſie in allen Thieren nichts als verſchiedene Vollkommenheiten des einzigen wahren Gottes angebetet hätten: Marsham findet (S. 59. Canon. Chron. der Original-Ausgabe) die erſte Urſache der Entſtehung dieſes Dienſtes in der Nützlichkeit der Thiere, leitet ihn aber S. 39. aus den ſchon in den älteſten Zeiten gebräuchlichen hieroglyphiſchen Schriftzeichen her. Die Egyptier bezeichneten (ſo ſchließt er und nach ihm Boſſuet und Warburton The divine leg. of Moſes p. 167. Vol. II.) unſichtbare Dinge, und unter dieſen die Gottheit und deren Eigenſchaften nach Aehnlichkeiten mit ſichtbaren Gegenſtänden der Körperwelt, vorzüglich mit Thieren. Dieſe ſymboliſchen durch die Noth erfundenen Zeichen wurden bald heilig, und man geſtand ihnen einen Theil der Göttlichkeit der Objecte zu, wovon ſie nur Zeichen waren. Endlich wurden ſie ſogar eine Veranlaſſung, daß man Spuren der Gottheit in den lebenden Thieren entdeckte, deren Abriſſe man zur Andeutung unſichtbarer Vollkommenheiten genommen hatte.

Unter allen Schriftſtellern, die die Urſachen des Egyptiſchen Thierdienſtes aufzuſuchen ſich bemühet haben, hat keiner alle Gründe ſo ſcharfſinnig abgewogen und geprüft, und ſeine Erklärung mit ſo vieler Beſcheidenheit vorgetragen, als Mosheim in ſeinen Anmerkungen zum Cudworth (S. 418 u. f.)

Egypten, ſagt dieſer vortreffliche Mann, war immer ſehr arm an nützlichen, entweder zur Nahrung oder zur Erleichterung der Arbeit des Menſchen dienenden Thieren: hingegen mit einer Menge giftiger oder verwüſtender Thiere angefüllt, von deren Ausrottung das Wohl der Einwohner vorzüglich abhing. Prieſter und Geſetzgeber heiligten daher die erſtern, um dadurch dem Lande ſtets eine gehörige Anzahl zu erhalten, und verſchafften zweitens allen denjenigen Thieren gleiche Vorzüge, die die Natur ſelbſt zur Verminderung der giftigen und ſchädlichen Ungeheuer hervorgebracht hatte. Die geiſtlichen und weltlichen Führer des Volks verwandelten dieſe Maasregeln in Grundſätze der Religion, weil ſie von bloſſen politiſchen oder bürgerlichen Geſetzen ſich nicht dieſelbigen Wirkungen verſprachen. Alle Thiere, die ganz Egypten für Götter oder wenigſtens für heilig hielt, waren entweder unmittelbar nützlich, oder doch Widerſacher von ſchädlichen Thieren, deren Vermehrung mit dem gänzlichen Untergange des Landes unzertrennlich verbunden geweſen wäre.

Nachdem einmal der Gedanke, daß gewiſſe Thiere gewiſſen Gottheiten geheiliget wären, unter den Egyptiern verbreitet war, erhob eine jede Gegend die ihr eigenthümlichen Thiere zu denſelben Vorzügen, ohne den Plan der erſten Geſetzgeber und Prieſter vor Augen zu behalten. Daher die Verſchiedenheit und oft der Gegenſatz in den Thieriſchen Gegenſtänden der Anbetung. Vielleicht war die Schädlichkeit des Fleiſches gewiſſer Thiere auch eine Urſache, warum man ſie heiligte, und dem leichtgläubigen Pöbel als Nahrungsmittel entzog.

Um aber (ſo ſchließt er endlich) die Verehrung oder Heiligung unleugbar ſchädlicher

Thiere zu begreiffen, muß man annehmen, daß die Lehre vom Typhon, oder einer unabhängigen bösartigen Gottheit durch die Eroberung der Perſer in Egypten ſich feſtgeſetzet habe. Diejenigen alſo, welche an dieſen ausländiſchen menſchenfeindlichen Gott glaubten, ſuchten ihn durch die Verehrung der ſchädlichen Thiere, des Krokodils, Nilpferds u. ſ. w. ſich zum Freunde zu machen. Weil aber die Ueberzeugung von dem Daſeyn dieſer bösartigen Gottheit nie ein Glaubensartikel aller Egyptier wurde, ſo breitete ſich der Dienſt der ſchädlichen Thiere auch nie ſo allgemein aus, als die Heiligung und Verehrung der nützlichen. — So dachte Mosheim über die Entſtehung und Erweiterung des Egyptiſchen Thierdienſtes: und nun ſey es mir erlaubt, meine Meynung kurz vorzutragen.

Wenn man alle die Gründe, die Egyptier, Griechen und Neuere zur Erklärung des Thierdienſtes angeführt haben, überſieht, und ſie mit den ſichern von mir geſammleten hiſtoriſchen Factis zuſammen hält; ſo wird man leicht gewahr, daß einige davon offenbar ungereimt, andere auf die älteſten Zeiten nicht paſſend, und kein einziger ſelbſt von den wahrſcheinlichſten allein hinreichend ſey, die Unterſcheidungen der Egyptier in reine und unreine Thiere, und die verſchiedenen Grade von Heiligkeit oder Göttlichkeit, die ſie den erſten zugeſtanden, auf eine befriedigende Art aus einander zu ſetzen. So wenig Scharfſinn es aber auch verrathen würde, wenn jemand alle Erſcheinungen des Thierdienſtes, der ſich ſelbſt ungleich und oft entgegengeſetzt war, der wahrſcheinlich nicht auf einmahl entſtand, und nicht aus denſelbigen Gründen, die ihn hervorgebracht hatten, beibehalten und erweitert wurde, aus einer einzigen Formel oder Hypotheſe zu erklären ſuchte; ſo unbeſonnen wäre es auf der andern Seite gehandelt, wenn man alle angeführte Gründe deswegen verwerfen wollte, weil kein einziger davon, einzeln betrachtet, vielleicht nicht einmahl alle zuſammengenommen, alle Schwierigkeiten aufheben, und einen jeden den Thierdienſt begleitenden Umſtand in das helleſte Licht ſetzen.

Offenbar ungereimt ſind die beiden ſich widerſprechenden Sagen von der Verwandlung aller Götter in Thiere, und der Einfahrt der Seele des Typhons in Thierleiber: — die Hypotheſe von der Seelenwanderung, und der

Lucianiſche Einfall über die Ableitung des Dienſtes aus den Bildern: ſo ungereimt, daß ich es für unnöthig halte, ſie mit Mosheims oder meinen eigenen Gründen zu widerlegen.

Nicht völlig ſo ungereimt, aber doch viel zu klein für die Entſtehung und Erklärung des Thierdienſtes ſind die für alt ausgegebenen Sagen: daß ein König von Egypten einen ſo widerſprechenden Dienſt zur Unterhaltung einer innerlichen Zwietracht eingeführt habe: daß die Egyptier in dem Zuſtande der Wildheit oder in den Kriegen wider ihre Nachbaren durch die Zeichen gewiſſer Thiere Friede unter ſich, Sicherheit gegen ihre Nachbaren erhalten, und aus Dankbarkeit die Thiere ſelbſt geheiliget hätten. Eine eben ſo unbeträchtliche Urſache für eine ſo große Würkung iſt diejenige, woraus Marsham den Thierdienſt zu erklären geſucht hat: Der Einfluß göttlicher Heiligkeit in hieroglyphiſche Zeichen, und dann wieder der Ausfluß dieſer abgeleiteten Heiligkeit in die lebenden Urbilder, von denen ſie hergenommen waren.

Es bleiben alſo nur drey wahrſcheinliche Erklärungsarten des Thierdienſtes der Egyptier übrig. Man heiligte entweder die nützlichen Thiere, um von ihnen eine gehörige Anzahl zum Arbeiten — oder zur Verminderung der ſchädlichen Geſchlechter zu erhalten; 2) die ſchädlichen, entweder weil ihr Fleiſch ungeſund war, oder weil man dadurch den Typhon zu beſänftigen glaubte: 3) oder man heiligte endlich ſo wohl ſchädliche als nützliche Thiere wegen gewiſſer Aehnlichkeiten, die man zwiſchen ihnen und der Gottheit fand: man verehrte ſie als Theilnehmer und Repreſentanten der Gottheit.

Der erſte Grund hat bey der Erklärung des Thierdienſtes von je her das gröſte Glück gemacht: und in der That iſt es auch ſehr begreiflich, wie die Furcht nützliche Thierarten zu ſehr zu vermindern, und der Wunſch ſie zu vermehren bey allen Völkern anfangs nur eine gewiſſe Schonung, und zuletzt Hochachtung, Ehrfurcht, und Begriff von Heiligkeit hervorgebracht habe. Allein bey den Egyptiern laſſen ſich bey weitem nicht alle Erſcheinungen der Vergötterung nützlicher Thiere daraus erklären. Warum hielten die Egyptier ihre nützlichen Thiere, nicht wie andere Völker, für blos heilig und unverletzbar, ſondern für würckliche Gottheiten, denen ſie Tempel, Prieſter,

ſter, Opfer, Gelübde aufrichteten und darbrachten, wie der Jſis und dem Oſiris? Warum verabſcheuten ſie auf eine ſo ſchwärmeriſche Art Schweine und Eſel, und erwieſen Mauleſeln, Kameelen, Pferden nicht die geringſte Ehrfurcht? Warum theilten ſie Heiligkeit, Göttlichkeit, und Anbetung ſo ungleich, gar nicht nach den Verhältniſſen der Nützlichkeit der Thiere aus? Warum machten ſie einen Ochſen zur größten National-Thier-Gottheit, während daß ſie ſeine Brüder ſchlachteten, aßen, oder gar verfluchten? Warum hielten ſie alle Kühe für hochheilig und unverletzbar, ohne aus ihrem Mittel eine Gottheit herauszuheben, und ohne ihnen nach ihrem Tode einen Theil der Ehrenbezeugungen zu erweiſen, die man Hunden und Katzen, gewiß nicht ſo nützlichen Thieren, nicht verſagte? — Lauter Fragen und Widerſprüche, die man aus der bloſſen Nützlichkeit der Thiere weder beantworten noch auflöſen kann, und die einen jeden von der fruchtloſen Bemühung überzeugen müſſen, die Religion der Egyptier aus philoſophiſchen unveränderlichen Grundſätzen erklären zu können.

Eben ſo wenig zureichend ſind die beiden Gründe, aus welchen man die Heiligung ſchädlicher Thiere zu erklären verſucht hat. Verehrte man ſie, um den Egyptiſchen Satan zum Freunde zu behalten; warum verabſcheute man in Egypten den Eſel ſo allgemein, da man ihn doch hätte verehren ſollen, warum opferte man rothe dem Typhon gleichfarbigte Ochſen?— Warum betete man Löwen, Wölfe, Bären, Affen und Adler an, von denen kein Schriftſteller ſagt, daß ſie dem Typhon heilig waren?— Nimmt man hingegen einen diätätiſchen Grund als die Urſache ihrer Heiligung an: warum waren denn der größte Theil von Krokodilen, Adler, Bären, Wölfe, Löwen, heilig, die ohnedem kein Menſch würde gegeſſen haben? Wenn blos die Abſicht war, die Nation von ungeſunden Speiſen zurück zu halten, warum nahm man nicht zu dem, bey den Schweinen und Eſeln ſo übel angewandten Mittel ſeine Zuflucht, ſie zu verfluchen, und für unrein zu erklären?

Da alſo auch dieſe Gründe lange nicht alle Sonderbarkeiten in dem Egyptiſchen Thierdienſte erklären; ſo muß man, glaube ich, nothwendig annehmen, daß die Egyptier zu einer gewiſſen Zeit angefangen haben, Aehnlichkeiten zwiſchen ihren National-Gottheiten, der Iſis und dem Oſiris — und ihren innländiſchen Thieren zu finden, und die letztern wegen der in ihnen entdeckten Eigenſchaften oder Spuren der Gottheit zu heiligen und anzubeten. Ich gebe zu, daß die Egyptier, wie andere Nationen damit angefangen haben, nur nützliche Thiere zu verehren: daß man in der Folge aus dem entgegengeſetzten Grunde ſchädlichen Thieren, deren Fleiſch der Geſundheit nachtheilig war, dieſelbigen Vorzüge zugeſtanden, daß vielleicht die Furcht vor dem Typhon die Anbetung anderer ſchädlichen Thiere erzeugt habe: allein ich halte es auch für eben ſo wahrſcheinlich, daß man endlich nach dem Geſetze der Aehnlichkeit Thiergötter erwählt, ſogar die älteſten nach entfernten, grillenhaften, mit Vernunft und Erfahrung ſtreitenden Aehnlichkeiten derſelben mit der Sonne und dem Monde angebetet, und über dieſen die erſten und wahren Urſachen ihrer Vergötterung aus den Augen verlohren habe.

Die Egyptier wurden zu einer ſolchen Aufſuchung und Entdeckung von Aehnlichkeiten zwiſchen Thieren und Nationalgottheiten mehr als irgend eine andere Nation durch den Gebrauch der hieroglyphiſchen Schriftzeichen vorbereitet. In dieſem wurden alle unſichtbaren Gegenſtände durch die Zeichen von ſichtbaren Objecten ausgedrückt, die mit jenen die meiſten gemeinſchaftlichen Eigenſchaften beſaßen. Wie leicht mußte in Köpfen, die ſtets verglichen, und nach Vergleichungen alle Dinge bezeichneten, die überdem ſchon Thiere anbeteten, der Uebergang zu dem Gedanken ſeyn, daß Thiere und Nationalgottheiten ſehr viele gemeinſchaftliche Vollkommenheiten beſäßen, und viele geheime Beziehungen auf einander hätten? Waren ſie aber einmal bis zu dieſer Beobachtung gelangt, ſo mußte Verehrung und Anbetung ſolcher, göttliche Vollkommenheiten an ſich tragenden Thiere, bald nachfolgen.

Wenn man dieſe Methode nicht bey der Vergötterung mehrer egyptiſchen Thiere vorausſetzt, ſo iſt es unmöglich, die Widerſprüche in dieſem Theile ihrer Abgötterey nur einigermaßen zu erklären. So bald man aber ihren Gebrauch bey den Egyptiern annimmt, ſo wird es ſehr begreiflich, wie die Egyptier ganz verſchiedene, ungleichartige, ſo wohl nützliche als ſchädliche Thiere haben verehren können. Nach eben der Methode, nach welcher ſie die entgegengeſetzteſten Dinge mit ein und eben derſelben den Hieroglyphe, und die ähnlichſten Gegenſtände mit den verſchiedenſten Symbolis bezeichneten; nach eben der Methode konnten ſie zwiſchen guten Göttern und ſchädlichen Thieren, und wiederum den nützlichſten Geſchöpfen und dem Typhon Aehnlichkeiten gefunden zu haben glauben. Phantaſtiſche Vergötterungen und Verfluchungen werden nur allein aus dieſer Vergleichungsmethode erklärbar. So wie man den Apis wegen der abwechſelnden weißen und ſchwarzen Farbe, und gewiſſer gehörnter Fleckgen, zum Gotte erkohr; ſo verabſcheuete man den Eſel wegen der rothen Haare, und das Schwein wegen der charakteriſtiſchen Unverſchämtheit, womit es am Neumonde der Liebe pflegte.

Eben dieſe uns nicht genug bekannten charakteriſtiſchen Flecken, nach welchen der junge Apis unter allen Kälbern als Gott erkannt und verehrt wurde, machen einen der Hauptbeweiſe aus, daß die Egyptier ſich ſchon in den älteſten Zeiten daran gewöhnt hatten, Thiere nach Aehnlichkeiten mit dem Könige oder der Königinn des Himmels zu vergöttern. Ich führe ſie hier deswegen nicht an, weil ich die Geſchichte dieſes göttlichen Stiers in einem der folgenden Stücke mittheilen werde: ich verweiſe bis dahin auf die von Jablonski geſammleten Stellen, (Panth. Lib. IV. Cap. II. 85.) woraus erhellt, daß er ſeine Gottheit, zufälligen Aehnlichkeiten mit dem Monde, deſſen Stellungen und Veränderungen zu danken gehabt habe.

Nach der Verſchiedenheit der Aufmerkſamkeit ſah man in verſchiedenen Zeitaltern nicht ſtets dieſelbigen, und auch nicht gleich viel Aehnlichkeiten zwiſchen den Thierarten und der Gottheit. Die Schriftſteller mußten daher in der Aufzählung derſelben, und den Gründen ihrer Anbetung eben ſo ſehr verſchieden ſeyn, als ihre Heiligkeit nach der größern oder kleinern Anzahl entdeckter göttlicher Vollkommenheiten ab- und zunehmen mußte.

Als die Vergötterung oder Heiligung von Gegenſtänden nach ſymboliſchen Aehnlichkeiten einmal religiöſer Brauch geworden war; ſo war auch weiter an keinen Stillſtand oder Ruhepunkt zu denken, wo die Egyptier mit der Vermehrung und Werbung von Göttern hätten aufhören können. Ihre Aufſuchung neuer Gegenſtände der Anbetung war eine Progreſſion ins unendliche. Zu Herodots und Diodors Zeiten ſchränkten ſie die Wahl ihrer Götter doch nur auf Thiere und lebende Geſchöpfe ein: zu Juvenals und Plutarchs Zeiten ſuchten ſie ſchon Gottheiten unter den Früchten des Feldes und in ihren Gärten auf.

Porrum et caepe nefas violare, aut frangere morſu:
O ſanctas gentes, quibus haec naſcuntur in hortis
Numina! - - -

(Iuv. XV. §. 9. 10.) Die Perſea war (378. de Iſ.) deswegen zu Plutarchs Zeiten heilig, weil ihre Frucht dem Herzen, ihr Blatt der Zunge glich. Freilich war dies ausſchweifend lächerlich, aber doch kaum ſo unſinnig als die Heiligung eines Vogels, des Phönix, der nirgends exiſtirte, und den Herodot nur im Gemälde ſah (II. 73.)

Ich würde mich gar nicht wundern, wenn jemand das bisherige Verzeichniß der Urſachen des Egyptiſchen Thierdienſtes deswegen für unvollſtändig erklärte, weil ich die Mode vergeſſen hätte, die in der Religion eben ſo mächtig als in den Werkſtäten des Luxus ſey, und eben ſo gut Götter, als Putzwerke ſchaffe. Es ſcheint mir in der That ein ſehr gedenkbarer Fall zu ſeyn, daß ein Diſtrict, ein Dorf in Egypten, um nicht ſchlechter zu ſeyn, als die übrigen, die ihre eigenthümlichen Thiergottheiten hatten, die wahrſcheinlich bis zuletzt übrig gebliebenen Ungeheuer dazu gewählt habe. Vielleicht würden wir auch finden, wenn wir noch tiefer in die geheime Geſchichte der Egyptiſchen Religion hineinſehen könnten, daß, ſo wie Verſchiedenheit der angebeteten Götter Kriege und blutige Streitigkeiten unter ihren Verehrern nach ſich zog, Diſtrict, Dorf und Stadtzänkereien wiederum eine Reaction auf die Wahl der Gottheiten ausgeübt haben.

VIII.

Einige Bemerkungen aus der Geſchichte der Inſel-Bewohner der Südſee.

Nirgend findet man mehr Räthſel, und unauflösliche Probleme, als in der Geſchichte der Völkerſchaften, die die zahlloſen Eylande des unermeßlichen Südmeers bewohnen: in ihrem Studio ſtößt man augenblicklich auf Data und Erſcheinungen, die einen zwingen, Ausnahmen von Regeln zu machen, die man ſchon als bewährte Grundſätze in der Geſchichte der Menſchheit angenommen hatte. Aber auch nirgends findet der Forſcher der Menſchengeſchichte ſo viele wichtige Nachrichten, und Veranlaſſungen zum Nachdenken, als hier; nirgends ſo mannigfaltige Abweichungen, und Verſchiedenheiten in den Leibern und Seelen der Menſchen, und zwar bey ſonſten anfallenden Aehnlichkeiten: nirgends eine ſonderbarere Miſchung von Wildheit und Kultur, vom Zuſtand der Unſchuld, und der ausgelaſſenſten Ueppigkeit: nirgends ſo viele unerklärliche Biſarrerien in Gewohnheiten, in der Eintheilung der Stände, dem Verhältniſſe beyder Geſchlechter, und endlich in der Art, ſich zu kleiden, zu nähren, zu putzen, zu ſtreiten, und ſich zu vergnügen.

gen. Wenn jemand die unendlichen Stufen, und Annäherungen, die der wildeſte Jäger, und menſchenfreſſende Fiſcher durchgehen muß, bevor er den Zuſtand der ſanftern Geſelligkeit, und bürgerlichen Kultur erreicht, angeben will, der kann nur hier allein Beyſpiele für die ſonſt gar nicht zu beſtimmende Grade der menſchlichen Ausbildung finden.

I. Die Seefahrer, welche zu verſchiedenen Zeiten einige von den unzählbaren Inſeln, die zwiſchen dem Aequator, und dem zwanzigſten Grade ſüdlicher Breite liegen, und ſich faſt von den Küſten von Peru an bis in den Archipelagus St. Lazari über die ganze Breite des Südmeeres hinziehen, unterſucht haben, fanden oft in derſelbigen Gegend, oder doch unter denſelbigen, oder wenig verſchiedenen Graden der Breite, Menſchen, die durch den großen Unterſchied einzelner Theile des Körpers, und durch die Verſchiedenheit der Farbe des Geſichts, und der Haare, wo nicht einen verſchiedenen Urſprung, doch wenigſtens eine ſchwer zu erklärende Völkermiſchung beweiſen*). Alvarde Saavedra fand 1529. (Hiſt. de Navig. aux Terres Auſtrales T. I. p. 160.) in Neu-Guinea

---

*) Die verſchiedenen Arten von Negern, oder Schwarzen, die man in Guinea ſowohl, als auf ſehr vielen Inſeln

Inſeln der Südſee fand, haben den Naturgeſchichtſchreibern immer viele Schwierigkeiten gemacht, die ich zwar nicht ganz, aber doch größten Theils durch einige von ohngefähr gefundene Data heben zu können glaube. — Alle Naturforſcher geben zu, daß dieſe Schwarzen, beſonders die glänzenden Negern mit krauſen wolligten Haaren, ihre Farbe nicht dem Klima, oder der brennenden Hitze des Himmelsſtrichs, unter welchem ſie wohnten, zu danken hätten, weil ſonſt alle übrigen Völker deſſelbigen Strichs ihnen hierinn gleich geweſen wären; ſie wußten ſich aber doch auch gar keine Verbindung zwiſchen Neuguinea, oder den Inſeln der Südſee, und der öſtlichen, oder weſtlichen Küſte von Afrika zu denken. Sie dachten nicht daran, daß die Malayen vor einigen tauſend Jahren die handelnſte Nation in ganz Aſien war: daß ihr König der Herr der Winde, der Meere gegen Aufgang und Untergang hieß; daß ſie die öſtliche Küſte von Afrika, und die, dieſer am nächſten liegende Inſeln beſchifften; und daß endlich nach dem Zeugniſſe des Johann de Barros in ſeinen Dekaden, und des Flaccour in ſeiner Geſchichte von Madagaſcar in der Sprache der Einwohner dieſer letzten Inſel ſich ſehr viele Malayiſche, und Javaniſche Wörter finden, die eine Verbindung des öſtlichen Aſiens mit Afrika und Madagaſcar unwiderſprechlich beweiſen (Kaempfer.

Guinea glänzend ſchwarze Negern mit krauſen wollichten Haaren, und mäßigen Bärten, die ſie (wie

---

pfer. Histoire de Japon, Liv. I. ch. 6. p. 73, 81.) Eben dieſe Malayen breiteten ſich gegen Oſten eben ſo weit, als gegen Weſten aus: ſie waren die Bevölkerer meiſt aller großen und kleinen Inſeln des Indiſchen Meers: ihre Sprache war, und iſt noch jetzo die ausgebreiteſte des ganzen Orients. Die Schwarzen von Guinea, und auf den übrigen Inſeln der Südſee ſind alſo entweder Nachkommen von Malayen, die vertrieben worden, und Schiffbruch gelitten haben, oder auch von Negernſclaven, die ſie aus Afrika geholt haben. Die Javaneſen fanden auf Inſeln, die ihrem Vaterlande gegen Süden, und Norden lagen, ſchwarze Einwohner, die ſie ſchwarze Teufel nannten (Kaempf. S. 87). Die Geſchichte der Malayen, dieſes noch jetzt ſo tapfern, unternehmenden, und von allen übrigen Aſiaten ſich ſo ſehr unterſcheidenden Volks, verdiente genauer, als bisher geſchehen iſt, unterſucht zu werden. Sie iſt, meiner Meynung nach, merkwürdiger, als die der Sineſen, Indier und Perſer, die, eben wie die Egyptier ſich ſtets in den Gränzen ihrer Reiche einſchloſſen, und ſich gar keine Mühe gaben, den barbariſchen Nationen, wovon ſie umgeben waren, ihre Kenntniſſe und Kultur mitzutheilen. Beſonders verdiente es Aufmerkſamkeit, wie weit die Sprache der Malayen ſich auf den Inſeln, und Ländern, die die Südſee beſpühlt, fortgepflanzet habe.

(wie le Maire und Schouten bemerkten S. 397.) ſorgfältig nährten, und weiß puderten. Eben dieſer Saavedra ſtieß auf Inſeln, die nur um einen Grad vom Aequator entfernt waren, deren Einwohner eine durchaus weiße Farbe hatten.

Alvar de Mendoza, der die Salomoniſchen Inſeln zuerſt 1567. entdeckte (Hiſt. des Navig. aux terres Auſtr. p. 173.), und nach ihm Alvar de Mindanna 1595. (S. 259. I. und II. 348.) fanden auf dieſen Eylanden, die ungefähr unter dem 9 und 10ten Grad ſüdlicher Breite, und 650 Meilen (Lieues) von der nächſten Küſte Neuſpaniens entfernt liegen, alle die verſchiedenen Menſchenarten, die aus der Vermiſchung von Negern und Weißen zu entſtehen pflegen. Sie ſahen ganz Schwarze, Mulatten, Meſtitzen, und Weiße unter einander gemengt; die Haare waren in einigen kurz und wollicht: in andern lang und ungekräuſelt, und in einem jeden von einer andern Farbe, die bald roth, bald blond, und ſo gar ſchneeweiß, aller Wahrſcheinlichkeit nach erkünſtelt war. Quiros ſchloß (Tom. II. S. 349.) richtig hieraus, daß die Salomoniſchen Inſeln, und die Inſeln des Mendoza, die noch näher an das feſte Land von Amerika gränzen, unmöglich ſo abgeriſſen in den weiten Ocean liegen könnten, und daß man nothwendig eine bis an Neu-Guinea hinlaufende Reihe von nicht weit von einander getrennten Eylanden annehmen müſſe, die nur allein eine ſolche Vermiſchung von Menſchen begreiflich machen könne.

II. Eine eben ſo ſonderbare Erſcheinung iſt es, daß die kleinen Inſeln des Südmeeres, die Salomoniſchen, die des Mendoza, Quiros und Otaheita nicht allein ungleich bevölkerter ſind, als Neuholland und Guinea, die man wegen ihrer Größe für feſte Länder halten kann, ſondern, daß ihre Einwohner um ſehr viele Grade ſanfter, gegen Fremde freundlicher, und mit vielen, den Genuß des Lebens verſchönernden Beſchäfftigungen bekannt ſind, die jene gar nicht kennen. Sonſt wird man finden, daß Bevölkerung und Kultur faſt immer mit der Größe und Kleinheit, ſonſt gleich vortheilhaft beſchiedener Länder, ab und zunimmt: daß die Bewohner kleiner Inſeln immer rauher und wilder ſind, als die von größern Eylanden, oder einem weitläuftigen Theil eines feſten Landes. Die Entdeckungen der alten und neuen Beſchiffer des Südmeers machen hiervon eine Ausnahme.

me. Sie trafen auf allen Inſeln, die zwiſchen dem Aequador, und dem zwanzigſten Grade ſüdlicher und nördlicher Breite lagen, die glücklichſten und freundlichſten Serblichen an, die nicht allein eine Menge künſtlich gearbeiteter Geräthe, ſehr lange mit Segeln verſehene, und mit Schnitzwerk gezierte Schiffe, geräumige, reinliche, wiewohl einfältige Cabanen hatten, ſondern auch mehrere Arten von niedlichen aus Baumrinden, und Blätterfibern geflochtenen Zeugen, Gedichte, muſikaliſche Inſtrumente, ſo gar dramatiſch-pantomimiſche Vorſtellungen, und allgemeine Freudenfeſte kannten. Hingegen beſchreiben uns alle ältere und neuere Reiſebeſchreiber die kleinen Haufen der Bewohner von Neuholland, und Guinea, als die unbändigſten und elendeſten Wilden, bey denen man nicht einmal Spuren des Staunens und der Neugierde entdeckte, die eben ſo unwirthſam gegen die Europäer, als gleichgültig gegen ihre Geſchenke waren, die entweder unter freyem Himmel, oder in den elendeſten ſchmuzigſten Hütten wohnten, ſich gar nicht, oder nur mit einigen getrockneten Baumblättern bedeckten, und faſt ohne alles Geräthe, den Zuſtand der Wildheit in ſeiner ſchrecklichſten, und zugleich erbarmenswürdigſten Geſtalt zeigten *). Man könnte einwenden, daß Neuholland wenigſtens um 20 Grade weiter gegen den Südpol liege, und daß alſo die Urſachen der Wildheit ſeiner

---

*) Man ſehe die Beſchreibung des Hawkesworth von Neuholland, und deſſen Bewohnern, III. Chap. 8. p. 631. u. f. und vergleiche damit die Nachrichten des Dampier (Vol. II. Ch. 16. p. 169.) der ſich dieſem Lande unter dem 16 Grad 50 Min. Süderbreite näherte, und die Wilden für die elendeſten, und dümmſten Menſchen erklärte, die er auf allen ſeinen Reiſen angetroffen hätte. Ferner leſe man des erſtern Nachrichten von Neuguinea (6°. 15'.) im 9ten Kap. S. 658. 59. aus denen erhellet, daß die Bäume und Früchte mit denen der Südſeeinſeln ganz genau übereinſtimmen, die Einwohner hingegen an Kultur und Geſelligkeit ſehr weit hinter den Inſulanern zurück bleiben. — Am meiſten iſt es zu verwundern, daß die Neuſeeländer, die unter einem ungleich rauhern Himmelsſtrich zwo groſſe Inſeln zwiſchen dem 34 und 48 Gr. ſüdlicher Breite bewohnen, an Freundlichkeit ſowohl, als an Geſchicklichkeit Kleider zu weben und zu färben, Schiffe zu bauen, und auszuſchnitzen, und endlich an Induſtrie, Erdfrüchte zu ziehen, die Otaheiten, wo nicht übertreffen, doch ihnen wenigſtens gleich kommen. Ich verweiſe hier auf eins der merkwürdigſten Kapitel im ganzen Hawkesworth Ch. VIII. Vol. III.

ſeiner Bewohner in dem weniger mildern, und die Bedürfniſſe des Lebens befriedigenden Erdſtriche zu ſuchen ſey: allein dieſer Einwurf fällt bey den Einwohnern des nördlichen Theils, der ſich bis 10 Grade ſüdlicher Breite herabzieht, und denen von Neuguinea weg, die dem Aequator näher ſind, als die von Otaheite, den Salomoniſchen, Mendoziſchen, und Marianiſchen Inſeln.

III. Unter allen Wilden, oder nicht ganz kultivirten Völkerſchaften wurden Fiſcher, oder Ichtyophagen ſchon von den Alten für die rauheſten, und grauſamſten gehalten. Die Einwohner von Otaheite, und den Marianen laſſen ſich auf eine gewiſſe Art noch zu dieſer Klaſſe rechnen, weil Fiſche eines ihrer wichtigſten Nahrungsmittel, Fiſchfangen eines ihrer Hauptbeſchäfftigungen iſt. Sie ſind nach dem Geſtändniſſe aller Seefahrer, die geſchickteſten Schwimmer, die ſie auf ihrer Reiſe um die Welt angetroffen haben. Dem ohngeachtet übertreffen beyde an Geſelligkeit, und Mannigfaltigkeit von Entdeckungen manche Hirten- und Jägernation, die ſchon den Anfang zum Ackerbau gemacht hatte.

Die

Der allgemeine Ort alſo von der Wildheit der Fiſcherhorden muß wenigſtens ſo weit eingeſchränkt werden, daß man ihn nur von ſolchen Ichthyophagen gelten läßt, die ganz allein, oder doch größten Theils von Fiſchen leben. Die Vorzüge der Südmeerinſulaner laſſen ſich leicht erklären, wenn man weiß, daß ſie auf Erdflecken wohnen, die nicht allein durch ihre Erhabenheit über der Fläche des Meers, und die ſtets wiederkehrenden kühlenden Seewinde gegen die verzehrende Hitze geſichert ſind, ſondern, daß die Natur ſie noch überdem mit dem Cocos und Brodfruchtbaum verſehen habe, von denen ſie Schatten, Nahrung, Kleider und Behauſungen erhalten. Wenn es dem Menſchen in einigen Gegenden ſchwer wird, den Zuſtand der Barbarey zu verlaſſen, ſich ſelbſt, und die phyſiſche ihn umgebende Natur zu verbeſſern; ſo ſcheint wiedrum auf dieſen Inſeln, die Cocos und Bordfruchtbäume tragen, die Fortdauer des äußerſten Zuſtandes der Wildheit unmöglich zu ſeyn.

IV. So begreiflich bey einer ſolchen Lebensart, und einem ſolchen Himmelsſtriche die auſſerordentliche Stärke, Regelmäßigkeit, Schönheit ihres Körpers, und die heitere, milde

Freundlichkeit ihres Geiſtes iſt; ſo ſonderbar, und ungewöhnlich iſt der unmäßige Hang zur ſinnlichen Liebe, und den fürchterlichſten Ausſchweifungen der üppigſten Sinnlichkeit. Den Nachrichten der Engländer zur Folge hatte die aus dem **Hawkesworth** einem jeden ſchon bekannte Otaheitiſche Königinn Oberea nicht nur erklärte Liebhaber und Beyſchläfer aus ihrem eigenen Volke, ſondern überließ ſich, gleich den übrigen Otaheitiſchen Schönen, den Engländern ohne die geringſte Zurückhaltung. Sie luden gleich Anfangs die Europäiſchen Fremdlinge durch die nachdrücklichſte Gebehrdenſprache zum Genuß ihrer Reizungen ein, ſpotteten ihrer mit einem, ſelbſt Engländer ärgernden Muthwillen, da dieſe ihren lockenden Winken nicht folgen wolten. Junge unverheyrathete Mädchen werden von ihrer erſten Kindheit an zu liederlichen pantomimiſchen Tanzen gewöhnt (II. Ch. 17. S. 207), deren Bewegungen ſelbſt bey den verdorbenen Griechen, und weichlichen Aſiaten nicht ſchlüpfricher, und zur Erweckung erſtorbener Begierden geſchickter ſeyn konnten. Junge nur eben aufblühende Mädchen von 11. bis 12. Jahren wurden öffentlich mit einer gewiſſen

(II. S. 24.) Feyerlichkeit von knabenähnlichen Jünglingen unter der Anweiſung der angeſehenſten Matronen, und namentlich der Königinn Oberea in die Geheimniſſe der irrdiſchen Venus eingeweiht: und endlich fand man, was das allerſeltſamſte iſt, verruchte Geſellſchaften aus beyderley Geſchlechtern, die in einer Gemeinſchaft von Vergnügungen lebten, auf deren ausſchließenden Genuß nicht ausgebildete Menſchen am eiferſüchtigſten zu ſeyn pflegen. Sie hatten es ſich zum unveränderlichen Geſetze gemacht (II. S. 207.), eine jede ſchwangere eingeweihte Genoſſin von ihrer Brüderſchaft auszuſchließen. Eine nothwendige Folge dieſer, alle Abſichten der Natur vereitelnden Bande, war eine gewaltſame Ertödtung neugebohrner Kinder, eine Ruchloſigkeit, die aus ähnlichen Urſachen in den Morgenländiſchen Harems ſo allgemein iſt.

Man hat die Einwohner der Salomoniſchen und Mendoziſchen Inſeln nicht lange genug beobachtet, um ſie von dieſer Seite kennen zu lernen; allein bey den Völkerſchaften der Latroniſchen Inſeln, die gerade ſo weit nordwärts, als die Otaheiten ſüdwärts von der Mittagslinie liegen, fanden die Miſſionarien eben die ungemäßigte Neigung zur ſinnlichen Wolluſt, die man gewöhnlich als Vorläuferinn, oder Nachfolgerinn der höchſten bürgerlichen, in Weichlichkeit ausartenden Kultur anſieht. Viele junge Marianer (ſagt Gobien Hiſtoire des Isles Marianes II. S. 61.) haben einen außerordentlichen Abſcheu vor dem Heyrathen, ſie miethen daher, oder kaufen auch Mädchens von ihren Eltern um einige Stückchen Eiſens, oder Schildkröten-Schalen, und verwahren ſie in gewiſſen darzu gemietheten Behauſungen, wo ſie in zügelloſer Gemeinſchaft die Vergnügungen der Ehe genießen, ohne ihre Unbequemlichkeiten tragen zu dürfen.

Woher ſoll man dieſe ungewöhnliche Sittenverderbniß erklären, die in großen durch Weichlichkeit, und Luxus verzehrten Staaten ſo begreiflich iſt, aber mit der geringen Ausbildung dieſer Inſulaner, und der ſonſt ſo allgemeinen Reinigkeit der Sitten aller übrigen ihnen ähnlichen Wilden der alten und neuen Welt einen ſo ſeltſamen Contraſt macht? Woher den unüberwindlichen Abſcheu vor Ehen, und den ſo hohen Grad von Sinnlichkeit, der in Müttern, den bei Wildinnen ſonſt ſo ſtarken Trieb der Mutterliebe, in Männern die Neigung zu den zärtlichſten Verbindungen erſtickt? Woher die gänzliche Abweſenheit von Eiferſucht, von der man gewöhnlich glaubt, daß ſie in dem heißen Klima phyſiſch nothwendig gegründet ſey? Woher den Mangel aller Schamhaftigkeit, einer Tugend, die gewiſſe, im höchſten Grade wilde Nationen, zwar nicht kennen, aber wenn ſie einmal mit ihr bekannt ſind, doch nicht ſo öffentlich und ungeſcheut mit Füßen treten *).

---

*) Die Neuſeeländerinnen ſind ungleich verſchämter, als die Otaheitinnen (III. Ch. IX. 450). Sie verkauften freylich auch ihre Schönheiten, aber aber nur mit der Einwilligung ihrer Familie, und mit der ſtillſchweigenden Bedingung einer ſittſamen Delicateſſe ſelbſt im Genuß ihrer Reizungen. Die Engländer überraſchten einige ganz entkleidet, da ſie mit Auſterſamlen beſchäftiget waren, und nahmen, voll Erſtaunens, die ſichtbarſten Spuren der äußerſten Verwirrung an ihnen wahr. Eben ſo ungerne ließen die Männer ſich alle Theile des Körpers entbloſen, S. 454. —. Uebrigens muß ich noch erinnern, daß die Vermiethung von Weibern, und Töchtern an fremde, kein untrüglicher Beweis einer ſolchen Sittenverderbniß ſey, als die der Otaheiten, und Marianen iſt (Damp. II. 85.). Sie iſt faſt bey allen ſo eiferſüchtigen Aſiatiſchen Volkern in Pegu, Siam, Cochinchina, Cambodia.

V. Ungeachtet ſich die Bewohner der Südſeeinſeln von allen übrigen Menſchenkindern, in Anſehung ihrer Sitten, Gewohnheiten, und Neigungen, ihrer guten und böſen Eigenſchaften, auf eine ſehr merkliche Art unterſcheiden; ſo ſtimmen ſie doch in allen dieſen Punkten unter ſich faſt ganz und gar überein. Wenn man die Beſchreibung des Mindanna (Hiſt. des Nav. aux Terres Auſtr. I. S. 257. 258.) von den Inſeln des Mendoza, und den Salomoniſchen (S. 259 — 265.) ferner die ſehr wichtigen Nachrichten von den vielen Inſeln, die Ferdinand de Quiros zwiſchen dem 10.

Cambodia, Tunquin, Vol. III. 62. und den Aſiatiſchen Inſeln üblich: die ſonſt noch ſo einfältigen Hottentoten (Tom. V 292.) vermiethen ohne weiteres Bedenken ihre Weiber und Töchter an Holländer um eine kleine Portion Tobacks, prügeln ſie aber weidlich durch, wenn ſie ſie im verbothenen Umgange mit ihren eigenen Landsleuten antreffen. Eben das ſagen auch die Reiſebeſchreiber von vielen Sibiriſchen, und Tartariſchen Völkerſchaften. Dieſe Diſtinction, die ſo viele Völker unter ihren Landsleuten und Fremden machen, bleibt immer höchſt ſonderbar: vielleicht muß man die Gewohnheit der Schönen zu Babylon (Herod. I. 199.), die Voltaire ſo unwahrſcheinlich fand, aus ähnlichen Geſinnungen ihrer Ehemänner erklären.

und 17 Grade ſüdlicher Breite (S. 309—327.) entdeckte, und endlich die Beſchreibung der Marianen (Gobien Lib. II. und Dampier Vol. I. Ch. 10.) mit den weitläuftigen Nachrichten der Engländer von Otaheite vergleicht; ſo ſollte man glauben, daß alle dieſe, an beyden Seiten des Aequators aus dem Südmeer hervorragende Erdſpitzen von ein, und eben derſelben Nation bewohnt würden. Auf allen Inſeln traf man gleiche Schönheit, dieſelbigen Geſchicklichkeiten im Schwimmen, Stein- und Wurfſpießwerfen an. Die Männer waren ſo freundlich, als die Weiber ſchön und gefällig waren: faſt allenthalben fand man dieſelbigen Geräthe, Waffen, Schiffe, Kleidung, Putz, und Manier, Zähne und Haare zu färben: dieſe Uebereinſtimmung erſtreckte ſich bis auf die größten Kleinigkeiten. Die Einwohner der Salomoniſchen und Mendoziſchen Inſeln, färbten ihre Haare weiß, und die Zähne ſchwarz, wie die Marianen; ſie vertauſchten ihre Namen mit den Spaniern, wie die Otaheiten auch thaten, lernten Spaniſche Wörter nachahmen, und gebrauchen, waren gleich begierig nach Eiſen, ließen ſich Haare und Bart mit Vergnügen abſcheeren, und Spaniſche Kleider anthun, und waren eben ſo bereitwillig alle Andachtsübungen der Spanier nachzuahmen: kurz, faſt in allen Stücken gegen die Spanier eben das, was die Otaheiten gegen Engländer und Franzoſen waren.

Unter allen dieſen aber ſind die Marianen, und Otaheiten ſich am alleräḧnlichſten. Nicht blos an Farbe, Stärke, körperlichen Geſchicklichkeiten, und Gemüthsneigungen ſind ſie einander gleich, ſondern leben auch in derſelbigen der Feudalverfaſſung ähnlichen Subordination, ſind der Liebe zur Dichtkunſt und Muſik, den Lüſten des Fleiſches auf eben die Art ergeben, wie die Otaheitaner. Beyde ſind gleich eitel, und heftig in den erſten Aufwallungen des Schmerzens, und der Freude, die aber auch eben ſo geſchwind wieder niederſinken. Nur ſcheinen die Marianen in einem Punkte nicht blos von den Otaheiten ſondern auch von allen übrigen Halbwilden der bekannten Welttheile abzuweichen: ich meyne in der ſclaviſchen Unterwürfigkeit, in welcher dieſe, ihrer körperlichen Stärke wegen ſo berühmte Inſulaner von ihren Weibern erhalten werden, eine Unterwürfigkeit, die Gobien als die Urſache ihres Abſcheues vor dem Heyrathen angiebt.

Die Weiber ſind allenthalben Beherrſcherinnen der Häuſer und Familien; ohne ſie und ihrer Zuſtimmung darf der Mann gar nichts unternehmen. Beweiſt er ſeiner Frau nicht die gehörige Ehrfurcht, oder iſt ſie ſonſt nicht mit ihm zufrieden, ſo mißhandelt ſie ihn, oder verläßt ihn auch. Sie nimmt im letzten Falle alles Eingebrachte mit ſich, ſo gar ihre Kinder, die denjenigen, welchen ſie nachher als Ehemann wieder annimmt, für ihren Vater erkennen. Eheweiber haben allein das Privilegium, die eheliche Treue zu brechen; der Mann kann den Ehebrecher ſtrafen, wie er will: aber ſeine Frau muß er unangetaſtet laſſen. Wenn hingegen ein verheyratheter Mann ſein gegebenes Gelübde bricht; ſo verſchwört ſeine Frau ſich mit allen Weibern deſſelben Fleckens gegen ihn, und biethet ſie an einem beſtimmten Platze auf. Sie erſcheinen alle, eine Lanze in der Hand, und einen männlichen Huth auf dem Kopfe, ziehen in dieſer kriegeriſchen Rüſtung gegen das Haus des Beleidigers, zerſtören alle ſeine Bäume, und Pflanzungen, und jagen ihn ſelbſt mit körperlichen Züchtigungen aus ſeinem Eigenthum fort.

Andere entfliehen zu ihren Eltern und Verwandwandten, um ihnen das angethane Unrecht zu klagen. Dieſe freuen ſich nicht wenig, daß ſie unter dem Vorwand, ihre Tochter oder Verwandte zu rächen, Gelegenheit erhalten, ſich der Güter eines andern zu bemächtigen; machen ſich daher gleich auf, rauben alles, was ſich fortbringen läßt, zerſtören das Uebrige, und der arme Mann hat noch von Glücke zu ſagen, wenn ſie ihm auch ſeine Cabane nicht verbrennen.

Wenn anders dieſe Weiberherrſchaft ihre völlige hiſtoriſche Richtigkeit hat; ſo gehört ſie zu verläßig mit zu den Seltenheiten in der Geſchichte der Menſchheit, wovon man ſchwerlich mehrere Beyſpiele antreffen wird. Sonſt iſt, wie bekannt, das weibliche Geſchlecht bey allen Wilden und Halbwilden in der größten Abhängigkeit, und in einem Zuſtande der Unterdrückung, wo ihnen alle ſchwere Arbeiten des Hauſes und des Feldes zu fallen *). Die reiſende Engländer haben, wie auf viele andere merkwürdige Dinge, ſo auch auf die Situation des andern Geſchlechts, und ſein Verhältniß gegen das Männliche bey

den

---

*) Man könnte mir hier das Zeugniß des Diodors (I. S. 3.) entgegenſetzen, welcher ſagt, daß man in Egypten aus dankbarer Hochachtung gegen die Jſis,

Königsden Otaheiten, nicht genug acht gegeben. Einzelne durch den Hawkesworth zerſtreuete Data ſcheinen ſich zuwiderſprechen, oder ſind wenigſtens ſo beſchaffen, daß ich ſie nicht zuſammen reimen kann. Darinn ſtimmen die Otaheiten mit den Negern, Caraiben, und allen Wilden von Amerika, die Weiber als Sclavinnen ſchätzen, und arbeiten laſſen, überein, daß ſie niemals in Geſellſchaft ihrer Weiber eſſen, und die letztern an eine ſolche Entfer-

---

Königinnen mehr als Könige ſchätzen, und den Weibern dieſes Landes die Herrſchaft über ihre Ehemänner überlaſſen habe, ja ſo gar in den Ehepacten abzutreten pflege. — Allein er hat hier, wie in unzähligen andern Stellen, die Wahrheit verſchönert, oder aus ſeinen Bemerkungen zu viel geſchloſſen. Weil die Weiber in Egypten (Herod. II. 35), wie in vielen morgenländiſchen Reichen, in Tunquin, im Königreiche Achim auf Sumatra (Tom. III. 160. Damp.) handelten, wechſelten, und Wirthſchaft trieben, während daß die Männer zu Hauſe ruhig arbeiteten: ſo ſchloß unſer Grieche, der hieran nicht gewohnt war, daß die Rechte und Vorzüge, wie die Beſchäfftigungen, von beyden Geſchlechtern gegen einander ausgetauſcht wären. Unterdeſſen ſehe man einige Nachrichten eines ſonderbaren Weiberregiments in Achim auf Sumatra (III. 171. 173 Damp.) wo ſtets eine alte Jungfer herrſcht, unter welcher aber zwolf Oronkeis, oder angeſehene Männer eigentlich regieren.

fernung gewohnt, durch alle Zuredungen der Engländer nicht bewogen werden konnten, dieſe ungeſellige Sitte zu beleidigen. Hieraus ſollte man ſchließen, daß die Weiber bey den Otaheiten in eben einem ſolchen Zuſtande der Dienſtbarkeit, wie bey allen übrigen rohen Völkern lebten. Auf der andern Seite aber treffen wir eine weibliche Königinn an, die zu einer gewiſſen Zeit Stämme beherrſchte, Liebhaber unterhielt, und eben ſo ſehr als ein männliches Haupt eines Stamms verehrt wurde. Dergleichen wird man bey allen Wilden, ſo wie die Ungebundenheit in ihrer Lebensart vergebens ſuchen. Alles dieß ſcheint wiederum einen Grad von Freiheit zu beweiſen, der dem Marianiſchen Weiberregimente nahe kommt.

Die ſo außerordentliche Aehnlichkeit in der Lebensart, den Sitten, Gewohnheiten, und Neigungen aller Südſeeinſulaner rührt aus der eben ſo großen Aehnlichkeit des Erdbodens, worauf ſie leben, der Luft, die ſie athmen, der Früchte und Lebensmittel, die ſie zu ſich nehmen, her. Alle oben genannte Inſeln haben Schweine, und Hüner, Cocosnüſſe und Brodfrucht, welche letztere Mendoza 1595. (S. 287. Hiſt. de Nav. aux terres Auſtr.) in den

Inſeln des Mendoza antraf, weitläuftig beſchrieb, und weiſes Eſſen (blanc manger) nannte. Dampier fand ſie gleichfalls (S. 377. Vol. I.) auf der Inſel Gnain, einer von den Marianen, und nannte ſie ſchon fruit a pain, bread fruit.

Ich will meine Bemerkungen, mit einigen Zweifeln über die in unſren Tagen ſo berühmte erſte Entdeckung der Inſel Otaheite ſchließen, die die Franzoſen, und Engländer ſich einander ſtreitig zu machen ſuchen. Wenn man die Geſchichte der Schiffarthen des 16. und 17. Jahrhunderts nur obenhin ſtudirt hat; ſo muß einen nothwendig der Gedanke aufſteigen, daß jene große Beſchiffer unbekannter Meere nicht ſo viel Lermens um einer einzigen kleinen Inſel willen gemacht hätten. Mendoza, und Mindanna im ſechzehnten, und Ferdinand de Quiros in 12 Jahrhundert, entdeckten unter demſelben Grade der Breite eine zahlloſe Menge von Inſeln von gleicher Größe, denen ſie freylich Namen gegeben haben, die aber in der Folge entweder vergeſſen, oder doch ungewiß geworden ſind. Beſonders ſind die Inſeln die der letztere 1606. auf ſeiner Südſeefarth antraf, Otaheite, und den angränzenden Eylanden an Lage, Früchten und Einwohnern ſo ähnlich, daß ich faſt überzeugt bin, dieſem einſichtsvollen Reiſenden gebühre im Anfange des 17 Jahrhunderts der Ruhm der erſten Entdeckung. Er ſchiffte von Lima aus zwiſchen dem 10. und 20. Grade ſüdlicher Breite, bis an die Küſten von Neuguinea. Man leſe in einem kurzen Auszuge (Hiſt. de Nav. aux terres Auſtr. I. S. 315. u. f.), was er von der Inſel des ſchönen Volks ſagt, die 13. Gr. ſüdlicher Breite lag, deren Einwohner vorzüglich ſchön und weiß waren, und eben die Früchte, Kleider u. Waffen hatten, die die Engländer und Franzoſen bey den Otaheiten entdeckten; vorzüglich fiel den Spaniern die Schönheit und Gefälligkeit der Wildinnen auf, die ihrem Geſtändniße nach, die Damen von Lima beſchämen würde. Eben ſo ſehr ſtimmt das, was er S. 321. von der Inſel **Taumago** (12. oder 13. Gr. ſüdl. Br.) und den Inſeln Nueſtra Sennore de Luze (14. Gr. ſüdl. Br. S. 325.) und deren Bewohnern ſagt, mit den Nachrichten der Engländer und Franzoſen von Otaheite überein, und ich glaube daher den Letztern kein Unrecht zu thun, wenn ich behaupte, daß Quiros unter den vielen Inſeln, die er in demſelben Grade der Breite, worinnen Otaheite liegt, fand, wahrſcheinlich auch dieſe jetzt durch ganz Europa bekannte Inſel geſehen, und beſchrieben habe.

IX.

Oratio de Philoſophia Ciceronis, eiusque in vniverſam Philoſophiam Meritis.

Quum mihi ante aliquot menſes Regis Clementiſſimi gratia munus Profeſſoris ordinarii demandatum ſit: officii ratio a me poſtulat, vt gratum tantique beneficii memorem animum publice teſter, ſimulque more maiorum de re quadam, ſtudiis meis accommodata, verba faciam. Cui officio, vt ſatisfaciam, Ciceronis philoſophandi rationem, eiusque in Philoſophiam merita breui oratione illuſtrare mihi propoſui, quam vt beneuolo animo accipiatis, etiam atque etiam rogo.

Neminem veſtrum ignorare arbitror, Auditores, Ciceronem omnium, quos Roma genuit, Philoſophorûm, maxime diuerſa, nec raro ſibi contraria doctiſſimorum hominum iudicia eſſe expertum. Plurimi, doctrinae atque ingenii gloria florentes viri, Ciceronis philoſophiam, ſummis laudibus in coelum efferre conati ſunt: iisdem eum diuini ingenii viribus, eadem dicendi copia, quibus olim in foro regnauerit, atque Romanae Eloquentiae parens dici meruerit grauiſſimas quoque, et ex intima philoſophia depromtas ſententias pertractaſſe iudicauerunt.

uerunt. Alii contra, iique minime contemnendi homines, Ciceronem paene e philoſophorum choro ſuſtulerunt. Nec hi quidem negant, beatam ingenii vbertatem, admirabilem induſtriam, immenſam lectionem Ciceroni adfuiſſe: vno denique ore profitentur, illum dicendi poteſtate, verborum delectu, et numeroſa compoſitione omnes, quotquot fuerunt, Romanorum Philoſophos longiſſime ſuperaſſe: ipſum tamen illud bene ornateque dicendi ſtudium, cui intemperantius indulſerit, in cauſa fuiſſe putant, quare minorem Philoſophi gloriam apud poſteros laboribus ſuis conſecutus ſit. Immodicae nempe oratoriae oſtentationi vnice tribuendum eſſe, quod verbis pondus, ſententiis grauitas, vniuerſae vero orationi auctoritas abſit. Tandem concludunt: Ciceronem eum non eſſe Philoſophum, qui iuuenibus, ad veram nec loquacem ſapientiam feſtinantibus exempli inſtar commendari poſſit et debeat.

Arduum ſane et audax negotium foret, adeo inter ſe pugnantia doctorum virorum iudicia conciliare, et ex iuſtis laudibus, et reprehenſionibus accuratam de Ciceronis in philoſophiam meritis ſententiam componere; ſi tantum mihi ſumerem, vt meo qualicunque iudicio ceteris omnibus liberam de tanto viro iudicandi poteſtatem eripere conarer. Iam dudum vero hoc mihi perſuaſum habui, non ſolum rem mali exempli, ſed arrogantis etiam ſibique nimium tribuentis animi indicium eſſe, ſi quis ex ſua ſententia magnorum virorum famam, et exiſtimationem pendere, atque ad hanc potiſſimum normam eorum merita exigere velit. Neque igitur, tum huius praecepti, tum virium, quas modicas in me eſſe ſentio, memor, meum de Ciceronis Philoſophia iudicium ita explicabo, quaſi ſolus veritatem perſpexerim, nec plura immortalis viri merita diligentiam, et qualecunque meum ingenium effugere potuiſſent.

Antequam vero ad ſingula Ciceronis in philoſophiam merita enarranda progrediar; non abs re erit, de temporibus, quibus prouidentia diuina naſci illum voluit, deque Imperii Romani ſtatu, qui illum excepit, pauca quaedam praemittere. In adultam igitur Romanae Reipublicae aetatem incidit Cicero, qua ad ſummum magnitudinis faſtigium euecta, totum fere terrarum orbem victoriis atque triumphis peragrauerat, atque ſibi ſola immani mole formidoloſa erat. Carthago, Numantia, Corinthus deleta: Aſia aut ſub iugum miſſa, aut in precariam populi Romani amicitiam recepta: Regnum Macedonicum cum Perſe euerſum: ipſa artium et ſcientiarum mater, Graecia, in prouinciae formam redacta erat: Aegypto, Galliis, et aliquot Aſiae nationibus exceptis, quae paulo poſt, viuo adhuc Cicerone, immenſo ciuitatis corpori, velut paruae acceſſiones adiungebantur, omnes quotquot terrarum orbem incolebant, humano cultu emollitae gentes properantibus ſatis ſub populi Romani dominatum, incredibile dictu, quam exiguo temporis interuallo, tractae erant. Omnia, quaecunque ad illud vſque tempus per ſaeculorum ſilentium florere, et adoleſcere, vel labefactata ſenſim declinare coeperant regna, vnius populi furore dicam, an animi magnitudine proſtrata iacebant. In omnium gentium ruinis ſuum imperium, in earum ſeruitute ſuam ipſe libertatem, foede mox diuendendam, erexerat.

Tantas, et tam ſubitas rerum conuerſiones fieri non poterat, quin maximae morum, artium, ſcientiarum viciſſitudines et migrationes conſequerentur. Neſcio vero, an deuictarum gentium vlla tam ſubito in aliam quaſi formam transmutata ſit, quam ipſe terrarum orbis victor, et moderator, populus Romanus. Omnes enim illae virtutes, bonae belli pacisque artes, quibus gens Romana vſque ad belli Punici ſecundi finem hoſtes debellauerat, debellatis iuſte et modice imperauerat, ſimul cum Carthagine, Corintho, et Numantia ſunditus deletae videbantur. Vna cum euerſarum vrbium ornamentis, exſtinctarum nationum ſpoliis, omnium denique terrarum diuitiis, ignota quoque, et inaudita ante vitia Romam, velut in ſentinam, confluebant, et cum propriis ſuperbe dominantium vitiis mixta, per omnes aetates, ſexus, ordines contagione quadam adeo repente diſſeminabantur, vt nepotes auis ſuis diſſimillimi, Reſpublica vero vniuerſa paucorum annorum interuallo alia exiſtere videretur. Non attinet dicere, quot virtutes nimia Romanorum felicitate exſtinctae, quot vitiorum, et ſcelerum nefandorum monſtra inde enata ſint, quum in hac morum corruptione florentiſſimi Rerum Romanarum ſcriptores, ingenium ſuum, et dicendi vim exercuerint. Illud tamen ſilentio praeterire non poſſum, artes atque ſcientias prope omnes pediſſequarum inſtar fortunam eſſe ſecutas, et ſimul cum vitiorum cateruis Romam, terrarum dominam, commigraſſe. Ab initiis enim ſaeculi, poſt Vrbem conditam, ſeptimi Graecae literae in hac vrbe non ſolum innoteſcere, verum etiam ob omnibus nobilium familiarum iuuenibus auidiſſime ediſci coeperunt: inprimis vero Graecorum Philoſophia tanto ardore accepta eſt, vt ea Romae potius, quam Athenis ſedem ſuam fixiſſe videretur. Ipſi Sapientiae Profeſſores adeo non defuerunt Romanorum deſideriis, vt potius, quanta poterant, feſtinatione in nobiliſſimorum virorum domos properarent, vbi in familiarium numerum recepti, ſumma cum dignitate, Romanarum victoriarum praemiis fruebantur.

Longum ſane agmen foret, ſi quis omnes omnium ſectarum Philoſophos enumerare vellet, qui poſt illa tempora, quibus Cato Carneadem cum ſociis vrbe et agro Romano non ſine ignominia expulerat, vel ſponte, vel illuſtrium virorum inuitatione illecti, Romam ſeſe contulerunt. Inter omnes conſtat, Scipiones, Laelios, Tuberones, Scaevolas, Catones, nobiliſſimos Graeciae Philoſophos ſecum habuiſſe, atque tum domi, tum foris, eorum conſiliis, et opera vſos eſſe: Lucullum vero, Aſiae, poſt Alexandrum, maximum victorem in ampliſſimis domibus totas Graecorum hominum catervas aluiſſe. Hac tanta Romanorum in perdiſcenda Philoſophia induſtria, et Graecorum in communicandis doctrinae diuitiis alacritate, id tandem effectum eſt, vt nemo ſibi liberaliter educatus, et politiore elegantia inſtructus videretur, niſi Graecorum ſapientum diſciplinas animo penitus imbibiſſet. Omnes igitur, quae Athenis florebant, philoſophorum familiae inter Romanos proceres fautores, adſtipulatores, et patronos inueniebant: quaedam etiam, quae in ipſa Graecia defierant, a ſummis Romanorum ingeniis in lucem reuocabantur.

Tametſi vero Graecorum litterae, et vniverſa philoſophia ex ipſis fontibus in Romanorum animos transfuſae eſſent, eadem tamen litterarum, quae diuitiarum ex omnibus terris direptarum, ratio erat: ab admodum paucis, iisque potentiſſimis poſſidebantur. Sola beatorum limina ſalutabat philoſophia: in horum domibus verſabatur: in eorum penetralia ex pauperum conſpectu recedebat: cetera vero Romanorum turba, quibus per Graeciam peregrinandi, aut Graecorum philoſophos magnis ſumtibus alendi poteſtatem fortuna denegauerat, eadem doctrinae, qua opum penuria premebantmebantur. Neque enim potentiores, qui philoſophiam, velut ſibi propriam, vindicauerant, operam dabant, vt ea ſenſim ad inferiores ordines deſcenderet, atque propagaretur. Aut ſibi et vitae philoſophabantur: aut ſi quid ſcriberent, Graecorum lingua vti ſolebant, ad omnes, quas animo concipiebant, notiones atque ſententias exprimendas, a pluribus retro ſaeculis elaborata. Graecorum igitur, eorumque linguae nimium amantes, ciues ſuos negligebant, et patrium ſermonem, velut horridum, et deſperatum, faſtidiebant. Maxima ergo Romanorum pars ſcientiarum atque Philoſophiae exſors: Romana vero lingua inculta, et Philoſophorum vſui inepta negligebatur.

In hoc Romanae litteraturae ſtatu Cicero omnium primus magno animi auſu ſibi proponebat, non ſolum Philoſophiam, quae adhuc in paucorum domibus incluſa fuerat, in forum, et populi frequentiam deducere, verum etiam patrium ſermonem excolere, et nouis, vbi opus eſſet, verbis ita augere, vt in philoſophorum notionibus accurate et luculenter declarandis, cum ipſa Graecorum lingua certare poſſet. Quod ad propoſitum vt eo certius perueniret, primum iuuenis Graecorum ſcripta totidem verbis latine reddere incepit, deinde adultiore et ſimili aetate, ex omnibus, quibus diuerſae Graecorum diſciplinae conſtabant, partibus grauiſſimas materias ſelegit, quas eodem ordine eadem argumentorum ſerie, et coagmentatione explicaret, qua Graecorum philoſophorum principes de iisdem quaeſtionibus differere ſolebant. Vix dici poteſt, quantas difficultates in hoc negotio, tum perficiendo, tum ciuibus ſuis commendando Cicero inuenerit, et omnium feliciſſime ſuperauerit. Plures enim philoſophiae ſtudium tanquam ipſius auctoritate indignum improbabant: longe maior pars Ciceronis inceptum, Graecorum Philoſophiam latino ſermone pertractandi, tanquam prorſus inutile reiiciebant: eruditos nempe ex ipſis fontibus doctrinam petituros, indoctos vero ne latina quidem curaturos eſſe. His falſis criminationibus et terroribus egeſtas patriae linguae, omni fere verborum apparatu deſtitutae, accedebat. Neque tamen Cicero aut ciuium faſtidio, aut Romanae linguae penuria ab incepto ſuo dimoueri potuit. Vanas, quas memoraui, opiniones cuiuſuis fere libri initio refellebat; modo hanc, modo illam philoſophiae partem attingebat: et tandem nouis rebus noua no-

nomina

mina imponendo, vetera et obſoleta reuocando, trita vel dilatando, vel anguſtioribus terminis coërcendo, eo rem perduxit, vt omnium ſectarum philoſophi, Romanorum lingua vtentes, de omnibus cuiuis diſciplinae propriis quaeſtionibus, eadem fere perſpicuitate et elegantia diſputare poſſent, quam Graeca, omnium linguarum copioſiſſima, praeſtabat. Hac ratione Cicero fructus, quos cultoribus ſuis Philoſophia praebet, cum iis quoque, qui Graeca neſciebant, communicauit: plures praeterea doctos homines tum exemplo ſuo, tum adhortationibus accendit, vt eodem modo de ciuibus ſuis bene mererentur: et horum denique auxilio, ſua tamen potiſſimum induſtria, tantum effecit, vt Romanorum lingua, ad philoſophorum meditationes illuſtrandas nunquam ante adhibita, omnibus numeris perficeretur.

Si horum laborum tum magnitudinem, tum difficultatem animo mecum reputo, et ab hac cogitatione ad illam alteram tranſeo, quantum, quamque fructuoſum negotium ſit, inferiores populi ordines non ſolum vtiliſſimis doctrinis, verum etiam nouarum rerum nouis nominibus locupletare: non poſſum non ſaepius dubitare, an adeo magnus philoſophorum numerus ſit, quorum merita cum Ciceronis meritis comparari queant. Haec ſaltem affirmare auſim, eos, qui de Cicerone minus honorifice ſenſerunt, et adhuc ſentiunt, cum eo in gratiam redituros eſſe, ſi magna illa beneficia, quae, tum peruulganda Philoſophia, tum patrio ſermone locupletando, in ciues ſuos contulit, omnia ſigillatim enarrare, longinquitas temporum, et ſcriptorum incuria pateretur. Quum vero plurima fructuum, quos Romani ex Ciceronis ſcriptis perceperunt, veſtigia aetas deleuerit: hoc ſaltem nobis, quos ad tuendam ipſius gloriam gratus animus excitauit, relictum eſt, vt tanti viri labores cum aliorum induſtria conferamus, et ex hac comparatione coniectando aſſequamur, quantum vniuerſa Philoſophia, quantum gens Romana, quantum omnes denique aetates et nationes (quae ab illa philoſophiam per manus traditam acceperunt) Ciceroni debeant.

Recens adhuc memoria eſt ſqualidae illius, et foedae barbariei, qua philoſophia, et patria lingua per vniuerſam Germaniam oppreſſae erant; in oculis paene noſtris egregii viri verſantur, quorum opera philoſophia compedibus, quibus vincta tenebatur, patrius ſermo ſordibus, quibus deformatus erat, liberatus eſt: omnium denique animi ad eorum nomina excitantur, qui philoſophiam ex ſcholarum carceribus, in quibus putidorum hominum digladiationibus miſere vexabatur, extraxerunt, atque de rebus tum humanis, tum diuinis pure atque ornate ciuium ſuorum lingua ſcribere conati ſunt. Multum quidem abeſt, vt difficile, et impeditum negotium, quod tot, tantique viri aggreſſi ſunt, perfectum prorſus et conſummatum ſit: neque enim lingua noſtra adeo tenera et flexibilis eſt, vt quocunque eam ducas, ſequatur: neque adeo copioſa, vt omnium philoſophorum, tum veterum, tum recentiorum cogitata ea exprimere poſſis: ſed inchoato etiam opere ni immortalitatem, ſaltem omnium, qui litteris bene volunt, gratiam meruerunt. Arduum vero hocce opus, quod tot ingenio, et varia doctrina inſtructi viri incipere tantum potuerunt, vnus Cicero non ſolum exorſus eſt, verum etiam perfecit. Poſteris enim, qui ad philoſophiae ſtudium ſeſe accingentes, caſte et latine loqui volebant, omnem fere, noua verba inueniendi, gloriam ita praeripuerat, vt inuentis eius grato animo vti, ipſis tantum relictum eſſet.

Neminem tamen credo, tam difficultates, quam vtilitates, cum his laboribus coniunctas, magis Cicerone ipſo, ſenſiſſe, atque peruidiſſe. Quemuis enim librum ab incepti ſui magnitudine, et commendatione exorditur: ad quamvis materiam, hisce veluti communibus locis, aditum ſibi parat: Philoſophiae hactenus Romae peregrinanti a ſe ciuitatem quaſi datam, ciues vero laboribus ſuis non ſolum rerum, verum etiam verborum copia auctos eſſe. Vellem equidem, vir ceteroquin magnus, in meritorum ſuorum oſtentatione parcior fuiſſet: neque tamen puto, illum in hac occaſione nimis de ſe gloriatum eſſe, eiusque merita verborum magnificentia ſuperari. Laudes vero, quas Cicero tanquam debita laborum praemia antecapiebat eo lubentius, quiuis de natura humana benigne ſentiens ipſi condonabit, quo magis perpendit, illum forſan omnium, quotquot tunc temporis florebant, Romanorum principum vnicum fuiſſe, qui huic negotio conſummando ſuffecerit. Plures erant, qui cum Cicerone de Latini ſermonis puritate, et numeroſa orationis compoſitione certabant: vnus vero et alter, a quo ſeſe ſermonis elegantia, et feſtiuitate ſuperari ipſe fatebatur: nemo vero tunc temporis, quod magnorum ingeniorum feraciſſimum erat, exiſtebat, qui vniuerſam Philoſophiam tanto ſtudio pertractaſſet, quemque omnes tanto conſenſu patriae linguae iudicem et arbitrum conſtituerent. Non immerito itaque dubitari poteſt, an ex omnibus Ciceronis aemulis vllus ea fuerit auctoritate, qua opus erat, ne ampla nouorum et inuſitatorum verborum ſupellex a ſuperbis Romanorum auribus faſtidiretur. Ciceroni vero nihil eiusmodi metuendum erat, quum omnibus doctis atque indoctis, de penitus ab ipſo perſpecta Romanae linguae indole adeo perſuaſum eſſet, vt nemo recuſaret noua vocabula velut pura et proba recipere, modo a Ciceronis ingenio profecta eſſent.

Hactenus ea, qua potui, breuitate beneficia expoſui, quibus Cicero ciues ſuos ſibi obſtrinxit: reliquum eſt, vt eodem modo perſequar, quantum inſequentium aetatum homines, quantum nosmet ipſi, tot ſaeculis ab ipſo diſtantes, egregio viro debeamus.

Licet Cicero ab illo inde tempore, quo primum ad Rempublicam acceſſerat, cauſarum defenſionibus, amicitiis et clientelis tuendis, inimicitiis aut exercendis, aut propulſandis, ampliſſimis denique muneribus adminiſtrandis occupatus eſſet: adeo infinitam tamen doctrinae et lectionis copiam ſibi comparauit, vt per totam vitam litterarum ſtudiis deditus fuiſſe videri queat. Nos quidem, qui omnem aetatem per doctum otium tranſigimus, non poſſumus non, aut rubore ſuffundi, aut animos demittere, ſi eruditionis gloria ab illo nos ſuperari animaduertimus, qui Muſarum ſedes, et Philoſophorum gymnaſia per ea tantum intervalla frequentabat, quibus ex negotiorum fluctibus, aut perturbatae reipublicae procellis, illuc quaſi in portum ſeſe recipere poterat. Pauculos illos vel dies, vel menſes, quos ſutenſibus operis ſurripere ipſi dabatur, laudabili temporis auaritia in illa animi laxamenta impendebat, quae maxima hominum pars veluti grauiſſimos labores refugere ſolet. In villam nempe ex vrbis ſtrepitu recedens totum ſeſe in bibliothecam, omni librorum genere inſtructam, abdebat, tantaque auiditate veterum monumenta peruoluebat, vt de Cicerone rectius dici potuiſſet, quod ipſe de Catone praedicabat, illum libris helluatum eſſe. Nullus Graecorum et Romanorum ſiue poëtarum, ſiue philoſophorum, ſiue hiſtoriae ſcriptorum intactus illi manſit: philoſophorum inprimis ſcripta adeo ardenti ſtudio conquiſiuit, vt ego ſaltem neminem ex omnibus Philoſophiae Graecae aetatibus appellare audeam, quem Cicero non viderit, legerit, pernouerit. Neque tamen legendi voluptati adeo indulgebat, vt lecta memoriae mandaſſe contentus, nihil eorum, quae inuenerat, vel ipſe cogitauerat, litteris conſignaret; verum potius otium inter legendum et ſcribendum tam aequabiliter diuidebat, vt nihil memoratu dignum legeret, quin illud ſuo tempore, proprio iudicio adiuncto, ciuium ſuorum lingua redderet, et explicaret. Huic incredibili Ciceronis in ſcribendo et legendo induſtriae vnice debemus, quod multas Graecarum diſciplinarum partes, quas ſine Ciceronis auxilio aut prorſus ignoraremus, aut mutilatas haberemus, vel vniuerſas iterum ex eius ſcriptis eruere, vel laceratas reſtituere queamus. Nuſquam enim Cicero nuda Philoſophorum decreta, ſine ordine, et verborum perſpicuitate lectoribus ſuis propinat: verum ſententias veterum omni argumentorum robore ſuffultas ita tradit, vt non ſolum, quid ſenſerint, ſed quibus ex rationibus ſenſerint, perſpicere poſſis.

Ne vero de Cicerone nimis praedicaſſe videar, pauca tantum capita breuiter adducam, ex quibus patebit, illum multarum diſciplinarum ſeruatorem, et vindicem iure appellari poſſe. Omnia veteris Academiae, ſiue Platonis ſucceſſorum monumenta, hominum ſiue negligentia, ſiue barbarie prorſus exſtincta ſunt; fragmenta vero, quae in aliis ſcriptoribus occurrunt, adeo pauca, obſcura, et minus cohaerentia ſunt, vt earum ope ne ſuſpicari quidem tam illuſtrium virorum ſententias poſſis. Cicero vero quarto et quinto de Finibus libro omnem veteris Academiae philoſophandi rationem ita pertractauit, vt hiſce libris deſiderium tanta iactura excitatum, leuari quodammodo queat. Nihil porro de Antiochi, nobiliſſimi Stoicorum Philoſophi inſtitutione, nihil de ſingulari illius, res nouas moliendi ſtudio, ſciremus, niſi Cicero Academicarum Quaeſtionum primo diſciplinam eius, qua Stoica, Platonica, et Peripatetica miſcebat magis, quam copulabat, et argumenta, quibus contra recentiores Academicos pugnabat, accurate expoſuiſſet. Carneades denique et ſubtiliſſimae eius diſputationes contra Stoicorum de Diis et Fato ſententias aeterna nocte oppreſſae iacerent, niſi Cicero diuini huius ingenii inuenta, et rationum concluſiones in libris de Natura Deorum, de Diuinatione et Fato ab interitu vindicaſſet. Ceterorum Graeciae Philoſophorum differendi rationes, dogmata et diſciplinas ſine Cicerone non prorſus quidem ignoraremus, neque tamen vlla eſt, quae ex eius ſcriptis, quoad ſententiarum ordinem, et aptam argumentorum diſpoſitionem emendari, et illuſtrari nequeat. Quid Stoici de Mundo, et Prouidentia ſenſerint: qualis Chryſippi de Fato, omnium vero Stoicorum de animi Perturbationibus, et Officiis ſententia fuerit, ex aliis etiam fontibus declarari poſſet: vehementer tamen dubito, an ſine Ciceronis libris illa, quam Cicero ſaepius in Stoicis miratur, ſententiarum coagmentatio, et quibus ſingula quaeque confirmare conati ſunt, argumenta ex ipſis Epicteti, Senecae, et Antonini, Commentariis inueniri poſſent. Idem quoque de multis Epicureorum diſciplinae partibus affirmari poteſt: de Diis ſaltem doctrinam neque Epicurus ipſe, neque Lucretius tam clare et perſpicue explanauit, quam Cicero in primo de Natura Deorum libro. Praeter vniuerſas vero Philoſophiae inſtitutiones, et magnas earum partes, quae ex Cicerone vel peti, vel illuſtrari poſſunt, innumera adhuc omnium Philoſophorum ſingula minoris argumenti dogmata ſunt, quae alibi vel fruſtra quaeruntur, vel ſine Ciceronis teſtimoniis intelligi nequeunt. Quae, ſi ſingulatim exponere, et in vnum corpus colligere vellem; nec finem, nec exitum mea inveniret oratio. Ex iis vero, quae hactenus attuli, illud meo iure concludere arbitror: Ciceronem tum fideliſſimum, tum locupletiſſimum antiquae Philoſophiae auctorem eſſe: ex illius, quamuis miſere laceratis, ſcriptis omnium fere diſciplinarum aedificia exſtrui poſſe: ſine eo vero disiectas veteris ſapientiae tabulas nunquam in vnum et continuum corpus potuiſſe componi.

Ciceronis igitur ſcripta a quouis liberaliter erudito diligenter peruoluenda eſſent, ſi nullum aliud, quam fidelis hiſtorici munus expleviſſet: quanto maiore animi ardore omnibus, qui aut docti eſſe, aut videri volunt, ad illum accedendum eſt, quum inueniendi vis et recte de rebus iudicandi poteſtas, a nemine melius alatur, et acuatur. In omnibus nimirum libris Socraticum diſſerendi morem ſequens, ab vna parte ſententias, et quibus nituntur rationes, ſumma arte diſponit: his vero ita diſpoſitis, contrarias opiniones, eorumque argumenta ita in aciem educit, vt quiuis ex earum conflictu, quid in vtraque parte parum firmum, quid veriſimilius ſit, facile intelligere poſſit. Nullo enim vitae tempore Cicero vni ſe diſciplinae conſtringendum dederat, neque certis et deſtinatis ſententiis totum ſeſe adeo dedicauerat, vt etiam, quae non probaret, conſtantiae cauſa defendere cogeretur: verum potius ſine partium ſtudiis omnium aetatum opiniones ita percurrebat, vt quidquid ad veritatem maxime ipſi accedere videbatur, ſequeretur. Hoc philoſophandi et diſſerendi more eam tandem animi moderationem conſecutus erat, vt in recenſendis aliorum ſententiis nunquam ſubdole, et ex inſidiis, rationum concluſiones infringeret, quo facilius refutari poſſent. Nemo in exponendis Philoſophorum opinionibus fidelior, in refellendis acrior et fidelior, in diſputando magis ſuus. Cicerone igitur duce non ſolum diſcimus, quid ſtatuerint veteres Graecorum Philoſophi, verum etiam in quibus ab omnibus peccatum ſit: quid nimis ab illis vel affirmatum, vel negatum ſit: aſſueſcimus denique, et ſine iracundia refellere, et ſine pertinacia refelli.

Multi ſunt, qui Ciceronem per omnem vitam eam philoſophandi rationem ſecutum eſſe putent, quam, poſt Pyrrhonem, Arceſilas inter Graecos inſtituerat, qua omnis veri certa comprehenſio, et veri, falſique regula prorſus tollebatur. Negari quidem non poteſt, Ciceronem in Lucullo nouae Academiae fautorem ſeſe profiteri; in multis vero aliis ſcriptorum ſuorum locis ſaepius illam repetere confeſſionem: nullam ſe certam diſciplinae formam ſequi, neque aliquid ita fixum ratumque habere, quin illud falſum eſſe poſſe exiſtimet. His vero non obſtantibus, ex ſcriptis eius probari poteſt, illum Academicae philoſophandi rationis non ſemper memorem, ſententias quasdam ita adoptaſſe, quaſi veri aliquid percipi et comprehendi poſſit: alias contra ita repudiaſſe, vt illum non omne veri et falſi diſcrimen ſuſtuliſſe appareat. Nulla certe philoſophorum familia erat, quae vniuerſam ipſi diſciplinam probaſſet; admodum tamen paucae relinquebantur, quarum opiniones ad vnum omnes veluti anilia commenta abieciſſet. Stoicos in omnibus fere libris laceſſit, eorumque decreta non ſolum rationibus, verum etiam amaris ſalibus, et iocorum petulantia oppugnat: et nihilo tamen ſecius Stoicorum enunciationum contextum, et virile doctrinae robur ita admirabatur, vt illos in praeclaris de Officiis libris ſequeretur. Moralem vero Philoſophiae partem, qualem veteris Academiae Doctores elaborauerant, tanta animi contentione explanat, et omnium maxime humanae naturae accommodatam eſſe praedicat, vt in quarto et quinto de Finibus libro omnium de aſſenſus retentione praeceptorum oblitus eſſe videatur. Vni vero Epicuro, vel eius potius diſciplinae inimicior erat: Illius de Diis opinionem grauiſſimis rationibus et acerba vrbanitate deridendam propinat: de bonorum vltimo vero ſententiam tam validis argumentis, tanta animi commotione, tam admirabili denique eloquentia euertit, vt vel virtutem ſe ipſam defendiſſe, vel Ciceronem ſe ipſum ſuperaſſe dici poſſet. Recte igitur, ſi quid video, ii iudicant, qui Ciceronem interdum ab Arceſila et Carneade ad antiquiores Philoſophos, qui de veritatis inuentione non prorſus deſperauerant, deſciuiſſe arbitrantur.

Quum igitur Cicero laboribus ſuis, et praeclaris in Philoſophiam meritis maxima non ſolum in ciues, verum etiam in poſteros beneficia contulerit; optandum fuiſſet, illum ipſum quoque ex Philoſophiae ſtudio omnes eas vtilitates percepiſſe, quas ſuis illam cultoribus praeſtare, ſancto eius numine afflatus, ſplendida ſaepius oratione praedicat. Nunquam vero eo animo in perdiſcenda Philoſophia operam collocauit Cicero, vt eam vitae ducem ſequeretur, atque ad diuinae huius praeceptricis leges, naturam, mores, et actiones componeret. Iuuenis eam tanquam eloquentiae miniſtram amplectebatur, quae arma ipſi ſuppeditare poſſet, quibus adverſarios, hiſce ſubſidiis deſtitutos, proſternere valeret: Senex vero in Tuſculanum ſuum eiectus propterea ad illam recurrebat, quod in ipſa dulce curarum lenimen, ſuauiſſimam otii oblectationem, et eloquentiae, quam nunquam deſerebat, altricem inuenire ſperaret. Ex hoc peruerſo Philoſophiae ſtudio, omnia fere vitia fluxerunt, quae intelligentes, nec partium ſtudio abrepti viri, in eius philoſophandi ratione, et commentariis iure reprehenderunt. Inde deſultoria illa leuitas, qua nunquam ſibi ſimilis,

lis, eosdem viros, eadem decreta, easdem diſciplinas omnibus modo laudum titulis ornabat, modo proterua dicacitate traducebat. Transfugae inſtar ex veteri Academia in novam, e Lyceo in Stoicorum caſtra tranſiliebat, quod nunquam feciſſet, niſi ſcientiae et oſtentandae facundiae magis, quam vitae philoſophatus eſſet. Ex iisdem cauſis Stoicorum et Epicureorum contemtus, Academicorum et Peripateticorum exiſtimatio deriuanda eſt: illos velut horridos et incultos refugiebat, horum vero doctrinam et libros omnium maxime amabat, quod Philoſophiam verborum ornatu illuſtriorem reddidiſſent. Quum igitur Cicero minus curaret ea, quae ipſe ſentiret, luculenter explicare, quam in quauis ſententia, in quam forte inciderat, dicendi vim experiri: non poterat non fieri, quin grauitas illa et auctoritas, quae intimos ſenſus noſtros percellit, ipſius orationi detraheretur. Doctiores igitur, facundiores, in iudicando, et inueniendo perſpicaciores, raro vero meliores, et animo commutati a Ciceronis lectione reuertimur.

Neque tamen diſſimulandum eſt, haec, quae memoraui, vitia, non eodem modo in omnibus Ciceronis libris reperiri, et propterea quoque de iis eadem ratione iudicari non poſſe. Eo maius enim Ciceronis commentariis pretium ſtatuendum eſſe exiſtimo, quo certiores ſumus, eum ex animi ſententia ea, quae ipſe pro veris habuerit, defendiſſe; quae falſa iudicauerit, oppugnaſſe: minori vero aeſtimatione digni ſunt ii libri, quos vel ad otium fallendum, vel ad facundiam oſtentandam compoſuit. Longe igitur optimi, quinque de Finibus bonorum et malorum, Academicarum item Quaeſtionum, de Officiis et Diuinatione Libri habendi ſunt, propterea, quod in his ſaepiſſime vera animi ſui ſenſa explanauit. His ſuccedunt de Natura Deorum Commentarii, quique mutilatus ad nos peruenit, de Fato libellus, qui admirabili acumine, et rara facundia ſeſe commendant, plura tamen continent, quae Ciceronem ipſum non probaſſe, veriſimile eſt. Frigidiores vero, et pro ſenilibus tantum declamationibus reputandae ſunt illae Quaeſtiones, de quibus in Tuſculano ſuo diſputauit, de Amicitia et Senectute Commentationes, denique Paradoxa, in quibus omnibus ſimulato ardore talium decretorum defenſorem agit, quae alibi prorſus, vel maxima ſaltem ex parte, ipſe repudiauerat.

Quod ſi igitur cauſas, quibus commotus Cicero philoſophiae ſtudio ſeſe tradidit, recte perpendimus, deſinemus tandem mirari, quare Ciceronis animus, indoles et mores immenſa, quam ſibi comparauerat, doctrina, aut nihil, aut parum tantum emendati fuerint. Nullum tamen ex omnibus, quotquot tunc temporis florebant, Romanis fuiſſe exiſtimo, qui Philoſophiae auxiliis, et ea, quam aegris mentibus adhibet, medicina, magis, quam ipſe Cicero indiguiſſet. Licet enim natura maximas INGENII vires, quas vnquam homini largita eſt, in Ciceronem ſolum prodigalitate quadam cumulaſſet;

in ANIMI contra dotibus, atque virtutibus Ciceroni diſtribuendis eo parcior, et auarior fuiſſe videtur. ANIMVM Cicero acceperat, INGENIO minime parem, omnibus fere morbis oppreſſum, ita denique infirmum et debilem, vt ne ad vitia quidem roborari poſſet. Tota ipſius vitae hiſtoria teſtatur, illum in amicitiis leuem, erga inimicos vero, ob eandem animi imbecillitatem durum fuiſſe: modo harum, modo illarum partium illis ſemper ſeſe adiunxiſſe, a quibus minime metuendum, plurimum vero ſperandum erat: in ſecundis praeterea rebus tumentem, ventoſum, aliorum miſeriis inſultantem; in aduerſis vero deiectum, et, nulla dignitatis ratione habita, flagitioſe ſupplicem. Longa exemplorum enumeratione facile ſuperſedere poſſum, modo breuiter commemorem, quam foede exilium pertulerit, quam pudendis eiulatibus Tulliolae ſuae exceſſum proſecutus ſit, quanta denique vel gregario milite indigna trepidatione, mente quaſi et ſenſibus alienatus, appropinquantem mortem, ſenex, in deploratiſſimo Reipublicae ſtatu, effugere conatus ſit. Ea tandem vanitas et iactantia Ciceroni inerat, vt vaniſſimorum hominum princeps iure appellari queat. Non ſolum Orator et Philoſophus, verum etiam Imperator et Poëta ſummus haberi cupiebat: ſe Parentem patriae, totius Italiae humeris exſulem reportatum eſſe, praedicabat: ſe Conſule Romam natam, ſeruatam, et ab interitu vindicatam eſſe: ſe togatum maiora perfeciſſe, quam omnes, qui pro ſalute, libertate, et imperio populi

Romani dimicaſſent, armatos imperatores, impudentiſſime et moleſtiſſime gloriabatur. Quam parum Cicero in conſectanda gloriola pudoris et verecundiae rationem habuerit, nulla re magis declaratur, quam foeda illa ad Lucceium amicum ſuum, et Hiſtoriae ſcriptorem, Epiſtola (V. 11.) Hunc impenſiſſime rogat, vt ſe ſuasque actiones ornet, et vehementius quidem ornet, quam ipſe ſentiat; neque flagitare illum pudet, vt in ipſius gratiam illas hiſtoriae leges prodat, quas Lucceius in operis ſui prooemio ipſe ſibi ſanxiſſet, et religioſiſſime ſeruare promiſiſſet. Incredibile prorſus vanitatis exemplum, niſi ipſe impudentiae ſuae teſtis ſcriptum illud nobis reliquiſſet. — Si quis, poſt tot, tantosque animi morbos et vitia, Ciceronis virtutes, vel virtutum ſimulacra quaerere vellet; nullas credo, praeter ſincerum amorem, inueniret, quo nobilitatis, et patriae ſalutem amplectebatur. Pro Reipublicae vero incolumitate tot, tantaque pericula ſuſceperat, vt, qua laborabat vanitate, non poſſet non eam tanquam filiolam exoſculari. Deploranda ſane in Cicerone humana fragilitas, quem neque ingenii diuini magnitudo, neque exquiſitiſſimae doctrinae copia aduerſus animi vel prauitatem, vel imbecillitatem tueri potuerunt!

Druck-

Druckfehler.

S. 1. glücklichen l. glücklichern. S. 6. vor den l. vor denen. Ebend. Syrien l. Syene. S. 10. worden l. wurden. S. 19. ſtatt alter l. edler. S. 24. kannte l. konnte. Ebend. φλυαρον l. φαυλον. S. 29. ſowohl deleatur. S. 34. unten, hinter Stoff der. S. 36. nemlich l. endlich. S. 37. mit theilbarem l. dem theilbaren u. ſ. w. S. 40. ακοσμα l. ακοσμια. S. 41. die durch Gott l. der d. G. Ebend. hatten l. haben. S. 44. Vorausſehung l. Vorausſetzung. S. 49. von l. vor. S. 55. gewonnen l. gewann. S. 59. derſelben l. der. S. 64. hinter ſo ähnlichen — Griechen. S. 65. Philoſophen l. Philoſophie. S. 76. ſtatt 2mal hatten — hätten. S. 90. ſtatt bewährte l. berühmte. S. 98. Harmalius l. Harmodius. S. 112. Raubs l. Ränke.

Vermiſchte
Philoſophiſche
Schriften

von

Chriſtoph Meiners,
Profeſſor der Weltweisheit in Göttingen.

Zweyter Theil.

Leipzig, 1776.
in der Weygandſchen Buchhandlung.

I.

Pſychologiſches Fragment über die Verſchiedenheiten des innern Bewußſeyns.

Wenn man nicht auf ſchlummernde, oder noch zu entwickelnde Fähigkeiten, ſondern auf den wirklichen Gebrauch, und die Aeuſerungen thätiger Kräfte ſieht; ſo ſind Menſchen nicht ſo ſehr von allen, ihnen untergeordneten Thieren, die vollkommenſten Individua unſers Geſchlechts nicht ſo ſehr von den verworfenſten Ungeheuern an Leib und Seele verſchieden, als derſelbige Menſch zu verſchiedenen Zeiten von ſich ſelbſt verſchieden iſt.

Wenn wir uns Shakeſpear und Newton in den glücklichen Stunden vorſtellen, in welchen die Anſtrengung der Organen der Einbildungskraft, und des Verſtandes einer Fieberhitze gleich kam, in den Augenblicken, wo jener entfernte Gegenſtände durch die geſpannte Phantaſie lebhafter wahrnahm, als andre Menſchen ſie mit ihren leiblichen Augen ſehen, und die kleinſten Bewegungen der geheimſten Fibern unſers Herzens mit eben dem Geiſte durchdrang, womit dieſer die innerſten Triebfedern der ihm ſich offenbahrenden Natur entdeckte: — und dann wiederum eben dieſe Göttergleichen Männer uns in dem Todesſchlummer einer tiefen Ohnmacht, oder der paralytiſchen Betäubung eines traumloſen Schlafes denken; ſo müſſen wir nothwendig über den wunderbaren Bau, und die unergründliche Zuſammenſetzung des geheimnißvollen Geſchöpfes, des Menſchen, erſtaunen, der in dem kurzen Raume weniger Augenblicke bald ganze Welten umfaßt, und bald nicht einmal den kleinen Fleck wahrnimmt, den ſein erſtarrender, oder aufgelöſter Körper drückt.

Im Menſchen ſind nur wenige, oder gar keine Organen, die ein nie ruhendes Principium von Selbſtbewegung in unaufhörlicher Thätigkeit unterhielte; wenige Kräfte, und Triebfedern, die, ohne Erſchöpfung zu leiden, niemals aufhörten geſpannt zu ſeyn: wenigſtens ſind diejenigen Werkzeuge, wodurch wir empfinden, und durch deren Vermittelung wir denken, in einem ſteten Uebergange von Arbeit zur Ruhe, und von der Ruhe zur Arbeit: ſie verlieren während der Anſtrengung immer mehr Theile und Kräfte, als ſie erſetzt erhalten, und brauchen daher nothwendig Augenblicke der Ruhe, um ergänzt, oder erſetzt zu werden. Nerven, die ſtets empfänden, würden bald gefühllos werden, und Fibern, die eine ununterbrochene Meditation ſtets geſpannt erhielte, würden bald anfangen, ihre Dienſte zu verſagen. Der gröſste Geiſt muß ſich daher durch einen Zuſtand von Gefühlloſigkeit, und Nichtdenken zur Fähigkeit lebhaft zu empfinden, und glücklich zu denken vorbereiten, und zu gewiſſen Zeiten in den Zuſtand einer Pflanze oder eines Embryo zurückkehren, wenn er nachher der Vorzüge des Menſchen im vollen Maaße genieſsen will.

Alle Menſchen ohne Ausnahme (und was vom Menſchen gilt, gilt wahrſcheinlich von allen übrigen Thieren) fallen daher nach den weiſen Einrichtungen der nicht blos ſchaffenden, ſondern auch erhaltenden Natur, in ſolche Zuſtände, in welchen alle äuſere und innere Sinne ruhen, und die unmittelbaren Werkzeuge der Seele ihre angewieſene Geſchäfte ausſetzen: in Zuſtände, in welchen wir durch keinen äuſern Sinn ſolche Eindrücke erhalten, deren Gegenwart wir wahrnähmen, keine Seelenkraft auf eine ſo merkliche Art äuſern, daß wir uns ihrer Wirkſamkeit bewußt würden; wo der ganze Menſch alſo weder empfindet, noch erinnert, weder Begriffe abzieht, noch verbindet, weder verlangt, noch verabſcheut, wo er endlich nicht weiß, daß er iſt und war: und weder ſich ſelbſt, noch die ihn umgebende Gegenſtände, oder die ehemals mit ihm vorgegangenen Veränderungen kennt.

Dieſen Zuſtand nennt man den Verluſt, oder die gänzliche Beraubung des Bewußtſeyn unſerer ſelbſt: er kann ſo wenig für den Menſchen, als irgend ein andres denkendes Weſen ein gewöhnlicher Zuſtand, ſondern nur ein Zuſtand der Erholung ſeyn. Je mehr der Menſch bey zunehmender Cultur die Empfindlichkeit der Nerven erhöht, je öfterer, und beſſer er ſeine Kräfte anſpannt und entwickelt; deſto ſeltener verſinkt er in dieſen dem Tode, oder der gänzlichen Auflöſung unſers Körpers am meiſten verwandten Zuſtand. Der aufgeklärte, tiefdenkende Geſellſchafter, der die ſichtbaren Theile ſeines Körpers zu ſelten und wenig, und die unſichtbaren hingegen zu häufig und unmäßig braucht, deſſen Empfindlichkeit alſo vorzüglich aus Nervenſchwäche entſteht, kommt meiſtens, ſo lange er geſund iſt, dem beſchriebenen Zuſtande nur in unendlichen, oder wenigſtens unbeſtimmlichen Annäherungen entgegen, ohne wirklich in ihn über zu gehen. Unſer Schlaf iſt gewöhnlich nur leichter Schlummer, den die ſchwächſten von auſen her kommende Eindrücke vertreiben können, oder der auch, wenn er recht tief iſt, weniger durch die Ruhe der äuſern Sinne, als durch die auſerordentliche Lebhaftigkeit der innern Seelenorganen erzeugt wird. Unter den edlen Ständen unſerer Geſellſchaften finden ſich nur ſehr wenige Perſonen, die des Glücks eines traumloſen Schlafs genöſſen; gewöhnlich arbeitet, wenn unſere äuſere Sinne, auch gegen uns bemerkbare, Eindrücke der ſie umgebenden Gegenſtände, verſchloſſen ſind, die Phantaſie, oder irgend eine andere Seelenkraft, und meiſtens um deſto heftiger, je mehr die Gefühlloſigkeit der, an der Oberfläche des Körpers liegenden Nerven zunimmt. Viel häufiger und länger ſinken Kinder, Wilde und Wilden ähnliche Mitglieder bürgerlicher Geſellſchaften in die heilſame Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, ihres gegenwärtigen und vergangenen Zuſtandes, während welcher die Natur im ſtillen, und ohne unſer Zuthun zur Erhaltung oder Stärkung des ganzen Individuums beſchäftiget iſt.

Aus dieſem gänzlichen Nichtbewußtſeyn, erwacht der Menſch zu einem Zuſtande, in dem man unbeſchreiblich viele Grade wahrnimmt. Man kann dieſe ſteigenden und fallenden Grade des Wachens ſo wenig als in andern Fällen, wo etwas auf eine unmerkliche Art ab und zunimmt, aufzählen, und durch beſtimmte Ausdrücke von einander unterſcheiden; unterdeſſen laſſen ſich doch die ſehr merklichen Abweichungen des Zuſtandes, den wir Wachen nennen, wahrnehmen, und durch Wörter, die in unſerer Sprache vorräthig, oder nicht genug beſtimmt waren, fixiren.

Wenn wir entweder durch einen, oder mehrere äuſere Sinnen einen oder mehrere Eindrücke zu gleicher Zeit erhalten, die ſo beſchaffen ſind, daß wir ſelbſt ihre Gegenwart wahrnehmen; — oder, wenn wir eine oder mehrere unſerer Seelenkräfte auf eine uns ſelbſt ſo merkliche Art üben, daß wir ſelbſt wiſſen, daß wir thätig ſind: wenn wir alſo die Ueberbleibſel ehemaliger Eindrücke, die man Ideen, Begriffe, Vorſtellungen, Bilder, nennt, zurückrufen, unter einander verbinden, und allgemein machen; nach ihnen, oder gegenwärtigen Eindrücken, Gegenſtände ſuchen, oder fliehen, und dies alles auf eine ſolche Art verrichten, daß wir uns der Aeuſerungen unſerer Kräfte bewußt ſind; ſo kann man in einem jeden dieſer Fälle ſagen, daß wir uns im Zuſtande der Apperception, der Anerkennung befinden, und daß wir einige Veränderungen unſerer Organen, und einiger Wirkungen unſerer Kräfte appercipiren, anerkennen, uns ihrer bewußt ſind.

Sehr oft können gewiſſe Veränderungen unſerer ſinnlichen Werkzeuge, gewiſſe Aeuſerungen unſerer Kräfte uns ſo innigſt und ganz beſchäftigen, unſere Aufmerkſamkeit in einem ſo auſerordentlichen Grade auf ſich ziehen, daß wir uns zwar beyder bewußt ſind, aber nicht daran denken, oder uns darauf beſinnen, daß wir es ſind, die wir durch unſere Sinne leiden, oder durch unſere Kräfte thätig ſind.

Die hellſte Apperception der in uns vorgehenden Veränderungen findet dann und wann ohne ein klares Bewußtſeyn unſeres Daſeyns, ohne das lebhafte Gefühl unſer ſelbſt (conſcientia ſui ipſius) ſtatt, das wir nur alsdenn haben, wenn wir nicht blos auf eine uns ſelbſt bewußte Art denken und handeln, ſondern auch wiſſen, daß wir es ſind, die leiden und handeln, daß unſere Sinne es ſind, die Veränderungen leiden, und unſere Kräfte, die Wirkungen hervorbringen. Wenn alſo mit Apperception das Bewußtſeyn unſers Daſeyns verbunden ſeyn ſoll; ſo müſſen wir die klaren, anerkannten Veränderungen unſerer Sinne von den Sinnen ſelbſt, die klaren Vorſtellungen, von den Kräften, die ſich mit ihnen beſchäftigen, unterſcheiden, und zugleich wahrnehmen, daß die erſchütterten Sinne, unſere Sinne, daß die thätigen Kräfte unſere Kräfte ſind.

Ungeachtet wir aber bey vielen ſinnlichen Eindrücken und Vorſtellungen, deren Gegenwart wir uns bewußt ſind, uns ſelbſt und unſer Daſeyn nicht klar erkennen, und nicht daran denken, daß unſere Sinne jetzt erſchüttert, unſere Kräfte geübt werden; ſo verſchwindet doch in beyden Fällen, das Gefühl unſers Daſeyns niemals gänzlich, ſondern alle uns bemerkbare Senſationen, und klare Begriffe ſind ſtets mit einem dunkeln Bewußtſeyn unſerer ſelbſt verbunden. So gar in den Augenblicken der tiefſten Meditation, wenn wir uns ſelbſt am meiſten vergeſſen, und am wenigſten daran denken, daß wir es ſind, die jetzt leiden oder handeln, ſchreiben wir doch niemals die klaren Eindrücke und Vorſtellungen, die uns beſchäftigen, andern Perſonen zu. Alle Handlungen, die wir in ſolchen Entfernungen von uns ſelbſt, vornehmen, zeugen, daß wir uns, wenigſtens auf eine dunkle Art, bewußt ſind, daß die Eindrücke, die wir wahrnehmen, von unſern Sinnen empfangen, und die Wirkungen unſerer Kräfte von uns ſelbſt hervorgebracht werden.

Die Anerkennung klarer Eindrücke und Begriffe kann nur alsdann von dem klaren Gefühl unſers Daſeyns getrennt ſeyn, wenn weder die Bewegungen unſerer Sinne, noch die Thätigkeit unſerer Seelenkräfte mit Vergnügen, oder Schmerz verbunden ſind. So bald aber Veränderungen, die in uns vorgehen, mit merklichen Graden von Luſt, oder Unluſt begleitet ſind; ſo iſt Wahrnehmung unzertrennlich mit dem Gefühl unſers Daſeyns, Apperceptio, mit Conſcientia ſui ipſius verbunden. Eben die angenehmen, und unangenehmen Empfindungen nehmlich, die die anerkannten Eindrücke und Vorſtellungen mit ſich führen, werfen uns nothwendig auf uns ſelbſt zurück, machen uns nothwendig fühlen, daß unſere Sinne bewegt, und unſere Kräfte geübt werden, daß wir es ſind, welche leiden, oder handeln.

So wohl in der Anerkennung der in uns vorgehenden Veränderungen, als in dem Gefühl unſers Daſeyns finden unendlich viele Grade ſtatt. Sowohl unſere Sinne, als unſere Kräfte ſind unbeſtimmlich vieler Anſtrengungen fähig, die wir alle wahrnehmen, aber nicht gleich klar und lebhaft appercipiren. Mit der Stärke und Schwäche der ſinnlichen Eindrücke, und der Wirkſamkeit unſerer Kräfte ſteigt und fällt die Apperception, wie das Gefühl unſers Daſeyns mit der Lebhaftigkeit des Schmerzes und Vergnügens ab, oder zunimmt. Auch hier gränzen die entgegen geſetzteſten Zuſtände ſehr nahe an einander. Die heftigſten Erſchütterungen unſerer Sinne, und die höchſte Wirkſamkeit unſerer Kräfte, die wir mit der klarſten lebhafteſten Anerkennung wahrnehmen, erzeugen Erſchöpfung, und endigen ſich in einem Schwindel, der uns von dem, was in uns vorgeht, nichts klar und deutlich unterſcheiden läßt. Entzückende Vergnügungen, oder convulſiviſche Schmerzen, die uns unſer Daſeyn, und uns ſelbſt am meiſten empfinden ließen, ſtürzen, wenn ſie um wenige Graden verſtärkt werden, in eine gänzliche Gefühlloſigkeit, in das Nichtbewußtſeyn unſerer ſelbſt, und unſers Daſeyns.

So wenig Apperception ohne alle äuſere, und innere Veränderungen, die wahrgenommen werden können, ſtatt findet; ſo wenig können wir ein Gefühl unſers Daſeyns haben, wenn nicht unſere Sinne, oder Seelen Organen auf eine uns ſelbſt bemerkbare Art leiden, oder thätig ſind. Selbſtbewußtſeyn, und Gefühl unſerer Exiſtenz hört auf, wenn Sinne und Kräfte ganz ruhen, oder wann dies nicht möglich iſt, ſo verändert werden, und wirken, daß wir ihre Eindrücke und Wirkungen nicht wahrnehmen.

Das klare Gefühl unſer ſelbſt, kann ohne Gedächtniß, oder die Erhaltung der in uns vorgegangenen Veränderungen ſtatt finden. Wir könnten in jedem nachfolgenden Augenblicke vergeſſen, daß wir in den vorhergehenden unſere Sinne und Kräfte geübt haben, und doch bey einem jeden wiederkommenden Eindrucke, oder einer neuen Aeuſerung unſerer Kräfte, uns ſelbſt, und unſer Daſeyn fühlen.

Wenn blos empfindende Geſchöpfe zu gewiſſen Zeiten ſtärkere Eindrücke erhalten, mehr Vergnügen und Schmerz empfinden können, als denkende, und wenn unvollkommnere denkende Weſen zu gewiſſen Zeiten mehr Kräfte ausüben, und thätiger ſeyn können, als die vollkommenſten Geiſter derſelbigen Art; ſo iſt kein Zweifel, daß nicht eine Auſter und ein Hurone ihr Daſeyn bisweilen lebhafter fühlen können, als der edelſte und vollkommenſte unter den Menſchen das ſeinige fühlt.

Wir können ſehr lebhafte ſinnliche Eindrücke und klare Vorſtellungen haben, und durch beyde uns unſer ſelbſt und unſers Daſeyns bewußt ſeyn, und dem ohngeachtet nicht klar wiſſen, wo wir uns befinden, mit welchen Gegenſtänden wir umgeben ſind, in was für Verhältniſſen wir zu ihnen, und ſie zu uns ſtehen, und was für einen Platz wir mit unſerm Körper in dem Univerſo einnehmen. Dieſen Zuſtand des Menſchen nennt man, das Nichtbewußtſeyn ſeines äuſern Zuſtandes.

Der Menſch kann auf mancherley Arten, ſowohl wenn er geſund, als wenn er krank iſt, ſowohl wachend, als ſchlafend in den beſchriebenen Zuſtand gerathen. In den erſten Augenblicken des Erwachens, in lebhaften Träumen, Reverien, tiefen Meditationen, endlich während der Zerrüttungen unſerer Natur, die wir Wahnſinn, Unſinn, Raſerey nennen, können Menſchen die lebhafteſten Eindrücke und Vorſtellungen haben, durch beyde ſich ihres Daſeyns bewußt ſeyn, und doch ihre Lage ſowohl, als die ſie umringenden Objecte entweder nur ſehr dunkel, oder wohl gar ganz unrichtig erkennen. In Reverien und Meditationen erkennen wir uns nicht mit Bewußtſeyn in dem äuſern Zuſtande, worinn wir uns wirklich befinden: in Träumen und Anfällen von Raſereyen hingegen ſind Menſchen ſich der Lage, worinnen ſie ſind, nicht nur nicht bewußt, ſondern glauben auch ſehr oft, einen ganz andern Platz in der Welt einzunehmen, und von andern Gegenſtänden umgeben zu ſeyn, als wovon ihre verwüſteten Sinne wirklich erſchüttert werden.

Wenn Menſchen wachend im Zuſtande heller Vorſtellungen, und bey dem klaren Gefühle ihres Daſeyns, das Bewußtſeyn ihres äuſern Zuſtandes verlieren und ſo handeln, als wenn ſie in andern Lagen, Orten, und in der Geſellſchaft anderer Gegenſtände wären, als worinn ſie ſich wirklich befinden; ſo nennt man eine ſolche Diſpoſition Zerſtreuung. Thiere ſind viel ſeltner zerſtreut, als Menſchen, und dann einfältige Menſchen viel weniger als ſolche, die ſich mit der Bearbeitung allgemeiner Begriffe, und mit den Vorſtellungen abweſender Gegenſtände beſchäftigen. Jene Erſtern finden ſich gewöhnlich nur alsdann im Zuſtande klarer Vorſtellungen, wenn ſie von gegenwärtigen Gegenſtänden heftige Eindrücke erhalten: und eben dieſe heftige Eindrücke ziehen ihre Aufmerkſamkeit auf die Dinge auſer ihnen, wodurch ſie hervorgebracht werden. Bey ſolchen Menſchen hingegen, die zum Denken gewöhnt ſind, werden die Bewegungen der innern Organen oft heftiger, als die Erſchütterungen der äuſern ſinnlichen

Werkzeuge: Die Vorſtellungen abweſender Gegenſtände werden klärer, als die gleichzeitigen ſinnlichen Eindrücke: ſie ziehen ſich daher von den äuſern Gegenſtänden zurück, ſenken ſich in ſich ſelbſt, und beſchäftigen ſich faſt ganz allein mit den in dem Innerſten des Gehirns vorgehenden Veränderungen.

Unterdeſſen iſt eine jede Zerſtreuung kein Beweis vom Tiefſinn, oder von einer mit Willkühr unternommenen anſtrengenden Betrachtung wichtiger Wahrheiten. Wenn alles um uns her in einer ſchweigenden Stille iſt, und keiner unſerer Sinne irgend einen Eindruck erhält, der unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen könnte: oder wenn das, was wir hören und ſehen, uns zu wenig intereſſirt; ſo kann die geringfügigſte Kleinigkeit, die Berechnung einer kleinen Ausgabe, die Wahl eines Kleides, das Suchen eines einzigen Worts uns eben ſo ſehr zerſtreut machen, als ſonſt die Auflöſung des rätzelhafteſten Problems nicht gethan haben würde. Sehr oft entſtehen häufige wiederkehrende Zerſtreuungen aus einer gar nicht wünſchenswerthen Unvollkommenheit unſerer Organiſation, oder der urſprünglichen Einrichtung unſerer empfindlichen Theile. Perſonen deren äuſere Sinne alle, oder doch größten Theils wenig empfindlich ſind, die aber gewiſſe innere Organen von einer übermäßigen Beweglichkeit beſitzen, müſſen nothwendig durch den Bau ihrer Fibern ſehr oft zerſtreuet ſeyn, weil ihre äuſere Sinne nicht anders, als durch heftige Stöße erſchüttert, ihre innern Organen hingegen durch die leichteſten Veranlaſſungen bewegt werden können. Bey einigen Wahnſinnigen äuſert ſich die Seelen-Krankheit faſt allein nur in einer anhaltenden Zerſtreuung: ſie nehmen an den äuſern Gegenſtänden keinen Theil, weil ſie ihren erſtorbenen Sinnen weder Vergnügen noch Schmertz verſchaffen, und ſind ſtets mit gewiſſen Vorſtellungen abweſender Gegenſtände beſchäftiget, deren Vehikel durch Krankheit in faſt nie aufhörenden Vibrationen erhalten werden.

Es kann in gewiſſen Umſtänden eben ſo viel Stärke der Seele dazu erfordert werden, ſich in dem Bewußtſeyn ſeines äuſern Zuſtandes zu erhalten, oder nicht zerſtreut zu ſeyn, als in andern Fällen dazu gehört, ſeine Aufmerkſamkeit von den uns umgebenden Gegenſtänden abzuziehen, um den von uns ſelbſt gewählten Betrachtungen deſto eifriger, und durch ſinnliche Eindrücke ungeſtöhrt, nachhängen zu können. Wenn jemand bey dem Verluſt einer innigſt geliebten Perſon, oder der Nachricht eines auſerordentlichen Unglücks nicht ganz in ſeinem Kummer verſinkt, nicht gleich einen Eckel an den ihn umgebenden Gegenſtänden erhält, und eben deswegen nicht alle Theilnehmung an denſelben verliert: ſo zeugt dies zuverläßig von einer kraftvollen Seele, die durch bewährte, ſtets lebendig erhaltene Grundſätze bewaffnet iſt, und durch ſie ſinnliche Eindrücke beſiegt, die in gewöhnlichen Menſchen unüberwindliche Zerſtreuungen nach ſich ziehen. Auf der andern Seite gehört eben ſo viel Energie der innern Organe, und eine eben ſo anhaltende Uebung dazu, ſich der Herrſchaft heftiger, von intereſſanten Objecten in uns hervorgebrachter, Impreſſionen allmählig zu entziehen, und mit Vorſatz, das Bewußtſeyn unſers äuſern Zuſtandes zu vertilgen, um eine von uns ſelbſt gewählte Unterſuchung mit geſammleter Aufmerkſamkeit vollenden zu können. Dies Zurückziehen in ſich ſelbſt iſt um deſto verdienſtlicher, je heftiger die Eindrücke äuſerer uns ſonſt nicht gleichgültiger Gegenſtände zu der Zeit waren, als wir uns ganz zu ſammlen, den Vorſatz faßten: ſie iſt um deſto ſtärker, je ſtärkere Impreſſionen dazu gehören, uns zum Bewußtſeyn unſers äuſern Zuſtandes zurück zu rufen. Die größten Philoſophen der alten und neuern Zeit, ſelbſt Archimedes, wurden in der Fähigkeit, das Bewußtſeyn des äuſern Zuſtandes auszulöſchen, von allen Schwärmern in allen Religionen, am meiſten von den Jongleurs wilder Völker beſchämt, die, unbegreiflich durch welche Mittel, ihre Sinne ſo tödten, und ihre Einbildungskraft ſo erhitzen können, daß ſie epileptiſchen, oder verſtorbenen Leichnamen gleichen, die ſchrecklichſten Verletzungen ihres Körpers gar nicht empfinden, und nach ſtundenlangen Entfernungen von der Wahrnehmung der äuſern Gegenſtände endlich mit der Ermattung einer tödlichen Ohnmacht erwachen.

Das Vermögen, bey heftigen Bewegungen der innern Organen ſich in dem Bewußtſeyn des äuſern Zuſtandes zu erhalten, und die Fähigkeit, mit Vorſatz eben dies Bewußtſeyn des äuſern Zuſtandes allmählig zu verlieren, ſind in denſelbigen Perſonen nicht immer

mer in gleichem Grade beyſammen. Ich habe vortrefliche Männer gekannt, die unter dem heftigſten Geräuſche anfangen, und fortfahren konnten, zu meditiren; die aber ihre Meditation nicht abzubrechen, und auszuſetzen im Stande waren, wann und wo ſie wollten. Die einmahl wirkſam gewordene Fibern ſetzten ihre Schwingungen noch immer fort, wenn ſie gerne ruhig hätten eſſen, ſchlafen, oder mit ihren Freunden ſich unterhalten mögen. Dieſe Perſonen konnten alſo faſt immer, wenn es ihnen beliebte, das Bewußtſeyn ihrer Lage, ihres gegenwärtigen Zuſtandes auslöſchen; allein ſie konnten es nicht allemahl, wenn ſie wollten, wieder erhalten. Sie verlieren viel gegen ſolche Menſchen, die entweder durch die Vortheile ihrer Organiſation, oder durch anhaltende Uebungen, eine ſolche Gewalt über ſich erhalten haben, daß ſie von einer unterbrochenen Meditation über den erhabenſten Gegenſtand keine merkliche Spuren der Zerſtreuung an ſich tragen, und ſich gleich mit vieler Theilnehmung über kleine Stadtneuigkeiten unterhalten können, wenn ſie kurz vorher die innerſten Winkel ihres Herzens mit der größten Anſtrengung unterſucht hatten.

Wenn wir die bisherigen Erfahrungen zuſammen nehmen; ſo ſcheinen folgende Sätze durch ſie auſer Zweifel geſetzt zu ſeyn. Es können in unſern äuſern und innern Organen ſehr viele Veränderungen vorgehen, ohne daß wir ſie wahrnehmen, oder uns ihrer bewußt ſind. Klare ſinnliche Eindrücke, und Vorſtellungen, die wir appercipiren, können wiedrum, ohne ein deutliches reflectirtes Bewußtſeyn unſer ſelbſt, und unſers Daſeyn ſtatt finden. Endlich können wir uns der in uns vorgehenden Veränderungen, und unſers Daſeyns bewußt ſeyn, ohne unſere gegenwärtige Lage, und die uns umgebenden Gegenſtände deutlich wahrzunehmen.

Von allen bisherigen innern Gefühlen iſt dasjenige verſchieden, was man das Gefühl unſers Ichs, unſerer Perſönlichkeit, (Perſonalität) endlich das Gefühl der Identität, oder der Einerleyheit unſerer Perſon nennt. Durch alle dieſe Ausdrücke hat man zwo Modificationen unſers inneren Sinns bezeichnet, die, einer genauern Beobachtung zu Folge, von einander unterſchieden werden müſſen.

Gefühl unſers Ichs, oder der Perſönlichkeit, nennt man erſtlich das gleichzeitige Gefühl mehrer in demſelben Augenblicke entweder in den äuſern Sinnen, oder den innerſten Organen des Gehirns vorgehenden Veränderungen.

Wir können nicht nur durch mehrere äuſere Sinne, ſondern auch durch einen, und eben denſelben, in derſelbigen Zeit von einem, oder mehrern Gegenſtänden, eine Menge von Eindrücken erhalten, deren Gegenwart wir uns bewußt ſind. Auf eine ähnliche Art können mehrere von den Gehirnfibern, die die Niederlage ehemahls erhaltener Eindrücke, oder der Vorſtellungen abweſender Gegenſtände ſind, zu gleicher Zeit bewegt werden, und durch ihre Bewegungen eine große Anzahl klarer Begriffe erzeugen. Das Etwas nun, was alle dieſe gleichzeitigen ſinnliche Eindrücke, oder innere Bewegungen einzeln, unvermiſcht, und doch klar, mit Bewußtſeyn wahrnimmt, oder ſieht, nennt man das Ich, oder die Perſon; ſo wie man das der Zeit nach ungetrennte Gefühl mehrer äuſerer oder innerer Eindrücke, oder beyder zugleich, das Gefühl unſers Ichs oder unſerer Perſönlichkeit nennt.

Alle, oder doch der größte Theil der Philoſophen, die das Gefühl der Perſonalität in der angegebenen Bedeutung genommen haben, glauben, daß auſer den verſchiedenen äuſern ſowohl, als innern Organen, die zu gleicher Zeit erſchüttert werden, noch ein gewiſſes Weſen ſeyn müſſe, das alle gleichzeitigen Eindrücke und Bewegungen in ſich vereinige, und, als in ſich exiſtirend, fühle; daß dieſes Weſen nichts anders, als einfach, und unzuſammen geſetzt ſeyn könne, weil das innere Gefühl mehrer in uns vorgehenden gleichzeitigen Veränderungen ungetrennt, und eins ſey. Man ſchloß aus der unzertrennlichen Einheit des Gefühls, oder Bewußtſeyns mehrer gleichzeitiger Impreſſionen auf die Einfachheit des wahrnehmenden Weſens des Ichs, oder der Perſon.

Allein, meinen Erfahrungen nach, hat man das, was in uns vorgeht, wenn wir mehrere gleichzeitige Eindrücke, und Vorſtellungen in demſelben Momente wahrnehmen, 9 nicht genau beobachtet, uns aus unrichtigen Beobachtungen unbegreifliche, oder doch ſehr ſchwer zu faſſende Sätze gezogen. Bey einer Menge ſinnlicher Eindrücke, die wir durch einen, oder mehrere unſerer äuſern Sinne erhalten, fühlen wir, ſind wir uns offenbar bewußt, daß ſie nicht in denſelbigen empfindlichen Theilen entſtehen, oder ihren Sitz haben: wo aber dieſe gleichzeitigen an mehrern Seiten unſers Nervenſyſtems erregte Impreſſionen ſich endigen: ob ſie in einer, oder mehrern Fibern, oder nur in einem unzertrennbaren Theilchen einer Fiber zuſammenlaufen, darüber ſagt mir, wenigſtens mein inneres Gefühl ganz und gar nichts.

Eben ſo wenig fühlen wir bey mehrern gleichzeitigen Vorſtellungen, die nicht durch gegenwärtig in unſere Sinne wirkende Gegenſtände erregt werden, den Sitz, oder die Beſchaffenheit des in uns wahrnehmenden Weſens. Wir können an mehrere abweſende Gegenſtände zu gleicher Zeit denken, ohne durch die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit, oder innere Beobachtung zu erfahren, in welcher, oder welchen Gegenden wir denken, durch welchen, oder welche Theile wir uns entfernte Objecte vorſtellen. Ich fühle wenigſtens niemals, daß das, was in mir mehrere klare Begriffe zu gleicher Zeit hat, an einem unveränveränderlichen Orte wohne, und eine einfache unzuſammengeſetzte Subſtanz ſey.

Das klare Gefühl, oder Bewußtſeyn mehrer zu gleicher Zeit in uns entſtehender Bewegungen iſt auch niemals eins, ſondern nur gleichzeitig: nicht unzertrennt dem Orte, ſondern der Zeit nach. Wir fühlen, daß dieſe mehrere Bewegungen nicht in mehrern ganz von einander getrennten Weſen, ſondern in einer zu einem (nicht einfachen) Ganzen verbundenen Subſtanz vorgehen.

Ich ſehe auch nicht, warum man die gleichzeitige Wahrnehmung mehrer Veränderungen eher in einer einfachen, als in mehrern zuſammengeſetzten Theilen einer verbundenen Subſtanz begreiflich findet. Wir wiſſen es durch die Erfahrung, daß die Nerven unſrer äuſern Sinne mehrere Impreſſionen zu gleicher Zeit erhalten können: man kann daher als wahrſcheinlich vermuthen, daß die ihnen ähnliche Organen des Gehirns, in denen die Reſte ſinnlicher Eindrücke aufbewahret werden, durch ihre gleichzeitige Bewegungen mehrere Vorſtellungen in demſelbigen Augenblicke hervorbringen können. Allein, wie in einem durchaus einfachen Weſen mehr als eine klare Perception zur ſelbigen Zeit ſeyn, oder mehrere ohne ſich einander zu zerſtören ſtatt finden können, das läßt ſich kaum denken: für meine Kräfte iſt der Gedanke wenigſtens zu kühn.

Auſer dieſer erſten Bedeutung des Gefühls unſers Ichs unſerer Perſon, wo es die Wahrnehmung mehrer gleichzeitigen in einer Subſtanz coexiſtirenden Eindrücke anzeigt, wird es noch in einem ganz andern Verſtande genommen, worüber ich gleichfalls meine Erfahrungen, und die aus dieſen abgeleitete Betrachtungen mittheilen will.

In dieſer zwoten Bedeutung heiſt Gefühl unſerer Perſonalität ſo viel, als das innere Gefühl, was in uns entſteht, wenn wir gegenwärtige Eindrücke, die wir durch die Einwirkungen äuſerer Körper erhalten, Begriffe und Sätze, die wie jetzt abgezogen haben, oder verbinden, Handlungen, die wir jetzt ausüben, mit den Eindrücken, Begriffen, Sätzen, Handlungen, die wir ehemals gehabt, und ausgeübt haben, vergleichen, und uns durch dieſe Vergleichung überzeugen, daß wir, die wird jetzt empfinden, denken, handeln,

deln, ſind, ehemals empfunden, gedacht, gehandelt, und exiſtirt haben: kurz das aus der Vergleichung unſers gegenwärtigen und vergangenen Zuſtandes entſtehende Gefühl, daß wir, die wir jetzt ſind, auch ehemals waren.

Wir erhalten in einem jeden Augenblicke unſers Daſeyns durch unſere äuſere Sinne unendlich viele Eindrücke, die keine Zunge auszuſprechen, und keine Einbildungskraft zu faſſen vermag. An der ganzen Oberfläche unſers Körpers iſt kein Theilchen ſo klein, das nicht von einem andern Körper ſtets berührt, und erſchüttert würde. Dieſe zahlloſen, dunkeln, von uns nicht wahrgenommene Eindrücke theilen ſich den Fibern des Gehirns mit, und verſetzen alle unſere Empfindungs Werkzeuge in ſtete, aber leiſe Schwingungen, die ſich nicht bis zum Bewußtſeyn aufklären. Man kann daher mit Zuverläßigkeit behaupten, daß während, daß wir als ein lebendes Ganzes fortdauren, kein einziger empfindender Theil unſerer Subſtanz in den Zuſtande einer völligen Ruhe ſey, wo er gar nicht litte, und wirkte, und keine Veränderungen von andern Gegenſtänden erhielte, oder ihnen mittheiltheilte. — Aus dieſer unbeſchreiblichen Menge dunkler Begriffe, und Impreſſionen, die in jedem Augenblicke in uns coexiſtiren, erheben ſich während des größten Zeitraums unſers Lebens immer nur einige wenige hervor, die ſo ſtark werden, daß wir ihre Gegenwart wahrnehmen, oder ſie appercipiren. Dieſe klaren Empfindungen, und Vorſtellungen, deren wir uns in demſelbigen Augenblicke bewußt ſind, verhalten ſich zu den gleichzeitigen dunkeln, wie eine kleine endliche Zahl, zu einer unendlichen. Die Menge klarer Eindrücke, und Begriffe, die zu gleicher Zeit ohne Verwirrung gefaßt werden können, iſt nach der bald vortheilhaften, bald unglücklichen Organiſation verſchiedener Menſchen, ſehr verſchieden, aber in den vielfaſſendſten Genies doch immer ſehr eingeſchränkt.

Von dieſen klaren Eindrücken, und Begriffen nun, die wir in den auf einander folgenden Augenblicken unſers Lebens erhalten, und abziehen, wird der allergrößte Theil nach einem kurzen Zeitraum ſo ſehr verdunkelt und ausgelöſcht, daß wir ſie niemals zurückzurufen, und ſelbſt alsdann, wenn ſie ſich von neuen darbiethen, nicht wieder zu erkennen, im Stande ſind. Wann wir das, was wir in gewiſſen Zeitpuncten unſeres Lebens mit Bewußtſeyn empfunden, gedacht und gehandelt haben, genau mit demjenigen vergleichen könnten, was uns davon nach einem Zwiſchenraum von mehrern Jahren noch erinnerlich iſt; ſo würden wir vielleicht finden, daß die Eindrücke, die wir aus der vergangenen Zeit erhalten haben, von den verlohren gegangenen kaum den hunderttauſenden Theil ausmachen. Wir ſchlagen den großen Verluſt, den wir unaufhörlich an ehemals klaren Eindrücken leiden, nicht ſo hoch an, als er angeſchlagen werden ſollte, weil das Verſchwinden derſelben unbemerkt, und ohne unſer Bewußtſeyn geſchieht, und wir alsdenn, wenn wir erſt etwas vergeſſen haben, nicht mehr nachrechnen können, wie viel wir ehemals gewußt haben. Um aber in einzeln Fällen ſich zu überzeugen, wie ſehr klein die Anzahl deſſen, was man behält, gegen das iſt, was man vergißt, darf man nur die Probe mit mehrern Büchern machen, die man vor langer Zeit geleſen hat, und ſich ſelbſt unterſuchen, wie viel von der ehemaligen Lectur zurück geblieben iſt; oder man kann auch ein Jahr ſeines eigenen Lebens nehmen, das von dem gegenwärtigen Alter, durch zehn, oder noch mehrere getrennt iſt. Man wird erſtaunen, daß die klaren Erinnerungen aller Gedanken, Empfindungen und Handlungen, die wir aus einem ſolchen beſtimmten Zeitraume zurückrufen können, nicht einmal den klaren Empfindungen, Gedanken und Handlungen gleich kommen, die wir an einem einzigen Tage eines ſolchen Jahrs gehabt und ausgeübt haben.

Ungeachtet aber von den Eindrücken, deren wir uns ehemals bewußt waren, die meiſten nach einer gewiſſen Zeit wieder verlohren gehen; ſo wird doch allmählich in unſerm Gedächtniſſe eine ungeheure Menge von Eindrücken aufgehäuft, die wir nicht alle auf einmal überſehen, eben deswegen nicht aufzählen, aber doch bey gewiſſen Veranlaſſungen zurückrufen, und alsdann wieder erkennen können. Wenn ein höhers Weſen nach dem Modell des Gehirns eines Leibnitzens, oder Baylens, die nicht blos das, was ſie ſelbſt empfunden, gedacht, und von ihren Zeitgenoſſen gehört hatten, ſondern den größten Theil der Erfahrungen, und Begriffe aller vorhergehenden Zeitalter in ihrem Gedächtniß niedergelegt hatten, alle darin vorräthige lebendige Spuren hätte realiſiren, alle Abriſſe von Dingen hätte wirklich machen wollen; ſo würde daraus ein vielleicht nicht zum Beſten geordnetes, aber gewiß ein ſehr verwickeltes und zuſammengeſetztes Weltſyſtem entſtanden ſey.

Sobald unſer Gehirn aber eine nur mäſſige Anzahl dauerhafter Jmpreſſionen erhalten hat; ſo muß eine jede neue hinzu kommende gegenwärtige Senſation, ein jeder neuer Begriff, den wir jetzt zum erſtenmale ſelbſt bilden, oder von andern empfangen – nothwendig eine, oder mehrere von den ehemals erhaltenen, und in unſerm Gedächtniſſe aufbewahrten Eindrücken, oder Begriffen aufwecken, oder ſich damit verbinden

Daß in einem jeden Menſchen, der Gedächtniß hat, kein einziger neuer Eindruck, oder Begriff ſich ganz iſolirt den Gehirnfibern, ſo einverleiben könne, daß er keinen einzigen der ſchon vorhandenen aufweckte, oder ſich mit keinem aſſociirte, davon wird ſich ein jeder leicht überzeugen, der alle die Umſtände überlegt, unter welchen allein ein ſolcher Fall möglich wäre. Wenn ein ſolcher Fall eintreten ſollte; ſo müßte in dem Augenblicke, wo eine neue Senſation, oder Idee in uns entſteht, keine aus der vergangenen Zeit in unſerm Kopfe gegenwärtig ſeyn, weil ſich ſonſt nach dem Geſetze der Coexiſtenz, die neue mit der ehemaligen verbinden würde: — Oder zweytens müßte die neue Senſation und Idee mit keiner in unſerm Gedächtniſſe vorräthigen irgend eine Aehnlichkeit haben, weil ſonſt der gegenwärtige Eindruck einen ehemaligen ähnlichen, nach dem zweyten Geſetze der Aſſociation, wieder aufwecken würde: oder endlich müßte auch die Fiber, bis zu welcher die neue Impreſſion, oder Vorſtellung ſich fortpflanzt, und in welcher ſie erhalten werden ſoll, von allen übrigen Organen, oder Vehikeln von Ideen gänzlich abgeriſſen ſeyn und mit keinem in einer phyſiſch nothwendigen Verbindung ſtehen. Wann nicht bey einem neuen gegenwärtigen Eindruck ſich alle dieſe Bedingungen zuſammen finden; ſo muß nothwendig eine jede Senſation, oder Idee, die wir jetzt erhalten, andre, die wir ehemals empfangen haben, aufwecken, oder ſich mit ihnen verbinden.

Man kann es daher als eine allgemeine Erfahrung, die nicht anders, als durch Wunder Ausnahmen leiden kann, anſehen, daß alle neue Bewegungen unſerer äuſerer und innerer Organen ſich mit andern verbinden, die wir vormals gehabt haben. Wir können alſo niemals mit Bewuſtſeyn empfinden, denken, handeln, ohne auf eine dunkle, oder klare Art zu fühlen, daß wir ehemals empfunden, gehandelt, und gedacht haben: niemals uns bewuſt ſeyn, daß wir ſind, ohne wahrzunehmen, daß wir geweſen ſind. Dieſes aus der Vergleichung unſers gegenwärtigen, und vergangenen Zuſtandes entſtehende Gefühl, daß wir nicht blos jetzt ſind, ſondern auch vormals geweſen ſind, nennt man in der zwoten Bedeutung: Gefühl unſers Ichs, oder der Perſonalität, und das, was gegenwärtige Eindrücke, Begriffe, Handlungen mit ehemaligen vergleicht, und durch dieſe Vergleichung ſeines fortdaurenden, und vergangenen Daſeyns bewuſt iſt, nennt man in der zwoten Bedeutung Ich, oder Perſon.

Dies Gefühl der Perſonalität, dies Bewuſtſeyn, daß wir, die wir jetzt ſind, auch ehemals waren, iſt nicht immer gleich lebhaft.

Dunkel iſt es alsdann, wenn neue Eindrücke oder Begriffe, die wir zum erſtenmal erhalten, ſo intereſſant ſind, unſere ganze Aufmerkſamkeit ſo ſehr an ſich ziehen, daß wir uns der ehemals erhaltenen, die durch ſie aufgeweckt werden, nicht deutlich bewußt werden: klar, wenn wir ſo wohl die gegenwärtigen neuen, als die durch ſie wieder lebendig gemachten Modificationen unſerer Organen mit Bewußtſeyn wahrnehmen. So wie wir aber unſer gegenwärtiges Daſeyn klar, und unſer vergangenes, nur dunkel fühlen können, ſo kann wiedrum das Bewußtſeyn, daß wir waren, lebhafter, als das Gefühl unſers gegenwärtigen Zuſtandes werden. Neue Eindrücke und Begriffe können andre aufwecken, die vorher ſchliefen, die aber, wenn ſie einmal rege geworden ſind, uns ſtärker an ſich ziehen, als die Neuen, denen ſie ihre Auferſtehung zu danken hatten. In eben dem Grade nun, in welchem jene uns mehr reizen, und beſchäfftigen als dieſe, werden die letztern immer weniger klar, und allmählig dunkel; wir kehren mit auſerordentlicher Theilnehmung in vergangene Scenen unſers Lebens zurück, und denken nicht mehr mit Reflexion daran, daß wir jetzt ſind. Freylich ſchließt das lebhafte Bewußtſeyn eines vergangenen Daſeyns immer nothwendig das Bewußtſeyn des gegenwärtigen in ſich: wir können nie fühlen, daß wir waren, ohne zu fühlen, daß wir jetzt ſind; unterdeſſen kann jenes klar, dieſes dunkel, jenes wenigſtens klärer, als dieſes ſeyn.

Das Gefühl der Perſonalität kann niemals in mehrern Menſchen daſſelbige ſeyn. Verſchiedene Perſonen beſitzen weder die äuſſern, noch die innern Organen in demſelbigen Grade von Empfindlichkeit, oder Vollkommenheit. Sie erhalten durch beyde nicht gleich viel, und auch nicht dieſelbigen Eindrücke: ſind auch durch beyde nicht gleich wirkſam. Von dem, was mehrere Menſchen leiden, und handeln, bleiben nicht dieſelbigen Erinnerungen zurück; neue Gegenſtände erregen daher in ihnen nicht dieſelbigen Empfindungen, und eben ſo wenig eine gleich große Anzahl von vorher ſchlafenden Vorſtellungen in demſelbigen Grade der Klarheit. Sie können alſo weder ihr gegenwärtiges, noch ihr vergangenes Daſeyn auf dieſelbige Art fühlen: Gefühl der Perſonalität muß in verſchiedenen Perſonen nothwendig verſchieden ſeyn.

Auch derſelbige Menſch hat nicht in zween Augenblicken ſeines Lebens daſſelbige Gefühl der Perſonalität. Wenn das Bewußtſeyn, daß wir nicht blos ſind, ſondern auch geweſen ſind, in mehrern Zeitpuncten gar nicht von einander verſchieden ſeyn ſollte, ſo müßten jedesmal unſere Eindrücke, Vorſtellungen, Handlungen ganz genau, ſowohl der Zahl, als Beſchaffenheit nach, dieſelbigen ſeyn. Daß dergleichen wenigſtens in der Welt, worinnen wir jetzt ſind, nicht möglich ſey, darf, glaube ich, nicht weitläuftig bewieſen werden.

Vielweniger kann derſelbige Menſch nur ein einzigesmal auf dieſelbige Art fühlen, daß er, der jetzt iſt, ehemals derſelbige war. Daß wir waren, wiſſen wir allein durch übriggebliebene Erinnerungen deſſen, was wir ehemals, empfunden, gedacht, und gehandelt haben: dieſe Erinnerungen unſerer ehemaligen Veränderungen und Thätigkeiten müſſen mit den Empfindungen, die wir jetzt erhalten, mit den Begriffen und Sätzen, die wir jetzt denken, mit den Handlungen, die wir jetzt ausüben, vollkommen übereinſtimmend ſeyn, wenn wir die Einerleyheit unſerer Perſon fühlen ſollen. Alle Werkzeuge wodurch wir empfinden, denken, und handeln, müßten entweder während einer gewiſſen Zeit unveränderlich dieſelben bleiben, oder ſie müßten auch nach gewiſſen periodiſchen Veränderungen genau in eben die Diſpoſition zurückkehren, die ſie ehemals gehabt hatten.

Man kann daher nicht mit Locke*), Leibnitz, Bonnet und andern Philoſophen das Gefühl der Perſonalität durch das Bewußtſeyn erklären, daß wir, die wir jetzt ſind, noch eben die Perſonen ſind, die wir ehemals waren. Alle unſere Organen ſind in einem unaufhörlichen Fluſſe, in einem nie ruhenden Fortgange entweder zur Verbeſſerung, oder Verſchlimmerung. Die Gegenſtände, die auf ſie wirken, ſind eben ſo wenig unwandelbar; und daher können Eindrücke, Begriffe, Grundſätze und Handlungen unmöglich in demſelbigen Menſchen zweymal dieſelbigen ſeyn. Wir fühlen jeden Augenblick, daß wir waren, aber nie, daß wir dieſelbigen ſind, die wir ehemals waren. Eine jede Erinnerung aus den vergangenen Zeiten unſers Lebens, und deren Vergleichung, mit unſerm gegenwärtigen Zuſtande zeigt uns, daß wir in keinem nachfolgenden Augenblicke ſo empfinden, und denken, ſo wünſchen, verabſcheuen, und handeln, als wir in allen vorhergehenden Abſchnitten unſers Daſeyns gethan haben. Wenn wir in unſerer, oder anderer ihrer Art zu empfinden, zu urtheilen, und zu handeln, große Veränderungen wahrnehmen; ſo pflegen wir ſelbſt zu ſagen, daß wir oder andere nicht mehr dieſelbigen Perſonen ſind. Dieſe Art zu reden läßt ſich, im ſtrengſten Verſtande genommen, rechtfertigen.

---

*) Locke II. Ch. 27. §. 8. Leibnitz Oeuvres posthumes ib. Bonnet Preface Ch. 24. §. 705. Man ſehe auch Sulzers vermiſchte philoſophiſche Schriften S. 199. Platners Anthropologie S. 13. u. f. Loſſius phyſiſche Urſachen des Wahren S. 163.

Das Gefühl der Perſonalität hängt gänzlich vom Gedächtniſſe ab, hat mit ihm einerley Gränzen, Schickſale und Veränderungen.

Wir ſind uns bewußt, daß wir, die wir jetzt ſind, ehemals waren, weil von dem, was wir vorher gelitten und gethan haben, Erinnerungen übrig bleiben, und ſich mit den neuen Eindrücken, und Begriffen verbinden, die uns unſer gegenwärtiges Daſeyn fühlen machen. Verſchwünden vor einer jeden neuen Veränderung, die mit uns vorgeht, alle diejenigen, die wir vormals erhalten hatten, ſo würde kein Gefühl der Perſonalität ſtatt finden.

Wir halten uns während desjenigen Zeitraums für eine Perſon, aus welchem wir Empfindungen und Begriffe zurückrufen, und mit den gegenwärtigen verbinden können. Dieſe Einheit der Perſon muß man nicht mit Einerleyheit, oder Unveränderlichkeit verwechſeln: jene findet in einer ſich ſtets verändernden Subſtanz ſtatt, deren auf einander folgende Veränderungen aber ſich mit einander verbinden, und eine zuſammenhangende Kette ausmachen.

Wie das Gedächtniß wächſt, und wieder abnimmt, breitet ſich das Gefühl der Perſonalität aus, und zieht ſich wieder zuſammen. Im Kinde iſt es am eingeſchränkteſten, weil deſſen Organen entweder zu flüßig ſind, als daß ſie daurende Eindrücke aufnehmen könnten, oder auch diejenigen Theile, auf welche der Eindruck geſchah, zu geſchwind verlieren, und durch neue erſetzt erhalten. Kinder können daher nur durch wenige, und wenig daurende Erinnerungen ſich ihres ehemaligen Daſeyns bewußt werden. Im Knaben, Jünglinge und Manne nimmt ſowohl die Stärke des Gedächtniſſes, als die Anzahl der darinn aufbewahrten Impreſſionen zu, und mit einem jeden dieſer Alter wachſen auch ſtufenweis die Veranlaſſungen zur Erregung des Gefühls der Perſonalität, und das Gefühl ſelbſt verbreitet ſich Verhältnißmäßig über einen größern Zeitraum unſers ſchon genoſſenen Daſeyns. Mit dem ſinkenden Alter wird, nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, die Fähigkeit, Eindrücke zu bewahren, immer ſchwächer, und es geht täglich eine große Anzahl alter Impreſſionen, die unauslöſchlich ſchienen, entweder durch die Schwäche, oder Verhärtung der innern Organen, verlohren: mit dieſer Abnahme des Gedächtniſſes, und dem Verluſt längſt erworbener Erfahrungen, und Kenntniſſe erhält das Gefühl der Perſonalität immer engere Schranken. Schwache Greiſe können zwar durch Erinnerungen aus ihrer früheſten Kindheit fühlen, daß ſie länger waren, als andere; allein ſie können nicht ſo oft, und auf eine ſo mannichfaltige Art ſich ihres vergangenen Daſeyns bewußt werden, als Männer in der größten Stärke des männlichen Alters.

Wenn durch plötzliche, heftige Krankheiten, oder durch die ſchleichende Krankheit des Alters alle, oder doch ein großer Theil der Erinnerungen, von dem, was wir empfunden, gedacht und gethan haben, verlohren gehen; ſo hört entweder das Gefühl der Perſonalität ganz auf, oder wir ſehen wenigſtens den Theil des Lebens, alle die Empfindungen, Gedanken und Handlungen, die wir vergeſſen haben, nicht als unſere an. Wenn daher zur Beſtrafung und Belohnung von Handlungen Zurechnung, und zur Zurechnung das Bewußtſeyn, daß wir gewiſſe Handlungen ausgeübt haben, erfordert wird; ſo können Menſchen weder in dieſem, noch in einem andern Leben für gute und böſe Thaten belohnt, und beſtraft werden, von denen ſie gar nicht wiſſen.

wiſſen, oder überzeugt werden können, daß ſie ſie verrichtet haben.

Menſchen können durch Krankheiten die Erinnerungen des größten Theils der mit ihnen vorgegangenen Veränderungen verlieren; aber auch durch andere Krankheiten, die das Gehirn zerrütten, zu glauben veranlaßt werden, daß ſie ſehr vieles empfunden, gedacht und gethan haben, was ſie wirklich niemals empfunden, gedacht und gethan haben. Auch in dieſen Fällen, die man in einem jeden Sammelplatze irrender Perſonen bemerken kann, wird die Abhängigkeit des Gefühls der Perſonalität von dem getäuſchten Gedächtniſſe ſichtbar.

Die entwickelte Schmetterling iſt nach mehrern Verwandlungen eine Perſon, wann er aus den verſchiedenen Zuſtänden des Wurms und der Puppe Erinnerungen übrig behält, die ihm ſein vergangenes Daſeyn unter andern Geſtalten, fühlen machen. Auch der Menſch bleibt in der durch den Tod bewirkten Verwandlung dieſelbige Perſon, wenn die Organen des Gedächtniſſes entweder unzerſtört fortdauren, oder nach ihrer Auflöſung durch die Stimme des Allmächtigen in eben der Ordnung zuſammengefügt werden, in welcher ſie am Ende des irdiſchen Lebens coexiſtirten. *)

---

*) Im letztern Falle muß man nothwendig annehmen, daß die einzelnen Beſtandtheile der Organen des Gedächtniſſes durch ihre Trennung und während derſelben wenigſtens nicht alle Eindrücke verlieren, die ſie vor ihrer Trennung erhalten hatten: und daß alſo an ihrer neuen Zuſammenſetzung nicht bloß die vormaligen Werkzeuge, ſondern auch ihre Impreſſionen reproduciret werden. Sonſt würde man mit dem Lucrez behaupten müſſen: (III. 859. de Rerum natura.)

Nec, ſi materiam noſtram conlegerit aetas
poſt obitum, rurſumque redegerit, ut ſita nunc eſt;
atque iterum nobis fuerint data lumina vitae,
pertineat quicquam tamen ad nos id quoque factum,
interrupta ſemel cum ſit *repetentia* noſtra.
— — — — — ..
inter enim jecta 'ſt vitai pauſa, vageque
deerrarunt paſſim motus ab ſenſibus omnes,

II. Ueber

II.

Ueber Epikurs Charakter, und deſſen Widerſprüche in der Lehre von Gott.

Epikur war mir von jeher eins der merkwürdigſten Beyſpiele, was für ein eitles, und vergängliches Ding der Ruf, ſelbſt der größten Gelehrten ſey. Dieſer Weltweiſe hatte das Glück von ſeinen Freunden und Anhängern, mehr als alle übrige, verehrt, und nicht ſowohl verehrt, als vielmehr angebetet zu werden: er iſt aber auch zugleich derjenige, der ſchon bey ſeinen Lebzeiten, noch mehr aber nach ſeinem Tode, am längſten und ungeheuerſten iſt verläumdet worden. Man hielt ihn Jahrtauſende durch für den erklärteſten Feind der Gottheit, und Religion, für einen Verräther des menſchlichen Geſchlechts, für einen Zerſtörer der Tugend, endlich für einen Vertheidiger und Lehrer der gröbſten ſinnlichen Luſt, die er eben ſo ſehr durch ein ſchändliches Leben, als durch gefährliche Grundſätze ſeinen Nachfolgern empfohlen hätte. In dieſem Zuſtande der Erniedrigung blieb Epikur bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts (1647.), da Gaſſendi in ſeinem Buche de vita et moribus Epicuri,

curi, ſeine Vertheidigung übernahm. Dieſer verehrungswürdige Mann, dem ich unter allen Gelehrten des ſiebenzehnten Jahrhunderts am liebſten eine Ehrenſäule aufrichten möchte, der an beſcheidener liebenswürdiger Tugend, an tiefer Kenntniß der Alten, und an Verdienſten um alle Theile der Philoſophie, die größten Männer, Kritiker und Weltweiſe ſeines Zeitalters, wo nicht übertraf, doch gewiß erreichte; dieſer nie genug geſchätzte Mann zeigte, daß man dem Epikur Schandthaten aufgebürdet hätte, von denen ſelbſt ſeine bitterſte Feinde ihn freyſprechen: daß der größte Theil der Beſchuldigungen wider ihn ungegründet, alle aber auf die unverantwortlichſte Art übertrieben wären. Dieſe vortreffliche Schutzſchrift gab der Denkungsart des damaligen Zeitalters auf einmal eine ganz andre Wendung; man nahm den Epikur um deſto eifriger in Schutz, weil man entweder mit Schaam oder Reue, auf die ungerechte Härte, womit man einen Unſchuldigen unterdrückt hatte, zurück ſah, oder weil man ſich auch ſcheuete, einen Weltweiſen noch länger zu verunglimpfen, den ein ſo untadelicher Gelehrter, als Gaſſendi war, angeprieſen hatte. Es wurde dahero in Frankreich, Deutſchland und England Mode, vom Epikur nicht anders, als mit der größten Achtung zu ſprechen: in Gaſſendi's Vaterland hat dieſe Mode ſo ſehr überhand genommen, daß der Gargettiſche Greis noch jetzo von allen Weiſen des Volks als der größte Freund des menſchlichen Geſchlechts, als der Lehrer der gefälligen Tugend, als der Erfinder des wahren Syſtems der Glückſeligkeit, der allein Rechtſchaffenheit und Vergnügen glücklich mit einander vereinigt habe, allgemein empfohlen wird.

Man iſt niemals mehr in Gefahr partheyiſch zu werden, als wenn man die gerechte Sache der unterdruckten Unſchuld zu vertheidigen glaubt, und ſich zu gleicher Zeit bewußt iſt, daß man die Ehre einer leidenden Perſon aus keinen andern, als den edelſten Bewegungsgründen des Eifers für Tugend, und deren Verehrer zu retten ſucht. — Gaſſendi war voll Unwillens über die ungegründeten Vorwürfe, womit man die Ehre des Epikurs geſchändet, und deſſen Lehren verdrängt hatte; er trug als ein zart empfindender Menſchenfreund das lebhafteſte Mitleiden mit einem Manne, der ſo grauſam und unverdient gelitten hatte, und eben dieſe unverdiente Leiden waren Urſache, daß Gaſſendi zu ſehr für den Epikur eingenommen wurde. Die Ungerechtigkeit der Ankläger des Epikurs war der Grund von Gaſſendi Partheylichkeit. Er fand ihn ſo oft unſchuldig, daß er ihn zuletzt für ganz untadelhaft hielt, und faſt nirgends mit Recht angeklagt glaubte. Sein ſtets wachſender Eifer für den Epikur erfüllte ihn mit Argwohn wider alle Widerſacher deſſelben, und ließ unter dieſen ſo wenig, als unter wahren, und falſchen Vorwürfen irgend einen Unterſchied mehr machen. Er verleitete ihn, alle Beſchuldigungen, ſelbſt der verehrungswürdigſten Männer, für Verläumdungen zu erklären, und trieb dieſen ſo ſanften Mann zu eben den Ungerechtigkeiten, die er an andern zu ahnden, ſich vorgeſetzt hatte. Seine Partheylichkeit verführte ihn endlich ſo weit, daß er ſo gar alle die Stellen, die dem Epikur nachtheilige Grundſätze enthielten, entweder für Erdichtungen erklärte, oder ihnen auch die gewaltſamſten Auslegungen, durch das Verwerfen, und Einſchieben ganzer Redensarten, einen weniger beleidigenden Sinn zu geben ſuchte. Man darf nur einen Theil ſeines Commentars über das zehnte Buch des Diogenes geleſen haben, um ſich zu überzeugen, daß ich dieſem großen Retter des Epikurs, dieſem Wiederherſteller der Epikuräiſchen Philoſophie nicht zu viel thue.

Es ſcheint mir alſo unläugbar zu ſeyn, daß Epikur in neuern Zeiten auf eine eben ſo partheyiſche Art ſey entſchuldigt, und erhoben worden, als er vorher angebetet, und verläumdet war. Gaſſendi hat ihn mit dem bewundernswürdigſten Scharfſinn gegen alle die Vorwürfe vertheidigt, die, wenn ſie wahr geweſen wären, den Epikur zu einem ſittlichen Ungeheuer gemacht hätten: allein es blieben doch noch immer viele Flecken in Epikurs Charakter übrig, die er nicht anders als durch Allgemeinſätze, das heißt, gar nicht heben konnte. — Von ſeinem Syſtem zeigte er ferner, daß es ſich mit der Glückſeligkeit des einzelnen Menſchen vertrage, und nicht unmittelbar zu Schandthaten, oder viehiſcher Luſt führe: allein nie hat er bewieſen, daß es mit der wahren Tugend, die nicht blos die Erhaltung, und das Wohl des Individuums, ſondern auch anderer Menſchen zur Abſicht hat, und mit der Glückſeligkeit ganzer Nationen vereinbar ſey. Er trug die Gedanken des Epikurs beſſer vor, als dieſer ſelbſt gethan hatte; er milderte manchen unhaltbaren Satz, und verſteckte manche falſche Seite ſeines Syſtems: allein bey allen dieſen Verſchönerungen blieb Epikurs Philoſophie doch immer mit den ungereimteſten Fehlſchlüſſen und Widerſprüchen angefüllt. Wenn man auch die ſchädlichen Folgen der Epikuriſchen Raiſonnements ganz überſieht; ſo ſind ſie doch die ſeichteſten, unbeſtimmteſten, und unzuſammenhängendſten aus allen Zeitaltern der Griechiſchen Philoſophie, endlich diejenigen, die am wenigſten neue, und eigenthümliche Gedanken enthalten.

II. Die Verehrung, die Epikurs Schüler ihrem Lehrer bey deſſen Lebzeiten, und die ſpäteſten Nachfolger nach deſſen Tode wiederfahren ließen, ging bis zur Schwärmerey, faſt bis zur Vergötterung. Mit der äuſerſten Gewiſſenhaftigkeit folgeten ſie den Anordnungen ſeines letzten Willens, in welchem er (Diog. X. 17. 18.) ſeinen Jüngern befohlen hatte, ſeinen Geburthstag alle Jahre zu feyern: noch viele Jahrhunderte nach Epikurs Tode brachten ſie den Göttern an dieſem Tage, als an einem feſtlichen Tage, Opfer, und hielten den ganzen Monath für heilig (Plin. 35. c. 2.) Alle Epikuräer hatten nicht nur Statuen und Gemählde des Epikurs in ihren Häuſern; ſondern lieſſen ſein Bildniß ſo gar auf Trinkgeſchirre, und Ringe graben, die ſie ſtets mit ſich herum trugen (de Finibus V. c. 1.) Sie nannten ihn den erſten Erfinder der Wahrheit (de Fin. I. c. 10. *) den einzigen Lehrmeiſter und Wegweiſer zur Glückſeligkeit. Sie dankten ihm als dem Lieblinge der Natur, der allein ihre Stimme recht vernommen, und allen gelehrigen Menſchen ihre heiligen Geſetze verkündigt hätte. Sie glaubten nicht nur, daß er der einzige ſey, der die Wahrheit ent-

---

*) Eaque ipſa, quae ab illo *inuentore veritatis*, et quaſi *architecto beatae vitae* dicta ſunt, explicabo. — Nonne ei maximam gratiam habere debemus, qui hac exaudita quaſi voce naturae, ſic eam firme grauiterque comprehenderit, vt omnes bene ſanos in viam placatae, tranquillae, quietae, beatae vitae deduceret?

deckt, und geſehen habe, ſondern waren auch feſt überzeugt, daß er alles geſagt hätte, was dem Menſchen zur Führung eines vernünftigen, und glücklichen Lebens zu wiſſen nöthig ſey. Lucrez iſt nirgends ein größerer und wärmerer Dichter, als wenn er ſich in die Lobſprüche des Epikurs, und deſſen Verdienſte um das menſchliche Geſchlecht ausgießt. Das ganze menſchliche Geſchlecht (ſingt er in dem erſten Buche v. 63. u. f.) lag auf eine ſchändliche Art unter dem harten Drucke des Aberglaubens, der vom Himmel herab durch ſein fürchterliches Haupt die armen ſchüchternen Sterblichen ſchreckte, als ein einziger Weiſer aus Griechenland kühn genug war, ſich ihm entgegen zu ſetzen, und ſeine Augen wider dies Ungeheuer aufzuheben. Weder die ſchrecklichen Göttergeſchichten, noch der Blitzſtrahl, und der drohende Donner des Himmels waren im Stande, ſeinen Muth zu brechen: ſein Heldengeiſt wurde um deſto mehr gereitzt, zuerſt die großen Thore der Natur zu durchbrechen, die bis dahin die Ausſicht in ihre Geheimniſſe verſchloſſen hatten. Sein feuriger Geiſt beſiegte alle Schwierigkeiten, und drang weit über die flammenden Mauern der Welt hinaus. Seine Seele durchwandelte den ganzen unermeßlichen Raum, und brachte als Siegerin die erhabenſten Wahrheiten zur Beute mit. — In deine Fußtapfen trete ich, du Zierde und Stoltz der Griechiſchen Nation: (III. 1.) nicht um mit dir zu wetteifern, ſondern allein aus Liebe dir ähnlich zu werden! wie wollte ein zitterndes Lämmchen ſich mit einem ſtolzen Pferde, eine Schwalbe ſich mit einem Schwane meſſen! Du biſt der Vater und Erfinder der Wahrheit: du giebſt uns väterliche Lehren, und aus deinen Schriften, erhabener Geiſt! ſammlen wir goldene Sprüche, wie die Bienen aus den Blumen der Triften und Wälder Honig ſaugen. So bald deine Stimme mir zuzurufen anfängt, daß die Natur nicht durch die wirkende Kraft einer Gottheit entſtanden ſey, entfliehen auf einmal alle Schrecken der Seele; die Mauern der Welt theilen ſich; ich ſehe, wie alle Dinge in unendlichem leeren Raume entſtehen, und untergehen: ſelbſt die Götter, und deren ruhige ungeſtörte Sitze erſcheinen mir. — Die Acherontiſchen Tiefen verſchwinden, und auch die Erde iſt keine Hinderniß mehr, daß ich nicht alles, was unter ihr vorgeht, wahrnehmen ſollte. Ich werde zugleich von einer göttlichen Wolluſt, und von einem heiligen Schauder ergriffen, wenn ich die ganze Natur ſo aufgedeckt vor mir ſehe. — Weſſen Bruſt iſt ſtark, iſt mächtig genug (V. 1. — 55.) die von ihm erfundenen Wahrheiten, ihrer Majeſtät gemäß, zu beſingen? — Ein Gott, mein Memmius, ein Gott war er, der uns die Lehren der Glückſeligkeit entdeckt hat, die wir jezt Weißheit nennen, der uns aus den Ungewittern des Lebens in eine ſo ſtille Ruhe, aus den größten Finſterniſſen in das hellſte Tageslicht verſetzt hat. Er verdient ſelbſt der Ceres, dem Bacchus und Herkules vorgezogen zu werden. Jene erfanden die Kunſt Früchte und Wein zu bauen, ohne welche das menſchliche Leben ſehr gut hätte beſtehen können, deren ſelbſt jetzo noch viele Völker entbehren. Dieſer überwand eine Menge von Ungeheuern, die uns alle nicht ſehr geſchadet hätten, wenn ſie auch am Leben geblieben wären. Allein, was für Gefahren, was für innere Kriege haben wir alsdenn nicht zu fürchten, wenn unſere Bruſt nicht rein iſt, unbändige Begierden, niederſchlagende Sorgen, und alle Arten von Laſtern unſer Inneres verwüſten? verdiente der nicht in die Reihe der Götter geſtellt zu werden, der unſere Seele, nicht durch Gewalt, ſondern durch Weißheit von allen dieſen Uebeln befreyet hat. Man ſehe nach das ſechſte Buch v. 1. — 30.

Dieſe Ehrfurcht gegen den Epikur gieng ſo weit, daß ſeine Schüler bis auf die ſpäteſten Zeiten nicht das Geringſte an ſeinem Syſtem zu verändern, oder zu bezweifeln wagten. Alle ſeine Verehrer glaubten, daß er allein die Wahrheit geſehen, und ſie auch ganz entdeckt habe. Eine natürliche Folge dieſer Denkungsart war dieſe: daß ſie weder durch ihre eigene Kräfte, noch mit Hülfe, und in den Schriften anderer die Wahrheit weiter ſuchten. Sie laſen daher nur ſich ſelbſt, und ihre eigne Werke (de Nat. Deor. II. 29.) Die Ausſprüche ihres Meiſters hielten ſie, nach dem Zeugniß des Themiſtius, (Or. IV.) für ſo heilig, und unverletzlich, als wenn es Geſetze eines Lykurgs, oder Solons geweſen wären. Man würde es (ſagt Numenius apud Euſeb. Praepar. Euang. Lib. XIV. c. V.) für eine Gottloſigkeit, für die Entweihung von Heiligthümern gehalten haben, wenn man nur eine

eine von ſeinen Lehren der Weißheit, von ſeinen Regeln der Glückſeligkeit umzuwerfen ſich unterſtanden hätte. Alle wußten die Denkſprüche (ratas ſententias) des Epikurs; manche faſt alle ſeine ſehr zahlreichen Schriften auswendig. Sie erfanden für die Sätze des Epikurs neue Beweiſe: ſuchten ſolche, die mit einander zu ſtreiten ſchienen, zu vereinigen: legten andere, die zu unbeſtimmt, oder auch zu unvorſichtig ausgedrückt waren, auf eine vortheilhafte Art aus: allein die Grundſätze ſelbſt ließen ſie ganz ungeändert. Keiner aus dieſer Geſellſchaft maßte ſich je das Verdienſt eines Erfinders, oder Verbeſſerers, und eigenthümlichen Schriftſtellers an; alles, was von den Mitgliedern dieſer Schule geſagt, und gedacht wurde, ſelbſt die Werke des Hermachus, und Metrodorus wurden dem Epikur zugeeignet. (Sen. Ep. 33.) Seine Schule war daher die einzige in ganz Griechenland, und vielleicht nicht nur in Griechenland, ſondern in der ganzen Welt, in der man, bis auf ihren gänzlichen Untergang, nichts von Spaltungen, und Streitigkeiten hörte: alle wahre Bekenner ſeiner Lehre lebten in der freundſchaftlichſten Eintracht, ohne Neid, und Wetteifer, zufrieden mit dem Glücke, wofür ſie den Stifter ihrer Geſellſchaft ſegneten, von ihm auf den wahren Weg der Weisheit, und Glückſeligkeit geführt zu ſeyn.

III. Gaſſendi hat in dem oben genannten Werke auf eine unwiderlegliche Art bewieſen, daß alle die Beſchuldigungen von den entſetzlichſten Ausſchweifungen in den gröbſten ſinnlichen Lüſten weiter nichts als Erdichtungen der Feinde des Epikurs entweder abtrünniger Schüler, oder muthwilliger Komiker und Sophiſten waren. Der Stoiker Diotimus (Diog. X. 3.) ſchob dem Epikur, noch bey deſſen Lebzeiten, funfzig unzüchtige Briefe unter, die aber gleich, als unächt, entdeckt, und verworfen wurden. Ein Bruder des Metrodors, Timokrates (Ibid. 6. 7.) der die Gärten des Epikurs verließ, ſchilderte ſeinen ehemaligen Lehrer, als den viehiſchſten Schwelger und Wollüſtling, der täglich auf ſeinen Tiſch eine attiſche Mine gewendet, zweymal des Tags ſich vor Ueberladungen des Magens übergeben, und ſeine Geſundheit dadurch ſo ſehr verdorben hätte, daß er ſchon mehrere Jahre lang von ſeinem Sitze oder Bette nicht aufzuſtehen im Stande ſey. Er und noch andre (Diog. ibid.) geben ihm ſchuld, daß er mit dem Metrodor gemeinſchaftliche Beyſchläferinnen gehalten, und ingeheim in nächtlichen Verſammlungen ſich den liederlichſten Ausſchweifungen mit einer Menge öffentlicher Weibsbilder überlaſſen habe, deren Namen (ſ. 7.) genannt werden. Sie beriefen ſich auf Briefe des Epikurs, die ihm aber von Rhetoren und Sophiſten, wie die beym Alciphron, untergeſchoben waren, in denen er der Leontium, Themiſta, und dem ſchönen Pythokles ſeine heiße Liebe, oder vielmehr Brunſt auf die nachdrücklichſte Art erklärte.

Daß alle dieſe Beſchuldigungen nichts als giftige Verläumdungen der Feinde des Epikurs waren, bewieß Gaſſendi aus den Zeugniſſen der zuverläßigſten Schriftſteller des Alterthums, die um deſto unverdächtiger ſind, da ſie Feinde und Widerſacher ſeines Syſtems waren, aber doch nicht umhin konnten, ſeinem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Cicero, der einer der heftigſten Gegner dieſes Weltweiſen war, rühmt an mehrern Stellen ſeine Mäßigkeit und Enthaltſamkeit ſowohl, als die ſtrengen Lebensregeln, die er und ſeine Schüler in dem Genuſſe ſinnlicher Vergnügungen, zu befolgen pflegten.

Mit wie wenigen (Tuſc. Quaeſt. V. 31.) ſagt er, iſt der, den wir einen Weichling und Wollüſtling nennen, zufrieden? Kein andrer Philoſoph hat über die Nothwendigkeit einer ſtrengen mäßigen Diät ſo viel geprediget, als er —. Einige Abſätze weiter führt er die Epikuräiſche Eintheilung der menſchlichen Begierden und Bedürfniſſe an; und nachdem er ihren Grundſatz vorgetragen hat, daß die ſinnlichen Vergnügungen zwar nicht zu verachten, aber auch leicht zu überwinden wären, ſetzt er dieſen Gedanken des Epikurs, und ſeiner Schüler hinzu: daß es immer ein Glück ſey, wenn ſinnliche Vergnügungen nicht ſchadeten, daß ſie aber auch niemals wünſchenswerth, und zuträglich wären *) —. Noch entſcheidender iſt das gute Zeugniß, was Cicero (II. de Fin. c. 25.) dem Epikur giebt. Ich läugne gar nicht, heißt es hier, daß er ein recht-

---

*) Omninoque genus hoc voluptatum optabile eſſe, ſi non obſit; prodeſſe nunquam.

rechtſchaffener, ſanfter und menſchenfreundlicher Mann geweſen ſey. Ich rede immer nur von ſeiner Art zu denken, nicht von ſeinem Charakter und Lebenswandel —. Eben dies aber, daß Epikur ſelbſt und viele ſeiner Freunde, rechtſchaffene Männer waren, und noch jetzt ſind; daß ſie treu gegen ihre Freunde, ſtandhaft und untadelich in ihrem Leben ſind, daß ſie endlich mehr nach Pflicht, als nach Privatintereſſe handeln; eben dies ſcheint mir zu beweiſen, daß ſelbſt in ihnen, die ſie die Wolluſt für das höchſte Gut ausgeben, Tugend wirkſamer, als Vergnügen ſey. Noch viel vortheilhafter redet Seneca vom Epikur an vielen Stellen ſeiner Schriften. Ich führe (ſagt er Ep. 21.) die vortreflichen Sprüche des Epikurs um deſto lieber an, damit ich denen, die die Gärten des Epikurs für einen Schutzort, oder für eine Schule des Laſters anſehen, zeige, daß ſie allenthalben, ſie mögen hinfliehen, wohin ſie wollen, tugendhaft leben müſſen. Wenn jemand durch die Aufſchrift dieſer Gärten: Hoſpes hic bene manebis, hic ſummum bonum voluptas eſt, gereizt, wird hineingehen, ſo wird ihn ihr ſanfter Bewohner gaſtfreundſchaftlich empfangen, und ihn mit Kuchen bewirthen, auch Waſſers genug geben, und alsdenn fragen, ob er wohl aufgenommen ſey. Epikurs Gärten reizen weder den Hunger noch Durſt durch koſtbare Speiſen, und hitzige Getränke: ſie ſtillen beyde durch die natürlichſten, leichteſten und wohlfeilſten Mittel. — Epikur hatte, (wie Seneca Ep. 18. aus deſſen eigenen Briefen anführt.) gewiſſe Faſttage, an welchen er ſeinen Hunger nicht ganz ſtillte, um zu erfahren, wie viel ihm alsdenn zur höchſten Glückſeligkeit mangelte. Er lebte den ganzen Tag von weniger, als einem Aſſis. Metrodor, der es noch nicht ſo weit in der Mäßigkeit gebracht hatte, brauchte nach ſeines Lehrers Zeugniſſe noch einen ganzen. — Metrodor, Hermachus und Polyän wurden nicht durch die Lehren des Epikurs, ſondern durch deſſen Umgang große Männer. (Ep. 6.) Am meiſten aber vertheidigt er den Epikur und ſeine Philoſophie, ſelbſt wider die Stoiker, in ſeinem Werkchen de Vita beata, c. 13. u. f. Ich bin feſt überzeugt, ſagt er, daß Epikurs Lehren heilig, recht, und, wann man ſie genau unterſucht, ſelbſt etwas zu ſtrenge ſind. Unrecht halten viele Stoiker Epikurs

Schule für eine Lehrmeiſterin von Schandthaten: ſie iſt in einem üblen Ruf, ſie iſt geſchändet, aber ohne Grund und Billigkeit. Der Name der Wolluſt hat allein zu dieſen falſchen Verläumdungen Anlaß gegeben, die nur von denen geglaubt werden, die nicht ins Innere ihrer Lehren eingedrungen ſind. Er ſagt von ſeiner Wolluſt eben das, was wir von unſerer Tugend ſagen. — Diogenes führt Epikurs Zeugniß aus deſſen eigenen Briefen an, worin er ſagt, daß er mit bloſſem Waſſer, und einfachem Brode zufrieden ſey, und einen Freund bitte, ihm etwas Kythäriſchen Käſe zu ſchicken, damit er etwas habe, wenn er ſich einmal recht was zu gute thun wolle. Ich bin bereit, (ſagt Epikur beym Stobäus) ſelbſt mit dem Jupiter um Glückſeligkeit zu ſtreiten, wenn ich nur Brod und Waſſer habe: ich zerfließe für Vergnügen, wenn ich mein Körperchen mit Brod und Waſſer ſättige, und verabſcheue alle die Lüſte, die die ſchwelgeriſche Ueppigkeit ſich mit groſſen Unkoſten verſchaft. — Alle dieſe Zeugniſſe widerlegen die gehäßigen Beſchuldigungen, womit man Epikurs guten Namen ſo viele Jahrhunderte durch zernichtet hat. Beſchulſchuldigungen, die nur von muthwilligen, oder niederträchtigen Verläumdern erdichtet, und nur von Unwiſſenden oder Leichtgläubigen für Wahrheiten aufgenommen werden konnten.

Aus allen dieſen Zeugniſſen aber folgt das nicht, was Gaſſendi unmittelbar daraus ſchließt, daß Epikurs Lehren und Schriften eben ſo rein, heilig und untadelhaft, als ſein Leben, und ſeine Sitten, geweſen ſeyn, und daß er nie die groben ſinnlichen Lüſte, als das höchſte Gut empfohlen habe. Eben die großen Männer, nemlich, die ſeinen ſittlichen Charakter nicht nur nicht tadelten, ſondern mit der größten Unpartheylichkeit bewunderten, ſagen es zu wiederholten malen, daß er und ſeine wahren Schüler beſſer gelebt, als gelehrt hätten, und daß ihre böſen Grundſätze durch ihren eigenen guten Wandel widerlegt würden. (Cic. de Fin. II, 25.*) Tuſc.

---

*) Ita enim viuunt quidam, vt eorum vita refellatur oratio. Atque vt ceteri exiſtimantur, dicere melius, quam facere: ſic hi mihi videntur facere melius, quam dicere.

Quaeſt. V. 9. 10. 26.) Sie werfen es ihm durch Auszüge aus ſeinen Schriften vor, daß er ſich ſelbſt nicht einmal als Schriftſteller gleich geblieben ſey, ſondern bald als ein Curius, als der ſtrengſte Sittenrichter, bald wiedrum als der ausſchweifendſte Wollüſtling geredet habe. Gaſſendi übergieng entweder dieſe dem Epikur nachtheilige Stellen, oder erklärte ſie auch, ohne weitere Gründe für Theile von untergeſchobenen Werken. Ich will ſie alle aus dem Cicero und Plutarch, wie ich ſie geſammlet habe, meinen Leſern mittheilen, um ſie zu überzeugen, daß Epikur vielleicht nicht in ſeinem ganzen Leben ſo gleichgültig gegen die ſinnlichen Vergnügungen geweſen ſey, als er es im höchſten Alter, und in den letzten Jahren ſeines Lebens war, oder daß er wenigſtens in ſeinem Syſtem nicht der tugendhafte, mäßige, enthaltſame Philoſoph geweſen iſt, der er in ſeinem Leben war. *)

Sie

---

*) Es giebt mehr Beyſpiele von Männern, die beſſer gelebt, als gelehrt haben. Der Pythagoräer Eudoxus hielt ſchon die Wolluſt für das höchſte Gut; allein man glaubte, ſagt Ariſtoteles

Sie werden einen jeden zugleich überführen, wie auſerordentlich groß die Unpartheylichkeit des Cicero, Seneca und Plutarchs geweſen ſeyn müſſe, wenn ſie, bey ſolchen Grundſätzen des Epikurs, nicht ganz an ſeiner Tugend zweifelten, und ſeine, und ſeiner Schüler Zeugniſſe von ihrer aller ſtrengen Lebensart nicht ganz und gar verwarfen.

Ich weiß gar nicht, (ſagte Epikur in ſeinem Buche περι τελους, oder de ſummo Bono, Tuſc. Quaeſt. L. III. c. 18.) was ich noch Güter nennen ſoll, wenn ich alle diejenigen Wollüſte abziehe, die man durch den Gaum, und das Gehör erhält; wenn ich die Vergnügungen, die ſchöne Formen dem Auge ge-

---

les Nicom. X. c. 2. ſeinen Werken mehr, als ſeinen Lehren. Kleanthes vertheidigte den Arceſilas gegen einen Tadler ſo: Παυσαι, ἐφη, και μη ψεγε· ἰ γαρ και λογῳ το καθηκον ἀναιρει, τοις γαν ἐργοις αὐτο τιθει. Arceſilas antwortete, daß er kein Freund der Schmeicheler ſey. Heißt das Schmeicheln, erwiederte Kleanth, wenn man ſagt, daß dein Leben nicht mit deinen Lehren übereinſtimmt. Diog. Laert, VII. 7. ſeq.

geben, endlich den ſanften Kitzel, und die angenehmen Bewegungen der übrigen Sinne abrechne. Man kann nicht ſagen, daß das Vergnügen der Seele allein ein Gut ſey; ſie freuet ſich nur in der Vorſtellung des künftigen Genuſſes aller der Vergnügungen, die ich kurz vorher genannt habe. *) Oft habe ich, fuhr Epikur fort, diejenigen, welche man Weiſe nannte, gefragt, was ihnen dann noch für Güter (Bona) übrig blieben, wenn ſie jene Vergnügungen weggeworfen hätten? aber niemals habe ich eine befriedigende Antwort erhalten. Wann dieſe ihre Tugenden und Weisheit, die nichts als leere Wörter ſind, einmal verlaſſen ſollten, ſo werden ſie finden, daß man auf keinem andern Wege, als den ich vorgezeichnet habe, nemlich durch den Genuß ſinnlicher Vergnügungen zur wahren Glückſeligkeit gelangen könne. — Was folgt (ſetzt Cicero hinzu) iſt gleichen Inhalts:

das

---

*) Dies iſt eben die Stelle, die Diogenes mit unter den vielen Vorwürfen anführt, die faſt alle übrige Philoſophen dem Epikur machen. Diog. X. 6.

das ganze Buch vom höchſten Gute iſt voll von ſolchen Ausdrücken und Grundſätzen. Entweder muß ſich alſo Epikur für das, was er nicht ſeyn will, für einen Vertheidiger der groben ſinnlichen Vergnügungen, als des höchſten menſchlichen Guts bekennen, oder er muß auch das, was ich angeführt habe, aus ſeinem Buche wegſtreichen, oder vielmehr das ganze Buch verwerfen, weil es durchaus mit Wollüſten angefüllt iſt.

Die Frage (ſagt Cicero Tuſc. Qu. III. 20.) iſt nicht von ſeinem Leben, oder ſeinem Charakter, wie ich ſchon oft wiederholt habe, ſondern allein von dem ſchlechten Zuſammenhange ſeines Syſtems. Ungeachtet er die Wollüſte oft verachtet, die er anderswo ſelbſt gelobt hatte; ſo habe ich mir doch ſehr gut gemerkt, was Epikur das höchſte Gut nennt. Er hat es nicht blos durch das unbeſtimmte Wort, Wolluſt, ausgedruckt, ſondern ſich auch über die Bedeutung dieſes Ausdrucks erklärt. Wolluſt nennt er die Freuden der Tafel, des Genuſſes und des Geſangs: endlich die ſüßen Vergnügungen, welche die Augen bey dem Anblick ſchöner Formen empfinden. Erdichte ich hier, ſagt Cicero, rede ich die Unwahrheit? Ich wünſche widerlegt zu werden; mir iſt es allein darum zu thun, daß die Wahrheit allenthalben entdeckt werde. Freylich, ſagt derſelbe Epikur, daß die größte Wolluſt darin beſtehe, gar keine Schmerzen zu leiden, und daß mit der Wegräumung aller unangenehmen Empfindungen, unſer Vergnügen und Glückſeligkeit keinen Zuwachs mehr erhalten könne. Allein in dieſen wenigen Worten hat er auch drey grobe Fehler begangen, unter welchen der größte dieſer iſt, daß er ſich offenbar widerſpricht. Denn bald ſagt er, daß er ſich gar nicht einmal ein Gut vorſtellen könne, wenn nicht die Sinne durch einen angenehmen Reiz gekitzelt würden: und bald ſetzt er das höchſte Gut in der Abweſenheit alles Schmerzes, im Nichtleiden.

Ich glaube nicht, (ſagt Cotta zum Epikuräer Vellejus de Nat. Deor. I. 40.) daß du zu denjenigen Epikuräern gehörſt, die ſich der Stellen in den Schriften ihres Lehrers ſchämen, wo er erklärt, daß er alle ſogenannte Güter gar nicht für Güter erkenne, die keine von den weichlichen und unkeuſchen Vergnügungen hervorbrächten, welche er ſich nicht ſchämt, einzeln zu nennen, und durchzugehen. — Selbſt unſer Freund Philo konnte es nicht leiden, daß die Epikuräer die feinen und weichlichen Vergnügungen verachteten. Er ſelbſt ſagte aus dem Köpfe eine Menge von Sprüchen aus Epikurs Schriften, und zwar mit den eigenen Worten des Epikurs her; auſer dieſen noch viele vom Metrodor, einem Genoſſen der Weisheit des Epikurs, die noch viel unverſchämter waren. Der Leztere tadelt ſeinen Bruder Timokrates, daß er Bedenken trüge, alles, was zum glücklichen Leben gehöre, allein nach dem Magen abzumeſſen, und dies thut er nicht einmal, ſondern mehrmalen. Ich ſehe, ſagt Cotta zum Vellejus, daß du mir Recht giebſt; die Stellen ſind dir bekannt: ich würde die Bücher ſelbſt herbey holen, wenn du es läugneteſt. — Zulezt verweiſe ich neugierige Leſer auf c. 11. et 21. de Fin. bon. II. Libr., wo Cicero ſagt, daß Epikur bald als ein andrer Curius rede, und bald wiederum behaupte, daß, auſer der ſinnlichen Luſt, gar nicht einmal irgend ein Gut gedacht werden könne: daß Epikur in ganzen Bänden von der Themiſta rede, und daß ſeine Leſer ſehr oft ſich von den ſchmutzigſten, und unkeuſchſten Vergnügungen mußten unterhalten laſſen.

Nach dem Cicero bezeugt Plutarch (T. III. p. 2002. ὁτι ὐδε ζην ἐςιν ἡδεως κατ᾽ ἐπικȣρον), daß Epikur ſehr oft, nahmentlich aber in ſeinem Buche vom höchſten Gute geſagt habe: daß er ſich allein auf die Lüſte des Fleiſches, und durch die Hoffnung ihres Genuſſes freue, und daß er endlich auf dieſe allein ein groſſes Zutrauen ſetze. *) Er habe gezweifelt, (p. 2008.) ob der Weiſe als Greis, wenn er zu den Freuden des Genuſſes zu ſchwach und unfähig ſey, ſich noch durch Berührungen und Betaſtungen ſchöner Körper zu beluſtigen ſuchen ſolle? Er habe endlich auf die Frage, (προς κολωτην p. 2066.) ob der Weiſe auch wider die Geſetze handeln dürfe, wenn er gewiß überzeugt ſey, daß ſeine That unentdeckt bleiben werde? geantwortet: daß dieſe einfache Frage ſehr ſchwer zu beantworten ſey. **) Noch viel weniger laſſen

---

*) Ἐπι σαρκι και τῃ περι σαρκα ἐλπιδι ἀλλῳ δε μηδενι, χαιρειν και θαρρειν.

**) Οὐκ εὐοδον το ἁπλȣν ἐςι κατηγορημα.

ſen ſich die Stellen entſchuldigen, die Plutarch aus den Schriften des Metrodors anführt, den Epikur ſelbſt als ſeinen größten Schüler, und alle ſeine Nachfolger, als einen zweyten Epikur verehrten. Dieſer behauptete, daß alle große und weiſe Erfindungen blos in und zu der Abſicht gemacht wären, den Bauch zu befriedigen, oder uns auch mit der Hoffnung ihm zu fröhnen, auf eine angenehme Art zu ſchmeicheln (p. 1996. und 2061.) Er ſchrieb an ſeinen Bruder Timokrates, daß der Weiſe ſich gar nicht damit befangen müſſe, die Wohlfarth von Griechenland zu befördern, oder Kronen der Weißheit zu erringen; ſeine würdigſte Beſtimmung ſey, zu eſſen, und ſüßen Wein zu trinken, ohne doch den Magen zu verderben. (p. 2014. und 2062.) Er freuete ſich, und war ſtolz darauf, daß er vom Epikur gelernt habe, ſeinem Bauche auf eine unſchädliche Art gut zu thun: nur durch ihn könne man des höchſten Gutes theilhaftig werden. Von einem ſolchen Manne kann mans erwarten, daß er Geſetze für Kleinigkeiten, und Geſetzgeber für Thoren hielt. Der ungebundene Weiſe (ſagte Metrodor S. 2066.) lache über alle Menſchen, beſonders aber über die Lykurge und Solons, wahrſcheinlich als über Thoren, die, ſtatt der Kunſt des Wohllebens, ſich mit einer, weit weniger wichtigen, mit der Kunſt, andre Menſchen glücklich zu machen, beſchäftiget hätten.

Alle die gerechten Vorwürfe, die dieſe von mir geſammleten Stellen, wo nicht wider das Leben, doch wider das Syſtem des Epikurs, und ſeines Seelenfreundes des Metrodors, hergeben, laſſen ſich nicht durch eine einzige Vermuthung des Gaſſendi zurückſchlagen; daß ſie wahrſcheinlich alle aus erdichteten Schriften hergenommen wären, deren Unächtheit Plutarch und Cicero, vor der heftigen Feindſchaft, womit ſie den Epikur verfolgten, nicht hätten einſehen können, oder wollen. Epikur empfehle in unbezweifelten ächten Stellen ſeiner Schriften Mäßigkeit und Enthaltſamkeit ſo ſehr, ſetze den Werth der ſinnlichen Vergnügungen ſo tief herab, und erkläre die Tugend für ſo nothwendig zur Glückſeligkeit, daß man ihm unmöglich ſolche Geſinnungen zutrauen könne, als in den angeführten Zeugniſſen des Cicero und Plutarchs enthalten ſind. Comment. in Diog. Lib. X. p. 1335.

Allein man kann bey beyden Philoſophen weder einen ſolchen Mangel des Scharfſinns, noch der Ehrlichkeit annehmen, als vorausgeſetzt werden müßte, wenn ſie wiſſentlich, oder unwiſſentlich auf falſche, dem Epikur angedichtete Schriften, als auf wahre, ſich hätten berufen ſollen. Beyde Männer waren nicht wider den Epikur ſelbſt eingenommen; ihr ganzer Tadel tref allein ſeine Grundſätze. Sie gaben zu, das Epikur beſſer gelebt, als gelehrt habe: daß man ihn nach ſeinen Handlungen, und nicht nach ſeinen Grundſätzen beurtheilen müſſe: daß er ſehr oft ein ſtrenger Sittenlehrer, ſtrenger als Zeno, Ariſtoteles und Plato ſey: ſie ſagten aber zugleich, daß er ſich nicht gleich bleibe, und dann und wann die ſinnlichen Vergnügungen eben ſo ſehr lobpreiſe, als er zu andern Zeiten die Tugend zu empfehlen pflege. Der größte Beweis ihrer Unpartheylichkeit iſt dieſer, daß ſie ſowohl die gute, als ſchlimme Seite der Epikuräiſchen Moral ſahen, daß ſie nicht allein die nachtheiligen Stellen, wo Epikur ſich vergeſſen hatte, ausſuchten, und aus dieſen auf ſein Leben, auf ſeinen Charakter zurückſchloſſen, wie man unzähliche mal gethan hat. Partheylichkeit alſo könnte ihnen weder die Fähigkeit, noch den guten Willen, die ächten Schriften des Epikurs von den falſchen und untergeſchobenen, zu unterſcheiden, benehmen.

Eben ſo wenig konnten beyde Philoſophen, ohne es zu wiſſen, unächte Schriften für wahre Arbeiten des Epikurs anſehen, und aus ihnen, als aus ächten Werken, Stellen wider den Epikur anführen. Schon bey den Lebzeiten des Epikurs hatte man ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften: alle Nachfolger dieſer Philoſophen laſen nur ſeine, und ſeiner Schüler Werke: manche thaten dies mit einem ſo auſſerordentlichen Fleiße, (Diog. X. 12.) daß ſie faſt alle Arbeiten ihres Meiſters auswendig wußten. Unter ſolchen Umſtänden konnte dem Epikur nichts angedichtet werden, ohne daß es gleich von den Epikuräern, die immer die größte Anzahl der Griechiſchen Philoſophen ausmachten, entdeckt worden wäre. Die Briefe des Stoikers Diotimus, von denen ich ſchon oben geredet habe, wurden gleich von allen Freunden des Epikurs, als ein untergeſchobenes Werk, verworfen. Die von Alciphron, und andern Sophiſten im Namen des Epikurs geſchriebene Briefe, können nicht als Gegenbeweiſe gebraucht werden; dieſe tragen die Zeichen der Unächtheit ſo offenbar an ſich, daß kein aufgeklärter Feind des Epikurs ſie je wider dieſen Philoſophen brauchte, und kein Epikuräer ſich je die Mühe gab, ihre Untergeſchobenheit auf eine mühſame Art darzuthun. Wenn alſo auch dem Epikur ſolche Schriften angedichtet, oder, was auf eins hinaus lauft, in wahre Schriften falſche Stellen hineingeſchoben worden wären; ſo müßten beyde zu Cicero's, noch mehr zu Plutarchs Zeiten allgemein bekannt geweſen ſeyn: und beyde würden, als die größten Gelehrten ihrer Zeit, ſolche falſche Zeugniſſe nicht unwiſſend wider den Epikur haben brauchen können.

Noch viel weniger läßt es ſich denken, daß dieſe beyden Philoſophen ſich wiſſentlich auf Schriften, und Stellen, die ſie ſelbſt für unächt hielten, als auf wahre Arbeiten ihres Widerſachers, ſollten berufen haben. Wenn man bey ihnen auch den heftigſten partheyiſchen Haß annehmen wollte, der ſie zu einem ſolchen unredlichen Verfahren hätte verleiten können; ſo würden ſie doch nicht, ohne die größte Gefahr, ihren guten Namen, und die Sache, die ſie vertheidigten, unwiederbringlich zu verlieren, einer ſolchen Niederträchtigkeit ſich haben ſchuldig machen können. Ihre Abſichten würden gleich entdeckt, und ſie ſelbſt für Falſarien erklärt worden ſeyn.

Wenn man alſo die, aus dem Plutarch, und Cicero geſammleten Stellen, für wahre Ausſprüche des Epikurs hält, wie man ſie, ohne Ungerechtigkeit gegen ein Paar der größten Männer des Alterthums nothwendig dafür erklären muß, und nach ihnen den Philoſophen des Vergnügens beurtheilt; ſo wird man leicht finden, daß Epikur nicht ſo untadelhaft und edel gedacht, vielleicht auch nicht ſein ganzes Leben durch ſo unbeſcholten gelebt habe, als Gaſſendi glaubt: daß er aber auch nicht ganz ſo verführeriſch in ſeinen Grundſätzen, und ſo ausſchweifend in ſeinem Leben geweſen ſey, als ſeine alten und neuen Verläumder behaupteten. Gaſſendi wählte blos die ſchöne Seite des Epikuräiſchen Syſtems, um einen noch ſchönern Sinn hinein denken zu können; ſeine Feinde hingegen blieben

ben gerade bey den Stellen ſtehen, wo Epikur ſich am meiſten vergeſſen hatte, und ſich ſelbſt ungleich zu werden anfing. Solche Widerſprüche in den Schriften des Epikurs ſelbſt, und die darauf ſich gründenden entgegen geſetzten Urtheile über den Werth ſeiner Moral ſowohl, als ſeines Charakters, würden ganz unerklärlich bleiben, wenn man nicht annehmen dürfte, daß Epikur eher zu ſchreiben angefangen, als er ſeine Hauptbegriffe gehörig beſtimmt, und geordnet hatte; daß er vor der Vollendung ſeines Syſtems manche zu unvorſichtige Ausdrücke, und kühne Gedanken gewagt, und eben dieſe, erſt durch die zuweit getriebenen Auslegungen ſeiner Feinde aufmerkſam gemacht, in ſtrengere, und der Kälte des ſpäteſten Alters mehr angemeſſene Grundſätze herabzuſtimmen geſucht habe.

IV. Dieſe übermäßige Schätzung und Empfehlung der ſinnlichen Lüſte, als des höchſten Gutes, iſt aber nicht der einzige Vorwurf von welchem Gaſſendi, den Epikur nicht reinigen konnte; es bleiben auch in ſeinem Charakter noch andere Flecken übrig, die nicht wenig dazu beytrugen, daß nicht nur alle übrige

Philoſophen von Griechenland, ſondern auch ganz unpartheyiſche Männer wider ihn aufgebracht wurden. So zärtlich und großmüthig Epikur gegen ſeine Freunde, Schüler und Hausgenoſſen war, ſo undankbar war er gegen ſeine Lehrer, denen er ſeine Ausbildung, und ſein ganzes Syſtem zu danken hätte. Unter allen Weiſen von Griechenland ſchätzte er nur allein den Anaxagoras und Archelaus; alle übrige Philoſophen aber, den Sokrates, Demokrit, Pythagoras, Plato, Ariſtoteles, und noch andere belegte er mit erniedrigenden Schimpfnamen, verkleinerte nicht blos den Werth und die Verdienſte dieſer Männer als Schriftſteller, ſondern vergriff ſich mit einer empörenden Unverſchämtheit an ihren Charakteren, als Menſchen, die ihm hätten heilig ſeyn ſollen. Er war ſo erfinderiſch, als Ariſtophanes in neuen Schimpfwörtern, und in den Bezeichnungen neuer Laſter, die er den tugendhafteſten Männern andichtete. Beyde ſind gleich unüberſetzlich, und ich muß daher neugierige Leſer auf den Diogenes X. 8. und Plutarch gleich im Anfange ſeiner Abhandlung, daß man, nach dem Epikur, nicht vergnügt leben könne, verweiſen.

weiſen. Epikur war es, der den Ariſtoteles auf ganze Jahrhunderte infam machte, der ihm die niedrigſten Beſchäftigungen, und die ſchändlichſten Handlungen andichtete: und wann er ſelbſt in der Folge durch feindſelige Verläumdungen litt; ſo war dieſe Wiedervergeltung nur eine kleine Strafe für das, was er an andern geſündigt hatte. Dieſe Paſquillenwuth pflanzte ſich von ihm auf den größten Theil ſeiner Schüler fort, (De Nat. Deor. I. 33. 34.) und doch glückte ſowohl dem Epikur, als ſeinen Anhängern nichts weniger, als die Bemühung witzig zu ſeyn, und andere auf eine feine Art verſpotten zu wollen.

Neben dieſer ſchwarzen Undankbarkeit gegen ſeine Lehrer, und der eben ſo tadelnswürdigen Verkleinerungsſucht, hatte Epikur eine blinde ſchmutzige Eitelkeit, die ſeinem Gedächtniſſe gar keine Ehre macht.

Ungeachtet Epikur faſt alle ſeine Behauptungen dem Demokrit und Ariſtipp zu danken hatte, und da, wo er Veränderungen vornahm, mehr verdarb, als verbeſſerte, (Cic. de Fin. I. 6-8.) ſo wollte er doch durchaus für einen Selbſtgelernten (αὐτοδίδακτος. Diog. X. 13.) gehalten ſeyn, der gar keine Lehrer und Vorgänger gehabt, ſondern alle ſeine Erfindungen aus der Tiefe ſeines eigenen Genies heraus gezogen hätte. Anfangs (ſagt Plutarch προς κολωτην p. 2033.) habe Epikur, nach dem Zeugniß einer ſeiner vornehmſten Schüler, ſich ſelbſt für einen Nachfolger des Demokrits ausgegeben, und dieſen Philoſophen für den erſten Erfinder des Syſtems der Wahrheit gehalten. Selbſt Metrodor behauptete, daß Epikur, ohne den Demokrit, nicht zum Beſitz der Weisheit gelangt wäre; allein nachher änderte Epikur ſeine Sprache, und nannte den Demokrit, den er ſo ſehr gelobt hatte, nur Ληροκριτος. Um dieſen ſo ſehnlich gewünſchten Ruhm der Originalität, und Selbſt-Erfindung nicht zu verlieren, führte er in allen ſeinen Schriften nicht ein einziges mal die Worte eines andern Philoſophen an. Er gewöhnte ſeine Schüler zu der beſchwerlichen Arbeit, ſeine Worte auswendig zu lernen, und ſcheute ſich nicht ſelbſt zu geſtehen, (Plut. p. 2017.) daß unter allen Bekennern ſeines Syſtems kein einziger Weiſer, als er ſelbſt geweſen ſey. Ihm koſtete es keine Ueberwindung zu ſagen, daß ſeine Mutter gerade nur ſo viel edle Atomen in ſich vereinigt habe, als dazu erfordert worden, einen einzigen Weiſen zu bilden; und die Schmeicheley ſeines Bruders zu wiederholen, der ihn gleich anfangs für den geiſtreichſten unter allen ſeinen Brüdern erklärt hatte. Er ſagte es der Welt, und ſeinen Leſern mit einem innigen Wohlgefallen, daß ſein Jünger Kolotes, wider welchen Plutarch ſchrieb, ihm zu Füßen gefallen ſey, ihn, als einen Gott angebetet, und daß er wiederum, von einem ähnlichen Enthuſiaſmus ergriffen, dieſelbe ehrfurchtsvolle Stellung gegen den Kolotes angenommen habe. — In ſeinem Teſtamente (Diog. X. 17-23.) vermacht er den Garten, worin er gewohnt hatte, den Nachfolgern in ſeiner Philoſophie als ein unveräuſerliches Eigenthum, und ſetzte andere Einkünfte aus, von denen ſeine Anhänger ſeine eigene und ſeiner Brüder Geburts- und Gedächtnißtage auf eine feſtliche Art begehen könnten. Selbſt in den letzten Stunden ſeines Lebens, als er von unerträglichen Steinſchmerzen bis zum Tode gemartert wurde, richtete ihn das Andenken ſeiner Erfindungen, und die Hoffnung eines unſterblichen Ruhms ſo ſehr auf, daß, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, die Freuden der Seele den heftigſten Schmerzen des Körpers gleich wogen. (Diog. X. 22.)

V. Man kann unmöglich, wie Diogenes auf gut Epikuräiſch (VII. 8. et de Nat. Deor. I. 34.) thut, und Gaſſendi billigt, antworten, daß die Urheber aller Vorwürfe gegen den Epikur unſinnig wären, (μεμηνασι δε ὁυτοι) und doch noch glauben, etwas widerlegt zu haben. Der Machtſpruch eines ſo eingeſchränkten, und noch dazu von Partheyſucht eingenommenen Mannes iſt von gar keinem Gewichte, und weniger der Beweis eines feſten Zutrauens auf ſeine gute Sache, als einer erklärten Verzweifelung, ſeinen Liebling vertheidigen zu können. Da er das, was offenbare Verläumdung war, mit ſo großer Sorgfalt widerlegt, und ſich ſo gar zur Aufdeckung ſophiſtiſcher Erdichtungen herabläßt, von denen kein vernünftiger Menſch ſich hätte verführen laſſen; warum hätte er ſeine Leſer in Anſehung der Beſchuldigungen, die man wider den Epikur aus deſſen eigenen Schriften vorbrachte, nicht ebenfalls aus dem Zweifel ziehen können, wenn es in ſeiner Macht geweſen wäre? Er ſucht ſie vielmehr zu hintergehen, indem er auf das, was niemand glaubte, und wiedrum auf das, was gegründet ſchien, auf einerley Art antwortet, und den Leſer zu überreden glaubt, als wenn er nun alles widerlegt hätte.

Epikurs Tugenden (ſagt Diogenes (l. 9.) und nach ihm Gaſſendi,) ſetzen ihn gegen alle Beſchuldigungen in Sicherheit. Von ſeinem überſchwenglichen Wohlwollen gegen alle Menſchen zeugen die zwanzig Statuen, die ſein Vaterland ihm ſetzte; zeugen ſeine Freunde, deren Menge ganze Städte nicht faſſen konnten; endlich ſeine Schüler und Anhänger, die alle durch die unwiderſtehlichen Reize ſeiner Philoſophie unauflöslich an ihn gefeſſelt wurden, den einzigen Metrodor ausgenommen, der zum Karneades wahrſcheinlich deswegen übergieng, weil er das Uebermaß der gefälligen Freundſchaft des Epikurs nicht ertragen konnte. Seine Dankbarkeit gegen Aeltern, ſeine Wohlthätigkeit gegen ſeine Brüder, endlich ſeine Sanftmuth gegen ſeine Hausgenoſſen und Bediente leuchten ſelbſt aus ſeinem letzten Willen hervor. Seine Ehrfurcht für die Götter, und ſeine Vaterlandsliebe waren unausſprechlich. Aus übermäßiger Beſcheidenheit nahm er keine öffentliche Aemter und Geſchäfte über ſich. — —

Einen Theil von denjenigen Tugenden, die dem Epikur in dieſer Lobrede zugeſchrieben werden, konnte nur ein von Partheylichkeit entzündetes Gehirn an dieſem Philoſophen finden. Zu dieſen rechne ich ohne Bedenken die unausſprechliche Ehrfurcht gegen die Götter, ſeine Vaterlands- und Menſchenliebe. Die übrigen alle konnte Epikur beſitzen, und doch mit den vorher bewieſenen Schwachheiten behaftet ſeyn. Er konnte dankbar gegen ſeine Aeltern, wohlthätig gegen ſeine Brüder, zärtlich gegen ſeine Freunde; und nichts deſtoweniger eitel, und aus Eitelkeit verläumderiſch ſeyn. Alle dieſe Tugenden und Untugenden haben ſich unzählige mal in demſelbigen Menſchen zuſammen gefunden, und ſind gar nicht entgegengeſetzt, oder einander ausſchließend: ſelbſt Epikur vereinigte noch viel größere Widerſprüche in ſich, wie ich in einem der vorhergehenden Abſätze erwieſen habe.

Die Stelle, worin Diogenes dem Epikur eine ſo ſchwärmeriſche Lobrede hält, weicht von der kalten, trocknen Schreibart dieſes Mannes ſo ſehr ab, und iſt ſo voll von Bildern und Uebertreibungen, daß ich nicht umhin kann, zu vermuthen, er habe ſie, ohne es zu bemerken, aus einem ächten Epikuräer genommen, unter welchen eine ſolche Sprache die ganz gewöhnliche war. Wenigſtens macht ſie mit dem, was vorhergeht und folgt, einen ſo ſtarken und ſonderbaren Abſatz, daß ich nicht wüßte, wie ein ſo plötzlicher Enthuſiaſmus die erfrorne Einbildungskraft dieſes Mannes habe heben, und gleich wieder verlaſſen können.

Das Letzte, was Gaſſendi zur Rechtfertigung des Epikurs anführt, iſt eine vollſtändige Aufzählung aller der großen Schüler, beſonders unter den Römern, die ſich zu ſeinem Syſtem bekannt haben. — Große Schüler, die edel denken und handeln, beweiſen im geringſten nicht, daß der Lehrer eben ſo vortrefflich gedacht und gelebt habe. Unterdeſſen laſſen ſich bey den Römern, die das Epikuräiſche Syſtem zur Richtſchnur ihres Lebens machten, ſehr gute Gründe dieſer Denkungsart angeben.

Die Römiſche Republik war damals, als Cicero ſo viele Epikuräer zu Freunden hatte, in einer ſolchen Kriſis, in welcher diejenigen, am ſicherſten waren, die am wenigſten Macht und Anſehen hatten, oder zu haben verlangten. Deswegen zogen ſich viele gemächliche, und ſelbſt manche patriotiſche Römer, die der Republik nicht mehr nutzen zu können, glaubten, von den öffentlichen Geſchäfften zurück, und begaben ſich auf ihre ruhige Landſitze, wo ſie alle Glückſeligkeit genoſſen, nur diejenige nicht, die dem ächten Römer die größeſte ſeyn mußte, das Vaterland vertheidiget, und glücklich gemacht zu haben. Zu Cicero's Zeiten, waren alſo die vornehmen Römer, die philoſophirten, ſchon durch die traurige Lage ihres Staats zum Epikuräiſmus vorbereitet.

Man trifft aber in dieſem Zeitalter unter den Freunden des Epikurs auch ſolche Männer an, die durch ihren Wandel die Epikuräiſche Philoſophie widerlegten, in ſo fern ſie nemlich ihre Anhänger von den öffentlichen Geſchäften zu entfernen ſuchte. Caſſius, Vellejus, und noch andere, die Gaſſendi anführt, waren Häupter der Republik, und wendeten den köſtlichſten Theil ihres Lebens zum Dienſte des Vaterlandes an. Dieſe Beyſpiele beſtätigen die Bemerkung, daß die großen Römer ſich nur in ſo ferne zu einer Secte rechneten, in wie ferne deren Lehren mit dem größten Theile ihrer Neigungen ſich vereinigen ließen. Mancher war in der Moral ein Epikuräer, der ſich in der Lehre von Gott, und der Seele, in andern Schulen Raths erholte, und viele lebten wiederum als Stoiker, die, was Religion und Phyſiologie betraf, den Lehrſätzen des Epikurs beyſtimmten.

VI. Epikurs Syſtem war in allen ſeinen Theilen unzuſammenhängend und mit einander ſtreitend; aber nirgends ſind Widerſprüche mehr gehäuft, als in ſeiner Lehre von der Natur der Gottheit. Was er von der Subſtanz der Götter, ihren Eigenſchaften und Wohnungen ſagt; ſelbſt ſeine angeblichen Beweiſe für ihr Daſeyn werfen nicht nur die erſten Grundſätze übern Haufen, auf die ſich das ganze Gebäude ſeiner Philoſophie ſtützt, ſondern würden auch ganz allein für ſich betrachtet, aus dem Zuſammenhange mit dem übrigen Syſtem herausgeriſſen, ſich gegenſeitig zerſtören.

Dieſe Unvereinbarkeit ſeiner Lehre von Gott mit den erſten Grundſätzen ſeiner Philoſophie führte ſchon viele unter den Alten auf die Gedanken, daß Epikur nur deswegen von den Göttern geredet habe, um die argwöhniſchen Prieſter, und das Volk von Athen nicht wider ſich aufzubringen. Der Stoiker Poſidonius (Cic. de Nat. Deor. I. 44. *) ſagte es rein heraus, daß Epikur im Grunde das

---

*) Verius eſt igitur nimirum illud, quod familiaris omnium noſtrum Poſidonius diſſeruit in libro quinto de Natura Deorum, nullos eſſe Deos, Epicuro videri: quaeque is de Diis immortalibus dixerit, inuidiae deteſtandae gratia dixiſſe. Neque enim tam deſipiens fuiſſet, vt homunculis ſimilem Deum fingeret, lineamentis duntaxat, non habitu ſolido, membris hominis praeditum omnibus, vſu membrorum ne minimo quidem; exilem quendam, atque perlucidum, nihil cuique tribuentem, omnino nihil curantem, nihil agentem.

das Daſeyn einer Gottheit geläugnet, aber ſie den Worten, und dem Scheine nach vertheidiget habe, und die ſchlimmen Folgen des öffentlichen Bekenntniſſes ſeiner Grundſätze zu vermeiden. Sextus ſagt es gleichfalls, (IX. 58.) daß mehrere dieſer Meynung geweſen wären. — Cotta hingegen beym Cicero (de Nat. Deor. I. 3.) glaubt, daß Epikur die Vorſehung der Götter im Ernſte deswegen geläugnet habe, weil mit einem ſolchen mühſeligen Geſchäfte die höchſte Glückſeligkeit der Götter nicht beſtehen könne, und daß diejenigen, welche dem Epikur das Abläugnen der Vorſehung zur Abläugnung der Gottheit ſelbſt auslegten, dieſem gar nicht argliſtigen Philoſophen unrecht thäten. Faſt eben ſo ſchließt Lactanz. (de Ira Dei I. c. 3.) Die meiſten Neuern, Cudworth, Mosheim, Parker ſtimmen dem Poſidonius bey, rechnen aber dem Epikur ſeine Verſtellung zu hoch an, dem man es, meiner Meynung nach, nicht verargen kann, daß er keine Luſt hatte, ein Märtyrer ſeiner Hypotheſen zu werden, und deswegen die Tempel von Göttern beſuchte, deren Daſeyn ſeine ganze Philoſophie übern Haufen warf.

Die gar zu offenbaren Widerſprüche der Begriffe des Epikurs von den Göttern mit allen übrigen Theilen ſeines Syſtems hat auch mich ſchon lang bewogen, der Parthey derjenigen beyzutreten, die die Theologie dieſes Philoſophen für eine exoteriſche Lehre anſehen, die blos dazu erfunden worden, den Argwohn der Athenienſer einzuſchläfern. Seit der Zeit, ſagt Cicero irgendwo, (de Nat. Deor. I. c. 23.) daß das bloſe Zweifeln des Protagoras an dem Daſeyn einer Gottheit von den Athenienſern ſo hart geahndet wurde; wurden die Philoſophen viel vorſichtiger, und zurückhaltender in der Bekanntmachung ihrer geheimſten Geſinnungen.

Ich gebe zu, daß es immer eine gefährliche Art zu ſchließen ſey, wenn man behauptet, daß ein Philoſoph von zwoen ſich widerſprechenden Meynungen, eine unmöglich habe glauben können, und läugne auch nicht, daß dieſe Art zu ſchließen tauſendmal iſt gemisbraucht worden gegen einen einzigen Fall, wo man ſie recht angewendet hat. Wir können nemlich ſehr oft unter den Grundſätzen eines andern Widerſprüche wahrzunehmen glauben, die wirklich nicht da ſind, und nur allein von uns gefunden werden: wir können wahre Widerſprüche entdecken, die der andere in ſeinen eigenen Gedanken nicht wahrgenommen hat. Dies alles habe ich überlegt, und glaube doch, ohne mich einer Ungerechtigkeit gegen den Epikur ſchuldig zu machen, in dem gegenwärtigen Falle, aus den Widerſprüchen ſeiner Lehre von Gott mit ſeinem übrigen Syſtem, auf eine nur dem Scheine nach, unternommene verſtellte Vertheidigung ihres Daſeyns ſchließen zu können.

Epikur fand nemlich in ſeiner ganzen Philoſophie keine für ihn geltende Gründe, aus denen er ihr Daſeyn hätte beweiſen können. Anſtatt die Wirklichkeit eines göttlichen Weſens zu beweiſen, erklärte er entweder die Möglichkeit des Urſprungs unſerer Begriffe von Göttern, oder bewies ſie auch mit ſolchen Gründen, die er anderswo ſelbſt für Vorurtheile erklärt hatte, und ſeinem Syſtem nach auch für Vorurtheile halten mußte. Auf eben die Art gab er der Gottheit die wenigen Vorzüge, die er ihr zugeſtand, von freyen Stücken, ohne irgend einen befriedigenden Grund, oder auch aus ſolchen Gründen, aus welchen er auch die übrigen Vollkommenheiten,

ten, die er läugnete, hätte zugeben müſſen. Eben die Beweiſe, aus denen er das Daſeyn der Götter, und ihrer Eigenſchaften feſtzuſetzen vorgab, galten ihm nichts mehr, wenn ſie ihn auch auf die Vorſehung führten, die er ohne Zurückhaltung läugnete. Er gab ihnen eine Subſtanz, und dieſer Subſtanz eine Unvergänglichkeit, die die Hauptgrundſätze ſeiner Weltweißheit beyde für gleich unmöglich erklärten. Er verſetzte ſie in leere Räume, die er, vermöge eben dieſer Lehre, gar nicht annehmen konnte. Aber dagegen gab er ihnen eine menſchliche Geſtalt, die ſeine Götter den Göttern der Griechen ganz ähnlich machte, und vorzüglich den Pöbel blendete, der weder die Gründe, warum er Götter von ſolcher Geſtalt annahm, noch die Gegengründe, die wider ſie in ſeinem eigenen Syſteme lagen, gehörig unterſuchen konnte. Dieſe große Anzahl von den gröbſten Widerſprüchen in der Lehre von Gott mit den wichtigſten Grundſätzen ſeiner Philoſophie konnte Epikur während ſeines ganzen Lebens unmöglich überſehen, und wenn er eines ſolchen Mangels von Scharfſinn auch fähig geweſen wäre, würde er doch durch die Einwürfe aller übrigen Philoſophen aufmerkſam darauf gemacht ſeyn, die ihn von allen Seiten, aber beſonders in ſeiner Lehre von Gott angriffen.

Unter andern Umſtänden würde die von mir gebrauchte Art zu ſchließen, am wenigſten gegen den Epikur gelten können, weil es ihm ſehr gewöhnlich war, in allem Ernſte ſolche Sätze zu behaupten, die nach dem Urtheile aller übrigen Menſchen offenbar widerſprechend waren. Das macht ihr oft ſo, ſagt Cotta beym Cicero, (Lib. I. de Natur. Deor. c. 25.) daß, wann ihr mit gewiſſen unwahrſcheinlichen Behauptungen dem Tadel nicht entgehen könnt, ihr auf ganz unmögliche und unbegreifliche Dinge fallet, ſo daß es faſt beſſer geweſen wäre, eure erſten Behauptungen aufzugeben, als euch auf eine ſo unverſchämte Art zu vertheidigen. Als Epikur ſah, daß alle Freyheit, ſeinem Syſtem nach unmöglich ſeyn würde, wenn die Atomen, vermöge ihrer Schwere, nach unveränderlichen Geſetzen ſänken; ſo fand er gleich ein Mittel, dieſer zwingenden Nothwendigkeit auszuweichen, das dem Demokrit gar nicht eingefallen war. Er ſagte nemlich ohne Beweis, daß die Atomen von ihrem ſenkrechten

Falle ein wenig zur Seite wichen. Dieſe Behauptung war wirklich ärger, als das aufrichtige Bekenntniß, jene Erſtere nicht vertheidigen zu können, geweſen wäre. Eben ſo ficht Epikur gegen die Dialectiker; da dieſe behaupten, daß in allen Disjunctivſätzen, wo die Partikeln entweder, oder, zu ſtehen kommen, nothwendig ein Glied wahr ſey; ſo befürchtet er, daß, wenn er zugäbe: entweder wird Epikur morgen leben, oder nicht leben, eins von beyden nothwendig würde. Er läugnet daher ſchlecht weg, daß einer von ſolchen entgegen geſetzten Fällen, und Sätzen wahr ſey. Kann wohl, ſetzt Cotta hinzu, etwas ungereimteres erdacht werden, u. ſ. w.?

Auch hier läßt Gaſſendi ſeinen Helden nicht ſinken. (Lib. IV. c. 3. 4. de Morib. et Vit. Epic. et Comm. in X. Lib. Diog. p. 1252. 1253.) Epikur (ſagt G.) glaubte die Götter wirklich, und ohne Verſtellung, wie er ſie vertheidigte. Wann er nur aus Furcht vor dem Volke, wie man ihn beſchuldigt, das Daſeyn von Gottheiten zu glauben vorgegeben hätte; warum ſprach er ihnen denn Vorſehung, warum die Regierung der Welt durch

Macht und Weisheit ab? Die Vorſehung der Götter läugnen, war nicht weniger gefährlich, als an ihrem Daſeyn ſelbſt zu zweifeln. Er erklärt überdem, (Diog. X. 123.) daß nicht derjenige gottloß wäre, der die Götter, an die der Pöbel glaubte, aufhöbe, ſondern der die Meinungen des großen Haufens von den Göttern, auf die Gottheit anwendete. Ein Philoſoph alſo, der die Vorſehung ſo kühn läugnete, und die Religion des Volks für Gottloſigkeit öffentlich erklärte, würde wahrſcheinlich mit eben der Offenherzigkeit ſeine wahre Meynung rein heraus geſagt haben, wenn er wirklich an dem Daſeyn göttlicher Weſen gezweifelt hätten. Allein Epikur betete die Götter, als die vortrefflichſten, vollkommenſten Naturen aus den reinſten, uneigennützigſten Abſichten an; ſeine Gottesfurcht war eine kindliche und keine knechtiſche Furcht, die weder durch die Schrecken von Strafen, noch durch die Hoffnung der künftigen Belohnungen hervorgebracht wurde.

Scheinbar iſt dieſe Vertheidigung immer; man kann aber doch ſehr leicht die Urſachen finden, weswegen Epikur die Vorſehung öffentlich läugnen, und den Aberglauben des Pöbels öffentlich angreifen konnte, ohne ſich Verantwortung zuzuziehen. Die Lehre von der Vorſehung konnte Epikur nicht in ſeine Philoſophie aufnehmen, ohne ſein ganzes Syſtem ohne Rettung verlohren zu geben, und ſeine Verſtellung, auch dem einfältigſten fühlbar zu machen. Alles geſchah in der Welt durch Atomen, durch die Geſetze ihrer Bewegungen, durch Zufall und Natur; zwiſchen dieſe ließen ſich auf keine Art, und durch keine Kunſtgriffe waltende Götter einſchieben. Epikur muſte alſo nothwendig die Götter von der Anordnung und Regierung der Welt entfernen. Dieſe Verbannung der Götter würde alsdenn eine für den Epikur gefährliche Meynung geworden ſeyn, wenn die Prieſter und der Pöbel von Athen das zehnte Buch von Plato's Geſetzen geleſen, oder ſonſt richtige Begriffe von der Vorſehung gehabt hätten. Plato nemlich hatte die Abläugnung der Vorſehung für einen dem Staat eben ſo gefährlichen Unglauben, als den erklärteſten Atheiſmus ausgegeben. Allein die Athenienſer raiſonirten nicht wie Plato; ſie hatten von der Regierung der Welt durch die Gottheit, wie von der Unſterblichkeit der Seelen, ſo unrichtige, und unvollſtändige Begriffe, daß ſie die Wichtigkeit beyder Lehren nicht einzuſehen im Stande waren. Ihr Gewiſſen ſowohl, als Argwohn war beſänftigt, wenn ſie nur hörten, daß jemand Götter, und zwar ſolche, als die ihrigen waren, glaubte.

Der Ausfall des Epikurs auf die Religion des großen Haufens, und deſſen irrige Begriffe von der Natur der Götter konnte ihm gar nicht gefährlich werden. Alle Philoſophen vor ihm, ſelbſt diejenigen, die die Religion der Griechen für wahr hielten, oder doch ſchonten, hatten wider den Aberglauben des Pöbels im Allgemeinen geeifert; ſie blieben aber, wie Epikur, im Allgemeinen ſtehen, und hüteten ſich ins Detail der falſchen Götter, und Vorurtheile der Nation hinein zu gehen, weil hier ein jeder Schritt mit Todesgefahr verbunden geweſen wäre.

VII. Im Ernſte konnte Epikur gar keine Gottheit behaupten. Er hatte nicht nur gar keine Gründe, aus welchen er das Daſeyn derſelben hätte ſchließen können; ſondern hob ſelbſt durch das erſte Axiom ſeiner Philoſophie die Möglichkeit göttlicher Weſen auf. Er nahm (Diog. X. 40. Lucr. I. 440 — 50.) nur zwey Principia aller Dinge, die Atomen, und das Leere, an; auſer dieſen, ihren Zuſammenſetzungen, und den daraus entſtandenen Eigenſchaften konnte er ſich gar nichts, gar nicht einmal als möglich denken. Nur allein die Atomen, das Leere, und das aus beyden beſtehende Univerſum ſind ewig; (III. Lucr. 807.) alles hingegen, was aus den beyden erſtern zuſammengeſetzt, oder ein Theil des Letztern iſt, entſtand, und iſt auch dem Untergange unterworfen. Epikur mußte alſo von folgenden beyden Sätzen nothwendig einen zugeben: da die Götter weder einzelne Atomen, noch das Leere, oder das ganze Univerſum ſind; ſo müſſen ſie entweder aus Atomen, und dem Leeren zuſammengeſetzt, — oder gar nichts ſeyn. Im letzten Falle ſieht ein jeder von ſelbſt, was folgen würde; im erſten Falle aber, wenn er ſie für Concreata von Atomen hielt, mußte er ſie, nach ſeinem eigenen Ausſpruch, wie alles, was aus Atomen ward, und entſtehen wird, für vergänglich halten, und ſie daher der Unſterblichkeit berauben, die er als eine nothwendige Vollkommenheit der göttlichen Natur anſah.

Alles, was iſt, ſagte Epikur ferner, iſt von ſelbſt durchs Ungefähr, durch die ewigen Geſetze der Bewegungen entſtanden, die den Atomen eigenthümlich waren. (II. Lucr. 1150-1160.) Dieſe untheilbare Körperchen werden durch ihre Schwere zum ſenkrechten Falle getrieben, neigen ſich aber etwas ſeitwerts, begegnen ſich, gerathen in Wirbel, und bilden Welten, ſammt denen in den Welten enthaltenen Geſchöpfen. Es iſt ganz unmöglich, ſagt Lucrez, daß ſelbſt die Hand einer Gottheit aus der Unendlichkeit von Atomen, Welten bauen, und nach ihrem Wohlgefallen regieren könne: und Unſinn iſt es, (fährt er fort, V. 1660. et ſeq.) den Göttern eine ſo beſchwerliche Arbeit aufbürden zu wollen. Was konnte dieſe ſeligen, ewigen Weſen bewegen, ihren vorhergehenden Zuſtand zu verlaſſen, um ſich dem mühſeligen Geſchäfte eines Weltbaues zu unterziehen? Nur diejenigen, die mit ihrer gegenwärtigen Lage nicht zufrieden ſind, ſuchen ihr Leben zu verändern, und ſind begierig nach Neuerungen.

gen. So etwas läßt ſich aber bey den ſeligen Göttern nicht denken.

Die Welt ſelbſt, und ihre Einrichtung beweißt, daß ſie nicht von Göttern gebauet ſey; ſie iſt viel zu unvollkommen, als daß man ſie für das Werk eines, oder mehrer göttlicher Werkmeiſter halten könnte. Den größten Theil des Erdbodens bedecken unerſteigliche, oder unwirthſame Berge, undurchdringliche Wälder, in denen nur reiſſende Thiere wohnen können, endlich unfruchtbare Meere und Sümpfe. Zwo Zonen der Erde werden durch unerträgliche Hitze oder Kälte unbewohnbar gemacht. Die wenigen übrig bleibende Fruchtfelder würden bald mit Dornen und Diſteln überzogen werden, wenn nicht die Arbeitſamkeit des Menſchen ſich den feindſeligen Bemühungen der Natur entgegen ſetzte. Nur mit dem Schweiſe ſeines Angeſichts befruchtet der Menſch die ihm nährende Erde, und doch zerſtören ſehr oft Sturmwinde, Fluthen, verzehrende Kälte, oder Dürre die blühenden Saaten, die er ihr abgezwungen hat. Wann eine Gottheit die Urheberin dieſer Welt wäre, wie wäre es alsdenn möglich, daß der Menſch unvernünftigen Ungeheuern des Feldes, ſo wohl als der Fluthen ein Raub würde? Warum würde er alsdann durch ſchreckliche Krankheiten heimgeſucht, und durch einen den meiſten noch ſchrecklichern Tod vernichtet?

Jetzt werden Menſchen ſprachlos, nackt und unfähig ihr Leben zu erhalten, an das Licht des Tages, wie Schiffbrüchige an das kaum erreichte Ufer des Meers, geworfen. Mit Jammer und Thränen tritt der Menſch in das Leben, das, wegen des unſäglichen Elendes, eines ſolchen Anfanges würdig iſt. Alle übrigen Thiere, die die Erde nährt, brauchen weder Spielwerke, noch der ſüßen Schmeicheleyen einer wohlthätigen Ernährerin, ſie leben ohne Waffen, ohne künſtliche Kleider, ohne Mauern ein kummerloſes Leben durch. In einer Welt, die die Götter eingerichtet hätten, würde der Menſch nicht ſo vernachläßigt, und den weniger edlen Thieren ſo ſehr nachgeſetzt ſeyn. (V. 200. ſeq.)

Alle diejenigen alſo irrten, welche aus dem ordentlichen Laufe der himmliſchen Körper, aus der regelmäßigen Rückkehr der Jahrszeiten, und ihrer Früchte den Schluß zogen, daß eine gütige menſchenliebende

Gottheit die Erde vorzüglich zu unſerm Beſten gebaut und eingerichtet habe. (II. 167-180. V. 1182.) Die Götter ſind von den menſchlichen Angelegenheiten unendlich entfernt, (II. 645.) und wir ſowohl, als die ganze übrige Natur haben keine ſtolze eiferſüchtige Deſpoten zu fürchten.

So ſehr Epikur es ſich angelegen ſeyn ließ, die Götter von der Einrichtung der Welt auszuſchließen; eben ſo eifrig beſtürmte er die Vorſehung, und ſuchte ſeinen Schülern den Gedanken zu benehmen, als wann die Götter an der Erhaltung der Welt und ihren Veränderungen, beſonders aber an den guten und böſen Handlungen der Menſchen Theil nähmen.

Er läugnete die Vorſehung aus zween Gründen. Die ewigen Götter leben in einem ununterbrochenen Frieden, und genießen in der vollkommenſten Selbſtgenügſamkeit, der ſeligſten Ruhe. Ihre Wonne leidet weder Zuwachs noch Abgang; ſie haben von uns nicht das Geringſte zu hoffen, oder zu fürchten: unſere guten Handlungen nützen ihnen ſo wenig, als ihnen unſere böſen Thaten ſchaden:

den; warum ſollten ſie ſich alſo im geringſten um uns bekümmern? (II. 645. ſeq. V. 165. et ſeq.) — Epikur mahlt ſeine Götter ſo intereßirt, und in einem ſolchen Zuſtande von Glückſeligkeit, als wenn er die Ideale morgenländiſcher Deſpoten hätte entwerfen wollen.

Man kann die Götter zweytens nicht mit der Erhaltung und Regierung der Welt, nicht mit der Aufmerkſamkeit und Theilnehmung an unſern Handlungen beläſtigen, ohne ihnen ihre ungeſtörte Glückſeligkeit zu rauben. Eine ſolche Vorſehung würde beſchwerliche Geſchäfte und Sorgen, Bewegungen des Zorns und des Beyfalls nach ſich ziehen, die ſich nicht mit einem allſeligen, ſondern nur mit ſchwachen Weſen vertragen, die unbefriedigte Bedürfniſſe haben. Die Gottheit bekümmert ſich gar nicht um die Angelegenheiten anderer, und läßt übrigens die Menſchen ſchalten und walten, wie ſie wollen (X. Diog. 77. 139. ſeq.) Man ſehe hierüber einige Betrachtungen des Cicero de Nat. Deor. I. 44.)

Nur alsdenn, ſagt Epikur, (X. Diog. 81. 82.) kann man glücklich leben, wenn man die Götter von der Regierung der Welt ganz entfernt, und den Gedanken von ſtets wachſamen, zornigen, ſtrafenden Oberherrn aus dem Gemüthe vertilgt hat. Für beydes dankte der Epikuräer ſeinem Meiſter, als für die größte, dem menſchlichen Geſchlechte erzeigte Wohlthat. Die Lehre von der Vorſehung hielten ſie für die Hauptquelle alles menſchlichen Elendes (V. Lucr. 1192.)

O genus infelix! talia Diuis
Cum tribuit facta, atque iras adiunxit acerbas,
Quantos tum gemitus ipſi ſibi, quantaque nobis
Volnera, quas lacrymas peperere minoribu' noſtris.

VIII. Wann die Meynung, daß Epikur wirklich keine Götter glaubte, und glauben konnte, durch das bisher geſagte nur wahrſcheinlich geworden iſt; ſo wird ſie durch die nachfolgenden Betrachtungen, über die Art, wie er den Urſprung der Begriffe von Göttern erklärte, über ſeine Beweiſe für ihr Daſeyn, ſeine Gedanken über die Subſtanz, Eigenſchaften, und Sitze der Götter, einen ſolchen Grad von Gewißheit erhalten, als man bey hiſtoriſchen Unterſuchungen nur verlangen kann.

Epikur gieng in ſeiner Theologie, dem äuſern Anſcheine nach, eben ſo zu Werke, als die übrigen Griechiſchen Philoſophen. Er erklärte nicht nur die verſchiedenen Entſtehungsarten der Begriffe von Göttern, ſondern brachte für das Daſeyn göttlicher Naturen auch Beweiſe vor. Zu den Vorſtellungen von übermenſchlichem Weſen (ſagt Epikur Lucr. V. 1160 - 1192. Sextus adu. Math. IX. 25.) ſind die Menſchen auf zween Wegen gekommen: ſie ſahen den regelmäßigen Gang der himmliſchen Körper, und der Jahrszeiten, wußten ſich die Urſachen dieſer Erſcheinungen nicht anzugeben, und nahmen daher zu Göttern ihre Zuflucht, durch deren Wink die Sterne in ihren Kreiſen geleitet, und die Wechſel der Zeiten veranſtaltet würden. — Noch allgemeiner und wahrſcheinlicher aber ſchien ihm folgende Entſtehung des Glaubens an göttliche Naturen zu ſeyn. Die Menſchen ſahen wachend ſowohl, als im Traume, menſchenähnliche Geſtalten von wunderbarer Schönheit. Dieſen gaben ſie Leben, Bewegung, und Empfindung, weil ſie ihre Stimmen hörten, und ihre Glieder ſich bewegen ſahen. Sie hielten ſie für unſterblich und mächtig, weil ſie ihnen immer auf dieſelbige Art erſchienen, und auſerordentliche, menſchliche Kräfte überſteigende Wirkungen von ihnen hervorgebracht ſahen.

Dieſe lezte Erklärung des Urſprungs unſerer Begriffe von Gott wird nicht eher deutlich, als bis man Epikurs Theorie von den aus Atomen ſich bildenden, oder von allen Körpern ſich ablöſenden Geſtalten, und Bildern (ſimulacra, imagines, εἴδωλα) kennt, und zugleich weiß, was Demokrit von der Göttlichkeit gewiſſer Arten der ſich ſelbſt bildenden Geſtalten geſagt hat. Ich will daher beydes kurz auseinander ſetzen.

Nach dem Sextus (adu. Math. IX. 19. 42.) glaubte Demokrit, daß gewiſſe große menſchenähnliche aus Atomen gebildete Geſtalten, ſich den Sterblichen näherten. Er nahm ihrer zwo Arten, ſowohl gutthätige, und menſchenfreundliche, als bösartige, und ſchädliche an, und wünſchte daher nur von gütigen Geſtalten beſucht zu werden. Beyde wären von ungeheuerer Größe; zwar lang daurend, aber nicht unvergänglich und ewig. Sie zeigten den Menſchen durch ihre Erſcheinungen ſowohl, als durch gewiſſe Stimmen, die Zukunft an. Von dieſen großen aus Atomen zuſammengefloſſenen Geſtalten hätten die erſten Sterblichen ihre Begriffe von Göttern geſchöpft; auſer ihnen gäbe es weiter keine göttliche unzerſtörbare Natur.

Cicero weicht in der Beſchreibung dieſer göttlichen Bilder des Demokrits vom Sextus ab, iſt aber viel weniger deutlich, als dieſer, und ſcheint in den beyden Hauptſtellen nicht einmal mit ſich ſelbſt übereinzuſtimmen. (de Nat. Deor. I. 12. 43.) Demokrit (ſagt er in der erſten Stelle durch den Mund des Epikuräers Vellejus) ſetzt bald gewiſſe Bilder, und deren Umriſſe; bald die Natur, die dieſe Bilder ergießt; bald unſere Vernunft und Denkkraft in die Zahl der Götter. Selbſt Demokrit (ſagt Cotta in der andern) aus deſſen Quellen Epikur ſeine Gärten gewäſſert hat, ſcheint mir in ſeinen Begriffen von der Natur der Gottheit zu wanken. Bald glaubt er, daß gewiſſe mit göttlichen Vorzügen begabte

Bilder in dieſem Univerſo exiſtirten; bald hält er gewiſſe Grundweſen (principia: der Ausdruck iſt höchſt unbeſtimmt, und unverſtändlich) und denkende Naturen für Götter; dann wiedrum gewiſſe beſeelte Geſtalten, die ſowohl nutzen als ſchaden könnten; und endlich gewiſſe Bilder von ſo ungeheuerer Größe, daß ſie das ganze Univerſum von auſen umfaßten. — Cicero hat hier aller Wahrſcheinlichkeit nach vier verſchiedene Ordnungen göttlicher Weſen angenommen, wo er nur zwo hätte annehmen ſollen. Die erſte, dritte, und vierte Art von Bildern, die er unterſcheidet, waren, nach dem Demokrit, im Grunde alle einerley; er machte aus ihren verſchiedenen Eigenſchaften, aus Göttlichkeit, Empfindlichkeit, und Größe, ſo viele Gattungen ungleichartiger göttlicher Bilder. Er vergaß ferner, die Natur wiederum in der Aufzählung der Demokritiſchen Götter zu erwähnen, die Vellejus, als eine Gottheit des Demokrits vorher angeführet hatte, und ſaget uns auch nicht, was wir aus dem Sextus wiſſen, daß der Philoſoph von Abdera ſeinen göttlichen Geſtalten eine menſchliche Form gab.

Schon Demokrit alſo nahm gewiſſe menſchenähnliche, aus Atomen gebildete Geſtalten an, denen er Bewegung, Empfindung, Dauerhaftigkeit, und göttliche Vorzüge zugeſtand: er leitete, wie Epikur, aus ihren Erſcheinungen, und Wahrſagungen die Entſtehung der unter allen Menſchen verbreiteten Begriffe von Göttern, und übermenſchlichen Weſen ab.

Aus Mangel von Nachrichten läßt ſich aber jetzt nicht mehr beſtimmen, ob Epikur auch das übrige ſeiner Theorie von den Simulacris aus den Schriften des Demokrits entlehnet habe.

Der Erſtere behauptete zwo Arten von Bildern, wovon die eine ſich von der Oberfläche der Körper ablöſete, und ganz genau die Form derſelben beybehielt; (Lucr. IV. 35.) die andere hingegen ſich von ſelbſt in der Luft bildete, und mit einer unglaubigen Geſchwindigkeit alle Arten von Figuren annähme (IV. 130. Epicur. ap. Diog. X. 46-51. ſ.) Die Simulacra der erſtern Art floßen unaufhörlich von der Oberfläche der Körper nach allen Seiten ab, giengen unverlezt, wegen ihrer Feinheit, durch lockere Körper durch, würden von glatten Solidis unverſehrt zurückgeworfen, von rauhen, und ſcharfen hingegen gebrochen und verſtümmelt. Sie durchflögen unermeßliche Räume in einigen Augenblicken, und wären durch ihre Einwirkungen auf unſere Augen die einzigen Urſachen, daß wir die Gegenſtände auſer uns in ihrer wahren Geſtalt erblickten, wenn ſie ſelbſt unverletzt wären; im entgegen geſetzten Falle aber, wenn die Simulacra durch irgend einem Zufall zerriſſen und verſtümmelt würden, auch allein ſchuld, daß wir die Körper ganz anders wahrnähmen, als ſie auſer uns exiſtirten: unſere Augen trögen daher niemals, ſie zeigten uns die Simulacra unverletzt, oder gebrochen, wie ſie ſie empfangen hätten: allein die Simulacra ſelbſt entſprächen nicht immer den Gegenſtänden, von denen ſie ſich losgeriſſen hätten, und man müſſe dahero nicht in einem jeden Falle aus den Simulacris, und den Eindrücken derſelben auf die wahre Geſtalt der äuſern Körper ſchlieſſen.

Die Simulacra der zwoten Art, die ſich ſelbſt bildeten, waren nach dem Epikur (IV. 732.) ungleich feiner als die erſtern; ſie be-

bewegten nicht blos das Auge, ſondern drungen bis zum Sitz der Seele durch. Ihre Entſtehung leitete er entweder aus der Vereinigung unzähliger in der Irre herumfliegender Atomen, oder von dem Zuſammenfluſſe mehrerer verſtümmelter Simulacrorum ab, die ſich von wirklichen Körpern abgelöſet hätten. Durch dieſe von ſelbſt gebildete, oder aus andern verſtümmelten zuſammengefloſſene Simulacra erhielten wir die Vorſtellungen von Scyllen, Centauren, andern nirgends exiſtirenden Monſtris, — und ſo auch von Göttern. Die Bilder, wodurch die Menſchen zuerſt die Begriffe übermenſchlicher Weſen faßten, waren entweder durchs Ungefähr zuſammen geblaſen, oder auch von den Körpern der Götter wirklich abgefloſſene Simulacra (VI. 76. Lucr.)

Epikur konnte alſo die Entſtehung der Begriffe von Göttern erklären, ohne ſelbſt an Götter zu glauben. (Cic. de Nat. Deor. I. 38. et Sextus IX. 49.) Auch bey ihm galt der Schluß von dem Begriffe eines Dinges auf die Wirklichkeit nicht, weil er viele Simulacra annahm, die nicht Abdrücke wirklicher Gegenſtände waren. Allein Epikur erklärte

klärte nicht blos die Entſtehungsart unſerer Begriffe von Göttern, ſondern brachte, wenigſtens dem Scheine nach, Beweiſe für ihr Daſeyn vor, und ſetzte ihre Subſtanz ſowohl als Eigenſchaften aus einander.

Der erſte Beweis für das Daſeyn der Götter ſteht beym Cicero. (de Nat. Deor. II. 16. 17.) Alle Menſchen, ſagte Epikur, ohne Ausnahme, haben in ihren Seelen tief eingedrückte Vorſtellungen von göttlichen Weſen, (προλήψις, anticipatio, praenotio, praecepta rei informatio) die unmöglich durch Unterricht zuerſt entſtanden, und verbreitet ſeyn, und eben ſo wenig durch die Macht der Geſetze allein erhalten werden können. Es müſſen alſo nothwendig ſolche göttliche Naturen ſeyn, dergleichen das ganze menſchliche Geſchlecht mit einer ſo allgemeinen und fortdauernden Ueberzeugung glaubt.

Dieſe Προλήψεις, aus deren Allgemeinheit Epikur auf das wirkliche Daſeyn der Götter ſchloß, waren nicht angebohrne Begriffe, wie Vellejus beym Cicero ſich etwas zu ſtark ausdrückt, (quoniam inſitas eorum, vel potius *innatas* cognitiones, habemus.)

ſondern Vorſtellungen abweſender Gegenſtände, Ueberbleibſel der Eindrücke, die wir von äuſern Körpern durch unſere Sinne erhalten. (Dion. X. ſ. 33. *) Er unterſcheidet, wenigſtens dann und wann ἐπινοιας von προληψεις: jene, die ἐπινοιαι (notitiae) waren alsdenn die Senſationen ſelbſt, die die Gegenſtände auſer uns durch, und während ihrer Einwirkungen auf unſere Sinnen hervorbringen: προληψεις hingegen die zurückbleibenden Begriffe von Gegenſtänden, die unſern ſinnlichen Werkzeugen ſelbſt nicht mehr gegenwärtig ſind. (X. 32. Diog.) Er nannte ſie auch δοξας, καταληψεις, νοησεις ἐναπω κειμενας (ſ. 33.)

Vielleicht kommt es einem jeden Leſer ſonderbar vor, daß Epikur hier aus der Allgemeinheit der Begriffe von Göttern den Satz von ihrem wirklichen Daſeyn folgert, da er ſich ſonſt nicht den Schluß von der Denkbarkeit eines Gegenſtandes auf deſſen Realität

---

*) Την δε προληψιν λεγουσιν - - - μνημην του πολλακις ἐξωθεν φανεντος.

erlaubte. Allein Epikur konnte der Ausnahme, die er hier machte, ſelbſt aus ſeinem Kriterio für die Wahrheit der Vorſtellungen abweſender Gegenſtände (προληψεων) einen Anſtrich geben. Er nannte nemlich alle Begriffe abweſender Gegenſtände alsdenn wahr, oder den Dingen auſer uns auf das Genaueſte entſprechend, wenn ſie durch andere ſinnliche Eindrücke und Erſcheinungen nicht nur nicht widerlegt, ſondern auch beſtätigt würden. *) (X. Diog. 34.) Von dieſer Art (konnte er ſagen,) müſſen die Begriffe, die wir von Göttern haben, nothwendig ſeyn, weil ſie ſich in allen Menſchen und Völkern, in Gelehrten und Ungelehrten, in Rohen und Ausgebildeten finden. Sie müſſen durch alle unſere übrige Wahrnehmungen nicht widerlegt, ſondern beſtätiget werden, weil ſie ſonſt weder ſo allgemein geworden wären, noch ſich allenthalben ſo lange erhalten hätten. Vellejus konnte alſo den Schluß, den ich in der

---

*) Την δε δοξαν, και ὑποληψιν λεγουσιν. ἀληθη τε φασι, και ψευδη· ἀν μεν γαρ ἐπιμαρτυρηται, ἠ μη ἀντιμαρτυρηται, ἀληθη εἰναι.

Note anführe, aus der Kanonik des Epikurs ſelbſt rechtfertigen. *) (de Nat. Deor. I. 17.)

Epikur hielt nicht einmal die Phantaſien raſender, und die Träume ſchlafender Perſonen für ganz falſch (X. Diog. 32.) ſie ſetzten, ſagte er, immer Bewegungen der Seele, und dieſe wiederum von auſen herkommende Eindrücke voraus, weil das Nichts gar keine Veränderungen hervorbringen könne. Die Phantaſien der Raſenden und Schlafenden würden beyde durch wirkliche Bilder, die die Seele berührten, erregt, und wären deswegen den ſinnlichen Eindrücken ſo ähnlich, nur etwas ſchwächer, weil die afficirende Simulacra ſelbſt von feinerm Stoffe wären. (IV. 753. Lucr.) So wenig man aber

---

*) Cum enim non inſtituto aliquo, aut more, aut lege ſit opinio conſtituta, maneatque ad vnum omnium firma conſenſio: intelligi neceſſe eſt, eſſe Deos, quoniam inſitas eorum, vel potius innatas cognitiones habemus. De quo autem omnium natura conſentit, id verum eſſe neceſſe eſt. Eſſe igitur Deos, conſitendum eſt.

beyde für ganz falſch erklären könnte; ſo wenig könnten ſie auch ganz wahr genennt werden, weil ihre Urſachen, die Simulacra, keinem wirklichen Gegenſtande in der Natur entſprächen, nicht von wirklichen Körpern ſich abgeriſſen hätten.

Cicero ſcheint den Beweis des Epikurs für das Daſeyn der Götter aus den Begriffen der Menſchen nicht recht verſtanden zu haben. Er ſieht nemlich die προλήψεις des Epikurs, als angebohrne, und der Seele ohne vorher gegangene Eindrücke, von der Natur ſelbſt mitgetheilte Begriffe an; und leitet die Allgemeinheit der Begriffe von göttlichen Naturen, beſonders die Vorſtellung der Götter unter menſchlichen Geſtalten, von einem allgemeinen Hange des menſchlichen Geiſtes zu einer ſolchen Vorſtellungsart, ab. (Lib. I. de Nat. Deor. 17. 23. 27.) Epikur behauptete weder angebohrne Begriffe, noch gewiſſe anerſchaffene Neigungen zu etwas, und konnte ſie auch nicht behaupten, weil alle Begriffe und Neigungen nach ſeinem Syſtem aus den Eindrücken der Gegenſtände, und deren Bilder, auf unſere Sinne, oder die Seele ſelbſt entſtand.

Dieſer erſte Beweis des Epikurs für das Daſeyn von Göttern ſcheint aus dem Syſtem des Epikurs ſelbſt zu fließen, und eben daher auch ernſtlich zu ſeyn. — Allein Epikur ließ den allgemeinen Glauben der Menſchen, anderswo nicht als einen gültigen Beweisgrund für die Wirklichkeit einer Sache, und für die Wahrheit eines Satzes gelten, und verwarf ihn in ungleich mehrern Fällen, als er ihn annahm. Er lachte über Vorſehung und Religionen; über alle gottesdienſtliche Gebräuche, über Weiſſagungen und Seelenunſterblichkeit, ungeachtet alle von eben ſo vielen Völkern, und eben ſo allgemein, als das Daſeyn der Gottheit verbreitet, geglaubt und aufgenommen waren. Er entfernte ſich in den meiſten Theilen ſeiner Philoſophie ſo ſehr von den gemeinen Begriffen, und den gewöhnlichen Denkarten des gröſſern Haufens, daß er faſt alle ſeine Grundſätze hätte aufgeben müſſen, wenn er die Uebereinſtimmung aller, in ſo fern es eine ſolche giebt, als ein untrügliches Merkmal der Wahrheit, im Ernſte angeſehen hätte.

Der zweyte Beweis für das Daſeyn der Götter war aus einem, dem Epikur ganz eigenthümlichen Geſetze der Natur, dem Geſetze des Gleichgewichts hergenommen, welches er ἰσονομια nennte, und Cicero durch aequilibritas, aequalis tributio überſetzt. (de Nat. Deor. I. 19. 39.) Nach dieſem Geſetze der Iſonomie, (ſagte Epikur) wäre einer jeden Art von Dingen eine andere von entgegen geſetzten Kräften und Eigenſchaften entgegen geſtellt. Der Stoff der Natur wäre ſo unerſchöpflich und unendlich, daß ſie zu gleicher Zeit die ungleichartigſten Gegenſtände hervorzubringen im Stande ſey. Weil es alſo eine zahlloſe Menge ſterblicher Geſchöpfe gebe; ſo müſſe es nach dem Reichthum der Natur, und dem ſonſt allenthalben beobachteten Geſetze der Iſonomie, eine eben ſo zahlloſe Menge unſterblicher Weſen oder Götter geben.

Cicero iſt, ſo viel ich weiß, der einzige Schriftſteller des Alterthums, der dieſer Iſonomie erwähnt, und aus ihr, nach Anleitung des Epikurs, einen Beweis für die Exiſtenz der Götter hernimmt. Er erklärt ſie nicht deutlich genug, und verſchweigt auch zu ſehr die Beobachtungen und Gründe, womit Epikur dies Geſetz des Gleichgewichts beſtätigte, als daß man im Stande ſeyn ſollte, zu beſtimſtimmen, mit wie wahren, oder verſtellten Ernſte er aus der Iſonomie das Daſeyn der Götter ableitete. Als ein allgemeines Naturgeſetz konnte Epikur die Iſonomie nicht anſehen, weil er ſonſt bey der Unendlichkeit unzerſtörbarer Atomen, und vergänglicher Welten, gleichfalls eine Unendlichkeit trennbarer Körperchen und unvergänglicher Welten hätte zugeben müſſen, und zwar nach eben der Methode, nach welcher er aus dem Daſeyn unzähliger ſterblicher Geſchöpfe auch das Daſeyn von unſterblichen Naturen ſchloß.

IX. Die vom Epikur angeführten Beweisgründe für das Daſeyn der Götter werden ſchwerlich jemanden überzeugen, daß ſeine Abſichten ernſtlich geweſen ſind. Der ſich immer verſtärkende Verdacht, wider die Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten wird durch ſeine Behauptungen über die Subſtanz, die Vollkommenheiten, und Sitze ſeiner Gottheiten noch mehr beſtätiget werden.

Die Götter, ſagte Epikur, (de Nat. Deor. I. 18. 19. 37-39. Diog. X. 139.) haben alle eine menſchenähnliche Geſtalt, weil die Form des menſchlichen Körpers die ſchönſie unter allen möglichen iſt, nur in dieſer Vernunft wohnen, ohne Vernunft keine Tugend, und ohne Tugend keine Glückſeligkeit ſtatt finden kann. Wenn alſo die Götter ſchön, weiſe, glücklich ſeyn ſollen; ſo müſſen ſie eine den Menſchen ähnliche Figur haben, in welcher allein dieſe Vollkommenheiten ſich zuſammen finden können. Sie ſind, fuhr er fort, ewig, aber nicht unveränderlich und unwandelbar; ſie ſind nicht, wie die Atomen, undurchdringlich, und beſtehen nicht, wie dieſe, aus einer ſtets gleichen Anzahl unzertrennlicher Theile; *) ſondern verlieren in einem jeden Augen-

---

*) Epicurus autem docet, eam eſſe vim et naturam Deorum, vt primum non ſenſu, ſed mente; nec ſoliditate quadam, nec ad numerum, vt ea, quae ille propter firmitatem στερέμνια appellat, ſed imaginibus, ſimilitudine, et tranſitione perceptis: cum infinita ſimillimarum imaginum ſpecies ex innumerabilibus indiuiduis exiſtat, et ad Deos affluat. (Diog. X. 139.) Τας Θεους λογῳ θεωρητους ειναι· οὓς μεν, κατ' ἀριθμον ὑφε-

Augenblicke eine unzählige Menge von Theilen, die aber durch eben ſo viele zufließende ähnliche Atomen und Bilder wieder erſetzt werden. Ihre Subſtanz iſt daher in einem unaufhörlichen Fluſſe, in nie ruhenden Verwandelungen, unter denen aber die Götter doch ſtets fortdauren, weil der Verluſt, den ſie leiden, durch einen gleichen Gewinn neuer Theile erſetzt wird. Der Stoff, aus welchem ſie beſtehen, iſt ſo fein, daß er von keinem unſerer äuſern Sinne, ſondern nur allein von der Seele, und kaum von dieſer wahrgenommen werden kann. (Cic. et Diog. ll. cc. et Lucr. V. 149. ſeq.) Sie haben keine Körper, ſondern nur etwas den Körpern ähnliches: nicht wahres Blut, ſondern etwas dem Blut ähnliches. *) Uebrigens finden ſich unter den Göt-

ὑφιςοτας ἁς δε, κατα ὁμοειδειαν εκ της συνεχους ἐπιῤῥυσεως των ὁμοιων ἐιδωλων επι το ἀυτο, αποτετελεσμενους ἀνθρωποειδεις. Dieſe Stelle iſt offenbar verdorben: ſtatt ἁς μεν, ἁς δε, muß ſtehen: ὁ μεν, αλλα.

*) Nec tamen ea ſpecies corpus eſt, ſed quaſi cor-

Göttern Geſchlechter, wie unter den Menſchen; es giebt männliche und weibliche Gottheiten.

Ich zeige hier nicht die Unzulänglichkeit ſeiner Beweiſe für die menſchenähnliche Geſtalt der Götter, die Cicero in ſeiner Widerlegung durch den Cotta genug dargethan hat, ſondern ſchränke mich blos auf die Widerſprüche ein, die ſeine Beſchreibung der Götter mit ſeinen übrigen Grundſätzen macht. Die Götter des Epikurs waren nicht wirkliche Körper, das heißt, ſolche Concreta aus Atomen, die wir mit unſern äuſern Sinnen wahrnehmen können; ſondern Simulacra der zwoten Art, die wegen ihrer auſerordentlichen Feinheit bis zur Seele ſelbſt durchdringen, und nur ihr allein ſichtbar ſind. Nicht darüber alſo wundere ich mich, daß er ſeinen Göttern, oder göttlichen Bildern quaſi corpora und quaſi ſanguinem gab, (denn eben das mußte er von allen übrigen Simulacris ſagen) allein das begreiſe ich nicht, wie er das Herz haben konnte,

---

corpus: nec habet ſanguinem, ſed quaſi ſanguinem.

te, ſie für ewig und unvergänglich auszugeben. Sie beſtanden, wie alle Körper, und von dieſen abfließende, oder ſich ſelbſt bildende Simulacra, aus Atomen; und allen Zuſammenſetzungen aus dieſen unzerſtörbaren Grundtheilgen hatte er in den oben angeführten Stellen die Unſterblichkeit ohne Ausnahme abgeſprochen. Er gründete die Ewigkeit der göttlichen Bilder freylich nicht auf Impenetrabilität, nicht auf Unwandelbarkeit, ſondern auf eine der Einbuß genau entſprechende Ergänzung; allein warum hatten die Simulacra der Götter allein, und ſonſt keine das ausſchließende Privilegium, unter ſteten Verwandlungen ihrer Subſtanz doch nie gänzlich aufgelöſt zu werden? Warum gab die alles zermalmende Natur ſich allein bey ihnen die Mühe, ihnen ſo viele Atomen wieder zuzuführen, als ſie verlohren hatten? Durch welche Kraft getrieben eilten die Atomen den Simulacris der Götter zu, um die Plätze der abgegangenen wieder einzunehmen? Epikur beantwortete keine einzige von dieſen Fragen, und Schwierigkeiten, und konnte ſie auch aus keiner der weſentlichen Eigenſchaften und Grundkräfte ſeiner Atomen erklären.

Die einzigen Vollkommenheiten, die Epikur in der göttlichen Natur fand, waren Unſterblichkeit, und Seligkeit; er druckte ſie daher auch gewöhnlich (X. 139. Diog.) durch die beyden Wörter μακαριον και ἀφθαρτον, beatum et immortale, aus. Ich habe ſchon gezeigt, mit welchem Grunde er die Gottheit für unſterblich halten konnte, und theile daher nur noch einige Bemerkungen über ihre Seligkeit mit. Die Götter (ſagte er de Natur. Deor. I. 19. 40. c.) leben in einer ewigen Ruhe, in einem nie unterbrochenen Frieden, der mit allen nur erdenklichen Gütern begleitet iſt. Ohne alle Wirkſamkeit, und mühſelige Beſchäftigungen genießen ſie ihrer Tugend und Weisheit, und leben in der wonnevöllen Ueberzeugung, daß ſie ſich alle Ewigkeiten durch mit den größten Vergnügungen weiden werden. — Dieſe Beſchreibung des Götterlebens enthielt alle Bedingungen, die, ſeinem Urtheile nach, zur höchſten Glückſeligkeit erfordert werden: Ruhe, Abweſenheit des Schmerzes, Genuß der ausgeſuchteſten Freuden, feſte Ueberzeugung, daß dieſe Freuden nie aufhören werden. Allein Epikur entwarf dieſe idealiſche Schilderung

rung des ſeligſten Lebens, und wandte ſie auf ſeine Götter an, ohne zu unterſuchen, oder unterſuchen zu wollen, ob ſeine Götter auch eines ſolchen Lebens fähig wären. Sie haben keine Körper, ſondern nur Schattenriſſe von Körpern: nicht wahres Blut, wirkliche Nerven und Muſkeln, ſondern von allen dieſen nur Nachbildungen. Wir aber konnten nun dieſe göttlichen Simulacra ohne Blut, Nerven und Muskeln leben? wie empfinden, und glücklich ſeyn? Und, wenn ſie Vergnügen empfanden, wie ſich allen Schmerzen und unangenehmen Eindrücken entziehen? Woher hatten ſie die Verſicherung, daß ihre Glückſeligkeit ewig dauren, und durch kein Ungemach jemals verbittert werden würde? Wie war es möglich, daß ſie bey einem ſteten Abgange und Zufluſſe von Theilen, bey ſo heftigen fortdaurenden Verwandlungen ihrer ganzen Subſtanz, ſich in einer ſo ſeligen ungeſtörten Ruhe behaupten konnten, als er ihnen zuſchreibt? Wie konnten endlich dieſe Simulacra Tugend und Weisheit beſitzen, und durch beyder Genuß glücklich ſeyn? Lauter Schwierigkeiten, und Widerſprüche, die Epikur unmöglich alle überſehen, vielweniger auflöſen konnte.

Eben ſo ſtreitend mit ſeinen übrigen Grundſätzen waren die Zwiſchenräume der unzähligen Welten, in denen die ſeligen Götter des Epikurs, ihre, allen Geſchäften und Unbequemlichkeiten unzugängliche Wohnungen aufgeſchlagen hatten.

Cicero erwähnt ihrer einigemal (de Fin. II. 23. de Nat. Deor I. c. 12.) Seneca giebt davon die prächtigſte Beſchreibung, die ich hier herſetzen will (de Benef IV. 19.) Du machſt Gott ganz wehrlos, Epikur, du haſt ihm alle Waffen, alle Macht geraubt, und um ihn niemanden furchtbar zu machen, zur Welt hinaus geworfen. Warum ſollteſt du ihn jetzo fürchten, da du ihn mit einer großen, undurchdringlichen Mauer umzäunt, und von der Gemeinſchaft, und dem Anſchauen der Sterblichen entfernt haſt? Mitten in den Zwiſchenräumen dieſes, und eines andern Himmels ſitzt er verlaſſen da ohne Menſchen, ohne Thiere, ohne andere Geſchöpfe, um ſich zu haben, und ſucht nur den Trümmern der über und um ihn ſtürzenden Welten auszuweichen; ohne unſer Bitten zu hören, und ſich um uns zu bekümmern; u. ſ. w. Dieſe Reihe von Bildern, die Seneca mit ſo auſerordentlicher Stärke hinmahlt, befriedigt die Einbildungskraft ſo ſehr, daß man Anfangs nicht einmal daran denkt, die Uebereinſtimmung derſelben mit den übrigen Lehren des Epikurs aufzuſuchen. — Seneca hatte vermuthlich folgende Verſe des Lucrez im Sinne, die dieſer dem Vater der Dichter entwandt, und verſchönert auf ſeinen Gegenſtand angewendet hat. (III. 16.)

moenia mundi
Diſcedunt. Totum video per inane gerirer.
Apparet diuinum Numen, ſedesque quietae:
Quas neque concutiunt venti, neque nubila nimbis
Adſpergunt, neque nix acri concreta pruina
Cana cadens violat; ſemperque innubilus Aether
Integit, et large' diffuſo lumine ridet.
Omnia ſuppeditat porro natura, neque vlla
Res animi pacem delibat tempore in vllo.

Aus welcher Materie konnte Epikur dieſe unzerſtörbaren Mauern bauen, mit welchen er ſeine Götter umgeben, und gegen die Ruinen zerſchmetterter Welten in Sicherheit zu ſtellen geſucht hat? Atomen konnte er nicht dazu brauchen; die können in einem einzigen Augenblicke, und wenn ſie auch in Weltenmaſſen zuſammen gehäuft ſind, aus einander gehen, und die ſorgloſen Götter mit ins Verderben ziehen. Beſtanden ſie aber in leeren Räumen, in deren Nachbarſchaft die Natur noch keine Sonnen und Himmelskörper gebildet hatte; ſo konnte er es doch nicht als unmöglich annehmen, daß Oerter, die noch keinen Körpern den Durchgang geſtattet hatten, in der Folge von keinem würden erreicht werden. Die Atomen waren unendlich an Zahl, und nahmen durch das Clinamen ſowohl, als durch die Zurückprallung, ſolche Wege, die er gar nicht beſtimmen konnte. Er hat alſo auch hier die Einbildungskraft auf Koſten der forſchenden Vernunft zu hintergehen geſucht.

Wenn man dieſe groben, und gleich in die Augen fallende Widerſprüche in allen, was Epikur von den Göttern ſagte, zuſammen nimmt, ſo kann man wohl nicht länger zweifeln, daß Epikurs Theologie nur dazu erfunden war, um ſich durch ein gar zu freyes Bekenntniß ſeiner wahren Meynung keine Ungelegenheiten zuzuziehen. Quidquid enim horum attigeris, vlcus eſt. Ita male inſtituta oratio exitum reperire non poteſt. Um aber Prieſter und Pöbel zu hintergehen, hatte er ſeine Götter vortreflich und zweckmäſſig eingerichtet. Sie waren ſelig und unſterblich, wie die Götter des Olymps: hatten menſchenähnliche Figuren, erſchienen und näherten ſich dem Menſchen, und wohnten in Zwiſchenräumen von Welten, die dem Olymp des Homers durchaus ähnlich waren. Durch ſo viele Uebereinſtimmungen ſeiner Lehren mit dem allgemeinen Glauben der Griechen konnte er die Aufmerkſamkeit leicht von den Abweichungen abziehen: er durfte überhaupt mehr wagen, als ein anderer, weil er in irgend einem Briefe (Senec. Epiſt. 79.) ſelbſt geſtand, daß er in dem ſo berühmten Griechenlande ſo unbekannt gelebt habe, daß man kaum ſeinen Namen gekannt hätte.

III.

Ueber die Apathie der Stoiker.

Zeno der Stifter der ſtoiſchen Schule, hat Schickſale erfahren, die denen des Epikurs ganz entgegen geſetzt ſind. So wie nemlich die Philoſophie des Letztern von dem beſſer denkenden Alterthume zu ſehr verachtet, und herunter geſetzt, in neuern Zeiten aber zu eifrig vertheidigt und verſchönert wurde; ſo iſt das Syſtem des Erſtern unter Griechen und Römern am allerſtärkſten bewundert, in dem letzten und gegenwärtigen Jahrhunderte hingegen am meiſten gemißdeutet, verſtümmlet und ohne Barmherzigkeit, als eine Sammlung der gefährlichſten Irrlehren verdammt worden.

Die Alten ſtellten die Stoiker an die Spitze aller dogmatiſchen Partheyen, und hielten ihre Philoſophie für die einzige und ſicherſte Schutzwehr gegen die Anfälle der Zweifler, der Lehrer von der neuern Akademie, und der ſpitzfindigen Zänker, deren Hauptgeſchäft die Erfindung quälender Trugſchlüſſe war. Man bewunderte ihr Syſtem nicht nur, als das bündigſte und zuſammenhängendſte unter allen, die von Griechen erfunden worden, ſondern man verehrte es auch, als das rechtgläubigſte, das die öffentlichen Geſetze und vaterländiſche Religion gegen die Vernünfteleyen und Einfälle freygeiſteriſcher Spötter in den kräftigſten Schutz nahm.

Die Reſultate der Unterſuchungen neuerer Geſchichtforſcher ſind den Urtheilen des Alterthums gerade entgegen geſetzt, Thomaſius, Gaſſendi, Baile, Buddeus und Brucker behaupten: die Philoſophie der Stoiker wäre weiter nichts, als eine Sammlung unnützer Spitzfündigkeiten, die durch die ſonderbare Einkleidung in neue und unverſtändliche Wörter noch unerträglicher würden; oder auch ein zuſammenhängendes Gewebe der größten Gottloſigkeiten, die zwar durch einen Anſtrich von Frömmigkeit und Orthodoxie übertüncht, aber eben deswegen deſto gefährlicher wären. Ihre Tugend ſey, eben wie ihr eingebildeter Weiſer, ein eitles leeres Traumgeſicht: jene zerſtöre die menſchliche Natur, indem ſie ihre Kräfte zu überſpannen ſuche. — Kein Umſtand aber wurde der ſtoiſchen Philoſophie nachtheiliger, als die zwiſchen ihr und der chriſtlichen Religion entdeckte Aehnlichkeit. Man behauptete, daß die Stoiker, um ihren Gift deſto heimlicher mitzutheilen, und ſich an eine ſiegende Religionsparthey deſto beſſer anzuſchließen, hinterliſtiger Weiſe aus den heiligen Schriften unſers Glaubens Ausdrücke und Lehren entwandt hätten. Ihre Philoſophie war allein ſo unglücklich, daß der Werth derſelben nach der Uebereinſtimmung, oder dem Widerſpruche mit einer Dogmatik beſtimmt wurde, die ſo wenig hier, als in ähnlichen Fällen zum Kriterio angenommen werden ſollte. Der einmal rege gewordene Argwohn, von Männern, deren größtes Verdienſt Rechtgläubigkeit war, fand nicht blos die Irrthümer, deren die Stoiker wirklich ſchuldig waren, ſondern verzerrten die beſten Grundſätze durch wiſſentliche oder unwiſſentliche Mißdeutungen in Gottloſigkeiten, um deſto dreiſter verdammen zu können.

Ich kann nicht läugnen, daß es mir allemal wehe thut, wenn ich die Stoiker, und ihre Philoſophie ſo gemißhandelt ſehe, da Griechenland ihnen ſo viel rechtſchaffene Männer, Rom ſeine Ausbildung, ſeine beſten Geſetze, die größten Helden, Patrioten, Staatsmänner und Imperatoren zu danken hat. Stoiker waren es, die die Philoſophie zu erſt in Rom einführten, die der Republik in den Scipionen und Läliern die größten Feldherren und Weiſen: in den Scävola's und Tuberonen die größten Geſetzgeber, oder Geſetzverbeſſerer: in den Catonen, und im Brutus die vortreflichſten Patrioten und Staatsmänner ſchenkte. Stoiſche Philoſophie machte den Seneca ſtark genug, der unbändigen Grauſamkeit des Nero viele Jahre hindurch wenigſtens einige Gränzen zu ſetzen: und unter den grimmigen Wütrichen, die dieſem Ungeheuer folgeten, waren es immer Stoiker, die die flichende Tugend auf dieſer Erde zurück hielten. Wenn in dem feigen, niederträchtig kriechenden Senate, noch dann und wann die Stimme der Freyheit ſich hören ließ; ſo ertönte ſie allemal aus einer ſtoiſchen Bruſt, durch den Mund eines Thraſeas und Helvidius. Rom und das menſchliche Geſchlecht würde die Stoiker und ihre Philoſophie ſegnen müſſen, wenn beyde ihnen auch weiter nichts, als ſeinen größten Wohlthäter, den Antonin, zu danken hätten, den die Römer bey ſeinen Lebzeiten, als eine in menſchlicher Geſtalt erſchienene wohlthätige Gottheit verehrten, und nach ſeinem Tode als den Schutzgeiſt Roms, als einen zu den Göttern hinauf geſtiegenen ſeligen Dämon anbeteten.

Mit ſolchen Philoſophen alſo, die ſo viele, und ſo große Männer bildeten, hätte man, meinem Urtheile nach, vorſichtiger umgehen, und ihnen nicht eine jede wahre, oder erdichtete Abweichung von unſerm einſeitigen Syſteme zum Verbrechen anrechnen ſollen. Meine Abſicht iſt jetzt nicht die Richtigkeit oder Unrichtigkeit aller der Beſchuldigungen, womit man die Stoiker verhaßt zu machen geſucht hat, zu prüfen; ich hebe jetzt nur einen einzigen Fall heraus, wo man gegen die Stoiker blos deswegen ungerecht war, weil man ſich nicht die Mühe genommen hatte, ihre wahre Meynung zu faſſen, oder weil man ſie auch nicht verſtehen wollte.

Wann die Stoiker von dem Weiſen die Apathie, oder die Abweſenheit, und Ausrottung aller Leidenſchaften, als eine nothwendige Bedingung zur Tugend und Glückſeligkeit verlangten; ſo gab man nicht auf den

Sinn des Ausdrucks Leidenſchaften, das hier doch Hauptwort war, acht; ſondern man nahm dies Wort in ſeiner gewöhnlichen unbeſtimmten Bedeutung, für eine jede angenehme oder unangenehme Empfindung, die mit Luſt oder Unluſt verbunden iſt. Man fieng an, ſich weitläuftig über die Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit der Leidenſchaften, dieſer Triebfedern der Helden, und des Pöbels auszubreiten: man klagte die Stoiker an, daß ſie dem Menſchen ſeine Menſchheit auszuziehen, und ihn zu einem fühlloſen unthätigen Geſchöpfe zu machen ſuchten: man wunderte ſich endlich, wie ſie eingeſehen hätten, daß der Menſch, mit der Beraubung der Empfindlichkeit gegen Vergnügen und Schmerz, aufhören würde, ein Thier zu ſeyn. Man ließ ſich in dieſer eifrigen Erfindung von Einwürfen und Vorwürfen durch die tauſendmal wiederholten Erklärungen der Stoiker von Leidenſchaften und Apathie nicht irre machen. Apathie wurde, und iſt noch bis auf den heutigen Tag eben ſo ſehr ein gleichgeltender Ausdruck mit Gefühlloſigkeit, als der Name Epikur ehemals das Synonymon von einem ruchloſen Wollüſtling war.

Ehe ich die wahren Bedeutungen der Ausdrücke, Leidenſchaft und Apathie, im ſtoiſchen Sinne beſtimmen kann; muß ich nothwendig ihre Gedanken über die Natur der Seele, ihrer Kräfte und die Beſchaffenheit der Eindrücke, die ſie erhält, voranſchicken.

Die Stoiker hielten die Seele für körperlich, aber aus dem allerfeinſten Stoffe gebaut. Sie nannten ſie (Diog. VII. 155, 156.) ein feuriges, ätheriſches oder geiſtiges Weſen, (Πνευμα,) das durch die ganze Maße des organiſchen Körpers verbreitet ſey. Sie fanden in ihr acht von einander verſchiedene Theile oder Kräfte; die fünf äuſern Sinne, das Vermögen zu zeugen, zu reden, und endlich die Denkkraft, oder Vernunft. (Diog. VII. 110. Gab. de Dogm. Hipp. et Plat. Lib. III. c. 1.) Die Denkkraft, oder Vernunft hielten ſie für den edelſten, und vornehmſten Theil der Seele, wieſen ihr einen eigenen Sitz in Herzen an, und bezeichneten ſie mit einem ganz charakteriſtiſchen Namen (ἡγεμονικον, mentis principatus) Von dieſem ἡγεμονικῳ galt es vorzüglich, wenn ſie ſagten, daß die Seele des Menſchen mit der Gottheit einerley Weſens; daß ſie ein Ausfluß,

fluß, oder abgeriſſener Funke der feurigen göttlichen Subſtanz ſey. Auf dieſe zielten ſie, wenn ſie die Menſchen **Glieder**, und **Theilnehmer**, oder **Genoſſen** der Gottheit nannten; oder behaupteten, daß in unſerer Bruſt ein Gott, ein **göttlicher Hüter**, **Führer** und **Aufſeher** wohne.

Ungeachtet aber, ihren Grundſätzen nach alle menſchliche Seelen eines gleichen göttlichen Urſprungs waren; ſo gaben ſie ihnen doch nicht alle Kräfte in gleichen Graden der Vollkommenheit, und nicht gleich vortheilhafte Anlagen zur Tugend: ſie ſchienen ihnen gleichſam Tropfen von verſchiedener Größe und Reinigkeit aus dem unermeßlichen Meere der Gottheit zu ſeyn. Sie nahmen urſprüngliche Verſchiedenheiten in den Geiſteskräften (ingeniis) der Menſchen an. (Senec. Ep. 52. 95.) und glaubten, daß ihre mehr oder weniger großen Vorzüge nicht nur von der erſten Miſchung der Beſtandtheile des Körpers, ſondern auch von andern, auf ihn wirkenden Gegenſtänden von Luft, Speiſen, und Trank, abhiengen. (de Nat. Deor. II. 15.) Sie gaben ferner zu, daß nicht alle Menſchen dieſelbigen Anlagen zur Tugend, oder einen gleichen Hang zu laſterhaften Leidenſchaften hätten: daß dieſe verſchiedene Fähigkeiten zur Tugend ſowohl, als zum Laſter theils von der verſchiedenen Miſchung der Elemente unſerer Körper, theils von der Größe oder Eingeſchränktheit des Genies herrührten. (Senec. de Ira II. 13. Cic. Tuſcul. Quaeſt. IV. 14. 37. V. 24.) daß alſo ſcharfſinnige, und träge Köpfe, Menſchen von hitzigen und dauerhaften, oder ruhigen und ſchwachen Diſpoſitionen des Körpers, weder alle Tugenden ſich mit gleicher Leichtigkeit erwerben, noch in dieſelbigen Laſter, und Leidenſchaften mit gleicher Geſchwindigkeit, und unter denſelbigen Veranlaſſungen fallen könnten. Allein bey allen dieſen urſprünglichen Verſchiedenheiten in Geiſteskräften ſowohl, als Anlagen zu Tugenden, und Untugenden, glaubten die Stoiker doch, daß die Natur, oder Gottheit allen Menſchen ſo viel geſunde Vernunft gegeben habe, (ὀρθος λογος, recta ratio) als dazu erfordert werde, Wahrheit vom Irrthume zu unterſcheiden, — ſich richtige Begriſſe von dem wahren Werthe, oder Unwerthe aller Dinge zu machen, — nach den einmal geprüften und gebilligten

Grundſätzen zu handeln — und durch ſie über alle unordentliche Leidenſchaften unumſchränkt zu herrſchen. Dieſe geſunde Vernunft oder recta ratio, beſtehe und beruhe nicht ſowohl in der Erhabenheit, und dann dem Umfange des Genies, als in der Erkenntniß, und Ausübung richtiger Grundſätze. (Epict. apud Arria: *) l. c. 18. II. 16. Anton. V. 5.)

Die Stoiker ließen alle Seelen ganz nackt, und unbeſchrieben, ohne die geringſten, durch den Finger der Gottheit eingedruckte Spuren, oder angebohrne Begriffe in menſchliche Seelen kommen. Ihre Veränderungen rührten, ihrer Meynung nach, entweder von den unmittelbaren Einwirkungen einzelner, auſer uns exiſtirender Gegenſtände her, und dieſe nannten ſie **Φαντασιας**: oder die Seele bilde auch aus dieſen einzelnen Eindrücken durch die Aeuſerung ihrer eigenen Denkkraft, allgemeine Begriffe von Gattungen und Arten, die ſie durch **προληψεις**, **νοουμενα** bezeichneten, und von dem durch die äuſern Sinne herbeygeführten, und ohne Zuthun der Seele erhaltenen Eindrücken durch den Namen φαντασιας ȣκ αισθητικας unterſchieden. (Diog. VII. 49-55.)

---

*) Λογος ου μηκει, ουδ' ὑψει κρινεται αλλα δογμασιν.

So rein die Seele alſo von angebohrnen Begriffen, und Grundſätzen war; ſo frey war ſie ihrem Syſteme zu Folge von allen natürlichen Beſtimmungen zu gewiſſen Gegenſtänden, von allen zwingenden Leidenſchaften, von allen eingepflanzten natürlichen Neigungen, und Abneigungen, ſo bald die Vernunft im Menſchen ſich völlig entwickelt hätte. (de Fin. III. 10.) Sie behaupteten eben ſo wenig angebohrne Leidenſchaften, als Begriffe; um aber den Menſchen während der Kindheit, oder, Unmündigkeit der Vernunft nicht ganz ohne Leitung zu laſſen, gaben ſie ihm gewiſſe, von der Natur ſelbſt eingepflanzte Triebe (ὁρμας) zu allen den Gegenſtänden, die zur Erhaltung des Individuums nothwendig ſind, prima, initia, principia naturae) und einen natürlichen Abſcheu vor allem dem, was zu ſeiner Zerſtörung Anlaß geben kann. Dieſe Naturtriebe habe der Menſch, als Thier, mit den übrigen Thieren gemein; er liebe durch ſie ſich ſelbſt, die Erhaltung und Geſundheit des Körpers und ſeiner Glieder, endlich Aeltern, und andre Menſchen, die durch Blutsfreundſchaft, oder erwieſene Wohlthaten mit ihm verbunden ſind. (Sen. Ep. IX. 14. Cicer. Tuſc. Quaeſt. III. 20.) Allein dieſe Naturtriebe verſchwanden entweder, nach der Meynung der Stoiker, bey der völligen Ausbildung der Vernunft, oder unterwarfen ſich auch ihrer Herrſchaft ohne Widerſpenſtigkeit mit dem uneingeſchränkteſten Gehorſam, ſo daß wir in den Jahren des reifen Verſtandes Leben, Geſundheit, Aeltern, Freunde nicht mehr nach ihren Eingebungen, ſondern nach der Würdigung, und nach den Vorſchriften der Weißheit ſchätzten. (Cic. de Fin. III. 6, 7. et Gellius V. 12.)

Der Menſch iſt daher, wie er aus den Händen der Natur kommt, nicht nur unverdorben, (Diog. VII. 89.) ſondern auch durch gütige Naturtriebe, die die Grundlage der Weißheit ſind, und durch die geſunde Vernunft im Stande, Wahrheit vom Irrthum zu unterſcheiden, und zum Beſitze aller, ſeinem Geſchlechte eigenthümlichen Tugenden zu gelangen. Wir werden nicht nur, ſagt Seneca,

neca, mit keinen Laſtern gebohren, ſondern, wann wir ſelbſt nur gebeſſert ſeyn wollen, von der Natur zu allen dem Guten fort geholfen, zu welchem ſie uns beſtimmt, und hervorgebracht hat. (De Ira II. 13. et Ep. 29.)

Da wir alſo einige heilſame, gut geordnete Triebe ausgenommen, von der alles bildenden Natur weder den Saamen von Laſtern, noch von Leidenſchaften erhalten haben; ſo müſſen nothwendig alle heftige Neigungen, und Abneigungen, die ſich in den Seelen der Menſchen finden, durch Eindrücke auſer uns exiſtirender, und unſere Sinnen bewegender Gegenſtände erregt werden.

Nicht alle angenehme, oder unangenehme mit Luſt, oder Unluſt verbundene Empfindungen heißen Leidenſchaften, ſondern nur diejenigen verdienen ſo genannt zu werden, die uns verführen, Gegenſtände blos wegen des gegenwärtigen Schmerzes, oder Vergnügens, das ſie uns verſchaffen, für wahre Uebel oder Güter zu halten, und ſolche Scheingüter, und Scheinübel alſo weit heftiger zu ſuchen, und zu begehren, oder zu fliehen, und zu verabſcheuen, als wir nach den Ausſprüchen der, den wahren Werth der Dinge ſchätzenden, Vernunft thun ſollten. Sie ſind daher den Geſetzen der Vernunft widerſprechende, und unnatürliche Bewegungen der Seele *) (VII. Diog. 110.) die man auch ungemäßigte Triebe nennen kann.

Es iſt in keines Menſchen, ſelbſt nicht in des Weiſen, Macht, ſich gegen alle Eindrücke anderer Gegenſtände zu verwahren, und bey dieſen Eindrücken weder Schmerz, noch Vergnügen zu empfinden (Epictetus apud Gellium XIX. I.) Eben ſo wenig kann er gewiſſe und willkührliche Bewegungen der Muskeln zurückhalten, die mit plötzlichen oder heftig auf uns eindringenden Erſcheinungen, vermöge der Geſetze unſerer thieriſchen Maſchine, nothwendig verbunden ſind. Auch der Weiſe erröthet, und wird blaß; er zittert, fährt zuſammen, vergießt ſelbſt Thränen, ohne, daß er vorſetzlich an allen dieſen Ver-

---

*) Εϛι δε ἀυτο το παθος, κατα Ζηνωνα, ἡ αλογος και παρα φυσιν ψυχης κινησις, ἡ ὁρμη πλεοναζουσα.

Veränderungen des Körpers den geringſten Antheil hätte, und ohne, daß man ſie als Wirkungen willkührlicher Leidenſchaften anſehen könnte. (Epictet. ib. Senec. Ep. 71. 99. *) Gell. XII. 5.) Alle dieſe angenehmen und unangenehmen Empfindungen, und die ſie begleitenden Convulſionen der Muskeln ſind nicht Leidenſchaften, ſondern nur Vorſpiele derſelben, und gehen alsdenn erſt in wirkliche Leidenſchaften über, wenn die Seele dieſen erſten Eindrücken nachgiebt, die Gegenſtände, wodurch ſie erregt worden, nach dem Verhältniſſe der gegenwärtigen Luſt, oder Unluſt für Güter oder Uebel hält, ſie als ſolche mit Heftigkeit flieht, oder begehrt, und

dem

---

*) Ne extra rerum naturam vagari virtus noſtra videatur, et tremet ſapiens, et dolebit, et expalleſcet: hi enim omnes corporis ſenſus ſunt. Und im 99. Briefe: Lacrymas naturalis neceſſitas exprimit, et ſpiritus ictu doloris impulſus, quemadmodum totum corpus quatit, ita oculos, quibus adiacentem humorem perpremit, et expellit.

dem trüglichen ſinnlichen Scheine, ſtatt den Ausſprüchen der ruhigen und unpartheyiſchen geſunden Vernunft, folgt. Dieſe Ueberrumpelung oder Ueberwindung von den erſten Eindrücken der Sinne, und die Schätzung der Gegenſtände nach den durch ſie erregten augenblicklichen Vergnügungen, oder Schmerzen nannten ſie aſſenſum, aſſentiri, προς δοξαζειν συγκατατιθεσθαι: und hierin ſetzten ſie auch das Weſentliche der Leidenſchaften, oder der geſunden Vernunft entgegen laufender Seelenbewegungen (Epictet. apud Gell. XIX. 1. Senec. de Ira II. 1-5.)

Alle Leidenſchaften ſind daher weiter nichts, als falſche Urtheile, irrige Meynungen, durch welche wir den Werth der Dinge allein nach ihren erſten angenehmen oder unangenehmen Eindrücken beſtimmen, oder auch unmittelbare Folgen dieſer falſchen Schlüſſe (κρισεις, επιγεννηματα των κρισεων, opiniones et judicia leuitatis. Cic. Tuſc. Quaeſt. I. 10. Lib. III. de Fin. 10. Tuſc. Quaeſt. IV. 7.) Jenes ſagte Chryſippus; dieß Zeno der Stifter der ſtoiſchen Schule. So wie wir es nun in unſerer Gewalt haben, nicht alle Eindrücke, die äuſere Gegenſtände in uns hervorbringen, gleich für wahr, und den Gegenſtänden entſprechend aufzunehmen, ſondern vielmehr unſern Beyfall ſo lange zurückhalten können, bis wir uns überzeugt haben, daß die Eindrücke von wirklich auſer uns exiſtirenden Gegenſtänden erregt worden, und durch keine andere, als diejenigen, die ſie hervorbrachten, erregt werden konnten; eben ſo haben wir es in unſerer Gewalt, die Güte, oder Nichtgüte der Dinge nach dem Maaßſtabe der richtigen Vernunft, und nicht nach dem augenblicklichen Reize des Vergnügens, oder Schmerzes zu beſtimmen.

Alle Leidenſchaften ohne Ausnahme ſind daher willkührlich; keine einzige iſt zwingend und unwiderſtehlich, Aeuſere Gegenſtände könnten unſere Sinne, ohne, daß wir es hindern können, in die heftigſten angenehmen und unangenehmen Bewegungen ſetzen; allein ſie können unſere Vernunft nicht anders, als wenn ſie ſelbſt will, zwingen, ſie deswegen für groſze Güter, oder Uebel zu halten, und ſie als ſolche mit einer übertriebenen Heftigkeit zu fliehen, oder zu begehren. Doch iſt es unendlich leichter, eine ſich erhebende Leidenſchaft gleich bey ihrer erſten Entſtehung zu unterdrücken, als eine ſtark gewordene im Zaume zu halten. Unſere Gewalt über Gemüthsbewegungen beſteht blos in det Stärke der Vernunft, ſie gar nicht aufkommen zu laſſen, nicht aber in einer Fähigkeit, ſie alsdenn, wenn ſie ſich der Seele bemeiſtert, und in ihr feſtgeſezt haben, zu bändigen. Wenn ſie ſich erſt einmal einen Eingang in unſere Seele verſchaft haben; dann beherrſchen ſie uns unumſchränkt, und reiſen uns mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Abgründe des Laſters fort. Wenn wir auf der Spitze eines Felſen oder an dem Abſchuſſe eines ſteilen Berges ſtehen; ſo hängt es von unſerer Willkühr ab, ob wir uns hinab ſtürzen, oder herunter bewegen wollen, oder nicht: allein, wenn wir uns einmal hinab geworfen haben, dann iſt es nicht mehr in unſerer Gewalt, ob wir fallen oder laufen wollen. Die Schwere unſers Körpers treibt uns, auch wider unſern Willen, in die uns empfangende Tiefe hinab. Eben ſo iſt es mit den unordentlichen Bewegungen der Seele, den Leidenſchaften. Es ſteht bey uns, ob wir uns ihrem Triebe überlaſſen wollen: allein, wenn wir uns ihnen einmal übergeben haben, denn können wir uns nicht aufhalten, nicht ſtille ſtehen, wo wir gerne wollten; ſie ſchleppen uns, wie gefeſſelte Sclaven, viel weiter fort, als wir anfangs gedacht hatten. (Tuſc. Quaeſt. Cic. IV. 18. Epict. ap. Arr. II. 18. Senec. Ep. 85. de Ira I. 7. Chryſipp. ap. Galenum de Dogm. Hipp. et Plat. Lib. IV. c. 2.)

Der Grund dieſer Behauptung lag in einem andern Satze, den die Stoiker über den Sitz der Leidenſchaften vortrugen. Sie glaubten nemlich, nicht, wie Plato, daß es auſer der vernünftigen Seele, noch mehrere unvernünftige gäbe, in denen allein alle heftige Begierden und Leidenſchaften zuſammen wohnten, ſondern hielten den edelſten Theil der Seele, das ἡγεμονικον für das Behältniß und Subſtratum aller Begriffe und Sätze, aller Tugenden und Laſter, aller Triebe und Leidenſchaften. Die Vernunft blieb ihrem Urtheile nach, nicht wie im Syſteme des Plato, beym Einbruch heftiger Leidenſchaften, unerſchüttert, während daß dieſe in den unvernünftigen Seelen wütheten; ſondern ſie ſelbſt würde ganz in Leidenſchaften verkehrt, und alle Kräfte der Seele in die einzige Thätigkeit

tigkeit der Leidenſchaften verwandelt (Senec. de Ira I. 8. *) Plut. de Virtute mor. p. 785. Tom. II. Opp. varior. Ed. in 8vo.) Sie nannten daher eine jede Leidenſchaft einen Abfall von der geſunden Vernunft (Tuſc. Quaeſt. IV. 9. **) während welches Zuſtandes die Seele allein von der Leidenſchaft beherrſcht würde, und keine andre Kraft übrig behielte, die ihr das Gleichgewicht halten, und ihre Heftigkeit brechen könnte. Eben deswegen hieß auch eine jede Leidenſchaft eine

---

*) Neque enim ſepoſitus eſt animus, et extrinſecus ſpeculatur affectus, vt illos non patiatur, vltra quam oportet procedere, ſed in affectum ipſe mutatur: ideoque non poteſt vtilem illam vim et ſalutarem proditam iam, infirmatamque reuocare.

**) Omnium autem perturbationum fontem eſſe dicunt intemperantiam: quae eſt a tota mente, et a recta ratione defectio, ſic auerſa a praeſcriptione rationis, vt nullo modo appetitiones animi nec regi, nec contineri queant.

unvernünftige Bewegung der Seele, nicht weil ſie in einem unvernünftigen Weſen wohne, ſondern weil ſie alle Wirkſamkeit der Vernunft aufhebe, und eine richtige Schätzung und Beurtheilung der Dinge unmöglich mache. (Chryſ. apud Galenum l. c.) Da alſo die Stoiker glaubten, daß im Zuſtande der Leidenſchaft die einzige Kraft, die ſie bändigen konnte, ſelbſt in Leidenſchaft verwandelt würde; ſo mußten ſie wohl nothwendig eine jede unregelmäßige Seelenbewegung für unüberwindlich, und ſo lange daurend halten, bis ſie entweder ſich ſelbſt verzehrte, oder von einer andern, noch mächtigern aufgerieben würde. Beyläufig merke ich hier an, daß die Stoiker aus der Beherbergung aller Leidenſchaften im ἡγεμονικῳ ſelbſt den wahren Sitz der Seele zu beſtimmen ſuchten. Sie nahmen an, daß die Seele im Herzen, oder in der Gegend des Herzens wohne, weil wir bey einem jeden Anfalle von Leidenſchaften heftige Bewegungen des Herzens wahrnehmen, und die Seele alſo nothwendig ſich da aufhalten müſſe, wo die Leidenſchaften, als ihre Veränderungen, ſich am allerſtärkſten äuſerten.

Die Stoiker behaupteten vier erſte, und urſprüngliche Leidenſchaften, von denen ſie alle übrige, als Unterarten und Modificationen ableiteten. Dieſe waren übertriebene Freude, oder Luſt, heftige Begierde, Traurigkeit und Furcht. (Tuſc. Quaeſt. IV. 7. 11. Diog. VII. 111.) Alles, ſagten ſie, was unſere Seele in Bewegung ſetzt, iſt entweder gegenwärtiges oder abweſendes Gut, und dann empfindet ſie Freude, oder Begierde: — oder es iſt gegenwärtiges, oder noch zu befürchtendes Uebel: in dieſem Falle verfällt ſie in Traurigkeit oder Furcht. Die beyden erſten Leidenſchaften nannten ſie unmäßige Erhebungen (ἐπαρσεις), die Letztern Zuſammenziehungen der Seele. (συϛολαι)

Die Stoiker nannten alle Leidenſchaften ohne Ausnahme Gemüthskrankheiten, und waren überhaupt ſehr weitläuftig in der Vergleichung der verſchiedenen Zuſtände der Seele mit ähnlichen Diſpoſitionen des Körpers. (Cic. Tuſc. Quaeſt. III. 10. 11. IV. 10. et ſeq. Diog. VII. 115.) So wie alle Krankheiten entweder aus der Erſchöpfung, oder dem Uebergewichte der flüßigen, oder aus der

Erſchlaffung und der Ueberſpannung der feſten Theile des Körpers ihren Urſprung nöhmen, ſo entſtünden alle Leidenſchaften, oder Krankheiten der Seele aus einer Verſtimtheit oder Disharmonie der heftigen Erſchütterungen der Sinne, und der, auf dieſe ſich gründenden, falſchen Urtheile über den Werth der Dinge, mit den geprüften richtigen Grundſätzen der geſunden Vernunft. Sie theilten die Krankheiten der Seele, wie die des Körpers, in hitzige, und langwierige ein; jene nannten ſie morbos, νοσηματα, auch ſchlechtweg affectus und animi perturbationes, dieſe aegrotationes, ἀῤῥωστηματα, Zuſtände der Kränklichkeit. (Cic. et Diog. ll. cc. et Senec. Ep. 75.) Hitzige Krankheiten waren alle einzelne heftige Leidenſchaften, weil ſie die ganze Seele empören, und alle ihre Kräfte in Unordnung bringen: langwierige hingegen, die tief eingewurzelten, und ganz zu Gewohnheiten gewordenen Leidenſchaften, dergleichen Geitz, und Menſchenfeindſchaft ſind. So wie jene aus einem Streite ſinnlicher Eindrücke mit den Ausſprüchen der geſunden Vernunft entſtehen, ſo entſtehen dieſe aus einem öftern Rückfall in dieſelbige Leidenſchaft: hitzige

Krankheiten des Gemüths arten alsdenn in langwierige aus.

Einige Körper ſind ſchwächlicher, und mehr in Gefahr, in gewiſſe Krankheiten zu fallen, als andere: andere ſind widrum ſtärker, und gegen dieſelbige Krankheiten durch die Feſtigkeit ihres Baues geſichert. Eben ſo verhält es ſich mit den verſchiedenen Seelen der Menſchen. Einige ſind ſehr ſchwach, und fallen bey den kleinſten Veranlaſſungen von den Geſetzen der geſunden Vernunft ab: andere ſind ſtärker, und beſiegen ohne Mühe die heftigſten Eindrücke äuſerer Gegenſtände durch wahre und geprüfte Grundſätze. Es giebt daher **εὐκαταφοριαι**, proclivitates, **ἀτονια**, und **εὐτονια**, oder ἰσχυς, der Seelen, wie des Körpers. (Diog. et Cic. ll. cc. Gal. Lib. ſupra cit. IV. c. 6. V. 2.)

Der Körper iſt geſund, (ll. cc.) wenn alle ſeine Beſtandtheile nach ihren natürlichen Verhältniſſen gemiſcht, und in der vollkommenſten Uebereinſtimmung ſind: er iſt ſchön, wann alle ſichtbare Glieder ein ſolches Ebenmaaß, und ſolche Verhältniſſe gegen einander haben, als zu allen, dem menſchlichen

Körper eigenthümlichen Verrichtungen erfordert werden. So wie es nun Geſundheit, und Schönheit des Körpers giebt; ſo giebt es auch Geſundheit, und Schönheit der Seelen. (c. 13. Cic. *) Sie iſt geſund, wenn alle ihre Eindrücke, Schlüſſe und Grundſätze, ohne Streit und Widerſpruch, auf das genaueſte mit einander harmoniren: Schön, wenn ſie den übereinſtimmenden Ausſprüchen der

---

*) Eſt enim corporis temperatio, cum ea congruunt inter ſe, e quibus conſtamus; ſanitas ſic animi dicitur, cum eius iudicia, opinionesque concordant, eaque animi eſt virtus: quam alii ipſam temperantiam dicunt eſſe, alii obtemperantem temperantiae praeceptis, et eam ſubſequentem. — Et vt corporis eſt quaedam apta figura membrorum, cum coloris quadam ſuauitate, eaque dicitur pulcritudo: ſic in animo, opinionum, iudiciorumque aequabilitas et conſtantia, cum firmitate quadam, et ſtabilitate virtutem ſubſequens, — pulcritudo vocatur.

der Vernunft mit einer, niemals nachlaſſenden, Stärke, und einer unveränderlichen Feſtigkeit folgt. Dieſe Schönheit der Seele iſt mit Tugend und Weisheit einerley; (Sen. Ep. XX. 14.) die beyde darinnen beſtehen, ſtets daſſelbe zu wollen, und nicht zu wollen, und ſich in allen Handlungen, und Theilen des Lebens beſtändig gleich zu ſeyn. So wie Geſundheit, und Schönheit der Seele in der Uebereinſtimmung guter Grundſätze, und Handlungen beſteht; ſo entſteht Häßlichkeit wiedrum aus einem ſteten Widerſpruche falſcher Meynungen, und einer daraus erfolgenden ſchändlichen Ungleichheit im Leben, die Thorheit und Laſterhaftigkeit unzertrennlich nach ſich zieht.

Da die Stoiker alſo alle Leidenſchaften für unnatürliche Zuſtände der Seele, für wirkliche Krankheiten hielten, da ſie ferner glaubten, daß alle, die damit behaftet wären, den Dingen einen größern Werth oder Unwerth beylegten, als ſie in der That hätten, und ſie alſo mehr flöhen und verfolgeten, als ſie verdienten, daß Menſchen endlich bey dieſer Abtrünnigkeit von der geſunden Vernunft, ſich ſelbſt nicht mehr in der Gewalt behielten;

ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſie die Leidenſchaften nicht gemäßigt, ſondern ausgerottet wiſſen wollten, und die alte Akademik tadelten, daß ſie dieſe Krankheiten durch lindernde Mittel nur einzuſchläfern, und nicht ganz zu heben geſucht hätte. Leidenſchaften, ſagten ſie, ſind immer unnatürliche Seelenzuſtände, Abfälle von der geſunden Vernunft, Verunſtaltungen der menſchlichen Natur: ſie mögen daher ſo ſehr gemäßiget, und eingeſchränkt werden, als ſie wollen; ſo bleiben ſie immer ſchädlich. Auch geringe Uebel ſind Uebel: auch kleine Krankheiten ſind Krankheiten. (Seneca de Ira l. 10. 11. Ep. 85. et 116.)

Wenn die Stoiker dahero ihrem Weiſen, oder einem jeden vernünftigen Manne die Apathie, oder die gänzliche Befreyung von allen Leidenſchaften anbefahlen; ſo verlangten ſie von ihm weiter nichts, als daß er ſich von dem Werthe, oder Unwerthe der Dinge richtige Begriffe machen, (Enchirid. Epict. 13. ὀρθας προληψεις) und nur die Tugenden allein als die einzigen Güter, die wir in unſerer Gewalt hätten. (τα ἐφ' ἡμιν) für Güter, Laſter allein für Uebel, alles übrige aber, was Weiſe und Unweiſe gemeinſchaftlich beſitzen könnten, weder für Güter noch Uebel halten ſollte, (Arrian l. 1. IV. 4. 5.) daß er endlich nicht einem jeden Eindrucke äuſerer Gegenſtände nachgeben (εἰκειν ταις φαντασιαις, ἁρπαζεσθαι ταις φαντασιαις. Enchirid c. X.) und nicht nach dieſen augenblicklichen Eindrücken, ſondern nach den richtigen Grundſätzen der geſunden Vernunft das, was gut und nicht gut ſey, beſtimmen ſolle.

Apathie alſo beruhte vorzüglich auf der Bildung richtiger Grundſätze und Begriffe vom Werthe der Dinge, von wahren und falſchen Gütern, und Uebeln — und beſtand in der Herrſchaft über gegenwärtige Empfindungen durch eben dieſe Grundſätze; welche Herrſchaft ſie χρησιν φαντασιων (cap. 6. Enchir. Epict.) oder το χρησθαι ταις φαντασιαις κατα φυσιν (Arr. III. 3.) nannten.

Dieſe Beherrſchung der ſinnlichen Empfindungen durch die Grundſätze der geſunden Vernunft iſt nach den Stoikern völlig in unſerer Gewalt. Wir dürfen nur die Gegenſtände, die ſie erregen, die Maske des Reizes, oder des Schreckens, womit ſie bedeckt ſind, abnehmen, und ſie ganz entkleidet, ihrer wahren Beſchaffenheit nach unterſuchen, ſo werden ſie bald als eingebildete Güter oder Uebel erſcheinen, und keine Unordnungen in unſern Gemüthern mehr anrichten. (Senec. Epiſt. 24. *) Die Seelen der Menſchen werden nicht durch die Gegenſtände ſelbſt, die Schmerz, oder Vergnügen erzeugen, ſondern allein durch den irrigen Wahn, daß dieſe Gegenſtände Güter oder Uebel ſind, zerrüttet. (Epict. Ench. V. Arrian. Diſſ. III. c. 3. in fine)

---

*) Illud ante omnia memento, demere rebus tumultum, ac videre, quid in quaque re ſit. Scies nihil eſſe in iſtis terribile, niſi ipſum timorem. Quod vides accidere pueris, hoc nobis quoque maiuſculis pueris euenit. Illi, quos amant, quibus aſſueuerunt, cum quibus ludunt, ſi perſonatos vident, expaueſcunt: non hominibus tantum, ſed et rebus perſona demenda eſt, et reddenda facies ſua.

ſine.) Sokrates ertrug ſtandhaft den Tod, tauſend andre, Armuth, Verachtung, ohne dieſe Dinge übel zu nennen; die größten Weiſen und Helden verachteten ſinnliche Vergnügungen, Ehrenſtellen und Reichthümer. Alle dieſe Dinge alſo, die heftige Leidenſchaften entzünden, müſſen weder wahre Güter, noch wahre Uebel ſeyn, ſondern beydes allein nur durch falſche Vorſtellungen werden. Wir dürfen daher nur dieſe falſchen Vorſtellungen (πονηρα δογματα) verwerfen, und es wird uns weiter keine Mühe koſten, uns gegen unordentliche Leidenſchaften zu verwahren, und nur Tugenden allein für wahre Güter, Laſter für wahre Uebel zu erkennen. Der Weiſe unterſcheidet ſich daher nach dem Ausſpruch des Epictets (ap. Gell. XIX. 1.) vom Unweiſen vorzüglich dadurch, daß er in ſeinen Grundſätzen über die Aechtheit, und Unächtheit der Güter und Uebel unerſchrocken verharrt, und durch die heftigſten Einwirkungen der Gegenſtände auf ſeine Sinne ſich nicht in ſeinen geprüften Urtheilen irre machen läßt: da der Thor hingegen die Dinge für das nimmt, was ſie ſcheinen, und ſie für wahre Güter und Uebel hält, je nachdem ſie ihm einen angenehmen, oder unangenehmen ſinnlichen Kitzel erregen.

Apathie iſt alſo ſehr weit von Gefühlloſigkeit, Unempfindlichkeit gegen angenehme, und unangenehme Eindrücke, oder einer gänzlichen Lähmung der äuſern und innern Organen verſchieden, mit denen man ſie doch ſo oft verwechſelt hat. Dieſe gänzliche Unfähigkeit, Vergnügen und Schmerz zu empfinden, nannten ſie ſelbſt, *σκληροτης*, *αναισθησια*, *αναλγησια*, ſtupor et immanitas animi (Gell. XII. 5. Diog. VII. 117.) und glaubten eben ſo feſt, als die alte Akademie, daß dieſer Zuſtand nicht weniger unnatürlich ſey, als die fieberhaften Anfälle heftiger Leidenſchaften. Sie behaupteten mit den Nachfolgern des Plato, daß man dem Menſchen die Empfindlichkeit gegen Schmerz nicht nehmen könne, ohne ihm ſeine Empfindlichkeit gegen Vergnügen zu rauben, und daß man ihn von beyden nicht los machen könne, ohne ſeine ganze Natur zu zerſtören. Der Weiſe konnte alſo, unbeſchadet ſeiner Apathie, durch angenehme Empfindungen glücklich ſeyn, und durch heftige Schmerzen leiden; nur durfte er Vergnügen, und Schmerzen, die Gegenſtände ihm verurſachen, nicht zum einzigen Maaßſtabe wahrer Güter und Uebel machen.

Wie wenig die Stoiker die Abſicht hatten, dem vernünftigen Manne alle Senſibilität zu rauben, erhellt am beſten aus ihrer Lehre von den gemäßigten Empfindungen, die ſie ſelbſt dem Weiſen geſtatteten. Sie ſetzten nemlich den vier Hauptleidenſchaften, wovon nur die Gemüther der Thoren bewegt werden, drey vernunftmäßige Seelen-Modificationen entgegen, die ſie (Diog. VII. 116. Cic. Tuſc. Quaeſt. IV. c. 16.) ἐυπαθειας, conſtantias nannten: der übertriebenen ausgelaſſenen Freude (ἡδονη, laetitia) die gemäßigte, geſetzte Heiterkeit, (gaudium χαρα) die mit dem Genuſſe wahrer Güter verbunden iſt: der Furcht (Φοβος metus) die vernünftige Vorſicht (ευλαβεια, cautio) und endlich der unbändigen Begierde, (ἐπιθυμια, libido) den ruhigen Wunſch, künftige Güter zu beſitzen, und zu erlangen. (βȣλησις, voluntas.) Der vierten Leidenſchaft, der Traurigkeit (λυπη, animi aegritudo) ſetzten ſie keine ἐυπαθεια entgegen; weil den Weiſen kein wahres Uebel treffen, keine hieraus entſtehende Betrübniß niederſchlagen, und endlich die unangenehme Empfindung des Kummers nie ſo gemäßigt werden kann, daß ſie jemals aufhören ſollte, ein Uebel, und unnatürlicher Seelenzuſtand zu ſeyn, (Cic. l. c. et Auguſtinus de Ciuit. Dei XIV. c. 8.

Nur die Apathie allein verſchafft uns den herrlichſten unter allen Vorzügen des Weiſen, die Freyheit, ἐξουσιαν αὐτοπραγιας, die mit dieſer unzertrennlich verbundene freudige Ergebung in den Willen der Gottheit, und die ruhige Zufriedenheit mit allen Fügungen der über uns waltenden Vorſehung. Nur derjenige iſt frey, der ſo lebt, wie er ſelbſt wünſcht, deſſen Verlangen alle erfüllt werden, dem niemals etwas, was er vermeiden wollte, aufſtößt, den niemand zwingen, oder zurückhalten kann, der alſo niemals etwas wider ſeinen Willen zu thun gezwungen iſt, der alles, was er unternimmt, gerne, und aus eigenem Triebe, durch eigene Kraft verrichtet, und alles, was ihm begegnet, ohne Murren und Klagen ſo aufnimmt, als wenn er ſelbſt alle Begebenheiten veranſtaltet hätte. (Epict. ap. Arrian. I. 12. beſonders IV. 1.) Zu einer ſolchen Freyheit kann nur derjenige gelangen, der allein die Güter, die er in ſeiner Gewalt hat, die Tugenden für wahre Güter hält, und alles das Uebrige, was andere Menſchen als Güter und Uebel verfolgen oder fliehen, als Dinge anſieht, die ihn weder beſſer noch ſchlimmer machen, und ſeiner Glückſeligkeit alſo nichts zuſetzen, oder nehmen können. Einen ſolchen Weiſen können weder Tyrannen, noch das Schickſal, noch Jupiter ſelbſt zwingen, etwas zu wollen, was er verabſcheut: oder etwas zu fliehen, was er zu erreichen wünſchte: ſie können ihm Weib und Kind, Güter, Geſundheit, und Leben rauben: ſie können ſelbſt den Körper, den er mit ſich herumträgt, in Feſſeln legen, oder durch äuſere Gewaltthätigkeit zu gewiſſen Handlungen treiben: allein ihre vereinigten Kräfte ſind nicht ſtark genug, ihn zum Verräther der Tugend, und zum Anbeter des Laſters zu machen, ihm dieſes liebenswürdig, und jene haſſenswerth zu machen; ſein freyer ungebundener Geiſt entflieht Feſſeln und Martern, und bleibt ungeſtört in dem ruhigen Genuſſe derjenigen Güter, deren Beſitz die wahre Glückſeligkeit ausmacht. Nur allein mit dieſer Denkungsart iſt man im Stande, wie Cleanth zu beten, daß Jupiter der Regierer des Ganzen, uns ſo leiten und führen möge, als es ſeinem heiligen Willen am beſten ſcheint, und ſich nur darüber zu beklagen, daß der Vater der Menſchen uns nicht ſeine Fügungen zum Voraus wiſſen laſſe, damit wir ſie freywillig, und aus eigner Wahl, nicht als unvermeidliche Verhängniſſe annehmen könnten

Alle diejenigen Menſchen hingegen, die auſer der Tugend noch andere Güter, und auſer dem Laſter noch andere Uebel erkennen, deren Erreichung, und Vermeidung, deren Beſitz und Beraubung nicht ganz allein von uns ſelbſt abhängt, ſind ohne Ausnahme Sclaven. Sie leben nicht, wie ihnen gefällt, ſondern erfahren unzählige Begebenheiten, die ſie gerne aus der unzerreißbaren Kette des Schickſals herausgehoben wünſchten. Viele ihrer heftigſten Begierden bleiben unbefriedigt, und ihre Befürchtungen werden dagegen erfüllt: Gegenſtände, die ſie für Güter hielten, werden ihnen entriſſen, und längſt geflohne Uebel dringen ſich ihnen mit unwiderſtehlicher Gewalt auf. Sie handeln nicht aus eigener Bewegung, nach Grundſätzen, die ſie ſelbſt geprüft, und Entſchlüßen, die ſie ohne Zwang mit freyer Wahl gefaßt haben; ſondern werden entweder von heftigen gegenwärtigen Empfindungen übermannt, und zu unwillkührlichen unüberlegten Handlungen fortgetrieben; oder richten, wie Sclaven, den eigenſinnigen Willen gebieteriſcher Tyrannen, Weiber, oder Freunde aus. Sie ſind daher ſtets unter dem harten Joche der Leidenſchaften, und dem Drucke der Gegenſtände, die ſie einmal für Güter, oder Uebel zu halten angefangen haben. Ihr Elend zwingt ſie zum Murren und zu Klagen wider die Vorſehung; ſie werden undankbare Aufrührer wider die allgütige Gottheit, weil ſie keine Dienerin ihrer Leidenſchaften ſeyn will, und den Bau des unermeßlichen Univerſums nicht nach den veränderlichen Launen und Wünſchen derſelben eingerichtet hat.

IV.

Betrachtungen über den Tod und Troſtgründe der Alten wider die Schrecken deſſelben.

Quaere quid ſcribas, non quemadmodum: et hoc ipſum, non vt ſcribas, ſed vt ſentias: vt illa, quae ſenſeris, magis applices tibi et veluti ſignes. — Oratio vultus animi eſt: ſi circumtonſa eſt, et fucata, et manu facta, oſtendit illum quoque non eſſe ſincerum, et habere aliquid fracti. Non eſt ornamentum virile concinnitas. SENECA.

Todesbetrachtungen waren den meiſten Philoſophen Griechenlands ſehr gewöhnlich, und Troſtgründe wider denſelben machten immer einen wichtigen Abſchnitt ihrer Moral oder Phyſiologie aus. So verſchieden aber ihre Begriffe vom Tode waren, ſo verſchieden waren auch die Vorbereitungsarten und Zurüſtungen, die ſie gegen ihn erfunden hatten, und zu gebrauchen anriethen.

Man frug ſchon in den älteſten Zeiten, ob es beſſer ſey, den Schrecken des Todes durch Flucht zu entgehen, und alle Gedanken davon vorſetzlich ſo lange, als wir nur können, zu entfernen, oder, ob es rathſamer ſey, ſich dieſem Schreckenbilde, ſo viel, als möglich, zu nähern, um es nachher deſto kühner verachten zu können; man unterſuchte, ob wir mehr dabey gewönnen, wenn wir durch unzeitige quälende Vorſtellungen dieß unvermeidliche Uebel früher herbey riefen, und während eines längern Zeitraums vorempfänden, als es die gütige Natur gewollt hätte; oder wenn wir uns in den frühen Jahren unſers Alters bey dem vollen Genuſſe unſerer Kräfte mit dem Anfangs freylich bittern Gedanken des Todes allmählig ſo bekannt machten, daß wir bey ſeiner wirklichen Annäherung nicht in Gefahr kämen, entweder alle Faſſung zu verlieren, oder auch zu weibiſchen Klagen, und einer noch unmännlichern Verzweifelung getrieben zu werden.

Wenn der allgemeine Brauch der meiſten Völker hier entſcheiden ſollte; ſo würde die Vergeſſenheit, oder ſorgfältige Verbannung aller Todesgedanken das ſicherſte und beſte

Mittel wider ſeine Schrecken ſeyn. Tod war und iſt noch jetzo faſt unter allen Nationen ein Ausdruck, der Ohren und Einbildungskraft beleidigt. Den feigen Völkern an der Goldküſte von Afrika tönt, nach Bosmanns Bericht, der Name Tod ſo entſetzlich, daß wann Fremdlinge ihn nur unverſehens nennen, blaſſes Schrecken und ſtarres Stillſchweigen ſich über alle Anweſende verbreitet: und dieſe auf natürliche Feigheit ſich gründende Empfindlichkeit ſteigt vom Sclavenpöbel zum Sclaventyrannen hinauf, ſo ſehr, daß das bloſe Ausſprechen dieſes ſchrecklichen Worts in Gegenwart des Königs mit unvermeidlichem Tode beſtraft wird. Selbſt unter den edelſten und tapferſten aller Völker, den Griechen und Römern war Tod ein Schreckwort, das die Geſetze bey feyerlichen gottesdienſtlichen Zuſammenkünften, und der Wohlſtand in häuslichen Geſellſchaften zu nennen verbothen; ein Wort, das die lebhafteſten Freuden heiliger Feſte zu verbannen oder zu verbittern im Stande war. Eben die Griechen und Römer, die Schaaren- und Legionenweiſe dem gewiſſeſten Tode mit unerſchrockenen Muthe entgegen gingen, wenn Freyheit und Wohlfarth des Vaterlandes durch ihr Leben erkauft werden konnte, wetteiferten mit einander, ſanftere, aber gleichgeltende Ausdrücke für ein Wort zu finden, das ihnen auf einmal zu viel traurige Vorſtellungen rege machte. Auch ihre Philoſophen verließen ſich nicht auf die von ihnen ſelbſt erfundene Troſtgründe, und glaubten, ein unvermeidliches Uebel kleiner zu machen, wenn ſie es mit weniger herben Zeichen belegten. Sie nannten den Tod, ſüßen traumloſen Schlummer, einen Bruder des Schlafes, eine von den gütigen Händen der Natur ſelbſt veranſtaltete Auflöſung der Beſtandtheile unſers Körpers, und deren Vermiſchung mit den freundſchaftlichen Elementen, eine Rückkehr in den Schoos der Natur, und der mütterlichen Erde, endlich den Beſchluß des Schauſpiels unſers Lebens. Sie wandten durch dieſe Benennungen, wenigſtens eine Zeitlang, die Aufmerkſamkeit von ſeiner ſchrecklichen Seite weg, und lenkten ſie auf die Aehnlichkeiten hin, die der Tod mit kleinern Uebeln, oder wohl gar mit wünſchenswerthen Gütern unſers Lebens hat.

Dieſe allgemeine Bemühung, den Gedanken des Todes zu entfliehen, zeugt von den mächtigen Wirkungen, die man von dieſem Mittel gehofft hat. Es iſt unbegreiflich, wie Menſchen jemals den Entſchluß faſſen konnten, die Vorſtellung einer Erſcheinung ſtets entfernt zu halten, die ſich uns auch wider unſern Willen, in jedem Augenblicke von ſelbſt aufdringt: oder, wie ſie ſich vor dem Namen eines Phänomenons früchten konnten, das unter allen Naturbegebenheiten das allergewöhnlichſte iſt. Auch bey der größten Unaufmerkſamkeit mußte man, ſcheint es, bemerken, daß die Natur in allen ihren Theilen unendlich viele Gräber eröffne, in denen ſie augenblicklich Millionen lebender und empfindender Geſchöpfe aufnimmt; und daß eben dieſe Gräber, die geheimen Werkſtätte ſind, wo ſie neuen Formen Leben, und Empfindung eingießt. Selbſt die Begriffe von Zeugung, Leben und Wachsthum müßten, ſcheint es, in aller Menſchen Köpfen mit den Vorſtellungen von Auflöſung und Zerſtörung unzertrennlich vergeſellſchaftet ſeyn, weil Verweſung und Untergang die Quelle des Lebens, und der Entſtehung iſt. Nur da, wo die Erde den beſaamenden Staub verweſeter Körper empfing, iſt ihr göttlicher Schoos an neuen Geſchöpfen fruchtbar: — und eben ſo kann das Leben eines einzigen Thiers nicht anders, als durch die Zerſtörung unzähliger anderer erhalten werden.

Unmöglich kann alſo dies Mittel, die Vergeſſenheit des Todes, das geleiſtet haben, was man davon erwartet hat. Allein, wenn es auch eine Zeitlang die gehoffte Hülfe verſchaffen ſollte; ſo bleibt es doch immer eine von den gefährlichen Palliativ-Curen, die ein großes Uebel eine Zeitlang einſchläfern, damit es nachher mit deſto ſchrecklicherer, in der Stille geſammleter Gewaltſamkeit auf einmal über uns hereinbreche. Entſetzliche Angſt muß diejenigen, die den Gedanken des Todes ſtets und ſorgfältig zu vermeiden ſuchten, nothwendig alsdann ergreifen, wenn ſie bey den kleinſten unbedeutendſten Unpäßlichkeiten ihn ſchon herannahen ſehen; und bey ſchwerern Krankheiten muß dieſe Verhältnißmäßig ſteigende Seelenangſt alle Heilung faſt unmöglich machen, wenn ſie einem Uebel überantwortet zu werden glauben, deſſen Gedanken ihnen ſchon bey unzerrüttetem Körper, und ungeſchwächten Nerven unerträglich war. Selbſt in den glücklichen Tagen des Wohlſtandes

ſtandes können ſolche Menſchen die Freuden des Lebens niemals mit einiger Sicherheit genießen, wenn der ſtets laurende Gedanke des Todes, oft unerwartet aus ſeinem Hinterhalte hervorbricht; die Ruhe und Heiterkeit der Seele iſt entweder ſtets unterbrochen, oder doch erbettelt, da ein einziger plötzlicher trauriger Zufall, oder die Uebereilung eines unvorſichtig redenden Freundes ſie zu vernichten im Stande iſt.

Aus dieſen Gründen ſtimmten faſt alle alte Weltweiſe darin überein, daß es für einen jeden denkenden Menſchen, der ſeine eigene Ruhe liebe, unendlich beſſer ſey, ſich mit den Gedanken des Todes ſo frühe, als möglich, vertraut zu machen, und ruhig zu überlegen, was Tod ſey, und uns entweder nehme, oder gebe, als den Schrecken deſſelben durch Vergeſſenheit entgehen zu wollen. Ich glaube, daß ihre Gedanken über den Tod, und ihre Troſtgründe manchen eine nützliche Veranlaſſung zum Nachdenken über dieſe Materie werden können, und habe mir daher vorgenommen, ihre zerſtreuete Todesbetrachtungen, in einer ſelbſt gewählten Ordnung mitzutheilen. Man wird, hoffe ich, eben das erfahren,

ren, was ich mehrmalen an mir ſelbſt beobachtet habe, daß man ſo gar mit einem gewiſſen ſtillen feyerlichen Vergnügen über einen Gegenſtand nachdenken könne, der den meiſten Menſchen höchſt fürchterlich iſt: und eine ſolche Gelegenheit, ſelbſt Todesgedanken zu einer Quelle von Freuden zu machen, ſollten weder glückliche, noch unglückliche ungenützt vorbey laſſen.

Ungeachtet man es aber als einen von dem größten Theile des menſchlichen Geſchlechts geltenden Satz annehmen kann, daß die Liebe zum Leben faſt in allen Menſchen ſo groß ſey, daß ſie den Gedanken, es künftig einmal zu verlieren, kaum ertragen können; ſo giebt es doch auch Fälle, wo Menſchen gegen den Beſitz deſſelbigen nicht nur gleichgültig werden, ſondern ſo gar ihr Daſeyn, als eine drückende Laſt abzuwerfen ſuchen, und den Tod daher, als ihren einzigen Erretter mit der heiſſeſten Sehnſucht wünſchen. Gleichgültigkeit gegen Leben, und Sehnſucht nach dem Tode werden in einzelnen Menſchen um deſto ſtärker, je weniger ſie mit jenem zu verlieren, und je mehr ſie bey dieſem zu gewinnen glauben; je lebhafter ſie ſich endlich die Kleinigkeit des

Verluſtes, und die Größe des Gewinſtes denken. Weder die Verachtung des Lebens, noch der Wunſch zu ſterben, können ſelbſt in den Perſonen, in welchen ſie ſich finden, im gleichen Grade ſtark ſeyn, weil nicht alle mit dem Leben gleich wenige und unbeträchtliche Güter einzubüßen, und wiedrum mit dem Tode nicht gleich viel und große Seligkeiten zu erlangen glauben, und die Unbeträchtlichkeit von jenem ſo wenig, als die Wichtigkeit des letztern gleich lebhaft ſich vorzuſtellen im Stande ſind.

Aller Erfahrung und Geſchichte zu Folge Iſt die Erwartung des Todes, und die Gleichgültigkeit gegen das Leben in den Menſchen am allerruhigſten, die alles Gute, was ſie in ihrem Leben entweder zu genieſſen, oder auszuführen gehofft hatten, wirklich genoſſen, und vollbracht haben; deren ſehnlichſte Wünſche erfüllt, und deren Lieblings Entwürfe alle ausgeführt ſind, ohne daß ſie neue zu bilden, Muth oder Luſt genug hätten. Von Menſchen in ſolchen Lagen kann man im eigentlichſten Verſtande ſagen, daß ſie mit Leben geſättiget ſind; ſie müſſen es nothwendig als ein ganz ausgebrauchtes Gut, und den

Tod als eine Erſcheinung anſehen, die ihnen etwas nimmt, was ſie ſelbſt wenig oder gar nicht mehr nützen konnten. Helden alſo, die in ihren Siegen, und Eroberungen die Gränzen ihrer kühnſten Wünſche nicht nur erreichten, ſondern überſchritten: große Geiſter, die am Ende der Laufbahn, die ſie zurück zu legen, ſich vorgenommen hatten, von ihren vollbrachten Arbeiten ſowohl, als von dem einſt ſo ſehr gewünſchten abër bald beſchwerlichen Ruhme gedrückt zu werden anfiengen.*)

---

*) Der ſterbende Epikur ſchrieb an ſeinen Freund Hermachus ſo: Cum ageremus vitae beatum, et eundem ſupremum diem, ſcribebamus haec. Tanti autem morbi aderant veſicae et viſcerum, et nihil ad eorum magnitudinem poſſet accedere. Compenſabatur tamen cum his omnibus animi laetitia, quam capiebam memoria rationum, inuentorumque noſtrorum. — Non ego (ſetzt Cicero hinzu,) iam Epaminondae, non Leonidae mortem, huius morti antepono, (de Finib, II. c, 30.)

Denkende Wollüſtlinge, die den Becher der menſchlichen Freuden bis auf ſeine Hefen ausgeleert hatten, hielten den noch übrigen Reſt ihrer Tage für ein kleines unbeträchtliches Gut, das ſie mit der größten Gelaſſenheit abzutreten, bereit waren, und den Tod für ein ſo kleines Uebel, das eines verdrüßlichen Schauders, ſo wenig, als das Leben eines ernſtlichen Wunſches werth ſey. *) Bey allen dieſen gründet ſich die Gleichgültigkeit gegen das Leben und Tod, der unerſchütterte Muth, jenes zu verlieren, und dieſen ruhig zu empfangen, allein oder doch vorzüglich auf das Bewußtſeyn eines recht genoſſenen, und wohl angewandten Lebens.

Ich

---

*) So dachten St. Evremont, Chaulieu, La Fare, und alle Mitglieder der frölichen Geſellſchaften, wovon dieſe Männer in Frankreich und Engelland Häupter und Anführer waren. Ich würde Stellen aus ihren Werken anführen, wenn ich nicht befürchtete, zu viel abſchreiben zu müſſen, und zugleich glaubte, daß diejenigen, die dieß leſen, mit den Schriften dieſer jungen Schüler des Epikurs bekannt ſeyn werden.

Ich habe, ſagt der ſterbende Cyrus beym Xenophon, (Cyrop. VIII. 7.) als Knabe, und Jüngling, als Mann und Greis alles Gute erfahren, und genoſſen, was man in einer jeden dieſer Stufen des menſchlichen Alters erfahren, und genießen kann. Kräfte und Glück wuchſen mit den zunehmenden Jahren ſo, daß ich kaum den Uebergang von der Jugend zum Alter, und den Unterſchied dieſer beyden Theile meines Lebens gemerkt habe. So weit ich zurück denken kann, habe ich nichts vergebens gewünſcht, auch niemals etwas unternommen, was nicht durch einen glücklichen Ausgang wäre gekrönt worden. Alle meine Freunde habe ich durch meine Bemühungen in dem blühendſten Wohlſtande geſehen; ſo wie ich meine Feinde und Widerſacher ohne Ausnahme mir unterwürfig gemacht habe. Mein vorher unbekanntes Vaterland habe ich durch ganz Aſien berühmt gemacht; alle meine Eroberungen hinterlaſſe ich, ohne den geringſten beträchtlichen Verluſt erlitten zu haben. Mein ganzes vergangenes Leben war ſo glücklich, daß ich noch immer etwas zu hören, zu ſehen, oder zu leiden fürchtete, was die Fortdauer der ununterbrochenen Heiterkeit meiner

Seele bis ans Ende meiner Tage ſchwer, oder unmöglich machte. Allein bey dem ſich jetzt herannahenden Tode verlaſſe ich euch meine Kinder, eben ſo wie die Götter euch mir geſchenkt haben: endlich mein Vaterland, und alle meine geliebten Freunde in einem Zuſtande von beneidenswerther Glückſeligkeit.

In dem letzten Wiedergenuſſe eines ſo ſchön gebrauchten Lebens, in welchem weder Ehrſucht des Helden der Privat-Glückſeligkeit des Mannes, noch die Tapferkeit des Kriegers, der Sanftmuth des Menſchenfreundes Abbruch gethan hatte, konnte Cyrus freylich mit der, in der ungekünſtelten Erzählung des Xenophons ſo rührenden, und doch nicht prahleriſchen Ruhe von den ihn umringenden Kindern und Freunden ſcheiden. Ich habe, ſagt er, mehrere Gründe zu hoffen, daß meine Seele nach dem Tode des jetzt zuſammenfallenden Körpers nicht untergehen, noch die ihr eigenthümliche Vorzüge verlieren werde. Allein, wenn ſie auch zugleich mit dem Leibe ſterben ſollte; ſo iſt auch dieß bevorſtehende Schickſal nicht im Stande, mich niedergeſchlagen und troſtlos zu machen. Was kann für einen Menſchenfreund ſüßer und beſeligender

der ſeyn, als die Vorſtellung, mit der Erde wieder vereinigt zu werden, die alles, was gut und ſchön iſt, erzeugt und ernährt, die ihn ſelbſt ſo lange getragen und erhalten hat? Was tröſtender, als der Gedanke, durch die Rückkehr der aufgelöſten Theile ſeines Körpers in den Schoos der mütterlichen Erde auch nach dem Tode noch den Menſchen nützlich zu werden, welche zu lieben, und glücklich zu machen, im Leben ſelbſt ſeine wichtigſte Beſchäftigung war.

Mit eben der geſetzten Gemüthsverfaſſung erwartete der ältere Kato den Beſchluß eines ruhmvollen Lebens, das ganz in dem Dienſte ſeines Vaterlandes verbraucht war. Er war Rom im Friede und in Kriegen, in niedrigen und hohen Bedienungen, durch kühne Thaten und weiſe Rathſchläge, kurz: auf alle die verſchiedenen Arten nützlich geweſen, in welchen ein Römer ſeiner Republik nur dienen konnte. Er hatte das entzückende Vergnügen genoſſen, das ſtolze Carthago bis zur Sclavin erniedriget zu ſehen, und hegte nur noch den einzigen Wunſch, daß dieſe noch immer gefährliche Mitbuhlerin Roms vertilgt werden möchte. Der Mäßigkeit ſeiner Jugend hatte er einen geſunden Körper, ſeiner Sparſamkeit Reichthümer, die ſeine Bedürfniß überſtiegen, und ſeinem thätigen Patriotiſmus die allgemeine Achtung aller Stände ſeiner Mitbürger zu danken. Das Leben war ihm ſo wenig zur Laſt, daß er noch immer an den Vergnügungen des Landlebens, und der Wiſſenſchaften, denen er ſich erſt in ſeinem hohen Alter ergab. mit ſehr vielen Eifer Theil nahm. So wie ſein Leben eine an einanderhängende Kette glücklicher Tage, und ſchöner Thaten geweſen war, ſo ſchien das Alter ihm die rechte Zeit zu ſeyn, wo der Menſch des einſt genoſſenen, und geſtifteten Guten durch Wiedererinnerung ſich erfreuen müßte, *) — Und doch ſah dieſer muntere, ruhmvolle, geehrte Greis das Leben mehr für eine Herberge, als für eine bleibende Behauſung an, aus der er bey der geringſten Aufforderung der Natur ohne Widerwillen heraus gehen könnte. Ungeachtet er ſich bewußt war, daß er nicht vergebens gelebt hätte, es ihn auch gar nicht reute, gelebt zu haben; ſo wünſchte

er

---

*) Fructus autem ſenectutis eſt ante partorum bonorum memoria, et copia.

er doch nicht, ſelbſt, wenn ein Gott es ihm gewähren wollte, in die Windeln zurück zu kehren, und die Laufbahn, deren Ende er faſt erreicht hatte, noch einmal durchzugehen. Er ſah ſich und andre Greiſe als reiſe Früchte an, die zu ihrer Zeit in dem Schoos der Natur zurück fallen müßten: und glaubte, daß es beym Genuß des Lebens, wie bey andern Gütern, eine gewiſſe Sättigung gebe, die das Sterben ſelbſt alsdenn wünſchenswerth mache, wenn man ſich auch nicht mit der Hoffnung eines andern glücklichen und ewigen Lebens ſchmeicheln könne.

Dieſe ruhige Gleichgültigkeit, wo man weder dem Leben mit Aengſtlichkeit anhängt, noch dem Tode mit Aengſtlichkeit auszuweichen ſucht, iſt ganz von dem bittern Ekel des Lebens, und der fürchterlich hartnäckigen Ungedult zu ſterben unterſchieden, die in unglücklichen Perſonen durch ſolche Leiden erregt werden, die ſie entweder für unerträglich, oder für unheilbar halten.

Das Leben iſt allen empfindenden Geſchöpfen, nur ſo lange ein Gut, deſſen Beſitz und Erhaltung ſie wünſchen, ſo lange die

Summe der Freuden, die ſie ſelbſt genießen, oder andre genießen laſſen, die Summe von Uebeln überwiegt. Liebe zum Leben müßte daher bey einer jeden Krankheit, oder in allen übrigen Unfällen, die uns eine Zeitlang mehr unglücklich, als glücklich machen, verſchwinden, wenn nicht der Gedanke, der allen Elenden, wie ein wohlthätiger Genius ſtets vorſchwebt: vom gegenwärtigen Uebel bald befreyt zu werden, ihnen Muth ihr Leid zu ertragen, — und der Vorgenuß aller ihrer noch vorbehaltenen Freuden ihnen ſtets neue Kräfte gäbe. Perſonen alſo, die an Leib oder Seele krank ſind, wünſchen immer nur ſo lange zu leben, als ſie von ihrem gegenwärtigem Leiden befreyt, und durch künftige Güter belohnt zu werden, ſich ſchmeicheln: allein ſo bald dieſe ſtärkende Hoffnungen verſchwinden, und über Elende ſich nicht blos die Laſten des gegenwärtigen, ſondern auch des künftigen Jammers wälzen, ſo erliegen ſie endlich unter dieſem Uebergewichte zuſammengehäufter Uebel. Alle Bande, die ſie ans Leben feſſelten, zerreiſſen: und ſie fliehen von der brennenden Folterbank des Lebens in die kalten Arme des Todes, um zu einer ſüßen ungeſtörten Ruhe zu gelangen.

Unter allen den verſchiedenen Haufen menſchlicher Geſchöpfe, womit der Vater des Ganzen die Erde überſäet hat, ſind keine, denen er eine ſtärkere Anhänglichkeit ans Leben, und einen heftigern Abſcheu vor dem Tode gegeben hätte, als den Negern an der weſtlichen Küſte von Afrika von Senegall an bis nach Loango hinunter: keine, die er ſowohl gegen Schmerzen, und natürliche Uebel, als gegen ſchimpfliche, und ungerechte Begegnungen anderer, mit mehr Unempfindlichkeit ausgerüſtet hätte: keine endlich, die er ſo ſehr zu Sclaven für andere geſchaffen, und dieſer Beſtimmung wegen mit mehr leidender Geduld bewaffnet zu haben ſcheint: allein eben dieſe den Tod ſo ſehr ſcheuende, und zur härteſten Sclaverey gewohnte Menſchen nehmen ſich ſelbſt mit unüberwindlicher Feſtigkeit des Entſchluſſes, Geſundheit und Leben, wenn ſie von ihrem väterlichen Boden, und aus den Umarmungen ihrer Weiber, Kinder, Aeltern und Freunde weggeriſſen, und unter einen fernen Himmel verſetzt werden, wo ſie nichts als erſchöpfte ausgemergelte Landsleute te um ſich, und nur Ungeheuer über ſich haben, deren wütender Grauſamkeit nicht einmal durch die einzige Triebfeder ihrer Seelen, den Eigennutz, Schranken geſetzt werden. — Sie fliehen daher nach dem Labat bey ganzen Haufen in Wälder, und erhenken ſich in Geſellſchaft; oder, wenn ſie davon zurückgehalten werden, ſchlucken ſie ſo viele unreine und unverdauliche Sachen ein, bis ſie durch Auszehrung oder Waſſerſucht von dem Unglück ihres Daſeyns befreyet werden.

Eben die Wirkungen, die durch gegenwärtige überwiegende Uebel, und durch anhaltende unheilbare Leiden hervorgebracht werden, zeigen ſich auch in ſolchen Perſonen, die allein durch die Beraubung eines, oder mehrerer Güter elend geworden ſind, deren Beſitz faſt ausſchließend ihre Glückſeligkeit ausmachte. Die Entrückung eines einzigen Guts, an dem wir mit unſerer ganzen Seele hingen, erzeugt gleichgültige Gefühlloſigkeit, und ſelbſt Haß gegen alle übrige Freuden des Lebens, vernichtet, oder vermindert den Werth der Güter, an denen wir ſonſt Theil nahmen, und verſenkt uns daher ganz in den unergründlich tiefen Gedanken über die Größe, und Unerſetzlichkeit unſers Verluſts. Das Leben wird eine ſchreckliche Wüſte, in der dem Niedergeſchlagenen nichts als der Schatten ſeines verlohrnen Guts begegnet, und aus der ihm nur die Klagetöne ſeines eigenen Jammers entgegen ſchallen: die ſtets wiederkehrende Vergleichung deſſen, was er ehemals war, mit dem, was er jetzt iſt, erhöht das gegenwärtige Elend, wie die Größe der einſt genoſſenen Glückſeligkeit, und endigt ſich endlich mit einem nicht länger zu ertragenden Haſſe eines Lebens, das alle Freuden für ihn verlohren hat. Geſalbte Häupter, denen das feindſelige Verhängniß ihre goldene Kronen abriß, Liebhaber, und Liebhaberinnen, Aeltern, Freunde und Kinder, denen die Gegenſtände ihrer Zärtlichkeit genommen, Ehrſüchtige, deren zuſammengetraumte Phantome zerſtöhrt wurden, eilten daher ſtets aus einem freudenloſen Leben, um hinter den Gräbern den verlohrnen Schatz wieder zu finden, oder wenigſtens aus dem unerſchöpflichen Lethe des Todes die Vergeſſenheit ihres Leidens zu trinken. Ohne Schauder empfing die unglückliche Maria von Schottland die Nachricht ihres nahen, eben ſo unverdienten, als unwürdigen Todes. Sie beſtieg das ſchreckliche Blutgerüſt mit einem ſtärkern Muth, als womit ſie ſich ehemals auf ihrem väterlichen Thron erhoben hatte, und legte ſelbſt mit Heiterkeit ihr Königliches Haupt hin, das der Gram eines zwanzigjährigen Gefängniſſes ſchon weis gefärbet hatte. — Wahrſcheinlich *) war es anfänglich unleidliche Sehnſucht

---

*) Nach dem Hollwell (Intereſting Hiſtorical Events, &c, P. II. p. 90.) verbrannten ſich die Weiber des erſten Geſezgebers, und Propheten Bramah aus untröſtlichem Schmerze über den Verluſt ihres verſtorbenen Gemahls. Die Weiber der vornehmſten Rajah's folgten dieſem heroiſchen Beyſpiele, und von der Zeit an thaten die Brahminen den Ausſpruch: daß die Seelen ſolcher Heldinnen, die ihren Ehemännern aus freyer Wahl im Tode nachfolgten, von allen fernern Wanderungen befreyet, und in dem erſten Boboon der Reinigung verſezt würden. — Die Wittwen der Indianer waren zwar niemals gezwungen, ſich nach dem Tode ihrer Männer zu verbrennen; allein, wenn Liebe zum Leben ſie von dieſem Schritte zurückhält, ſo werden ſie doch als ehrloſe, das Heil ihrer Seelen ſowohl, als das Glück ihrer

ſucht nach einzig geliebten Ehemännern, die die hülfloſen zurückgelaſſenen Weiber der Indianer in brennende Scheiterhaufen trieb, und die ſich nachher mit andern Urſachen vereinigte, um aus einer ſolchen Nachfolge im Tode eine faſt zwingende grauſame Sitte zu machen. Eben ſo war, allen Vermuthungen nach, der unerträgliche Schmerz über den Verluſt

---

der Familie vernachläßigende Perſonen, verachtet. Die erſte Frau eines verſtorbenen Indianers hat zuerſt das Recht den Scheiterhaufen zu beſteigen, ein Recht, das der zwoten Frau zufällt, wenn die erſte davon Gebrauch zu machen ſich weigert. Oft entſteht unter den nachgelaſſenen Wittwen ein Streit, welche den ruhmvollen Tod ſterben ſoll, der aber von den Brahminen gewöhnlich zum Vortheil der erſten unter den Wittwen entſchieden wird. Ihren Entſchluß zu ſterben dürfen ſie nicht eher, als 24 Stunden nach dem Tode des Mannes bekannt machen; allein wenn ſie ihn auch einmal in Gegenwart mehrer Brahminen und Zeugen zu erkennen gegeben haben; alsdenn können ſie ihn nicht mehr nach Belieben ändern: ſondern ſind gezwungen ſelbſt wider ihren Willen ſich verbrennen zu laſſen.

Verluſt großmüthiger Beſchützer die Urſache, weswegen ehemals in Germanien, und noch jetzt in manchen andern Gegenden der Erde, treue Diener, und Begleiter ſich auf den Gräbern der Helden in ihre Schwerder ſtürzen.

Oft bedarf es weder unheilbare Uebel, noch des Verluſtes unſchätzbarer Güter, um Menſchen in den heftigſten Ekel des Lebens zu verſenken; dann und wann kann in den ſchönſten Tagen des Wohlſtandes und der Geſundheit, die blos lebhafte Vorſtellung künftiger entweder gewiſſer, und wahrſcheinlicher, oder auch nur möglicher Uebel eine eben ſo ungedultige Begierde zu ſterben erzeugen. Hegeſias wußte alle Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens von den Windeln bis zum Grabe ſo künſtlich zuſammen zu drängen, mit ſo ſtarker Beredſamkeit zu mahlen, und gleichſam empfinden zu machen, daß ſehr viele von ſeinen Zuhörern gewaltſame Hände an ihr eigen Leben legten. Er wurde daher im Alterthum der Lobredner (πεισιθανατος) des Todes genannt, und mußte durch einen königlichen Befehl eines der Ptolemäer von ſeinen Todes-Predigten zurück gehalten werden. Unter den

Römiſchen Imperatoren ſtarben viele eines freywilligen ſelbſt gewählten Todes, weil ſie die Vorbedeutungen von Ungnade wahrzunehmen, und ſich ſelbſt nicht mehr ſicher glaubten. Sie beſtätigten die Bemerkung des Epikurs, daß viele Menſchen ſchwach oder unſinnig genug ſind, aus Furcht vor dem Tode zu ſterben, und ſich der Vernichtung zu überliefern, um von dem Gedanken derſelben nicht länger gequält zu werden. (Senec. Epiſt. 24.)

Nicht blos Uebel die wir ſelbſt als gegenwärtig empfinden, oder als künftig fürchten; nicht blos die Beraubung von Gütern, die unſere eigene Glückſeligkeit ausmachten; ſondern ſogar das Mitleiden, und ſympathiſcher Schmerz bey den Unfällen anderer, kann ſo unerträglich werden, daß er alle Luſt zu leben raubt. Der große Rechtsgelehrte Nerva faßte im vollen Beſitz der Kaiſerlichen Gnade, und in aller der Sicherheit des Glücks, die unter einem ſolchen Tyrannen, als Tiberius war, nur ſtatt fand, den feſten Entſchluß zu ſterben, in welchem er, ungeachtet aller Bitten und Gegenvorſtellungen des Kaiſers ſelbſt, unbeweglich beharrete. Man wußte von dieſer Entſchließung keinen andern Grund anzugeben, als daß dieſer große und rechtſchaffene Mann ſich länger unfähig fühlte, den Anblick ſeines ſo ſehr erniedrigten Vaterlandes, und ſeiner unglücklichen Mitbürger zu ertragen. *) Otho der Gegner des Vitellius rührte durch die Bereitwilligkeit, womit er ſeinem unwürdigen Feinde die Herrſchaft der Welt abtrat, durch die in jenen Zeiten ſo ſeltene

---

*) Haud multo poſt Cocceius Nerua, continuus principis, omnis diuini humanique iuris ſciens, integro ſtatu, corpore illaeſo, moriendi conſilium cepit. Quod vt Tiberio cognitum, adſidere, cauſſas requirere, addere preces, fateri poſtremo graue conſcientiae, graue famae ſuae, ſi proximus amicorum nullis moriendi rationibus vitam fugeret. Auerſatus ſermonem Nerua, Abſtinentiam cibi coniunxit. Ferebant gnari cogitationum eius, quanto propius mala Reipublicae viſeret, IRA et metu, dum integer, dum intentatus, honeſtum finem voluiſſe. *Annal. Taciti VI. 26.*

ſeltene Vaterlandsliebe, womit er ſein Privatunglück von dem Unglücke ſeiner Mitbürger trennte, durch die Sorgfalt für die Wohlfarth derjenigen, die ihr Leben und Gut bisher für ihn gewagt hatten, durch die bewundernswürdige Gleichgültigkeit gegen ſein eigenes Leiden, endlich durch den ſchönſten Tod, der ein beſſeres Leben hätte beſchließen ſollen, viele von ſeinen Kriegern ſo ſehr, daß ſie allein aus Traurigkeit über das unwürdige Schickſal eines ſolchen Mannes ſich ſelbſt das Leben nahmen. *) Hiſt. Tac. II. 49.

Die

---

*) Eine der wichtigſten Urſachen des Ekels des Lebens, wie des Selbſthaſſes, und der Verzweifelung habe ich, im Texte anzugeben, vergeſſen, und ich will ſie daher in einer Note nachholen. Dieſe iſt Reue über begangene Ungerechtigkeit, die um deſto freſſender und unheilbarer iſt, je mehr uns die Perſon, die wir beleidigten, werth war, und je unerſetzlicher das angethane Unrecht iſt. — Eliſabeth hatte das Todesurtheil des Grafen von Eſſex unterſchrieben, weil ſie ihm einer unverzeihlichen Unbiegſamkeit ſchuldig glaubte. Als ſie aber nachher ihren ehemaligen Geliebten, durch das Bekenntniß der ſterbenden

Gräfin

Die Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod, ſo gar der Haß des Lebens, und die Sehnſucht

Gräfin von Nottingham unſchuldig befand, und zu glauben anfing, daß ſie die einzige Urſache ſeines grauſamen Todes geweſen ſey; wurde ſie von Selbſthaß, Verzweiflung und Reue auf einmal ſo heftig überfallen, daß ſie durch kein Zureden bewogen werden konnte, Arzeneyen zu ſich zu nehmen, oder ſich zu Bette zu legen. Sie ſaß zehn Tage und Nächte in einem ſinnloſen Stillſchweigen mit ſtarren auf den Boden gehefteten Augen, in ihre Schwermuth ganz verſenkt, und ſtarb endlich an einer Zerrüttung des ganzen Körpers, wovon es, glaube ich, wenig Beyſpiele gegeben hat. (Hiſtory of Scotland Vol. II. p. 242.) Die Beſchreibung dieſes entſetzlichen Todes der großen Eliſabeth macht ganz andere Eindrücke, wenn man ſie ganz abgeriſſen lieſt, als wenn man kurz vorher die Geſchichte der Hinrichtung der Maria von Schottland geleſen hat. Im erſten Falle ſchlägt das Herz eines jeden, nicht ganz unempfindlichen Menſchen vor quälenden Mitleiden: im andern Falle hingegen ſieht man ihr allmähliges Verſchmachten kaum als eine genugthuende Strafe für die unerhörte Grauſamkeit an, womit ſie eine hülfloſe Königin, die zu

ihren

ſucht es zu endigen, die durch ſo mannichfaltige Urſachen hervorgebracht werden, können durch eben ſo vielerley Umſtände in verſchiedenen Menſchen theils geſchwächt, theils noch unglaublich erhöht werden. Selbſt in denjenigen Perſonen, die den Tod ruhig erwarten, oder ſehnlichſt wünſchen, hängt die Fortdauer ihrer gleichgültigen Ruhe, die Stärke und Schwäche der Sehnſucht ſehr davon ab, wofür ſie den Tod halten, ob für ein gänzliches Aufhören alles Lebens und Bewußtſeyns, oder für einen Begleiter in ein anders Leben? ferner ob ſie in dieſem andern Leben eine Verbeſſerung oder Verſchlimmerung ihres Schickſals erwarten? und endlich kommt es ſehr darauf an, unter welcher Geſtalt ſie ſich den

Tod

---

ihrer Gnade ihre Zuflucht genommen hatte, faſt 20 Jahre lang marterte, und nachher zum ſchimpflichſten Tode führen ließ. Der lebhafte Haß, den man dieſer That wegen gegen die Eliſabeth gefaßt hatte, wird durch ihr trauriges Ende größtentheils aufgehoben, ohne daß aber doch merkliche Empfindungen des Mitleidens in der Seele aufkommen können.

Tod vorſtellen, oder unter welcher er ſich ihnen darbietet.

So wenig der Ausdruck Tod allen Menſchen daſſelbige ſagt, eben ſo wenig ſehen verſchiedene oder auch dieſelbigen Menſchen zu verſchiedenen Zeiten den Zuſtand des Nichtſeyns immer von derſelbigen Seite an. Einige die durch das Uebermaaß gegenwärtiger, oder künftiger Uebel zum Haſſe des Lebens bewogen werden, finden ſelbſt in den Gedanken des Todes, als einer gänzlichen Beraubung alles Lebens, Empfindens und Denkens, etwas einladendes: für andere hingegen iſt der Gedanke des Nichtſeyns ſo entſetzlich, daß er nicht allein den größten Ekel des Lebens überwindet, ſondern auch zur ruhigen Ertragung aller der Unfälle, die Menſchen nur treffen können, Gedult einflößt. Jene ſehen ihn als einen ſüſſen Schlaf an, der durch keine unruhige Träume mehr geſtört wird, und in dem ſie von allen ihren Leiden ruhen; als einen Zuſtand der Sicherheit, wo ſie dem Wüthen der Elemente, und der Bosheit der Menſchen entrückt ſind, wohin weder Schmerzen des Körpers, noch Quaalen der Seele ſie weiter verfolgen können; endlich als eine

Rückkehr in eben das harmloſe Nichts, in welchem ſie vor ihrer Geburt begraben lagen. *) Nothwendig muß der Zuſtand einer gänzlichen Unempfindlichkeit, von dieſer Seite betrachtet, allen Elenden einem Leben vorzuziehen ſcheinen, in welchem ſie mehr Böſes als Gutes empfangen zu haben ſich einbilden.

Andern, die den Tod gleichfalls für eine nie wiederherzuſtellende Auflöſung des ganzen

---

*) So dachte ſich Cäſar den Zuſtand des Nichtſeyns. (Salluſt. Bell. Catilin. c. 49.) De poena poſſum quidem dicere, quod res habet; in luctu atque miſeriis, mortem aerumnarum requiem, non cruciatum eſſe; eam cuncta mortalium mala diſſoluere, vltra neque curae, neque gaudio locum eſſe. Cato antwortet auf dieſe Betrachtungen weiter nichts, als: Bene et compoſite C. Caeſar paulo ante in hoc ordine de vita et morte diſſeruit, credo falſa exiſtimans ea, quae de inferis memorantur, diuerſo itinere malos a bonis loca taetra, inculta, foeda, atque formidoloſa habere.

Menſchen, und für eine Zerſtreuung ſeiner Beſtandtheile in allen Enden des Univerſums halten, erſcheint eben dieſer Gedanke, doch von einer ganz andern Seite. Dieſe denken ſich den Zuſtand einer ewigen Unempfindlichkeit nicht als das Ende aller menſchlichen Leiden, ſondern als das Ende aller Freuden und Hoffnungen: nicht als einen Ort der Ruhe und Sicherheit, ſondern als einen Zuſtand, wo ſie anfangs den heßlichſten Würmern zum Raube hingeworfen, und nachher durch nie aufhörende Verwandlungen der ſtets ſchaffenden, und wieder zerſtörenden Natur in alle Theile und Körper der Welt vertrieben werden. In einer ſolchen fürchterlichen Geſpenſtergeſtalt muß Mäcen den Gedanken des Nichtſeyns erblickt haben, als er den ſchändlichen Wunſch äuſerte, mit Freuden verſtümmelt, gepeinigt, ſelbſt gekreuzigt zu werden, wenn ihm nur das Leben gefriſtet würde. Seneca Ep. CI. Inde illud Maecenatis turpiſſimum votum:

Debilem facito manu,
Debilem pede, coxa:
Tuber adſtrue gibberum,
Lubricos quate dentes,

Vita dum ſuper eſt, bene eſt.
Hanc mihi, vel acuta
Si ſedeam cruce, ſuſtine:

Nach dem Plutarch (ὁτι οὐδὲ ζῆν ἐστι ἡδέως κατ' Επικουρον. Tom. III. Opp. Ed. Steph. p. 2029.) ſtimmt der gröſſere Theil der Menſchen in die Geſinnungen des Mäcens ein, und hält die gänzliche Beraubung des Lebens, und der Empfindung die Epikur verkündigte, für ein gröſſeres Uebel, als ein peinvolles, unglückliches Leben nach dieſem Tode. *) Die Furcht vor dem Tode ſagt Plutarch, entſteht bey den meiſten Menſchen nicht aus den ſchreckenvollen Bildern des Cerberus, und Tartarus, ſondern aus der Furcht vor allem Nichtſeyn, das ſie mehr als alle Quaalen des Orkus verabſcheuen, weil gar keine

---

*) Quod miſerrimum erat, ſi incidiſſet, optatur: et tanquam vita petitur, ſupplicii mora. — Eſt tanti, vulnus ſuum premere, et patibulo pendere diſtrictum, dum differat id, quod eſt in malis optimum, ſupplicii finem.

Hoffnung irgend einer Veränderung, oder Verbeſſerung des Schickſals mehr übrig bleibt. Eben ſo grauſenvoll ſcheint der Gedanke der Vernichtung, ſich Young in ſeiner ſiebenten Nacht dargebothen zu haben. Der ſchreckliche Wunſch mit dem Tode unterzugehen iſt, (ſagt er) der letzte ſterbende Seufzer eines Geſchöpfs, das durch die ſchwärzeſte Bosheit aufgerieben iſt. Der Gedanke der Vernichtung, fährt er fort, iſt ein Aftergedanke der nicht eher entſteht, als bis die Tugend geſtorben iſt. Ein Abgrund von Entſetzen iſt (ſo ſchließt er) in dieſem Gedanken eingeſchloſſen, deſſen Wahrheit Niemand wünſchen kann, ohne das Nichtdaſeyn der Gottheit zu wünſchen. — Haben ſich alle dieſe wahre oder eingebildete Schrecken des Nichtſeyns einmal einer ſchwachen Seele bemeiſtert; ſo laſſen ſie ſelbſt bey dem unerträglichſten, oder unheilbaren Leiden den Wunſch zu ſterben nicht aufkommen, oder wenigſtens nicht wirkſam werden. Menſchen laſſen ſich lieber, wie Perſeus, Kronen und Scepter rauben, und gehen als gefeſſelte Sclaven vor dem Triumphwagen des Siegers unter den blutigſten Beſchimpfungen her, als daß ſie ſich allen Arten von Drangſalen durch einen muthigen Streit entziehn, und ſich in die undurchdringliche, von keinem Strahle des Lebens und der Hoffnung erleuchtete Finſterniß des Grabes ſtürzen ſollten.

Das Letzte, was den Ekel des Lebens, und die Sehnſucht auf eine ſehr merkliche Art modificirt, ſie um mehr oder weniger Grade herabſtimmt, iſt der Geſichtspunct, aus welchem der Elende den entſcheidenden Augenblick betrachtet, der ihn vom Seyn ins Nichtſeyn verſetzt. Viele haben ſich nicht ſo ſehr vor der Gefühlloſigkeit, die auf den Tod folgt, als vor den Martern gefürchtet, die vor dem gewaltſamen Brechen der Lebenskräfte, oder dem peinlichen Abſterben einer jeden Nerve vorhergehen. Schon Epicharmus ſagte, daß er ſich um das, was er nach der Auflöſung ſeines Körpers ſeyn werde, gar nicht bekümmere, aber doch nicht gerne in den Tod gehen möchte. *) Auch Epikur wußte, daß viele das Nichtſeyn weniger als die ſchmerzliche Annäherung zum Tode verabſcheuten, und richtete dahero ſeine Freunde durch eine allgemeine

---

*) Emori nolo: ſed me eſſe mortuum, nihil aeſtimo. Cic. Tuſc. quaeſt. I. 8.

meine Beobachtung auf, die ſeine eigene Krankheit nachher widerlegte, daß der heftigſte Schmerz nur kurz, der anhaltende hingegen erträglich ſey, und daß wir entweder vom Schmerze oder der Schmerz auch von uns gebrochen werden müſſe. Der Todesarten giebt es ſchon der Erfahrung nach unzählige, die eine nur mäßig lebhafte Einbildungskraft bis ins unendliche vervielfältigen kann. Es kommt alſo ſehr darauf an, welchen von den vielen Wegen, die zum Tode führen, die Einbildungskraft einer nach dem Ende des Lebens ſich ſehnenden Perſon einſchlägt; ob einen kurzen, oder langen, ob einen gebahnten oder ungebahnten, einen ganz mit Dornen verwachſenen, oder endlich einen ſolchen, wo Blumen und Dornen wenigſtens mit einander vermiſcht ſind. Eine falſche Wendung, die einer nimmt, kann Urſache werden, daß er bey dem beſchwerlichſten Ueberdruſſe des Lebens, bey dem aufrichtigſten Wunſche, vernichtet zu ſeyn, doch immer nur am Rande des Grabes herum irrt, und zum Sterben ſelbſt nicht Muth genug hat.

Sehr wenige Menſchen pflegen ſich gerne bey dem Gedanken aufzuhalten, daß es nur einen Eingang ins Leben, aber unbeſchreiblich viele Ausgänge aus demſelbigen gäbe; allein die meiſten haben auch ohne Cicero die Bemerkung gemacht, daß ſelbſt die gewöhnlichen, und ſich oft ganz ähnlichen Todesarten von allen Menſchen nicht im gleichen Grade gefürchtet werden. Einige wünſchen am meiſten auf dem Bette der Ehren zu ſterben: und ſelbſt unter dieſen fürchten wieder einige den Tod weniger in der Schlacht; andere weniger im Gefechte mit einem einzelen Gegner. Die meiſten Menſchen hingegen ſterben lieber auf dem Krankenbette, weil ſie einen ſolchen Tod für weniger gewaltſam halten: und unter dieſen ſind wiedrum einige, die durch langſame, andere die durch hitzige Krankheiten, einige die im Schooße ihrer Familie, andere die in der Entfernung von allen geliebten Perſonen aus dem Leben entrückt zu werden wünſchen. Ein jeder von uns hat immer eine Todesart, die ihm am wenigſten ſchrecklich ſcheint, und wiedrum mehrere andere, deren Vorſtellung er kaum auszuhalten vermag. *) — So

---

*) Ein jeder Menſch, wenn er ſich über dieſen Punct genau unterſucht, wird ſich ſelbſt über den ſon-

bald alſo Elende von ihrem Leben gedrückt zu werden anfangen, und nach einer baldigen Be-

ſonderbarſten Biſarrerien antreffen. Ich kenne Leute, die lieber von einem Hauſe, als von einem Thurme herunter fallen möchten, wenn in beyden Fällen der Tod auch gleich gewiß wäre; andere die lieber in einem mäßigen Strome, als in der ſtürmiſchen See ertrinken, von einer Büchſenkugel eher, als von einer Kanonenkugel getroffen ſeyn möchten. On peut avoir (ſagt Roshefaucault) divers ſujets de degout dans la vie; mais on n'a jamais raiſon de mepriſer la mort: ceux-memes, qui ſe le donnent volontairement, ne la comptent pas pour ſi peu de choſe; et ils s'en etonnent, et la rejettent comme les autres, lorsqu'elle vient à eux par une autre voye, que celle, qu'ils ont choiſie. L'inegalité, que l'on remarque dans le courage d'un nombre infini de vaillans hommes, vient de ce, que le mort ſe decouvre differemment à leur imagination, et y paroit plus preſente en un tems, qu'en un autre: ainſi il arrive, qu'apres avoir mepriſé ce, qu'ils connoiſſent pas, il, craignent enfin ce, qu'ils connoiſſant. Il faut eviter de l'enviſager avec toutes ſes circonſtances, ſi on ne veut pas croire, qu'elle ſoit le plus grand de tous les maux. — Tout homme, qui la fait voir telle, qu'elle

Befreyung ſeufzen, ſo hängt die Lebhaftigkeit dieſes letzten Wunſches, und der Eifer ihn in Erfüllung zu bringen, ſehr davon ab, auf welche Todesart die Phantaſie zuerſt hingeworfen wird. Fällt ſie von ohngefähr auf eine ſolche Geſtalt des Todes, in welcher ſie ihn in glücklichern Tagen als Freund, oder doch als einen nicht ſehr ſchrecklichen Feind zu ſehen gewohnt war, ſo bleibt der Wunſch zu ſterben mit unverminderter Kraft in der Seele herrſchend. — Dringt ſich hingegen in den erſten trüben Augenblicken, wo die Seele das Leben, als ein unleidliches Uebel zu haſſen anfängt, eine von den entſetzlichen Larven des Todes auf; ſo kann Sehnſucht nach dem Tode entweder gleich bey ihrer Entſtehung erſtickt, oder doch wenigſtens durch die

---

qu'elle eſt trouvé, que c'eſt une choſe epouvantable. Der Ausſpruch und das Anſehen eines ſo großen Mannes kann vielleicht einige in Schrecken ſetzen: dieſen empfehle ich zu ihrer Beruhigung das 19. Kap. des 1. und das 6te Kap. des 2ten Buchs in den Verſuchen von Montagne nachzuleſen, der über den Tod ganz anders raiſonnirt, als Rochefaucault. **Man ſehe auch** Charron de la Sageſſe II. Ch. XI.

die Furcht vor einem ſelbſt gebildeten Phantome der Einbildungskraft ſo ſehr im Zaum gehalten werden, daß ſie nicht in Gewaltthätigkeiten ausbricht.

Wenn ich die bisher gemachte Betrachtungen zuſammennehme, ſo ergiebt ſich, daß eine ruhige Erwartung des Todes mit dem Bewußtſeyn eines gut vollbrachten Lebens verbunden iſt; Haß des Lebens hingegen aus dem Uebergewichte gegenwärtiger, und der Furcht künftiger Uebel, ja ſo gar aus dem Mitleiden mit den Unfällen anderer, und der Reue über ungerechte vollbrachte Handlungen entſteht: daß aber die Sehnſucht zu ſterben ſowohl durch die Art, wie man ſich den Tod ſelbſt, als den Zuſtand der Gefühlloſigkeit nach dem Tode vorſtellt, ſehr erhöht, oder geſchwächt werden könne.

Nach allen den Urſachen, die ich von dem, in einzelnen Menſchen ſich äuſernden lebhaften Wunſche zu ſterben angeführt habe, komme ich jetzt zur letzten und wichtigſten, die in allen Zeiten, Völkern und Altern, in wilden ſowohl, als polizirten, in tapfern und feigen Völkern, in dummen Pöbel ſowohl, als in denkenden Weiſen am allgemeinſten gewirkt hat; ich meyne die Hoffnung einer wonnevollen Unſterblichkeit. Der troſtreiche Gedanke, nach der Auflöſung des irdiſchen Leibes in einer beſſern Welt überſchwengliche Freuden zu genießen, hob von jeher, wenn er der einzige herrſchende Gedanke überſpannter Seelen wurde, Menſchen aus ihrer gewöhnlichen Lage heraus, verſchlang und erſtickte alle übrigen Neigungen, womit ſie an die Güter dieſer Welt gefeſſelt waren, gab den feigeſten unüberwindlichen Muth in Gefahren, und ſelbſt in den entſetzlichſten Martern des Todes, theilte den Menſchen Tugenden und Laſter mit, die das Maaß unſerer Kräfte zu überſteigen ſcheinen, und ſchuf ſie in die größten Helden von Tugend, Bosheit und aberwitziger Thorheit um. Dieſelbige Hoffnung, derſelbige Vorgenuß himmliſcher Freuden war es, der die alten Germanier mit unwiderſtehlicher Gewaltſamkeit in ihre Feinde trieb, und die Anhänger Muhameds zu Siegern ihrer Feinde machte; der in alten und neuern Zeiten den Himmel mit Heiligen, oder den Calender wenigſtens mit Namen von Märtyrern füllte, die ſehr oft ein ſchlechtes Leben durch einen unbeſonnenen Tod wieder gut zu machen glaubten; der endlich Creuzbrüder, und Königsmörder hervorbrachte, und noch jetzt unter den Kamtſchadalen, und einigen Völkern von Louiſiana Selbſtmörder hervorbringt.

Wenn das Verlangen nach himmliſchen Freuden zugleich mit der Empfindung gegenwärtiger unerträglicher Leiden, und der Furcht bevorſtehender eben ſo großer Uebel, verbunden iſt; alsdenn erreicht die Sehnſucht zu ſterben den höchſten Grad, den ſie nur erreichen kann, und keine Schrecken können Menſchen alsdann vom Tode zurück halten, wenn er zugleich der Erretter vom größten Unglück, und der Geber der höchſten nur gedenkbaren Glückſeligkeit iſt.

Nach dem, was ich bishero von der Gleichgültigkeit gegen das Leben, und von der Verachtung deſſelbigen geſagt habe; laſſen ſich leicht die Fälle, und Umſtände beſtimmen, unter welchen Menſchen ihr Leben mehr oder weniger lieben müſſen.

Abſcheu vor dem Tode, und Wunſch zu leben, müſſen beyde um deſto ſtärker ſeyn, je weniger Gutes Perſonen gethan, und genoſſen haben, und jemehr ſie künftige Freuden, und

Handlungen in Gedanken ausgezeichnet haben, in deren Genuß und Vollbringung ſie den einzigen Gebrauch ihres ganzen Lebens ſetzen. Alexander ſtarb mit der Ruhe eines Helden in Babylon, nachdem er denjenigen Theil der Erde, der der Mühe der Eroberung werth war, ſich unterwürfig gemacht hatte: er würde gewiß mit einem ungleich größern Widerwillen geſtorben ſeyn, wenn damals, da er noch nicht der erſte und mächtigſte der Menſchen war, die Erkältung im Cydnus mit dem Leben zugleich allen angefangenen, und im Geiſte ſchon geendigten Eroberungen ein Ende gemacht hätte. Nicht blos ruhig, ſondern mit Freuden ſtarb einer der größten Menſchen, die je gelebt haben, Epaminondas, als er hörte, daß die ihm tödliche, aber ſeinem Vaterlande glückliche Schlacht, Theben zur Beherrſcherin von Griechenland, und ihn zum größten Bürger in Theben gemacht hatte: aber eben der Spies, den er mit ſo vieler Ruhe aus ſeinem ſterbenden Liebe ziehen ließ, würde ihm unſägliche Schmerzen gemacht haben, wenn der Schmerz, ſelbſt überwunden zu ſeyn, und ein überwundenes Vaterland zu hinterlaſſen, ſich mit den Martern der Wunde de vereiniget hätte. Cäſar bezeigte als Dictator eine, von allen Schriftſtellern bemerkte Gleichgültigkeit gegen das Leben, das wahrſcheinlich, nur allein durch die Hoffnung, die Parther zu beſiegen, und durch die Beſchäfftigungen, die die Zurüſtungen zu dieſem Zuge ihm gaben, noch einigen Reitz für ihn behielt. Eben dieſe ſorgloſe Gleichgültigkeit gegen ſeine Wohlfarth, womit er alle Zeichen und Vorbedeutungen einer ſchon reifen Verſchwörung entweder überſah, oder verachtete, eben dieſe war es, die ihn ſeinen Mördern überantwortete. Bey ihrem Herandringen hüllte er ſich, nach einer kleinen Gegenwehr, in ſein Oberkleid ein, und nahm von einer Welt Abſchied, der er ungleich mehr Gutes, als Böſes zugewandt, die ihn aber in ſeinem beſten, mit allen Reichthümern der geplünderten Erde, überhäuften Freuden, Ungeheuer von Undankbarkeit hervorgebracht hatte. Allein eben dieſer Cäſar würde nicht ſo zufrieden mit ſeinem Verhängniſſe das Leben verlaſſen haben, wenn er damals von den Fluthen des Meers wäre verſchlungen worden, als er den in Brunduſium zögernden Antonius mit ſeinen Legionen nach Griechenland hinüber rufen wollte; noch weniger da, als er nach der, freylich nichts entſcheidenden, aber doch unglücklichen Niederlage bey Dyrrachium vor dem Pompejus fliehen mußte, den er aus Italien verjagt hatte, und eben gänzlich eingeſchloſſen zu haben glaubte.

Es iſt ſehr begreiflich, wie man ein Leben lieben könne, in dem man noch die Befriedigung der ſehnlichſten Wünſche erwartet: alleine ſonderbarer, und auffallender ſcheint es, daß ſo gar die Anzahl und Stärke ertragener Leiden uns an unſer Leben feſſelt, da aus eben der Urſache der bitterſte Haß deſſelben gewöhnlich zu entſtehen pfleget. Auch durch Unglück wird uns das Leben werther, ſo lange wir es noch für heilbar, und den, unſerer eigenen Rechnung nach, uns wahrſcheinlich beſtimmten Reſt des Lebens für ſo beträchtlich halten, daß wir darinn das Verlohrne wieder einbringen, und das Erlittene wieder gut machen können. Eine von den Haupturſachen, warum Schwindſüchtige beſonders, den Tod mehr, als ſelbſt geſunde Menſchen verabſcheuen, iſt das Bewußtſeyn, daß ein großer Zeitraum ihres Daſeyns ihnen ungenützt vorübergegangen iſt, und die hierauf ſich gründende Sehnſucht, ſich dafür in dem übrigen Theile ihres Lebens wiederum zu entſchädigen. Eine von den tröſtendſten Unterhaltungen ſolcher Perſonen pflegt die zu ſeyn, daß ſie den Gebrauch, den ſie von ihren künftigen beſſern Tagen machen wollen, vorher beſtimmen, und zugleich alle die Freuden überrechnen, die ſie entweder noch nicht genoſſen haben, oder die ſie durch ihre Krankheit aufzuſchieben gezwungen worden.

Liebe zum Leben nimmt alſo ſo wohl nach dem Verhältniſſe des Guten, was wir noch zu thun, und zu genießen hoffen, als der Leiden, die wir ausgeſtanden haben, mehr oder weniger zu: *) ſie erreicht den höchſten Grad,

---

*) Es giebt Menſchen, aber freylich ſo wenige, daß nicht ein jeder Beyſpiele von der Art anzutreffen glücklich genug iſt, es giebt alſo, ſage ich, Menſchen, die nicht durch die ſchmeichelnde Hoffnung, lang gewünſchte, und aufgeſchobene Freuden zu genießen, oder Lieblingsprojecte auszuführen, ſondern allein durch den großen Gedanken, der Welt und den Ihrigen, denen ſie beyden gleich nothwendig ſind, zu nutzen, ihr ſorgenvolles

Grad, wenn Menſchen zu gleicher Zeit ſich entweder vor dem Nichtſeyn, und dem Tode, der ſie darein verſetzt, oder auch vor einer quaalvollen Ewigkeit nach dieſem Leben fürchten. Der Gedanke des Todes muß nothwendig Entſetzen, und die Annäherung zu ihm Verzweifelung hervorbringen, wenn man durch ihn nicht nur der Güter, in deren Beſitz man ſich mit ſo vieler Wonne hinein geträumt hatte, beraubt, ſondern auch in einen Abgrund von Quaalen hinein geworfen zu werden glaubt, deren Zahl und Stärke gleich unbegränzt ſind. Vielleicht iſt die, durch das Chriſtenthum allgemein ausgebreitete Lehre von den ewigen Strafen eine von den Urſachen, weswegen wir jetzo weniger Beyſpiele von einer ſolchen Verachtung *) des

---

genvolles Leben zu ertragen bewogen werden. Ich wünſchte zur Ehre der Menſchheit, die Namen der vortrefflichen Männer nennen zu dürfen, die ich ſelbſt zu beobachten, Gelegenheit gehabt habe.

*) Es waren noch andere Urſachen, weswegen die Griechen und Römer, ſich weniger vor dem Tod fürchteten, als wir. — Sie machten faſt alle in

Lebens, und einer ſo muthigen Herbeyrufung des Todes, als unter Griechen und Römern fin-

---

ihrer Jugend wenigſtens einige Feldzüge mit und zwar in Kriegen, die viel blutiger waren, als die der neuern Zeit: ſie kamen daher ſehr frühe in Gefahren des Todes, wurden mehr mit dem Tode vertraut, und alſo auch gleichgültiger gegen ihn, als wir ſeyn können. — Bey aller Freyheit, die ſie genoſſen, war ſelbſt ihr Friede nicht ſo ſicher und ruhig, als derjenige iſt, worinnen wir leben. Athen und Rom wurden beyde faſt unaufhörlich durch Partheyen beunruhigt, deren abwechſelnde Siege gewöhnlich durch Blut erkauft, und befeſtiget wurden. — Griechen und Römer hatten daher im Frieden von ihren Mitbürgern faſt immer das Aeuſerſte zu fürchten; und wurden alſo auch durch die aus ihrer Staatsverfaſſung entſtehende Unſicherheit gegen die Furcht des Todes abgehärtet.

Die meiſten Beyſpiele von Unerſchrockenheit, und einer ſcherzenden Verachtung des Todes trifft man unter den Epikuräern, und Stoikern an, die die Unſterblichkeit der Seele entweder läugneten, oder doch bezweifelten. Eine vollſtändige Sammlung davon würde einen ganzen

Band

finden, die größtentheils an keine Unſterblichkeit der Seele glaubten, ſondern den Tod für

Band ausmachen: ich führe daher nur einige wenige an.

Atticus der rechtſchaffenſte unter allen Römiſchen Epikuräern, wurde ſchon lange durch eine ſchmerzhafte Krankheit geplagt, die allen Arzeneymitteln zu ſtark war, und vom Atticus ſelbſt für unheilbar gehalten wurde. Er faßte alſo den Entſchluß, durch Hunger ſein Leben, und ſein Uebel abzukürzen, und machte dieſen ſeinen Entſchluß zu ſterben, mit Anführung aller Bewegungsgründe, ſeinen Freunden, und ſeiner Familie bekannt. Eine, mehrere Tage durch fortgeſetzte Enthaltung von aller Nahrung heilte ihn, wider alles Vermuthen von ſeinem Uebel: allein er ließ ſich durch dieſen glücklichen Erfolg ſeiner Abſtinenz nicht von dem einmal gefaßten Entſchluſſe, zu ſterben, abbringen, ſondern ahmte dem Stoiker Kleanthes nach, der in einem ganz ähnlichen Falle ſagte, daß er keine Luſt hätte, auf dem halben Wege zum Tode, wieder umzukehren (Cornel. in Vita Attici.)

Petronius konnte die Gefangenſchaft, in welcher Tigellinus ihn hielt, (Tacit. Annal. XVI, 19.) nicht den Eingang in eine ewige ungeſtöhrte Ruhe hielten. Durchs Chriſtenthum iſt das Regi-

ſter

nicht länger ertragen, und löſete ſich daher die Adern auf. Seine Abſicht war, den gewaltſamen Tod, den er gewählt hatte, einem natürlichen ſo ähnlich als möglich zu machen. Er verband daher die zerſchnittenen Adern mehrmalen wieder, ſchlief, aß und trank, beſchenkte und ſtrafte ſeine Bediente, ſtattete Beſuch ab, ſcherzte mit ſeinen Freunden, ließ ſich nichts ernſthaftes über Unſterblichkeit der Seele, ſondern die leichtfertigſten Gedichte vorleſen, machte die Schandthaten des Nero in ſeinem letzten Willen lächerlich, oder verhaßt, und ſtarb endlich auf eine ſo originale Art, als vielleicht keiner vor und nach ihm geſtorben iſt.

Eines von den wenig bekannten, aber gewiß bewundernswürdigſten unter allen Beyſpielen von Unerſchrockenheit, die die ganze Geſchichte aufzuweiſen hat, iſt dasjenige, was Seneca (de Tran u. c. 24.) erzählt. Cajus Julius, ein vornehmer Römer, gerieth in eine kleine Zänkerey mit dem Caligula, der ihm beym Weggehen ſagte, daß er ihn zum Tode würde führen laſſen. Der große Mann dankte dem Wüterich, als

wenn

ſter menſchlicher Sünden ungleich größer, und die Zahl unſerer Verdienſte viel kleiner gewor-

wenn er eine Wohlthat erhalten hätte, und erwartete ganzer zehn Tage die Ausrichtung des Kaiſerlichen Befehls ohne die geringſte Spuren von Furcht, oder Traurigkeit blicken zu laſſen. Der abgeſchickte Henker traf ihn endlich bey einem Spiele mit einem ſeiner Freunde an, und als dieſer ihn aufforderte, zählte er ganz ruhig die Steine, womit ſie geſpielet hatten, fand, daß er Einen mehr hatte, als ſein Freund, nahm den Centurio zum Zeugen an, daß er geſiegt habe, und erinnerte ſeinen Gegenſpieler, daß er ſich nach ſeinem Tode nicht damit rühmen möchte, ihn überwunden zu haben. Er ſcherzte über die Traurigkeit der ihn zum Tode begleitenden Freunde, und antwortete auf ihre Frage: was jetzt in ſeiner Seele vorgehe? daß er ſich vorgenommen habe, recht auf dem Augenblick Acht zu geben, wann ſeine Seele den Körper verlaſſen würde, und zu gleicher Zeit allen ſeinen Freunden Nachricht zu geben, was er im Tode ſelbſt, und nachher von dem Zuſtande abgeſchiedener Seelen erfahren würde.

Am allermeiſten habe ich mich von jeher (um dieß noch im Vorbeygehen anzumerken,) über die To-

den, als beyde unter den Alten waren: und eben ſo iſt das Beſtrafenswürdige, oder die
Schuld

Todesarten gewundert, die die Römer und Griechen gewöhnlich zu wählen pflegten, und die ihnen alſo die leichteſte ſcheinen mußten. Sie zerſchnitten ſich nemlich entweder die Adern, oder hungerten ſich zu Tode. Verblutung führte nicht immer zu einem ſchnellen und leichten Tode, wie die Geſchichte des Seneca zeigt: und die gänzliche Enthaltung von allen Nahrungsmitteln mußte, ſcheint es, eine der grauſamſten Todesarten ſeyn, weil ſie ſo langſam, und unſern Erfahrungen nach, mit den fürchterlichſten Schmerzen verbunden iſt. Allein in Griechenland und Italien war vermuthlich der Wärme des Klima wegen Verhungern theils nicht ſo ſchwer, und auch nicht ſo ſchmerzhaft, als es unter uns ſeyn würde, weil man ſonſt dieſen Weg zum Tode nicht ſo allgemein würde gewählt haben. Kein alter Schriftſteller ſagt, ſo viel ich weiß, von heftigen Schmerzen, die mit dieſer Todesart verbunden geweſen wären: hingegen finden ſich in ihnen Beyſpiele, welche beweiſen, daß das Aushungern ein ſanftes ſchmerzenloſes Abſterben des Körpers geweſen ſey. Ein junger vornehmer Römer,
Mar-

Schuld von jenen eben ſo ſehr erhöhet, als das Preiswürdige von dieſen herabgeſetzt worden. Es iſt alſo kein Wunder, wenn Menſchen, die in ihren eignen Augen einen ſo kleinen innern Werth haben, die ihre gute Thaten gar nicht in Anſchlag zu bringen, und gegen ihre Fehler abzurechnen das Herz haben, die endlich durch den Mund der Gottheit ſelbſt wiſſen, daß die Anzahl der Auserwählten, und Seligen gegen die Menge der Verworſenen, und Verdammten unendlich klein ſey; wenn ſolche Menſchen, in Anſehung ihres Schickſahls nach dem Tode, mehr fürchten als hoffen, und dahero der entſcheidenden fürchterlichen Stunde des Todes, die ſie entweder ewigen Freuden, oder Quaalen übergiebt, nicht anders, als mit Zagen entgegen gehen.

Marcellinus ſtarb auf dieſe Art, und Seneca ſagt von ihm: Ep. 77. — paulatim defecit: vt aiebat, non ſine quadam voluptate, quam afferre ſolet leuis diſſolutio, non inexperta nobis, quos aliquando liquit animus. — Quamuis enim mortem ſibi conſciuerit, tamen molliſſime exceſſit, et vitae elapſus eſt.

gehen. — Ein andrer Grund, warum ſelbſt fromme Leute, die eine ſelige Unſterblichkeit hoffen, ſo wenig Luſt zeigen, die Freuden des Himmels mit denen der Erde zu vertauſchen, iſt vielleicht dieſer, weil ſie jene zu wenig kennen, und von ihnen faſt weiter nichts wiſſen, als daß ſie ewig, und unausſprechlich groß ſeyn werden. Der Himmel der Chriſten iſt nicht ſo dichteriſch, und für die Einbildungskraft der meiſten ſo leicht zu faſſen, als ihre Hölle, und die Sehnſucht nach jenem iſt daher auch in den wenigſten ſo groß, als die Furcht vor der Letztern: vorzüglich kann jene in dem nicht denkenden Theil der Menſchen unmöglich anders als ſchwach ſeyn, weil ſie nicht begreifen können, was für Seligkeiten in unaufhörlichen Betrachtungen, und in dem Anſchauen der Gottheit genoſſen werden können.

Wenn anders die bisherigen Bemerkungen aus der wahren Natur, und Geſchichte des Menſchen genommen ſind; ſo kann man aus ihnen ſehr leicht die Fälle beſtimmen, wo Menſchen bey der Herannäherung des Todes gar keine Troſtgründe gebrauchen, und wo wiedrum Liebe des Lebens, und Furcht es zu verlieren, auch durch die ausgeſuchteſten Troſtgründe nicht beſiegt werden können. Eine eben ſo leichte Folgerung aus den vorhergehenden Sätzen iſt dieſe: daß alle wirkſame Troſtgründe uns entweder überzeugen müſſen, daß das Leben kein ſo außerordentliches Gut ſey, deſſen Verluſt ſo ſehr zu bedauren wäre, oder auch daß man den Tod für kein Uebel, vielleicht gar für offenbaren Gewinn zu halten habe: oder endlich, daß, wenn das Leben auch als ein Gut, und der Tod als ein Uebel befunden werden ſollte, die Furcht vor dem letztern, als einen unvermeidlichen Unglück, doch immer eines vernünftigen Mannes unwürdig bleibe. Auf einen von dieſen Zwecken beziehen ſich alle Troſtgründe, die ich aus den Alten vortragen werde: ſie können demjenigen, der durch höhere Mittel geſtärkt iſt, wenigſtens zur Aufklärung des Phänomenons dienen, wie Menſchen ohne die Hülfe einer göttlichen Offenbarung, ſelbſt ohne die Hoffnung der Unſterblichkeit, ruhig ſterben konnten: und von denjenigen, die unglücklich genug ſind, der großen Stützen der Religion entbehren zu müſſen, zu eben der Abſicht angewandt werden,

den, zu welcher ſie von den Weiſen des Alterthums ſind erfunden worden.

Ehe ich aber zu den Gedanken der Alten fortgehe; kann ich nicht umhin, beſonders jungen Freunden der Weisheit noch eine Bemerkung mitzutheilen, die ſie zu machen, vielleicht noch keine Gelegenheit gehabt haben. Geſetzt nehmlich, daß man durch Philoſophie und Religion den Werth des Lebens beſtimmt, und die Schrecken des Todes überwunden hat, ſo kann man doch deswegen nicht hoffen, daß unſere einmal gefällten Urtheile über Leben und Tod unverändert dieſelbigen bleiben, und uns niemals in Fällen der Noth verlaſſen werden: daß wir alſo den heranrückenden Tod mit eben der Gelaſſenheit empfangen werden, mit welcher wir ihn in Tagen der Geſundheit, und in großer Entfernung von ihm empfangen zu können, uns ſchmeichelten. Es giebt nehmlich Krankheiten, die das ſtärkſte Gebäude von Troſtgründen übern Haufen werfen, in denen Leben und Tod uns ganz was anders zu ſeyn ſcheinen, als wofür wir ſie bis dahin gehalten hatten; Krankheiten in denen die durchdachteſten Grundſätze ſich uns als die elendeſten Trugſchlüſſe zeigen. Dieſe fürchterlichen Wirkungen pflegen gewöhnlich mit langwierigen Krankheiten verbunden zu ſeyn, in welchen die Organen der Einbildungskraft eben ſo übermäßig geſpannt, als unordentlich bewegt werden, und alle Begierden und Verabſcheuungen daher gleich ſonderbar, unnatürlich, und heftig ſind. Auf der andern Seite giebt es wiedrum Zerrüttungen unſers Körpers die uns aller Zurüſtungen wider den Tod überheben, und uns keine Gelegenheit übrig laſſen, die Stärke unſrer Grundſätze, und die Große anſers Muths zu verſuchen. Solche Krankheiten, die alle Troſtgründe wider den Tod unnöthig machen, ſind gewöhnlicher Weiſe hitzige, die die Kräfte des Körpers und Geiſtes auf einmal ſo ſehr erſchöpfen, daß wir weder lebhaft wünſchen, noch fürchten können. Unter ſolchen Umſtänden gründet ſich die Reſignation, oder Gelaſſenheit, womit man das Leben zu verlaſſen, und den Tod zu empfangen bereit iſt, nicht auf die Stärke, ſondern allein auf die äußerſte Schwäche der geiſtigen Werkzeuge, wodurch alles, was wir vorher für Güter oder Uebel hielten, in die Klaſſe gleichgültiger Dinge alſo herabſinkt. — Der größte Weiſe, ſe, *) alſo der die Kunſt gut zu ſterben, wie die gut zu leben, ſtets zu ſeiner Hauptbeſchäftigung machte, kann nicht für ſein Verhalten in der letzten Stunde ſeines Lebens einſtehen; er kann,

---

*) C'eſt nons flatter de croire, que la mort nous paroiſſe de prés ce, que nous en avons jugé de loin, et que nos ſentimens, qui ne ſont que foibleſſe ſont d'une trempe aſſez forte pour ni point ſouffrir d'attente par la plus rude de tous les epreuves. — De ſorte qu'il eſt vrai, que quelque diſproportion, qu'il y ait entre les grands hommes, et les gens de commun, on a va mille fois les uns, et les autres reçevoir la mort d'un meme viſage: mais ça toujours eté avec cette difference, que dans le mepris que les grands hommes font paroitre pour la mort, c'eſt l'amour de la gloire, qui leur en ote la vue; et dans les gens de commun ce n'eſt qu'un effet de leur peu de lumiere, qui les empeche de connoitre la grandeur de leur mal et leur laiſſe la liberté de penſer à autre choſe. *Rochefaucault.*

kann, ſo ſehr er ſich auch auf alles gefaßt gemacht hat, doch von einem ſorgloſen Thoren beſchämt werden, ohne daß jener deswegen Tadel, oder dieſer das geringſte Lob verdiente. Selbſt der wahre Philoſoph, der ſich der menſchlichen Gebrechlichkeit eben ſo gut, als der ihm eigenthümlichen Stärke bewußt iſt, muß mit dem Auguſtus diejenige Todesart für die ächte *) Euthanaſie erklären, die die unerwartetſte iſt, und den Faden ſeines Lebens in der kürzeſten Zeit mit dem möglichſt kleinem Maaße von Schmerz abreißt.

II.

Man muß nothwendig aufhören ſich vor dem Tode zu fürchten, **) ſo bald man das

---

*) Nam fere quoties audiſſet, cito ac nullo cruciatu defunctum quempiam ſibi et ſuis εὐθανασίαν ſimilem (hoc enim et verbo vti ſolebat) precabatur. Sueton. in Vit. Auguſti c. 99.

**) Aeſchines in Axiocho p. 90. Ed. Clerici. Plut. Conſ. ad Apoll. p. 188-201. Ed. Steph. Graec. Tom. I. Seneca Conſ. ad Polyb. c. 28. Ep. 77. Lucret. V. v. 222.

Leben recht zu würdigen, und einzuſehen anfängt, daß in dem Leben, auch des glücklichſten Menſchen, das Vergnügen vom Schmerze, das Gute vom Böſen, kurz: Glückſeligkeit vom Elende überwogen werde. Der Tod kann daher unmöglich ein Uebel ſeyn, weil er uns von einem Uebel befreyet. — Die Zahl der menſchlichen Freuden iſt nur ſehr klein, und ſelbſt dieſe werden mit einem großen Aufwande von Sorgen und mühſeliger Arbeit errungen, und wann ſie errungen ſind, nur in wenigen ſchnell vorüberfliegenden Augenblicken genoſſen. Sie ſcheinen unſere Seelen, und Leiber, als fremde Behauſungen zu vermeiden; ſo lange wir ſie aber auch feſthalten, iſt der Genuß dieſer ſo ſeltenen augenblicklichen Vergnügungen entweder durch einen ſie ſtets begleitenden Schmerz, oder auch durch die Aengſtlichkeit, ſie zu verlieren, verbittert. — Auf der andern Seite kommen Krankheiten und Schmerzen der Seele ſowohl, als des Leibes, unerwartet, ungerufen ſelbſt alsdenn, wenn man ihnen mit der äuſerſten Vorſicht auszuweichen bemüht iſt, über die zum Elende beſtimmte Sterblichen her: ſie zeigen ſich nicht einzeln, wie die Freuden, ſondern in großen zuſammenhängenden Haufen, und lagern ſich rein und mit Freuden unvermiſcht im Menſchen, als wenn ſie in ihm ihren angewieſenen Sitz gefunden hätten. Nur allein zur Ertragung des Elendes ſcheint der Menſch Kräfte erhalten zu haben: Freuden und Vergnügungen von einigen Augenblicken erſchöpfen ihn, oder werfen ihn ganz nieder: und hingegen kann er ſich unter dem unaufhörlichen Drucke eines vieljährigen Elendes aufrecht erhalten.

Man mag mit welchem Theile ſeines Lebens man will Abrechnung halten, ſo wird man immer finden, daß der Schmerzen mehr als der Vergnügungen waren, daß dieſe flüchtig, kurzdaurend und verdorben, jene hingegen anhaltend und lauter waren.

Schon als Kind wirft die Natur den Menſchen nackt, und hülflos ins Leben hin, wie das wilde Meer arme Schiffbrüchige, die es verſchlungen hatte, an unwirthſame Ufer ausſpeyt. Alle übrige, auch die verworfenſten Thiere hat die Natur beſſer beſchieden, als den Menſchen, der ſtolz auf den Vorzug iſt, ihr Beherrſcher zu ſeyn. Ihnen gab ſie mit gütiger Freygebigkeit Nahrung, Bekleibung und Oerter der Sicherheit: dieſen allein warf ſie, ohne die geringſte mütterliche Mitgabe, oder Ausſtattung den kriegenden Elementen zum Raube hin. Mit Thränen- und Jammertönen begrüßt er zuerſt das Licht des Tages. Beyde ſind Zeugen von dem ſich mit den erſten Augenblicken des Lebens anfangenden Elende, und gewiſſe Vorbedeutungen der auf ihn wartenden Trübſale.

So bald Sinne und Kräfte ſich zu entwickeln anfangen, werden wir von einem ganzen Haufen von Lehrern unaufhörlich gequält, und dieſe beſchwerliche Zucht und Abhängigkeit nimmt bis ans Ende der Jugend mehr zu als ab. Derjenige Theil unſers Lebens alſo, der der ſchönſte und ganz Genuß ſeyn ſollte, wird in eine quaalvolle Vorbereitung auf die unſchmackhafte letztere Hälfte verkehrt. Gleich mit dem Hintritt ins männliche Alter ſtellen ſich nagende Begierden nach Ruhm und Ehrenſtellen, druckende Arbeiten und Nahrungsſorgen ein, die die meiſten Menſchen vor der Zeit beugen, und mit beſchleunigten Schritten ins freudenloſe Alter fortreiſſen. Selbſt die wenigen, deren Bemühungen durch den ſo ſehr gewünſchten

Ruhm, durch Ehrenſtellen und Reichthümer belohnt werden, erreichen in ihnen Güter, die nur ſo lange Güter ſcheinen, als ſie uns in gewiſſer Entfernung entgegen glänzen, die aber, wenn ſie erlangt ſind, vielmehr drücken als befriedigen. Die Mühe, ſie zu erhalten, folgt unmittelbar der erſtern wodurch ſie erworben worden, und die boshafte Freude, andere durch den Pomp unſers Glücks zu quälen kommt lange der ängſtlichen Furcht nicht bey, daß Neider und Feinde uns aus dem Beſitze von Gütern werfen möchten, die keinen Werth haben würden, wenn ſie nicht ſo ſauer erkauft wären, und ſo ſehr beneidet und ſtreitig gemacht würden. — Unter einem gleichdrückenden Glück oder Unglück gelangen wir endlich ins ſpäte Alter, in welchem alle menſchliche Leiden und Unfälle zuſammen zu fließen ſcheinen. Hier fängt die Natur ſchon an gleich einer harten Gläubigerin ihre Geſchenke wieder einzufordern: von einem nimmt ſie einen, von andern mehrere Sinne; ſelbſt diejenigen, die ſie nicht verſtümmelt, ſchwächt ſie wenigſtens, raubt ihnen die edelſten Vorzüge und Kräfte, und läßt ſie zum zweytenmale in einen Zuſtand von Kindheit zurückkehren, der noch hülfloſer und elender iſt, als derjenige, womit wir unſer Leben anfangen. Freuden und Tugenden fliehen das ſinkende Alter: unerträgliche Schwachheiten des Körpers, und der Seele nehmen mit der Annäherung zum Grabe zu. Unſer Leben iſt daher einem bodenloſen Meere gleich, wo wir von allen entgegengeſetzten Winden herumgejagt, bald durch ſteigende Fluthen eine Zeitlang in die Höhe gehoben, und bald durch die in den Abgrund ſich ſenkende Wogen hinabgezogen, und gegen einander getrieben werden, endlich entweder Schiffbruch leiden, oder doch ſtets zu fürchten haben. Das Leben der Menſchen iſt alſo, wenn man es nur genau, und ohne Vorurtheile unterſucht, ein wirkliches Uebel, und ein martervoller Zuſtand, aus welchem wir alle wünſchen ſollten, ſo geſchwind, als möglich befreyt zu werden.

Götter und Menſchen, Weiſe und Unweiſe, ſtimmten alle darin überein, daß das Leben der Menſchen mehr Uebel als Gutes, mehr Elend als Glückſeligkeit enthalte. Alle Dichter ſind von Gemählden des menſchlichen Elendes voll. Die größten Philoſophen nannten das Leben ein Gefängniß, worin wir zur Strafe ehemaliger Vergehungen eingeſchloſſen wären, und woraus wir nicht anders, als durch den Tod erlöſt werden könnten. Selbſt Götter verkündigten es dem Menſchen, daß es beſſer ſey, nicht gebohren zu werden, als zu leben, und, wenn man gebohren ſey, ſo geſchwind, als möglich zu ſterben. Sie belohnten die Frömmigkeit der beyden Jünglinge, die ihre Mutter, die Prieſterin der Juno, ſelbſt zum Feſte gezogen hatten durch einen ſchnellen Tod: und der große Apoll ließ den Trophonius, und Palamedes, die ihm zuerſt einen Tempel zu Delphi erbauten, zur Vergeltung ihrer Verdienſte in ſeinem Götterſitze ſelbſt, in Elyſium hinüberſchlummern.

Auch wilde Völker, in denen die unverdorbene Natur am allerſtärkſten wirkt, weinten bey dem Eintritte ihrer Kinder in den Schauplatz des Lebens, und glaubten, daß von dem Drama unſers Lebens die letzte Scene die einzige ſey, die mit frölichen Tänzen, und lauten Freudenbezeugungen gefeyert werden müßte.

Wir ſollten daher den Tod als eine der größten und herrlichſten Erfindungen der Natur

tur loben, wodurch ſie es bewirkt hat, daß die Marter zu leben nicht unaufhörlich fortdauert. Das Leben iſt ein Geſchenk, das Niemand annehmen würde, wenn es uns nicht ohne unſer Wiſſen aufgedrungen würde: der Tod hingegen die einzige ſichere Arzney aller Uebel unſers Lebens, und der ſehnlichſte Wunſch des Elenden, der von ihnen erlöſt zu werden trachtet. Dieſer ſetzt den erniedrigten Sclaven in diejenige Freyheit, die der unerbittliche Herr ihm verſagte: dieſer löſt die Bande des Gefangenen, der im finſtern Kerker verſchmachtete: er allein zerſtört die ſchimpflichen Vorrechte, wodurch das Glück Menſchen über Menſchen erhebt, und macht diejenigen wieder gleich, die die Natur zu gleichen Vergnügen und Rechten erſchaffen hatte. Im Tode hat noch Niemand ſchändende Armuth und Niedrigkeit, falſche Freunde, oder feindſelige Neider gefunden: er iſt ein ſicherer Freund, in deſſen Schoos man ſein Haupt mit Zutrauen niederlegen kann. Durch ihn kann man den Nachſtellungen des falſchen Glücks, den Drohungen und Martern wüthender Tyrannen trotzen, oder ſich ganz entziehen. — Man muß daher den Tod als ein wünſchenswerthes Gut anſehen, weil es uns von unſerm Leben, oder, was einerley iſt, von einem nie zu beſchreibenden, aufzuzählenden Haufen von Uebeln erlöſt. *)

Geſetzt aber auch, unſer Leben enthielte mehr Gutes als Böſes, ſo würde man ſich doch nicht vor dem Tode, als vor einem großen Uebel fürchten müſſen. Der Tod iſt entweder weiter nichts, als eine bloße Trennung der Seele vom Leibe, ein Ausgang des unſterblichen Geiſtes aus dem zerbrechlichen Gefängniſſe des Körpers, worin er eingeſchloſſen war; oder er iſt auch ein gänzlicher Untergang des Menſchen, eine Zerſtörung aller ſeiner Kräfte und Werkzeuge, und ein Aufhören alles Empfindens und Denkens. Im erſtern Falle verſetzt er uns aus einem elenden

---

*) Epikur war gar kein Freund von ſolchen Lobreden des Todes, oder von Declamationen wider das Leben. Es iſt entweder Unſinn, ſagte er, ein Leben zu erhalten, das uns mehr unglücklich als glücklich macht; oder auch lächerliche Prahlerey, ein Gut herabzuſetzen, welches zu verlaſſen, man noch keine Luſt hat. (X. Diog. 127. f.)

irrdiſchen mit nie aufhörenden Leiden verbitterten Leben in dem Zuſtand einer ſeligen Unſterblichkeit, wo wir in vollem Genuſſe aller Kräfte, die hienieden unentwickelt, ungebraucht, oder doch eingeſchränkt waren — in der Gemeinſchaft vollendeter Geiſter uns immer mehr und mehr der Gottheit nähern, und diejenige Glückſeligkeit erhalten werden, wonach wir uns auf Erden nur ſehnen konnten. Im andern Falle iſt der Tod freilich das Ende aller Freude, aber auch aller Leiden des Lebens: ein Zuſtand der tiefſten Ruhe, die, wenn ſie auch keine Glückſeligkeit iſt, wenigſtens auch kein Uebel genannt werden kann. Dem rechtſchaffenen Manne, ſagte der ſterbende Sokrates, kann kein Unfall weder im Leben, noch im Tode begegnen: er bleibt immer, wo und was er auch iſt, unter der Aufſicht und dem Schutze der unſterblichen Götter. (Phaed. p. 63.)

Wenn alſo auch mit dem Tode alles aus wäre; ſo ſollte der Tod doch Niemanden fürchterlich ſeyn: ſelbſt in dieſem Falle gründet ſich Furcht vor dem Tode auf Unwiſſenheit, oder Vorurtheil. Er bleibt immer eine Erſcheinung, die aus den großen Geſetzen der

Natur folgt, und daher für einen Beobachter und Freund derſelben nichts widriges oder befremdendes haben ſollte. So natürlich es war gebohren zu werden, zu leben, zu wachen, und zu ſchlafen, zu eſſen und zu trinken; eben ſo natürlich iſt es, nach der Vollbringung aller Geſchäfte des Lebens zu ruhen oder zu ſterben. (Aeſch. de Morte p. 104. Sen. cap. 24. Plut. Conſ. ad Apoll. p. 180-201. Cic. Tuſc. Qu. I. 37. cap. Diog. in Vit. Epic. X. 124. 125.) Was kann wunderbares oder unnatürliches darin gefunden werden, wenn das Zerbrechliche zerbrochen, das Auflösliche von einander geſondert, das Verbrennliche verbrannt, und das Vergängliche zerſtört wird? — Der Tod ſagte Epikur, das was man ſo übertrieben, das Schrecklichſte unter allen Schrecklichen genannt hat, kann uns Lebende gar nicht treffen; wenn er iſt, ſo ſind wir nicht mehr; und ſo lange wir noch leben, iſt er nicht da. Er kann alſo weder Lebenden noch Toden Uebel zu fügen, weil er nicht exiſtiret, ſo lange jene noch ſind, und dieſe nicht mehr da ſind, wenn er ſich einſtellt. Er iſt daher niemals ein wahres gegenwärtiges Uebel, und nichts iſt alſo unvernünftiger, und widerſinniger, als Furcht vor einer künftigen Veränderung, die uns ſelbſt alsdann, wenn ſie da iſt, kein Leid zufügt. Eben ſo dachte Arceſilas, wenn er (Plut. Conſ. ad Apoll. 191.) ſagte: daß der Tod unter allen eingebildeten Uebeln das Eigenthümliche an ſich habe, daß er nur allein in der Entfernung unſägliche Angſt, in der Nähe hingegen nicht den geringſten Schmerz verurſache.

Die Furcht vor dem Tode würde weder ſo allgemein, noch ſo ſtark ſeyn (Seneca aus einem Werke des Polybius ſeines Freundes Ep. 24. und Plut. S. 184) wenn Menſchen bedächten, daß ſterben und das Leben verlieren, einerley ſey, und daß ſie alle Tage ſterben, ohne ſich vor dieſem durch eine trübe Einbildungskraft nicht vergrößerten Uebel zu fürchten. Eben der Tag, der uns das Licht des Lebens zeigt, führt uns auch ſchon der Finſterniß des Grabes entgegen. Wir fallen nicht plötzlich in den Tod; ſondern rücken ihm allmählig näher und näher. Wir ſterben täglich, weil täglich ein Theil des Lebens verlohren geht, und ſelbſt alsdenn, wenn wir wachſen, nimmt unſer Leben ſchon wieder ab.

Wir verlieren allmählich unſere Kindheit, und Jugend, für den ganzen verfloſſenen Theil unſers Lebens ſind wir geſtorben: und ſelbſt den gegenwärtigen Tag, den wir leben, theilen wir mit dem Tode. So wenig das letzte Körnchen, das aus einer Sanduhr herausfließt, die Sanduhr ausleert; ſo wenig macht der letzte Augenblick und Theil unſers Lebens, den wir einbüßen, allein den Tod aus: ſondern vollendet ihn nur. Dann kommen wir durch einen letzten Schritt zu einem Ziele, dem wir während unſers ganzen Lebens entgegen gegangen ſind. Der Tod, durch den wir den elenden Reſt unſers Lebens verlieren, iſt der Letzte, aber nicht der Einzige.

Wenn gleich der letzte Augenblick des Lebens, und das erſte Moment des Todes der Anfang eines ewigen Zuſtandes von Unempfindlichkeit ſeyn ſollte; ſo würde ich (ſagt Sokrates) den Tod dem ungeachtet für einen großen Gewinn halten, weil er alsdenn einer ruhigen traumloſen Nacht gleich wäre. (Socr. Apol. p. 40. Plut. ad Apoll. p. 186. 190. Cic. Tuſc. Qu. I. 36. Xenoph. Cyropaed. VIII. 7.) Wenn wir alle, fährt er fort, und hier nehme ich ſelbſt den großen König in Perſien nicht aus, eine einzige Nacht aus unſerm ganzen Leben ausſuchen, in der wir durch keinen Traum geſtört, ſanft und tief geſchlummert haben; ſo werden wir finden, daß alle übrige Tage und Nächte unſers Lebens, die an Annehmlichkeit mit einer ſolchem Nacht zu vergleichen wären, ſehr leicht würden gezählt werden können. Iſt alſo der Tod ein tiefer, alle Sinne und Kräfte des Menſchen betäubender, Schlummer; ſo ſehe ich die ganze Ewigkeit von Zeit nach dieſem Leben als eine einzige lange Nacht an, die ich in dem tiefſten, und eben deswegen ſüßeſten Schlafe zubringen werde. Die Alten nannten den Tod und Schlaf, der auffallenden Aehnlichkeit wegen, Zwillinge oder Brüder: den Schlaf entweder die kleinen Myſterien des Todes, oder eine vorläufige Einweihung (προμυησις) in die große Geheimniſſe deſſelbigen. — Der verehrungswürdige Diogenes von Sinope beſtätigte die Gedanken des Sokrates, und der übrigen Alten durch ſein lehrendes Beyſpiel. Der eiſerne Schlummer des Todes hatte ſich ſchon über den ſterbenden Weiſen niedergeſenkt, und als er in dieſem Zuſtande durch die Frage ſeines Arztes, wie er ſich befinde, auf einige Augenblicke wieder erweckt wurde, antwortete er ganz ruhig, daß ein Bruder den andern, der Tod den Schlaf zu umarmen anfange.

Die Menſchen würden weniger vor dem Zuſtande des Nichtſeyns erſchrecken, wenn ſie ſich einmal daran gewöhnten, ihn mit ihrem eigenen Zuſtande vor der Geburth zu vergleichen, von dem er im geringſten nicht unterſchieden iſt. (Lucret. III. 845.-55. Plut. Conſ. ad Apoll. p. 190. Seneca ad Marcian. cap. 19. et Cicer. Tuſc. Qu. I. c.) Gar nicht gebohren werden, und wann man gebohren war, wieder ſterben, iſt eben ſo ſehr daſſelbige, als gar kein Kleid oder Haus gehabt, oder, wenn man ſie gehabt hat, beyde wieder verlohren zu haben. So wenig wir nun diejenigen Unfälle litten, die vor unſerer Geburth vorher gingen, oder uns nach den Gütern ſehnten, die vor der Zeit unſers Daſeyns genoſſen wurden; eben ſo wenig werden wir an den Uebeln Theil nehmen, und diejenigen Freuden entbehren, die nach uns den Sterblichen werden ausgetheilt werden. Zwiſchen einem nicht gebohrnen, einem geſtorbenen

nen Menſchen, — und einem Hippocentaur, oder einem Weſen, das nie war, und auch nie ſeyn wird, läßt ſich gar kein Unterſchied angeben. So wenig wir da, als wir noch ungebohren waren, in die guten und böſen Schickſahle unſrer Väter und Vorfahren verwickelt wurden; ſo wenig können wir nach dem Tode, wenn wir nicht mehr ſeyn werden, von dem Unglück unſerer Kinder, und entfernteſten Nachkommen getroffen werden. Wir werden alſo, wenn der Tod gleich Leib und Seele vernichtet, durch ihn doch nur in den Zuſtand von tiefer Ruhe, und Sicherheit zurück geſetzt, aus dem wir durch den Anfang unſers Lebens hervorgezogen wurden.

Der Tod und die auf ihn folgende ewige Unempfindlichkeit kann kein Uebel ſeyn, weil Tod die Beraubung aller Empfindung, ein Zuſtand des Nichtſeyns iſt, in welchem weder Freuden noch Leiden, weder Güter, noch Uebel ſtatt finden. (Lucr. III. 873. et ſeq. Senec. ad Marc. c. 19.) *) So nothwendig es iſt, daß

---

*) Mors omnium dolorum et ſolutio eſt, et finis: vltra quam mala noſtra non exeunt, quae

daß derjenige, der unglücklich ſeyn ſoll, exiſtiren muß; ſo unmöglich iſt es, daß derjenige, der gar nicht iſt, elend ſeyn, und werden kann. Angenehme und unangenehme Empfindungen ſetzen immer ein empfindendes Subſtratum voraus, in welchem ſie ſich aufhalten: und da der Tod das empfindende Weſen ganz zerſtört und auflöſt, ſo kann man in und nach ihm unmöglich unglücklich ſeyn.

Selbſt das Nichtempfinden, oder der Zuſtand der Unempfindlichkeit iſt vielen Menſchen verhaßt und fürchterlich. Sie ſtellen es ſich als etwas peinliches und entſetzliches vor,

von

---

quae nos in illam tranquillitatem, in qua, antequam naſceremur, jacuimus, reponit. Si quis mortuorum miſeretur, et non natorum miſereatur. Mors nec bonum, nec malum eſt. Id enim poteſt aut bonum, aut malum eſſe, quod aliquid eſt: quod vero ipſum nihil eſt, et omnia in nihilum redigit, nulli nos fortunae tradit. Mala enim bonaque circa aliquam verſantur materiam.

von Würmern verzehrt, oder in alle Winde zerſtreut zu werden. (Axiochus Aeſch. 84. 86. p. Cic. Tuſc. Quaeſt. I. 37. Lucr. III. 883. ſeq.) — Allein ſolche Menſchen denken ſich den Zuſtand der Unempfindlichkeit nicht, wie ſie ihn denken ſollten, als eine völlige Gleichgültigkeit ihres entſeelten Leichnams gegen alle Veränderungen und Verwüſtungen, die ihn treffen können. Sie leihen ihrem erſtorbenen Körper, ohne es zu wiſſen, Leben und Empfindung, ſind zu ſchwach, ſich aus dem Leben ganz ins Nichts des Todes zu verſetzen, und beurtheilen daher den Zuſtand ihres empfindungsloſen Leibes nach dem was ſie leiden würden, wenn ſie lebend verbrannt, von Thieren zerriſſen, oder von Gewürmen zernaget werden ſollten. — Das Nichtempfinden kann daher Niemanden in Furcht ſetzen, der weiß, oder bedenkt, daß Schmerz und Elend zu gleicher Zeit mit Senſibilität aufhören.

Die meiſten Menſchen aber fürchten ſich vor dem Tode und dem Nichtſeyn, nicht wegen der Uebel und Schmerzen, die ſie geben, ſondern wegen der Güter und Vergnügungen, deren Beſitz und Genuß dadurch geraubt wird.

(Axiochus p. 106, Lucr. III. 907. Cic. I. c. 36.) Nur das beweinen ſie, daß der Tod ſie aus dem Schooße einer geliebten Familie, aus den Umarmungen zärtlicher Gattinnen, von den Liebkoſungen hoffnungsvoller aufblühender Kinder wegreißt: allein ſolche Menſchen bedenken nicht, daß der Tod zugleich alle peinliche Sehnſucht nach den verlohrnen Gütern, und Seligkeiten wegnimmt. Es iſt unmöglich, ſagt Cicero, daß derjenige, der nicht iſt, etwas entbehren kann. Das Wort entbehren, oder Mangel leiden iſt widerlich, weil es einen Verluſt von Gütern, aber auch zugleich eine Sehnſucht nach denſelbigen in ſich ſchließt. Gefühl von Mangel, und Wunſch ihn zu erſetzen, findet, fährt Cicero fort, zwar in Lebenden, aber nicht in Todten ſtatt: von Geſtorbenen kann man nicht einmal ſagen, daß ſie des Lebens, viel weniger, daß ſie der Güter deſſelbigen entbehren, weil entbehren ſo viel heißt, als eine Sache nicht beſitzen, die man doch zu beſitzen wünſchte, *) ein

---

*) Carere igitur hoc ſignificat, egere eo, quod habere velis: — At in mortuo ne in-

ein ſolcher Wunſch aber, und eine ſolche Sehnſucht nach abweſenden Gütern in Todten, die ſelbſt nicht mehr ſind, unmöglich ſtatt finden kann.

Selbſt der Gedanke, daß wir dereinſt einmal nicht ſeyn werden, iſt für vernünftige Perſonen ein aufrichtender angenehmer Gedanke, der uns antreibt, unſers Lebens recht zu genießen, und uns den unbeſonnenen Wunſch nach Unſterblichkeit wegnimmt. (Epic. apud Diog. X. 124.) In dem ſeligen Vorgenuſſe der künftigen Ruhe dürfen wir uns nicht durch die Vorausſetzung des freylich ſehr möglichen Falles ſtöhren laſſen, (Lucret. III. 855. ſeq.) daß die Natur vielleicht nach Jahrtauſenden alle Beſtandtheile unſers Ichs wiedrum zuſammen ſuchen, und aus ihnen einen Körper, eine Perſon zuſammenſetzen werde, die mit dem unſrigen völlig einerley ſey. Wenn eine ſolche Wiedervereinigung aller Theile, die ehemals uns gehörten, in derſelbigen Ordnung, in welcher

---

intelligi quidem poteſt. Carere enim ſentientis eſt: nec ſenſus in mortuo: ne carere igitur quidem in mortuo eſt.

cher ſie ehemals beyſammen waren, wirklich werden ſollte, ſo haben wir doch gar nicht nöthig, uns vor allen den Unfällen, und Schmerzen zu fürchten, die ein ſolches von neuem zuſammengeſetztes Ganze treffen können, und treffen werden. Mit der Zerſtörung unſers Leibes nemlich hörten wir, hörte unſere Perſon auf; und alle Veränderungen alſo, die mit dem einmal aufgelöſten, und nachher wieder vereinigten Theilen unſrer ſelbſt vorgehen, werden wir eben ſo wenig empfinden, als wir alle diejenigen empfanden, und uns zurechneten, die mit dem zerſtreuten Grundſtoff unſers Körpers vor deſſen Vereinigung zu unſerer Perſon vorging.

Der Tod iſt alſo, wenn er auch ein Zuſtand des Nichtſeyns, oder der Anfang davon ſeyn ſollte, wenigſtens kein Uebel, und kann alſo auch nicht als ein ſolches gefürchtet werden. Wäre der Tod hingegen eine bloße Trennung der Seele vom Leibe, ein Uebergang in ein beßeres Leben, ſo könnte man ihn nicht nur kein Uebel, man müßte ihn ein Gut nennen, und als ein ſolches wünſchen, in ſo fern dieſer Wunſch mit den heiligen Rathſchlüſſen der alles leitenden Vorſehung vereinbar iſt.

Es giebt viele Gründe, die es höchſt wahrſcheinlich machen, daß der Tod nur eine Abſonderung des Unſterblichen vom Sterblichen ſey, und daß der beſſere Theil, unſere Seele, niemals fortzudauern aufhören werde. (Plato in Phaedone p. 70. et ſq. T. I. Opp. Aeſchines de Morte p. 100. et 108. Xenoph. Cyrop. VIII. 7. Cicer. Tuſc. Quaeſt. I. c. 12-31.)

Es iſt ein allgemeines Naturgeſetz, ſagt Plato, daß alles, was entſteht, und untergeht, aus dem ihm entgegen geſetzten entſteht, und in das entgegen geſetzte wieder untergeht. Bewegung entſteht aus Ruhe, wie Ruhe aus Bewegung; das Größere aus dem Kleinern, das Kleinere aus dem Größern; Schlafen aus dem Wachen, und ſo auch Tod aus dem Leben. Aber, ſo wie auf Schlaf ſtets Wachen folget; ſo iſt es wahrſcheinlich, daß aus dem Tode ſelbſt wiedrum Leben entſtehen werde. Die Natur würde ſonſt allein in dieſem Falle ein allgemeines Geſetz brechen, vermöge deſſen ſie einen jeden Gegenſtand, oder Zuſtand aus dem ihm entgegen geſetzten hervorbringt.

bringt. Wenn nicht auf Tod neues Leben folgte: ſo würde die Natur nicht allein mangelhaft, ſondern auch unfähig ſeyn, den Abgang der verſtorbenen Geſchöpfe zu erſetzen. So wenig es auf die Länge wachende Menſchen geben könnte, wenn keiner von denen die einſchlafen, wiedrum aufwachte; eben ſo wenig könnte etwas Lebendes übrig bleiben, wenn alles was ſtürbe, in einem ewigen Todesſchlummer begraben bliebe.

Die Seele iſt in ihren Wirkungen ſo ſehr von allen Aeuſſerungen körperlicher Kräfte verſchieden, daß man ſie unmöglich als gleichartige und denſelbigen Geſetzen des Untergangs unterworfene Weſen anſehen kann. Alle Dinge die exiſtiren, laſſen ſich, ſagt Plato, in zwo Arten abtheilen, in ſichtbare und veränderliche, und ſolche, die durch keinen äuſſern Sinn wahrgenommen werden können, ſich ſtets gleich, und ganz unwandelbar ſind. In die erſte Klaſſe gehören unſere ſterbliche Leiber, und alles, was in der Natur aus mehrern Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt. Von der zwoten Art iſt Gott der unbegreifliche, und die in ſeinem Verſtande von Ewigkeit her gegenwärtige Ideen, oder allgemeinen Begriffe. Mit dieſen ſind unſere Seelen entweder gleichartig, oder ihnen doch unendlich näher verwandt, als dem hinfälligen vergänglichen Körper. Alle ihre eigenthümliche Vorzüge und Kräfte zeugen von einem höhern Urſprunge, oder von einer göttlichen, wenigſtens von einer der göttlichen mehr als der körperlichen ſich nähernden Natur. Das Gedächtniß, welches eine Unendlichkeit von Vorſtellungen umfaßt, Verſtand und Vernunft, durch die der Menſch Wiſſenſchaften erfunden, Künſte entdeckt, die Erde gemeſſen, die Tiefen der Himmel und Erde ergründet hat, durch die er endlich ſich ſelbſt gezähmt, Städte erbaut, Reiche errichtet, und ſich vor allen übrigen Thieren zum Beherrſcher der Erde erhoben hat, ſind lauter Vollkommenheiten, die man niemals in irgend einem uns bekannten Körper entdeckt hat, Vorzüge, die auf eine Verſchiedenheit des Weſens, worin ſie wohnen, und eine Aehnlichkeit derſelben mit der ewigen und unwandelbaren Gottheit zurückſchließen laſſen. Selbſt unſer Körper wird nicht einmal gleich nach dem Tode ein Raub der Verweſung, und nicht gleich in ſeine Beſtandtheile aufgelöſt; um viel wahrſcheinlicher iſt es alſo, daß die Seele eine, ihren größern Vollkommenheiten angemeſſene längere Dauerhaftigkeit haben werde?

Nur dasjenige (Plato in Phaedone p. 100. in Phaedro p. 245. et Cic. Tuſc. Qu. I. 23. de Seneſt. c. 21) kann aufhören bewegt zu werden, was von andern Gegenſtänden bewegt wird, und den Grund ſeiner Bewegung auſſer ſich ſelbſt hat; und eben ſo kann nur dasjenige aufhören zu leben, was von andern Dingen auſſer ihm beſeelt wird. Die Seele des Menſchen kann daher nie aufhören zu leben, und thätig zu ſeyn, weil ſie die Quelle des Lebens und der Thätigkeit, ein ſelbſtſtändiges von allen Dingen auſſer ihr unabhängiges Principium der Bewegung in ſich ſelbſt hat. Alle Körper, in denen keine Seelen wohnen, ſind ohne Leben und Thätigkeit, und beyde finden ſich hingegen in denen zuſammen, die durch Seelen bewegt werden. Als ſolche ſelbſtſtändige Principia von Leben und Thätigkeit müſſen Seelen nothwendig ewig und unvergänglich ſeyn, weil ſie ſich ſelbſt nicht verlaſſen, aus ſich nicht herausgehen, und Körper ihnen das nicht nehmen können, was ſie ihnen nicht gegeben, ſondern im Gegentheil allein von den Seelen mitgetheilt erhalten haben.

Daran können Vernünftige ſich gar nicht ſtoßen, daß ſie die Seele nicht mit ihren Sinnen wahrnehmen, ihre Natur und Wohnung ſo wenig, als die Art ihres Ein- und Auszugs in und aus dem Körper zu begreifen im Stande ſind. So wie das Auge andere Gegenſtände ſehr helle, ſich ſelbſt hingegen gar nicht ſieht; eben ſo durchdringt die Seele die Räume aller möglichen und wirklichen Welten, und erkennt dennoch ihre eigene Natur, und die Art ihrer Vereinigung mit dem Körper nicht. — Es giebt aber auch auſſer der Seele viele andre Dinge, deren Weſen noch unbegreiflicher, und deren Wirklichkeit nichts deſtoweniger unläugbar iſt. Selbſt die Gottheit offenbart ſich keinem unſerer Sinne: und doch ſind wir von ihrem Daſeyn auf das Feſteſte überzeugt, ungeachtet wir weder ihre Natur, noch die Art, wie ſie wirket, erklären können; daß ſie iſt, ſchließen wir aus ihren Werken: und eben ſo müſſen wir von den Thätigkeiten der Seele auf ihre Wirklichkeit und Vollkommenheiten fortſchließen.

Endlich, ſagt Plato, (Phaedon. p. 64. ſeq. Cic. T. Q. I. 31.) wenn Wahrheit anders in der Erkenntniß unveränderlicher, ewiger und unumſtößlicher Begriffe und Sätze; Glückſeligkeit, in einer Gleichheit oder Annäherung zur Gottheit beſteht; ſo erreichen wir beyde, nach denen wir uns doch in dieſem Leben ſo ſehr ſehnen, entweder gar nicht, oder wir gelangen auch zu ihrem Beſitze erſt in einer beſſern Welt, in die der Tod uns hinüber ſetzt. Auf dieſer Erden wird unſer unſterblicher Geiſt durch die heftigen Eindrücke von Schmerz und Vergnügen, die die äuſſern Sinne erſchüttern, und durch die unbändigen Leidenſchaften, die die irrdiſchen Scheingüter erregen, in einem beſtändigen Taumel erhalten, und von der ruhigen Aufſuchung der ewigen und unveränderlichen Wahrheit zurückgezogen. Alle unſere Sinne ſind eben ſo trüglich, als die Gegenſtände auſſer ihnen unwahrnemlich ſind. Jene dringen nicht in das innere zuſammengeſetztere Weſen, deren Oberfläche ſie nicht einmal auf eine gleichförmige Art wahrnehmen: und dieſe ſind in unaufhörlichen Verwandlungen, nicht als flieſſender Staub, ohne feſte unverlierbare Eigenſchaften. Alle Kenntniſſe alſo, die unſere Sinne uns liefern, ſind nichts als Tand, als betrügeriſche Täuſchungen, die eine nach Wahrheit dürſtende Seele unmöglich befriedigen können. — Wir nähern uns dieſer uns fliehenden Wahrheit nur in den wenigen glücklichen Augenblicken, wenn wir Sinne und Fleiſch ertödten, uns in uns ſelbſt hineinziehen, ſo wenig als möglich empfinden, und uns mit dem ewigen, in der Seele ſchlummernden Begriffen beſchäfftigen. Selbſt hier auf Erden alſo kann Wahrheit nur durch eine Abſonderung der Seele vom Leibe erblickt werden: und auch nur auf dieſe Art können wir Glückſeligkeit erlangen, die eine Annäherung zur höchſten Gottheit iſt, welche fern von allen Empfindungen und Leidenſchaften in dem Anſchauen ihrer Vollkommenheiten, und aller ewigen Wahrheiten unausſprechliche Wonne genießt. Weltweiſe alſo, die hier, ſo lange ſie im Körper eingeſchloſſen ſind, ſich der Wahrheit und Glückſeligkeit nähern wollen, müſſen ſchon während ihres irrdiſchen Lebens ihre Seelen von den Geſellſchaftern, ihren Leibern, zu trennen, das heißt, zu ſterben ſuchen: und es iſt daher höchſt wahrſcheinlich, daß, wenn der Tod die Trennung, die unſere wichtigſte Beſchäftigung, während dieſes Lebens, ſeyn ſollte, ganz zu Stande bringt, daß wir alsdenn Wahrheit reiner erkennen, und Glückſeligkeit ungeſtörter genieſſen werden. als jetzo, wo Sinne und Leib uns immer noch zu vergänglichen Gütern hinziehen. Mit Recht kann man daher den Leib das Gefängniß, und die Sinne die Feſſeln der Seele nennen, von welchen der Tod ſie wahrſcheinlich befreyen wird.

Selbſt unſere Sorgen und Entwürfe (Tuſc. Qu. c. 12. 14.) die ſich über unſer Grab hinaus erſtrecken, und ſich auf das, was nach unſerm Tode vorgehen wird, beziehen, beweiſen allgemeine Ahndungen, daß die Begebenheiten nach dem Tode, uns nicht ganz gleichgültig ſeyn werden. Wir pflanzen Bäume, von denen wir gewiß wiſſen, daß ſie erſt unſern Enkeln Früchte tragen werden, und machen in unſern letzten Willen Anordnungen, die unſere zurückbleibenden Kinder und Freunde betreffen: lauter Bemühungen, die wir niemals übernehmen würden, wenn wir nicht überzeugt wären, daß wir auch nach dem Tode noch an dem Glück und Unglück geliebter Perſonen einigen Antheil nehmen werden. — Endlich erhellt aus den Begräbnißgebräuchen und Feyerlichkeiten, die alle Völker entweder zur Erhaltung des Gedächtniſſes, oder auch zur Verehrung ihrer Vorfahren unter ſich eingeführet haben, daß ſie den Tod nicht als den gänzlichen Untergang des Menſchen, ſondern als eine Reiſe in eine andere Welt angeſehen haben. — Eine ſolche allgemeine Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele beweißt, daß der Gedanke in der menſchlichen Natur gegründet ſey, und daß die Vorſehung, die uns alle ſo ähnlich bildete, uns auch auf dieſe Hoffnungen hinzuleiten, die Abſicht gehabt habe.

Ich würde mit Recht (ſagt Sokrates S. 63. Phaedon.) wider die mir bevorſtehende Todesart aufgebracht ſeyn, wenn ich nicht ſo feſt von der Unſterblichkeit der Seele überzeugt wäre. Jetzt aber gehe ich froh, und mit der großen Hoffnung, meinen Zuſtand zu verbeſſern, dem Tode entgegen, weil ich weiß, daß er mich in die Geſellſchaft eben ſo guter Götter, und beſſerer Menſchen, als ich hier verlaſſe, verſetzen wird.

Merkwürdig iſt es, daß die größten unter den alten Philoſophen, wenn ſie von ihren, oder anderer rechtſchaffener Männer Schickſalen nach dem Tode redeten, immer nur einen doppelten Zuſtand für möglich hielten, entweder den Zuſtand einer gänzlichen Unempfindlichkeit, oder auch den einer unbegränzten größern Seligkeit, als ſie in dieſem Leben genoſſen hatten. Entweder hören wir ganz auf zu empfinden, und zu denken, oder wir kehren zu den Sternen, und den unſterblichen Göttern über; läßt Plato den Sokrates in der Schutzſchrift, und Xenophon den Cyrus am Ende der Cyropädie ſagen. So auch Cicero. Tuſc. Qu. I. 11. de Senect. c. 19. Senec. Ep. 24. 65. 71. ad Polyb. c. 27. Antonin. III. 3. VIII. 58. XII. 5. Es fiel ihnen gar nicht einmal ein, daß Menſchen, die alles gute gethan, was die ihnen verliehenen Kräfte erlaubten, und keinen andern, als ſolchen Schwachheiten unterworfen geweſen, die auch dem größten und beſten der Menſchen unvermeidlich bleiben, nach dem Tode von einer gerechten gütigen Gottheit könnten verſtoßen werden.

Vom glücklichen Zuſtande der reinen und abgeſchiedenen Seelen machten die Philoſophen der Griechen ganz andere Beſchreibungen, als die älteſten Theologen und Dichter unter dem Volke verbreitet hatten; der Himmel der Philoſophen hatte ganz andere Freuden, als das Elyſium, von welchen Homer und Pindar ſo reitzende Gemälde liefern. Das Letztere enthielt lauter ſinnliche Vergnügungen und Zerſtreuungen, in denen die rohen Krieger der Heldenzeit ihre einzige Glückſeligkeit fanden: das Elyſium der Philoſophen hingegen war für ein ausgebildetes, und feineres Zeitalter zubereitet, das Freuden, und Arbeiten des Geiſtes nicht nur ſchätzte, ſondern auch denen des Körpers ſehr weit vorzog. Sokrates ſetzte die größte Seeligkeit jenes Lebens (Apol. Plat. p. 41.) in dem Umgange mit den großen Geſetzgebern, Helden, Weiſen, und Dichtern der Vorzeit, und in eben der Ausforſchung von Perſonen, die in dieſem Leben ſeine Lieblingsbeſchäftigung geweſen war. Plato hingegen glaubte, daß eine ungeſtörte Unterſuchung der ewigen Wahrheiten, und die freye ungehinderte Betrachtung der unermäßlichen Himmelskörper, und aller uns entweder unbekannbekannten, oder doch räthſelhaften Wunder der Natur die reinen entbundenen Seelen beſeligen würde. So auch Cic. I. Tuſc. Quaeſt. et in Somnio Scipionis. Senec. ad Polyb. c. 27. ad Marciam. c. 25.

Der Tod mag aber, ſagt Seneca, das Ende alles Lebens, oder der Anfang eines beſſern ſeyn; ſo iſt es immer unerträglicher Stolz, wenn man ſich einem allgemeinen Geſetze der Natur entziehen will, die alles, was ſie geſchaffen hat, auch wieder zerſtört, und eben dahin zuruckruft, woraus ſie es hervor gezogen hatte (Senec. ad Polyb. 20. 21.) Von allen Werken der Kunſt, die die Hände ſterblicher Menſchen ausarbeiteten, und von den noch dauerhaftern Werken der Natur war, und iſt kein einziges unſterblich. Selbſt die ſtolzen Wunder der Welt, und wenn ſonſt die ehrgeitzige Vermeſſenheit ſpäterer Jahrhunderte noch etwas Größeres hervorgebracht hat, ſind ſchon alle zerbrochen, oder werden auch in einigen Jahrtauſenden, die nur Augenblicke der Ewigkeit ſind, dem Erdboden wieder gleichgemacht werden. Nichts iſt unvergänglich, und nur wenige Dinge ſind langdaurend.

Zwar iſt nicht alles auf dieſelbige Art zerbrechlich; allein wenn auch gleich der Untergang der Dinge verſchieden iſt: ſo muß doch nichts deſto weniger alles was entſtanden iſt, einmal wieder untergehen. Selbſt dieſer unermeßlichen Welt drohen einige den Untergang, und ihrer Behauptung nach, wird ein Tag kommen, der dies herrliche, ſo genau zuſammenhängende Weltgebäude auseinander reißen, und in die alte ewige Nacht zurückſtürzen wird. — Nun komme einer und wehklage über den Tod einzelner Seelen, oder beweine die Aſche von Carthago, Corinth und Numantia, oder wenn ſonſt etwas von einer noch größern Höhe in Staub geſunken iſt, — da ſelbſt dasjenige zerſtört werden wird, was nicht einmal einen Raum hat, wohin es fallen kann.

Wer iſt, bey ſo allgemeinen Geſetzen der Verwüſtung, unverſchämt genug, zu verlangen, daß er und die Seinigen allein verſchont bleiben, und ein einziges Haus aus den Trümmern gerettet möchte, in welche ſelbſt das unbegreifliche Ganze dereinſt zerfallen wird. — Ein Troſt muß es daher für einen jeden einzelnen Sterblichen ſeyn, daß er eben das leidet, was alle vor ihm gelitten haben, und alle nach leiden werden. Die gütige Natur ſcheint auch das unvermeidliche Schickſal, was alle Menſchen für das größte Uebel halten, deswegen allgemein gemacht zu haben, damit die Härte deſſelbigen durch die Gleichheit der Leidenden gemildert würde. Allein unmöglich (ſagt Cicero Tuſc. Quaeſt. I. 42.) kann etwas ein wahres Uebel ſeyn, was die Natur über alle Weſen, und Menſchen, ſowohl gute als böſe, verhängt hat.

Es zeugt aber nicht blos von unleidlichem Stolze, wenn man auf den Vorzug von Unvergänglichkeit Anſpruch macht, ſondern auch von der ſchwärzeſten Undankbarkeit, wenn man auf die Anforderungen der Natur das Leben nicht wieder zurück geben will, was ſie Niemanden als ein ganz veräußertes Eigenthum, ſondern allen nur zum Nießbrauche auf eine Zeitlang anvertrauet hatte. Es iſt Ungerechtigkeit einem freywilligen Geber nicht die Bedingungen frey zu laſſen, unter welchen er ein Geſchenk mittheilen will: unerſättliche

Gierigkeit, nicht auf das Gute Rückſicht zu nehmen, was man empfangen hat, und über Schaden, und Beleidigung zu klagen, wenn man genußte, und auf eine Zeitlang niedergelegte Güter wieder ausliefern ſoll: endlich Undankbarkeit, wenn man das Ende von Wohlthaten als wirklich zugefügtes Unrecht anſieht. (Senec. ad. Polyb. c. 29.) Nur alsdann, ſagte der philoſophiſche Menander, (ap. Plut. I. 179.) würden wir uns mit einigem Rechte über die Unfälle, und das Ende des menſchlichen Lebens beklagen können, wenn die Natur oder eine Gottheit ſich verbürgt hätte, uns gegen beyde in Sicherheit zu ſetzen. Jetzt aber, da ſie einen jeden einzelnen Menſchen, mit dem ganzen übrigen Geſchlechte unter denſelbigen Bedingungen gebohren werden läßt; ſo ſollten wir auch ohne Anſtand ein Darlehn wiedergeben, welches ſie uns auf eine unbeſtimmte Zeit ſo gegeben hatte, daß ſie es nach Belieben wieder fodern könnte. *)

Uns

---

*) Wenn dir, ſagt Seneca, jemand eine Reiſe in eine groſe herrliche Stadt anböthe, aber zuvor

alle

Uns allen läge es, als dankbaren Schuldnern, ob, ſie deswegen zu preiſen, daß ſie uns während unſers ganzen Lebens ſo viele Freuden hat genießen laſſen, und uns zugleich mit einer unſere Schwäche ſchonenden Güte den Zeitpunct entzogen hat, in der ſie ihre Forderung wieder beytreiben will. (Plut. p. 185.)

Die göttliche Natur könnte einen jeden, der des bevorſtehenden Todes wegen in weibiſche Seufzer oder aufrühreriſches Murren aus-

alle ihre Schönheiten und Vergnügungen ſowohl, als ihre Mängel, und Unbequemlichkeiten ſagte; ſo würdeſt du kein Recht mehr behalten, dich über widrige Zufälle, die dir begegnen könnten, zu beklagen. — Eben ſo wenig dürfen wir aus dem Tode Vorwürfe wider die Natur hernehmen, da ſie ſich blos unter der Bedingung anheiſchig gemacht hat, uns alle Freuden des Lebens empfinden zu laſſen, damit wir andern den Genuß derſelbigen wieder abtreten ſollen. — Die Stelle im Seneca iſt ſehr prächtig, aber faſt ganz Declamation. Conſ. ad Marciam c. 18.

ausbräche, auf folgende Art anklagen. (III. Lucr. 944. et ſeq) Wenn dir anders, unzufriedener Sterblicher, dein Leben werth war, und nicht alle Güter und Freuden, die ich auf dich herabgeſchüttet habe, wie durch ein durchlöchertes Gefäß weggefloſſen ſind; warum gehſt du nicht, als ein mit Leben geſättigter Gaſt, aus der ſchönen Herberge, worein ich dich ſo lange Zeit mit ſo vieler Freygebigkeit unterhalten habe, in eine ſelige Ruhe über, die dir wiederum durch meine Güte zubereitet iſt? Ich habe dir alle Schönheiten des Himmels und der Erde in ihrer unbeſchreiblichen Mannigfaltigkeit gezeigt, und dich alle Vergnügungen genießen laſſen, für welche dem Menſchen nur Sinne gegeben ſind. Es iſt mir unmöglich neue Reize, und Freuden für dich zu erfinden, und wenn ich dir gleich das Leben noch ganze Jahrhunderte durchfriſtete; ſo würdeſt du doch denſelbigen Kreis von Wachen und Schlaf, von Eſſen und Trinken, von Arbeiten und Zerſtreuungen bis zum Ekel durchlaufen müſſen. Beſſer alſo iſt es, daß du deinen Enkeln und Kindern Platz machſt, wie deine Vorväter dir weichen mußten,

ten, damit auch andere mit friſchen Kräften, und nicht abgenutzten Sinnen der Güter des Lebens ſich erfreuen können, die für dich ganz unſchmackhaft geworden ſind. — Deine unbeſonnene Liebe zum Leben läßt dich nicht ſehn, daß du gegen mich, und andere noch werdende Menſchen ungerecht biſt, die ich nicht hervorbringen könnte, wann ich der Beſtandtheile derer, die ausgelebt haben, entbehren müßte. Weder Weisheit noch erhabene Thaten erwarben den größten Geſetzgebern, Heerführern und Weiſen aller Völker und Jahrhunderte des Leibes Unſterblichkeit, und du Erdenſohn! der du ohne Erröthen nicht einmal daran denken kannſt, dich mit ſo vielen Göttergleichen Männern zu vergleichen, wagſt es auf ein Vorrecht Anſpruch zu machen, was ungleich beſſern und edlern, als du biſt, nicht zugeſtanden wurde, und auch niemals wird zugeſtanden werden.

Iſt dir hingegen dein Leben ungenutzt und unbemerkt vorüber geflohen, warum rechneſt du mir denn elender Thor! deine eigene Unbeſonnenheit an? War ich Schuld daran, daß du dich immer in eine entfernte Zukunft ſtürzteſt, und an blendenden Täuſchungen hängend, die leichten gegenwärtigen Freuden, die ſich dir darboten, entweder ganz entwiſchen ließeſt, oder auch nur von deinen voraus greifenden Begierden gepeitſcht, wie auf der Flucht genoſſeſt. — Hatte ich dir nicht große Männer zu Muſtern, und Kräfte genug, ihnen nachzuahmen gegeben? — Auch du alſo ſey zufrieden, daß dir noch ſo viel Gutes in dieſem Leben zugefallen iſt, deſſen du nicht einmal werth wareſt, und tröſte dich damit, wann du kannſt, daß es deiner eigenen Unwiſſenheit, und Sorgloſigkeit zu danken ſey, wenn der Baum des Lebens für dich nicht ſo viele, und ſo ſüße Früchte getragen hat, als er hätte tragen können.

Endlich, ſagen Plutarch (Tom. I. p. 693.) und Seneca, (ad Polyb. 21.) iſt es entweder Unſinn, oder Gottloſigkeit ſich gegen den Tod zu ſtrauben, und über ihn betrübt zu ſeyn. Unſinn iſt es das Ende des Lebens zu beweinen, wenn es eine Folge der ewigen Geſetze eines unbezwinglichen Schickſals,

ſals, einer blinden Nothwendigkeit iſt. Nur alsdenn würde man den Tod beweinen dürfen, wenn durch Thränen das eiſerne Schickſal erweicht, oder Lebensjahre eingekauft werden könnten. Allein jetzt bey der bekannten Unerbittlichkeit des Verhängniſſes, iſt es raſend, ſich abzuhärmen, und ein Leben in Kummer zu verlieren, weil man es nicht bis zu einer Ewigkeit verlängern kann. — Iſt hingegen unſer Tod, wie unſer Leben, durch die heiligen Rathſchlüſſe einer alles leitenden göttlichen Vorſehung feſtgeſetzt; ſo iſt es nicht blos Unſinn, ſondern Aufruhr wider die Gottheit, wenn wir mit Widerwillen, oder Murren ein Leben verlaſſen, das ſie uns ſelbſt geſchenkt hatte, und auch wiedrum abfordert. Bey dem Entwurf, und der Ausführung des Weltplans, der die größte Summe von Glückſeligkeit in dem hervorzubringenden Ganzen vereinigen ſollte, konnte die ſchaffende und ordnende Gottheit nicht allein auf die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts, viel weniger eines einzigen Menſchen, am allerwenigſten auf die, weder mit dem eigenen Wohl, noch mit dem Wohl des Ganzen vereinbaren Wünſche kurzſichtiger Thoren ſehen, die das, was ſie von dem unermeßlichen Univerſo mit ihren ſchwachen Sinnen entdecken, für die ganze Welt, und in dieſer Inſectenwelt ſich ſelbſt für die wichtigſten Geſchöpfe halten. Auch unſer Tod war eine Begebenheit, die zur Vollkommenheit des Ganzen das ihrige beytragen ſollte, und wir können daher nicht über ihn murren, ohne mit dem weiſeſten, gütigſten, und mächtigſten Vater des Ganzen zu hadern.

V.

Commentarius, quo Stoicorum ſententiae de animarum poſt mortem ſtatu, et fatis illuſtrantur.

Veterum Graeciae ſapientum diſciplinas atque decreta perluſtrans ſaepius miratus ſum, omnes fere philoſophorum familias, Pythagoreis, Socraticis et qui Platonem ſecuti ſunt, exceptis, animam noſtram corpore ſolutam veluti capitis damnatam morte mulctaſſe, et nihilo tamen minus totius hominis interitum forti et conſtanti animo tuliſſe. Neque haec de animorum diſſolutione ſententia ab iis tantum defenſa eſt, qui mundum hunc fortuitis corpuſculorum concurſionibus ſine Deorum auxilio natum eſſe putabant, et vanis Deorum ſimulacris in intermundia ablegatis, voluptatem ſummum bonorum, dolorem vero malorum vltimum pronuntiabant: verum eadem animi contentione ab iis quoque propugnata eſt, qui de Virtute, Deorum hominumque natura recte, ſi pauca excipias, et magnifice ſentiebant. Inter hos maxime eminent Stoici, qui exquiſitiſſimis argumentis probare ſatagebant: mundum hunc a Deo non ſolum exſtructum et exornatum eſſe, verum etiam eius nutu et prouidentia adminiſtrari. His vero tanquam fundamentis ſubſtructis ſplendidas illas ſententias inaedificabant, praeter honeſtum nullum bonum, praeter vitia nulla mala, in ſola denique virtute beatam vitam eſſe poſitam. Haec vero et alia eiusmodi decreta in abiectam tandem ſententiam deſinebant: omnes hominum animos aut ſtatim poſt mortem, aut ſaeculis aliquot elapſis corporum inſtar diſſipari atque exſtingui. Ex vniuerſo Stoicorum agmine nemo ne ſuſpicabatur quidem, morte animis noſtris quaſi denunciata, virtutem frangi et debilitari; vitium vero roborari atque confirmari: neque e contrario vllus erat, qui doctrinam de animorum aeternitate adeo ſalutarem et neceſſariam exiſtimaſſet, qualis ea nobis recte videtur. Nunquam reperies, Stoicos, qui ſapientis pectus vndique conquiſitis armis aduerſus fortunae incurſiones et mortis metum muniebant, ex animorum immortalitate honeſto viro, cum aduerſa fortuna pugnanti, ſolatium et virtutis ſtimulos: ſceleſtis vero, facinorum ſuorum praemiis ſecure fruentibus, terrores petiiſſe. Quum igitur Nobiliſſimi Graeciae Philoſophi pietatem cum impietate, veritatem cum errore adeo miro modo copulauerint: non prorſus ingratum laborem me ſuſcepturum eſſe arbitratus ſum, ſi omnes, quotquot in libris eorum inueniuntur ſententias de animorum poſt mortem ſtatu in vnum corpus colligerem, et cauſas ſimul adderem, quibus ad ſingularem et noſtrae prorſus aduerſam philoſophandi rationem permoti ſint.

Antequam vero rem ipſam, quam pertractaturus ſum, aggrediar: pauca quaedam de animorum origine praemittenda ſunt. Omnes igitur Stoici de ſummo numine, vnde mentes noſtrae ipſis libatae eſſe videbantur, idem fere ſentiebant, licet illud diuerſis nominibus inſignirent. Vno omnes ore profitebantur, ſupremum Deum corpus eſſe, et id quidem ſimplex, nulla mixtione concretum, neque ex diuerſis naturis compoſitum: ſibi enim perſuaſerant, quamuis rem omni corpore vacantem, et nullis prorſus partibus conſtantem, neque agere aliquid neque pati, et ne mente quidem comprehendi poſſe. Exiſtimabant porro, huius numinis virtute et voluntate materiam coecam, omnibus qualitatibus carentem, flexibilem vero et permutabilem, formis praeditam, et in plucherrimum huius mundi ornatum exſtructum eſſe. Corpoream vero Dei naturam totam eſſe igneam, et recte propterea ardorem, Aethera, ignem appellari poſſe. Multa alia nomina in Stoicorum monumentis inueniuntur, quae ſummo Deo, nullo diſcrimine facto, imponere ſolebant. Eundem eſſe cum natura praedicabant, quae totum vniuerſum peruadat, et (II. de Nat. Deor. 22.) ignis artificioſi inſtar ad gignendum ratione progrediatur. Huius naturae vi atque *calore* animantia pariter ac inanima vigere, alii, recreari : hoc denique *calido ſpiritu* vniuerſum mundum contineri. Neque tamen hunc *ignem*, licet per omnia fuſus et intentus ſit, eodem modo et habitu in omnibus naturis apparere ; verum potius pro rerum, in quas inciderit, diuerſitate diuerſis etiam rationibus ſeſe exſerere. (II. de N. D. 9. 10. Diog. VII. 148.) Omnes quidem mundi partes calore fultas ſuſtineri : inanimas tamen *vi illa vitali* orbatas eſſe, qua ſtirpes viuant, augeantur, et maturatae pubeſcant ; ſtirpes vero *animo* et *ratione diuina* atque *animali* illa *intelligentia* perfuſas non eſſe, quae omnibus animantibus vitam et ſenſum praebeat, quasdam etiam rationis compotes faciat. Hunc *calorem*, inanima continentem, hanc *vim vitalem* ſtirpibus incluſam, poſtremo *rationem* et *intelligentiam* animalem, quae corpora ſenſu praedita peruadat, vnam eandemque *naturam* eſſe, eiusdem animi diuini continuam et perpetuatam fuſionem, qui tamen pro rerum ipſi ſubiectarum diuerſitate diuerſas etiam virtutes oſtendat. Denique ſtatuebant, animi diuini principatum eſſe altiſſimum, atque vndique circumfuſum, et extremum omnia cingentem atque complexum ardorem, qui Aether nominetur; in cuius immenſitatibus omnia ſidera, ſol vero inprimis, Vniuerſi princeps, ipſe Deus, admirabili conſtantia et celeritate voluantur.

Praeter haec vero, quae hactenus memoraui, plura ſummi numinis ſuperſunt nomina, quae tamen ad Prouidentiam potius, quam ipſam ſupremi Dei naturam referenda ſunt. Eorum igitur enumeratione in praeſentia ſuperſedeo; vnicam tamen Dei appellationem ſilentio praeterire non poſſum. Mundum ipſum (de N. D.

II. 34.) omnium rerum, quae *natura* adminiſtrantur, ſeminatorem, parentem, educatorem, atque altorem nominabant. Hunc omnia, ſicut membra et partes ſuas nutricari et continere: hoc nihil omnium rerum melius, nihil praeſtantius, nihil pulchrius nec exiſtere, nec cogitari quidem poſſe putabant. (II. c. 7.) Ob hanc maximam, quae cogitatione comprehendi poſſit, praeſtantiam mundum etiam ſenſus, rationis, ſapientiae, omnium denique virtutum compotem eſſe debere, quia id, quod his virtutibus praebitum ſit, melius ſit eo, quod illis careat: mundo vero nihil perfectius nec eſſe nec fingi poſſit. Ipſe Stoicae philoſophiae parens aliud adhuc argumentum attulerat, quo mundum animal, ſenſu et perfecta ratione inſtructum eſſe, efficiebat: mundum nempe ex ſe generare multas animantes, ſenſu et ratione praeditas: ipſum igitur tum ſenſu tum ratione carere non poſſe, quia nullius ſenſu carentis pars aliqua ſentiens eſſe, neque illud quod ab aliquo efficiatur, illo, qui efficiat, praeſtare poſſit.

Ex hoc igitur *coeleſti ſpiritu*, ſiue *Mundo*, omnium parente, ſiue denique *natura*, quae om-

omnium rerum ſemina et rationes ſeminales (λογους σπερματικους) in ſeſe contineat, humanos animos deſcendiſſe omnes Stoici praedicabant. Ab hac vero ſententia ad illam alteram progrediebantur: hominum animas a Deo auulſas, eandem naturam retinere, ignea igitur corpora eſſe, neque tamen ex diuerſis rerum elementis congregata. Exinde mentes noſtras ſaepius diuinae aurae ſcintillulas, et diuinae naturae αποσπασματα: homines vero Dei ſocios, et magni eius corporis membra, (Sen Ep. 94. 95.) μικροκοσμους denique appellatos inuenies, qui mentis principatu (ἡγεμονικῳ) eadem ratione adminiſtrentur, qua totum Vniuerſum puriſſima et mobiliſſima Aetheris parte regitur atque continetur. Απ' εκεινου (inquit Epictetus ap. Arrian. I. 9.) τα σπερματα καταπεπτωκεν ουκ εις τον πατερα τον εμον μονον, ουδ' εις τον παππον, αλλ' εις ἁπαντα μεν τα επι γης γεννωμενα τε και φυομενα, προηγουμενως δ' εις τα λογικα et cap. 14. ita pergit: αἱ ψυχαι μεν ὁτως εισιν ενδεδεμεναι και συναφεις τῳ Θεῳ, ὁτε αυτου μορια ουσαι και αποσπασματα. Vid. etiam Ant. II. I.

Quum igitur omnes Stoici hominum mentes ex ipſa Dei Natura decerptas eſſe ſtatuerent: nemini mirabile videri poteſt, illos hominum cum ſupremo Deo cognationem, atque naturae noſtrae dignitatem et maieſtatem magnificis verbis extuliſſe. Neque enim inter homines tantum velut vna ſtirpe genitos, arctiſſimam et fraternam ſocietatem intercedere putabant, verum etiam homines cum Deo intime coniunctos eſſe, ſibi perſuaſerant. Homines igitur minus recte a Platone nuda Dei ſimulacra et imagines nominatos eſſe: melius et dignius ſummi Dei particulas, filios, et progeniem appellari. Nos eadem, qua Deum, ratione, iisdem legibus, eodem domicilio vti: mundum vero vniuerſum Deorum et hominum cauſa factum, et communem eorum domum, vrbem, ciuitatem eſſe pronunciabant. Tandem, Hominem Deo quaſi aequiparantes, mentem noſtram ſiue praecipuam eius partem modo genium ſub pectore noſtro habitantem, (τον ενδον δαιμονα Ant. II. 17. III. 14. modo coelitus immiſſum cuſtodem et procuratorem (προστατην) imo Deum nominabant, quem inuiolatum, ſacrum, et ab omnibus flagitiis purum ſeruare quemuis oporteat. Prope eſt (inquit Sen. Ep. 41.) a te Deus, tecum eſt, intus eſt. Ita dico, Lucili, ſacer intra nos Spiritus ſedet, malorum bonorumque obſeruator et cuſtos: hic prout a nobis tractatus eſt, ita nos ipſe tractat. Bonus vir ſine Deo nemo eſt. — In vnoquoque bonorum virorum (Quis Deus, incertum eſt) habitat Deus. Iisdem fere verbis de hoc domeſtico Deo apud Arrianum (I. 14.) loquitur Epictetus: επιτροπον ἑκαςω παρεςησε, τον ἑκαςȣ δαιμονα . . . . ὡςδ' ὁταν κλεισητε τας θυρας και σκοτον ενδον ποιησητε, μεμνησθε μηδεποτε λεγειν ὁτι μονοι εςε, ȣ γαρ εςε, αλλ' ὁ θεος ενδον εςι και ὁ ὑμετερος δαιμων.

Ex hac diuina hominum origine ſpecioſam de noſtrae naturae excellentia et ſanctitate doctrinam deducebant. Hominem ſacram rem eſſe ait Seneca (Ep. 9.) et ipſius naturae manibus effectum delubrum, cuius inhabitantem Deum venerari, et pio animo colere deceat. Haec decreta ſequentes, ſumma animi libertate, et nobili quadam indignatione, miſerorum ſervorum et gladiatorum cauſam tanquam patroni generis humani, contra ſuperbos dominos et ſuperbiorem Populum R. ſuſcipiebant, qui hoc hominum genere in turpia vel crudelia animi oblectamenta abutebantur. In hac hominum dignitate vindicanda exſultat Stoicorum oratio: huic patrocinantes altiores et excelſiores fieri, et velut e Deorum concilio delati diuinas voces fundere videntur: nec ſane aliquem adeo excordem, et propriae naturae adeo oblitum eſſe puto, quin haec Stoicorum oracula legens diuinae prouidentiae gratias agat, quod foedis et ſacrilegis Romanorum moribus, quibus humani generis maieſtatem violarunt, tales viros, taliumque virorum ſapientiam oppoſuerit.

Sed ſatis iam quaeſtioni propoſitae proluſimus; tempus eſt propius ad eam accedendi. Neſcio vero, quomodo refugiat animus et ipſa oratio inuita ad ſequentia Stoicorum decreta traducatur, quibus omnibus hominibus triſtiſſima poſt mortem fata portenderunt. Poſtquam enim hominem, quaſi Deorum aemulum, animantium regem, et terrarum dominum in pulcherrimam huius vniuerſi ciuitatem introduxerunt, ita illum educunt, quaſi ventri per aliquod tempus ſeruire, et corporis aegri miniſtrum agere natus ſit: hoc vero vitae munere peracto, aeterno ſomno ſepeliri debeat. Ingemiſcendum eſt tantorum virorum erroribus, quibus inter medios humani generis inimicos et criminatores propellebantur, quorum flagitia ex ciuium ſuorum animis exſtirpare in omnibus diſciplinae ſuae partibus ſibi propoſuerant.

In eo quidem omnes conſentiebant Stoici, nullam immortalitatis ſpem animis noſtris eſſe propoſitam: magna tamen certamina et diſſenſiones inter eos oriebantur, quando de tempore diſſolutionis animorum noſtrorum quaerebant. Plurimi ſtatim cum corporibus animas deleri: quidam vero aut omnibus aut ſapientibus vſuram largientes, permanſuros quidem animos, neutiquam tamen aeternos fore ſibi aliisque perſuaſerant. Iidem tamen Stoici, qui alterutram harum opinionum adoptauerant, in ſententia ſemel probata non ſemper perſtabant, verum modo totam quaeſtionem in medio relinquebant, modo ad migrationem quandam animorum propenſiores videbantur, poſtremo ad certam interdum immortalitatis ſpem ſeſe erigebant. Nusquam magis in Stoicorum iudiciis ſtabilitatem et conſtantiam deſideres: non ſolum errabant, ſed in erroribus quoque fluctuantes diuerſis temporibus in contrarias partes trahebantur.

Plurimi, juniorum praeſertim Stoicorum, eadem, qua corpus, morte animum interire ſtatuebant. Huic opinioni Panaetius, Epictetus, Antoninus, et Seneca (poſteriores ambo plurimis in locis) fauebant. Ex his vero, quos nominaui philoſophis, nemo, Panaetio excepto, erat, qui pro ſententiae ſuae veritate rationes attuliſſet: ceteri doctrinam de animae mortalitate quaſi certam, et nulla argumentatione indigentem ponebant. Solus Panaetius duabus rationibus vtebatur, ad id, quod contra Platonem defendebat, probandum, quarum prima (Tuſ. Quaeſt. I. 32.) haec erat: omne, quod natum ſit, interire: hominum vero animos naſci, quod parentum et filiorum ſimilitudine ſatis declaretur: ergo etiam interire. Alteram vero rationem ita concludebat; nihil eſſe, quod doleat, quin id aegrum quoque eſſe poſſit: quod autem in morbum cadat, id etiam interiturum: dolere autem animos, ergo etiam interire. Prius quidem argumentum omnes Stoici ſine vlle diſciplinae detrimento adoptare potuiſſent: poſterius vero germani Stoicorum filii, quibus antiquam doctrinam intemeratam, et ab omni labe, Platonicae etiam philoſophiae mixtione puram, poſteris tradere curae erat, velut ſpurium et virili ſectae robori noxium rejeciſſent. Pugnabat nempe cum magnifico illo decreto: injurias et animi aegritudines non cadere in ſapientem: beatam honeſti viri vitam etiam in Phalaridis taurum deſcendere: virtutem denique vel Equuleo impoſitam, et intolerandis cruciatibus laceratam a beatitate non deſeri. Panaetius vero et ceteri ex Porticu Philoſophi, qui cum principibus Romanorum viris viuebant, a ſeuera et dura veterum diſciplina paululum ad Platonis mitiorem philoſophandi rationem deflexerant, ne Romanorum animos nimis acerba imperando a doctrinae ſtudiis auerterent.

Epictetus hanc de animorum poſt mortem ſtatu quaeſtionem conſulto praetermittere videtur. Semel tantum ad eam deuoluitur, ita vero illam ſoluit, vt cum Panaetio conſenſiſſe eum appareat. Sumit nimirum, hominem ex quatuor diuerſis naturis concretum eſſe, et poſt mortem in eadem, e quibus compactus fuerat, elementa diſſolui : nullos eſſe locos inferos, nullum Acherontem, Cocytum et Pyriphlegethontem : omnia Deorum et Daemonum eſſe plena. (III. 13.) ερχη-εις μηδεν δεινον· αλλ' ὅθεν εγενυ, εις τα φιλα και συγγενη, εις τα στοιχεια, ὅσον ην εν σοι πυρ, εις πυρ απεισιν, ὅσον ην γηιδιυ, εις γηιδιον, ὅσον πνευματιυ, εις πνευματιον. ὅσον ὑδατιυ, εις ὑδατιον. ȣδεις ᾅδης, ȣδ' αχερων, ȣδε κωκυτος, ȣδε πυριφλεγεθων, αλλα παντα Θεων μεστα και Δαιμονων. Nusquam doctrina de animi aeternitate ad conſolandos viros honeſtos : nullibi etiam ad terrores inſapientibus et ſceleſtis iniiciendos vtitur. Vel ex hac ſola obſeruatione ſine aperto ipſius teſtimonio concludere poſſemus, illum maximae Stoicorum parti adſtipulantem animis noſtris ne vſuram quidem vllam poſt corporis mortem dediſſe.

Antoninus, Vir ſanctiſſimus, quemque ad Stoici ſapientis exemplar proxime acceſſiſſe recte diceres, ſaepius ad illam cogitationem redit : quae tandem fata homines poſt corporum interitum maneant? Licet vero interdum dubius haereat, intereantne hominum animi an vero poſt corporis mortem ſuperſtites ſint, alibi etiam etiam vitae aliquod tempus animos tempus poſt eorum e corporibus exitum largiri videatur, certum tamen eſt, ſi ipſius ſententiam ex plurimis locis colligere velimus, illum quoque hominum animis mortem ſubitam indixiſſe. Vitam humanam, (II. 17.) temporis puncto: vniuerſam hominis naturam rapido torrenti comparat: mors vero ipſi totius corporis in amica et cognata elementa ſolutio eſt. Alio loco de ſe ipſo loquens tempus fore ait, quo in eandem naturam, quae ſe ipſum genuerit, revertatur, ſiue potius in rationes mundi ſeminales recipiatur. Clariora ſunt, quae ſequuntur (V. 4.) quibus ſe ipſum excitat, ad naturam, optimam ducem ſequendam, donec concidat, et animam in eandem auram, vnde illam delibaverit exhalet, reliquis vero elementis omnes particulas reddat, quibus conceptus, auctus, et ad vltimum vitae diem ſuſtentatus ſit. Πορευομαι δια την κατα φυσιν, μεχρι πεσων αναπαυσωμαι, εναποπνευσας μεν τουτῳ εξ ὁ καθ' ἡμεραν αναπνεω, πεσων δε επι τουτῳ, εξ ὁ και το σπερματιον ὁ πατηρ μου συνελεξε, και το αἱματιον ἡ μητηρ, και το γαλακτιον ἡ τροφος, εξ ὁ καθ' ἡμεραν τοσουτοις ετεσι βοσκομαι, και αρδευομαι, ὁ φερει με πατουντα, και εις τοσαυτα αποχρωμενον ἑαυτῳ. Paucis vero ſectiunculis interiectis addit : ſe ex duabus partibus ſiue cauſis conſtare ; altera efficiente, altera huic quaſi ſe praebente et ſubiecta : neutram harum neque ex nihilo ortam eſſe, neque in nihilum redactum iri : omnes tamen ſui partes ex natura deſumtas, illuc, vnde natae ſint, redituras eſſe, et in immenſum ex aliis in alia elementa transmutatum iri. Graeca apud ipſum Antoninum legi poſſunt.

Nemo vero inconſtantior et ſecum minus conſentiens eſt, quam glorioſiſſimus omnium Stoicorum, Seneca. Neque enim in diuerſis tantum Libris, verum in eadem commentatione, in eadem Epiſtola diuerſas et ſecum pugnantes ſententias proponit. Si quis tamen illius iudicium ex plurimorum teſtimoniorum conſenſu elicere velit : etiam hunc animorum ſubitam poſt corporis mortem diſſolutionem credidiſſe inueniet. Cogita (ad Marciam ſcribit c. 19.)

nullis defunctum malis affici : illa, quae nobis inferos faciunt terribiles, fabula eſt. Nullas ſcimus imminere mortuis tenebras, nec carcerem, nec flumina flagrantia igne, nec oblivionis amnem, nec tribunalia. Nec reos vllos in illa libertate tam laxa: nullos iterum Tyrannos. Luſerunt iſta Poetae, et vanis nos agitauere terroribus. Mors omnium dolorum ſolutio eſt et finis : vltra quam mala noſtra non exeunt, quae nos in illam Tranquillitatem, in qua, antequam naſceremur, jacuimus, reponit. Id enim poteſt aut malum eſſe, quod aliquid eſt : quod vero ipſum nihil eſt, et omnia in nihilum redigit, nulli nos fortunae reddit. Epiſtola vero 71. docet : certis cuncta ire temporibus, omnia naſci, creſcere, exſtingui. Quaecumque vides, (ita Lucilium ſuum alloquitur) ſupra nos currere, et haec quibus innixi atque impoſiti ſumus, veluti ſolidiſſimis, carpentur ac deſinent. Nulli non ſenectus ſua eſt : inaequalibus iſta ſpatiis eodem natura demittit. Quidquid eſt, non erit: nec peribit, ſed reſoluetur. Nobis ſolui, perire eſt. Tandem epiſtola C. II. amico ſuo ſcribit, ſeſe maxima cum voluptate de animorum aeternitate cogitaſſe, et iam, iam opinionibus magnorum virorum, rem gratiſſimam promittentium magis quam probantium, crediditſe: experrectum vero Lucilii Epiſtola tam bellum ſomnium perdidiſſe.

Nobiliſſimi igitur Stoicorum Philoſophi ſtatim poſt mortem animos noſtros diſſolui putabant. Omnes enim humani corporis partes in illas, vnde ſumtae ſint, naturas reuerti: ſpirabiles in auram, humidas in aquam, terrenas in omnium noſtrum matrem; igneas vero in artificioſum illum, ſenſus et rationis compotem, ignem: totum denique hominem ita antiquis elementis immiſceri, vt nullus poſt corporis interitum ſenſus, nullum vitae anteactae, et innumerarum rerum, mente perceptarum, veſtigium relinquatur. Mirabile ſane et prope ſingulare eſt, neminem Stoicorum hanc totius hominis in antiqua elementa, ignearum praeſertim partium in diuinam naturam conuerſionem, luculenter explicaſſe, nec vllum aduerſariorum, quos multos ſemper Stoici habuerunt, talem deſcriptionem flagitaſſe. Vix enim fieri poſſe videtur, quin cuiuis, qui de hac animarum in naturae ſinum refluxu quadam mentis intentione cogitet, innumerae vndique difficultates cooriantur. Quod ſi enim animi humani, licet omnia et corpus etiam noſtrum peruadente natura, ita ſoli exiſtere, ſuo et libero motu incitati cogitare, et iis tantum viſis impelli poſſunt, quae per ſenſus noſtros ad mentis principatum perueniunt; nihil impedire videtur, quo minus iidem animi corporibus ſuis egreſſi, et in communem omnium rerum naturam relapſi ita perdurare poſſint, vt omnium rerum corporis miniſterio geſtarum, meminerint, et ſenſus, memoriae vis, ratio ipſis relinquatur. Diuino et artificioſo igni, vnde animas noſtras ſcintillularum inſtar auulſas eſſe ſtatuebant, ſenſum et rationem tribuebant: ipſi igitur ſecum pugnare videntur, quum animorum in hunc ignem reditum cum ſenſus, memoriae et rationis iactura coniunctum eſſe affirmarent. Hoc ſaltem concedere debuiſſent, hominum mentes neque ſenſum vnquam neque rationem penitus perdituras eſſe, verum in magna illa cum natura permiſtione, humanitatis et priſtinae in corpore commorationis oblitas, nouam eamque diuinam vitam in ipſo diuinitatis gremio deliteſcentes, inchoaturas eſſe.

Neſcio vero, quo pacto Stoici ad hanc conclufionem nunquam peruenerint, quum tota antecedentium cogitationum ſeries ipſos ad eam quaſi rapere videatur. E contrario ipſi illi Stoici, qui diuinam animorum originem tanto vbique ſtrepitu inculcabant, in altera de ipſorum exitu doctrina miſere et aniliter hallucinabantur. Erant enim, qui mentes noſtras corporum inſtar ita magno pondere obrui poſſe putarent, vt illas libero exitu prohibitas, ſtatim ſpargi, atque diſcerpi neceſſe ſit. (Senec. Ep. 57.)

Hactenus eorum, qui animam ſtatim poſt corporis mortem capitis damnabant, ſententia ſatis expoſita, alteram illam, antiquiorum praeſertim Stoicorum opinionem paucis abſoluam, qua animos hominum aeternos quidem non eſſe, ſed per longum tamen temporis interuallum perdurare ſtatuebant. Cleanthes ab ipſo Zenone, Stoicorum patre edoctus omnes omnium hominum animas: Chryſippus vero ſolas ſapientum mentes ad magnam vſque totius vniuerſi conflagrationem ſuperſtites fore, credebat: in hac vero omnium rerum conuerſione ſeminales rationes, cumque his hominum animas in Jouem reuerſuras eſſe. Zenonem quoque hanc animis noſtris longaeuitatem largitum eſſe, ex loco mox citando apparebit. Quicunque vero animos ad totius mundi incendium perdurare docebant, omnes illi, Chryſippo excepto, piorum animorum ſedes a flagitioſorum domiciliis ſedulo ſecernentes, illis beatas regiones, hiſce vero horrendas et aeternis tenebris oppreſſas ſpecus aſſignabant.

Argumentum, quo animarum noſtrarum durationem, atque in diuerſa loca, tum beata tum infauſta tranſitum confirmabant, ex ipſo illo omnium hominum conſenſu petitum erat, quo Deum eſſe, et rebus humanis conſulere, probare ſolebant. Huic omnium populorum judicio plurimum tribuebant Stoici: eaque pro veris et ipſius naturae vocibus reputabant, quae hominum conſentiente auctoritate per omnes terras recepta ſint. Obſeruaſſe enim ſibi videbantur, opinionum commenta temporis diuturnitate deleri, naturae vero judicia eadem longinquitate creſcere atque confirmari. Praeter

ter Ciceronem (II. de N. D. 2) hanc Stoicorum argumentandi rationem, ad praeſentem quaeſtionem ab ipſis applicatam memorat Seneca, Ep. 117. his verbis: Apud nos veritatis argumentum eſt, aliquid omnibus videri. Tanquam Deos eſſe &c. Cum de animorum aeternitate (ſiue potius perduratione ad mundi interitum) diſſerimus, non leue momentum apud nos habet conſenſus hominum, aut timentium inferos aut colentium.

Si ex Stoicis iterum quaeris, qua ratione hominum mentes, corpore ſolutae, ſine hac, quam ſuſtinebant, membrorum compage, et ſenſuum adminiculo exiſtere, moueri, et omnibus, animantis ratione praediti, muneribus fungi queant: et in hac occaſione altum apud illos ſilentium deprehendes. Omnium argutiarum, quas aliis in locis nimis liberaliter profundunt, prorſus obliti videntur, et nuda tantum afferunt effata: ſapientum animas, qui vnicam virtutem in hac vita ſecuti ſint, ſtatim poſt mortem ad aëris, quo terra circumfunditur, vltimas oras effugere, easque regiones occupare, quae ſideribus proximae inter lunam et Terrae orbem mediae interiacent. Tertullianus (de Anima c. 54.) teſtatur, ſecundum Stoicos ſapientum animas aut ſub lunam, aut circa lunam habitare. Idem declarat Lucanus, genuinus Stoicorum diſcipulus (Lib. IX. 1 - 10.) Pompejum ad ſuperos eorumque domicilia euolaſſe, canens :

> Qua niger aſtriferis connectitur axibus aër,
> Quodque patet terras inter lunaeque meatus,
> Semidei manes habitant, quos ignea virtus
> Innocuos vita, patientes Aetheris imi
> Fecit, et aeternos animam collegit in orbes.

Antoninus quoque animas noſtras in aëra egreſſas, aliquantiſper perdurare poſſe, paulo poſt vero in naturae ſinum recipi, dicit IV. 21. οὕτως αἱ εις τον αερα μεθιςαμεναι ψυχαι, επι ποσον συμμεινασαι μεταβαλλουσι και εξαπτονται, εις τον των ὅλων σπερματικον λογον αναλαμβανομεναι κ. τ. λ. Forſan et de defunctorum hominum mentibus intelligenda eſt Poſidonii apud Ciceronem Enunciatio : (de Diu. I. 30.) plenum aëra eſſe immortalium animorum, in quibus tanquam inſignitae notae veritatis appareant.

Nihil opus fuiſſet, haec loca tanto ſtudio congerere, ſi Senecae teſtimoniis vti mihi ſtatim licuiſſet. Verum hic ſcriptor toties immodico bene dicendi ſtudio Platonis ſomniis adeo intemperanter ſeſe immergit, vt eius ſententiae cum veris Stoicorum decretis nullo modo miſceri poſſint et debeant. Nonne morientem Socratem, vel germaniſſimum ſaltem Platonicum audire tibi videris, dum in Conſolatione ad Marciam repente in magnifica haecce verba erumpit: Integer ille, (Marciae filius) nihilque in Terris relinquens, fugit et totus exceſſit: paulumque ſupra nos commoratus, dum expurgatur, et inhaerentia vitia, ſitumque omnem mortalis aeui excutit, deinde ad excelſa ſublatus, inter felices currit animas, excipitque illum coetus ſacer, Scipiones, Catonesque; vtique contemtores vitae, et mortis beneficio liberi. Parens Tuus, Marcia, illic nepotem ſuum, quanquam illic omnibus omne cognatum eſt, applicat ſibi, noua luce gaudentem, et vicinorum ſiderum meatus docet &c. Paucis interiectis Marciae patrem loquentem inducit, cuius oratio in ſequentia verba deſinit, cum antiquorum

Stoicorum opinione conſpirantia: Et cum tempus aduenerit, quo ſe mundus renouaturus exſtinguat, viribus iſta ſe ſuis caedent, et ſidera ſideribus incurrent, et omni flagrante materia, vna igne, quidquid nunc ex diſpoſito lucet, ardebit. Nos quoque felices animae, et aeterna ſortitae, cum Deo viſum erit, iterum iſta moliri, labentibus cunctis, et ipſi parua ruinae ingentis acceſſio, in antiqua elementa vertemur.

Saepius in eundem declamandi furorem recidit Seneca, et quod maxime mirandum eſt, in iis ſemper locis, in quibus mortem omnium rerum finem, totius hominis in antiqua elementa ſolutionem, altam denique et ſecuram, nullis viſionibus turbatam quietem, ſine vlla circuitione declarauerat. Polybium ob fratris mortem his rationibus conſolatur. (27. cap.) Ne itaque inuideris fratri Tuo: quieſcit, tandem liber, tandem tutus, tandem aeternus eſt. — Fruitur nunc libero et aperto coelo, ex humili, atque depreſſo in eum emicuit locum, quisquis ille eſt, qui ſolutas vinculis animas beato recipit ſinu. — Non perdidit lucem frater tuus, ſed ſecuriorem ſortitus eſt: — non negligit ille nos ſed anteceſſit. In C. II. Epiſtola vero, cuius initio immortalitatem animorum bellum ſomnium, a ſapientibus viris magis promiſſum quam probatum, dixerat, tanto verborum ſplendore, et ſimulata mentis incitatione animorum aeternitatem defendit, vt vix ipſe Plato hanc cauſam maiore dignitate tueri potuiſſet. Alia (inquit) origo nos exſpectat, alius rerum ſtatus. Detrahetur tibi haec circumiecta, nouiſſimum velamentum Tui, cutis: detrahetur caro, et ſuffuſus ſanguis: detrahentur oſſa, neruique firmamenta fluidorum et labentium. Dies iſte, quem tanquam extremum reformidas, aeterni natalis eſt. — Pereunt ſemper velamenta naſcentium. Quid iſta ſic diligis quaſi tua? iſtis opertus es. Veniet, qui te reuelet Dies, et ex contubernio foedi atque olidi ventris educat — Platoni proprias ſententias quiuis ipſius Philoſophiae non plane rudis facile in adductis Senecae teſtimoniis agnoſcet.

Antiquiores Stoicos praeter beatas felicium animarum ſedes, locos quoque inferos ſtatuiſſe in quibus animae omni flagitiorum genere inquinatae poenas luerent, prorſus ignoraremus, niſi quidam Religionis Chriſtianae Antiſtites eorum ſententias ſcriptis ſuis conſeruaſſent. Epictetus enim, Seneca et Stoicus apud Ciceronem Lucilius (II. de N. D. 2.) nullos inferos, nulla, quae apud inferos vulgo credebantur, portenta eſſe, audacter pronuntiabant. Lactantius vero (Inſtit. Div. VII. 7.) teſtatur: Zenonem Stoicum inferos eſſe ſtatuiſſe: ſedes piorum ab impiis eſſe diſcretas: et illos quidem quietas ac delectabiles incolere regiones: hos vero luere poenas in tenebroſis locis, atque in Coeni voraginibus horrendis. Eadem de Stoicis affirmat Tertullianus; (c. 54. de An.) impiorum animos ad inferos detrudi dicens. Nusquam declararunt Stoici, qualibus tormentis impiorum animos apud inferos vexari crederent; ſuſpicari tamen licet, ſi Lactantii praeſertim auctoritatem ſequi volumus, *Zenonis* ſententiam a Veterum Poetarum fictionibus, quas Plato in Phaedone fuſius explicauerat, non valde diuerſam fuiſſe. Neque forſan errabimus, ſi illos apud inferos cruciatus impiorum animis propterea a Zenone adhibitos eſſe credamus, vt ab omnibus peccatorum ſordibus, corporis contagione contractis liberarentur, et hac purgatione aptiores ad fatalem illam cum Deo conjunctionem redderentur.

Expoſitis hactenus Stoicorum ſententiis, qui animam vel ſtatim cum corpore deleri, vel per aliquod tempus ſuperſtitem ad mundi vsque conflagrationem perdurare putabant: pauca, quae reſtant, teſtimonia adjungam, in quibus iidem philoſophi, qui pro animorum vel mortalitate vel longaeuitate tanta pertinacia pugnauerant, ab omni aſſenſu animum cohibere, aut animorum quoque in corpora reditum defendere incipiunt. Saepiſſime Seneca ſequenti diſjunctione vtitur in neutram, quibus conſtat, ſumptionum propenſior: Mortem aut finem eſſe aut tranſitum; poſt funera vel nullum ſupereſſe ſenſum, vel beatiorem etiam conditionem nos excepturam eſſe. Mors (inquit Ep. 24.) nos conſumit, aut emittit: emiſſis meliora reſtant, onere detracto: conſumtis nihil reſtat, bona pariter malaque remota ſunt. Eodem modo dubitat in Conſol. ad Polyb. c. 27. in Ep. 65. et praeſertim

71.

71. his verbis: Magnus animus Deo pareat, et quidquid lex vniuerſi jubet, ſine cunctatione patiatur. Aut in meliorem emittitur vitam, lucidius tranquilliusque inter diuina manſurus: aut certe ſine vllo futurus incommodo, naturae ſuae remiſcebitur et reuertetur in totum. Poſt Senecam Antoninus quoque fateri videtur, hanc quaeſtionem de animorum poſt mortem ſtatu ab ipſa natura tenebris inuolutam eſſe, quae nulla mentis acie diſpelli queant: omne futurum nec percipi nec comprehendi poſſe: rem igitur tutiſſimam eſſe aſſenſionis retentionem. Τι ταυτα? (ſecum ipſe loquitur III. 3.) ενεβης, επλευσας, κατηχθης· εκβηθι ει μεν ἐφ' ἑτερον βιον, ουδεν θεων κενον ουδε εκει. ει δε εν αναισθησιᾳ, παυσῃ πονων και ἡδονων ανεχομενος και λατρευων τοσουτῳ χειρονι τῳ αγγειῳ. Vid. VIII. 58. XII. 5.

Ex frequenti vero hac dubitatione in aliam rurſus conjecturam ſiue potius ſententiam tranſit Seneca, omnium Stoicorum leuiſſimus. In eadem nempe Epiſtola (71. Ep.) in que neque aſſirmare aliquid de animorum poſt mortem ſtatu, neque negare audebat, non ſine aſſenſu hanc

affert

affert opinionem : omnium, quas natura contineat, rerum ſemper in ſeſe remeantium continuum orbem eſſe : firmiſſima et ſolidiſſima corpora minui, frangi, diſſolui : ſoluta vero in alia iterum componi : animos igitur noſtros in beatum quidem naturae ſinum relabi, neque tamen aeterna quiete ſopitum iri, verum potius in lucem et noua corpora remeaturas eſſe. Ita ſequentia Senecae verba interpretor. . . . Proxima enim intuemur : ad vlteriora non proſpicit mens hebes, et quae ſe corpori addixerit : alioquin fortius finem ſui ſuorumque pateretur, ſi ſperaret, omnia illa ſic in vitam mortemque per vices ire, et compoſita diſſolui : diſſoluta componi. Miror ſane, ad hanc animorum in Deum et e Deo migrationem plures Stoicos delapſos non eſſe, quum adeo facili negotio ex vniuerſa eorum de Deo et hominum animis doctrina efficiatur. Nunquam quidem hac ſua ſententia id conſecuti fuiſſent, neque tantum aegris mentibus ſolatium attuliſſent, quantum nos noſtra de animorum immortalitate doctrina : dubitari tamen non poteſt, quin jucunda miſeris ſpes illa et perſuaſio fuiſſet, ſe iterum in hanc vitam, priſtinae licet immemores, redituros, et noua ſemper vitae curricula, breuibus tranquillae quietis interuallis a ſe inuicem ſeparata, ingreſſuros eſſe. Forſan huc trahi poſſent ſequentia Antonini Loca, IV. 21. V. 13. quorum tamen explicatio ab orationis fine, ad quem propero, longius me abduceret.

Perorandi vero veniam facile me impetraturum eſſe exiſtimo, modo rationes adduxerim, quare grauiſſima de animorum immortalitate ſententia Stoicis minus neceſſaria, huic oppoſita minus noxia viſa ſit, quam nobis vel Antiquioribus Platonicis.

Omnium certe Religionum et diſciplinarum nulla vnquam fuit, quae hac de animorum immortalitate ſententia facilius carere potuiſſet, quam ipſa illa, cui Stoici adhaerebant. Illae nempe cauſae, ob quas indocti pariter ac docti animorum immortalitatem ſperare ſolent, praecipuis illorum decretis omnes fere tollebantur. Putabant enim (quod adeo peruulgatum eſt, vt teſtimoniis prorſus non indigeat) beatiſſimam vitam in ſola virtute, calamitoſam vero in vitiis et peccatis poſitam eſſe : illam cuiuis homini recto rationis vſu parabilem, et cum perfecta ratione eandem eſſe : haec vero iisdem animi viribus a quouis mortalium effugi poſſe et potiſſimum in quadam a recta ratione defectione conſiſtere : praeter virtutem vero et vitia (κακιαν) nulla neque corporis neque fortunae bona malaue eſſe, quibus ſumma honeſti viri beatitudo augeri vel minui poſſit. Ex his denique pronunciatis concludebant, omnes ſapientes viros et inter media tormenta beatos : ſtultos vero et inſipientes omnium miſerrimos eſſe, etiamſi totius corporis ſanitate, ſingulorum membrorum integritate, et omnium rerum copia abundent. Virtus igitur ſecundum Stoicos nullis extrinſecus praemiis, neque Deorum nectare et Ambroſia indigebat, cum ſibi ipſa ſufficeret, et cultoribus ſuis vitae beatiſſimae effectrix eſſet : vitia vero ex eorum ſententia propria rabie et domeſticis furiis ita agitabantur, atque tantas prauitatis et ſtultitiae poenas dabant, vt nec fabuloſa Poetarum tormenta, nec portentoſas Platonis voragines in flagitioſorum ſupplicia aduocare, neceſſe ſit. Quum igitur virtutem ampliſſima praemia, vitia vero horrendi cruciatus in hac ipſa, quam viuimus, vita fatali quadam neceſſitate conſequerentur: nulla alia poſt mortem vita illis opus erat, in cuius aeternitate miſeri quondam virtutis cultores debitis praemiis, ſceleſti vero et flagitiis ſuis olim beati, omni poenarum genere afficerentur. Prima igitur et omnium grauiſſima ratio, ob quam ceteri, ſapientiam profeſſi, immortalitatem animorum ſperare et probare, auſi ſunt, a Stoicis repudiabatur, ſtatuentibus, virtuti et vitiis non ſemper quidem bonam malamue fortunam, ſed beatam tamen et miſeram vitam reſpondere: Deum itaque, humani generis parentem, nihil nobis debere, nos vero non ſine ſumma impietate de admirabili, qua mundus adminiſtratur prouidentia queri poſſe, quum nemo non bonae maleue conditionis, quae ipſi contingat, ipſe auctor atque effector ſit. *)

*) Plerique ex recentioribus, qui immortalitatem animorum in dubium vocarunt, aut prorſus negarunt, Stoica hac argumentandi ratione vſi ſunt. Petrus Pomponatius in famoſo, quem de Animae im-

Si quis hanc rationis concluſionem concedere, illud tamen Stoicis objicere voluiſſet, aequitate et ſumma Dei bonitate dignius fore, ſi ſapientibus viris, non per breue vitae noſtrae ſpatium,

immortalitate conſcripſit, Libello ita (p. 120. c. 14.) loquitur: ad tertium quod inferebatur, aut Deum non eſſe vniuerſorum gubernatorem, aut iniquum: huic dicitur, neutrum ſequi, diciturque nullum malum eſſe eſſentialiter impunitum, neque bonum eſſentialiter irremuneratum eſſe: pro quo ſciendum eſt, quod praemium et poena duplex eſt, quoddam eſſentiale, et inſeparabile: quoddam vero accidentale, et ſeparabile: praemium eſſentiale virtutis eſt ipſamet virtus, quae hominem felicem facit &c. — ad oppoſitum modo de vitio, poena namque vitioſi eſt ipſum vitium, quo nihil miſerius: nihil infelicius eſſe poteſt. — Eadem fere dicit Spinoza Eth. P. V. Prop. 41. 42. Quamuis neſciremus, Mentem noſtram aeternam eſſe, Pietatem tamen, Religionem et abſolute omnia, quae ad Animoſitatem et Generoſitatem referri oſtendimus, prima haberemus. — Beatitudo non eſt virtutis praemium ſed ipſa virtus: nec eadem gaudemus, quia libidines coercemus, ſed contra quia eadem gaudemus, ideo libidines coercere poſſumus.

ſpatium, verum in omnem aeternitatem virtute ſua frui liceret: alterum extemplo Stoicae philoſophiae decretum paratum erat, quo hanc obiectionem infirmare poterant. Pluribus enim argumentis ſiue potius ſimilibus probare annitebantur: virtutem et beatitatem non productione temporis, ſed propria perfectione aeſtimari debere: ob eamque cauſam neque optabiliorem neque magis expetendam eſſe beatam vitam, ſi ſit longa quam ſi breuis. (III. de Fin. 14.) Quum igitur Stoici beatam ſapientis vitam non metirentur annorum numero et temporis longinquitate, nemo amplius mirabitur, illos vitae hujus continuationem minus curaſſe, quam ceteri homines ſolent, qui alia felicitatis menſura vtuntur.

Aliud adhuc Stoicis relictum erat perfugium, quod neſcio an rectius Latebras ſiue anguſtias appellauerim. Statuebant enim, ſcelerum poenas ſi quis morte effugiſſet, eas a liberis et ſeris nepotibus repeti; (III. de Nat. D. 38.) atque contra ex iisdem aequitatis legibus in poſteros virtutum praemia transferri, quibus majores, praematura morte exſtincti, frui non potuiſſent:

imo eo vſque progrediebantur, vt quosdam homines a Deo indulgentius tractari ſtatuerent, propter futuram nepotum pronepotumque ac longe ſequentium poſterorum indolem. (V. de Benef. 32.) Hoc erat totius diſciplinae arcem prodere, dum caſtella quaedam defendere conabantur. Ab omnibus aliis, non vero a Stoicis haec ſententia propugnari poterat, quoniam tota de moribus philoſophia hoc decreto nitebatur: virtutem et beatam vitam in ſapientis poteſtate eſſe: nec vllam vim externam, ne fati quidem et ipſius Iouis tantam cogitari poſſe, quae virtutem atque beatitudinem honeſto viro eripere valeat.

Druckfehler

Druckfehler und Verbeſſerungen.

Seite 6 Zeile 11 von unten für Bewuſtſeyn lies Bewuſtſeyns
13 — 10 von oben für Graden lies Grade
24 — 4 v. u. für uns lies und
28 — 4 v. u. für in den lies in dem
32 — 7 v. o. für ſey lies ſeyn
34 — 5 v. u. für bewuſt lies ſich bewuſt
37 — 2 v. u. für müſſen lies müßten
38 — 4 v. o. für ſollen lies ſollten
48 — 6 v. o. für Gaſſendi lies Gaſſandi's
— — 12 v. o. für lies, lies ihm
— — 3 v. u. für auch lies auch durch
55 — 5 v. o. für nach lies noch
58 — 1 v. o. für geben lies gaben
60 — 2 v. u. für gereizt, wird lies gereizt wird
— — 2 v. u. für hineingehen lies hineinzugehen
65 — 4 v. u. für Schmeicheler lies Schmeicheleyen
66 — 2 v. u. für machen lies machten
70 — 3 v. u. für σαρκα lies σαρκα
95 — 12 v. u. für hätten lies hätte
98 — 6 v. u. für Concreata lies Concreta
113 — 7. 8. v. u. für κατα κειμενας lies κατακειμενας
121 — 1 Note ſtatt εν lies ἑν
127 — 10 gerirer lies geri res
135 — 14 für wie ſie lies wie ſie nicht
136 — 17 für Gab. lies Gal.
139 — 5 ſtatt und dann, lies und
— — 15 für Seelen lies Leiber

Seite 140 Zeile 1 ſtatt von dem ließ von der
175 — 8 von unten ſtatt er ließ ſie
178 — 9 ſtatt weder ließ weder die
196 — 2 ſtatt allen ließ alle
197 — 2 v. u. ſtatt allem ließ dem
199 — 1 ſtatt Streit ließ Streich
201 — 6 ſtatt ein gleichen ließ ingleichen
203 — 8 v. u. ſtatt Freuden ließ Freunden
209 — 10 ſtatt alleine ließ allein
216 — 5 ſtatt leichteſte ließ leichteſten
219 — 14 ſtatt einen ließ einem
221 — letzte Zeile iſt alſo überflüßig
222 — 5 ſtatt nons ließ nous
ib. — 9 ſtatt ni ließ ne
ib. — 10 ſtatt touts ließ toutes
ib. — 13 ſtatt va ließ vu
223 — 8 ſtatt Anguſtus ließ Auguſtus
226 — 19 ſtatt Hintritt ließ Eintritt
227 — 4 ſtatt in ließ in einer
230 — 17 ſtatt Vergnügen ließ Vorzügen
231 — 2 ſtatt es ließ er
249 — 22 ſtatt zuſammengeſetztere ließ zuſammengeſetzter
ib. — 25 ſtatt nicht ließ nichts
256 — 25 ſtatt gerettet ließ gerettet werden
268 — 3 ſtatt exſtructum ließ exſtructam
ib. — 13 ſtatt alii ließ ali
278 — 14 ſtatt inſapientibus ließ inſipientibus
279 — 3 ſtatt animos tempus ließ animis

* * *

In dieſer Handlung ſind nebſt mehrern nachſtehende Verlagsbücher zu haben.

Maiers, Joh. Chriſt. teutſches weltliches Staatsrecht, abgetheilt in Reichs- und Landrecht, 3 Bände, komplet. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Der dritte Band iſt in dieſer Jubilatemeſſe neu.

Millers, D. J. P. Lehrbuch der ganzen chriſtlichen Moral zum allgemeinen Gebrauch, zweite ſehr ververmehrte Auflage. gr. 8. 18 Gr.

iſt in dieſer Jubilatemeſſe neu.

Ebend. ausführliche Anleitung zur weiſen und gewiſſenhaften Verwaltung des evangeliſchen Lehramts. gr. 8. 1 Thlr.

Ebend. ſyſtematiſche Anleitung zur Kentniß auserleſener Bücher in der Theologie und in den damit verbundenen Wiſſenſchaften, zweite vermehrte Aufl. 8. 1775. 12 Gr.

Ejusd. chreſtomathia latina adformandum tam ingenium, quam animum puerilis aetatis accommodata, editio quinta multo emendatior 8. 5 Gr.

Dohms, Chriſt. Wilh. Geſchichte der Engländer und Franzoſen im öſtlichen Indien. 1ſter Theil 8. 12. Gr.

Anti Pope oder Verſuch über den Natürlichen Menſchen, nebſt einer neuen proſaiſchen Ueberſezung von Pope's Verſuch über den Menſchen. 8. 14 Gr.

Deutſches Muſeum 1. 2. 3. 4. 5tes Stück. Jänner bis May, 1776. brochirt à 8 Gr. der Jahrgang koſtet 4 Thlr.

Alle Monate wird ein Stück prompt ausgegeben.

Katechiſmus der chriſtlichen Religion für das Landvolk als der zweyte Theil des Katechiſmus der Sittenlehre für das Landvolk 8. 6 G.

Iſt in dieſer Jubilatemeſſe ganz neu.

Campe J. H. die Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menſchlichen Seele 8. 12 Gr.

Weſtphal, E. C. inſtitutiones iuris naturalis artis ordine digeſti et ab arbitrariis fori ſententiis purgati 8. maj. Lipſiae 20. Gr.

Glaſſii, Salom. Philologia Sacra his temporibus accommodata a D. Io. Aug. Dathio Tom. I. Grammatica et Rhetorica Sacra 8. maj. Lipſiae 1776. 3. Thlr. 16 Gr.

Erxleben, Joh. Chriſt. Polykarp, phyſikaliſch-chemiſche Abhandlungen, 1ſter Band. 8. 1776. 22 Gr.

Blackwells Unterſuchung über Homers Leben und Schriften aus dem Engl. überſetzt von Joh. Heinrich Voß mit einer Karte von Griechenland 8. 1776. 1 Thlr. 4 G.

Predigten des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker, aus ſeinen Papieren gezogen. 2 Theile, 8. 1776. 12 Gr.

Der 2te Theil iſt in dieſer Jubilatemeſſe neu.

Siegwart, eine Kloſtergeſchichte. Erſter Theil 8. 1776. 1 Thlr. 4 Gr.

Sententioſa vetuſtiſſimorum Gnomicorum quorundam Poetarum opera, praefatus eſt Ill. Chr. Gottl. *Heyne*, continetur in hoc Volumine Pythagoreorum aureum carmen varietatem lectionis notas adjecit, in uſum ſcholarum edidit Eberh. Gottl. *Glandorf* 8. Lipſ. 12. Gr.

Vorſtehende 12 Bücher ſind auch in dieſer Jubilatemeſſe neu.

Engliſche allgemeine Bibliothek von mehrern Gelehrten in England ausgefertiget. Zwey Bände aufs Jahr 1775. oder Jäuner bis December und Supplement machen 13 Stücke, brochirt, gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Hievon ſind die letzten 7 Stücke in dieſer Jubilatemeſſe neu.

Vermiſchte Philoſophiſche Schriften

von

Chriſtoph Meiners,

Profeſſor der Weltweisheit in Göttingen.

Dritter Theil.

Leipzig, 1776.
in der Weygandſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Mit dieſem Bande ſchließe ich, wenigſtens auf einige Jahre, die gegenwärtige Sammlung philoſophiſcher Schriften, weil ich Arbeiten angefangen habe, die mich mehrere Jahre ganz beſchäfftigen werden.

Die drey erſtern Abhandlungen dieſes dritten Theils waren ſchon alle fertig, ehe der zweyte Band einmal abgedruckt war. Faſt zu einer jeden habe ich perſönliche Veranlaſſungen gehabt. — Zum vierten Aufſatze habe ich lange geſammlet; allein ich habe ihn erſt dieſen Sommer in meinen heiterſten Stunden ausgearbeitet. Ich kann dreiſt verſichern, daß man nirgends eine vollſtändigere Geſchichte der Myſterien finden, und in meiner Abhandlung auch nicht blos das wieder finden werde, was andere vor mir ſchon geſammlet und gedacht hatten.

Göttingen am 11. Julius 1776.

I. Ueber

I.

Ueber den Genius des Sokrates.

Der Genius des Sokrates iſt noch immer ein dunkles unentwickeltes Räthſel der alten Geſchichte, wovon in allen Zeitaltern ſeit dem Tode dieſes großen Weltweiſen ſehr vieles iſt geſprochen worden, wovon aber ſelbſt diejenigen, die die ſorgfältigſten Unterſuchungen darüber angeſtellt hatten, nicht wußten, wie ſie es auflöſen ſollten. — Einige verwarfen alle Nachrichten der Freunde des Sokrates, und der übrigen Schriftſteller von dieſem Schutzgeiſte, als fabelhafte Mährchen, die vom Plato und Xenophon blos in der Abſicht erdichtet worden, um ihren Lehrer, als einen über gewöhnliche ſelbſt gute Menſchen erhabenen, und einer auſſerordentlichen Gnade der Götter gewürdigten Mann der Nachwelt zu empfehlen. Dieſe glaubten, daß Sokrates ſelbſt niemals von einem Dämon begleitet zu werden vorgegeben, oder doch wenigſtens

nigſtens kein übermenſchliches Weſen um ſich gehabt habe. Andere verwarfen zwar nicht die Zeugniſſe der rechtſchaffnen ehrwürdigen Männer, die dem Sokrates einen göttlichen Dämon zuſchreiben; fanden es aber ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Dämon weiter nichts als die Seele des weiſen in die Zukunft hinein ſehenden Sokrates geweſen ſey, und daß Sokrates ſelbſt darunter nichts anders verſtanden habe. Unter den Kirchenvätern gab es einen, welcher behauptete, daß ohne Chriſtliche Religion keine wahre Tugend ſtatt finde, und vor der Ausbreitung des Chriſtenthums die ganze heidniſche Welt unter dem Einfluſſe des Satans geſtanden habe; der ferner aus dieſen ihm ganz unwiderſprechlich ſcheinenden Sätzen den Schluß zog, daß der Genius des Sokrates wohl gar der leidige Teufel ſelbſt oder doch einer ſeiner Genoſſen geweſen ſey. Die allermeiſten, und unter dieſen finden ſich auch Kirchenväter, ſtimmen mit dem Plato, Xenophon, und allen Nachfolgern des Erſtern dahin überein, daß der Genius des Sokrates ein reiner himmliſcher Geiſt geweſen ſey, den die Gottheit dieſem Philoſophen zum beſtändigen Begleiter zugegeben

geben habe, damit er ihn vor allen Fehltritten, in die Menſchen von der zuverläßigſten Tugend, und der ſeltenſten Klugheit noch immer fallen können, warnen ſollte. Selbſt Dacier, Charpentier, und Olearius glaubten entweder, oder hielten es doch für nicht unwahrſcheinlich, daß Sokrates wegen ſeiner untadelichen Rechtſchaffenheit von der Gottheit in ſeinem Dämon einen übermenſchlichen Führer erhalten, der ihn auf allen ſeinen Wegen geleitet, und ihm ſo gar für ſeine Freunde nützliche Rathſchläge mitgetheilet habe.

Ehe ich das geringſte für oder wider eine von dieſen Meynungen entſcheide, will ich erſt alles, was ich über den Genius des Sokrates im Plato und Xenophon gefunden habe, vortragen, mit dieſen ausgezogenen Faktis eine jede der vorhergehenden Vermuthungen vergleichen, und zuletzt die Meinige kurz hinzufügen.

Einer von den wichtigſten Punkten der Anklage des Melitus wider den Sokrates war dieſer: Daß er die Götter ſeiner Väter abläugne, und dieſe Gottloſigkeit durch eine andere, nämlich durch die Einführung neuer

Götter, die das Athenienſiſche Volk nicht anerkannt habe, noch ſtrafenswürdiger mache. (Plat. Oper. Tom. I. Apol. Socr. p. 26. 27.) Dieſer Vorwurf (antwortet Sokrates) iſt ungereimt. Wenn ich, wie du ſelbſt zugiebſt, Dämonen (δαιμονια, δαιμονας) glaube, ſo muß ich auch nothwendig an Götter (θεȣς) glauben, weil Dämonen entweder ſelbſt Götter, oder wenigſtens Söhne der Götter ſind?

Ich bin (fährt er S. 28. zu den Athenienſern fort,) vom folgenden Gedanken ſo feſt, als von irgend einer Wahrheit überzeugt, daß man denjenigen Platz, den man nach reifer Ueberlegung, und mit dem beſten Wiſſen entweder ſelbſt gewählt und eingenommen, oder von rechtmäßigen Obern zugetheilt erhalten hat, mit Standhaftigkeit behaupten, und ſich weder durch die Furcht des Todes, noch durch andere Gefahren davon verdrängen laſſen müſſe. Ich würde mich alſo eines unverzeihlichen Fehlers ſchuldig machen, wenn eben ich, der ich wie andere meine Mitbürger, ſelbſt mit Gefahr meines Lebens auf allen den Poſten blieb, wohin mich die von euch mir vorgeſetzten Anführer bey Amphipolis, Potidäa, und Delium geſtellt hatten, wenn eben ich jetzo das Geſchäfft verließe, das mir, wie ich gewiß glaube, mein Gott anvertrauet hat, und das darin beſteht, mich und euch zu unterſuchen, und in dieſen Unterſuchungen mein Leben hinzubringen. Alsdenn könnte man mich mit Recht als einen Ungläubigen vors Gericht führen, der weder an Götter, noch deren Warnungen und Ausſprüche glaube, der endlich ſich fälſchlich für einen Weiſen halte, ohne es wirklich zu ſeyn. Wenn ihr mir alſo auch auf dieſe Bedingung (S. 29.) das Leben ſchenken wolltet, daß ich meine bisherige Lebensart aufgeben, und zu philoſophiren aufhören ſollte *), ſo würde ich doch immer lieber

---

*) Eben ſo druckt ſich Sokrates S. 37. aus: „Vielleicht denken manche unter euch, daß ich ſelbſt „ja wohl ſtillſchweigen, und mein Leben in Ruhe „zubringen könnte, und eben dieſe werde ich „ſchwerlich jemals überzeugen können, daß ich „alsdann der Gottheit ungehorſam ſeyn würde. „Ihr glaubt immer, daß ich nicht ernſtlich rede, „wenn ich euch ſage, daß ich nach göttlichen „Befehlen nicht ſo ruhig ſeyn kann, als ihr verlangt, und für eine ſehr leichte Forderung „haltet.“

lieber dem Gotte, der mich leitet, als euch, gehorchen, und im Gehorſam gegen ihn lieber ſterben, als mit einer Vernachläßigung ſeiner göttlichen Befehle das Leben von euch zum Geſchenk empfangen. Ich werde daher, ſo lange ich lebe, nicht ablaſſen, einem jeden von euch, der es verdient, mit meiner bisherigen Freymüthigkeit vorzuwerfen, daß er, ein Bürger des glücklichſten, und ſeiner Weisheit ſo wohl, als Macht wegen berühmten Staats, ſich freylich um Reichthümer, Ehrenſtellen und Anſehen bewerbe, aber dagegen um die Vervollkommung ſeiner Seele, um Weisheit und Tugend ſich gar nicht bekümmere. Alle die ſo ſind, werde ich nicht gleich laſſen, ſondern in ſie dringen, ſie ihnen ſelbſt und andern aufdecken, und ihnen gerechte Vorwürfe darüber machen, daß ſie das Nichtswürdige dem Großen und Erhabenen, das weniger Gute dem beſſern vorziehen. So werde ich es mit Alten und Jungen, mit Einheimiſchen und Fremdlingen machen, am allermeiſten aber werde ich mich meiner Mitbürger annehmen, weil dieſe mir am nächſten ſind: Dieß hat mir vorzüglich der Gott, wie ihr wohl wißt, anbefohlen. —

Ich zweifele auch, ob der Stadt Athen ein größers Glück wiederfahren könne, als dieſer mein Gehorſam gegen die Befehle des mich regierenden Schutzgottes. Ich thue nämlich weiter nichts, als euch alle, von welchen Ständen und Altern ihr auch immer ſeyd, zu überreden: daß es am beſten ſey, vor allen Dingen, ſelbſt vor den Bedürfniſſen des Körpers, und der Erwerbung von Reichthümern, die Veredlung und Ausbeſſerung der Seelen zu beſorgen: daß ferner nicht durch Glücksgüter Tugenden, aber wohl durch Tugenden Reichthümer, und die Wohlfahrt einzelner Perſonen ſowohl, als ganzer Völker erhalten werden. — Ich bin daher weit entfernt, mich vor euch zu rechtfertigen, wie man vielleicht erwarten könnte, meine Abſicht iſt vielmehr, euch vor den ſchlimmen Folgen zu warnen, die aus einer übereilten Verurtheilung eines Mannes, den die Gottheit euch geſchenket hat, entſtehen müſſen. Ihr werdet ſchwerlich, wenn ihr mich tödtet, einen andern durch göttliche Kraft geſtärkten und getriebenen Mann finden, der, wie ich, über euch und eure Stadt wacht, die einem mächtigen edlen Roſſe gleicht, das aber ſeiner Größe und Unbehülflichkeit wegen, durch Sporn erweckt und angetrieben werden muß. Mich hingegen hat ein Gott eurer Stadt zugeordnet, um die Willigen zu leiten, die Trägen zu ermuntern, und die Schlafenden aufzuwecken. Von dieſen Arbeiten ruhe ich an keiner Zeit des Tages, an keinem Ende der Stadt, wohin Vorſatz oder Zufall mich auch hinführt. — Daß ich euch von einer Gottheit geſchenkt bin, (fährt er S. 31. fort.) könnt ihr daraus abnehmen, daß ich nicht nach Art gewöhnlicher Menſchen, nicht aus den gewöhnlichen Bewegungsgründen handele. Wenn menſchliche Triebfedern und Abſichten mich leiteten; würde ich denn ſchon ſo viele Jahre durch, mich allein, und meine Vortheile vernachläßigen, und als euer Vater, oder älterer Bruder blos für eure Glückſeligkeit und Fortgänge in der Tugend beſorgt ſeyn? Ich habe nie den geringſten Lohn, nicht die geringſte Vergeltung für meine euch erwieſene Dienſte verlangt, oder erhalten; und ſo unverſchämt ſonſt auch meine Ankläger in ihren Beſchuldigungen ſind; ſo haben ſie es doch nicht gewagt, mir dieſen Vorwurf zu machen: meine Armuth würde das unwiderleglichſte Gegenzeugniß hergeben. — Vielleicht wundert ſich mancher darüber, warum ich einem jeden einzelnen meiner Mitbürger zu rathen ſuche, und hingegen den öffentlichen Rednerſtuhl niemals beſtiegen, noch auch dem ganzen Volk Vorſchläge gethan habe. Die Urſache meines Betragens iſt eine göttliche übermenſchliche Stimme, von der ihr mich ſehr oft habt reden hören, die mir von meiner Kindheit an ertönt, und mich niemals zu etwas antreibt, ſondern immer nur zurückhält. Dieſe Stimme iſt es, die mich von allen öffentlichen Geſchäfften und Angelegenheiten, ſo viel ich urtheilen kann, ſehr richtig abgezogen hat. Ich würde ſchon lange nicht mehr ſeyn, wenn ich mich an Staatsgeſchäffte gewagt hätte, und würde alſo weder euch noch mir nützlich geworden ſeyn. Es iſt nämlich nicht möglich dem Untergange zu entgehen, (die Bemerkung wird auch vielleicht ſo unangenehm ſeyn, als ſie wahr iſt.) wenn man ſich anders den ungerechten und übereilten Maasregeln des großen Haufens mit Muth und Nachdruck entgegen ſetzen will.

Ich habe (ſagt er S. 33.) niemals eigentlich gelehrt, keinem Menſchen insgeheim

Kenntniſſe mitgetheilt, die ich nicht auch allen übrigen mitgetheilt hätte. Wenn aber viele mir und meinen Unterredungen gerne zuhörten; ſo rührte dieſer Beyfall daher, daß ich ſehr viele unterſuchte, und entblößte, die ſich für weiſe hielten oder ausgaben, ohne es zu ſeyn. — Auch dieß hat mir der Gott befohlen; und eben dazu bin ich durch Götterſprüche, Träume, und auf eine jede Art, wodurch göttliche Weſen ihren Willen den Menſchen zu erkennen geben, aufgemuntert worden.

Nachdem er endlich mit der größten Freymüthigkeit, und dem vollen Gefühl ſeiner Würde geredet, und durch beyde ſowohl, als durch die Weigerung, ſich für ſchuldig zu erkennen, und von ſeiner bisherigen Lebensart abzuſtehen, ſich das Todesurtheil zugezogen hatte, fährt er (S. 40.) zu ſeinen Richtern ſo fort. Die letzte Zeit (ſagt er) habe ich in der That etwas ſehr merkwürdiges, ſelbſt etwas wunderbares erfahren. In den vorigen Zeiten meines Lebens waren die Prophezeyungen und Stimmen (μαντικη) meines Schutzgeiſtes ſehr häufig, und er warnte mich ſelbſt bey unwichtigen Vorfällen, bey ſehr kleinen Angelegenheiten, wenn ich etwas ohne die gehörige Vorſicht, oder zu meinem Nachtheile unternehmen wollte. Jetzt iſt mir, wie ihr ſeht, in dem empfangenen Urtheil etwas zuerkannt, was man für das größte Unglück unter allen halten könnte. Allein ich habe nicht das geringſte Zeichen von meinem Gott erhalten, weder heute Morgen, da ich ausgieng, noch da ich vor den Richterſtuhl trat, noch endlich während der Zeit, daß ich geredet habe, oder reden wollte. Sonſt hat mich der Gott oft mitten in meinen Reden unterbrochen und zurückgehalten: dießmal aber hat er ſich nie weder in meinen Handlungen, noch in meinen Reden widerſetzt, und ich kann hieraus nichts anders ſchließen, als daß ich recht gehandelt und geſprochen habe, und daß alles, was daraus folgt, der Tod ſelbſt mir nicht ſchädlich ſeyn werde.

Faſt auf eben die Art läßt Plato den Sokrates im Theages von ſeinem Dämon reden. (S. 128-130.) Demodotus wollte ſeinen wißbegierigen Sohn Theages, auf deſſen wiederholte, ſelbſt ungeſtüme Anforderungen irgend einem Weiſen zur Ausbildung übergeben, frug daher den Sokrates, wem er ihn am ſicherſten anvertrauen könnte, und wünſchte zuletzt, daß Sokrates ſelbſt die Sorge, den jungen Theages zur Weisheit und Tugend anzuführen, übernehmen möchte. Sokrates ſucht dieſen Antrag anfangs abzulehnen, und ſagt in der ihm eigenen Manier, daß er, der Vater, ſeinen Sohn zu den berühmten Sophiſten führen müſſe, die einen ſo großen Vorrath von Weisheit hätten, und ihre ſeltenen erhabenen Kenntniſſe einem jeden, der Luſt dazu bezeigte, um einen hohen Preis verkauften. — Theages beklagt ſich, nach dieſer Antwort über die Ironie des Sokrates, und über deſſen Abgeneigtheit, ihn unter die Zahl ſeiner jungen Freunde aufzunehmen. Er hoffte ſonſt gewiß, (ſetzt er hinzu) durch ſeinen Unterricht und in ſeiner Geſellſchaft ein aufgeklärter und rechtſchaffener Mann zu werden, da er ſelbſt viele junge Leute von ſeinem Alter kenne, die vor der Bekanntſchaft mit dem Sokrates nichtswürdige Menſchen geweſen wären, durch ſeinen Umgang aber alle übrigen bald eben ſo ſehr übertroffen, als ſie ihnen vorher nachgeſtanden hätten.

Auf dieſe Bemerkung des Theages nun antwortet Sokrates folgendergeſtalt: Du weißt nicht genau, liebſter Theages, wie es mit der ganzen Sache ſteht, und ich will dir daher die wahren Umſtände aufrichtig mittheilen. Von meiner erſten Kindheit an begleitet mich ein gewiſſer Dämon *), der ſich durch eine Stimme äuſſert, die mich niemals zum Handeln antreibt, aber wohl von gewiſſen Unternehmungen abhält. Eben dieſe warnende Stimme läßt ſich hören, wenn meine Freunde gewiſſe Entwürfe ausführen wollen, die zu ihrem oder andrer ihrem Schaden auslaufen würden. (Er bringt mehrere Beyſpiele bey, von denen ich gleich nachher reden werde.) Eben dieſes Dämons göttliche Kraft hat den mächtigſten Einfluß auf meine Bekanntſchaften, und alle diejenigen, die meinen Umgang nützen wollen. — Sie widerſetzt ſich nämlich den Verbindungen mit einigen, und ſolche ziehen auch nicht den geringſten Nutzen aus meinem Umgange, ſo wie ich auch

---

*) ἐςι γαρ τι θειᾳ μοιρᾳ παρεπομενον εμοι εκ παιδος αρξαμενον δαιμονιον. ἐςι δε τουτο φωνη, ἡ ὁταν γινεται, αει μοι σημαινει, ὁ αν μελλω πραττειν, τουτου αποτροπην.

auch ihre Vertraulichkeit nicht leiden kann. Es giebt wiedrum andre, deren Verbindung mit mir ſie zwar nicht zurückzuhalten ſucht, die aber ſo wenig, als die erſtern, von meiner Bekanntſchaft einige Vortheile ziehen. Diejenigen hingegen, deren Vereinigung mit mir der Dämon begünſtigt, machen geſchwind die größten Fortgänge, und dieſe ſind es, mit denen du kurz vorher ſagteſt, daß du bekannt geworden wäreſt. Aber ſelbſt unter dieſen ſind wieder einige, die die Vortheile meines Umgangs, und meiner Freundſchaft nur ſo lange empfinden, als ſie beſtändig um mich ſind, aber gleich wieder verlieren, ſo bald ſie eine Zeitlang von mir getrennt werden: andere hingegen, die während ihres ganzen Lebens, und ſelbſt in einer beſtändigen Abweſenheit ſo bleiben, als ſie ſich mit meiner Hülfe ausgebildet haben, und nicht blos da ſtehen bleiben, wohin ſie durch mich gekommen waren, ſondern auch unaufhörlich im Guten wachſen und fortgehen.

So redet Sokrates, oder vielmehr Plato durch den Mund des Sokrates vom Genius des leztern, und deſſen Wirkungen. Faſt eben das ſagt Xenophon ſowohl in ſeinen

Denkwürdigkeiten, als in der Apologie des Sokrates.

Sokrates (ſagt er in der erſten Schrift I. 1.) war kein Neuerer in Religionsſachen: er ſtimmte im Grunde mit allen denen überein, die durch die Stimmen der Vögel, durch Götterſprüche, endlich durch Eingeweide von Opferthieren, und andere Vorbedeutungen die Zukunft vorher verkündigt glauben. Dieſe nämlich glauben nicht, daß die Vögel ſelbſt, oder die Eingeweide von geſchlachtetem Vieh künftige Begebenheiten anzeigen, ſondern daß die Götter ſich beider nur als Werkzeuge bedienen, um den Menſchen von ſeinen bevorſtehenden Schickſalen zu unterrichten. Eben dieſer Neigung war auch Sokrates; nur wich er darinnen von andern ſeiner Mitbürger ab, daß dieſe ſich durch jene gewöhnliche Arten von Vorbedeutungen zu gewiſſen Handlungen antreiben, oder davor zurück ſchrecken laſſen, er hingegen durch einen göttlichen Dämon unmittelbar von dem Ausgange künftiger Begebenheiten benachrichtigt zu werden glaubte. Dieſer Genius rieth nicht blos dem Sokrates dieſes zu thun und jenes zu laſſen; ſondern leiſtete auch ſeinen Freunden eben den Dienſt, und mehrere Beyſpiele haben gelehrt, daß diejenigen, die den Eingebungen des Sokratiſchen Genius folgten, ſich immer wohl dabey befunden, diejenigen aber, die ſie vernachläßigten, ihren Ungehorſam zu bereuen, Urſache gehabt haben.

Wie iſt es möglich, (ſagt Sokrates in der Apologie) mich der Einführung neuer Götter zu beſchuldigen, und zwar blos aus dem Grunde, weil ich erklärt habe, daß die Stimme eines Gottes mir anzeigt, was ich jedesmal zu thun habe. Andere ziehen das Geſchrey der Vögel, die ominöſen entfallenen Reden anderer Menſchen, oder auch die Stimme des Donners zu Rathe: ich nenne das vorherverkündigende Weſen Dämon, und halte meine Meynung für wahrer, und der Gottheit würdiger als den gewöhnlichen Glauben derer, die den Vögeln eine göttliche Eigenſchaft, das Vorherwiſſen der Zukunft zutrauen. Daß ich nicht die Unwahrheit rede, können viele von meinen Freunden bezeugen, denen ich den Willen Gottes, wie er mir ihn geoffenbaret hatte, oft verkündiget habe, ohne jemals zu fehlen, oder auf einer Lüge betroffen zu werden.

Xenophon ſagt blos im Allgemeinen, daß Sokrates ſehr oft das Künftige, ohne zu irren, vorher verkündigt habe; Plato hingegen führt (Theag. p. 128. 129. f.) mehrere Proben von den Weiſſagungen des Sokratiſchen Genius an, denen man noch eine aus dem Plutarch (de Gen. Socr. 1030. 1032. Tom. II.) und zwo aus dem Cicero (de Div. I. 54.) hinzufügen kann, die wahrſcheinlich aus dem Antipater genommen ſind, der nach dem Zeugniß des Letztern alle Prophezeyungen des Sokrates in einem eigenen Werke geſammlet hatte. — Glauko hatte Luſt zu den Nemeiſchen Spielen zu reiſen, und theilte ſeinen Entſchluß dem Sokrates mit, der ihn auf erhaltene Eingebung ſeines Genius abrieth. Glauko ließ ſich von ſeinem Vorhaben nicht abwendig machen, fand aber nachher Urſache, ſeinen Ungehorſam gegen die göttliche Warnung zu bereuen, ungeachtet die nachtheiligen Folgen deſſelben im Plato nicht angeführet werden. — Zu einer andern Zeit war Sokrates mit dem Timarchus an einem feſtlichen Gaſtmahle zuſammen: Der Letztere ſtand zweymal auf, um die Geſellſchaft eines gewiſſen Geſchäffts wegen zu verlaſſen, wurde aber beydemale vom Sokrates auf Antrieb ſeines Genius zurück gehalten: zum drittenmale ſchlich er vom Sokrates unbemerkt weg, ermordete jemanden, und wurde bald darauf zum Tode geführt, wo er denn geſtand, daß er jetzo die Vernachläſſigung der durch den Sokrates erhaltenen göttlichen Befehle büſſen müſſe. — Eben ſo ſagte ich, fährt Sokrates fort, wie du von vielen noch lebenden Perſonen erfahren kannſt, den unglücklichen Ausgang der Unternehmung gegen Sicilien, und der des ſchönen Sannio gegen Epheſus und Jonien vorher. Die Letztere iſt zwar noch nicht geendigt; ich fürchte aber immer, daß Sannio darin bleiben, oder ſonſt einen beträchtlichen Schaden leiden werde. — Die drey andern Beyſpiele aus dem Plutarch und Cicero überlaſſe ich zum Nachſchlagen, da die angeführten ſchon hinreichen, einen jeden mit der Manier des Sokrates in ſeinen Prophezeyungen bekannt zu machen.

Wenn man die Zeugniſſe des Plato und Xenophon gelten läßt, ſo ſind folgende Sätze unläugbare hiſtoriſche Facta: daß Sokrates ſelbſt geglaubt, und auch öffentlich erklärt habe, unter der Obhut eines großen göttlichen übermenſchlichen Weſens zu ſtehen, das er Dämonion nannte, daß er ferner glaubte, von dieſem Dämon zu gewiſſen künftigen Handlungen angetrieben, von andern zurück gehalten zu werden, und nicht nur in der Wahl ſeiner Freunde und andern wichtigen Angelegenheiten, ſondern auch in weniger wichtigen, gewarnt und geleitet zu ſeyn. Ferner muß man zugeben, daß nach der Angabe des Sokrates ſein Genius ſich allein durch gewiſſe Stimmen (Φωναι oder σημεια) geäuſſert, ſo wohl den Freunden des Sokrates, als ihm ſelbſt gute Rathſchläge gegeben, aber auch nicht immer die Urſachen ſeiner Winke, und die nachtheiligen Folgen der Handlungen, von denen er abſchreckte, in Detail geoffenbaret habe. Endlich kann man nicht daran zweifeln, daß nicht Plato und Xenophon von dem Daſeyn des Sokratiſchen Genius, und von der Wahrheit alles deſſen, was ihr Lehrer von den Wirkungen deſſelbigen erzählte, eben ſo feſt, als von der Tugend und Aufrichtigkeit ihres Meiſters, überzeugt geweſen ſeyn.

Plato und Xenophon ſtimmen in allen ihren Nachrichten auf das Genaueſte überein: nur in dieſem einzigen Punkte geht Plato vom Xenophon ab: daß der Dämon den Sokrates nur allein zurück gehalten, und niemals zu etwas angetrieben habe; da Xenophon ausdrücklich verſichert, daß er dem Sokrates nicht nur angezeigt habe, was er zu laſſen, ſondern auch was er zu thun habe. — Ich würde hier immer den Plato eher, als den Xenophon eines Fehlers beſchuldigen, weil ſelbſt einige von den Eingebungen des Genius, die Plato anführt, beweiſen, daß er den Sokrates eben ſo wohl zu gewiſſen Handlungen aufgemuntert, als von andern zurück gehalten habe. Sokrates erhielt (wie er ihn oben in ſeiner Apologie ſelbſt ſagen ließ,) von ſeinem Genius den Auftrag zu philoſophiren, ſich und andere zu unterſuchen, und die Sophiſten, die Verderber der Griechiſchen Jugend, zu verfolgen: lauter Befehle, die nicht blos auf die Unterlaſſung, ſondern auch auf die Ausrichtung gewiſſer Handlungen giengen.

Apulejus (de Gen. Socr. 294. 97. 99. *) Edit. Colvii) rechnete den Genius des Sokrates zu der Klaſſe unſichtbarer Schutzgeiſter, die die Gottheit nach dem Plato, dem Menſchen zu Hütern und Zeugen ihrer geheimſten Gedanken gegeben hätte, und glaubte, daß dieſer große Mann wegen ſeiner Heiligkeit und Weisheit den ſeltenen Vorzug genoſſen habe, nicht nur die Stimme ſeines Schutzgeiſtes zu hören, ſondern ihn auch in ſichtbarer Geſtalt vor ſich zu ſehen. — Sokrates ſage nämlich häufiger, daß er ein von der Gottheit ihm gegebenes Zeichen, (ſignum, σημειον,) als eine vernehmliche Stimme wahr-

---

*) Daemones ſunt genere animalia, ingenio rationabilia, animo paſſiua, corpore aeria, tempore aeterna. — Ex hac ergo ſublimiore Daemonum copia, Plato autumat ſingulis hominibus in vita agenda teſtes et cuſtodes ſingulos additos: qui nemini conſpicui ſemper adſint, omnium non modo actorum teſtes, verum etiam cogitationum; und S. 299. Quod equidem arbitror non modo auribus, verum etiam oculis ſignum Daemonis ſui vſurpaſſe. Nam frequentius non vocem, ſed ſignum diuinum ſibi oblatum prae ſe ferebat.

genommen habe. — Allein dieſe Vermuthung des Apulejus iſt nichts als Irrthum, der daraus entſtand, daß er die Stellen, die er im Sinne hatte, nicht im Plato ſelbſt noch einmal wieder durchlas. Sokrates ſetzt nirgends die Stimmen, die ſein Gott ihn hören ließ, den Zeichen (σημειοις) entgegen: unterſcheidet ſie gar nicht von einander, ſondern braucht vielmehr beyde, als gleichgeltende Ausdrücke für dieſelbige Offenbarung ſeiner Gottheit. Weder im Plato, noch im Xenophon findet ſich die geringſte Spur, aus der man ſchließen könnte, daß Sokrates Erſcheinungen ſeines Genius gehabt, oder doch gehabt zu haben vorgegeben habe.

Simmias beym Plutarch erzählt (T. II. l. c. 1044 - 46. und S. 1052. 53.) daß Sokrates alle diejenigen, welche Göttererſcheinungen glaubten, als Schwärmer verachtet, hingegen allein denen, die gewiſſe Stimmen gehört zu haben, vorgegeben, ein aufmerkſames Ohr geliehen habe. — Plutarch gründet hierauf die Vermuthung, daß Sokrates zu den privilegirten Menſchen gehört habe, deren die menſchenliebenden Götter ſich als ihrer Günſtlinge vorzüglich annähmen,

men, und denen ſie ſich dahero auf eine ganz auszeichnende Art offenbarten. Unterdeſſen glaubt er doch nicht, daß die Stimme, die Sokrates gehört habe, mit irgend einer Erſchütterung der Luft verbunden geweſen ſey, und die Ohren des Sokrates, wie ein jeder anderer Schall getroffen habe; ſondern findet es wahrſcheinlicher *), daß höhere Weſen, dergleichen Dämonen ſind, unmittelbar auf die ihnen untergeordneten Geiſter wirken, und ihnen ohne Schall und Wörter durch eine gewiſſe geiſtige Erleuchtung, ihre Gedanken und Rathſchläge mittheilen. — Plato

und

---

*) Plut. Tom. II. Oper. p. 1044. το δε προσπιπτον, ȣ φθογγον, αλλα λογον αν τις εικασειε δαιμονος, ανευ φωνης εφαπτομενον αυτῳ τῳ δηλȣμενῳ τȣ νοȣντος. — und Seite 1045. αἱ δε των δαιμονων φεγγος εχȣσαι, τοις δυναμενοις ελλαμπȣσιν, ȣ δεομεναι ρηματων, ȣδε ονοματων, οἷς χρωμενοι προς αλληλȣς οἱ ανθρωποι συμβολοις ειδωλα των νοȣμενων, και εικονας ὁρωσιν, αυτα δε ȣ γινωσκȣσι, πλην ὁσοις επεστιν ιδιον (ὥσπερ ειρηται) φεγγος.

und Xenophon ſagen zwar nirgends, was die Stimme, die Sokrates hörte, für eine Stimme geweſen ſey, unterdeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß ſie nur allein der Seele, und nicht dem körperlichen Ohre hörbar geweſen ſey. Wenn anders Plutarch aus einer ſichern Quelle geſchöpft hat; ſo wollte ſich Sokrates ſelbſt über die Natur des Genius, ſo wenig als die Art, wie er ſich offenbarte, in eine nähere Erklärung einlaſſen, und gab dem Simmias, der ihn deswegen befragte, gar keine Antwort.

II.

Die leichteſte Art, alle Schwierigkeiten, die man in der Erklärung des Sokratiſchen Genius bisher gefunden hat, auf einmal zu heben, wäre freylich die, wenn man das Anſehen des Plato und Xenophon verwürfe, und beyde Männer für wohlmeynende Schüler erklärte, die aus der beſten Abſicht, ihren Lehrer zu verherrlichen, dem Sokrates einen Wahrſagergeiſt angedichtet hätten.

So ſehr ſich aber auch dieſe Hypotheſe durch ihre Leichtigkeit empfiehlt, ſo wenig läßt ſie ſich bey einer genauern Unterſuchung vertheidigen. — Beyde Philoſophen ſagen, daß der Genius des Sokrates zu einer der wichtigſten Beſchuldigungen wider den Sokrates, nämlich zum Vorwurfe der Einführung neuer Götter Anlaß gegeben, und daß Sokrates vor ſeinen Richtern ſich deswegen vertheidiget habe. Plato nennt ferner die Perſonen, denen Sokrates den Willen und guten Rath ſeines Dämons mitgetheilet habe. — Weder Plato noch Xenophon würden Herz genug gehabt haben, alles dieſes zu erdichten, da entweder noch alle, oder doch der größte Theil derjenigen Perſonen lebten, die den Sokrates angeklagt und gerichtet hatten — oder gute Rathſchläge von ihm empfangen haben ſollten. Wenn ſie aber auch beyde unverſchämt genug geweſen wären, ihren eigenen Zeitgenoſſen auf eine ſo grobe, leicht zu entdeckende Art ins Geſicht zu lügen; ſo würde man ihnen gewiß widerſprochen haben, und von dieſen Widerſprüchen würde gewiß etwas zu uns gekommen ſeyn. Allein in keinem Schriftſteller ſteht das Geringſte von dergleichen Widerlegungen: vielmehr ſtimmen alle ſpätere Geſchichtſchreiber mit dem Plato und Xenophon darinn überein, daß Sokrates öffentlich,

fentlich, unter dem Schutze und Einfluß eines Gottes zu ſtehen, vorgegeben habe, und eben dieſes Dämons wegen einer ſtrafbaren Verachtung der griechiſchen Religion beſchuldiget worden ſey.

Wenn Plato und Xenophon die Abſicht gehabt hätten, dem Sokrates einen Genius anzudichten, wovon dieſer in ſeinem Leben nichts geſagt, und kein Athenienſer etwas gehört hätte, ſo würden ſie von dieſem Genius, und deſſen Wirkungen, als von einem Geheimniſſe geſprochen haben, das Sokrates nur allein ihnen entdeckt hätte. — Sie müßten beyde unſinnig geweſen ſeyn, wenn ſie den Genius in die Anklage und Vertheidigung ihres Lehrers, endlich in die Lebensumſtände mehrer noch lebender Privatperſonen eingeflochten, und ſich dadurch einer ganz unvermeidlichen Gefahr, als Lügner überführt zu werden, ausgeſetzt hätten. — Eine ſolche Uebereinſtimmung im Erdichten würde eine größere Freundſchaft und Vertraulichkeit voraus ſetzen, als man der Geſchichte zu Folge unter den beyden Freunden des Sokrates annehmen darf. Sie waren einander ſo wenig gewogen, daß ein jeder von ihnen hätte fürchten müſſen, von ſeinem Mitſchüler unter dem Vorwande einer Ehrenrettung des Sokrates, als ein Phantaſt der Welt abgemalt zu werden.

So unwahrſcheinlich es alſo iſt, daß Plato und Xenophon alles, was ſie uns vom Genius des Sokrates erzählen, ſelbſt erdichtet haben; ſo wenig läßt ſich's glauben, daß Sokrates ſeine Freunde hintergangen, und ſeiner Seele oder der Klugheit im Vorausſehen der künftigen Folgen von Handlungen den Namen von Dämon gegeben habe, um ſich ſelbſt ein deſto größeres Anſehen, und ſeinen Rathſchlägen ein größeres Gewicht zu geben.— Ein ſolcher Kunſtgriff läßt ſich weder mit der Beſcheidenheit dieſes Philoſophen, die ihn kaum ſeinen eigenen wahren Werth erkennen, und lange an der Wahrheit des Ausſpruchs des delphiſchen Apolls, der ihn für den Weiſeſten unter den Griechen erklärte, zweifeln ließ; noch mit der offenen Aufrichtigkeit ſeiner großen Seele vereinigen, die eine Feindin aller Verſtellung war, und ſich in allen Handlungen ſeines Lebens, ſelbſt in den Augenblicken des Todes zeigte. Wenn man aber auch annehmen wollte, daß Sokrates nicht aus Eitelkeit, ſondern in der guten Abſicht, andern deſto mehr nützen zu können, ſich einer kleinen Verſtellung ſchuldig gemacht, und ſeiner Seele den Namen eines Dämons gegeben habe; ſo würde dieſer Vermuthung doch immer die bekannte vorſichtige Klugheit des Sokrates im Wege ſtehen, die es ihm leicht gezeigt hätte, daß er durch einen ſolchen Schritt bey Freunden und Feinden nicht allein nichts gewinnen, ſondern im Gegentheil ſehr vieles verlieren würde. Seine Freunde (wußte er) ſetzten ein ſo unbegränztes Zutrauen in ihn, und nahmen ſeine Erinnerungen mit ſo tiefer Ehrfurcht auf, daß er es ſelbſt nothwendig für ſehr unnöthig halten mußte, einen Gott zu Hülfe zu rufen, um ſich bey ihnen in Anſehen zu erhalten. — Eben ſo leicht konnte er es zum Voraus ſehen, oder auch durch die Erfahrungen einiger Jahre wahrnehmen, daß er ſich bey ſolchen, die nicht ſeine Freunde waren, entweder lächerlich, oder verhaßt machen, und ſich den Spöttereyen der ſtarken Geiſter eben ſo ſehr als dem Neide, und der Feindſchaft des Leichtgläubigen ausſetzen würde. Er ſelbſt ſagt es ſowohl im Eutyphro (p. 3.)

des Plato, als in der Apologie des Xenophons, daß er ſich durch das Glück, von einem Dämon geleitet zu werden, ſehr viele Feinde unter ſeinen Richtern ſowohl, als den übrigen Athenienſern zugezogen habe, die ihn alle wegen einer ſolchen Vertraulichkeit mit einem gottlichen Weſen beneideten. — Geſetzt aber auch, daß Sokrates alle dieſe verdrüßlichen Folgen nicht voraus geſehen hätte; ſo muß man ihm doch Klugheit und Rechtſchaffenheit genug zutrauen, daß er ſie dann, als die Erfahrung ſie ihm zeigte, ſo viel als möglich zu verbeſſern, und den bisherigen Plan ſeines Lebens zu verändern, würde geſucht haben. — Selbſt die Prophezeyungen des Sokrates (ſagt Xenophon Mem. I. 1.) beweiſen ſeine Aufrichtigkeit, und die Stärke der Ueberzeugung, womit er von einem Gotte erleuchtet zu werden glaubte. Ohne den Glauben an einen göttlichen Beyſtand würde er es nie gewagt haben, künftige Begebenheiten vorher zu ſagen, weil er ſonſt ſtets in Gefahr geweſen wäre, von ſeinen Freunden als ein prahleriſcher Thor befunden zu werden. — Man muß daher nothwendig annehmen, daß weder Sokrates, noch ſeine älteſten Schüler unter dem Dämon die Seele, oder eine von ihren Kräften verſtanden haben.

Da man alſo weder die Zeugniſſe des Plato und Xenophon verwerfen, noch auch den Genius des Sokrates durch ſeine Seele erklären kann; ſo bleiben nur folgende mögliche Fälle übrig: daß Sokrates entweder von einem guten oder böſen Geiſte wirkliche Eingebungen erhalten, — oder doch wenigſtens zu erhalten geglaubt habe.

Daß ein ſolcher Mann, als Sokrates, ſein ganzes Leben durch von einem böſen Geiſte auf eine für den Sokrates, und deſſen Freunde ſo vortheilhafte Art ſollte getäuſcht worden ſeyn, iſt ein ſo ungeheurer und wilder Gedanke, daß ich unſer Zeitalter beſchimpfen würde, wenn ich mich nur einen Augenblick bey einer ernſtlichen Widerlegung deſſelben aufhalten wollte. — Der zweyte Fall, daß Sokrates von einem reinen himmliſchen Weſen begleitet worden, iſt nicht völlig ſo unglaublich, als der erſtere, aber doch immer höchſt unwahrſcheinlich, weil er gar keine, oder ſehr wenig Fälle in der Geſchichte neben ſich hat, und immer eine Ausnahme von den großen

Geſetzen der Natur ſeyn würde, nach welchen die Vorſehung die Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechts regiert. Wenigſtens verdient er keinen Glauben, ſo bald man es nur einigermaßen wahrſcheinlich machen kann. daß Sokrates, ſeiner Weisheit und Rechtſchaffenheit unbeſchadet, gleich vielen andern vernünftigen und tugendhaften Menſchen, ohne es zu merken, getäuſcht werden, und ſelbſt glauben, und andere glauben machen konnte, von einem göttlichen Weſen inſpirirt zu werden, ohne doch jemals die geringſte Kenntniſſe durch übernatürliche erhalten zu haben.

Dieß Letztere nun getraue ich mir, wenigſtens ſo wahrſcheinlich zu machen, als irgend eine von den Hypotheſen über den Genius des Sokrates jemals geweſen iſt. Freylich zeigen ſich auch hier eine Menge von Schwierigkeiten, und Einwürfen, von denen ich die wichtigſten, die einem jeden ſo gleich einfallen, anführen will, damit man nicht glaube, daß ich ſie überſehen hätte.

Es muß einem jeden höchſt unglaublich vorkommen, daß ein Mann, dergleichen Sokrates war, der über die Eigenſchaften der

Gottheit, über Vorſehung, Seelen-Unſterblichkeit und Beſtimmung des Menſchen ſo richtig dachte, und faſt allenthalben über die Vorurtheile ſeiner Zeitgenoſſen erhaben war, daß ein ſolcher Mann mit dem Athenienſiſchen Pöbel nicht nur an Wahrſagerey und Vorbedeutungen geglaubt, ſondern auch ſelbſt mit Hülfe eines ihn erleuchtenden Genius die Zukunft vorher verkündigen zu können ſich geſchmeichelt habe. — Daß endlich dieſer Weiſe, der ſich ſtets damit beſchäfftigte, ſich und andere zu unterſuchen, und ſich die ſeltenſte Kenntniß ſeiner ſelbſt, und der menſchlichen Natur erworben hatte, daß der ſein ganzes Leben durch getäuſcht ſeyn, und gewiſſe Veränderungen ſeiner Seele für Eingebungen eines höhern Weſens gehalten haben ſollte, ohne die Illuſion zu merken, oder jemals gegen die Wirklichkeit der ihm angedeihenden Offenbarungen den geringſten Verdacht zu ſchöpfen.

Allein alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten verſchwinden größtentheils, wenn man die allgemeine Denkungsarten der Griechiſchen Philoſophen vor und nach dem Sokrates, die beſondern Grundſätze des Sokrates ſelbſt, und endlich die ihm eigenthümliche Gemüthsverfaſſung genau zu unterſuchen anfängt. Der Gedanke, daß die Gottheit dem Menſchen die Zukunft durch gewiſſe Zeichen und Vorbedeutungen ankündige, und daß der Menſch mit gehöriger Aufmerkſamkeit dieſe Zeichen zu entdecken, und alſo wahrzuſagen, im Stande ſey, gehörte unter den Griechen nicht, wie unter uns zu den Weiber-Mährchen, deren ein jeder vernünftig und freydenkender Mann ſich zu ſchämen Urſache gehabt hätte; ſondern der Glaube an Divination und an die Fähigkeit des Menſchen, künftige Dinge vorher zu ſehen, war unter den Griechiſchen Philoſophen noch allgemeiner, als die Ueberzeugung von dem Daſeyn einer oder mehrerer Gottheiten. Einige Eleatiker und Epikuräer ausgenommen, vertheidigten alle übrigen Sekten der Philoſophen, Pythagoräer und Sokratiker, Platoniker, Peripatetiker und Stoiker, die Realität von Vorbedeutungen und Weiſſagungen. Cic. de Diuin. I. c. 3. — Demokrit läugnete das Daſeyn der Gottheit, der Vorſehung, und der Unſterblichkeit der Seele, behauptete aber doch gewiſſe ungeheure aus Atomen gebildete Simulacra, die ſich dem Menſchen näherten, und ihm künftige Begebenheiten vorherſagten. Dicäarch, alle übrige Peripatetiker und Stoiker verwarfen die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, und waren dabey ſehr eifrige Vertheidiger der Divination. Die Stoiker ſchreiben über dieſe Materie mehr und weitläuftigere Bücher, als für das Daſeyn der Gottheit: in ihrem Syſtem war es ganz gewöhnlich, die Exiſtenz Gottes aus der Wirklichkeit der Divination, und dieſe wieder aus jener zu beweiſen. Man darf nur die Bücher des Cicero de Divinatione geleſen haben, um ſich zu überzeugen, wie ſehr die Alten ſich die Behauptung dieſer Lehre angelegen ſeyn ließen, und mit wie vielem Scharfſinn, und mit wie blendenden Gründen ſie die Wirklichkeit aller Arten von Vorbedeutungen zu beweiſen ſuchten.

Wann alſo Sokrates an Wahrſagungen glaubte, ſo glaubte er eben das, was faſt alle Philoſophen vor und nach ihm geglaubet haben, und gar nichts, was unter Griechen ungereimt, oder der Beweis einer ſchwachgläubigen Seele geweſen wäre.

Es iſt raſend, (ſagte Sokrates Mem. Xenoph. l. c. 1.) durch Vorbedeutungen und

Wahrſager etwas erfahren zu wollen, was wir durch den Gebrauch unſerer Kräfte, und den gewöhnlichen Unterricht erfahren können. Mit Recht würde man denjenigen für einen Thoren halten, der ſich bey Wahrſagern und Göttern darnach erkundigte, wie er ſeine Felder beſtellen, Häuſer bauen, Heere anführen, und Staaten regieren ſollte, weil wir alles dieſes durch eigenen Fleiß, oder doch die Zuziehung anderer lernen können. — Allein auſſer dieſen giebt es noch eine große Menge der wichtigſten Angelegenheiten, deren Kenntniß die Götter den Menſchen entzogen, und ſich allein vorbehalten haben; dergleichen ſind: der glückliche oder unglückliche Ausgang von Heyrathen, die geſtiftet, von Kriegen, die angefangen, von Kolonien und Städten, die verſchickt und gebaut werden ſollen. In allen dieſen Fällen verlaſſen uns unſere Kenntniſſe, und wir würden in Anſehung des Erfolgs einer jeden künftigen Unternehmung ſtets ungewiß bleiben, wenn nicht die menſchenliebenden Götter gewiſſe Zeichen und Vorbedeutungen feſtgeſetzt hätten, oder ſchickten, aus denen wir die künftigen Folgen unſerer Handlungen vorher beſtimmen könnten. Hier würde es thörichten Leichtſinn, und gottloſe Vermeſſenheit verrathen, wenn man ſich allein auf ſeine Klugheit verlaſſen, und den gütigen Rath der allwiſſenden Götter vernachläßigen wollte.

Ungeachtet Sokrates an eine weltregierende und weltordnende Gottheit glaubte, und in dieſer einzigen höchſten Gottheit, die vollkommenſte Güte, Macht und Weisheit anerkannte, (Mem. I. 4. IV. 3.) ſo war er doch kein Freygeiſt, kein Spötter und Beſtürmer der Griechiſchen Religion, der ſich über die Götter ſeiner Väter luſtig gemacht, und Opfer oder Gelübde, die man ihnen darbrachte, für unnöthig erklärt hätte (Xenophon. Mem. I. 3.) Im Gegentheil ſtimmte er mit der Pythia zu Delphi überein, welche diejenigen für die frömmſten und gottgefälligſten Menſchen erklärte, die die Götter nach der Weiſe der Vorfahren verehrten, — und hielt alle die für windichte Thoren, die eine Ehre darin ſuchten, nicht wie andere zu denken, und ſchwache Seelen irre zu machen. Er war in allem Ernſte ein rechtgläubiger Grieche, der den Göttern (Mem. I. 1.) nicht nur in ſeinem eigenen Hauſe, ſondern auch in ihren

Tempeln und auf den gemeinſchaftlichen Altären Opfer brachte, den andern eben das zu thun anrieth, und ſie in ſolchen Fällen, wo er ihnen nicht rathen konnte, und ſein Genius ihm nichts ſagte, an den Apoll zu Delphi verwies. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, ungeachtet Plato und Xenophon aus leicht zu entdeckenden Gründen es nicht ausdrücklich verſichern, daß Sokrates die Griechiſchen Götter für gewiſſe Mittelweſen zwiſchen der höchſten Gottheit, und dem menſchlichen Geſchlecht gehalten habe, die der Gottheit die Wünſche und Bedürfniſſe der Menſchen, ſo wie dieſen die Befehle, und den Willen des höchſten Gottes überbrächten. Dieſe waren es vermuthlich ferner, von denen Sokrates glaubte, daß ſie die Urheber der Vorbedeutungen künftiger Begebenheiten wären, und daß ſie dergleichen beſonders den guten Menſchen offenbarten, denen ſie gnädig und gewogen wären. (Xen. I. 1. *)

Bey ſolchen Grundſätzen nun, nach welchen Sokrates nicht nur von der Wirklichkeit

---

*) Τοὺς Θεοὺς γὰρ οἷς ὦσιν ἵλεῳ σημαίνειν.

der Divination, ſondern auch von der auſſerordentlichen Gnade überzeugt war, deren gute Menſchen von den Göttern genöſſen, wäre es ſehr begreiflich, wie er ſelbſt glauben konnte, einer ſolchen Gnade gewürdigt zu werden, ſo bald man nur einige Proben anführen könnte, daß Sokrates einen merklichen Hang zur Schwärmerey, und eine Leichtigkeit, ſich täuſchen zu laſſen, gehabt habe.

Wenn man es von irgend einem Menſchen nicht erwarten ſollte, daß er ein Schwärmer geweſen ſey, ſo war es Sokrates. Bey der ſtarken bis ins höchſte Alter unerſchütterten Geſundheit ſeines Körpers, bey der muſterhaften Mäßigkeit und Ordnung in ſeiner Lebensart, bey dem beſtändigen Umgange mit Menſchen von allerley Ständen, bey einem ſo kalten, vorſichtig unterſuchenden und langſam entſcheidenden Geiſte, bey einer ſolchen ruhigen, von keiner heftigen Leidenſchaft zerrütteten Seele, endlich bey der zur Gewohnheit gewordenen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, und alle in ihm vorgehenden Veränderungen, hätte er, ſcheint es, gegen die allen Schwärmern gemeinſchaftliche Krankheit geſichert ſeyn müſſen: zu gewiſſen Zeiten abweſende

Gegenſtände, als gegenwärtig, und zu andern Zeiten wiedrum gegenwärtige Dinge gar nicht, oder doch ganz anders als andere Menſchen zu empfinden. Und doch war der mäßige, über alle Leidenſchaften ſiegende, im Handeln und Unterſuchen ſo kalte Sokrates zugleich einer nicht der kleinſten Schwärmer, von denen die alte Geſchichte redet.

In dem Feldzuge gegen Potidäa, läßt Plato den ſchönen Alcibiades (in ſeinem Gaſtmahl III. Tom. Oper. p. 220.) erzählen, fieng Sokrates früh Morgens an, über eine wichtige Sache nachzudenken: und da die Unterſuchung nicht ſo glücklich von Statten gieng, oder ſo bald geendiget wurde, blieb er in der einmal angenommenen Stellung unverrückt ſtehen. Gegen Mittag wurde es bemerkt, daß Sokrates ſchon viele Stunden lang in tiefe Betrachtung verſunken da ſtünde, und einer erzählte es im Lager dem andern. Gegen Abend lagerten ſich einige neugierige Joniker in der Nachbarſchaft vom Sokrates, um ihn zu beobachten, und da er noch immer unbewegt in ſeiner Stellung blieb, ſchliefen ſie des Nachts unter freyem Himmel, um den Ausgang ſeiner Meditation abzuwarten. Sokrates kehrte aus ſeiner Entzückung nicht eher als mit dem heranbrechenden Morgen zurück, und gieng fort, nachdem er die aufgehende Sonne gegrüßt hatte. Auch Diogenes erwähnt dieſes Zufalls, erzählt es aber als ein bloßes Gerücht, (II. 23.) daß Sokrates eine ganze Nacht in derſelbigen Stellung geblieben ſey, und ſcheint es gar nicht zu wiſſen, daß Plato in der angeführten Stelle ſehr umſtändlich von dieſer Sache geredet hatte. Gellius ſtimmt viel genauer mit dem Plato überein, (Noctes Attic. II. 1.) ſetzt aber noch nach dem Philoſophen Phavorinus hinzu, daß Sokrates oft in ſolche vier und zwanzig Stunden lange Meditationen gefallen ſey. Auch Antonin (VII. 66.) ſpielt auf die Ekſtaſen des Sokrates an, wenn er ſagt, daß dieſer Philoſoph oft ganze Nächte durch unter freyem Himmel zugebracht habe. — Gellius ſah das anhaltende Verweilen des Sokrates in derſelbigen Stellung, und Antonin das Durchwachen ganzer Nächte unter freyem Himmel als freywillige Uebungen an, die Sokrates unternommen habe, um ſich abzuhärten, und zu allen Unfällen des Lebens vorzubereiten. — Allein aus der Erzählung des Plato erhellt, daß das Verſinken in ſich ſelbſt beym Sokrates unwillkührlich, die Folge einer angefangenen Meditation, und alſo eine Art von Entzückung geweſen ſey.

Auſſer der jetzt angeführten Probe finden ſich im Plato noch mehrere, eben ſo redende Beyſpiele von einem nicht kleinen Hange des weiſen Sokrates zur Schwärmerey. Er hatte ſehr oft Erſcheinungen (ὄψεις) im Schlafe, bedeutungsvolle, auf ſeinen jedesmaligen Zuſtand ſich beziehende Träume, die er für übernatürliche Wirkungen, für freundſchaftliche Erinnerungen höherer Weſen anſah, auf deren Wahrheit er ſich verlaſſen könnte, und denen er in ſeinem Leben folgen müßte. — Krito (Plato in Crit. p. 43. 44. et Cicer. de. Diuin. I. 25.) ein reicher Athenienſer und zugleich einer der wärmſten Freunde des Sokrates, hörte, daß das Schiff, was die Athenienſer jährlich nach Delos ſchickten, und nach deſſen Ankunft Sokrates ſterben ſollte, ſchon bey Sunium angelangt ſey, und alſo wahrſcheinlich noch denſelbigen Tag in den Hafen von Athen einlaufen würde. Er eilte daher voll Schrecken ſehr früh zu dem noch ſchlafenden Sokrates ins Gefängniß, und kündigte ihm die traurige Nachricht an, daß ſeine Freunde ihn vielleicht ſchon morgen verlieren würden. Sokrates blieb bey dieſer Nachricht ganz ruhig und heiter; antwortete aber dem Krito, daß das Schiff, nach deſſen Rückkehr er den Giftbecher trinken ſollte, noch nicht den gegenwärtigen Tag ankommen würde. Ihm ſey nämlich in einem Traume der letzten Nacht ein ſchönes wohlgebildetes Weib in weißem Gewande erſchienen, das ihm folgenden Vers aus dem Homer zugerufen habe:

ἤματι κεν τριτατῳ Φθιην ἐριβωλον ἱκοιο.
Tertia te Phthiae tempeſtas laeta locabit.

und er ſey daher überzeugt, daß das Schiff erſt morgen kommen, und er alſo am dritten Tage ſterben würde. Der Ausgang, ſagt Cicero an der angeführten Stelle, rechtfertigte das Zutrauen, was Sokrates auf ſein Traumgeſicht geſetzt hatte.

Im Phädo des Plato fragt Cebes, (60.) ein anderer Freund des Sokrates: was er dem Dichter Evenus für Beſcheid geben ſolle, der ſich bey ihm erkundigt habe, ob er, Sokrates, noch in ſeinem Alter Gedichte verfertiget hätte? Hierauf antwortete Sokrates: daß er ſchon ſehr oft in ſeinem vorhergehenden Leben durch eine ſtets wiederkehrende Erſcheinung im Schlafe ſey aufgefordert worden, ſich auf Muſik zu legen, daß er dieſen Wink als eine bloße Aufmunterung angeſehen habe, im Studio der Weltweisheit fortzufahren, die die erhabenſte Muſik, und die größte Künſtlerin der Eintracht und Uebereinſtimmung ſey: da ihm aber daſſelbige Geſicht, auch während ſeiner Gefangenſchaft, ſtets wieder erſchienen ſey; und noch immer zum Studio der Muſik aufgefordert habe, ſo habe er endlich dieſen Befehl nicht anders als von der eigentlichen Muſik verſtehen können, und ſich alſo, um der göttlichen Stimme nicht ungehorſam zu ſeyn, mit der Verfertigung äſopiſcher Fabeln beſchäfftigt. —

Wenn man alle von mir zuletzt zuſammen getragene Data zuſammen nimmt: daß nämlich Sokrates mit faſt allen übrigen Griechiſchen Philoſophen an das Daſeyn gewiſſer Dämonen, und an die Wirklichkeit von Vorbedeutungen ſowohl als Vorherverkündigungen künftiger Begebenheiten geglaubt: daß er tugendhafte Männer einer genauern Vertraulichkeit der Götter, und ihrer Offenbarungen würdig gehalten: daß eben dieſer Sokrates oft das Bewußtſeyn ſeines Zuſtandes in mehr als ſtundenlangen Entzückungen verlohren, und endlich weiſſagende Erſcheinungen im Traume geſehen, und für göttliche Schickungen gehalten habe, ſo wird man die letzte Vermuthung. die ich hieraus ziehe, nicht länger unwahrſcheinlich finden, daß der rechtgläubige und ſchwärmeriſche Sokrates Stimme eines Gottes zu hören glauben konnte, die bloß Erſchütterungen der Gehörnerven, oder der Fibern ſeines Gehirns waren, und eben ſo plötzlich in ſeiner Seele entſtehende Ahndungen über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang künftiger Handlungen für Eingebungen eines göttlichen, ihn begleitenden Genius halten konnte.

Es fehlt auch ſonſt nicht an Beyſpielen, ſowohl in der alten als neuern Geſchichte. daß Männer von den größten Talenten und Kenntniſſen, deren innere Organen aber eine ungewöhnliche Beweglichkeit und Empfindlichkeit hatten, und deren Vorſtellungen alſo ſehr oft bis zur Stärke wirklicher von gegenwärtigen

Gegenſtänden erregter Empfindungen erhoben wurden, daß ſolche Leute übernatürliche Vorbedeutungen wahrzunehmen, und von einem Schutzgeiſte geleitet zu werden, glaubten.

Hieronymus Cardanus war einer der ſonderbarſten, aber auch der größten Gelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts, der eben ſo viel Kühnheit in der Niederwerfung von Vorurtheilen als Scharfſinn ſie zu entdecken hatte. Dieſer genievolle Sonderling war (de Vita propr. c. 47. Oper. Vol. I. p. 44. 45.) feſt überzeugt, daß er, gleich dem Sokrates, Plotin und andern einen Schutzgeiſt habe, der ihm viele künftige Begebenheiten vorher verkündige. Von ſeinem früheſten Alter an habe er die Gegenwart eines ſolchen übermenſchlichen Weſens bemerkt, aber bis in ſein 74. Jahr nicht gewußt, auf welche Art er ihn von künftigen Vorfallenheiten unterrichte. Bald hätte ſein Genius ſich durch erregtes Herzklopfen, bald durch eine plötzliche Erſchütterung der ihn umgebenden Gegenſtände geäuſſert. Oft habe er ihm unverſtändliche Wörter, als: Te, Sin, Caſa, et Lamant zugerufen, niemals aber die Zukunft beſtimmt, und ausführlich vorher geſagt. Unterdeſſen habe er ihm und ſeiner Erleuchtung einen großen Theil ſeiner Kenntniſſe von himmliſchen und unſichtbaren Gegenſtänden zu danken.

Wenn auch die freye Offenherzigkeit, womit Cardan, wie von ſeinen Tugenden und Fehlern, ſo auch von ſeinem Genius redet, jemandem noch einigen Argwohn von Verſtellung übrig laſſen ſollte; ſo müſſen, glaube ich, folgende Nachrichten, die Cardan uns an einem andern Orte von ſich ſelbſt giebt, einen jeden überzeugen, daß auch er im Ernſte einen Genius um ſich zu haben geglaubt habe. Er konnte (de Rer. Varietate VIII. 48.) in Ekſtaſen fallen, wenn er wollte, und verlor in ſolchen Zuſtänden von Entzückung das Bewußtſeyn des äuſſern Zuſtandes und alle Empfindlichkeit ſo ſehr, daß er von dem, was um ihn her vorgieng, und ſeine Sinne rührte, nichts, wenigſtens nichts klar, wahrnahm. In eben dem Grade, in welchem er ſich von gegenwärtigen Gegenſtänden entfernen konnte, war er auch im Stande, Entfernte herbey zu rufen, und ſie ſo lebhaft ſich vorzuſtellen, als wenn er ſie wirklich empfände. Er konnte alles ſehen, was er wollte:

Sterne am hellen Tage, und alle Gegenſtände in der dickſten tiefſten Finſterniß; doch habe ſich (ſetzt er hinzu,) dieſe Gabe mit ſeinem abnehmenden Alter merklich verloren. — Endlich (ſagt er) habe er faſt von allen wichtigen Zufällen ſeines Lebens Vorerinnerungen in Träumen erhalten, die gewiß eben ſo wie beym Sokrates, ungewöhnlich lebhaft ſeyn mußten.

Cardan kann freylich von keiner andern Seite, als blos in Anſehung ſeiner feurigen faſt wilden Einbildungskraft und ſeiner ungeheuchelten Aufrichtigkeit, mit dem Sokrates verglichen werden. Er war aber, bey allen Ausſchweifungen und Unregelmäßigkeiten im Leben ſowohl als Denkart, immer ein Mann von bewundernswürdigen Talenten, und von einem ſeltenen nie ermüdenden Beobachtungsgeiſte, und nur eine kleine Unordnung in ſeiner Organiſation, eine kleine Ueberſpannung ſeiner Gehirnfibern wurde, wie beym Sokrates, Urſache, daß er, wie dieſer, Stimmen zu hören, und Eingebungen zu erhalten glaubte.

Ehe ich dieſe Abhandlung ſchließe, will ich noch ein Beyſpiel anführen, das einen jeden überzeugen muß, welchen ſonderbaren

Täuſchungen oft die größten Männer; und ſelbſt die zweifelndſten Sucher unterworfen ſind. Der Lord Herbert von Cherbury, ein eben ſo ſchöner und tapferer Ritter, als groſſer Staatsmann, Gelehrter und Philoſoph, hatte, wie er ſelbſt erzählt (S. 171. der von ihm ſelbſt verfertigten Lebensbeſchreibung, die 1770. zu London gedruckt iſt.) als er während ſeiner Geſandſchaft zu Paris ſein Werk de Veritate prout diſtinguitur a reuelatione veriſimili, poſſibili, et falſa, geendiget hatte, es in der Handſchrift dem nach Paris entflohenen Grotius, und noch einem andern Gelehrten gezeigt, und beyder ihren Beyfall erhalten. Allein, da er ſich bewußt war, wie viele neue, und von der gewöhnlichen Art zu denken abweichende Sätze er vorgetragen hatte, und zugleich alſo voraus ſah, daß er durch ihre Bekanntmachung einige ſchwache Seelen ärgern, andere irre machen würde; ſo zweifelte dieſer bis zum Muſter rechtſchaffene Mann noch immer, ob er ſein Buch drucken laſſen, oder noch eine Zeitlang unterdrücken ſollte? — In einer ſolchen Gemüthsverfaſſung befand er ſich an einem ſchönen und ſtillen Sommertage in ſeinem eigenen Zimmer, warf ſich endlich, um aus der ihn quälenden Ungewißheit heraus zu kommen, vor dem Allmächtigen nieder, und betete in der wärmſten Andacht, wie folget:

O du allmächtiger Gott! Vater des Sonnenlichts, das mich jetzo beſcheint, und Geber aller innerlichen Erleuchtungen! ich flehe deine unendliche Güte an, mir eine Bitte zu verzeihen, die größer iſt, als ein Sünder ſie wagen ſollte. Ich bin ungewiß, ob ich dieß Buch de Veritate bekannt machen ſoll, oder nicht? Sollte es zur Ausbreitung deiner Ehre und Herrlichkeit gereichen, ſo gieb mir ein Zeichen vom Himmel, in deſſen Ermangelung ich es unterdrücken will.

Kaum (ſetzt der Lord hinzu,) hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als ein helles, aber doch ſanftes Geräuſch (das keinem irrdiſchen ähnlich war,) vom Himmel herabkam. Ich wurde dadurch ſo ſehr geſtärket und erfreuet, daß ich meine Bitte für erhört hielt, und ſogleich den Entſchluß faßte, mein Buch drucken zu laſſen. Die Wahrheit deſſen, was ich ſage, fährt er fort, bezeuge ich vor dem allmächtigen Gott, auch wurde ich nicht durch meinen eigenen ſchwärmeriſchen Aberglauben betrogen, weil ich das Geräuſch ganz deutlich hörte, und meinem Bedünken nach, an dem klärſten Himmel, den ich je ſah, ſelbſt die Stelle wahrnahm, von welcher das Geräuſch ſich herabſenkte.

Wenn man die Denkungsart und den Charakter des Sokrates kennt; ſo hat ſeine Ueberzeugung von der Gegenwart eines ihn begleitenden Schutzgeiſtes, meiner Meynung nach, nicht ſo viel auffallendes, als dieſe aus dem Leben des Lord Cherbury angeführte Begebenheit. Daß nämlich ein Mann, der die Wahrheit der Chriſtlichen Religion, und die Richtigkeit ihrer Wunderwerke läugnete, oder doch bezweifelte, daß ein ſolcher Mann die Gottheit gebeten, ſeinetwegen den Lauf der ganzen Natur zu hemmen, oder zu ſtören, ihn durch ein Wunder aus ſeiner Verlegenheit zu reiſſen, und mit einem Zeichen zu begnadigen, aus welchem er den künftigen guten oder ſchlimmen Einfluß ſeines Buchs erkennen könnte: daß er ferner gleich nach ſeinem verrichteten Gebete, ein ſolches Zeichen wahrgenommen, und zu ſeinem Vortheil ausgelegt habe: dieß alles würde ſchlechterdings unglaublich ſeyn, wenn er es nicht ſelbſt auf eine Art erzählt hätte, die allen Zweifel unmöglich macht.

II. Be-

II.

Betrachtungen über die Frage:

Ob wir es in unſerer Gewalt haben, uns zu verlieben oder nicht?

Ad mea, decepti Iuuenes, praecepta venite;
Quos ſuus ex omni parte fefellit amor.
Diſcite ſanari — — —
Sed quaecunque viris, vobis quoque dicta, puellae
Credite. Diuerſis partibus arma damus.

OVIDIVS.

Wenn die Griechen uns auch nicht, wie ich noch immer Urſache zu glauben habe, an eben ſo mannichfaltigen als tiefſinnigen Unterſuchungen über alle die Gegenſtände, die wir jetzt in der Metaphyſik abzuhandeln pflegen, übertroffen hätten; wenn ſie auch nicht ſo viele und künſtliche Gewebe tranſcendentiſcher Spekulationen zuſammen geſponnen, nicht ſo glänzende Eroberungen und Verwüſtungen in den noch immer unerforſchten Regionen der Intellectual-Welt gemacht hätten; ſo würden ſie doch immer einen großen unbeſtrittenen Vorzug über alle Philoſophen der ſeit einigen

Jahrhunderten durch ſie aufgeklärten Völker Europens dadurch behaupten, daß ſie weniger den letzten Zweck aller Wiſſenſchaften aus den Augen verloren, und mehr fürs Leben zur Kenntniß und Bildung ihres Herzens, als zur Nahrung der Eitelkeit philoſophirten, daß ſie weniger grübelten als beobachteten, und einen größern Ruhm darin ſuchten, alte, aber bewährte Grundſätze ſelbſt auszuüben, und andere ausübend zu machen, als neue zweydeutige zu erfinden und auszubreiten. Von allen den herrlichen Werken ihrer Weiſen, die die Erforſchung und Vervollkommung der menſchlichen Natur zur Abſicht hatten, iſt nur der kleinſte, vielleicht kaum der tauſendſte Theil zu uns gekommen: und doch ſind dieſe wenigen Ueberbleibſel Griechiſcher Weisheit noch immer ſo zahlreich und wichtig, daß weder Franzoſen und Italiäner, noch Engländer und Deutſche ihnen ſo viele Schriften von ähnlichem Innhalt, und gleichem Werthe entgegen ſetzen können.

Die Griechen raiſonnirten freylich eben ſo, wie wir, und vielleicht mit größerer Anſtrengung und Weitläuftigkeit, über Dinge, die nie waren, und ſeyn werden, oder die wir, wenn ſie auch ſind, niemals begreifen und ausdrücken können. Sie redeten, wie wir, von Zeit, Ort, und leerem Raum, von Ewigkeit und Unendlichkeit, von der Welt, deren Urſprung, Beſtandtheilen, Dauer und Untergang, von Freyheit und Nothwendigkeit, von Dämonen und Thierſeelen: allein ſie wußten auch, was alle dieſe Speculationen werth waren, hielten ſie für Spielwerke denkender Köpfe, oder für Verwahrungsmittel gegen den Aberglauben, ordneten wenigſtens die Wiſſenſchaft, die ſie in ſich faßte, der Ethik unter, in der ſie die Natur und Beſtimmung des Menſchen zu erklären ſuchten, und Mittel, jene zu veredeln, und dieſe zu erreichen, angaben.

Dieſe Ethik nun enthielt dieſelbigen Unterſuchungen, aber nicht in derſelbigen Ordnung, in welcher ſie in unſern moraliſchen Wiſſenſchaften abgehandelt zu werden pflegen: — ferner nicht in gleich viele Abſchnitte eingetheilt, und mit denſelbigen Namen bezeichnet; allein in ihr wurden doch alle die Lehren vorgetragen, die man als neugebohren, und den letzten Jahrhunderten eigenthümlich anſieht, nur nicht blos ſo vorgetragen, damit ſie von jungen unwiſſenden Leuten gefaßt, und bald wieder gelehrt werden könnten, ſondern damit ſie von geſetzten, durch Erfahrung und wichtige Aemter ſchon gebildeten Männern im Leben und Handeln angewandt würden. — Allein nicht nur ihre Methode war wegen der längern Zeit, die Lehrer und Lernende anwandten, und wegen der verſchiedenen Abſichten, womit die einen unterrichteten, und die andern ſich unterrichten ließen, der unſrigen vorzuziehen; die Wiſſenſchaft ſelbſt war reichhaltiger, und handelte viele Materien ab, die man in allen unſern Syſtemen von Moralphiloſophie vergebens ſucht.

Zu dieſen gehört die Lehre von den Leidenſchaften, ihrer Entſtehungsart, Verwandtſchaft und Mannichfaltigkeit, ihrem Nutzen ſowohl als Schaden, endlich die Lehre von den Mitteln, ihnen zu entgehen, oder, wenn ſie ſich erhoben hätten, ſie zu ſchwächen und zu unterdrücken. Auf alle dieſe Fragen wandten die Griechiſchen Philoſophen allen Fleiß und Scharfſinn, deſſen ſie fähig waren, und man darf die Ethik des Ariſtoteles, die Bücher des Seneca vom Zorne, und die Tuſculaniſchen Fragen des Cicero nur obenhin kennen, um ihre Arbeiten mit Ehrfurcht und Bewunderung anzuſehen. Dieſe Lehre von den Leidenſchaften war es vorzüglich, die der Ethik der Alten die ſie von der unſrigen ſo ſehr unterſcheidende Form gab.

Dieſe wichtige Lehre iſt aus dem Gebiete der neuern Philoſophie faſt ganz herausgefallen, und diejenigen, die von den Leidenſchaften handeln möchten, wiſſen nicht, was und wie viel ſie von ihren Unterſuchungen in dieſes oder jenes der vielen willkührlichen Fächer der Philoſophie hineinſchieben ſollen. Wir ſind in dieſem Stücke noch ſo weit hinter den Griechen zurück, daß weder wir, noch Franzoſen und Engelländer nur die Hälfte von den Seelenbewegungen auszudrücken im Stande ſind, die die Griechen mit beſtimmten allgemeinen Ausdrücken bezeichneten.

Unter allen Leidenſchaften hielten die Griechen von Anbeginn ihrer Philoſophie keine ſo ſehr eines jeden Aufmerkſamkeit würdig, als die Liebe. Schon Sokrates der Weiſe ſagte, (im Theages des Plato,) daß er freylich nicht ſo gelehrt ſey, als viele ſeiner Zeitgenoſſen, die ſich Weiſe nannten, und von andern dafür gehalten würden, daß er, von allen dem, was andere ſo dreiſt behaupteten, oder verwürfen, nichts wiſſe, daß er aber in einer Wiſſenſchaft, nämlich in der Wiſſenſchaft der Liebe keinem unter allen Sterblichen, die gelebt hätten und noch lebten, etwas nachgäbe. Der große Mann ſchämte ſich nicht, in der Kunſt zu lieben, ſich für einen Schüler der ſchönen Aſpaſia, wenigſtens der weiſen Diotima auszugeben, — und rühmte ſich, das Geheimniß eines Zaubertranks zu beſitzen, wodurch er ſeinen Freunden eine unauslöſchliche Liebe gegen ſich einflöße. Plato, ſo feyerlich, und ernſthaft er ſonſt auch war, und ſo ſorgfältig er aus ſeiner Akademie die lachende Freude verbannte, blieb doch ein eben ſo eifriger Verehrer des Gottes der Liebe, als Sokrates, und widmete vielleicht die ſchönſte unter allen ſeinen Schriften, das Gaſtmahl, der himmliſchen Liebesgöttin. Dieſen beyden großen Vorbildern folgten faſt alle Philoſophen Griechenlandes, ſie mochten Lobredner des Vergnügens, und der feinern ſinnlichen Luſt, oder der ſtrengern Tugend ſeyn, ſie mochten in purpurnen Gewändern in den üppigen Höfen der Könige wohnen, oder in zerriſſenen Lumpen unter den Athenienſiſchen Hallen wandeln. Unter Cyrenaikern und Cynikern, Stoikern, Epikuräern und Peripatetikern war faſt kein merkwürdiger Denker, der nicht über die Liebe geſchrieben hätte; ſelbſt die Stoiker ließen ſich zur Liebe herab, und erlaubten dem Weiſen nicht nur zu lieben, ſondern behaupteten ſo gar, daß er allein die wahre Kunſt zu lieben verſtehe. Unſere neuern Philoſophen haben ſich dieſe ihnen von Alters her angeerbte Lehre durch gute, mittelmäßige und ſchlechte Romanen- oder Dramendichter aus den Händen reiſſen laſſen, und ich weiß nicht, ob die Liebe und das Publikum bey dieſer Einbuße der Philoſophie gewonnen haben. In den wenigſten Modeſchriftſtellern zeigt ſich die Liebe, wie ſie ſich unter uns in unſerm Zeitalter zeigt, ſondern entweder in Zwerg oder Rieſengeſtalt, durch eine ſchöpferiſche Phantaſie unnatürlich entweder aus einander getrieben, oder zuſammengepreßt. Einige ſchildern ſie, als eine hohe geiſtige Schwärmerey, und ſammlen aus hundertmal abgeſchriebenen und verunſtalteten Gemälden der Ritterzeit das Ideal einer Leidenſchaft zuſammen, die ſich ſchon ſeit

Jahrhunderten von der Erde verloren hat. Andere ſind Feinde von Antiken und Verſchönerungen, aber dagegen Crebilloniſchen Carricaturen deſto günſtiger, und zeichnen uns daher die Liebe, wie ſie gezeichnet werden müßte, wenn wir alle Brüder von den Thieren des Feldes, oder verdorbene Pariſiſche Wollüſtlinge wären.

Eine falſche übelverſtandene Schamhaftigkeit hält unſere Philoſophen zurück, ihre Beobachtungen über eine Leidenſchaft bekannt zu machen, der die Natur ſich in keinem empfindenden Weſen ſchämt, die aber im Menſchen allein große Unordnungen anrichtet, und eben deswegen des Zaums der Philoſophie am meiſten nöthig hätte. Dieſe Schüchternheit gründet ſich wahrſcheinlich in der, ich weiß nicht, wann und wie entſtandenen argwöhniſchen Denkungsart des leſenden Publikums, das ganz ruhig bleibt, und keine voreilige Folgen zieht, wenn ein Philoſoph von Rache und Zorn, übertriebner Ehrbegierde und Ruhmſucht redet, aber gleich aufmerkſam wird, und mit einem zweydeutigen vielſagenden Auge über das Werk eines Schriftſtellers in ſein Leben hinſieht, wenn er von der Liebe zu reden anfängt. —

Der Nachläßigkeit würdiger Philoſophen ſchreibe ich's zu, daß ſich nirgends mehr ſchädliche Vorurtheile ausgebreitet und feſtgeſetzt haben, als eben in der Theorie der Liebe, wie ſie von Dichtern und Romanenſchreibern vorgetragen, und von dem größten Theil unſers Publikums angenommen wird. Bey einer ſtrengern und genauern Aufſicht auf die Denkungsart des großen Haufens hätte ſich unmöglich folgender Gedanke einen ſo allgemeinen, und ſchwer zu erſchütternden Beyfall erwerben können: daß es eben ſo wenig in unſerer Gewalt ſey, uns nicht zu verlieben, als es von unſerer Willkühr abhänge, ob wir in ein hitziges Fieber fallen wollen oder nicht? Daß es für einen jeden gewiſſe Perſonen gebe, deren Reize unwiderſtehlich, und deren Impreßionen unauslöſchlich wären, daß alſo der vernünftigſte Mann keinen Augenblick ſicher ſey, von einer liebenswürdigen Thörin in einen verliebten Gecken verwandelt zu werden, und daß man daher niemals ſtolz auf die Behauptung ſeiner Freyheit ſeyn müſſe, weil die Liebe ſich gewöhnlich am grauſamſten an den Frevlern räche, die ihre uneingeſchränkte Herrſchaft über Götter und Menſchen bezweifelt hätten.

Ich habe mich dieſer Irrlehre allenthalben, wo ich nur Gelegenheit gehabt habe, aus allen Kräften widerſetzt, weil ich von je her geglaubt habe, daß die Würde der menſchlichen Natur dadurch zu ſehr herab geſetzt würde: ich bin aber immer in Gefahr geweſen, um meiner guten Abſichten und Bemühungen willen für einen Sonderling, oder wohl gar für einen Ketzer in der Lehre von der Allmacht der Liebe gehalten zu werden. Ich habe in allen Ständen, Altern und Geſchlechtern die eifrigſten Vertheidiger derſelben gefunden, und es iſt mir, ſo weit ich zurück denken kann, nur einer und der andere aufgeſtoßen, der meiner Meynung geweſen wäre; und nur eben ſo wenige habe ich von der Falſchheit der entgegengeſetzten Meynung zu überführen, und zur Meinigen, die ich jetzo beweiſen werde, zu bekehren, das Glück gehabt.

Die Bewegungsgründe, aus welchen die Unwiderſtehlichkeit der Liebe ſo allgemein und eifrig vertheidiget wird, ſind wahrſcheinlich nicht allenthalben dieſelbigen. Manche ſtreiten für dieſen Grundſatz, weil ſie in ihm einen Schutzort gegen begangene oder künftige Fehltritte zu finden glauben. Man befreyt oder erleichtert ſich wenigſtens von der Schuld einer Schwachheit, wenn man ſagen kann, daß man durch die höhere Macht des Verhängniſſes oder einer unwillkührlichen Leidenſchaft dazu gezwungen worden. — Ich denke aber doch zu gut vom Menſchen, als daß ich mit dem Verfaſſer der Briefe der Lenclos (Lett. VII.) alle Gönner dieſer Lehre von dem angeführten, nicht rühmlichen Bewegungsgrund getrieben glauben ſollte. Eigene Erfahrungen haben mich gelehrt, daß viele die Liebe nur deswegen für unwiderſtehlich erklärten, um ſich ſelbſt, oder dem ſchönen Geſchlechte eine Schmeicheley zu ſagen. Einige bringen ihrer eigenen Eitelkeit ein Opfer, indem ſie ſich dadurch als Bewunderer und Kenner der Schönheit, als Männer von auſſerordentlicher Empfindlichkeit gegen die Reize des andern Geſchlechts zu empfehlen glauben, die, wie ſie ſagen, nur denjenigen weniger gefährlich wären, die zu grobe oder ſtumpfe

Sinne hätten, als daß ſie jene wahrzunehmen oder gehörig zu ſchätzen im Stande ſeyn ſollten. Andere ſuchen durch das Geſtändniß ihrer Schwäche, und der Uebermacht der Schönheiten des andern Geſchlechts, die Eitelkeit des Frauenzimmers zu ihrem Vortheile einzunehmen, weil ſie wiſſen, daß die Omphale ſich ſehr in dem Schauſpiele, den Herkules ſpinnen zu ſehen, gefiel, und daß noch jetzo alle ihre jüngern Schweſtern ſich ſehr darüber freuen, wenn der ſtolze ſtärkere Mann ſich vor dem Throne, der durch ſeine eigene Schwäche ihn beſiegenden Schönheit niederlegt, und entweder demüthig um Gnade fleht, oder auch geduldig ſich Feſſeln anlegen läßt. Endlich giebt es auch gewiſſe Perſonen, die weder eigene Schwachheiten zu beſchönigen, noch auch die Abſicht, ſich und andern zu ſchmeicheln, haben, und doch der unwiderſtehlichen Gewalt der Liebe das Wort reden, weil ſie in allem Ernſt überzeugt ſind, daß man unter gewiſſen Umſtänden der Liebe ſo gut, als einer jeden andern Leidenſchaft unterliegen müſſe. Dieſe Letztern wurden auf ihre Meynung gewöhnlich durch die Beyſpiele ſelbſt vernünftiger Perſonen geführt, die von einer unglücklichen zu ſtark gewordenen Neigung wider ihren Willen ins Verderben fortgeriſſen wurden.

Ehe ich aber meine Meynung, daß für einen jeden, der ſeine Kräfte ernſtlich braucht, keine Neigung zwingend, und keine Reize unwiderſtehlich ſind, zu beweiſen, und die gegenſeitige zu widerlegen, im Stande bin, muß ich nothwendig zuvor den großen Unterſchied zwiſchen lieben und ſich verlieben aus einander ſetzen.

Liebe drückt dasjenige aus, was wir für einen jeden Gegenſtand empfinden, der uns unmittelbar entweder jetzo Vergnügen verſchafft, oder einſtens verſchafft hat, oder künftig unſren Hoffnungen und Erwartungen nach verſchaffen wird. Wir lieben alſo nicht blos denkende und frey handelnde, ſondern auch blos empfindende Weſen, und auch dieß nicht allein, ſondern eine zahlloſe Menge unbelebter todter Werke der Natur und Kunſt, ſo bald ſie angenehme Eindrücke und Empfindungen in uns hervor zu bringen im Stande ſind.

Liebe, ſagte Plato, iſt der Wunſch, die Sehnſucht nach der innigſten genaueſten Vereinieinigung mit dem geliebten Gegenſtande; und nach Leibniz iſt Liebe ſo viel, als der Wunſch der Erhaltung und der Vervollkommung geliebter Gegenſtände, vereinigt mit dem lebhafteſten Eifer zu beyden, ſo viel als unſere Kräfte erlauben, beyzutragen, und Untergang oder Verſchlimmerung von ihnen abzuwenden. Wenn man die Beobachtungen dieſer großen Weltweiſen vereinigt; ſo wird man, denke ich, eine richtige und vollſtändige Vorſtellung von demjenigen haben, was in uns vorgeht, wann wir lieben: und zugleich Liebe von dem ihn am nächſten begränzenden Zuſtande des Vergnügens oder der Freude zu unterſcheiden im Stande ſeyn. Liebe iſt mehr als Freude oder Vergnügen, ungeachtet ſie beyde zu unzertrennlichen Begleiterinnen hat. Sie iſt ein Zuſtand angenehmer Empfindungen, den wir zu verlängern wünſchen, aber zu gleicher Zeit ſchließt ſie Dankbarkeit gegen den äußern Gegenſtand, der uns Freuden erweckte, und einen auf dieſe Dankbarkeit gegründeten Wunſch ſeiner Fortdauer und Verbeſſerung in ſich; ferner den Eifer, beyde zu befördern, und endlich die Sehnſucht, ihm nahe, oder mit ihm verbunden

den zu ſeyn, um die gekoſteten Vergnügungen noch länger genießen zu können. — Vergnügen oder Freude und Liebe ſind eben ſo ſehr verſchieden, als Mißvergnügen oder Schmerz und Haß. — Haß iſt allemal ein peinlicher Zuſtand, oder ein ſolcher Zuſtand des Leidens, der mit dem Wunſche verbunden iſt, von dem Gegenſtande, der uns Schmerzen verurſachte, entfernt zu ſeyn, oder ihn wohl gar zerſtört zu ſehn. Eine ganz natürliche Folge aus den letzten Bemerkungen iſt dieſe, daß man um deſto glücklicher iſt, je mehr liebenswürdige Dinge man kennt, und wirklich liebet, und daß man auf der andern Seite, in eben dem Verhältniſſe, an Vergnügen verliert, und an Schmerzen Zuwachs erhält, je mehr man andere Dinge auſſer ſich, mit oder ohne Grund, haßt.

Wir lieben blos ſolche Gegenſtände, die uns unmittelbar Vergnügen noch jetzo verſchaffen, oder wenigſtens ehemals gegeben haben, nicht aber ſolche, die blos nützlich, das heißt, entweder dazu dienen, Schmerz und Schaden von uns abzuwenden, oder uns auch den Beſitz unmittelbar angenehmer Gegenſtände zu verſchaffen. Geld, Wechſel und Obligationen ſuchen und begehren wir, aber wir lieben ſie nicht, weil ſie bloße Inſtrumente des Vergnügens ſind, und uns völlig gleichgültig ſeyn würden, ſo bald ſie ihren Conventionswerth verlieren, und zum Einkauf unmittelbar angenehmer Gegenſtände zu dienen aufhören würden. Aber dagegen lieben wir Dinge, die, wenn ſie auch gleich jetzt nicht angenehm mehr ſind, uns ehemals Vergnügen erweckt haben. Solche Gegenſtände erregen nämlich in uns die Erinnerungen der einſt genoſſenen Freuden, die wir ihnen zu danken hatten, und ſolche zurückgerufene wiederholte Freuden ſind auch Freuden. Eben ſo können wir entfernte Gegenſtände lieben, die uns noch kein Vergnügen gemacht haben, von deren Beſitz wir aber ſehr vieles hoffen und erwarten. Im letzten Fall iſt Vorgenuß, wie im Erſten Nachgenuß der Grund unſerer Liebe zu noch nicht erlangten reizenden Gegenſtänden.

Unbelebte Werke der Natur ſo wohl als Kunſt, die einen oder mehrere unſrer äußern Sinne in angenehme Schütterungen verſetzen, lieben wir um deſto mehr, je lebhaftere, häufigere und anhaltendere Vergnügungen ſie uns gegeben haben, oder unſern Hoffnungen nach, noch geben werden. Nicht alle Menſchen erhalten der urſprünglichen Verſchiedenheit ihrer ſinnlichen Werkzeuge wegen, von denſelbigen Gegenſtänden dieſelbigen angenehmen und unangenehmen Eindrücke. Einigen verurſacht eben das Schmerz und Abſcheu, was in andern Vergnügen und Liebe hervorbrachte: oder, wenn auch ein und eben derſelbige Gegenſtand mehrern Perſonen Vergnügen giebt, ſo iſt doch das Vergnügen ſelbſt den Graden nach in mehrern Perſonen ſehr von einander verſchieden. Durch dieſe eben ſo bewundernswürdige als unbegreifliche Verſchiedenheit des Baues unſerer empfindlichen Theile, und die daraus entſtehenden Unterſchiede der Impreſſionen, die die Organen mehrerer Menſchen von denſelbigen Objecten empfangen, entſteht eine größere Mannichfaltigkeit liebenswürdiger Gegenſtände, und wird eine größere Summe von Vergnügen genoſſen, als bey einer völligen Gleichförmigkeit unſerer Sinne, und der in ihnen erregten Eindrücke möglich wäre. Dadurch nämlich, daß nicht alle an allem gleich viel Wohlgefallen oder Mißfallen finden, wird alles in der Welt genutzt und genoſſen:

und es giebt eben ſo wenig ſchlechterdings häßliche verabſcheuungswürdige Dinge, als es allgemein ſchöne und liebenswürdige giebt. Ein andrer eben ſo groſſer Vortheil der Göttlichen Einrichtung unſrer thieriſchen Oekonomie iſt dieſer, daß dadurch, daß alle Menſchen nicht daſſelbige lieben oder verabſcheuen, nicht ſo leicht eine Armuth an liebenswerthen Gegenſtänden, oder doch ein zu allgemeines Beſtreben nach der Erlangung derſelbigen Güter entſteht, die vielleicht unvermeidlich geweſen wären, wenn aller Menſchen Sinne einerley Bauart erhalten, und daher auch von denſelbigen Gegenſtänden gleich viel Schmerz oder Vergnügen empfangen hätten. Diejenigen alſo, die die großen Unterſchiede in den ſinnlichen Werkzeugen der Menſchen als eine Unvollkommenheit anſehen, und keine andre Dinge für ſchön erklären wollen, als ſolche, die allgemein gefallen, dieſe bedenken nicht, daß wann der Menſch und die Natur auſſer uns, ihren Idealen und Vorſchlägen nach, verwandelt würde, jener an Glückſeligkeit eben ſo ſehr, als dieſe an mannichfaltigen Reizen verlieren würde.

Bey der Liebe, die wir zu lebloſen nicht empfindenden Geſchöpfen tragen, wird eine vielleicht von mehrern ſchon bemerkte Täuſchung eine reiche Quelle unzähliger kleiner Vergnügungen, von denen wir kein einziges ſchmecken würden, wenn wir ſtark oder eigenſinnig gnug wären, jedesmal alles, was in uns vorgeht, auf das ſtrengſte zu unterſuchen, und Wahrheit niemals der Glückſeligkeit des Irrthums aufzuopfern. Faſt alle Menſchen lieben gewiſſe Gegenſtände, beſonders diejenigen, an die ſie ſich lange gewöhnt, und denen ſie, während eines großen Theils ihres Lebens viel Vergnügen zu danken hatten, als: Häuſer, Gärten, Schiffe, Waffen, Handwerkszeug, mit einer Zärtlichkeit, die derjenigen faſt gleich kommt, die wir gegen lebende und empfindende Thiere hegen. Wir leihen ſolchen Dingen, ohne es überhaupt, oder doch in einem jeden einzelnen Falle zu merken, Leben und Empfindung. Es iſt uns, als wann ſie es dankbarlich empfänden, daß ſie bisher in unſerm ſchonenden Schutz und Gebrauche geſtanden, und als wenn ſie trauren würden, wenn wir ſie weniger gütigen Beſitzern oder Herren übergeben. Ein jeder von uns hat wahrſcheinlich ſolche reiche Leute gekannt, die weder neue Häuſer bauten und kauften, noch die, welche ſie bewohnten, ſehr ausbeſſerten, weil ſie den Behauſungen, die ihre Großväter, Väter und ſie ſelbſt ſo lange beherbergt hatten, Unrecht zu thun glaubten, wenn ſie ſie andern Beſitzern übergäben, oder ſie nicht ſo lange als möglich, in demſelbigen Zuſtande zu erhalten ſuchten. Eben ſo giebt es ſehr viele alte Krieger und beſonders Seefahrer, die ſich von ihren Waffen und Schiffen eben ſo ungerne, als von ihrem Leben trennen, und beyde nicht abſtehen würden, wenn man ihnen auch den zehnfachen Werth dafür bezahlen wollte. Die Figur alſo, die lebloſe Gegenſtände belebt, iſt nicht ſo kühn, als man gemeiniglich glaubt: auch nicht blos Dichtern eigen, oder allein eine Wirkung heftiger Leidenſchaften: ſie iſt die Wirkung eines allgemeinen Hanges der menſchlichen Natur, alle Gegenſtände ſich ſo ähnlich als möglich zu machen, eines Hanges, der ſich in allen Ständen und Altern, in Gelehrten und Ungelehrten, in Kindern und Erwachſenen äuſſert. Durch dieſe unſchädliche Illuſion werden dem Menſchen viele kleine Freuden zu

Theile, die kein Unzufriedener jemals in Anſchlag gebracht hat, wenn er mit der Vorſehung zankte. Der Menſch liebt dieſelben Gegenſtände, die er ſich bewußt oder unbewußt, als lebend und empfindend träumt, ſtärker, als er ſie lieben würde, wenn er ſie für ganz todt hielte: und Zuwachs an Liebe iſt für einen jeden Liebenden Zuwachs an Glückſeligkeit. Er ſorgt für ſie, und hütet ſie zärtlicher als andre Dinge, und auch dieſe kleine Gefälligkeiten und Dienſtleiſtungen belohnen ſich ſelbſt. Endlich freuet er ſich über ihren Wohlſtand, und unterhält ſich mit ihnen, als mit lebenden Freunden.

Thiere lieben wir in eben dem Verhältniſſe, in welchem ſie als Thiere ſchön ſind; das heißt ihren Körper ſo gebaut, und alle Theile deſſelbigen in einem ſolchen Ebenmaße zuſammengeſetzt haben, daß ſie zur Erfüllung ihrer Beſtimmung und zu allen ihrer Art eigenthümlichen Verrichtungen vorzüglich geſchickt ſind; — ferner in welchem ſie alle Vorzüge oder doch Schattenbilder (Simulacra) derjenigen Vorzüge beſitzen, die wir in Perſonen unſers eigenen Geſchlechts lieben und hochachten.

Lebende und fühlende Weſen lieben wir mehr als unbelebte, weil ſie Glückſeligkeit, und ſelbſt das Gute, das ſie von uns empfangen, zu empfinden, und das erzeigte Gute durch angenehme Dienſte, oder doch durch Ergebenheit und Treue dankbarlich zu erwiedern im Stande ſind.

Durch eben den Hang, durch welchen wir mehrern lebloſen Dingen Leben und Empfindung mittheilen, ergänzen und vervollkommen wir die thieriſche Natur, geben den Thieren Kräfte und Tugenden, die die Vorſehung ihnen entweder ganz verſagt, oder wovon ſie ihnen doch höchſtens nur ſehr ſchwache Aehnlichkeiten geſchenkt hat, und lieben dieſe von uns verſchönerten und uns näher gebrachten Geſchöpfe faſt eben ſo inbrünſtig, als wir Menſchen lieben würden, in denen wir dieſe Vorzüge wirklich anträfen.

Ungeachtet unter cultivirten Völkern die Eintheilung aller Thiere in vernünftige und unvernünftige allgemein aufgenommen worden, und alle empfindende Weſen, Menſchen ausgenommen, in die letzte Klaſſe geworfen worden; ſo wird man dennoch finden, daß die meiſten Liebhaber oder Liebhaberinnen gewiſſer Thierarten einzelnen Individuis derſelben, die ſie am meiſten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, vielleicht, ohne es zu wiſſen, alle die Vorzüge einzeln zugeſtehen, der ſie in ihren Raiſonnements nur den Menſchen fähig halten. Man wird ſehr ſelten Freunde von Pferden und Hunden antreffen, die nicht in den Lieblingsthieren, deren Dienſte und Geſellſchaft ſie am längſten genutzt haben, unläugbare Spuren des Verſtandes und mehrere Tugenden fänden, und dieſe Geſchöpfe deswegen eben ſo ſtark, und oft noch ſtärker liebten, als ſie Weib und Kind, oder andre Perſonen ihres eigenen Geſchlechts zu lieben pflegen.

Dieſe Neigung, den Thieren menſchliche Vollkommenheiten zuzuſchreiben oder anzudichten, iſt unter rohen ungebildeten Völkern viel ſtärker und allgemeiner, als unter den gelehrten in Städten eingeſchloſſenen Menſchen. Der unwiſſende mit Künſten und Wiſſenſchaften unbekannte Barbar kommt viel eher in Verſuchung, die Thiere ſeinem Geſchlechte zu nähern, oder gleich zu ſetzen, weil er mit Thieren häufiger umgeht, als mit Menſchen, weit öfterer als der von den Thieren entfernte Bewohner der Städte Gelegenheit hat, ſo wohl die Künſte, womit ſie ihren Raub haſchen und ihren Feinden entgehen, als den auf Zärtlichkeit ſich gründenden Muth zu beobachten, womit ſie ihre Jungen ſelbſt mit Gefahr ihres eigenen Lebens vertheidigen; — endlich, weil er bey ſeinen unentwickelten Kräften weit weniger über die Thiere erhaben iſt, als der ganz ausgebildete Menſch.

Alle Reiſebeſchreiber ſagen uns daher, daß wilde, oder wenig gebildete Völker entweder allen Thieren oder doch mehrern Geſchlechtern, deren Vorzüge ſie am beſten beobachtet haben, Sprache und Vernunft zuſchreiben, und man würde Nordamerikaniſche Jäger, herumſtreifende Araber, Indiſche Elephantenwärter und Grönländiſche Fiſcher eher überreden, daß ſie ſelbſt keine Menſchen wären, als daß Biber, Pferde, Elephanten und Seehunde nicht gleich ihnen Sprache und Vernunft hätten. *)

Es

---

*) Die Irokeſen (ſagt Lafitau Moeurs des Sauvages I. p. 360.) ſind weit entfernt, mit dem des Cartes

Es kommt mir daher höchſt wahrſcheinlich vor, daß die erſten Fabeldichter gar nicht

dich-

Cartes die Thiere für bloße empfindungsloſe Maſchinen zu halten. Sie ſchließen vielmehr aus den Arbeiten und Verrichtungen der Thiere, daß ſie ſehr viel Geiſt und Vernunft beſitzen. Sie glauben ſich auf ihre Sprache zu verſtehen, laſſen ihre Seelen die Körper überleben, und ſind faſt überzeugt, daß eine jede Thierart im Himmel, oder im Lande der Seelen ein Muſter habe, nach welcher alle übrige Seelen dieſer Thierart geſchaffen worden. Die Siameſen (Description du Royaume de Siam I. p. 138.) reden vom Elephanten wie vom Menſchen, und halten ihn für ganz vernünftig. Sie erzählen von dieſem Thiere die wunderbarſten Dinge mit der Mine der ſtärkſten Ueberzeugung, und behaupten, daß ſie ein Gefühl von Gerechtigkeit hätten, und durch die Strafen anderer gebeſſert würden. — Die Siameſen, die den Geſandten Ludewigs XIV. drey Elephanten brachten, nahmen aufs zärtlichſte von ihnen Abſchied, und ſagten ihnen ins Ohr, daß ſie nur vergnügt abreiſen ſollten, weil ſie zwar Sclaven, aber Sclaven des größten Königs würden, deſſen Dienſt eben ſo

ſanft

dichteten (fingirten), wenn ſie Thiere auf eine menſchliche Art reden und handeln ließen, ſondern blos der allgemeinen Meynung ihres und der vorhergehenden Zeitalter folgten, nach welcher man in Thieren Vernunft und Sprache antraf, und ſie ſo gar in vielen Geſchäfften als Muſter der Nachahmung für den Menſchen anſah. — Die Eintheilung der Thiere, in vernünftige und unvernünftige, fand ſich wahrſcheinlich erſt da ein, als Menſchen anfiengen, ſich in Städte zurück zu ziehen, und die ihnen eigenthümlichen Kräfte und Vollkommenheiten zu entwickeln, — aber zugleich weniger Gelegenheit hatten, die Vorzüge der für unvernünftig erkannten Thiere kennen zu lernen.

Im letzten Jahrhundert *) vertheidigten einige Philoſoſophen den ſonderbaren Satz:

Daß

ſanft als ehrenvoll ſey. — Der weiße Elephant iſt der geehrteſte in Siam. (S. 130.) Dieſer iſt ſo heilig, daß der König ſelbſt ihn nicht beſteigen darf, weil er ein eben ſo großer Herr iſt, als der König ſelbſt, und wie dieſer eine Königsſeele hat.

*) Des Cartes (Part. I. Ep. 67. et 105.) und die meiſten von ſeinen Anhängern. Die Philoſophie

Daß die Thiere weiter nichts als künſtliche Maſchinen wären, die nicht allein keine Sprache und Vernunft, ſondern nicht einmal Empfindung und Seelen hätten. Dieſe Meynung war den Erfahrungen und der allgemeinen Denkungsart der Menſchen zu ſehr zuwider, als daß ſie jemals ein daurendes Glück hätte machen können. Wenn ſie aber auch wahr geweſen, oder mit unwiderleglichen Gründen unterſtützt worden wäre; ſo hätte ſich doch ein jeder menſchenliebender Philoſoph dieſer Meynung widerſetzen, und für den alten Irrthum, daß Thiere gleich uns leben und empfinden, aus allen Kräften fechten müſſen. Durch jene erſte Behauptung würde nämlich der zahlreichſte Theil der Schö-

phie des Erſtern ſcheint in Italien noch nicht untergegangen zu ſeyn, oder auch wieder aufzuleben. Ein neuerer Italiäner Carlo Patoni in ſeinem Werke Anima delle Beſtie impugnata, Udine 1774. iſt voll von Carteſianiſchen Ideen, und ein eifriger Vertheidiger des Satzes, daß die Thiere bloße Seelen- und vernunftloſe Maſchinen ſind.

Schöpfungsbewohner, wie durch einen Schwerdtſchlag, getödtet, und eine zahlloſe Menge von Vergnügungen, die ſie dem Menſchen als empfindende Weſen verſchaffen, zerſtört worden ſeyn. Kein vernünftiger Mann würde es billigen, daß eine einzige elende dürre Wahrheit, um eine ſo große Summe von Glückſeligkeit erkannt und eingekauft würde.

Auch Thiere alſo veredeln wir, um ſie unſerer Liebe deſto würdiger zu finden. Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß Menſchen zu ihrem eigenen und anderer Vortheile, auch Perſonen ihres Geſchlechts ehe Vollkommenheiten liehen, die ihnen mangeln, als Unvollkommenheiten andichteten, von denen ſie wirklich frey ſind. Sehr oft, ich will nicht ſagen am häufigſten, ſehen Menſchen andre Menſchen von einer ganz andern Seite an, als die ihnen unterworfenen Thiere, die keine Gegenſtände ihres Neides werden können. —

Glücklich ſind diejenigen, die ſich früh und nach geprüften Grundſätzen daran gewöhnt haben, nicht nur aus Gerechtigkeitsliebe, oder in der Erwartung einer gleichen nachſehenden Gelindigkeit, ſondern auch aus Sorge für ihr eigenes Wohl, aus raffinirtem Eigennutze eher das Gute, als das Böſe in andern Menſchen aufzuſuchen, denen es geläufig geworden iſt, die Fehltritte ihrer Brüder aus verzeihlichen Schwachheiten, und nicht aus gehäßiger, unſere Natur ſchändender Bosheit abzuleiten, die alſo den guten Menſchen beſſer, und den ausgearteten verdorbenen Menſchen weniger ſchlimm finden, als er wirklich iſt.

Menſchen lieben wir um deſtomehr (wenn anders Neid und Feindſchaft unſere Empfindungen und Urtheile nicht verfälſchen,) je mehr körperliche Schönheiten ſie in ſich vereinigen, und dieſe körperlichen Schönheiten durch ſichtbare Spuren der Vollkommenheiten des Geiſtes und Herzens belebt und erhöht werden; je mehr und größere Seelenkräfte ſie in einem ſo ungewöhnlichen Grad der Vortrefflichkeit beſitzen, in welchem ſie einzeln oder zuſammen genommen den Namen von Genie zu tragen anfangen, und dieſe Seelenkräfte durch die Erwerbung mannichfaltiger nützlicher Kenntniſſe ausgebildet, oder zur Bereicherung und Verbeſſerung von Künſten und

Wiſſenſchaften angewandt haben: — je mehr ſie endlich von den Tugenden an ſich haben, wodurch ſie ihre eigene, unſere und anderer Glückſeligkeit am meiſten zu befördern im Stande waren, oder inskünftige ſeyn werden.

Aus einem, oder einigen, oder allen dieſen in möglichſter Kürze zuſammen getragenen Datis getraue ich mir alle Erſcheinungen der Liebe zu erklären, die wir zu Perſonen unſers eigenen Geſchlechts tragen. Nach meinem gegenwärtigen Zweck übergehe ich aber die nähere Beleuchtung ſowohl der Vorzüge, die Liebe erzeugen, als der Urſachen, warum ſie dieſe Wirkung hervorbringen, und des Verhältnißmäßigen Werths, den ſie, gegen einander abgewogen, nach den Urtheilen des gröſſern Theils des menſchlichen Geſchlechts haben. Ich bemerke nur, daß Liebe theils nach der Anzahl und Gröſſe der Vorzüge, aus denen ſie entſteht, theils nach dem Maaße des Vergnügens und Nutzens, was ſie uns und andern wirklich verſchafft haben, bald Hochachtung, Bewunderung und Ehrfurcht, bald Freundſchaft oder Dankbarkeit genannt werde, oder auch unmittelbar nach ſich ziehe.

So wenig Liebe ſich allenthalben gleich iſt, ſo wenig iſt das Gegentheil etwas durchaus Gleichförmiges oder Gleichartiges. Die der Liebe entgegen geſetzten Geſinnungen nennt man Verachtung, Haß, Feindſchaft, Rache, Abſcheu, u. ſ. w. Wir verachten Menſchen wegen körperlicher Gebrechen, *) die, ohne ſchmerzhaft zu ſeyn, den Körper zu ſeinen gewöhnlichen Verrichtungen ungeſchickt machen; — ferner wegen einer ungewöhnlichen Schwäche der Seelen, oder Eingeſchränktheit aller, oder doch der meiſten Geiſteskräfte; endlich wegen ſolcher Schwachheiten und Untugenden, die aus Leibes- und Seelenſchwäche entſtehen, mehr Hinderniſſe guter Handlungen, als Urſachen von böſen, mehr lächerlich oder beſchwerlich, als eigentlich ſchädlich ſind, und zu den gewöhnlichen Arbeiten und Pflichten der Menſchen untüchtig machen, dergleichen Feigheit, Kleinmüthigkeit, u. ſ. w.

---

*) Körperliche Gebrechen, die mit Schmerzen verbunden ſind, oder wir mit Schmerzen verbunden glauben, erregen nicht Verachtung, ſondern entweder Ekel oder Mitleiden, oder eine aus beyden gemiſchte Empfindung.

ſind. Verachtung wächſt, wenn wir wahrzunehmen glauben, daß Perſonen ſich die Mängel, weswegen wir ſie verachten, ſelbſt zugezogen haben, oder daß ſie ſich derſelben nicht bewußt ſind, und wohl gar die entgegengeſetzten Vollkommenheiten zu beſitzen glauben. Oft gründet ſich aber auch Verachtung nicht auf die Wahrnehmung der erwähnten Gebrechen, ſondern auf die Beobachtung, daß große Gaben und Anlagen durch eigene Schuld vernachläßiget worden, und unnütz geblieben ſind. Wir verachten Männer, die ihre Talente entweder durch Unfleiß, oder ſchlechte Lebensart verdorben, und alſo die großen Abſichten, die die Natur mit ihnen vorhatte, vereitelt haben, eben ſo ſehr, und noch mehr, als wenn ſie mit verachtungswürdigen Unvollkommenheiten behaftet wären. Verachtung und Haß ſind nicht immer beyſammen: wir verachten viele Menſchen, die wir nicht haſſen, und umgekehrt, haſſen wir viele Menſchen, die wir unmöglich verachten können. Wir haſſen Menſchen in eben dem Verhältniſſe, in welchem ſie Kräfte und Luſt, uns und andern zu ſchaden haben, und beyde an uns und andern entweder ſchon ausgeübt

geübt haben, oder unſern Befürchtungen nach noch ausüben werden. Je größer alſo die Vorzüge des Körpers ſowohl, als des Geiſtes ſind, die ſich mit einem böſen Herzen vereinigen, deſto ſtärker wird die Empfindung des Haſſes, weil die Fähigkeit zu ſchaden mit beyden zunimmt; die höchſten Grade des Haſſes ſind deswegen am weiteſten von Verachtung entfernt: vielmehr verträgt ſich Hochachtung und Bewunderung einzelner großen Eigenſchaften mit dem Haſſe, der vorzüglich unempfindliche Gleichgültigkeit gegen das Glück und Unglück anderer, ſelbſüchtige Beförderung eigener Vortheile auf Unkoſten der übrigen Menſchen, und beſonders das teufeliſche Wohlgefallen an den Quaalen empfindender Geſchöpfe trifft, und zum Gegenſtande hat. Auch Haß und Verachtung derſelbigen Perſon können mit einander beſtehen, weil Luſt und Vorſatz zu ſchaden in ſchwachen Körpern und Seelen bisweilen beyſammen wohnen; allein mit der zunehmenden Verachtung nimmt Haß gewöhnlich ab, weil ſehr verächtliche Perſonen wenig gefährlich ſind, und entweder leicht vermieden oder im Zaum gehalten werden können.

Abſcheu iſt der Ausdruck für den höchſten Grad des Haſſes ſowohl als der Verachtung. Wir verabſcheuen Menſchen, deren Bosheit ſo ungeheuer iſt, daß wir die Vorſtellung davon nicht ertragen können: ferner Geiſter, die in dem, was ſie ſagen, ſo läppiſch, in ihren Handlungen ſo klein, kriechend und niederträchtig ſind, daß die Verachtung unleidlich wird, und in Ekel übergeht.

Das Mittel zwiſchen Liebe und Haß iſt die kalte Gleichgültigkeit gegen ſolche Perſonen, die in ihrer ganzen Zuſammenſetzung keine beſondere Vorzüge, aber auch keine hervorſtechende Fehler haben, und alſo weder ſehr geliebt noch gehaßt werden können. Menſchen von dieſem Schlage ſind unſchmackhaft und fade, und auf dem Theater, und in Romanen noch viel unausſtehlicher, als im gemeinen Leben, wo man an wirkliche Perſonen nicht immer ſo große Forderungen, als an die Geſchöpfe dichteriſcher Phantaſien macht.

Wenn ich das, was ich bisher über Liebe geſagt habe, zuſammen nehme, ſo erhellt, daß Liebe ſich nicht blos auf unſer Geſchlecht,
oder

oder andere über uns erhabene Weſen einſchränke, ſondern ſich auch über empfindende, und nicht nur über dieſe, ſondern auch ſelbſt über lebloſe Dinge verbreite, wenn ſie anders unmittelbar angenehme Empfindungen zu erzeugen im Stande ſind.

Von dieſem Zuſtande des Liebens iſt der Zuſtand des Verliebtſeyns himmelweit verſchieden. Vielleicht ſage ich etwas, was mit den Beobachtungen der meiſten meiner Leſer übereinſtimmt, wenn ich denjenigen verliebt nenne, auf den eine Perſon vom andern Geſchlechte (die unnatürlichen Fälle rechne ich nicht,) einen ſolchen Eindruck gemacht hat, daß er den ausſchließenden Beſitz ihrer Perſon, (und das Glück von ihr allen Perſonen ſeines Geſchlechts vorgezogen zu werden) für unentbehrlich zu ſeiner Glückſeligkeit hält, oder in beyden wenigſtens viel größere Seligkeiten zu finden hofft, als in dem Beſitze und der Gegenliebe einer jeden andern Perſon, mit der er bekannt geworden iſt.

Wenn anders die gegebene Erklärung richtig iſt; ſo ſind die beyden Zuſtände des Liebens und Verliebens durch mehrere ſehr leicht zu entdeckende Merkmale unterſchieden. Die Zahl der Gegenſtände, die wir lieben oder lieben können, iſt uneingeſchränkt; da wir uns hingegen nur in einen einzigen Gegenſtand zur ſelbigen Zeit verlieben können, (wie wohl es dann und wann Perſonen von ſo viel faſſenden Herzen giebt, daß ſie den Beſitz und die Gegenliebe mehrerer Perſonen zu gleicher Zeit für gleich unentbehrlich zu ihrer Glückſeligkeit halten können.) Wir lieben nicht blos Menſchen, ſondern andere empfindende und nicht empfindende Geſchöpfe; da wir uns nur allein in Menſchen, und zwar, ſo lange wir unverdorben ſind, nur in ſolche Perſonen verlieben, die mit uns nicht von einerley Geſchlecht ſind. Gegenſtände, die wir blos lieben, ſind mittheilbar, können unbeſchadet der Liebe, die wir zu ihnen tragen, von andern genoſſen und genutzt werden, wenn Niesbrauch und Genuß anders ohne Verſchlimmerung ſtatt finden kann. Bey Perſonen hingegen, in die wir verliebt ſind, ſind wir auf den ausſchließenden Beſitz eiferſüchtig. Gegenſtände dürfen, um geliebt zu werden, nicht wieder lieben, wenigſtens nicht ſo wieder lieber, daß wir den Vorzug vor allen übrigen Menſchen erhalten: wir verlieben uns aber niemals ohne die ſchmeichelnde Hoffnung einer gegenſeitigen Zärtlichkeit und einer ſolchen Hochachtung, die uns den erſten Platz in dem Herzen der geliebten Perſon giebt. Endlich ſcheint einem jeden Menſchen keiner von den vielen Gegenſtänden, die er liebt, ſo unentbehrlich zur Glückſeligkeit, als der einzige, in den er verliebt iſt, dem zu Gefallen er alle, oder den größten Theil der ihm ſonſt werthen Dinge mit der größten Bereitwilligkeit aufopfern möchte.

In dieſen Zuſtand nun, behaupte ich, wird Niemand durch ein zwingendes Verhängniß, oder einen unwiderſtehlichen Hang getrieben; ſondern ein jeder, der nur einigermaßen aufmerkſam iſt, und die Kräfte, die die Natur allen geſunden gut organiſirten Menſchen verliehen hat, brauchen will, hat es in ſeiner Gewalt, ſich zu verlieben oder nicht, oder, wenn er ſich verliebt hat, ſeiner Leidenſchaft Meiſter zu werden. Doch halte ich es für unendlich leichter, eine ſchwache eben entſtehende Neigung zu unterdrücken, als eine ſtark gewordene und tief eingewurzelte auszurotten.

Mit Fleiß habe ich die Zahl derjenigen, denen der große Vorzug, nie wider ihren Willen verliebt zu werden, zuſteht, nur auf ſolche eingeſchränkt, die nicht ganz unaufmerkſam auf ſich ſind, und ihre Kräfte zu brauchen, ſich nicht ganz entwöhnt haben. Es giebt Menſchen, die eben deswegen, weil andere zu ihrem Vergnügen ſtets arbeiteten, und Wollüſte allerley Art ſich ihnen freywillig und ungeſucht darbothen, niemals daran gedacht haben, ſich irgend ein gegenwärtiges Vergnügen zu verſagen, die alſo auch einem jeden angenehmen Eindruck nachgeben, ohne auf die nachtheiligen Folgen, die daraus entſtehen, zu achten, und ohne ſich um die großen Vortheile zu bekümmern, die die Aufopferung eines gegenwärtigen Vergnügens nach ſich gezogen haben würde. Bey dieſen iſt es eben ſo wenig willkührlich, ob ſie ſich verlieben wollen, oder nicht; als bey denen, die die Natur ſo übermäßig empfindlich gegen ein jedes gegenwärtiges Vergnügen gebildet hat, daß ſie gleich Trunkenen das Bewußtſeyn aller ihrer Grundſätze, der Klugheit und Tugend, ſo ſehr verlieren, als wenn ſie nie dergleichen gehabt hätten, und in dieſem Taumel der Sinne ganz auſſer Stand geſetzt werden, als die unſeligen Uebel wahrzunehmen, die mit dem gegenwärtigen Genuſſe nothwendig verbunden ſind, und die ſie in den erſten Augenblicken einer ruhigern Gemüthsverfaſſung ſelbſt einzuſehen anfangen. — Wenn ich dieſe Menſchen, die die Natur entweder in der Bildung ihres Nervenſyſtems verwahrloſet hat, oder die ſich auch ſelbſt durch eine unglückliche Gewohnheit bis zu den Thieren erniedriget haben, ausnehme, ſo iſt für alle übrige Menſchen die Liebe eine Leidenſchaft, deren Wachsthum, wenigſtens wenn wir nur wollen, von uns ſelbſt abhängig iſt.

Eine ſolche Liebe, die uns ihren Gegenſtand nothwendig zur Glückſeligkeit macht, entſtehet unter den beſſern edlern Ständen aufgeklärter Völker nicht auf einmal, und beym erſten Eindruck; ſie iſt, um mich der Eintheilung einiger alten Philoſophen zu bedienen, keine hitzige Seelenkrankheit, die plötzlich hereinbräche, und wieder verſchwände, ſondern vielmehr ein langſames ſchleichendes Uebel, das ſich allmählig unſers Herzens bemächtigt, aber auch alsdenn, wann es am ſtärkſten

ſten geworden iſt, faſt unheilbar oder doch ſchwer zu heilen iſt. Perſonen, die eine gute Erziehung genoſſen, und auch andere als ſichtbare Schönheiten ſchätzen und kennen gelernt haben, verlieben ſich niemals in einen ſchönen Körper allein, ſo lange ſie noch nicht unterſucht haben, ob die ſichtbaren Reize vielleicht nicht durch eine viel größere Zahl gehäſſiger unſichtbarer, aber doch ſehr reeller Mängel überwogen werden; ob nicht in einem ſchönen Leibe ein häßlicher Geiſt wohne, und ein verdorbenes Herz ſchlage. Wir ſehen die größte körperliche Schönheit nur als ein von der Natur ausgehängtes Zeichen an, wodurch wir zur Prüfung und Unterſuchung des innern Menſchen gereizt oder aufgemuntert werden: und man darf gar kein Schwärmer, ſondern nur ein vernünftiger Mann und Beobachter andrer Menſchen ſeyn, um an ſich ſelbſt und andern wahrzunehmen, daß die Vorzüge des Geiſtes und Charakters die belebenden Principia ſind, die einem ſchönen Körper den Werth und die Zauberkraft mittheilen, wodurch wahre daurende Liebe, und nicht vorübergehende Begierden erregt werden. Wenn alſo Schönheit des Körpers allein, unbegleitet von den Schönheiten des Geiſtes oder Herzens, bey vernünftigen Perſonen beyderley Geſchlechts keine wahre Liebe erregen kann, als von welcher hier die Rede iſt; ſo kann Liebe auch nicht plötzlich und in wenigen Augenblicken entſtehen, weil Vollkommenheiten des Geiſtes und Herzens ſich nicht ſo zur Schau tragen, nicht ſo geſchwind überſehen und wahrnehmen laſſen, als die Reize der Farbe und Form, die in einem Momente mit vereinigter Kraft wirken können, und mit einem ſcharfen Blicke ſich größtentheils faſſen laſſen.

Nur in ſolchem Zeitalter, wo Menſchen freylich gegen körperliche Schönheit nicht mehr unempfindlich ſind, das weibliche Geſchlecht aber noch keine Gelegenheit hat, Geiſt und Herz zu bilden, und durch Aufklärung und ſittliche Tugenden ſich übereinander zu erheben; in Zeitaltern alſo, wo ſichtbare Reize allein geſchätzt werden, und den einzigen Maaßſtab zur Beſtimmung des Werths eines Frauenzimmers hergeben; in ſolchen Zeitaltern iſt Liebe gleich dem Zorne eine Leidenſchaft, die plötzlich entſteht, durch die größten Gewaltthätigkeiten zu ihrer Befriedigung dem Genuſſe eilt, aber auch nach dem Genuſſe eben ſo ſchnell wieder verſchwindet, als ſie entſtanden iſt. So war das Heldenzeitalter der Griechen beſchaffen, in welchem dies Volk zwiſchen der äuſſerſten Wildheit und bürgerlicher Cultur in der Mitte ſtand, in welchem die Männer gegen die Schönheiten des Körpers äuſſerſt empfindlich, die Griechinnen aber noch nicht im Stande waren, durch die Ausbildung anderer Talente ihre körperlichen Reize mehr geltend zu machen, oder auch deren Abgang zu erſetzen. Faſt alle vergötterte Bezwinger thieriſcher und menſchlicher Ungeheuer verliebten ſich unzähligmal auf ihren Zügen und Streifereyen in eine jede Schöne, die ihnen aufſtieß, ließen ſich's aber gar nicht einfallen, irgend eine von den damals noch unerfundenen Künſten zu gebrauchen, wodurch man ſpäter Herzen zu ſtehlen gelernt hat, bemühten ſie nicht, Liebe zu verdienen und Gegenliebe zu erhalten, ſondern bemächtigten ſich mit eben der ſtarken Fauſt, womit ſie Räuber und Wölfe erlegten, ihrer weiblichen Beute, und ſetzten ſich mit eben der Gewaltthätigkeit in den Beſitz der durch das Recht des Stärkern errungenen Guts. Körperliche

Schönheit war der einzige Grund ihrer Liebe, und Genuß, zu welchem Gegenliebe ihnen ſehr entbehrlich ſchien, ihre Befriedigung und ihr Grab. Sie machten ſich daher kein Gewiſſen daraus, geraubte Mädchen und Weiber zu verlaſſen, wenn ſie ihrer überdrüßig waren, oder ſie auch andern abzutreten. Alle Ueberlieferungen aus jenem Zeitalter ſind mit Erzählungen von Mädchenraub, Entführungen und Treuloſigkeiten angefüllt: und die meiſten Kriege der damaligen Zeit entſtanden, um ſolche Gewaltthätigkeiten zu rächen, und entführte Schönen wieder zu erobern, die durch ein oder andres verliebtes Abentheuer in den Augen der Männer und Geliebten nichts zu verlieren ſchienen.

Mit der Ausbreitung der Cultur, und der Verfeinerung beyder Geſchlechter gewinnt die Liebe allmählig eine ganz andre Geſtalt; ſie wird nicht mehr durch dieſelbigen Urſachen hervorgebracht, und hat auch nicht denſelbigen letzten Zweck. Sie bleibt nicht länger thieriſche Brunſt, die durch den Anblick körperlicher Schönheit erregt, und durch ihren Genuß getödtet wird. Erziehung und Kenntniſſe geben dem ſchönen Geſchlecht unter allen aufgeklärten Völkern, wo ſie nicht eingekerkert gehalten, und vom Umgange mit vernünftigen Männern ausgeſchloſſen werden, ſolche Vorzüge, die ſie vorher nicht erlangen konnten. Männer ſehen ſie nicht mehr als bloße Inſtrumente eines ſinnlichen Vergnügens an, und ſchätzen ſie nicht allein nach den Talenten, dieß Letzten geben zu können, ſondern ſuchen in ihnen diejenige Ausbildung des Geiſtes, und alle die gefälligen weiblichen Tugenden, wodurch ſie angenehme Geſellſchafterinnen von vernünftigen Männern, zärtliche Mütter und kluge Hausfrauen werden können. Liebe ſelbſt iſt vielweniger thieriſche Begierde, als zärtliche ehrfurchtsvolle Hochachtung, und ihr Zweck nicht augenblicklicher Genuß, ſondern daurendes Beyſammenleben. Sie verliert gegen die Liebe ganz ſinnlicher Völker an Lebhaftigkeit, gewinnt aber an Dauer; entſteht nicht ſo geſchwind, iſt aber auch anhaltender. Man wird daher auch immer finden, daß mit zunehmender Cultur plötzliche Verliebungen und gewaltſame Entführungen, die in barbariſchen Zeitaltern und Völkern ſo häufig ſind, immer ſeltner und ſeltner werden.

Wenn alſo die Liebe nicht das Werk eines Augenblicks iſt, ſondern allmälig entſteht, und wächſt, bevor ſie eine unüberwindliche Beherrſcherin unſerer Seelen wird; ſo laſſen ſich gegen dieſe Feindin unſerer Ruhe auch Gegenmittel ausfindig machen und brauchen, wodurch ſie in ihren erſten ſchwachen Anfängen unterdrückt werden kann. Keine andere Leidenſchaft kündigt ſich durch ſo viele, freylich nicht äuſſere, ſondern innere Symptome an, die Niemanden entwiſchen können, der nur mit ganz gewöhnlicher Aufmerkſamkeit auf die in ihm vorgehenden Veränderungen Acht giebt; und ich bin feſt überzeugt, ſo ſehr Dichter und Romane auch das Gegentheil verſichern, daß kein Sterblicher ſich jemals ernſtlich zu verlieben angefangen hat, ohne die ſeinem Herzen geſchlagenen Wunden zu empfinden. Du biſt verliebt, guter Jüngling, (ſagte Plutarch) oder in Gefahr, es zu werden, nicht alsdann, wann du gerne in Geſellſchaft eines Mädchens biſt, ſondern wenn die Abweſenheit von ihr dir ſchmerzhaft wird, und du mit einer peinlichen Sehnſucht nach ihr dich wieder hinneigſt. Wenn (ſetze ich hinzu) deine übrige Leidenſchaften und deine heftigſten Wünſche matt zu werden anfangen; — wenn du gegen Güter und Uebel, die du vorher eifrig ſuchteſt und floheſt, gleichgültig, gegen deine alte Freunde und Freundinnen kälter wirſt, und weniger Vergnügen in ihrem Umgange findeſt, als du vorher darin genoſſeſt; wenn du andren ihres Geſchlechts nach Aehnlichkeiten, die du zwiſchen ihnen und deiner Geliebten wahrnimmſt, oft wegen gewiſſer gemeinſchaftlichen Fehler gewogen wirſt; wenn du dein Ideal von Schönheit nach ihrem Bilde entweder zuſammen zu ſetzen oder zu verändern anfängſt, und dich auf eine partheyiſche Art entweder für Blonde, wenn ſie blond, für Braune, wenn ſie braun iſt, u. ſ. w. erklärſt; wenn du ihren Namen nie nennen hören kannſt, ohne daß deine Bruſt von einem leiſen Seufzer der Sehnſucht gehoben, und deine Nerven von einem Schauder ergriffen werden, von welchem du ſelbſt nicht weiſt, wie viel Vergnügen oder Schmerz darin zittert; wenn du auf einmal von allen ihren Angehörigen, Freunden und Verwandten, ohne ſie näher zu kennen, ein Vertheidiger und Verehrer wirſt, und ſie blos deswegen liebſt, weil ſie das Glück haben, von der Freundin deines Herzens geliebt zu werden. *) Wenn du von ihr weniger gerne, als von deinen übrigen Bekanntinnen ſprichſt, entweder weil du dich zu verrathen, oder nicht Ehrerbietung genug gegen ſie anzutreffen fürchteſt, — wenn du in ihrer Geſellſchaft nicht ſo witzig und munter als ſonſt biſt, oder auch nicht zu ſeyn Luſt haſt; wenn ferner die Gegend, wo ſie wohnt, eine Anziehungskraft auf dich auszuüben, und du allerley Vorwände zu deiner eigenen Entſchuldigung und Täuſchung aufzuſuchen anfängſt, um Gelegenheit zu finden, ſie zu ſehen, oder von ihr geſehen zu werden; wenn endlich in den Stunden ſüſſer Träume und Phantaſien, wo du ſonſt in die ſchönen Jahre deines verfloſſenen Lebens zurück zu kehren, oder die Seligkeiten einer dir entgegen lachenden Zukunft vor zu genießen pflegteſt, ihr Bild ohnverzüglich vor deine Einbildungskraft ſich hin-

---

*) Geſchwäzigkeit iſt ein Beweis einer ſichern oder gekrönten Liebe: Zurückhaltung und geheimnißvolles Stillſchweigen hingegen eine Wirkung einer jüngern ſchüchternen Leidenſchaft, die wir uns ſelbſt noch nicht geſtehen wollen.

hinſtellt, und dich ſelbſt alsdann, wenn du mit den wichtigſten Unterſuchungen beſchäfftiget biſt, von deinen Meditationen abzieht; dann, mein Freund, wann du alle, oder einige von dieſen Zufällen an dir wahrnimmſt, dann iſt es ein Zeichen, daß du liebekrank biſt; dann iſt es Zeit, Arzeneyen zu nehmen, und eine Seelenkur anzufangen. Dann biſt du verliebt, wann du auch gleich keine ſchlafloſe oder unruhige Nächte haſt, und gleich den troſtloſen Schäfern der alten und neuern Zeit hingehſt, den Namen deiner Geliebten in die Rinden blühender Bäume zu graben, oder dein Herzeleid den Nymphen des Bachs, und des Waldes in tröſtenden Elegien zu klagen.

Wenn jemand an dieſen oder ähnlichen Zeichen den herannahenden Sturm einer ſich erhebenden Leidenſchaft merkt; dann iſt es Zeit, das innere Ohr der gewiß oft ertönenden Stimme der Klugheit und Tugend entgegen zu kehren, um zu vernehmen, ob die entſtehende Liebe mit den Geſetzen dieſer beyden Schutzgöttinnen menſchlicher Glückſeligkeit übereinſtimme oder nicht? und, wenn das Letztere ſeyn ſollte, alle die unſeligen Folgen ſo vollſtändig und lebhaft als möglich zu überdenken, die aus der Befriedigung einer unſinnigen oder laſterhaften Leidenſchaft für dich, den Gegenſtand deiner Liebe, für alle mit euch verbundene Perſonen, ſelbſt für die Geſellſchaft, von denen ihr heilige Mitglieder ſeyd, nothwendig entſtehen müſſen. Die Schmerzen, die das lebendige Anſchauen deines eigenen künftigen Unglücks und des Jammers ſo vieler durch dich zu Boden geſchlagener Perſonen über deine Seele ergießen wird, werden zuverläßig den ſchmeichelnden Hoffnungen der Liebe und den Seligkeiten, die der Vorgenuß des Beſitzes deiner Geliebten dir gewährt, das Gleichgewicht halten; ſie werden allemal, wenn die Gegenwart oder das Bild deiner Geliebten dich mit Wolluſt erfüllt, wieder hervorbrechen, ſich mit den Vergnügungen der Liebe erſt vermiſchen, und ſie bald ſo ſchwächen, daß du nach einem nicht lange Zeit anhaltenden Kampfe, zur vorigen Geſundheit deiner Seele gewiß wieder zurückkehren, und für deine Beharrlichkeit durch das uns unausſprechliche Vergnügen belohnet werden wirſt, keinen Theil der ſchönen Schöpfung verwüſtet, und keine zum Glücklichſeyn er-

erſchaffene Weſen unglücklich gemacht zu haben. Wenn ein jeder von uns bey einer entſtehenden Leidenſchaft nur die Betrachtungen anſtellte, und die Kräfte brauchte, die er bey vielen minder wichtigen Gelegenheiten zu brauchen pflegt; ſo würden wir gewiß alle gegen eine unbeſonnene und laſterhafte Neigung geſichert ſeyn. Man kann mit Zuverſicht, und ohne ſich irgend einer Prahlerey oder Unwiſſenheit, der Gebrechlichkeit unſerer menſchlichen Natur, verdächtig zu machen, einem jeden Jünglinge, ſelbſt dem, den eine ungewöhnliche Empfindlichkeit gegen alle Arten von Schönheiten Niederlagen am häufigſten ausſetzt, Unverwundbarkeit des Herzens, und Sieg über ſeine Leidenſchaft verſprechen, wenn er folgende Fragen ſich geläufig machte, ſich ſtets gegenwärtig erhielte, und in einem jeden Nothfalle ſelbſt mit der Partheylichkeit, die eine wachſende Leidenſchaft nach ſich zieht, vor ſeinem eigenen Gewiſſen beantwortete: ob der Gegenſtand ſeiner Liebe auch dieſer Liebe würdig, oder mit ſolchen Mängeln behaftet ſey, die eine fortdaurende Neigung unmöglich machen? ob nicht mit hinreiſſenden Schönheiten ſolche Fehler vergeſellſchaftet ſind, die durch den mächtigen Zauber der Liebe jetzo in verzeihliche wohl gar liebenswürdige Schwachheiten zuſammenſchrumpfen. die aber nach der, durch den Genuß bewirkten Entzauberung zur rieſenmäßigen Größe unerträglicher Mängel aufwachſen werden? ob ferner, wenn der Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit auch wirklich liebenswürdig wäre, Gegenliebe ſich hoffen läßt, oder eine frühere Verſchenkung des Herzens, Ungleichheit der Geſinnungen und Denkart, Verſchiedenheit des Standes, der endlichen Erfüllung ſeiner Wünſche unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen ſetzen? *) Ob ferner ſeine Liebe unſträflich iſt, oder, gleich einem verſchlingenden Ungeheuer, einem rechtſchaffenen Vater ſeine geliebte Tochter, einem Freunde oder unſchuldigem Manne ſein geliebtes Weib, einer zarten weiblichen Seele ihre Tugend und Unſchuld,

---

*) Eins der beſten niederſchlagenden Mittel wider die Liebe iſt unſtreitig der Gedanke, durch ein ſpöttiſches oder mitleidiges Nein gekränkt zu werden, und eine ſtolze lachende Geliebte in den Armen eines glücklichen Nebenbuhlers zu ſehn.

und endlich ihm ſelbſt alle Achtung der Beſſern, alle Gewiſſensruhe auf die folgende Lebenszeit rauben wird? oder endlich, wenn er auch den würdigen Gegenſtand einer reinen Liebe zu erhalten Hoffnung hat, ob er nicht durch eine unzeitige Zärtlichkeit ſich und ſeine Geliebte, und die künftige Früchte ihrer keuſchen Umarmungen der, allen edeln Seelen ſo fürchterlichen Armuth, oder der ſchimpflichen Gnade anderer ausſetzen, und ſich ſelbſt zu allen groſſen oder nützlichen Unternehmungen unfähig machen wird, zu denen die Natur ihn beſtimmt und hervorgebracht hat. Wenn jemand alle dieſe Gewiſſensfragen, und die unausbleiblichen unglücklichen Folgen einer unbeſonnenen oder laſterhaften Liebe ſich ſtets gegenwärtig erhält; dann wird er gewiß nie durch eine wider ſeinen Willen entſtehende Leidenſchaft überwältiget werden. Durch dieſe Betrachtungen verwahrt, erhielten von je her rechtſchaffene und vernünftige Männer ihr Herz mitten unter den Reizen der ſchönen Weiber und Töchter ihrer Freunde, die ſie nicht lieben durften, unverſehrt, und was dieſe gethan haben, können wir durch eben die Mittel geſtärkt noch immer nachthun.

Wenn einer ſich auf dieſe angezeigten Hülfsmittel, und auf ſeine eigene Stärke nicht genug verlaſſen ſollte; ſo iſt noch ein Mittel übrig, was freylich ſehr herbe iſt, aber auch die älteſte und tiefgewurzelte Leidenſchaft heilt: ich meyne die Flucht oder Entfernung vom geliebten Gegenſtande. *) Durch eine lange Entfernung verſchwinden, nach den phyſiſchen Geſetzen der Einbildungskraft, immer die Erinnerungen einiger Reize und Schönheiten, und ſelbſt diejenigen, die zurück bleiben, werden immer ſchwächer und ſchwächer, anſtatt daß durch fortgeſetzten Umgang immer neue Schönheiten entdeckt, und die Impreßionen der vorher bemerkten ſtets erneuert und tiefer eingeprägt werden. Man hat zwar geſagt, daß wahre Liebe durch lange Abweſenheit und Trennung gar nichts verliere, allein meinen Beobachtungen nach iſt dieſer Ausſpruch nur ein Bonmot, oder gilt höchſtens nur von einigen Schwärmern, die entweder in eine müßige Einſamkeit fliehen, um

---

*) Man ſehe die Unterredung des Araſpes und Cyrus. Xen. Cyrop. V. 1.

um ein geliebtes Bild ihrer Phantaſie ungeſtört anzuſchauen, oder auch die ganze Welt als eine Wüſte anſehen, in der ſie kein Glück weiter genießen, kein Gutes mehr ſtiften können.

Ich ziehe alſo aus den vorhergehenden Betrachtungen folgenden Schluß, daß, weil wir (wenige ausgenommen) alle im Stande ſind, die Entſtehung und den Anwachs der Liebe in uns wahrzunehmen, — weil wir ferner entweder vor oder gleich nach der Entſtehung derſelben uns alle unausbleibliche Folgen einer unbeſonnenen oder ſtrafbaren Neigung ſo lebhaft vorſtellen können, daß die mit dieſer Vorſtellung verbundene Schrecken und Schmerzen den ſüßen Eindrücken der Schönheit und den Hoffnungen der Liebe, wenigſtens das Gleichgewicht halten, weil wir endlich uns von dem geliebten Gegenſtande ſo bald und ſo ſehr entfernen können, daß das Bild deſſelbigen, und mit ihm die erregte Neigung verdunkelt und geſchwächt werden muß; ſo können wir alle mit einem mäßigen Grade von Selbſtbeobachtung, Anſtrengung und Vorſicht uns gegen eine jede unwillkührliche und unüberwindliche Liebe in Sicherheit ſetzen, ſo wie wir den Reiz des ſüſſeſten Giftes überwinden können, wenn wir gewiß wiſſen, daß auf deſſen Genuß Tod oder Verluſt der Geſundheit unmittelbar erfolget. Das ganze Geheimniß alſo, ſich nicht wider ſeinen Willen zu verlieben, beſteht darin, den Eindruck einer ſchönen Perſon nicht zu ſtark werden zu laſſen, oder ihn mit ſolchen Betrachtungen zu aſſociiren, wodurch er anfangs geſchwächt und nachher erſtickt wird.

So ſehr meine Meynung auch mit dem allgemein aufgenommenen Vorurtheil von der unwiderſtehlichen Macht der Liebe ſtreitet; ſo bin ich doch überzeugt, daß die Handlungen und das Betragen der meiſten Menſchen mit der erſten mehr übereinſtimmen als ſie ſelbſt glauben. Die meiſten Menſchen nämlich ſind ſtärker, haben und brauchen mehr Kräfte, als ſie ſich ſelbſt zutrauen: und es ſind unſtreitig mehr Menſchen, die eine entſtehende Leidenſchaft der Liebe überwunden haben, als die ſich von ihr haben überwinden laſſen. Alle unverheyrathete Perſonen beyderley Geſchlechts kennen immer eine oder die andere, die die meiſten Vorzüge des Körpers oder des Geiſtes und Herzens in ſich vereinigt: und ſelbſt unter den Verheyratheten ſind viele, die mit ſolchen Perſonen bekannt werden, denen ſie gröſſere Vollkommenheiten zugeſtehen müſſen, als welchen ſie einmal ihre Liebe, ihr Herz und ihre Hand geſchenkt haben. In beyden Fällen müßte und würde immer eine unwiderſtehliche Neigung entſtehen, wenn nicht jene ſowohl als dieſe den Wachsthum der Leidenſchaft durch den Gedanken, daß ſie entweder gar nicht, oder nicht anders als mit ihrem und mehrer Perſonen Unglück befriedigt werden könnte, zurückhielten. Gegen alle dieſe Fälle, in denen Liebe überwunden wird, iſt die Anzahl der entgegengeſetzten, wo eine ſträfliche oder unbeſonnene Liebe Siegerin wird, immer nur ſehr klein und unbeträchtlich. Selbſt diejenigen Perſonen, von deren Verbindung wahre gegenſeitige Liebe der Grund war, werden bey einer genauern Prüfung deſſen, was in ihrem Herzen vorgieng, finden, daß ihre Zärtlichkeit erſt da anfieng, ſtark und unüberwindlich zu werden, als ſie den Werth ihres oder ihrer Geliebten geprüft hatten, und gegründete Hoffnung erhielten, durch ſeinen, oder ihren Beſitz glücklich zu werden. *)

Selbſt diejenigen Menſchen, die in ihren Reden und allgemeinen Sätzen die Unwiderſtehlichkeit der Liebe behaupten, gehen von ihren eigenen Grundſätzen in allen den einzelnen Fällen ab, wo Perſonen durch eine unbeſonnene Leidenſchaft ſich und andre unglücklich gemacht haben. Sie ſind nicht gelinder in ihren Urtheilen, als andre, wann ein geſetztes Mädgen ihre Unſchuld einem unwürdigen Ehrenſchänder Preis gegeben, oder eine vernünftige Matrone den ihrem Gemahl geſchwor-

---

*) Nous ſommes (ſchreibt die angebliche Ninon de Lenclos im 8ten Briefe) plus éclairées, plus conſequentes, que vous ne le croyez. Chacune de nous fait interieurement ſon petit calcul, examine, juge ce, qui convient à ſon gout, à ſon etat, à ſon humeur, et nous raiſonnons plus que nous ne l'imaginons nous mêmes. On ne croit plus aujourd'hui aux facultés occultes, ni aux enchantemens. On cherche la raiſon de tout avec de bons yeux, on la trouve.

ſchwornen heiligen Eid der Treue einem Ehebrecher zu Gefallen gebrochen hat: und eben ſo verdammen und verabſcheuen ſie Männer, denen ſie nicht das flebile beneficium eines kindiſchen Verſtandes zugeſtehen, wegen der Verführung unvorſichtiger Mädgen oder Frauen eben ſo ſehr, als wenn ſie nie an eine unwillkührliche oder unwiderſtehliche Liebe gedacht hätten. Auch wird man auf der ganzen Erde kein Volk und keinen Geſetzgeber finden, der einem Verführer oder Ehebrecher die Exception: von der Unwiderſtehlichkeit der Liebe, hätte angedeihen laſſen. Dieſe allgemeine Verachtung oder Verabſcheuung ſolcher Perſonen, die durch unbeſonnene Liebe unglücklich geworden ſind, oder andere unglücklich gemacht haben, zeigt gleichfalls, daß man wenigſtens in ſolchen Menſchen, die ihre Vernunft und übrigen Kräfte gebrauchen konnten, die Liebe nicht für unwiderſtehlich gehalten habe, und zu halten pflege.

Daß die Liebe ferner, wenigſtens nicht für alle Menſchen und in allen Fällen, ſelbſt nicht gegen ſolche Perſonen, die, unſerm Urtheil nach, die meiſten Vollkommenheiten beſitzen, unüberwindlich ſey, kann man ferner aus der Betrachtung aller der Unordnungen abnehmen, die alsdenn nothwendig in allen menſchlichen Geſellſchaften erfolgen werden. Alle unverheyrathete Perſonen, die das Alter der Liebe erreicht hätten, müßten alsdann ohne Ausnahme verliebt ſeyn, weil ſie alle Bekannte oder Bekanntinnen haben, die die größten und meiſten Vorzüge in ſich vereinigen, und dieſe Liebe würde in ihnen nur ſo lange fortdauern, als ſie auf keine andere Perſonen ſtießen, die noch liebenswürdiger wären. Unverliebte Perſonen würden eben ſo ſelten, als beſtändige Liebhaber und Liebhaberinnen, oder getreue Gatten ſeyn, wovon ein jedes doch ſehr häufige Beyſpiele in ſeiner eigenen Erfahrung ſo gar weit nicht ſuchen darf.

Faſt alle Leidenſchaften ſind ſo beſchaffen, daß wir durch den Bau unſerer empfindlichen Theile zu einigen mehr als zu andern geneigt ſind, eben daher leichter und öfter hineinfallen, und ſchwerer von ihnen geheilet werden; allein keine einzige, ſelbſt von den phyſiſchſten, die dem gebildeten Menſchen mit den größern Thieren und den roheſten Wilden gemein ſind, z. B. Traurigkeit, Zorn, Rache, ſind unüberwindwindlich und ſo hartnäckig, daß ſie nicht durch Uebung und gute Grundſätze bis zur Unſchädlichkeit gemildert werden könnten. Es iſt daher ſehr unwahrſcheinlich, daß die Liebe allein, die nicht blos die Befriedigung eines körperlichen Bedürfniſſes zur Abſicht hat, wider unſern Willen in uns entſtehen, und ſich behaupten ſollte.

Wie herrlich würde ich die Mühe, die bisher vorgetragenen Betrachtungen aufgeſchrieben zu haben, belohnt glauben, wenn ich hoffen könnte, irgend einen Jüngling oder ein Mädgen aufmerkſamer auf ſich ſelbſt gemacht, ihnen Zutrauen zu ihren Kräften eingeflößt, Mittel zur Beſiegung einer Leidenſchaft an die Hand gegeben, und endlich das Vorurtheil von der Unüberwindlichkeit der Liebe benommen zu haben, das gar nicht der Widerlegung werth wäre, wenn es ein bloſſer theoretiſcher Jrrthum wäre, und nicht ſehr oft Sorgloſigkeit, oder die kleinmüthige Verzweifelung, eine ſich erhebende Leidenſchaft beſiegen zu können, nach ſich zöge.

III.

Schutzſchrift

für den Stand und die Lebensart der Profeſſoren.

Es iſt ſeit einiger Zeit unter verſchiedenen Gelehrten Mode geworden, auf ihre Mitbrüder, die Profeſſoren, entweder mit einem ſtolzen Auge der Verachtung, oder dem erniedrigenden Blicke des Mitleidens herab zu ſehen, und ſie entweder für lächerliche Pedanten, oder doch für unglückliche Menſchen zu halten. Es iſt vielleicht der Mühe nicht ganz unwerth, etwas genauer zu unterſuchen: ob denn auch dieſer Stand ſo ſehr verachtet, oder bedauret zu werden verdiene, der in allem Betracht ſelbſt ſeinen Feinden nicht unwichtig ſcheinen kann, da er dazu beſtimmt iſt, unſern beſten und edelſten Jünglingen den größten Theil derjenigen Kenntniſſe mitzutheilen, wodurch ſie in Stand geſetzt werden ſollen, alle hohe und niedrige Bedienungen des Staats zu verwalten.

Am meiſten habe ich mich immer darüber gewundert, daß alle diejenigen, die von den Profeſſoren am verächtlichſten redeten, entweder junge Laffen waren, die des Unterrichts derſelben noch nöthig hatten, und ihn ſehr oft auch wirklich noch brauchten, oder ſolche Gelehrte, die bey ihren einträglichſten Unternehmungen zum Rathe oder Beyſtand von Profeſſoren ihre Zuflucht nahmen und nehmen mußten, oder endlich ſolche, die ſichs am Ende noch gefallen ließen, in eine Klaſſe von Menſchen einzutreten, die viele Jahre lang der Gegenſtand ihrer Spöttereyen geweſen war. Alle dieſe Profeſſorenverächter hätten bey einem mäßigen Grade von Selbſtkenntniß es einſehen müſſen, daß ſie gar keine rechtmäßigen Richter bey der Entſcheidung der Vortheile und Nachtheile eines Standes ſeyn konnten, den ſie entweder gar nicht, oder nur ſehr unvollſtändig kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten. In der Entfernung, wo ſie ſtanden und beobachteten, fielen ihnen nur die Unbequemlichkeiten des akademiſchen Lebens in die Augen, und auch dieſe vergrößerten ſie entweder aus Muthwillen, oder noch weniger rühmlichen Bewegungsgründen, und überſahen hingegen alle Vortheile eines Standes, die man erfahren haben muß, um ihren Werth zu fühlen und beurtheilen zu können.

Unter allen, welche die Profeſſoren, und ihren Stand entweder verachtet, oder bedauret haben, kann ſchwerlich jemand wider beyde mehr eingenommen geweſen ſeyn, als eben ich, der ich jetzt ihre Vertheidigung übernehme. Allein eine glückliche Erfahrung heilte mich von meinem Vorurtheile, das aus Uebereilung und Unwiſſenheit zugleich entſtanden war, und lehrte mich bald, daß Profeſſoren gar keine Urſache haben, andere Gelehrte, die es nicht ſind, und andere Stände unſrer Geſellſchaften zu beneiden. Das, was man für Nachtheile und Unbequemlichkeiten des akademiſchen Lebens gehalten hat, waren entweder wirkliche Vorzüge, oder auch ſolche Unbequemlichkeiten und Nachtheile, die dieſer Stand mit den meiſten übrigen Ständen gemeinſchaftlich trägt: und auch dieſe werden wiederum durch ſolche Vortheile erſetzt, um derenwillen man noch mehrere übernehmen könnte. Ich will daher ſowohl die Vortheile, als Nachtheile, die guten und ſchlimmen Seiten des akademiſchen Lebens aus eigenen Erfahrungen und Beobachtungen ſchildern, und mich, ſo viel als ich kann, hüten, kein

Lobredner eines Standes zu werden, wovon ich ſelbſt ein Mitglied bin.

Unterdeſſen übernehme ich nicht die Vertheidigung des ganzen Standes der Profeſſoren, ſondern nur desjenigen Theils, der auf ſolchen Univerſitäten lehrt, wo man in allem Ernſt Profeſſor ſeyn kann, wo man entweder in öffentlichen oder großen Privatbibliotheken und Anſtalten alle diejenigen Hülfsmittel findet, ohne die man nothwendig unter dem Mittelmäßigen ſtehen bleibt; wo ferner Männer von Verdienſten ſo belohnt werden, daß ſie nicht nöthig haben, zur kärglichen Erwerbung des täglichen Brods, entweder in dem mündlichen Vortrage von mancherley Wiſſenſchaften, die ſie ſelbſt nicht verſtehen, oder in ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die blos dem Beutel vortheilhaft ſind, ihre beſten Kräfte und Stunden zu verſchwenden.

Keine andere Lebensart ſcheint beym erſten Anblick gebundener und ſclaviſcher zu ſeyn, als die eines Profeſſors, der, ſo bald ſich das halbjährige Drama ſeiner Vorleſungen einmal eröffnet hat, gezwungen iſt, alle Tage einigemal ſeine Rolle zu ſpielen, er mag

Luſt, Muth und Anlage haben oder nicht. Dieſe zwingende Nothwendigkeit, gerade zu gewiſſen Zeiten zu arbeiten, und die daraus entſtehende unaufſchiebliche Beſtimmtheit der Geſchäffte ſchien mir ehemals der größte Vorwurf zu ſeyn, der dem akademiſchen Leben nur gemacht werden könnte, und iſt gewiß für manchen guten Kopf ein Bewegungsgrund geweſen, ſich einem Stande zu entziehen, der ihm ſeine Freyheit mehr als irgend ein anderer einzuſchränken ſchien.

Allein dieſer Zwang, zu gewiſſen beſtimmten Zeiten beſtimmte Arbeiten zu verrichten, iſt bey weitem ſo ſchrecklich und drückend nicht, als man ſich gemeiniglich vorſtellt. Auch diejenigen, die dieß nicht an ſich erfahren hatten, konnten es aus andern Erfahrungen oder Beobachtungen ſchließen. Wir eſſen, trinken und ſchlafen zu gewiſſen Zeiten, und Appetit und Schläfrigkeit bleiben alsdann, wenn der Körper geſund iſt, ſelten aus. Wir merken hier nicht den geringſten Zwang mehr, den ein jeder Wilder gewiß wahrnehmen und unleidlich finden würde. Eben ſo dürfen wir uns nur eine Zeitlang daran gewöhnen, gewiſſe Geiſtesarbeiten zu gewiſſen

Stunden zu verrichten, und Luſt und Kräfte zum arbeiten werden ſich gewiß zu der Zeit, wenn wir ſie brauchen, einſtellen. Kleine Indiſpoſitionen und Unpäßlichkeiten, die uns zum Durchdenken einer ganz neuen Materie, zur Lectüre und Beurtheilung einer ſehr ſchweren Schrift untüchtig machen, nehmen ſelten den Muth und die Fähigkeit zum mündlichen Vortrage wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, weil man das, was man vorzutragen hat, ſchon oft durchgedacht, und eben deswegen nicht nöthig hat, neue Gedanken zu ſuchen, zu ordnen und zu bezeichnen. Unter allen Arbeiten eines Gelehrten findet ſich keine, in welcher die Ungleichheit der Laune, und der Diſpoſition des Geiſtes ſo wenig merklich wäre, als eben in ſeinen Vorleſungen: und man kann daher nicht ſchließen, daß einer, der zu einer gewiſſen Zeit ſchlecht ſchreiben würde, auch elend leſen müſſe. Man behält immer, ſo lange eine ernſtliche Krankheit einen nicht ganz niedergeworfen hat, Kräfte genug zu einer ſtundenlangen Declamation übrig: und es trifft nicht ſelten, daß man bey einer kleinen Unpäßlichkeit, und wenn man zu allen übrigen Geiſtesarbeiten ungeſchickt iſt, beſſer lieſt, als bey unverletzter Geſundheit, weil man alsdenn alle ſeine Kräfte zuſammen nimmt, und ſich viel länger und ſorgfältiger vorbereitet, als man nöthig hat, wenn man ſich mehr auf ſich ſelbſt verlaſſen darf.

Man lieſt alſo zu gewiſſen Zeiten, wie man zu gewiſſen Zeiten ißt, trinkt und ſchläft, ohne ſich irgend eines beſchwerlichen Zwanges bewußt zu werden. Ja dieſe Nothwendigkeit zu arbeiten, wird auf die Länge wahres Bedürfniß, deſſen Nichtbefriedigung peinlich iſt. Es hat Profeſſoren gegeben, und giebt noch jetzt welche, die ihre Vorleſungen bis in die Ferien hinein gezogen, oder nach dem Beſchluß der Alten gleich Neue angefangen haben, weil ſie ſonſt nicht gut verdauen, oder ſich der Langenweile während des ganzen leeren Tages nicht erwähren konnten. Eben ſo wird man finden, daß die meiſten Profeſſoren, denen das Leſen nicht ſo nothwendig geworden iſt, ſich gegen das Ende der Ferien eben ſo ſehr nach dem Anfange der neuen Collegien ſehnen, als ſie gegen den Schluß der Vorleſungen den Anfang der Ferien mit Ungeduld erwarteten.

Freylich bleiben in einem jeden halben Jahre mehrere Stunden übrig, in denen man lieber nicht leſen als leſen, lieber ſeine gewöhnlichen Geſchäffte ausſetzen als verrichten möchte; allein wo giebt es wohl irgend einen Stand oder eine Bedienung, in welcher man nicht oft wider Willen und ohne Luſt arbeiten, oder wenn man arbeiten wollte, müßig ſeyn, oder was noch ſchlimmer iſt, wider Willen ſich amuſiren laſſen müßte? Richter, Aerzte, Prediger und Anwälde müſſen gewiß eben ſo oft, als Profeſſoren wider ihren Willen arbeiten, und gewiß noch viel öfterer wider ihren Willen ſich in den glücklichen Stunden der Arbeit unterbrechen laſſen, als dieſe nöthig haben. In den höhern Ständen iſt die Pflicht zu faullenzen, und an ekelhaften lärmenden Zerſtreuungen Theil zu nehmen, viel beſchwerlicher, als die Nothwendigkeit zu arbeiten, die den niedern Klaſſen der Menſchen obliegt.

Der Zwang zu arbeiten alſo, der mit der Lebensart eines Profeſſors verbunden iſt, iſt nicht ſo fürchterlich, als man glaubt, wird ſehr bald unmerklich, und bey vielen ſo gar zum unentbehrlichen Bedürfniß, iſt aber ſelbſt alsdann, wenn er fühlbar wird, nicht größer und unangenehmer, als er in allen arbeitenden Ständen nothwendig ſeyn muß.

Das akademiſche Leben muß nothwendig (klagt man) ein freudenloſes Leben ſeyn, weil ein jeder Profeſſor durch Arbeiten, die ſich weder aufſchieben noch von andern verrichten laſſen, an den kleinen Erdfleck, den er einmal eingenommen hat, wie ein Leibeigener gefeſſelt iſt. Die einzige Abwechſelung, deren er genießen kann, iſt die Bewegung aus ſeiner Studierſtube, deren Luft faſt alle Schnellkraft verlohren hat, in den noch ungeſundern Hörſaal, um, nachdem er ſich mit dem verjährten Staube alter Bücher geſättiget hat, ſich an den ekelhaften Ausdünſtungen ſeiner Zuhörer zu weiden. Während daß der Geiſt allein wirkſam iſt, werden Sinne und Herz ſtumpf, verlieren alle Empfindlichkeit gegen die Schönheiten der Natur und Kunſt, und gegen die Freuden des geſelligen Umgangs. Nirgends findet man daher weniger Freunde und Geſelligkeit, als eben unter den Profeſſoren, und am wenigſten auf ſolchen Univerſitäten, wo der meiſte Fleiß, die größte Arbeitſamkeit herrſcht. Sie werden zuletzt durch ihre eigne Schuld verſtümmelte Menſchen, in denen viele Sinne und Anlagen des Herzens ganz ungenutzt liegen bleiben, die für weiter nichts als fürs Arbeiten Geſchmack übrig behalten, und nirgends an ihrem rechten Platze als blos in der Studierſtube ſind, wo ſie Buch und Feder in die Hände nehmen können. Sie arten endlich in iſolirte Weſen aus, die gegen alle Zerſtreuungen nicht blos gleichgültig ſind, ſondern ſie ſo gar fliehen, und ſie dann nicht einmal, wann ſie ſich ihnen Wohlſtands halber leihen müſſen, nutzen, weil ſie ſich immer nach Hauſe ſehnen, und den Verluſt von Zeit berechnen, den dieſe gezwungenen, oder ſich ihnen aufdringenden Zerſtreuungen nach ſich ziehen.

Ich läugne nicht, daß es viele einzelne Profeſſoren gegeben habe und noch gebe, denen man dieſe ganze Reihe von Vorwürfen mit Recht würde gemacht haben und machen könnte: allein ich läugne es ſchlechterdings, und zwar mit der Kühnheit, die eigene ſichere Erfahrungen geben, daß ſie nur auf den größten Theil von Profeſſoren, viel weniger auf alle anwendbar ſeyen.

Man kann alle Profeſſoren, deren einzige Zerſtreuung in der Abwechſelung von Arbeiten beſteht, die ſich alle übrige Vergnügungen entſagen, allem Umgange entziehen, um deſto ruhiger und ungeſtörter arbeiten zu können, in zwo Klaſſen theilen: erſtlich in ſolche, die ihren Geſchäfften alles aufopfern, um für ſich und ihre Familie nur das Nothwendige zu erwerben; und zweytens in ſolche, die ohne eigennützige Abſichten und Bewegungsgründe entweder aus enthuſiaſtiſcher Liebhaberey für gewiſſe Wiſſenſchaften, oder auch aus aufrichtiger nur großen Seelen eigener Sorge für das gemeine Beſte ſich ganz allein ihren Arbeiten widmen. Jene Erſtern ſind wahrhaftig mehr zu bedauern, als manche Taglöhner, weil ſie nicht nur ums Brod arbeiten, wie dieſe, ſondern meiſtens ſolche Arbeiten vornehmen, die ſie nicht verſtehen, nicht lieben, und niemals gewählt haben würden, wann ſie ihnen nicht von eigenſinnigen Zuhörern oder Verlegern wären aufgedrungen worden. Die Letztern hingegen ſind bey weitem nicht ſo zu bedauern, als die Erſtern, wenn ſie auch gleich eben ſo ſtark arbeiten, und eben ſo wenig Zerſtreuungen haben, weil die einen durch das auſſerordentliche Vergnügen, was ihre Studien ihnen geben; für die aufgeopferten Freuden belohnt; die andern durch den Seelen erhebenden Gedanken getröſtet werden, daß ſie dem Staate mehr und unmittelbarer nutzen, als andere, und daß ohne ſie viel Gutes ungethan und ungeſtiftet bleiben würde, wofür ihnen aus den Herzen aller Rechtſchaffnen, wie von heiligen Dankaltären, Empfindungen der Ehrfurcht entgegen lodern.

Allein die wenigſten Profeſſoren fallen in eine von dieſen Klaſſen. Der größte Theil kann, wenn er will, unbeſchadet der gewiſſenhaften Ausrichtung ſeiner Amtsgeſchäffte, und unbeſchadet der ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die ein jeder zur Ausbreitung ſeines Ruhms, und der mit dieſer verbundenen Ehre ſeiner Akademie zu übernehmen verbunden iſt, ſich immer noch an einem jeden Tage mehrere Stunden allein zur Erholung, zum Genuß häußlicher und geſelliger Freuden, oder zur ſtärkenden Empfindung der Schönheiten der ungekünſtelten Natur erſparen: und wenn die meiſten auch dieſe Pflicht ſich zu vergnügen, vernachläßigen; ſo liegt die Schuld nicht an ihrem Stande, oder in der von ihnen gewählten Lebensart, ſondern in der, nicht ihnen allein eigenthümlichen Unerfahrenheit in der großen Kunſt zu leben, die nach den Ausſprüchen der großen Alten darin beſteht: die Ausübung des meiſten Guten, und der andern nützlichen Handlungen mit der größten Summe perſönlicher Glückſeligkeit zu vereinigen zu wiſſen.

Freylich müſſen auch diejenigen Profeſſoren, die eine gewiſſe Zeit ausſetzen, wo ſie aller ihrer Arbeiten vergeſſen, um allein ſich und ihrem Vergnügen zu leben, auch dieſe müſſen ſich faſt alle diejenigen Vergnügungen verſagen, die in der großen Welt ausſchließſender Weiſe Vergnügungen genannt werden. Ihre Geſchäffte erlauben es ihnen durchaus nicht, ſich oft ſolchen Zerſtreuungen zu überlaſſen, die langwierige und koſtbare Vorbereitungen, und einen großen Aufwand von Zeit erfordern. Allein dieſen Verluſt haben ſie auch gar keine Urſach zu bedauren. Denn eben dieſe Vergnügungen, die man in der engſten Bedeutung ſo nennt, die allein zur Verjagung einer tödtlichen Langenweile von Perſonen, die ſelbſt Langeweile hatten, ſind erfunden worden, die ferner eben deswegen, weil ſie rauſchend und koſtbar ſind, am meiſten

ſten Vergnügungen ſcheinen, dieſe gewähren am wenigſten wahre Freuden, erregen entweder durch ihre Einförmigkeit, oder durch den öftern Genuß, oder endlich durch ihre zu große Lebhaftigkeit bald Ekel und Ueberdruß, und tragen zur Summe menſchlicher Glückſeligkeit lange ſo viel nicht bey, als die ſtillen, unbemerkten und ſelbſt ernſthaften Freuden, die der gütige Vater der Menſchen den ächten Schülern und Liebhabern der einfältigen Natur vorbehalten hat. Wenn es aber auch nicht wahr wäre, daß die Zerſtreuungen, denen man die Maſke des Vergnügens am meiſten vorhängt, am wenigſten Vergnügungen wären, und daß die Menſchen, die an ihnen Theil nehmen, und die glücklichſten zu ſeyn ſcheinen, am wenigſten glücklich ſind, ſo wird es doch immer wahr bleiben, was ich in der Folge beweiſen werde, daß akademiſche Lehrer für alle die koſtbaren Vergnügungen, die ſie entbehren müſſen, eine mehr als hinlängliche Schadloshaltung in ihren Arbeiten finden. Eben ſo wenig verlieren Profeſſoren dadurch, daß ſie der Schönheiten der Natur und Kunſt, des Umgangs ihrer Freunde und Freundinnen, der Geſellſchaft ihrer Gattinnen und Kinder nicht ſtets und unaufhörlich genießen können. Sie haben am Ende eine gleich reiche Erndte von Freuden mit den Perſonen, die durch gar keine dringende Arbeit abgehalten werden, ſtets um die Gegenſtände ihrer Wünſche und Zärtlichkeit zu ſeyn; nur genießen ſie dieſelbigen Freuden inniger, lebhafter, und in einen kleinern Zeitraum concentrirt, nicht getrennt durch Stunden von Langeweile und Herzensleere, wodurch die Vergnügungen müßiger Perſonen unterbrochen, und von einander getheilt werden. Menſchen, die keine wahre Anſtrengung und Arbeit, und alſo auch keine wahre Erholung und Zerſtreuung kennen, deren Hauptgeſchäfft Vergnügen iſt, dieſe wiſſen nicht, mit welcher Frölichkeit man nach einer glücklich vollendeten Arbeit alle geiſtige Geräthſchaften und Materialien aufräumt; und was für eine ſüße Miſchung von Freuden es iſt, wenn man nebſt dem tröſtenden Gedanken, den Tag nicht umſonſt gelebt zu haben, der angenehmen Empfindung der wiederkehrenden und ſich ergänzenden Kräfte, an der Seite eines lehrreichen Seelenfreundes genießt. Ihnen iſt es unbekannt, mit welcher ſehnſuchtsvollen Ungeduld man aus den Schranken der Stadt in den Schoos der unermeßlichen Natur hinaus eilt, mit wie geſchärften Sinnen man alle ihre Schönheiten und Reize auffängt, und wie die angenehmen Impreßionen der Sinnen ſich mit den feyerlichſten Gedanken vereinigen, um ein von Freude und Dankbarkeit gerührtes Herz dem Herrn der Natur zum gefälligen Opfer zu bringen. — Ich breche hier ab, um nicht zu individuell zu werden: nur ſetze ich noch dieſes hinzu, daß man nicht ſchließen müſſe: Güter würden gar nicht genoſſen, weil ſie ſeltner genoſſen werden, indem man an der Lebhaftigkeit und Intenſion des Vergnügens eben ſo viel gewinnen kann, als man an der Länge ſeiner Dauer einbüßt.

Es ſind unter den Profeſſoren immer noch ſehr viele, die weder durch dringende Bedürfniſſe, noch durch einen gewaltigen Enthuſiasmus für gewiſſe Wiſſenſchaften, noch endlich durch eine gar zu große Menge freywillig übernommener gemeinnütziger Arbeiten abgehalten werden, ſich Erholung und Zerſtreuungen zu verſchaffen, bey denen aber doch allmälig die Gewohnheit, ruhig an ihrem

Pulte zu arbeiten, ſo ſtark und mechaniſch wird, daß ſie Luſt und Gelegenheit zu einer jeden Aufmunterung verlieren. Bey dieſen Gelehrten wird die zur Gewohnheit gewordene Arbeitſamkeit der Grund einer ihnen ſehr nachtheiligen Trägheit und Bequemlichkeit, vermöge deren ſie lieber zu Hauſe ein unangenehmes, oder doch nicht ſehr anſtrengendes Geſchäffte übernehmen, als durch die kleine Mühe des Ankleidens oder eines Spatziergangs die Freuden des Umgangs, oder der ſchönen Natur zu nutzen ſuchen. — So wie man oft gewünſcht hat, den unglücklichen Feinden und Abtrünnigen der Tugend ihre Schönheit und Freuden empfinden machen zu können, um ſie dadurch wieder mit ihr auszuſöhnen; ſo wünſchte ich in dieſem Augenblicke die Stimme der Syrenen zu haben, um meine zur Arbeit gewöhnte und zum Vergnügen träge Mitbrüder von den großen ihnen unbekannten Vortheilen der Zerſtreuung überzeugen zu können. Ich erſtaune allemal, wenn ich daran denke, wie Männer von den größten Talenten es nicht wahrnehmen, daß eine gewiſſe Verſchwendung der Zeit die größte Sparſamkeit ſey, daß beſtändig anhaltende Arbeiten, beſonders wenn ſie nicht ſehr abwechſelnd ſind, Schwäche des Körpers und Erſchlaffung der Organen des Denkens nach ſich ziehen; daß kurze Zerſtreuungen hingegen dem Körper Stärke, dem Geiſt Munterkeit, und ſeinen Werken das Feuer mittheilen, was die Arbeiten eines von Kräften überflieſſenden Genies von den Arbeiten einer eben ſo großen, aber erſchlafften Seele unterſcheiden; daß ferner auf mäßige Bewegungen des Körpers, und angenehme Zerſtreuungen der Seele die glücklichſten Stunden der Arbeit zu folgen pflegen, in deren einen man gemeiniglich mehr, als ſonſt in ganzen Tagen der Erſchöpfung ausrichtet; daß man endlich die Stunden, die man in Vergnügungen verlieret, in ganzen Tagen der Geſundheit wieder gewinnt, und nicht nöthig hat, mehrere Wochen in Zuſtänden von Kränklichkeit und kleiner Unpäßlichkeiten hinzuſchmachten.

Wenn man daher durch eine geſchickte Eintheilung der Arbeits- und Erholungsſtunden an der Güte und Menge von Arbeiten nichts verliert, ſondern wirklich gewinnt, ſo kann man auch nicht ſchließen, daß mit dem Fleiße der akademiſchen Gelehrten ihre Abgeneigtheit zum geſelligen Vergnügen, und zu freundſchaftlichen Verbindungen in gleichem Verhältniſſe wachſe. Der Vorwurf von Ungeſelligkeit wird fleißigen Akademien vorzüglich von Fremden und ſolchen Perſonen gemacht, die ſich auf ihnen zuerſt niederlaſſen: jene treffen bey den Profeſſoren nicht die ſchmeichelnde geſchäfftige Dienſtfertigkeit an, womit man ſie in größern Städten, wo Fremde mehr geſchätzt werden, zu empfangen pflegt; und die Letztern vermiſſen die entgegenkommenden freundſchaftlichen Geſinnungen, womit ſie gleich in die genauern Familienverbindungen aufgenommen zu werden wünſchen: beyde ſchließen daher aus ihnen untrüglich ſcheinenden Erfahrungen, daß man auf Akademien ungeſellig ſey, und zwar aus übertriebenem Fleiß ungeſellig ſey. Allein das Betragen, was beyde Arten von Perſonen erfahren, kann ohne den Vorwurf der Ungeſelligkeit ſtatt haben, und erklärt werden. Akademiſche Gelehrte finden nämlich die Freuden des geſelligen Lebens nicht in einer großen Anzahl von Bekannten, ſondern in der Verbindung mit wenigen Freunden, nicht in rauſchenden Aſſambleen oder häufig beſuchten öffentlichen Oertern, ſondern in geſchloſſenen Geſellſchaften, und in dem innerſten ihrer Familien. Ihnen fehlen daher die Geſchwätzigkeit und die Höflichkeitsformeln, womit man in größern Städten, wo man viele Bekannte und wenig Freunde hat, einem jeden, der nur amuſiren kann, zu ſchmeicheln ſucht; ſie ſind nur gewohnt, ſich ihren Freunden zu offenbaren, und in deren Geſellſchaft ihre Herzen auszugießen; und werden daher, ohne daß ſie es wiſſen, gegen diejenigen kalt und zurückhaltend, die ſie weder geprüft noch ſchätzen gelernt haben. Ueberdem wiſſen Fremde ſelten die Zeit, wo ein Profeſſor durch Beſuche am wenigſten geſtört wird, und treffen daher oft Stunden, wo er in dringenden Arbeiten begriffen iſt, und die Zeichen der Aengſtlichkeit nicht verbergen kann, die die unzeitige Unterbrechung ſeiner Geſchäffte ihm verurſacht. Wenn aber ſolche Fremde nicht blos durchreiſen, ſondern ſich ſo lange aufhalten, bis ſie gewiſſermaßen einheimiſch, und mit mehrern Gelehrten genauer bekannt werden, ſo fangen ſie bald an, ſich zu überzeugen, daß eben die Männer, die ihnen bey ihren erſten Beſuchen ſo froſtig und ungeſellig ſchienen, in dem kleinen vertraulichen Kreiſe ihrer Freunde eben ſo offenherzig und warm, als gegen die wahren geſellſchaftlichen Freuden empfindlich ſind.

Eben ſo natürlich iſt es, daß Perſonen und Familien, die ſich zuerſt auf Univerſitäten niederlaſſen, über Mangel von Geſelligkeit und freundſchaftlichen Geſinnungen klagen, ohne daß dieſe Klagen und die daraus herfließenden Vorwürfe gegründet wären. Eine jedwede Perſon und Familie, die ſolche Ankömmlinge antreffen, hat ſchon ſo viele Freunde und Umgang als ſie braucht und wünſcht; und bekümmert ſich alſo ſelbſt um ſolche Perſonen nicht, die ſie ihrer Freundſchaft würdig hält, vielweniger alſo um ſolche, die ſie noch gar nicht, oder nicht genau genug kennt. Es können alſo Monate und Jahre verſtreichen, bevor neuangekommene Familien und Perſonen in die vor ihrer Zeit gebildeten Geſellſchaften inkorporirt werden, und auch alsdann werden ſie zu ihnen mit allen erforderlichen guten Eigenſchaften keinen Zutritt erhalten, wann ſie nicht mehr Schritte thun, um hinein zu kommen, als diejenigen, deren Freundſchaft ſie ſuchen, ihnen entgegen machen werden. Das kann man aber, meinem Urtheile nach, nicht Mangel von Geſelligkeit nennen, wann diejenigen, die ſchon gute Freunde und Geſellſchaft genug haben, ſich weniger Mühe geben, neue zu erhalten, als diejenigen anwenden müſſen, die ſich zuerſt welche erwerben wollen.

Die akademiſche Lebensart (ſagt man ferner,) muß nothwendig das glücklichſte Genie allmälig zu einem eingeſchränkten Kopfe, und zum Pedanten machen. Die meiſten Profeſſoren durchlaufen zweymal, die wenigſten nur einmal im Jahre denſelbigen Kreis von Kenntniſſen, und ſingen ihre Lehren in derſelbigen Ordnung, oft in denſelbigen Worten, und durch dieſelbigen Einfälle verſchönert ihren Zuhörern ab. Es kann nicht fehlen, daß ihnen durch dieſe öftere Wiederholungen, alles was ſie wiſſen, nicht ſo geläufig werden ſollte, als wenn ſie es auswendig gelernt hätten, und wenn es erſt einmal ſo weit gekommen iſt, ſo muß es ſchon ſehr ſchwer werden, in die Reihe der ſo oft vorgetragenen Meynungen neue Sätze einzuſchieben, und faſt unmöglich, in den Meynungen ſelbſt etwas zu ändern.

Sätze, die man zehn oder mehrere Jahre als Wahrheiten vorgetragen hat, ſetzen ſich im Gehirne ſo feſt, und geben den Fibern eine ſo unveränderliche Diſpoſition, daß es ſelbſt aus phyſiſchen Urſachen unmöglich wird, an ihrer Wahrheit zu zweifeln, oder ſie als Irrthümer wegzuwerfen. Auch Männer alſo, die ehemals ſelbſt dachten, und die die Meynungen ihrer Vorgänger nicht blos annahmen, ſondern auch prüften; die dieſe mit ihren eigenen Gedanken durchflochten, und beyde in eine ihnen eigenthümliche Ordnung brachten, auch dieſe müſſen nach einem Zeitraum von mehrern Jahren aufhören, Selbſtdenker zu ſeyn, und blos geiſtige Maſchinen werden, die in der Folge auf dieſelbige Art ſpielen, und ſich bewegen, als ſie ſich ehemals ſelbſt eingerichtet haben. Die Erfahrung lehrt auch, daß eben die Profeſſoren, die anfangs die ſchnellſten und bewundernswürdigſten Fortgänge in ihren Wiſſenſchaften machten, bald ſtille zu ſtehen anfangen, und daß die Vorleſungen ihres ſinkenden Alters weiter nichts als Wiederholungen des Vortrags ihrer jugendlichen und männlichen Jahre ſind. Mit der öftern Wiederholung derſelbigen Meynungen nimmt die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit, der Wahn von Untrüglichkeit, dogmatiſcher Stolz und entſcheidende Zuverſicht zu; und dieſe machen die erſte Grundlage der ekelhaften Pedanterey aus, von der die wenigſten alten, oder dem Alter ſich nähernden Profeſſoren frey ſind. Es iſt nämlich ſehr natürlich, daß Wiſſenſchaften, mit denen ſie ſich ihr ganzes Leben durch beſchäfftiget haben, ihnen zuletzt die wichtigſten unter allen, die erfunden worden ſind, zu ſeyn ſcheinen, und daß ſie ſich ferner die größten Männer in ihren Fächern zu ſeyn zu dünken, da ſie allen ihren Vorarbeitern auf den Schultern ſtehen, und von der Höhe ihres Zeitalters in die Tiefe der vorhergehenden hinabſehen. Aus beyderley Dünkel entſteht zuletzt eine Verachtung oder Verkennung des Werths der übrigen Wiſſenſchaften und der Verdienſte ihrer Lehrer: eine unaufhörliche Ergießung der ihrem Gehirne ſo tief eingeprägten, ſo gegenwärtigen und ſo wichtigen Kenntniſſe, deren Mittheilung durch den Docirton noch unleidlicher wird, endlich eine beleidigende Gleichgültigkeit gegen alles andere, was nicht mit ihren Lieblings-Kenntniſſen Verwandtſchaft oder

Aehnlichkeit hat. Profeſſoren müſſen daher mit der Zeit Pedanten werden, unter welchen man in der engſten Bedeutung ſolche Gelehrte verſteht, die ſich und ihre Wiſſenſchaft übermäßig ſchätzen, und andere Wiſſenſchaften und deren Bekenner entweder verachten, oder weniger, als ſie es verdienen, ſchätzen, die ohne ihre Eitelkeit im Zaume zu halten, und anderer ihrer zu ſchonen, nur allein oder gerne von ihren Kenntniſſen und Verdienſten reden, und ſtumm oder froſtig werden, ſo bald ſie von andern Perſonen und Wiſſenſchaften reden oder hören ſollen.

Wenn alle die angeführten nachtheiligen Folgen mit der akademiſchen Lebensart unausbleiblich verbunden wären; ſo würde man freylich gegründete Urſachen haben, ſich vor ihr zu fürchten, und über einen jeden, der ſie freywillig wählte, ſich luſtig zu machen. Allein auch hier eignet man Fehler und Schwachheiten, die man in einzelnen Individuis bemerkt hatte, aller Erfahrung zuwider, dem ganzen Stande zu.

Ich gebe zu, daß man auch in unſern Tagen, und ſelbſt auf den berühmteſten Akademien nicht weit ſuchen dürfte, um ſolche

Profeſſoren zu finden, die ſich allmählig in geiſtige Automata verwandelt haben, die ſeit vielen Jahren nichts an den Wiſſenſchaften, die ſie vorzutragen pflegen, verändert und gebeſſert haben, die noch jetzo wie vor zehn Jahren, ihre Collegia in derſelbigen Anzahl von Stunden, und in jeder Stunde dieſelbigen Unterſuchungen vollenden, die ihre Vorleſungen, wie ein Vater Unſer auswendig wiſſen, und ein jedes Penſum daraus ohne Vorbereitung, und doch ohne Anſtoß abbeten können, wenn ſie nur den Anfang wiſſen; ich gebe ferner zu, daß ſolche Männer ſchwerlich anders als entſcheidend ſtolz auf ſich und ihre Wiſſenſchaften, und gleichgültig gegen andere Kenntniſſe ſeyn können; allein ich läugne, daß der größere Theil der Profeſſoren ſo beſchaffen ſey, und wegen ihrer Amtsarbeiten, ſo ſeyn müſſe. Nur diejenigen Profeſſoren ſind am meiſten in Gefahr, in maſchinenmäßige Arbeiten, und alle daraus abſtammende Fehler zu fallen, die ſolche Wiſſenſchaften vortragen, deren Erlernung theils wegen der Menge von Kenntniſſen, die ſie enthalten, theils wegen der ſchlechten Sprache und Unordnung, womit ſie gelehrt werden, ſehr ſchwer wird, die aber, wenn ſie einmal erlernt ſind, ihrer Natur nach keine wichtige Veränderung, Bereicherung und Verſetzung von Begriffen und Grundſätzen erlauben. Und doch finden ſich auch unter den Lehrern dieſer Wiſſenſchaften viele verehrungswürdige ſelbſtdenkende Männer, die in dunkle Begriffe und Erklärungen Deutlichkeit und Beſtimmtheit, und in das rohe Chaos durch einander geworfener Sätze, ſo viel Ordnung und Zuſammenhang bringen, als der verjährte Brauch nur immer erlauben will, die endlich die nicht kleine Anzahl der ſtreitigen Punkte aus ihrer Wiſſenſchaft durch eigenes Nachdenken, und nach eigenthümlichen Grundſätzen entſcheiden. — Sehr ſelten hingegen, oder faſt niemals wird man Lehrmaſchienen unter denjenigen Profeſſoren von Genie finden, die ſolche Wiſſenſchaften lehren, die in einer beſtändigen Ebbe und Fluth, und alſo in jedem Zeitalter anders ſind, die täglich durch neue Beobachtungen und Raiſonnements erweitert werden, aber auch ſtets alte unbrauchbare Kenntniſſe auswerfen, die man endlich unbeſchadet ihrer Heiligkeit und Majeſtät bald in dieſer bald in jener Ordnung vortragen kann. Lehrer, die Wiſſenſchaften von dieſer Art vertragen, finden bey einem jeden wiederholten Vortrag derſelben neue Gedanken und Reflexionen, entweder eigene oder anderswo geſammlete einzuſchieben, entdecken bey einem jedesmaligen Durchdenken ihrer Wiſſenſchaft alte Fehler und neue Gedanken, und bemerken immer vorher nicht erkannte Vortheile im Ausdruck ſowohl als in der Methode, und können daher aus allen dieſen Gründen zuſammen genommen ſchwerlich Wiederholer ihres ein für allemal geſchloſſenen Gedankenſyſtems werden. — Maſchinenmäßiges Arbeiten iſt daher keine ſo allgemeine und nothwendige Folge des akademiſchen Vortrags, als man geglaubt hat; allein, wenn er für einige wenige auch mit dieſem Nachtheile verbunden iſt, ſo erſetzt er dieſen durch eine Menge der wichtigſten Vortheile, von denen man kein Wörtgen geſagt hat, und die ich daher kürzlich berühren will.

Der erſte große Vortheil, den Profeſſoren durch den öftern mündlichen Vortrag derſelbigen Wiſſenſchaft gewinnen, iſt Beſtimmtheit der Begriffe, Deutlichkeit des Ausdrucks, Ordnung und Zuſammenhang in Sätzen.

Profeſſoren haben mehr und ſtärkere Bewegungsgründe, als andere Gelehrte, ſich faßlich zu machen, weil ſie nicht zu ſolchen Perſonen reden, die in den Wiſſenſchaften ſelbſt reifer ſind, und alſo durch ihre eigene Kräfte Dunkelheit und Verwirrung der Begriffe und Sätze erhellen und verbeſſern könnten, ſondern zu Anfängern, die zwar munter folgen, wenn man ihnen eine helle Fackel vorträgt, aber gleich ſtille ſtehen, oder ſich verirren, ſo bald ſie in dunkle Pfade geleitet werden. Dieſer Gedanke von der Nothwendigkeit, alles was man ſagt, deutlich und ordentlich zu ſagen, wird dadurch immer lebhaft erhalten, daß man in den, zu beſtimmten Begriffen und Sätzen einmal gewohnten Zuhörern die ſichtbarſten Spuren von Aengſtlichkeit, Verdruß oder vergebener Anſtrengung wahrnimmt, wenn man zufälliger Weiſe im Vortrage nicht ſo einleuchtend und zuſammenhängend iſt, als man ſonſt zu ſeyn pflegte. Verdrießliche Verziehungen der Geſichtsmuskeln, gewiſſe Bewegungen des Kopfes, das Stocken im Nachſchreiben, u. ſ. w. erinnern den Profeſſor allemal daran, daß ſeine Zuhörer ihn nicht verſtehen, ihm nicht folgen können, und daß er alſo bey einem abermaligen Vortrage derſelbigen Unterſuchungen ſich einer größern Deutlichkeit zu befleißigen habe. Andre Gelehrte, die blos ſchreiben, haben dieſen Probierſtein der Deutlichkeit oder Dunkelheit ihres Vortrags nicht, und nehmen die Wirkungen deſſelben auf ihre Leſer nicht ſo augenſcheinlich wahr, als Profeſſoren, die ihre Zuhörer in kleineren Entfernungen vor ſich haben. Sie hören das ſtille Murren ihrer Leſer, ſehen ihre Angſtgebehrden nicht, und wiſſen alſo auch eben ſo wenig, wo ſie deutlich, oder unverſtändlich waren, und inskünftige für ihre Leſer beſſer zu ſorgen haben.

Dieſe Bemühung faßlich zu ſeyn, ziehet freylich, wiewohl nicht allemal, ermüdende Weitſchweifigkeit und nachläßige Geſchwätzigkeit ſelbſt in Schriften nach ſich. Allein, wenn Profeſſoren auch niemals Zuhörer und Leſer unterſchieden, und für die Letztern ohngefähr ſo ſchrieben, wie ſie zu den erſtern reden, ſo iſt es, wenn man unter zweyen Uebeln doch eins wählen ſoll, immer beſſer, wenn man mit einem kleinern Grad von Anſtrengung, und einem größern Aufwand von Zeit, das, was man lieſt, verſteht, als wenn man mit einem faſt gleichen Zeitverluſt, und einer noch gröſſern Anſtrengung gar nicht weiß, was man geleſen hat.

Der zweyte groſſe Vortheil des mündlichen Vortrags iſt das glückliche Treffen vieler neuer Gedanken und Bemerkungen, auf die man während des Vortrags ſtößt, und die man ohne dieſen niemals würde gemacht haben. Eine jede Vorleſung iſt eine wiederholte Meditation, die ſich von der Meditation, wodurch man ſich vorbereitet, durch die gröſſere Lebhaftigkeit auſſerordentlich unterſcheidet. Durch das Reden ſelbſt kommen Muskeln, Blut, Lebensgeiſter und Gehirn in ſtärkere Wallungen und Bewegungen, alle Begriffe und Bilder gewinnen einen ungewöhnlichen Grad von Klarheit, und in dieſem Zuſtande von Enthuſiaſmus veranſtalten ſich ungeſucht viele glückliche Ideen-Verbindungen, die man in den Stunden des ſtillen Nachdenkens nie gemacht hätte, eben deswegen, weil zu ihnen eine Wärme oder Anſtrengung erfordert wurde, zu der man ſich in gewöhnlichen Meditationen ſelten oder niemals erhebt. Man redet daher, wenn man gut diſponirt iſt, eben ſo gut und oft noch beſſer, als man ſchreibt, und trägt beſonders ſchwere Materien deutlicher und vollſtändiger vor, als man ſie vorher und nachher ſchriftlich aufzuſetzen, im Stande ſeyn würde.

Der dritte große Vortheil von dem wiederholten mündlichen Vortrage der Wiſſenſchaften iſt dieſer, daß man öfter Gelegenheit erhält, dieſelbigen Materien von neuem durchzudenken, und mehr Herr über ſeine Kenntniſſe wird, als man ſonſt geweſen wäre. Eine Reihe von Unterſuchungen, die man oft vorgetragen und durchgedacht hat, drückt ſich dem Gedächtniſſe tiefer ein, erhält ſich länger, und wacht bey leichtern Veranlaſſungen wieder auf, als andere, auf die man nicht ſo viele Aufmerkſamkeit gewandt hat. Ganze Wiſſenſchaften ſtehen dem, der ſie mehrmalen vorgetragen hat, zu Gebote, und man mag für einen Theil, welchen man will, zurückrufen wollen, ſo kehren die Begriffe in ihrer urſprünglichen Beſtimmtheit und Vollſtändigkeit, Sätze mit allen ihren Gründen und Beweiſen zurück: und wenn man alsdenn über einen neuen Gegenſtand nachdenken will, ſo hat man nicht nöthig, erſt mühſam alte Begriffe und Sätze zuſammen zu ſuchen und aufzuklären, ſondern ſtets bereit liegende Schätze heller beſtimmter Ideen kommen ungerufen, oder auf den erſten Wink zu neuen Aſſociationen herbey. Dem mündlichen Vortrage hat man's zu danken, daß man das, was man weiß, beſſer weiß, daß man es öfter und vortheilhafter braucht, daß man viel ſchärfer und leichter nachdenkt, als ſonſt möglich geweſen wäre. Das Nachdenken ſelbſt wird dadurch, daß man täglich mehrere Stunden meditiren muß, mehr zur Gewohnheit, und weniger beſchwerlich: greift alſo die Nerven bey weitem ſo ſtark nicht an, als in den erſten Jahren des Selbſtdenkens, wo man einen zu kleinen Vorrath von Begriffen, und noch dazu unbeſtimmten und unvollſtändigen Begriffen hatte.

Unter keinem andern Stande (wirft man uns endlich viertens vor.) herrſchen ſo viele und ſo gehäßige Leidenſchaften, und äuſſern ſich nirgends auf eine ſo unanſtändige, ſelbſt gleichgültigen Perſonen beleidigende Art, als auf Akademien. Die nagenden und niedrigſten unter allen Leidenſchaften, Brod- und Ruhmneid, ſcheinen vorzüglich in den Herzen akademiſcher Lehrer ihre Sitze aufgeſchlagen zu haben, verſäuren ihre Charaktere, geben ihren Seelen eine gewiſſe ungeſellige Wildheit, die zuletzt in Gewohnheit ausartet, und ſetzen ganze Facultäten, einzelne Profeſſoren, und deren Zuhörer in einen niemals aufhörenden Krieg aller wider alle. Wo trifft man anders ſo viele boshafte Anſpielungen, ſo viele feine Sticheleyen, ſelbſt ſo grobe, und allen Wohlſtand beleidigende Ausfälle unter angeſehenen, und durch Collegialiſche Bande vereinigten Männern an? wo vergißt man ſonſt ſo oft das, was man ſich, dem gemeinen Weſen, dem man dient, ſelbſt ſeinen Familien, und dem ganzen Publiko ſchuldig iſt, als auf Akademien? Wo anders iſt man ſo unſinnig, ſich ſelbſt lächerlich und verhaßt zu machen, blos um andern gleichfalls Haß und Verachtung zuzuziehen? Der Grund dieſer Feindſeligkeiten und deren Ausbrüche, die mit der Aufklärung unſers Zeitalters, und der Würde des Standes, der der ausgebildeſte am Geiſt und Herz ſeyn ſollte, einen ſo unangenehmen Abſatz macht, liegt wahrſcheinlich theils in ihrer Art zu arbeiten, theils in den Verhältniſſen, in welchen ſie gegen einander ſtehen.

Der gröſste Theil von Profeſſoren iſt mit ſolchen Unterſuchungen beſchäfftigt, die nicht das geringſte zur Bildung und Ausbeſſerung des Charakters beytragen. Sie ſind zu ſehr mit Dingen auſſer ihnen beſchäfftigt, als daſs ſie auf ſich ſelbſt ihre eigene Fehler, und die Mittel, ſie abzulegen, Acht geben und denken ſollten. Während daſs ſie ihr Gehirn mit den ſeltenſten und mannichfaltigſten Kenntniſſen ausfüllen, bleibt ihr Herz und Charakter roh und ungebildet. — Wenn aber auch die Wiſſenſchaften gewiſſer Profeſſoren von der Beſchaffenheit ſind, daſs ſie allem Augenſcheine nach nicht blos erleuchten, ſondern auch beſſern müſsten; ſo bleiben ſie doch gewöhnlich todte und unfruchtbare Kenntniſſe, weil man ſie nicht in der Abſicht erwirbt, um nach ihnen zu leben und zu handeln, ſondern ſie durch mündlichen oder ſchriftlichen Vortrag, gegen Ruhm und baares Geld umzuſetzen. Man iſt ſo unbeſchreiblich gierig nach neuen Kenntniſſen, daſs man gar keine Zeit übrig behält, die beſten der alten der Seele recht tief einzuprägen, ſie anfangs in Lebensregeln, deren man ſich bey einer jeden Handlung noch bewuſst iſt, und zuletzt in wirkliche Ge-

Gewohnheiten zu verwandeln. Profeſſoren reden und ſchreiben daher wie Engel, und handeln wie die Kinder, oder der ungezogenſte Pöbel. — Bey einer ſolchen Vernachläſſigung des Charakters iſt es kein Wunder, wenn die häufigen Veranlaſſungen zu Feindſeligkeiten, die aus ihrer Lage ſelbſt entſpringen, in wirkliche Thätlichkeiten übergehen. Die meiſten Profeſſoren ſtehen ſo, daß man ſie bey der feſten Beſoldung auf die Einkünfte ihres auswärtigen Ruhms, und ihres akademiſchen Beyfalls verwieſen hat; und für gewöhnliche Seelen iſt daher nichts natürlicher, als daß ſie alle diejenigen, die jenen verdunkeln, und dieſen vermindern könnten, als ihre Hauptfeinde anſehen. Alle beifern ſich um ungetheilten Beyfall, und den größten Ruhm; und diejenigen, die ſich über alle ihre Nebenbuhler erhoben haben, ſind nicht damit zufrieden, keine andre über und neben ſich zu haben, ſondern drücken ſo gar diejenigen als gefährliche Widerſacher nieder, die, unter ihren Flügeln geſchützt, nur einige abfallende Brocken auffammlen möchten. Man findet daher häufig, daß Männer vom erſten Range, deren Ruhm und Beyfall auf das feſteſte gegründet ſind, ſolche Männchen anfeinden, von denen ſie gar nichts zu befürchten hätten, und die mehr Gegenſtände des Mitleidens als des Neides ſeyn ſollten. Bey dieſen letzten Vorwürfen wird mir, ich geſtehe es aufrichtig, die Beantwortung und Vertheidigung ſchwerer, als bey andern vorhergehenden, ungeachtet auch hier ſehr vieles augenſcheinlich übertrieben, oder zu allgemein gemacht wird. Es war mir ſelbſt von je her, wo nicht unerklärlich, doch wenigſtens auffallend, daß Männer, die die Natur auſſer ſich ſo genau kannten und beobachteten, ſich ſelbſt ſo ſehr verkennen und vernachläßigen konnten, daß Männer, die ſo richtig dachten, ſo ſchön redeten und ſchrieben, doch ſo unbeſonnen, und ohne alle Grundſätze zu handeln, und blos den augenblicklichen Aufwallungen heftiger Leidenſchaften zu folgen im Stande waren. Ich kann meine Amtsbrüder hier nicht anders vertheidigen, als wenn ich ſage, daß Selbſterkenntniß, Ausbildung des Charakters, und Gleichförmigkeit im Leben und Handeln, die allein aus der Befolgung geprüfter Grundſätze entſteht, unter allen übrigen Gelehrten nicht häufiger, als unter ihnen angetroffen werden, und daß ſich auch unter akademiſchen Lehrern ſehr viele Beyſpiele vortrefflicher Männer finden, die auf die Ausbildung ihres Herzens eben ſo vielen und ſo glücklichen Fleiß, als auf die Ausbildung ihres Geiſtes gewandt haben. Ich ſelbſt kenne nicht nur mehrere einzelne Profeſſoren, die in der engſten Bedeutung Collegen ſind, die alſo in demſelbigen Fache arbeiten, und dem ungeachtet die zärtlichſten Freunde ſind; ſondern auch ganze Facultäten, die wie Brüder mit einander leben, und ſich weder zu heimlichen, noch offenbaren Verunglimpfungen ihrer Collegen verleiten laſſen.

So oft, und ſo viel man auch von dem unter akademiſchen Gelehrten herrſchenden Neide, von ihren Feindſchaften und Zänkereyen geredet hat; ſo glaube ich doch nicht, daß Neid, Feindſchaften und Kriege unter ihnen häufiger, als unter andern Ständen ſich finden ſollten. Aerzte, Anwälde, Mitglieder groſſer Collegien haben eben ſo viele Veranlaſſungen zu Erbitterungen und Verfolgungen, als Profeſſoren, und ſchonen ſich einander nicht mehr, als dieſe thun; allein ihre Feindſeligkeiten bleiben doch immer nur in dem kleinern Zirkel ihrer Stadt oder der Gegend, worinn ſie bekannt ſind, eingeſchloſſen. Akademiſche Gelehrte hingegen haben gewöhnlich einen mehr ausgebreiteten Ruf, eine größere Anzahl von Freunden oder Feinden, die ſich für oder wider ſie intereßiren, laſſen die Thorheiten, die ſie ſich einander zu ſagen haben, gleich drucken, und wählen alſo das ganze leſende Publikum zum Zuſchauer oder Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten. Akademiſche Gelehrte verfolgen und beneiden ſich alſo wahrſcheinlich nicht mehr, als andere Stände, nur thun ſie es auf eine öffentlichere und auffallendere Art.

Ich erkenne es, wie eine große Vermeſſenheit es ſeyn würde, Männern unmaßgebliche Rathſchläge geben zu wollen, unter denen die meiſten mich an Kräften und Kenntniſſen entweder übertreffen, oder doch zu übertreffen glauben, ſonſt würde ich ſie aus Liebe zu ihnen und zu meinem Stande bitten, dann und wann in ihren ſich drängenden Arbeiten Halte zu machen, und einige von den Tagen, an welchen die Geſetze ſie von ihren gewöhnlichen Geſchäfften frey machen, zur eigenen Erbauung und Selbſtprüfung auszuſetzen. An den gewöhnlichen Arbeitstagen iſt man ſo ſehr mit der Einſammlung neuer, oder der Mittheilung alter Kenntniſſe beſchäfftigt, daß man auf ſich ſelbſt, und ſeinen Fortgang im Guten wenig oder gar nicht Acht geben kann. Es ſcheint daher für einen jeden Gelehrten, dem es nicht gleichgültig iſt, wie er lebt und handelt, nothwendig zu ſeyn, gewiſſe Zeiten zu beſtimmen, an denen ſeine wichtigſte Beſchäfftigung dieſe iſt: ſich ſelbſt zu unterſuchen und kennen zu lernen, die Fehler des bisherigen Wandels auszuſpüren, und endlich ſolche Mittel und Grundſätze zu erfinden, wodurch er im Guten beſtärkt, und gegen ähnliche Fehltritte geſichert wird. Eine ſolche Rückkehr in uns ſelbſt verſchafft uns die ſüſſeſten Augenblicke einer ruhigen Seelenſtille, die Menſchen nur genießen können: — und ein jeder Gelehrter wird ſehr leicht ſolche Werke großer Männer kennen lernen, wodurch er in dieſer gleich nothwendigen und angenehmen Beſchäfftigung mit ſich ſelbſt fort geholfen werden kann.

II.

Nachdem ich jetzo die Vorwürfe, die man der Lebensart der Profeſſoren macht, ſo gut ich gekonnt, beantwortet habe; ſo gehe ich jetzt zu den ihr eigenthümlichen Vortheilen fort, die man faſt allgemein verkannt hat.

Der erſte große Vortheil des Standes akademiſcher Lehrer, iſt dieſer, daß die, welche ſich ihm widmen, mehr Gutes ſtiften können, als ſie in einer jeden andern Lage als Gelehrte gekonnt hätten, und daß ſie zugleich das Gute, was ſie ſtiften, genauer zu überſehen und zu berechnen, im Stande ſind. Ich nehme es aus vielen Erfahrungen, als unläugbar und ausgemacht an, daß ein jeder Gelehrter, der mit ſeinem eignen Pfunde wuchert, und ſeine Wiſſenſchaft mit eigenen Gedanken und Beobachtungen erweitert hat, unmöglich alle ſeine brauchbaren Kenntniſſe allein durch Schriften der Welt mittheilen kann, entweder, weil er keine Zeit und Luſt hat, ſie alle aufzuſchreiben, oder weil ſie ſich auch nicht dem ganzen Publico vortragen laſſen. Ein jeder Gelehrter alſo, der ſich allein nur durch Schriften der Welt mittheilen kann, wird gewiß eben ſo viele brauchbare und nützliche Kenntniſſe mit ins Grab nehmen, als er bekannt gemacht hat; wie ich gewiß glaube, daß der Fall bey des Cartes, Leibnitz und Locke war. Gegen dieſe Vergrabung guter Kenntniſſe iſt die akademiſche Lebensart ein vortreffliches Gegenmittel. Ein jeder Profeſſor kann nämlich vieles, was er dem ganzen Publico nicht ſagen mag und kann, ſeinen Zuhörern, und was ſich auch dieſen nicht ohne Unterſchied ſagen läßt, ſeinen jüngern Freunden in vertraulichen Unterredungen mittheilen. Durch den Profeſſorſtand gewinnt man alſo zween Wege mehr, durch Vorleſungen und Umgang, Kenntniſſe auszubreiten, die man durch Schriften allein nicht würde haben hinterlaſſen können.

Wenn man aber auch durch Schriften, den ganzen Vorrath eigenthümlicher Bemerkungen auf Zeitgenoſſen und Nachkommen fortpflanzen könnte; ſo würde man doch das Gute, was man bey ſeinen Leſern ſtiftet, nie ſo genau, als bey Zuhörern und Freunden überſehen, und des geſtifteten Guten ſich nicht ſo ſehr freuen können. Bey Zuhörern und Freunden, denen man durch öffentliche Vorleſungen oder geheimere Geſpräche nützlich wird, kann man es Schritt vor Schritt bemerken, wie ſie ſich allmählig von alten Vorurtheilen losmachen, nahrhaftere Kenntniſſe mit der größten Wißbegierde ergreifen, und zuletzt ſelbſt zu denken und zu beobachten anfangen. Dieſe Reinigung und Einweihung junger Seelen in die Geheimniſſe der Wiſſenſchaften kann für die Hierophanten nicht anders als eine reiche Quelle der köſtlichſten Vergnügungen ſeyn, die dem bloßen Schriftſteller größtentheils fehlen, der zwar wiſſen kann, daß er Vergnügen und Nutzen geſchafft hat, aber doch niemals die guten Wirkungen ſo genau und detaillirt erfährt, als akademiſche Lehrer.

Mit welcher Ruhe und Selbſtzufriedenheit muß ein in Jahren zunehmender, aber an Kräften verlierender akademiſcher Lehrer dem herannahenden Ende ſeiner Tage und Arbeiten entgegen gehen, wenn er die wichtigſten Aemter und Lehrſtühle ſeines Volks mit Männern beſetzt ſieht, die ihn vorzüglich für das Vergnügen und den Nutzen ſegnen, die ihre Kenntniſſe ihnen und andern verſchafft haben? Wenn er in den beſten Werken ſeiner jüngern Zeitgenoſſen ſeine Gedanken, weiter verfolgt, wieder findet, wenn er endlich auch noch alsdenn, wenn ſeine ehemaligen Zuhörer und

Freunde ihm ſchon an Ruhm und Verdienſten übertreffen, noch immer als Vater und Lehrer von ihnen verehret wird. Ich geſtehe es, daß ich mir keine beſſere Freuden für das höhere Alter eines Gelehrten, und keine würdigere Belohnungen für die Arbeiten ſeiner Jugend denken kann, als die ſind, welche ich angeführt habe.

Ein anderer großer Vortheil der akademiſchen Lebensart, den allein nur gewiſſe beſoldete Mitglieder einiger gelehrten Geſellſchaften, und einige wenige reiche privatiſirende Gelehrte im höhern Maaße genießen, iſt dieſer, daß die Arbeiten der Profeſſoren ſelbſt Vergnügungen ſind. Ein jeder lehrt und treibt die Wiſſenſchaft, für die er die meiſten Talente, und die größte Luſt von je her in ſich fand, und beſchäfftigt ſich alſo mit Arbeiten, die er auch ohne Belohnungen von freyen Stücken gewählt haben würde. In dieſen ihren Arbeiten werden Profeſſoren nicht wie Aerzte, Richter, Anwälde, Prediger, durch andere Nebengeſchäffte geſtört, ſie können dem Zug ihrer Genies folgen, ſo lange ſie von ihrer Muſe inſpirirt werden. Man muß daher die vielen an einander hangenden Arbeiten der Profeſſoren nicht als eine drückende Laſt, ſondern als freywillige Uebungen ihrer Geiſteskräfte anſehen, die ſchon größtentheils durch das Vergnügen, was ſie gewähren, ſich ſelbſt belohnen. Freylich ſind die Arbeiten akademiſcher Gelehrten meiſtens anſtrengender, als die der übrigen Stände; allein ſie ſind auch in eben dem Verhältniſſe, in welchem ſie erſchöpfen, reichhaltiger am Vergnügen, und dieß Vergnügen iſt es, was den erſchlaffenden Organen wiederum neue Kräfte und Elaſticität giebt.

Selbſt das Collegienleſen, was man gemeiniglich zu den unangenehmen Pflichtarbeiten rechnet, hat ſeine eigenthümliche Freuden. Wenn man nämlich bey glücklichen Diſpoſitionen des Leibes und der Seele wichtige Unterſuchungen mit warmer Theilnehmung vorträgt, und bey wißbegierigen Zuhörern wieder Theilnehmung erregt, wenn man die Gleichgültigkeit einiger allmählig bis zur Aufmerkſamkeit, und die ſtille Aufmerkſamkeit der meiſten bis zu einer in der Stellung und den Muskeln des Geſichts ſich zeigenden Anſtrengung ſteigen ſieht; wenn man endlich ſeine Zuhörer mit den ſichtbarſten Zeichen dankbarer Zufriedenheit für den erhaltenen Unterricht von ſich läßt; dann ſchmeckt man gewiſſe Freuden, die man einem akademiſchen Lehrer ſchwerlich ohne eigene Erfahrungen nachempfinden kann. Freylich kommen auch immer einige unglückliche Stunden, wo man bey aller der Mühe, die man ſich giebt, undankbare Materien nicht intereſſant machen kann, oder ſelbſt den reichſten Stoff verdirbt; allein das Misvergnügen, was in beyden Fällen entſteht, iſt nicht ſo groß, als im entgegengeſetztem Falle die Zufriedenheit war, weil man ſich bewußt iſt, daß man alles, was man thun konnte, gethan hat, und zugleich in ſeinen Zuhörern nicht Zeichen des Unwillens oder der Langenweile, ſondern vielmehr des tröſtenden Mitleidens entdeckt. Sie wiſſen und merken es nämlich, daß der Grund, warum man bisweilen weniger deutlich und intereſſant im Vortrage iſt, als gewöhnlich, nicht in einem ſtrafbaren Unfleiße, ſondern entweder in der Unfruchtbarkeit der Materie, oder in einer unvermeidlichen Indiſpoſition des Lehrers ſelbſt liege.

Ein dritter großer Vortheil des akademiſchen Lebens iſt das Beyſammenleben an demſelbigen Orte mit einer ſo großen Anzahl verdienſtvoller Männer, die mit ihren Talenten und ihrer Gelehrſamkeit das unermeßliche Gebieth der menſchlichen Kenntniſſe umfaſſen. Unter ſo vielen aufgeklärten Männern müſſen ſich nothwendig immer mehrere finden, die des ganzen Zutrauens und der zärtlichſten Freundſchaft der beſten der Menſchen würdig ſind, und noch mehrere, die durch ihre Gelehrſamkeit und Genie einem jeden Gelehrten die wichtigſten Dienſte zu leiſten im Stande ſind. Wenn jemand auch in der, oder den Wiſſenſchaften, denen er ſich vorzüglich gewidmet hat, keines Führers und Rathgebers mehr bedarf; ſo treten doch bey dem größten Genie ſehr oft Fälle ein, wo es aus den Schranken derjenigen Wiſſenſchaft, worin es wohnet, in die ihm unbekanntern Gegenden andrer Kenntniſſe übergehen muß. Hier nun leiſtet die Lage eines Profeſſors den großen Vortheil, daß er zu andern gelehrten Freunden ſeine Zuflucht nehmen, und von ihnen die beſten Quellen, die Art, ſie zu gebrauchen, ohne viele vergebliche Mühe erfahren kann.

Selbſt in vertraulichen Geſprächen tauſcht man unvermerkt ſeine Kenntniſſe gegen einander aus: und man erkennt den ganzen Werth des Umgangs und des guten Raths ſo vieler Gelehrten nicht eher, als bis man ſie auf eine Zeitlang verliert, und in ſolchen Gegenden ſich aufzuhalten, gezwungen iſt, die an großen Meiſtern in allen Arten menſchlicher Kenntniſſe arm ſind, und Niemanden beſitzen, dem man ſich mittheilen, und von dem man wieder lernen könnte.

Der letzte große Vortheil der akademiſchen Lebensart iſt, die erſtaunliche Mannigfaltigkeit von Menſchenköpfen, die man auf Univerſitäten kennen zu lernen Gelegenheit hat, und die dem Pſychologen zu ſo vielen Beobachtungen Anlaß geben, als er vielleicht in keiner andern Lage gemacht haben würde. Ein jedes halbe Jahr führt einen neuen Zuſchuß von Hunderten der ausgeſuchteſten Jünglinge aus mehrern Völkern herbey, die alle von der Natur verſchiedene Gaben und Anlagen, und von der Kunſt eine verſchiedene Ausbildung erhalten haben, deren Denkungsarten, Sitten, Religionen, u. ſ. w. verſchieden oder wohl gar entgegen geſetzt ſind, und endlich während ihres Aufenthalts auf Univerſitäten keine Urſache zur Verſtellung haben, zu der ſie vorher gezwungen wurden, und nachher auch wieder gezwungen werden. Vielleicht giebt es Lagen und Standörter, wo man das Spiel unſrer Leidenſchaften beſſer bemerken kann, als auf Akademien; allein ſchwerlich wird man welche finden, wo man die Verſchiedenheit der Seelenkräfte, deren Ausbildung ſowohl als Verderbung, den Gegenſatz menſchlicher Meynungen und Denkarten genauer bemerken könnte, als auf Univerſitäten. — Wann man aber auch an Menſchenkenntniß nicht ſo viel gewinnen könnte; ſo würde für den Menſchenfreund allein der Anblick ſo vieler ſchöner und hoffnungsvoller Jünglinge, dergleichen man in andern Städten ſchwerlich ſo viele beyſammen findet, eines der intereſſanteſten und angenehmſten Schauſpiele ſeyn.

Ueber die Myſterien der Alten, beſonders über die Eleuſiniſchen Geheimniſſe.

I.

Die größten Schriftſteller der Griechen und Römer reden von den Myſterien der alten Völker, beſonders aber von den erhabenen Geheimniſſen, in die man in dem Heiligthume zu Eleuſis eingeweihet wurde, mit einer ſo ehrfurchtsvollen Schüchternheit, — und was ſie als Eingeweihte ſagen, iſt größtentheils ſo dunkel, ſo abgebrochen und vorſätzlich räthſelhaft, daß man ſich nicht wundern darf, wenn ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften viele denkende Philologen und gelehrte Weltweiſe, ſelbſt durch die Dunkelheit des Gegenſtandes gereizt, ſich an die Unterſuchung der Geheimniſſe wagten, und am Ende entweder gar nichts fanden, oder auch auf entgegengeſetzte Syſteme hingetrieben wurden. Die Zahl der Unterſuchenden iſt ſehr groß, und unter ihnen finden ſich mehrere Männer, denen man philoſophiſchen

Geiſt ſo wenig, als tiefe Gelehrſamkeit abſprechen kann; unterdeſſen habe ich unter allen mir bekannten neuern Geſchichtſchreibern der Geheimniſſe keinen einzigen angetroffen, der alle in den alten zerſtreute Zeugniſſe ſorgfältig zuſammen geſucht, die wichtigen und gültigen, von den unwichtigen, und nicht geltenden abgeſchieden, und endlich jene ſo geordnet, und genutzt hätte, daß man darin eine befriedigende Erklärung des Inhalts ſowohl, als des Zwecks der Geheimniſſe gefunden hätte. *)

---

*) Die wichtigſten Schriftſteller über die Geheimniſſe, die ich geleſen habe, ſind folgende: Meurſius in ſeinen Eleuſinia, die im zweyten Bande ſeiner 1744. zu Florenz gedruckten Werke S. 452-547. ſtehen. Dieſe Abhandlung iſt von allen nachfolgenden Schriftſtellern ohne Ausnahme gebraucht worden, weil ſie bis jetzt die vollſtändigſte Sammlung von Schriftſtellern aus Griechen und Römern war. Allein Meurſius hat doch ſehr viele wichtige Zeugniſſe überſehen, die die Myſterien erläutern, und, was am meiſten zu verwundern iſt, ſehr oft in bekannten Schriftſtellern ſtehen. Seine Compilationen ſind ferner ohne

So urtheilte ich über meine Vorarbeiter in dieſer Materie, ehe ich den Gedanken faßte,
ſelbſt

Kritik zuſammen gehäuft, nicht geordnet, zuſammen gedacht, genuzt, und in den meiſten Fällen denjenigen, die ſie zu Rathe ziehen wollen, unbrauchbar, weil er zwar die Schriftſteller, aus denen er Data anführt, nicht aber die Bücher, Capitel und Seiten nennt. Nach dem Meurſius fieng Warburton zuerſt an, die Materialien zu verarbeiten, die jener geſammlet hatte. (The divine Legation of Moſes Vol. I. Sect. IV.) Sein Scharfſinn verleitete ihn aber nicht ſelten zu unhiſtoriſchen Hypotheſen, und ließ ihn eben ſo oft in alten Schriftſtellern mehr finden, als darin enthalten war. Seine Erklärung des ſechſten Buchs der Aeneide iſt zu bekannt, und zu oft widerlegt, als daß ich mich dabey aufhalten ſollte. Unterdeſſen iſt er bey allen ſeinen Fehlern der Erſte, der ſich einigermaßen richtige Begriffe von den kleinen und groſen Eleuſiniſchen Geheimniſſen, ihren Unterſchieden und Beſtimmungen gebildet hat. Vielweniger wichtig iſt die Abhandlung von Bougainville über die Eleuſiniſchen Myſterien, die im 21ſten Bande der Memoires de l'Academie des Inſcriptions S. 83-105. ſteht.
Der

ſelbſt über die Geheimniſſe zu ſchreiben, und bevor ich mehr gefunden zu haben glaubte, als meine Vorgänger geliefert hatten. Einſeitigkeit ſowohl, als Widerſprüche in den verſchiedenen Schriftſtellern über die Myſterien entſtanden daher, daß ſie ſich alle auf die Unterſuchung einer Art von Myſterien, meiſtens der Eleuſiniſchen einſchränkten; daß ſie die Letztern nicht genug mit den übrigen Myſterien der Griechen verglichen, und daß ſie endlich alle Myſterien als gleichförmige gottesdienſtliche Einrichtungen anſahen, die unter allen Völkern, aus denſelbigen Gründen eingeführt, und ſich daher völlig gleich ſowohl

---

Der Verfaſſer folgt faſt allenthalben dem Meurſius, trägt aber einiges neues über die Diener der Myſterien vor. Noch unbedeutender iſt des ſel. Prof. Bachs Diſputatio pro Myſteriis Eleuſiniis, die er 1744. zu Leipzig vertheidiget hat. Sie iſt ganz aus dem Warburton ausgeſchrieben. Zuletzt hat Herr Starke in ſeinem neulich herausgegebenen Hephäſtion einige Bemerkungen über die Myſterien mitgetheilt, deren Vergleichung mit der Geſchichte der Myſterien, die ich jetzt liefere, ich meinen Leſern überlaſſen will.

an Inhalt, als Beſtimmung wären. Keinem fiel der, wenn man ihn nur einmal gedacht hat, ſehr leichte und natürliche Gedanke ein, daß die Religionen der Völker, unter denen ſich Myſterien fanden, oder noch finden, ſehr von einander abweichend ſind, oder waren, und daß alſo vielleicht auch ihre geheimen Lehren und Gebräuche eben ſo verſchieden ſeyn könnten. Keiner dachte daran, daß die Urſachen, weswegen Myſterien anfänglich geſtiftet wurden, oft in der Folge der Zeit verſchwanden, und daß alſo dieſelbigen Myſterien deſſelbigen Volks ganz andere Zwecke, und Beſtimmungen erhalten konnten, als aus welchen man ſie urſprünglich aufgenommen hatte.

Unter Myſterien verſtehe ich entweder gewiſſe gottesdienſtliche Gebräuche und Feyerlichkeiten, die von Prieſtern, oder andern vom Volke für heilig gehaltenen Perſonen verrichtet und begangen wurden, deren Anblick aber, und Mitfeyer nicht anders als nach vorhergegangenen Prüfungen, und mit der ausdrücklichen, oder ſtillſchweigenden Bedingung einer ewigen Verſchwiegenheit erlaubt wurde; — oder ich verſtehe auch unter Myſterien gewiſſe auf die

Religion eines Volks ſich beziehende Lehren, deren Beſitzer wiederum Prieſter waren, die durch mündliche Ueberlieferung, oder in verborgenen Schriften im Orden erhalten, und andern, die keine Prieſter waren, entweder gar nicht oder nicht anders, als nach vorhergegangenen Prüfungen und unter der Bedingung des heiligſten Stillſchweigens anvertraut und bekannt gemacht wurden.

Myſterien, in der einen, oder andern Bedeutung genommen, finden ſich nicht unter allen Nationen des Erdbodens. Nicht die geringſte Spur davon trifft man unter denjenigen wilden Völkerſchaften an, die noch keine feſte Religion, keine allgemeine vom ganzen Volk angebetete Nationalgötter haben; die weder gemeinſchaftliche zu beſtimmten Zeiten zurückkehrende Feſte, noch gewiſſe zur Anbetung, und Darbringung von Opfern beſtimmte Plätze kennen; die ferner noch keine eigentliche Prieſter oder Diener der Götter beſtellt haben, welche im Namen des ganzen Volks Seegen erflehen, oder verdiente Strafen abwenden ſollen, ſondern unter welchen nur bloße Zauberer, Wahrſager und Zeichendeuter ſich finden, die einzig und allein über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Jagd, Fiſcherey, oder Krankheit befragt werden: unter welchen ſelbſt dieſe Zauberer keinen unter ſich verbundenen Orden ausmachen, ſondern einzeln und abgeſondert leben, und es keinem andern wehren können, wenn er ohne ihr Wiſſen und Willen, ohne vorhergegangenen Rath und genoſſenen Unterricht ſich zu ihrem Mitbruder aufwirft. Solche Völker können gar kein Myſterium haben: die unbeträchtliche Anfänge von Religion, die ſie beſitzen, enthalten keine deutliche beſtimmte Lehren, und die wenigen Grundſätze, die ſie in ſich faſſen, ſind unter allen einzelnen Wilden eben ſo allgemein verbreitet, als die Gebräuche, womit ein jeder die von ihm ſelbſt gewählte Gottheit verſöhnen will, eines jeden Willkühr überlaſſen ſind.

In dieſe Klaſſe gehören noch jetzo die Samojeden, Kamtſchadalen, viele tartariſche Horden, deren Gmelin gedenkt, die Californier und Eskimos, endlich auch die Lappländer und Grönländer. Alle dieſe Völker haben keine gemeinſchaftliche Religion, keine Nationalgötter, und feſtliche allgemeine Zuſammenkünfte, endlich keine, der Gottheit gewidmete, und von dem übrigen Volke abgeſonderte Diener, ſondern nur zaubernde Quakſalber und Wahrſager, die nicht erſt lange auf den Ruf der ältern warten, um ihre dummen leichtgläubigen Landesleute durch grobe Betrügereyen zu hintergehen, ſondern gleich von freyen Stücken ſich als Meiſter in der Kunſt ankündigen, ſo bald ſie ſich nur fähig fühlen, in ſtundenlange Entzückungen zu fallen, und durch Saugen, Anblaſen oder Hermurmeln unverſtändlicher Wörter einem jeden Kranken die Wurzel des Uebels in Steinen- Knochen- oder Thierklauen, aus dem Leibe zu ziehen. Die Kunſt wahrzuſagen iſt unter dieſen Völkern ſo einfach, und die Kunſt zu zaubern ſo grob, daß ein jeder, nur etwas verſchmitzter Wilder ſie leicht von ſelbſt finden und ausüben kann, ohne in mehrern mühſamen Prüfungs- und Lehrjahren zu dieſen betrügeriſchen Geſchäfften vorbereitet zu ſeyn.

Myſterien fehlen alſo bey den von mir genannten Völkern, und bey allen übrigen, die bis zu demſelben Grad von Unwiſſenheit und Verwilderung herabgeſunken ſind. So bald aber wilde Völker ſich nur um einige wenige Grade über dieſe entſetzliche Unwiſſenheit empor vor heben, eine größere Mannichfaltigkeit von Geſchäfften zu verrichten haben. und eben durch dieſe Mannichfaltigkeit von Geſchäfften eine ſtärkere Neugierde in Rückſicht mehrer künftiger Begebenheiten, und eine größere Aufmerkſamkeit auf das, was um ſie her vorgeht, erlangen; ſo wird Zaubern, Beſchwören und Wahrſagen eine ſchwerere zuſammengeſetztere Kunſt, deren Geheimniſſe von andern, die ſie lange mit Ruhm ausgeübt haben, erlernt werden müſſen. Zauberer, Beſchwörer, und Wahrſager treten unter einander in eine nähere Verbindung, in eine Art von Bund und Orden, erhalten allmälig das ausſchließende Recht, andere in ihren Orden aufzunehmen, und für Meiſter in ihren Künſten zu erklären, und laſſen endlich dieſe Ehre niemanden angedeihen, der ſich nicht bey ihnen gemeldet, und durch mancherley harte, oft Jahre lang anhaltende Prüfungen ſeiner künftigen Beſtimmung ſich würdig bezeigt hat. Unter ſolchen Völkern nun, deren heilige Betrüger eine genau verbundene Geſellſchaft ausmachen, und unter welchen kein andrer Glauben und Anſehen erhalten kann, der nicht von dieſer Geſellſchaft unterrichtet und aufgenommen worden; unter ſolchen müſſen nothwendig Myſterien einer gewiſſen Art entſtehen, und zwar aus Urſachen, die zu ſehr in die Augen fallen, als daß ich ſie weitläuftig aus einander zu ſetzen nöthig hätte.

Wenn man in der Mitte von Amerika, die ehemaligen Peruaner, Mexikaner, und die Natches ausnimmt, die nicht nur Zauberer, ſondern Volksreligion, Tempel und Prieſter hatten, und an den beyden äuſſerſten Enden dieſes Welttheils die kleinen Häuflein elender Wilden bey Seite ſetzt, die mit einem zu rauhen Klima, oder einer zu unfruchtbaren Natur zu kämpfen haben, als daß ſie jemals zahlreicher und verſchmitzter werden, und mehr als einzelne zerſtreute Jongleurs unterhalten ſollten; ſo kann man faſt alle übrige Völkerſchaften von Amerika als ſolche anſehen, die noch keine eigentliche Prieſter, aber viele aufs genaueſte unter einander verbundene Jongleurs von beyderley Geſchlecht haben, die die Zauberkünſte, denen ſie ihren Unterhalt und ihr großes Anſehen zu danken haben, um einen theuern Preis von Prüfungen, und Kreuzigungen von ihren Vorgängern eingekauft haben, und ſie auch nicht anders als unter denſelbigen Bedingungen ſichern und zuverläßigen Perſonen mitzutheilen pflegen. Dieſe Jongleurs, beſonders die von männlichem Geſchlechte, werden auſſerordentlich verehrt, weil man ſie als Vertraute mächtiger Geiſter anſieht, die ihnen die ganze Zukunft, und die beſten Gegenmittel gegen alle Arten von Unfällen offenbaren. Sie werden daher in allen wichtigen ſowohl häuslichen, als öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen; ſie befragt man um den Ausgang eines Krieges, einer Jagd, oder Fiſcherey, um die Bedeutungen von Träumen, und die Urſachen der geheimſten Wünſche der Seele: zu ihnen nimmt man ſeine Zuflucht, um die Entwender geſtohlner Sachen zu erfahren, von natürlichen Krankheiten geheilt, und von Bezauberungen entzaubert zu werden. Ihre Namen ſind unter einem jeden Volke verſchieden; allein dieſe mögen einſylbigt oder vielſylbigt ſeyn, ſo ſtimmen ſie aufs genaueſte in ihren Geſchäfften, und in dieſer Grundregel ihres Ordens überein: daß ſie Niemanden, als nach vielen vorher überſtandenen Prüfungen zum Beſitzer ihrer geheimen Künſte machen, und als ein Mitglied ihres Ordens aufnehmen.

Wenn jemand (ſagt der Verfaſſer der Voyage de Cayenne Liv. III. Ch. 12.) Luſt hat: Piaje oder Wahrſager zu werden, ſo muß er ſich eine Zeitlang zu einem alten erfahrnen Meiſter aus der Zunft, in die er treten will, begeben, und ſich von ihm unterrichten laſſen. Dieſe Lehrzeit dauert oft zehn Jahre, und während derſelben wird der Jünger vom Alten auf das genaueſte beobachtet, ob er auch alle zu einem künftigen Piaje erforderliche Eigenſchaften beſitze. Selbſt alsdenn, wenn man ihn würdig findet, wird er doch nicht vor einem Alter von fünf und zwanzig, oder dreyßig Jahren in den Orden ſelbſt aufgenommen.

Wenn die Zeit herannahet, wo man beſchloſſen hat, den bisherigen Candidaten in die Würde eines ächten Wahrſagers und Zauberers einzuſetzen; ſo legt man ihm vorläufig ein jähriges Faſten auf, während welches er weiter nichts als in Waſſer gekochte Hirſe, und etwas Caſſave genießen darf. Durch dieſe Faſten wird der Einzuweihende ſo entfleiſcht und abgemergelt, daß er ſich kaum aufrecht halten kann. Nach der Endigung dieſer Faſten verſammlen ſich die alten Zauberer

rer und Wahrſager, ſchließen ſich mit ihrem jüngern künftigen Mitbruder in eine Hütte ein, und unterrichten ihn in der Kunſt, Geiſter zu beſchwören und herbey zu rufen. Während der Einweihung läßt man den durch Hunger vorher ſchon aufgeriebenen Lehrling ſo heftig und anhaltend tanzen, bis er wie todt zur Erde niederfällt. Alsdenn erbricht man ihm mit Gewalt den Mund, und gießt ihm, um ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, ein großes Gefäß des ſtärkſten Tobacksſaftes ein, welche ſchreckliche Arzeney ihn ſehr bald aus der tiefſten Ohnmacht in die heftigſten Convulſionen verſetzt. Dieſe mörderiſchen Tänze werden, wie die Eingießungen ſtärkender Arzeneyen, wiederholt, und alsdann wird er, doch nur Bedingungsweiſe ein ächter geprüfter Piaie, wenn er noch in den drey erſten Jahren ſeiner neuen Würde faſtet; in deren zweyten er aber eine weniger ſtrenge Lebensart, als im erſten, und ſo im dritten eine noch ſchonendere gelindere Diät beobachten darf. — Faſt auf eben die Art, und mit eben den harten Prüfungen wurden ehemals unter den Moxas, einem Südamerikaniſchen Volke in Paraguay (Lettres edifiantes Rec. 10.) und bey den Wilden am Fluſſe la Plata junge Leute in den Orden der Jongleurs aufgenommen. (Coreal Voyage aux Indes occid. P. II. c. 10.) Auch die Huronen, Irokeſen und Algonkiniſchen Nationen erkannten ehemals keinen für einen brauchbaren Jongleur, der nicht von den Jahren der Mannbarkeit an ſich eine Zeitlang unter der Aufſicht eines alten Wahrſagers in die dickſten Wildniſſe zurückgezogen, und zu ſeiner künftigen Beſchäfftigung ſich geſchickt gemacht hatte. Der Lehrling mußte in dieſer Einſamkeit ſeinem ſcharf beobachtenden Aufſeher, alles was in ſeiner Seele vorgieng, beſonders aber ſeine Träume ohne Zurückhaltung mittheilen, und aus dieſen ſowohl als aus ſeinem übrigen Betragen ſuchte der Lehrer mit Hülfe andrer alten Jongleurs ſeine Geſchicklichkeit und künftige Beſtimmung feſtzuſetzen. (Lafiteau Mœurs des Sauvages I. p. 336.)

Am allerumſtändlichſten und merkwürdigſten iſt die Nachricht von der Einweihung eines Jongleurs unter den Caraiben, die der eben angeführte Schriftſteller aus dem du Tertre und der Handſchrift eines Jeſuiten Le Breton giebt, welcher Letztere ſich mehrere

Jahre lang unter den jetzt faſt ganz aufgeriebenen Wilden auf der Inſel St. Vincent aufgehalten hatte. (344.)

Auch unter den Caraiben mußte ein künftiger Wahrſager mehrere Jahre lang entweder unter der Zucht eines alten Piaje zubringen, eine Zucht, die ſo ſtrenge war, daß er nicht einmal die Erlaubniß hatte, mit ſeinen nächſten Verwandten zu reden. Gegen das Ende ſeiner Prüfungszeit mußte er gleichfalls tanzen, faſten, und Tobacksſaft ſaufen, und ſich noch überdem von den alten Wahrſagern den ganzen Körper mit ſpitzigen Zähnen zerreiſſen laſſen, eine Kreuzigung, zu der man ihn deswegen gewöhnte, um ihn zu künftigen willkührlichen Zerfleiſchungen deſto abgehärteter und muthiger zu machen. Nach allen dieſen glücklich überſtandenen Prüfungen, wurde er endlich mit einbrechender Nacht von einem alten Wahrſager abgeholt, der ihm mit aller der Beredſamkeit, deren er fähig war, die Würde und Erhabenheit ſeiner künftigen Beſtimmung ſchilderte, und ihm zu gleicher Zeit, eine kurze aufmunternde Nachricht von allen dem, was dieſe Nacht mit ihnen beyden vorgehen würde, mittheilte.

Während dieſer Erbauungsrede ſäuberten Weiber auf Befehl des Zauberers eine Cabane, und hiengen drey Hamacs oder Betten auf, eins für den bald erſcheinenden Geiſt, ein andres für den Myſtagogen, und ein drittes für den Einzuweihenden. An dem einen Ende der Hütte wurde ein kleiner Tiſch oder Altar aufgerichtet, auf welchen man einige Caſſava-Brodte, und ein mit ihrem Lieblingsgetränke angefülltes Gefäß hinſetzte.

Um Mitternacht ſchloſſen ſich der Lehrer und Schüler ganz allein in die Cabane ein. Gleich nach dem Eintritt ſtimmte der Erſte mit der fürchterlichſten Stimme einen Zaubergeſang an, auf den, nach dem Zeugniſſe der Caraiben, unverzüglich ein ſchreckliches, aber entferntes Geräuſch in der Luft erfolgte, womit der kommende Geiſt ſeine Annäherung verkündigte. Auf dieß wahrgenommene Geräuſch löſchte der alte Piaje das brennende Feuer, bis auf die letzten Funken aus, weil Geiſter überhaupt den Glanz des Feuers und Lichtes ſcheuten. Gleich darauf ſtürzte der gerufene Geiſt ſich durch das Dach der Cabane mit einem ſo heftigen Gepraſſel nieder, der dem heftigſten Donnerſchlag in einem ſehr

ſtar-

ſtarken Gewitter gleich kam. Der alte ſowohl als neue Piaje beteten ihn zitternd an, und gleich darauf entſtund unter allen dreyen ein Geſpräch, was die aufmerkſamen Zuhörer in den nächſten Cabanen Wort für Wort verſtehen konnten.

Der Geiſt war der erſte, der das Geſpräch mit der Frage an den alten Beſchwörer, warum er ihn anjetzo gerufen habe, anfieng, und dieſer Frage die gnädige Verſicherung ſeiner Huld, und das Verſprechen, alle ſeine Wünſche zu erfüllen, hinzufügte. Der Alte dankte dem Geiſt für ſeine herablaſſende Gnade, bat ihn fürs erſte Platz zu nehmen, und die kleinen Gaben und Opfer nicht zu verſchmähen, die er ihm im Winkel der Cabane dargebracht hätte. — Dieſe Bitte war kaum geendiget, als der Geiſt mit der heftigſten Erſchütterung von dem ihm beſtimmten Bette Beſitz nahm; und nicht nur durch eine laute Friction der Zähne, ſondern auch ſelbſt durch ein vernehmliches Knacken der Kinnbacken anzeigte, wie gut er ſich die ihm dargebotene Opfer ſchmecken ließe. Doch war dieß ganze Geklapper bloß Grimaſſe: Eſſen und Trinken wurde nachher eben ſo unverſehrt, und unvermindert gefunden, als man es hingeſetzt hatte.

Nach aufgehobener Mahlzeit, oder vielmehr nach geendigtem Zähneklappern, ließ ſich der alte Beſchwörer aus ſeinem Hangbette auf die Erde nieder, nahm eine bittende demüthige Stellung an, und eröffnete dem in der Stille lauſchenden Geiſte die wichtige Urſache, weswegen er ſich unterfangen habe, ihm diesmal beſchwerlich zu fallen: daß er ihm zwar ſeine Ehrfurcht bezeigen, aber vorzüglich den gegenwärtigen jungen Mann ſeinem mächtigen Schutze empfehlen wolle: daß er ferner ihn, ſeinen bisherigen Beſchützer bitte, einen andern ihm ähnlichen Geiſt herabſteigen zu laſſen, in deſſen Dienſt der junge Mann mit eben den Bedingungen, und in eben der Abſicht treten könne, unter und mit welchen er in den ſeinigen getreten ſey. — Ich will dich erhören, antwortete der Geiſt; und ſo gleich gab ein zweyter eben die ſchreckenden Zeichen ſeiner Gegenwart, womit der erſte erſchienen war. Wunder folgten auf Wunder, und Täuſchungen auf Täuſchungen ſo gedrängt auf einander, daß ihrer beyder Sinne wie gefeſſelt und betäubt, und ſie ſelbſt ganz auſſer ſich geſetzt wurden.

Wenn ſie ſich wieder zu ſammlen anfiengen; ſo kam die Reihe zu reden an den Einzuweihenden, der ſich alsdenn auf die Erde niederließ, und den zweeten Geiſt mit furchtſamer Stimme beſchwor: ihm nicht hülflos umkommen zu laſſen, und ihm ſo oft zu erſcheinen, als er ihn anrufen, und ſeine Gegenwart zum Beſten ſeines Volks brauchen würde. Faſſe Muth, antwortete der angerufene Geiſt, ſey mir nur treu, ſo will ich dich, weder auf deinen Reiſen zu Waſſer noch zu Lande verlaſſen; ich will dir in allen Fährlichkeiten, in denen du dich finden wirſt, zur Seite ſeyn: aber wiſſe auch zugleich, daß, wo du mir nicht treu dieneſt, ich der ſchrecklichſte und unverſöhnlichſte deiner Feinde ſeyn werde. — Mit dieſen Worten verſchwanden beyde Geiſter mit einem entſetzlichen Getöſe, und nun liefen alle Caraiben aus den benachbarten Hütten nach dem Schauplatz der Wunder und des Schreckens, wo die beyden Vertrauten der verſchwundenen Geiſter gemeiniglich noch halb todt, ſtarr und bewegungslos gefunden wurden.

Wenn man alle dieſe Nachrichten von der feyerlichen Aufnahme geprüfter Jünger in die Brüderſchaften der Jongleurs zuſammen nimmt, ſo läßt ſich die Wirklichkeit von Myſterien unter vielen Amerikaniſchen Völkerſchaften nicht wegläugnen. Ihre Myſterien beſtanden nämlich in der Kunſt, dienſtbare Geiſter herbey zu rufen, um von ihnen die geheimen Geſchichten der Vergangenheit und Zukunft zu erfahren: oder vielmehr in der Fertigkeit, durch Faſten, heftige Ermüdungen und Arzeneyen ſich freywillig in einen, mit den heftigſten Verzückungen verbundenen Zuſtand des Nichtbewuſtſeyns zu verſetzen, um nachher leichtgläubigen Seelen die Träume einer empörten verwüſteten Einbildungskraft, oder auch die ſorgfältig vorher überdachten Rathſchläge der Klugheit für göttliche Eingebungen zu verkaufen. Dieſe Kunſt wurde ferner nur wenigen Perſonen, nach langen und beſchwerlichen Prüfungen mitgetheilt, und hingegen dem ganzen übrigen Volke gänzlich entzogen, weil ſie mit ihrer allgemeinen Bekanntmachung ihr ganzes Anſehen, und deren Beſitzer oder Bekenner ihren Unterhalt verloren hätten. Die Myſterien dieſer

ſer Amerikaniſchen Völker haben das Unterſcheidende von den Geheimniſſen andrer Nationen, die ich nachher unterſuchen werde, daß ſie gar nicht für's Volk, ſondern allein für deſſen heilige Rathgeber beſtimmt ſind; daß ſie ferner nicht in der Mittheilung, und Erklärung gewiſſer philoſophiſcher Lehren, oder Religionsgrundſätze, nicht in der Verrichtung bedeutungsvoller Gebräuche, oder in dem feyerlichen Anſchauen, von unbekannten Perſonen, und Triebwerken aufgeführter Schauſpiele, beſtehen, ſondern daß ſie allein die Erwerbung einer auſſerordentlichen Fertigkeit in heiligen blendenden Taſchenſpielereyen zur Abſicht haben, die aber nicht anders als durch langen Unterricht, und oft wiederholte Uebungen können erlangt werden. Dieſe letztere Eigenheit der Myſterien der Amerikaniſchen und anderer ihnen ähnlichen Völker enthält auch den Grund, warum die Lehr- und Prüfungszeit der Einzuweihenden viel länger, als bey andern Nationen, war, und nicht blos einige Tage oder Monate, ſondern meiſtens eine große Reihe von Jahren dauerte.

Uebrigens muß man nothwendig über die ſeltene Liſt erſtaunen, die aus der ganzen Einrichtung, und Oekonomie dieſer Myſterien hervorleuchtet. Sie waren gleich vortrefflich für abergläubige Schwärmer, und verſchmitzte kühne Betrüger eingerichtet; und ihre grauſenvolle Feyerlichkeit diente eben ſo ſehr dazu, dem andächtigen Pöbel Ehrfurcht gegen die Beſitzer dieſer Geheimniſſe einzuflößen, als dem neugierigen Auge ihre wahre Beſchaffenheit zu entziehen. — Die Prüfungszeit, die vor der Einweihung vorhergieng, war ſo lang, daß man den Candidaten von Grund aus kennen lernen konnte. Ihre Faſten, Tänze, und Arzeneyen konnten das ſchwache Gehirn erwartungsvoller Schwärmer, die nach Erſcheinungen, und Verbindungen mit übermenſchlichen Weſen ſich ſehnten, leicht in eine ſolche Unordnung bringen, daß ſie Geiſter zu ſehen, und ihre Stimmen zu hören glaubten: — und eben dieſe Faſten, Tänze und Arzeneyen waren ſelbſt für die ſtärkern Geiſter, die wohl wußten, daß ſie keine Geiſter ſehen würden, deswegen nothwendig, um ihnen allmälig die Fertigkeit, und Mittel zu verſchaffen, ſich unter convulſiviſchen Bewegungen in ſtundenlange Ekſtaſen, und Betäubungen zu verſetzen. Endlich war die Stelle und Dunkelheit der letzten Nacht, wo dem Einzuweihenden gleichſam die Krone aufgeſetzt wurde, ferner die Einſamkeit, worin der alte und junge Zauberer ſich in eine durchaus unerleuchtete Cabane einſchloß, gleich bequem, die Ankunft der Geiſter durch ein Geräuſch anzukündigen, das die wilde Einbildungskraft der zitternden Horcher bis zu Donnerſchlägen verſtärkte, und zugleich mehrere Jongleurs in der Cabane zu beherbergen, reden, und verſchwinden zu laſſen, ohne daß Gaukler, und Gaukeleyen von der in der Ferne harrenden Menge bemerkt wurden, die nicht eher herzudrangen, als bis das Schauſpiel geendigt, und die Hauptperſonen die Scene verlaſſen hatten.

Unter einigen wilden Völkerſchaften iſt die Kunſt zu heilen von der Kunſt zu wahrſagen, und zu zaubern getrennt, und Aerzte ſind deswegen von Zauberern ſehr verſchieden. Dieß iſt der Fall bey den Indianern, die an den Ufern des Hudſoniſchen Meerbuſens wohnen. (Account of a Voyage for the Diſcovery of a Nordweſt Paſſage. Lond. 1748. Vol. I. p. 235.)

p. 235.) Selbſt da aber, wo beyde Profeßionen vereinigt ſind, und eine einzige geſchloſſene Gilde ausmachen, ſelbſt da können oft Myſterien ganz zu fehlen ſcheinen. Wenn nämlich die Kunſt zu beſchwören, und zu weiſſagen, in einem gewiſſen Orden, oder in einzelnen Familien erblich geworden iſt, und der Sohn dem Vater allemal in ſeiner Würde, und Beſchäfftigung folgt; ſo fallen natürlich die große Feyerlichkeiten weg, mit welchen man anderswo unbekannte, oder nicht genug geprüfte Perſonen einzuweihen gezwungen wird. Die Väter unterrichten ihre Kinder in der Stille, und ohne alles Geräuſch in ihren geheimen Künſten, weil ſolche Völker gemeiniglich glauben, daß alle große Tugenden, beſonders übernatürliche Gaben fortgepflanzt, und angeerbt werden: und daß alſo Könige, Aerzte, Zauberer, nicht anders, als von ihres gleichen können erzeugt werden.

So bald aber unter Nationen nicht blos Jongleurs und Zauberkünſte ſich finden, ſondern gemeinſchaftliche Religion, Opfer, Feſte, Götter, und Prieſter entſtehen; ſo können unter ſolchen Völkern noch zweyerley Arten von Myſterien ſich entwickeln, die ganz von einander

ander verſchieden ſind, und faſt entgegen geſetzte Urſachen und Abſichten haben. Die eine Art zeigt ſich faſt immer bey Völkern, die ſolche Götter anbeten, die entweder von Menſchen gebohren, oder wenigſtens in menſchlicher Geſtalt ſich geoffenbaret haben, deren Prieſter ferner blos Opferer, Weiſſager, u. ſ. w. aber keine Lehrer des Volks ſind, und alſo die heiligen Geſchichte ihrer Götter nicht öffentlich vortragen. Bey ſolchen Völkern ſind Myſterien gewöhnlich dramatiſche Vorſtellungen der Geſchichte und Begebenheiten ihrer Götter, die die Stelle des öffentlichen Unterrichts vertreten, aber noch andere Abſichten mit ſich vereinigen laſſen. — Die zwote Art von Myſterien findet ſich unter ſolchen Völkern, deren Prieſter zugleich Philoſophen ſind, und eine gewiſſe Anzahl von Kenntniſſen erworben haben, die mit der öffentlichen Volksreligion, deren Diener ſie ſind, nicht genau übereinſtimmen, aber einzelnen Perſonen eben ſo heilſam und nothwendig ſind, als ſie dem Pöbel ſorgfältig entzogen werden müſſen. Dieſe Myſterien, die in der Mittheilung gewiſſer, der Nationalreligion entgegengeſetzter Kenntniſſe, beſtehen, werden entweder mündlich fortgepflanzt, oder in heiligen Schriften aufbewahrt, die allein in den Händen der Prieſter bleiben, und auch ihnen allein verſtändlich und ſichtbar ſind.

Die erſtern fehlen bey allen den Nationen, die keine Götter anbeten, die vom Himmel auf die Erde herab, oder von der Erde in den Himmel hinauf geſtiegen ſind, nachdem ſie vorher unter Menſchen gewandelt hatten, ſondern ihre Knie allein vor den Lichtern des Himmels beugen. Die Perſer zu Herodots Zeiten verehrten allein Sonne und Mond; hatten keine Menſchen ähnliche Götter, keine heilige Fabeln, und folglich auch keine Myſterien, die erſt unter ihnen entſtanden, als die Sonne in einen Menſchen ähnlichen Gott, Mithras, verwandelt wurde. Wenn aber auch ein Volk Menſchen ähnliche Götter anbetet, und deren Begebenheiten in heiligen Mythologien zuſammen gefaßt hat; ſo können deswegen doch Myſterien der erſten Art fehlen, wenn nämlich die Prieſter dieſe heiligen Fabeln dem Volke ſelbſt vortragen. So erklären in Siam die Talapoinen die Geſchichte ihres Gottes Sommona Codom, der wahrſcheinlich mit dem Fo der Sineſen, dem Siaka der Japoneſen, und dem Chika der Tunkineſen einerley Perſon iſt: die Bonzen in Sina die Verwandlungen und Thaten ihres Fo, und deſſen Schüler: die Sintoiſten in Japan, den Urſprung und die Geſchichte ihres Tenſio Dai, und der übrigen Götter, ungeachtet die Letztern dann und wann Schwierigkeiten machen ſollen, die ganze Geſchichte der Cami's zu erzählen, in deren Tempel ſie dienen. Alle dieſe Völker und deren Prieſter haben keine Myſterien der erſtern Art, weil es überflüßig wäre, das Volk in dramatiſch-ſymboliſchen Vorſtellungen mit dem bekannt zu machen, was die Prieſter öffentlich und ohne Verhüllung in ihren Reden vortragen.

Die Myſterien der zwoten Art fehlen bey allen den Völkern, wo die Prieſter bloße Zauberer, Weiſſager, und Opferbringer, aber keine Philoſophen ſind, und keine andern Kenntniſſe, als die ungereimten Fabeln ihrer Götter beſitzen: — oder auch da, wo die Grundſätze der Religion mit den Grundſätzen der Weltweisheit übereinſtimmen, und die Prieſter alſo keine wahre, dem Aberglauben des Vols entgegengeſetzte Kenntniſſe zu verſtecken haben. Der erſte Fall iſt bey den Talapoinen in Siam, und den Prieſtern der Sintos Religion in Japan: der zweete Fall trifft bey der Chriſtlichen Religion ein, deren Lehren erhabene Philoſophie ſind, und nichts verlieren, wenn ſie am allgemeinſten verbreitet werden.

Faſt alle Völker, deren Prieſter keine Lehrer, und deren Götter entweder zu den Göttern hinauf geſtiegene Menſchen, oder zu den Menſchen herabgeſtiegene Dämonen waren, hatten Myſterien, in denen die Schickſale und Thaten ihrer Götter dramatiſch vorgeſtellt wurden. Die Aegyptier beteten urſprünglich die Sonne und den Mond, als Sonne und Mond, nicht unter menſchlicher Geſtalt, an; allein in ſpätern Zeiten wurden, wahrſcheinlich durch die Bekanntſchaft mit den Griechen, Oſiris in einen dem Griechiſchen Bacchus ähnlichen Gott, Iſis in eine der Minerva ähnliche Göttin umgeſchmolzen; und nun erhielten auch beyde Gottheiten Myſterien, in welchen ihre dem menſchlichen Geſchlechte erwieſene Wohlthaten, beſonders aber die Schickſale, die ſie während ihres Aufenthalts auf Erden erfahren hatten, auf eine feyerliche

Art vorgeſtellet wurden. In dem prächtigen Tempel der Minerva zu Sais findet ſich (ſagt Herodot II. 171.) ein mit Steinen eingefaßter Platz, in welchem des Nachts die Begebenheiten desjenigen vorgeſtellt werden, deſſen Namen ich nicht auszuſprechen wage. Dieſe Vorſtellungen, fährt er fort, nennen die Aegyptier Myſterien, von denen ich zwar vieles weiß, aber das Geringſte bekannt zu machen, Bedenken trage. Dieſer ehrwürdige Name, den der gewiſſenhafte, fromme Herodot durchs Niederſchreiben nicht entheiligen wollte, war kein andrer, als der Name desjenigen, deſſen Sarg und Grabmäler in eben dieſem Tempel gezeigt wurden, kein andrer, als der Name des Oſiris. Wenn dem Sanchuniathon als einem ächten alten Phöniziſchen Schriftſteller zu trauen wäre; ſo hatten die Phönizier ſchon in den älteſten Zeiten, weit früher als die Griechen, Hierophanten, unter denen ein Sohn des Thabion der erſte geweſen ſeyn ſoll (I. Euſeb. Praepar. Evang. X. p. 39.) und Myſterien, (c. 9.) die den Aegyptiſchen und Griechiſchen Myſterien ähnlich waren. Er beklagt ſich nämlich in der zuletzt angeführten Stelle nicht undeutlich darüber, daß die Prieſter ſeines Volks die wahre Lehre von Gott und der Natur in Allegorien und Fabeln gehüllt, und die großen Körper der Welt als Menſchen ähnliche Götter dem Volke in den Myſterien verkündigt hätten. *) Die Chaldäer hatten entweder gar keine

---

*) Zu den Phöniziſchen Myſterien gehörten die Orgia des Adonis, von denen Lucian (de Dea Syria p. 658. T. II. Ed. Amſt. 1687.) redet. Ich habe, ſagt er, einen großen Tempel der Bybliſchen Venus zu Byblos geſehen, in denen dem Adonis Orgia gefeyert wurden, die ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Die Einwohner von Byblos behaupten nämlich, daß dieſer ſchöne Geliebte der Venus in ihrer Gegend von einem Eber ſey umgebracht worden. Zum Andenken dieſer traurigen Begebenheit geißeln ſie ſich alle Jahre zu einer beſtimmten Zeit, trauren und wehklagen, und feyern dem Adonis Orgien. Am erſten Tage derſelben weihen ſie ſich ihm als einem Verſtorbenen, am zweyten hingegen ſehen ſie ihn als von den Todten wieder aufgeweckt an. Weiber und Männer ſcheeren ihr Haupt, wie die Aegyptier beym Hintritt des Apis, und diejenigen unter den Weibern, die ihr Haupthaar nicht ver-

keine ſolche Myſterien, als diejenigen ſind, von denen ich jetzt rede, oder wenn ſie welche hatten, ſo iſt uns, ſo viel ich weiß, von alten Schriftſtellern gar nichts davon aufbehalten worden. Die Fabeln, die Beroſus (Op. Sync. p. 28. 29.) vom Belus und der Anoroka, u. ſ. w. erzählt, waren, wenn ſie anders ächt ſind, und unter den Chaldäern vor dem Alexander wirklich verbreitet waren, ſehr geſchickt, um dramatiſch in Myſterien vorgeſtellt zu werden; allein weder Beroſus, noch andere ſagen, daß dies wirklich geſchehen ſey. Die Dea Syria, oder himmliſche Venus dieſes Volks erhielt in ſpätern Zeiten Myſterien, die ſelbſt nach Griechenland, und Italien übergiengen, und nicht lange nach Chriſti Ge-

---

lieren wollen, müſſen zur Strafe einen Tag zur Schau ſtehen, und ihre Schönheit verkaufen. Doch ſteht der Kauf und Genuß ihrer Reize allein Fremden frey, ſo wie der Preis, den ſie auf ihre Gunſtbezeugungen ſetzen, der Venus als ein Opfer dargebracht wird. — Einige ſagten dem Lucian, daß der Aegyptiſche Oſiris in Byblos begraben ſey, und daß ihre jährlichen Orgien nicht dem Adonis, ſondern dem Oſiris heilig wären.

kurt zu den berühmteſten im ganzen Römiſchen Reiche gehörten; allein dieſ waren eben, wie die des Perſiſchen Mithras, von ſpäterer Erfindung, und ganz nach Griechiſchen Muſtern eingerichtet, wie ich vielleicht noch am Ende dieſer Abhandlung zeigen werde. *)

Die Griechen hatten unter allen bekannten Völkern die meiſten Myſterien, weil ſie die meiſten Menſchen ähnliche Götter verehrten, und für eine jede dieſer Gottheiten die reichſte Mythologie erfunden hatten, die zu einer Menge tragiſcher Auftritte unerſchöpflichen Stoff enthielt. Faſt allen Griechiſchen Göttern waren in irgend einem Theile von Griechenland Myſterien geheiligt, und dieſe Myſterien kamen darin mit einander überein, daß in ihnen die Geſchichte derjenigen Gottheit, in deren Tempel, und zu deren Andenken ſie gefeyert wurden, gewöhnlich von den Windeln bis zum Grabe geſpielt, beſonders aber die Leiden und traurigen Schickſale auf die tragiſch-

---

*) Man ſehe Lucian. de Dea Syria II. 656 ſeq. et Apul. Metam. VI. p. 91. VIII. 141. Ed. Colvii, und Arnobium adv. Gentes V. p. 157. et ſeq. Lugd. Bat. 1641.

giſchſte Art vorgeſtellt wurden. Clemens von Alexandrien ſagt daher ſehr richtig, (Coh. ad Gentes p. 16.) daß man in den meiſten Myſterien nichts als Erwürgungen, und Grabſtätte von Gottheiten ſähe. — In den Myſterien der Venus wurde die Entmannung des Saturns, und die Geburt der Venus aus dem verſpritzten Blute vorgeſtellt. (p. 13. ibid.) In den Myſterien des Jupiters Sabazius erſchien dieſer Gott in der Geſtalt einer Schlange, und wurde dem Einzuweihenden durch den Buſen gezogen. Die ſchaudervollſten unter allen Geheimniſſen waren unſtreitig die des Bacchus, in welchen dieſer junge Gott, (S. 15.) den ihn bewachenden Kureten entwandt, von den Titanen zerriſſen, gekocht, gebraten, und endlich auf Befehl des Jupiters vom Apoll auf dem Parnaß begraben wurde, nachdem der Vater der Götter und Menſchen die Schänder und Würger einer Gottheit durch ſeinen allmächtigen Blitzſtrahl von der Erde vertilgt hatte. Auch die Myſterien der Themis waren wahrſcheinlich von ähnlichem Inhalt, wie ihre Symbola, die S. 19. angegeben werden, vermuthen laſſen.

Dieſe Myſterien nun waren bey allen den Völkern, wo ſie gebräuchlich waren, ganz natürliche Folgen ihrer Religion ſowohl, als der Einrichtung des Prieſterordens. Ihre Theologie enthielt keine theoretiſchen Lehrſätze von den Eigenſchaften und Vollkommenheiten der Gottheit, ſondern eine Sammlung von Fabeln, in denen die Thaten, und Schickſale der Götter erzählt wurden: und ihre ganze Dogmatik war alſo hiſtoriſchen Inhalts. — Auf der andern Seite gaben die Prieſter dieſer Völker ſich gar nicht damit ab, die Verehrer einer jeden Gottheit mit ihrer hiſtoriſchen Theologie durch ſchriftlichen oder mündlichen Vortrag bekannt zu machen; ſie predigten und ſchrieben niemals, und es blieb ihnen alſo gar kein andres Mittel, das Volk in der Geſchichte der Götter zu unterrichten, übrig, als die in den Myſterien gewöhnliche Methode einer hiſtoriſchen Religion in Drama zu verwandeln, und das durch theatraliſche Action auszudrücken, was man weder mündlich noch ſchriftlich lehrte, und lehren wollte. Dieſe Lehrart, die bey einer jeden, aus theoretiſchen Lehrſätzen beſtehenden Religion ganz unanwendbar geweſen wäre, hatte bey den Religionen der alten Völker über alle übrigen Lehrarten unbeſtrittene Vorzüge. Die Thaten und Schickſale eines Gottes dramatiſch vorgeſtellt, mußten nothwendig die Sinne ſtärker rühren, der bezauberten Einbildungskraft ſich tiefer eindrücken, und durch die lebhafte erregte Täuſchung eine ſtärkere Ueberzeugung der Wahrheit hervorbringen, als wenn man ſie in kalten Worten, oder todten Buchſtaben vorgetragen hätte. Eben dieſe theatraliſche Action mußte ferner, wann ſie die Geſchichte des Gottes dem ſinnlichen Pöbel auch nicht faßlicher gemacht hätte, wenigſtens eine viel wärmere Andacht erregen, da ſie gewöhnlich von andern feyerlichen Geprängen unterſtützt wurde, weil ferner heilige Tempel, Schauplätze, und ehrwürdige Prieſter Acteurs waren. Wie ſehr die Lehrart der alten Myſterien der Denkungsart roher Völker, und unaufgeklärter Zeiten angemeſſen ſey, kann man auch daraus ſehen, daß ſie in den finſtern Jahrhunderten des Mittelalters ſelbſt von den Lehrern und Vorſtehern der Chriſtlichen Religion faſt allgemein gebraucht wurde. In dieſen, den menſchlichen Geiſt ſo ſehr beſchimpfenden Zeitaltern waren die Lehrer des Volks ſelbſt viel zu unwiſſend, als daß ſie die erhabenen Wahrheiten der Chriſtlichen Religion bey gottesdienſtlichen Verſammlungen hätten vortragen können. Die ganze Dogmatik der Chriſtlichen Religion beſtand in den meiſten Ländern Europens in einer kleinen Anzahl ſpitzfindiger Fragen, die zu Jahrhunderte lang dauernden Streitigkeiten Anlaß gaben, aber ſehr ſelten aus den finſtern Schulkerkern auf die öffentliche Rednerſtühle kamen. Man predigte freylich; aber dieſe Predigten hatten faſt nur allein die auf das entſetzlichſte verunſtalteten Begebenheiten der heiligen Bücher zum Gegenſtande, und nicht nur dieſe, ſondern vorzüglich die großen Wunderthaten unzähliger Heiligen beyderley Geſchlechts, die ſchändlicher Eigennutz, und fromme Schwärmerey gemeinſchaftlich der höchſten Gottheit an die Seite geſetzt hatten, Aber auch dieſe Predigten waren nicht derjenige Theil des Unterrichts, auf den die Lehrer der Religion den meiſten Fleiß, und ihre Jünger die größte Aufmerkſamkeit wandten, ſondern an einem jeden großen Feſttage, oder einer jeden Gedächtnißfeyer eines Heiligen ſtellte man die Handlung, oder Begebenheit, um deren willen ein ſolcher Feſttag eingeſetzt worden. — oder wodurch der angebetete Heilige ſich am merkwürdigſten gemacht hatte, auf eine theatraliſche Art in den Gotteshäuſern, oder Klöſtern vor, und die einzige wahre Religion ſank daher zuletzt zu einer heiligen Mummerey herab, von der man noch in manchen Winkeln Europens, beſonders aber in den portugieſiſchen und ſpaniſchen Beſitzungen des ſüdlichen Amerika die traurigſten Ueberbleibſel findet.

Die meiſten Myſterien wurden des Nachts gefeyert, und zwar aus mehreren ſehr begreiflichen Urſachen, unter welchen folgende wohl die natürlichſte, und wichtigſte war: daß alle theatraliſche Vorſtellungen den tiefſten Eindruck machen, und die ſtärkſte Täuſchung erregen, wenn der Schauplatz ſelbſt durch die Erleuchtung von Lampen oder Kerzen vorzüglich die Aufmerkſamkeit an ſich zieht, der Zuſchauer hingegen an weniger erleuchteten Oertern ſich befindet, und durch Mauren von der übrigen Welt getrennt iſt. Es gehörte ferner kein großer Scharfſinn dazu, um zu bemerken, daß das Feyerliche der dramatiſchen Handlung durch die Stille und Dunkelheit der Nacht erhöht werden müßte; und daß alle Arten von Maſchinen nirgends glücklicher, als in eingeſchloſſenen Oertern, dergleichen die Tempel waren, gebraucht werden konnten, mit deren Winkeln und Gängen die Zuſchauer nicht genau bekannt waren, wo man Licht und Finſterniß austheilen konnte, wie man wollte, wo man endlich die Einzuweihenden ſo ſtellen konnte, daß auch ein zu neugieriges, und ſcharfſichtiges Auge das geheime Spiel der Prieſter nicht durchzuſchauen im Stande war.

Unterdeſſen fehlt es auch nicht an Beyſpielen in der Geſchichte, daß man merkwürdige Handlungen und Begebenheiten auf eben die Art bey Tage vorſtellte, wie ſie in den Myſterien gewöhnlich des Nachts geſpielt wurden. Die Aegyptier (Her. II. 64.) erzählten, daß der Gott, den ſie zu Papremis verehrten, und den Herodot Mars nennt, einſtens ſeine Mutter habe beſuchen, und ſich mit ihr vermiſchen wollen; daß aber deren Diener und Wärter den ankommenden Gott verkannt und abgewieſen hätten. Durch dieſe unhöfliche Begegnung ſey Mars dergeſtalt aufgebracht worden, daß er ſich aus den benachbarten Städten Verſtärkung geholt, die Diener und Thürhüter der Göttin für ihre Unart geſtraft, und mit Gewalt ſich den Eingang in ſeiner Mutter Wohnung verſchafft habe. — Das Andenken dieſer Handlung ihres Gottes wurde jährlich von den Aegyptiern in einem ihrer größten und prächtigſten Feſte erneuert. Den Tag vor dem Feſte nämlich brachte man die Statue des Gottes in einem hölzernen verguldeten Kaſten in ein andres heiliges Gebäude; und am Feſte ſelbſt theilten ſich gegen Untergang der Sonne ſeine Prieſter in zwo Partheyen. Der größte Theil ſtellte ſich vor den Eingang des Tempels mit großen Prügeln bewaffnet, um dem ankommenden Gott die Einkehr in ſeinem Tempel zu verwehren; einige wenige hingegen waren um die göttliche Statue beſchäfftigt, die auf einem vierräderichten Wagen nach dem Tempel zu gefahren wurde. Dieſe letztern Führer und Begleiter des Gottes würden von allen andächtigen Pilgrimen unterſtützt, die meiſtens die Zahl von tauſend überſtiegen, und gleichfalls hölzerne Keulen in ihren Händen trugen. Wenn die den Gott führende Prieſter und Pilgrime ſich dem Tempel näherten; ſo entſtund ein blutiges Gefecht, unter dieſen, und den Prieſtern, die den Eingang des Tempels bewahrten, und die Gottheit abzuhalten ſuchten. Dieſe Prügeley war ſehr ernſtlich; ſie zerſchlugen ſich nicht nur gegenſeitig die Köpfe, ſondern es blieben auch dann und wann einige todt auf dem Kampfplatze, ungeachtet die Aegyptier dieſen letztern Umſtand nicht zugeſtehn wollten.

Nicht ſo leicht, und auf eine ſo genugthuende Art, als die nächtliche Feyer der Myſterien, läßt ſich das Geſetz der tiefen Verſchwiegenheit erklären, das die Vorſteher faſt aller Myſterien den Eingeweihten auflegten. Zu Sais in Aegypten wurde man, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nur unter dieſer Bedingung eingeweiht, weil Herodot es für eine Entweihung der Myſterien erklärt, wenn er das Geringſte davon bekannt machen ſollte. Von allen Griechiſchen Myſterien, (die des Jupiters in Creta ausgenommen, Diod. V. 393.) darf es gar nicht einmal bewieſen werden, daß ſie nur allein unter der feyerlichſten Angelobung eines ewigen Stillſchweigens mitgetheilet wurden; und wenn jemand hierüber auch Beweiſe verlangen ſollte, ſo würde man ſie allein, in den beyden vielbedeutenden Verſicherungen des Clemens von Alexandrien finden, der (S. 13. 19. Coh. ad Gent.) vor ſeiner Beſchreibung einiger Griechiſcher Myſterien ſeine Nachrichten als nie geſagte, vorher nie erhörte Dinge ankündigt. — Man eignet, ſcheint es, den erſten Einſetzern der Geheimniſſe zu viele Menſchenkenntniß, und philoſophiſchen Geiſt zu, wenn man mit Warburton annimmt, daß ſie von den Einzuweihenden deswegen das Gelübde der Verſchwiegenheit verlangt haben, um denen, die noch nicht zu ihrem Beſitze gelangt waren, eine deſto größere Begierde nach dieſen ſo ſorgfältig verhüllten Geheimniſſen einzuflößen, und denen, die wirkliche Theilnehmer geworden waren, eine deſto größere Meynung, und eine tiefere Ehrfurcht gegen die erhaltenen Offenbarungen beyzubringen. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß die Stifter der Myſterien die Verſchwiegenheit zu einer ſo allgemeinen Bedingung der Einweihung machten, um durch dies Geſetz alle freye Reden, alle öffentlichen Unterſuchungen und Raiſonnements über dieſen wichtigen Artikel der Religion zurück zu halten. Da Entweihung der Myſterien ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät Gottes war, und größtentheils vom Arme der weltlichen Gerechtigkeit auf das ſchärfſte geahndet wurde; ſo konnten die Eingeweihten nach der Einweihung freylich denken, was ſie wollten, aber ſie durften doch nichts ſagen. Die Vorſteher der Geheimniſſe konnten verſichert ſeyn, daß die Myſterien auch von den muthwilligſten Witzlingen würden geſchont werden, und daß keiner es ſo leicht wagen würde, das innere Triebwerk und Spiel der Myſterien zu entdecken, oder diejenigen, welche eines unſchuldigen einfältigen Herzens waren, in ihrem Glauben zu ſtören.

Die letzte Art von Myſterien, über die ich jetzt auch noch einige allgemeine Betrachtungen anſtellen will, ſind von allen, die ich bishero angeführt habe, ſowohl dem Zweck, als Inhalt nach, ganz und gar verſchieden. Sie beſtanden weder aus heiligen Gaukeleyen, und Poſſenſpielen, noch aus theatraliſchen Vorſtellungen von Göttergeſchichten: auch waren ſie eben ſo wenig für Prieſter, als den großen Haufen allein beſtimmt; ſondern ihr Inhalt war eine Sammlung von Kenntniſſen, und Raiſonnements, die der öffentlichen

Volksreligion entgegen geſetzt waren; und entweder durch Ueberlieferungen, oder in heiligen Schriften aufbewahrt, und fortgepflanzt wurden, um Prieſter ſowohl, als Führer des Volks von der wahren Geſchichte und Beſchaffenheit der öffentlichen Religion zu unterrichten, und ihnen über viele wichtige Gegenſtände Erläuterungen zu geben, die der Pöbel nicht faſſen konnte, und von denen die Nationalreligion nichts ſagte, und ſagen durfte.

Dieſe letzte Art von Myſterien mußte nothwendig unter einem jedweden Volk, das ſich ausbildete, und Beobachter der Natur, wie nachdenkende Männer erzeugte, entſtehen, und auch eben ſo ſehr, und noch mehr, als alle übrigen Myſterien geheim gehalten werden.

Die Prieſter eines ſich allmälig bildenden Volks mußten nothwendig ſelbſt bald entdecken, daß die Religion, die von ihrem Volk aufgenommen worden, nicht die wahre ſey, und daß eben ſo wenig die Götter, denen ſie im Namen ihrer Nation Gelübde, und Opfer brachten, wahre Götter ſeyn, und Vorzüge der Gottheit beſitzen könnten. Die Prieſter waren unter allen Ständen eines Volks diejenigen, die die meiſte Muſe zum ruhigen Nachdenken hatten, die ferner als Aerzte, und Wahrſager zur Beobachtung, und zum Studium der Natur gleichſam genöthigt wurden. Eine genaue Unterſuchung der älteſten Ueberlieferungen ihres Volks lehrte ſie entweder, daß die Götter, die ſie bisher angebetet hatten, einſtens Menſchen waren, die eben, wie ſie, gebohren wurden, lebten, und ſtarben, oder ſie fanden auch aus den Beobachtungen der Geſtirne, und andrer Gegenſtände der Natur, denen das Volk göttliche Ehre erzeigte, daß dieſe nicht die Vorzüge göttlicher, über das menſchliche Geſchlecht erhabener, und waltender Weſen beſäßen. Nicht zufrieden mit dieſen Entdeckungen giengen faſt alle Prieſterorden noch einige Schritte weiter, unterſuchten nicht nur den Urſprung ihres Volks, und des Menſchengeſchlechts, ſondern ſo gar die Entſtehung der leuchtenden Himmelskörper, und der unermeßlichen Welt; ſchloſſen dieſe Unterſuchungen, wie die wahre Geſchichte ihres Volks, ihrer Religion, ihrer Götter entweder in ihre Bruſt oder in heilige Bücher ein, und öffneten dieſe Schätze der Weisheit keinen andern als einigen ihrer Mitbrüder, und den Regierern des Volks, die ſie vom Pöbel abzuſondern wichtige Urſache hatten.

Dieſe Kenntniſſe nun mußten ſie nothwendig geheim halten, weil ſie dem allgemeinen Glauben des Volks entgegen geſetzt waren, und durch ihre Verbreitung Staat und Religion umgekehrt, Götter von ihren Sitzen und Altären herabgeworfen hätten. Sie ließen daher das Volk ungeſtört in der Religion ſeiner Väter beharren, und behielten ihre beſſern Kenntniſſe für ſich, und einige Auserwählte, feſt überzeugt, daß, wenn man ſie auch ohne zu große Gefahr, und Umwälzungen allgemein machen könnte, der Pöbel doch immer zu ſehr Pöbel bleiben werde, um ſie begreifen und nutzen zu können.

Auf dieſe Art muß man die unter ſo vielen Völkern aufgenommene Eintheilung der Religion in die der Weiſen, und des Pöbels, in die exoteriſche und eſoteriſche erklären; eine Eintheilung, die ich ehemals läugnete, (Verſuch über die Religionsgeſchichte der Aegypter S. 300.) weil ich nicht anhaltend, und tief genug unterſucht hatte. Sie fand ſich nicht nur ehemals bey allen den alten Völkern, fern, deren Prieſter nicht blos Jongleurs, ſondern auch die einzigen Beſitzer der Geſchichte, und Ueberlieferungen, und aller übrigen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe eines Volks waren; ſie finden ſich noch jetzo bey allen Nationen Aſiens, wo Prieſter allein, oder doch zugleich Philoſophen ſind. Die Prieſter dieſer Völker, die ich gleich nennen werde, erhielten nach den Zeiten der Unwiſſenheit, in welchen die lächerlichen Volksreligionen entſtanden waren, und ſich feſtgeſetzt hatten, Kenntniſſe der Geſchichte und Natur, die die Götter und Irrthümer des Volks übern Haufen warfen, Kenntniſſe, die ſie eben deswegen nicht allgemein bekannt machen durften, und, wenn ſie dieſes auch ohne Gefahr hätten thun können, nicht bekannt machen wollten, weil ſie überzeugt waren, daß der Pöbel eine andere Religion brauche, als die Weiſen des Volks, daß eben die Religion, die wenige denkende Männer tröſte, und beruhige, dem Pöbel ſchädlich und unbegreiflich ſeyn würde, daß endlich der große Haufe ſelbſt eines aufgeklärten Volks noch immer den Barbarn ſehr gleich ſey, unter denen die ungereimteſten Syſteme von Vielgötterey erfunden worden, und daß eben deswegen auch die Religionen der finſterſten Zeiten beybehalten werden müſſen.

Ungeachtet ich noch jezo nicht glaube, daß die Aegyptiſchen Prieſter eine ſo reine natürliche Theologie, und ein ſo ausgearbeitetes vollſtändiges Syſtem von Weltweisheit hatten, als man den Pythagoras, und einige andere aus Aegypten hat holen laſſen; (dagegen zeugen alle Fragmente der Philoſophen, die nach Aegypten gereiſet ſind;) ſo bin ich doch theils durch einige Zeugniſſe alter Schriftſteller, am meiſten aber durch die Beyſpiele andrer den Aegyptiern ähnlichen Völker überzeugt worden, daß ſie gewiſſe, von den Fabeln der Volksreligion verſchiedene Kenntniſſe beſaßen, die nicht allgemein bekannt werden durften, daß ſie dieſe Kenntniſſe in Büchern aufbewahrten, die dem großen Haufen nicht blos unverſtändlich waren, ſondern auch entzogen wurden; daß ſie endlich dieſe ihre Kenntniſſe in gewiſſen Myſterien nur einigen wenigen, und zwar nicht anders als nach langwierigen Prüfungen mittheilten. Ich berufe mich hier nicht blos auf die fabelhaften Lebensbeſchreiber des Pythagoras, die die Einweihung dieſes Philoſophen in die Aegyptiſchen

ſchen Geheimniſſe in einen Roman umgearbeitet haben, ſondern auf die Zeugniſſe des Herodots, und faſt aller Griechiſcher Geſchichtſchreiber, die ich in meinem kurz vorher angezeigten Verſuch angeführt habe, und alle beweiſen, daß die Aegyptiſchen Prieſter viele geheime Schriften beſaßen, in welchen die alte Geſchichte des Reichs, die immer mangelhaften, und mit Fabeln untermiſchten Beobachtungen aus der Naturgeſchichte ihres Landes, endlich ihre Lehren über die Bewegungen der himmliſchen Körper, und ihre Meynungen von dem Urſprung der Welt, und der Natur der Gottheit enthalten waren. Hiemit ſtimmen die Ausſprüche des Clemens von Alexandrien, und des Plutarchs überein, (die freylich ohne die vorhergehenden nicht viel gelten würden,) welche beyde verſichern, daß die Aegyptier gewiſſe wiſſenſchaftliche Kenntniſſe hatten, die ſie aber nur wenigen, als nie zu entheiligende Geheimniſſe vortrugen. Die ägyptiſchen Könige (ſagt Plutarch περι Ισιδος και Οσιριδος p. 631. I. Opp. Plut. Ed. Steph. 8.) wurden bald aus dem Orden der Prieſter, und bald aus dem Kriegsſtande gewählt; im letzten Fall wurde der neue König gleich nach ſeiner Ernennung in den Orden der Prieſter aufgenommen, und in ihre geheime Philoſophie eingeweiht, die die Wahrheit in Fabeln und Allegorien ausdrückte, oder durchſcheinen ließ. Symbola dieſer geheimen Philoſophie ſind die Sphinge, die an dem Eingange ihrer Tempel ſtehen. — Dieſer Ausſpruch des Plutarchs erhält noch mehr Gewicht durch das Zeugniß des Clemens, der im zweyten Jahrhundert in Aegypten lebte, und, wie bekannt iſt, die Myſterien der alten Völker ſonſt nicht von der beſten Seite vorſtellte. Die ägyptiſchen Prieſter (ſagt er Strom. V. 670. ed. Potteri) theilten ihre Geheimniſſe nicht einem jeden mit, und vertrauten ihre Wiſſenſchaften von göttlichen Dingen (τῶν θείων εἴδησιν) keinem Ungeweihten an, ſondern allein denen, die dereinſt den Thron ihrer Könige beſteigen ſollten, oder einigen Auserwählten ihres eigenen Ordens, die ſich entweder durch ihre Lebensart, oder durch ihre Gelehrſamkeit, oder endlich durch ihre edle Geburt vorzüglich vor andern auszeichneten.

Wenn Sanchuniathon kein erdichteter Name, und ſeine Schriften nicht Erfindungen ſeines angeblichen Ueberſetzers wären, ſo würde man aus ſeinen uns aufbehaltenen Bruchſtücken unwiderſprechlich darthun können, (apud Euſeb. Praep. Evang. I. c. 9. p. 31.32.) daß die Phönizier gleichfalls heilige Urkunden, und Schriften gehabt haben, in welchen die älteſte Geſchichte ihres Volks, und andere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe aufbewahrt wurden. Sanchuniathon ſchöpfte ſeine Kosmogonie, und hiſtoriſche Nachrichten, nach der Angabe des Philo Byblus, aus den Urkunden, die er von einem gewiſſen Hierombalus, einem Prieſter des Gottes Jeuo erhielt; ferner aus den heiligen Schriften, die in den Städten ſeines Volks, beſonders in den Tempeln der Götter zerſtreut waren. Drittens aus den Werken des Taaut, von dem er wußte, daß er unter allen Sterblichen zuerſt die Kunſt zu ſchreiben erfunden habe, und auch der erſte Schriftſteller geworden ſey: endlich aus gewiſſen Ammoniſchen Schriften, die in dem Allerheiligſten der Tempel verſteckt, und nicht allgemein bekannt waren. Aus allen dieſen heiligen Schriften unterrichtete ſich der lehrbegierige Phönizier, und zog aus ihnen Nachrichten und Wahrheiten ans Tageslicht, die vorher in Fabeln und Allegorien eingehüllt waren, und nach ihm wieder in Fabeln und Allegorien von den Finſternißliebenden Prieſtern eingehüllt wurden.

Wenn das, was Syncellus (Chron. p. 28.) Joſephus, (contra Ap. I. 16.) und Euſebius (Praep. Ev. IX. 14-17. 27. 40-42.) aus den Χαλδαικοις des Beroſus aufbehalten haben, nicht ein offenbares Gemiſch von griechiſcher Mythologie, Platoniſchen Träumen, und verunſtalteten Moſaiſchen Wahrheiten wäre; ſo würde ich mich auf dieſen Schriftſteller berufen, wenn ich das Daſeyn geheimer Chaldäiſcher Schriften beweiſen wollte, die bis auf Alexanders Zeiten allein in den Händen der Prieſter waren, und hiſtoriſche Nachrichten über die erſte Cultur des Landes, über die Entſtehung ihrer Religion, endlich ihren Lehrbegriff von dem Urſprung der Welt, vortrugen.

Allein alle Auszüge der angezeigten Schriftſteller aus dem Werke dieſes Chaldäers tragen zu ſehr das Gepräge der Selbſterdichtung an ſich, als daß ich es wagen ſollte, die Wirklichkeit gewiſſer Myſterien bey einem einzigen Volke daraus zu beweiſen, deren Daſeyn bey

mehrern

mehreren noch jetzt blühenden Völkern ſich aus den zuverläßigſten Schriftſtellern darthun läßt. Indier nämlich und vielleicht auch die Nachkommen der älteſten Perſer, Sineſer und Japaneſer haben noch bis auf den heutigen Tag Sammlungen wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, und den Volksreligionen entgegengeſetzter Lehren, die ſie als Geheimniſſe in heiligen Büchern aufbewahren, und entweder auſſer dem Prieſterorden niemanden oder doch nur wenigen geprüften mit der größten Behutſamkeit anvertrauen.*)

Ungeachtet die beyden wichtigſten neuern Geſchichtſchreiber Indiens, Dow in der ſeiner

---

*) Ich ſage von den Schriften der Nachkömmlinge der alten Perſer, der Parſen, Gebern, oder Feueranbeter, die dem Zoroaſter zugeſchrieben werden, und vom d'Anquetil herausgegeben ſind, deswegen nichts, weil ich ſie weder für ächt, noch ſo alt halte, als wofür ſie von vielen ſind gehalten worden. Die Gründe für dieſe Behauptung habe ich kurz in einer Recenſion der älteſten Urkunde vom Herrn Herder vorgetragen. Man ſehe philolog. Biblioth. dritten Bandes, 2. St. S. 124. u. f.

Geſchichte von Hindoſtan vorgeſetzten Diſſertation, und Hollwell gleich im Anfange des erſten Theils ſeiner Intereſting hiſtorical Events &c. ſich faſt in allen Nachrichten widerſprechen, die ſie uns von den heiligen Schriften der Braminen mittheilen, und die Namen ihrer Verfaſſer, der Schriften ſelbſt, und ſo gar den Inhalt ganz verſchieden angeben, ſo ſtimmen doch beyde darinnen überein, daß die Braminen an der Malabariſchen ſowohl, als Coromandelſchen Küſte, in Bengalen ſowohl, als im Innerſten von Hindoſtan zahlreiche Werke beſitzen, die in einer jetzt nur wenigen Braminen bekannten Schrift, und Sprache abgefaßt ſind, die niemanden auſſer der Klaſſe der Braminen gezeigt werden, und, wie Dow ſagt, niemals von einem Europäiſchen Auge ſind geſehen worden. Beyde Schriftſteller ſtimmen auch ferner darinnen überein, daß in dieſen heiligen Schriften, die der eine Veda, der andere Schaſtah nennt, die Geſchichte der Entſtehung ihrer Religion, und deren verſchiedene Veränderungen, die Lehre vom höchſten Gotte, von der Schaffung der Welt, und ihren periodiſchen Erneuerungen, endlich die Lehren von den Seelen der

Menſchen, deren Schickſalen, und Beſtimmungen enthalten ſind, und daß alle, oder doch die meiſten dieſer Lehren dem Glauben, und der Religion des Volks faſt durchgehends entgegengeſetzt ſind. Beyden Schriftſtellern zu Folge wird in dieſen heiligen Schriften eine einzige Weltſchaffende Gottheit verkündigt, deren verſchiedene Vollkommenheiten durch eben ſo viele Ausdrücke bezeichnet werden, da hingegen der Pöbel der Indianer eine unzählige, ſich noch immer vervielfältigende Menge von Gottheiten unter den ſeltſamſten, und ungeheuerſten Geſtalten verehrt.

Dieſe geheime Schriften der Indianer nun ſind den heiligen Schriften, die die meiſten alten Schriftſteller den Aegyptiern zueignen, ſehr ähnlich, und ihre Erklärer, oder Ausleger ſind damit gegen die jetzigen Europäer noch zurückhaltender, als die Aegyptiſchen Prieſter mit den Ihrigen gegen die reiſenden Griechen waren. Sie ſind der wahre Inbegriff der großen oder hohen Myſterien, die ihres Inhalts wegen dem Volke nicht bekannt werden dürfen, und in die man alsdenn eingeweihet wird, wenn man ſie von allen Braminen erklären hört, und leſen lernt.—

Hollwell (I. S. 3.) rühmte ſich, zwo Abſchriften von dieſen heiligen Schriften beſeſſen, und größtentheils überſetzt zu haben, die aber in der Eroberung von Calcutta 1756. verlohren gegangen wären. Dow hingegen verſichert, daß alle die Schriften, die Europäer für die ächten heiligen Schriften ſelbſt gehalten und ausgegeben hätten, bloße ſpätere Auslegungen geweſen wären, von welchen er ſelbſt auch einige Stücke erhalten, und in dem Brittiſchen Muſeo widerlegt hat.

Bey allen Sineſen, und ſo nachher auch bey den Japaneſen waren, wie bey den Griechen, ſeit den Zeiten des Confucius der Stand der Philoſophen und Prieſter, wie beyder ihre Religion, von einander geſondert. Jenes ſonderbare Volk duldete nicht nur zwo herrſchende Volksreligionen, die des Laokium und des Fo, wovon die eine 600 Jahre vor Chriſti Geburt, und die andere 65 Jahre nach dieſem Zeitpunkte in Sina eingeführet wurde; ſondern ließ ſich auch in ſeinem Glauben weder an die eine, noch die andere dadurch ſtören, daß die Philoſophen Lehren vortrugen, die beyden Religionsſyſtemen entgegen geſetzt waren. Confucius und ſeine älteſten Schüler ſchränkten ſich freylich faſt einzig und allein auf Sitten, oder Klugheitslehren ein, und trugen mündlich noch ſchriftlich etwas vor, was irgend eine Beziehung auf die kurz vor ſeiner Zeit in Sina eingeführte Religion gehabt, und entweder Billigung oder Tadel derſelben enthalten hätte. Er begnügte ſich damit, den ſeit undenklichen Zeiten allgemein gewordenen Dienſt der Vorfahren zu empfehlen, und ſeine Schüler, wenn ſie ihm Fragen aus der Religion und Theologie vorlegten, mit Vorwürfen einer gar zu vorwitzigen Neugierde abzuweiſen. Allein eben dieſe Zurückhaltung, und beſcheidene Verſchwiegenheit des Confucius über Religionsſachen wurde Urſache, daß die vernünftigen Sineſen, die ſich mit den ungereimten Volksreligionen nicht befriedigen konnten, und doch auch lieber nach dem Anſehen eines großen Mannes, als nach ſelbſt geſuchten Gründen entſcheiden wollten, daß dieſe zuletzt gar nicht mehr wußten, was ſie glauben, oder nicht glauben ſollten. Der Kaiſer Jong lo trug daher etwa 1400 Jahre nach Chriſti Geburt, 42 der gelehrteſten Mandarinen auf, aus den älteſten Schriften, beſonders des Confucius, und ſeiner ächten

Schüler ein zuſammenhangendes Syſtem von Philoſophie und Religion zuſammen zu ſuchen, aus welchem inskünftige alle Wißbegierige ſich belehren, und nach welchem alle Zweifelnde ſich richten könnten. Die zwey und vierzig Mandarinen richteten den ihnen gemachten Auftrag auf eine Art aus, die des in ſie geſetzten Zutrauens würdig war, und brachten ein Werk zu Stande, was bis jetzt die Quelle der Religion der Weiſen, und die Richtſchnur des philoſophiſchen Glaubens iſt. Dieß Werk iſt es, über deſſen Gültigkeit unter den Sineſen, die Jeſuiten ſo heftige Streitigkeiten mit einigen ihrer Brüder, beſonders aber mit den Miſſionarien von andern Orden geführet haben, an deſſen allgemein erkanntem Anſehen ſich aber unmöglich zweifeln läßt. Den beſten Auszug davon geben der Vater Longobardi, ſelbſt ein Jeſuit in ſeinem Traité ſur quelques points de la Religion Chinoiſe (Leibnitzii Epiſt. ad diverſos II. Tom. p. 165.) und der Vater de Sante Marie, ein Franciskaner, in ſeinem Traité ſur quelques Points importants de la Miſſion de la Chine, (ibid. 267. S.) aus welchen Grundriſſen erhellt, daß die Religion der Gelehrten in Sina eigentlich darin beſtehe, daß ſie gar keine haben, und die herrſchenden Religionen des Volks freylich nicht öffentlich, aber doch ſtillſchweigend, für fabelhaften Aberglauben erklären. Und doch wird dieſe unrechtgläubige Philoſophie nicht nur ſchriftlich, ſondern auch mündlich ohne das geringſte Aergerniß gelehrt, eben ſo wie Plato ehemals in ſeiner Akademie, und Epikur in ſeinen Gärten Grundſätze vortrugen, neben welchen die öffentliche väterliche Religion zugleich nicht als wahr beſtehen konnte. Dieſe Erſcheinung iſt immer ſonderbar, aber doch nicht ſo einzig in ihrer Art, als folgende: daß nämlich der Sineſiſche Pöbel nicht nur den Laokium, und Fo, die angeblichen Stifter zwoer ganz verſchiedener Religionen, ſondern ſo gar auch den Confucius in demſelbigen Tempel, verehren, den ſie den Tempel der drey großen Geſetzgeber nennen.

Die Sineſen alſo, und die von ihnen gebildete Japoneſen ſind darin den ehemaligen Griechen ähnlich, daß Weltweiſe und Prieſter von einander getrennt ſind, daß jene ein den öffentlichen Religionen entgegen geſetztes Lehrſyſtem haben, und dieß Lehrſyſtem öffentlich ohne Schaden vortragen, ohne doch dieſes vorſetzlich mit jenen in der Abſicht zu vergleichen, um ſie durch eine ſolche Zuſammenhaltung übern Haufen zu werfen. Auſſer dieſer Aehnlichkeit haben die Sineſen und Griechen noch eine andere, daß die Bonzen, oder die Lehrer der Religion des Fo, der allgemein verbreiteten Philoſophie ungeachtet, dennoch Myſterien, eine geheime Theologie, oder, wie ſie ſich ausdrücken, ein inneres Geſetz lehren, das dem äußern Geſetz, worin ſie das Volk unterrichten, gerade widerſpricht, und für Seelen, die über den Pöbel ſich erheben, beſtimmt iſt. Das äußere Geſetz, ſagen ſie, iſt nur ein Geſtell oder Gerüſte, das man niederreißen, und wegwerfen kann, wenn man ſich mit Hülfe deſſelben zur Erkenntniß des innern Geſetzes hinauf geholfen hat. (Le Comte Lettre X. du Halde III. p. 19 et ſq.

In ihrem äußern Geſetz, das die Bonzen dem Volke predigen, tragen ſie die Geſchichte des Fo, und ſeiner Vergötterung vor, erzählen, wie unzählige Mal er unter allerley Geſtalten, und Verwandlungen auf Erden wieder erſchienen ſey; empfehlen Mildthätigkeit gegen ſeine Diener, lehren die Seelenwanderung, und die Wiedervergeltung des Guten und Böſen in einem andern Leben, und verbieten endlich Verunreinigung des Leibes, Diebſtahl, Lügen, Weintrinken, und die Erwürgung lebender Geſchöpfe.

Dieß äuſſere Geſetz nun, das Fo während ſeines Aufenthalts auf Erden ſelbſt gepredigt, und dem er eine unzählige Menge Anhänger zugezogen hatte, ſchaffte Fo in den letzten Augenblicken ſeines Lebens auch ſelbſt wiederum ab, und ſetzte dagen ein neues Geſetz, nämlich das jetzt ſo genannte Innere, ein. Alles, ſagte er ſterbend zu den ihn umgebenden Schülern, alles, was ich euch bisher vorgetragen habe, war nichts als Räthſel und Bild: jetzt will ich euch die reine ewige Wahrheit als ein Vermächtniß nach meinem Tode hinterlaſſen. Vergebens iſt es, fuhr er fort, auſſer dem Nichts, den Urſprung, oder das Principium alles deſſen, was iſt, ſuchen zu wollen. Aus dem Nichts iſt alles entſtanden, ins Nichts wird alles zurück kehren: in dieſem Abgrunde endigen ſich, und ſtürzen ſich alle unſere Hoffnungen zuſammen.

Nach einer ſolchen Abſchiedsrede hätte, ſcheint es, der Eifer ſeiner Jünger für die

Religion, die er während ſeines Lebens verkündigt hatte, ſich auf einmal verlieren müſſen; allein der größte Theil derſelbigen kehrte ſich gar nicht an die Grundſätze, die er ihnen ſterbend, als die einzigen wahren, empfohlen hatte, ſondern blieb unerſchüttert bey der zuerſt von ihm gepredigten Lehre, wahrſcheinlich deswegen, weil ſie einſahen, daß man mit ein Paar allgemeinen Sätzen, wenn ſie auch noch ſo wahr wären, weder Anſehen bey dem Pöbel, noch milde Stiftungen, und Vermächtniſſe von reichen Andächtigen erhalten würde. — Andere vernachläßigten zwar die letzten Lehren ihres Meiſters nicht, entzogen ſie aber doch dem Pöbel, und verſchloſſen ſie in großen Geheimniſſen, oder im innern Geſetz, das ſie nur ſich und einigen Denkern gegeben glauben.

In dieſem innern Geſetze nun lehren ſie: daß das Nichts, (wahrſcheinlich eine aller Eigenſchaften beraubte unförmliche Materie, dergleichen die ὕλη des Plato war,) das Principium, und Subſtratum aller Dinge ſey; daß dieß Principium alles deſſen, was iſt, rein und unvermiſcht, ohne alle Veränderung und Bewegung ſey; daß es weder

Tugend und Macht, noch Verſtand und Willen beſitze, ſondern, daß ſeine einzige und größte Vollkommenheit darinn beſtehe, ohne alle Wirkſamkeit und Begierden zu ſeyn; daß endlich diejenigen, die zur höchſten, nur erreichbaren Glückſeligkeit gelangen, und der Vollkommenheit des erſten Urweſens ſich nähern wollten, ihren Geiſt ſo lange anſtrengen, und ihre Sinne ſo lange tödten müßten, bis ſie es dahin brächten, gar nichts zu wollen, und zu thun, nichts zu empfinden, und zu denken. Dieſen Zuſtand nennen ſie das Verſchwinden ins Nichts, die Vereinigung mit dem Nichts, oder die Nichtswerdung, und glauben, daß der Stifter ihrer Religion, der Gott Fo ſelbſt, in dieſen Zuſtand verſunken ſey.

II.

Nach dieſen Betrachtungen über die Myſterien der alten Völker überhaupt, gehe ich jetzt zur Geſchichte der Eleuſiniſchen, und zwar zuerſt zur Geſchichte der kleinen Eleuſiniſchen Geheimniſſe fort.

Ueber dieſe, der Ceres und Proſerpina zu Eleuſis gefeyerten Myſterien kann der neugierige Philoſoph unendlich mehr Fragen aufwerfen, als der gewiſſenhafte Geſchichtforſcher beantworten kann. Ueber vieles, was man von den Myſterien wiſſen möchte, werde ich entweder gar nichts, oder nichts befriedigendes zu ſagen im Stande ſeyn: unterdeſſen iſt es noch immer zu verwundern, daß, wenn man aus den Zeugniſſen der Alten (in denen ſie oft vieles ſagen, indem ſie nichts ſagen zu wollen vorgeben) alle zerſtreute Lichtſtrahlen zuſammen ſammlet, man doch wenigſtens die merkwürdigſten Seiten dieſer unter den Alten ſelbſt dunkeln Geheimniſſe aufklären kann.

Wenn man fragt, ob die Eleuſiniſchen Geheimniſſe ſich von den übrigen Myſterien, die andern Göttern, und ſelbſt der Ceres an andern Oertern heilig waren, unterſcheiden? ſo muß man auf dieſe Frage bejahend antworten. Die Myſterien zu Eleuſis zeichneten ſich von allen übrigen in und außer Griechenland eben ſo ſehr durch die Größe des Tempels, und durch die feyerliche Pracht der Initiation, als durch die ehrwürdigen Perſonen, die ihnen vorſtanden, und durch das außerordentliche Anſehen aus, worinn ſie ſich bis auf die ſpäteſten Zeiten des Verfalls der griechiſchen Religion erhielten.

Der Tempel der Ceres zu Eleuſis, beſonders aber der zur Einweihung vieler Tauſende beſtimmte Platz (ἱερος σηκος), den Iktinus unter der Aufſicht des Perikles erbauet hatte, war, nach dem Zeugniß des Strabo, ſo groß, daß er eben ſo viele Menſchen, als ein griechiſches, oder römiſches Theater, das heißt, wenigſtens 20 bis 30000 Menſchen faſſen konnte. (Strabo Lib. IX. p. 272. Ed. Caſaub. 1587.) Eine merkwürdige Stelle des Herodots zeigt, daß ſo gar in den gefährlichſten Zeiten des Perſiſchen Kriegs die Anzahl der Andächtigen, die ſich einweihen laſſen wollten, bis auf 30000 hinauf lief. Zu der Zeit nämlich, als das Heer des Xerxes das ganze Attiſche Gebieth verwüſtete, und die Einwohner deſſelben verſcheucht hatte, ſah Demaratus, ein flüchtiger Lacedämonier, einen Staub von Eleuſis heraufſteigen, der nur von 30000 Menſchen erregt werden konnte, und fragte den Dicäus, einen unter den Perſern ſich aufhaltenden Athenienſer, woher dieſer Staub entſtünde, der ihm dann antwortete, daß der Staub ſowohl, als die von fernenher ertönenden Stimmen von denen herrührten, die die heilige Statue des Bacchus von Athen nach Eleuſis führten, und daß eben jetzt die der Ceres und Proſerpina heiligen Myſterien gefeyert würden, in welchen Athenienſer und andere Griechen alle Jahre ſich einweihen ließen (Lib. VIII. p. 549. Ed. Steph. 1592.) Aus dieſen Stellen allein würde das außerordentliche Anſehen, worinn die Eleuſiniſchen Geheimniſſe ſtanden, genug erhellen, wenn auch nicht Pauſanias (in Phoc. p. 349. Ed. Wech. 1583.) verſicherte, daß die älteſten Griechen dieſe Geheimniſſe eben ſo ſehr über alle ſonſtige gottesdienſtliche Einrichtungen hochgeſchätzt hätten, als ſie Götter über Helden erhoben und anbeteten. In dieſem Anſehen blieben die Myſterien zu Eleuſis bis auf den Untergang der heidniſchen Religion. Cicero, der allenthalben ſo ſehr über den Verfall der Religion, beſonders über das Stillſchweigen der Orakel, und die Vernachläßigung aller Arten von Auſpicien klagte, redet von den Myſterien zu Eleuſis mit der innigſten Ehrfurcht; Er nennt Eleuſis das heilige und verehrungswürdige, wo zu ſeiner Zeit Völker und Menſchen aus den entfernteſten Weltgegenden eingeweihet wurden. Omitto (I. de Nat. Deor. 42.) Eleuſina ſanctam illam et auguſtam vbi initiantur gentes orarum vltimae.

Mit der innerlichſten Rührung beweinte Ariſtides den Brand des heiligen Tempels zu Eleuſis im zweyten Jahrhunderte, und ſagt im Anfange ſeiner Klagrede: (Tom. I. p. 256. Ed. S. lebb.) Wer iſt ſo unerfahren, oder unempfindlich, ſo fern von aufgeklärten Völkern, oder der Kenntniß der Gottheit, der den Tempel zu Eleuſis nicht für den gemeinſchaftlichen Tempel des Menſchengeſchlechts gehalten, und die Myſterien unter allen göttlichen Einrichtungen, die Menſchen beſeſſen, für die furchtbarſte, und zugleich hoffnungsvollſte gehalten hätte? Noch im vierten Jahrhundert, als Valentinian die Myſterien abſchaffen wollte, widerrieth es Prätextatus dem Kaiſer mit folgenden Gründen: daß den Griechen alsdann ihr Leben freudenlos (αβιωτος) ſeyn würde, wenn die allerheiligſten Myſterien, von denen ſie die Wohlfahrt des ganzen menſchlichen Geſchlechts abhängig glaubten, (τα συνεχοντα το ἀνθρωπειον γενος μυστηρια) zerſtöhrt wären. (Zoſimus Hiſt. Lib. IV. gleich im Anfange p. 735. Collect. Sylb. Script. Graec. min.)

Am allermeiſten aber unterſchieden ſich die Eleuſiniſchen Myſterien durch die Anzahl ſowohl, als die Ehrwürdigkeit der heiligen Perſonen, die ihnen vorſtanden. Die wichtigſte und angeſehnſte unter allen war der Hierophant, der ganz allein aus dem alten und edlen Geſchlecht der Eumolpiden gewählt werden konnte, deren Stammvater, wie einige ſagen, die Myſterien ſelbſt geſtiftet hatte, oder der wenigſtens, nach dem Zeugniſſe der meiſten Schriftſteller, einer von denen war, denen Ceres die Myſterien mitgetheilet hatte. (Pauſ. Corinth. p. 57. Heſ. ευμολπιδαι Clem. Coh. ad Gent. p. 17. Arnob. V. 174. Ed. cit) Seine Geſchäfte waren, bey den kleinen Myſterien den ganzen Haufen der Einzuweihenden in den Eleuſiniſchen Tempel einzuführen, und diejenigen, die genug geprüft waren, in die letzten und großen Geheimniſſe einzuweihen. (Diog. VII. 186.) Kleidung, Putz, und perſönliche Eigenſchaften waren alle ſo beſchaffen, daß ſie Ehrerbietung gegen den Hierophanten einflößen mußten. Er mußte wahrſcheinlich (Arrian. Diſſ. III. 21.) das erſte jugendliche und männliche Alter zurück gelegt haben, und, wo nicht ſchön, doch wenigſtens ohne alle ſichtbare Gebrechen ſeyn, weil man ſo gar auf ſein Haupthaar und ſeine Stimme ſah. In ſeinem Anzug (ſagt Euſebius Praep. Euang. III. 12) drückte er das Bild des Demiurgs, des oberſten Weltſchöpfers aus: (wiewohl ich dies für eine Raffinerie ſpäterer Zeiten halte) ſein Haupt war mit einem Diadem umwunden, und ſein Haupthaar wie ein Kranz geflochten. Er und ſeine Familie, die Eumolpiden, waren die Hüter und Ausleger ungeſchriebener Geſetze, nach welchen gottloſe Schänder der Gottheit, und der öffentlichen Religion gerichtet wurden. Dieſe Geſetze waren ſo heilig, daß keiner, ſelbſt der nicht, der ſie gegeben hatte, ſich jemals unterſtand, ſie abzuſchaffen, oder für ungültig zu erklären. (Lyſ. adu. Andoc. p. 108. Ed. Tayl.) Sein Leben mußte heilig, ſein Wandel unſträflich ſeyn; wenn er einmal gewählt war, durfte er nicht mehr heyrathen. (Pauſ. p. 57.) Nach dem Scholiaſt des Perſius (ad Sat. V. 145.) mußte er und die übrigen Prieſter der Ceres ſich mit dem Safte von Schierling waſchen, dem man eine kühlende und niederſchlagende Kraft zutrauete. Origenes (adu. Celſum VII. 729.) ſagt ſo gar, daß er dieſen Saft, als ein unfehlbares Mittel gegen alle unreine fleiſchliche Begierden und Lüſte, habe trinken müſſen. Ein jeder Hierophant behielt ſeine Stelle, während daß er lebte: (Pauſ. 1. c.) allein er konnte, ſo bald er Hierophant geworden war, keiner andern Gottheit, wohl aber dem Staate in den größten öffentlichen Aemtern dienen. (Eunap. in Maximo p. 87. Ed. Plant.)

Auf den Hierophanten folgte, in Anſehung des Ranges und der Würde, unmittelbar der Fackelträger, der κατ' ἐξοχην δαδουχος genannt wurde. Er war das lebende Bild der Sonne, oder trug die ſymboliſchen Attributa dieſer Gottheit an ſich (Euſ. l. c.); ſein Haupt war, wie das des Hierophanten, mit einem Diadem umwunden. Eben deswegen fiel ein perſiſcher Soldat vor dem Kallias nieder, weil er ihn ſeines Hauptſchmucks wegen für eine königliche Perſon hielt. (in Ariſt. Vita T. II. p. 589. Ed. Steph.) Seine Geſchäfte waren: die Einzuweihenden zu reinigen (Suidas in Voce Διος κωδιον) und in der fünften Nacht der Myſterienfeyer, worinn man das Herumirren der Ceres am Aetna vorſtellte, alle übrige Fackelträger anzuführen. Auch dieſe Würde dauerte bis ans Ende des Lebens fort, und hatte für denjenigen,

gen, der ſie trug, das Beſchwerliche nicht, daß er natürliche Triebe durch Schierling zu erſticken gezwungen wurde. Ein Fackelträger der Eleuſiniſchen Ceres hatte die Freyheit zu heyrathen, wie folgende Stelle aus dem Pauſanias beweiſt. (in Corinth. p. 35.) Ich übergehe, heiſt es hier, alle übrige Nachkommen des Themiſtokles, eines Enkels des Perſerüberwinders, nur allein die Akeſtion ausgenommen. Dieſe hatte das ſeltene Glück, erſt ihren Bruder Sophokles, nachher ihren Mann Themiſtokles, und, nach deſſen Tode, ihren eigenen Sohn in der Würde eines Fackelträgers zu Eleuſis zu ſehen.

Auf den Fackelträger folgete der Herold oder Ausrufer, ein Wort, das im Deutſchen eben ſo zweydeutig iſt, als das ihm entſprechende κηρυξ im Griechiſchen war. Dieſer κηρυξ (Pollux IV. 91.) gebot dem ganzen Haufen der Einzuweihenden eine andächtige Stille, und allen Unheiligen, die die Geſetze von den Myſterien ausſchloſſen, Flucht und Entfernung. Der ganze Stand der heiligen Ausrufer war dem Mercur heilig, und eben deswegen ſchmückten ſie ſich mit den Attributen dieſes Gottes aus. (Pollux et Euſeb. ll. cc.)

Die zu Eleuſis wurden alle, wie die Hierophanten, aus einer einzigen, ſehr alten und edlen Familie, nemlich aus der Nachkommenſchaft des Kärüx gewählt, welchen einige für den jüngſten Sohn des Eumolpus, die Familie ſelbſt aber für einen Sohn des Mercurs, und der Aglaura (Pauſ. Att. p. 36.), oder wie Pollux ſagt (VIII, 22.) der Pandroſa ausgaben. Auch nach dem Ariſtides wurden die Fackelträger aus derſelbigen Familie genommen. (Tom. I. p. 257.)

Der vierte und letzte männliche Bediente bey den Myſterien war der Altardiener, oder Altarwärter (ὁ επιβωμω). Dieſe Bedienung muß die unwichtigſte unter allen geweſen ſeyn, weil die alten Schriftſteller uns gar keine Nachrichten über ihre Pflichten und Geſchäfte hinterlaſſen haben. Euſebius ſagt blos an der ſchon mehrmalen angeführten Stelle, daß er, der Altardiener, das Bild des Mondes an ſich getragen, oder die charakteriſtiſchen Eigenſchaften dieſer Gottheit durch ſymboliſche Zeichen ausgedruckt habe.

Auſſer dieſen, entweder zur Einweihung ſelbſt, oder zur Verrichtung von Opfern und andern Feyerlichkeiten beſtimmten Perſonen, hatte noch einer von den Archonten, der den Titel βασιλευς, oder König führte, den Auftrag, alle Unordnung während der Feyer der Myſterien zu verhüten, und ſie nach deren Endigung zu beſtrafen. (Pollux VIII. 90.) Er opferte im Namen des ganzen Volks, legte deſſen Wünſche und Bitten den Göttern vor (Lyſ. adu. And. p. 105.) und geboth allen Unheiligen, die mit ſchweren Verbrechen behäftet waren, weswegen ſie an Feſten und gottesdienſtlichen Handlungen keinen Theil nehmen durften, ſich von den Myſterien zu entfernen (Pollux l. c.), hielt nach dem Schluſſe der Myſterien in einem Tempel zu Athen, der Eleuſinion hieß, Gericht über alle Verbrechen, wodurch die Feyer und Heiligkeit der Myſterien geſtöhrt worden war. (Andocides in Orat. de Myſteriis p. 15. coll. Rhet. Graec. Ed. Steph. 1575.) und hatte in dieſem Geſchäfte vier Gehülfen, oder Beyſitzer, die von dem Volke gewählt wurden, und den Titel επιμεληται führten. Einer dieſer Beyſitzer wurde aus dem Geſchlechte der Eumolpiden; ein anderer aus dem Geſchlecht des Kärüx, und die beyden übrigen aus der Zahl der gemeinen Athenienſiſchen Bürger gewählt.

wählt. (Etym. Mag. επιμελητης των μυστηριων).

Am allerwenigſten wiſſen wir von der Anzahl, dem Range, und den Verrichtungen der Prieſterinnen, die an dem Tempel der Ceres zu Eleuſis beſtellt, und bey den Myſterien gebraucht wurden. Daß es dergleichen gegeben habe, daran laſſen uns mehrere Stellen der Alten gar nicht zweifeln. Porphyr (de Antr. Nymph. c. 18.) ſagt, daß die Prieſterinnen der Ceres μελισσαι, Bienen genennt würden; und Pollux (VIII. 90.) giebt einer den Titel der Königin (βασιλισσα), die die Gemahlin desjenigen Archonten war, der über die Myſterien die Aufſicht führte. Dieſe Prieſterkönigin *) (Demoſth. adu. Neaeram

---

*) In den älteſten Zeiten, ſagt Demoſthenes, als Athen von einem einzigen Beherrſcher regiert wurde, verrichtete der König allein alle Opfer im Namen des ganzen Volks, und ſeine Gemahlin die unausſprechlichen geheimen Feyerlichkeiten, die damit verbunden waren. Nachdem aber Theſeus die demokratiſche Regierungsform eingeführet hatte, wählte das Volk ſelbſt aus den verdienſtvollſten Männern den König der Myſterien, und gab

Neaeram p. 527. Ed. Baſ. 1572.) mußte eine Athenienſiſche Bürgerinn, und konnte dabey verheyrathet ſeyn; allein man verlangte auch, daß ſie als eine unbefleckte Jungfrau zu ihrem Gemahl gekommen ſey, und während ihres Eheſtandes nicht den geringſten Anlaß zum gegründeten Verdacht von Untreue gegeben habe. Nach dem Suidas (Φιλλειδαι) wurde ſie *) ſtets aus dem Geſchlechte der

---

gab ein Geſetz, daß ſeine Gemahlin eine unbefleckte Athenienſiſche Bürgerin ſeyn müſſe, damit ſie auf eine den Göttern wohlgefällige Art ſowohl Opfer als andere Gebräuche verrichten könne, und in dem Dienſte der Gottheiten eben ſo wenig etwas erneuert, als abgeſchafft würde. Dieſes Geſetz wurde einer ſteinernen Säule eingegraben, die in dem Tempel des Bacchus nahe am Altar ſtand.

*) Φιλλειδαι. γενος εστιν Αθηνησιν, εκ δε τουτων ἡ ἱερεια της Δημητρος και κορης, ἡ μυουσα τους μυστας εν Ελευσινι. Nach dieſer Stelle opferte ſie nicht blos, ſondern war auch bey der Einweihung ſelbſt gegenwärtig, und geſchäftig. Ich begreiſe übrigens nicht (wenn anders Demoſthenes und Suidas von derſelbigen Perſon reden), wie man verlan-

der Philiden gewählt; Pauſanias hingegen ſagt, daß die Beſorgung der Myſterien urſprünglich dem Eumolpus, und den Töchtern des Keleus, aufgetragen worden, deren Namen auch genennt werden. (Pauſ. in Atticis. p. 36)

Die große Anzahl von angeſehenen Perſonen beyderley Geſchlechts, die den Myſterien vorſtanden, und entweder aus den edelſten älteſten Häuſern gewählt, oder auch mit dem Staate aufs genaueſte verbunden waren, giebt uns die wichtigſten Merkmale her, wodurch die Eleuſiniſchen Myſterien ſich von allen übrigen Geheimniſſen unterſcheiden, de-

deren

---

verlangen konnte, daß die Prieſterinn der Ceres ſtets aus dem Geſchlechte der Philliden ſeyn müßte, da doch die Gemahlin des Archonten, der den Titel König führte, unverzüglich zur Würde einer Königin gelangte, und der Archont ſelbſt durch die freye Wahl des Volks zum König ernannt wurde. Entweder mußten alle Archonten ihre Frauen aus dem Stamm der Philliden wählen, oder nur diejenigen Archonten konnten Könige werden, die ſich mit Töchtern der Philliden vermählt hatten.

ren Bediente weniger zahlreich, angeſehen und edel waren.

Ueber die Stifterin, oder den Stifter der Myſterien zu Eleuſis ſind die Griechiſchen Schriftſteller gar nicht einig. Tertullian (in Apol. c. 21.) giebt den Muſäus; Epiphanius (Adv. Haer. I. p. 11.) hingegen den Cadmus und Jmachus als ihre Erfinder an; allein beyde verdienen wegen ihrer eingeſchränkten, und noch dazu ſehr unzuverläßigen hiſtoriſchen Kenntniſſe wenig Aufmerkſamkeit, am wenigſten der Letztere, der an derſelbigen Stelle ſagt, daß Orpheus, Pythagoras, und ſo gar Epikur ihre Weisheit und Syſteme aus den Myſterien geſchöpft, und unter den Griechen nachher verbreitet hätten. Nach dem Zeugniß des Clemens von Alexandrien (Coh. adv. Gent. S. 12.) gaben viele den Melampus, einen Aegyptier, andere aber nach dem Scholiaſten des Sophokles (ad Oed. Col. fol. 137. Ed. Graec. 1547.) einen gewiſſen Eumolpus, ungewiß aber welchen, für ihren erſten Stifter, und für den erſten Hierophanten aus. Einige ſtimmten für den älteſten Eumolpus, und erſten dieſes Namens, einen Thracier; andere für den Sohn der Deiope, einer Töchter des Triptolemus; und noch andere für den fünften Abkömmling des Thraciſchen Eumolpus, oder den Sohn des Muſäus. Die Aegyptiſchen Prieſter ſtimmten zwar darinn überein, daß die Eleuſiniſchen Myſterien aus Aegypten abſtammten; allein ſie blieben ſich in der Angabe derjenigen Perſonen nicht gleich, die die Myſterien aus ihrem Vaterlande nach Griechenland übergetragen haben ſollten. Sie nannten bald den Erechteus, und erzählten, daß einſtens eine allgemeine Dürre die Früchte der Erde in allen Ländern verwüſtet, und allenthalben eine ſchreckliche Hungersnoth nach ſich gezogen habe, Aegypten allein ausgenommen, wo die ſegenreichen Ueberſchwemmungen des Nils dem mangelnden Regen erſetzt, und Mißwachs ſowohl als Hungersnoth verhütet hatten, daß ferner einer ihrer Landsleute Erechteus, durch Mitleiden mit ſeinen Blutsverwandten in Attika bewogen, eine große Menge Getraydes aus Aegypten nach Athen gebracht habe, und für dieſe große Wohlthat von den dankbaren Athenienſern zum Beherrſcher erwählt worden ſey; daß er endlich, als König, nach dem Muſter der Aegyptiſchen Myſterien die Geheimniſſe zu

Eleuſis eingeſetzt habe. (Diod. I. p. 34. Ed. Weſſel.) — Bald aber, erzählten die Egyptiſchen Prieſter, daß Orpheus derjenige geweſen ſey, der die meiſten, bey den Myſterien gewöhnlichen Gebräuche aus Egypten in Griechenland eingeführt, und zugleich die Lehre von den Wohnungen und Schickſalen abgeſchiedener Seelen aus Egypten nach Griechenland übergetragen habe. (p. 107.) Zu den Zeiten des Pauſanias war unter den Griechen eine alte Sage, daß Orpheus deswegen vom Jupiter ſelbſt durch einen Blitzſtrahl getödet worden wäre, weil er in den Myſterien Lehren bekannt gemacht hätte, von denen die Menſchen vorher gar nichts wußten, und gehöret hatten. (Pauſ. in Baeot. p. 304.)

Die meiſten älteſten und zuverläßigſten Schriftſteller ſagen, daß die Göttin Ceres ſelbſt die Myſterien zu Eleuſis eingeſetzt habe, oder daß die Athenienſer wenigſtens die Einſetzung der Geheimniſſe durch die Ceres geglaubt hätten. Die Göttin Ceres ſuchte die vom Pluto geraubte Tochter (ſo ſagte eine heilige Ueberlieferung) in allen Ländern und Meeren, und langte auf ihren fruchtloſen Wanderungen endlich zu Eleuſis in Attika an.

(Iſocrat. Panegyr. p. 132. I. Ed. Battie. Lond. 1749.) Hier wurde ſie von einigen Einwohnern ſo freundlich empfangen, und mit ſo vielen Wohlthaten, die nur in den Myſterien geoffenbaret werden durfen, überhäuft, daß ſie ihren freundlichen Wirthen ein doppeltes Geſchenk, den Getraidebau, und die Myſterien mittheilte. Faſt mit eben den Umſtänden erzählt Ariſtides die Stiftung der Geheimniſſe. (I. p. 257.) Beyder Zeugniſſe werden durch ein Homerſches Fragment beſtätigt, was Pauſanias uns aus einem Lobgeſang auf die Ceres gerettet hat, und in welchem zugleich die Namen derer genannt werden, die die Göttin ſelbſt, und zuerſt in den Myſterien unterrichtete: (in Corinth. p. 87.)

> Δειξεν Τριπτολεμῳ τε Διοκλει τε Πληξίππῳ
> Ευμολπου τε βιῃ, Κελεῳ θ᾽ ἡγητορι λαων
> Δρησμοσυνην ἱερων, και επιφραδεν οργια πασιν.

Ariſtides nennt außer dem Triptolemus noch einen Keleus, und eine Metancira, ſagt aber von den übrigen erſten Jüngern der Myſterien, die Homer anführt, nichts. — Clemens von Alexandrien (Coh. ad. Gentes p. 16. 17.) weicht in mehrern Puncten von den vorhergehenden Schriftſtellern ab, iſt aber in der Angabe der Urſachen, die die Ceres zur Stiftung der Myſterien bewogen haben ſollen, ſehr freymüthig. — Ceres kam nach einem langen und vergeblichen Suchen ihrer Tochter zu Eleuſis an, und ſetzte ſich gleich ermüdet und niedergeſchlagen an einem Brunnen nieder. Die Gegend um Eleuſis wurde damals von mehrern im Lande ſelbſt gebohrnen Menſchen bewohnt, deren Namen Baubo, Dyſaules, Triptolemus, Eumolpus und Eubuleus waren *). Baubo empfieng die erſchöpfte Göttin auf das gaſtfreundlichſte, und reichte ihr einen Becher zur Labung, den die Göttin aber vor tiefer Betrübniß ausſchlug. Hiedurch wurde die beleidigte Eitelkeit der guten Wirthin bis zu einem ſolchen Grade rege gemacht, daß ſie ſich vorſetzte, die Göttin, es koſte auch was es wolle, aufzuheitern, und zum ausgeſchlagenen Trunk zu bewegen. Ein unerwarteter Spas, glaubte ſie, würde unter den gegenwärtigen Umſtänden die beſte Wir-

---

*) Arnobius (adu. Gentes V. 174. 175.) ſtimmt in den Namen der Perſonen ſowohl, als in den übrigen Umſtänden der Myſterienſtiftung aufs genaueſte mit dem Clemens überein.

kung thun, und ſie entblöſte daher auf einmal vor der noch immer in ihren Kummer verſunkenen Göttin Theile, an denen Ceres nothwendig erkennen mußte, daß Baubo mit ihr von einerley Geſchlecht war. Dieſer kühne Streich gelang über alle Erwartung; der trübe Ernſt der Göttin löſte ſich in ein gefälliges Lächeln auf; — und die Göttin theilte nach Linderung ihres Seelenſchmerzes die Myſterien mit. Clemens führt einige Orphiſche Verſe an, in denen dieſer luſtige Vorfall beſungen wird, und ſagt zugleich, daß zum Andenken der Becher bis auf ſeine Zeiten zu dem myſtiſchen Geräthe der Eleuſiniſchen Geheimniſſe gehöre.

Die Sicilianiſchen Ueberlieferungen, die Diodor (Lib. V. p. 333. und 386.) anführt, und die wiedrum mit einander nicht genau übereinſtimmen, weichen in mehrern Punkten von den heiligen Sagen der Athenienſer ab. Dieſen zu Folge hatte Ceres die Kunſt, Getraide, beſonders Waitzen zu bauen, und zu erhalten, zu allererſt die Sicilianer, und nach ihnen die Athenienſer gelehrt, von denen ſie auf ihrer Wanderſchaft am freundlichſten war aufgenommen worden. Außer dieſem wichti-

gen

uen Geſchenke habe Ceres den Athenienſern und Sicilianern heilſame Geſetze gegeben, wodurch ſie aus dem traurigen Zuſtande einer unbändigen Wildheit herausgeriſſen worden; und eben deswegen wurde ſie von beyden Völkern, als eine göttliche Geſetzgeberin unter dem Namen Θεσμοφορος verehrt.

Wenn der Name des Stifters, oder der Stifterin der Myſterien, auch gewiſſer wäre, als er nach den bishero geſammleten Nachrichten angenommen werden kann; ſo würde man doch deswegen ſchwerlich im Stande ſeyn, aus einem ſo hohen und rohen Alterthume, in welchem der Ackerbau zuerſt erfunden, oder eingeführt wurde, das Jahr der Einſetzung der Myſterien genau zu beſtimmen. Clemens (Strom. I. p. 381.) ſagt, daß zu den Zeiten des Lynkeus die Myſterien eingeſetzt, und der Tempel zu Eleuſis erbauet worden; allein, wenn in dieſer Nachricht auch keine Unwahrſcheinlichkeiten enthalten wären, die ſich leicht zeigen ließen; ſo würde man mit dieſem Dato allein bey der ungewiſſen Zeitrechnung des Lynkeus doch nicht weit kommen können. Ein Orfurter Marmor (Marm. Oxon. Edit. Chandl. II. p. 21.) führt die Mittheilung der

Myſterien durch die Ceres unter der Regierung des Erechtheus an, und Lami (in der Note zum erſten Kap. der Eleuſ. von Meurſius Opp. Meurſ. II. 547. S.) ſetzt aus der darauf befindlichen unvollſtändigen Inſchrift ihre Erfindung in das Jahr 1399 vor Chriſti Geburth; allein ich möchte für die Richtigkeit dieſer Zahl nicht ſtehen, oder den Beweis davon übernehmen.

So ungewiß aber auch immer die Stifter der Myſterien, und das Jahr ihrer Entſtehung ſeyn mögen, ſo wahrſcheinlich iſt es, daß ſie in demjenigen Zeitalter ſich in ihrer urſprünglichen einfältigen Geſtalt zeigten, in welchem die Bewohner von Attika aus Jägern zu Ackerleuten wurden, und den geſetzloſen unſteten Aufenthalt in Wäldern gegen die feſten, und durch, vorher unbekannte, Geſetze ſichere Wohnungen des Landmannes vertauſchten; ſo gewiß iſt es ferner, daß die Myſterien zu Eleuſis, die älteſten in Griechenland, und wegen dieſes höchſten Alters die ehrwürdigſten waren; (v. Diod. 333. ſſ. et Ariſt. l. mox. cit.) daß endlich dieſe heiligen Einrichtungen der Ceres und Proſerpina gewidmet waren, die man beyde in ganz Griechenland als die Erfinderinnen der Früchte, und die erſten Geſetzgeberinnen des Menſchengeſchlechts verehrte. Lächerlich wäre es zu glauben, daß die Myſterien bey ihrer erſten Entſtehung das waren, was ſie nachher in den beſten Zeiten der Griechiſchen Aufklärung wurden; daß ſie anfangs ſo viele Zwecke erreichten, ſo viele Perſonen und Maſchinen brauchten, als in ſpätern Zeiten. Die Myſterien gewonnen unter allen Theilen und Einrichtungen der Griechiſchen Religion am meiſten durch Philoſophie und Aufklärung; vorzüglich in den Gegenden Griechenlands, wo Weltweisheit und Cultur am blühendeſten waren; ſie mußten daher nothwendig in den Zeiten, als die Menſchen eben aus dem Zuſtande einer geſetzloſen Wildheit herauszugehen anfingen, eben ſo einfach ſeyn, als die Völker roh waren.

Ich wage es nicht, ganz entſcheidend die wahre Geſtalten der älteſten Myſterien zu beſtimmen; allein ich kann doch auch nicht umhin, einige Vermuthungen hierüber mitzutheilen, die durch die Zeugniſſe der beſten Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller, und durch ähnliche Erſcheinungen bey andern Völkern beſtätiget werden. Wahrſcheinlich alſo waren die Myſterien urſprünglich ein National Dank- und Erndefeſt, zu dem in den älteſten Zeiten allein Athenienſer, nachher aber auch andere Griechen zugelaſſen wurden, an welchem alle der Göttin Ceres nicht nur für die Erfindung der Früchte und Geſetze, ſondern auch für die geſegnete Ernde eines jeden Jahrs dankten, an welchem ſie ſich ferner ihres ehemaligen Zuſtandes erinnerten, und ihres gegenwärtigen in allerhand Spielen und Leibesübungen freueten, an welchem ſie endlich alte Feindſchaften tilgten, neue errichteten oder allgemeine Geſetze und Unternehmungen verabredeten. Myſterien alſo waren in den älteſten Zeiten, wenn ich anders nicht ganz unglücklich rathe, Nationalverſammlungen, allgemeine Freuden- und Opferfeſte, die mehrere Tage dauerten, und unter freyem Himmel begangen wurden, weil man in den Zeiten, wo ſie entſtanden, wahrſcheinlich noch keine Tempel bauete, die eine ſo große Menge Volks, als dahin zuſammen kamen, faſſen konnten.

Mit Recht (ſagt Iſokrates in Paneg. I. p. 139. 140.), werden diejenigen hochgeprieſen, die unter unſern Vorfahren die allgemeinen feſtlichen Zuſammenkünfte eingeführt haben, damit an ihnen neue Bündniſſe und Freundſchaften geſchloſſen und eingewurzelte Feindſeligkeiten aufgehoben würden, damit man ſich ehemaliger Verwandſchaften erinnern, alte Gaſtfreundſchaften erneuern, mit gegenſeitigen brüderlichen Geſinnungen erfüllt werden möchte, damit endlich allen Arten von Talenten und Geſchicklichkeiten Gelegenheit verſchafft würde, im Angeſicht eines ganzen verſammleten Volks zu glänzen. Iſokrates redet von den Zwecken aller allgemeinen Volksverſammlungen, unter denen die Feyer der Myſterien eine der allerwichtigſten war. Cicero ſchränkt ſich in beyden folgenden Stellen allein auf die Eleuſiniſchen Geheimniſſe ein, und beſtätigt, ſo viel ich ſehe, meine Vermuthung über die älteſte Beſchaffenheit derſelben. Dein Athen (ſagt er zum Atticus de Leg. II. 14.) hat viele herrliche Einrichtungen und Erfindungen gemacht, aber keine die den Vorzug vor den Myſterien verdiente, wodurch wir aus der roheſten Wildheit zur ſanften Menſchlichkeit gemildert, und aus dem geſetzloſen Leben zur bürgerlichen Geſellſchaft ausgebildet worden: initiaque, vt appellantur (dieſe Worte laſſen ſich nicht gut überſetzen) ita re vera principia vitae cognouimus. Und dich (heiſt es Orat. in Verrem V. c. 72.) ruſe ich an, Ceres, und deine göttliche Tochter, deren Dienſt nach dem allgemeinen Glauben der Völker aus den ehrwürdigſten, heiligſten, und geheimnißvollſten Gebräuchen beſteht, von denen die Erſtlinge der Früchte, die Anfange eines wahren menſchlichen Lebens, Muſter von Geſetzen, Sitten und ſanfter Menſchlichkeit allen Völkern gezeigt, und in allen Ländern verbreitet worden. — Mit beyden ſtimmt Phurnutus genau überein, der am Ende des neun und zwanzigſten Abſchnitts (de Nat. Deor. de Veſta et Cerere) ſagt: Auch haben die Menſchen angefangen, ihr Myſterien zu feyern, weil ſie ſich in großen Zuſammenkünſten freuen, und gemeinſchaftlich erinnern wollten, daß ſie durch die Wohlthaten der Göttin aufgehört hätten, über die zum Unterhalt des Lebens nothwendigen Sachen zu ſtreiten.

Wenn man mit den jetzt angeführten Zeugniſſen, die der Ceres und Proſerpina in Sicilien gefeyerten Feſte, die ſelbſt weiter nichts als Freuden- und Dankfeſte waren (Diod. ll. cc.) vergleicht, wenn man bedenkt, daß die Myſterien in einem Herbſtmonathe gefeyert, (Meurſ. Eleuſ. c. 6.) daß endlich die Heldenſpiele und ritterlichen Uebungen, die die Myſterien zu Eleuſis begleiteten, für die älteſten in Griechenland gehalten wurden; (Ariſt. l. 257.) ſo kann man es, glaube ich, als nicht ſehr unwahrſcheinlich annehmen, daß Freudengeſänge, Dankopfer *), Spiele, und Proceſſionen, die nachher nur Nebenwerk und Verzierungen der Myſterien wurden, anfänglich die Hauptabſicht, und den Hauptgegenſtand derſelbigen ausmachten.

Wenn

---

*) Die Athenienſer waren an dieſem Feſte nicht dankbarer gegen die Ceres, als alle Griechiſche Staaten gegen Athen waren. Ceres wurde freylich als die Erfinderin der Früchte von den Athenienſern angebethet; aber Athen wurde von den übrigen griechiſchen Staaten, als die Mittheilerin des großen Geſchenks der Ceres verehrt. So wie alſo die Athenienſer der Göttin ſelbſt die Erſtlinge ihrer Früchte als ein Opfer darbrachten; ſo ſandten die übrigen Städte von Griechenland zum Zeichen ihrer Dankbarkeit, bis auf die Zeiten des Iſokra-

Wenn die Myſterien nicht von einer ganz andern Einrichtung ausgiengen, als ſie nachher wurden, wenn ſie nicht anfangs eine ganz andere Geſtalt hatten, als ſie nachher erhielten; ſo iſt ihre Entſtehung, meiner Meynung nach, nicht nur unerklärlich, ſondern ganz unbegreiflich. Zur Feyer der Myſterien wurde ein großer bedeckter und eingeſchloſſener Platz, oder Tempel erfordert, dergleichen die Athenienſer in den älteſten Zeiten weder bauen konnten noch wollten. Zu ihrer Feyer waren eine Menge heiliger Perſonen beyderley Geſchlechts, ſelbſt eine der erſten Magiſtratsperſonen nothwendig, die ſich alle ohne eine ganz angerichtete Religion, ohne Einſetzung von

---

Iſokrates und Ariſtides die Erſtlinge ihrer Ernde nach Athen ab. (Iſocr. Paneg. I. p. 133. Ariſt. I. 257.) Die Pythia zu Delphi (ſagt der Erſtere) wachte darüber, daß alle übrige Staaten von Griechenland ihrer gemeinſchaftlichen Wohlthäterin, Athen, in jedem Jahre die gebührende Ehrerbiethung und Dankbarkeit bezeugten, und wenn daher einer oder der andere nachläßig wurde, ſo übernahm ſie es, ihn an die Leiſtung ſeiner kindlichen Pflicht zu erinnern.

von Prieſterorden, ohne Städte nicht denken laſſen. Endlich zeigte man in den kleinern und lehrte in den großen Myſterien ſo viele Dinge, die gewiß außer den Gränzen der Kenntniſſe jener rohen Zeitalter lagen, von denen weder Prieſter noch Geſetzgeber in den damaligen Zeiten etwas wiſſen konnten.

Wahrſcheinlich lag aber der Keim der Entwickelung, lagen die Veranlaſſungen zu den eigentlichen Myſterien in den erſten Anfängen dieſer Feyerlichkeit, wo ſie den Sicilianiſchen der Ceres heiligen Feſten ſo ähnlich waren. Die bis auf die letzten Zeiten der Griechen fort dauernde Gewohnheit, daß die wichtigſten Prieſter und Prieſterinnen der Ceres ſtets aus gewiſſen Familien genommen wurden, läßt vermuthen, daß auch in den älteſten Zeiten einzelne Perſonen eben dieſer ehrwürdigen Geſchlechter (die vielleicht die Kunſt des Ackerbaues zuerſt getrieben hatten) an den allgemeinen Dankfeſten opferten, bey den Spielen die Oberaufſicht hatten, und zugleich das Volk in Ordnung hielten. Die Feyerlichkeit und Dauer des Feſtes, das neun Tage in ſpätern Zeiten anhielt, macht es wahrſcheinlich, daß man vielleicht ſchon von deſſen erſter Einſetzung an, die intereſſanteſten Thaten und Begebenheiten der Ceres ſowohl, als ihrer Tochter bey Tage und bey Nacht, eben wie in den Orgien des Bacchus, vorgeſtellt habe. Allein wie aus dieſen unförmlichen Farcen allmälig wahre Myſterien ſich gebildet, wie die nächtlichen Myſterien von den Feyerlichkeiten des Tages ganz abgeſondert, und immer mehrere und heilſamere Abſichten dadurch erreicht worden, wie und wann man Prieſter und Prieſterinnen eingeſetzt, und deren Geſchäfte vertheilt, warum man endlich die kleinen und großen Myſterien von einander geſchieden habe! darüber läßt ſich nichts, wenigſtens nichts beſtimmtes und befriedigendes ſagen. Dieſe Reihe von Veränderungen kann die reichſte Einbildungskraft, und wann ihr auch die Geſchichte und Muſter aller übrigen Religionen zu Gebote ſtünden, weder ergänzen, noch herſtellen.

Die meiſten Schriftſteller ſetzen, wenn ſie von Myſterien reden, gar nicht hinzu, ob ſie jetzt von den kleinen oder großen reden, weil ſie für Griechen ſchrieben, die ſolcher Erinnerungen nicht bedurften, und gar nicht daran dachten, daß ihre Schriften die heiligen Myſterien ihres Volks überleben, und nach Jahrtauſenden in die Hände neugieriger Ungriechen fallen würden, die auch an ſolchen Stellen, wo ſie ihrem Zeitalter verſtändlich waren, Lehrer, Führer und Ausleger nöthig hätten. Andere unterſcheiden zwar kleine und große Myſterien, aber dieſe, ſcheint es, reden von ihnen nicht auf einerley Art, und verwechſeln das, was ſie unterſcheiden wollten. Einige der unzuverläßigſten Scholiaſten und jüngſten Geſchichtſchreiber geben die Zeit, wann kleine und große Myſterien von einander abgeſondert worden, und die Veranlaſſungen dazu, an; allein auch dieſe widerſprechen ſich in ihren Zeugniſſen, und ſind auſſerdem unwiderleglichen Einwürfen und Schwierigkeiten ausgeſetzt. Der Unterſchied der kleinen, und großer Myſterien, und die Zeit, wenn er eingeführet worden, macht den dunkelſten und ſchwierigſten Theil ihrer ganzen Geſchichte aus.

Die meiſten Schriftſteller ſagen, daß die Abtheilung der Myſterien, in kleine und große, zu den Zeiten des Herkules zuerſt eingeführet worden ſey. Als dieſer Held nach Athen kam, und in die Myſterien eingeweihet zu werden verlangte, war es noch Geſetz, daß kein fremder Grieche zu den Myſterien zugelaſſen werden durfte. Um aber doch den Herkules, den die Athenienſer eben ſo ſehr fürchteten, als dankbar verehrten, nicht zu beleidigen, und ſich auch keiner Uebertretung eines alten heiligen Geſetzes ſchuldig zu machen, ſetzte man zuerſt die kleinen Myſterien ein, mit denen Herkules ſich befriedigen mußte. (Diod. IV. 260. Tzetzes in Lyc. 1327. Schol. Ariſt. Plut. 846. et 1014. Schol. Hom. Il. Θ ad verſ. 368.) Diodor ſagt, daß Ceres ſelbſt, der Scholiaſt des Homers, daß Eumolp, und der Scholiaſt des Ariſtophanes, daß die Athenienſer die kleinen Myſterien dem Herkules zu Gefallen eingeführt hätten; alle aber ſtimmen darin überein, daß Herkules zu Eleuſis in die kleinen Myſterien eingeweihet worden.

Dieſen Erzählungen von der Gründung der kleinen Myſterien, und dem Orte ihrer Stiftung widerſprechen andere Schriftſteller. Plutarch (in Theſ. 26.) Apollodor (II. 5. et 12.) und ſelbſt Diodor (IV. 271. S.) ſagen, daß Herkules in die groſſen Myſterien zu Eleuſis eingeweiht worden. Ein Glück, das, wenn es dem Herkules zugeſtanden werden konnte, die Athenienſer der Mühe überhob, neue Myſterien für dieſen göttlichen Fremdling zu erfinden! — So bezeugen andere Schriftſteller, daß die kleinen Myſterien nicht in Eleuſis, ſondern, wie der Scholiaſt des Ariſtoteles (ad Ran. 504. v.) ſagt, zu Melite, und nach dem Stephanus und Euſtathius ad Iliad. β. zu Agra oder Agrä nicht weit vom Ilyſſus, geſtiftet, und in der Folge auch immer gefeyert worden: doch redet der Letzte nur zweifelnd.

Nachdem ich jetzo die ſich widerſprechenden Zeugniſſe der Alten über die Zeit und Veranlaſſung der Stiftung der kleinen Myſterien, und den Ort, wo ſie gefeyert worden, angeführt habe; ſo will ich jetzt einige Gedanken über die Zuverläßigkeit dieſer Stellen, und die Wahrſcheinlichkeit der darinn enthaltenen Nachrichten hinzufügen.

Es iſt ganz unglaublich, daß die Athenienſer für den Herkules, den ſie als Held fürchteten, und als Sohn Jupiters, und ihren Wohlthäter verehrten, neue Myſterien erfunden haben ſollten, um nicht gezwungen zu ſeyn, ihn in die alten wahren Myſterien einzuweihen. Sie konnten gar nicht erwarten, daß ein ſolches hinterliſtiges Verfahren dem

Götterſohn verborgen bleiben würde; und in dieſem Fall der Entdeckung mußte er eine ſolche Vereitlung ſeiner Wünſche mit größerm Unwillen, als eine abſchlägliche Antwort aufnehmen, weil man ſeiner Frömmigkeit auf eine heuchleriſche Art geſpottet hatte. Wenn aber auch für den Herkules neue Geheimniſſe erfunden wurden: ſo konnten es nicht die kleinen, ſo mußten es die großen ſeyn. Die Kleinen waren, wie ich bald zeigen werde, für den Pöbel; in ihnen ſah man allerhand Auftritte, hörte man Stimmen, u. ſ. w.; die Großen hingegen waren für Geſetzgeber, Helden, Staatsmänner, und in ihnen empfieng man wirklichen Unterricht. Die Kleinen mußten nothwendig zu Herkules und Theſeus Zeiten ſchon lange erfunden ſeyn; wenigſtens konnten die Großen weder vor, noch nach dem Herkules allen Einzuweihenden mitgetheilt werden. — Aus dieſen Gründen halte ich es nicht für zu gewagt, wenn ich die Nachricht für ein Mährchen erkläre: daß Herkules zu erſt in die kleinen Myſterien eingeweihet worden, um zu den Großen nicht zugelaſſen zu werden.

Noch viel unwahrſcheinlicher iſt es, daß die kleinen Myſterien zu Melite, oder zu Agrä am Ilyſſus gefeyert worden. Die Schriftſteller, die dieſes Letztere bezeugen, ſind nicht nur klein an Zahl, und ſehr jung, ſondern werden auch an den zugleich angezeigten ältern, wie von allen andern, die nur von den Myſterien reden, widerlegt. Faſt alle Griechen und Römer, wann ſie von Myſterien ſchlechtweg reden, verſtehen die Kleinen, die zwar in Anſehung deſſen, was in ihnen vorgetragen wurde, die Kleinen waren; aber übrigens in der Feyerlichkeit, und der Menge der Eingeweihten die Großen weit übertrafen. Bey dieſen ſo genannten kleinen Myſterien mußten alle der Ceres und dem Tempel zu Eleuſis geweihte Perſonen ihre wichtigſten Geſchäfte verrichten: ihrentwegen war der große, ſo viele Tauſende von Menſchen faſſende Tempel zu Eleuſis gebaut; an den Tagen, wenn ſie gefeyert wurden, wurden von Athen nach Eleuſis Proceſſionen gehalten, die an Feyerlichkeit, und Anzahl andächtiger Pilgrime allein nur von einigen Egyptiſchen übertroffen wurden. Sie konnten daher unmöglich anders als zu Eleuſis gefeyert werden. Der Grund des Irrthums aber, wodurch die genannten neuern Schriftſteller die kleinen Myſterien von Eleuſis nach Melite oder Agrä an den Ilyſſus verſetzt haben, liegt wahrſcheinlich darin, daß ſie die Vorbereitungen und Reinigungen, die vor den kleinen Myſterien voraus giengen, (καθαρσιν, προμυησιν. προτελειαν, προκαθαρσιν. προαγνευσιν) mit den kleinen Myſterien ſelbſt verwechſelt haben.

Ehe man nemlich in die kleinen Myſterien eingeweiht wurde, mußte man allerhand Andachtsübungen, heilige Gebräuche, und bedeutungsvolle Handlungen vornehmen, und mit ſich vornehmen laſſen, um ſich dadurch zu den kleinen Myſterien eben ſo vorzubereiten, als man durch die kleinen Myſterien wieder zu den großen vorbereitet wurde. Hierüber ſind alle Schriftſteller mit einander einig. Den Anfang der Myſterien, ſagt Clemens (V. 689. Strom.) macht man mit den Reinigungen der Einzuweihenden, (καθαρσιοις.) die bey den Griechen eben das, was bey den Barbarn die Abwaſchungen (λουτρα) des Körpers ſind. Eben dies verſichert er

VII. S. 845. und hat ſowohl den Theon Smyrnäus (Math. p. 18. Ed. Bullialdi) als den Proclus (in Theol. Plat. IV. 26.) zu Zeugen, wovon der erſte die Reinigung die erſte Stufe der Einweihung nennt, und der andere ſagt, daß die Reinigung, die bey ihm τελετη heiſt, eben ſo vor der Einweihung in die kleinen Myſterien (μυησις) vorher gehe, wie dieſe wiedrum vor der Einweihung in die großen Geheimniſſe (εποπτεια) hergieng.

Die ganze Reihe von Handlungen und Gebräuchen, die die erſte Stufe der Einweihung, oder die Reinigung ausmachten, war auf die weiſeſte Art darauf eingerichtet, die Einzuweihenden wenigſtens auf eine Zeitlang von der Welt, deren Geſchäften und Freuden abzuziehen, und mächtige Sinnesänderung, warme Andacht, und die ſehnſuchtsvollſte Erwartung der in den Myſterien mitzutheilenden Offenbarungen hervorzubringen. Die Einzuweihenden wurden (Polyae. Lib. V. c. 17.) an den myſtiſchen Ufern des Ilyſſus mit deſſen heiligem Waſſer beſprengt; und während dieſer Beſprengung, oder Abwaſchung, durften ſie nicht einmal die Erde mit ihren Füßen berühren. Sie ſtunden auf heiligen Fellen, die ihnen von demjenigen, der die Beſprengung verrichtete, und ὑδρανος hieß, untergelegt wurden. (Suidas Διος κῳδιον et Hesych. in ὑδρανος.) Ihr Haupt war mit Blumen bekränzt, die man (Heſ.) ἱμερα, oder ἴσμερα nannte. Sie mußten ferner (Arrian. III. 21.) opfern, beten, enthaltſam ſeyn, und ihre Seele zur Empfängniß ſolcher Heiligthümer, als die Myſterien enthielten, auf eine würdige Art vorbereiten. Die Opferthiere waren trächtige Schweine (Phurn. in Cerere l. c.) die deswegen von griechiſchen und lateiniſchen Dichtern (Tibull. I. El. XI.) myſtiſche Thiere genannt werden. Bey der Angabe der Urſachen, warum Schweine vor allen übrigen Thieren der Ceres geopfert worden, ſind die alten Schriftſteller ſich gerade entgegen geſetzt. Phurnutus ſagt: Schweine wären geopfert worden, weil ſie fruchtbar wären, und ſo leicht empfiengen. Aelian hingegen (Hiſt. Anim. X. c. XVII.) verſichert, daß man ſie als Feindinnen der Ceres, die ihre Saaten verwüſteten, geſchlachtet habe. — Ungewiß aber iſt es, ob die Einzuweihenden gegeißelt wurden, wie in den Myſterien

ſterien, die die Pheneater der Ceres feyerten, und nach deren Ausſage mit den Eleuſiniſchen genau übereinſtimmen ſollten. (Pauſ. Arc. 249.) Ungewiß iſt es ferner, ob man vor der Einweihung in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe beichten mußte, wie man in den ſamothraciſchen Myſterien (Plut. Apoph. Lac. p. 384. T. I.) von dem Antalcidas verlangte. Das Letztere kann man bey den kleinen Eleuſiniſchen Geheimniſſen faſt mit Gewißheit verneinen, weil der Einzuweihenden zu viel, und der Vorſteher der Myſterien zu wenig waren, als daß jene ihre Thaten während der Feyer der Myſterien hätten erzählen, und dieſe ſie hätten anhören können.

Ohne dieſe Voreinweihung, war es nicht erlaubt, an den Myſterien Theil zu nehmen, oder in den Tempel der Eleuſiniſchen Ceres einzugehen. Die Athenienſer ſtraften ein Paar akarnenſiſche Jünglinge, die ohne vorhergegangene Reinigung mit dem übrigen Haufen zu den Myſterien ſich zugedrängt hatten, mit dem Tode, ungeachtet man ſich überzeugt hatte, daß ſie blos aus Unwiſſenheit, und ohne Vorſatz ein allen Einzuweihenden vorgeſchriebenes Geſetz übertreten hatten. (Liv. 31. c. 14. *)

Um aber ſowohl zur Reinigung, als zur Einweihung in die Myſterien zugelaſſen zu werden, mußte man in den älteſten Zeiten, blos Grieche, und zu Ciceros Zeiten nur von der Schuld gewiſſer Verbrechen, und dem Vorwurf der Gottloſigkeit frey ſeyn. Alle Schriftſteller, welche ſagen, daß für den Herkules die kleinen Myſterien erfunden worden, ſagen auch, daß er der erſte Fremdling geweſen ſey, der in die Eleuſiniſchen Myſterien eingeweiht worden, ein Vorzug, den man kurz nachher dem Kaſtor und Pollux zugeſtanden habe. Von andern Schriftſtellern, die

---

*) Contraxerunt autem ſibi cum Philippo bellum Athenienſes haud perquam digna cauſa: dum ex vetere fortuna nihil praeter animos ſeruant. Acarnanes duo iuuenes per *Initiorum* dies non *initiati* templum Cereris, imprudentes religionis, cum caetera turba ingreſſi ſunt. Facile eos ſermo prodidit, abſurda quaedam percunctantes: deductique ad antiſtites templi, quum palam eſſet per errorem ingreſſos; tanquam ob infandum ſcelus interfecti ſunt.

die Meurſius (c. 19. Eleuſ.) anführt, werden noch Bacchus, Aeſculap, Hippokrates und deſſen Sohn, als ſolche genannt, bey denen die Athenienſer Ausnahmen machten, ſo lange das Geſez fortdauerte, daß Fremde zu den Myſterien nicht ſollten zugelaſſen werden. Zu den Zeiten des Iſokrates muß dieß Geſez nicht mehr gültig geweſen ſeyn, weil er (Paneg. p. 201. I.) ſagt: daß die Eumolpiden und heiligen Herolde außer den Perſonen, die mit der Schuld ſchwerer Sünden beladen waren, blos die Barbarn, wegen des den Griechen wider ſie angebohrnen Haſſes, von den Myſterien ausgeſchloſſen hätten. Noch ſpäter, nämlich zu Ciceros Zeiten, wo die römiſchen Barbarn ſchon lange Herren von Griechenland geweſen waren, machten die Vorſteher der Myſterien ſich kein Gewiſſen mehr daraus, dieſe ungriechiſchen Sieger der Welt, deren Freunde und Bundsgenoſſen einzuweihen. Omitto (ſagt: Cic. Lib. 1. de N. D. 42.) Eleuſina, ſanctam illam et auguſtam vbi initiantur gentes orarum vltimae. Zu allen Zeiten aber wurden Mörder, (Iſ. l. c.) Zauberer, (Phil. IV. 6. den Apollonius hielt man für einen ſelchen.) und alle Gottloſe, oder ſonſt unheilige Perſonen mit den Formeln ἑκας, ἑκας ὁςις αλιτρος, ἑκας, ἑκας εςε βαβηλοι, procul hinc procul eſte profani, von den Myſterien ausgeſchloſſen. Zu Lucians Zeiten *) (in Pſeudom. p. 770. 1. Ed. Gr.) nannte man unter den Gottloſen, denen man von den Myſterien ſich zu entfernen gebot, namentlich Atheiſten, Chriſten, Epikuräer, die freylich den Myſterien auch alle gleich gefährlich waren. Nero, der ſich vieler ſchrecklichen Verbrechen ſchuldig fühlte, wagte es daher nicht, bey ſeiner Reiſe nach Griechenland ſich in die Myſterien einweihen zu laſſen. (Sueton. in Ner. 34.) Marcus Antoninus hingegen ließ ſich eben deswegen einweihen, um ſeine Unſchuld dadurch zu beweiſen. (Cap. in Vit. Ant. c. 6.) — Ein menſchenfreundliches Geſetz der Athenienſer (Plut. de Exilio II. 1072.)

---

*) Και εν μεν τῃ πρωτῃ (Er redet von dem erſten Tage der Orgien des Betrügers Alexander) προῤῥησις ην ὡσπερ Αθηνησι τοιαυτη. Ει τις αθεος, η Χριστιανος, η Επικȣρειος, η κατασκοπος των οργιων, φευγετω.

1072.) war dieſes, daß den Verwieſenen der Zugang zu den Myſterien nicht verſagt war, weil die übrigen griechiſchen Staaten viele von denen, die die Athenienſer von ihren Myſterien ausgeſchloſſen hatten, auch nicht zu ihren Feſten und Heiligthümern zuließen (Lyſias adu. And. p. 111.)

Bey unſchuldigen Perſonen machte man wegen des Alters und Geſchlechts gar keine Schwierigkeit. Nicht nur Männer, ſondern Weiber (Ariſt. Eleuſ. 1. p. 257.) und ſo gar Kinder (Ter. Phorm. Act. I. Sc. I. v. 15. et ibi Donat.) wurden ſo wohl in die Athenienſiſchen, als ſamothraciſchen Geheimniſſen eingeweihet. Dieſe Einweihung war aber bey den Eleuſiniſchen Geheimniſſen mit Unkoſten, und wie es ſcheint mit nicht geringen Unkoſten verbunden. Dieß erhellt nicht nur aus der Stelle des Terenz *), die ich angeführt habe,

---

*) Porro autem Geta
Ferietur alio munere, vbi hera pepererit
Porro autem alio, vbi erit puero natalis dies,
Vbi initiabunt. Donat merkt dabey folgendes an: Terentius Apollodorum ſequitur, apud quem legitur in Inſula Samothracum pueros initiari more Athenienſium.

habe, ſondern auch aus den wiederholten Zeugniſſen des Apſines, (de Arte Rhet. p. 691. Ed. Ald. et alibi) welcher ſagt, daß Ariſtogiton zuerſt in bedrängten Umſtänden der Republik auf die Einweihung in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe eine Auflage gelegt, und die Andacht der Griechen zu einer Quelle von öffentlichen Staatseinkünften gemacht habe. Dieſe auf die Einweihung gelegte Auflage muß nicht klein geweſen ſeyn, weil Demoſthenes ſie unter den Ausgaben (Orat. in Neaeram p. 520.) aufzählt, die ein Liebhaber ſeiner Geliebten zu Gefallen gemacht hatte.

Die Einweihung ſelbſt geſchah des Nachts, zu welcher Zeit allein die Geheimniſſe gefeyert wurden. (Cic. de Leg. 2. 14.) Die Einzuweihenden hatten ihre Häupter mit Myrten umkränzt (Schol. Ariſt. Ran. 333.) und mußten gleich beym Eintritte ihre Hände mit geweihtem Waſſer waſchen. (Lyſ. adu. And. l. c.) Es wurde allen Einzuweihenden ohne Ausnahme, und zwar öffentlich verkündigt, daß ſie ſich den Geheimniſſen nicht anders, als mit reinen Händen, reiner Seele, und reiner griechiſcher Mundart nähern ſollten. (Lib. Declam. 19. p. 495. Ed. Mor. Tom. I.)

Um ſich gegen alle Entweihung der Myſterien deſtomehr in Sicherheit zu ſetzen, und ſich deſto feſter zu überzeugen, daß kein Unreiner den heiligen Boden des Eleuſiniſchen Tempels beträte, hatte man es allen Einzuweihenden zum Geſeze gemacht, daß ſie beym Eintritte in den Tempel gewiſſe Wörter oder Formeln ausſprechen mußten, die man einem jeden in der Reinigung, als Zeichen derſelben bekannt gemacht, und die ſich zugleich auf gewiſſe während der Reinigung vorgenommene myſtiſche, und nicht genau genug bekannte Handlungen bezogen. Clemens erwähnt folgende Symbola der Einweihung, an denen man die Reinigkeit der Einzuweihenden erkannte, die aber ſo, wie er ſie anführt, etwas widerſprechendes zu enthalten ſcheinen. Ich habe (war die eine Formel Coh. ad Gentes p. 14. et Iul. Firm. de error. prof. relig. c. 19.) aus dem Tympanum gegeſſen, aus dem Kymbalon getrunken, und ein heiliges mit myſtiſchem Geräthe angefülltes Gefäß getragen, was κερνος genannt wurde. Ich habe (hieß es in andern Formeln Clem. p 18. et Arnob. Lib. V. p. 175.) gefaſtet, und aus dem heiligen Becher getrunken; ich habe den Becher aus der Kiſte genommen, und da ich ihn gebraucht hatte, in den Korb und aus dem Korb wieder in die Kiſte gelegt. Nachdem der Einzuweihende beyde oder doch eine von den beyden Formeln ausgeſprochen und ſich dadurch zur Einweihung legitimirt hatte, wurde ihm, während der Feyer der Myſterien, der Genuß gewiſſer Speiſen, nämlich von Fiſchen, Bohnen. Aepfeln und Pfirſchen unterſagt, und er mußte ſich nicht blos von den genannten Früchten enthalten, ſondern er durfte nicht einmal den Stamm oder Baum, der ſie getragen hatte, berühren, weil ihre Berührung eben ſo ſehr, als die Betaſtung von todten Leichnamen würde verunreinigt haben (Porph. de Abſt. Anim. IV. 16. Liban. XIX., 495. T. I.) *).

Wenn einer alle dieſe Vorbereitungen und Unterſuchungen durchgegangen war; alsdenn konnte er ohne weitere Umſtände an den Myſterien ſelbſt Theil nehmen. Dieſe Myſterien

waren

---

*) Man mußte ſich ſelbſt von einigen Theilen der geopferten Thiere enthalten, aus Urſachen (ſagt Clem. II, p. 483) die die Eingeweihten wiſſen.

waren nun weiter nichts als dramatiſche Vorſtellungen der Geſchichte der Ceres und Proſerpine, oder der Freuden Elyſiums oder der Quaalen des Tartarus. Dieſe Auftritte wurden mit ſo großer Kunſt ausgeführt, daß ſie nicht nur Aug und Ohr rührten, ſondern alle Sinne betäubten, und den Hörern und Zuſchauern kalten Angſtſchweis, heiligen Schauder, ſo wohl als entzückende Freude, und aus allen dieſen plötzlich abwechſelnden entgegengeſetzten Empfindungen entſpringende Andacht hervorbrachten.

Hauptſächlich beſtanden die Myſterien in einer Täuſchung erregender Nachahmung der vornehmſten Thaten und Begebenheiten der Göttinnen, denen zu Ehren die Eleuſiniſchen Geheimniſſe gefeyert wurden. Hievon laſſen uns nicht nur das, was in den übrigen griechiſchen Myſterien vorgieng, und die Beſchuldigungen der Kirchenväter, ſondern auch die Zeugniſſe anderer griechiſchen und römiſchen Schriftſteller nicht zweifeln *).

Man

---

*) Nachdem Plutarch (de Iside et Osir. p. 642. T. I. Opp. in 8.) die Geſchichte des Oſiris und Typhons, wie man ſie zu ſeinen Zeiten erzählte,

verge-

Man ſtellte in den Myſterien (p. 13. Clem. Coh. ad Gentes) die Gewaltthätigkeit vor, womit Jupiter der Ceres die letzten Gunſtbezeugungen abgezwungen hatte; ferner den Zorn der wider den Jupiter aufgebrachten Ceres, die daher *Βριμω* genannt wurde; die Zeichen der abbittenden Reue des Jupiters, der einem Widder die Zeichen der Mannheit nahm, und der Ceres in den Schoos warf, um ſie glauben zu machen, daß er ſich ſelbſt zu ſolchen Beleidigungen, dergleichen er ihr zugefügt, inskünftige unfähig gemacht hätte. In

---

vorgetragen hatte, ſetzt er folgende Bemerkung hinzu: Unſere griechiſche Fabeln und Ueberlieferungen von den Kriegen der Giganten und Titanen, den Schickſalen des Bacchus, und dem Herumirren der Ceres ſind den Mährchen von Oſiris und Typhon ganz ähnlich. Ὁσα τε (ſchließt er endlich) μυστικοις ἱεροις περι καλυπτομενα και τελεταις, ἀρρητα διασωζεται, και ἀθεατα προς τους πολλους, ὁμοιον εχη λογον. Ein ſehr deutliches Zeugniß, daß die Thaten, beſonders aber die unglücklichen Schickſale, und Leiden der Götter in den Myſterien vorgeſtellet wurden.

In den Myſterien gebahr ferner die Ceres dem Jupiter die Proſerpina *). Proſerpina wurde erzogen, und eine Beyſchläferin ihres eigenen Vaters, der des Unrechts, das er der Mutter angethan hatte, und ſeiner verſtellten Reue bald vergaß. Er näherte ſich ſeiner Tochter in der Geſtalt einer Schlange, und blieb zwar anfangs unentdeckt, wurde aber nachher, als der Schänder ſeiner eigenen Tochter bekannt. — In den Myſterien erſchien ferner

---

*) Arnobius V. 170. 171. iſt noch weitläuftiger als Clemens in der Erzählung dieſer verſchiedenen Auftritte. Jupiter ſchändete ſeine Mutter in der Geſtalt eines Stiers, und die Proſerpina in der Geſtalt einer Schlange; die Frucht der Letztern war demjenigen Thiere ähnlicher, in welcher der Gott der Götter ſich ihrer Mutter aufgedrungen hatte. Arnobius, der ſich überhaupt bey allem, was er von den Myſterien erzählt, auf alte griechiſche Schriftſteller beruft, führet zum Beweis deſſen, was er von den Eleuſiniſchen Geheimniſſen geſagt hatte, folgenden Vers an, den er Tarentinum notumque ſenarium quem antiquitas canit, nennt.

Taurus draconem genuit, et taurum Draco.

ner Preſerpina (S. 14.) wie ſie mit ihren Geſpielinnen in ihrem Korb Blumen ſammlete, wie Pluto ſie entführte, und durch die geſpaltene Erde in ſeine unterirdiſche Wohnung brachte. In ihnen trat endlich die troſtloſe, ihre Tochter ſuchende Ceres auf, die traurend Länder und Meere durchirrte, und endlich bey Eleuſis in Attica die erſte Linderung ihres Schmerzens in der Freundlichkeit ihrer Bewohner fand, denen ſie zur Dankbarkeit die Kunſt, Getraide zu bauen, und aufzubewahren, mittheilte (Varro ap. Auguſtin. de Ciuit. Dei VII. 20. et Dionyſ. Hal. Antiq. Rom. Lib. II. c. 9.)

Nach den Thaten und Begebenheiten der Göttinnen, denen die Myſterien geheiligt waren, ſtellte man die Schickſale der abgeſchiedenen Seelen, die Oerter der Finſterniß, und des Lichts, die Freuden der Seligen und die Quaalen der Verdammten vor. Wahrſcheinlich fieng man von den Schrecken des Orkus an, und hörte mit den Freuden Elyſiums auf. Themiſtius ſchildert in der Lobrede auf ſeinen Vater (Or. XX. 234. 235. Hard. Edit.) dieſen leztern als einen Hierophanten der ariſtoteliſchen Philoſophie, und ſagt, daß er dem

Liebhaber der Weisheit eben den Dienſt geleiſtet habe, den die Myſtagogen der Eleuſiniſchen Geheimniſſe den Einzuweihenden leiſten, daß er nämlich allen Nebel, alle Finſterniſſe, die die Schriften des Ariſtoteles bedeckten, zerſtreut, und die darinn verborgene Weisheit in ihrem vollen herrlichen Glanze gezeigt habe. Unter ſeiner Anführung empfanden, fährt er fort, die Jünger der ariſtoteliſchen Weisheit eben das, was diejenigen zu empfinden pflegen, die in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe eingeweiht werden. Auch dieſe ſind bey der Annäherung zum Allerheiligſten, voll Schauders und Schwindels, und wiſſen nicht, wohin ſie ihren Fuß ſezen, oder welchen Weg ſie nehmen ſollen, bis endlich u. ſ. w. Vor dem Ende der Einweihung (ſagt Stob. Serm. 117.) überfällt die Einzuweihenden Zittern und Zagen, Angſtſchweiß und betäubender Schauder, bis u. ſ. w. Man ſah, nach dem Zeugniß eines jüngern Griechen (Pletho ap. Meurſ. 490. p. in Schol. ad Or. Mag. Zoroaſtris.) allerhand ungeheure, ſchreckliche Geſtalten: Bliz und Donner wirkten zugleich auf Aug und Ohr, und helles Licht wechſelte mit der dichteſten Finſterniß ab. (Dio

Chryſ. Or. VII. 202. Ed. Morelli, Par. 1604.)

So ſchrecklich und mannichfaltig die Geſichter und Erſcheinungen waren, die vor den Eingeweihten vorüber giengen; ſo ſonderbar und verſchieden waren die Stimmen und Töne, die das Ohr trafen. Man hörte Stimmen von allerley Art (Dio Chryſ. l. c.) beſonders aber Angſttöne, und Jammergeſchrey (Pract. in Rempl. Pl. c. X.) dergleichen unleidliche Schmerzen den Verurtheilten in der Hölle auspreßten, und in großer Ferne dem frommen Aeneas aus dem Orkus entgegen ſchalten. Sie wurden aber endlich nicht blos durch ſchreckliche Geſichter, und ängſtliches Mitleiden erregende Töne außer ſich geſezt, ſondern einige von ihnen wurden bey den Haaren ergriffen, zu Boden geworfen, geſchlagen, ohne in der Finſterniß, die die Eingeweihten deckte, den Thäter erkennen zu können. (Achill. Tat. V. p. 341. Ed. Salm. Lugd. 1640.) Eben daher fürchtete man ſich ſo ſehr vor den Myſterien, und diejenigen, die ſchon eingeweiht waren, ſuchten ſich für ihre ausgeſtandene Angſt dadurch wieder bezahlt zu machen, daß ſie andere, die noch nicht eingeweiht waren, durch die fürchterlichſten Beſchreibungen deſſen, was ſie hören, ſehen und fühlen würden, zum voraus quälten.

Auf alle dieſe ſchrecklichen Auftritte folgten endlich die heiterſten Ausſichten ins Elyſium, und die erfreulichen Vorſtellungen aller Arten von Seligkeiten, die den gerechten, und reinen Seelen in einem andern Leben aufbewahret bleiben. Gleich nach jenen fürchterlichen Scenen (heißt es in der eben angeführten Stelle aus dem Stobäus) verbreitete ſich ein wundervolles Licht, und auf einmal wurden reine heilige Oerter, und Wieſen ſichtbar, auf denen feſtliche Tänzer ſich vergnügten; und man hörte zugleich die ſüſſeſten Stimmen, und die feyerlichſten Concerte. Eben daher nennt Ariſtides (I. 287.) die Eleuſiniſchen Geheimniſſe unter allen gottesdienſtlichen Satzungen, diejenige, die zugleich die freudenvollſte, und ſchrecklichſte ſey, in welchen das, was man höre und ſehe, mit einander ſtreite, welches von beyden den meiſten Schrecken, oder die meiſte Freude, die größte Furcht, oder die größte Hoffnung hervorbringen ſolle. Dieſer Uebergang von den Qualen, und der Finſterniß des Orkus zu den Freuden, und heiterm Lichte Elyſiums ſcheint mit ſehr groſſen Veränderungen in den Maſchinen und Verzierungen der Bühne verbunden geweſen zu ſeyn, die man zwar errathen, aber nicht erklären, und enträthſeln kann. Der Einzuweihende (ſagt Themiſtius an angeführtem Orte) iſt betäubt, und außer ſich, bis der Hierophant die Vorhänge des Tempels aufzieht, die Statüe bekleidet, und abputzt, und ſie alsdenn dem Eingeweihten glänzend, und mit göttlichem Lichte umfloſſen zeigt. Alsdenn zertheilen ſich die Nebel, zerreißen ſich die Wolken, und der Νȣς ſteigt ſtatt der Finſterniß, die vorher alles bedeckte, mit unausſprechlichem Liebreize hervor. Ich finde in allen Schriftſtellern über die Myſterien nur wenige Winke, aus denen ich errathen könnte, was die Statüe geweſen ſey, die man den Eingeweihten zeigte, aber gar keine Spur von dem Νȣς, von welchem Themiſtius redet *). Dieſer Bewunderer der

Ariſto-

---

*) Proclus (Lib. II. p. 63. Comment. in Tim. Plat.) ſagt, daß unter den Statüen der Götter einige allen ohne Ausnahme ſichtbar geweſen, andere hingegen in dem Innerſten des Allerheiligſten wären aufbehalten worden. Dieſe leztern wären

die

Ariſtoteliſchen Philoſophie ſtellt den Unterricht ſeines Vaters unter der Allegorie der Einweihung in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe vor. Wenn ſein Vater, ſagt er (die Vorhöfe der Ariſtoteliſchen Weisheit aufſchloß, ſo verſchwanden Nebel und Wolken, Licht fieng an, ſich zu verbreiten, das Bild der Weisheit wurde ſichtbar; und der in der Tiefe verſteckte Sinn (Νȣς) der ariſtoteliſchen Schriften hob ſich aus der Finſterniß empor. Vielleicht brauchte Themiſtius in ſeiner Allegorie einige Züge, die nicht aus den Eleuſiniſchen Geheimniſſen entlehnt waren, oder auf ſie paßten; vielleicht zeigte man in den Letztern glänzende Statüen; allein kaum läßt es ſich denken, daß in ihnen etwas, was im Griechiſchen durch Νȣς bezeichnet werden kann, aus der Tiefe herauf geſtiegen ſey.

die Zeichen der unmittelbaren Gegenwart der Gottheit, und nur allein den Vorſtehern der Geheimniſſe zugänglich geweſen. — Nicht nur aus dieſer Stelle, ſondern auch aus folgenden beyden des Apulejus und Lucians erhellet, daß in einem jeden Tempel eines Gottes, oder einer Göttinn, der man Myſterien feyerte, gewiſſe Statüen

So wenig als ich im Stande bin, die vorhergehende Stelle des Themiſtius ganz zu erklären, eben ſo unfähig fühle ich mich, folgenden Umſtand, den Dio Chryſoſtomus als einen der letzten Grade der Einweihung nur berührt,

tüen waren, die gewöhnlich im Heiligthum des Tempels verborgen, und den Eingeweihten allein gezeigt wurden. In der feyerlichen Proceſſion am Iſis-Feſte, die Apulejus (Met. XI. 202.) ſo weitläuftig beſchreibt, ferebatur ab alio ciſta *Secretorum capax*, penitus *velans operta magnificae religionis*. Gerebat aliis felici ſuo gremio ſummi ſui numinis venerandam effigiem, non pecoris, non auis, non ferae, ac ne hominis quidem ipſius conſimilem, ſed ſolerti repertu etiam ipſa nouitate reuerendam altioris vtcunque, et *magno ſilentio tegendae religionis argumentum ineffabile*. Eben ſo fanden ſich in dem Tempel der Syriſchen Göttin zu Hierapolis, und zwar im allerheiligſten, (Θαλάμος) wohin nur die ehrwürdigſten, und mit der Gottheit am genaueſten verbundene Prieſter kommen durften, zwo Statüen, die eine des Jupiters, und die andere der Juno, die beyde golden, und in einer ſitzenden Stellung waren. (Tom. II. Luc. de Dea Syria p. 675.)

berührt, auf eine befriedigende Art deutlich zu machen. Wenn ein Grieche oder Barbar, (ſagt er Or. XII. 203.) der mit den Myſterien ganz unbekannt, alle myſtiſche Vorſtellungen betrachtete, wenn er Licht mit Finſterniß abwechſeln ſähe, allerhand Stimmen hörte, und zuletzt bemerkte, wie diejenigen, die die Einweihung verrichten, um die Einzuweihenden, die auf dem ſo genannten Throne (θρονισμῳ) ſitzen, in Kraiſen herumtanzen; ſo würde er ein ſolches Schauſpiel, eine ſolche Reihe von Scenen unmöglich für bloße Werke des Zufalls, für ganz bedeutungslos halten können. Kein anderer Schriftſteller ſagt etwas von dieſem Sitzen der Eingeweiheten auf erhabenen Stühlen oder Thronen, und von der Bedeutung der myſtiſchen Tänze, in welchen die Einweiher ſich um jene herumbewegten. Stobäus erwähnt nur unter den Vergnügungen Elyſiums, die man dramatiſch vorſtellte, die Freudentänze und Lucian ſagt blos (de Salt. I. 791. S.) daß in allen alten Myſterien die Einweihung nie ohne Rhythmus, und Tanz geſchähe. Orpheus und Muſäus hätten dieſe Tänze ſelbſt angeordnet, und man brauche, dieſer myſtiſchen Tänze wegen, von denen, die die Myſterien bekannt machten, oder entweihten, den Ausdruck εξορχεισθαι.

Wann nun die Eingeweiheten alles geſehen, und gehört hatten, und durch die letzten Auftritte beſonders mit frohen Hoffnungen erfüllt worden waren, dann wurden ſie mit den Wörtern κογξ, ομπαξ entlaſſen: und nach dieſer Entlaſſung wurden ſie für vollendet und geweiht, für frey, und von aller Schuld entbunden gehalten. παντελης, και μεμυημενος, ελευθερος, και αφετος. (Stob. l. c. et Heſ. in voc. κογξ et ομπαξ).

So wie es den Einzuweihenden bey dem Anfange der Myſterien geboten wurde, mit reinen Leibern und Seelen ſich den Geheimniſſen zu nahen; ſo erſchienen ſie auch gewöhnlich bey dieſer Feyerlichkeit mit neuen Kleidern, die ſie nachher höher als gewöhnliche Kleider ſchätzten. (Schol. Ariſt. Plat. 840.) Sie weiheten nemlich dieſe Kleider, in welchen ſie den Myſterien beygewohnet hatten, der Ceres, und Proſerpina, oder einer andern Gottheit, — oder ſie trugen ſie ſelbſt bis auf den letzten Faden ab, — oder ſie brauchten ſie endlich auch zu Windeln für neugebohrne Kinder, weil ſie ihnen eine göttliche, Unfälle und Zauberey abhaltende Kraft zutraueten.

Die Abſicht der Stifter und Erweiterer der Myſterien bey den täuſchenden Vorſtellungen der Qualen des Tartarus, ſowohl als der Freuden Elyſiums war offenbar dieſe: durch ſinnliche Vorbilder die Ueberzeugung von der Seelen Unſterblichkeit, von Strafen und Belohnungen nach dieſem Leben ſelbſt unter das Volk auszubreiten, das die Hörſäle der Weltweiſen nicht beſuchen, und ihre Schriften nicht leſen konnte, das auch auf keine andere Art von dieſen großen, dem Geſetzgeber ſo wichtigen Wahrheiten unterrichtet wurde. Die Ausbreitung der Lehre eines andern Lebens, die ſo, wie in den Eleuſiniſchen Geheimniſſen, vorgetragen, einen erſtaunlichen Eindruck machen mußte, war nicht ein Zweck, den alle Griechiſche Myſterien zu erreichen geſucht hätten. Außer den Eleuſiniſchen Geheimniſſen wurde, ſo viel ich weiß, Unſterblichkeit der Seele nur in den Bacchiſchen Orgien gelehrt. Du weißt es (ſagt Plutarch in dem Troſtſchreiben an ſeine Frau, T. II. Opp. 1085.) aus den Ueberlieferungen deiner väterlichen Religion, und aus den myſtiſchen Symbolen der Orgien, in die wir beyde eingeweihet worden, daß die Meynungen derjenigen Philoſophen falſch ſind, die den Tod, als den gänzlichen Untergang des Menſchen, als das Ende aller Freuden und Leiden anſehen.

Von dieſer Einweihung in die Myſterien verſprach man ſich die heilſamſten Wirkungen nicht nur in dieſem, ſondern auch in einem andern Leben. Man glaubte von allen Unſauberkeiten der Sünde gereiniget, von Laſter abgezogen, und zu allen Arten von Tugenden geſtärkt zu werden. (Ariſt. l. ſ. c. et Sop. in Diviſ. Quaeſt. ap. Meurſ. p. 506.) Alle alte Helden hätten ſich blos deswegen einweihen laſſen, weil ſie feſt überzeugt waren, daß die Eingeweihten beſſere, frömmere und tugendhaftere Menſchen würden, als ſie vorher geweſen wären. (Diod. V. 370.) Man glaubte ferner, daß alle diejenigen, die ſich hätten einweihen laſſen, von den Göttern in kräftigern Schutz genommen, vor künftigen Gefahren gewarnet, und aus gegenwärtigen durch ihren göttlichen Beyſtand, ſelbſt durch unmittelbare Erſcheinungen herausgeriſſen würden. (Ibid.) Nur die Eingeweihten allein, glaubte man endlich, könnten ein freuden- und hoffnungsvolles Leben führen. Uns allein (ſingt der Chor in den Fröſchen des Ariſtophanes 457. ſeq.) uns allein leuchtet das heilſame Licht der Sonne und des Tages, und wir allein können unſer frommes Leben unter einem jeden Volke, und in einem jeden Lande hinbringen. Man ſchmeichelte ſich, ſagt Ariſtides, alle dieſe irdiſche Vortheile in einem deſto höhern Maaße zu genießen, je länger man eingeweiht war, und diejenigen, die des Glücks der Einweihung lange genoſſen hatten, hielten ſich für wichtigere, und ehrwürdigere Perſonen, als die jüngern Brüder, die ſpäter dazu gelangt waren. — Auf der andern Seite glaubte man, daß die Gottheiten, denen die Myſterien geheiligt waren, Ceres, Bacchus und Proſerpina gegen alle diejenigen, die die Einweihung entweder vernachläßigten, oder verachteten, eben ſo feindſelig geſinnt wären, als ſie die Theilnehmer der Myſterien ihrer Gnade würdigten, daß ſie daher jenen eben ſo oft ſchlimme Vorbedeutungen, und Gefahren zuſchickten, als ſie dieſen durch

Rath und Beyſtand aushülfen. (Artemid. Onirocrit. Lib. II. c. 44.)

Die größten Vortheile aber, die man ſich von der Einweihung in die Myſterien verſprach, beſtunden nicht in zeitlicher Glückſeligkeit, ſondern im geiſtlichem Segen, deſſen Früchte man jenſeits des Grabes in einer andern Welt einzuerndten hoffte. Man ſah nemlich die Myſterien nicht nur als eine Art von Ablaß an, wodurch man von der Schuld der Sünden entbunden, und gegen alle Unfälle in der künftigen Welt geſichert würde; ſondern man ſah ſie auch als etwas der Tugend und Rechtſchaffenheit gleichgeltendes an, das den Mangel wahrer Verdienſte, und eines gutgeführten Lebens erſetzen, und dem größten Böſewichte die Krone und Belohnungen der Rechtſchaffenen zuwenden könnte. Dreymal glücklich (ſagte Sophokles in irgend einem Trauerſpiele. ap. Plut. de aud. Poetis I. 37. p.) ſind diejenigen, die eingeweiht ſind, wenn ſie ins Reich der Schatten kommen, ihnen allein iſt ein glückſeliges Leben beſtimmt: allen übrigen hingegen ſind alle Arten von Martern aufbehalten. Plutarch begleitet dieſe Stelle aus dem Sophokles mit der Nachricht, daß ſie viele Myriaden von Menſchen niedergeſchlagen, und troſtlos gemacht habe. Wir lernen, (ſagt Cicero de Leg. II. 14.) *) in den Myſterien, nicht nur die Kunſt glücklich und vergnügt zu leben, ſondern auch die Kunſt zufrieden, und mit den beſten frölichſten Hoffnungen zu ſterben. Eben dies, und faſt mit denſelbigen Worten ſagen Iſokrates (in Paneg. I. p. 132.) und Ariſtides. (p. 259. Eleuſ. I.) Ein Lobredner der Liebe beym Plutarch (T. II. ερωτικος p. 1356.) vergleicht die Erwartungen derjenigen, die ſich in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe einweihen laſſen, mit den Erwartungen der Eingeweihten der Liebe, und glaubt, daß dieſe ſich noch größere Seligkeiten, als jene, in einem andern Leben zu verſprechen hätten.

Nur

---

*) Initiaque, vt appellantur, ita reuera principia vitae cognouimus: neque ſolum cum laetitia viuendi rationem accepimus, ſed etiam cum ſpe meliore moriendi. Und Iſokrates: Δημητρος γαρ αφικομενης εις την χωραν ἡμων. — — και δουσης — — — την τελετην, ἡς οἱ μετεχοντες περι τε της του βιου τελευτης, και του συμπαντος αιωνος ἡδιους τας ἐλπιδας εχουσιν.

Nur allein gegen Liebende (ſagt er), iſt Pluto nicht grauſam, und unerbittlich. Es iſt zwar immer gut, an den Eleuſiniſchen Geheimniſſen Theil genommen zu haben; allein den wahren Eingeweihten der Liebe ſtehen in einem andern Leben noch beſſere Schickſale bevor.

Alle Eingeweihten waren aber, der gemeinen Meynung nach, nicht blos gegen die Folgen der Sünden dieſes Lebens ſicher, und erwarben in einer andern Welt nicht blos die gewöhnlichen Belohnungen, auf die vielleicht in ſeltenen Fällen die nackte Tugend einiger Ungeweihten Anſpruch machen konnte; ſondern ſie erhielten im Reiche der Freuden höhere Stufen von Seligkeit, eine genauere Gemeinſchaft mit den ſeligen unſterblichen Göttern, und ſo gar Theilnehmung an deren Herrſchaft. Dort in Elyſium (heiſt es im Axiochus, der dem Aeſchines zugeſchrieben wird c. 20.) haben die Eingeweihten den Vorſitz oder Vorrang vor andern Seligen; und ſelig (ſingt Pindar beym Clemens Strom. III. 506.) ſind diejenigen, die die Myſterien zu Eleuſis geſehen haben: ſie kennen den Ausgang des Lebens, und ſind von der ihnen vom Jupiter verliehenen Herrſchaft überzeugt. — Man kann (ſagt Plato in Phaed. p. 52. endlich über dieſen Gegenſtand,) diejenigen, die die Myſterien geſtiftet haben, nicht anders, als für weiſe Männer erklären, weil ſie uns ſchon von Alters her freylich auf eine nicht ganz deutliche Art zu verſtehen gegeben haben, daß diejenigen, die dies Leben ungereinigt, und uneingeweiht verlaſſen, im Schlamme ſich wälzen; die reinen und geweihten Seelen hingegen in die Geſellſchaft und Wohnungen der Götter eingehen werden.

Aus dem eben angeführten Fragmente des Sophokles, und der letzten Stelle des Plato, der ich noch eine andere aus dem Ariſtides (I. 259.) an die Seite ſetze, ſieht man, daß, nach dem Glauben der Griechen, die Einweihung in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe, die einzige Bedingung war, unter welcher man den Quaalen des Tartarus zu entgehen, und an den Freuden Elyſiums dereinſt Theil zu nehmen hoffen konnte: daß ſelbſt die reinſte, vollkommenſte Tugend gegen die Finſterniß, und den Schlamm des Orkus nicht ſchützte, wenn ſie nicht durch die Einweihung geläutert, und von allen ihr anklebenden Flecken gereiniget würde. Dieſe Lehre, daß die Einweihung allein den größten Böſewicht rein, untadelich und ewiger Belohnungen würdig mache; ihre Vernachläßigung hingegen den rechtſchaffenſten Mann in einen Verbrecher verwandle, kam dem Diogenes von Sinope ſo ungeheuer und abſcheulich vor, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſie öffentlich lächerlich zu machen. Ich begreife es nicht, ſagte er (Plut. de aud. Poet. I. 37. Diog. VI. 39.) wie der Dieb Pataikion blos deswegen, weil er eingeweihet iſt, ein beſſeres Schickſal nach dem Tod haben könne, als Epaminondas, den ſein Vaterland, als den erſten ſeiner Bürger, und als den größten ſeiner Feldherren verehrt.

Die Myſterien dauerten mehrere Nächte hintereinander, wahrſcheinlich neun. (Meurſ. Eleuſ. c. 21 - 30.) Die Tage, die dieſen Nächten zugehörten, wurden mit Spielen, Opfern und Proceßionen zugebracht, die größtentheils auf irgend eine Begebenheit der Ceres und Proſerpina anſpielten. Meurſius hat in den angezeigten Capiteln ſeiner Eleuſinia die Feyerlichkeiten des Tags ſorgfältig unterſucht, und ich verweiſe daher Neugierige, die davon unterrichtet ſeyn möchten, um deſto mehr auf dieſen Gelehrten, da dieſe Feyerlichkeiten von den Geheimniſſen ſelbſt doch eigentlich getrennt ſind. Die ganze Zeit der Myſterien war ſo heilig, daß darinn die wichtigſten öffentlichen Geſchäfte ausgeſetzt wurden. Man durfte während derſelben keinen Schuldigen ergreifen, und weder für Schuldige noch Unſchuldige Bittſchriften einlegen, bey Strafe des Todes, oder wenigſtens einer Geldſumme von tauſend Drachmen, (Andoc. de Myſt. l. c.)

III.

Wie die Reinigung von den kleinen Myſterien verſchieden war; ungefähr eben ſo verſchieden waren die kleinen wiederum von den groſſen Geheimniſſen zu Eleuſis.

Die Einweihung in die kleinen Geheimniſſe drückte man durch μυησις, oder μυεισθαι, und den Eingeweihten durch μυϛης aus: die Einweihung in die großen Geheimniſſe hingegen hieß εποπτευειν, der Eingeweihte εποπτης, und die großen Geheimniſſe ſelbſt εποπτικα (Procl. in Plat. Theol. IV. 26. Suidas in voce εποπτης und Plutarch. in Demet. l. c.) Beyderley Myſterien und Einweihung drückt man oft durch τελετη und τελεισθαι aus: allein bey Schriftſtellern, die ganz genau reden, bedeuten τελετη und τελεισθαι die Reinigung oder Vorbereitung zu den kleinern Myſterien.

Jn dieſen großen Geheimniſſen nun ſah man nicht blos, ſondern man wurde unterrichtet, und zwar in Grundſätzen, die die ganze Religion des Volks übern Haufen warfen: eine Erſcheinung, die einem jeden ſonderbar vorkommen muß, die aber durch die unleugbarſten Zeugniſſe der bewährteſten Schriftſteller außer Zweifel geſetzt wird.

Jn den großen Myſterien allein hatte man den Vorzug ins Allerheiligſte oder Innerſte des Eleuſiniſchen Tempels zu kommen, und alles zu ſehen, was ungeweihten Augen, ſelbſt denen, die in die kleinen Myſterien eingeweihet wurden, verdeckt und verſchloſſen war. Gewiſſe Heiligthümer (ſagt Seneca VIII. Quaeſt. Nat. c. 31.) werden nicht auf einmal mitgetheilt. Eleuſis hält etwas zurück, was ſie nur denjenigen zeigt, die ſich abermals ihren Geheimniſſen nahen. Auch die Natur macht ihre Geheimniſſe nicht auf einmal bekannt: wir glauben oft ſchon eingeweiht zu ſeyn, und ſind doch nur in die Vorhöfe ihres großen Tempels gekommen. Jene (die Eleuſiniſchen) Geheimniſſe werden nicht ohne Unterſchied einem jeden ertheilt: einige davon werden den Blicken der meiſten Eingeweihten entzogen, und in dem innerſten Heiligthume verſchloſſen *).

So wie man nun in dieſen großen Myſterien alle Vorhänge wegzog, die das Allerheiligſte des Tempels verdeckten; ſo riß man

---

*) Non ſemel quaedam ſacra traduntur; Eleuſis ſeruat, quod oſtendat reuiſentibus. Rerum natura ſacra ſua non ſemel tradit. Initiatos nos credimus; in veſtibulo eius haeremus. Illa arcana non promiſcue, nec omnibus patent: reducta et in interiore ſacrario clauſa ſunt.

auch von den Augen der Epopten den Schleyer des Aberglaubens weg, den die Fabeln der Dichter, und Volksreligion vor den Augen der Einzuweihenden hergewebt hatten. Man unterrichtete ſie ohne Zurückhaltung in der wahren Geſchichte der Götter, die der Pöbel anbetete, und ſagte den Epopten ungeſcheut, daß alle Götter Griechenlandes weiter nichts als ſchwache Menſchen geweſen, daß ſie als Menſchen gelebt, als Menſchen geſtorben, und als ſolche wären begraben worden. Iſt nicht (heißt es beym Cicero Tuſc. Quaeſt. II. 12. 13.) der ganze Himmel mit Menſchen bevölkert worden? Ja wenn wir die alten Urkunden, und Ueberlieferungen, die die Schriftſteller Griechenlandes aufgezeichnet haben, genau unterſuchen; ſo werden wir finden, daß ſelbſt jene großen Götter vom erſten Range (maiorum gentium Dii, qui habentur) ſich aus unſerm Mittel in den Himmel empor gehoben haben. Denke nur nach (fährt er fort) von wie vielen die Grabmäler in Griechenland gezeigt werden; erinnere dich, weil du doch eingeweiht biſt, was man in den Myſterien hört, und du wirſt von ſelbſt einſehen, wie allgemein wahr es ſey, daß unſere Götter alle ehemals Menſchen waren. Vom Eremerus (ſagt er de Nat. Deor. l. 42.) werden die Umſtände des Todes und die Begräbnißörter der Götter vorgetragen. Hat dieſer, fragt er, ſeine väterliche Religion beſtätiget, oder gänzlich aufgehoben? Omitto (ſetzt er hinzu) Eleuſina, ſanctam illam et auguſtam,

Vbi initiantur gentes orarum vltima,
Praetereo Samothraciam eaque
— — — quae Lemni
Nocturno aditu, occulta coluntur
Sylueſtribus ſepibus denſa.

Quibus explicatis, ad rationemque reuocatis, *rerum magis natura cognoſcitur, quam Deorum.*

Wer aber auch bey dieſen Stellen noch zweifelhaft bleibt, der wird, hoffe ich, durch folgende ganz überzeugt werden; daß man in den großen Myſterien die Götter des Volks entgötterte, und den Epopten im Allerheiligſten des Tempels eben die Irrthümer benahm, worinn man das Volk zu erhalten, oder zu beſtärken ſuchte. Der von den Römern, und beſonders vom Cicero ſo ſehr verehrte Pontifex Maximus Scävola (ſagt Auguſtin aus dem Varro de Ciuit. Dei IV. 27.) nahm dreyerley Arten von Göttern an. Einige (behauptete er) wären von Dichtern, andere von Philoſophen, und noch andere von Geſetzgebern gelehrt und verkündigt worden. Die Götter der Dichter wären ganz abgeſchmackt; die Götter der Philoſophen hingegen ſchickten ſich nicht für ganze Völker und Staaten: in ihren Lehren von der Gottheit wäre vieles überflüßig, aber auch manches, was das Volk gar nicht wiſſen dürfe. Zu dieſen, dem Volk ſchädlichen Lehren gehörten die Behauptungen, daß die Götter des Staats, wie Herkules, Aeſkulap, Kaſtor und Pollux keine Götter, ſondern Menſchen geweſen wären. Sowohl Scävola, als Varro glaubten, daß es dann und wann nicht allein nützlich, ſondern auch nothwendig ſey, den großen Haufen zu hintergehen. Eben dieſer Varro geſtand (c. 31. beyde Stellen müſſen mit einander verbunden werden), daß er, wenn ihm jetzo die neue

Einrichtung des römiſchen Staats aufgetragen würde, die Namen und Verehrungsarten der Gottheit ganz anders beſtimmen würde, als ſie unter den Römern ſeiner Zeit gebräuchlich waren. Da aber von den Römern, als einem alten Volke, gewiſſe Götter einmal als Götter des Staats aufgenommen worden; ſo halte ers für ſeine Pflicht, von ihren Benennungen, u. ſ. w. nach der Weiſe der alten, frommen Vorfahren ſo zu reden, daß das Volk mehr dadurch veranlaßt würde, ſeine Götter zu verehren, als ſie zu verachten. Er ließ ſichs merken, daß er vieles verſchweige, was nicht blos er ſelbſt verachtete, ſondern was ſelbſt das Volk verachten würde, wenn es bekannt wäre, und ſetzte ungeſcheut hinzu, daß es ſehr viele Religionswahrheiten gebe, die man dem Volke nicht mittheilen dürfe, und daß auf der andern Seite wieder eben ſo viele Irrthümer ſeyn, die man dem Volke laſſen müßte. Eben deswegen hätten die Griechen ihre Geheimniſſe, und Myſterien durch feſte Mauern, und unverbrüchliche Verſchwiegenheit zu verſtecken geſucht. Ihm, ſchloß er endlich, ſchienen diejenigen am beſten eingeſehen zu haben, was Gott ſey, die ihn für ein vernünftiges Weſen erklärt hätten, das durch die ihm beywohnende bewegende Kraft, und Weisheit die ganze Welt regiere. — Dieſe letzte Lehre iſt eine von den Wahrheiten, die die griechiſchen Myſterien verſchloſſen, weil ſie, dem Volke zu wiſſen, nicht heilſam waren; und eben ſo iſt die, in der erſten Stelle angeführte Behauptung der Philoſophen, daß die Götter ehemals Menſchen waren, gleichfalls einer von den Irrthümern, den die Myſterien nur dem Verſchwiegenen zwiſchen den Wänden der Tempel offenbarten, weil es rathſam war, das Volk in ſeinem Glauben nicht zu beunruhigen.

Man nahm aber in den großen Myſterien nicht blos, ſondern man gab auch wieder; man riß nicht blos ein altes Gebäude von Irrthümern um, ſondern bauete auch ein neues herrlichres von heilſamen Wahrheiten auf, von welchem das ganze Alterthum glaubte, daß der groſſe Haufe ſie zu faſſen aus Sinnesblödigkeit ſchlechterdings unfähig wäre. Man verkündigte in ihnen die Lehre von einem einzigen Gott, lehrte die wahre Natur und Beſchaffenheit der Geiſter, oder Dämonen, und zeigte zugleich den Adel, die Glückſeligkeit, und künftige Beſtimmung unſrer menſchlichen Seelen.

Man lehrte in den Myſterien den einzigen Gott, den Schöpfer und Vater des Ganzen, von dem Plato, wahrſcheinlich nach Anleitung der Myſterien ſagt (Tim. p. 28. Opp. P. III.), daß es ſchwer ſey, ihn zu finden, und, wenn man ihn gefunden habe, unmöglich ihn allgemein bekannt zu machen. — Cryſippus ſagte (Auct. Etymol. in τελετῃ), daß die Lehren von Gott und göttlichen Dingen mit Recht τελεται genennet würden, weil dieſe die letzten wären, in denen man unterrichtet würde, und unterrichtet werden ſollte. Die Seele müßte ſchon eine gewiſſe Feſtigkeit, und Gewalt über ſich haben, um gegen die Ungeweihten verſchwiegen, und undurchdringlich zu ſeyn. Es ſey ein harter Kampf, über die Natur der Gottheit die wahren Kenntniſſe zu hören, und ihrer ſtets mächtig zu ſeyn. Wenn man dieſe Stelle mit dem kurz vorher aus dem Auguſtin angeführten Gedanken des Varro vergleicht; ſo kann man nicht länger daran zweifeln, daß die Lehre von einer einzigen Gottheit in den großen Geheimniſſen vorgetragen worden. Varro ſagte, daß die Myſterien Wahrheiten verſchlöſſen, die das Volk nicht wiſſen dürfte und erklärt kurz nachher die Meynung derjenigen für Wahrheit, die die Gottheit für ein einziges vernünftiges, durch Weisheit und Macht alles regierendes Weſen hielten: und eben ſo ſagt Chryſipp, ſelbſt ein eifriger Vertheidiger eines einzigen höchſten, die Welt ordnenden und erhaltenden Gottes, daß in den Myſterien die wahre Kenntniß der Gottheit vorgetragen würde. Sein Zuſatz, daß Stärke der Seele dazu gehöre, ſie zu faſſen, und Selbſtüberwindung, ſie bey ſich zu behalten, zeigt, daß die Grundſätze der großen Myſterien über die Natur der Gottheit dem gewöhnlichen Glauben der Griechen ganz entgegen geſetzt ſeyn mußten.

Daß man in den Myſterien die Lehre vom einzigen wahren Gott vortrug, läßt ſich aus einer Stelle des Dio Chryſoſtomus freylich nicht unmittelbar darthun, aber doch ohne Zwang folgern. Der Begrif von einer göttlichen Natur, (ſagt er Or. XII. p. 201.) beſonders aber der Gedanke eines einzigen Vaters, und Führers des Ganzen iſt durchs ganze menſchliche Geſchlecht verbreitet. Er iſt Barbarn und Griechen ohne einen ſterblichen Lehrmeiſter, oder Myſtagogen anerſchaffen, und ihren vernünftigen mit der Gottheit verwandten Seelen eingeprägt worden. — Eben die Behauptung des Dio Chryſoſtomus, daß man auch ohne Myſtagogen zur Kenntniß des einigen Gottes gelangen könne, zeigt, daß dieſe Lehre auch von den Myſtagogen iſt vorgetragen worden.

Man lehrte Gott wahrſcheinlich, wie nachher Plato und Zeno thaten, aus der Natur, aus der Größe, Pracht, Ordnung und Schönheit ſeiner Werke und der ganzen Schöpfung. Dieß ſchließe ich aus der oben angeführten Stelle des Cicero, wo es heißt, daß man in den Eleuſiniſchen, und Samothraciſchen Myſterien mehr die Natur der Dinge, als des

Griechiſchen Volks Götter bekannt mache; und aus einer andern ſehr wichtigen Stelle des Clemens von Alexandrien (Strom. V. 683.) worinn er ſagt, *) daß man in den großen Geheimniſſen die ganze Natur und ihre Werke kennen lerne. Eben dieſes läßt ſich aus folgender Stelle des Galenus (de Vſu Part. VII. c. 14.) **) vermuthen, wo er von dem großen Nutzen redet, den man von der Unterſuchung der Brauchbarkeit eines jeden Theils des menſchlichen Körpers ziehen könne. Dieß

---

*) Τα δε μεγαλα, περι των συμπαντων ου μανθανειν ετι ὑπολειπεται, εποπτευειν δε και περινοειν την τε φυσιν, και τα πραγματα.

**) Προσεχε τοινυν ηδη τον νουν μαλλον, η ει ποτε μυουμενος Ελευσινια και Σαμοθρακια και αλλην τινα τελετην ἁγιαν, ὁλος ηθα προς τοις δρωμενοις τε και λεγομενοις ὑπο των ἱεροφαντων, μηδεν τι χειρω νομισας ταυτην εκεινων ειναι την τελετην, μηδ' ἡττον ενδειξασθαι δυναμενην, η σοφιαν, η προνοιαν, η δυναμιν του των ζωων δημιουργου.

Studium (ſagt er) iſt einem jeden Arzte, am meiſten aber dem philoſophiſchen Arzte nützlich, der eine ächte, gründliche Kenntniß der Natur zu erlangen gedenkt, und in ihre Geheimniſſe eingeweiht werden will. In ihnen wird er die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers der Thiere kennen lernen, nicht weniger als in den Eleuſiniſchen und Samothraciſchen Geheimniſſen. — Wie tief ſich aber die Myſtagogen in die Unterſuchung der Natur eingelaſſen haben, und wie ihre Phyſiologie beſchaffen geweſen ſey, das kann weder ich, noch irgend ein anderer beſtimmen, da die alten Schriftſteller uns hierüber nicht die geringſten Nachrichten hinterlaſſen haben.

Man lehrte ferner in den großen Myſterien die Natur der Dämonen, ihre Rangordnungen und Geſchäfte, ihre Verhältniſſe zur Gottheit und zur menſchlichen Natur. — Es giebt (ſagt Plutarch de Orac. Sil. T. I. Opp. in 8. p. 741. 742.) unter den Dämonen eben ſolche Unterſchiede, als unter den Menſchen; einige haben Vollkommenheiten, die andern mangeln; und eben ſo haben einige ſtärkere

Ueberbleibſel vom Sinnlichen, als andere *). Alle die deutlichen Winke und Belehrungen, die die Myſterien über die wahre Natur der Dämonen geben, verſchweige ich, und glaube ich verſchweigen zu müſſen.

Man lehrte endlich in den Myſterien eben das, was Plato nachher in ein vollſtändiges Syſtem ausarbeitete: daß die Seelen der Menſchen ehemals Dämonen waren, aber zur Strafe ehemaliger Vergehungen, deren ſie ſich in einem beſſern Zuſtande ſchuldig gemacht, in menſchliche Leiber, wie in Gefängniſſe herab geſenkt worden; daß der Leib des Menſchen der Seele Grab ſey, und daß dieſe ihrer verlornen Glückſeligkeit ſich um deſto mehr nähere, jemehr ſie ſich aus dem Moder dieſes Grabes empor zu heben ſuche: daß ſie aber erſt alsdenn zum vollen Beſitz ihrer ehemaligen Freyheit und Glückſeligkeit gelangen wer-

---

*) Περι μεν εν των μυστικων εν οἱς τας μεγιστας εμφασεις και διαφασεις λαβειν εστι της περι δαιμονων αληθειας, ευστομα μοι κεισθω καθ' Ἡροδοτον.

werde, wenn ſie, von der drückenden Laſt des Körpers entbunden, ſich in die Regionen des Aethers, und in die Geſellſchaft anderer ſeligen Geiſter hinauf ſchwingen werde. — Die Beweiſe von allem dieſen wird ein jeder in folgenden Stellen finden.

Nicht nur Plato (ſagt Clemens von Alexandrien Strom. III. 518.) eignet in ſeinem Kratylus dem Orpheus den Gedanken zu: daß die Seele in dem irdiſchen Leibe wegen ehemaliger Sünden geſtraft, und der Leib deswegen mit Recht ihr Grab genennet werde *); ſondern der Pythagoräer Philolaus giebt es als eine Meynung der älteſten Theologen, und Propheten aus, daß die Seele des Menſchen zur Züchtigung mit ihrem Körper zuſammen gefeſſelt, und in ihm gleich-

ſam

---

*) Αξιον δε και της Φιλολαȣ λεξεως μνημονευσαι· λεγει δε ὁ πυθαγόρειος ὧδε· μαρτυρεονται δε και οἱ παλαιοι θεολογοι και μαντεις, ὡς δια τινας τιμωριας, ἁ ψυχα τῳ σωματι συνεζευκται, και καθαπερ εν σωματι τȣτῳ τεθαπται.

ſam begraben worden. Faſt eben ſo redet Cicero in einem Fragmente, das Auguſtin aufbehalten hat. (Fragm. Cic. in Vol. 4. Opp. Ed. Erneſt. Hal. 1756. p. 60.) Aus den vielen Abwechſelungen und Mühſeligkeiten unſers Lebens (ſagt Cicero) ſcheinen die älteſten Propheten, Vorſteher der Geheimniſſe, und Ausleger göttlicher Offenbahrungen richtig geſchloſſen zu haben, daß wir zur Strafe der Sünden eines andern Lebens hier auf Erden gebohren worden, und daß wir alſo, deren lebendige Seelen mit trägen todten Körpern zuſammen gefeſſelt ſind, faſt eben ſo geſtraft werden, als jene Etruſciſchen Seeräuber ihre Gefangene ſtraften, die ſie lebendig mit todten Leichnamen zuſammen banden, um ſie gemeinſchaftlich verweſen zu laſſen.

Da man alſo in den Myſterien lehrte, daß der Körper der Seele Grab, und der Tod des Leibes, der Lebensanfang der Seele ſey, ſo konnte Plato in ſeinem Phädon *) mit Recht ſagen,

---

*) Σκοπος των τελετων ἐϛιν, εις τελος αναγαγειν τας ψυχας εκεινο ἀφ' ὁ την πρωτην εποιησαν τὸ καθοδον, ὡς απ' ἀρχης.

ſagen, daß der Zweck der Myſterien dieſer ſey, die Seele dahin wiedrum hinauf zu ziehen, woher ſie ehemals herabgefallen ſey: und Proclus übertrieb (in Rempubl. Plat. c. I.) die Sache nicht, wenn er von den Myſterien rühmte, daß ſie die Seele vom thieriſchen vergänglichen Leben abzögen, und mit den Göttern vereinigten; daß ſie ferner alle unordentlichen unvernünftigen Bewegungen, wodurch die innern Erleuchtungen der Seele gehindert, und geſtöhret werden, wegnähmen, und endlich ſtatt der Finſterniß, die ſie austrieben, die Seelen mit dem Licht der Gottheit erfüllten.

Ob man in den großen Myſterien auch Grundſätze des Wohlverhaltens, und Vorſchriften der Tugend vorgetragen habe, iſt ungewiß. Porphyr ſagt: (de Abſt. IV. 22.) zwar aus dem Xenokrates, daß von Triptolem, den Hermippus für den älteſten Geſetzgeber der Athenienſer ausgegeben habe, noch drey Geſetze zu Eleuſis aufbewahrt würden, in denen er beföhle, die Aeltern zu verehren, die Götter durch geopferte Früchte zu ehren und den Thieren keinen Schaden zuzufügen; allein ich weiß nicht, ob dieſe Geſetze, und andere Hauptſtücke der Sittenlehre einen Theil derjenigen Kenntniſſe ausgemacht haben, die man in den großen Geheimniſſen zu Eleuſis offenbahrte *).

Alle dieſe Lehren, die man in den großen Myſterien den Epopten vortrug, waren in heiligen Büchern aufgezeichnet, die man den Augen der Ungeweihten ſorgfältig entzog, und die wahrſcheinlich kein anderer als der Hierophant leſen durfte. Daß man in den Myſterien geheime Schriften hatte, die Ungeweihte nicht leſen durften, und konnten, erhellt aus einer Stelle des Galens (περι της των ἁπλων φαρμακων δυναμεως VII. 1.) worinn

---

*) Theon Smyrnäus (Math. p. 18. 19.) nimmt in einer ſehr verdorbenen, dunkeln Stelle fünf Grade, oder Stufen der Einweihung an: außer der Καθαρσις, Μυησις, und Εποπτεια, einen vierten, in welchem das Haupt umwunden, oder umkränzt, und der Eingeweihte fähig gemacht würde, Hierophant und Fackelträger zu werden, und andre

worinn er ſagt, daß einige Uneingeweihte die heiligen Bücher der Myſterien zu leſen verſucht hätten, daß aber ihre Verfaſſer ſie Uneingeweihten nicht geſchrieben hätten. Galenus nennt hier zwar nicht deutlich die Eleuſiniſchen Geheimniſſe; allein eine andere Stelle des Pauſanias läßt vermuthen, daß man wirklich auch zu Eleuſis geheime Schriften hatte, aus denen man in den großen Geheimniſſen den Epopten vorlas. Er erzählt nämlich (in Arcad. p. 249.) daß die Pheneaten in Arcadien einen Tempel der Ceres hätten, den ſie den Eleuſiniſchen nennten, und daß ſie der Göttin zu Ehren eben ſolche Myſterien als zu Eleuſis feyerten. — Dieſe Pheneaten nun, deren Myſterien den Eleuſiniſchen ſo ähnlich waren, hatten im Tempel der Ceres zween große in einander paſſende Steine,

andre wieder einzuweihen; endlich einen Fünften, in welchem man mit der Gottheit auf das genaueſte verbunden würde. Wahrſcheinlich hat dieſer neuere Schriftſteller verſchiedene Ceremonien der Einweihung in die großen Geheimniſſe für neue Grade gehalten.

die ſie πετρωμα nannten. In dieſen Steinen wurden Schriften aufbewahrt, aus denen die Hierophanten alle Jahre an den groſſen Myſterien die Müſtas unterrichteten, die ſie aber jedesmal, wenn ſie ſie gebraucht hatten, in der Stille der Nacht in das ihnen beſtimmte Behältniß wieder niederlegten. Dieſe Steine waren den Pheneaten ſo verehrungswürdig, daß der Schwur bey ihnen zu ihren heiligſten Eyden gehörte. Man wagt, glaube ich, keinen zu kühnen Schluß, wann man nach der ausdrücklichen Verſicherung von der Gleichheit der Arkadiſchen und Eleuſiniſchen Geheimniſſe behauptet, daß bey dieſen, eben wie bey jenen geheime Schriften gebraucht wurden.

Von einer ganz andern Art waren die Bücher, die der Diener der Iſis bey der Einweihung des Apulejus in die Geheimniſſe dieſer Göttin aus dem Allerheiligſten des Tempels hervor zog. (Metam. Lib, XI. p. 209.) *)

Auch

---

*) Et injecta dextera, ſenex comiſſimus ducit me protinus ad ipſas fores aedis ampliſſimae; rituque ſo-

Auch dieſe Bücher waren durch allerhand hieroglyphiſche Figuren merkwürdig, und in Schriftzeichen abgefaßt, die allen Uneingeweihten ſchlechterdings unverſtändlich waren; allein der Hierophant unterrichtete den Apulejus aus dieſen Büchern, nur in allen Vorbereitungen und Anſtalten die er zur wirklichen Einweihung zu machen hätte. Sie waren alſo nur Formularbücher, dergleichen man vielleicht auch bey den kleinern Eleuſiniſchen und andern Geheimniſſen brauchte.

Schon zu Platos Zeiten giengen in Griechenland ganze Haufen, oder Sammlungen

---

ſolemni apertionis, celebrato miniſterio, ac matutino peracto ſacrificio, de opertis adyti profert quosdam libros, litteris ignorabilibus praenotatos: partim figuris cuiuscemodi animalium, concepti ſermonis compendioſa verba ſuggerentis, partim nodoſis, et in modum rotae tortuoſis, capreolatimque condenſis apicibus, a curioſitate profanorum lectione praemunita. Indidem mihi praedicat, quae forent ad vſum teletae neceſſario praeparanda.

von Gedichten herum, die man dem Orpheus, und Muſäus, den Abkömmlingen des Mondes und der Muſen zuſchrieb. (Opp. Tom. III. p. 364. 365. de Rep. II.) Nach ihren Vorſchriften opferten nicht blos einzelne Leute, ſondern ganze Städte, und ſuchten Lebende ſowohl als Todte von der Schuld ihrer Sünden zu befreyen. Allein Plato redet an dieſer Stelle von dieſen zahlreichen Schriften des Orpheus und Muſäus in einem Tone, woraus man ſchließen muß, daß er ſelbſt an ihrer Aechtheit zweifelte. In ſeinen Geſetzen hingegen erkennt er unter den Gedichten, die zu ſeiner Zeit den Nahmen der Orphiſchen führten, wenigſtens einige für ächt. (de Leg. VIII. p. 829. Vol. II. Opp.) Hier giebt er das Geſetz, daß kein Dichter ſich unterſtehen ſollte, ununterſuchte, und von den Geſezhütern nicht geprüfte Gedichte bekannt zu machen, ſelbſt alsdenn nicht, wenn ſie auch ſüßer, als die Lobgeſänge des Thamyras, und Orpheus wären.

Auch zu den Zeiten des Pauſanias hielt man gewiſſe Orphiſche Lobgeſänge für ächte

Arbeiten dieſes alten Thraciſchen Dichters (Boeot. 305.) Er charakteriſirt ſie genau, und ſagt, daß ſie alle ſehr kurz, und klein an Zahl wären, daß ſie ferner von gewiſſen Perſonen bey gewiſſen Feyerlichkeiten abgeſungen, und an Pracht und Schönheit nur allein von den Homeriſchen Hymnen übertroffen würden. Orpheus (heißt es auf der vorhergehenden Seite 304.) habe alle vorhergehende Dichter übertroffen, und ſey deswegen ſo groß, und berühmt geworden, weil man ihn für den Erfinder der Myſterien, für den Stifter der Reinigungen von der Schuld unheiliger Thaten und der Verſöhnungsmittel der erzürnten Götter gehalten habe. Auch er habe, wie mehrere ältere Dichter, Hymnen auf die Liebe gemacht (S. 302.) die noch jezo geſungen würden. Aus den Orphiſchen Gedichten lerne man, wie aus den Eleuſiniſchen Geheimniſſen ſelbſt (in Atticis p. 35.) warum alle eingeweihte Perſonen ſich vom Bohneneſſen enthalten mußten. Allein eben dieſer Pauſanias, der mehrmalen ſo zuverſichtlich von ächten Orphiſchen Gedichten redet, der ihre Eigenheiten ſo ſorgfältig anzeigt, und ſie ſo gar für den Inbegrif deſſen, was man in den Eleuſiniſchen Geheimniſſen ſah und hörte, ausgiebt, eben dieſer Pauſanias zweifelt anderswo wieder (in Attic. p. 13.) ob die Gedichte, die man dem Muſäus, und Orpheus in ſeinem Zeitalter zueignete, wirklich von dieſen alten Sängern herrührten, und ſagt (in Phoc. p. 320.) daß es in Griechenland gewiſſe Gedichte gäbe, die man Eumolpiſche nenne, und dem Muſäus zuſchreibe, ohne ſich im geringſten zu erklären, ob er der allgemeinen Meynung beytrete, oder nicht? — Schon in den älteſten Zeiten alſo gab es Orphiſche Gedichte, in denen man die verborgenen Lehren der Myſterien mitgetheilt glaubte; allein auch ſchon im Zeitalter des Plato zweifelte man, ob dieſe Gedichte ſo ächt, und von dem innern Werth wären, den man ihnen zutraute.

Dieſe Zweifel über die Aechtheit der für Orphiſch ausgegebenen Gedichte verſchwand in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburth, beſonders in den leztern Zeitaltern der neuplatoniſchen Philoſophie, und zwar in eben dem Verhältniſſe, in welchem die Anzahl unächter Orphiſcher Gedichte größer wurde, und das Mistrauen gegen alles, was Orphiſch hieß, hätte wachſen ſollen. Plutarch, ein Sohn des Neſtorius, und ſein Schüler Proklus (28 etc. Marini Vita Procli) beſaßen einen großen Vorrath von Orphiſchen Hymnen, die ſie wie die Sybilliniſchen Orakel und Chaldäiſchen Schriften, wie die Werke des Hermes und Zoroaſters, für einen Schatz uralter Weisheit anſahen, aus denen ſie die wahre Theurgie, oder die Kunſt ſich mit der Gottheit zu vereinigen, und durch dieſe Vereinigung Wunder zu thun, lernen könnten. Proklus ſelbſt verbeſſerte die Orphiſchen Hymnen, und empfand ſogleich eine merkliche Linderung von Schmerzen, als er ſich einige davon in einer ſchweren Krankheit vorſingen ließ. — Von allen Orphiſchen Hymnen, die wir noch haben, kann man es faſt einzeln und ſtückweiſe darthun, daß ſie nicht vom Thraciſchen Dichter ſelbſt herrühren, ſondern erſt nach der Entſtehung der Alexandriniſchen Philoſophie gemacht ſeyn müſſen.

Sowohl die kleinen als großen Myſterien wurden alle Jahre, nur nicht in demſelbigen Monath gefeyert. Von den kleinen ſagen es ausdrücklich Herodot, Jſokrates, und Ariſtides in den Stellen, die ich ſchon oben aus ihnen angeführt habe. Von den großen Myſterien hingegen behaupteten Meurſius (Eleuſ. c. 81.) und einige andere, daß ſie nur alle 5 Jahre wären gefeyert worden. — Van Dale widerlegte dieſe Männer (in diſſert. de Gymnaſiarchis c. 2. p. 604. ſeq. in diſſ. Antiq. illuſtr. inſeru.) aber aus lauter Stellen, die allein von den kleinen Myſterien handeln. Aus dem Plutarch aber ſowohl, als aus dem Scholiaſten des Ariſtophanes, und dem Suidas kann man beweiſen, daß man alle Jahre diejenigen in die großen Myſterien eingeweihet habe, die zu ihnen zugelaſſen werden konnten. Plutarch nemlich erzählt im Leben des Demetrius (T. III. Vit. Par. p. 1649. 1650. Ed. Steph. Graec.) daß dieſer König von den Athenienſern verlangt habe, auf einmal, oder gleich hintereinander ſowohl in die kleinen, als großen Myſterien eingeweiht zu werden. Dieſe Forderung lief wider alles

Herkommen, wider alle Geſetze der Geheimniſſe, nach welchen diejenigen, die in die kleinen Myſterien eingeweihet waren, erſt im folgenden Jahre zu den Großen gelangen konnten. Allein die Athenienſer wagten es doch nicht, dem Demetrius, dem ſie ſo vieles zu danken hatten, ſeine Bitte abzuſchlagen; ſie wählten daher den Ausweg, den ihnen der damalige Demagog Stratokles zeigte, und verwandelten durch einen Volksſchluß den laufenden Monath Monúchion, in dem die Bitte geſchah, erſt in den Monath Anteſthárion, und weihten den Demetrius in die kleinen Myſterien ein; und gleich darauf verwandelten ſie ihn wieder in den Monath Boudromion und ließen den König unmittelbar zu den großen Geheimniſſen zu. Nach dem Plutarch alſo konnte man wenigſtens ein Jahr nach der Einweihung in die kleinen Myſterien Epopte werden; und die großen Geheimniſſe müſſen daher, wie die kleinen, alle Jahre gefeyert worden ſeyn. Auch bezeugt der Scholiaſt des Ariſtophanes (ad Ran. 757. v.) und Suidas, (in voc. Εποπτης) daß man diejenigen μυϛας genannt habe, die in die kleinen

Myſterien eingeweihet worden, und daß man dieſe μυϛας Epopten genennt habe, wenn ſie ein Jahr nachher zum Anſchauen des Allerheiligſten zugelaſſen worden.

Sowohl die kleinen, als großen Myſterien wurden allein unter der Bedingung des heiligſten Stillſchweigens mitgetheilt; auf ihre Bekanntmachung, oder Entweihung folgten von den älteſten Zeiten her entſetzliche Verfluchungen und Todesſtrafe. Daß ſowohl das, was man in den kleinen Myſterien ſah, als das, was man in den Großen hörte, allen Uneingeweihten verſchwiegen werden mußte, beweiſt Meurſius mit einer großen Anzahl von Zeugniſſen alter Schriftſteller, die deswegen überflüßig ſind, weil man eben das durch einige unbezweifelte Facta darthun kann. Aeſchylus wurde wegen einiger Stellen in ſeinen Trauerſpielen, in denen er von der Ceres redete, der Entweihung der Eleuſiniſchen Geheimniſſe angeklagt, und er entfloh der auf dieſes Verbrechen geſetzten Strafe kaum dadurch, daß er vor dem Areopag bewies, daß er gar nicht eingeweihet ſey. (Clem. Strom. II. 461.)

II. 461) Alcibiades (Plutarch. in eius Vita p. 368. 369.) wurde von allen Prieſtern und Prieſterinnen in Athen aufs feyerlichſte verflucht, aller Güter beraubt, und zum Tode verurtheilt, weil er die Myſterien in ſeinem Hauſe mit vielen ſeiner Freunde nachgeäfft, oder nachgeſpielt hatte. Die Athenienſer verſprachen demjenigen ein Talent, der ihnen den Diagoras todt oder lebendig ausliefern würde, weil dieſer die Myſterien durch ihre Bekanntmachung entheiliget, und den Griechen von der Einweihung abgerathen hatte. (Suidas in voc. Διαγορας et Lyſ. Or. in And. p. 111. 112.)

– Die Verfluchung der Ruchloſen, die die Myſterien entweihet hatten, geſchah auf die allerfeyerlichſte Art. (Lyſ. adu. And. 129. S.) Alle Prieſter und Prieſterinnen erhielten Befehl, den Zorn der Götter und Göttinnen, denen ſie dienten, gegen einen ſolchen Unheiligen aufzufordern. Sie ſtanden gegen Niedergang, ſchüttelten ihre dunkeln Feyerkleider, und ſprachen alsdenn den Fluch in Formeln aus, die man uns nicht aufbehalten hat. — Unterdeſſen war ſelbſt die Entweihung der Geheimniſſe ein verzeihliches Verbrechen. Als Alcibiades, wie ein Schutzgott und Erretter Athens angebetet in ſeine Vaterſtadt zurück kehrte; nahm man das wider ihn ausgeſprochene Todesurtheil zurück, gab ihm ſeine Güter wieder, und befahl den Eumolpiden, und übrigen Prieſtern, ihn wieder zu heiligen, und die Flüche, die man, auf Befehl des Volks, wider ihn ausgeſtoßen hatte, aufzuheben. (Plut. 382. p.) Theodor der Hierophant weigerte ſich, dies zu thun, unter dem Vorwande, daß er den Alcibiades, wenn er unſchuldig wäre, nicht verflucht hätte, ſo wie ſich vorher eine Prieſterin Theano geweigert hatte, ihn zu verfluchen, weil ſie eine Prieſterin des Segens, und nicht des Fluches ſey.

Von einer eydlichen Verſicherung, der Verſchwiegenheit, die nach einigen neuern Schriftſtellern alle Einzuweihende vor der Mittheilung der Geheimniſſe abgelegt haben ſollen, finde ich in den Alten nicht die geringſte Spur. Die fürchterlichen Strafen, die man auf die Entheiligung der Myſterien geſetzt hatte, verbanden die Eingeweihten zum Stillſchweigen ſchon feſt genug.

Nicht nur die Bekanntmachung, ſondern ſo gar die Vernachläßigung der Myſterien wurde zu gewiſſen Zeiten zum ſtrafbaren Verbrechen gemacht. Der verehrungswürdige Demonax, deſſen Leben Lucian ſo ſchön beſchrieben hat, wurde in Athen aus zween Punkten angeklagt, daß er nemlich der Schutzgöttin Athens, der Minerva, niemals Opfer dargebracht habe, und daß er unter allen Griechen (μονος ἁπαντων) der einzige ſey, der ſich nicht in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe habe einweihen laſſen. (Tom. I. Opp. Lucian. Amſtel. 1687. p. 861.) Die Athenienſer, die ſich vor ſeiner Vertheidigung ſchon mit Werkzeugen zur Steinigung verſehen hatten, befriedigten ſich doch zuletzt mit ſeiner Verantwortung, daß er ſich in keinem Falle, die Myſterien möchten nützlich oder ſchädlich ſeyn, einweihen laſſen könnte, weil er ſich zur Erfüllung der Bedingung, unter welcher ſie mitgetheilet würden, unfähig fühlte. Wären ſie nemlich nützlich; ſo würde er ſie ausbreiten, um durch ihre Vortrefflichkeit alle Menſchen zur Einweihung zu reizen. Fände er ſie hingegen ſchädlich, ſo würde er ſie auch alsdenn nicht verſchweigen, um alle Menſchen davon abzuhalten.

Zweyerley Umſtände ſind mir noch bis jetzo bey den Myſterien räthſelhaft, wovon der erſte dieſer iſt, daß kein alter Schriftſteller uns Nachrichten von ſtrengen Prüfungen hinterlaſſen hat, die alle in die großen Myſterien Einzuweihende ſich hätten gefallen laſſen müſſen. Vielleicht glaubte man, einen jeden ſchon bey der Einweihung in die kleinen Geheimniſſe genau genug kennen lernen zu können; oder man verließ ſich darauf, daß alle die zu den großen Myſterien herzukamen, angeſehene Männer von bekanntem Charakter waren, und daß ſie einzeln eingeweihet wurden, wie wenigſtens der Fall beym Antonin war. (Capitol. in eius Vita l. c.) In jedem zweydeutigen Fall konnte man ſich immer damit in Sicherheit ſetzen, daß man den Einzuweihenden nicht alles, oder nicht mehr ſagte, als zur Noth bekannt werden durfte.

Der zweyte ſonderbare Umſtand in der Geſchichte der Geheimniſſe, iſt die Seltenheit der Anklagen ihrer Entweihung. Man konnte auf ſo tauſendfältige Art unvorſichtig ſeyn, oder einer Unvorſichtigkeit beſchuldiget werden, daß man ſich immer verwundern muß, wie nicht zuletzt in Athen ein Inquiſitionsgericht entſtand, und Entweihung der Myſterien, wie in ſpätern Zeiten das Majeſtätsverbrechen in Rom, ein Verbrechen wurde, das man allen, beſonders denen aufbürdete, die ſonſt weiter keiner ſchuldig waren. Vielleicht war die Anklage der Gottloſigkeit (ασεβειας) durch die ungerechte Verurtheilung des Sokrates verhaßter geworden, als wir jetzt wiſſen. Vielleicht war auch die Aufklärung der Eumolpiden, und der übrigen Vorſteher der Geheimniſſe, die meiſtens die erſten Aemter des Staats bekleideten, Urſache, daß von dieſer Action kein Mißbrauch gemacht wurde.

V.

Nach der Eroberung Aſiens und Afrika's durch die Griechen, und beſonders durch die Römer, giengen mit den Religionsſyſtemen faſt aller bekannten Völker die wichtigſten

Veränderungen vor. Alexander und ſeine Nachfolger jagten aus den entfernteſten Gegenden Völker in neue Städte zuſammen, die ſie in allen Theilen von Aſien und Afrika erbaueten, unter denen Alexandrien immer die Erſte blieb. Nationen wurden in den häufigen Kriegen ſtärker zuſammen geſtoßen, aber auch durch den mehr ausgebreiteten Handel genauer mit einander vereinigt, als vorher geſchehen konnte. Die Römer endlich ſchickten ihre Italiſchen, Galliſchen, Britanniſchen, Spaniſchen und Deutſchen Legionen nach den Morgenländern, um ihren eben ſo reichen als weichlichen Bewohnern ihre Schätze zu rauben; und ſo wurden wiederum die Legionen aus Aſien nach dem Occidente herübergeholt, um deſſen Völker zu bekriegen, oder auch Rom neue Beherrſcher zu geben. Dieſe Hauptſtadt der Erde ſelbſt wurde der Zuſammenfluß aller unterjochten Völker, die nach Italien zuſammen kamen, entweder um Schutz gegen ihre Unterdrücker zu erflehen, oder einen Theil der Reichthümer im üppigen Rom wieder zu erwerben, die man ihnen in den Provinzen abgepreßt hatte. Unter den Nachfolgern des

Alexanders alſo, noch mehr aber unter dem Sulla, Pompejus und Cäſar entſtund eine allgemeine Miſchung und Wanderung der Völker ſowohl, als ihrer Götter und Religionen. Griechiſche und Römiſche Götter wurden in Aſien und Afrika verehrt; und die überwundenen Völker fanden in allen Theilen von Griechenland und Italien die ihrigen wieder. Die Diener fremder Götter wurden ſehr bald mit den Göttern der Religion und Sprache ihrer Sieger bekannt, und würden daher allmälig, entweder mit Vorſatz, oder unbewußt, ihre eigene Götter, deren Dienſt und Gebräuche verwandelt haben, wenn auch nicht Römer und Griechen ſchon frühe ſich entſchloſſen hätten, ſich ſelbſt den verpflanzten Gottheiten überwundener Völker zu weihen, und als Prieſter in ihren Tempeln zu dienen. Man wird ſchwerlich eine aus Aſien und Afrika nach Griechenland und Italien verſetzte Gottheit finden, die nicht in den erſten Jahrhunderten nach Chriſt Geburth Griechen oder Römer zu Prieſtern gehabt hätte.

Die Römer wehrten ſich eine Zeitlang gegen dieſen Einbruch fremder Religionen, und deren Vermiſchung mit der ihrigen. Der Prätor, Cornelius Hiſpallus (Valer. Max. I. 3.) jagte die Chaldäiſchen Wahrſager aus Italien und zwang den Jupiter Sabazius nebſt ſeinen Dienern in ihre Heymath zurück zu kehren. Aemilius Paulus, der den Perſeus beſiegte, zerſtöhrte mit eigener Hand die Tempel der Iſis und des Serapis, die in Rom ſchon ſo ſehr verehrt wurden, daß Niemand ſich an ihren Tempeln zuerſt vergreifen wollte. Auch unter den erſten Imperatoren wurden die Chaldäer, nebſt dem Jüdiſchen und Egyptiſchen Aberglauben, wie die Römiſchen Schriftſteller ſich ausdrücken, aus Italien verbannt. Allein alle dieſe kräftigen Bemühungen thaten ihre Wirkung nur auf kurze Zeit, der Hang zur Schwärmerey, und zum Aberglauben nahm in gleichem Grade mit dem Deſpotiſmus zu: und Italien wurde in eben dem Verhältniſſe an Göttern und Tempeln reicher, in welchem es an Menſchen und Städten verlohr.

Unter dieſen Umſtänden nun, da Sieger und Beſiegte ihre Götter gegeneinander austauſchten, und die Götter von beyden Prieſter aus allen Völkern erhielten, war eine gänzliche

Veränderung ihres Dienſtes unvermeidlich. Götter erhielten andere oder mehrere Namen, als ſie vorher gehabt hatten, andere Attributa, und eine andere Mythologie. Die Revolution erſtreckte ſich auch über die Myſterien: Götter, die vorher keine hatten, erhielten neue, und diejenigen, denen von Anbeginn Geheimniſſe geheiliget waren, mußten es ſich gefallen laſſen, daß ſie in Griechiſche Formen umgegoſſen wurden. Beyde Sätze laſſen ſich durch viele Beyſpiele aus der Geſchichte beweiſen; ich ſchränke mich nur auf einige wenige ein, die am wichtigſten ſind, und am meiſten zur Erläuterung der bisher von mir vorgetragenen Geſchichte der Geheimniſſe dienen.

Zu den Zeiten des Herodots wurden unter allen Aegyptiſchen Gottheiten der Iſis allein, und auch nur in Sais Myſterien gefeyert, in denen ihre, und des Oſiris Leiden vorgeſtellet wurden. Auch andere Griechen, die vor der Auswanderung der Egyptiſchen Götter nach Rom und Griechenland ſchrieben, ſagen uns nichts von Geheimniſſen, die andern Gottheiten heilig geweſen wären. Zu den Zeiten des Apulejus aber, der im zweyten Jahrhundert lebte, hatte nicht blos die Jſis ihre Myſterien in Griechenland, die von den alten, wie ich gleich zeigen werde, himmelweit verſchieden waren, ſondern auch Serapis hatte ſeine Orgien, und Oſiris ſeine Geheimniſſe in Rom, die, nach dem Apulejus, der Verwandſchaft der beyden Gottheiten ungeachtet, denen der Jſis ganz unähnlich waren. (XI. 214. 215. Met.) Das Collegium der Prieſter und Paſtophoren, das in dem Tempel des Oſiris diente, war zu des Apulejus Zeiten ſchon ſehr alt, und unter dem Sulla geſtiftet worden. — Eben ſo erhielt der Mithras der Perſer, da er nach Griechenland und Italien übergieng, Myſterien, von denen die älteſten Verehrer nichts wußten, und auch nichts wiſſen konnten. — Die Vervielfältigung der Myſterien hatte ihren Grund nicht nur in dem ſtets wachſenden Aberglauben der damaligen Zeiten, ſondern auch in dem Geize der Prieſter, die ſich für die Einweihung, wie aus dem Apulejus erhellt, ſtark bezahlen ließen.

Die Myſterien der Jſis wurden nicht lange nachher, als dieſe Göttin in Italien, und Griechenland einheimiſch geworden war, ſich ſelbſt immer mehr und mehr ungleich, und den Eleuſiniſchen Geheimniſſen immer ähnlicher; nur daß Schwärmerey, Aberglauben, und Prieſtertrug bey den erſtern viel weiter getrieben worden, als bey den letztern. Eine kurze Geſchichte der Einweihung des Apulejus in die Iſiſchen Geheimniſſe, die er ſelbſt im eilften Buche ſeiner Verwandlungen erzählt, wird meine Behauptung außer Zweifel ſetzen.

Nach den großen Wohlthaten, (XI. 206. et ſq. Edit. Coluii,) die Apulejus, oder Lucius empfangen hatte, entſchloß er ſich endlich, ſich ſelbſt, und alle ſeine Kräfte dem Dienſte der Iſis zu weihen. Ihm gieng keine Nacht ohne Erſcheinungen, ohne Winke ſeiner Schutzgöttin hin; allein bey aller der Sehnſucht, die er hatte, in ihre verborgenſten Geheimniſſe eingeweiht zu werden, hielt ihn doch der Gedanke an alle die ſchwer zu erfüllenden Pflichten, die er nach der Einweihung auszuüben hätte, und die Furcht vor der gar zu ſtrengen Lebensart von der wirklichen Einweihung zurück. Ein merkwürdiges Geſicht aber, das den folgenden Tag in Erfüllung gieng, zerſtreute alle bisherigen Bedenklichkeiten. Er gieng mehrmalen zu dem erſten Prieſter der Göttin und bat ihn inſtändigſt, ihn doch zum Genuß der erhabenen Myſterien zuzulaſſen. Allein dieſer wich ſeinen Bitten unter dem Vorwande aus, daß die Göttin zuvor durch unmittelbare Eingebung den Tag der Einweihung ſowohl, als den Hierophanten, und die zur Einweihung erforderliche Koſten beſtimmen müſſe. Keiner aus ſeinem Orden habe eine ſo raſende ruchloſe Kühnheit, ohne den vorhergegangenen ausdrücklichen Befehl der Göttin, das Geſchäft der Einweihung zu übernehmen, und ſich dadurch einen unvermeidlichen Tod zuzuziehen. In den Händen der Iſis läge das Leben eines jeden Menſchen, lägen die Schlüſſel zum Reiche der Schatten: in ihren Myſterien würde die Uebergabe in einen freywillig gewählten Tod, und die Wiedererlangung des Lebens durch die Gnade der Göttin gefeyert und vorgeſtellt. Alle, die ſich in ihre Geheimniſſe einweihen ließen, wurden als ſolche Menſchen angeſehen, die ausgelebet hätten, und die vom Rande des Grabes durch die Allmacht der Göttin, gleich wiedergebohrnen Menſchen, zu einem neuen Leben zurück gerufen würden. — Auch er ſolle alſo den Ruf der Göttin erwarten, und ſich von allen verbotenen Nahrungsmitteln enthalten, bis ſie ſeinen Myſtagogen ernannt hätte.

Nicht lange nachher zeigte dem Apulejus ein Traumgeſicht den oberſten Prieſter der Iſis, Mithras, als denjenigen, der ihn einweihen ſollte; und eben dieſer hatte zugleich den Befehl erhalten, die Einweihung an ihm zu vollziehen. Apulejus wurde daher gleich am folgenden Morgen vom Mithras in den Tempel der Göttin geführet, und erfuhr aus den heiligen Büchern, von denen ich oben ſchon geredet habe, alles was er zur eigentlichen Einweihung vorzubereiten und anzuſchaffen hätte. Er kaufte alles Nöthige theils ſelbſt, theils durch ſeine Freunde zuſammen; wurde darauf in einem öffentlichen Bade rein abgewaſchen, und mußte nach den Vorſchriften ſeines geiſtlichen Führers zehn Tage hintereinander ſich von Fleiſchſpeiſen, und Wein enthalten. Nach dieſem Faſten wurde er an einem Abend mit einem groben Tuch von Leinwand angethan, in das innerſte Heiligthum des Tempels geführt, und hier fragſt du vielleicht neugierig, (redet er ſeinen Leſer an.) was geſagt, und vorgenommen worden. Ich würde es, fährt er fort, ſagen, wenn ich es ſagen dürfte, und du würdeſt es erfahren, wenn es dir zu hören erlaubt wäre. Unterdeſſen will ich deine Neugierde nicht ganz unbefriedigt laſſen, und dir ſagen, was ſich ſagen läßt. Ich bin bis an die Gränzſcheide des Lebens und des Todes gekommen; ich habe die erſten Gränzen des Reichs der Proſerpina betreten, und bin, nachdem ich alle Elemente durchwandert hatte, glücklich zurückgekehrt. Zur Zeit der tiefſten Mitternacht habe ich die Sonne in ihrem vollen Glanze geſehen, und bin ſo glücklich geweſen, die Götter des Himmels und des Schattenreichs in der Nähe anzubeten. Erſt gegen Morgen war die Einweihung vollendet, und nun gieng er mit zwölf heiligen Gewändern bekleidet, aus dem Innerſten des Tempels hervor. Das oberſte Gewand war mit allerhand Blumen bemalt, und von ſeinen Schultern hieng ein koſtbarer Mantel herab, der Stola Olympiaca genannt wurde. An beyden ſah man Thiere von allerley Art, Indiſche Drachen, und Hyperboreiſche Gryphen.

phen. In der rechten Hand führte er eine brennende Fackel; und ſein Haupt war mit Palmblättern, die Sonnenſtrahlen glichen, bekränzt. In dieſem Schmucke ſtellte er ſich als ein lebendes Bild der Sonne auf einen erhabenen Platz hin, der ſich in der Mitte des Tempels vor einer Statue der Göttin befand, und wurde, nach aufgehobenen Vorhängen, dem ihn ſegnenden Volke ſichtbar. — —

Schon aus dieſer Beſchreibung allein muß es, denke ich, einem jeden von ſelbſt einleuchten, daß die Myſterien der Iſis ſich den kleinen Eleuſiniſchen Geheimniſſen genähert, und faſt ganz aufgehöret hatten, Egyptiſch zu ſeyn. Bey den Myſterien, die der Iſis ehemals in Sais jährlich gefeyert wurden, konnten die Einzuweihenden, die aus allen Theilen von Egypten zuſammenfloſſen, unmöglich auf göttliche Eingebungen warten, wodurch ihnen der Tag der Einweihung, ſowohl als der Prieſter, der ſie verrichten ſollte, beſtimmt wurde. Eben ſo wenig konnten ſolche Pilgrimme zehn Faſttage aushalten, während welcher man ſich zu den Myſterien der Iſis in Griechenland vorbereiten mußte. In den alten Egyptiſchen Myſterien wurden, nach dem Herodot, die Leiden, und Schickſale des Oſiris, nicht aber, wie in den Eleuſiniſchen Geheimniſſen, eine glänzende Sonne, das Reich der Proſerpina, und die Götter des Griechiſchen Himmels, und der Griechiſchen Hölle vorgeſtellt. Endlich läßt es ſich gar nicht denken, daß in den Myſterien zu Sais bey dem großen Haufen der Einzuweihenden ein jeder nach vollendeter Einweihung mit ſo vielen, und koſtbaren Gewändern, am wenigſten mit einer Olympiſchen Stola hätte bekleidet werden können.

Bey dem Iſiſchen Geheimniſſen läßt es ſich aber doch noch begreifen, wie ſie allmälig verändert wurden, weil doch Anfangs etwas da war, was verdorben werden konnte; in dem Gottesdienſte des Perſiſchen Mithras hingegen war urſprünglich nichts, was Myſterien nur von ferne ähnlich ſah, und doch erhielt dieſer Gott der Perſer, nachdem er gräciſiert worden war, Myſterien, die den Eleuſiniſchen ähnlich, aber in manchen Punkten viel weiter getrieben waren.

Die älteſten Perſer hatten bis auf die Zeiten des Herodots, und noch ſpäter gar keine Myſterien. Ich ſchließe dieß nicht nur aus dem Stillſchweigen des Herodots, Xenophons, und Strabo's, ſondern aus der ganzen Staats- und Religionsverfaſſung dieſes Volks. Die Perſer (Herod. I. 71. 132-140.) waren noch zu Cyrus Zeiten, um die achtzigſte Olympiade, gleich allen Wilden und herumſtreifenden Horden in Stämme, und zwar in zwölf Stämme getheilt, von denen einige noch immer Nomaden waren, und andere nicht lange aufgehöret hatten, es zu ſeyn. — Sandanis, der Lydier, rieth dem Cröſus, der die Perſer bekriegen wollte, ab, ſich an dieſen Barbarn zu vergreifen, weil er alsdenn, wenn er ſie beſiegte, gar nichts dabey gewinnen würde. Die Perſer wären Menſchen, die nicht in Gold und Silber, ſondern in Thierfellen gekleidet wären; die ferner weder Wein, noch Feigen, noch andere Leckerbiſſen kennten, ſondern ſich mit den einfachſten gröbſten Nahrungsmitteln bey der härteſten Arbeit begnügten. — Selbſt zu Herodots Zeiten fanden ſich unter ihnen noch ſehr viele charakteriſtiſche Ueberbleibſel von Nomadiſchen Sitten; bis ins zwanzigſte Jahr war die einzige Beſchäftigung ihrer Jünglinge, Reiten, Pfeil werfen, und Uebungen in der Wahrhaftigkeit: über die wichtigſten Angelegenheiten rathſchlagten ſie bey öffentlichen Zuſammenkünften und feſtlichen Schmäuſen; was ſie nüchtern entworfen hatten, entſchieden ſie unter den Freuden der Tafel, und in der Begeiſterung des Weins: was ſie hingegen trunken beſchloſſen hatten, überlegten ſie nüchtern noch einmal. Sie hielten ſich, wie alle rohe, wenig ausgebildete Völker, für die beſten, und tapferſten der Menſchen, und glaubten, daß Tugend und Tapferkeit in eben dem Verhältniſſe unter den von ihnen verſchiedenen Völkern abnehme, in welchem dieſe mehr oder weniger von ihnen entfernt wären.

Dieſe Perſer beteten ferner zu des Herodots Zeiten alle die Sonne und den Mond an, und hielten das Feuer, die Erde und das Waſſer fließender Ströme für ſo heilig, daß ſie ſich hüteten, ſie zu verunreinigen. In ſpätern Zeiten (ſetzt Herodot hinzu) haben ſie von den Aſſyriern und Arabern die Venus angenommen, die die Aſſyrier Mylitta, die Araber Alitta, und die Perſer Mitra nennen. Auch glauben einige, daß ſie den Jupiter, oder den ganzen Bezirk des Himmels anbeten, und ihm auf den höchſten Bergen Opfer bringen. Uebrigens (fährt er fort) haben die Perſer weder Tempel noch Altäre, noch Statuen der Götter, weil ſie die Götter nicht wie die Griechen für menſchenähnlich halten. Ihre Opfer waren ohne allen den Pomp, der ſie bey den Griechen und andern Völkern ſo feyerlich machte; ſie brauchten weder Feuer noch Muſik, weder Libationen, noch Bekränzungen des Opferviehes. Ein jeder Perſer führte das Vieh, das er opfern wollte, an eine heilige Stätte, umwand ſeinen Turban mit Myrthenreiſern, und erflehte von den Göttern ſeines Volks Segen und Wohlergehen, nicht allein für ſich, ſondern für den König und alle Perſer, zu denen der Opfernde auch gehörte. Nach dieſem Gebet ſchlachtete er ſelbſt das Vieh, zerſtückte und kochte es; und das gekochte Fleiſch wurde unter dem Geſange eines Magiers auf zarte reine Kräuter gelegt, von den Opfernden nach Hauſe getragen, und zum beliebigen Gebrauch angewendet.

Ein ſolches Volk nun, deſſen Religion noch ganz die Religion der Nomaden war, das die Lichter des Himmels ſelbſt, und einige Elemente, nicht aber Götter in menſchlicher Geſtalt anbetete, das eben deswegen keiner der Griechiſchen ähnliche Mythologie, oder Göttergeſchichte, keine Tempel, Altäre und Statuen hatte, und alle die Völker, unter denen ſich dieſe fanden, für thöricht erklärte, das ſelbſt mit eigner Hand, blos unter den Geſängen eines Magiers, den Göttern zu Ehren Vieh ſchlachtete, aber von dieſem Opfervieh weder den Göttern, noch deren Dienern etwas zu geben ſchuldig war, das endlich zu ſeinen Opferſtätten einen jeden reinen Ort, oder die höchſten Berge wählte, ein ſolches Volk konnte unmöglich Myſterien haben, die einem menſchenähnlichen Gott in Höhlen, unter langwierigen und beſchwerlichen Kreuzigungen der Einzuweihenden in ſpätern Zeiten gefeyert wurden.

Bey den großen Eroberungen, die die Perſiſchen Könige machten, und bey der genauen Bekanntſchaft der Perſer mit ſo vielen angränzenden Völkern, die faſt alle menſchenähnliche Götter anbeteten, konnte die Religion der Perſer, die ohnedem, nach den Bemerkungen des Herodots, zur Aufnahme alles deſſen, was nur fremd und ausländiſch war, ſehr geneigt waren, nicht lange in ihrer erſten Reinigkeit und Einfalt fortdauern. Schon zu den Zeiten dieſes Geſchichtſchreibers hatten ſie den Dienſt einer fremden Göttin angenommen; nicht lange nachher gewöhnten ſie ſich, den Mond ſowohl, als die Sonne in einer menſchlichen Geſtalt zu denken: ſie baueten ihnen Tempel, und Altäre, auf welchen heiliges unauslöſchliches Feuer brannte; und endlich widmeten ſie auch der Sonne, oder dem Mithras, der in Geſtalt eines Kriegers in Perſiſcher Kleidung vorgeſtellt wurde, (Man ſehe Zeichnungen davon in Hyde de Rel. vet. Perſ. p. 113. Philipp. a Turre de Mithra p. 158. van Dale Diſſ. Illuſtr. Antiq. inſeruientes p. 17. 18.) Myſterien, deren Entſtehung ſich gar nicht, wohl aber ihr Ausgang aus Aſien, und ihre Verbreitung durchs ganze Römiſche Reich aus der Geſchichte beſtimmen läßt.

In dem berühmten Seeräuberkriege, dem der große Pompejus ein Ende machte, in welchem tauſend Raubſchiffe nicht nur alle bekannte Meere, und deren Küſten unſicher machten, ſondern auch an die vierhundert Städte zerſtörten, und alle bis dahin unberaubte Tempel ausplünderten. in dieſem Kriege, der der Römiſchen Herrſchaft ein ewiger Schandfleck bleiben wird; zeigten ſich unter andern fremden Opfern, und Gebräuchen zuerſt auch die Geheimniſſe, die dem Mithras gefeyert wurden, und, wie Plutarch ſagt, bis auf ſeine Zeiten fortdauerten. (Plutarch in Vit. Pomp. p. 1153. T. II. Ed. Steph. Graec.) Nach dem Zeitalter des Plutarchs breiteten ſie ſich noch mehr aus, erhielten immer eine größere Anzahl von Liebhabern, und wurden auch in eben dem Verhältniß, in welchem ſie allgemeiner zu werden anfiengen, ſchwärmeriſcher und feyerlicher.

Die Myſterien des Mithras wurden entweder in Höhlen gefeyert, die die Natur ſelbſt gebauet hatte, oder in unterirrdiſchen Tempeln, die die Geſtalt von Höhlen oder Grotten hatten. Dieſe von der Natur oder Kunſt gemachten Höhlen ſah man als Symbola des Weltgebäudes an, und eben deswegen waren ſie inwendig mit dem Zeichen des Thierkreiſes, der Elemente und Erdgürtel ausgeſchmückt. Nach dem Eubulus glaubte man, daß Zeroaſter zuerſt eine natürliche Höhle dem Mithras geheiliget habe. (Porph. de Antr. Nymph. c. 6.) Zur Einweihung mußte ein jeder ſich durch eine faſt unglaubliche Anzahl von Prüfungen, die nach dem Nonnus in achtzig Stufen eingetheilt waren, vorbereiten. (Nonnus ad Or. Greg. Naz. in Jul. 45. n.) Um ſich als einen gegen alle Schmerzen unempfindlichen Mann zu zeigen, mußte der Einzuweihende mehrere Tage hintereinander durch breite und tiefe Waſſer ſchwimmen, durchs Feuer wandeln, in wüſten Gegenden faſten, und alle übrige Stufen der Prüfungen durchgehen. In den Myſterien ſelbſt reinigte man ſich Hände und Zungen mit Honig, um von aller Schuld der Sünden frey zu werden; (c. 15. de Antr. Nymph.) man erhielt zu eben der Abſicht die Taufe, und wurde als ein Geheiligter des Mithras gezeichnet. (Tertull. de Praeſcr. Haeret. c. 40.) Man feyerte eine dem Abendmahl der Chriſten ähnliche Ceremonie, und ſetzte den Einzuweihenden unter Vorhaltung eines bloßen Schwerdtes eine Krone auf, um die Auferſtehung der Todten dadurch anzudeuten. Porphyr glaubt, daß man in den Myſterien des Mithras alle Einzuweihende von der Seelenwanderung habe überzeugen wollen. (de Abſt. IV. 16.) Er beruft ſich für ſeine Meynung auf die Gewohnheit in den Myſterien des Mithras, nach welcher man allen Einzuweihenden männlichen, und weiblichen Geſchlechts die Namen verſchiedener Thierarten von Löwen, Hyänen, Raben u. ſ. w. auflegte. — So unvollſtändig dieſe Nachrichten von den Geheimniſſen des Mithras auch ſind; ſo zeigen ſie doch einem jeden ſo viel, daß ſie theils nach dem Muſter der Eleuſiniſchen Geheimniſſe, theils nach mehrern den Bekennern der Chriſtlichen Religion eigenthümlichen Gebräuchen eingerichtet waren, daß ſie hingegen nichts enthielten, weswegen man ſie für ſehr alt, und urſprünglich perſiſch zu halten Urſach hätte.

* * *

Inhalt

des zweyten Theils.

I. Pſychologiſches Fragment über die Verſchiedenheiten des innern Bewuſtſeyns S. 1

II. Ueber Epikurs Charakter, und deſſen Widerſprüche in der Lehre von Gott 45

III. Ueber die Apathie der Stoiker 130

IV. Betrachtungen über den Tod und Troſtgründe der Alten wider die Schrecken deſſelben 166

V. Commentarius, quo Stoicorum ſententiae de animarum poſt mortem ſtatu, et fatis illuſtrantur. 265

Inhalt

des dritten Theils.

I. Ueber den Genius des Sokrates S. 5

II. Betrachtungen über die Frage: Ob wir es in unſerer Gewalt haben, uns zu verlieben oder nicht? 55

IV. Ueber die Myſterien der Alten, beſonders über die Eleuſiniſchen Geheimniſſe. 164

III Schutzschrift für den Stand und Lebens Art der Professoren i

Einige Verbeſſerungen.

Seite 15. Zeile 14. ſtatt nie lies mir. S. 19. Z. 16. ſt. Neigung l. Meynung. S. 19. Z. 20. ſt. davor l. davon. S. 26. Z. 22. ſt. alle n l. allen. S. 35. Z. 13. ſt. übernatürliche l. übernatürliche Wege. S. 43. Z. 15. heiter wurde l. als er gehofft hatte. S. 56. Z. 10. ſt. ausübend l. ausüben. S. 60. Z. 2. von unten ſt. in l. an S. 61. Z. 19. ſt. Zwang l. Zwerg. S. 65. Z. 10. ſt. darzu l. dazu iſt. S. 67. Z. 19. ſt. dies l. dieſe. S. 68. Z. 15. ſt. ihn l. ſie. S. 73. Z. 1. von unten übergeben l. übergaben. S. 79. Z. 9. ſt. faſt l. feſt. S. 90. Z. 1. von unten lieber l. lieben. S. 96. Z. 2. von unten ſt. der l. des. S. 103. Z. 3. von unten del. uns. S. 113. Z. 3. von unten ſt. werden l. würden. S. 113. Z. 13. von unten ſt. jedes l. jeder. S. 116. Z. 13. ſt. rechtmäſſigen l. rechtmäſſige. S. 127. Z. 7. ſt. zu wiſſen l. wiſſen. S. 132. Z. 13. ſt. einen l. einer. S. 143. Z. 4. ſt. reiſter l. Meiſter. S. 147. Z. 3. 4. von unten ſt. gleichgültigen l. gleichgültige. S. 157. Z. 12. ſt. als l. als der. S. 163. Z. 1. ſt. und l. die. S. 165. Z. 6. von unten ſt. Schriftſtellern l. Schriftſtellen.

Briefe über die Schweiz.

zweite durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage

Erſter Theil

Berlin,
bey C. Spener 1788.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Briefe über die Schweiz,

von

C. Meiners,

Profeſſor der Weltweisheit
auf der Univerſität Göttingen.

Erſter Theil.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

EIGENTHUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorrede.

Als ich im vorletzten Jahre eine Reiſe in die Schweiz machte; dachte ich gar nicht daran, über dieſes ſo oft beſchriebene Land jemals etwas drucken zu laſſen. Als ich aber nach meiner Rückkunft die von mir aufgezeichneten Beobachtungen und Nachrichten durchlas, und ergänzte, um ſie für meine vertrauteſten Freunde lesbar zu machen, glaubte ich zu bemerken, daß ſie auch dem Publico nicht ganz unintereſſant ſcheinen würden. Unterdeſſen iſt der Hauptbewegungsgrund, warum ich die gegenwärtigen Briefe bekannt mache, dieſer: ſo viel in meinem Vermögen iſt, zur Ausrottung und Beſtreitung der Vorurtheile beyzutragen, welche einige nicht genug unterrichtete Schriftſteller wider die Schweiz zu verbreiten, oder zu unterhalten ſuchen. Ich habe in der Schweiz ſo viel Vergnügen genoſſen, und ſo viele vortreffliche Menſchen kennen ge-

gelernt, daß ich mich der erſtern ſchämen, und der Freundſchaft der leztern unwürdig machen würde, wenn ich nicht alle meine Kräfte und mein geringes Anſehen anwendete, ein Land, welches vor allen andern die Aufmerkſamkeit der aufgeklärteſten Menſchen auf ſich zieht, gegen ungerechte Beſchuldigungen zu vertheidigen. Schweizeriſche Gelehrte würden dieſes ohne Zweyfel noch gründlicher thun können, als ich, allein ihre Schutzſchriften würden wahrſcheinlich bey einem größeren Werthe doch ein kleineres Gewicht haben, als die Erzählungen und Raiſonnements eines Ausländers, der ſchon bey manchen in dem guten Rufe ſteht, daß er ſich durch die ſeltenſten Verdienſte und Vorzüge großer Männer, und ganzer Nationen nicht ſo ſehr blenden läßt, daß er nicht auch ihre Fehler bemerken, und wenn er Veranlaſſung dazu hat, freymüthig rügen ſollte.

Den größten Nutzen werden meine Briefe wahrſcheinlich jungen Leuten verſchaffen, die meiſtens unvorbereitet, ohne feſten Plan, ohne genaue Kenntniß des Landes, und ohne vorhergemachte Bekanntſchafften in die Schweiz reiſen, und ihre Zeit recht gut genutzt zu haben glauben, wenn ſie die vornehmſten Städte, einige der berühmteſten Männer, die Zeughäuſer, den Rheinfall, den Staubbach, die Schneeberge, Gletſcher u. ſ. w. geſehen haben. Wo ſie auch hinkommen, überlaſſen ſie ſich blindlings der Führung ihrer Wirthe, Miethkutſcher, und Lehnbedienten, oder folgen höchſtens der Anweiſung eines, oder des andern neuern Reiſebeſchreibers. Wenn ſie irgendwo eine angenehme Bekanntſchafft machen, ſo bleiben ſie länger, als ſie ſollten, und laſſen ſich wohl gar verführen, in Gegenden mitzureiſen, wohin ſie zu gehen gar nicht die Abſicht hatten. Eine Folge hievon iſt, daß ihnen am Ende die Zeit zu kurz wird, und daß ſie die wichtigſten Dinge unbeobachtet laſſen müſſen.

Selbſt alsdann, wenn ein junger Mann mit den gehörigen Kenntniſſen ausgerüſtet, und mit den nachdrücklichſten Empfehlungsſchreiben verſehen iſt, wird es ihm doch immer ſehr ſchwer, fremde Länder recht kennen zu lernen. Wenn Empfehlungsſchreiben nicht durch den Namen, oder die Verdienſte desjenigen, der ſie überreicht, mächtig unterſtützt werden, ſo ſind ſie in einem Lande, das häufig von Fremden beſucht wird, entweder von gar keinem Nutzen, oder ſie verſchaffen höchſtens ſehr entbehrliche Gefälligkeiten: nämlich eine oder mehrere Einladungen zum Eſſen, und einen oder einige Gegenbeſuche. Weil junge Leute ſelten ſo viel Kenntniſſe, Erfahrung, und reife Urtheilskraft beſitzen, daß ſie Männern von gewiſſen Jahren auf die Länge eine angenehme Unterhaltung gewähren, weil man ihnen überdem nicht immer ſo viel Klugheit oder Discretion zutraut, als zur Bewahrung von geheimen Nachrichten und Geſinnungen erfordert wird, ſo nähern oder eröffnen ſich ihnen gerade diejenigen Perſonen, an deren Hand allein man fremde Länder recht kennen lernt, ſelten ſo ſehr, daß ihr Umgang ihnen beſonders vortheilhaft werden könnte. Das jugendliche Alter iſt alſo dasjenige, wo man zwar die Zeit zu großen Reiſen am beſten entbehren, aber nicht, wo man dieſe am beſten nutzen kann.

Weil aber doch die meiſten Menſchen zu keiner andern Zeit, als in den letzten Jahren der Jugend, oder in den erſten des männlichen Alters reiſen können, ſo ſollte wenigſtens kein junger Mann eine große Reiſe antreten, bevor er nicht alles wichtige, was über die Länder, die er beſuchen will, geſchrieben worden, geleſen, bevor er ferner nicht die Abſichten, weßwegen er ſein Vaterland verläßt, genau beſtimmt, und einen ſo viel, als möglich, vollſtändigen Plan ſeiner ganzen Reiſe gemacht hätte. Einen ſolchen Plan hat man aber erſt alsdann entworfen, wenn man die Zeit, welche man zur Reiſe anzuwenden gedenkt, mit den Ländern und Oertern, die man ſehen will, verglichen, und überdem ſowohl die Entfernungen der Oerter, als die Zeit, welche zur Bewegung von einem Orte zum andern erfordert wird, und die für den Aufenthalt an einem jeden Orte übrig bleibt, erfahren hat. Wenn man mit dieſer Arbeit fertig iſt, ſo muß man nachforſchen, wie viel nach eines jeden Abſichten an einem jeden Orte merkwürdiges iſt, und alsdann erſt kann man beſtimmen, wie lange man ſich an einem jeden Orte aufhalten will. Alle dieſe ſchönen Vorſätze aber helfen wieder nichts, wenn man nicht Thätigkeit genug hat, ſie auszuführen, und Standhaftigkeit genug, ſich weder durch Vergnügungen und Höflichkeiten, die man irgendwo genießt, noch durch die Rathſchläge von Perſonen, die andere Abſichten haben, und andere Dinge merkwürdig finden, abwendig machen zu laſſen, ohne daß man die Zeit, die man irgendwo zugiebt, ſchon anderswo wieder zu gewinnen weiß. Wer nicht auf dieſe Art nach einem vorhergemachten Plane reiſt, der glaubt in kurzer Zeit die halbe Welt durchſtreifen zu können, und ſieht am Ende doch viel weniger, als ein anderer, der gleich anfangs ſeine Wünſche nach dem Maaße ſeiner Zeit ordnete.

Für diejenigen, welche in die kleinen Cantone reiſen, iſt kein gefährlicherer Fallſtrick, als die mir nicht ganz erklärliche Begierde der meiſten Reiſenden, aus allen Kräften, und ſelbſt über alle Kräfte zu eilen. Dies unruhige Vorwärtsſtreben muß ſehr allgemein und verführeriſch ſeyn, weil ich es ſelbſt in Perſonen bemerkt habe, die ſonſt über ſich, und ihre Handlungen nachzudenken gewöhnt waren. Sollte dieſe treibende Begierde etwa aus dem unangenehmen Gefühle der Beſchwerlichkeiten, die mit einer Reiſe durch die kleinen Cantone verbunden ſind, und aus dem geheimen Wunſche entſtehen, von dieſen Beſchwerlichkeiten, ſo bald als möglich, befreyt zu werden? Wenn man aber ſo zwecklos läuft, als viele zu thun pflegen, ſo ſetzt man ſich nicht bloß der Gefahr aus, ſeiner Geſundheit durch zu heftige Erhitzungen zu ſchaden, ſondern man beraubt ſich auch der ſüßeſten und dauerhafteſten Früchte der ganzen Reiſe. Gemeiniglich langt man alsdann bey den erhabenſten oder merkwürdigſten Gegenſtänden ſo erſchöpft an, daß man keine Kräfte für den Genuß, und keine Aufmerkſamkeit zum Beobachten übrig hat. Man verliert die Entzückungen, womit der Anblick der großen Werke der Natur unerſchlaffte Sinne würde überſtrömt haben, empfängt nur ſchwache Bilder von dem, was man geſehen hat, und kann alſo auch nicht einmal in der Folge durch die Einbildungskraft das wieder nachholen, was man vor Ermüdung verſäumt und verloren hat. Demjenigen alſo, welcher einen Theil der Schweiz zu Fuß beſuchen will, kann man keine heilſamere Regel geben, als dieſe: ja nicht nach dem Ruhm zu ſtreben, mehr Stunden, als andere, an einem Tage gemacht zu haben, und noch weniger ſich durch das Drängen von Führern oder Begleitern, die ſich nach der Ruhe und dem Gaſthofe ſehnen, von der ruhigen Beobachtung ſeltener Phänomene abhalten, oder ſich darin unterbrechen zu laſſen. Zu ſolchen Wundern, als die Schweiz dem Wanderer darbietet, muß man nicht nur mit friſchen Sinnen und Kräften kommen, ſondern man muß ſich auch nicht einmal mit der erſten, oder einer flüchtigen Ueberſicht begnügen. Man muß ſie vielmehr von allen Seiten betrachten, und die ganze Einbildungskraft gleichſam von ihnen ſo durchdringen laſſen, daß die empfangenen Abdrücke nicht ſo leicht durch die Länge der Zeit vertilgt werden können.

Den gegenwärtigen Zuſtand von Ländern, und lebende Freunde, oder ganze Claſſen von Menſchen zu ſchildern, iſt eine viel ſchwerere Arbeit, als diejenigen ſich einbilden, die Reiſebeſchreibungen nur geleſen, und nicht ſelbſt gemacht haben. Man iſt alle Augenblick in Gefahr, im Lobe oder Tadel zu viel zu thun, oder ſich doch den Schein davon zu geben. Ich bin mir zwar bewußt, daß ich nie wider meine Ueberzeugung gelobt, oder getadelt; doch geſtehe ich, daß ich öfter verdienten Tadel, als gerechtes Lob unterdrückt habe. Ich that dieſes allemal, wenn ich befürchten mußte, daß ich durch Tadel nur allein kränken oder ärgern, aber nicht beſſern würde. Auch habe ich nie getadelt, um meine beleidigte Eitelkeit zu rächen, oder um meine Briefe dadurch zu würzen, oder um mir dadurch die Miene eines ſchwer zu befriedigenden Kenners zu geben. Wenn ich nicht loben konnte, ſo ſuchte ich meinen

nen Tadel in die gelindeſten Worte einzukleiden, und ich hoffe deßwegen, daß ihn an manchen Stellen nur diejenigen, denen ich einen Wink geben wollte, bemerken werden. Bey aller dieſer Vorſicht werden ſich aber doch noch manche über die Freymüthigkeit, oder Härte meiner Urtheile beklagen. Allein dieſe muß ich zu bedenken bitten, daß es am beſten ſey, daß Mißbräuche je eher, je lieber abgeſchafft werden, und daß dieſes am ſchnellſten zu geſchehen pflege, wenn man ſie öffentlich, und ohne Bitterkeit rügt. Wenn ich ohne Grund getadelt haben ſollte; ſo bin ich bereit zu wiederrufen, ſo bald man mir mein Unrecht zeigt. Nie aber werde ich mich der Ausflucht bedienen, daß mir ein unvorſichtiger Ausdruck entwiſcht ſey. Ich habe immer wohlbedächtlich, wiewohl ſtets in den wohlwollendſten Abſichten getadelt.

Faſt noch mehr als hämiſchen Tadel, haſſe ich die Treuloſigkeit, oder auch nur die kindiſche Unvorſichtigkeit, womit Reiſende bisweilen Geheimniſſe bekannt machen, wodurch diejenigen, von welchen ſie dieſelben empfangen haben, oft in die gröſte Verantwortung, oder doch in unangenehme Verlegenheiten kommen. Wenn ich dem Publico alles das hätte mittheilen wollen, was man mir nicht, als einem Reiſenden, ſondern als Freunde anvertraut hat, ſo würde ich meine Briefe noch mit vielen intereſſanten Anekdoten, oder brauchbaren Datis und Gedanken haben bereichern können. Allein fern ſey es von mir, Freunde, oder Gönner, oder auch nur ſolche Perſonen zu verrathen, die wegen ihrer unbegränzten Geſchwätzigkeit von Reiſenden nicht einmal Verſchwiegenheit fordern könnten, in deren Namen, oder zu deren Beſten aber doch ein rechtſchaffener Mann Discretion und Klugheit auszuüben verpflichtet iſt. Nichts würde mich daher ſo ſehr beugen, als wenn ich hörte, daß ich auch nur einem entfernten Bekannten durch die eine, oder andere Stelle Verdrießlichkeiten zugezogen hätte. Wenigſtens habe ich alles gethan, was in meinen Kräften war, um mich gegen einen Unfall zu ſichern, wo man ohne ſeine Redlichkeit

keit zu verläugnen nicht einmal Genugthuung geben, oder Schaden erſetzen kann.

Wenn ich nicht ſchon ſeit langer Zeit allerley Zweyfel gegen die Glaubwürdigkeit auch der wahrhafteſten Reiſebeſchreiber gehegt hätte; ſo würde ich dergleichen gewiß auf meiner Reiſe aus eigner Erfahrung gefaßt haben. Es iſt mir nicht ſelten begegnet, daß ich ſowohl eigene Beobachtungen, als Nachrichten von Perſonen, gegen deren Kenntniſſe und Aufrichtigkeit ich nicht den geringſten Argwohn hegen konnte, mehrmalen habe berichtigen müſſen, und ich hätte oft nur einen oder einige Tage weniger an einem Orte bleiben dürfen, um mit verſchiedenen falſchen Nachrichten und Bemerkungen wegzureiſen. Ich ſchmeichle mir alſo nicht, daß ich allenthalben lange genug geblieben bin, um die begangenen Fehler wahrzunehmen und zu verbeſſern; ich kann mir aber doch ſelbſt das Zeugniß geben, daß ich ſolche Fehler ſo viel, als möglich, zu verhüten geſucht habe. Ich begnügte mich nicht damit, das was ich ſelbſt ſah, ſorgfältig zu beobachten, die

Erzählungen anderer, ſo viel es Zeit und Umſtände erlaubten, zu prüfen, und ſowohl das Geſehene, als Gehörte faſt immer an jedem Tage aufzuſchreiben; ich habe mich auch in der Folge bemüht, da, wo ich im geringſten zweyfelhaft war, meine Ungewißheit durch genaue Erkundigungen zu heben und aufzuklären.

Vielleicht fällt es manchen Leſern, die mich kennen, und noch mehr ſolchen, die mich nicht kennen, auf, daß ich nicht nur die Empfindungen und Gedanken, welche der Anblick von gewiſſen Gegenſtänden in mir hervorbrachte, ſondern auch ſelbſt kleine Vorfälle erzähle, die uns auf unſerer Reiſe begegnet ſind. Damit man nun nicht glaube, daß ich die Abſicht gehabt habe, mich zum Helden eines Romans zu machen, ſo bemerke ich erſtlich, daß zwar nicht die einzige richtige, aber gewiß die einzige intereſſante und rührende Art Gegenſtände zu ſchildern, dieſe ſey, wenn man nicht bloß ihre Form, Größe, Breite u. ſ. w. ſondern hauptſächlich die Eindrücke darſtellt, welche ſie in einer geſunden, nicht empfindungsloſen, und im Nachdenken nicht ungeübten Perſon erzeugt haben. Welche Leſer würden nicht unwillig werden, wenn z. B. ein Reiſebeſchreiber ihnen vom Rheinfall weiter nichts, als die Breite des Fluſſes, die Höhe der Felſen, die Maſſe des Waſſers, und die Tiefe und Geſchwindigkeit des Falls, ſelbſt mit der gröſten geometriſchen Schärfe angäbe? Wenn ich aber hin und wieder nicht bloß meine Empfindungen und Gedanken, ſondern auch Begegniſſe, und beſonders gewiſſe mir ſehr erfreuliche Situationen berührt habe, ſo muß ich den Leſern, die mich nicht perſönlich kennen, offenherzig geſtehen, daß ich dieſe Briefe nicht bloß für ſie, ſondern auch für viele von meinen Freunden und Gönnern bekannt mache, denen ich wünſche, daß ſie die Stelle mündlicher Erzählungen vertreten möchten. Dieſen zu Gefallen habe ich nicht bloß Länder, und Städte, und Seen, und Berge beſchrieben, ſondern auch hier oder dort angemerkt, wie ich mir in, oder auf denſelben gefallen habe. Mehrere meiner Freunde hatten entweder dieſelbige Reiſe, die ich gemacht habe, ſchon vollendet, oder werden ſie auch noch antreten, und dieſen wird es gewiß nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ihnen an intereſſanten Orten gleichſam Spuren von mir zurücklaſſe. Wenigſtens würde mir meine Reiſe noch viel angenehmer geworden ſeyn, wenn ich einem meiner Herzensfreunde nachgereiſet wäre, und allenthalben gewußt hätte, daß ich mich jetzt eben da freute, und eben das betrachtete, wo mein Freund ſich gefreut, und was mein Freund geſehen hätte. Auch diejenigen Leſer, die mich nicht als Menſch, ſondern nur als Schriftſteller kennen, werden, glaube ich, am Ende mit den ſeltenen Erſcheinungen des Reiſenden nicht unzufrieden bleiben. Wenn dieſe Erſcheinungen nicht zu häufig, oder mit eckelhaften Prahlereyen begleitet ſind, ſo bringen ſie allmälig eine gewiſſe Theilnehmung an der Perſon des Reiſenden hervor, wodurch ſich Reiſebeſchreibungen am meiſten von trockenen Topographien, oder Geographien unterſcheiden, und auch viel anziehender, als dieſe letztern werden.

Ehe ich dieſe Vorrede ſchließe, will ich meinen Leſern noch eine Frage vorlegen, die der Aufmerkſamkeit eines jeden Reiſenden werth iſt: woher es nämlich komme, daß alle Perſonen, die nicht zu ſchwächlich, oder ängſtlich, oder an eine zu einförmige gebundene Lebensart gewöhnt ſind, (denn dieſe ſind gemeiniglich Reiſehaſſer,) daß alſo die meiſten Menſchen ſo außerordentlich gern reiſen, ungeachtet man auf Reiſen unläugbar viele Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten entbehren muß, die man zu Hauſe genießt, und manchen Gefahren und Beſchwerlichkeiten ausgeſetzt iſt, die auch von den glücklichſten Reiſen unzertrennlich ſind? An ſtatt, daß man ſich zu Hauſe gegen Kälte und Hitze ſchützen, nach Belieben eſſen und trinken, ſchlafen und wieder aufſtehen, ruhen und arbeiten, allein oder in Geſellſchafft ſeyn kann: muß man auf der Reiſe oft alle Unbequemlichkeiten der Witterung, und bisweilen gar Hunger und Durſt ausſtehen. Man muß ſich gefallen laſſen, ſpät zu Bette zu gehen, und früh wieder geweckt zu werden, ſchlecht oder doch zur ungewohnten Zeit, oder in langweiliger Geſellſchafft, und fern von ſeinen vertrauteſten Freunden zu ſpeiſen, und bey allem dem muß man ſich oft noch freuen, wenn man enge übelriechende Zimmer, und verdächtige, oder gar unreinliche Betten erhalten kann. Hiezu kommen noch die Qualen der Langenweile und Ungeduld, wovon lebhafte Perſonen befallen werden, wenn man ſie wider ihre Erwartung aufhält, die Grobheiten von Poſtbedienten, Wirthen, oder Aufwärtern, denen man auch mit der gröſten Sanftmuth und Höflichkeit nicht ganz ausweichen kann, die Beſorgniſſe, daß man in ſchlechten Wegen, oder mit ſchlechten Pferden, und unerfahrnen Fuhrleuten umgeworfen werden, oder ſtecken bleiben, oder etwas zerbrechen möchte, der Verdruß über das enge Beyſammenwohnen, und die daher entſtehende Unordnung, über das beſtändige Ein- und Auspacken, und über den Verluſt von Sachen, die entweder vergeſſen oder geſtohlen werden, endlich die Schmerzen des Abſchiedes von würdigen Menſchen, die man in ſeinem Leben wieder zu ſehen oft nicht hoffen kann u. ſ. w. Ich zweyfle ſehr, ob dieſe Unannehmlichkeiten von den Vergnügungen aufgewogen werden, um welcher willen man Reiſende am meiſten zu beneiden, und auch faſt ganz allein Reiſen zu unternehmen pflegt: durch die Vergnügungen neue und merkwürdige Oerter, Gegenden und Menſchen zu ſehen, und eine Menge angenehmer und nützlicher Kenntniſſe zu ſammlen, die man auf keine andere Art erlangen kann. Meiner Meynung nach liegt der gröſte und geheimſte Reiz des Reiſens in dem erhöhten Wohlbefinden des Cörpers, und der ungewöhnlichen Heiterkeit des Geiſtes, die durch den beſtändigen Genuß einer freyen und geſunden Luft, durch anhaltende Bewegung und Zerſtreuung, und durch Entfernung von allen häuslichen Sorgen, und anſtrengenden Geſchäfften hervorgebracht werden. Wenigſtens habe ich gefunden, daß Perſonen, auf deren Geſundheit, Bewegung und friſche Luft nicht die vortheilhaften Wirkungen hatten, die ſie gemeiniglich zu haben pflegen, aller Vergnügungen ungeachtet, die ſie genoſſen, doch bald des Reiſens überdrüſſig wurden, und ſich nach Hauſe zu ſehnen anfingen. Diejenigen hingegen, die von einem feſtern Bau ſind, und gereiſt haben, werden geſtehen, daß ſie das Wonnegefühl einer vollkommnen Geſundheit des Leibes, und einer faſt gar nicht zu überwindenden guten Laune, nie in dem Maaße und ſo anhaltend, als auf Reiſen in ſich wahrgenommen haben. Dies beglückende Gefühl wird nicht einmal durch große Beſchwerlichkeiten unterdrückt. Wenn man auch noch ſo ſehr erſchöpft und ermüdet iſt, ſo bleibt man doch meiſtens heiter; und tröſtet ſich mit der Hoffnung einer baldigen Stärkung durch Ruhe, Speiſe, und Trank, deren Süßigkeiten man auch nur auf Reiſen ganz empfinden kann. Freye Luft, und beſtändige Bewegung ſchenken aber nicht bloß dauerhafte Geſundheit des Cörpers und Geiſtes, und die damit verbundene größere Empfindlichkeit gegen alles Gute und Schöne, und geringere Reizbarkeit gegen alles Unangenehme und Häßliche; ſie verſchaffen auch unmittelbar angenehme Empfindungen, deren man ſich bey einer geringen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt bewußt werden kann. Es giebt gewiß nur wenig Menſchen, denen eine ſanfte und raſche Bewegung in einem bequemen Wagen, und auf einem guten Wege nicht ſo ſüße Gefühle erweckte, daß ſie dieſelben nur in der Stille genießen zu können glauben, und ſchon durch Geſpräche zu ſchwächen, oder zu zerſtören fürchten. Auch werden nur wenige ſeyn, die nicht auf Reiſen an manchem kühlen und heitern Morgen die Luft mit einer ſolchen Gierigkeit eingeſogen hätten, als wenn ſie mit einem jeden Athemzuge einen vollen Freudenbecher, oder gar den Trank des Lebens ausleerten.

Der zweyte und letzte Theil dieſer Briefe wird in der nächſten Meſſe erſcheinen, und die Beſchreibung meiner Reiſe durch die kleinen Cantone, und die Franzöſiſche Schweiz enthalten.

C. Meiners.

Vor-

Vorrede

zur zweyten Ausgabe.

Unter allen meinen Schriften habe ich keine mit ſo vielem Vergnügen ausgearbeitet, keine mit ſo viel Aengſtlichkeit dem Druck übergeben, (denn wie leicht war es, mit dem großen Haufen von Reiſebeſchreibern vermiſcht zu werden!) und keine andere endlich durch eine ſo günſtige, und alle meine Erwartungen weit überſteigende Aufnahme belohnt gefunden, als meine Briefe über die Schweiz. Den ſchmeichelhafteſten Beyfall erhielten dieſe Briefe in Teutſchland, und andern Ländern, in welchen ſich Teutſche, oder Liebhaber der Teutſchen Litteratur aufhalten. Hier las man am unbefangenſten, weil man weder ſein Vaterland, noch ſeine Mitbürger geſchildert fand. In der Schweiz hingegen wurden meine Briefe noch viel begieriger, als in Teutſchland, geleſen, allein die Urtheile, die ſie erfuhren, und die Eindrücke, die ſie hervorbrachten, waren viel verſchiedener. Manche der gröſten, und einſichtsvollſten Staatsmänner in Bern, und andern Städten der Schweiz bezeugten mir öffentlich, oder in Briefen ihren aufrichtenden Beyfall, und empfahlen meine Briefe der Jugend, damit ſie daraus ihr Vaterland kennen lernen möchten. Mehrere Ungenannte, oder mir vorher unbekannte Perſonen gaben mir auf eine oft rührend-treuherzige Art das Vergnügen und die Belehrung zu erkennen, die ſie in meinen Briefen gefunden hätten, und ich rechne daher die vielen neuen Bekanntſchafften mit edeln und verehrungswürdigen Männern, die durch meine Briefe veranlaßt worden ſind, zu den ſchmeichelhafteſten und wichtigſten Belohnungen meiner Arbeit. Der große Haufe von Leſern aber in allen, oder den meiſten Cantonen war mit meinen Briefen äußerſt unzufrieden, weil ich nicht alles gelobt, oder nicht genug gelobt, und einiges getadelt hatte. In Baſel ſollte ich das Zutrauen meiner Freunde gemißbraucht, offenherzige Perſonen in Geſellſchafften belauſcht, und einen meiner beſten Freunde in Gefahr geſetzt haben, für einen Ausſpäher der ſchwachen Seite ſeiner Landsleute gehalten zu werden; und gerade auf das Wenige, was ich etwa von der ſchwachen Seite der Basler aufgedeckt habe, bin ich, wie ich auf das heiligſte verſichern kann, nicht in Baſel, ſondern in andern Gegenden der Schweiz aufmerkſam gemacht, oder auch durch mich ſelbſt aufmerſam geworden. Im Canton Schweiz, oder **Schwyz**, war man darüber aufgebracht, daß ich einen **Reding**, und **Hedlinger**, wie einen **Perikles**, oder **Alcibiades** geſchildert, und dadurch leicht Urſache zur Erneuerung von Unruhen hätte geben können, die kaum geſtillt worden ſeyen. Auch hätte ich die Gaſtfreundſchafft, die man in Einſiedlen gegen mich ausgeübt, ſehr ſchlecht durch Spott belohnt. — Man leſe meine Nachrichten über Schwyz und Einſiedlen, und urtheile, ob ich die genannten Männer ſo geſchildert, und ſolche Gaſtfreundſchafft in Einſiedlen genoſſen habe, als man mir in Schwyz vorgeworfen hat. Unterwalden und Uri verbanden ſich mit Schwyz, und Lucern tadelte es, daß ich zu verächtlich von dieſer Stadt geſprochen, und nur Herrn **Pfyfer**, und ſein Werk einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt habe. In Zürch waren manche mit meinem Urtheil über **Waſer** eben ſo ſehr, als mit dem über Lavater unzufrieden. Man fand es zudringlich, um kein härteres Wort zu brauchen, daß ich mich in ihre Gerichte und Rechtsſprüche einmiſchen, oder ihnen vorſchreiben wolle, welche Ehrfurcht ſie Herrn Lavater zu erweiſen ſchuldig ſeyen. In Genf eiferten diejenigen, die ſich meine Schrift verdolmetſchen ließen, nicht nur wider meine Ausſprüche über das Recht, und Unrecht der ſtreitenden Parteyen, ſondern faſt wider alle meine übrigen Nachrichten und Urtheile, am meiſten wider die Stellen, worinn ich die Lage der Stadt herabgeſetzt, und den Genferinnen Schönheit, Andacht und blaue Augen abgeſprochen habe. Nirgends aber war der Aufſtand gegen mich größer, als in Bern, um welchen Canton ich es am wenigſten verdient zu haben glaubte. Wenn ich bey der erſten Erſcheinung meiner Briefe, ſchrieb man mir aus Bern ſelbſt, gegenwärtig geweſen wäre, ſo würde ich in Gefahr geweſen ſeyn, geſteinigt zu werden, und bey dieſem Unfall hätte ich keinen andern Troſt gehabt, als daß dieſe Strafe meiſtens durch ſchöne Hände an mir wäre vollzogen worden. Der Unwille über meine Briefe war ſo groß, daß man beynahe den Vorſatz gefaßt, und ausgeführt hätte, keinen fremden Gelehrten, und überhaupt keinen Reiſenden, der des Reiſebeſchreibungs-Fiebers nur von ferne verdächtig ſey, in die gute Geſellſchafft zuzulaſſen.

Bey allen dieſen heftigen Aeußerungen, und Entwürfen vergaß man ganz, was man dem Manne, wider den man ſo ſehr zürnte, ſchuldig war, und wovon es ihm leid thut, daß er es denen, die ſeine Abſichten ſo ſehr mißkannten, öffentlich ſagen muß. Man dachte nicht daran, daß der Verfaſſer der Briefe über die Schweiz durch ſeine treuen Schilderungen, und unparteyiſchen Urtheile die Schweiz von der Geringſchätzung errettet habe, worinn ſie durch verfälſchte Nachrichten, und zu harte Urtheile wenigſtens in Teutſchland zu fallen in Gefahr war. Man achtete nicht darauf, daß der Tadler der Sitten des Berniſchen Frauenzimmers die Berniſche Jugend auf das kräftigſte zum Fleiße aufgemuntert, daß er, wenn auch nicht die Gebrechen des Staats ſelbſt, wenigſtens die Quellen und Folgen derſelben richtiger und nachdrücklicher, als andere gezeigt, und daß er gewiß manchen Patrioten unterſtützt habe, Mißbräuche zu rügen, und abzuſtellen, denen man weniger entgegen arbeitete, bevor man wuſte, daß ſie auch von Auswärtigen könnten bemerkt, und getadelt werden. Man verkannte endlich (und dies hat mir am meiſten weh gethan,) die wohlwollenden Abſichten, und die Schonung, womit ich getadelt hatte, und die mir außer Bern den Verdacht, oder gar den Vorwurf zuzogen, daß ich für Bern parteyiſch eingenommen geweſen ſey.

Dieſer Unwille der gemeinen Leſer aber, deren Lob mich gar nicht erfreut hätte, war mir viel weniger befremdend, als das durch meinen ſo gelinden Tadel von neuem gereizte Mißtrauen vieler Herren von der Regierung, und die verdoppelte Aufmerkſamkeit auf alle diejenigen, von denen man weiß, oder argwöhnt,

wöhnt, daß ſie mit mir, oder andern auswärtigen Gelehrten in Verbindung ſind, oder waren. Man hat zwar keinen von meinen Gönnern, und Freunden, die ich in Bern kennen zu lernen das Glück hatte, zur Verantwortung gezogen, weil gerade diejenigen, denen ich den wichtigſten Unterricht zu danken hatte, durch ihre allgemein anerkannten Verdienſte, und das damit verbundene Anſehen über die Verdächte aller kleingeiſtigen Laurer ſehr weit erhaben waren; allein man hat doch ſeit der Bekanntmachung meiner Briefe Acht gegeben, wie viele Briefe ich mit der Poſt, und an welche ich ſie ſchickte, und wie viele ich wieder, und von welchen ich ſie zurück erhielt. Dies Geheimniß erfuhr ich erſt vor kurzem durch einen teutſchen Freund, der aus Bern zurückkam, und der es von einem nicht genug vorſichtigen Berniſchen Herrn gehört hatte. Nun konnte ich es mir auf einmal erklären, warum diejenigen unter meinen Freunden,

den, die mir die wichtigſten Beyträge verſprochen hatten, die Erfüllung ihres Verſprechens erſt unter allerley unzureichenden Vorwänden von einem Monat zum andern aufſchoben, und warum ſie nach immer dringenderen Bitten und Aufforderungen endlich ganz aufhörten, mir zu antworten. Dieſe meine Freunde bitte ich öffentlich um Verzeihung wegen der Verlegenheit, worein ich ſie geſetzt, und wegen des falſchen Verdachts von Nachläſſigkeit, den ich lange gegen ſie gehegt habe.

So lange die Regenten noch nicht aufgeklärt genug ſind, um einzuſehen, daß entweder der Zufall, oder eine früher oder ſpäter ausgeübte Bedrückung ihnen ihre gegenwärtige Gewalt verſchafft habe: daß, wenn Macht und Anſehen nach dem Verhältniß perſönlicher Verdienſte ausgetheilt werden ſollten, die meiſten Regenten, die ihre Völker jetzo unumſchränkt beherrſchen, und mißhandeln, unter dem großen unbedeutenden Haufen dienen müſten, daß eine lange Reihe von Unfällen und Gewaltthätigkeiten in allen Ländern Europens (einige Demokratien, und zum Theil auch England ausgenommen,) den gröſten Theil des Volks, oder der Freyen derjenigen Vorrechte beraubt habe, die ſie etwa noch vor tauſend Jahren beſaßen: daß dieſe gewaltſame Unterdrückung des Volks, dieſe Ausſchließung deſſelben von aller Theilnehmung an der höchſten Gewalt, und an der Wahl ſeiner Obern, endlich der Abgang aller Repräſentanten der zahlreichſten und nützlichſten Mitbürger nur dadurch einigermaaßen wieder gut gemacht, und erſetzt werden könne, daß man aufgeklärten Menſchenfreunden erlaube, die Bedürfniſſe und Nöthen des Volks freymüthig zu unterſuchen und darzuſtellen, um die Regenten, die man nicht mehr zwingen kann, wenigſtens zur Aufmerkſamkeit auf herrſchende Mißbräuche zu bewegen: daß zuletzt alle Mißbräuche Krankheiten des Staats-

Körpers, und nicht bloß dem Volk, ſondern auch deſſen Regenten gefährlich ſeyen, und daß hingegen die Abſchaffung von Mißbräuchen eben dadurch die Häupter des Volks mächtiger mache, daß das Volk glücklicher, oder weniger elend wird: ſo lange Regenten von allen dieſen Wahrheiten noch nicht überzeugt ſind, ſo lange wird man ſie vergebens auffordern, freye Prüfungen und Schilderungen der vaterländiſchen Geſchichte, und Verfaſſung nicht bloß zu dulden, ſondern auch dazu zu ermuntern, weil beyde ihnen gewiß auf die Länge heilſam ſind.

Wenn aber Fürſten und Regierungen auch immer noch nicht glauben wollen, daß ihr wahrer Vortheil, und die Wohlfahrt des Volks unzertrennlich mit einander verbunden ſeyen, und daß ſie ihre Unterthanen nicht unglücklich, oder minder glücklich machen können, ohne ſich ſelbſt zu ſtrafen, ſo ſollten wenigſtens andere Betrachtungen ſie vermögen, die Publicität ſelbſt in ihren eigenen Angelegenheiten zu begünſtigen. Bey dem jetzo ſo regen und ſich immer weiter und unaufhaltſamer verbreitenden Unterſuchungsgeiſte iſt es unmöglich, daß Regierungen ihre Schwächen den Augen von ſcharfſichtigen Einheimiſchen oder Fremden verbergen können. Ich, der ich mich gar nicht zu den beſonders Scharfſehenden rechne, lebte nur einige Monate im Berniſchen Gebiete, und nahm doch viele Mängel wahr, die andern Reiſenden, und ſelbſt auch manchen Eingebornen entgangen waren, und ich bin gewiß, daß andere nach mir noch viel mehr entdecken, und viel ſchärfer tadeln werden. Eben ſo unmöglich iſt es ferner, bey der ängſtlichſten Aufmerkſamkeit, und der gröſten Strenge, alle Mittheilungs-Linien und Wege zu entdecken, und zu verſperren, wodurch man Sachen, welche argwöhniſche Regierungen unterdrücken möchten, in das große Publicum bringen kann. Wenn z. B. mir und meinen Berniſchen Freunden ſo viel daran gelegen wäre, die für mich geſammleten Nachrichten zu erhalten, und mitzutheilen, als manchen Herren in Bern daran gelegen iſt, alle Nachrichten über Landesſachen in Geheimniſſe zu verwandeln, und beſonders Fremden zu entziehen, ſo würden wir leicht tauſend unerforſchliche Mittel finden, wodurch wir uns gegenſeitig mittheilen könnten, ohne daß man jemals im Stande wäre, uns auf die Spur zu kommen. Man ſollte ferner bedenken, daß gewöhnlich Patrioten oder Unzufriedene im Lande, und auswärtige Menſchenfreunde, oder auch nur die Herausgeber von Monatsſchriften um deſto ſtärker gereizt werden, alles mitzutheilen und bekannt zu machen, je mehr die Cenſur oder Staats-Inquiſition gegen die Mittheiler geheimer Nachrichten, oder ſolcher, die man gerne dazu machen möchte, eifert, und ſie zu beſtrafen ſucht. Wenigſtens haben es ganz neue Erfahrungen an Baiern, und andern teutſchen Staaten gelehrt, daß man um deſto lauter außer Landes ſchreye, durch je härtere Strafen man im Lande zum Schweigen gezwungen wird. In ſolchen Ländern hingegen, wo die Gelehrten, wie in der Stadt, wo ich zu leben das Glück habe, frey denken, reden und ſchreiben können, in ſolchen, und von ſolchen Ländern werden entweder gar nicht, oder höchſt ſelten ärgerliche Dinge bekannt gemacht, weil ein jeder nicht ganz verrückter Menſch zu viel Dankbarkeit und Liebe für ſeine Obern hat, als daß man die durch ihre Gnade erlangte unſchätzbare Freyheit zu ihrem Verdruß oder Verlegenheit mißbrauchen, und unbeſonnen ſolche Mängel rügen ſollte, die ſich unter den gegenwärtigen Umſtänden entweder gar nicht heben laſſen, oder deren Abſchaffung mit der Vernichtung viel größerer Vortheile verbunden ſeyn, oder deren Rüge nur erbittern, nicht beſſern, und die künftige Wegräumung von Gebrechen nur erſchweren, oder hinausſchieſchieben würde. Wenn aber Staaten, die alle Unterſuchung und öffentliche Bekanntmachung ihres ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtandes, und beſonders ihrer Schwächen zu hindern ſuchen, eine Zeitlang zu ihrem wahren Nachtheil in der Erreichung ihrer Wünſche glücklich ſind, ſo erregt wenigſtens dieſe ängſtliche Sorgfalt, die freymüthige Verhandlung von Staatsſachen durch Liſt oder Gewalt zu verhüten, allemal einen gegründeten Verdacht, daß man große Geheimniſſe der Ungerechtigkeit zu verdecken Urſache habe. Gewiß iſt alſo auch die unzeitige Geheimnißſucht, die ſtrenge Cenſur, und die ängſtliche Nachforſchung der Urheber der Bekanntmachung von Staatsſachen die Haupturſache, warum man bisher die Regierungen in der Schweiz für viel deſpotiſcher, und drückender gehalten hat, als ſie wirklich ſind. Wenn ich Genf nach der letzten Revolution ausnehme, ſo hat, ſo viel ich weiß, kein anderer Schweizeriſcher Freyſtaat Urſache, um unrechtmäßiger Anmaaßungen, und wirklicher Gewaltthätigkeiten willen, das Innere ſeines Regiments mit einem undurchdringlichen Schleier zu bedecken. Bey den meiſten entſpringt die Abgeneigtheit gegen Publicität aus einer verjährten Gewohnheit, die zur Staatsmaxime geworden iſt, vorzüglich aber aus einer gewiſſen Schüchternheit mancher Mitglieder der Regierungen, welche Schüchternheit faſt immer die Folge eines ungeübten Verſtandes, und eines Mangels von Kenntniſſen zu ſeyn pflegt. Mit gan[illegible]n Staaten verhält es ſich eben ſo, wie mit einzelnen Menſchen. Perſonen von beſchränktem Verſtande und Kenntniſſen ſind entweder zu geſchwätzig, oder wenn ſie Gefahren und Feinde zu fürchten haben, zu verſchloſſen und argwöhniſch, weil ſie die Fälle nicht zu unterſcheiden wiſſen, wo man ohne Schaden aufrichtig ſeyn kann, und wo man ſchweigen muß, und weil ſie immer denken, daß man dieſes oder jenes, wenn es bekannt wäre, auf eine noch unbekannte Art mißbrauchen könne. Große Männer hingegen, deren Verſtand eben ſo geübt und durchdringend, als ihr Herz und Wandel rein und tadellos ſind, unterſcheiden ſich faſt immer durch Einfalt, Offenheit, und Glauben an Tugend, ungeachtet ſie vor der lauſchenden Bosheit ſtets auf ihrer Hut ſind. Eben dieſe ſind es auch, die öffentlichen Tadel mit der gröſten Mäßigung ertragen, und ſelbſt den bittern Spott ihrer Feinde zu nutzen wiſſen, da hingegen ſchwache Menſchen faſt ohne Ausnahme durch jeden, auch den gelindeſten Tadel über alles Maaß gereizt werden, weil alle Schwache von Natur äußerſt reizbar ſind, und in's Geheim fürchten, daß ſie auch durch den ſanfteſten Tadel ihren ganzen Ruhm verlieren könnten. Zeitgenoſſen, und Nachkommen alſo werden in der Schweiz, und in allen übrigen Staaten den Zwang, oder die Freyheit, die man in politiſchen Sachen auflegt, oder geſtattet, als einen untrüglichen Maaßſtab anſehen, nach welchem man die Billigkeit und Aufklärung, oder die Gewaltthätigkeit und Barbarey von Regenten, oder Regierungen beſtimmen kann.

Schließlich danke ich allen meinen bekannten, und unbekannten Freunden, und Gönnern, die mir Berichtigungen meiner Briefe zugeſchickt haben. Sie werden in dieſer zweyten Ausgabe finden, daß ich keine wichtige Nachricht, und Urtheil ungebraucht gelaſſen habe. Aus den kleinen Cantonen habe ich gar keine Verbeſſerungen erhalten, und wenn alſo jetzo noch Unrichtigkeiten in meinen Briefen übrig geblieben ſeyn ſollten, ſo hat man es ſich ſelbſt zu danken, daß man ſich nicht an einen Mann gewandt hat, von welchem man wiſſen, oder leicht erfahren konnte, daß er gerne Belehrung annimmt, und daß es ihn keine Ueberwindung koſtet, begangene Fehler öffentlich einzugeſtehen, und, ſo bald als möglich, zu verbeſſern.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſter Brief.

Tuttlingen am 5ten Jun. 1782.

liebſter Freund,

Da ich mich jetzo der Schweiz mit ſtarken Schritten nähere, und faſt ſchon ſchweizeriſche Luft einathme, ſo erinnere ich mich meines Verſprechens, Ihnen das Merkwürdigſte, was mir in dieſem Lande der Freyheit aufſtoßen würde, mitzutheilen, und fange gleichſam zur Vorübung an, die Beobachtungen niederzuſchreiben, die ich in einem Theile von Oberſchwaben gemacht habe, oder machen werde. Wir fuhren vorgeſtern von Stuttgart nach Tübingen ab, nachdem wir den Segen unſers verehrungswürdigen Großvaters, und die wärmſten Wünſche unſerer übrigen Freunde und Verwandten für die glückliche Fortſetzung unſerer Reiſe empfangen hatten. Wir hielten uns unterwegens eine gute Stunde in dem Flecken Echterdingen auf, um den berühmten Paſtor Hahn kennen zu lernen. Weil uns niemand vorbereitet hatte, ſo wunderten wir uns Anfangs über das, was uns in ſeinem Hauſe zuerſt in die Augen fiel, nicht wenig. In dem Zimmer, in welches man uns hineinführte, und das einer Werkſtätte ähnlich ſah, ſaßen drey Schneider, und eine Spinnerin in voller Arbeit. Aus dieſem Zimmer gingen wir durch eine offene Thür in ein kleines, nicht beſſer aufgeräumtes, und ausmöblirtes Cabinet, oder Cämmerchen, wo der Herr Pfarrer neben ſeinen Pfarrkindern (denn für ſolche hielt ich die vorhergenannten Perſonen) ſtudirte. Sein Aeußeres entſprach vollkommen ſeiner Wohnung und Hausrath, und verrieth die Einfalt eines wahrhaftig großen Mannes, der ſich mit allem begnügt, wenn er ſeinen Gedanken nur ungeſtört nachhängen kann, und der vor den wichtigern Dingen, womit er ſich ſtets beſchäfftigt, keinen Augenblick für die Bemerkung übrig behält, daß er nicht mehr Bequemlichkeiten, als ſeine Bediente habe, oder daß Menſchen, die viel weniger werth ſind, als er, ſich ſchämen würden, wenn ſie Fremde in ſolchen Zimmern, und in einem ſolchen Aufzuge annehmen ſollten. Die Art, wie wir empfangen wurden, war zwar nicht ſehr zuvorkommend;

doch fand ſich auch keine Spur von angenommener virtuoſiſcher Sprödigkeit und Kälte darin, die durch Schmeicheleyen erweicht ſeyn will. In Herrn Hahn's Geſichte fand ich manche von den Zügen wieder, die ich oft in den Mitgliedern von Brüdergemeinden mit ſo vielem Vergnügen beobachtet hatte. Am meiſten aber drückten ſich in ſeinen Mienen Frömmigkeit und innere Ruhe aus, wodurch auch das Feuer ſeiner ſchwarzen Augen, deren Strahlen unter den halbgeſchloſſenen Augenliedern beſcheiden hervorſchimmerten, auf eine merkliche Art gemildert wird. In ſeiner ganzen Perſon ſah man nicht die geringſte Zierlichkeit, oder bemerkbare Sorgfalt für Anzug, aber auch eben ſo wenig beleidigenden Schmutz. Er zeigte mir die Werkſtätte, wo er vormals vier, jetzt aber nur zwo Perſonen unter ſeiner Aufſicht arbeiten läßt. Unter ſeinen Werken zogen beſonders zwey meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das erſte iſt ſeine Rechenmaſchine, mit deren Hülfe man alle Operationen mit den größten Zahlen bis auf zehn Millionen, geſchwind, und ohne Fehl vornehmen kann. Dieſe Maſchine muß auch einen jeden Nichtkenner in Erſtaunen ſetzen, weil man ſogleich ſieht, wie unendlich viele Combinationen gemacht, und verworfen werden mußten, bevor der Erfinder diejenige traff, die in einem ſo kleinen Raume ſo vieles leiſtete, und ſo viele Abſichten vereinigte und erfüllte. Die ganze Maſchine iſt keinen halben Fuß hoch, und hat nicht viel mehr, als einen Fuß im Durchſchnitt. Nicht weniger bewundernswürdig war eine Uhr, die alle Jahr nur einmal aufgezogen wird, und die gar nicht von Staub, oder Kälte, und Froſt leidet, weil ſie ihren Staub ſelbſt abſchüttelt, und die Pendel nicht von Metall, ſondern von Holz iſt. Sowohl dieſe, als alle ſeine übrigen Werke, ſind bis auf die von ihm erfundene Waage, die in den umliegenden Gegenden faſt allgemein aufgenommen iſt, in ihrer Zuſammenſetzung ſo einfach, und in ihren Wirkungen ſo zuſammengeſetzt, wie die Werke der Natur, und gleichen den letztern auch noch darin, daß ſie eben ſo wenig nach Muſtern, und Vorſchriften verfertiget ſind. Alle dieſe neuen Schöpfungen zeigt Ihnen der fromme Mann, als wenn es fremde Werke wären, mit einer Beſcheidenheit, die aus keiner andern Quelle, als aus der beſtändigen Gegenwart des Gedankens entſtehen kann, daß alle gute Gaben von oben herab kommen. Wohnte Herr Pfarrer Hahn in Paris oder London, oder hätte er nur einen kleinen Antheil von der erlaubten Klugheit der Kinder der Welt, und ihrer Kunſt ſich gelten zu machen, ſo würde er gewiß für das, was er iſt, für das erſte, oder eins der erſten mechaniſchen Genies in ganz Europa gehalten werden. Merkwürdig iſt es, daß ſein Bruder, der vormals ein Wundarzt war, gleichfalls ein berühmter Uhrmacher iſt, und Uhren von eigenthümlicher Erfindung verfertigt. Wenn ich dieſe beyden Männer mit andern ihnen ähnlichen Künſtlern und Erfindern vergleiche; ſo fällt mir immer wieder die Bemerkung ein, die ich Ihnen, wenn ich nicht irre, ſchon ſonſt mitgetheilt habe, daß faſt keine Art von Genies mehr prädeſtinirt, oder zu gewiſſen Arbeiten mehr vorher beſtimmt zu ſeyn ſcheint, als die mechaniſchen, daß auch keine andere ſo ungünſtige Umſtände und ſo große Schwierigkeiten überwinden, und daß endlich auch keine ſo oft alles Unterrichts entbehren, und alles ſo ganz allein aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen pflegen.

Mit tiefer Ehrfurcht für den Erfinder und ſeine Werke, die ich geſehen hatte, nahm ich, wie von den Freunden Abſchied, die mich von Stuttgart aus bis hieher begleitet hatten. Bey den ſchönen Wegen über die Berge, die zwiſchen Stuttgart und Tübingen liegen, und die man vormals bey ſchlechtem Wetter nicht ohne Lebensgefahr hinauf- und hinabfahren konnte, kamen wir noch bey hellem Sonnenſchein zu unſerm lieben Freunde, dem Herrn Profeſſor G., den ich ſchon vormals hatte kennen lernen. Gleich an dieſem erſten Abend erneuerte ich noch mehrere alte Bekanntſchafften, und machte einige neue nicht weniger intereſſante. Am folgenden Tage ſchien ſich das Wetter auf eine dauerhafte Art aufzuheitern, und ich ging deßwegen ſchon früh mit mehrern Freunden außerhalb der Stadt ſpazieren. Wir nahmen unſern Weg auf den Berg, von welchem man ſowohl das Ammer- als das Neckarthal überſieht. Der Rücken des Berges war wider meine Erwartung an den meiſten Stellen unfruchtbar, und unbebaut; allein ohngefähr zwo Stunden von der Stadt öffnete ſich an einem Abhange deſſelben, und an den Gränzen eines Tannenwaldes eine Ausſicht, mit welcher ich auf immer eins der Lieblingsfächer meiner Einbildungskraft ausgefüllt habe. Wir entdeckten mit einem Blick die zauberiſchen Windungen des Neckar, die lachenden und fruchtbaren Fluren und Wieſen, die dieſer Fluß durchſtrömt, und einen ganzen Haufen von Städten und Dörfern, die ſo nahe beyſammen liegen, daß es faſt ſcheint, als wenn das Land ſeine Einwohner nicht alle ernähren könnte. Nach Tiſche umging ich in einer angenehmen Geſellſchafft den Berg, der rechts von dem Thore weg liegt, in welches man von Stuttgart aus hineinfährt. Wir wandelten beſtändig in üppigen Wieſen, die gerade in dem Zeitpuncte ihrer größten jugendlichen Pracht waren, und bis an den Gipfel des Berges hinanſtiegen, eine Erſcheinung, die ich zuerſt in Schwaben ſah, und die mir ein Vorbild von dem war, was ich in der Schweiz zu ſehen hoffte. Die Gegend um Tübingen iſt ohne Vergleichung ſchöner, als die Stadt ſelbſt, wiewohl ſich auch die letztere ſeit einigen Jahren ſehr aufgenommen hat. Die Univerſität, und das Cloſter ſind beyde ohngefähr noch in eben dem Zuſtande, in welchem ich ſie das erſtemal gefunden hatte.

Heute reiſten wir um 6 Uhr bey dem ſchönſten Wetter von Tübingen ab, und fanden auf den beyden erſten Stationen bis Hechingen und Balingen nichts intereſſantes, als das Bergſchloß Hohenzollern, das Stammhaus des großen Königs von Preußen, an welchem der Weg nahe vorbey geht. Hätten Sie es mir wohl zugetraut, daß ich dies verlaſſene Bergſchloß ganze Stunden lang faſt unverwandt, bald mit bloßen Augen, bald mit einem Fernglaſe betrachtet habe, und daß ich, wenn ich meinen Blick nur auf einige Augenblicke wegwandte, immer fürchtete, etwas wichtiges verſäumt und überſehen zu haben? Wer aber könnte auch dieſe Gothiſchen Trümmer anſehen, ohne ſie mit der prächtigen Königsſtadt, und den ſtolzen Palläſten des groſsen Friederichs zu vergleichen, und wem ſollte es hier nicht einfallen, daß eben der Held, deſſen Vorfahren vielleicht lange in den Thälern, wo ich jetzt fuhr, Reiſende und Kaufleute überfielen, nunmehr mit Hunderttauſenden zur Vertheidigung ſeines Volks, und ſeiner Bundesgenoſſen ausziehen könne? Die regelmäßige Geſtalt, und vorzüglich die Höhe des über alle ſeine Nachbaren ſtolz hervorragenden Berges, auf welchem Hohenzollern liegt, trugen nicht wenig zur Verſtärkung des Eindrucks bey, den ſein Anblick, und die dadurch veranlaßten Gedanken in mir hervorbrachten. Nur auf ſolchen Höhen, als die von Hohenzollern ſind, und bey einer ſolchen Lebensart, als ihre erſten Bewohner führten, kannten Geſchlechter gegründet werden, die ſo viele Jahrhunderte durch unverdorben, und ohne Ausartung fortdauerten. Recht gern hätte ich während meines Aufenthalts in Stuttgart Hohenſtaufen beſucht; allein das ſchlechte Wetter, das faſt beſtändig fortdauerte, hielt mich ab, den Diis manibus der erſten gekrönten Aufklärer des weſtlichen Europa, und der kühnen Gegner der unleidlichen Allgewalt des Römiſchen Hofes zu opfern.

Der Weg bis Balingen iſt gemacht; allein der von Balingen nach Aldingen war äußerſt ſchlecht, wie ich ihn hier gar nicht mehr erwartet hatte. Von dem letzten Orte bis Tuttlingen beſſerte er ſich wieder, ſo wie die Gegend an Schönheit und Fruchtbarkeit alle übrigen, durch die wir von Stuttgart aus gekommen waren, ſehr weit übertraff. Wir fuhren ſtets durch die fetteſten Aecker und Wieſen, die an beyden Seiten bis an den Fuß hoher Gebürge liefen, deren Häupter und Seiten mit dunkeln Wäldern bewachſen waren. In ganz Teutſchland habe ich nicht ſo ſchön gebaute Flecken und Dörfer, und in ganz Schwaben nicht ſo ſchöne Männer geſehen, als hier; die Weiber ſind aber deſto häßlicher, und machen ihre Häßlichkeit durch ihre Pelzmützen, wie durch ihre kurzen Mieder und Röcke nur noch auffallender. Ich konnte mich kaum von meinem Erſtaunen erholen, als ich in der Nachbarſchafft des Schwarzwaldes eine ſchönere Natur, und glücklichere Menſchen, als im übrigen Schwaben antraff. Aus dieſen Gegenden, noch mehr aber aus dem eigentlichen Schwarzwalde ſind die Emigranten, die wir ſchon von Bamberg aus faſt alle Tage antraffen, die mit Weib und Kind nach Weſtpreußen ziehen, und deren Zahl ſich nach zuverlaſſigen Nachrichten ſchon auf mehrere Tauſende belaufen ſoll. Der Herzog von Würtemberg kann ſolche Auswanderungen vermöge der

Landesgeſetze nicht verbieten oder hindern; allein man ſollte mit der größten Schärfe die Menſchendiebe aufſuchen, die leichtſinnige Perſonen verführen, ihr Vaterland, wo ſie Verwandte, Freunde, Credit, einen guten Namen, und die beſte Gelegenheit haben, ſich und ihre Familie zu ernähren, gegen eingebildete goldene Schlöſſer, oder doch gegen ferne unbekannte Gegenden zu verlaſſen. Ich kann mir unmöglich vorſtellen, daß mehrere Tauſende von Auswandernden aus nichtswürdigen Menſchen beſtehen ſollten, die in ihrem Vaterlande nichts zu verlieren hätten, und in einem jeden andern Lande ſich beſſer, als in ihrem Geburtsorte zu befinden hofften. Sowohl das fruchtbare Oberſchwaben, als die weniger fruchtbaren Gegenden des Schwarzwaldes gewinnen viel durch die Nachbarſchafft der Schweiz. Das eine ſchickt den nichtackerbauenden Nachbaren ſeinen Ueberfluß von Früchten, und die andern ihren Ueberfluß von Menſchen zu, die kurz vor der Erndtezeit feierlich in alle Schweizer-Städte, Flecken, und Dörfer einziehen, wo ſie von den Landleuten, die ihre Arme brauchen, auf eine gewiſſe Zeit gemiethet werden. Heute begegnete es mir zuerſt, daß ich mich einem Poſtillion gar nicht verſtändlich machen, und auch ihn nicht verſtehen konnte. Nicht weit vor Tuttlingen fuhren wir an einem ſchönen, aber unbedeutend ſcheinenden Strömchen her, der uns aber bald wichtiger wurde, als wir hörten, daß dies die Donau ſey. Den Eifer, womit man in dieſen Gegenden das Feld baut, konnten wir aus den vielen ungeheuren Miſthaufen ſchließen, die ſelbſt in Tuttlingen vor den Häuſern aufgethürmt ſind.

Coſtanz am 7ten Junius.

Der geſtrige Tag war unſtreitig der ſchönſte, und einer der rührendſten unſerer ganzen Reiſe. Schon um 3¾ Uhr brachen wir von Tuttlingen auf, und fuhren in der ſanften Dämmerung, die vor der Morgenröthe eines ſchönen Tages vorhergehet, den hohen Berg hinan, der ſich gleich hinter der Stadt erhebt. Wir ſahen bald den erſten Schimmer der Morgenröthe, der ſich mit jedem Augenblicke verſtärkte: dann die Scheibe der Sonne, wie auf dem Berge liegend, hinter welchem ſie hervorging, aber nicht glänzender, als der aufſteigende Vollmond zu ſeyn pflegt, und endlich den Sonnencörper in ſeinem vollen Glanze, der Wälder und Berge vernichtete, und das ganze unter uns liegende Thal in ein Feuermeer verwandelte, in welchem die geblendeten Augen lauter Wellen, und Ströme von röthlichem Lichte erblickten. — Als wir die Höhe des Berges erreichten,

ten, zeigte man uns die Schneegebirge, aber in einer ſo großen und ungewiſſen Entfernung, daß wir ſie leicht für weißes Gewölke hätten halten können. Beym Hinabfahren kamen wir in einen Wald, und in dieſem Walde in einen gefährlichen Hohlweg, der an manchen Orten ſo ſteil war, daß wir der tiefen, und mit großen Steinen angefüllten Gleiſe ungeachtet ein Rad ſperren mußten. Ich hielt es kaum für möglich, daß wir unſern Wagen unbeſchädigt aus dieſem gegen eine große Tiefe ſich neigenden Wege herausbringen würden. Nachdem wir aber einmal den Wald überwunden hatten, ſo wurden wir auch für unſere kleinen Aengſtlichkeiten durch die ſeltſamſte und romantiſchſte Fahrt belohnt. Wir kamen in das Bett eines Waldſtroms, das ganz mit kleinen Kieſeln und Grand gepflaſtert, und von der Natur ſelbſt zu einer ebnern und feſtern Chauſſee bereitet war, als Menſchenhände je gebaut haben. In dieſem ausgehöhlten Bette fuhren wir, wie in den Schachten oder Eingeweiden eines Berges, und waren oft von blühenden Geſträuchen, die von beyden Seiten über den Weg hingen, ſo beſchattet, daß wir kaum über uns den heitern Himmel, und höchſtens die Spitzen der nahen Gebürge ſehen konnten. Von Engen aus reiſten wir durch viel fruchtbarere Fluren, als wir zwiſchen dieſem Orte und Tuttlingen angetroffen hatten, auch lagen faſt auf allen Bergſpitzen ehrwürdige Ruinen alter Ritterſchlöſſer vor uns. Unter allen dieſen zog aber keins unſere Augen ſo ſehr an ſich, als Hohentwiel, wo unſer verehrungswürdige Großvater manche kummervolle Jahre in dem härteſten Gefängniſſe zubrachte. Ich will gar nicht einmal verſuchen, Ihnen die mancherley Regungen von Mitleiden, Freude, und andern Empfindungen zu ſchildern, die beym Anblicke des Hohentwieler Felſens von neuem, aber lebhafter als jemals, in uns erwachte[illegible] So etwas läßt ſich nicht allein nicht beſchreiben, ſondern auch nur einmal ganz empfinden. Als wir an den Fuß des Berges, und zwar an die Stelle kamen, wo man hinauf zu gehen, oder hinauf zu fahren pflegt, ſtiegen meine Frau und ich aus, und ließen den Wagen nach Singen vorausfahren. Wir kletterten muthig die erſten Anhöhen oder Abſätze hinan, mußten aber doch wegen der großen Hitze einigemal Halte machen, und in einer dieſer Pauſen erblickten wir auf einmal den ganzen Bodenſee mit ſeinen reizenden Inſeln. Selbſt in die untere Feſtung wurden wir nicht eher eingelaſſen, bis wir unſer Empfehlungsſchreiben, das wir von Stuttgart mitgebracht hatten, vorzeigten, und einen Soldaten mitnahmen, der uns in das Haus begleitete, welchem wir empfohlen waren. Unter der Leitung von eben ſo gefälligen, als ſichern Führern gingen wir allenthalben hin, wohin es uns erlaubt war. Wir ſahen die von mehrern Reiſebeſchreibern erwähnten, und an Ketten hängenden Steine, die vormals Fürſten und Prinzen des Würtembergiſchen Hauſes mit eigener Hand herauf getragen hatten, und unter welchen einige ungeheure Stücke waren. Wir ſprachen den alten ehrlichen Gefangenwärter, der unſerm Großvater ſo lange, und ſo treulich gedient hatte, und der ſich außerordentlich freute, eine Enkelin des ihm ſo theuren Herrn Conſulenten zu ſehen. Wir genoſſen endlich die entzückende Ausſicht, die der Herr von Moſer mit ſo vieler Wärme und Wahrheit in ſeinem Leben ſchildert, die wir aber noch unermeßlicher und prachtvoller würden gefunden haben, wenn nicht, wie es im Sommer auch bey dem heiterſten Wetter um die Mittagszeit immer geſchieht, ein dünner Nebel, und der zu lebhafte Schimmer der Luft uns die nächſten Gegenſtände etwas verdunkelt, und die entferntern entzogen hätte. An einem hellen Tage aber muß es nicht lange nach dem Aufgange, oder gegen den Untergang der Sonne leicht ſeyn, den ganzen Lauf ſowohl der Schweizer- als Tyrolergebürge deutlich wahrzunehmen, und zu unterſcheiden. Nachdem wir unſere Augen und Herzen genug geweidet hatten, gingen wir auf einem bequemen Fußſteige nach Singen hinunter, von woher der Herr von Moſer das Singen in der Kirche hören konnte. Dieſe ganze Seite des Berges war mit großen Felsſtücken, und ganzen Haufen von Graus bedeckt, welche die Zeit vom Felſen abgeriſſen hatte. Die obere Feſtung liegt auf dem bloßen Felſen, der von allen Seiten, die einzige ausgenommen, von welcher man hinauf kommen kann, faſt ſenkrecht, und unerſteiglich abgeſchnitten iſt; doch glaubten wir hin und wieder die Stellen bemerken zu können, über welche einige für ihre Freyheit alles wagende Gefangene heruntergekommen ſeyn könnten. Die Höhe dieſes majeſtätiſchen Felſens wage ich nicht nach bloßem Augenmaaße zu beſtimmen; allein man ſieht ſchon in einer Entfernung von mehrern Stunden, daß er ſich über alle ſeine Nachbaren, die mit ihm gleichſam den Vorgrund, oder die Vorgebürge der nächſten Schneeberge ausmachen, ſehr weit erhebt. Ich begreife kaum, warum man Fremde nicht ohne ausdrückliche eigenhändige Erlaubniß des Herzogs auf die obere Feſtung läßt. Wenn Furcht vor heimlichen Unterhandlungen die Urſache davon wäre, ſo würde man auch gegen Soldaten, Bediente, und ſolche

Perſonen, welche die Nothwendigkeiten des Lebens auf die Feſtung bringen, und am eheſten verdächtige Verbindungen unterhalten könnten, ſtrenger ſeyn müſſen, als man wirklich iſt. Gegenwärtig ſoll auf der obern Feſtung nur ein einziger Staatsgefangener, ein Herr von Knobelsdorf ſitzen, der ehemals in Preußiſchen Dienſten war, und vor etwa zwölf Jahren einige junge Leute von der Herzoglichen Garde verführen wollte. Wahrſcheinlich hat der Kummer über ſein langwieriges Gefängniß, und noch mehr die häufigen Anfälle von Wuth über die vereitelten Hoffnungen und Entwürfe ſeines Glücks, und über die in einem finſtern und ſchimpflichen Kerker wegſchleichenden ſchönſten Jahre ſeines Lebens ſein Gehirn verrückt. Wenigſtens ſchreiet er, der Sage nach, manchmal wie ein Beſeſſener, und ſtößt die gräßlichſten Schmähungen gegen den Herzog mit einer ſo furchtbaren Stimme aus, daß man ſie in großen Entfernungen hören kann.

Von Singen aus nahmen wir nicht den nächſten Weg auf Coſtanz, ſondern den längern und ſchönern über Stein am Rhein, wo dieſer Fluß ſich in ein engeres Bett zuſammenzieht. Schon vor dieſer Stadt wurden die Gegenden vorzüglich ſchön; allein dieſe verſchwanden ganz aus unſerer Einbildungskraft, als wir uns nicht weit hinter Stein den Ufern des Rheins näherten, und an ſeinem und nachher am Geſtade des Bodenſees fortfuhren. Was wir hier mehrere Stunden hinter einander ſahen, ging über alles, was unſere Augen bisher geſehen, und unſere Phantaſie zuſammengeſetzt hatte. Wenn wir nicht in den faſt zuſammenhängenden Städten, Flecken, und Dörfern fuhren, ſo fanden wir uns immer unter prächtigen Alleen von Obſtbäumen, die das Ufer des Sees nicht nur verſchönern, ſondern auch befeſtigen. Dieſe Bäume ſind eben ſo ſehr, als der allenthalben ſichtbare Wohlſtand, ein Beweis der höchſten Cultur des Landes, und der ländlichen Induſtrie ſeiner Einwohner. Viele Bäume ſenkten ihre Aeſte in den hellen See hinab, und wurden bisweilen von Stützen gehalten, die man in den Grund des Sees hineingetrieben hatte. Unter, und neben dieſen Bäumen ſieht man entweder kleine niedliche Wieſen, oder Weingärten, oder Fruchtfelder, die bis an den äußerſten aufgemauerten Rand des Ufers laufen. Die Ausſicht wird durch die Bäume im geringſten nicht eingeſchränkt. Man ſieht vielmehr, ſo weit das Auge reicht, dem majeſtätiſchen Lauf des Rheins, und den noch prächtigern Gewäſſern des Bodenſees nach, die in der Nähe mit bläulichen, in der Ferne aber mit weißlichen Streifen durchſchnitten, und von einem friſchen Winde mit einem angenehmen Geräuſche an unſere Füße geworfen wurden. Wir ſahen auf dem Rhein nur wenige, aber auf dem See deſto mehr Schiffe, die ſich mit großer Geſchwindigkeit nach allen Richtungen hinbewegten. Die entgegengeſetzten Ufer waren, gleich denen, an welchen wir herfuhren, mit blühenden Städtchen, Flecken und Dörfern, mit Capellen und Clöſtern, mit Landhäuſern und Schlöſſern bekränzt. Zu unſerer Rechten hatten wir meiſtens Weinberge oder Fruchtfelder, die ſich in abwechſelnden Höhen bis an den Fuß, oder die Seiten von Bergen hinzogen, welche entweder mit Waldung bedeckt, oder auch mit ſchönen Capellen und Landhäuſern beſetzt waren. Mitten in dieſen Wundern der Natur war es uns nicht möglich im Wagen zu bleiben. Unſere Freude war nicht ruhig und ſtill, dergleichen eine gewöhnlich ſchöne Natur zu gewähren pflegt, ſondern vielmehr ein unruhiges Entzücken, das unſer Herz und Blut merklich ſchneller bewegte, und ſich hervordrängen und mittheilen wollte. Gewiß alſo würde ich die Herrlichkeiten der Schöpfung noch inniger genoſſen haben, wenn ich ſie mit Ihnen, und mit meinen übrigen Freunden und Freundinnen genoſſen hätte, denn es war mir immer, als wenn ich nicht alles mit meinen Sinnen faſſen könnte, oder als wenn ich vor allen meinen übrigen Freunden nicht werth wäre, ſolche Herrlichkeiten allein zu empfinden, als ich wirklich empfand. Wenn die Wege hin und wieder beſſer, (denn an dieſer Seite des Rheins und des Bodenſees ſind ſie noch nicht gebaut,) und die Gebürge an der rechten Hand etwas entfernter geweſen wären: ſo würde ich zu der paradiſiſchen Landſchafft gar nichts hinzuzuſetzen, oder wegzuwünſchen gehabt haben. Gegen Abend wurde uns ein Theil des Vergnügens, was uns noch beſtimmt war, durch die elenden Pferde geraubt, die wir in Singen erhalten hatten. Dieſe waren ſo ausgemergelt, und abgetrieben, daß wir mit genauer Noth erſt um 9 Uhr in Coſtanz ankamen, und alſo volle acht Stunden auf einem Wege von drey Meilen zubrachten.

Coſtanz am 8ten Junius.

Geſtern Morgen beſuchte ich Herrn Pitzenberger, Profeſſor der Philoſophie, und den einzigen Schriftſteller in Coſtanz, der ſich durch mehrere ſchöne Werke rühmlich bekannt gemacht hat. In ſeiner, und einiger ſeiner Freunde Geſellſchafft beſahen wir noch vor Tiſche den Hafen, oder Damm, die Domkirche und das Gebäude, in welchem das berühmte Concilium gehalten wurwürde. Der Saal, auf welchem die heiligen Väter ſich verſammleten, ſieht jetzo einem großen, noch nicht lange aufgeräumten Magazin ähnlich, und wird auch wirklich in der Meßzeit von Kaufleuten zu einem Waarenlager gebraucht. Die Ausſicht auf den großen Bodenſee, an deſſen Ufer das Concilienhaus liegt, iſt entzückend; ich zweyfle aber, ob die frommen Männer, die Hieronymus von Prag, und Huß richteten, in ihren blutdürſtigen Verſammlungen für die Schönheiten der Natur Gefühl übrig behalten haben. Man zeigt noch die Stühle, auf welchen der Kaiſer, und Pabſt geſeſſen haben ſollen. Dieſe ſind ſo einfach, daß jetzo vielleicht kein Haupt auch nur einer kleinen teutſchen Reichsſtadt die damaligen Häupter der Kirche und des Reichs darum beneiden würde. Die ehemalige Reſidenz der Biſchöffe ſieht einem Gefängniſſe ähnlicher, als einem Pallaſte. Die Domkirche iſt aber viel heller, reinlicher, und weniger mit Zierrathen überladen, als Gothiſche Gebäude von gleichem Alter ſonſt zu ſeyn pflegen. Das Chor iſt wirklich ſchön. Die Wände ſind mit Alabaſter ausgelegt, und alle Stuffen aus ſchwarzem, oder grauem tyroliſchen Marmor gearbeitet. Vor der Kirche zeigt man den Stein, auf welchem Huß ſeiner prieſterlichen Würde entſetzt, und die Säule, unter welcher er zum Tode verurtheilt wurde. Die Statüe, welche man zur Schändung ſeines Andenkens unter einer Canzel im Dom errichtet hatte, iſt von eifrigen Katholiken durch Anſpeien, und Verſtümmelungen auf eine grauſame Art gemißhandelt worden. Dies würde wahrſcheinlich jetzo nicht mehr geſchehen, da ſelbſt der Pöbel einzuſehen anfängt, daß man Huß ungerechter Weiſe verdammt, und daß ſeine Mörder den Verfall der Stadt hauptſächlich verurſacht haben. In einem Winkel des Doms war der Tod der Mutter Gottes vorgeſtellt, bey welcher traurigen Begebenheit mehrere Apoſtel in Mönchskleidern erſchienen.

Nachmittags machten wir in Geſellſchafft des Herrn Profeſſor Pitzenberger eine Spazierfahrt nach der Inſel Meinau, gewiß der reizendſten unter den kleinen Inſeln in unſerm Erdtheile. Während der ganzen Fahrt war der Himmel rein und unbewölkt, die Luft milde und ſtärkend, die ganze Landſchafft von dem hellſten Sonnenglanze erleuchtet, und der unabſehbare See ſo ruhig, als der Himmel, deſſen Bild aus ihm zurückſtrahlte. Während daß wir durch die ſanfteſte Bewegung auf der Spiegelhellen Fläche fortgetrieben, und unſere Ohren durch ſchöne Melodien ergötzt wurden, (denn unſer Freund hatte eine Geſellſchafft von muſikaliſchen Studenten eingeladen,) gingen prächtige Klöſter, und Landhäuſer und Schlöſſer, oder glückliche Städte, Flecken und Dörfer, oder abwechſelnde ländliche Scenen vor unſern Augen vorüber. Ich genoß gewiß eben ſo viel Vergnügen, als vorgeſtern, aber dies Vergnügen war von einer ganz andern Art. Ich mochte nicht allein nicht reden, ſondern kaum reden hören, und ich war am ſeligſten, wenn ich mich recht in meinem Buſen freuen, und mein Entzücken ganz in mir verſchließen konnte. Zu dieſer ſtillen Freude trugen wahrſcheinlich die ſanfte gleichförmige Bewegung des Schiffs und der Ruder, die unbewegliche Heiterkeit des Himmels und Waſſers, welche ich über mir, und um mich her ſah, und endlich der Anblick der feierlichen Landſchafft nicht wenig bey, deren lauteſte Geräuſche nicht zu uns herüberdringen, und deren Gewimmel wir nicht genau unterſcheiden konnten. Als wir nach einer Fahrt von einigen Stunden an der bezaubernden Inſel ausſtiegen, wurden wir unter der Anführung unſers lieben Begleiters allenthalben auf das freundlichſte aufgenommen. Ungeachtet ein Commandeur des teutſchen Ordens, dem die ganze Inſel gehört, in dem ſchönen Pallaſte reſidirte, um eine Cur zu brauchen, ſo erhielten wir doch die Erlaubniß, alle Zimmer, Garten, Keller u. ſ. w. zu beſehen.

Auf das ſchöne Schloß war ich nicht um der Zimmer und ihrer Möblen, ſondern vorzüglich um der Ausſicht willen neugierig, die ich mir daraus verſprach. Und in der That war ſie auch von dem Balcon des dritten Stocks ſo außerordentlich reich, daß ich mir kaum vorſtellen kann, in der Schweiz noch etwas ſchöners zu finden. An dem nähern Ufer ſah man Weinberge, Fluren und Wieſen, die biſchöfliche Reſidenz, mehrere alte Schlöſſer, und eine Menge von Dörfern und Flecken. Wenn man ſich aber ein wenig nach der rechten Hand wandte; ſo verlohr ſich das Auge in den blauen Gewäſſern des Sees, deſſen Gränze man nicht unterſcheiden konnte, und hinter welchem in kaum erreichbarer Ferne die beſchneiten Spitzen himmelhoher Berge hervorſtiegen. Die ganze Inſel, die etwa drey Viertel Stunden im Umfange hat, ſieht einem prächtigen Garten gleich, in welchem fette Wieſen und Aecker, bedeckte Gänge, ſtolze Weinberge, kurz alles, was die Natur nur ſchenken, und die Kunſt veredeln kann, in bald ſanfter, bald ſteiler über einander erhabnen Terraſſen verſammlet und vertheilt iſt. In den Kellern, die in den Felſen hineingehauen ſind, iſt eine ſo große Sammlung von Weinen, als ich vorher noch nie geſehen habe. Unter den alten Seeweinen (ſo nennt man diejenigen, die auf den Inſeln, und an den Ufern des Bodenſees gebaut werden,) waren mehrere, die mit den älteſten Rheinweinen hätten wetteifern können. Noch nie, glaube ich, hat ein Fremder dieſe glückliche, und mir ewig unvergeßliche Inſel verlaſſen, ohne ſie zu ſegnen, und mit einem leiſen Seufzer der Sehnſucht zu wünſchen, daß es ihm doch möglich ſeyn möchte, in dieſem Elyſium bisweilen einen Theil der ſchönen Jahrszeit hinbringen zu können. Unſere Rückreiſe war eben ſo angenehm, als die Hinfahrt, und wir hatten noch das Vergnügen, daß ein friſcher Abendwind unſere Segel füllte, und uns ſchneller, als unſere Ruderer gekonnt hätten, in den Hafen von Coſtanz brachte.

Schaffhauſen am 10ten Junius.

Geſtern bin ich früh genug angekommen, um alles zu beſehen, was ich beſehen wollte, und ich würde daher wahrſcheinlich jetzo ſchon wieder auf dem Wege nach Zürch ſeyn, wenn nicht die Begierde, der Muſterung oder wenigſtens dem Auszuge der Schaffhäuſer Cavallerie beyzuwohnen, mich zurück gehalten hätte. Die große Bewegung, welche dies militäriſche Feſt ſo wohl in der Stadt, als in unſerm Gaſthofe hervorbringt, hat mich ſchon eine Stunde nicht ruhen laſſen, und ich ſchreibe Ihnen dieſes früh um fünf Uhr. Meine Phantaſie iſt überdem noch ganz mit dem prächtigen Schauſpiel des Rheinfalls ausgefüllt, von dem ich mich gerne ſogleich mit Ihnen unterhalten möchte, wenn ich nicht noch einiges von Coſtanz nachzuholen hätte.

Vorgeſtern frühſtückten wir bey Herrn Profeſſor Pitzenberger, wo ich Herrn Pater Oberleiter, einen gelehrten und aufgeklärten Auguſtiner, kennen lernte. Mit dem erſtern beſuchte ich noch einige andere Profeſſoren, und auch die öffentliche Bibliothek, die aber nur ein dürſtiger und unbedeutender Reſt, oder Ausſchuß der ehemaligen Bücherſammlung der Jeſuiten iſt. Nach Tiſch gingen wir zu den Dominicanerinnen, die unter der Aufſicht des Herrn Profeſſor Hauſer junge Mädchen im Leſen, Schreiben, und einigen weiblichen Arbeiten unterrichten. Dieſe Cloſterfrauen haben keine Clauſur, und ſie können daher Beſuche von Fremden annehmen, und auch ſelbſt außer dem Cloſter geben. So viel wir ihrer ſahen, hatten ſie alle eben ſo heitere, als unſchuldige Geſichter. Die erſten Lehrerinnen ſind in Freyburg unterrichtet worden; ziehen aber jetzt ſelbſt ihre Nachfolgerinnen nach. Ihre Schülerinnen ſind in drey Claſſen abgetheilt. In der unterſten werden die Buchſtaben, in der zweyten das Buchſtabiren, in der dritten das Leſen und Rechtſchreiben nach Herrn Felgers Methode gelehrt. Dieſe Anſtalt würde ich an einem jeden andern Orte mit Vergnügen beobachtet haben. Noch viel mehr Freude aber machte ſie mir, da ich ſie in Coſtanz traff, einer Stadt, die außerordentliche Hülfsmittel braucht, wenn ſie nicht, wie bisher, weit hinter den übrigen Städten des Katholiſchen Teutſchlandes zurückbleiben will. Nachdem wir dem Unterrichte mehrerer Nonnen faſt zwo Stunden lang mit vieler Theilnehmung zugehört hatten, ſetzten wir uns ſogleich in ein Schiff, und eilten, ſo geſchwind wir konnten, der Inſel Reichenau im kleinen Bodenſee zu. Dieſe Fahrt würden wir gewiß neu und bezaubernd gefunden haben, wenn wir nicht den Tag vorher die Reiſe nach Meinau gemacht hätten. So aber ſchien uns die erſtere eben ſo tief unter der letztern zu ſeyn, als Reichenau in Anſehung ihrer Lage unter ihrer kleinern Schweſter iſt. Der See, auf welchem man fährt, iſt viel ſchmaler, die Ufer ſind niedriger, weniger abwechſelnd und bebaut, und bisweilen ſumpfigt; und die Ausſicht iſt nicht ſo groß und ausgebreitet, als auf dem großen See. Gleich nachdem wir auf der Inſel angelandet waren, beſuchten wir den Herrn Decanus und deſſen Vicarius, und unter der Führung dieſer beyden gefälligen Männer erſtiegen wir die höchſte Anhöhe der Inſel, wo ein Crucifix aufgerichtet iſt, und wo man das ganze fruchtbare Eyland ſammt den nahe umliegenden Geſtaden überſehen kann. Die Inſel, die ohngefähr fünf viertel Stunden lang, und eine halbe breit iſt, lag ganz mit dem ſchönſten Frühlingsgrün bekleidet, im ruhigen See, der wie ein Lichtmeer ſchimmerte. Sowohl die Weinberge, als Fruchtfelder ſind wie Gärten eingefaßt, und das Vieh läuft frey, und ohne Hirten auf den Plätzen herum, die man zu Weiden hat liegen laſſen. Auf Reichenau ſelbſt wächſt der beſte Seewein, Schleitheimer genannt, den man uns mit der einnehmendſten Gaſtfreundlichkeit im Hauſe des — — —

— vorſetzte. Rebland iſt hier noch einmal ſo theuer, als Ackerland. Ein Juchart von 36000 Quadratſchuhen koſtet aber doch nur ohngefähr tauſend Gulden, und würde gewiß vielmehr koſten, wenn Coſtanz einen beſſern Handel hätte, und die vortrefflichen Producte der benachbarten Gegenden vortheilhafter abſetzte. Als wir vom Spaziergange zurückkamen, wurden wir in den Dom geführt, ein altes, dunkles, dreyhundert Schuh langes Gebäude, wo man Reiſenden, unter, oder vielmehr vor allen andern Dingen, den Zahn und das Grab Carls des Dicken, das Grab und die Gebeine des heiligen Marcus, und den berüchtigten von Carl dem Großen geſchenkten Smaragd zeigt. Man geſtand, daß es ſchwer halten würde, die Aechtheit der Gebeine des heiligen Evangeliſten zu beweiſen; allein man behauptete, und wie ich glaube, mit Recht, daß man auf Reichenau eben ſo gegründete Anſprüche, als in Venedig darauf mache, die Reliquien des heiligen Marcus zu beſitzen. Den angeblichen Smaragd hielt keiner von den Herren, die ihn zeigten, für ächt, und würde auch ich nach dem bloßen Anblick, ohne das mir bekannte Urtheil der Kenner, nicht dafür gehalten haben, ungeachtet ich nicht weiß, wie ein ächter Smaragd von gleicher Größe ausſehen würde. Die Maſſe ſoll etwa 28 Pfund ſchwer ſeyn. Sie iſt einige Zoll dick, etwa einen Fuß breit, und noch einmal oder etwas mehr, als einmal ſo lang. Sie iſt ferner blaßgrün und durchſichtig, aber nicht rein, ſondern inwendig mit Spalten und Streifen durchſchnitten, dergleichen man in Stücken von geſpaltenem dicken Glaſe ſieht. Dies vormals ſo bewunderte Kleinod beſteht jetzo aus zweyen ungleichen Fragmenten, in welche es wahrſcheinlich durch die Unvorſichtigkeit einer Perſon, die es zeigte, oder ſich zeigen ließ, zerworfen worden iſt. Die alte hölzerne Einfaſſung, wodurch dieſe Stücke nur ſehr unſicher zuſammengehalten werden, läßt in der Folge abermals einen ähnlichen Unfall befürchten. Ungleich wichtiger, als der Domſchatz, iſt die Bibliothek des Cloſters, die außer den gedruckten Werken vierhundert zwey und ſiebenzig Manuſcripte, und zwar faſt die Hälfte auf Pergament geſchriebene enthält. Dieſe Sammlung war vormals noch viel zahlreicher, allein die heiligen Väter auf der Kirchenverſammlung zu Coſtanz, haben oft ganze Ladungen wichtiger Handſchriften kommen laſſen, und faſt nichts wieder zurückgeſchickt. Unter den übrig gebliebenen ſind mehrere aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte, die aber meiſtens durch Ratten auf eine ſchreckliche Art zugerichtet ſind. Ich zweyfle daran, ob die Manuſcripte vom Cicero de officiis, vom Perſius, Salluſt, Boethius, und andern alten Autoren (zu denen man noch alte Ueberſetzungen des Ariſtoteles, und Plato rechnen muß) ſchon gebraucht worden ſind. Ueber allen dieſen Merkwürdigkeiten verſpäteten wir uns ſo ſehr, daß wir erſt um zehn Uhr wieder nach Coſtanz kamen, und alſo in der Finſterniß der Nacht von unſern Freunden Abſchied nahmen.

Reichenau iſt eine von den unzähligen Gegenden in Teutſchland, die durch den Eifer frommer, und arbeitſamer Geiſtlichen aus unzugänglichen, und öden Wildniſſen in reizende Wohnſitze glücklicher Menſchen umgeſchaffen worden ſind, und um derentwillen man gern einen Theil des Mißbrauchs vergißt, welchen man in der Folge von den Früchten der von beſſern Vorfahren bebauten und errungenen Beſitzungen gemacht hat. Die Abtey Reichenau, die ſchon im achten Jahrhundert geſtiftet wurde, erhielt in den erſten Jahrhunderten nach ihrer Stiftung unermeßliche Güter und Reichthümer, verarmte aber nachher durch die unſinnige Verſchwendung von Aebten ſo ſehr, daß zuletzt nur zween adeliche Capitularen übrig blieben, und die Abtey mit dem Bißthum Coſtanz vereinigt wurde. Der Biſchoff ſoll durch dieſe Vereinigung mehr an landesherrlichen Rechten und Hoheiten, als an Einkünften gewonnen haben. Er unterhält noch immer zwölf Patres, denen alles, was ſie brauchen und verlangen, ohne Einſchränkung und Vorſchrift gereicht wird, von welchen er aber doch ſolche, die ihm nicht gefallen, wegſchicken kann.

Coſtanz gehört zu den ödeſten Städten in Teutſchland, und vielleicht in Europa, und dies iſt um deſto trauriger, da ſie in Rückſicht auf Lage viel mehr, als die reichen und handelnden Städte St. Gallen, Zürch, und Schaffhauſen begünſtiget iſt *). Rund um ſich her, hat ſie die fruchtbarſte Natur: hinter ſich die eben ſo reichen Landſchaften an dem ganzen Umfange des Boden-Sees, und den ſchönen Ufern des Rheins, deren Producte ſie alle verſenden, und denen ſie wieder das, was ihnen abginge, zuſchicken ſollte. Die Haupt-Epoche ihres Verfalls

---

*) Coſtanz hat ſeit meiner Reiſe in die Schweiz etwas durch die Genferiſchen Uhrmacher gewonnen, die ſich dort niedergelaſſen, und große Freyheiten erhalten haben; allein man fürchtet nicht, daß die Arbeiter in Coſtanz denen in Genf großen Abbruch thun werden. Viel mehr, glaubt man, würden die St. Galler, Zürcher, Appenzeller, und Toggenburger zu fürchten gehabt haben, wenn ſich außer den Uhrmachern andere Flüchtlinge in Coſtanz niedergelaſſen hätten.

ſalls war unſtreitig die Zeit der Kirchenverſammlung, welche, ſcheint es, auch eine arme Stadt auf mehrere Menſchenalter hätte bereichern müſſen. Durch das große Gedränge von Fremden aber, welches das Concilium hervorbrachte, wurden, ſagt die Ueberlieferung, alle Lebensmittel auf einen ſo ausſchweifenden Preis hinaufgetrieben, und Kaufleute und Handwerker ſo ſehr eingeſchränkt, vielleicht auch betrogen, daß ſie ſich gezwungen ſahen, Schaarenweiſe auszuwandern. Nachdem Handel und Gewerbe einmal einen tödtlichen Stoß empfangen hatten, konnten ſie ſich nicht leicht wieder erholen. Beyde wurden durch alle Reize der Freyheit in die benachbarten Schweizeriſchen Städte gezogen, und in Coſtanz nicht allein nicht ermuntert, ſondern immerfort noch mehr niedergedrückt: und zwar nicht durch Härte, oder fehlerhafte Verfügungen der Regierung, ſondern durch Uebel, welche die Regierung vielleicht ſchon lange gern gehoben hätte. Allein wie konnte ſie bisher ganze Hauſen betender Mönche zu nützlichen Arbeiten anhalten, oder die Verſchwendung von Domherren einſchränken oder zurückhalten, welche die Früchte des Landes (es giebt freylich immer Ausnahmen) unter fremden Völkern, oder doch an Producte eines ausländiſchen Luxus verſchwenden? Auch hier iſt der gemeine

Mann mehr wider die reichen Pfründen der Domherren, als wider die Armuth der Clöſter, beſonders der Capuciner eingenommen, die oft Noth leiden, und ſchon ſeit geraumer Zeit, ohne daß man es ihnen unterſagt hätte, keine Almoſen mehr ſammlen. Den Verfall der Stadt kann man ſchon allein aus dem niedrigen Preiſe, und der Miethe der Häuſer ſchließen. Man hat hier ein Haus, freylich ein kleines, für zwölf Gulden feil geboten. Für acht bis zehn Gulden miethet man ſchon anſehnliche Häuſer, und für funfzig bis ſechzig kann man die beſten Quartiere haben. Das Maaß von gewöhnlichen Seeweinen koſtet nur zween, bis vier Creuzer; allein dieſer Wein iſt auch viel herber, als der Markgräfler oder Schaffhäuſer, ſo herbe, daß ich ihn nicht ohne Ueberwindung trinken konnte, wiewohl man mich verſicherte, daß er ſehr geſund ſey. Die Sprache und Ausſprache iſt in Coſtanz der unſerigen viel ähnlicher, als die in Schwaben, und ſelbſt in einigen Gegenden von Franken; und dieſes iſt in der That zu bewundern, da die Einwohner der Stadt keine andere, als Andachtsbücher leſen, (denn nur ſolche kann man in den hieſigen Buchläden kaufen, andere Werke muß man von Zürch kommen laſſen;) und rund umher mit Menſchen umgeben ſind, deren Teutſch man verſucht wird, für eine

eine ganz fremde Sprache zu halten. Ehe ich Coſtanz verlaſſe, muß ich Ihnen doch noch erſt ſagen, daß ich eine Wallfahrt nach der heiligen Stätte vornehmen wollte, wo Huß verbrannt worden iſt; allein man weiß zwar, daß der Scheiterhauſen in dem ſogenannten Paradieſe errichtet worden; keiner aber kann genau den Platz angeben, wo dieſer Märtyrer der Wahrheit getödtet worden iſt.

Geſtern reiſeten wir früh über Zell und Singen nach Schaffhauſen ab. Dieſer Weg bis Singen iſt viel bequemer, als der von Singen über Stein nach Coſtanz, allein er iſt auch viel weniger angenehm. So lange man noch an dem Ufer des kleinen Bodenſees, und an der Seite der Inſel Reichenau herfährt, iſt die Gegend freylich ſchön, aber die Ausſicht beſchränkter und einförmiger, als zwiſchen Stein und Coſtanz. Wir wurden an den Thoren von Schaffhauſen weder gefragt, wer wir wären, noch unſere Sachen viſitirt, und weder das eine, noch das andere ſoll in den übrigen Schweizeriſchen Städten geſchehen. Die große Menge von wohlgekleideten und gutgenährten Menſchen, beſonders von blühenden Kindern, die wir in allen Straßen erblickten, und die uns auf unſere Fragen höfliche, aber freymüthige und zuverſichtliche Antworten gaben, ließen uns bald die angenehme Bemerkung machen, daß wir in einem glücklichen Lande der Freyheit ſeyen. Nachdem wir die berühmte Brücke über den Rhein, die vornehmſten Straßen der Stadt, und die Stadt ſelbſt von der Anhöhe, wo vormals eine Burg oder eine Feſtung war, beſehen hatten, ſo fuhren wir nach dem Rheinfalle, um ihn von der Zürcher Seite zu betrachten. Als wir bey dem Schloſſe Laufen ankamen, und auf die erſte Laube geführt wurden, wo man dies Schauſpiel der Natur überſieht, erſtaunten wir, nicht über die Größe der Erſcheinung, ſondern darüber, daß ſie ſo weit unter unſerer Erwartung war. Wir ſahen Ströme von weißem ſchäumenden Waſſer queer durchs ganze Bett des Fluſſes herabfallen, und hörten ein heftiges Getöſe; allein weder Augen noch Ohren wurden ſo gerührt, daß wir nicht einen heimlichen Unwillen gegen diejenigen empfunden hätten, die ſo viel Geſchrey über das, was wir jetzo vor uns ſahen, machen könnten. Als wir aber an dem ſteilen Ufer des Rheins auf den kleinen hölzernen Treppen zu der Brücke oder hölzernen Gallerie hinabſtiegen, die an den Rand, und man kann ſagen, in den Katarrakt ſelbſt hineingebaut iſt, da, beſter Freund, hörten und ſahen wir Dinge, die unſere Ohren nie gehört, unſere Augen nie geſehen hatten, die keine menſchliche Zunge auszuſprechen, keine Kunſt zu erreichen vermag, die endlich ſolche Empfindungen hervorbringen, von denen man in Leſern, oder Hörern nicht einmal Annäherungen oder Anfänge erwecken kann. Ungeachtet wir alle Augenblicke, beſonders wenn ein Windſtoß die Dünſte auf uns zutrieb, mit ganzen Wolken von feinem Staubregen bedeckt wurden; ungeachtet der Boden, auf welchem wir ſtanden, auf eine ſo furchtbare Art zitterte, als wenn er von heftigen Erdbeben erſchüttert würde; ungeachtet wir ſtets in Gefahr waren, von einem Gewitterſchauer überfallen zu werden; ſo konnte ich mich doch nicht eher losreißen, als bis ich alles genoſſen und gleichſam erſchöpft hatte. In den erſten Augenblicken ſtanden wir voll ſtummen anbetenden Erſtaunens da, und in der Folge konnten wir uns unſere Bewunderung nur durch Geberden, Mienen, und Blicke zu verſtehen geben, weil Worte und Geſchrey ſelbſt vor dem Donnern des Waſſerfalls nicht würden gehört worden ſeyn. Als ich mich nachgerade von dem erſten betäubenden, nahe an Entſetzen gränzenden Erſtaunen erhohlte, und das, was ich ſah und hörte, und die in mir vorgehenden Bewegungen unterſcheiden konnte, verſuchte ich es, von dem erhabenen Schauſpiele, was mich ſo tief gerührt hatte, gleichſam eine ſchwache Zeichnung in Worten zu entwerfen, weil ich fühlte, daß, wenn ich es nicht gleich auf der Stelle thäte, ich eine Stunde nachher nicht den hundertſten Theil von dem, was ich jetzo mit meinen Sinnen wahrnahm, mit meiner Phantaſie wieder erreichen würde. Allein ich unterlag bald dieſen erſten Verſuchen, und fand, daß die Kunſt ihre eigenen Werke, und auch die ſchönen Werke der Natur nachahmen könne, daß es ihr aber unmöglich ſey, erhabene Gegenſtände und Scenen, in Worten oder andern Zeichen treu darzuſtellen, und dasjenige nur einigermaßen auszudrücken, was den Rheinfall zu einer der größten Erſcheinungen in der Natur macht. Denn gerade die eine jede andere ſichtbare Bewegung, und ſelbſt die Schnelligkeit unſerer Gedanken überſteigende Geſchwindigkeit, womit man unaufhörlich Wellen über Wellen herſtürzen ſieht, als wenn ſie von der Hand des Allmächtigen herabgeſchleudert würden, ferner die unglaubliche Kraft, womit dieſe Wellen die aus ihrem ſchon Jahrtauſende geſchlagenen Bett herrorragenden Felſen zerſprengen, und ſich ſelbſt zernichten zu wollen ſcheinen, endlich die unendliche Mannigfaltigkeit von ganz neuen Tönen, Getöſen und Geſtalten, womit die Wellen in ſich ſelbſt hinein und wieder heraus ſtrudeln, gerade dieſes, alſo, was am meiſten Bewunderung und Erſtaunen hervorbringt, läßt ſich weder durch Worte, noch durch Zeichnungen, und durch dieſe noch weniger, als durch jene ausdrücken. Zwar iſt kein Menſch im Stande, in Worten die Größe deſſen, was er geſehen hat, nach Würden zu beſchreiben; allein man kann doch bemerken, was man nicht auszudrücken vermag, und einigermaßen andeuten, was man dabey empfunden hat. Dies alles kann der Mahler und Zeichner nicht, und es bleibt ihm weiter nichts übrig, als die umliegende Gegend des Rheinfalls, die Formen der Felſen, von und an welchen der Rhein herabſtürzt, die Geſtalt und Farbe der Wellen u. ſ. w. alſo nur das, was da ſeyn könnte, ohne den Rheinfall zu einem ſo ſeltenen Phänomen zu machen, in einem verſtümmelnden, oder doch bis zur Unkenntlichkeit verkleinernden Bilde darzuſtellen. Auch die glücklichſten Zeichnungen liefern demjenigen, der nicht eben das, was der Künſtler beobachtet hat, keine treue Darſtellung des hinreißenden Schauſpiels, ſondern nur einen ſchwachen Schattenriß, der höchſtens dazu dienen kann, das, was man vormals ſah, von Zeit zu Zeit zu erfriſchen und zu erneuern. — Schon eine halbe Stunde vor dem Fall, nämlich vor der prächtigen Rheinbrücke bey Schaffhauſen wird das Bett des Rheins ſo abſchüſſig, und der Fluß ſelbſt ſo reißend, daß alle Schiffe ausgeladen werden müſſen. Nahe vor dem großen Sturze aber werden ſeine Gewäſſer durch unzählige theils verborgene, theils hervorragende Klippen in fürchterliche Strudel und ſchäumende Wellen zerſpalten, bis er endlich von einer Höhe von etwa fünf und ſiebenzig Schuhen an einer ſteilen, aber unebenen Felswand herunter ſchießt. Gerade an der Stelle, wo die herabſtürzenden Fluthen ſich mit dem Fluſſe wieder vereinigen, ſteigen zween Felſen hervor, unter welchen der zweyte der gröſte, der erſte aber, den man von der Zürcher Seite ſieht, der kleinſte und gebrechlichſte iſt. Sein Fuß iſt durch die Gewalt der Wellen gröſtentheils verzehrt, und es ſcheint, als wenn eine jede ihn von neuem angreifende Waſſerſäule denſelben umwerfen könnte. Dieſer Fels macht, daß man nur einen Theil des Waſſerfalls, denjenigen nämlich überſehen kann, der zwiſchen ihm und dem Ufer iſt, auf welchem man ſteht. Dieſer Theil iſt aber unſtreitig der wichtigſte, und läßt ſich wiederum in vier Abſätze zerlegen. Beym erſten ſtürzen die Wellen mit einer ſolchen Gewalt herab, daß es faſt unmöglich iſt, mit ſterblichen Augen einen ſtärkern ſinnlichen Ausdruck von Kraft zu ſehen. Schon von dieſem erſten Sturze ſteigen unaufhörlich Wolken über das obere Bett des Fluſſes empor, und es iſt, als wenn man in die Spitze einer mächtigen Waſſerſäule hineinſähe, die durch künſtliche Triebwerke in die Höhe gehoben, und zuletzt in Nebel und feinen Regen zerſtäubt würde. Die drey übrigen Fälle ſind weniger hoch, allein die Wuth der Wellen iſt gerade da am größten, wo ſie ſich in die Abgründe verlieren, die ſie ſich ſelbſt ausgehöhlt haben. Dieſe Abgründe werfen ohne Unterlaß Strahlen von milchweißem Waſſer und dicke Staubwolken aus, deren Geſtalten und Wälzungen eben ſo mannigfaltig, als die der Wellen ſind, aus denen ſie entſtehen, und die ſichtbar und langſam dem entgegengeſetzten Ufer zugetragen wurden. Als wir den Waſſerfall von der intereſſanteſten Seite betrachtet hatten, ſtiegen wir wieder zur obern Laube hinauf, entſchloſſen uns aber ſogleich, uns an das andere Ufer des Rheins überſetzen zu laſſen. Wir kletterten einen faſt unwegſamen und in der That gefährlichen Fußſteig hinab, der an eine der erſten Stellen führt, wo man ohne Gefahr über den Fluß ſetzen kann. Gefährlich iſt dieſer Fußſteig deßwegen, weil man gar nichts hat, woran man ſich halten kann, und er faſt durchgehends mit kleinen, glatten, und beweglichen Kieſeln bedeckt iſt, die bey einem unvorſichtigen Tritt unter dem Fuß verſchwinden. Der leichte Kahn, in den wir uns ſetzten, tanzte auf den Wellen des Fluſſes, der von ſeinem gräßlichen Falle noch heftige unnatürliche Bewegungen und gleichſam Zuckungen litt. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich nicht ganz ohne Furcht war, ungeachtet ich mehrmalen viel wildere Wellen und heftigere Bewegungen von Schiffen erfahren hatte. Der Führer unſers Kahns war ein junger Bube, der zwar kurz vorher einen guten Freund glücklich herüber gebracht hatte, von dem ich aber doch nicht wußte, wie geübt er war, und ob er nicht durch eine einzige ungeſchickte Bewegung unſern kleinen Nachen umwerfen könnte. Eben dieſes konnte auch geſchehen, wenn einer von uns ſich vor einem unvorhergeſehenen Schrecken zu ſehr auf die eine, oder die andere Seite neigte. Die größte Gefahr, in die wir wirklich kamen, hatte ich gar nicht einmal geahndet, daß wir nämlich mitten auf dem Strome von einem heftigen Windſtoß getroffen werden könnten. Wir erreichten aber glücklich das andere Ufer, und überſahen nun freylich die ganze Breite, und alle Abtheilungen des Waſſerfalls mit einem Blick: allein dies Schauſpiel war doch mehr neu, und ſeltſam, als groß und Bewunderung erregend, indem man ſchon zu weit entfernt iſt, als daß man die Kraft und Geſchwindigkeit der Wellen recht wahrnehmen könnte. Wir gingen beyläufig in den Drathzug, der im Waſſerfall ſelbſt angelegt iſt, und durch die gebändigten Wellen des Rheins getrieben wird. Ungeachtet es regnete, und ich mich durch naſſes Gras und Buſchwerk durcharbeiten mußte, ſo ſtieg ich doch an den Rand des Katarrakts hinab, welchem ich jetzo am nächſten war. Hier iſt der Sturz des Waſſers immer noch heftig, aber doch ſo weit unter dem entſetzlichen Fall an der entgegengeſetzten Seite, daß ich meine Mühe gar nicht belohnt glaubte. Auf der Rückfahrt ſahen wir die Majeſtät des ganzen Falls viel beſſer, als von dem Ufer, das wir zuletzt verlaſſen hatten. Die ganze Scene wurde auf einen Augenblick von der Sonne erleuchtet, durch welche Erleuchtung alles uns viel näher gebracht, und ſowol die weiße Farbe der Wellen und Staubwolken, als die bläulichen und grünlichen Streifen, die man hin und wieder in dem abſtürzenden Waſſer ſieht, ſehr erhoben wurden. Regenbogen ſahen wir nicht; allein dieſe entbehrte ich am eheſten, weil man ſie eben ſo gut bey künſtlichen Caſcaden, und doch bey keinem Waſſerfall ſo ſchön und prächtig, als am

Himmel ſelbſt ſehen kann. Auf der Rückfahrt ſchien es uns immer, als wenn wir dem Waſſerfall viel näher kämen, als wir ihm bey der Abfahrt vom Zürcher Ufer geweſen wären: eine Täuſchung, die unſtreitig daher entſtand, daß wir das ganze furchtbare Schauſpiel jetzo gerade vor Augen hatten. Im Anfange oder in der Mitte des Monats, worin wir ihn ſahen, iſt der Fall am ſchönſten, weil der Rhein alsdann am waſſerreichſten iſt. Früher ſchmilzt der Schnee noch nicht recht auf den hohen Gebirgen, und einige Wochen ſpäter iſt das Meiſte weggeſchmolzen, was ſich den letzten Winter von ſchmelzbarem Schnee geſammlet hat. Im Winter ſind alle Seen und Flüſſe in der Schweiz am kleinſten, und alsdann iſt der Rhein unmittelbar unter dem Fall ſo ruhig, daß man bis an den zweyten und größten Felſen hinanfahren kann, welches jetzo eine durchaus unmögliche Unternehmung wäre. So ungeheuer aber auch die Gewalt des herabſtürzenden Stroms, und ſo hoch das Felſenbett iſt, von welchem er herunter fällt, ſo haben mich doch mehrere glaubwürdige Leute verſichert, daß Lachſe es oft verſuchen, gegen den Fall hinanzuſpringen. Sie ſollen gleichſam auf, oder an den hervorſtehenden Klippen Ruhepuncte nehmen, und bisweilen in mehrern Abſätzen das höhere Bett erreichen, öfter aber zurückgetrieben und verwundet, oder gar zerſchmettert werden. Wenn man den Rheinfall in der Jahrszeit ſieht, worin wir ihn ſahen, ſo muß man nothwendig den Wahn einiger Engländer belachen, welche glaubten und darauf wetteten, daß ein kleines Boot oder Schiff, ohne umgeworfen oder zerſchmettert zu werden, auf den herabſchießenden Wellen hinunter gleiten könnte. Das Fahrzeug, womit man den ſeltſamen Verſuch anſtellte, wurde in ſo viele Trümmer zerſchlagen, daß man in ihnen kaum die Ueberbleibſel eines Kahns erkennen konnte. Mehrere Reiſende haben vermuthet, daß der Rheinfall viel mehr Eindruck machen würde, wenn das Waſſer ſich nicht an einer ſchiefen Wand herunter wälzte, ſondern von dem oberſten Rande einer ſenkrechten Felswand in den leeren Luftraum fiele, und ſich alsdann in Staub oder feine Tropfen auflöſte. So viel ich aber urtheilen kann, würde der Rheinfall durch dieſe gewünſchte Verwandlung alles Große verlieren, weil man alsdann nicht mehr die Kraft und Geſchwindigkeit des fallenden Fluſſes bemerken könnte, die jetzo in ein ſo hohes Erſtaunen ſetzt. Es würde eine zwar koſtbare, aber gar nicht unmögmögliche, oder die Kräfte des Cantons überſteigende Unternehmung ſeyn, die Felſen im Rheinbett ſo weit zu ſprengen, daß der Fluß ſchiffbar würde; allein ſo etwas wird vermuthlich niemals ausgeführt werden, weil dadurch eine Menge von Perſonen, die jetzo vom Ein- und Ausladen, und dem Transport der vorbeygehenden Waaren leben, auf einmal ihre Nahrung verlieren würden.

Als wir vom Rheinfall zurückkamen, wollte ich einige Gelehrte, und einige meiner ehemaligen Zuhörer beſuchen; mein Miethlakay ſagte mir aber, daß ich jetzo (es war eben Sonntag) ſchwerlich Jemand zu Hauſe treffen würde. Ich durchging alſo noch einige der vornehmſten Gaſſen, und fand allenthalben dieſelbigen Spuren von Wohlhabenheit; doch kann man die Stadt nicht eigentlich ſchön nennen, weil ſie weder große Reihen ſchöner Häuſer, noch auch lange, breite, und gut gepflaſterte Straßen hat. Ihre Lage und die umliegende Gegend kann einem Reiſenden, der Coſtanz eben verlaſſen hat, nicht ſehr gefallen. Schaffhauſen iſt in einen tiefen Keſſel geſenkt, und rund herum, und zwar ſehr nahe mit hohen Bergen umgeben, die meiſtens mit einförmigen Reben beſetzt ſind. Man mag alſo anlangen, oder abreiſen, woher und wohin man will, ſo muß man immer Berg auf oder Berg ab fahren *).

Zürch am 11ten Junius.

Geſtern Abends kamen wir glücklich und bey dem ſchönſten Wetter in Zürch an. Heute Morgen werde ich noch einige Beſuche machen; ich kann aber doch nicht gleich ausgehen, weil wir erſt unſern ganzen Coffre auspacken laſſen, und uns zu einem Aufenthalt von wenigſtens acht Tagen einrichten müſſen. Ich hoffe daher, daß ich Zeit genug haben werde, um dieſen Brief ſchließen, und mit der nächſten Poſt abſchicken zu können.

Ungeachtet die Verſammlung und der Auszug der Schaffhäuſer Cavallerie (denn bis zur Muſte-

---

*) Ich kann nicht umhin, es öffentlich zu bedauren, daß ich vor meiner Ankunft in Schaffhauſen Nichts vom Herrn Prof. C. Jezler, und von der großen Unternehmung gehört hatte, die er mit dem Eifer des erhabenſten Patriotismus angefangen, und ſo viel ich weiß, großentheils glücklich ausgeführt hat. Herr J. iſt der Urheber, und einer der vornehmſten Wohlthäter eines neuen Waiſenhauſes, deſſen Plan er im J. 1779. ſeinen Obern und Mitbürgern in einer kleinen Schrift vorgelegt hat. Von dieſer Schrift, und den Verdienſten ihres Verfaſſers werde ich an einem andern Orte reden. Man müßte ohne alles Gefühl ſeyn, wenn man bey der Leſung dieſes Aufſatzes ſich nicht freute, daß unſer Zeitalter einen ſo verehrungswürdigen Menſchenfreund, als Herr J. iſt, hervorgebracht habe.

Muſterung möchte ich meine Neugierde nicht treiben) unter aller meiner Erwartung war; ſo reut es mich doch nicht, daß ich mich um ihrentwillen einige Stunden länger aufgehalten habe, weil ich mir ſonſt gar keinen Begriff von einer ſolchen Reuterey hätte machen können. Das ganze Regiment, oder Eſcadron beſtand ohngefähr aus hundert und vierzig Mann, und verſammlete ſich auf dem Markt, oder großen Platze vor dem Rathhauſe. Die Pferde waren gröſtentheils ſo elend, daß kein Bürger in Göttingen das Herz gehabt hätte, ſie einem Studenten zuzuführen. Auch die Reuter beſtanden meiſtens aus alten, wahrſcheinlich gemietheten Leuten, denen man es ſogleich anſah, daß ſie nie Waffen geführt, und vielleicht nie ein Pferd beſtiegen, wenigſtens nicht Kraft genug hatten, irgend einem Feinde einen tödtlichen Streich zu verſetzen. Viele waren nicht einmal im Stande, ihre eigenſinnigen Gäule in die Reihen zu bringen, und mußten ſich daher unter dem lauten Gelächter der Umſtehenden an die ihnen beſtimmten Plätze führen laſſen. Unter den eingebornen Zuſchauern waren gewiß nur wenige, die eine gut berittene Cavallerie geſehen hatten; allein das Schaffhäuſer Corps machte doch einen ſo wunderlichen Aufzug, daß faſt eine jede Bewegung deſſelben ein allgemeines Lachen erregte, welches Fremde, wenn ſie ihr Geſicht nur ein wenig zum Lächeln zogen, unterhalten, und erneuern konnten, ſo oft ſie wollten. Beym Abzuge bildete kein einziges Glied eine gerade Linie, und alle Augenblicke mußte man Halt machen, weil die ihrer Pferde nicht mächtigen Reuter in Unordnung kamen. Einer von den wenigen, die ſelbſt nach dem Urtheile fremder Officiere ihrem Platze Genüge thaten, war unſer Wirth, der ſeine Mitbürger als Major anführte. Vielleicht wäre es beſſer, die ganze Muſterungs-Ceremonie einzuſtellen, indem ſie weniger eine kriegeriſche Uebung iſt, als die Reuter bey Einheimiſchen und Ausländern lächerlich macht. Denn im Grunde kann es zu nichts dienen, daß man alle zwey Jahr etwa anderthalb hundert Mann an einem einzigen Tage aufſitzen läßt, wenn man ſie vorher gar nicht zur Muſterung vorbereitet, oder in den Waffen geübt hat.

Der Weg von Schaffhauſen nach Zürch mag ehemals recht gut gepflaſtert geweſen ſeyn; allein wir fanden ihn in der ſchönſten Jahrszeit bis eine halbe Stunde vor Zürch ſo tief ausgefahren, daß wir ihn mit zu den beſchwerlichſten unſerer Reiſe rechnen. Auf dieſem Wege trifft man weder fruchtbare, noch ſchöne Gegenden, hingegen eine Menge von bettelnden Kindern an, die aber nicht durch Noth getrieben, ſondern durch die unüberlegte Verſchwendung der Reiſenden gelockt, oft lachend und mit ſchalkhaften Blicken, neben den Wägen herlaufen. In Egliſau, einem Städtchen auf halben Wege, fütterten unſere Fuhrleute (denn noch zwey andere Kutſchen begleiteten uns,) ihre Pferde, und wir erhielten in einer kleinen Stunde ein ſo reinliches, wohlzubereitetes, und ſchmackhaftes Mittagseſſen, als wir in keinem der mir bekannten größten Gaſthöfe in Teutſchland erhalten hätten. Wenn Sie jemals in dieſe Gegenden kommen, ſo laſſen Sie ſich in die hintern Zimmer des Wirthshauſes führen, wo man eine Ausſicht auf den in großer Tiefe unter den Fenſtern fließenden Rhein, und ein nahes wildes Gebirge hat. Gewiß werden Sie über die Reinlichkeit der Zimmer, Betten, Tiſche, Fenſter, und alles Hausraths erſtaunen, und geſtehen, daß die Böden in dieſem Gaſthofe eines kleinen Landſtädtchens glänzender und polirter ſind, als die Tiſche in den prächtigſten Sälen unſerer Teutſchen Gaſtwirthe zu ſeyn pflegen. Als wir in Zürch vor dem Schwerdte anlangten, wurden wir nur mit genauer Noth angenommen, weil gerade Meſſe war, und (uns Ankömmlinge mit eingerechnet) hundert und zehn Perſonen in dieſem berühmten und weitläuftigen Gaſthofe ſchlafen wollten. Unſer Zimmer im dritten Stock iſt zwar nicht groß, allein man hat darin eine ſo hinreißende Ausſicht auf die Limmat, die mit der größten Geſchwindigkeit aus dem See heraus ſchießt, auf den Zürcher See ſelbſt, und endlich auf die mit Schnee bedeckten Glarner, Schwyzer und Unterwaldner Berge, daß ich an dem geſtrigen heitern Abend, und dem heutigen eben ſo ſchönen Morgen ſchon unzähligemale ans Fenſter gezogen worden bin. Ungeachtet ich von hier aus die Vergoldungen der Schneegebirge durch die auf- und untergehende Sonne nur noch in großer Ferne ſah, ſo hat mich dieſer Anblick doch ſchon überzeugt, daß man die Morgen- und Abendröthe in ihrer ganzen Pracht nur in der Schweiz ſehen kann.

Leben Sie wohl! So eben erhalte ich durch meinen Freund, Herrn — Briefe von Ihnen und einigen andern Freunden. Ich danke Ihnen für die angenehmen Nachrichten, die Sie mir mitgetheilt haben, und bitte Sie nur noch kürzlich, alle meine Freunde zu grüßen. Vielleicht antworte ich Ihnen noch aus Zürch, gewiß aber aus Bern wieder, u. ſ. w.

Zweyter Brief.

Zürch am 14ten Junius.

Liebſter Freund,

In den drey erſten Tagen meines Aufenthalts in Zürch bin ich auf eine ſo angenehme Art zerſtreut, und auf eine ſo lehrreiche Art unterhalten worden, daß ich von Morgens früh bis Abends ſpät keinen leeren Augenblick habe finden können, einen Brief an ſie wieder anzufangen. Auch zweyfle ich ſehr, daß ich mit dieſem weit kommen werde.

Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, welch ein Vergnügen es mir gemacht hat, die große Menge von verehrungswürdigen und berühmten Gelehrten kennen zu lernen, wodurch ſich Zürch zu ſeinem großen Ruhme von allen Schweizeriſchen Städten unterſcheidet. Wenn ich jetzo auch Zeit hätte, Ihnen mehr, als die Namen merkwürdiger Männer zu ſchreiben, die ich beſucht habe, ſo würde ich doch noch nicht wagen, über alle zu urtheilen, da ich mich mit den meiſten nur einige, oder eine Stunde, oder gar noch kürzere Zeit unterhalten habe. Viele ſahe ich vorgeſtern auf der ſchönſten öffentlichen Premenade in Zürch, dem ſo genannten Schützenplatze, der nicht weit außer der Stadt liegt, und zwiſchen der reißenden Limmat, und einem zu gewiſſen Zeiten noch viel reißenderen, und gefährlichern Waldſtrom eingeſchloſſen iſt. Dieſe Promenade war urſprünglich (und iſt es auf eine gewiſſe Art noch jetzo) eine fruchtbare Wieſe, die aber mit breiten und reinlichen Gängen durchſchnitten, und mit prächtigen Alleen von alten ehrwürdigen Linden beſetzt iſt. Die Ausſicht auf die Stadt und Weinberge jenſeit der Limmat iſt ſchön, aber ein wenig eingeſchränkt. Ein großer Zuwachs des Vergnügens, was ich auf dieſem ſchönen Spaziergange genoß, war der herrliche Wohlgeruch, der ſich nach allen Seiten von dem jungen Heu verbreitete, das in den Zwiſchenräumen der Gänge entweder in Haufen gebracht, oder aus einander geſchüttelt wurde. Hier gingen wir mehrere Stunden in großer Geſellſchafft ſpazieren, und hier hatte ich die glücklichſte Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß die Nachrichten von dem heftigen Haſſe der Parteyen, in welche die Zürcher Gelehrten getheilt ſind, entweder ganz falſch, oder doch in hohem Grade übertrieben ſind. Man erzählte es mir an mehrern Orten als ganz ausgemacht, daß, wenn man nach Zürch komme, man ſich nothwendig zu der einen oder andern Parthey ſchlagen müſſe, und daß man von der einen verlaſſen, oder angefeindet werde, ſobald man die andere beſuche, oder kennen lernen wolle. Ich ſahe Lavater und ſeine Freunde, einige ſeiner vornehmſten Widerſacher, und wiederum ſolche, die weder Lavaterianer noch Antilavaterianer ſind, nicht nur auf demſelbigen Spaziergange, ſondern in denſelbigen Creiſen beyſammen. Alle nahmen gleichen Antheil an denſelbigen Geſprächen, und widerſprachen einander ohne Bitterkeit, und Einmiſchung von Perſönlichkeiten. Ueberhaupt hätte man von Männern von Geiſt und Charakter nie argwöhnen ſollen, daß ſie Fremde, denen es darum zu thun iſt, alle merkwürdige Menſchen einer Stadt kennen zu lernen, durch die Erwähnung von Privatſtreitigkeiten in Verlegenheit, oder in Gefahr ſetzen könnten, entweder unhöflich, oder ungerecht zu werden.

Schon am erſten Tage hörte ich auf der Promenade zuerſt von einer ſeltſamen Zaubergeſchichte, die in Glaris vorgefallen ſeyn ſollte. Allein hier waren noch Urtheile und Nachrichten ſo ſtreitend, daß ich Wahres und Falſches gar nicht zu unterſcheiden im Stande war. Ich gab mir deßwegen alle erſinnliche Mühe, auf den Grund der Sache zu kommen, und ich war ſo glücklich, bey einem berühmten Mann eine Sammlung von Briefen aus Glaris anzutreffen, die von verſchiedenen, allem Anſehen nach unparteyiſchen und aufgeklärten Männern geſchrieben waren, und vermuthlich das Glaubwürdigſte enthielten, was über dieſen in unſern Tagen höchſt intereſſanten Vorfall bekannt werden wird.

Ein unerwachſenes neunjähriges Töchterchen aus einem vornehmen Hauſe zu Glaris fing zum höchſten Schrecken ſeiner Eltern an, zu wiederholten Malen Stecknadeln zu ſpeyen, und an dem einen Beine contract oder gelähmt zu werden. Dies Stecknadelſpeyen wurde, wie es ſchon oft geſchehen iſt, für etwas übernatürliches, und für eine Wirkung von Zauberey gehalten. Als die Urheberin dieſer Miſſethat argwöhnte man ein Dienſtmädchen von einem verdächtigen Rufe, das aus dem Canton Zürch gebürtig war, eine Zeitlang bey den Eltern des Kindes gedient, aber das Haus kürzlich verlaſſen, und dem Kinde nach der Ausſage deſſelben einen Kuchen gegeben hatte. Auf dieſe Ausſage allein verſprach man demjenigen eine große Belohnung, der das Mädchen angeben, oder liefern würde. Das Mädchen wurde ergriffen, feſtgeſetzt, und gefoltert; allein unter den entſetzlichſten Martern ſagte es weiter nichts aus, als daß es zwar dem Kinde einen

Kuchen gegeben, aber dieſen Kuchen nicht ſelbſt gemacht, ſondern von einem benachbarten Schloſſer empfangen habe, der allein wiſſe und wiſſen müſſe, woraus er zuſammengeſetzt geweſen ſey. Auf dieſes Bekenntniß nahm man auch den Schloſſer in Verhaft, der nicht läugnen konnte, daß er dem Mädchen einen aus Eiſen-Feile, und ich weiß nicht aus welchen Erdarten und Säuren zuſammengeſetzten, und nach einem irgendwoher ererbten oder erhaltenen Recepte verfertigten Kuchen gegeben hätte. Er war aber nur eine kurze Zeit im Gefängniß, als er ſich in einem Anfall von Verzweyflung erhenkte. Vermuthlich war der Unglückliche eben ſo ſehr Betrogener, als Betrüger, und es kommt mir auch nicht unwahrſcheinlich vor, daß er ſich eben ſowohl aus übertriebener Angſt, als aus Bewußtſeyn einer des Todes würdigen Frevelthat hingerichtet habe. In dem Hauſe des Selbſtmörders fand man allerley verdächtige Arzneyen und Vorſchriften, welche letztere man aber nicht das Herz hatte genau zu unterſuchen, weil man gefährliche und magiſche Wirkungen davon fürchtete. Ungeachtet durch den Tod des Schloſſers die ganze Sache viel verwickelter wurde, als ſie ſonſt geweſen wäre, ſo glaubten doch die Richter, daß man jetzo an der Zauberkraft des Mädchens, und an den

Zauberwirkungen des durch ihre Hände gegangenen Kuchens nicht mehr zweyfeln könne. Man zwang die Geſangene, ſo oft und feierlich ſie auch ihre Unwiſſenheit betheuerte, daß ſie das kranke Kind durch eben die übernatürliche Kunſt, wodurch ſie es krank gemacht habe, auch wieder heilen ſolle. Entweder aus Furcht vor den Martern, womit man ſie bedrohete, oder weil ſie wirklich anfing, ſich etwas zuzutrauen, deſſen ſelbſt die Herren von Glaris ſie fähig hielten, legte die Geſangene Hand an das große Werk, was man von ihr verlangte. Nach mehrern fruchtloſen Verſuchen nahm ſie endlich die letzte Operation in Beyſeyn von vielen Perſonen, und ſelbſt von mehrern ihrer Richter vor. Sie rieb das kranke Bein des Kindes unter den heftigſten Verdrehungen, und Gebeten etwa zehn Minuten hinter einander, und übergab den Eltern alsdann das geſunde Kind zum größten Erſtaunen aller Umſtehenden, ſowohl der Verſtändigen und Aufgeklärten, als der Unwiſſenden und Abergläubigen. Während der Operation wollten viele ein heftiges Getöſe, oder gar eine Erſchütterung des Hauſes, worin die Heilung geſchah, wahrgenommen haben. Nach der Wiederherſtellung des Kindes, wurde die vermeyntliche Zauberin zum Tode verurtheilt; allein weil ſie aus Zürch gebürtig war, und das geſtiftete Böſe wieder gut gemacht hatte, ſo fragte man die Herren von Zürch, ob ſie die Verbrecherin auf ihre Koſten in das Zuchthaus ihrer Stadt bringen laſſen, und lebenslang darin unterhalten wollten. Die Herren von Zürch freuten ſich über die glückliche Gelegenheit, einer Zauberin das Leben retten zu können, und verſprachen alles, was man verlangt hatte, wenn man die Gefangene nur bis an die Gränzen bringen wollte *). Während der Unterſuchung fragten die Eltern mehrere Perſonen, wie es möglich ſey, daß ein Kind Nadeln ausbrechen, und daß ein Kuchen dieſe Wirkungen hervorbringen könne? Unter dieſen Männern, bey denen man ſich Raths erholte, war ein Vieharzt, Irminger, von Pfaffhauſen, der ſich aber auch mit der Heilung menſchlicher Krankheiten und Gebrechen abgiebt. Dieſer eben ſo kühne und verſchmitzte, als unwiſſende Quackſalber gab dem Doctor Tſchudi, dem Vater des Kindes, auf ſeine Frage zur Antwort: daß der Zauberkuchen, den das Kind gegeſſen, wahrſcheinlich den Saa-

---

*) Dieſer weiſen Antwort ungeachtet haben die Herren von Glaris es für gut gefunden, die Zauberin hinrichten zu laſſen. Durch dieſen Schritt ſetzte man ſich wenigſtens in Sicherheit, daß das Mädchen nichts bekannt machte, was man nicht gern bekannt gemacht hätte.

men, oder die Embryonen von Stecknadeln enthalten hätte, und daß allem Anſehen nach dieſe Embryonen im Magen des Kindes wären ausgebrütet worden, und noch fernerhin würden ausgebrütet werden. Ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie dieſe Antwort nicht viel klüger, als die Frage fänden.

Bey den ungeheuren Verſehen, welche man in dem ganzen Verlaufe des Proceſſes begangen hat, wäre es vielleicht jetzo den ſcharfſinnigſten und unparteyiſchſten Beobachtern in Glaris ſelbſt nicht möglich, die wahre Beſchaffenheit der Sache zu ergründen. Vielweniger darf man in der Ferne ſich ſchmeicheln, die ſo übernatürlich ſcheinende Begebenheit aus natürlichen Urſachen erklären zu können. Wer ſo etwas unternehmen wollte, der müßte mit dem Charakter, den Talenten, und dem körperlichen Zuſtande des Kindes, mit dem Verhältniſſe der Eltern deſſelben gegen das Mädchen, des Mädchens gegen den Schloſſer, und aller dieſer Perſonen gegen die Richter, auf das vollkommenſte bekannt ſeyn. Nach allem aber, was ich glaubwürdiges geleſen und gehört habe, kann man kaum daran zweyfeln, daß die Richter wenigſtens gröſtentheils unwiſſende, und abergläubige Leute waren, welches ich bey der großen Induſtrie, Wohlhabenheit,

heit, und den in der ganzen Schweiz anerkannten glücklichen Anlagen der Glarner am wenigſten begreifen kann; daß ferner das Kind wirklich Stecknadeln von ſich gegeben habe, und daß es an dem einen Beine contract oder geſchwächt, und in Zeit von einigen Minuten durch die angebliche Zauberin wieder hergeſtellt worden ſey. Gewiß aber werden Sie es mit mir für wahrſcheinlicher halten, daß das Kind durch Arzneyen und vorzüglich durch heftiges Reiben, vermuthlich nicht ſo plötzlich als es geſchienen, als daß es durch Beſchwörungen geheilt worden ſey, ſo wie es Ihnen auch wahrſcheinlicher vorkommen wird, daß das Kind entweder ſelbſt aus nicht bekannten Urſachen eine ſchon oft geſpielte Farce wiedergeſpielt habe, oder von andern dazu gebraucht worden ſey, als daß ein Kuchen durch bisher ganz unbekannte Kräfte Nadeln in den Eingeweiden des Kindes erzeugt, und nicht gefährlichere Symptome nach ſich gezogen habe, als von dem Kinde erzählt werden *).

In Ihrem letzten Briefe ſchärfen Sie es mir zu ernſtlich ein, Ihnen zu ſchreiben, wie ich Bod-

---

*) Eine viel wunderbarere Geſchichte, als die Hexengeſchichte in Glaris, erzählt Heinrich ab Heer in der achten ſeiner obſ. medicar. p. 85.

Bodmer und Lavater gefunden hätte, als daß ich Sie länger warten laſſen ſollte. Der erſtere, ein kleines trocknes, aber lebhaftes Männchen, wohnt mit ſeiner Gattin in einem einfachen und einſamen, aber geräumigen Hauſe auf einer Anhöhe vor Zürch, wo er eine ſchöne und weite Ausſicht auf die Stadt, und umliegende Gegend hat. Als ich ihn beſuchte, umarmte er mich herzlich, und freuete ſich außerordentlich über meinen Brief vom Herrn Prof. Lichtenberg, den ich ihm mitbrachte. Er redet noch von gelehrten Sachen mit einem Feuer, dergleichen ich mich nicht beſinne, in Perſonen von ſeinem Alter gefunden zu haben. Begierde zu leſen, und Theilnehmung und Eifer für die neue Litteratur, ſcheinen in ihm mit den Jahren zuzunehmen. Dieſes verſichern alle Gelehrte in Zürch, und ich ſchloß es auch daraus, daß er mich über mehrere neue Bücher fragte, von denen ich noch gar nichts gehört hatte. Er lieſt aber nicht bloß, ſondern er ſchreibt auch noch Bücher, die in Teutſchland nur wenig bekannt werden. Alle Zürchiſche Gelehrte verehren ihn, als ihren Vater, und auch die meiſten Fremden aus Teutſchland, und ſelbſt aus Frankreich beſuchen den ehrwürdigen Greis, indem er neben Geßner und Lavater immer einer der erſten iſt, zu welchem man Reiſende hinführt.

Ueber Lavater kann ich Ihnen ſchon mehr und auch etwas zuverläſſigeres, als über einen jeden andern Zürcher Gelehrten (meinen alten vertrauten Freund, Herrn Profeſſor Hottinger ausgenommen) ſchreiben, weil ich in dieſen drey Tagen am meiſten mit ihm umgegangen bin, und geſtern einen ganzen Tag in ſeiner Geſellſchafft zugebracht habe. Lavater gehört unter den Menſchen, mit denen ich bekannt geworden bin, zu den wenigen, die ihr Inneres, beſonders ihre Fehler, am wenigſten verſtecken, und noch viel weniger ſich bemühen, ihre Vorzüge zur Schau zu legen. Von Seiten ſeines Characters kann er nicht leicht einen zu enthuſiaſtiſchen Lobredner erhalten, und ſelbſt ſeine Widerſacher, wenigſtens diejenigen, die ich kenne, geſtehen, daß ſein Leben und Wandel untadelich ſeyen. Warmer Eifer, die Ehre Gottes und das Wohl ſeiner Nebenmenſchen zu befördern, iſt unſtreitig ſeine herrſchende und ſtärkſte Neigung, und die erſte Triebfeder aller ſeiner überlegten Handlungen. Neben dieſer in Gewohnheit übergegangenen Frömmigkeit ſind unermüdliche Verſöhnlichkeit, und unerſchöpfliche Feindesliebe ſeine hervorſtechenden und charakteriſtiſchen Tugenden. Beyde habe ich in ihm in ſonſt mir nicht durch Erfahrung bekannten Graden angetroffen, und vorzüglich aus dieſem Grunde war er mir eine höchſt merkwürdige Erſcheinung. Sehr oft habe ich ihn von den Talenten, Verdienſten, und Vorzügen ſeiner Widerſacher mit einer ſolchen Wärme reden hören, als wenn er die Tugenden ſeiner eifrigſten Freunde geprieſen hätte. Eben ſo oft bin ich Zeuge davon geweſen, daß er ſeine Gegner ſelbſt entſchuldigt, und auf eine ſolche Art Wünſche für ihr Wohl geäußert hat, daß es mir, und wie ich glaube, einem jeden unparteyiſchen Mann unmöglich geweſen wäre, nur den geringſten Argwohn von Prunk oder Affectation zu hegen, und daß auch ein jeder hätte fühlen müſſen, daß ihm dieſe Geſinnungen gar keine Anſtrengung koſteten, und mehr die Frucht ſeiner Natur, als einer mühſeligen Arbeit an ſich ſelbſt ſeyen. Nie entwiſchte ihm in meiner Gegenwart ein hämiſcher Tadel, nicht einmal ein Ausbruch von Verdruß über die unzähligen Kränkungen, die er erfahren hat, und auch jetzo nicht ſelten erfährt. Vielmehr iſt er überzeugt, daß alle dieſe Prüfungen zu ſeinem Beſten, und zu ſeiner Vollendung dienen. Von ſeinen Talenten und Verdienſten denkt er gewiß beſcheidener, als ſeine meiſtens lächerlichen Bewunderer. Er geſteht es frey, daß ihm eine tiefe Kenntniß der alten Sprachen, und viele andere nützliche Kenntniſſe mangeln, daß eben

die=

dieſes ihm vielen Schaden gethan, und an manchem Guten gehindert habe. Keiner empfiehlt daher das Studium der alten und gelehrten Sprachen eifriger, als er, ungeachtet er fühlt, daß er das Verſäumte nicht mehr nachholen kann. Von der heimlichen Eitelkeit, die man oft als die Quelle aller ſeiner Tugenden angegeben hat, und von der ich ihn ſelbſt nicht frey glaubte, habe ich auch nach der genauſten Beobachtung ſo wenig Spuren gefunden, daß ich mir ſelbſt über meinen vorhergefaßten ungegründeten Argwohn in der Stille Vorwürfe gemacht habe. Noch viel unerwarteter war es mir, daß ich in ſeiner Perſon und Geſichte nichts von der, Sehern und Schwärmern gewöhnlichen Salbung, und in ſeinem Betragen nichts von der, weichen Herzen eigenthümlichen zuſammenſchmelzenden Liebe und Freundſchafft entdeckte. Geberden, Stellungen, Mienen und Blicke verrathen einen geiſtvollen Mann, aber nicht den Mann mit der feurigen, noch immer nicht genug gebändigten Einbildungskraft, die ihn in ſeinen Schriften ſo oft in ſeltſame und gewagte Meynungen hingeriſſen hat. Wenn man ihm vormals den nicht ganz ungegründeten Vorwurf machte, daß er durch ſeine warmen und wohlgemeynten Lobreden jungen Leuten eine zu hohe Meynung von ihren Talenten eingeflößt, ſie dadurch von ernſthaften und anhaltenden Arbeiten abgezogen, und wider ſeine Abſicht zu allerley Ausſchweifungen veranlaßt habe; ſo verdient er dieſen Vorwurf jetzo gewiß nicht mehr. Die Spöttereyen, die er deswegen geduldet hat, haben ihn gegen unbekannte, beſonders junge Leute, eher kalt und zurückhaltend, als anſchmiegend, und ſelbſt gegen ſolche, die er kennt und ſchätzt, eher nur höflich, als entgegenkommend gemacht. Auch alsdann, wenn er vertraut wird, hält er ſich, ſcheint es, immer zurück, und gießt ſich nie in übertriebene Lobeserhebungen, und Liebkoſungen aus. Er redet leicht und mit Theilnehmung, aber nie hitzig; ſeine Bewegungen ſind lebhaft, aber nie furchtbar heftig; und Widerſprüche kann er eben ſo ruhig und gelaſſen anhören, als beantworten. Im Creiſe von Freunden und Freundinnen erwacht er zur heiterſten Frölichkeit, und ſcherzt ſo munter und muthwillig, daß mancher witzige Kopf ihn um dies Talent beneiden würde. Ungeachtet er keine weitläuftige Gelehrſamkeit beſitzt: ſo wird doch ſein genauſter Umgang höchſt intereſſant durch die vielen Erfahrungen, und ſeltene Menſchenkenntniß, die er ſich durch ſeine frühen, noch immer fortdaurenden, und ſich erweiternden Verbindungen mit allen Claſſen von Menſchen erworben hat. Bey dieſen Vorzügen werden Sie es leicht erklären können, wie er ſeiner Schwachheiten und Verirrungen ungeachtet ſo viele junge Leute ſo unwiderſtehlich habe an ſich ziehen, und ſich die Liebe und das Zutrauen ſeiner Gemeinde, und des größten Theils der Bewohner von Zürch, und der umliegenden Gegenden habe erwerben können. Seine Predigten werden mit größerm Beyfall, als die der übrigen gleichfalls ſehr beliebten Prediger gehört, ungeachtet ſie ſelten ſorgfältig ausgearbeitete Reden, und auch nicht immer mit der ſtrengſten Orthodoxie übereinſtimmend ſind. Ihr größter Vorzug und eigenthümlicher Charakter iſt das Herzliche, Wohlmeynende, und Rührende in der Sprache, Stimme, und den Geberden des Redners, was auch diejenigen einnimmt, die es nicht zu beſtimmen und zu unterſcheiden wiſſen. Ein unverdächtiger Beweis der allgemeinen Achtung, worin er ſteht, war mir dieſer, daß er, ſo oft ich mit ihm ſpazieren ging, faſt von allen, die uns begegneten, mit der größten Ehrerbietung gegrüßt wurde, und daß unter den Landleuten mehrere waren, die ihm mit kindlicher Ehrfurcht die Hand küßten. Ein wohlhabender Landmann hat ihm ſogar auf einer der ſchönſten Anhöhen vor der Stadt ein kleines, aber niedliches Rebhäuschen bauen laſſen, wo man eine weite Ausſicht auf den See und ſeine beyden Ufer hat. Er iſt der Vertraute, Rathgeber, Tröſter, und Schlichter von Streitigkeiten in einer Menge von vornehmen und geringen Familien in Zürch, die vielen Fremden nicht einmal gerechnet, die ihn zu ihrem Gewiſſensrath machen. Wenn man die erſtaunliche Mannigfaltigkeit von Berufsarbeiten und anderen unablehnbaren Geſchäfften bedenkt, die ſich von allen Seiten auf ihn zudrängen, ſo erſtaunt man, daß er bey aller ſeiner Thätigkeit noch ſo vieles ſchreiben kann, und man findet es gar nicht übertrieben, was er ſagt, daß Schriftſtellerey für ihn nicht, wie für andere, Hauptgeſchäfft, ſondern nur Erhohlung von ſeinen Arbeiten ſey. Unter allen ihm eigenthümlichen oder ſeltſamen Meynungen hängt er keiner, ſcheint es, mit ſo vielem Eifer an, als der Ueberzeugung von der Sicherheit oder Untrüglichkeit ſeines Phyſiognomiſchen Sinns oder ſeiner Intuition, wodurch er Menſchen eben ſo zuverläſſig, als aus ihren Thaten, erforſchen zu können glaubt. Dieſe ſeine Intuition, die er ſelbſt vor denen nicht verläugnet, die nicht daran glauben, war einer von den Puncten, worüber ich nicht gern mit ihm redete, weil ich fühlte, daß ich mich ihm gar nicht würde nähern, und ihn auch nicht zu mir würde herüber ziehen können.

nen. Wie er vormals über den Wunderglauben geſchrieben, und gedacht hat, weiß ich nicht, da ich nicht alle ſeine Schriften geleſen habe; allein jetzo iſt er nicht nur überzeugt, daß er niemals Wunder gethan, ſondern daß er auch andere keine Wunder habe thun ſehen. Zugleich aber behauptet er, welches auch die heftigſten Beſtreiter von Wundern nicht geläugnet haben, daß vielleicht gewiſſe Menſchen von außerordentlicher Kraft Dinge verrichten könnten, welche die Kräfte gewöhnlicher Menſchen überträffen, und wider den gewöhnlichen Lauf der Natur zu ſeyn ſchienen.

Der Uebergang von Lavater auf die berüchtigte Nachtmahlsvergiftung iſt zu natürlich, als daß ich nicht ſogleich das, was ich nach fleißigem Forſchen davon erfahren habe, herſetzen ſollte. Bey meiner Ankunft in Zürch hatte ich den Aufſatz in der teutſchen Bibliothek über dieſen Vorfall noch nicht geleſen; ich war aber doch ganz von der Meynung eingenommen, daß die angebliche Nachtmahlsvergiftung ein Mährchen oder blinder Lärm, und das vermeyntliche Gift in den heiligen Bechern durch Nachläßigkeit, oder Verſehen hineingekommene Unreinigkeit geweſen ſey. Ich lächelte deßwegen, als ich zuerſt im Ernſt von Gift und Vergiftung reden hörte, erſtaunte aber nicht wenig, als ich von mehrern verſtändigen und zuverläßigen Männern vernahm, daß an der Sache mehr ſey, als ich bisher nach den Erzählungen einiger Bekannten, die aber alle aus dem Aufſatze des Ungenannten geſchöpft waren, vermuthet hatte. Hätte ich dieſen Aufſatz ſelbſt geleſen; ſo würde ich aus dem heftigen leidenſchaftlichen Tone, worin er geſchrieben iſt, ſogleich Verdacht geſchöpft haben. Aller der Möglichkeiten ungeachtet, welche der namenloſe Schriftſteller zuſammengeſucht hat, um das Publicum glauben zu machen, daß man ohne Grund auf den Argwohn vorſetzlicher Vergiftung gefallen ſey, zweyfelte in Zürch lange kein Menſch daran, daß nicht vorſetzlich gewiſſe mit Gifttheilchen verſetzte Unreinigkeiten in die Kelche geworfen worden. Nach der Erſcheinung des Aufſatzes, der auch in Teutſchland ſo viel Aufmerkſamkeit erregt hat, fingen zwar manche an, zu zweyflen; allein noch jetzo ſind die gelehrteſten, und der Sache am meiſten kundigen Männer von der Meynung überzeugt, die eine Zeitlang die herrſchende in der ganzen Stadt war. Freylich glaubt man nicht allgemein, (und dieſen Umſtand hat der unbekannte Schriftſteller, der ſonſt die kleinſten Umſtände genau wußte, nicht berührt,) daß der Thäter die Abſicht hatte, durch ſeine Sudeleyen eine ganze Gemeinde hinzurichten. Einige vermuthen, daß er gegen gewiſſe Perſonen, die er haßte, habe Verdacht erregen, und böſe Gerüchte verbreiten wollen, zu welchen ſich dann leicht andere Aeußerungen und Ausbrüche von öffentlicher Unzufriedenheit hätten geſellen können. Eben deßwegen, ſagt man, habe er die Doſis von Gift ſo geringe, und die von unſchädlichen oder höchſtens widerlichen Beſtandtheilen ſo ſichtbar groß gemacht, indem in einigen Bechern ein mehrere Finger hoher Bodenſatz enthalten geweſen ſey. Andere hingegen zweyflen gar nicht, daß der unbekannte Böſewicht einige ſeiner Feinde habe hinrichten wollen, daß er aber aus Unwiſſenheit eine ſolche Miſchung gemacht habe, wodurch die Kraft der ſchädlichſten Beſtandtheile ſehr geſchwächt worden. Falſch iſt es, daß niemand eher Uebelkeiten empfunden, als bevor ſich die Nachricht von Vergiftung ausgebreitet habe. Glaubwürdige Männer haben mich verſichert, daß mehrere Perſonen vor dieſem Gerücht einen Ekel geſpürt hätten, von dem es aber wahrſcheinlicher iſt, daß er durch den ekelhaften Anblick des trüben unreinen Weins, als durch die ſchwachen und diluirten Gifttheilchen erregt worden ſey. Der unbekannte Recenſent giebt ſich alle erſinnliche Mühe, die Spuren von Fingern an den

Bechern, und von verſchütteten Feuchtigkeiten an der Erde, oder doch ihre natürliche Bedeutung wegzudiſputiren; allein hatte er denn nicht gehört, daß auch in dem Altartuche Spuren von unreinen und abgewiſchten Fingern waren? Wenn man mit allen jetzt angeführten Umſtänden noch folgende verbindet, daß nur allein in den hölzernen Bechern, aus welchen die Communicanten zu trinken pflegen, und in einigen zinnernen Kannen, nicht aber in den hölzernen Gefäßen, in welchen der Wein zur Kirche gebracht wurde, Unreinigkeiten gefunden worden, und daß das Weinſediment auf der Stelle Gold weißgefärbt habe, welches ſich ohne Zuſammenmiſchung von Mercurius und Arſenick nicht gut erklären läßt, ſo iſt es einem uneingenommenen Beurtheiler kaum möglich, an einer vorſetzlichen Verunreinigung und ſelbſt Vergiftung des Communionweins zu zweyflen. Die Einwürfe, die der Recenſent (S. 648. 658.) vorbringt, ſind ſo beſchaffen, daß, wenn man ſie gelten laſſen wollte, man alsdann ein jedes, auch das augenſcheinlichſte Corpus delicti, entkräften oder zweyfelhaft machen könnte. — Der Urheber dieſer Frevelthat iſt noch immer nicht entdeckt; allein viele einſichtsvolle und unbefangene Gelehrte, ſelbſt ſolche, die Waſern wohlwollten, argwohnen den letztern als den Thäter. Ob er einer ſolchen That überhaupt fähig geweſen ſey, mögen Sie ſelbſt aus dem Folgenden ſchließen. Man hat mir mehrere Dinge anvertraut, die den gegen ihn entſtandenen Verdacht nicht wenig beſtärken; allein ich mag das Andenken, auch des verruchteſten Menſchen, der doch einmal für ſeine Thaten gebüßt hat, nicht durch neue nur wahrſcheinliche Greuel noch mehr ſchänden. So viel iſt gewiß, daß Waſer immer ein wenig in die Chemie hineingepfuſchert, und ſich von Zeit zu Zeit mit Chemiſchen Operationen beſchäfftiget hat. In ſeinem Gefängniſſe und Verhören aber hat er nie etwas von Nachtmahlsvergiftung geſtanden, und Lavater, der ihn anfangs auch im Verdacht hatte, ſagte mir, ohne mir ſeine Gründe mitzutheilen, daß er ihn für unſchuldig halte *).

---

*) Der Verfaſſer des Sendſchreibens im erſten Stück des 60ſten Bandes der allgemeinen teutſchen Bibliothek, hat die Dreiſtigkeit, gegen die Unterſuchungen und Zeugniſſe der gröſten Aerzte, und Naturforſcher in Zürch, gegen eine Menge der aufgeklärteſten und zuverläßigſten Männer, mit denen ich über die Nachtmahlsvergiftung geſprochen, und korreſpondirt habe, endlich gegen alles, was in ganz Zürch notoriſch iſt, zu behaupten, daß in den ſchmuzigen Kelchen kein Gift geweſen ſey, daß Niemand in Zürch an eine Nachtmahlsvergiftung geglaubt, und daß Herr **Lavater** ſich zu **Waſern** in's Gefängniß gedrängt habe. Wenn der namenloſe Schrift-

Zürch am 16. Morgens um 6 Uhr.

Vielleicht iſt die gegenwärtige Morgenſtunde die lezte, in welcher ich Ihnen noch einige Nachrichten über Zürch aus Zürch ſelbſt ſchreiben kann. Ich will ſie daher dazu nutzen, Ihnen, ſo viel

es

---

faſſer dieſe Nachrichten bloſſen Gerüchten nachſchrieb, ſo war es unverzeihliche Keckheit, oder Leichtſinn, einem ſo unſichern Gewährsmann zufolge, den glaubwürdigſten, und gröſten Gelehrten in Zürch (die ich alle mit Namen nennen will, ſo bald der Verfaſſer aus ſeiner Dunkelheit heraustritt,) öffentlich zu widerſprechen, und einen durch Charakter, und Amt ſo verehrungswürdigen Mann, als Herr Lavater iſt, öffentlich anzugreifen. War aber der Verfaſſer ein Schweizer, und beſſer unterrichtet, ſo weiß ich kein Wort für die Niederträchtigkeit zu finden, deren er ſich in dieſem Fall ſchuldig gemacht hat. Die grundloſe Verläumdung, daß Herr Lavater ſich zu Waſern hinzugedrängt habe, iſt auch in Teutſchland von Leuten wiederhohlt worden, denen es nicht ſchwer wird, auf bloſſe Sagen hin den guten Namen von ehrlichen Männern anzutaſten. — Der unglückliche Waſer ließ kurz vor ſeiner Hinrichtung die Obrigkeit bitten, daß ſie ihm am lezten Morgen anſtatt der Candidaten, die der Ordnung nach gefolgt wären, den Herrn Diaconus Heß, die Herren Pfarrer Schinz und Pfenninger, und Herrn Lavater zu ſeiner Erbauung oder Aufrichtung ſchicken möchten. Die Obrigkeit gewährte dieſe Bitte, und trug dem Herrn Antiſtes Ulrich auf, daß er die eben genannten Männer zu dem Gefangenen berufen möchte. Dies geſchah auch durch eine förmliche Einladung des Pedellen Fäſi, und Herr Lavater ging alſo eben ſo wenig, als mehrere ſeiner Amtsbrüder ungerufen, ſones in meinem Vermögen iſt, den Charakter eines der widerſprechendſten, räthſelhafteſten und verkehrteſten Menſchen, den Charakter des unglücklichen Waſers, zu ſchildern. Sie können leicht denken, daß ich alle Mühe und Vorſicht angewendet habe,

ſondern von Waſer erbeten, und auf den Befehl der Obrigkeit in das Gefängniß. — Gegen die Beſchuldigung: daß ich den Schweizern hätte ſchmeicheln wollen, um ihre Jugend nach Göttingen zu locken, ſage ich nichts, da keiner, der mich nur einigermaßen kennt, dieſe lächerliche Beſchuldigung glauben wird, er müßte denn dem anonymiſchen Correſpondenten ähnlich ſeyn.

Als das angebliche Schreiben aus Schaffhauſen erſchien, vermuthete man anfangs in Zürch, daß Herr Profeſſor Meiſter der Verfaſſer davon ſey, weil er nicht lange vorher eine heftige Recenſion meiner Briefe in die Zürchiſche Bibliothek hatte einrücken laſſen wollen, welches aber die Obrigkeit verboten hatte. Herr M. wurde darüber zur Rede geſtellt, allein er verſicherte als ein ehrlicher, und ſeine Worte reſpectirender Mann, daß er nicht der Urheber des Schreibens ſey, und auch gar keinen Antheil daran habe, ja daß er in Zürch auf Niemanden rathen könne, der es möchte gemacht haben. Nur der Beſchluß des Briefes, der einige Anekdoten von Häfeli und Stolz enthält, ſchien ihm und einigen ſeiner Freunde ſo abſtechend gegen das übrige, und in Rückſicht auf Styl und Inhalt ſo wenig fremd, daß der Verdacht in ihnen aufſtieg, daß dieſer Beſchluß wohl von jemanden in Zürch herrühren möchte, der dann und wann Beyträge zur allgemeinen teutſchen Bibliothek liefere. Das Uebrige des Briefes ſey, glaubte man, in Berlin ſelbſt gemacht worden.

be, um die Gemüthsart eines Mannes auszuforſchen, der ſo viele Menſchen aufmerkſam auf ſich gemacht, und das leſende Publicum in Teutſchland und in der Schweiz in zwo Parteyen getheilt hat. Ich habe mich über ihn mit allen Arten von Perſonen, ſelbſt mit ſolchen unterhalten, die nichts weniger, als Vertheidiger oder Freunde ſeiner Richter waren, die ſich vielmehr Waſers Freunde nannten, die wenigſtens ſeine Talente und Fleiß hochſchätzten, und beyde zu ſeinem und ſeiner Mitbürger Beſten hinzuleiten geſucht hatten. Alle ohne Ausnahme ſchilderten ihn als den rachſüchtigſten, ränkevollſten, und undankbarſten Mann, der ſein Vaterland gehaßt, und den Tod, den er gelitten, vollkommen verdient habe. Ein ſolches übereinſtimmendes Urtheil, wenigſtens der aufgeklärteſten Zürcher, mit denen ich bekannt geworden bin, ließe ſich in einem Freyſtaat, wo immer Unzufriedene ſind, und wo dieſe Unzufriedene oft die größten Verbrecher nicht aus Ueberzeugung oder Mitleiden, ſondern aus Haß und Rache gegen die Regierung in Schutz nehmen, gar nicht denken, wenn Waſer nach der Meynung ſeiner Mitbürger auch nur einen Schein von Recht vor ſich gehabt hätte. Waſer verrieth ſchon als Knabe eine gänzliche Verkehrtheit, oder wie Lavater ſagte, einen apoplektiſchen Zuſtand ſeiner ſittlichen Natur *). Er konnte, weil es ihm nicht an Kopf fehlte, oft einſehen, daß etwas Unrecht, oder wider die Geſetze ſey; allein er fühlte es nicht, oder empfand bey ſchlechten Handlungen entweder gar nicht, oder nur ſelten Reue und Unwillen; und eben ſo wenig oder ſelten, brachten Wohlthaten und gute Handlungen, wie in andern vollendeten Menſchen, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung hervor. In ſeiner Kindheit übte er nicht bloß kindiſchen Muthwillen, um ſich mit ſeinen Geſpielen, oder über ſeine Geſpielen luſtig zu machen; ſondern er zeigte bald eine bösartige Schalkheit, die ihn bis an ſeinen Tod begleitete, und ihn in der Angſt, oder doch Verlegenheit,

oder

---

*) So viel auch der verkappte Schaffhäuſer Correſpondent, und andere über dies Urtheil meines Freundes Lavater gewitzelt haben, ſo finde ich es doch immer noch eben ſo wahr, als der bildliche Ausdruck, deſſen er ſich bediente, angemeſſen iſt. Auch habe ich unter allen den Vernunfteleyen, die im Museo, und anderswo gegen meine Schilderung von Waſer gedruckt oder geſagt worden ſind, durchaus Nichts gefunden, was mich zu irgend einer Aenderung, oder Milderung meines Gemaldes bewegen könnte. Ich muß aber meine Leſer nochmals erinnern, daß ich Nachrichten, und Urkunden über Waſern in Händen habe, die noch viel mehr wider dieſen Mann zeugen, als alles, was ich in Zürch gehört, und in meinen Briefen geſagt habe.

oder dem Schaden der ehrwürdigſten und theuerſten Perſonen ein boshaftes Vergnügen finden ließ. So fing er auf einmal, noch als Knabe, an, ein Nachtwandler zu werden. Er ſpielte ſeine Rolle zwar ſo gut, daß er ſeine Mutter, die ihn unausſprechlich liebte, hinterging, aber doch nicht ſo geſchickt, daß ſein Vater nicht die Schalkheit des Buben entdeckt hätte. Dieſer duldete die Unruhe, die ſein Sohn auf ſeinen nächtlichen Wanderungen im Hauſe machte, und immer weiter trieb, ſo lange, bis die Mutter einſtens auf mehrere Tage aufs Land reiſete. Gleich in der erſten Nacht, als der Vater allein ſchlief, nahm dieſer eine tüchtige Peitſche mit ſich ins Bett, und wartete horchend auf den Augenblick, in welchem der Nachtwandler erſcheinen würde. So bald nun dieſer wieder zu lärmen anfing, ſprang der Vater aus dem Bette, und hieb unbarmherzig auf den Rücken des Störers ſeiner nächtlichen Ruhe los. Die erſten Hiebe ſuchte der junge Waſer zu verbeißen; allein da der Vater nicht nachließ, ſo fiel er ihm endlich zu Füßen, und geſtand, daß er bisher vorſetzlich den Nachtwandler geſpielt habe. Zu einer andern Zeit jagte er in einem gelinden Fieber, wo er vermuthlich nicht genug bedauret, und gewartet zu werden glaubte, ſeiner Mutter ein faſt

tödt=

tödtliches Schrecken ein, indem er wie ein Raſender zu ſchreyen, und ſich zu geberden anfing. Auch hier ertappte ihn der ſchärfer ſehende Vater, und zwang ihn zum Bekenntniß ſeines Bubenſtücks. Als er in reifern Jahren von andern, als von ſeinen Eltern, große Wohlthaten zu empfangen im Stande war, waren es immer ſeine Wohlthäter, die er auf die ſchändlichſte und niederträchtigſte Art mißhandelte. Zu ſeinen größten Wohlthätern gehörte der verſtorbene Bürgermeiſter Heidegger, und der noch lebende Statthalter M — —, ein Mann, den ganz Zürch als einen ſeiner thätigſten Staatsmänner verehrt, indem er, außer ſeinen übrigen Verdienſten, durch ſeine weiſen und wohlthätigen Anſtalten in der letzten großen Theurung, Hungersnoth und Elend von ſeinem Vaterlande abgewandt hat. Den erſtern verrieth Waſer nicht nur bey ſeinem Leben an ſeine Gegenpartey, ſondern ſchändete ſein Andenken auch nach dem Tode durch die giftigſte Schmähſchrift. Den letztern belangte er als einen Entwender öffentlicher und heiliger Schätze, und verlor darüber die Stelle, die er ihm vorzüglich zu danken hatte. Nach ſeiner Abſetzung geſtand er einem ſeiner vertrauteſten Freunde mit Thränen, und mit anſcheinender, vielleicht auch aufrichtiger, aber vorübergehender Reue, daß er die

ihm

die ihm zuerkannte Strafe reichlich verdient habe, und gelobte aufs feierlichſte, ſich ins künftige zu beſſern; allein nichts deſto weniger war und blieb ſein Haß nicht nur gegen einzelne Perſonen, die er für ſeine Feinde hielt, ſondern auch gegen ſein unſchuldiges Vaterland unverſöhnlich, und eben dieſer brennende Haß, und die daher entſtehende blinde Rache zogen ihn in die eben ſo thörichten, als verruchten Maaßregeln hinein, die ihn endlich das Leben koſteten. — Auch der letzte, den er tödtlich beleidigte, der Stadtſchreiber Landolt, war ſein Gönner und Wohlthäter. L. gab ihm nämlich eben die Urkunden, wovon Waſer wichtige Stücke zurück behielt, in der Abſicht, um ihm durch das Abſchreiben derſelben einen ehrlichen Gewinn zu verſchaffen. Als nun der Stadtſchreiber, der von den abgelieferten Documenten nur für ſich ſelbſt ein Verzeichniß gemacht, nicht aber einen Empfangſchein von Waſer gefordert hatte, die dem letztern eingehändigten Papiere zurückforderte, und ſich die fehlenden mit der Formel ausbitten ließ, daß er ſie wahrſcheinlich würde vergeſſen haben, antwortete Waſer gleich trotzig, daß er nichts mehr habe, und daß er ſich ſehr wundere, wie man noch mehr, als das Zurückerhaltene, von ihm fordern könne. Auf dieſe Antwort ging der Stadtſchreiber ſelbſt zu Wa-

ſern,

fern, und bat ihn aufs freundlichſte, ſeine Schriften doch noch einmal durchzuſehen: er wiſſe gewiß, daß er ihm die fehlenden Stücke geſchickt habe, von deren Wiederfindung nicht nur ſein Dienſt, und ſeine Sicherheit, ſondern ſelbſt ſein Leben abhange. Waſer blieb bey dieſen Bitten unerweicht, und ſah mit einem triumphirenden Blick und einem teufliſch boshaften Lächeln auf ſeinen bedrängten Wohlthäter herab, um ihn fühlen zu laſſen, daß er ſeine Wohlfahrt in Händen habe, und daß weder Landolt, noch irgend ein anderer Menſch ihm ſeine offenbare Dieberey zu beweiſen im Stande ſey. Als alle Bitten nichts helfen wollten, fing der bis zur Verzweyflung gereizte Mann an zu drohen, oder vielmehr ihn zu beſchwören. Er rief den allgegenwärtigen Rächer aller Bosheit zum Zeugen, daß Waſer es eben ſo gut, als er ſelbſt, wiſſe, daß er die Urkunden empfangen habe, und nun mit Gefahr ſeines Lebens zurückbehalte. Auf alle dieſe Ausbrüche von Angſt und Wuth antwortete Waſer weiter nichts, als daß er Landolten als einen nachläſſigen Hüter der heiligſten Denkmäler der vaterländiſchen Rechte belangen würde, wenn er noch länger fortführe, etwas von ihm zurückzufordern, was er nicht erhalten habe. Nach dieſen fruchtloſen Unterhandlungen ſchickte Landolt ſeine und Waſers Freunde zum letztern, und ließ durch dieſe nicht nur ſeine Bitte wiederholen, ſondern ihm auch eine große Summe unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit anbieten, wenn er nur die Documente wieder herausgeben wolle. So arm Waſer war; ſo blieb er doch unerſchüttert, und zog das Vergnügen, ſich an der Angſt eines Wohlthäters zu weiden, ſeinem eigenen Vortheile vor. Zuletzt ſtellten ihm ſeine Freunde auf das rührendſte vor, daß er doch einen unſchuldigen Mann, der ſich noch dazu um ihn ſo verdient gemacht habe, nicht länger martern und nicht ins Verderben ſtürzen möchte. Er wage ja ſelbſt Ehre und Leben dabey, wenn die Sache ruchtbar, und er als ein Entwender wichtiger Documente überführt werde. Waſer gab dieſes zu; allein er lieferte nichts zurück. Wenn man dieſes geleſen oder gehört, und alsdann nur einiges moraliſches Gefühl hat, ſo muß man Waſern als ein ſittliches Ungeheuer verabſcheuen, und die Kälte, womit er die Bitte und Vorſtellungen aller ſeiner Freunde abwies, wie die boshafte Freude und Hartnäckigkeit, womit er einen Wohlthäter quälte, viel ſtrafwürdiger, als die Entwendung der Urkunden ſelbſt finden.

So wie Waſer einſah, daß die letztere That des Todes werth ſey, ſo geſtand er auch nach ſeiner Gefangennehmung (dies hat mir wenigſtens ein ſehr glaubwürdiger Mann verſichert,) mehrmalen in Gegenwart des Gefangenwärters, daß die aufrühreriſche Schrift, die er Herrn Hofrath Schlözer geſchickt habe, eine gleiche Strafe verdiene. Weit entfernt aber die von ihm ſebſt anerkannten Verbrechen in der Einſamkeit ſeines Gefängniſſes zu bereuen, oder die ſeinen Wohlthätern zugefügten Beleidigungen abzubitten, brütete er immer neue Entwürfe von Rache aus. Er hoffte bald bey dieſer, bald bey jener Gelegenheit, bald auf dieſe, bald auf jene Art ſeine Mitbürger gegen ihre Obrigkeit aufzuwiegeln, und geſtand, daß er einen unauslöſchlichen Haß gegen ſeine Vaterſtadt gefaßt, und eine noch viel gefährlichere Schrift, als die erſtere geweſen ſey, an Herrn Hofrath Schlözer geſchickt habe, welche aber dieſer nicht empfangen zu haben verſichert. Dieſe letzten Geſtändniſſe, verbunden mit dem aufmunternden Briefe eines Ungenannten, den man in Waſers Strumpfe fand, und der noch im Archiv aufbewahrt wird, zogen dem letztern das Todesurtheil zu, weil man daraus ſah, daß man von ihm gar keine Beſſerung, ſondern ſo lange er lebe, unaufhörliche Meutereyen zu befürchten habe. Ich weiß es von ſicherer Hand, daß unter ſeinen Richtern gerade diejenigen, die ihn vorher als einen unruhigen verderblichen Bürger haßten, für die Begnadigung, und diejenigen, die ihm ſonſt wohlwollten, zum Tode geſtimmt haben, weil ſie ihn dieſer Strafe werth hielten, und auch glaubten, daß das allgemeine Beſte es erfordere, daß er ſie leide.

Selbſt nach ſeiner Verurtheilung gab Waſer noch nicht alle Hoffnung auf, daß er der Vollziehung der ihm zuerkannten Strafe entgehen könne. Doch fürchtete er den Tod im geringſten nicht. Vielmehr hätte er, wenn ihm die Wahl wäre gelaſſen worden, den ſchmerzhafteſten Tod einem ewigen Gefängniſſe vorgezogen. Auch hätte er gewiß zehen Leben, wenn er ſo viele hätte verlieren können, hingegeben, wenn er nur fünfe ſeiner Feinde damit hätte tödten können, ſo wie er einſt ſagte, daß er gerne beyde Augen verlieren wolle, wenn er nur einem ſeiner Feinde eins ausſchlagen könne. Wenn er alſo zu leben wünſchte, ſo wünſchte er es bloß, um ſich noch rächen zu können. Bey dem herannahenden Tode war er weniger ſtandhaft, als ſorglos und ungerührt, wie man an ihm oft bey ähnlichen wichtigen Gelegenheiten bemerkt hatte. Am letzten Morgen, als er hingerichtet wurde, aß und trank er mit gewöhnlichem Appetit, und unterſuchte mit einem ſeiner Freunde auf eine ſo angelegentliche

Art, als wenn er nichts wichtigeres zu unterſuchen gehabt hätte: ob ſeine Weſte auch noch gut genug ſey, um darin auf den Richtplatz zu gehen: Zur Noth, ſagte er unter andern, kann ich meinen Rock zuknöpfen. Als der Gefangenwärter auf die Geſundheit der Anweſenden trank, antwortete Waſer, daß er ihn ausnehmen müſſe. Da aber Herr ... ihn erinnerte, daß er ſo gut, als ein jeder anderer, die ausgebrachte Geſundheit annehmen könne, erwiederte er ohne Zaudern, daß zwar ſein Freund, aber nicht der Gefangenwärter dieſes ſagen könne. So lange er noch im Thurme war, (der rund umher mit Waſſer umfloſſen iſt, und den ich, indem ich dies ſchreibe, vor Augen habe,) entdeckte man weder in ſeinen Reden, noch in ſeinem übrigen Betragen, Zagen oder Prunk; allein beym Hinausgehen zum Gerichtplatz ward er blaß, und ſchien nicht mehr ſo ruhig, als vorher zu ſeyn. Vielleicht aber folterten ihn die Schrecken des Todes weniger, als es ihn verdroß, daß er wider ſein Erwarten nicht die geringſte Bewegung zu ſeinem Vortheil wahrnahm. Faſt alle Häuſer und Fenſter waren verſchloſſen, oder leer; nicht, weil man kein Zeuge von dem Tode des Gerechten ſeyn mochte, ſondern weil diejenigen, welche man für ſeine Feinde hielt, nicht das Anſehen haben wollten, als wenn ſie über ihren niedergeſchlagenen Feind triumphirten, und hingegen diejenigen, welche in einiger Verbindung mit ihm geweſen waren, ihm den Gang zum Tode nicht erſchweren, oder ihn nicht zerſtreuen, und in Verlegenheit ſetzen wollten.

Ueber die Geſetzmäßigkeit des an Waſern vollzogenen Todesurtheils kann freylich ein jeder denken, wie er will; es erregt aber doch immer eine günſtige Meynung für Waſers Richter, daß ſeine Freunde ſelbſt, und auch der bey weitem größte Theil ſeiner Mitbürger dies Urtheil höchſtens ſtrenge, aber nicht ungerecht gefunden haben. So viel ich einſehe, war Waſer von mehreren Seiten des Hochverraths gegen ſein Vaterland ſchuldig. Er hatte mehrere aufrühreriſche Schriften verfertiget, und bekannt gemacht, um das Volk gegen die Obrigkeit aufzubringen; er hatte erklärt, daß er ſein Vaterland tödtlich haſſe, und niemals ſich zu rächen aufhören werde; er hatte endlich Documente entwandt, von welchen ein höchſt gefährlicher Mißbrauch gemacht werden konnte, und den er auch wirklich machen wollte. Wenn Waſer, ſagte einer der thätigſten und gelehrteſten Patrioten in Zürch zu mir, in einem öffentlichen Amte hundert Thaler aus einer öffentlichen Caſſe geſtohlen, oder nur eine gleich unbedeutende Summe von einer auswärtigen Macht als Geſchenk angenommen hätte, ſo würde er nach unſern Geſetzen das Leben verwirkt, und niemand würde die ihm auferlegte Strafe ungerecht gefunden haben. Und jetzo, da er, außer mehrern andern groben Verbrechen, dem Staate etwas entwandt hatte, was viel wichtiger war, als die obenangeführte Summe, und er auch ſelbſt dafür erkannte, jetzt will man noch zweyfeln, ob dieſer Mann den Geſetzen gemäß zum Tode verurtheilt worden ſey?

Bey manchen hat gewiß nicht ſowohl das Urtheil ſelbſt, als die raſche Gefangennehmung des Verbrechers, die übereilte Durchſuchung ſeiner Papiere durch ſeinen Ankläger, und noch mehr die Art, wie das Urtheil abgefaßt war, und der Gedanke, daß Waſer um gleicher Vergehungen willen vielleicht in keinem großen Staate wäre hingerichtet worden, Unzufriedenheit oder Unwillen hervorgebracht. Ich gebe zu, daß man in dem ganzen Proceſſe mehrere große Fehler begangen habe, und daß ſich beſonders die Einkleidung des Urtheils nach unſrer Proceßordnung gar nicht entſchuldigen laſſe; allein dieſe Einkleidung überläßt man in Zürch immer einer einzigen Perſon, und man wendet nicht ſo viele Mühe darauf, als in Teutſchland. Dies läßt ſich aber leicht in einem Staate erklären, deſſen Blutrichter zwar der väterlichen Geſetze kundig, aber keine gelehrte Rechtsausleger ſind, und die ſich alſo auch nicht an ſo genaue und abgezirkelte Formeln im peinlichen Proceß, als wir, gewöhnet haben. Man mag aber an der Arbeit des Concipienten des Urtheils ſo viel auszuſetzen finden, als man immer will, ſo iſt es doch ein gewaltiger Unterſchied, ob ein Urtheil ſchlecht geſchrieben, oder ob es widerrechtlich, und grauſam ſey.

So falſch man alſo ſchließen würde, wenn man annehmen wollte, daß ein ſchlecht abgefaßtes Urtheil nicht gerecht ſeyn könne, ſo unrichtig raiſonirt man meinem Bedünken nach auch, wenn man das peinliche Recht eines Freyſtaats mit dem peinlichen Recht einer Monarchie verwechſelt, und ohne Einſchränkung feſtſetzt, daß ein Urtheil, welches in einem Monarchiſchen Staat hart geweſen wäre, es in einem Freyſtaat auch ſey. Ein Monarch kann ohne Gefahr einen unruhigen Kopf entweder verbannen, oder begnadigen, oder höchſtens in ein ewiges Gefängniß einſperren, weil er ſtets mit vielen Tauſenden geübter Krieger gegen einen Aufrührer, und den Pöbel, den dieſer etwa in Bewegung ſetzen könnte, gewaffnet iſt. In einem Freyſtaat hingegen, wo der Magiſtrat gegen die übrigen Bürger,

ger, oder der regierende Theil des Staats gegen den nicht regierenden den kleinſten Theil ausmacht, und keine ſtehende Heere zu Gebote hat, wodurch er ſich behaupten kann, in einem ſolchen Staat ſind Aufrührer, die den größern und unwiſſenden Haufen gegen den kleinern und aufgeklärten empören wollen, viel gefährlichere Leute, und Verſuche, Aufſtände zu erregen, viel größere und ſtrafwürdigere Verbrechen, als in monarchiſchen Verfaſſungen. In einer Republik, wie Zürch, iſt ewiges Gefängniß auch keine ſo angemeſſene Strafe, oder erfüllt wenigſtens nicht alle die Abſichten, die es in einer Mocharchie erfüllt, In einem Freyſtaat werden in einem Zeitraum von wenigen Jahren die regierenden Cörper durch den Abgang alter, und die Aufnahme neuer Glieder gleichſam umgewandelt. Die Nachfolger bringen in den Platz ihrer Vorgänger andere Geſinnungen und Verbindungen mit, oder ſind auch nicht genug von allen den triftigen Gründen unterrichtet, um welcher willen man dieſem, oder jenem eine ſolche Strafe aufgelegt hat. Aus dieſen Urſachen hat man in den Schweizeriſchen Republiken faſt kein Beyſpiel, daß ein zum ewigen Gefängniſſe Verurtheilter ſeine Strafe ausgeſtanden hätte, und hingegen unzählige, daß Verbrecher, die man auf ewig von den übrigen Bürgern abſondern wollte, nach einigen Jahren wieder freygelaſſen worden ſind. Eben dieſes mußten Waſers Richter auch fürchten, wenn ſie ihn zu einem ewigen Gefängniſſe verurtheilt hätten; und er erfuhr daher, wie viele andere in ähnlichen Fällen, die Milde und Gelindigkeit nicht, zu welcher ſeine Richter ſich wahrſcheinlich würden hingeneigt haben, wenn ſie ſich und ihr Vaterland nicht durch eine gelindere, leicht zu vereitelnde Strafe, allen den Gefahren und Unruhen ausgeſetzt hätten, die man von einem ſo fähigen und rachſüchtigen Mann, als Waſer war, vorausſehen und befürchten mußte. Viele haben geglaubt, daß Waſer zwar nicht ungerecht ſey gerichtet worden, daß es aber doch klüger oder politiſcher geweſen wäre, wenn man ihm das Leben geſchenkt hätte. Ich ſelbſt war Anfangs dieſer Meynung. Ein Mann, dachte ich, der durch ſeine Verläumdungen und Verräthereyen ſo verhaßt, und durch ſeine vielen kindiſchen Uebereilungen ſo verächtlich geworden war, würde wahrſcheinlich niemals eine Partey gemacht, oder großen Schaden gethan haben, wenn er auch mit der Zeit wieder wäre in Freyheit geſetzt worden. Allein, als ich nach Zürch kam und hörte, daß ſeine Schrift wider die Obrigkeit auf allen Dörfern und von allen Bauren ſey geleſen worden, und daß ſie wahrſcheinlich große Bewegungen würde hervorgebracht haben, wenn nicht die Falſchheit ſeiner Beſchuldigungen allgemein bekannt geweſen wäre, da hielt ich den Mann, der freylich keine Verſchwörung hätte zu Stande bringen können, doch nicht mehr für ſo unbedeutend, als vorher, weil er ſchreiben und durch ſeine Schriften Unruhen erwecken konnte.

An den peinlichen Geſetzen und der Proceßordnung in Zürch könnte ein unparteyiſcher Reiſender vielleicht mehr, als an den Richtern von Waſer oder andern Verbrechern, ausſetzen. Zürch hat eben ſo wenig, als die übrigen Schweizeriſchen Republiken, vollſtändige und beſtimmte Strafgeſetze. Schon oft hat man daran gedacht, dieſen wichtigen Theil der Staatsverfaſſung zu ergänzen, und zu vervollkommenen; allein man hat immer viele Schwierigkeiten und die größte darin gefunden, daß man es nicht wagen durfte, ſo gelinde Strafen auf Vergehungen zu ſetzen, als man gemeiniglich zuerkennt, und daß man, wenn man härtere Strafen drohte, als vollzöge, den Geſetzen dadurch ihr ganzes Anſehen nehmen würde. In ſo ferne aber dieſes eine Schwierigkeit gegen die Abfaſſung eines peinlichen Geſetzbuchs iſt, findet es in allen Ländern Europens ſtatt, und hat deßwegen doch nicht die Ausführung eines ſo wichtigen Werks zurückgehalten. Kein Staat, ſagt man ferner, könne einen Coder von Criminalgeſetzen leichter entbehren, als Zürch, weil die Stelle derſelben durch milde unveränderliche Maximen erſetzt, und die aus dieſem Mangel zu befürchtende Folgen durch die Verfaſſung ſelbſt gehoben würden. Man werde nicht leicht ein Land nennen können, wo die Todesſtrafen ſo ſelten ſeyen, als im Zürchiſchen. Zwar ſey es einigemal geſchehen, daß man Perſonen wegen unzulänglicher Argwöhne und Angaben eingezogen, und ſelbſt gefoltert habe; allein man wiſſe kein Beyſpiel, daß jemand unſchuldig hingerichtet worden, oder daß man nur ſo etwas geglaubt hätte. Endlich könne auch der kleine Senat, oder die Blutrichter niemals, wie in andern Freyſtaaten, Tyrannen des Volks werden, weil die Hälfte derſelben von den Zünften, und aus den Zünften gewählt werde *). Alles dieſes

macht

---

*) Die regierende Hälfte des kleinern Raths hat die höchſte peinliche Gerichtsbarkeit, und dieſe Hälfte beſteht aus einem Bürgermeiſter, zwölf Rathsherren und zwölf Zunftmeiſtern, welche leztere auf den Zünften von den Zunftgenoſſen aus ihrem eigenen Mittel erwählt werden. Von peinlichen Gerichten wird der Bürgermeiſter ausgeſchloſſen, und in ſeine Stelle tritt der jedesmalige Seckelmeiſter, der das Präſidium führt.

macht den Sitten der Bürger, und der Weisheit und Gelindigkeit der Richter Ehre. Es wäre aber doch immer beſſer, auch in den Geſetzen für ſchlimme Zeiten zu ſorgen, und zum voraus die Eigenmacht gewaltthätiger Richter einzuſchränken, als es darauf ankommen zu laſſen, daß unvollkommene Geſetze ſtets durch einſichtsvolle und gutdenkende Richter verbeſſert werden. Eben dieſe Mangelhaftigkeit, und Unbeſtimmtheit der peinlichen Geſetze hat in vielen Freyſtaaten, und ſelbſt in Genf, Gewaltthätigkeiten und Empörungen, anderswo übereilte und ungereimte Ausſprüche, wie neulich in Glaris, und noch öfter Ungewißheit, und Aengſtlichkeit der Richter, und Unzufriedenheit mit ihren Urtheilen hervorgebracht. Glücklich iſt diejenige Republik, welche dieſe Uebel noch nicht erfahren hat! Allein billig ſollte man nicht darauf rechnen, daß man ſie nie erfahren könnte. Teutſche, und noch mehr Engländer müſſen die Zürchiſche Proceßordnung noch viel fehlerhafter, als die Geſetze finden. Der Delinquent wird in Zürch nicht, wie in mehrern Republiken der Schweiz geſchieht, öffentlich, ſondern bey verſchloſſenen Thüren in ſeinem Gefängniſſe nur von zween ſeiner Richter, und einem Secretär verhört. Dieſe Männer haben alſo durch Fragen und Relationen den Lauf des

Proceſſes in ihrer Hand, und können ihren Richtern den Geſichtspunct beſtimmen, aus welchem ſie die Schuld oder Unſchuld des Gefangenen anzuſehen haben. Auch erhält kein Delinquent einen Defenſor, der die Unſchuld unberedter, ängſtlicher, ſich ſelbſt zu ſehr anklagender Perſonen retten, oder ihre ſcheinbare Schuld mindern könnte. Wenn zuletzt von den Blutrichtern ein Todesurtheil ausgeſprochen worden iſt, ſo findet gar keine Milderung oder Abänderung des Urtheils, gar keine Appellation ſtatt, da in Bern *), Genf und andern Republiken Ausſprüche des kleinen Raths von dem großen können aufgehoben, oder gemildert werden. Dieſe Abweſenheit einer begnadigenden Macht iſt in der That etwas fürchterliches. Denn wie leicht kann es geſchehen, daß die erſten Richter eines Schul-

---

*) In Rückſicht auf Bern verdient dieſe Bemerkung einige Berichtigung. Alle Verbrecher, die auf den Landvogteyen gefangen ſitzen, empfangen ihr Endurtheil vom kleinen Rath, von deſſen Ausſprüchen keine Appellation ſtatt findet. Auch die Delinquenten in der Stadt werden von dem kleinen Rath in der höchſten Inſtanz gerichtet, ſo lange keine Todesſtrafe zuerkannt wird. Fällt hingegen nur eine einzige Stimme zum Tode, ſo wird die Sache vor den großen Rath gezogen, und da kann es geſchehen, daß nicht das Urtheil des kleinen Raths, ſondern eine einzige, oder einige Stimmen von Rathsherren von dem großen Rath reformirt werden.

Schuldigen ſich übereilen; und wenn dieſes ſich zuträgt, wie entſetzlich iſt es dann nicht, daß gar kein Mittel übrig bleibt, einem Unſchuldigen Leben und Ehre zu retten! Ich wiederhole es noch einmal, daß es den Sitten der Zürcher und ihrer Obern die größte Ehre bringt, daß die Mängel ihrer peinlichen Geſetzgebung noch keine ſo ſchlimme Folgen nach ſich gezogen haben, daß man gezwungen worden wäre, ihnen abzuhelfen. Faſt aber ſollte man glauben, daß in Zürch kein Urtheil gefällt werden könnte, ohne daß nicht die Richter in den Verdacht von Partheylichkeit oder Härte kämen. Und dieſen Richtern liegt alſo eben ſo ſehr oder noch mehr, als den Bürgern, daran, daß Fehler abgeſchafft werden, die ihre Macht nicht allein nicht vermehren, ſondern ſie in der That einſchränken, indem ſie dadurch unvermeidlichen Argwöhnen ausgeſetzt, und ſchüchtern oder ängſtlich gemacht werden, daß ſie nicht frey und unbefangen, wie ſie ſonſt thun würden, ihr Urtheil auszuſprechen wagen.

Doch genug hievon. Schließlich will ich noch ein paar Züge zu Waſers Charakter hinzufügen. Waſer hatte einen ſo ungeheuren Stolz, und einen ſo großen Hang zur Dieberey, daß ich nicht umhin kann, beyde für Wirkungen und Zeichen eines verrückten Kopfs zu halten. So groß bisweilen auch ſeine Armuth oder doch Verlegenheit war, die ihn verführten, die Capitalien ſeiner Frau zu verkaufen, und falſche Obligationen unterzuſchieben, ſo nahm er doch niemals von ſeinen Verlegern Honorarium an. Er drohete der phyſikaliſchen Geſellſchafft, die ihm ein kleines Jahrgehalt ausmachen wollte, herauszutreten, wenn ſie ihn ſo beſchimpfen würde. Er kündigte endlich ſelbſt ein Collegium über die Experimentalphyſik wieder auf, welches der große Heidegger, und der Chorherr Geßner beſuchten, um dem Manne Beyfall zu verſchaffen. Waſer ſtahl ſelten aus Noth oder Geiz, ſondern entweder um andere zu quälen, und in Verlegenheit zu ſetzen, oder weil ihm, wie Kindern und Verrückten, eine plötzliche, unwiderſtehliche, und bald wieder verſchwindende Neigung, oder Liebhaberey ſelbſt für Dinge aufſtieg, die er nicht brauchen konnte, und die er einige Augenblicke nachher, wenn er ſie entwandt hatte, wieder vergaß und vernachläſſigte. Einſt ſchnitt er einem ſeiner Wohlthäter und Freunde, der ihn auf einem Landgute auf das beſte bewirthete, elende Kupfer aus einem Buche, die gar keinen Werth hatten: wahrſcheinlich in keiner andern Abſicht, als weil er ſich zum voraus an der Ueberraſchung, und den vergeblichen Unterſuchungen und Nachfragen ergötzte, welche die Entdeckung der Verſtümmelung des Buchs verurſachen würde. Ein anderes mal ſtahl er aus dem Cabinet der phyſikaliſchen Geſellſchafft einen Tubum, machte zuerſt Lärm, und lenkte den Verdacht auf einen unſchuldigen Mann, der viele Verdrießlichkeiten davon hatte, aber doch ſeine Unſchuld erhärten konnte. Eben dieſer ſeltſame Mann, der mit Verbrechen, wie mit Poſſen ſpielte, war nicht ganz Tugendleer. Er war vielmehr zärtlich gegen Weib und Kind, fleißig, und ſo dienſtfertig, daß er für eben die Freunde, denen er kurz vorher einige Kleinigkeiten geſtohlen hatte, acht und mehrere Tage unaufhörlich arbeiten konnte.

Bern am 20ſten Jun.

Geſtern Abends ſind wir glücklich hier angelangt. Bis ich die ſchöne Stadt, wo wir uns jetzt aufhalten, genauer kennen lerne, will ich den Reſt meiner Beobachtungen über Zürch nachholen. Sie werden finden, daß ich mit den merkwürdigen Menſchen mehr, als mit den merkwürdigen Seltenheiten dieſer Stadt bekannt geworden bin. Wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, bey meiner Reiſe durch die kleinen Cantone von Einſiedlen auf Zürch zurück zu kommen, ſo würde ich es mir ſelbſt nicht verzeihen, daß ich ſo viel ſchönes, vorzüglich die Fabriken, nicht geſehen habe.

Während unſers Aufenthalts in Zürch haben wir dreymal Partieen aufs Land gemacht; und zwar das erſte mal nach Richterswyl mit Herrn Lavater zum Herrn Doctor H. — einem der berühmteſten Aerzte in der Schweiz. Der Weg war faſt durchgehends uneben, und ſteinicht, und die Ausſichten nicht ausgedehnt, (denn links hatten wir meiſtens Rebhügel und rechts nahe Berge;) allein die Reiſe war doch ſehr angenehm, und zwar nicht bloß durch die gute Geſellſchaft, worin wir waren, ſondern auch durch den unaufhörlichen Anblick der Wohlhabenheit des Landmanns. Das ſicherſte Merkmal derſelben iſt die außerordentliche Cultur des Bodens, der wahrſcheinlich ſeiner Unfruchtbarkeit wegen in wenigen Jahren verwildern würde, wenn ihn nicht die unermüdlichen Hände glücklicher Menſchen bearbeiteten. Wo man ſeine Augen nur hinwendet, entdeckt man kraftvolle und ſorgfältig gewartete Reben, oder üppige Wieſen, und ſtolze Kornfelder. Kein Fleckchen iſt vernachläſſigt, es mag ſo mühſam zu bearbeiten ſeyn, als es immer will. Dies iſt um deſto mehr zu bewundern, da die Bauren in dieſer Gegend zu den fleißigſten Manufacturiers in der Schweiz gehören, und faſt alle manufacturirende Bauren ſich ſonſt weniger, als andere, um ihr Land bekümmern. Landgüter findet man an dieſer Seite des Sees nur wenig; dieſe liegen meiſtens an dem entgegengeſetzten wärmern Ufer, wo auch der beſte Wein wächſt. Allein Dörfer folgen ſo ſchnell auf einander, daß man oft ſchon in einem neuen iſt, bevor man noch einmal bemerkt, daß man das vorhergehende verlaſſen hat. Auch an dieſen ſieht man, daß ihre Bewohner weder durch Auflagen ausgeſogen, noch durch Herrendienſte unterdrückt werden. Die Häuſer haben ein ſtädtiſches Anſehen: noch mehr aber die Gärten, die alle in Gemüſe- und Blumenbeeten abgetheilt, mit kleinern und größern Gängen durchſchnitten, und mit zierlichen Hecken oder Zäunen; oder gar mit dicken Mauren eingefaßt ſind. Beym Zürcher Landmann ſelbſt muß man mehr auf den ſtarken geſunden Leib, und das volle zufriedene Geſicht, als auf die Kleidung ſehen, denn dieſe iſt noch eben ſo ſchlecht und einfach, als ſie vielleicht vor einigen Jahrhunderten getragen wurde. So wenig der Landmann auf Kleidung und Putz wendet; ſo freygebig iſt er, wenn Kirchen zu verſchönern, oder gar zu erbauen ſind. Unterwegens ſahen wir eine ganz neue, die man in anſehnlichen Städten Teutſchlandes würde prächtig genannt, und die viele tauſend Gulden mußte gekoſtet haben. Man hat mehrere Beyſpiele, daß Dörfer, die bisher anderswo eingepfarrt waren, und ihre eigene Kirche haben wollten, nicht nur eine neue Kirche aus ihren eigenen Mitteln erbaut, ſondern auch eine Summe von zehn tauſend Gulden, als ein Pfand niedergelegt haben, daß ſie ins künftige ihren Pfarrer ſelbſt unterhalten wollten. — Unterwegens kehrten wir in Oberried im Pfarrhauſe ein, wo Lavater in der ſchönen Jahrszeit bey ſeinem Freunde zu wohnen pflegt, entweder um ſich zu erholen, oder auch ungeſtört zu arbeiten. Lavater nennt dieſen Ruheſitz die Wiege oder den Geburtsort ſeiner Phyſiognomik, weil er hier zuerſt daran gearbeitet hat. Nach einer Reiſe von ohngefähr fünf Stunden kamen wir in Richterswyl an, wo wir zu unſerm großen Vergnügen zween Ruſſiſche Herren antraffen, mit denen wir von Schaffhauſen nach Zürch gefahren waren, und die auf ihrem Rückwege von Einſiedlen nach Zürch bey dem Herrn D. H. eingekehrt waren, weil ſie ſeinen Bruder im letzten Kriege wider die Türken hatten kennen lernen. Wir wurden von Herrn D. H. mit einer Freundlichkeit und Gaſtfreundſchafft aufgenommen, die unſern ganzen Dank verdiente, mußten aber wegen eines anhaltenden

Regens, der bald nach unſerer Ankunft einfiel, zu Hauſe bleiben, ohne die umliegende Gegend, eine der ſchönſten am Zürcher See überſehen zu können. Wir beſchäfftigten uns daher mit der Durchſehung der Archiven der Phyſiognomik, die Lavater zum Theil hier verarbeitet hat. Dieſe Archive beſtehen in mehrern anſehnlichen Käſtchen, die mit Schattenriſſen angefüllt ſind, welche man größtentheils aus unſern Gegenden eingeſchickt hatte, und unter welchen wir alſo manche wieder erkannten. Herr H. verließ uns häufig, weil er beſtändig von Kranken beſucht, oder in ihrem Namen um Rath gefragt wurde, und auch ſelbſt für die Zubereitung der verſchriebenen Arzneyen ſorgte. In einem langen Geſpräch, was ich mit ihm über einen mediciniſchen Fall, und vorzüglich über die Frage führte, ob meiner Frau das Leuker Bad in Wallis heilſam ſeyn würde? hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß er neben dem Ruhm eines frommen und rechtſchaffenen Mannes auch den Ruhm eines erfahrnen und einſichtsvollen Arztes, den er in einem großen Theile der Schweiz hat, mit Recht verdient. Er hat meiſtens mehrere Patienten, beſonders Schwermüthige, bey ſich, die in einem ſchönen, bequemen, und von dem ſeinigen abgeſonderten Hauſe wohnen. Als wir nach

Tiſch wieder wegfahren, dauerte der Regen noch immer fort. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges kehrten wir bey einem Freunde von L. dem Herrn Landvogt E. ein, theils, um dieſen Herrn kennen zu lernen, theils, um uns an der Ausſicht von ſeinem Schloſſe, das auf einem ziemlich hohen und ſteilen Berge liegt, zu ergötzen. Aber leider wurden unſere Hoffnungen, daß der Regen aufhören würde, vereitelt. Wir warteten eine Zeitlang, und ſtiegen alsdann des Regens ungeachtet in einen ſchönen Pavillon hinab, der vor dem Schloſſe nach dem See hin erbaut iſt. Aus den Trümmern der herrlichen Landſchafft, die unmittelbar unter unſern Füßen lagen, oder hin und wieder aus den ſich verdünnenden Regenwolken hervorſtiegen, konnten wir abnehmen, was man uns allgemein verſicherte, daß die Ausſicht von dieſer Höhe eine der reichſten und ausgedehnteſten an dem ganzen Zürcher See ſey. Wir erblickten nur bloß den nächſten Vorgrund, in welchem Weinberge, Wieſen, und Fruchtfelder mit einander abwechſelten, und einen ſchmalen Streifen des Sees; allein der größte Theil des Sees, in deſſen äußerſte Buſen man bey hellem Wetter hineinſchauen kann, ſeine geſegneten Ufer, und die Schneegebirge waren mit undurchſichtigem Gewölke bedeckt. Ohngefähr anderthalb Stunden vor der Stadt heiterte ſich das Wetter auf, und wir kehrten daher noch bey ſchönem Sonnenſchein in die Thore von Zürch zurück.

Die beyden andern Spatzierfahrten machten wir zu Waſſer: und zwar die erſtere auf dem See in einer zahlreichen, und vielleicht der ausgeſuchteſten Geſellſchafft, die für mich aus ganz Zürch hätte zuſammengebracht werden können. Der Himmel war ſo heiter, das Waſſer ſo ruhig, und die Luft ſo erfriſchend, daß man dadurch doppelt zum Genuß geſtärkt wurde. Wir landeten nahe bey Thallwyll, nicht weit vor der ſogenannten Aue an, wo wir in ein reinliches, und geräumiges Wirthshaus einkehrten, das aber bey weitem nicht ſo viel verſprach, als es nachher leiſtete. Nachdem wir uns ein wenig erfriſcht hatten, gingen wir auf den Kirchhof des Dorfs hinab, von welchem man eine Ausſicht hat, die ſich in mehrern Stunden nicht erſchöpfen läßt. Man überſieht von hier aus nicht nur die ganze Länge und die Gränzen des Sees, ſondern auch alle Beugungen und Krümmungen ſeiner Geſtade. Am Ende des Sees erheben ſich zuerſt fruchtbare mit Sennen beſetzte Alpen, und hinter dieſen die majeſtätiſchen Schneegebirge, die noch bis an ihre Füße herab mit Schnee belegt ſchienen. Wir betrachteten die unermeßliche

Landſchafft, die wir vor uns hatten, bald in großen Gruppen, bald aber unterſuchten wir mit den Fernröhren, die unſere Freunde mitgenommen hatten, einzelne Gegenſtände und Puncte, vorzüglich die Sennhütten und Schneeberge, denen wir uns ſo viel, als möglich, zu nähern wünſchten. Als wir einige Stunden alle Segnungen und Herrlichkeiten der uns umgebenden Natur genoſſen hatten, kehrten wir ins Wirthshaus zurück, wie wir glaubten, um uns zur Rückfahrt anzuſchicken. Wie ſehr wurden wir daher nicht überraſcht, als wir eine lange Tafel gedeckt, und mit allem, was zu einem ausgeſuchten ländlichen Abendeſſen gehört, beſetzt fanden! Hier erfuhren wir es zum erſtenmale, was man uns ſchon oft geſagt hatte, daß man in der Schweiz mehr, als in Teutſchland eſſe, weil die Luft viel ſchärfer und zehrender ſey. Ungeachtet wir unſern Mittagstiſch noch nicht fünf Stunden verlaſſen, und gar keine ſtarke Bewegung gehabt hatten; ſo aßen wir doch mit Appetit, beſonders von den Fiſchen, die wir in Teutſchland nie ſo friſch oder ſo gut zubereitet, als in dieſem Zürcheriſchen Dorfe, gefunden hatten. Gegen halb acht Uhr ſetzten wir uns wieder in unſer Schiff, und ruderten unter muntern Geſprächen und den frohen Geſängen unſerer geiſtreichen, und liebenswürdigen Begleiterinnen wieder nach der Stadt zu. Wir ſahen die ganze umliegende Gegend, und beſonders die Schneeberge, von der hellſten Erleuchtung und Vergoldung an alle Schattirungen durchgehen, und ſich endlich in die dunkelſten Schatten hüllen, indem wir erſt gegen zehn Uhr wieder in der Stadt ankamen. Beyde Ufer des Sees ſind gewiß eben ſo ſchön bebaut, und wahrſcheinlich noch ſtärker bevölkert; als die des Bodenſees, allein ſie fallen doch nicht ſo angenehm ins Auge, als die letztern, wie ich glaube, aus keiner andern Urſache, als weil die Ufer ſich zu ſchnell erheben, zu nahe durch Berge begränzt werden, und dieſe Berge keinen ſo ausgebreiteten mit Landhäuſern, Dörfern, und Städten beſetzten Vorgrund haben. Der Zürcherſee ſelbſt iſt viel lebhafter, als der Bodenſee, beſonders um dieſe Jahrszeit, wo täglich viele Schiffe mit Wallfahrern von beyderley Geſchlecht entweder nach Maria Einſiedlen hin, oder zurückfahren. Vielleicht geben ihm manche deßwegen den Vorzug vor dem Bodenſee, weil er nicht ſo breit, und beyde Ufer näher und überſehbarer ſind; allein gerade dieſe Nähe der Ufer war es, weßwegen er mir weniger prächtig, als der Bodenſee ſchien.

Am folgenden Tage machte ich eine zweyte Spatzierfahrt auf der Limmat in Geſellſchaft des Herrn

Herrn ——, ſeiner vortrefflichen Gattin, und liebenswürdigen Schwägerinnen. Dieſer Fluß iſt ſo reißend, und die Bewegung des Schiffs, wenn man ihn hinabfährt, ſo ſchnell, daß man in den erſten Augenblicken nicht ganz ſicher zu ſeyn glaubt, und gewiß auch in Gefahr käme, wenn man mit den kleinen Fahrzeugen, wie es bisweilen geſchieht, auf einen Pfahl, oder Stein ſtieße. Faſt in einer viertel Stunde erreichten wir das Landgut des Herrn Chorherrn G., wo ich den Nachmittag unter dem Schatten prächtiger Bäume, gegen den ſchnellen und von der Sonne glänzenden Fluß gekehrt, und mit den herrlichſten Wohlgerüchen umduftet, an der Seite meines vortrefflichen Freundes hinbrachte. Gegen Abend gingen wir in das beſcheidene, aber bequeme Landhaus, aus deſſen Fenſtern wir ein Schauſpiel beobachteten, dergleichen ich noch nie geſehen hatte. Wir ſelbſt, und alle Gärten und Landhäuſer, die zwiſchen uns und der Stadt lagen, waren in tiefes Dunkel verſenkt: die von der Abendſonne erleuchtete Stadt hingegen glänzte, als wenn ſie in vollem Brande ſtünde: und die entferntern Schneegebirge, die ſich unſern Augen nie ſichtbarer darſtellten, waren mit einem ſanftern, roſenfarbnen Lichte umſtrahlt.

Zu den angenehmſten Einladungen; welche ich in Zürch erhalten habe, rechne ich die des Herrn Profeſſor Uſteri zu dem Schmauſe, welcher nach geendigter Zunftmeiſterwahl auf der Weberzunft, wie auf den übrigen Zünften, gegeben wurde. Die Koſten ſolcher Schmäuſe ſtehen zum Theil die Zünfte, die nicht nur prächtige Häuſer, ſondern auch große Capitalien beſitzen, zum Theil aber auch die neu erwählten Zunftmeiſter ſelbſt. Dieſer Aufwand iſt zwar nicht ſo groß, daß er einen begüterten Bürger zu Grunde richten, aber doch immer ſo beträchtlich, daß keiner vom Pöbel es wagen kann, auf die Stelle eines Zunftmeiſters Anſpruch zu machen. Dieſer wichtige und heilſame Zweck, der nie auf eine ſicherere und weniger auffallende Art erreicht wurde, iſt aber noch nicht die einzige Frucht dieſer demokratiſchen Schmäuſe. Sie dienen auch dazu, daß das Volk und ſeine Vorſteher wenigſtens zweymal im Jahre nicht im Verhältniſſe von Obrigkeit und Gehorchenden, ſondern als Genoſſen deſſelbigen Tiſches, als Bürger deſſelbigen Staats, als ſolche, die ſich gegenſeitig Wohlthaten erwieſen haben, und wieder empfangen, mehrere Stunden beyſammen ſind, ihre kleinen Streitigkeiten beylegen, neue Freundſchafften ſtiften, und ſich gegenſeitig zu künftigen wechſelſeitigen Dienſten verpflichten. Damit aber dieſe Volksſchmäuſe, weder der Zunftcaſſe, noch dem jedesmaligen Zunftmeiſter (der gewöhnlich alle Jahr wieder erwählt wird) beſchwerlich fallen, ſo hat man einer ſchädlichen Verſchwendung durch ſtrenge ſumtuariſche Geſetze vorgebeugt, die auf das genaueſte beobachtet werden. Es dürfen weder fremde Weine, noch Geflügel oder Wildpret, oder Fiſche, oder andere koſtbare Leckereyen gegeben werden, wodurch die Epulae unter den Römern die Reichen zu verderblicher Verſchwendung verleiteten, im Volke neue und ſchädliche Begierden entzündeten, und eine wichtige Miturſache der Freyheit wurden. Gleich nachdem mein Freund und ich auf dem Speiſeſaale des Zunfthauſes anlangten, und dies war ohngefähr um halb fünf Uhr, ſetzten wir uns zu Tiſche, und ſpeiſten an mehrern Tafeln in einer Geſellſchafft, die man nur in einem Freyſtaate, und bey einer ſolchen Gelegenheit ſo gemiſcht finden kann. Viele der Anweſenden hatten nach alter Weiſe ihre Häupter bedeckt; alle redeten ohne Zurückhaltung mit ihren Nachbaren, oder Bekannten; allein nirgends hörte man wildes Lachen, oder Geſchrey, oder Zänkerey. Als wir einige Stunden gegeſſen hatten, machte man eine Pauſe, während welcher die Vornehmen ſich vertraulich mit den Geringeren unterhielten. Gegen acht Uhr ſetzten wir uns wieder, und um neun nahmen Herr Statthalter N. —, die übrigen Mitglieder des Raths, mein Begleiter, und ich freundlichen Abſchied. Nach der Entfernung der gnädigen Herren wurde die Geſellſchafft ſowol auf der Zunft, wo ich geſpeiſt hatte, als auf mehrern andern, die nicht weit vom Schwerdt ſind, etwas lärmender, als vorher. Man ließ Weiber, Töchter, und Muſikanten kommen, und ſang und tanzte bis an den frühen Morgen. Alle dieſe nächtlichen Feſte aber zogen weiter keine Unbequemlichkeiten oder Unordnungen nach ſich, als daß die Ruhe der nächſten Nachbaren bisweilen ein wenig unterbrochen wurde: ein Opfer, welches auch Fremdlinge gerne den frölichen Söhnen der Freyheit bringen.

Zürch ſelbſt iſt in zwo ungleiche Hälften getheilt. Die ſo genannte große Stadt ſieht einer teutſchen Reichsſtadt ähnlich. Dieſe größere Hälfte hat wie faſt alle alte Städte meiſtens enge, krumme, übelriechende, und oft ſo ſteile Gaſſen, daß es nicht möglich wäre, mit einem Fuhrwerk oder auch nur mit einem Pferde hinanzuklimmen. Die öffentlichen Gebäude ſind alle ſchön oder prächtig: die Häuſer der Einwohner aber im Durchſchnitt weder in die Augen fallend, noch weitläuftig; doch finden ſich in der kleinen Stadt viele ſchöne Privatgebäude, ſo wie auch gerade und breite Straßen. Die Häuſer haben alle Zeichen und Benennungen, wie in Teutſchland die Gaſthöfe: zum Beyſpiel zur Reblaube, zum gewundenen Schwerdt. Auch hier, wie in einigen teutſchen Städten, ſinkt der Preis, und ſteigt hingegen die Miethe der Häuſer. Unter den Bürgern und Einwohnern von Zürch findet ſich viel Wohlhabenheit; allein noch hat das Glück nicht in den Händen von Wenigen ungeheure Reichthümer verſammlet: welchem Umſtand die Zürcher hauptſächlich die Erhaltung ihrer Sitten und Staatsverfaſſung zu danken haben. Hunderttauſend Gulden machen in dieſer Stadt, wo Handel und Fabriken ſo ſehr blühen, ſchon einen reichen Mann; und nur wenige giebt es, die zwey- oder dreymal ſo viel beſitzen. Als ich dieſes hörte, wünſchte ich, daß die Zürcher niemals in ihren Mauren von Millionärs hören möchten. Die Sitten ſind im Ganzen genommen in Zürch ſo rein, oder ſo wenig verdorben, als man ſie, glaube ich, in keiner andern Stadt von gleicher Größe und Reichthum in ganz Europa finden wird. An den Frauenzimmern ſieht man hier gar keine Schminke, und ſehr wenig von franzöſiſchen Moden und Sitten, ungeachtet viele Jünglinge und Männer in Frankreich gedient haben, oder noch dienen. Weiber und Jungfrauen haben noch die liebenswürdige Beſcheidenheit und Schüchternheit, die ſich bey einem beſtändigen und vertrauten Umgange mit Perſonen unſers Geſchlechts verliert, und von unaufmerkſamen Reiſenden für Aengſtlichkeit und Verlegenheit gehalten wird. Die Zürcherinnen reden anfangs in Geſellſchafft von Fremden, beſonders von Teutſchen, nicht viel, aber nicht deßwegen, weil ſie nicht reden könnten, ſondern weil ſie fürchten, daß Fremde durch ihre Ausſprache beleidiget werden möchten, die aber in ihrem Munde viel weniger auffällt und unverſtändlich iſt, als in dem Munde von Mannsperſonen. Da ich überzeugt bin, daß man äußere Politur, oder ſogenannte feine Welt, und glänzende Kenntniſſe immer viel zu theuer um den Verluſt guter Sitten kauft, ſo war es mir angenehm, daß Frauenzimmer lieber ihre Mutterſprache, von welcher ſie wiſſen, daß ſie für Teutſche befremdend iſt, als Franzöſiſch redeten, welches ich mich nicht beſinne, irgendwo in Geſellſchafft gehört zu haben. Die Ehen ſind zwar hier ſo wenig, als an irgend einem andern Orte auf der Erde, unverletzlich; allein, daß eheliche Treue hier nicht ſo ſelten, oder gar Thorheit iſt, wie in manchen nicht größern Städten, kann man allein daraus ſchließen, daß die Frauen und Mütter ſich ihres Hausweſens, und der Erziehung ihrer Kinder mit Ernſt annehmen. Vielleicht könnte es Manchem einfallen, die Unverdorbenheit der Sitten daraus zu erklären, daß die Aufwandsgeſetze in Zürch ſtrenger, als in irgend einem andern Staate in der Schweiz ſind. Allein vielmehr muß man aus der Aufrechthaltung dieſer Geſetze ſchließen, daß die Sitten noch wenig verfälſcht ſind. Die Geſchichte aller Freyſtaaten lehrt, daß die Geſetze von den Sitten erhalten, und daß, wenn dieſe verlohren gehen, die geſchärfteſten Aufwandsgeſetze immer übertreten und verſpottet werden. Mannsperſonen dürfen weder Gold noch Silber, noch Sammet oder Seide; Frauenzimmer keine Edelgeſteine, Spitzen, oder Federn tragen. Wenn die letztern in die Kirche gehen, müſſen ſie mit einem ſchwarzen langen Kleide von wollenem Zeuge angethan, und ihr Haar mit einem Schleyer oder Haube bedeckt ſeyn; und ſelbſt im härteſten Winter iſt ihnen kein Pelzmantel erlaubt. In der Stadt darf niemand in Kutſchen Beſuche machen; wiewohl dies Geſetz bisweilen eludirt werden ſoll. Der Einfalt in Kleidern entſpricht das übrige Hausgeräth, ſelbſt in wohlhabenden Häuſern. Man findet es durchgehends bequem, reinlich, und zierlich; aber nirgends, oder ſelten, ſehr koſtbar. Fremde Weine dürfen in Privathäuſer nicht anders, als mit ausdrücklicher Erlaubniß, und auf das Zeugniß eines Arztes, daß man ſie als Arzneymittel brauche, eingeführt werden. Wenn nun bey ſolchen Geſetzen und Sitten, als die Zürcher noch immer haben, die Zahl der Bürger (ich unterſcheide hier Bürger von bloßen Einwohnern, die zu keiner Zunft gehören) jährlich abnimmt, ſo muß freylich der Grund in gewiſſen Gebrechen der Staatsverfaſſung liegen, die ſich leichter entdecken und tadeln, als wegſchaffen laſſen. Schon tauſendmal hat man es geſagt, daß die Zünfte eben ſo viele unabhängige oder für ſich beſtehende Cörper ſind, woven ein jeder beſtändig gegen den Staat und das Wohl des Ganzen ſtreitet, wenn es mit ſeinem Intereſſe unvereinbar iſt: daß eben dieſe abgeſonderten Cörper ſich untereinander aufreiben und Feſſel anlegen, indem eine jede Zunft die Beſchwerden der Privilegien und Monopolien aller übrigen trägt: daß der Zwang und die Vorrechte der Zünfte Induſtrie und Nacheiferung erſticken, und die Waaren in eben dem Verhältniſſe vertheuren, in welcher ſie an Güte verlieren: daß endlich die Eiferſucht der Zünfte eine Quelle harter und drückender Maaßregeln gegen den Landmann, und die Municipal-Städte werde. Allein, wenn man alles dieſes geſagt hat, ſo weiß man doch nicht, wie man dieſe Uebel ausrotten ſoll, ohne überwiegendes Gutes zugleich mit auszureißen. Ohne die Miſchung von Demokratie, welche die Zünfte in die ſonſt Ariſtokratiſche Verfaſſung von Zürch bringen, würden Gewerbe, Manufacturen, und Handel noch weit weniger blühen; würde der Luxus gewiß viel größer, und die Sitten nicht mehr ſo unverdorben, als jetzt ſeyn.

Von den eigentlichen Merkwürdigkeiten Zürchs will ich Ihnen nichts ſchreiben, entweder weil ſie denen anderer Städte ähnlich ſind, wie das Zeug- und Rathhaus u. ſ. w. oder weil andere ſie ſchon beſchrieben haben, (und dies iſt der Fall mit der Bibliothek, deren Katalogus der verſtorbene große Heidegger ſelbſt verfertigt hat) oder weil ich auch nicht als Kenner davon reden könnte. So habe ich zwar die zahlreiche Bibliothek, und das weitläuftige Cabinet des ehrwürdigen Chorherrn Geßner geſehen, habe beſonders ſeine koſtbare Sammlung von Edelgeſteinen und Cryſtallen, und noch mehr ſein eignes Werk bewundert, welches das ganze Linnäiſche Pflanzenſyſtem in 80 bis 90 Tafeln enthält, auf denen ein jedes Geſchlecht in ſeiner natürlichen Ordnung und in einem eigenen Felde mit lebendigen

Farben dargeſtellt ſind; allein ich würde mir ſelbſt zuerſt lächerlich vorkommen, wenn ich mich unterfangen wollte, dies Werk und die Schätze ſeines Beſitzers nach Würden zu beſchreiben. Eine andere Seltenheit aber, und meinem Urtheile nach die größte, die man in Zürch ſehen kann, will ich Ihnen ausführlich ſchildern: ich meyne die Töchterſchule, welche ich für eine der vollkommenſten, wenn gleich am wenigſten ausposaunten Erziehungsanſtalten halte, die in neuern Zeiten ſind errichtet worden. Leſen Sie, was man bisher geleiſtet hat, und entſcheiden Sie dann, ob ich zu viel ſage.

Der Schöpfer dieſer Töchterſchule iſt der Herr Profeſſor Uſteri, der um dieſes ſeines unſterblichen Werks willen nicht nur den Dank ſeiner Mitbürger, ſondern auch ſo ſehr, als irgend ein anderer, ein öffentliches Denkmal ihrer Dankbarkeit verdient. Dieſer patriotiſche und thätige Gelehrte bemerkte nicht bloß, daß es in Zürch an einem zweckmäßigen Erziehungsinſtitut für junge Frauenzimmer fehle, (denn eben dieſes hatten wahrſcheinlich tauſende vor ihm auch bemerkt,) ſondern er faßte auch den Entſchluß, dieſem Mangel abzuhelfen, und mit einigen ſeiner Freunde Hand ans Werk zu legen. Er ließ zu dieſer Abſicht im Julius 1773. einen kleinen Aufſatz drucken, in welchem er ſeine Mitbürger zuerſt auf das Bedürfniß einer beſſern Erziehung ihrer Töchter aufmerkſam macht, dann Vorſchläge thut, wie eine ſolche Mädchenſchule zweckmäßig eingerichtet werden könnte, und endlich alle wohldenkende Perſonen auffordert, eine Unternehmung zu unterſtützen, die das Heil ihrer Töchter und künftiger Geſchlechter beträffe. Wenn ſich, ſagte er, eine gewiſſe Anzahl von Patrioten anheiſchig mache, ſo viel beyzutragen, als erfordert werde, eine ſolche Anſtalt mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolgs anzufangen, und drey Jahre zu erhalten; ſo verſpreche er mit Hülfe ſeiner Freunde, eine Lehrerin aufzuſuchen, und alles übrige einzurichten und zu beſorgen. Bey dieſer Gelegenheit zeigte ſichs, daß Eigennutz und ſelbſtſüchtige Leidenſchafften in Zürch noch nicht allen Patriotismus und Eifer fürs gemeine Beſte erſtickt, und daß verzehrender Luxus noch nicht alles Vermögen genommen habe, gemeinnützige Abſichten kräftig zu befördern. Kaum war die kleine Schrift ausgetheilt worden, als nahe an hundert und funfzig Perſonen beyderley Geſchlechts nicht nur für das gegenwärtige, ſondern auch für ein jedes der beyden folgenden Jahre über tauſend Gulden herſchoſſen, oder unterſchrieben. Durch dieſe reichlichen Beyträge wurde Herr Prof. Uſteri in Stand geſetzt, nach erhaltener obrigkeitlicher Erlaubniß die von ihm errichtete Schule nach Oſtern 1774. zu eröffnen. Die Vorſehung führte ihm in der Mademoiſelle Goßweiler eine Vorſteherin zu, die eine jede weibliche Tugend mit einem männlichen Geiſte und männlicher Aufklärung vereinigt, und nicht bloß in alle Theile ſeines Plans hineinging, ſondern auch Klugheit, Geduld, und Kinderliebe genug beſaß, dieſen Plan einem jeden Charakter anzupaſſen. Mit Recht preiſt Herr U. das Glück, dieſe vortreffliche Erzieherin gefunden zu haben, als einen beſonderen Segen, womit die Vorſehung ſeine Vaterſtadt habe begünſtigen wollen, und erkennt es öffentlich, daß ohne ſie die beſten Vorſchläge und Abſichten unerfüllt geblieben wären. Mad. Goßweiler iſt gerade in dem glücklichen Alter, in welchem eine Lehrerin die Achtung und Ehrfurcht reifender Mädchen gewinnen kann, ohne ſie durch einen zu großen Abſtand der Gemüthsart und der Jahre von ſich zu entfernen. Sie iſt liebenswürdiger durch den in ihrer ganzen Perſon ſo ſichtbaren Ausdruck von Beſcheidenheit, Milde, und Frömmigkeit, als tauſende durch die friſchen Reitze der blühenden Jugend nicht ſind. Durch die Bemühungen dieſes vortrefflichen Frauenzimmers machten die erſten Zöglinge in einer kurzen Zeit ſchnelle Fortgänge, und erhielten einen ſo außerordentlichen Beyfall, daß man nach neun Monaten, von der Errichtung der Schule angerechnet, gleichſam gezwungen wurde, eine zweyte Claſſe zu errichten, deren Mitglieder eben den Unterricht, den die erſte von 10 bis 12 Uhr erhält, von 1 bis 3 empfangen, und in die leer gewordenen Plätze der erſten Claſſe einrücken. Die Früchte des Unterrichts waren ſo ſehr in die Augen fallend, daß auch die vornehmſten Familien kein Bedenken trugen, ihre Töchter in die öffentliche Schule zu ſchicken. Die Zahl der Kinder, die aufgenommen zu werden wünſchten, nahm, wie die der Wohlthäter, und die Fonds der Anſtalt mit jedem halben Jahre zu. Mad. Goßweiler brachte es bald durch Unterweiſung in beſondern Stunden dahin, daß mehrere von ihren Zöglingen unter ihrer Anleitung in den Familien unterweiſen, und daß man noch eine dritte Claſſe errichten konnte, in welcher unter einer von ihr gebildeten Lehrerinn zwanzig Mädchen von einem zartern Alter für die beyden obern Claſſen (von welchen eine jede auch nicht mehr, als zwanzig Schülerinnen enthält,) vorbereitet werden. Alle drey Claſſen ſtehen unter einem von der Obrigkeit beſtellten Collegio von fünf Aufſehern, unter welchen mehrere Mitglieder des kleinen und großen Raths ſind. Jährlich werden öffentliche Prüfungen gehalten, und die Rechnungen der ganzen Anſtalt öffentlich bekannt gemacht, die jetzo ſchon einen Fond von zehntauſend Gulden Capitalien hat, und alſo bald auch ohne fernere Beyträge aus ihren eignen Einkünften wird beſtehen können. Die Koſten, welche dies Inſtitut in Zürch erfordert, ſind unbedeutend gegen die, welche ein ähnliches Inſtitut in Teutſchland, oder einem jeden Lande, wo man mehr dem Fürſten, als dem Vaterlande dient, erfordern würde. Die Aufſeher laſſen ſich nicht allein ihre Bemühungen nicht bezahlen, ſondern liefern ſelbſt noch anſehnliche Beyträge. Nur die beyden Lehrerinnen werden beſoldet; und ungeachtet dieſe Beſoldungen anſehnlich ſind, ſo machen ſie doch mit den Ausgaben, für Miethe, Zimmer, Bücher und andere Kleinigkeiten, nur eine geringe Summe für die Erhaltung eines Inſtituts aus, in welchem 60 Mädchen unentgeltlich unterrichtet werden *).

---

*) Seit meiner Abreiſe aus Zürch hat die Caſſe der Töchterſchule beträchtliche Zuſchüſſe erhalten, wie ich aus der letzten gedruckten Nachricht des Herrn Prof. Uſteri vom März 1786. ſehe. Der verſtorbene Prof. Bodmer verordnete in ſeinem letzten Willen, daß eine zwote Töchterſchule errichtet würde, und ſetzte dazu ein Capital

Nachdem ich Ihnen jetzo die Geſchichte des Inſtituts kürzlich erzählt habe; ſo will ich Sie nun mit der innern Einrichtung deſſelben, und der Art des Unterrichts genauer bekannt machen. In die beyden obern Claſſen nimmt man nur Mädchen auf, die das zwölfte Jahr erreicht haben, die leſen und ſchreiben gelernt, den erſten Unterricht in der Religion empfangen haben, und endlich die Zahlen kennen. Bey der Wahl von Schülerinnen, denn es ſind immer mehrere, die auf-

---

von tauſend Gulden, und ſein Wohnhaus nebſt den dazu gehörigen Ländereyen aus. Die Abſicht des Teſtators war, daß dieſe neue Schule in ſeinem Hauſe errichtet, und daß darin auch andere, als Bürgerstöchter aufgenommen werden ſollten. Weil aber das Bodmeriſche Haus vor der Stadt auf einer Anhöhe lag, ſo fanden die beyden Vollſtrecker des Teſtaments, Herr Zunftmeiſter Eſcher, und Herr Hauptmann von Orelli, die ſich mit den Aufſehern der bisherigen Töchterſchule darüber beredeten, daß es am beſten ſeyn würde, das Vermächtniß des ſel. Bodmers für eine neue Schulanſtalt mit dem Fond der bisherigen Schule zu vereinigen, das Haus des Teſtators mit obrigkeitlicher Bewilligung zu verkaufen, und für die daraus gelöſte Summe (die 6250 Gulden betrug) ein bequemer gelegenes Haus in der Stadt zu kaufen, das auf ewige Zeiten für die Töchterſchule beſtimmt bleiben ſollte. Um aber die wohlgemeynte Abſicht des Wohlthäters der Schule, nämlich die Bildung der Töchter ſolcher Einwohner, die keine Bürger ſind, nicht zu vereiteln, faßte man mit den Executoren des Teſtaments den Entſchluß, daß man in's künftige in jeder Claſſe zween Plätze für ſolche Mädchen offen aufgenommen zu werden wünſchen, als Plätze erledigt ſind, ſieht man zuerſt auf Kenntniſſe und Fähigkeiten, und wenn dieſe gleich ſind, auf die Zeit, ob ſie ſich früher, oder ſpäter gemeldet haben. Alle Aufzunehmende müſſen außer dem neuen Teſtament, und Oſterwalds Betrachtungen, die bibliſchen Geſchichten, und Gellerts Lieder mitbringen. Wenn Predigten oder andere Bücher geleſen werden; ſo verſieht ſie die Schule damit. Eben dieſe giebt auch Feder und Dinte

---

offen laſſen wolle, wenn anders diejenigen, die ſich melden würden, die Bedingungen erfüllten, unter welchen allein man in die Schule aufgenommen werden kann.

Das Vermögen der Schulcaſſe betrug im März 1786. ohne die für das Bodmeriſche Haus gelöſete Summe 13926 Gulden, wovon man im nächſten Jahre faſt 600 Gulden Intereſſen erwarten konnte. Dieſe 600 Gulden reichen aber noch nicht hin, die Schule aus ihren eigenen Mitteln zu erhalten, indem ſie jährlich ſieben hundert Gulden koſtet, und noch merklich mehr koſten wird, wenn man, wie es vielleicht bald geſchehen könnte, genöthigt ſeyn ſollte, eine vierte Claſſe zu errichten. Da die Schule bisher 60 Schülerinnen enthielt, und einen Aufwand von 700 Gulden erforderte, ſo koſtete jede Schülerinn jährlich nur zwiſchen elf und zwölf Gulden; und der ganze Curs, der von einigen in zwey, von andern in drey Jahren geendigt wurde, kam ohngefähr auf elf neue Thaler zu ſtehen. In den zwölf Jahren, die ſeit der Errichtung der Schule verfloſſen ſind, entließ die letztere 206 Schülerinnen, und die Unkoſten betrugen 6526 Gulden, welche Zahlen die vorher angeführte Berechnung beſtätigen.

her; mit Papier aber zu Schreib- und Rechnungsbüchern müſſen die Schülerinnen ſich ſelbſt verſorgen. Für den Unterricht wird nichts bezahlt, und ſelbſt das kleine Neujahrsgeſchenk, welches die Zöglinge ihrer Wohlthäterin zu machen die Erlaubniß haben, iſt beſtimmt, damit auch in dieſem Puncte aller Unterſchied unter Reichen und Armen aufgehoben, und die Lehrerinnen in der Folge nie durch größere Geſchenke gewonnen, oder der Stolz und die Nachläſſigkeit reicher Mädchen befördert werde. Wenn aber wohlhabende Eltern ſich für die Bildung ihrer Töchter dankbar beweiſen wollen, ſo ſteht es ihnen frey, die Schulcaſſe zu beſchenken, wiewohl dergleichen nicht erwartet wird. Man verlangt von den Schülerinnen, und hält ſtrenge darauf, daß ſie ſich ſowohl in ihrem Anzuge, als in allem, womit ſie umgehen, der äußerſten Reinlichkeit befleißigen, und daß ſie ihre Stunden nicht anders, als in der höchſten Noth verabſäumen, damit ſie diejenigen, die auf ihre Stelle warten, nicht unnöthig aufhalten. Ueber drey Jahre behält man keine. Viele aber, die gut vorbereitet, und mit vorzüglichen Kräften begabt waren, haben den ganzen Curſus in achtzehn Monathen gemacht.

In einer jeden Claſſe werden täglich nicht mehr als zwo Stunden, und alſo wöchentlich nur zwölf Stunden gegeben, von welchen ohngefähr der dritte Theil auf Leſen, und die beyden übrigen Drittel auf Schreiben und Rechnen verwandt werden. Leſen, Schreiben, und Rechnen ſind die einzigen Kenntniſſe, welche in dieſer Schule vorgetragen werden. Von weiblichen Arbeiten, oder blos modiſchen und gelehrten Kenntniſſen iſt gar die Rede nicht. Dies Inſtitut iſt daher auch nicht für ſolche Eltern eingerichtet, die ſich der ganzen Laſt der Erziehung ihrer Kinder entladen, und auf öffentliche Anſtalten nicht bloß die Mühe ihre Kinder zu unterrichten und zu bilden, ſondern ſie auch beſtändig zu unterhalten, werfen wollen. Die erſte Uebung in allen drey Claſſen iſt Leſen, eine ſchwere Kunſt, die viele Schriftſteller und Gelehrte beyderley Geſchlechts nicht verſtehen, ungeachtet ſie tauſende von Büchern verſchlungen, oder vom Anfange bis zu Ende mit ihren Augen durchlaufen haben. Die Zürcher Töchter, (ſo nennt man in der ganzen Schweiz unverheirathete Frauenzimmer) werden angehalten, vernehmlich, mit Anſtand, und mit Sammlung zu leſen, ſo daß ſie entweder verſtehen, was ſie geleſen haben, oder über dunkle Stellen ſich Erläuterungen ausbitten. Eben dies thun ſie, wenn ſie auf fremde ihnen unbekannte Wörter, Redensarten, und

Wortfügungen ſtoßen. Von dem Geleſenen geben ſie jedesmal Auszüge oder Rechenſchafft, und ſtellen darüber Unterredungen mit ihrer Lehrerin an. Damit ihnen aber die Aufmerkſamkeit, die man von ihnen verlangt, nicht zu beſchwerlich werde; ſo läßt man ſie außer dem neuen Teſtament, und den bibliſchen Hiſtorien, gutgewählte Erzählungen, Geſpräche, Lieder, Briefe u. ſ. w. leſen, die eben ſo unterhaltend und faßlich, als lehrreich ſind.

Beym Schreiben ſah man Anfangs mehr auf Rechtſchreibung, und einen leſerlichen, als ſchön gezeichneten Buchſtaben; allein man erfuhr bald, daß die Handſchrift der Kinder durch die vielen Uebungen im Rechnen und Schreiben, eher verſchlimmert, als verbeſſert wurde. Man wurde daher genöthiget, auch auf das Schönſchreiben mehr Rückſicht zu nehmen, und ich kann verſichern, daß unter den Proben von Handſchriften, die ich zum Andenken mitgenommen habe, mehrere ſind, die manchem Gelehrten zum Muſter dienen können. Schön ſchreiben iſt aber doch immer nur einer von den geringern Zwecken, die man durch die Uebungen im Schreiben zu erreichen ſucht. Am allermeiſten nutzt man ſie als vortheilhafte Gelegenheiten den Verſtand der Kinder unvermerkt zu ſchärfen, und ihr Gedächtniß mit Kenntniſſen zu füllen, die ihnen als künftigen Hausfrauen und Müttern nützlich oder unentbehrlich ſind. Sie ſchreiben daher Obligationen, Quitungen, und Rechnungen von allerley Art, von Kaufleuten, Künſtlern, und Handwerkern, und erfahren dadurch den Preis aller Waaren und Lebensmittel, und wie, oder wo man die einen, oder die andern am beſten und wohlfeilſten erhalten kann. Sie ſchreiben ferner Briefe, oder bringen Erzählungen, die ſie gehört, oder Anmerkungen, die man gemacht hat, zu Papier, ja die Geübtern erhalten Anleitung, nach Wochen- oder andern moraliſchen Schriften, Charaktere, beſonders weibliche, zu entwerfen, ihre Fehler und Vorzüge aus einander zu ſetzen, und Mittel vorzuſchlagen, wie ſie von den erſtern geheilt werden könnten. Eben dieſe Geübtern hat man mit großem Vortheil dazu angehalten, aus guten Predigten, die ſie hören, Auszüge zu machen, und mehrere Perſonen über intereſſante Materien ſich unterreden zu laſſen. Eins von den wichtigſten Stücken, welche zu den Haushaltungsſchriften gehören, iſt ein vollſtändiges Verzeichniß eines Brautſchatzes, oder alles deſſen, was eine Braut aus einem guten Hauſe ihrem Bräutigam zubringt.

Auch der Unterricht in der Arithmetik iſt ſo eingerichtet, daß Kinder nicht nur mit den leichteſten Methoden, Zahlen zu behandeln, bekannt gemacht, ſondern auch mit vielen, für ihre künftige Beſtimmung nothwendigen Kenntniſſen bereichert werden. Alle Fälle, die man ihnen vorlegt, ſind ſo gewählt, daß ſie auch dadurch die Preiſe von Waaren und Arbeiten erfahren. Die Anweiſungen oder Bücher, nach welchen die Kinder im Schreiben und Rechnen geübt, und die Muſter und Beyſpiele gewählt werden, ſind meinem Urtheile nach ſo paſſend und vortrefflich, daß ſie mehr, als manche geprieſene Werke über die Erziehung bekannt gemacht zu werden verdienten.

Ungeachtet ich überzeugt bin, daß Sie, mein Beſter, und ein jeder anderer denkender Mann, die Vortrefflichkeit dieſer Anſtalt eben ſo gut, als ich, einſehen werden, ſo kann ich doch nicht umhin, Ihnen noch kürzlich einige Bemerkungen darüber mitzutheilen. Die Abſicht des Inſtituts iſt offenbar mehr zu nützen, als zu glänzen, und nicht ſchimmernde Mädchen, und gelehrte Weiber, ſondern reinliche, fleißige, erfahrne Hausfrauen, aufgeklärte Gattinnen, und gewiſſenhafte fromme Mütter und Erzieherinnen ihrer Kinder zu bilden. Wie lobenswürdig und groß iſt dieſes in einem Zeitalter, wo alles mehr ſcheinen, als ſeyn will, und noch dazu in einem Freyſtaat, deſſen Fortdauer und Wohlſtand auf den guten

Sitten ſeiner Töchter beruht, und der durch franzöſiſche Artigkeit, und Verachtung aller häuslichen Tugenden unwiederbringlich verloren gehen würde. Auch könnte kein glücklicheres Mittel erdacht werden, die Trennung oder Abſonderung von Ständen, die ſchon in Ariſtokratien, noch mehr in ariſtokratiſchen Demokratien ſo gefährlich iſt, zu verhindern; und Reiche und Arme, Vornehme und Geringe durch die Bande bürgerlicher Liebe und Eintracht und durch ähnliche Ausbildung zu vereinigen, als eine Mädchenſchule, wo die Töchter der älteſten und wohlhabendſten Häuſer neben andern aus geringern ſitzen, und nicht anders, als dieſe unterrichtet und gezogen werden. Es war für mich ein rührendes Schauſpiel in dieſer Schule der weiblichen Weisheit und Tugend, zwanzig meiſtens ſchöne und blühende Mädchen beyſammen zu ſehen, von welchen wenigſtens die Hälfte aus den vornehmſten Familien war; und wovon der größte Theil das vierzehnte, einige ſchon das funfzehnte und ſechszehnte Jahr zurückgelegt hatten. Wo wollte man jetzo wol in Teutſchland ein Provinzſtädtchen finden, in welchem nicht diejenigen Eltern, die ſich die Vornehmſten zu ſeyn dünken, es ſich zum Schimpfe anrechneten, ihre Töchter in oder nach dem vierzehnten Jahre noch in eine öffentliche Schule zu ſchicken, und ſie darin neben den Kindern armer Nachbaren nur im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichten zu laſſen? In der That glaubte ich der Stadt Zürch keinen größern Segen wünſchen zu können, als daß die Eltern die Denkungsart, die ſie jetzo haben, noch lange behalten, und daß ihre Kinder den herrlichen Unterricht, den ſie jetzo empfangen, noch lange genießen mögen. — Die Schülerinnen ſind zwar in jeder Claſſe den Jahren nach einander nicht gleich, allein in Rückſicht auf Fähigkeiten und Kenntniſſe viel ähnlicher, als man bey einer jeden andern Anſtalt erwarten kann, wo man Zöglinge ohne Unterſchied der Jahre, und ohne Rückſicht auf ihre Kenntniſſe aufnimmt. Weil nur zwanzig Kinder in einer jeden Claſſe ſind, ſo kann die Lehrerin alle unter ihrer Aufſicht erhalten, und weil auch nur zwo Stunden hintereinander gegeben, und in dieſen abwechſelnde Arbeiten vorgenommen werden, ſo kann die Aufmerkſamkeit nicht leicht ermüdet, und die Lernbegierde nicht leicht abgeſtumpft und unterdrückt werden. Man erleichtert endlich den Eltern die Erziehung der Kinder, und nimmt ihnen einen der ſchwerſten und wichtigſten Theile des Unterrichts ab; allein man veranlaßt ſie nicht zu dem verderblichen Gedanken, daß ſie ſich nicht weiter um ihre Kinder zu bekümmern brauchen.

chen. — Doch ich breche ab, weil ich Ihnen ſonſt nur Bemerkungen, die Sie gleichfalls ſchon werden gemacht haben, wiederholen würde.

Ehe ich nach Zürch kam, wußte ich wohl, daß der Rathsherr Geßner ein vortrefflicher Zeichner ſey; allein ſo lange man ſeine Arbeiten noch nicht geſehen hat, kann man nicht wiſſen, daß er ein eben ſo großer Mahler, als Dichter iſt. Es war mir in der That eine rechte Angelegenheit, ihm zu ſagen, daß ſeine unnachahmlichen, und jetzo durch den Beyfall aller Nationen Europens gleichſam geheiligten Gedichte mich von meiner erſten Kindheit an gerührt, entzückt, und gebildet haben. Seine Gemälde ſind lauter kleine originale Landſchafftsſtücke, und ſeinen Idyllen in aller Rückſicht von Seiten der Erfindung, Compoſition, Zeichnung, und Farbengebung ähnlich. In beyden ſind Fabel, Kunſt, und Natur auf die gefälligſte Art zuſammengemiſcht. Kein Stück iſt bloße Nachahmung der Natur: Menſchen und Gebäude ſind faſt immer nach Griechiſchen Idealen gezeichnet; die ländlichen Gegenſtände aber ſind aus ſeiner vaterländiſchen Natur geſammlet, die freylich keine Kunſt oder Phantaſie übertreffen kann. Niemals habe ich Waſſerfälle, und angefreſſene Bäume ſo glücklich und täuſchend, als von Geßner, gemahlt gefunden. Der größte Theil ſeiner Arbeiten geht nach England, wo Geßner der Mahler allem Vermuthen nach berühmter iſt, als Geßner der Schäferdichter.

Den ſogenannten philoſophiſchen Bauren habe ich aus Mangel von Zeit nicht beſuchen können, ungeachtet Herr Rathsherr Hirzel ſich gütigſt erbot, mich hinaus zu begleiten. An deſſen Statt habe ich einen andern gleichfalls merkwürdigen Bauren kennen gelernt, der während meines Aufenthalts in Zürch in die Stadt kam, und mir von Lavater zugeſchickt wurde. Dieſer Mann, mit Namen Boßart, unterſcheidet ſich in ſeiner Kleidung, Gange, Stellung gar nicht von andern Zürcher Bauren; allein ſeine ſchwarzen, feurigen, tief im Kopf liegenden Augen, und die ſcharfen Umriſſe ſeiner hochgewölbten Stirn kündigen ſogleich einen Genievollen Mann an. Ich habe mich über eine Stunde mit ihm über allerley Gegenſtände unterhalten, und nicht das geringſte von Eitelkeit, oder geheimen Stolze an ihm wahrgenommen. Wenn Lavater es mir nicht geſchrieben, oder ich es auch nicht aus ihm herausgefragt hätte, ſo würde ich es gar nicht erfahren haben, daß er die beſten philoſophiſchen Schriftſteller der neuern Zeit, die ausländiſchen freylich in Ueberſetzungen, geleſen hat. Die unausſprechlichen Schönheiten der Natur, ſagte er zu mir, welche die Vorſehung ſeinem Vaterlande ſo reichlich geſchenkt, hätten ihn zuerſt veranlaßt, die Werke Gottes aufmerkſamer zu betrachten, und in ihm den Wunſch erregt, ſie genauer kennen zu lernen. Er könne mir gar nicht ausdrücken, mit welchem Eifer und Frölichkeit er die gefährlichſten Felſen erklimme, um neue Wunder der Natur zu finden, und mit welchem Entzücken er auf ihren ſchwindlichen Höhen den Schöpfer der Natur anbete. Bey einer ſolchen Stimmung der Seele iſt es begreiflich, daß er gern ſolche Bücher lieſt, in welchen die Abſichten und Geheimniſſe der Wege Gottes entfaltet werden; allein ſeltſam iſt es, daß eben dieſer Mann eine ſo außerordentliche Liebhaberey für die Erdbeſchreibung, und beſonders für die alte Geographie hat. Er dankte mir herzlich für die Nachricht, daß D'Anville's Charten nebſt einem Auszuge ſeiner Erdbeſchreibung jetzo in Nürnberg herauskämen. Die Beobachtung und das Studium der Natur hat ihn im geringſten nicht gegen die Arbeiten ſeines Standes gleichgültig gemacht; er baut ſein Feld und ſeinen Weinberg ſo gut, als andere Bauren, und wendet nur diejenigen Stunden, in welchen andere ſchlafen, oder die Schenken beſuchen, zum Leſen und Nachdenken an. Die großen Gedanken und Vorſtellungen aber, die er ſich allmälig von Gott und der Welt erworben hat, ſollen zu einer gewiſſen Zeit ſeine Einbildungskraft ſo ſehr erhitzt haben, daß er darüber in Schwärmereyen verfiel, und ſeinen Nachbaren zu predigen anfing, von welchen Reden auch einige gedruckt worden ſind. L. verſicherte mich, daß Boßart von dieſen Verirrungen lange zurückgekommen ſey. *)

Nachdem wir am 17ten Junius von unſern Freunden, und noch am letzten Abend von der verehrungswürdigen S— Familie mit Thränen Abſchied genommen hatten, reiſten wir am folgenden Morgen früh um 6 Uhr ab, um noch bey guter Zeit ins Nachtquartier zu kommen. Sowohl die Wege, als der Boden ſind im Zürchiſchen Gebiete eher ſchlecht, als mittelmäßig. Der letzte iſt faſt durchgehends dürre und ſteinigt, und dies iſt um deſto mehr zu verwundern, da in kleinen Entfernungen ziemlich hohe Berge liegen, welche, ſcheint es, das unten liegende Land tränken ſollten. Zu Baden fütterte unſer Kutſcher ſeine Pferde, und wir hatten Zeit zu frühſtücken,

---

*) Boßart lebt jetzo nicht mehr in der Schweiz, ſondern im Deſſauiſchen, wo der Fürſt ihm ein freyes Gut mit allem Zubehör geſchenkt hat.

ſtücken, und die Stadt nebſt den nächſten umliegenden Gegenden zu beſehen. Die Stadt ſelbſt iſt meiſtens ſchön gebaut, ſie iſt aber an allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, und die Ausſichten ſind deßwegen zu eingeſchränkt. Wir machten einen Spaziergang zu dem Thore hinaus, vor welchem die berühmten Bäder liegen. Allein die Hitze des Tages, und die Verſicherungen aller derer, welche wir gefragt hatten, und noch fragten: daß wir außer der Lage nichts merkwürdiges an den Gebäuden finden würden, bewogen uns, vor den Bädern umzukehren. Dieſe Bäder finden ſich am Fuße eines ſehr hohen drohenden Gebirges, welchem gegenüber andere minder hohe Berge ſich empor heben. Zwiſchen beyden fließt die Limmat in einer gräßlichen Tiefe fort. Ich zweyfle nicht, daß die Bäder ſehr wirkſam ſind; allein ich kann kaum glauben, daß ein langer Aufenthalt in einer ſo eingeſchloſſenen und feuchten Gegend kranken und ſchwächlichen Perſonen heilſam ſey. Nirgends habe ich wunderlichere, und in ominöſere Hörner auslaufende Kopfputze, und abgeſchmacktere Inſchriften, als in Baden geſehen. — Dies Haus (ſo dichtete ein Töpfer) der liebe Gott behüt, hier iſt Hafner Geſchirr aufs Feuer, und glüht. — Behüt uns Herr, hieß es auf einem andern

Hauſe, für Feuer und Brand, denn dies Haus wird zum geduldigen Schaaf genannt. Keine von dieſen Inſchriften giebt denjenigen viel nach, von welchen ein Freund mich verſicherte, daß er ſie in Baſel und Schaffhauſen geleſen hätte. Die erſtere war dieſe: Ihr Menſchen thut Buß, dann dies Haus heißt zum Rindsfuß; und die zweyte: Auf Gott deine Hoffnung bau, denn dies Haus heißt zur ſchwarzen Sau. In der That iſt es merkwürdig, daß man ſolchen Unſinn nur in den Städten, nicht aber auf den Dörfern in der Schweiz findet, wo übrigens der Geſchmack, Häuſer, beſonders Gaſthöfe mit Sprüchen und Figuren zu bemahlen, ſehr herrſchend iſt. Die Sujets ſind meiſtens aus der alten Schweizergeſchichte genommen: am häufigſten ſieht man die Wappen und Trachten der verſchiedenen Cantone vorgeſtellt, die ich mehrmalen mit folgenden Verſen begleitet gefunden habe: Als Demuth weint, und Hochmuth lacht, da ward der Schweizer Bund gemacht. Einige Stunden hinter Baden fährt man in einer mäßigen Entfernung an den Ruinen von Habsburg vorbey, auf welchen der Canton Bern einen Hochwächter unterhält, der bey entſtehenden Feuersbrünſten der Nachbarſchafft durch zween Schüſſe ein Zeichen giebt. Ungeachtet ich mit großen Erwartungen hieher kam, und die tiefſte Ehrfurcht für den erhabenen Stamm hege, der von hier aus den teutſchen Kaiſerthron beſtiegen, und ſo viele Jahrhunderte mit Ruhm behauptet hat; ſo wurde ich doch beym Anblick der Habsburgiſchen Ruinen viel weniger, als von den Hohenzolleriſchen gerührt. Ich wußte mir durchaus keine andere Gründe dieſer Erſcheinung anzugeben, als folgende: daß die Habsburgiſchen Ueberbleibſel in der Ferne einen zu geringen Umfang zu haben, und zu gut erhalten zu ſeyn ſcheinen: weßwegen man ſie eher für Wachtthürme, als Reſte eines ſo berühmten Schloſſes hält. Auch ſchadet es dem Eindruck, den dieſe ehrwürdigen Denkmäler ſonſt machen würden, daß der Berg, auf welchem ſie liegen, andere viel höhere hinter ſich hat, gegen welche er wie ein Hügel erſcheint. Wahrſcheinlich würde ich von eben dem heiligen Schauer ergriffen worden ſeyn, den ich beym Anblick von Hohenzollern empfand, wenn die Ruinen des Oeſterreichiſchen Stammhauſes auf dem Berge gelegen wären, wo das Schloß Lenzburg, eine der ſchönſten und einträglichſten Berniſchen Landvogteyen, ſteht. Ich hatte große Luſt das letztere zu beſteigen, um mich an der Ausſicht zu ergötzen, die von hier aus nach allen Seiten faſt unbegränzt ſeyn muß; allein erſt hielt mich die Erwartung des Mittagseſſens, und nachher die unleidliche Hitze ab. So bald man ins Berniſche Gebiet kommt, werden die Wege und Gegenden beſſer, die Dörfer und einzelnen Wohnungen wohlhabender und häufiger, endlich Wieſen und Felder reicher und lachender, weil aus den Bergen unzählige kleine Quellen und Bäche hervorquillen, die nirgends, glaube ich, haushälteriſcher und kunſtmäßiger, als hier, genutzt werden. Die Berniſchen Bauernhäuſer, von denen ich Ihnen künftig einmal eine genauere Beſchreibung geben will, ſind meiſtens mit Stroh gedeckt *), und fallen beym erſten Anblick nicht angenehm in die Augen; ſie reizen aber doch die Neugierde, weil ſie von allen Baurenhäuſern, die man ſonſt geſehen hat, verſchieden ſind, und einen Freund der Schweiz auf eine angenehme Art fühlen laſſen, daß er jetzo auf Schweizeriſchem Grund und Boden ſey. Die Bauren ſelbſt gehen bey ihren großen Reichthümern noch viel einfacher einher, als im Zürchiſchen, wie Sie in der Folge leſen ſollen. Im ganzen Jahre hätte ich keine glücklichere

---

*) Im Emmerthale, und manchen Gegenden des Aargäus ſind die Baurenhäuſer wenigſtens ſo hoch, und ſo zierlich gebaut, als die Burgerhäuſer in wohlhabenden teutſchen Landſtädchen von mittlerer Größe.

chere Zeit treffen können, die Reiſe von Zürch nach Bern zu machen. Es war eben Heuerndte, die in dem größten Theile des Berniſchen Gebiets und auch der übrigen Schweiz wichtiger, als Kornerndte und Weinleſe iſt. Das ganze Land wimmelte von muntern Schnittern oder Arbeitern, und die Luft war mit balſamiſchen Düften der kräftigſten Frühlingskräuter und Blumen angefüllt. Die ſchönſten Gegenden fanden wir zwiſchen Rotheriſt, wo wir ſchliefen, und Morgenthal, oder noch etwas weiter. Zur Linken hatten wir Wieſen, die gleich den Fruchtfeldern oft mit grünen Hecken eingefaßt, mit Obſtbäumen beſetzt, und durch unzählige kaum ſichtbare Röhrchen und Aermchen von Bächen durchſchnitten waren. Dieſe Wieſen heben ſich gewöhnlich ſanft empor: bisweilen aber ſenken ſie ſich erſt in mahleriſche Thäler hinab, ſteigen dann wieder fruchtbare Hügel hinan, werden aber noch, ehe ſie dieſelben erreichen, durch niedliche Wäldchen, oder Reihen von Bäumen unterbrochen, und endlich mit ſanften Bergen, und milden einladenden Waldungen begränzt. Rechts waren zuerſt Aecker, dann Wieſen, die bis an die Aar hinabliefen, und gleich mit dem entgegengeſetzten Ufer wieder anfingen: hinter den Wieſen Aecker, die ſich bis an Wälder, oder die Füße des blauen ehrwürdigen Jura fortzogen, von welchem der ganze Geſichtskreis majeſtätiſch geſchloſſen wurde. Wo wir nur hinblickten, in den Gründen, wie auf den Höhen, ſahen wir Arbeiter oder Schnitter, die ununterbrochen und ohne ſich nach uns umzuſehen, den Segen des Sommers einſammleten; oder auch dichte Haufen von ruhenden Perſonen beyderley Geſchlechts, die unter dem Schatten fruchtbarer Bäume ihr einfaches Frühſtück zu ſich nahmen, und ſich reichlicher, als ſonſt, ihren geſunden und unverfälſchten Wein zutranken. In St. Nicolaus ſpeiſten wir am zweyten Tag zu Mittag, und erreichten von hieraus in einigen Stunden Hindelbank, wo alle Reiſende ausſteigen, um das von Nahl verfertigte Grabmal der Mad. Langhans zu ſehen. Die Verſtorbene, welcher zu Ehren dies Denkmal errichtet iſt, war die Gattin des ehemaligen Pfarrers, die für eine der ſchönſten Frauen im ganzen Berner Gebiet gehalten wurde, und gleich im erſten Wochenbett ſtarb. Der Anblick und die Ausführung dieſes berühmten Kunſtwerks hat mir aber weniger gefallen, als der Gedanke ſelbſt, da ich ihn zum erſten mal hörte, oder auf einem Kupferſtich vorgeſtellt ſah. Die Haupturſache war wohl dieſe, daß man es wider alle Abſichten, und alles Coſtume von Grabmälern einige Schuh in das

Chor der Kirche eingeſenkt hat, und alſo erſt einige hölzerne Läden geöffnet werden müſſen, ehe man es ſehen kann. Durch dieſe Eröffnung von Thüren und das Hinabſchauen in eine, wenn gleich geringe, Tiefe, entſtand in mir die Vorſtellung, nicht von einem Ehrendenkmal, ſondern von einer Todtengruft, wo man entfleiſchte Gerippe und modernde Gebeine erblicken könnte. Ueberdem iſt das Werk für die Erwartung, die man mitbringt, zu klein, und nicht aus Marmor, oder einem andern harten, ſondern aus einem weichen oder doch ſo ſcheinenden Steine verfertigt, der in einem jeden nachdenkenden Zuſchauer den unangenehmen Gedanken erregt, daß dies ſchöne Werk nicht ſo lange dauren werde, als es ſeiner Vortrefflichkeit nach verdiene. Aus einem ſolchen Stoffe aber, als der Künſtler bearbeitet hat, kann nicht leicht etwas ſchöneres und edleres, als dies Denkmal gemacht werden. Der Grabſtein iſt, wie durch die Stimme des Weltrichters, in drey Stücke zerſprengt, die ſich gegen einander zu heben ſcheinen, als wenn ſie den Erwachten, welche ſie bisher bedeckten, einen Ausgang verſchaffen wollten. Die Riſſe ſelbſt, und die Ränder der Bruchſtücke ſind mit ſo täuſchender Kunſt gearbeitet, daß die Natur ſelbſt nicht natürlicher ſeyn kann, oder zerſprengte Felsſtücke nicht natürlich ſcheinen würden, wenn ſie anders als dieſe ausſähen. Durch die Oeffnung erblickt man die Mutter, eine ſchöne, ausdrucksvolle Griechiſche Figur, in einem ſanften, aber ſichtbaren Beſtreben ſich aufzurichten, und in ihrem Schooße das holde Kind, deſſen linkes Händchen noch in den Händen der Mutter liegt, das ſich aber mit der rechten Hand an den geborſtenen Grabſtein anklammert, als wenn es ſich durch eigne Kraft aus ſeinem Lager erheben wollte. Dieſe Attitüde iſt über alle Beſchreibung rührend, und meinem Bedünken nach der glücklichſte Theil der ſchönen Erfindung, die ſo viele Bewunderer gefunden hat. Auf dem Grabſteine ſtehen außer dem Namen und dem Todesjahre der Verſtorbenen noch einige Verſe von Haller, die Sie ſchon werden geleſen haben, und dann die vortrefflichen Worte: Hier bin ich Herr, und das Kind, was du mir gegeben haſt. Gleich der Thüre gegenüber, durch welche man in die Kirche hineingeführet wird, ſieht man noch ein anders viel prächtigeres marmornes *) Monument,

---

*) Eigentlich ſollte ich geſagt haben: ein anderes glänzenderes Monument; denn es iſt nicht von Marmor, ſondern nur marmorirt, wie man mir aus der Schweiz geſchrieben hat.

ment, was der Schultheiß von Erlach ſeinem verſtorbenen Vater hat errichten laſſen. Die Arbeit oder Ausführung iſt ſehr ſchön, und gleichfalls von Nahl; allein Erfindung und Compoſition ſind weit unter denen, die man in dem beſcheidenern Nachbarn wahrnimmt. Zierrathen und räthſelhafte Figuren ſind an das erſtere in einem ſolchen Uebermaaße verſchwendet, daß man nicht weiß, wohin man ſehen ſoll, und was man eigentlich ſieht. Nicht bloß Liebe und Dankbarkeit gegen die verſtorbene Langhans, in deren Hauſe Nahl während der Verfertigung des Erlachiſchen Monuments wohnte, ſondern auch eine, ich weiß nicht woher entſtandene, Unzufriedenheit mit dem Herrn von Erlach ſelbſt, ſollen den Künſtler bewogen haben, bey dem Denkmal ſeiner Freundinn alle Kräfte ſeines Genies anzuſpannen.

Als wir von Hindelbank wegfuhren, ahndeten wir nichts davon, daß wir noch vor Bern das prächtigſte Schauſpiel ſehen ſollten, was wir in der ganzen Schweiz gehabt hätten. Wir fuhren eben in den Grund hinunter, aus welchem man die nächſte, oder letzte Anhöhe vor Bern erreicht, als meine Frau auf einmal fragend ausrief, was doch das für ein Brand wäre, den wir vor uns hätten. Indem ſie dieſes ſagte, wies ſie mit der Hand vor ſich hin; allein ich ſah nichts, weil ſich zwiſchen uns, und den Gegenſtänden, die meine Frau ſo lebhaft rührten, ſchon Bäume geſtellt hatten. Einen Augenblick nachher aber erſchien der Brand wieder, und nun ſagte uns ein guter Freund aus Bern, den wir von Zürch aus mitgenommen hatten, daß das, was ſo heftig zu brennen ſchiene, die von der Abendſonne erleuchteten Schneeberge wären, die wir nicht erkannten, weil wir ſie noch nicht ſo nahe, und ſo hoch erleuchtet geſehen hatten. Kaum erfuhr ich, was wir vor uns hatten, und nun nicht mehr ſahen, weil wir ſchon tief im Grunde waren, ſo wurde ich ſo unruhig, und der Wagen wurde mir ſo enge, als wenn ich mich in einem düſtern Gefängniſſe befunden hätte. Nur die Verſicherung, daß ich den Hügel vor uns nicht früher zu Fuß, als in dem von raſchen Pferden gezogenen Wagen erreichen würde, hielt mich vom Ausſteigen zurück. Ich war ſo voll von ängſtlicher Erwartung, als wenn ich die erhabenen Gegenſtände, die ich zu ſehen wünſchte, nur dies einzigemal ſehen könnte, und fürchtete jeden Augenblick, daß ſie verſchwinden, oder ſich verwandeln möchten. Mein Herz klopfte immer ſtärker und ſtärker, bis wir zuletzt auf die ſo heftig erſehnte Höhe hinauf kamen. Die feierliche

Bewunderung, welche die ungeheuren, von der Abendſonne glänzenden, und die ganze Oberfläche der Erde, und alle ihre Bewohner, und deren Werke an Alterthum übertreffenden Felsmaſſen in uns hervorbrachten, kann ich Ihnen eben ſo wenig, als meine Empfindungen beym Rheinfall ganz ſchildern. Unſere Augen blieben faſt unverwandt auf dem Wetterhorn, dem Schreckhorn, und deren Brüdern und Schweſtern geheſtet, und wir bemerkten kaum den prächtigen mit Bäumen beſetzten Weg, auf welchem wir fuhren, die ſchönen Landhäuſer, die wir zu beyden Seiten hatten, und die noch ſchönere Stadt, der wir noch ganz nahe waren. Die Füße der Berge hatten ſich ſchon in Schatten gehüllt, und nur ihre Häupter ſchimmerten noch von einem ſchwächern Glanze, als wir in Bern einfuhren, wo wir im Falken abſtiegen.

Bey der Schönheit der Wege, der Reinlichkeit, Bequemlichkeit, und guten Bewirthung in den Gaſthöfen, bey der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Landſchafften, endlich bey dem reizenden Anblick eines allgemeinen Wohlſtandes würde es in der Schweiz beſſer, oder doch wenigſtens eben ſo gut, als in irgend einem Lande in Europa zu reiſen ſeyn, wenn man nur nicht gezwungen wäre, ſich ſo langſam zu bewegen.

Man kann nirgends in der ganzen Schweiz, eine oder die andere Gränzſtadt ausgenommen, Extrapoſt haben *), ſondern man muß Fuhrleute, oder wie man hier ſagt, Kutſcher miethen, welche Reiſende mit denſelbigen Pferden von Stadt zu Stadt bringen. Ungeachtet die Pferde größer und ſtärker ſind, als unſere teutſchen Poſtpferde, ſo kann man doch damit täglich nie mehr, als zehn, höchſtens zwölf Stunden zurücklegen, weil die Schweizerſtunden größer, als die unſrigen ſind, und drey derſelben vielleicht zwo teutſche Meilen betragen. Von Zürch bis Bern rechnet man 24 Stunden, ein Weg, den man mit Extrapoſt bequem in einem Tage machen würde, den man aber mit denſelbigen Pferden nur kaum in zween Tagen zurücklegt, und deßwegen den Zürcheriſchen Kutſchern für dritthalb Tage bezahlen muß. Dieſe Nothwendigkeit mit denſelbigen gemietheten Pferden zu reiſen, iſt es auch hauptſächlich, was das Reiſen in der Schweiz ſo theuer macht. Zuerſt muß man dem Miethkutſcher faſt zweymal ſo viel geben, als Extrapoſt

in

---

*) Durch die Verfügungen der Regierung in Bern ſind jetzo Extrapoſten zwiſchen Baſel und Bern, und zwiſchen der letzten Stadt und Genf angelegt worden, und man kann alſo jetzo in einem Tage von Bern nach Genf kommen.

im Deutſchland koſten würde. Gewöhnlich zahlt man täglich für jedes Pferd einen neuen Thaler, oder den vierten Theil einer Caroline, aber nicht bloß ſo lange, als man ſie ſelbſt braucht, ſondern auch für alle die Tage, welche der Kutſcher zum Rückwege nöthig hat. Ich gab alſo zum Beyſpiel meinem Zürcherkutſcher für die Reiſe nach Bern mit drey Pferden, und wieder zurück, funfzehn, und Trinkgeld einen neuen Thaler, zuſammen alſo vier neue Louisd'or. So hoch dieſer Fuhrlohn manchem Reiſenden auch ſcheinen mag; ſo gewinnen doch die Kutſcher ſelbſt wegen der hohen Preiſe der Lebensmittel, und der Futterung nur wenig dabey. Man iſt aber ſicher, daß man in ſeinem Kutſcher einen treuen Begleiter hat, und daß man auch nichts für ihn zu zahlen braucht. Dies verlangen die Schweizerkutſcher nicht, und die Wirthe kennen auch ihre Vortheile zu gut, als daß ſie ſich mit den Fuhrleuten in Verſchwörungen wider die Reiſenden einlaſſen ſollten. Der größere Fuhrlohn iſt aber nur noch ein geringes gegen die übrigen Ausgaben, welche dieſe Art zu reiſen verurſacht. Weil die Pferde unmöglich ununterbrochen fortlaufen können, ſo muß man alle Tage wenigſtens ein= oder zweymal einkehren, ehe man das Nachtquartier erreicht. Zwiſchen Zürch und Bern haben wir alſo einigemal Frühſtücke oder Erfriſchungen, zwey Mittags- und ein Abendeſſen nebſt einem Nachtlager bezahlen müſſen, da wir mit einem Mittagseſſen hätten auskommen können, wenn wir mit Extrapoſt gereiſt wären. Eben dieſe Art zu reiſen iſt auch eine Haupturſache, warum man ſelbſt in Dörfern und Flecken ſo ſchöne Gaſthöfe, ſo gute Betten, ſo geräumige Zimmer, ſo reinliches Service, ſo vieles Silbergeſchirr, und einen mit ſo mancherley Confitüren beſetzten Nachtiſch antrifft. Die Wirthe in Baden, Lenzburg, Rotheriſt, Herzogenbuchſee, St. Nicolaus, und an allen andern Orten, wo Fremde Halte machen müſſen, können darauf rechnen, daß vom Anfange Mays an bis Ausgang Octobers täglich Reiſende ankommen, und bey ihnen eſſen oder übernachten werden. Wenn ſie alſo auch ein großes Capital in Haus, Wäſche, u. ſ. w. hineinſtecken; ſo wiſſen ſie doch, daß ſie ihr Geld gehörig nutzen werden. In Teutſchland hingegen kann es einem reichen Mann in einem Dorfe oder Flecken gar nicht einfallen, ein Wirthshaus nach Schweizeriſchem Muſter anzulegen, weil die Reiſenden von Stadt zu Stadt eilen, und ſich in den dazwiſchen liegenden Orten gar nicht aufhalten. Da ſich nun einmal in den Städten ſo viele Kutſcher, und auf dem Lande ſo viele Wirthe eingerichtet haben, Fremde fortzubringen und aufzunehmen, ſo liegt darin vermuthlich der wichtigſte Grund, warum man bisher in einem Lande, wo man früher, als in Teutſchland, ſchöne Wege gebaut, noch keine Extrapoſten zur Bequemlichkeit von Reiſenden angelegt hat. In Freyſtaaten mag und kann man nicht leicht etwas umändern, oder zu einem landesherrlichen einträglichen Rechte machen, was bisher ein Nahrungszweig von Bürgern und Unterthanen war. Vielleicht aber könnte ohne den Schaden der letztern den Reiſenden geholfen werden, wenn man ohne die geringſte Pacht den Kutſchern in den Städten, und den Wirthen auf dem Lande die Extrapoſt überließe. Jene würden alsdann nicht mehr ſo weit, aber deſto öfter fahren; und dieſe würden nicht mehr ſo oft Fremde bewirthen, aber ſich ihres Schadens durch Fuhren erholen. Die Schweizeriſchen Kutſcher laſſen von dem einmal feſtgeſetzten Fuhrlohn nicht allein nichts nach, wenn man ſeinen eignen Wagen bey ſich hat, ſondern ſie ſehen es ſo gar lieber, wenn man ſich ihres Fuhrwerks bedienet, weil ſie alsdann auf dem Rückwege wieder Perſonen mitnehmen können.

Die Stadt Bern, wo wir uns ſchon mehrere Tage aufhalten, und wegen der günſtigen Aufnahme, die wir gefunden haben, wie eingewohnt ſind, iſt die niedlichſte und reinlichſte Stadt, die ich kenne. Sie hat gut gepflaſterte, gerade, und breite Gaſſen, welches um deſto mehr zu verwundern iſt, da ſie in einem Jahrhundert erbaut wurde, in welchem man ſich anderswo eben ſo wenig um geſunde und offene Straßen, als um ſchöne Häuſer bekümmerte. Auch hieraus könnte man ſchließen, daß die Erbauer der Stadt Bern ſich von den Stiftern der meiſten alten Städte, ſo wie durch Geburt und Erziehung, alſo auch durch Kenntniſſe und Geſchmack unterſchieden haben. Durch alle Hauptſtraßen ſind in der Mitte mehrere Schuh tiefe Canäle geführt, die mit Quaderſteinen ausgeſetzt ſind, und in welchen beſtändig lebendiges Waſſer in einer ſolchen Fülle, und mit einem ſo ſtarken Falle fließt, daß man es in der Nacht wie das Rauſchen von Bächen hört. Dieſe Canäle ſind nicht nur bey einem entſtehenden Brande von dem größten Nutzen, ſondern ſie führen auch alle flüſſige Unreinigkeiten in die Aar hinab. Damit dieſes deſto gewiſſer geſchehe, haben die beyden Hälften der Straßen, welche durch die Canäle von einander getrennt werden, einen ſanften Abhang gegen die letztern. In Bern iſt man alſo ſicher, daß man in den Hauptſtraßen nicht durch ſtinkende Goſſen beleidigt werde, die den Aufenthalt in den meiſten großen Städten, beſonders in der heißen Jahrszeit ſo ungeſund, und das Gehen durch die Straßen für empfindliche Perſonen ſo ekelhaft und unleidlich machen. Alle Hauptſtraßen werden den Tag über ein oder mehrmalen von den ſogenannten Schellenwerkern, oder den Gefangenen beyderley Geſchlechts geſäubert, die um ihrer Thaten willen entweder auf ewig, oder nur auf gewiſſe Jahre zu öffentlichen Arbeiten verdammt ſind *). Dieſe Verbrecher räumen im Winter den beſchwerlichen Schnee und Koth,

---

*) Man hat jetzo in Bern ein Werkhaus angelegt, um die kleinern Verbrecher von den großen abzuſondern, und dies billige ich ſehr, allein ich kann noch immer nichts tadelnswürdiges darin finden, daß man Verbrecher die Straßen ſaubern läßt, welches von mehrern Schriftſtellern gerügt worden iſt. Wenn es nicht möglich iſt, und des Beyſpiels wegen auch nicht gut wäre, alle Perſonen, die zu öffentlichen Arbeiten verdammt ſind, innerhalb der Mauren eines Gefängniſſes zu beſchäfftigen, ſo kann man ſie eben ſo gut die Straßen reinigen, als an Feſtungswerken, oder Straßen bauen laſſen, denn auch zu dieſen müſſen ſie, wenn ſie anders dergleichen tragen, in Ketten hingeführt, und können, ſo lange ſie arbeiten, den Augen des Publicums nicht entzogen werden. Verurtheilte Böſewichter machen durch ihre Arbeiten auch unter uns keine ſonſt ehrliche Handthierung unehrlich, oder ſchimpflich. Womit wollte man ſolche Menſchen in und außer den Gefängniſſen anders beſchäfftigen, als mit Arbeiten, die von gemeinern Handwerkern und Tagelöhnern verrichtet werden?

Koth, und im Sommer den noch beſchwerlichern Staub weg, und begießen oder beſprengen täglich mehrmalen nicht nur die Straßen, ſondern auch die bedeckten Gänge an beyden Seiten der Häuſer. Dieſe Polizeyanſtalt iſt um deſto nöthiger und vortrefflicher, da Bern ganz aus weißen Steinen erbaut iſt, und alſo nach einer langen Dürre einen unerträglichen, und der Geſundheit gewiß nachtheiligen Grad der Hitze erhalten würde. Wahrſcheinlich hätte man dieſe Einrichtung auch ſchon in andern Städten, wo ſie vielleicht eben ſo nöthig und heilſam wäre, nachgeahmt, wenn man nur Fonds ausfündig machen könnte, aus welchen ſich geringere Verbrecher zur Beförderung der Bequemlichkeit, und Geſundheit der Mitbürger unterhalten ließen. Alle Häuſer (die in einigen entfernten Nebengaſſen ausgenommen) ſind, meiſtens aber erſt ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, maſſiv gebaut, und einander nicht nur in Anſehung der Materialien, ſondern auch durch Bauart und Höhe ähnlich. Alle haben vier Stockwerke, und unterſcheiden ſich nur durch die ungleiche Breite und Tiefe, wodurch aber die in ganzen Städten ſo angenehme Gleichförmigkeit nicht geſtört wird. Wenn man das Erlachiſche, und vielleicht noch ein oder das andere Gebäude ausnimmt, ſo hat Bern keine Pallaſtähnliche

liche Privathäuſer, aber dagegen auch keine elende zuſammenfallende Hütten, die oft in Städten, wo die Ungleichheit der Güter und Stände größer iſt, neben den ſtolzen Wohnungen der Reichen und Ueppigen ſtehen, und das Auge des Kenners ſowohl, als des Menſchenfreundes viel mehr beleidigen, als die letztern ſie ergötzen können. Die Häuſer der Berner verkündigen eine glückliche Mittelmäßigkeit, und eine größere Gleichheit ihrer Bewohner, als man bey einer genauern Unterſuchung antrifft. Unter allen Häuſern (doch muß man auch hier wieder eine einzige Nebenſtraße ausnehmen) gehen Arcaden, oder bedeckte Gänge weg, in welchen man im Sommer vor den Strahlen der Sonne, und im Winter vor Schnee und Regen ſicher iſt. So groß die Bequemlichkeit dieſer Arcaden, beſonders für die Fußgänger iſt; ſo haben ſie doch auch wiederum ihre Nachtheile. Zuerſt hindern ſie, daß der erſte Stock, oder weil dieſer Ausdruck zweydeutig iſt, derjenige Theil des Hauſes, der an der Erde liegt, (rez de chauſſée) faſt niemals von den Beſitzern oder ihren Bedienten bewohnt werden kann, weil die Zimmer an der Erde zu niedrig oder doch zu dunkel ſind. Die unterſten Theile der Häuſer ſind daher entweder an Handwerker, oder Krämer, und Kaufleute vermiethet, und wenn man alſo in den Arcaden, oder ſo genannten Lauben ſpatzieren geht, ſo hat man an der einen Seite eine faſt ununterbrochene Reihe von Buden, in welchen alle Arten von Waaren verkauft werden. Ein anderer Nachtheil der Arcaden ſcheint mir dieſer zu ſeyn, daß die Schönheit der Häuſer und der ganzen Stadt dadurch nicht wenig verliert. Wenn man nämlich in den Lauben ſelbſt geht, ſo erblickt man weder von den Häuſern, unter welchen man ſich findet, noch von denen, welche gegenüber ſtehen, irgend einen angenehmen in die Augen fallenden Theil, ſondern an beyden Seiten dunkle oder niedrige Boutiquen. Sieht man aber im Anfange oder am Ende einer Straße an beyden Reihen der Häuſer hinunter, ſo entdeckt man zwo Reihen von unförmlichen Pfeilern, auf welchen die Häuſer ruhen, und die gegen die Straße zu nach unten gleichſam Auswüchſe haben, oder viel dicker als oben werden. Die Mißgeſtalt dieſer Pfeiler würde man vermeiden können, wenn man an ihrer Statt ſtarke, aber gerade und ſchön gearbeitete Säulen brauchte *). Der Boden der Arcaden

iſt

---

*) Eine Schwierigkeit gegen die Einführung von Säulen ſtatt der Pfeiler, an die ich nicht gedacht habe, beſteht darin, daß, wenn Säulen die gehörige Stärke, und Pro-

iſt faſt immer um einige Fuß über die Straße erhaben, und vor jedem Hauſe ſind deßwegen mehrere Stuffen, wodurch man ohne Umweg auf die Straße kommen kann. An den Seiten dieſer Stuffen ſind gemeiniglich ſteinerne Bänke angelegt, auf welchen man faſt in jeder Stunde des Tages ruhende oder auch arbeitende Perſonen ſieht, die der freyen Luft genießen, und ſich durch die Beobachtung der Vorübergehenden, oder Vorüberfahrenden zerſtreuen. In den Häuſern ſelbſt ſind die Eingänge oder Dielen, und die Treppen meiſtens ſchlecht: die erſtern zu ſchmal, und die letztern zu enge und dunkel. Uebrigens iſt das Innere der Häuſer eben ſo zweckmäßig vertheilt, als die Zimmer ſchön und mit Geſchmack möblirt ſind. Das Hausgeräth und die Verzierungen der Zimmer laſſen ſchließen, daß ihre Bewohner zwar die Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens kennen, und zu genießen wiſſen, aber zu ihrem Glück noch weit von der verderblichen Ueppig-

---

Proportion erreichen ſollten, ſie ſo hoch werden müßten, daß dadurch die obern Stockwerke gegen das unterſte alles Ebenmaaß verlieren würden. Uebrigens iſt die Errichtung von Arcaden, und die Anlegung von Buden in denſelben ein Reſt der morgenländiſchen Bauart, die zur Zeit der Creuzzüge in mehrern Europäiſchen Städten nachgeahmt wurde.

keit entfernt ſind, die nicht zu ihrem eignen Vergnügen, ſondern zu anderer Quaal verſchwendet.

Bern iſt nicht bloß die reinlichſte, ſondern, wie ich glaube, auch die geſundeſte, oder doch eine der geſundeſten Städte in der ganzen Schweiz. Ungeachtet die Sitten nicht ſo rein ſind, als in Zürch, ſo iſt die Sterblichkeit doch viel geringer, als in der letztern Stadt. Ein Gelehrter, an deſſen Genauigkeit im Beobachten ich gar nicht zweyfeln kann, hat mich verſichert, daß von vier Menſchen, die geboren werden, einer ein Alter von ſiebenzig Jahren erreiche, und daß im gegenwärtigen Jahrhunderte weniger ſterben, als im vorhergehenden. Aus dem letztern Dato folgt eins von beyden, entweder, daß die Stadt durch die neuen, feſtern, und geräumigern Häuſer an Geſundheit gewonnen habe, oder daß die groben Sünden der Unmäßigkeit, denen die Vorfahren ergeben waren, wenigſtens in Bern gefährlicher und tödtlicher ſeyen, als die weniger beleidigenden, aber ſonſt die Menſchennatur mehr untergrabenden Sünden der Weichlichkeit, und der verfeinerten Sinnlichkeit. Zur Geſundheit der Stadt trägt ihre Lage gewiß das meiſte bey. Sie iſt nicht nur auf einer Anhöhe erbaut, zu welcher man, wenn man von Zürch kommt, mehrere hundert Schuh hinaufſteigen oder fahren muß, ſondern ſie wird auch an drey Seiten von der Aar umfloſſen, welche die Luft beſtändig reinigt, und in einer mäßigen Bewegung erhält. Ueberdem iſt keine unter den größern Städten der Schweiz den höchſten Schneegebirgen ſo nahe, als Bern. Dieſe Nachbarſchafft gewährt ihr eine dünnere und reinere Luft, als die entferntern, und alſo niedriger liegenden Städte genießen können. In eben dieſer Nachbarſchafft muß man aber wahrſcheinlich auch den Grund ſuchen, warum in der Gegend von Bern keine andere Früchte und Gewächſe, als bey uns, und dieſelbigen Früchte und Gewächſe auch nicht früher, als bey uns wachſen, da doch Bern mit Paris unter gleicher Breite, und fünf Grad weniger nördlich, als Göttingen liegt. Eine andere Folge dieſer Nachbarſchafft ſind wahrſcheinlich die Kröpfe, oder Anlagen zu Kröpfen, die man in keiner andern ſchweizeriſchen Stadt ſo häufig, als in Bern ſieht, wogegen man aber beſonders bey jungen Perſonen ſichere Heilmittel haben ſoll. Zu den endemiſchen Uebeln der Stadt gehören auch verdorbene Zähne und Zahnſchmerzen, welchen vorzüglich diejenigen Perſonen, die nahe an der Aar wohnen, ausgeſetzt ſind, und die man daher der ſcharfen Luft dieſes Fluſſes, ich weiß nicht ob mit Recht, zuſchreibt.

Da die Berner ſo nahe an den Quellen der Ströme wohnen, welche den Rhein am meiſten vergrößern, ſo iſt es zu verwundern, daß ſie in Italien, Spanien, Frankreich, ja ſelbſt in dem niedrigen Holland ſo geſund bleiben, wo die aus ihrem Vaterlande herabſtrömenden Gewäſſer ſich mit dem Rhein in die See ſtürzen. Am liebſten ſollen die Berner in Italien, und noch dazu in dem ſüdlichern Italien dienen, und man ſagt daher im Scherze, daß, wenn ſie einmal die Alpen überſtiegen haben, ſie alsdann nicht rückwärts, ſondern vorwärts eilen. Das Heimweh iſt keine Krankheit des Städters, der faſt in allen übrigen Städten Europens, wo nicht dieſelbige Luft, doch dieſelbigen oder ähnliche Nahrungsmittel, Wohnungen, Vergnügungen, und Beſchäfftigungen wieder findet. Es überfällt eigentlich nur diejenigen, die ihre Kindheit und Jugend auf den hohen Alpen als Hirten zubrachten, und mit ihrem Vaterlande auf einmal alles, die reine Bergluft, die einfachen Milchſpeiſen, und eine jede gewohnte Arbeit und Beluſtigung verlieren *). Wenn man es aber von irgend einer Stadt ſagen kann, daß ihre

---

*) Das Heimweh iſt zwar den Bergbewohnern in der Schweiz vorzüglich eigen, es findet ſich aber doch in gleicher Heftigkeit auch in andern, ſelbſt platten Ländern. Ephem. Nat. Curioſ. Vol. III. p. 74.

ihre Söhne und Einwohner in der Ferne von einem kleinen Grade des Heimwehs, oder einer beſchwerlichen Sehnſucht nach dem Vaterlande befallen werden, ſo kann man es, glaube ich, am eheſten von Bern behaupten; wenigſtens werden unter den Schweizern die Berner, wenn ſie in andern Ländern krank geworden ſind, bey der Rückkehr in ihr Vaterland am leichteſten wieder hergeſtellt. In der ganzen Schweiz iſt man nirgends gegen den Aufenthalt in Göttingen ſo ſehr, als in Bern eingenommen *). Man erkennt den Fleiß und die Verdienſte unſerer Lehrer, und die Vortrefflichkeit unſerer Anſtalten; allein man hält die Nahrungsmittel für ſchlecht und unverdaulich, das Waſſer für hart und ungeſund, und die Luft für fieberhaft und beſonders den Bernern gefährlich. Dieſe Vorurtheile ſind zuerſt aus einem Ausſpruche des großen Herrn von Haller entſtanden, der gewiſſe Unpäßlichkeiten, die ihn während ſeines Aufenthalts in Göttingen anfochten, der ungeſunden Luft zuſchrieb; theils aber ſind ſie auch durch die auffallenden und wiederholten Todesfälle von Berniſchen Studierenden in den letzten

---

*) Dieß Vorurtheil hat ſich ſeit 1782. faſt ganz verloren. Wenigſtens haben nie ſo viele edle, und hoffnungsvolle Berner in einem gleichen Zeitraum Göttingen beſucht, als in den letztern Jahren.

ten zehn Jahren veranlaßt worden. Ich bemerkte aber gegen diejenigen, die mir den einen, oder die andern anführten, daß ich bey aller der Ehrfurcht, die ich gegen den Halleriſchen Namen hegte, dennoch nicht umhin könne, zu glauben: der große Mann habe unſerer Univerſität zu viel gethan. Wenigſtens wiſſe kein Menſch in Göttingen von ſolchen periodiſchen Krankheiten, als er für epidemiſch erklärt habe. Freylich würde es beſſer ſeyn, wenn die Stadtgräben, deren Ausdünſtungen er ſein Uebelbefinden zuſchrieb, ganz ausgefüllt wären, welches vielleicht mit der Zeit geſchehen könnte; allein man müſſe doch auch nicht glauben, als wenn ſie Pfützen von ſtillſtehendem und faulendem Waſſer ſeyen, indem entweder Quellen von dem nächſten Berge, oder auch Waſſerabflüſſe aus der Leine hineingeleitet, und dadurch immer eine gelinde Bewegung darin erhalten würde. Nur in den Sommermonathen, und beſonders nach einer anhaltenden Dürre, ſeyen dieſe Gräben empfindlichen Naſen bisweilen beſchwerlich. Daß ſie aber die Luft nicht auf eine gefährliche Art vergifteten, könne man allein daher ſchließen, daß, wenn epidemiſche Krankheiten in der Nachbarſchafft herrſchten, ſie entweder gar nicht nach Göttingen kämen, oder ſich auch um vieles milderten. Außerdem aber laſſe es ſich gar nicht abſehen, warum die Luft in Göttingen ungeſund ſeyn ſollte. Die Stadt liege an dem Fuße eines Berges, in einem fruchtbaren, überall bebauten und offenen Thale, welches eine oder einige Stunden breit, und mehrere Meilen lang ſey, das zwar von vielen kleinen Bächen und der Leine durchſtrömt werde, aber nirgends ſumpfige Gegenden oder Moräſte habe. Als die ſicherſten Beweiſe für die Geſundheit der Göttingiſchen Luft, könne man dieſe anführen, daß unſere Univerſität unter ihren Gelehrten, von denen doch bekannt ſey, daß ſie ihre Kräfte nicht ſchonten, einige muntere Greiſe zwiſchen achtzig und neunzig, und mehrere berühmte Schriftſteller zwiſchen ſechszig und ſiebenzig Jahren aufweiſen könne, denen diejenigen, die ſie nicht kennten, gewiß nur ein Alter von vierzig und einigen Jahren zutrauen würden. Wenn alſo in den letztern Jahren mehrere Berner geſtorben ſeyen; ſo liege die Schuld gewiß nicht an unſerer Luft, ſondern an dem Saamen von Krankheiten, den ſie mit hergebracht, und der ſich in ihrem Vaterlande eben ſo wohl, als in Göttingen entwickelt hätte. Ich berief mich hier auf die Zeugniſſe einiger Freunde der Verſtorbenen, und forderte zugleich einige ältere Zöglinge unſerer Univerſität auf, welche alle verſicherten, daß zu ihrer Zeit keiner von ihren Landsleuten geſtorben, oder gefährlich krank geweſen wäre. Unſer Waſſer, fuhr ich weiter fort, ſey zwar nicht ſo kalt und leicht, als das beſte Waſſer in der Schweiz; allein es enthalte doch auch gar keine der Geſundheit ſchädliche Theile. Vielmehr habe man bemerkt, daß Steinſchmerzen in Göttingen ſeltener, als anderswo wären, und es ſey alſo falſch, wenn man ſich eingebildet habe, daß unſer Waſſer dazu geneigt mache. Unſere Nahrungsmittel ſeyen zwar nicht ſo vollkommen, als in manchen andern Gegenden ſowohl des ſüdlichen, als des nördlichen Teutſchlandes; wir könnten es aber doch von dieſer Seite mit einem jeden Orte der teutſchen Schweiz, wo wir bisher geweſen wären, aufnehmen. Wenn unſer Kalbfleiſch nicht ſo fett, und unſere Hämmel nicht ſo ſchmackhaft wären, als in gewiſſen Gegenden der Schweiz, ſo ſey unſer Rindfleiſch wenigſtens ſo gut, und meiſtens zarter und ſchmackhafter, als was wir in Zürch, und Bern gefunden hätten. Alle Arten von Gemüſen und Obſt, beſonders die feinern, finde man um Göttingen wenigſtens eben ſo gut, und in noch größerer Menge, als in Bern; und man könne mit Grunde hoffen, daß ſie ſich mit jedem Jahre veredeln und vermehren würden, da nicht nur reiche Pächter und Amtleute, ſondern auch

Prediger und Bauren in den umliegenden Gegenden ſie mit Sorgfalt zu ziehen anfingen. Fiſche hätten wir zwar weniger, aber dagegen auch mehr Wildprett, als man in der Schweiz eſſe. Bey alle dem aber müßten junge Leute aus guten Häuſern immer einen großen Unterſchied merken, wenn ſie auf einmal von ihrem elterlichen Tiſche an den Tiſch Göttingiſcher Speiſewirthe verſetzt würden. Wenn man aber billig ſeyn wolle, ſo müſſe man die Speiſen der Göttingiſchen Traiteurs nicht mit dem Eſſen im väterlichen Hauſe, ſondern mit dem der Traiteurs auf andern Univerſitäten vergleichen; und wenn man dieſes thue, ſo wiſſe ich es aus ſorgfältigen Erkundigungen, und vielen glaubwürdigen und übereinſtimmenden Zeugniſſen, daß Studierende in Göttingen zufrieden zu ſeyn Urſache hätten.

Nidau am 27. Junius.

Wir trafen ſchon vorgeſtern vor Tiſch in dieſem niedlichen Städtchen ein, das fünf Stunden von Bern am Ende des Bielerſees, und nahe am Jura liegt. Wir wurden nicht allein von unſerm Freunde, Herrn Pfarrer Feer, und ſeiner würdigen Gattin erwartet, und gütig aufgenommen, ſondern waren auch ſo glücklich, den Herrn D. M. vorzufinden, der unſertwegen ſchon einige

Tage in Nidau geblieben war. Eins ſchmerzt uns, daß wir keine Briefe von Göttingen fanden, wie wir gewiß gehofft hatten. Wir tröſteten uns aber in der Geſellſchafft ſowohl unſerer Schweizeriſchen, als unſers teutſchen Freundes, welcher letzterer Göttingen mehrere Wochen nach uns verlaſſen hatte, und uns alſo viel neues und intereſſantes erzählen konnte.

Noch nie habe ich mich ſo ſehr nach Ruhe und Einſamkeit geſehnt, als gegen das Ende unſers Aufenthalts in Bern, und auch noch nie habe ich die Süßigkeit der tiefſten Muße und die Wonne, gar nichts zu thun, in dem Grade empfunden, worin ich ſie jetzo in Nidau zu empfinden anfange. Wir waren ſchon über zween Monate unterwegens, und hatten dieſe ganze Zeit entweder mit der Betrachtung ſchöner oder erhabener Gegenſtände, oder auch in Geſellſchafft merkwürdiger Menſchen zugebracht. Wir waren alſo beſtändig zerſtreut oder angeſpannt geweſen, und unſere Sinne, Kräfte, und Neugierde fingen nachgerade an ſtumpf zu werden. Ich hatte dieſes zum Theil vorausgeſehen, und welch ein Glück alſo war es, daß ich an einem ſo bequemen und angenehmen Orte, als Nidau iſt, einen alten geprüften Freund fand, der ſo gütig war, mir während der Ruhepuncte, die ich in der

Schweiz nöthig haben würde, ſein Haus und ſeinen Tiſch anzubieten! Ich werde gewiß nicht eher von hier aufbrechen, als bis mir die Muße, die ich noch ſo ganz und innig koſte, beſchwerlich wird, und die abgeſpannten Sinne und Kräfte ihre Schnellkraft wieder erhalten haben. Wenn man auf Reiſen nicht von Zeit zu Zeit ſolche Pauſen macht, ſo bringt die unaufhörliche Bewegung und Zerſtreuung zuletzt eine Art von Schwindel oder Taumel hervor, und das, was man geſehen oder gehört hat, dreht ſich im Kopfe in reißenden Wirbeln herum, in welchen alles aus ſeiner Stelle verrückt, und verſtümmelt wird. Ich wenigſtens würde die vielen intereſſanten Sachen, die ich in Bern beobachtet und erfahren habe, nicht behalten, und weder für mich, noch für meine Freunde aufſchreiben können, wenn ich jetzo, an ſtatt auszuruhen, gleich in die Gletſcher und in die kleinen Cantone, wohin ich zuerſt zu gehen gedenke, hätte reiſen wollen. Für die letzte Reiſe iſt ohne das die Jahrszeit noch nicht weit genug vorgerückt, und ich werde alſo gewiß mehrere Wochen hier bleiben. Die hieſigen Gegenden will ich Ihnen umſtändlicher beſchreiben, wenn ich erſt einige Excurſionen werde gemacht haben. Vors erſte fahre ich mit meinen Anmerkungen über Bern fort.

Die umliegenden Gegenden von Bern ſind bey weitem nicht ſo ſchön, ſo fruchtbar, und bebaut, als die von Zürch. Man mag ſich aber der Stadt nähern, von welcher Seite man will, ſo trifft man ſchon in der Entfernung von einer halben oder ganzen Stunde bequeme Landhäuſer an, auf welchen die reichen oder wohlhabenden Berner den Sommer zubringen. Unter den der Stadt nahe gelegenen Landhäuſern, oder wie man hier immer ſagt, Campagnen, habe ich kein einziges vorzüglich weitläuftiges oder prächtiges geſehen, doch finden ſich in einer Entfernung von 1½ bis 2 Stunden wenigſtens ſechs, die beynahe den Namen von Luſtſchlöſſern verdienen. Ich beſinne mich nicht in der Nachbarſchafft der Stadt von merkwürdig ſchönen Gärten gehört zu haben. Der Grund davon liegt weder im Mangel von Vermögen, noch im Mangel von Geſchmack am Landleben, ſondern darin, daß die reichſten Familien ihre Schlöſſer und Güter entweder in Païs de Vaud, oder auch im Fürſtenthum Neuenburg, oder endlich am Murtner- und Bielerſee haben. Von den Ländereyen, die zu den Landſitzen in der Nachbarſchafft der Stadt gehören, nimmt man meiſtens nur gerade ſo viel zum Garten, als nöthig iſt, um einige Blumen, und die für das Haus nöthigen Gemüſe zu ziehen; alles übrige läßt man zu Wieſen liegen, weil man Ländereyen auf dieſe Art am vortheilhafteſten, und mit dem geringſten Aufwande und Gefahren nutzen zu können glaubt. Dieſe Wieſen ſind zwar mit Fruchtbäumen beſetzt, aber ſelten mit Gängen durchſchnitten, die zwo Perſonen neben einander faſſen könnten. Als ich mich wunderte, daß man um Bern herum ſo wenig auf das bloße Vergnügen ſehe, antwortete man mir, daß dieſes aus einer allgemeinen Sparſamkeit herrühre, die in der That einer reichen Ariſtokratie Ehre macht, und ſo lange ſie dauert, eine der vornehmſten Säulen der Staatsverfaſſung ſeyn wird.

Daß Bern jährlich an Einwohnern zunehme, kann man aus den ſteigenden Preiſen der Häuſer und Ländereyen ſchließen, wiewohl die letztern ſeit einigen Jahren etwas geſunken ſeyn ſollen, ſeitdem man Gelder mit großen Vortheilen in auswärtigen, beſonders Franzöſiſchen Fonds, hat belegen können. Andere leiten die ſteigenden Preiſe der Häuſer nicht ſo wohl aus der zunehmenden Bevölkerung, oder dem immer ſich vergrößernden Zufluſſe von Fremden, als vielmehr daher ab, daß in jedem Jahre mehrere kleinere Häuſer in ein großes zuſammengebaut werden, wodurch nothwendig die Miethe der Wohnungen ſteigt. Die Zahl der Häuſer belief ſich im Jahre

1780. auf 1068., unter welchen auch die öffentlichen oder obrigkeitlichen Gebäude mit begriffen, und meiſtens für zwey gerechnet ſind. Die Zahl der Einwohner ſchätzt man auf 12000 und darüber. In dieſer ganzen Zahl ſollen ſich etwa 250 bürgerliche Familien, und dreyßig von ewigen Einwohnern finden, und das übrige ſoll aus ſogenannten Inſaſſen beſtehen. Die ewigen Habitans haben mit den bürgerlichen Familien einerley Vorrechte, den Weinverkauf im Kleinen abgerechnet, ſind aber von allen obrigkeitlichen Bedienungen, und der Regierung ausgeſchloſſen. Die Inſaſſen hingegen können gar keine Häuſer eigenthümlich beſitzen *), dürfen gar keinen Wein verkaufen, und müſſen jährlich von $7\frac{1}{2}$ Batzen bis zu 3 Bernthalern Schutzgeld geben, zum Beweiſe, daß ſie weder zu der einen, noch der andern der beyden eben genannten Claſſen gehören. Ungeachtet die Inſaſſen viel weniger Vorrechte haben, als die Bürger und ewigen Einwohner, ſo nehmen jene doch alle Jahre an Zahl zu, und dieſe hingegen ab: eine wichtige Erſcheinung, deren Urſachen Sie in der Folge leſen ſollen!

Der

---

*) Doch ſoll man in den letzten Jahren einige Ausnahmen gemacht, und mehrern Inſaſſen Häuſer zu kaufen erlaubt haben.

Der Vorwurf: daß die Einwohner von Bern ſtolz ſeyen: iſt in und außer der Schweiz zu allgemein, als daß er niemals gegründet geweſen, oder auch jetzo ganz ungegründet ſeyn ſollte. Ich war bey meiner Ankunft ſo ſehr wider den Berniſchen Stolz eingenommen, daß ich mir vornahm, mich demſelben höchſtens nur einige Tage auszuſetzen. Allein alle Bekanntſchafften, die ich ſowohl unter verſchiedenen würdigen Gelehrten, als in Familien von der Regierung gemacht habe, ließen mich von dieſem verſchrienen und gefürchteten Stolze keine Spur finden. Vielmehr können wir die Gefälligkeiten nicht genug rühmen, die man uns allenthalben, und beſonders in allen Zweigen der angeſehenen und verehrungswürdigen Halleriſchen Familie erwieſen hat. Die verwittwete Frau von Haller, und alle ihre Kinder denken noch immer mit ſo vieler Zärtlichkeit an Göttingen zurück, daß es ihnen nichts weniger, als gleichgültig zu ſeyn ſchien, in meiner Frau die Tochter eines ihrer beſten ehemaligen Göttingiſchen Freunde zu ſehen. — — Doch ich muß hier abbrechen, wenn ich meinen Brief noch mit der Poſt fortſchicken will. Leben Sie wohl u. ſ. w.

Dritter Brief.

Nidau am 9ten Jul.

Liebſter Freund,

Erſt vorgeſtern habe ich einen Brief an Sie abgeſchickt, und heute fange ich ſchon einen wieder an, weil das Schreiben jetzo eine von meinen wichtigſten Beſchäfftigungen iſt. Da ich wegen der Hitze nicht immer ſpatzieren gehen kann, und meinem Freunde Feer ſeiner Amtsgeſchäffte wegen nicht immer beſchwerlich fallen mag; ſo wechsle ich in den Morgenſtunden mit Leſen und Schreiben ab. Meine Lectüre beſteht ganz allein in unterhaltenden Büchern, beſonders in hiſtoriſchen, geographiſchen, oder topographiſchen Werken über die Schweiz; denn wiſſenſchafftliche Schriften, die anhaltende Aufmerkſamkeit fordern, fliehe ich jetzo eben ſo ſehr, als langes ernſtliches Nachdenken. Wenn ich des Leſens überdrüſſig werde; ſo ſetze ich mich hin, an Sie zu ſchreiben, oder ich denke auch, aber ohne mühſame Anſtrengung, an das, was ich Ihnen ſchreiben will.

Daß ich Ihnen von Bern noch vieles zu ſagen habe, werden Sie aus meinem letzten Briefe ſchon erſehen haben, und ich fahre alſo dreiſt fort, Ihnen meine Beobachtungen und Gedanken mitzutheilen, bis Sie mir ſchreiben, daß ich Ihnen und meinen übrigen Freunden läſtig dadurch werde.

So wie aus dem allgemeinen Wohlſtande und Reichthume der Berniſchen Bauern die Milde und Weisheit der Regierung hervorleuchtet; ſo beweiſen alle öffentliche Werke, Gebäude, und Einrichtungen nicht nur den Reichthum des Staats, ſondern auch das Beſtreben und die Kunſt, die erſparten Reichthümer zum Wohl und Vergnügen des Ganzen anzuwenden. Ungeachtet Bern nur eine kleine Stadt iſt, ſo entdeckt man in ihr doch viel mehr öffentliche Pracht, als in manchen vielmal größern Städten. Um von den Promenaden anzufangen, ſo wird man, glaube ich, nur wenige Städte nennen können, die ſchönere und beſſer unterhaltene Spatziergänge hätten. Innerhalb der Stadt giebt es deren zwey vorzüglich ſchöne, und eine gleich vor dem Thore. Auf allen dreyen hat man die Ausſicht auf die Schneeberge, die ſich faſt in jeder Stunde anders, am ſchönſten aber gegen Untergang der Sonne darſtellen, um welche Zeit man am häufigſten ſpatzieren zu gehen pflegt. Vor allen andern gefällt mir die ſogenannte Platteform, oder der Spatziergang neben der Hauptkirche, der mit mehreren Reihen hoher ehrwürdiger Caſtanienbäume beſetzt iſt, unter denen man zu allen Zeiten des Tages gegen die Strahlen der Sonne Schutz findet. Hier hört man unaufhörlich das Brauſen der Aar, die in einer Tiefe von drey, oder noch mehr hundert Schuhen wegfließt, und wovon ein Theil mit einem gewaltigen Geräuſch über einen Damm wegſtürzt, welchen die ehemalige Bubenbergiſche Familie aufgeführt hat, um den Fluß in ein engeres Bett zu zwingen, und ihm dadurch eine größere Kraft und Geſchwindigkeit zur Treibung von Mühlen zu geben. Man erſtaunt, wenn man in die gräßliche Tiefe hinabſieht, und ſich denn dabey beſinnt, daß die erhabene Fläche, auf welcher man ſteht und umhergeht, von Menſchenhänden iſt zuſammengetragen, geſtützt und befeſtiget worden. An den beyden Enden, welche gegen die Aar gekehrt ſind, ſtehen zween ſchöne aus Steinen erbaute Pavillons, die den Spatziergängern bey einem plötzlichen Regen einen ſichern Zufluchtsort darbieten. In der Mauer, womit dieſe Promenade eingefaßt iſt, findet ſich ein Stein, in welchen die berühmte Geſchichte eines gewiſſen Weinzäpfli's eingegraben iſt, der mit einem flüchtigen Pferde von der Platteform heruntergeſtürzt ſeyn ſoll, ohne den geringſten Schaden zu nehmen. Als ich dieſe

Inſchrift zum erſtenmal las, und dann gleich in die fürchterliche Tiefe unter mir hinabblickte, rief ich gleich aus, daß ich das Factum für ganz unglaublich halten würde, wenn es nicht durch eine ſo feierliche und öffentliche Urkunde beſtätigt würde. Mir fiel es aber doch nicht ein, daß die Obrigkeit eben ſo wohl, als in andern Fällen einzelne Menſchen, oder auch das ganze Publicum hintergangen werden könnte. Ich wiederholte die innere Unwahrſcheinlichkeit der Geſchichte in mehreren Geſellſchafften, und traff endlich einen eben ſo gelehrten, als ſcharfſinnigen Mann an, der mir aufrichtig geſtand, daß des Weinzäpfli's abentheuerlicher Fall allem Vermuthen nach eine Erdichtung ſey. Er ſelbſt habe von mehrern glaubwürdigen Männern, die es von Zeitgenoſſen des Helden der Geſchichte erfahren, gehört, daß Weinzäpfli einſtens mit andern muthwilligen jungen Menſchen einigen Bauren die Pferde, womit ſie zur Stadt gekommen wären, heimlich entführt, und damit in den Straßen von Bern herumgejagt hätten. Weinzäpfli habe ſich ſogar auf den Kirchhof gewagt, wo ſich das wild gewordene Pferd in den Abgrund geſtürzt, nachdem es vorher den Reuter abgeworfen hätte, oder dieſer auch freywillig heruntergeſprungen ſey. Um der Strafe ſeines Muthwillens zu entgehen, und mehr Staunen und Dank über ſeine wundervolle Erhaltung, als Unwillen gegen ſich und ſeine Freunde zu erregen, habe er ſich mit ſeinen Mitſchülern verabredet, bey der Ausſage zu beharren, daß auch er mit dem Pferde hinuntergefallen, aber durch eine beſondere Fügung der Vorſehung erhalten worden ſey. Dieſe erdichtete Erzählung fand einen faſt allgemeinen Glauben, ſelbſt bey der Obrigkeit, von welcher er abgehört wurde, und es läßt ſich alſo leicht erklären, warum er in der Folge nicht widerrufen konnte. Mir kommt es viel wahrſcheinlicher vor, daß die Sache ſo geſchehen ſey, als ich ſie jetzo aus dem Munde eines gelehrten und zuverläſſigen Mannes aufgeſchrieben habe, als daß Weinzäpfli den Sprung gemacht habe, der auf dem öffentlich errichteten Denkmale erzählt wird. Doch möchte ich die gleichzeitigen Urkunden ſehen, von welchen mir einer der ſcharfſinnigſten Alterthumsforſcher in Bern ſagte, daß ſie den Fall des Abentheurers außer Zweyfel ſetzen *).

Nach

---

*) Seit der Erſcheinung meiner Briefe haben mir mehrere gelehrte Männer aus Bern geſchrieben, daß Weinzäpfli's Sprung nicht geläugnet werden könne, ohne die ſicherſten Urkunden zu verwerfen. Allein eben dieſe Urkunden erzählen die ganze Begebenheit auf eine Art, wodurch ſie viel weniger wunderbar, und unbegreiflich wird,

Nach der Platteform iſt die Engi, oder die Promenade außer der Stadt die ſchönſte. Die letztere hat darin einen Vorzug vor der erſtern, daß man einer weitläuftigern Ausſicht genießt, und nicht bloß gehen, ſondern auch fahren kann; allein ihre Hecken und Lauben, oder Cabinetter ſchützen lange nicht ſo ſehr gegen die Sonne, als die dichten Alleen auf der Platteform. Die Engi ſtößt an einen Wald, in welchen Gänge hineingehauen ſind, wo man auf einmal allem ſtädtiſchen Getümmel entrückt iſt. Nach dem Kirchhof, und der Engi findet man die Promenade auf dem Wall nicht mehr vorzüglich ſchön, ungeachtet man ſie in einer jeden andern Stadt bewundern würde.

Unter allen Denkmälern öffentlicher Pracht, an welcher Bern ſo reich iſt, hat keins mich ſo ſehr intereſſirt und gerührt, und keins mir die väterliche Sorge der Regierung für die öffentliche Wohl-

---

wird, als ich ſie in Bern gehört habe. Weinzäpfli hatte im Fallen einen weiten Mantel um, dergleichen die Studenten damals trugen, und der wahrſcheinlich die Heftigkeit, und Geſchwindigkeit des Falls aufhielt, oder minderte. Auch fiel er nicht ganz auf den Erdboden hinab, ſondern auf das Dach eines unten liegenden Hauſes, und blieb nicht ganz unbeſchädigt, ſondern brach das Bein.

Wohlfahrt ſo ſtark bewieſen, als das große Kornmagazin, von welchem ich überzeugt bin, daß auch Sie, und ein jeder anderer Menſchenfreund es lieber, als die ſeltenſte Sammlung von Gemählden geſehen hätte. Dies herrliche Gebäude iſt aus großen Quaderſteinen erbaut, und hat vier Böden über einander, die hundert vier und achtzig Fuß lang, und vier und ſechszig breit ſind. Ein jeder dieſer Böden hat nach drey Seiten hin geräumige Luft- oder Zuglöcher, vor welchen Vorhänge von grober Leinwand herabhängen, die durch den ſanfteſten Wind bewegt werden. Die beſtändige Zugluft, die durch dieſe Oeffnungen unterhalten wird, und die Lage des Gebäudes gegen Norden, machen, daß die Frucht ſich hier länger, als in allen andern Magazinen hält. Ungeachtet man den Truppen vor Genf ſchon einen beträchtlichen Vorrath von Getraide nachgeſchickt hatte; ſo fanden ſich doch noch auf den verſchiedenen Böden nur allein 7000 Mütt Waizen und Dinkel, diejenigen nicht einmal mitgerechnet, die in Säcken ſtanden, oder aufgethürmt lagen. Ein jeder Mütt hält zwölf Mäß, und ein jedes Mäß iſt nach dem abwechſelnden innern Gehalt der Frucht wieder achtzehn bis ein und zwanzig Pfund ſchwer. Unter dieſem Vorrath waren fünf und zwanzig hundert Mütt

Sicilianiſcher Waizen und 1500 Mütt gedorrte Frucht, die man auf einer großen Dörrmaſchine, welche ich hier zum erſtenmal ſahe, ſelbſt hatte trocknen laſſen. Den Sicilianiſchen Waizen ließ der Rath mit unſäglichen Koſten zur Zeit der letzten großen Theurung kommen. Er iſt viel grobkörnichter und ſchwerer, als alle andere Arten, die ich geſehen habe, und man hat von ihm als etwas eigenthümliches angemerkt, daß er beſonders Anfangs beträchtlich aufgelaufen iſt, oder an Volumen zugenommen hat, an ſtatt daß andere Frucht in ſich verſchwindet. Als man ihn zuerſt nachmaß, fand man achtzig Mütt mehr, als man bezahlt hatte, und zu beſitzen glaubte.

Dies Magazin iſt zwar das größte, aber nicht das einzige im Berner Gebiet; denn es ſind noch ſieben, einige ſagen gar, zwanzig andere an bequemen Orten angelegt. Ueberdem ſind alle Landvögte verbunden, für die Rechnung des Staats eine gewiſſe Quantität von Getraide ſtets bereit zu halten. Hierauf wird ſo ſtrenge gehalten, daß man ſchon verſchiedene Landvögte abſetzte, und aller bürgerlichen Ehre und Würden verluſtig erklärte, weil ſie einen Theil der Frucht, die dem Staat gehörte, verkauft hatten, um ſie bey wohlfeilern Preiſen wieder zu erſtatten.

ten. Von Zeit zu Zeit werden Bevollmächtigte herum geſchickt, welche die Kornhäuſer und die Vorräthe der Landvögte unterſuchen müſſen.

So große Koſten dieſe Kornhäuſer auch verurſachen, ſo ſind ſie doch in einem Lande unumgänglich nothwendig, das nicht ſo viel Getraide baut, als es braucht, und mit Ländern umgeben iſt, die entweder in demſelbigen Fall ſind, oder auch bey dem geringſten Anſchein von Hungersnoth und Theurung alle Ausfuhr verbieten. Man hebt aber nicht bloß durch die angelegten Kornmagazine alle Gefahren von Theurung und Hungersnoth auf, ſondern man gewinnt dadurch auch noch den unſchätzbaren Vortheil, daß man die Preiſe des Getraides gleichſam in der Hand hat, und ſowohl die verderblichen Anſchläge von Wucherern zernichtet, als die gleichfalls ſchädliche Wohlfeilheit der Frucht zurückhält. Wenn das Mäß auf dem wöchentlichen Markte über zwanzig Batzen ſteigt, ſo läßt der Stand aus ſeinen Magazinen dieſelbige Quantität zu achtzehn Batzen verkaufen. Sinkt aber das Mäß unter funfzehn Batzen herab, ſo fängt der Staat an, einzukaufen, und hindert dadurch das fernere Sinken der Kornpreiſe, wodurch der Bauer oft eben ſo ſehr, als durch Mißwachs zu Grunde gerichtet wird.

In eben den Abſichten, in welchen der Stand Bern acht große Kornhäuſer erbaut hat, in eben den Abſichten hat er auch zwey große Weinläger angelegt, von welchen eins teutſche Weine, vornehmlich ſolche, die um den Bielerſee herum wachſen, das zweite aber welſche Weine, das heißt, ſolche Weine enthalten, die in der Franzöſiſchen Schweiz wachſen, und von welchen die eine Art, die man zwiſchen Lauſanne und Nyon baut, La Cote, und diejenige, die zwiſchen Lauſanne und Vevay gezogen wird, Ryſwein, oder vin de la Vaud genannt wird. Das größte oder doch eins der größten Weinläger findet ſich unter dem großen Kornhauſe in Bern, und enthält welſche Weine von verſchiedenen Jahrgängen. Dies Weinlager iſt eben ſo lang und breit, als die Kornböden, und giebt, glaube ich, dem großen Weinlager auf der Inſel Meinau im Bodenſee nichts nach. Es liegen vier Reihen mächtiger Fäſſer hinter einander, zwiſchen welchen man bequem durchgehen kann. Das große Faß, das erſt im Jahre 1781. aufgefüllt worden war, enthielt zweyhundert und ſechs und zwanzig Säume, jeden Saum zu hundert Maaß oder zweyhundert unſerer Quartiere gerechnet. Nie habe ich einen Keller ſo hoch gewölbt, oder den Fußboden eines Kellers ſo reinlich geſehen, als hier. In dem

Fußboden ſind an verſchiedenen Orten vier geräumige Behälter ausgemauert, um darin den Wein aufzufangen, wenn etwa ein Faß ſpringen, oder ſonſt verunglücken ſollte.

Nach dem großen Kornhauſe und deſſen Einrichtung habe ich nichts mehr bewundert, als die Inſel: ein Gebäude, das einem königlichen Pallaſte ähnlicher, als einem Hoſpital ſieht. In dieſem Hoſpital waren, jetzo, wenn ich nicht irre, achtzig Kranke, von welchen ein jeder ein reinliches mit grünen Umhängen verſehenes Bett hatte. Sechs bis ſieben lagen in einem jeden der großen Säle, die alle ſo reinlich waren, daß man ſie als Beſuchzimmer hätte brauchen können. Dieſe Kranken ſind gegen Feuersgefahr vollkommen ſicher. Die Inſel iſt nicht nur aus Quaderſteinen gebaut, ſondern auch in allen Stockwerken gewölbt. Veneriſche, oder mit andern anſteckenden und unheilbaren Krankheiten behaftete Perſonen werden hier nicht aufgenommen, ſondern in ein Hoſpital geſchickt, das außer der Stadt liegt.

Unmittelbar aus der Inſel gingen wir in das ſo genannte Hotel de Muſique, das von einer Geſellſchafft reicher Privatperſonen erbaut worden iſt, und zu einem Schauſpielhauſe beſtimmt war. Der Stand hat ſich aber der Einführung eines beſtändigen Theaters bisher nicht allein widerſetzt, ſondern auch zugleich auf ewige Zeiten verboten, daß das ſogenannte Hotel de Muſique zu einem Schauſpielhauſe gebraucht werden ſoll. Jetzo werden daher Bälle und Concerte darin gegeben, doch findet man auch ſchön möblirte Zimmer, in welchen kleine, oder größere Geſellſchafften zuſammenkommen und ſpeiſen können. Der große Saal, und die darüber angelegten Logen müſſen eine herrliche Wirkung machen, wenn ſie ſchön erleuchtet ſind. Die Treppen und Gallerien ſchienen mir in dieſem ſonſt niedlichen Gebäude zu enge und dunkel, und es freute mich, daß die Wohnungen der Schwachen und Elenden in Bern ohne alle Vergleichung prächtiger, als der Sitz des Vergnügens und der Glücklichen ſind.

Das ſchönſte, oder wenn man dieſen Ruhm der Kirche zum heiligen Geiſt zuerkennen will, gewiß das weitläuftigſte öffentliche Gebäude in Bern, das auch am allermeiſten in die Augen fällt, iſt das ſogenannte Spital. Nur wenige Fürſten in Europa wohnen ſo ſchön, als die armen, alten, und unvermögenden Perſonen aus bürgerlichen Familien, deren funfzig, von einem jeden Geſchlechte fünf und zwanzig, in dieſem Spital frey unterhalten werden. Außer dieſen nimmt man noch eine unbeſtimmte Zahl von Koſtgängern auf, die aber entweder ſelbſt, oder für die auch ihre Zünfte Koſtgeld bezahlen müſſen. Ein jeder Bewohner des Spitals hat ſein eignes Bett mit grünen Umhängen, deren vier bis ſechs in groſſen und ſchönen Sälen ſtehen. Das Zimmer, in welchem die Curatoren zuſammenkommen, iſt koſtbarer möblirt, getäfelt, und vergoldet, als ich manche fürſtliche Audienzſäle gefunden habe. In dieſem Zimmer waren auf einer Tafel die Namen der Wohlthäter verzeichnet, welche dem Spital ſeit dem Jahre 1719. beträchtliche Vermächtniſſe hinterlaſſen hatten. Unter dieſen Legatis war eins von 20000, ein anders von 10000, und mehrere von 5000 Gulden. Der nützlichſte Gebrauch, den man von den unermeßlichen Fonds des Spitals macht, iſt gewiß dieſer, daß man eine Schule unterhält, in welcher beſtändig 15 bis 20 Hebammen unterrichtet werden. Sehr ſchädlich hingegen ſcheint mir die Barmherzigkeit, oder vielmehr die Verſchwendung zu ſeyn, womit man alle herumſtreichende Bettler ohne Unterſchied aufnimmt, mit Brod und Suppe ſpeiſt, die Nacht über beherbergt, und am folgenden Morgen mit einem oder einigen Batzen Zehrgeld weiter ſchickt *). Im Sommer geſchieht es häufig, daß an jedem Tage funfzig, hundert, ja wohl gar hundert funfzig ſolcher gefütterter und beſchenkter Landſtreicher im Frieden entlaſſen werden. Als ich dieſes hörte, pries ich die Schweizer glücklich, daß man in ihrem Lande, wohin ſich wegen der ungemeſſenen öffentlichen und privat Freygebigkeit liederliche Bettler aus allen benachbarten Gegenden hinziehen, nicht noch mehr von Diebſtählen und Räubereyen höre. Die Sicherheit gegen heimlichen oder gewaltſamen Raub iſt in manchen Gegenden auf dem Lande ſo groß, daß man nicht einmal daran denkt, Zimmer, die man nicht bewohnt, oder die man auf eine kurze Zeit verläßt, zu verſchließen, wie es anderswo gewöhnlich iſt. Ungeachtet aber die übertriebene Güte gegen fremde Bettler hier nicht alle die ſchlimmen Folgen hat, welche faſt unzertrennlich davon zu ſeyn ſcheinen; ſo iſt doch gar kein Zweyfel, daß die großen Summen, womit man jähr-

---

*) Im Jahre 1785. hat die Regierung in Bern die ſtrengſten Verordnungen gegen die Straßenbetteley von Einheimi-

lich

---

heimiſchen, und gegen das Umherziehen von Landſtreichern gemacht. Ein jeder Bettler, den man auf den Straßen, oder öffentlichen Wegen antrifft, wird durch die Marechauſſee derjenigen Stadt, oder Gemeine, wozu er gehört, auf die Koſten derſelben zugeführt. Daß man ein Werkhaus angelegt habe, iſt oben ſchon bemerkt worden.

lich die Liederlichkeit und Faulheit unbekannter Vagabonden nährt, viel nützlicher zur Errichtung eines Werkhauſes verwendet werden könnten, in welches alle Bettler gebracht, und eine Zeitlang zum Arbeiten angehalten werden müßten.

Hinter dem Spital liegt das Zuchthaus, in welches nicht nur Verbrecher, ſondern auch einzelne Blödſinnige und Verrückte eingeſperrt werden. Die Säle und Gänge waren zwar nicht ſo ſauber, als im Spital, aber doch viel mehr, als ſie in ähnlichen Anſtalten gewöhnlich ſind. Beſonders war die Arbeitsſtube der Weiber ſo reinlich, daß ich mich gar nicht würde geſcheut haben, während meines Aufenthalts in Bern darin zu wohnen. Ich weiß nicht, ob es zweckmäßig iſt, ſo ſchöne Zuchthäuſer zu bauen, als das Berniſche iſt, aber davon bin ich überzeugt, daß man die Gefangenen ſtrenger halten müſſe, als hier geſchiehet, wenn die Abſicht ihres Gefängniſſes erreicht werden ſoll. Die Bewohner des Berniſchen Zuchthauſes befinden ſich ſo wohl, daß mehrere, die man um gewiſſer Vergehungen willen aus dem Spital hineingeſetzt hatte, nicht wieder heraus wollten, weil ſie darin weniger Klatſchereyen und Zänkereyen, als im Spital, ausgeſetzt wären.

Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden iſt keins, wenn ich etwa noch die Hauptwachen ausnehme, das ſich durch vorzügliche Schönheit auszeichnete. Die Bibliothek iſt reich an koſtbaren Werken, vorzüglich an Handſchriften, von denen ich Ihnen aber nichts ſage, weil der ehemalige gelehrte Bibliothekar Sinner ſie alle umſtändlich in ſeinem Katalogus beſchrieben hat. Daß das Zeughaus mit grobem und kleinem Geſchütz, und allen andern Arten von Kriegsbedürfniſſen reichlich verſehen iſt, werden Sie ſchon in vielen Reiſebeſchreibern geleſen haben, und läßt ſich aus dem Reichthum und der Vorſicht des Staats vermuthen. Am aufmerkſamſten betrachtete ich unter den Burgundiſchen Siegszeichen die Waffen der Leibgarde des Herzogs von Burgund und beſonders die Leibpiſtolen Carls des Kühnen, die ausnehmend ſchön mit Silber und Elfenbein ausgelegt ſind. Eben ſo merkwürdig ſchienen mir die Rüſtungen der Berniſchen Helden, welche glänzende Siege erfochten, oder große Eroberungen gemacht haben. Unter allen dieſen Rüſtungen kündigte nur die einzige, die dem Stifter von Bern, dem Herzoge von Zähringen, gehört hatte, eine außerordentliche Figur, die übrigen alle aber kleinere Männer an, als der Canton Bern jetzo gewöhnlich hervorbringt. Man hat ſchon lange daran gedacht, ein neues prächtigeres Zeughaus zu erbauen; allein man hat bisher keinen Platz zu finden gewußt, wo man unterdeſſen den ganzen Kriegsvorrath hätte laſſen können. Eine ähnliche Urſache hat die Erbauung eines neuen Rathhauſes zurückgehalten, indem das jetzige nicht abgebrochen werden kann, ohne die unſichtbaren Heiligthümer des Staats, nämlich den Schatz zu bewegen, und anderswo hinzubringen. Zu einem neuen Waiſenhauſe iſt, wie ich höre, ſchon der Plan und Anſchlag gemacht worden. Das jetzige iſt ohngefähr vor dreyßig Jahren geſtiftet worden, und ſoll doch ſchon einen Fond von mehrern hundert tauſend Gulden haben. Aus dieſem Facto allein können Sie den mächtigen Hang der Berner zu frommen Vermächtniſſen ſehen, welcher Hang durch ein ausdrückliches Geſetz unterhalten und befördert wird. Ein jeder Notarius (ein Factum, das einige läugnen wollen) iſt bey ſeinem Eide verbunden, Sterbende oder Teſtirende zu erinnern, ob ſie nicht an irgend ein pium corpus etwas zu vermachen gedächten *). Ehemals fielen dieſe Vermächtniſſe vorzüglich

---

*) Man verſichert mich nach den ſorgfältigſten Erkundigungen, daß die Notarien in Bern durch keinen Eid verbunden ſind, Teſtirende zu Vermächtniſſen ad pias cauſas zu ermuntern. Allein es iſt ſonderbar, wie man mir gleich-

züglich dem Spital und den Zünften, ſeit einer gewiſſen Zeit aber am meiſten dem Waiſenhauſe zu. Im letztern werden die Kinder armer Bürger auf eine Art erzogen, wie die wenigſten es in ihrem elterlichen Hauſe erwarten könnten, und nicht bloß in den nöthigen und nützlichen, ſondern auch in manchen ſchönen, aber entbehrlichen Kenntniſſen unterrichtet. Aus dieſem ſorgfältigen Unterricht entſteht die nachtheilige Folge, daß die Waiſenkinder ſich über ihren Stand erheben, und lauter Künſtler, oder Gelehrte, oder Schreiber in den Collegiis und auf dem Lande, nicht aber Handwerker, werden wollen.

Während meines Aufenthalts in Bern hatte ich keine Zeit, Cabinete zu beſehen, nach welchen ich überhaupt zuletzt frage. Doch habe ich mit ſo vielem Vergnügen, als ein Profaner empfinden kann, die Münzſammlung des Herrn Ge-

---

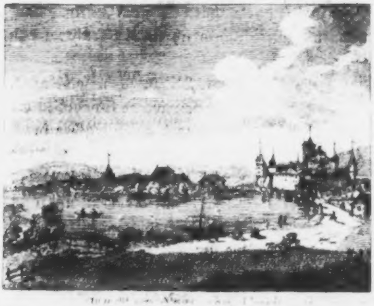
gleichfalls ſchreibt, daß unter zwanzig Perſonen wenigſtens funfzehn glauben, daß die Notarien eine ſolche Verbindlichkeit haben, und daß der weniger unterrichtete Theil des Berniſchen Publicums allgemein in dem Wahn ſteht, daß ein Teſtament nicht gültig ſeyn würde, wenn es keine fromme Vermächtniſſe enthielte; weswegen ſie auch nur ſelten in den Teſtamenten mangeln. Wenn Teſtamente aus gültigen Rechtsgründen umgeſtoßen werden, ſo bleiben nach Berniſchen Geſetzen die Vermächtniſſe ad pias cauſas dennoch gültig.

richtſchreibers von Haller *), und die Vögelſammlung des Herrn Pfarrers Sprüngli betrachtet. Jene iſt die reichſte Sammlung von eidgenoſſiſchen Münzen, dieſe von einheimiſchen Vögeln in der ganzen Schweiz. Herr Sprüngli ſagte mir, daß ihm, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht trügt, noch zwölf Gattungen von Vögeln fehlen. Bey dem Herrn Obriſten von Braun, einem würdigen Officier, der acht Jahre in Bengalen unter Lord Clive gedient hat, ſahe ich mehrere Indiſche Seltenheiten, unter andern Gemälde, ſowohl Portraite, als Phantaſien von Indiſchen Meiſtern, in welchen viel mehr Zeichnung, und Ausdruck war, als in allen Sineſiſchen, die mir jemals vorgekommen ſind.

---

*) Dies ſchöne Münzcabinet hat die Regierung, ſo viel ich weiß, noch bey Lebzeiten des Herrn von Haller an ſich gekauft.

Am



Am 2ten Jul.

Erſt geſtern haben wir Ihren, und unſerer übrigen Freunde letzte Briefe erhalten. Sie waren uns um deſto erfreulicher, da wir ſie ſo lange, und ſehnlich erwartet hatten, und ſchon zu fürchten anfingen, daß ihnen auf der langen Reiſe irgend ein Unfall möchte zugeſtoßen ſeyn. Die Urſache ihrer ſpätern Ankunft war wahrſcheinlich dieſe, daß Sie dieſelben nicht auf die Caſſelſche, ſondern auf die kaiſerliche Poſt gegeben hatten, weßwegen ſie die Reiſe queer durch Teutſchland machen mußten, ehe ſie in die Schweiz, und zu uns kamen. Laſſen Sie alſo inskünftige

Ihre Briefe den nächſten Weg am Rhein hinauf nehmen, auf welchem ich ſie viel früher erhalten werde.

Jetzo bin ich mit Nidau ſchon ſo bekannt, daß ich Ihnen eine Beſchreibung ſowohl von der Stadt, als der umliegenden Gegend geben kann. Beyde haben dem groſſen Naturmahler Aberli ſo ſehr gefallen, daß er ſie auf einer ſeiner artigſten Blätter vorgeſtellt hat, mit welchem Blatt in der Hand ich dieſen Brief zu leſen bitte. Die Stadt ſelbſt beſteht nur (einige Häuſer an beyden Seiten der Kirche gegen den See hin abgerechnet) aus einer einzigen wohlgepflaſterten Straße, die ſo breit iſt, als wir keine in Göttingen haben. Die Häuſer haben faſt alle das Anſehen der Neuheit, auch ohngefähr dieſelbige Höhe und Bauart, ſie ſind von drey Stockwerken, und mit einer Seite ihrer überhängenden Dächer nach der Straße zugekehrt. Der vortheilhaften Lage ungeachtet hat die Stadt weder Gewerbe, noch Fabriken, noch Handel, etwas Speditions- und Commiſſionshandel ausgenommen. Der größere Theil der Einwohner iſt wohlhabend, und beſitzt ſo viele Weinberge, oder Wieſen, oder Aecker, oder Capitalien, daß ſie von ihren Einkünften gemächlich, und ohne anſtrengende Arbeit leben können. Die Aermern beſchäfftigen ſich lieber mit dem Fiſchfange, oder der Fortbringung der Schiffe, die aus der Aar in den Bieler und Neuenburger See, oder aus dieſen in jene fahren, als mit anhaltenden und ununterbrochenen Arbeiten. Auch brauchen ſie außer ihrem Bürgerrecht nur noch wenig, um gegen die äußerſte Noth geſchützt zu ſeyn. Das Bürgerrecht in Nidau iſt zwar bey weitem ſo einträglich nicht, als in andern Municipal-Städten; es bringt aber doch jährlich an Holz und andern Naturalien für drey neue Louisd'or werth ein, und wird deßwegen auch von Fremdlingen, die es kaufen, mit tauſend Gulden bezahlt. Wegen der Wohlhabenheit eines großen Theils der Einwohner giebt es hier auch mehr gute Geſellſchafft, als man ſonſt in einem ſo kleinen Landſtädtchen erwarten ſollte. So wohl hier, als in andern Städten der Schweiz iſt es gebräuchlich, daß, wenn ein Fremder bey einem angeſehenen Mann einkehrt, alle diejenigen, die mit dem Fremdlinge von demſelbigen, oder von einem etwas geringern Range ſind, ihm die erſten Beſuche machen. Dieſe einen Teutſchen faſt beſchämende Ehre iſt alſo auch uns widerfahren. — Das Schloß, auf welchem der jedesmalige Landvogt wohnt, liegt, wie Sie aus Aberli's Zeichnung ſehen werden, nicht in, ſondern gleich außer der Stadt. Es war der ehemalige Wohnſitz der Grafen von Nidau, und eben ſo feſt, als hohe Bergſchlöſſer, weil es von allen Seiten mit den verſchiedenen Ausflüſſen des Bieler Sees umgeben iſt. Der jetzige Landvogt iſt Junker Tſcharner, (ſo titulirt man die Berniſchen Landvögte aus dieſem und einigen andern adelichen Geſchlechtern) ein Bruder des verſtorbenen Landvogts von Aubonne, der außer andern Schriften die beſten Aufſätze in dem Dictionnaire helvetique gemacht hat. Auch der hieſige Landvogt iſt nicht nur ein aufgeklärter, ſondern zugleich ein ſo rechtſchaffener, gerechter und gelinder Richter, daß alle, denen er vorgeſetzt war, ſeinen bevorſtehenden Abzug bedauren.

Als ich zuerſt von Bern nach Nidau kam, glaubte ich nicht, daß die Stadt ſo geſund wäre, als ich aus dem Munde ſelbſt von einſichtsvollen Aerzten gehört hatte. Nidau liegt am Ufer und gegen das Ende des Bieler Sees, und iſt faſt rund herum entweder von dem hohen Jura Gebürge, oder auch von niedrigern, aber nähern Hügeln eingeſchloſſen. Auch laſſen ſumpfige Weiden, und ſtehende Waſſer, die man an mehrern Seiten entdeckt, anfangs fürchten, daß ſie durch ihre Ausdünſtungen die Luft verderben könnten. Beyde rühren von den Ueberſchwemmungen des

Sees und der Zihl her, die im Frühling, wenn der Schnee auf dem am Neuenburger und Bieler See ſich herum ziehenden Jura zu ſchmelzen anfängt, acht, zehn, zwölf und noch mehrere Fuß anwachſen, und alsdann die niedrigen Gegenden überſchwemmen. Dieſer der Geſundheit nachtheilig ſcheinenden Umſtände ungeachtet lehrt die Erfahrung, daß die Luft hier geſunder, als an manchen höhern Orten, und hektiſchen und ſchwachbrüſtigen Perſonen vor allen andern zuträglich ſey: daß es hier weniger Krankheiten und beſonders Fieber, als anderswo, und hingegen mehr alte Leute gebe, indem ein glaubwürdiger Mann mich verſichert hat, daß er ſelbſt einmal in einem kleinen Hauſe am See drey Perſonen, die alle über achtzig Jahre alt geweſen ſeyen, angetroffen habe. Die Haupturſache der Geſundheit der Luft iſt die ſogenannte Biſe, oder der Bergwind, der ſich alle Abend nach Untergang der Sonne vom Jura erhebt, und ſo durchdringend iſt, daß man es auch nach dem heißeſten Tage Abends ohne Bewegung in der freyen Luft nicht aushalten kann, und daß im Garten des Schloſſes, der dem Berge am nächſten liegt, oft die Kirſchen nicht reif werden. Dieſer Abendwind iſt aber nicht der einzige Reiniger der Luft. Der Bieler See, und ſeine vier Arme oder Ausflüſſe, die ſich alle ſammt der trüben Schüß in der reiſſenden Zihl oder Sihl vereinigen, ſäubern die Atmoſphäre gleichfalls von ſchädlichen Dünſten, und erhalten ſie in einer beſtändigen Bewegung. Ich glaube zwar nicht, daß die Dünſte aus den ſtehenden Waſſern, und ſumpfigten Gegenden um Nidau herum von einer beſondern Art ſind; allein es hat mir doch merkwürdig geſchienen, daß ich ſie nie ſo faulend, oder nur übelriechend gefunden habe, als ſie anderswo zu ſeyn, oder bald zu werden pflegen.

So wie die Herren von Bern nie etwas verſäumen, was zur Vervollkommnung des Landes und zur Erhaltung ihrer Bürger und Unterthanen dienen kann, ſo haben ſie auch ſchon ſeit mehrern Jahren angefangen, den Ueberſchwemmungen des Sees und der Zihl entgegen zu arbeiten, und die Urſache derſelben, ſo viel es in menſchlicher Macht iſt, zu heben. Sie laſſen mit groſſen Koſten das Bett aller Ausflüſſe des Sees, und vorzüglich der Zihl, von dem beweglichen Grand und Steinen reinigen, um es einige Schuh tiefer zu machen, damit es mehr Waſſer, als vorher, faſſen, und den Ueberfluß des anwachſenden Sees beſſer aufnehmen könne. Die Art, wie man den Grund der Zihl ſäubert, iſt eben ſo ſicher, als einfach. Man wirft einen groſſen eiſernen Rechen, deſſen Zacken einige Schuh lang ſind, und dicht beyſammen ſtehen, in das Bett des Fluſſes, und läßt alsdann den Rechen ſammt dem Schiff nach dem Ufer zu winden. Das Schiff begleitet die Maſchine, damit es dieſelbe, wenn ſie irgendwo hängen bleibt, ſogleich wieder los machen könne. Wenn der Rechen ans Land kommt, ſo bringt er allemal eine beträchtliche Ladung von harten Steinen und groben Grand mit, von welchem ich oft gewünſcht habe, daß wir ihn in unſerm Lande hätten, um unſern Chauſſeen damit eine feſte Decke geben zu können.

Das Pfarrhaus, worin wir wohnen, liegt gerade mitten in der Stadt, dem neuen Brunnen gegenüber, und ein wenig ſeitwärts von der Kirche, ſo daß zwiſchen der letztern, und den ihr parallel gebauten Häuſern eine freye Ausſicht auf den Jura und den See übrig bleibt; letztern kann ich wenigſtens aus unſerm Zimmer ſehen, das im dritten Stock liegt. Wenn der See von der Sonne erleuchtet, und ſeine Oberfläche vom Winde ein wenig gekräuſelt wird, ſo läßt ſich der zitternde Glanz der zurückfallenden Sonnenſtrahlen kaum an unſerm Fenſter aushalten. Schon einigemal habe ich ihn von heftigen Windſtößen fürchterlich empört, und große, aber doch offene Kähne mit ſeinen erzürnten Wellen kämpfen geſehen.

ſehen. Viel ſeltenere und mannigfaltigere Scenen, als der See, bietet uns der Jura dar. Dies prächtige und vielleicht das fruchtbarſte unter allen Gebürgen von gleicher Größe auf der ganzen Erde, den Libanon ausgenommen, iſt uns nicht ſo nahe, daß es uns beängſtigen könnte; (denn Nidau iſt durch die Breite des Sees von demſelben getrennt) allein es iſt auch nicht ſo weit entfernt, daß wir nicht alle ſeine Theile, und die an ihm vorgehenden ſichtbaren Veränderungen recht gut beobachten könnten. Auch bey dem heiterſten Wetter ſieht der Jura in einer mäßigen Entfernung blau, und in einer etwas größern ſchwarz aus, welche Farben durch unendliche Schattirungen bald erhellt, und bald wieder verdunkelt werden. Die intereſſanteſten Phänomene zeigt er bey ſchlechtem Wetter, oder vielmehr, wenn es ſchlechtes Wetter werden will; denn aufmerkſamen Beobachtern verkündigt er nahe bevorſtehende Gewitter, oder Regen faſt untrüglich vorher. Bisweilen lagert ſich an der Mitte des Berges eine umgeſtürzt ſcheinende Wolkenſäule her, die bald unbeweglich da liegt, bald aber auf eine furchtbar langſame Art ſich fortbewegt. Noch häufiger rauchen die Spitzen, wie die Kratere von Vulcanen, oder der ganze Berg iſt in dichte Wolken gehüllt, bis auf kleine Fleckchen

chen von Wäldern, die in der Luft zu hängen, oder wie unverſehrte Reiſer in einem brennenden Scheiterhaufen ſcheinen. Zu einer andern Zeit iſt es, als wenn man Wolken entſtehen, oder in ihrer Geburt ſähe. Es erheben ſich nämlich an unzähligen Stellen aus den Spitzen der Wälder leichte Nebelwölkchen, die kaum dieſen Namen verdienen, empor, und vereinigen ſich bald nachher in dichtere Wolken, die man aufſteigen und fortziehen ſieht. An andern Stellen ſtehen dicke Wolken in den Wäldern, oder an dem Berge gleichſam mit den Füßen eingewurzelt, und ſtrecken ihre grauen Häupter kühn in die höhere Luft empor.

Eben dieſe Erſcheinungen kann ich auch im Garten betrachten, der mir noch überdem eine Menge von reizenden Gegenſtänden, und Ausſichten darbietet. Er geht, wie alle ſeine Nachbaren, bis an die Zihl, und iſt gleich dieſen mit einer acht bis zehn Schuh hohen Mauer geſtützt, die aus dem Bette des Fluſſes aufgeführt iſt. An der linken Seite des Gartenhauſes, welches an, und ſelbſt auf der Mauer ſtehet, liegt gleichſam als die Zinne der Mauer ein großer ebener viereckigter Stein, auf welchem zwo nicht zu breite Perſonen bequem ſitzen können. Auf dieſen Stein ziehe ich mich alle Mittage nach Tiſch, wenn das Wetter nicht zu ſchlecht iſt, zurück, weil ich nirgends einen ſchönern und zugleich kühlern Platz finden könnte, indem ich durch das Dach des Gartenhauſes gegen die Sonne geſchützt bin. Hier ruhe ich täglich eine, oder mehrere Stunden, und freue mich meines Daſeyns in der Betrachtung der herrlichen Natur, die ich vor mir ſehe, und in der ich täglich neue Schönheiten, oder doch Merkwürdigkeiten entdecke, wodurch die ganze Landſchafft meiner Einbildungskraft tiefer eingeprägt wird. Bisweilen lehne ich mich an die nahe Wand, und überlaſſe mich einem leichten Schlummer, doch thue ich dies niemals, als wenn ein guter Genius mir zur Seite ſitzt, der mich vor einem Fall in den tiefen Fluß bewahren kann. Das Plätzchen iſt ſo ſchön, daß ich es mir gleichſam zugeeignet habe, und daß eine kleine Beſchreibung der Gegenſtände, die mich umgeben, und ſo oft entzücken, Ihnen nicht unangenehm ſeyn wird, da ſie wenigſtens dazu dienen kann, daß Sie ſich meine beneidenswerthe Lage deſto vollſtändiger vorſtellen können. Vor mir, und ſelbſt unter meinen Füßen fließt die aus dem Bielerſee ausſtrömende Zihl mit einer ſolchen Geſchwindigkeit fort, als man in Gegenden, wo keine hohe Berge nahe ſind, nicht einmal in Bächen bemerkt. Ungeachtet die Zihl ſchon mehr, als einen Fuß gefallen iſt, (und dieſen Fall des Fluſſes, und des Sees kann man den ganzen Sommer über genau angeben, weil die Mauern, womit beyde eingefaßt ſind, von der Höhe an, bis wohin das Waſſer ſtieg, viel weißer ſind, als die unberührten Theile,) ſo iſt ſie doch noch ſo hoch, daß ich von dem großen Steine ihr Waſſer mit der Spitze des Fußes erreichen kann. Bey ihrer außerordentlichen Geſchwindigkeit iſt ihr Waſſer ſo klar und durchſichtig, daß ich ziemlich weit in den Fluß hinein alle Steine auf dem Grunde zählen, und die Bewegungen der Fiſche deutlich wahrnehmen kann. Dieſe verſammlen ſich bisweilen bey hunderten unter meinen Füßen, entweder um den Salat oder das Unkraut zu haſchen, was man aus den Gärten in den Strom wirft, oder weil an den Ufern der Strom weniger reißend iſt, und ſie ſich mehr nach Willkühr bewegen können. Sie ſind ſo wenig ſcheu, daß dieſelbigen Fiſche ihr Spiel halbe, und ganze Stunden lang vor meinen Augen fortſetzen. Bald ſchwimmen ſie, wie es ſcheint, um ihre Kräfte zu üben, gegen den Strom an: bald laſſen ſie ſich wieder, als wenn ſie keine willkührliche Bewegung hätten, von dem Strome forttragen: bald reiben ſie ſich unter allerley Wendungen an Steinen oder Pfählen, die auf dem Grunde des Fluſſes ſind; und bald machen ſie mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit auf Kirſchen- oder Salatblätter Jagd, die ich in den Strom werfe. Noch nie habe ich geſehen, daß die größern den kleinern nachſtellten, oder ihnen zu ſchaden ſuchten. Sonderbar iſt es, daß unter den Fiſchen, die ſich in einem ſo reinen und ſchönen Fluſſe finden, nur ſo wenige ſind, die ſich eſſen laſſen. Wenn die Zihl vor mir vorübergefloſſen iſt, ſo bildet ſie einen ſchönen Buſen, und windet ſich zuerſt an den Gärten, und bald nachher an dem Fuße eines waldigten Berges herum, der ihren geraden Lauf bricht, und ſie an das entgegengeſetzte flächere Ufer hinüberwirft. Ihre Breite bleibt bis an ihren Ausfluß in die Aar, mit welcher ſie ſich einige Stunden von hier vereiniget, faſt immer dieſelbige; und dieſe iſt ſo beträchtlich, daß ich, glaube ich, auch mit dem aufs ſorgfältigſte gewählten Stein, und der äußerſten Anſtrengung nicht hinüber werfen könnte. Selten vergeht eine viertel oder halbe Stunde, in welcher man nicht Fahrzeuge in die Aar hinab, oder aus dem Rhein, und der Aar, in den Bieler- und Neuenburgerſee hinauf ſchiffen ſieht. So leicht und angenehm die Fahrt den Strom hinab iſt, ſo beſchwerlich iſt ſie in der entgegengeſetzten Richtung.

tung. Größere Schiffe können die Heſtigkeit des Stroms nicht durch bloße Ruder überwinden, ſondern müſſen ſich an Linien von Menſchen ziehen laſſen. Hinter dem grünen Rücken der Berge, um welchen die Zihl ſich herumzieht, hebt in großer Ferne ein Schneeberg einen Theil ſeines weißen Hauptes hervor, deſſen Rieſencörper und Brüder man aber weder hier, noch ſonſt in der Nachbarſchafft von Nidau ſehen kann. Jenſeits der Zihl liegen Wieſen und Felder, und links ſieht man das große Salzmagazin, wo Aberli ſeinen Standpunct nahm, als er Nidau zeichnete; dann die fünf Brücken, die über die Schüß, und vier Ausflüſſe des Sees geſchlagen ſind, hinter den Brücken das Schloß, und zuletzt den Jura, an welchem vorzüglich eine Felſenwand das Auge des Beobachters auf ſich zieht, weil ſie einem unermeßlichen von Menſchenhänden aufgeführten Gemäuer ähnlich iſt. Dieſe Felſenwand hängt über den Weg her, der über den Jura, und zwiſchen zween Armen dieſes Gebirges ins Münſterthal führt. Dies große Werk der Natur wird mir noch intereſſanter, wenn ich bedenke, daß unter ihm oft die Kriegszeichen der Römiſchen Legionen glänzten, und daß es vielleicht vor achtzehn hundert Jahren vom Cäſar, den ich unter allen Menſchen zwar nicht am meiſten liebe, aber am meiſten bewundere, eben ſo aufmerkſam, als jetzo von mir, iſt betrachtet worden.

Weder in, noch gleich außer der Stadt ſind beſchattete, oder ſonſt merkwürdig ſchöne Spaziergänge. Es führen zwar angenehme Wege, und Fußſteige durch Wieſen und Felder in die umliegenden Dörfer; allein die Ausſicht bleibt immer, ſo lange man keine Anhöhen erſteigt, zu eingeſchränkt. Auch ſind die Wieſen und Felder nicht ſo fruchtbar, die Häuſer nicht ſo groß, und die Dörfer nicht ſo reich, als im obern Aargäu, oder Emmethale, wiewohl es in dieſer Gegend einzelne Bauren giebt, die 60 bis 80000 neue Thaler, oder 20000 neue Louisd'or im Vermögen haben. Solche einzelne reiche Bauern hält man aber eher für einen Fluch, als für einen Segen von Dörfern, weil ſie allmälig das beſte Land an ſich kaufen, und alle ihre Nachbaren durch vorgeſtreckte Gelder in eine harte Abhängigkeit von ſich ſetzen. Die Hauptbeſchäfftigung der hieſigen Bauern iſt Ackerbau, den ſie aber meinem Urtheile nach bey weitem nicht ſo gut verſtehen, als die Teutſchen Bauren. Jch ſchließe dies vorzüglich aus dem ſegenannten Miſchelkorn *), wel-

---

*) Jn der Gegend von Nidau läßt ſich aber doch noch ein wichtiger Grund angeben, warum das Miſchelkorn ſo hau-

welches ich um Nidau herum häufig antreffe, und welches in einer Miſchung von Waizen, Rocken, und Gerſte, oder auch von drey andern Arten von Früchten, als Spelt, Haber und Wicken beſteht, welche letztere Art hier die gewöhnliche iſt. Wahrſcheinlich iſt die weniger ſorgfältige Bearbeitung des Ackers eine Miturſache, warum Fruchtfelder um ſo vieles wohlfeiler, als Wieſen ſind, und Ackerbauende Landleute in der Schweiz zu den ärmſten gezählt werden. Dieſe letztern haben nur allein diejenigen unter ſich, die zugleich Wein- und Ackerbau treiben, und darüber weder den einen, noch den andern recht in Acht nehmen können. Denn indem ſie ihren Weinberg gehörig düngen und warten wollen, entziehen ſie ihrem Acker Nahrung und Fleiß, und geben dem erſtern doch nicht genug. Reicher als beyde ſind die Bewohner des nordlichen Ufers des Bielerſees, die ſich ganz allein mit Weinbau abgeben, und ihren Reben al-

---

häufig gebaut wird. Um dieſe Stadt herum finden ſich verhältnißmäßig nur wenig Wieſen, und die Heuerndte iſt wegen der häufigen Ueberſchwemmungen ſehr ungewiß. Es wurde daher oft an Futter gebrechen, wenn der Bauer keinen Vorrath von dem den Pferden nicht weniger, als dem Hornvieh angenehmen Miſchelkornſtroh hätte.

le ihre Zeit und Sorgfalt, und auch allen den Dünger ungetheilt zuwenden, den ſie von ihrem Vieh erhalten. Am wohlhabendſten aber ſind die Bewohner des obern Aargäus, und des Emmethals, deren Hauptgeſchäfft die Veredelung und Wartung von Wieſen iſt, und die damit etwas Feldbau, noch mehr aber Fabrikarbeiten verbinden. Als ich von Zürch nach Bern reiſete, freute ich mich zwar über den außerordentlichen Wohlſtand, den ich in allen Dörfern antraff; allein ich bedauerte es doch, daß die Berniſchen Bauren ſo herrliche Ländereyen, als ich im obern Aargäu ſah, zu Wieſen liegen ließen, und nicht in Ackerland verwandelten. Wenn ſie dieſes thäten, dachte ich, würde der Staat nicht nur an Unterthanen, ſondern auch ſie ſelbſt am Ertrage ihrer Ländereyen gewinnen. Ich erſtaunte alſo nicht wenig, als ich wider alle meine bisherigen Erfahrungen, und erworbene Kenntniſſe hörte, daß Wieſen viel einträglicher und alſo auch theurer, als Ackerland ſeyen, und daß ein Juchart Wieſen, der 31250 Quadratſchuh enthalte, tauſend und mehrere Gulden, und hingegen ein Juchart Ackerland zu 35000 Quadratſchuhen, nur zwey hundert oder etwas mehr, oder weniger koſte. Ich hielt es anfangs beynahe für ein Mährchen, daß man das beſte Land zu Wieſen, und das ſchlechteſte zu Fruchtfeldern brauche, und daß man mit dem von mittlerer Güte abwechſele, indem man es einige Jahre beſäe, und andere Jahre zu Wieſen liegen laſſe. So wie aber Wieſen um drey oder fünfmal theurer, als Ackerland ſind, ſo ſind wieder gute Weinberge vier oder noch mehrmal theurer, als der beſte Wieſengrund. Ein Juchart Rebenland am Bielerſee zu 40000 Quadratſchuhen, koſtet im Durchſchnitt 3000 und das beſte 4000 Gulden, und am Neuenburgerſee gar 2000 neue Thaler, oder 500 neue Louisd'or und noch mehr. Es iſt aber auch faſt unglaublich, wie viel das Rebenland in guten, und ſelbſt in mäßigen Jahren einbringt. Ein Juchart Rebenland giebt ſowohl am Bieler- als Neuenburgerſee im Durchſchnitt jährlich 25 Säume, jeden zu hundert Maaß, und in guten Jahren vierzig bis ſechs und funfzig Säume, ja man hofft, daß er dieſes Jahr noch mehr bringen werde. Die Koſten der Bearbeitung ſteigen auf funfzig bis ſechzig Thaler, und deſſen ungeachtet können reiche Beſitzer ihre Capitalien, welche ſie in Weinbergen am Bielerſee angelegt haben, zu fünf Procent nützen. Kein Wunder alſo, wenn die Bauren, die Eigenthümer und Arbeiter zugleich ſind, reich werden, da ſonſt in allen bekannten Ländern diejenigen Landleute, die ſich allein mit dem Weinbau abgeben, gemeiniglich die ärmſten, wie die liederlichſten ſind! Rebenland iſt am Neuenburgerſee theurer, als am Bieler- und ſelbſt am Genferſee, weil die Neuenburger Weine viel edler und theurer, als alle übrigen Schweizer Weine ſind. Gute Haushälter am Neuenburgerſee verkaufen ihre Weine nie wohlfeiler, als das Maaß zu zehn Creuzern, oder dritthalb Batzen, da hingegen der Seewein in glücklichen Jahren um einen Batzen, und der La Cote und Ryſwein, der gewöhnlich 10 Creuzer koſtet, um ſechs Creuzer gekauft wird. Zum gewöhnlichen Tiſchwein ziehe ich den Seewein, der am Bielerſee wächſt, dem La Cote, und ſelbſt Ryſwein vor. Er hat eine angenehme Säure, und kommt in Anſehung ſeiner Lieblichkeit dem guten Markgräfler, und dem Johannisberger ſehr nahe. Die Zahl der Arbeiter, welche jede Art von Länderey erfordert, verhält ſich nicht genau wie ihre Preiſe. Es wird hier allgemein angenommen, daß Rebenland noch einmal ſo viele Hände verlange, als Ackerland, und Ackerland wieder einmal ſoviel, als Wieſen. Um ſich zu überzeugen, daß Weinbau eine viel größere Bevölkerung hervorbringt, als Ackerbau, darf man nur die beyden Ufer des Bielerſees betrachten, unter welchen das flächere, an welchem man faſt nichts, als Wieſen und Ackerland ſieht, bey weitem nicht ſo viele Dörfer und Städte zeigt, als das andere, an welchem ſich ſteile und ſteinigte Weinberge erheben.

Wenn ich keine Luſt habe, beſchwerliche Berge zu erklettern, ſo gehe ich zum Herrn Decan Hunzicker in Mett, einem gelehrten und ſcharfſinnigen Mann, der in ſeiner Jugend anſehnliche Reiſen gemacht hat, oder ich beſuche auch die öffentliche Promenade in Biel, die man vor nicht langer Zeit von der Stadt bis an den See angelegt, und mit ſchönen Bäumen beſetzt hat. An beyden Seiten des Spatziergangeſ ſieht man Gartenland, welches in eben ſo viele gleiche Portionen abgetheilt iſt, als es Bürger in Biel giebt. Dieſe Gartenländer waren vormals eine unfruchtbare ſumpfigte Gemeinweide, die der Geſundheit der Einwohner von Biel gewiß nachtheiliger, als ihrem Vieh zuträglich war. Zur Zeit der großen Theurung kam man auf den vortreflichen Gedanken: dieſe Gemeinheit an die Bürgerſchafft, und zwar an einen jeden Bürger 4 Stücke, das Stück 12 bis 14 Schuhe lang und breit auszutheilen, damit ſie die nothwendigen Gemüſe und Gartengewächſe darauf bauen könnte. Auf dieſe nachahmungswürdige Art hat man aus einer moraſtigen Gegend hinlängliche Gemüsgärten für die Bürger, und eine ſchöne Promenade fürs ganze Publicum gewonnen. Hier hatte ich vor einigen Tagen das Vergnügen, den Herrn Burgermeiſter Walker, einen gelehrten und Staatsklugen Mann kennen zu lernen, von dem ich eine lehrreiche Geſchichte ſeiner Vaterſtadt im Manuſcript geſehen habe.

Vor dem Thore, zu welchem man von Bern aus hereinkommt, giebt es keinen angenehmern Spatziergang, oder wenigſtens Standpunct, als auf der Höhe, wo das Signal ſteht. Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß man ſeit dem Anfange der Freyheit in der ganzen Schweiz auf erhabenen und bequemen Orten Signale errichtet hat, wodurch man ſich in kurzer Zeit die Gefahr eines herandringenden Feindes bekannt machen kann. Ein ſolches iſt auch dasjenige, was ich vor kurzem beſucht habe. Es ſieht einer ſpitz zulaufenden, und mit Stroh gedeckten Hütte ähnlich, die gar keine Mauren oder Wände hat, und ruht auf einem feſten Fundament von Holz, welches den Brand eben ſo lange erhalten, als das Strohdach ihn leicht empfangen kann. Zehn bis zwölf Schritte von dem Signal iſt ein ſteinernes Wachthaus erbaut, deſſen Beſtimmung ich Ihnen nicht zu erklären brauche. Bey dieſem Signal hat man eine ſehr weite Ausſicht nach drey Seiten, denn die eine wird durch nahe und höhere Berge verſchloſſen. Wenn man ſich mit dem Geſichte von Nidau wegkehrt, ſo hat man die ganze Reihe der Berneriſchen Schneeberge vor ſich, und rechts erblickt man den Bielerſee, die Petersinſel, und beyde Ufer des Sees, beſonders alle die Dörfer und Städte, die am Fuße des Jura erbaut ſind. Dreht man ſich alsdann um, ſo hat man Nidau und Biel gleichſam zu ſeinen Füßen, bemerkt den ſchlängelnden Lauf der Zihl, und die ganze Oeffnung des Thals, welches ſich bis nach, und über Solothurn hinunter zieht.

Um aber noch ſchönere Ausſichten, als die vom Signal zu genießen, muß man ſichs nicht verdrießen laſſen, entweder den Jura ſelbſt zu erſteigen, oder von dem Ende des Bielerſees an, einem ſteinigten allmälig ſich erhebenden Pfade nachzugehen, der ſich über den Fuß und Rücken des Jura bis nach Neuſchatel fortzieht. Den Jura erſtieg ich zuerſt an einem ſchönen Morgen in Geſellſchafft mehrerer Freunde und Freundinnen, mit welchen wir den ganzen übrigen Tag im Schooße der Natur, und der geſelligen Freuden zubrachten. Gleich hinter Biel fängt man an, den Berg hinanzuklettern; doch iſt der Fußſteig nicht ſehr beſchwerlich, ſo lange man ſich zwiſchen den Mauren der Weinberge findet, die bis zu einer beträchtlichen Höhe angelegt ſind.

Man hat in den felſigten Berg Stuffen eingehauen, damit man die Trauben ſo bequem, als möglich herab, und Dünger und andere Nothwendigkeiten hinauftragen könne. Dieſer in den Berg hineingearbeitete Fußſteig ſchien mir gleichſam ein tiefer Einſchnitt in ſeinen ungeheuren Cörper zu ſeyn, durch welchen man alle die verſchiedenen Arten und Lagen von Steinen, aus denen er beſteht, entdecken könnte, und ich habe mich deßwegen gewundert, daß keiner der eifrigen Sucher und Beſchreiber von Steinen dieſe merkwürdige Stelle näher beobachtet hat. Wo die Weinberge aufhören, wird der Berg ſteiler und unwegſamer. Hier ſtößt man bald auf ein großes Stück von Geisbergerſtein, das in einer mäßigen Entfernung einer kleinen Hütte nicht unähnlich ſieht. Dieſe Granitmaſſe iſt wahrſcheinlich älter, als der Jura, der ſie jetzo trägt, und durch uns unbekannte und faſt unbegreifliche Revolutionen und Kräfte an den Platz hingeführt worden, wo ſie jetzo liegt, ſchon Jahrtauſende gelegen hat, und noch liegen wird. Nach allen Erkundigungen, die ich eingezogen habe, hat man niemals Geisbergerſtein im Jura gefunden, oder aus dem Jura hervorgezogen, und doch findet man in dieſer Gegend noch mehrere gleichfalls ſehr große, aber doch nicht ſo große Stücke an dem Abhange des Berges, als das, was ich zuerſt ſah, zerſtreut *). Dies letztere liegt an einer ſo ſteilen Stelle, daß es ſcheint, als wenn die Kraft eines einzigen Menſchen hinreichte, es überzuſtürzen, in welchem Falle es gewiß die unter ihm liegenden Weinberge verwüſten würde. Der Stoß, der es an ſeinen jetzigen Platz gebracht hat, muß ſehr ſanft geweſen ſeyn, indem es gar keine Vertiefungen gemacht hat, und nur an der Oberfläche des Berges zu hängen ſcheint. Nie habe ich einen Fels geſehen, der ſo ſehr das Anſehen von Unvergänglichkeit gehabt hätte, als dieſes Stück. Nirgends entdeckt man Vertiefungen oder Ritzen, welche Stürme, Schnee, oder herabfließender Regen gemacht hätten. Es iſt allenthalben ſo glatt, als wenn es erſt heute aus der Werkſtatt der Natur herausgekommen wäre, ſo glatt, daß nicht einmal Moos daran hat haften können. Bey dieſem ehrwürdigen Denkmale aus Zeiten, die keine Geſchichte uns beſchreibt, fing

---

*) Aehnliche Granitmaſſen findet man auch in andern Ländern, z. B. bey Bronizä in Rußland. Coxe I. S. 317. Ich geſtehe, daß alle Erklärungen, die Sauſſure und andere von der Verſetzung dieſer Felsſtücke an die Abhänge ſo hoher, und ſteiler Berge, dergleichen der Jura iſt, gegeben haben, mir nicht genugthuend ſcheinen.

fing die Sonne an, uns ein wenig beſchwerlich zu werden. Wir ermannten uns aber doch, und kamen nach einem anderthalbſtündigen Klimmen bey dem alten Benz, (ſo ſpricht man hier Benedict aus) einem klugen Wiedertäufer an, der ſich auf dieſem Theile des Jura, welchen man den Bieler Berg nennt, vor vielen Jahren angebaut hat, weil er ſeines Glaubens wegen aus ſeinem Geburtsorte im Canton Bern weichen mußte. Er kaufte ſeinen jetzigen Wohnplatz, vormals eine wüſte Strecke, als ein Lehn von der Stadt Biel um funfzig Cronen, errichtete ein bequemes und geräumiges Haus, pflanzte mehrere Arten von Obſtbäumen, legte einen artigen Garten an, ſchuff fruchtbare Wieſen und Ackerfelder, und trieb mit ſeinen Kindern in den Stunden, welche die ländlichen Arbeiten ihm übrig ließen, ſein altes Handwerk, die Weberey. Als wir in ſein Haus traten, fanden wir ihn mit ſeinen Kindern am Tiſche ſitzen, wo ſie ihr Frühſtück einnahmen. Dies Frühſtück beſtand in gekochtem Cartoffelnbrey, und dem Safte von gedörrten Birnen, die beyde in beſonderen Schüſſeln aufgetragen, und ſehr ſchmackhaft und reinlich waren. Ungeachtet der arbeitſame Benz ſchon weit über ſechszig Jahr alt iſt, und graue Haare und Bart hat, ſo iſt er doch noch ſo rüſtig, daß er alle Tage ein oder mehrmalen nach Biel hinunter und wieder heraufſteigen kann. Er iſt einer von den angeſehenſten Lehrern der Wiedertäufer, die an den Höhen und in den Thälern des Jura, welche der Stadt Biel und dem Biſchofe von Baſel gehören, zerſtreut ſind, und ohngefähr tauſend Köpfe ausmachen ſollen. Weil beyde Mächte ſeit undenklichen Zeiten keine Kriege geführt haben, und allem Anſehen nach auch ſo bald keine führen werden, ſo können ſie am eheſten eine Secte aufnehmen, die es für eine Todſünde hält, in den Krieg zu gehen, und Menſchenblut zu vergießen. Außer dem alten Benz haben die Wiedertäufer noch fünf und zwanzig andere Lehrer. Der alte Prophet, der uns ſo freundlich aufnahm, predigt faſt alle Sonntage, und geh[illegible] dritte oder vierte Woche mehrere Stunden we[illegible] um ſeinen Brüdern das Wort Gottes zu verkündigen. Wenn er ſo beſchwerliche Reiſen macht, ſo theilt er ſeine geiſtlichen Schätze reichlicher, als gewöhnlich aus, indem er drey bis vier Stunden hinter einander reden ſoll. Er erzählte mir ſelbſt, daß Herr Pf— aus Zürch ihn gehört, und geglaubt hätte, daß er in ſeiner Jugend müſſe ſtudirt haben. Er beſitzt eine unglaubliche Beleſenheit in der heiligen Schrift, und es iſt kein Spruch von einigem Gewichte, der ihm nicht immer gegenwärtig wäre, und den er nicht ohne Anſtoß herſagen könnte. Einige von unſerer Geſellſchafft fingen auf eine höfliche Art an, ſich mit ihm über ſtreitige, oder ſeiner Secte eigenthümliche Puncte zu unterreden, und wir alle mußten geſtehen, daß er für die ſeltſamſten Meynungen ſeiner Secte alles ſagte, was ſich dafür ſagen läßt, und daß er beſonders die ihr günſtig ſcheinenden Sprüche der Bibel geſchickt zu nutzen wußte. Die Geſpräche dieſes alten, muntern, und geiſtreichen Mannes waren für uns eine Hauptquelle von Unterhaltung, und ich bin überzeugt, daß dieſer Greis, der mit eigenen Händen einen vorher ungenutzten Fleck der Erde bebaut und verſchönert, und durch ſeine Frömmigkeit viele Seelen getröſtet, und vom Verderben zurückgehalten hat, dereinſt viel größer erſcheinen werde, als manche berühmte Eroberer, die ganze Völker vertilgt, und große blühende Länder verwüſtet haben.

Gleich nach unſerer Ankunft lagerten wir uns unter den Schatten der Bäume, um die reiche Landſchafft, die wir vor uns hatten, mit Muße zu betrachten. Rechts ſahen wir nicht nur den Bielerſee und die Petersinſel, ſondern auch den Neuenburger: und Murtnerſee, und ſelbſt die Stadt, von welcher der letztere den Namen erhalten hat. Vor uns irrte das Auge in einem

unab:

unabſehlichen Thale umher, das mit Städten und Dörfern angefüllt iſt, unter welchen diejenigen, welche in dieſen Gegenden bekannt ſind, Solothurn links, wie am Ende des Horizonts erblickten. An vielen Stellen ſchimmerte die Aar hervor, von welcher das ganze Thal durchſtrömt wird. Nicht weit jenſeits der Aar erheben ſich vier bis fünf Reihen von Bergen hintereinander, welche das Auge gleichſam als Stuffen braucht, um die höhern Schneeberge, vor denen ſie verſchwinden, zu erſteigen. Noch nie ſahen wir eine längere Kette von Schneebergen mit einem einzigen Blick, indem wir die ganze Strecke von den Savoyiſchen Gebirgen an bis nahe an den Gotthart vor uns hatten, und auch noch nie erſchienen ſie uns weißer, glänzender, und näher, als hier. Wenn wir es nicht gewußt hätten, daß wir über zwanzig Stunden von den nächſten Schneebergen entfernt wären, oder auch nicht die Menge von Gegenſtänden, die zwiſchen uns und den beſchneiten Felſengipfeln lagen, uns auf eine größere Entfernung hätte ſchließen laſſen, ſo würden wir gewiß vermuthet haben, daß wir uns ihnen in einigen Stunden nähern könnten. Wir hatten aber das prächtige Schauſpiel, was dieſe erhabenen Naturgerüſte gewähren, kaum eine Stunde genoſſen, als ſich an verſchiedenen Stellen kleine Wolken zu bilden anfingen, und ſich bald nachher mit unglaublicher Geſchwindigkeit ausbreiteten. Es dauerte nicht lange, ſo waren die meiſten niedrigern Berge ganz, und von den höhern bald der Fuß, und bald die Spitzen bedeckt. Im letztern Falle ſahen die Wolken, wie Fortſetzungen der Berge aus, und es war nicht möglich, die Gränzen von beyden zu unterſcheiden. Ueberhaupt begegnet es einem jeden, der die Lage, ſcheinbare Höhe, und Geſtalten von Bergen nicht genau kennt, unzählige male, daß er die Berge mit Wolken, und wiederum Wolken mit Bergen verwechſelt. Das Wetterhorn, Schreckhorn, und die Jungfrau erhoben ihre Häupter am längſten über die immer zunehmende Fluth. Sie ragten aus den Wolken, wie Inſeln aus dem Meere hervor, wurden aber doch zuletzt, wie ihre kleinern Nachbaren verſchlungen, und nun ſahen wir ſie den ganzen Tag nicht wieder, ungeachtet es immer helles Wetter blieb, und die Sonne faſt nie vom Gewölke verdunkelt wurde.

Nachdem wir uns ein wenig erholt und geſtärkt hatten, ſtieg ich nebſt einigen andern von der Geſellſchafft noch weiter den Berg hinan. Wir erreichten bald eine Heerde von Geißen und Kühen, die von franzöſiſch redenden Hirten, aus dem Gebiete des Biſsthums Baſel, das bis hieher geht, geweidet wurden. Die Kühe waren, wie alle, die ich in dieſer Gegend geſehen habe, nicht größer, als bey uns; allein die Butter, die aus ihrer Milch bereitet wird, hat eine eigenthümliche Süßigkeit, und einen gewürzhaften Geſchmack, den ich nie in der beſten Holſteiniſchen, oder teutſchen Butter gefunden habe. Nachdem wir etwa noch einmal ſo hoch geklettert waren, als wir von Biel bis an Benzens Haus zurückgelegt hatten, ſo erreichten wir den Gipfel des erſten Abſatzes des Jura, und ſahen Ilfingen oder Orvins zu unſern Füßen liegen, in welchem Dorfe ſich jetzo ein Lord Northampton aufhält, um ſeine vom Podagra zerrüttete Geſundheit durch den Genuß der reinen Bergluft wieder herzuſtellen. Nicht nur das eben genannte Dorf, ſondern auch mehrere andere im Biſsthum Baſel, und ſo auch im Païs de Vaud haben zween verſchiedene Namen, einen Teutſchen und einen Franzöſiſchen, die ſich bisweilen faſt gar nicht ähnlich ſind. Dieſe Verſchiedenheit von Namen rührt wahrſcheinlich daher, daß ſie auf der Gränze des Teutſchen, und des ehemaligen Burgundiſchen Reichs lagen. Als wir bey der übrigen Geſellſchafft wieder anlangten, fanden wir, daß die Bewegung, und die reine Bergluft unſern Appetit ungewöhnlich rege gemacht hatten. Einige Stunden nach Tiſche kehrten wir durch einen angenehmen Umweg nach Nidau zurück, und berührten das ſchöne Landgut des Herrn von Wildermett aus Biel, das hinter ſich einen prächtigen Wald, rund um ſich her Weinberge, und unter, und vor ſich das ganze fruchtbare Thal, und die Kette von Schneebergen hat, die ich Ihnen vorher beſchrieben habe. Der Spatziergang zum alten Benz hat mir ſo viele Freude gemacht, daß ich ihn ſchon einigemal wiederholt habe. Einmal waren die Schneeberge nicht mit Wolken, ſondern mit einem dünnen Nebel umzogen, durch welchen aber ihre roſenfarbenen Gipfel, wiewohl ein wenig trübe, durchſchimmerten. Das andere mal war die Luft ſo rein, daß ich mit meinem dollondſchen Teleſkop ganz deutlich die großen Riſſe und Brüche in den Felswänden der Schneeberge, und zu ihren Füßen die Reſte von Lauinen unterſcheiden konnte, die viel ſchmutziger und gelber, als der Schnee auf den Spitzen ſind. Auch konnte ich in Murten nicht nur die Häuſer, ſondern auch an jedem Hauſe die Fenſter, Schornſteine, und andere Theile wahrnehmen. Ich ließ den alten Benz gleichfalls durch mein Teleſkop ſehen, und er geſtand, daß er weder die Schneeberge, noch die Stadt Murten jemals ſo hell geſehen, ohngeachtet er beyde ſchon oft durch andere Fernröhre betrachtet habe. Der Grund davon lag nicht bloß in der größern Vortrefflichkeit meines Teleſkops, ſondern auch darin, daß die Wanderer, deren Fernröhre er bisher gebraucht hatte, ihn am Morgen, oder bald nach Tiſche, und ich hingegen nicht lange vor Untergang der Sonne beſuchte, um welche Zeit die Luft immer am heiterſten iſt.

Viel weniger beſchwerlich, und dennoch viel angenehmer iſt mein zweyter Lieblingsgang an dem Ufer des Bielerſees, und über den Fuß des Jura. Der Fußſteig, der am Ende des Bielerſees anfängt, iſt zwar ſteinigt und uneben, und läuft auch immer Berg an; er iſt aber nirgends, ſo weit ich ihn kenne, ſteil, und dabey ſo breit, daß man ihn ohne Gefahr reiten kann. Dieſen romantiſchen Fußſteig verfolge ich, bald nicht weit über die erſten Reb- und Wirthshäuſer, die am See liegen, bald bis an Gottſtatthaus, bald bis an den Wald, der an dem ſteilen und felſigten Berge bis an den See hinabläuft, und bald bis an ein Landgut des Herrn Landvogts von Tſcharner, das Suz gegenüber liegt. Wenn ich entweder ermüdet bin, oder auch Luſt habe, die mich umgebenden Gegenſtände genauer zu betrachten, ſo ſetze ich mich auf die erſte, die beſte Terraſſe, oder Mauer eines Weinbergs hin, zwiſchen denen man faſt beſtändig durchgeht. Dies thue ich niemals, ohne daß ich nicht eine unbeſchreiblich ſüße Gemüthsruhe empfände. Als ich das letztemal hieher ging, ſank die Sonne ſchon gegen halb ſechs Uhr hinter den Gipfel des Jura hinab. Die dunkeln Tannen, die auf einer gewiſſen Höhe des Berges ganz allein wachſen, (welche Höhe ich für eben ſo unveränderlich halte, als an den höhern Bergen die Linie, wo der ewige Schnee anfängt,) die hellern Eichen, die ihnen folgen, die noch hellern Weinberge, zwiſchen welchen ich ſaß, und endlich ein beträchtlicher ſich immer vergrößernder Abſchnitt des Sees waren im Schatten: der größere Theil des Sees hingegen, das entgegengeſetzte Ufer, Nidau, und Biel, und zuletzt die Schneeberge waren noch alle von der Sonne erleuchtet. Ueber mir hörte ich das Geläute des Viehs, das in mir allemal angenehme Arkadiſche Bilder aufweckt, und von unten tönten Stimmen von Arbeitern und Fiſchern, deren Nachen ich mit dem bloßen Auge kaum entdecken konnte, und dann das ſanfte beruhigende Plätſchern des Sees herauf, der ſeine nicht einmal ſichtbaren Wellen an das ſteile Felſenufer rollte. Ich wurde von dieſen verſchiedenen Eindrücken ſo eingewiegt, und gleichſam aufgelöſt, daß ich die Stille meiner Seele durch die Anſtrengung des Rückgehens nicht ſtören mochte. Ich miethete daher ein kleines Boot, und wurde in einer halben Stunde bey Nidau ans Land geſetzt.

Die Menſchen an dieſer Seite des Sees ſcheinen mir viel aufgeweckter, als die Bauern an dem flachen Ufer zu ſeyn. Wenigſtens konnte ich mich mit den erſtern unterhalten, da ich die letztern eben ſo wenig zu verſtehen, als mich ihnen verſtändlich zu machen im Stande bin. Ich unterrede mich deßwegen oft mit den Perſonen, die ich entweder in den Weinbergen, oder beym Heumachen, oder bey den Heerden, oder auch vor den Häuſern antreffe. Nur vor wenigen Tagen ging ich in ein anſehnliches und geräumiges Haus, um mich nach den Namen gewiſſer Oerter, und Gegenden zu erkundigen, und fand zu meinem Erſtaunen ein Beyſpiel von Standhaftigkeit und Ergebung in die Fügungen der Vorſehung, das ich in einer ſo unbekannten Wohnung nicht geſucht hätte. Als ich mich der Hausthür näherte, erblickte ich vor dem offenen Fenſter eine alte Frau mit einem kränklichen, aber heitern und intereſſanten Geſichte, die mit großer Begierde Kirſchen aß. Meine Fragen und ihre Antworten führten uns allmälig zu einem Geſpräch über ihren Zuſtand, indem ihr ganzer Cörper zeigte, daß ſie vor kurzem krank geweſen ſeyn müſſe. Sie erzählte mir, daß ſie ſeit dem letzten Herbſt die Waſſerſucht, und fünf beynahe tödtliche Anfälle von dieſer Krankheit gehabt habe. Bey der letzten Rückkehr derſelben habe ſie fünf Wochen hintereinander in dem Stuhle, worin ſie jetzo ſitze, ohne Schlaf und Eſſen, und unter unausſprechlichen Beängſtigungen zugebracht; allein ſie preiſe Gott dafür, daß ſie niemals von dem Zutrauen zu ihm, und von der Geduld im Leiden verlaſſen worden. Vielmehr habe ſie in den Stunden der Mitternacht, wenn ihr Mann und ihre Söhne geſchlafen, für die Wohlfahrt dieſer theuren Perſonen gebetet, und ihrem Schöpfer für alle die unzähligen Freuden gedankt, die er ihr in einem langen glücklichen Leben geſchenkt habe. Ungeachtet jetzo Schlaf und Appetit, und mit dieſen die Liebe und Süßigkeit des Lebens zurückgekehrt ſeyen, ſo wäre ſie doch immer bereit, aus dieſer Welt zu ſcheiden, wenn der Herr des Lebens ſie abfordern wolle. — Ich wußte zwar, daß die roheſten Wilden die gräßlichſten Krankheiten, und den martervollſten Tod mit eben der Gleichgültigkeit dulden, womit ſie alle übrigen Freuden und Leiden aufnehmen; allein noch nie hatte ich ſelbſt auf eine ſo rührende und beſchämende Art erfahren, daß eine Perſon aus dem niedrigen

Stande, die keine ſorgfältige Erziehung und Unterricht genoſſen, eine langwierige Krankheit, und den nahen Tod nicht nur ohne Verdrießlichkeit, ſondern auch mit frohem Danke ertragen und erwartet hätte.

Die Lage von Nidau iſt beſonders für einen Fremden, der die Schweiz theilweiſe, und zu verſchiedenen Zeiten ſehen will, außerordentlich günſtig. Dies Städtchen iſt nur fünf Stunden von Neufchatel, ohngefähr eben ſo weit von Bern, Murten, und Solothurn, achtzehn Stunden von Baſel, und faſt eben ſo weit von Lauſanne entfernt. Am nächſten liegt es bey Biel, das man auch bey dem mäßigen Schritt eines Spatziergängers in weniger, als einer halben Stunde erreichen kann, und das ich daher faſt eben ſo genau, als Nidau ſelbſt kenne. Biel iſt nicht weit von dem See, der von dieſer Stadt den Namen hat, auf der letzten Abhängigkeit des Jura erbaut, wo der Fuß des Berges ſich in eine ebene Fläche verliert. Die meiſten Straßen ſind deßwegen abhängig, und zugleich enge, oder ungerade. Für ihren Umfang iſt die Stadt ſchlecht bevölkert. Sie enthält nicht mehr, als achtzehenhundert Seelen, und unter dieſen nur dreyhundert Bürger, welche Volksarmuth man ſchon aus dem Graſe ſchließen kann, womit einige geräumige

Plätze, beſonders um öffentliche Brunnen herum bewachſen ſind. Die Lage von Biel iſt weder vorzüglich ſchön, noch auch zur Handlung beſonders vortheilhaft. Rund um die Stadt herum ſieht man nichts, als Wieſen und Weinberge, und man muß ſchon ſehr hoch ſteigen, wenn man eine weite und mannichfaltige Ausſicht haben will. Sie iſt überdem mehrere hundert Schritt vom Ende des Sees entfernt, der hier ſehr ſeicht wird. Zwar verbindet ſie die Schüß, die aus dem St. Immerthal herabkömmt, mit dem See; allein dieſer Waldſtrom iſt zu ſeicht, als daß er zum Transport von Waaren gebraucht werden könnte. So viel ich gehört habe, iſt die Stadt reicher, als ihre Einwohner. Jene hebt aus ihren Gütern und Capitalien jährlich etwa zwölftauſend Thaler; unter dieſen ſollen nur einige reich, und ſehr wenige wohlhabend ſeyn. Der größte Theil lebt von dem Ertrage von Wieſen und Weinbergen, deren Wartung die Hauptbeſchäfftigung der Einwohner von Biel ausmacht. Der Wein, den die Bieler aus ihren Weinbergen gewinnen, iſt viel ſchlechter, als der Seewein, und ſo ſauer, daß ihn nur die gemeinen Leute in der Stadt, und die Bauren, die ſeinetwegen des Montags nach Biel kommen, trinken können. Man verkauft jetzo hundert Maaß, oder fünf

Anker

Eimer von dem Wein, den man den nächſten Herbſt zu erhalten hofft (und man verſpricht ſich viel Gutes von der Weinleſe) für zween neue Thaler, oder eine halbe Caroline. Die Säure des Bielerweins rührt nicht bloß aus einer andern Richtung her, welche der Jura am Ende des Sees nimmt, ſondern am allermeiſten daher, daß er die Wärme des Sees, und die Hitze, die aus den davon zurückprallenden Strahlen entſteht, entbehren muß. In der ganzen Schweiz liegen die beſten Weinberge an Seen, und der Wein wird allenthalben um deſto beſſer, je näher die Reben dem Waſſer ſtehen. Die Weinberge der Bieler ſind faſt alle hinter und jenſeits der Stadt, nach Solothurn hin angelegt; denn vom See an bis an Biel iſt der Jura ſo ſteil und felſigt, daß er nur wenige Reben tragen kann. Der Wohlfeilheit des Weins muß man es zuſchreiben, daß in der ganzen Schweiz Völlerey, und die daher entſtehenden Laſter und Krankheiten nicht ſo allgemein, als unter dem gemeinen Mann in Biel ſind. Auch iſt nirgends Taglohn ſo theuer, oder theurer, als hier, indem man einem gemeinen Handarbeiter täglich neun Batzen, oder faſt eben ſo viele gute Groſchen bezahlen muß. Dieſer hohe Arbeitslohn iſt die Haupturſache, warum weder in Biel, noch in den meiſten übrigen Städten der Schweiz Fabriken gelingen können. Man hatte vor einigen Jahren in der Nachbarſchafft von Biel eine Cattunfabrike angelegt; allein ſie iſt ſchon von mehrern Herren verlaſſen worden, und die Zeit muß lehren, ob ſie ſich wird erhalten können. Merkwürdig iſt es, daß die vernünftigſten Geiſtlichen in allen Landſtädten gegen die Fabriken eingenommen ſind. Sie haben durchgehends bemerkt, daß Fabriken, und Manufacturen die Sitten in den Städten unglaublich ſchnell verderben haben, und zwar nicht ſowohl durch den größern Wohlſtand und Luxus, den ſie hervorbrachten, als durch die fremden und liederlichen Arbeiter, die ſie herbeyzogen, und deren Umgang und Beyſpiel die unſchuldigen Schweizer verführte *).

In

---

*) Aus den Nachrichten eines mir ganz unbekannten, aber ſehr einſichtsvollen Correſpondenten, dem ich hiemit öffentlich für die mitgetheilten Berichtigungen danke, ſehe ich, daß man außer der Sittenverderbniß, welche die Cattunwebereyen und Fabriken auf dem Lande hervorbringen, noch viele andere wichtige Urſachen hat, mit den fabricirenden Bauren unzufrieden zu ſeyn. Der fabricirende Bauer vernachläßigt über der leichtern Arbeit, die noch dazu baar Geld gibt, die ſchwerere, und es liegen daher manche Hügel wüſte, die noch vor vierzig Jahren bebaut wurden. Weil ferner der fabricirende Bauer das Halten von Schaaſen, den Flachs- und Hanfbau, und die Erziehung von Gemüſen entweder ganz, oder

gröſtem

In der Stadt ſelbſt iſt kein einziges prächtiges, weder öffentliches, noch privat Gebäude; vor der Stadt aber ſind einige ſchöne Landhäuſer. Am merkwürdigſten iſt unter den Seltenheiten in und um Biel die Quelle, die nicht nur neunzig bis hundert Brunnen in der Stadt füllt, ſondern auch einige Schritte von ihrem Ausfluſſe durch ihr entbehrliches Waſſer zwo Mühlen treibt. Dieſe Quelle fließt unter einer Felſengrotte hinter der Stadt mit einer ſtets gleichen Fülle aus einem unterirdiſchen Waſſerbehälter hervor, deſſen Tiefe über ſiebenzig Klafter betragen ſoll, und deſſen Umfang kein Sterblicher erforſcht hat, und vielleicht

---

größtentheils vernachläſſigt, ſo iſt er ſchlechter gekleidet, und nährt ſich ſchlechter, als der nicht fabricirende Bauer, muß ſeinen Gewinn für Nothwendigkeiten des Lebens hingeben, und erhöht ſowol durch Verſäumung des Feldbau's, als durch die größere Conſumtion den Preis des Getraides, mit welchem die Preiſe aller übrigen Dinge ſteigen. Man wird gewiß erſtaunen, wenn man lieſt, daß die Errichtung von Fabriken einen ſo nachtheiligen Einfluß auf den Landbau habe, daß jetzo in einem Diſtrict der Grafſchaft Lenzburg, der etwa 2200 Seelen enthält, hundert Malter Zehenden weniger gehoben, und alſo 1000 Malter weniger gebaut werden, als vor 1730., um welche Zeit die Manufacturen errichtet wurden. Wenn man annimmt, daß der Ackerbau in der übrigen Grafſchaft, die 36000 Seelen enthält, eben ſo abgenommen habe, als in dem angeführten Diſtrict, ſo muß der geringere Ertrag der Aecker allerdings auffallend werden. — In den gebirgigten Theilen der Schweiz, mit leicht auch nie erforſchen wird. Das Waſſer war bis auf das Erdbeben von Liſſabon niemals verändert worden; allein um dieſe Zeit wurde es trübe, und ſoll es auch nachher bey anhaltendem Regen bisweilen geworden ſeyn. Die Naturforſcher möchten wahrſcheinlich die Röhren im Jura, wodurch dem Behälter bey Biel das Waſſer zugeführt wird, noch lieber, als die Beſchaffenheit des Behälters ſelbſt kennen lernen.

Nirgends glaube ich, ſind ſeltſamere politiſche Verhältniſſe, und Theilungen, oder Einſchränkungen der höchſten Gewalt, als in der Schweiz, und vorzüglich in Biel, und einigen benach-

---

wie in Neufchatel, Glaris, u. ſ. w., wo gar kein Ackerbau ſtattfindet, fürchtet man ſich vor der Vervielfältigung von Fabriken, und der Arbeiter in den Fabriken am allermeiſten, deßwegen, weil, wenn Unfälle einen großen Fabrikanten zu Grunde richten, oder die Mode, oder auch die Verordnungen mächtiger Fürſten den Abſatz der verfertigten Fabrikwaaren plötzlich vermindern, oder wenn endlich der wetteifernde Kunſtfleiß von nahen oder fernen Völkern die bisherigen Käufer an ſich ziehen, und abwendig machen ſollte, weil alsdann das Land auf einmal mit einem großen Haufen von armen Familien beſchwert ſeyn würde, denen man kein Brod zu verſchaffen wüßte. — Wenn die Schweizeriſchen Regierungen ſtatt der Baumwolle-Spinnereyen und Webereyen den Anbau, und die Verarbeitung des Flachſes zu begünſtigen ſuchten, ſo würden alle Vorwürfe, die man den Fabriken auf dem Lande, und den fabricirenden Bauren machen kann, auf einmal wegfallen.

benachbarten Orten und Gegenden. Biel iſt eine unabhängige Republik, die alle Vorrechte der höchſten Gewalt beſitzt, mit mehrern Cantonen verbürgert iſt, und als ein zugewandter Ort jährlich einen Geſandten auf die Eidgenöſſiſchen Tageſatzungen ſchickt. Nichts deſto weniger muß dieſe unabhängige Republik dem Biſchofe von Baſel huldigen, und von ihm einen Mayer (Maire) annehmen, der in dem kleinen und großen Rath den Vorſitz hat. Wenn man dies hört, ſo glaubt man Anfangs, daß Biel nicht mehr ſouverain ſey, als die Calmukiſchen und Coſackiſchen Horden und Verſammlungen, in welchen allemal ein Ruſſiſcher Officier, oder vornehmer Staatsbedienter gegenwärtig iſt. Allein nur die Einſchränkung der Souveränität, nicht die Souveränität ſelbſt, iſt ſcheinbar. Der Maire hat zwar in den höchſten Collegien den Vorſitz, und ſammelt die Stimmen der Mitglieder, kann aber ſelbſt keine geben. Auch hat er den dritten Theil der Einkünfte der Civilgerichte, muß aber auch wieder den dritten Theil der Koſten peinlicher Proceſſe tragen, und darf gar keine Appellationen annehmen. So gering, und wenig furchtbar auch die Gewalt des Biſchofs von Baſel in Biel iſt, ſo muß er doch alsdann, wenn die Bieler ihm huldigen, feierlichſt verſprechen, daß er ſie bey allen ihren Rechten und Gerechtigkeiten erhalten wolle. Auch muß er erlauben, daß die Bürger von Biel bis auf drey tauſend Mann aus ſeinem Gebiet, der Landſchafft Erguel, auffordern, wenn ſie dieſelben in eignen Gefahren, oder auch in den Gefahren ihrer Bundesgenoſſen nöthig haben ſollten. Dagegen iſt die Stadt verbunden, ihm zu Hülfe zu ziehen; aber nur bis auf einige Stunden von ihren Gränzen.

Ohngefähr dieſelbige Bewandtniß hat es mit der kleinen Stadt Neuenſtadt, oder Neuveville am Bielerſee, die gleichfalls unter dem Schutze des Biſchofs von Baſel ſteht. Sie hat beſtändig einen vom Biſchofe ernannten Maire, erwählt übrigens ihre Obrigkeitlichen Perſonen, und richtet allein nach ihren eigenen Geſetzen. Dieſe kleine Stadt hat das Panner, oder das Recht, Mannſchafft aus ſolchen Dörfern aufzubieten, die in Anſehung der Gerichtsbarkeit unter Bern, oder Biel, oder dem Bisthum Baſel ſtehen.

Zu den politiſchen Seltſamkeiten gehören auch die Conſiſtorialrechte, welche der Canton Bern über die Reformirten Bewohner des Münſterthals hat, und ausübt. Bern ſchickt alle Jahr einen Inſpector aus dem kleinen Rath, nebſt einem Geiſtlichen ins Münſterthal, um die dort wohnenden Glaubensgenoſſen bey ihren Vorrechten

ten zu erhalten, die Klagen über Bedrückungen oder Einſchränkungen, wenn dergleichen geſchehen ſeyn ſollten, zu vernehmen, und die Streitigkeiten zwiſchen den Unterthanen und ihrem Herrn, dem Biſchofe von Baſel, zu ſchlichten. Es iſt eine Art von Vergeltung für dieſe mit nicht geringen Koſten verbundene Aufſicht und Schutz, daß Bern zu ſeiner Vertheidigung Mannſchafft aus dem Münſterthal auffordern kann. Dieſes Jahr ging einer der gelehrteſten Berniſchen Staatsmänner, der Herr Rathsherr Jenner, als Inſpector ins Münſterthal. Die Regierung von Bern läßt jährlich eine beträchtliche Menge von Erbauungsſchriften in dieſem Lande austheilen.

Allein, es iſt einmal Zeit, dieſen Brief zu ſchließen. In meinem nächſten ſollen Sie etwas von der Petersinſel, und vielleicht von Solothurn leſen. Auch werde ich noch, ehe ich in die kleinen Cantone gehe, einen Theil des Fürſtenthums Neuenburg, oder Neuf Chatel beſuchen. Ueber Mangel von Fleiß im Briefſchreiben ſollen Sie ſich, hoffe ich, nicht beſchweren. Grüßen Sie unſere Freunde, und melden Sie uns, ob ſich die Ruſſiſche Krankheit ſchon wieder aus Göttingen verloren hat. Ich bin u. ſ. w.

Vierter Brief.

Nidau am 11ten Jul. 1782.

Liebſter Freund,

Sie haben meinen Rath befolgt, noch ehe Sie meinen erſten Brief von hier erhalten konnten, und haben Ihr letztes Schreiben über Caſſel geſchickt. Es fehlte nicht viel daran, daß es nicht ſeinen ältern Vorgänger erreicht hätte. Jetzo ſind wir durch Ihre und unſerer übrigen Freunde Güte ſo reich an Göttingiſchen Neuigkeiten, daß wir eine Zeitlang daran zehren können, und bey unſerer Rückkehr kaum etwas neues antreffen werden.

Sie fordern mich auf, Ihnen eine kurze und doch vollſtändige Schilderung von der Berniſchen Verfaſſung zu geben. Was Sie im Stanian, dem Dictionnaire helvetique, dem Simler, Fäſi, und noch mehr in Franzöſiſchen und Engliſchen Reiſebeſchreibern gefunden hätten, das ſey entweder nicht vollſtändig, oder nicht deutlich genug, oder auch zu ſehr zerſtreut, oder ſo widerſprechend, daß Sie nicht wüßten, wem Sie folgen, oder nicht folgen ſollen. Unter den genannten Werken ſind die drey erſten die zuverläſſigſten. Im Stanian finden ſich, in ſo ferne er

Bern beſchreibt, nur einige wenige unbedeutende Fehler, und er wird ſelbſt von den erſten Gelehrten in Zürch und Bern, wiewohl mit einigem Widerſpruch, für einen der beſten Schriftſteller über die Schweizeriſchen Staatsverfaſſungen gehalten.

Ihr Wunſch, einen der blühendſten Staaten auf der Erde genauer kennen zu lernen, iſt zu gerecht, als daß ich nicht alles, was in meiner Macht iſt, thun ſollte, ihn zu befriedigen. Ich habe bisher Gelegenheit genug gehabt, die wahre Einrichtung und den gegenwärtigen Zuſtand des Cantons Bern zu erfahren, und ich hoffe alſo, daß es mir nicht an Stoff fehlen wird, Ihrer Neugierde genug zu thun. Wenn Sie aber einmal mit einem einzigen muſterhaften Freyſtaate, wie der Berniſche iſt, bekannt geworden ſind, ſo werden Sie gewiß (wenigſtens iſt es mir ſo ergangen) viele weiſe, oder auch thörichte, und ungerechte Maaßregeln der alten Republiken beſſer bemerken, und richtiger beurtheilen, als vorher, und es werden Ihnen viele Stellen in allen Schriftſtellern intereſſant, und merkwürdig werden, die Ihnen ſonſt unfruchtbar, und unbedeutend ſchienen.

Der Canton Bern iſt bey allen ſeinen Mängeln, die ich nicht verkenne, und auch nicht verſchweigen werde, eine der vollkommenſten, vielleicht die vollkommenſte Ariſtokratie, die ſich je in der wirklichen Welt gefunden hat; und ich zweyfle ſehr, ob alle die Entwürfe von vollkommenen Republiken, welche politiſche Träumer in alten und neuen Zeiten zuſammengedichtet haben, wenn ſie von einem Gott wären realiſirt worden, ſo glückliche Menſchen würden gemacht haben, als im Berniſchen Gebiet wirklich leben. So wie es untrügliche Merkmale giebt, an welchen man die gute oder ſchlechte Einrichtung, und Verwaltung eines jeden Staats erkennen kann; ſo giebt es auch wiederum andere, aus denen man die Vortrefflichkeit, oder Ausartung einer jeden Staatsverfaſſung insbeſondere zu beſtimmen im Stande iſt. Die Merkmale einer guten Ariſtokratie haben ſchon Plato, Iſokrates, und Ariſtoteles angegeben; und Sie werden ſich erinnern, daß dieſe, wie alle übrige große Schriftſteller, keiner andern Regierungsform ſo günſtig ſind, als der ariſtokratiſchen. Eine Ariſtokratie iſt gewiß vortrefflich eingerichtet, wenn alle Unterthanen und Bürger, ſelbſt diejenigen, die keinen Theil an der Regierung haben, bewaffnet ſind, und keine ſtehende Truppen unterhalten werden, wodurch eine gewaltthätige Regierung ſich gegen die Unterdrückten behaupten könnte: wenn man keine gehäſſige Maaßregeln nimmt, die geheimſten Geſinnungen von Einheimiſchen und Fremden zu erfahren, wodurch faſt alle geſellſchaftliche Verbindungen und Vertraulichkeit, und alle Freyheit zu reden, und zu denken, wie in Venedig aufgehoben werden: wenn die Gerechtigkeit auf das ſtrengſte gehandhabt, und die geringſte Ungerechtigkeit auf das härteſte beſtraft: wenn die öffentlichen Einkünfte gewiſſenhaft verwaltet, und die erſparten Summen nicht geplündert, oder ausgetheilt, ſondern zu unvorhergeſehenen Bedürfniſſen aufgehoben, und zur Verſchönerung von Stadt und Land angewendet: wenn die vornehmſten Bedienungen, die große Talente und Kenntniſſe erfordern, nach Verdienſt und durch Wahl, und die einträglichen ohne Cabale und Gunſt durchs Loos gegeben werden: wenn nicht Erbrecht und Geburt allein, in die regierenden Collegia einführen, ſondern gewiſſe Jahre und Verdienſte erfordert werden, um hineinzukommen: wenn endlich auch den nicht regierenden Familien Hoffnungen und Wege übrig bleiben, zu den Würden und Vortheilen, die ſie bisher nicht hatten, zu gelangen, und alle oder der größte Theil von Unterthanen ſo glücklich und zufrieden ſind, daß ſie die gegenwärtige Verfaſſung mit Gut und Blut gegen einen jeden Angriff vertheidigen würden.

Alle dieſe Merkmale finden ſich in der Berniſchen Regierungsform zuſammen: und wenn man alſo die Zürchiſche Regierungsform eine ariſtokratiſche Demokratie nennen kann, ſo kann man der Berniſchen den Namen einer demokratiſchen Ariſtokratie geben.

Die Regierungsform war in Bern ſo wenig, als in einer jeden andern Stadt und Nation von den erſten Anfängen der Freyheit an ſo beſchaffen, wie ſie jetzo iſt. Vielmehr hat ſie alle Veränderungen und ſelbſt Ausartungen von bürgerlichen Verfaſſungen gelitten, nur die Unterdrückung eines Tyrannen oder Alleinherrſchers nicht. Bern und Zürch unterſcheiden ſich dadurch von faſt allen übrigen Freyſtaaten der alten und neuen Welt, daß ſie nicht von einem fehlerhaften Extrem gleich in das entgegengeſetzte eben ſo ſchlimme oder noch ſchlimmere, von ausgelaſſener Demokratie in Tyranney, oder drückende Oligarchie, oder von Oligarchie in Ochlokratie übergegangen ſind, daß ſie auch nicht Mißbräuche durch andere Mißbräuche gehoben, ſondern allmälig, und ohne blutige Revolutionen durch beſſere Einrichtungen geheilt haben. Die Geſchichte der urſprünglichen Geſtalt und der Verſchlimmerung ſowohl, als Verbeſſerung der Berniſchen Regierungsform iſt mit vielen Dunkelheiten bedeckt, und zwar mehr die neuere, als die ältere, mehr die Geſchichte der Verbeſſerung, als der Ausartung derſelben. Ich hege ſo viel Ehrfurcht gegen die, wenigſtens Ausländern, unbekannten Reformatoren der Bernischen Verfaſſung, und die Urheber der Glückſeligkeit, deren jetzo ihre Nachkommen genießen, daß ich nicht leicht irgend einen andern Punct ſo ſehr, als die Verdienſte dieſer großen Männer in's Licht geſetzt wünſche. Dies wird man aber nicht eher hoffen können, als bis der Staat klugen und freymüthigen Geſchichtforſchern erlauben wird, die öffentlichen Archive zu Rathe zu ziehen. Wenn eine Regierungsform einmal ſo vollkommen und ſo feſtgegründet iſt, als die Bernische; ſo darf und ſollte ſie billig nicht die Entdeckung fürchten, daß ſie zu andern Zeiten weniger vollkommen, oder anders eingerichtet war, als ſie es jetzo iſt.

Bern hatte von ſeiner Entſtehung, oder wenigſtens von dem Jahre an, in welchem es von Friedrich dem zweyten für eine freye Reichsſtadt erklärt wurde, (und dies geſchah 1218., oder ſieben und zwanzig Jahre nach der erſten Gründung) eine demokratische Verfaſſung. Die Berniſchen Geſchichtſchreiber wollen dieſes nicht zugeſtehen, und führen mehrere, aber meinem Urtheile nach ſehr ſchwache Gegengründe an, die durch unbezweyfelte Urkunden und Thatſachen widerleget werden.

Man beruft ſich zuerſt auf die Art und Abſicht, in welcher Bern von Berchtold dem fünften, Herzoge von Zähringen, erbaut wurde *). Bern, ſagt man, entſtand nicht, wie die meiſten übrigen Städte in Teutſchland, aus einem Hauſen von Handwerkern, Künſtlern, und Kaufleuten, die ſich in der Nähe irgend eines Biſchöfflichen Sitzes, oder Cloſters, oder auch Hofes von Fürſten und Rittern niederließen; ſondern ſie wurde zur Demüthigung des hohen, und zur Beſchützung des niedern Adels angelegt. Die erſten Bürger von Bern waren größtentheils Edelleute, und freye Beſitzer von Ländereyen in der Nachbarſchafft der Stadt. Als einen Beweis dieſer erſten Bevölkerung, und der Ariſtokratiſchen Verfaſſung von Bern, führt man das Factum an, daß die Stadt in einem Zeitraume von drey Jahrhunderten faſt keine andere, als adeliche Schultheißen gehabt habe.

Ich will jetzo die Abſicht nicht bezweyfeln, warum man ſagt, daß Bern erbaut worden ſey. Auch läugne ich nicht, daß Bern unter ſeinen erſten Bewohnern einen zahlreichen Adel, und in

den

---

*) Leſen Sie Diction. Geogr. Berne p. 62.

den erſten Jahrhunderten faſt keine andere, als Schultheißen aus edeln Geſchlechtern gehabt habe. Allein ich läugne den Schluß, den man hieraus zieht, daß Bern's erſte Verfaſſung Ariſtokratiſch geweſen ſey. Nichts war natürlicher, als daß die Einwohner von Bern in den älteſten Zeiten, wo ſie unaufhörlich kriegen mußten, ſolche Männer zu ihren Häuptern und Führern wählten, die wegen ihres Reichthums am meiſten Zeit und Vermögen hatten, den Staat zu regieren, und wegen ihrer Erziehung am meiſten Stärke, Muth, und Geſchicklichkeit die Feinde der Stadt zurück zu ſchlagen. Unter welcher Claſſe von Bürgern konnte man ſolche Männer eher finden, als unter den begüterten Edelleuten, die ſich in Bern niedergelaſſen, und die ſchon ſo oft Güter und Leben für die gemeinſchafftliche Sache gewagt hatten? Daraus aber, daß die Bürger von Bern nur Edelleute zu ihren Führern ernannten, folgt eben ſo wenig, daß ſie kein Recht hatten, dieſe Führer zu erwählen, als man annehmen kann, daß das Römiſche Volk nicht die Macht gehabt habe, ſeine Magiſtratsperſonen zu wählen, und andere Vorzüge der höchſten Gewalt auszuüben, weil es eine Zeitlang ſeine Vorſteher nur aus den Patriciſchen Familien nehmen durfte.

In allen teutſchen Städten, fährt man fort *), bekleideten in den älteſten Zeiten die adelichen Familien, die ſich den Bedrückungen mächtiger Baronen entzogen hatten, die erſten Stellen, und übten eine Macht aus, die dem Zutrauen ihrer Mitbürger entſprechend war, bis der Geiſt der Gewerbe und Handlung allenthalben Demokratien erſchuff, und Sprecher und Vertheidiger des Volks erweckte. Es wäre alſo in der That ſonderbar, daß zu eben der Zeit, wo in allen übrigen Städten die Ariſtokratien in Demokratien übergingen, in Bern die Demokratiſche Verfaſſung in eine Patriciſche Ariſtokratie verwandelt worden, ohne daß man den Zeitpunct dieſer Verwandlung anzugeben im Stande wäre. Dies müßte einem jeden um deſto ſonderbarer vorkommen, da das Volk in den häufigen Unruhen und Empörungen im vierzehnten, funfzehnten, und ſechszehnten Jahrhunderte niemals, nicht einmal im Jahre 1384. wo man ſich gemeiniglich einbilde, daß der Rath der Zweyhunderte geſtiftet, und die Demokratie aufgehoben worden, auf die Wiederherſtellung ſeiner ehemaligen Vorrechte gedrungen habe.

So ſcheinbar dieſe Gründe auch ſind, ſo enthalten ſie doch lauter mißgedeutete Facta, oder unrich-

---

*) Dict. helv. p. 88. 92. 93.

unrichtige Schlüſſe aus richtigen Vorderſätzen. Bern läßt ſich in Anſehung ſeiner älteſten Verfaſſung mit dem größten Theile teutſcher Städte nicht vergleichen, indem dieſe entweder von Biſchöffen, oder Mönchen, oder Fürſten unmittelbar abhingen. Mit denjenigen aber, deren Verfaſſung der älteſten Berniſchen ähnlich war, oder wurde, hat Bern einerley Schritt gehalten, das heißt, Bern wurde je größer und reicher, deſto demokratiſcher, und erhielt in ſeinen Vennern vier Zunftmeiſter, die es vorher nicht gehabt hatte, oder wenn dieſe Magiſtratsperſonen eben ſo alt, als die Stadt ſind, ſo gewannen ſie doch viel mehr Gewalt, als ihnen in den älteſten Zeiten anvertraut worden war. Es iſt alſo auch gar nicht zu verwundern, daß das Volk in den Aufläufen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts nur auf die Abſetzung einzelner verhaßter Perſonen, nicht aber auf die Abſchaffung der Regierungsform gedrungen hat, weil dieſe ſo demokratiſch war, daß kaum dem herrſchſüchtigſten Pöbel etwas zu wünſchen übrig blieb.

Wenn man auch wahrſcheinlichere Vermuthungen für die ariſtokratiſche Regierungsform von Bern anführen könnte, als ich bisher gehört oder geleſen habe, ſo würden dieſe alle durch die ausdrücklichen Worte der älteſten Urkunde, und der älteſten Geſchichtſchreiber widerlegt werden. Die Urkunde iſt die ſo genannte Handveſte der Stadt Bern, worin Friedrich der zweyte ſie für eine freye Reichsſtadt erklärt, und alle ihre Rechte umſtändlich angeführt und beſtimmt hat. In dieſer Handveſte, die Sie im vierten Stück der helvetiſchen Bibliothek leſen können, heißt es: Wir geloben euch auch, daß wir, noch einer unſerer Nachkommen, einen Schultheißen, noch einen Leut-Prieſter, noch einen Rath, noch einen Weibel, noch anders einen Amtmann ſollen ſetzen, wann wen ihr ſetzet, den ſollen wir beſtätigen. Ihr möget auch alle Jahre den Schultheißen, den Rath, und alle der Stadt Amtleute, ohne einig den Leut-Prieſter wandeln, ob es euch gefällt. Dieſe Worte der Handveſte laſſen gar keinen Zweyfel übrig, daß die Bürgerſchafft von Bern in allgemeinen Verſammlungen ihre Magiſtratsperſonen erwählt habe.

Daß aber die Bürgerſchafft von Bern die ihr von Friedrich dem 2ten verliehenen Vorrechte behauptet, und bisweilen auf eine nicht ganz regelmäßige Art ausgeübt habe, erhellt aus einem Vorfall, welchen Conrad Juſtinger, einer der älteſten und zuverläßigſten Geſchichtſchreiber, erzählt. Dieſer Juſtinger, der lange Stadtſchreiber geweſen war, und auf Befehl des Raths die

Chronik von Bern (zwiſchen 1421. bis 1426. ſchrieb, meldet unter andern *), daß ſich im Jahr 1362. in Bern eine groſſe Rede erhoben, wie man vor 13 Jahren den Ritter Johann von Bubenberg wegen beſchuldigter Beſtechungen verjagt, aber nichts dadurch gewonnen habe, weil die regierenden Herren nicht weniger, als der verwieſene beſtechlich geweſen ſeyen. Hierüber wäre die Bürgerſchafft ſo ſehr aufgebracht worden, daß ſie die Vorleſung ihrer Handveſte verlangt habe, weil dieſe lehre, daß die Bürger das, was ſie der Stadt gut und nützlich hielten, auch zu thun befugt ſeyen. Als der Stadtſchreiber, fährt Juſtinger fort, die Stelle, welche die Vorrechte der Bürger enthält, nicht gleich finden konnte, wurde er von einem der Umſtehenden gemißhandelt, und nachdem er nun das Geſuchte gefunden und geleſen hatte, eilten die Bürger zu dem Hauſe des Schultheißen von Schwarzenberg, und verlangten die Panner, welche er ihnen auch willig und freundlich zum Fenſter hinausreichte. Mit dieſen Fahnen hohlten ſie nicht nur den alten Ritter von Bubenberg feierlich ein, ſondern ernannten auch ſogleich ihm zu Ehren ſeinen Sohn zu ihrem Schultheißen. Der Geſchichtſchreiber muß nicht ge-

---

*) S. deſſen Fragment in der Helv. Bibl. S. 29.

geglaubt haben, daß die Bürgerſchafft durch die Abſetzung eines alten, und die Ernennung eines neuen Schultheißen eine unrechtmäßige Gewalt ausgeübt habe, indem er ſelbſt geſteht, daß der Kaiſer Friedrich der 2te der Stadt große Freyheit über Haut und Haar zu richten, ihre Aemter zu beſetzen, ihre Erbe und Erbfälle auszurichten u. ſ. w. verliehen hätte *).

Weil

---

*) Die bisherigen und folgenden Anmerkungen über die urſprüngliche Verfaſſung von Bern theilte ich dem Herrn Gerichtsſchreiber von Haller als einem Kenner mit, der ihre Richtigkeit am beſten prüfen konnte. Dieſer verdienſtvolle Gelehrte und Staatsmann war ſo gütig, auf meine Frage zu antworten: daß Bern gewiß zu allen Zeiten ariſtokratiſch geweſen ſey, und daß dieſes durch die wichtigſten Urkunden, und durch das fortdaurende politiſche Syſtem ſelbſt bewieſen werde, deſſen keine Demokratie fähig ſey. Zwar habe man zu gewiſſen Zeiten die Bürgerſchafft, wie die Gemeinden auf dem Lande zuſammen berufen; allein ſie habe nie einen geſetzlichen Einfluß in die Regierung gehabt. Urſprünglich ſeyn zwey Rathscollegia geweſen, eins von 12, und ein anders von 50 Mitgliedern, wovon das erſtere nachher auf 27, und das andere auf 272 Perſonen erhöht worden. Nirgends ſey eine Spur zu finden, daß die Bürgerſchafft Magiſtratsperſonen erwählt, oder andere Vorrechte der höchſten Gewalt ausgeübt habe. Die Gewalt der Venner ſey anfangs bloß militäriſch geweſen, und durch dies Anſehen unterſtützt, hätten ſie ſich zu dem wichtigen Einfluß in Staats- und Familiengeſchäffte erhoben. Juſtinger ſey nichts weniger, als zuverläßig, und die Geſchichte der Bubenberge eine Fabel u. ſ. w.

Weil nun die Bürgerſchafft alle ihre Vorſteher nicht nur erwählte, ſondern auch (den Prediger ausgenommen) jährlich ändern konnte, ſo hatte ſie keine Urſache, auf den Rath, der ganz in ihrer Macht war, eiferſüchtig zu ſeyn, und ſie überließ ihm daher allem Vermuthen nach die ausübende Gewalt mit uneingeſchränktem Zutrauen, ſo lange er deſſelben werth war. Wahrſchein-

---

u. ſ. w. — Ich beſcheide mich gern, daß Herr von Haller die Zuverläßigkeit von Juſtinger beſſer, als ich, beurtheilen könne, da ich nur einen kleinen Theil der Chronik dieſes Mannes geleſen habe. Weil aber doch dieſer Geſchichtſchreiber ſo wohl wegen der Würde, die er bekleidete, als wegen des vom Rathe erhaltenen Auftrags, eine Chronik von Bern zu ſchreiben, ein Vorurtheil von Glaubwürdigkeit für ſich hat, ſo wünſchte ich, daß Herr von Haller, oder wenn es dieſem ſeine wichtigen Geſchäffte nicht erlauben, ein anderer Berniſcher Gelehrter, der eine eben ſo tiefe Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte und zugleich mehr Muße hätte, den Werth dieſes Mannes und ſeines Werks gehörig beſtimmte, und zugleich zeigte, wie die Handveſte von Bern ohne Zwang ſich mit der älteſten ariſtokratiſchen Verfaſſung vereinigen laſſe. Wenn es auch außer der Handveſte keine andere Urkunden gäbe, aus welchen erhellte, daß die Berniſche Bürgerſchaft die vornehmſten Magiſtratsperſonen erwählt, oder andere Vorrechte der höchſten Gewalt ausgeübt habe, ſo würde doch daraus nicht folgen, daß die Bürger dergleichen nicht gehabt hätten. Die meiſten alten Städte zeichneten zwar vor dem Zeitpuncte, in welchem Bern ſeine gegenwärtige Verfaſſung erhielt, ihre wichtigſten Begebenheiten auf, und ſcheinlich aber legte der Rath, um kein Murren oder Aufläufe zu veranlaſſen, alle wichtige Fälle der verſammleten Bürgerſchafft, oder doch einem

Aus-

---

und ſammleten auch wohl ihre Civil- und einige peinliche Geſetze, allein ſie dachten nicht daran, ihre Grundgeſetze, die ſie nicht auf einmal von einem Geſetzgeber, ſondern zu verſchiedenen Zeiten von den Umſtänden erhalten hatten, zuſammen zu ſuchen und aufzuſchreiben, weil es ihnen gar nicht einfiel, daß ihre Verfaſſung ſich jemals ändern, oder daß geſchriebene Geſetze jemals ein ſolches Uebergewicht über verjährte heilige Gewohnheiten erhalten konnten. Genf ſammlete ſeine Grundgeſetze erſt im Jahr 1568., ungeachtet dieſe Geſetze ſchon ſeit undenklichen Zeiten gegolten hatten. — Wenn ich es für wahrſcheinlich hielt, daß die vornehmſten Magiſtratsperſonen, und vorzüglich die Venner in den älteſten Zeiten vom Volke erwählt worden ſeyen, ſo hatte ich nicht bloß die Handveſte im Sinne, ſondern ich ſtützte mich auch auf die Analogie anderer Städte, und auf die Natur der Sache ſelbſt. So wählte Genf z. B. in ſeinen Syndics Fürſprecher des Volks, und dieſe ernannten nach ihrem Gutdünken Räthe oder Beyſitzer. Wenn die Berniſchen Venner vom Rathe, und nicht von der Bürgerſchafft erwählt worden wären, ſo ließe ſich gar nicht begreifen, wie ſie ſich eine ſolche Gewalt hätten anmaßen, und dieſe ſo lange behaupten können. Mir iſt es endlich aus der ganzen Geſchichte der Stadt Bern wahrſcheinlich, daß, wenn ſie auch urſprünglich eine ariſtokratiſche Verfaſſung gehabt hätte, dieſe doch nothwendig bald in eine demokratiſche hätte übergehen müſſen. Denn wie wollte eine kleine Zahl von edlen regierenden Familien ohne ſtehende Truppen die zahlreichere und mächtigere Bürgerſchafft bewogen haben, Jahrhunderte lang zu kriegen, und zur Ankaufung von Herrſchafften ſo häufige und große Beyträge (die bis-

wei-

Ausſchuß derſelben vor, aus welchem in der Folge der große Rath entſtand. Es iſt ungewiß, ob der Rath zuerſt zu ſeiner Sicherheit einen ſolchen

---

weilen den fünften Theil des Vermögens überſtiegen haben ſollen) herzugeben, wenn man mit ihr nicht ohngefähr die gewonnenen Vortheile, wie die Laſten getheilt hätte? So lange die Berner noch Kriege führten, und Eroberungen machten, oder aus ihrem eigenen Vermögen für den Staat neue Beſitzungen ankauften, war das Bürgerrecht in Bern viel weniger ein Vortheil, als eine Laſt, die man gleichſam ausbieten mußte, oder gerne mittheilte, weil eine beſtändig kriegende Bürgerſchafft ohne Ergänzung durch Fremde bald aufgerieben worden wäre. So bald aber die Kriege der Berner, und das Ankaufen von Herrſchafften aus dem Vermögen der Bürger aufhörte, ſo erhielt das Bürgerrecht einen ganz andern Werth, und der Staat allmälig eine andere Verfaſſung, als er vorher hatte. Die Volksverſammlungen wurden unnöthig, weil die Bürger nicht mehr zu blutigen oder koſtbaren Unternehmungen aufzumuntern, und die nothigen Abgaben einmal beſtimmt waren; und da die Bürger nicht mehr zuſammenkamen, ſo trat der Magiſtrat ſtillſchweigend in die Vorrechte ein, die man vormals gemeinſchafftlich mit der Bürgerſchafft beſeſſen hatte. Das Bürgerrecht wurde nun geſucht, und ſeltner ertheilt, weil die Beſitzer deſſelben beträchtliche Vortheile vor den Inſaſſen hatten, und der Rath um deſto mächtiger wurde, je weniger zahlreich die Bürgerſchafft war. Meiner Meynung nach finden ſich noch jetzo in der Benennung der Mitglieder des großen Raths, die Rath und Bürger genannt werden, in der Wahl der Sechszehner, und in gewiſſen Gebräuchen und Einrichtungen der Zünfte manche Spuren, daß Bern vormals demokratiſch geweſen ſey. Ich ſchmeichle mir, daß weder Herr von Haller, noch irgend ein aufgeklärter Berner

Ausſchuß aus der Bürgerſchafft an ſich gezogen, oder ob die letztere gewiſſe Perſonen aus ihrem Mittel ernannt habe, den Berathſchlagungen des

Raths

---

ner mir dieſe Bemerkungen übel deuten wird. Ich bin bereit, mich eines beſſeren belehren zu laſſen, und würde meine Gedanken gewiß nicht niedergeſchrieben haben, wenn ich hätte befürchten dürfen, daß ſie einer Regierung, die ich ſo ſehr bewundere, Nachtheil bringen könnten.

Zuſatz.) Unter den bekannten, und unbekannten Correſpondenten, die über meine Briefe an mich geſchrieben haben, ſind mehrere, die mich abermals verſichern, daß die Berniſche Verfaſſung urſprünglich ariſtokratiſch geweſen ſey. Allein keiner hat mir ſolche Gründe, oder Nachrichten mitgetheilt, die ich nur einigermaaßen für befriedigend hätte halten können. **Berchtold** von Zähringen, ſonſt ein Ungenannter, und ſein Miniſter, von **Bubenberg**, ſeyen zu ſehr Edelleute geweſen, als daß ſie eine Demokratie, und Demagogen hätten begünſtigen ſollen. Allein gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts war es in ganz Deutſchland gar nichts ungewöhnliches mehr, daß Ritter Bürger in den Städten wurden, ohne auf ausſchließendes Regiment Anſpruch zu machen. — Ein anderer Beweis für die ariſtokratiſche Verfaſſung von Bern ſey der Schwörbrief, der von den älteſten Zeiten her jährlich dem kleinen Rath von dem großen, nicht aber von der ganzen Bürgerſchafft ertheilt worden. Allein auch dieſes Factum beweiſt nichts, ſo bald man den großen Rath als einen vom Volk abhängigen, oder vom Volke aus ſeinem eigenen Mittel erwählten Repräſentanten anſieht. Wenn endlich der große Rath zur Zeit der Reformation die wichtige Religionsveränderung beſchloß, ohne die Bürgerſchafft zu fragen, und ohne daß dieſe ſich darüber beſchwert hätte, ſo konnte es der Bürger-

ſchafft

Raths beyzuwohnen, um nicht durch zu häufige Verſammlungen in ihren Arbeiten geſtört, oder vom Lande, wo viele wohnten, in die Stadt ge-

---

ſchafft nicht einfallen, darüber zu klagen, weil der große Rath die Reformation mit dem Willen, und auf dringendes Verlangen des Volks gegen die Neigung des kleinen Raths durchſetzte. Der letzte wichtige Fall, meldet mir der vorhergenannte anonymiſche Correſpondent, wo man die verſammlete Bürgerſchaft gefragt, oder zu Rath gezogen habe, ſey zur Zeit des Krieges mit Savoyen geweſen, in welchem Bern das Pays de Vaud gewann, und der Anfang der Kriegserklärung laute ſo: Sculteтus, magnus, parvusque ſenatus, nec non communitas urbis Bernae, illuſtriſſimo Sabaudiae principi non ſalutem. Wenn die Bürgerſchaft urſprünglich kein Recht hatte, in wichtigen Vorfallenheiten zuſammenberufen, und gefragt zu werden, warum nannte man ſie in dieſem Schreiben als einen Hauptbeſtandtheil der geſetzgebenden Macht der Republik Bern? — Allein alle weitere Zweyfel, und Fragen ſind durch die Urkunden und Nachrichten aufgehoben worden, die Herr Hofrath Müller in der neuſten Ausgabe ſeiner Schweizergeſchichte über die älteſte Verfaſſung von Bern beygebracht hat, I. 428. 582. II. 255. 405. und die gar keinen Zweyfel übrig laſſen, daß Bern gleich vom Anfange eine demokratiſche Gemeinheit war, in welcher aber mehrere Edele, als anderswo, lebten, und durch Geburt, Reichthum, und Tapferkeit einen großern Einfluß, als in andern teutſchen Städten hatten. — Vor dieſer Entdeckung brauchte ſich Bern eben ſo wenig zu fürchten, als unſere Teutſchen, und übrigen Europäiſchen Fürſten ſich vor den Unterſuchungen fürchten, in welchen bewieſen wird, daß die Fürſten in alten Zeiten viel weniger Gewalt, und das Volk viel größere Vorrechte hatte, als die einen, und das andere jetzo haben.

lockt zu werden. So viel aber, glaube ich, kann man als gewiß annehmen, daß die Zahl dieſer Repräſentanten eben ſo wenig, als ihre Rechte genau beſtimmt waren. Wenn das Volk ſie erwählte, ſo läßt ſich kaum zweyfeln, daß ſie jährlich ernannt oder beſtätigt worden, indem dieſes in der Folge auch unter den Vennern geſchah, von denen ich jetzo reden will.

Die häufigen Volksverſammlungen, welche die urſprüngliche Verfaſſung von Bern nothwendig machte, waren mit mancherley Unannehmlichkeiten verbunden, welche ſelbſt dem geſetzgebenden Pöbel auffielen, und beſchwerlich wurden. Sie veranlaßten daher die Bürgerſchafft in Bern, wie in Venedig und vielen andern Städten, zu dem Entſchluſſe, inskünftige ihre Magiſtrats-Perſonen nicht mehr ſelbſt, ſondern durch andere von ihr dazu ernannte Bürger wählen zu laſſen. In dieſer Abſicht erwählte eine jede der vier Quartiere, in welche Bern eingetheilt war, einen Venner, oder ein Haupt, welche Venner mit ſechszehn andern Bürgern, die ſie nach ihrem Belieben ausſuchen konnten, den alten Rath ergänzen, und auch den nachherigen großen Rath beſetzen ſollten. In welchem Jahre, und durch welche Veranlaſſungen die mächtige, bald alles an ſich reißende, und zerrüttende Vennerwürde zuerſt eingeführt, oder ihr alle die Vorzüge geſtattet worden, die ſie mehrere Jahrhunderte durch ausgeübt hat, kann ich Ihnen nicht melden, da ich darüber nichts gehört, und in den mir bekannten Büchern nichts gefunden habe. So lange die Venner den Abſichten des Volks entſprachen, mußte das letztere weniger Abnahme von Macht, als von Unruhen oder Beſchwerlichkeiten merken. Es ernannte die Erwähler aller Magiſtratsperſonen, wählte in den Sechszehnern ſelbſt mit, und wurde auch in den großen Rath der Zweyhunderte gezogen, der ſchon in Urkunden des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts erwähnt wird. Die Vorrechte der Vennerwürde waren aber zu groß, als daß man ſich nicht durch unrechtmäßige Mittel darum hätte bewerben, und ſie nachher nicht hätte mißbrauchen ſollen. Weil die Venner die Perſonen, mit welchen ſie den kleinen und großen Rath ergänzten, nach ihrem Belieben wählen durften, ſo nahmen ſie keine andere, als ſolche, von deren Ergebenheit ſie ſich zum voraus verſichert hatten. Eine natürliche Folge hiervon war, daß weder in den großen, noch in den kleinen Rath leicht jemand kam, der ihnen verwerflich geſchienen hätte. Weil auch damals noch keine Geſetze waren, wodurch Blutsverwandte von dem kleinen, und

Perſonen unter einem gewiſſen Alter, ſowohl von dem kleinen, als großen Rathe ausgeſchloſſen wurden, ſo konnten die Venner in den regierenden Rath von ihrer eigenen, oder einer jeden andern Familie ſo viel hineinbringen, als ſie wollten, und ſich dadurch das Uebergewicht verſchaffen. Weil endlich in alten Zeiten die Landvogteyen nicht durchs Loos, ſondern durch öffentliche Stimmen des großen Raths, der ganz aus ihren Creaturen beſtand, vergeben wurden; ſo hatten ſie es in ihrer Gewalt, die einträglichſten Stellen, wem ſie wollten, zuzuwenden, den Landvögten nach Belieben von ihren Rechnungen abzulaſſen, und alle Klagen über verübte Gewaltthätigkeiten abzuweiſen. Auf dieſe Art wurden die Venner bald der Mittelpunct der Macht, und der wichtigſten Angelegenheiten des Staats, den ſie plünderten und drückten, ohne daß einzelne Perſonen ſich an ſie gewagt hätten. Es entſtanden zwar oft Aufrühre auf dem Lande, und Meutereyen in der Stadt, allein dieſe endigten ſich höchſtens mit der Abſetzung einiger ſtrafbaren Räuber und Unterdrücker, nicht mit der Aufhebung der Gebrechen, wodurch die Häupter des Volks verdorben wurden. Die Nachfolger traten bald wieder in die Fußtapfen der Vorgänger ein, und die Verfaſſung artete zuletzt in eine eben ſo ſchimpfliche, als drückende Oligarchie aus, aus welcher ſie ſich kaum in einem Zeitraume von zweenen Jahrhunderten hat heraus arbeiten können.

Den erſten Schritt zur Ariſtokratie, und zur Verminderung der unmäßigen Gewalt der Venner that der große Rath kurz vor der Reformation, als er ſich die Ergänzung des damals der Kirchenverbeſſerung abgeneigten kleinen Rathes anmaßte. Durch dieſe Einſchränkung der Venner litt aber der kleine Rath nur wenig, oder gar nichts. Letzterer war noch im vorigen Jahrhundert ſo allgewaltig, daß er die wichtigſten Angelegenheiten ganz allein abthat, ohne das Volk, oder den großen Rath zuſammenzurufen. Ein viel kühnerer Schritt zur Zerſtörung der bisherigen Oligarchie war dieſer, daß man die Ergänzung des großen Raths, dem ganzen kleinen Rath, und einer gewiſſen Zahl von Mitgliedern des großen übertrug, und daß man das Geſetz machte, daß keiner vor dem dreyßigſten Jahre in den großen, und keiner in den kleinen Rath aufgenommen werden ſolle, der nicht zehn Jahre im großen Rath geſeſſen habe, und verheirathet ſey, oder geweſen ſey. Die Zeitpuncte der meiſten dieſer Einrichtungen finde ich eben ſo wenig beſtimmt angegeben, als die Perioden, in welchen der große Rath ſich die verſchiedenen Theile der geſetzgebenden und oberſtrichterlichen Gewalt angemaßt, und ſowohl den kleinen Rath, als alle hohen Collegia von ſich abhängig gemacht hat.

Die Bewohner der Stadt und des Cantons Bern laſſen ſich in zwo Claſſen abtheilen: nämlich in Bürger, und Unterthanen. Ungeachtet alle Bürger ohne Ausnahme regimentsfähig ſind, das heißt, nicht durch ausdrückliche Geſetze vom großen und kleinen Rathe ausgeſchloſſen ſind; ſo kann man doch die bürgerlichen Familien in regierende, und nicht regierende eintheilen. Der erſtern waren zu Stanians Zeiten achtzig, und ſind jetzo nur etwa ſiebenzig; der letztern, die keine Mitglieder im großen Rathe haben, ſind jetzo kaum zweyhundert, da man ihrer zu des ebengenannten Schriftſtellers Zeiten noch dreyhundert und ſechszig zählte. Selbſt die regierenden Familien laſſen ſich wieder in die großen oder vornehmern, und in die kleinern eintheilen. Zu den erſten gehören diejenigen, die gewöhnlich aus ihrem Mittel ein Mitglied im kleinen, und ſechs bis zwölf im großen Rath haben. Kleine ſind ſolche, aus welchen ſelten einer im kleinen, und nur wenige im großen Rath ſitzen, oder die wenigſtens nicht auf viele Stimmen im letztern rechnen können. Die ewigen Einwohner kann man als Bürger ſine jure ſuffragii anſehen, dergleichen

chen die Römer auch hatten. Doch hat man bisher unter den ewigen Einwohnern allen denen das Bürgerrecht gegeben, die es nur einigermaßen wahrſcheinlich machen konnten, daß es ihnen vormals verſprochen worden. Sonſt aber iſt das Bürgerrecht in Bern, wie in allen ariſtokratiſchen Staaten der Schweiz, jetzo um keinen Preis feil. Die Unterthanen ſind wenigſtens eben ſo ſehr, als die Bürger von einander verſchieden. Die Edelleute im Pays de Vaud fühlen die Herrſchafft der Republik Bern nur allein darin, daß ſie ihr huldigen, und in gewiſſen Fällen, wenn ihre Güter an andere, als ihre nächſten Verwandten fallen, eine beſtimmte Summe bezahlen müſſen. Noch unabhängiger ſind die ſogenannten freyen Städte im Aargäu, Zofingen, Arau, Lenzburg, Brug, und dann die Städte Burgdorf, Erlach, und Thun. Alle dieſe Städte wählen nicht nur ihre eigene Obrigkeit, ſondern einige von ihnen richten ſo gar in der letzten Inſtanz über Leben und Tod, und üben über benachbarte Dörfer die Gerichtsbarkeit aus. Die übrigen Municipalſtädte ſtehen zwar alle unter der Jurisdiction von Landvögten; allein ſie haben doch die erſte Inſtanz, und können ihre Magiſtratsperſonen ſelbſt wählen, oder auch mehrere vorſchlagen, aus welchen dann eine vom kleinen

Rath in Bern beſtätigt wird. Sie geben keine andere Abgaben, als die im Verkauf des Salzes, und in den mäßigen Zöllen enthalten ſind. Auf dem Lande giebt es zwar Baurengerichte; allein dieſe kann der Kläger vorbey gehen, und geht ſie auch gewöhnlich vorbey. Die Bauren tragen keine andere Auflagen, als die Städter und Bürger, den Grundzins oder die Zehnten ausgenommen, womit ihre Ländereyen in den älteſten Zeiten beſchwert waren.

Nur die Regimentsfähigen Bürger allein können in den großen Rath kommen, der, wenn er vollſtändig iſt, mit Inbegriff des kleinen Raths, aus zwey hundert und neun und neunzig Mitgliedern beſteht. Die Stellen der verſtorbenen Mitglieder beſetzt man nicht gleich nach ihrem Tode, ſondern man wartet acht oder zehn Jahre, bis wenigſtens achtzig abgegangen ſind, wie einige ſagen, um deſto mehrere auf einmal zu erfreuen, oder, wie andere, um in einem gewiſſen Zeitraume die Zahl von Prätendenten ſich vermindern zu laſſen, die auf Landvogteyen Anſpruch machen können. Wenn man den Entſchluß, eine Rathsergänzung vorzunehmen, gemacht hat, ſo läßt man von allen Zünften ein Verzeichniß der Bürger einreichen, welche ſie der Ehre in den großen Rath aufgenommen zu werden für würdig halten. Zugleich werden alle Jahr von neuem auf einer jeden der vier wichtigeren Zünſte zwo, und auf einer jeden der acht kleineren eine Perſon durchs Loos erwählt, die mit dem kleinen Rath den großen ergänzen ſollen. Dieſe Perſonen nennt man ihrer Zahl wegen die Sechszehner, und ſie können gewöhnlich nur aus den Mitgliedern des großen Raths, die ſchon Landvogteyen hatten, erwählt werden, ausgenommen wenn auf einer Zunft ſich gar keine Alt-Landvögte finden ſollten. Dieſe Sechszehner, verbunden mit den ſieben und zwanzig Mitgliedern des kleinen Raths, machen die wichtige Verſammlung aus, welche den geſetzgebenden Cörper ergänzt. In dieſer Verſammlung haben zuerſt die Schultheißen durch ein altes Herkommen den Vorzug, zwo Perſonen, und die übrigen Rathsherren, und Sechszehner, ſammt dem Stadt- und Gerichtsſchreiber, dem Groß-Weibel, und Rathhaus-Ammann eine Perſon, als ein würdiges Mitglied des großen Raths zu ernennen. Nichts iſt natürlicher, als daß Väter ihre Söhne oder Schwiegerſöhne, und Brüder ihre Brüder, oder andere ihnen am nächſten verbundene Perſonen ernennen. Solche von den Mitgliedern des Wahlcollegii vorgeſchlagene Perſonen werden einſtimmig erwählt, wenn ſie ſich anders dieſer Ehre nicht durch notoriſche Schändlichkeiten unwürdig gemacht haben; denn in ſolchen Fällen werden die Vorgeſchlagenen bisweilen verworfen. Durch dieſe Ernennungen werden ſchon funfzig Stellen beſetzt; die übrigen werden, wie es heißt, durch freye Wahl vergeben. Man lieſt nämlich alle von den Zünften eingegebene Namen der Regimentsfähigen Bürger, ſo wie ſie durch das Loos herausgezogen werden, einen nach dem andern ab. Bey den Namen von Perſonen, die keine Verwandte oder Beſchützer unter den Wählenden haben, bleibt alles ſitzen; bey denen aus regierenden Familien hingegen ſtehen diejenigen auf, die der abgeleſenen Perſon ihre Stimme geben wollen. Die Zahl der aufgeſtandenen Perſonen wird bey jedem Namen genau bemerkt, und wenn alle Verzeichniſſe abgeleſen ſind, ſo ſind diejenigen erwählt, welche die meiſten Stimmen haben. Eingeborne, die mit den Verhältniſſen der Berniſchen Familien genau bekannt ſind, wiſſen nicht nur vor der Wahl, welche Perſonen ein jedes Mitglied des wählenden Collegii ernennen, ſondern auch oft, welchen ein jeder ſeine Stimme geben wird. Höchſtens bleibt es von einem oder einigen Candidaten ungewiß, welcher die meiſten Stimmen erhalten werde, und es geſchieht alſo nur ſelten, daß Perſonen wider alle Erwartung übergangen, oder erwählt werden. Wenn die große Rathsbeſatzung nicht durch eine öffentliche Ernennung, oder durch Stimmen geſchähe; ſo würden unzählige heimliche Betrügereyen begangen, und endloſe Feindſchafften unter Familien und Verwandten geſtiftet werden. Diejenigen, welche einige, wenn gleich nur entfernte, Hoffnungen hatten, in den großen Rath zu kommen, ohne ihren Wunſch zu erreichen, werden durch einträgliche Landſchreibereyen, oder andere Stellen getröſtet, unter denen verſchiedene bis 6000 Pfund abwerfen. Bey der jetzt beſchriebenen Art, den großen Rath zu ergänzen, wird es freylich ſolchen Familien, die herausgefallen, oder noch nicht darin geweſen ſind, ſehr ſchwer, hineinzugelangen; es iſt ihnen aber deßwegen der Zugang nicht gänzlich verſchloſſen. Talente, Fleiß, und Vermögen können auch ſolche Bürger, deren Vorfahren nicht im Rath ſaßen, oder wenigſtens ihre Kinder in den geſetzgebenden Rath einführen. Männer von großen Verdienſten werden bisweilen von Gönnern, die ihnen durch nichts als Genie und Tugend verwandt ſind, zu Mitgliedern des großen Raths ernannt, und reiche Bürger, die nach dieſer Würde ſtreben, brauchen ſich nur um die Töchter eines, oder des andern Erwählers zu bewerben, die entweder keine oder ſchon verſorgte Söhne, und zugleich wenig Vermögen, oder viele Schulden haben. Der Bräutigam erhält alsdann mit ſeiner Braut die Ernennung zu einem Mitgliede des großen Raths, welche Ehre allemal für einen reichen Brautſchatz gelten kann, und gemeiniglich auf dreyßigtauſend Pfund geſchätzt wird. So wie die großen Familien ſich aus einem gemeinſchafftlichen Intereſſe unterſtützen, und darnach ſtreben, daß keine tiefer ſinkt, als ſie bisher ſtand; ſo geben ſie auch wieder darauf Acht, daß keine unverhältnißmäßig mächtig werde, oder ein zu großes Uebergewicht erhalte. Man ſucht es deßwegen zu verhindern, daß die Zahl der Mitglieder aus einer einzelnen Familie nicht zu groß, oder nicht viel größer als bisher werde, und eine jede kann alſo nur darauf rechnen, eben ſo viele Mitglieder aus ihrem Mittel in den großen Rath zu bringen, als ſie verloren hatte [*]. Man hat mich verſichert, daß die kleinen Familien ſich der Aufnahme von Bürgern, oder dem Eindringen von bisher nicht regierenden Familien in den großen Rath viel heftiger, als die vornehmſten Häuſer widerſetzen.

---

[*] Dieſe Regel hat bey der letzten Regimentsbeſatzung einige Ausnahmen gelitten. Einige Familien nämlich haben mehr Mitglieder in den großen Rath gebracht, als ſie ſonſt hatten.

Dieſer große Rath hat nach der jetzigen Verfaſſung der Republik allein die höchſte Gewalt. Er allein giebt, oder ſchafft Geſetze ab: vermehrt, oder vermindert Auflagen, beſchließt Krieg, Frieden, und Bündniſſe, übt die oberſte peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit aus: beſetzt die vornehmſten Bedienungen des Staats: hat die oberſte Aufſicht über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte: theilt allen übrigen Collegiis die Gewalt und Vorrechte aus, die ſie beſitzen, und kann allein außerordentliche Ausgaben oder Gnadenbezeugungen, die über hundert Thaler ſteigen, bewilligen. Der große Rath verſammelt ſich wöchentlich dreymal, und in der Erndte und Weinleſe, dringende Nothfälle ausgenommen, nur zweymal. Er kann alle Sachen viel ſchneller, als andere Collegia, abthun, weil ſie ihm ſchon von einem, oder mehrern Collegiis vorgearbeitet, und gleichſam reif vorgelegt werden.

Bern hat dieſes mit allen ihm ähnlichen ariſtokratiſchen Staaten gemein, daß außer dem großen geſetzgebenden Cörper noch ein kleinerer da iſt, der gleichſam beſtändig fortdauert, über alle Sachen, die dem größern vorgelegt werden ſollen, vorher rathſchlagt, und ſie vorbereitet, der die Befehle und Entſchlüſſe der geſetzgebenden Macht ausübt, und gewiſſe Theile der ausübenden allein be-

beſitzt. Ein ſolcher Cörper iſt der ſo genannte kleine oder tägliche Rath, den man einen Ausſchuß des größern nennen kann, weil er, ſobald dieſer verſammelt iſt, in denſelben verſchwindet. Dieſer kleine Rath beſtehet aus ſieben und zwanzig Mitgliedern, zween Schultheißen, eben ſo vielen Seckelmeiſtern, vier Vennern, ſiebenzehn Rathsherren, und zweenen Heimlichern. Die beyden Schultheißen werden aus einer gewiſſen Zahl von Perſonen, welche die Venner vorgeſchlagen haben, vom großen Rath erwählt, und wechſeln jährlich ab. Der regierende Schultheiß iſt das Haupt des kleinen, und des großen Raths, in welchem er aber nur Stimmen ſammlet, ohne ſelbſt eine zu haben. Unter den Seckelmeiſtern iſt der Teutſche im Range der nächſte nach den Schultheißen, und der Präſident der teutſchen, ſo wie der Welſche, der welſchen Schatzkammer. Die vier Venner ſind Mitglieder beyder Schatzcollegien, und haben zwar noch einige, aber doch nur wenige von ihren ehemaligen Vorrechten erhalten. Ihre Würde, die nur vier Jahre dauert, wird auch vom großen Rath vergeben, und iſt mit der Regierung eines der vier um die Stadt gelegenen Landgerichte verbunden, die in den älteſten Zeiten das ganze Gebiet von Bern ausmachten, und für Landvogteyen angeſehen werden können. Die beyden Heimlicher ſind gleichſam Abgeordnete des großen Raths, die darauf Achtung geben müſſen, daß im kleinen Rath keine der Republik nachtheilige Entwürfe gemacht werden. Sie ſind daher verbunden, Sachen, die ihnen von einigen Mitgliedern des großen Raths in dieſer Abſicht anvertraut werden, mit Verſchweigung der Namen bey dem kleinen anzubringen; auch können ſie, wenn ſie es nöthig finden, ohne und wider den Willen des regierenden Schultheißen den großen Rath zuſammen berufen. Wenn ein Rathsherr ſtirbt, ſo wird der älteſte Heimlicher gewöhnlich zu der erledigten Stelle erhoben, und zugleich ein neuer Heimlicher erwählt.

In der Wahl eines Mitgliedes des kleinen Raths findet ſich eine ſo eigenthümliche Miſchung von Stimmen und Loos, daß ſie gewiß ihre Aufmerkſamkeit reizen wird. Wenn ein Rathsherr geſtorben iſt, ſo wird gleich nach ſeiner Beerdigung der kleine und große Rath verſammlet, und es werden in zwey verdeckte Gefäße ſo viele Kugeln gethan, als Mitglieder des einen, und des andern Raths gegenwärtig ſind. Unter den Kügelchen, die für den kleinen Rath beſtimmt ſind, finden ſich drey, unter denen für den großen Rath ſieben vergoldete; die übrigen alle ſind ſilbern. Die drey Mitglieder des kleinen, und die ſieben des großen Raths, welche die goldenen Kugeln ziehen, gehen hinter einen Vorhang, wo ſie viele Bögen ſinden, auf welchen die Namen aller rathsfähigen Mitglieder des großen Raths gedruckt ſind. Hier ſchneidet ein jeder den Namen desjenigen aus, den er zu einem Heimlicher tüchtig hält. Niemand iſt rathsfähig, der nicht zehn Jahre im großen Rath ſaß, und verheirathet iſt, oder es wenigſtens war. Wenn die zehn Erwähler weniger, als ſechs Perſonen vorſchlagen, ſo werden auf die beſchriebene Art zehn andere durchs Loos erwählt, welche die mangelnde Zahl von Candidaten vollmachen müſſen. Sobald dieſes geſchehen iſt, ſo werden die Namen der Ernannten auf Schachteln geklebt, und abermals in verdeckte Gefäße ſo viele Ballots gelegt, als Herren des großen und kleinen Raths da ſind. Unter dieſen Kugeln ſind zwey Drittheile vergoldet; und ein Drittel ſilberne. Wer eine ſilberne greift, iſt von der Zahl der wählenden ausgeſchloſſen; diejenigen aber, denen die goldenen zufallen, werfen ſie in die Schachteln derer, welchen ſie ihre Stimmen geben wollen. Wenn man herum ballotirt hat, ſo ruft man denjenigen, der die wenigſten Ballots erhalten hat, mit ſeinen Verwandten wieder herein, indem die Candidaten mit ihren Verwandten

ten bis dahin abtreten müſſen. Auf eine ähnliche Art ballotirt man, und fähret fort, diejenigen, welchen die wenigſten goldenen Kugeln zugefallen ſind, herein zu fordern, bis noch vier Candidaten übrig ſind. Für dieſe wirft man vier Ballots, zwey ſilberne, und eben ſo viele vergoldete in einen Beutel, und läßt ſie einen nach dem andern ziehen. Diejenigen, welche die ſilbernen treffen, ſind ausgeſchloſſen, und nur um die beyden übrigen wird wieder ballotirt. Wer alsdenn die meiſten Ballots erhält, iſt Heimlicher.

Die Abſicht der weiſen Vermiſchung des Looſes und des Votirens in der Wahl eines Rathsherrn iſt augenſcheinlich dieſe: daß alle Cabalen und gefährliche Bewerbungen gehindert, und doch auch nicht unwürdigen Mitgliedern der Zugang in den Rath geöffnet werde. Wenn man aber Bern nicht kennt, und dabey bedenkt, daß die erſten Ernenner durchs Loos erwählt, daß durchs Loos wieder ein Theil des großen Raths, vielleicht alſo gerade die unparteyiſchſten und aufgeklärteſten Patrioten, von den Wählenden ausgeſchloſſen, und daß endlich zwey von den vieren, welche die nächſte Hoffnung zur Rathsherrnwürde haben, gleichfalls durch's Loos geſprengt werden, ſo kann man leicht auf die Vermuthung kommen, daß man dem Loos in der Ernennung der Väter des Volks zu viel überlaſſen habe, und daß dieſes eben ſowohl ſich zu einer unfähigen und unwürdigen, als fähigen und würdigen Perſon verirren könne. Allein das einzige, was das Loos vermag, beſteht darin, daß es die würdigſten Candidaten einigemal übergehen, oder täuſchen kann. Das erſte geſchiehet alsdann, wann unter den zehn Perſonen, denen der Vorſchlag der künftigen Rathsglieder durch's Loos überlaſſen wird, keine denjenigen nennt, welchen das Publicum oder der größere Theil des Raths dazu beſtimmt hat. Der andere Fall tritt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, alsdann ein, wenn ein Ernannter bey dem letzten Looſen ein- oder mehrmal eine ſilberne Kugel zieht. Allein beyde Unfälle ſind von der Art, daß ſie einen von dem größern Theile des regierenden Raths begünſtigten Candidaten zwar einige Jahre aufhalten, aber nicht gänzlich ausſchließen können. Wer alſo von den vornehmſten Familien unterſtützt wird, der muß nothwendig bald in den Rath kommen; denn dieſe können es immer dahin bringen, daß er unter die vier glücklichen kömmt, welche um die erledigte Würde looſen; und wenn er auch nicht das erſte oder zweyte oder drittemal eine goldene Kugel erhaſcht, ſo kann er doch verſichert ſeyn, daß es das viertemal geſchehen, und daß er alsdann beym letzten

Ballotiren werde erwählt werden. Wer hingegen alle mächtige Häuſer gegen ſich hat, dem iſt es unmöglich, Rathsherr zu werden, ſo ſehr ihn auch das Glück begünſtigen mag; denn, wenn er auch bis zur letzten Wahl gelangt, ſo wird er doch immer beym letzten Ballotiren geſtämmt. Eben deßwegen, weil die vornehmen Familien bey der Rathsherrnwahl immer mächtiger, als das Loos bleiben, ſo iſt es faſt noch ſeltener, daß jemand aus einer Familie, die bisher noch nicht in dem kleinen Rath ſaß, Mitglied deſſelben wird, als daß ein novus homo aus einer nicht regierenden Familie in den großen Rath kommt. Doch kann das erſtere ſich am leichteſten zutragen, wenn bey dem letzten Looſen der Candidaten gerade die beyden, von welchen man einen zum Rathsherrn beſtimmt hatte, ſilberne Kugeln ziehen, und alsdann jemand, der vorher nur wenig Hoffnung hatte, mit einem andern auf die letzte Wahl kommt, der ſich den vornehmſten Familien verhaßt gemacht hat. In dieſem Falle wird der erſtere nicht um ſeiner vorzüglichen Verdienſte willen, ſondern hauptſächlich deßwegen erwählt, damit nicht ſein Mitbewerber die erledigte Würde erhalte.

Wenn aber auch das Loos bisweilen den Würdigſten vorübergeht; ſo iſt es doch kaum gedenkbar, daß ein durchaus Unwürdiger jemals

Rathsherr werden ſollte. Dawider ſtreiten nicht nur die heiligſten Geſetze, ſondern auch eben ſo heilige Staatsmaximen, die nicht weniger unverbrüchlich beobachtet werden. Weil nach den Geſetzen niemand Rathsherr werden kann, der nicht zehn Jahr im großen Rath geſeſſen hat, ſo kann man immer annehmen, daß die wahlfähigen Perſonen nicht nur in den Verſammlungen des regierenden Senats, ſondern auch als Landvögte ſich mit allen Theilen der Staatsverwaltung bekannt gemacht haben, denn nicht leicht wird jemand als Rathsherr in Vorſchlag kommen, oder dieſen Vorſchlag annehmen, der nicht ſchon vorher eine Landvogtey gehabt hat. Ueberdem wird aus einer jeden Familie immer nur das fähigſte und würdigſte Mitglied zum Rathsherrn beſtimmt, und diejenigen als unwürdig verworfen, die ſich ſchändlicher oder gewaltthätiger Handlungen ſchuldig, oder nur verdächtig gemacht haben. Der kleine Rath in Bern beſteht daher gewiß immer aus den reifſten und weiſeſten Staatsmännern, und hat auch gewöhnlich durch ſeine Weisheit mehr Einfluß und Anſehen, als die Geſetze des Staats ihm Gewalt gelaſſen haben.

Die wichtigſten Vorrechte des kleinen Raths ſind folgende: daß er alle täglich vorfallenden ſowohl auswärtigen, als innern Angelegenheiten, ſowohl Polizey⸗ als Civil⸗ und Kirchenſachen abthut, die nicht vor den großen Rath, oder ein anderes hohes Collegium gehören: daß er Belohnungen oder Gnadengelder oder andere Ausgaben bis auf hundert Thaler bewilligen kann: daß er die geiſtlichen Stellen und untern Civil⸗ und Policeybedienungen beſetzt: daß er alles, was dem großen Rath vorgelegt werden ſoll, zuvor überlegt, und vorbereitet: daß aus ſeinem Mittel Geſandte, die Vorſitzer faſt in allen hohen Collegiis, und die vornehmſten Staatsbedienten gewählt werden, und endlich daß er vorzüglich den großen Rath ergänzt. Dieſes letzten Vorzugs wegen iſt den vornehmen Familien immer am meiſten daran gelegen, eine Perſon aus ihrem Mittel im täglichen Rath zu haben. Wenn Sie dieſe Vorrechte des kleinen Raths mit denen des großen und anderer Collegien zuſammenhalten; ſo werden Sie finden, daß der Erſtere Macht genug hat, um die Maſchine des Staats im Gange zu erhalten, oder ſie zu verbeſſern, aber nicht ſo viel, um ſie zu verrücken, oder gar über'n Haufen zu werfen.

Die Mitglieder des großen Raths erhalten gar keine Beſoldungen: die Vorſitzer oder Directoren einiger Collegien ausgenommen, z. B. den Groß⸗Weibel, Gerichtſchreiber u. ſ. w. Die

Mitglieder des kleinen Raths werden alle beſoldet, aber ſo geringe, daß nicht leicht jemand um der Beſoldung willen nach einer Rathsherrnſtelle eifrig ſtreben würde. Der Schultheiß erhält jährlich etwan fünf bis ſechs tauſend Pfunde, wovon ein jedes 22½ franzöſiſche Sols ausmacht, ein Seckelmeiſter 3000 bis 4000, und ein Rathsherr 1200 oder funfzig neue Louisd'or. Einer von den Vennern, zu den Pfiſtern genannt, ſieht auch gut, indem das Amt, was er zugleich verwaltet, eine kleine Landvogtey iſt; dieſe Stelle wird aber, wie die der übrigen Venner, alle vier Jahre von neuem beſetzt. Nach einer zuverläſſigen oder höchſtwahrſcheinlichen Schätzung glaube ich nicht, daß die Beſoldungen, welche der Staat an den großen und kleinen Rath, und alle hohe Collegia auszahlt, viel über 3000 neue Louisd'or ausmachen. Ich brauche es Ihnen nicht zu ſagen, daß geringe Beſoldungen ein ſicheres Kennzeichen, und eine unumgängliche Bedingung eines gut geordneten Freyſtaats ſind.

Im gemeinen Leben, und auch in Briefen, nennt man im Berniſchen ein Mitglied des kleinen Raths: hochgeachter, und ein Mitglied des großen Raths hochgeehrter Herr, denn gnädiger Herr oder Ihre Gnaden wird ganz allein den beyden Schultheißen gegeben. Von gnädiger

Frau, oder gnädigem Fräulein weiß man hier nichts. Der große Rath wird oft durch Räth und Bürger, am häufigſten durch die Worte: meine gnädige Herren bezeichnet, welche letztere Formel auch Mitglieder des kleinen und großen Raths in der Verſammlung des letztern gebrauchen.

So wenig irgend ein Miniſterium alle Geſchäffte beſtreiten könnte, wenn man ſich aus dem ganzen Lande zuerſt, und unmittelbar an daſſelbe wenden dürfte; eben ſo wenig würde in demſelbigen Falle der kleine Rath in Bern dazu im Stande ſeyn. Die meiſten Angelegenheiten kommen an den letztern aus andern niedern, wichtigern oder unwichtigern Collegiis. Wenn man die Zahl dieſer Collegien mit denen in Monarchiſchen Staaten vergleicht, ſo ſollte man auf die Gedanken kommen, daß der Staat Bern ein viel größeres Gebiet, oder vielmehr Geſchäffte habe, als er wirklich hat. Es giebt nicht nur ein Chorgericht oder Conſiſtorium, einen Kriegsrath, und außer einem Stadtgericht zwo Appellationscammern, und eben ſo viele Schatzcammern für das teutſche, und welſche oder franzöſiſche Gebiet; ſondern es giebt auch eine teutſche und welſche Holzcammer, eine Jäger- und Exulanten-Cammer, eine Landſaſſen-, Proſelyten- und Reformations-Cammer, ferner eine Fiſch-

und Fleiſchtax-Commiſſion, eine Landsfriedliche, eine Leſſenbergiſche, Neuenburgiſche, Freyburgiſche, Reitſchul- und Pferdezucht-Commiſſion, in welchen allen ein oder mehrere Mitglieder des kleinen Raths ſitzen. Auf dieſe Art werden Geſchäffte und Departements, deren in Monarchien oft ein einziger Miniſter mehrere zu beſorgen hat, unter viele Collegia vertheilt. Eine ſolche Zerſplitterung von Geſchäfften, oder Vervielfältigung von Collegiis macht den Gang der erſtern freylich langſamer, aber auch ſicherer; und Geſchäffte werden zwar nicht ſo raſch abgethan, als in groſzen Reichen, aber länger und reifer, und von einſichtsvollern und erfahrnern Männern erwogen. Durch dieſe reifere Ueberlegung gewinnt der Staat unendlich mehr, als er durch Langſamkeit je verlieren kann, beſonders da faſt alle Arbeiten, womit ſich die wichtigſten Collegia beſchäfftigen, innere, nicht aber auswärtige Angelegenheiten ſind, bey welchen allein Zögerung bisweilen gefährlich oder ſchädlich werden kann. Die groſze Zahl von Commiſſionen hat auch noch dieſen groſzen Vortheil, daſz Söhne aus vornehmen Familien in einem Alter, wo ſie zu höhern Würden noch keinen Zutritt haben, als Secretaire vorbereitet, und in öffentliche Geſchäffte eingeweiht werden.

In keinem Theile der öffentlichen Verwaltung zeigt es ſich mehr, wie viel der Staat und die Einrichtung deſſelben ſeit einigen Menſchenaltern gewonnen haben, als in der Beſetzung und Verwaltung der Landvogteyen, welche man die Provinzen der Berniſchen Magiſtratsperſonen nennen kann. Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts wurden die Landvogteyen durch öffentliches Votiren vergeben. Eine Folge davon war, daß diejenigen, welche einträgliche Landvogteyen zu haben wünſchten, ſich um die Gunſt ſolcher Mitglieder des großen Raths bewarben, die das meiſte Anſehen hatten, und daß ſie dieſer ihre Gunſt durch eine gänzliche Ergebung ihrer Perſon, durch die Verpfändung ihrer und ihrer Verwandten Stimmen, und nicht ſelten durch Beſtechungen zu gewinnen ſuchten. Aus dieſen Bewerbungen entſtanden Kleinmüthigkeit oder Mangel von Freymüthigkeit im Rath, und gewaltthätige Bedrückung der Unterthanen, weil man wußte, daß man durch eben die mächtigen Gönner, denen man ſeine Stelle zu verdanken hatte, auch gegen Klagen, oder die Ablegung einer ſtrengen Rechenſchafft würde geſichert werden. Die Gewaltthätigkeiten der Landvögte waren ſo unleidlich, daß ſie noch im Jahre 1653. einen allgemeinen Aufſtand der Bauern veranlaßten, und auswärts ſo allgemein anerkannt, daß die Landvögte in ganz Europa als Tyrannen ihrer Unterthanen verabſcheut wurden. So gar Stanian verſichert, daß zu ſeiner Zeit Recht und Unrecht in der ganzen Schweiz feil geweſen ſey, und auf eine ähnliche Art habe ich viele aus dem Païs de Vaud von Bern und den Berniſchen Magiſtratsperſonen reden hören; allein dieſe Vorwürfe haben von Zürch und Bern ſchon lange aufgehört wahr zu ſeyn, und es iſt alſo unbillig, das, was die Väter und Vorfahren geſündigt haben, den in dieſem Puncte gebeſſerten Nachkommen anzudichten. Die unvermeidlichen Nachtheile, die mit der ehemaligen Art zu wählen verbunden waren, fielen ſo ſehr in die Augen, daß der große Rath im Jahre 1710. den Entſchluß faßte, nach dem Beyſpiele von Freyburg die Landvogteyen durchs Loos zu vergeben. Dieſe Verordnung wurde zuerſt nur auf ſieben Jahre gemacht; man fand aber bald, wie ein ſcharfſinniger Schriftſteller ſagt, daß das Ohngefähr nicht blinder, als Gunſt und Cabale ſey, und übergab alſo dem Looſe auf ewig, was man ihm bisher nur auf eine gewiſſe Zeit anvertraut hatte. So bald man die Landvogteyen nicht mehr zu erkriechen oder zu erkaufen brauchte, hörte die ſclaviſche Abhängigkeit des größten Theils des regierenden Raths von einigen

nigen mächtigen Oligarchen auf: man redete und ſtimmte mit mehr Muth, als vorher, man nahm ſich der Geſchäffte mit größerem Eifer an, und nöthigte die Landvögte zur größten Genauigkeit in ihren Rechnungen, und die Schatzcollegia zur größten Strenge in den Prüfungen. Von dieſen Verbeſſerungen muß man den Wohlſtand und ſelbſt den Reichthum des Berniſchen Bauren, und ſeine Zufriedenheit mit der Regierung anrechnen.

Die Landvögte ſind gleichſam ein jeder in ſeinem Amte das und zum Theil noch mehr, was der kleine Rath in Bern für den ganzen Staat iſt. Ein Landvogt iſt der oberſte Polizeycommiſſarius in ſeinem Bezirk, der Einnehmer und Verpachter der öffentlichen Einkünfte aus Domainen, Grundzins, und Zehnten, und die erſte oder zweyte Inſtanz in allen Civilproceſſen. Bey dieſer großen Gewalt und der kurzen Dauer derſelben (indem kein Landvogt ſeine Stelle länger, als ſechs Jahre behält, oder jemals behalten hat) mußten nothwendig Ungerechtigkeiten ausgeübt werden, ſo lange nur die geringſte Hoffnung, es ungeſtraft thun zu können, übrig blieb.

Bey der jetzigen Einrichtung iſt es kaum möglich, daß ein Landvogt, ohne entdeckt und beſtraft zu werden, den Staat betrügen, oder den Unterthanen Unrecht thun könnte. Durch die

Verwaltungen und Abrechnungen ſeiner Vorgänger, unter denen faſt immer einer oder mehrere im großen Rath ſitzen, ſind die öffentlichen Einkünfte ſeines Amtes auf das genaueſte bekannt, und auch in Beſtrafungen iſt der Willkühr des Landvogts nichts überlaſſen, wenigſtens ſind alle Geldſtrafen auf das genauſte beſtimmt. Wenn jemand mit dem Urtheile eines Landvogts nicht zufrieden iſt; ſo darf dieſer keinen Augenblick die Appellation verweigern. Glaubt er aber gar von ihm zu hart geſtraft, oder ſonſt ungerecht behandelt zu ſeyn, ſo kann er ſich ohne Bedenken an den kleinen Rath in Bern wenden, wo der ärmſte Bauer verſichert iſt, daß er gegen den reichſten und mächtigſten Landvogt Recht erhält, wenn er es anders wirklich auf ſeiner Seite hat. In Bern iſt es faſt zum Sprüchwort geworden, daß der Bauer, wenn er nicht ein offenbarer Chicaneur iſt, faſt immer gegen den beklagten Landvogt Recht behält; er mag Recht oder Unrecht haben. Selten alſo ſtraft ein Landvogt ſo ſcharf, als die Geſetze es ihm erlauben; und wenn einer oder der andere es bisweilen wegen der Ausgelaſſenheit der Bauern nöthig findet, ſo legt er nicht ſelten den Theil der Strafgelder, der ihm nach den Geſetzen zukäme, den er aber über die gewöhnlichere gelindere Taxe gefordert hat, bey

Seite, und ſchenkt ihn den Armen, oder irgend einer wohlthätigen Anſtalt, um nicht einmal einer aus Habſucht entſtandenen, wenn gleich nicht ungerechten Strenge geargwohnt zu werden. Die regierenden Familien wetteifern gleichſam unter ſich, welche die andere an Milde übertreffen, oder den ſchon lange verdienten Ruhm einer ſanften Regierung am längſten behaupten werde.

Alle Landvogteyen ſind in Rückſicht auf ihre Einträglichkeit in vier Claſſen getheilt. Die von der erſten Claſſe bringen jährlich zwiſchen ſechs und acht tauſend Thaler; die von der zweyten vier bis fünf tauſend; die von der dritten drey bis vier tauſend; und die von der letzten Claſſe weniger als zwey tauſend Thaler ein. Da nun die Landvogteyen in Anſehung der Einträglichkeit ſo ſehr von einander verſchieden ſind; ſo erforderte es die Billigkeit und Klugheit, das Loos, wodurch ſie vergeben werden, ſo einzuſchränken, daß es nicht mehrere der beſten Landvogteyen einer einzigen Perſon, und den verdienteſten Männern vielleicht gar keine oder eine ſchlechte zuwenden könnte. Um alſo der blinden Güte ſowohl, als der Ungerechtigkeit des Ohngefährs vorzubeugen, machte man das Geſetz, daß alle diejenigen, welche eine Landvogtey von der erſten Claſſe gehabt hätten, niemals eine andere vom großen Rath zu vergebende einträgliche Bedienung erhalten könnten: die Landvogteyen ausgenommen, welche Bern abwechſelnd mit andern Cantonen zugleich beſetzt, und die in Bern nicht ſehr geſucht werden. Man verordnete ferner, daß, wer eine Landvogtey von der zweyten Claſſe erhalten hätte, niemals wieder auf eine von derſelbigen, noch weniger auf eine von der erſten Claſſe Anſpruch machen, und überdem acht Jahre warten ſolle, bevor er wieder Landvogt werden könne. Eben dieſen Geſetzen nach iſt es zwar den ehemaligen Beſitzern von Landvogteyen aus der dritten Claſſe erlaubt, ſich um eine zweyte von der vierten Claſſe zu bewerben, doch müſſen die Alt-Landvögte ſechs Jahre warten, ehe ſie als Candidaten von erledigten Landvogteyen wieder angenommen werden.

Selbſt dieſe Einrichtungen aber würde man noch als unbillig tadeln können, wenn junge Rathsmitglieder, die ſich entweder gar keine oder ſehr geringe Verdienſte um das Vaterland erworben haben, mit den ältern und verdientern ein gleiches Recht beſäßen, um eine jede Landvogtey zu looſen. Es werden daher einem weiſen Geſetze zufolge vor der Beſetzung einer Landvogtey zuerſt die Mitglieder von der älteſten Rathswahl gefragt, ob ſie looſen wollen, und wenn dieſe, wie es gemeiniglich geſchieht, keine Luſt oder auch kein Recht mehr dazu haben, ſo wendet man ſich an diejenigen Mitglieder, welche das nächſtemal nach ihnen in den großen Rath gekommen ſind, und wenn auch dieſe aus ähnlichen Urſachen keine Anſprüche machen wollen, oder dürfen; ſo kömmt die Reihe endlich an die von der vorletzten, oder letzten Rathsergänzung *). Wenn alle Candidaten ſich gemeldet haben, ſo thut man ſo viele Kugeln in einen Sack, als Bewerber ſind; und wer alsdann die einzige vergoldete zieht, der iſt Landvogt. Bisweilen geſchieht es, daß Mitglieder des großen Raths zwanzig oder dreyßig Jahre in auswärtigen Dienſten ſind, und erſt bey der Rückkehr in ihr Vaterland eine Landvogtey begehren. Solche alte Mitglieder ſind gemeiniglich aus der ganzen Regimentsbeſatzung oder der Zahl von Perſonen, die mit ihnen in den großen Rath kamen, die einzigen, die auf Landvogteyen vom erſten, oder zweyten Range noch Anſpruch machen können. Ihnen iſt es alſo auch erlaubt, ohne Loos eine jede erledigte Landvogtey, die ihnen gefällt, zu wählen, weil niemand von gleichem Alter da iſt, der ſie ihnen ſtreitig machen könnte.

---

*) Neue Mitglieder des großen Raths müſſen aber doch vier Jahre warten, bevor ſie um eine Landvogtey looſen können.

Von denen, welche im Lande bleiben, wartet faſt keiner ſo lange, bis niemand aus derſelbigen Regimentsbeſatzung übrig iſt, der um eine der erſten Landvogteyen anſuchen könnte; denn, wenn man vor dieſem Zeitpuncte ſtürbe, ſo verlöre die Familie alles, was man in einer Landvogtey von einer geringern Claſſe hätte erſparen können. Ueberdem tröſten ſich diejenigen, welche gleich um eine jede Landvogtey von der dritten oder vierten Claſſe looſen, mit der Hoffnung, daß ſie in der Zukunft noch eine andere erhalten, oder in den Rath befördert werden können.

So ſehr auch unverſtändige oder eingenommene Männer darüber declamirt haben, daß eine gewiſſe Zahl von Familien ſich der einträglichſten Aemter bemächtigt habe, und den größten Theil der Einkünfte des Staats gleichſam unter ſich austheile; ſo halte ich doch die Landvogteyen, und die damit verbundenen großen Vortheile für eine Haupturſache der Beſtändigkeit der Staatsverfaſſung, und des Flors der edelſten und mächtigſten Familien. Einem jeden Unparteyiſchen muß es einleuchten, daß es im höchſten Grade unbillig wäre, wenn man den Nachkommen von Perſonen, die oft um unbedeutender Geſchicklichkeiten willen das Bürgerrecht erhielten, und deren Geſchlechter dem Staate keine wichtigen Dienſte geleiſtet haben, wenn man dieſen gleiche Vorrechte mit ſolchen Familien zugeſtehen wollte, deren Vorfahren nicht nur dem Vaterlande ſeit Jahrhunderten in den erſten Würden gedient, ſondern ihm auch oft ihr Leben und einen großen Theil ihres Vermögens aufgeopfert haben. Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte kauften die Berner eine Menge von Herrſchafften nicht aus erpreßten oder geraubten Schätzen, ſondern mit Geldern, die ſie freywillig nach dem Verhältniſſe ihres Vermögens zuſammenſchoſſen. Da alſo die Ahnen der jetzt noch blühenden alten und reichen Geſchlechter vor allen andern geſäet und gepflanzet haben, ſo iſt nichts billiger, als daß ihre Nachkommen auch vorzüglich die Früchte genießen; beſonders, da ſie dieſe Früchte nicht ohne alle Arbeit einſammlen, ſondern ſowohl während, als vor, und nach der Erndte dem Staate nützlich werden. Die Landvogteyen ſind daher die angemeſſenſte Belohnung für die geleiſteten Dienſte ganzer Geſchlechter, und zugleich ein ſicherer und unveräußerlicher Fond, den kein unbeſonnener Verſchwender herdurch bringen kann. Ohne die beträchtlichen Summen, welche durch die Einkünfte von Landvogteyen jährlich in die Caſſen der regierenden Familien fließen, würde der Wohlſtand derſelben eben ſo ungewiß, und eben ſo ſchnell vorübergehend, als der von andern angeſehenen und reichen Häuſern in den übrigen Ländern Europens ſeyn. In Bern hingegen hebt der Staat den Geſchlechtern, die ihn regieren, in den Landvogteyen einen unvergänglichen Schatz auf, aus welchem ſie ſich nachgerade wieder erholen können, wenn ſie durch die Pracht, oder Schwelgerey einzelner Perſonen geſchwächt ſind. Verarmte oder verarmende mächtige Familien ſind zwar eine Laſt für einen jeden Staat, aber nirgends ſind ſie gefährlicher, als in einem ariſtokratiſchen, wo ſie mit ihrem Reichthum nicht gleich ihr Anſehn verlieren, und keine leichte oder anſtändige Mittel finden können, ſich wieder aufzurichten. Solche Familien müſſen nothwendig rauben, was ſie nicht rechtmäßig erwerben können, und ich bin deßwegen überzeugt, daß die öffentlichen Einkünfte in Bern nicht ſo gewiſſenhaft würden verwaltet, und der Landmann nicht ſo gerecht und gelinde regiert werden, wenn die Landvogteyen, deren jetzo im Gebiete der Republik ohngefähr neun und funfzig ſind, an Zahl oder Einkünften abnehmen ſollten.

Hier breche ich vors erſte ab, weil ich ſonſt befürchte, daß ich Sie durch meine politiſchen Nachrichten, und Bemerkungen ermüden möchte; wenn Sie aber bis hieher geduldig ausgehalten haben, ſo will ich Sie für ihre Beharrlichkeit auf die Petersinſel im Bielerſee mitnehmen, die durch Rouſſeau's Aufenthalt, und noch mehr durch die hinreißende Schilderung, die er in ſeinem Leben davon gemacht hat, berühmt geworden iſt.

Wir machten dieſe Reiſe vor kurzem in der ſchönen Gondel des Herrn Landvogts, worin wir uns, wenn es nöthig geweſen wäre, gegen Regen, oder den Brand der Sonne hätten ſchützen können. Das Wetter war kühl, ohne rauh zu ſeyn, und der Himmel bedeckt, ohne daß er ſich auf eine drohende Art getrübt hätte. Dies war uns lieber, als heller Sonnenſchein, weil wir dabey unſäglich von der Hitze würden gelitten haben. Der Wind blies uns beſtändig und zwar lebhaft entgegen, und unſere Schiffer waren deßwegen genöthigt, unaufhörlich ihre Ruder zu gebrauchen. Hierdurch wurde zwar unſere Fahrt langſamer, aber für uns intereſſanter, da wir alle Gegenſtände deſto genauer beobachten konnten. Wir fuhren ſtets an dem nördlichen Ufer weg, von welchem ſich der Jura ohne den geringſten Vorgrund ſchnell und ſteil emporhebt. Die Ufer des Bielerſees ſind lange ſo reich und abwechſelnd nicht, als die des Zürcher- oder Bodenſees; doch hat das nördliche etwas großes und romantiſches, was den letztern fehlt. Dies nördliche

Ufer iſt faſt ununterbrochen mit Weinbergen beſetzt, einige wenige Stellen ausgenommen, wo nackte Felſen, oder ſteile, nur mit Tannen bewachſene Abhänge des Berges in den See hineinlaufen. Hinter den Weinbergen erblickt man meiſtens dichte Eichen- oder Buchenwälder, das Haupt des Jura aber, auf welchem man große Geier und Adler ſchreyen hört, iſt ganz allein mit ſchwarzen, und undurchdringlich ſcheinenden Tannen bedeckt. So ſteil und beſchwerlich dies Ufer auch iſt, ſo liegt doch ein Dorf und Landgut neben dem andern. Die letztern ſind verhältnißmäßig nicht ſo prächtig, als die Dörfer, Flecken, und Städtchen ſchön ſind. Die reichen Familien aus Bern bringen auf den Gütern, die ſie am Bielerſee haben, nur den Herbſt, oder die Zeit der Weinleſe zu, weil man hier keine Wägen, oft nicht einmal Pferde brauchen, und kaum den Fuß aus dem Hauſe ſetzen kann, ohne Berg ab, oder Berg auf zu ſteigen. Es giebt in vielen Ländern höhere und ſchöne[illegible]'s Auge fallende Weinberge, als am Bielerſee, aber gewiß keine, die ſo ſorgfältig bearbeitet werden, und ihre Pfleger ſo reichlich belohnen. Wenn man die erſtaunliche Ergiebigkeit von gut gepflegten Reben nicht kennt, ſo muß man es für unmöglich halten, daß ſie ſo viele und koſtbare Arbeiten belohnen können. In manchen Weinbergen ſind nicht nur zehn und noch mehrere Terraſſen mit hohen Mauren geſtützt, ſondern die Füße der Weinberge ſind auch in dem See gegründet, und mit kühner Hand aus dem Grunde deſſelben aufgemauert worden. Dieſe Mauren, womit die ganze nördliche Seite des Sees eingefaßt iſt, werden alle Winter durch Wellen und Eis beſchädigt, und verlangen mehr oder weniger koſtbare Verbeſſerungen. Die Beſitzer der Weinberge ſind ſo ſinnreich, und geizen ſo ſehr mit einer jeden Handbreit, die ſie dem Berge abgewinnen können, daß ſie oft mehrere Fuß hohe Mauren aufführen und fruchtbare Erde hinauftragen, um nur drey oder vier Stöcke hinpflanzen zu können. Solche kleine Häuflein von Stöcken ſtehen bisweilen im Grunde eines oder mehrerer hohen Felſen, wie in natürlichen Niſchen, und haben das Anſehen, als wenn ſie in heiligen Capellen irgend einer Gottheit des Orts gewidmet wären. So unterhaltend und neu das nördliche Ufer iſt, ſo einförmig iſt das entgegengeſetzte, an welchem man mittelmäßige Weiden und Fruchtfelder, und ſeltene Dörfer ſieht, die noch dazu größtentheils in Bäumen verſteckt ſind. Die Petersinſel hat von der Nidauer Seite, wovon ſie am längſten und häufigſten geſehen wird, eine öde abſchreckende de Geſtalt, welches man leicht abändern könnte. Sie zeigt nämlich einen ſteilen von Gebüſch und Gräſern ganz entblößten Abhang, der noch überdem einen nahen Einfall zu drohen ſcheint. So bald man aber dieſen hinter ſich hat, ſo ſieht man in ihren fruchtbaren, mit allen Arten von ländlichem Segen angefüllten Schooß hinein. Sie iſt gleich ihrer ſchönern Schweſter Meinau ſich ſelbſt genug, und wenn ſie alſo auch auf einmal von der ganzen bewohnten Erde abgeriſſen würde, wie ſie es jetzo vom feſten Lande iſt, ſo würde ſie doch ihre fleißigen Bebauer reichlich ernähren können. An ihrer flächern und mittägigen Seite bringt ſie Getraide, Wein, Gemüſe, und alle Arten von Gartengewächſen hervor, und an der erhabenern und nordlichen Seite iſt ſie mit einem prächtigen Walde bewachſen, in deſſen dunkle Gänge und einſame Schatten Rouſſeau ſich ſo gerne zurückzog. Die ganze Inſel gehört dem Spital in Bern, welches die fruchtbarern und bebauten Theile an einzelne Perſonen verpachtet, über welche alle ein Schaffner geſetzt iſt. Der Weinwachs allein ſoll jährlich fünf hundert, einer ſagte mir gar 1000, Säume eintragen. Erſt vor einigen Jahren iſt die Mauer vollendet worden, womit jetzo die ganze Inſel umgeben iſt, und die man aufführen mußte, weil der See jeden Winter an der Inſel nagte, und beträchtliche Stücke in ſeine Abgründe hineinriß. Dieſe Mauer hat dem Spital dreyßig tauſend Thaler gekoſtet, die Arbeiter beſtanden meiſtens in den Schellen-Werkern, welche der Staat dem Spital auf mehrere Jahre überließ. Das Wohnhaus des Schaffners iſt nicht prächtig, aber feſt, geräumig, und bequem. Die beſten Zimmer werden für den Commiſſär des Spitals, oder für Herren von Bern aufgehoben, die hieher kommen. Außer den Wohnſtuben, und den zu einer großen Haushaltung nothwendigen Gemächern, und Kammern hat der Schaffner noch einige Zimmer zu ſeiner Diſpoſition. In einem von dieſen, und zwar in dem ſchlechteſten wohnte Rouſſeau, der es aber faſt zu einer heiligen Stätte oder Wallfahrt gemacht hat. Der Schaffner iſt ſtolz auf ſeinen ehemaligen Gaſt, und hat das Zimmer ohne alle Veränderung ſo gelaſſen, wie es zu R. Zeiten war. Die Wände ſind nackt, ohne alle Tapeten oder Mahlerey, und in der ganzen Stube findet ſich nur ein hölzerner Schrank, ſechs gemeine mit grünem Tuche überzogene Stühle, ein eben ſo überzogener Tiſch, und ein reinliches mit grünen Vorhängen verſehenes Bett. Durch das einzige Fenſter hat man eine Ausſicht auf den bebauten Theil der Inſel, auf einen ſchmalen Arm des Sees, und das gegenüber liegende flächere

Ufer. Was aber dies Zimmer ſeinem ſonderbaren Bewohner vielleicht am theuerſten gemacht hat, iſt eine geheime Treppe, durch welche man unbemerkt zum Hauſe hinaus kommen kann. Durch dieſe entfloh Rouſſeau oft in den Wald, wenn er von beſchwerlichen Neugierigen beſucht wurde.

An der Wand fanden wir mehrere erlauchte Namen, und auch wir ſchrieben die unſrigen hin, nicht um großen Vorgängern nachzuahmen, ſondern um Freunden, die nach uns hieher kommen könnten, ein Andenken zurück zu laſſen. Auf dem Ofen ſtand eine kleine gipſerne Statüe, die R. ſehr ähnlich ſeyn ſoll, und die man, wie ſein Bruſtbild, ſehr häufig in der Schweiz ſieht. In der kurzen Zeit, da er ſich hier aufhielt, gewann er durch ſein vertrauliches und liebreiches Betragen die Herzen nicht nur des Schaffners und ſeiner Frau, ſondern auch aller übrigen Hausgenoſſen. Er hielt ſich oft halbe und ganze Tage in dem Walde, bald auf dieſem, bald auf jenem Baume auf. Zu andern Zeiten legte er ſich in einen Kahn, und überließ ſich dem Triebe des Windes und den Bewegungen der Wellen, wodurch er einigemal bey plötzlich entſtehenden Stürmen oder Windſtößen in wirkliche Gefahr gerieth. Ungeachtet ich den waldigten Theil der Inſel beym Spatziergehen und in ſüßen Träumereyen dem bebauten vorziehe; ſo würde ich doch zu meinem Lieblingsplätzchen nicht die dunkelſten Stellen des Waldes, ſondern das zwar beſchattete, aber doch heitere Plätzchen wählen, wo ein niedlicher Salon für vornehme Gäſte aus Bern gebaut iſt, und ſich zur Zeit der Weinleſe die Jugend an jedem Sonntage zu frohen Tänzen verſammlet. Hier ſetzten wir uns nach Tiſche in den Schatten ehrwürdiger Eichen hin, die auf der ganzen Inſel nicht edler, als hier ſind, und ergötzten uns an der reinen und leichten Luft, die man auf dieſer Höhe athmet, und an der Ausſicht in den ſanftbewegten See, und auf alle die Oerter, die an ſeinen feenhaften Ufern erbaut ſind.

Fünfter Brief.

Nidau am 14ten Jul. 1788.

Liebſter Freund,

Weil Sie mich einmal aufgefordert haben, Ihnen von Berniſchen Staatsſachen zu ſchreiben; ſo müſſen Sie nun auch bis zu Ende aushören. Ich will aber doch Ihre Geduld nicht auf eine zu harte Probe ſetzen, und mich ſo kurz, als möglich faſſen. Diesmal zuerſt von den Einkünften des Standes Bern, und ihrer Verwaltung.

Schon in meinem letzten Brieſe bemerkte ich, wie ich glaube, richtig, daß eins von den ſicherſten Kennzeichen einer guten Ariſtokratie, die gewiſſenhafte Verwaltung der öffentlichen Einkünfte ſey. Denn wenn irgend eine oligarchiſche Partey oder Familie ein zu großes Uebergewicht hat, oder erhält, ſo fängt ſie gewiß bald an, die öffentlichen Einkünfte mit dem Staat zu theilen, und ihm wohl gar das Nothdürftige zu rauben. In Bern ſind die Einnehmer und Verwalter der öffentlichen Gelder ſo ſtrengen Unterſuchungen unterworfen, daß es nicht einmal jemanden einfällt, daß Unterſchleiſe, oder Veruntreuungen vorgehen könnten. Ein ſolcher Argwohn wird auch durch die That ſelbſt widerlegt. In allen übrigen großen Staaten ſind die Auflagen unglaublich vervielfacht worden, und doch ſind dieſe Staaten, einen oder einige ausgenommen, in unermeßliche Schulden verſunken. Bern hingegen fordert noch immer von Bürgern und Unterthanen nicht mehr, als vor zwey hundert Jahren, und hat ſich doch bey dieſen unveränderten Auflagen, und den nicht wenig vermehrten Ausgaben beträchtliche Schätze geſammlet, weil es durch milde Regierung die Volksmenge, Handlung, Manufacturen, und Ackerbau vermehrt und verbeſſert, und eben dadurch die alten Quellen von Einnahme viel ergiebiger gemacht hat, als ſie vorher waren.

Seit Stanian's Zeiten ſind mit den Finanzen aller Cantone große Veränderungen, oder vielmehr Verbeſſerungen vorgegangen. Die kleinen Demokratiſchen Cantone ſind nicht mehr ſo arm, und die Ariſtokratiſchen viel reicher, als ſie es zu dieſes Schriftſtellers Zeiten waren. Alle kleine Cantone haben nicht nur einen Schatz, ſondern auch Capitalien; und beyde beſitzt Uri am größten, wegen des einträglichen Zolles, den dieſer Stand von den über den Gotthart gehenden Waaren hebt. Unter den Ariſtokratiſchen Cantonen iſt Bern der reichſte; auf dieſen folgt Zürch, oder Freyburg, welcher letztere Stand große Summen in auswärtigen Fonds haben ſoll. Von Solothurns und Lucerns Finanzen habe ich nichts näheres erfahren können.

Eine jede der beyden Schatzcammern in Bern beſteht aus den vier Vennern, denen in der teutſchen der Seckelmeiſter der teutſchen, und in der welſchen der von den welſchen Landen vorſitzt. Dieſe Collegia und ihre Vorſitzer nehmen die Rechnungen der Landvögte und Zollbedienten, und ihre Gelder an, und zahlen auch wiederum die ordentlichen, oder angewieſenen Ausgaben aus. Beyde Seckelmeiſter müſſen jährlich detaillirte Rechnungen ablegen, und jeden Artikel der Einnahme und Ausgabe mit gültigen Documenten bewähren. Neben dem älteſten Heimlicher hat ein jedes Mitglied der Schatzcollegien einen Schlüſſel zum Schatze des Staats, der ſo feſt verwahrt iſt, daß man gar nicht dazu kommen kann, wenn nicht alle ſieben Perſonen, welche ihn öffnen dürfen, gegenwärtig ſind.

Der wichtigſte Zweig der öffentlichen Einkünfte, die jährlich vom Lande gehoben werden, beſteht in dem Ertrag der Domänen der Republik, der Zehnten, und des Grundzinſes. Einen großen Theil dieſer erſten Claſſe von Einkünften hat der Staat der Reformation zu danken, als wodurch er auf einmal in den Beſitz alles geiſtlichen Güter geſetzt wurde. Weil aber aus dieſen Einkünften die Landvögte und Pfarrer beſoldet werden, ſo iſt der Ueberſchuß, der in die Caſſe des Staats fließt, bey weitem ſo groß nicht, als man ſich gemeiniglich einbildet. So viel ich gehört habe, bringen die Domänen, Zehnten, und Grundzinſen aus den teutſchen Landen jährlich ohngefähr nur reine funfzig tauſend Thaler ein. Wie viel eben dieſe Artikel in dem Franzöſiſchen Gebiet eintragen, kann ich nicht beſtimmen. Wenn man annehmen dürfte, daß ſie ſich gegen die aus dem teutſchen Gebiete eben ſo verhalten, wie die Zahl der welſchen und teutſchen Landvogteyen gegen einander, ſo würden die Domänen, Zehnten, und Grundzinſen aus dem Païs de Vaud etwa einen Drittheil der Summe abwerfen, die ich vorher angegeben habe. Im Païs de Vaud hebt aber der Staat noch eine andere Abgabe, die man im teutſchen Gebiet gar nicht kennt, und die im Franzöſiſchen Lod, und im Lateiniſchen laudemium genannt wird. Dieſe beſteht, wenn es Edellehen ſind, im ſechſten, ſonſt aber im zehnten Theil des Kaufpreiſes von liegenden Gründen, wenn dieſe in andere als der nächſten Erben Hände kommen, welches im Païs de Vaud häufig geſchieht, weil ſich ſo viele Ausländer darin niederlaſſen. Dieſer beſchwerlichen, und den Werth von Gütern ſehr verringernden Abgabe ſind nicht alle Ländereyen und Beſitzungen unterworfen. Der Stand kauft aber dieſes Recht an ſich, wo er kann, meiſtens für den achten Theil des Werths von Gütern, oder Ländereyen. Ihre Domainen erweitert die Regierung nicht, der es ſonſt leicht ſeyn würde, in einem halben Jahrhundert die beſten Ländereyen und Güter an ſich zu kaufen. Die Zehnten werden gewöhnlich in natura gehoben, doch aber öffentlich dem Meiſtbietenden zugeſchlagen, und zwar meiſtens an diejenigen, auf deren Ländereyen ſie gewachſen ſind, damit der Erde, welche die Früchte getragen hat, der Dünger, oder das Stroh nicht entzogen werde. Vor dem Verkaufe werden die Zehnten von Geſchwornen eines jeden Dorfs geſchätzt, und dadurch erhält der Landvogt einen Maaßſtab, nach welchem er ſich gegen die Verabredungen von Bauern ſchützen kann. Wenn aber die letztern gewiſſe Zehnten in der Hitze des Bietens über den geſchätzten mäßigen Preis hinaustreiben; ſo werden ſie oft von dem Landvogte ſelbſt gewarnt, und ihrer Hitze Einhalt gethan. Nennen Sie mir außer der Schweiz irgend ein anderes Land, wo man ſo darauf raffinirt, den Landmann zu ſchonen!

Die zweyte Quelle der öffentlichen Einkünfte, die vom ganzen Lande gehoben werden, iſt das Salzmonopol, welches jährlich nahe an neunzigtauſend Thaler einbringt. Dieſe Auflage, welche alle Bewohner des Berniſchen Gebiets, Arme wie Reiche, Bürger ſowohl als Unterthanen bezahlen müſſen, ſcheint beym erſten Anblick mit dem Geiſte der Berniſchen Regierung ſtreitend zu ſeyn. Schon das Wort Monopol allein erregt einen ganzen Haufen von ſchrecklichen Vorſtellungen, und Sie werden gewiß fragen, wie eine ſo weiſe und gütige Regierung, als die Berniſche iſt, ſich einen ausſchließenden Handel mit einer der erſten Nothwendigkeiten des Lebens anmaaßen, und dem ganzen Volk eine Laſt auflegen könne, die ſelbſt in Frankreich eine der drückendſten ſey. Dieſe Frage läßt ſich leicht beantworten, und wenn Sie meine Antwort werden geleſen haben, ſo werden Sie vielleicht zum erſtenmale eine Ausnahme von der Regel machen, daß Monopole in den Händen einer Regierung immer unweiſe und ſchädlich ſind.

Salz iſt eine von den Nothwendigkeiten des Lebens, welche die Natur der an Quellen und Bergen ſo reichen Schweiz verſagt hat. Zwar läßt der Canton Bern ſeine Salzwerke bey Bex bearbeiten; allein dieſe liefern nur einen kleinen

Theil der Quantität, die im ganzen Lande verbraucht wird. Wenn man alſo den Handel mit dieſem unentbehrlichen Artikel den Kaufleuten allein überließe, ſo würde durch ihre Unvorſichtigkeit, oder Bosheit, gewiß eben ſo oft Mangel entſtehen, als Hungersnoth oder Theurung von Getraide entſtehen würde, wenn nicht der Staat durch ſeine Magazine die Kornjuden im Zaume hielte. Der Staat übernimmt daher gleichſam das Amt eines Großhändlers, und liefert eine Waare zu allen Zeiten um denſelbigen mäßigen Preis, um welchen ſie höchſt wahrſcheinlich kein Kaufmann liefern würde, weil er ſich ſchwerlich dieſelbigen Vortheile zu Nutze machen könnte. Das Salz wird in Burgund, Lothringen, und Baiern aus der erſten Hand bey großen Quantitäten aufgekauft, zu den bequemſten Zeiten, wenn die Fracht am wohlfeilſten iſt, zugefahren, und in ſichern und geräumigen Magazinen aufgehoben. Daß der Gewinn, welchen der Staat ſich durch das Salzmonopol verſchafft, nicht ſo wohl eine drückende Auflage iſt, als durch eine vortheilhaftere Einrichtung des Handels gewonnen wird, ſieht man am meiſten daraus, daß man nichts von Contrebande hört, welches gewiß nicht unterbleiben würde, wenn bey einem heimlichen Handel viel zu erbeuten wäre. Nirgends aber wäre Unterſchleif leichter, als im Berniſchen, wo man ſo aufmerkſame Licent- und Zollbediente nicht kennt und dulden würde, als woran man in andern Ländern gewohnt iſt.

Der dritte Hauptzweig von Einkünften, die aus dem Lande ſelbſt gehoben werden, beſteht in den Zöllen. Dieſe ſind ſo mäßig, daß ſie, ſo weit meine Erkundigungen gehen, im teutſchen Gebiete nicht einmal die Hälfte der Summe ausmachen, welche die Landvogteyen aus Grundzins, Zehnten, und Domänen in die Caſſe des Staats liefern. Die übrigen Quellen von Einkünften beſtehen in der Pacht der Poſten, und in den Ohmgeldern, den Verhör-, Audienz- und Naturaliſationsgeldern, Legitimations- und Habitantengeldern u. ſ. w. Die erſtere giebt jetzo 60000 Pfund, und die andern werden jährlich in den teutſchen Landen nicht viel mehr, als vierzig tauſend Pfunde abwerfen, von welchen die Ohmgelder ohngefähr die Hälfte ausmachen. Aus dieſen angeführten Einkünften könnte der Staat in manchen Jahren unmöglich nur ſeine ordentlichen Ausgaben, ſo wie ſie jetzo einmal eingerichtet ſind, beſtreiten, geſchweige daß er für Nothfälle etwas daraus erübrigen könnte. Die ordentlichen Ausgaben beſtehen in der Unterhaltung, oder Anlegung der öffentlichen Gebäude und Wege:

in den Beſoldungen der Rathsherren, Artillerie-Officiere, Schreiber, Regiſtratoren, Polizeybedienten, und der Stadtwache: in dem Aufwande von Geſandten oder außerordentlichen Commiſſionen: in Almoſen und Gnadengeldern, und endlich in Unterſtützung von Unglücklichen, die durch Brand gelitten haben. Die beyden letzten Artikel machen große Summen aus, weil in einem Ariſtokratiſchen Staate die Regierung immer die erſte und größte Wohlthäterinn iſt, und in Ermangelung von Brandcaſſen beynahe die Stelle derſelben vertreten muß. Wenn aber der Schade zu groß iſt; ſo bewilligt die Obrigkeit den Nothleidenden unter ihrer Aufſicht die Erlaubniß, im ganzen Lande oder einem gewiſſen Theile deſſelben eine milde Beyſteuer zu ſammlen, wodurch der erlittene Verluſt meiſtens mehr, als erſetzt wird.

Unter dieſen Umſtänden würde der Staat ſchon lange gezwungen worden ſeyn, ſeine Ausgaben einzuſchränken, oder nach dem Beyſpiele anderer Staaten die Auflagen zu vermehren, wenn nicht die Sparſamkeit der Vorfahren eine andere immer reicher fließende Quelle von Einkünften geöffnet hätte. Dieſe letzte Quelle von Einkünften ſind die Zinſen der Capitalien, welche man ſeit ohngefähr hundert und funfzig Jahren in und außer Landes belegt hat. Die Capitalien erſparte man zu einer Zeit, als man noch keine neue Wege, und ſo große Kornmagazine zu unterhalten hatte, und auf die Verbeſſerung des Landes, und die Verſchönerung der Stadt viel weniger wandte, als jetzo. So wie man aber die Früchte einer guten Oekonomie mehr und mehr einzuerndten anfing; entſchloß man ſich, nicht ohne Zweck todte Schätze zu häufen und zu vermehren, ſondern ſie zu großen oder nützlichen Unternehmungen, und Werken anzuwenden. Man baute Wege nicht nur nach allen Städten und Landvogteyen hin, ſondern ſelbſt in unabſehliche und vorher unerſteigliche Felſen hinein, dergleichen der berühmte Weg über den Gemmiberg nach dem Leukerbade iſt. Man erneuerte oder verſchönerte alle öffentliche Gebäude, trocknete Moräſte, reinigte und vertiefte Flüſſe, und zog Canäle, die ſelbſt Römiſche Baumeiſter in Erſtaunen ſetzen würden, um zerſtörende Bergwaſſer, wie die Kander, im Zaume zu halten. Unter allen Ständen, welche den Reichthum und die Freygebigkeit des Staats gefühlt haben, hat der geiſtliche am meiſten Urſache, dankbar zu ſeyn. Die Regierung hat nämlich allein in dieſem Jahrhundert über dreyhundert Pfarrhäuſer auf ihre Koſten neu erbauen laſſen.

Die Capitalien des Standes Bern, die zu Stanian's Zeiten nur 1200000 Thaler ausmachten, waren vor einigen Jahren bis nahe an ſechs Millionen Thaler geſtiegen, und brachten beynahe zwo Tonnen Goldes Intereſſen ein *). Faſt die Hälfte dieſer Summe iſt in Engelland allein belegt, die größere Hälfte aber an teutſche Fürſten und Städte ausgeliehen. So anſehnlich die Summen ſind, welche Bern jährlich von außen hereinzieht; ſo würden doch bald Zinſen und Capitalien verzehrt werden, wenn der Staat nur zwanzig Jahre einen ſo zahlreichen Hof, einen ſo koſtbaren Civil- und Militär-Etat, als die teutſchen Fürſten vom dritten Rang, erhalten, ja, wenn er nur beſtändig ein ſo kleines Heer, als vor kurzem noch vor Genf ſtand, bezahlen müßte. Dies kleine Heer koſtete monatlich dreyßig tauſend Thaler, und würde allein die Einkünfte der ganzen Republik verzehret haben. Solche außerordentliche Ausgaben, als die Expedition gegen Genf, oder die Erbauung neuer Wege, oder anderer öffentlichen Gebäude ſind, oder als in den theuren Jahren der Aufkauf ausländiſcher Früchte war, an welchen der Staat über zwey Tonnen

Goldes

---

*) Von dieſer Zeit an hat das Capital wenigſtens noch um eine Million Pfund zugenommen.

Goldes einbüßte, werden Hinderniſſe, daß die Capitalien des Staats nicht in geometriſcher Progreſſion zunehmen können.

Die meiſten Reiſenden fragen weniger nach dem weiſen Gebrauch, den die Regierung in Bern von ihren erſparten Reichthümern gemacht hat, und noch macht, als nach dem, was niemand beantworten kann: wie groß der öffentliche Schatz ſey? Dies kann kein Menſch genau wiſſen, weil an dem Schatze ſchon länger, als ein Jahrhundert geſammlet iſt, und allemal, wenn man etwas hineinlegt oder herausnimmt, ſolches zwar eingeſchrieben, aber Einnahme und Ausgabe auf die gleiche Seite und nicht in Ziffern, ſondern mit Buchſtaben eingezeichnet wird *). Stanian wollte von guter Hand wiſſen, daß zu ſeiner Zeit ſchon im Schatze zu Bern über ſieben Mil-

---

*) Das Schatzgewölbe in Bern darf nicht anders, als auf ausdrücklichen Befehl des regierenden Raths geöffnet werden. Die Schlüſſel dazu beſitzen der regierende Schultheiß, die beyden Seckelmeiſter, die vier Venner, und der älteſte Heimlicher. Im Gewölbe ſelbſt liegen zwey Bücher, in deren eins die Einnahme, in das andere die Ausgaben eingeſchrieben werden, und die beyde mit Ketten angeſchloſſen ſind. Auch die alten Bücher, worin die ehemaligen Vermehrungen und Verminderungen des Schatzes verzeichnet ſind, bleiben ſtets im Gewölbe liegen.

lionen Thaler enthalten wären. Wenn man dieſe Summe als richtig annehmen, und zugleich vorausſetzen dürfte, daß der Schatz in gleichem Verhältniſſe mit den Capitalien zugenommen hätte; ſo würde eine ganz unglaubliche Summe herauskommen. Zwar wollte mich jemand in Bern glauben machen, daß Stanian den baaren Reichthum des Staats nicht übertrieben hätte; allein andere verſichern, daß Perſonen, die den Schatz geſehen hätten, und die vorräthigen Maſſen von Gold und Silber zu ſchätzen wüßten, nicht zwo Millionen Thaler dafür geben möchten. Es wäre ein politiſches Problem: ob es weiſe ſey, daß die Regierung eben ſo viel, oder noch mehr Geld angenutzt liegen laſſe, als ſie auswärts belegt hat? Ich wage es nicht, dieſe Frage zu entſcheiden; ich glaube aber, daß ein Staat, dergleichen der Berniſche iſt, eben ſowohl zu viel Capitalien belegen, als ſeinen Schatz zu ſehr anfüllen könne.

Die Kriegsverfaſſung in Bern iſt ſo gut, als ſie in einem Staate ſeyn kann, der keine ſtehende Armee unterhält, und in einigen Jahrhunderten keine langdaurenden Kriege geführt hat. Ueber die Einrichtung des Kriegsweſens verweiſe ich Sie auf Tſcharnern, und andere. Aus dieſen werden ſie ſehen, daß alle ſtreitbare Männer zwiſchen ſechszehn, und ſechszig Jahren (denn die ältern ſind von dem Dienſte frey) in drey Aufgebote, und dieſe wieder in Regimenter und Eſcadrons abgetheilet ſind, daß ein jeder ſtreitbarer Mann mit vollſtändiger Montur und Waffen verſehen ſeyn muß, und daß alle zu gewiſſen Zeiten in den Waffen geübt werden, u. ſ. w. Ich will Ihnen jetzt nur etwas von dem mittheilen, was ich ſelbſt beobachtet habe.

Die Waffenübungen können in einem Staate, der keine ſtehende und beſoldete Heere hat, unmöglich ſo ernſtlich und anhaltend, als in Teutſchland ſeyn, deſſen Kriegszucht, wie es ſcheint, allen übrigen Nationen, die Ruſſen ausgenommen, unnachahmlich, und unerträglich iſt. In Teutſchland ſind die Waffenübungen das einzige Geſchäfft des Soldaten; im Berniſchen ſind ſie nur eine von den Sonntagsbeluſtigungen der Bürger und Bauern, und dürfen alſo auch nicht ſo weit getrieben werden, daß ſie diejenigen, die von der Arbeit der vergangenen Woche entweder noch ermüdet ſind, oder doch ſich erholen möchten, zu beſchwerlich fallen. In Teutſchland werden die geringſten Verſehen mit unerbittlicher Strenge beſtraft; in der Schweiz ſind die Officiere Mitbürger oder Nachbaren der gemeinen Soldaten, die oft angeſehene Bürger, oder Bauren, oder deren Söhne ſind. Es iſt alſo gar nicht daran zu denken, daß die erſtern den Stock, den einzigen Schöpfer und Erhalter der guten Diſciplin, brauchen dürften. Eben ſo wenig kann man erwarten, daß die Berniſche Miliz die Behendigkeit und Gewandtheit des Cörpers, und die Schnelligkeit, Pünctlichkeit, und Harmonie von Bewegungen habe, welche alle Ausländer an den diſciplinirten Truppen unſers Vaterlandes bewundern.

Den großen Unterſchied von teutſchen Truppen und ſchweizeriſcher Miliz bemerkte ich am meiſten, als ich vor kurzem einige Detaſchements von Berniſchen Soldaten, die von Genf zurückkamen, in Bern einmarſchiren ſah. Der alte Schweizermarſch, mit welchem ſie ihre Fahnen zurückbrachten, rührte mich erſtaunlich; denn wem ſollten nicht dabey die großen Thaten der alten Schweizer im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte einfallen? allein die Bildung der meiſten Soldaten, ihr Gang, die Art, wie ſie ſich trugen, und ihre Aufführung gegen die Officiere konnten unmöglich den Beyfall eines Teutſchen erhalten. Der größte Theil derſelben beſtand aus großen oder vierſchrötigen Leuten, und man ſagte uns, daß die Genfer ſich über nichts ſo ſehr, als über die dicken Lenden und Waden der Berner gewundert hätten; ſie waren aber faſt alle plump, und durch Arbeit oder böſe Gewohnheit gekrümmt, und nur ſelten ſah man einen von Geſicht ſchönen; behenden, und hurtigen Kerl darunter. Die größten und wohlgebildetſten unter ihnen waren aus dem Oberlande, oder aus den gebirgigten Gegenden des Landes, in welchen Viehzucht die einzige Beſchäfftigung iſt. Eben dieſe größern mit Milch genährten Menſchen ſollen aber viel weniger dauerhaft ſeyn, als die kleinern unanſehnlichen knorrigten Aargäuer, die durch die Arbeiten des Feldbaus geſtärkt, und abgehärtet ſind. Ihr Gang war weder leicht, noch gleichförmig, und alle Stellungen und Bewegungen des Cörpers verriethen eine gewiſſe Langſamkeit und Unbehülflichkeit, die nicht anders, als durch anhaltende Uebungen und ſtrenge Strafen überwunden werden können. Mehr als alles dieſes aber beleidigte mich die Ungeneigtheit, die ich in manchen wahrnahm, den Befehlen ihrer Officiere zu gehorchen. Weil ſie einen oder einige Tage ausruhen, und auf Koſten des Staats bewirthet werden ſollten, ſo wurden ſie in verſchiedene Quartiere vertheilt, die ſie aber, wenn ſie ihnen nicht gefielen, verließen, und eigenmächtig mit andern vertauſchten. Dieſer Ungehorſam blieb ungeſtraft, und dies konnte ich ſo wenig billigen, als daß der regierende Rath den Officieren,

ren, die ohne das ſchon zu geneigt dazu ſind, Gelindigkeit gegen ihre Soldaten empfohlen hatte. Man kann freylich nicht ohne eine lächerliche Schiefheit des Geiſtes von einem ſo friedfertigen Staat, als Bern iſt, verlangen, daß er einen eben ſo großen Unterſchied, als das kriegeriſche Rom, unter civibus und militibus machen, und eben die Männer, welche im Frieden zu mißhandeln Majeſtätsverbrechen war, im Kriege den Stöcken der Centurionen, und den Beilen ſeiner unumſchränkten Imperatoren unterwerfen ſolle; allein das ſcheint mir immer einleuchtend, daß man in keinem Staate ohne den größten Schaden die Diſciplin ſo weit erſchlaffen laſſen könne, daß gemeine Krieger ſich unterſtehen dürften, wider den Willen ihrer Vorgeſetzten, oder nach ihrem eigenen Willen zu handeln. Die Regierung von Bern ſah wahrſcheinlich Gelindigkeit als das ſicherſte Mittel an, die Unzufriedenheit ihrer Truppen mit dem Zuge nach Genf zu beſänftigen; allein meiner Meynung nach hätte man eher ein jedes anderes, als ein ſolches Mittel verſuchen müſſen, was die Schwäche oder Schüchternheit der Regierung ſelbſt in einer guten Sache verräth. Uebrigens war es dem Berniſchen Landmann nicht zu verdenken, wenn er unwillig darüber wurde, daß er um einer Stadt willen, die ſeinem Vaterlande ſchon ſo viele Koſten und Unruhen verurſacht hat, ſeine Wieſen und Aecker gerade zu einer Zeit, wo ſie ſeinen Arm am meiſten nöthig hatten, verlaſſen, und überdem noch ſein Geld fern von ſeiner Familie verzehren ſollte. Der Staat gab zwar einem gemeinen Soldaten täglich ein Pfund Fleiſch, ein Pfund Brod, und drittehalb Batzen; allein dieſer hohe Sold reichte lange nicht hin, die Bedürfniſſe wohlhabender und gutgenährter Bauren zu befriedigen. Weil die Berner nicht gewußt hatten, wie lange ſie vor, oder in Genf bleiben würden, ſo hatten manche ſechszig, und noch mehrere Louisd'or mitgenommen, von welchen ſie gewiß viele in der Nachbarſchafft von Genf gelaſſen haben. Aus allen dieſen Nachrichten werden Sie mit mir gewiß denſelbigen Schluß ziehen: daß nämlich eine gewiſſe Wohlhabenheit dem Bauren gegen Kriegsdienſte nothwendig einen Widerwillen einflößen müſſe.

An eben dem Tage, an welchem ich den Einmarſch der von Genf zurückkehrenden Truppen ſah, hatte ich das Vergnügen, im Falken mit einem Landvogt zu ſpeiſen, der als Major vor Genf geweſen war, und nun die Officiere ſeiner Compagnie bewirthete. Die Regierung in Bern beſetzt nicht, wie andere Ariſtokratiſche Staaten in der Schweiz, alle Officierſtellen mit bloßen

Bür:

Bürgern, ſondern wenigſtens einen Drittheil aus den Landleuten, und Einwohnern der Municipal-Städte. Gewöhnlich nimmt man aber zu Officieren nur ſolche, die in auswärtigen Dienſten geſtanden haben. Diejenigen, welche der Landvogt an die Wirthstafel mitbrachte, waren alle Landleute, die gute und geiſtreiche Geſichter hatten, aber doch in Mienen und Geberden eine gewiſſe Schüchternheit darüber blicken ließen, daß ſie ſich in Geſellſchafft von Menſchen befanden, mit denen ſie ſonſt nicht umzugehen gewohnt waren. Nach Tiſche dankten ſie ihrem Major herzlich für ſeine Güte, und ich pries dieſe Güte als eine von den guten und erlaubten Künſten, womit man die Liebe von Untergebenen gewinnen kann, und gewinnen ſollte. Am Tiſche hörte ich, daß von dem ganzen Corps Berniſcher Truppen nur ein einziger, und auch dieſer plötzlich auf dem Rückmarſche, geſtorben ſey. Dieſer Umſtand beweiſt ſowohl die Geſundheit der Truppen, die man nach Genf ſchickte, als die Sorgfalt der Obrigkeit, den Soldaten gute Pflege und Nahrungsmittel zu verſchaffen.

Die Berniſche Miliz würde aber gewiß nicht in einem ſo guten Stande ſeyn, als worin ſie wirklich iſt, wenn nicht ſo viele Bürger und Unterthanen unter fremden Mächten mehr oder we-

niger

nige Jahre gedient hätten. Ohne dieſe auswärtigen Dienſte würde Bern und die ganze übrige Schweiz ſchon lange keinen Kriegsetat, keine erfahrne Officiere, und Soldaten mehr haben. Wenn alſo auch auswärtige Kriegsdienſte noch ſo ſchädlich wären, ſo glaube ich doch, daß man ſie nicht verbieten müſſe, weil ſie nothwendig ſind. Der geringſte Vorwurf, den man ihnen machen kann, iſt dieſer, daß ſie der Bevölkerung ſchaden. In einem gut eingerichteten Staat wird eine ſo kleine Zahl von Menſchen, als zur Ergänzung der in fremden Dienſten ſtehenden Regimenter nöthig iſt, von ſelbſt und leicht wieder erſetzt. Viel nachtheiligere Folgen der auswärtigen Dienſte ſind dieſe: daß ſie jährlich beträchtliche Summen aus dem Lande ziehen (denn die Zeit hat lange aufgehört, wo auswärtige Dienſte das einträglichſte Gewerbe der Schweizer waren,) und daß ſie die Sitten ſo vieler jungen Leute, beſonders aus den vornehmſten Familien, verderben.

Wenn aber auch Bern, und die übrigen Cantone alle ihre Truppen aus den fremden Dienſten zurückzögen, und ihre Miliz dadurch vervollkommneten, ſo glaube ich doch nicht, daß dieſe gegen eine halb ſo große Zahl disciplinirter Truppen Stand halten könnte. Ich bin ſo ſehr, als der wärmſte Schweizer, überzeugt, daß die

Schweizer eben ſo viele Tapferkeit, als die Teutſchen haben, und daß Bürger und Bauren für ihre Freyheit, Weiber, Kinder und Güter mit viel größerem Muthe in die Schlacht gehen würden, als gedungene Miethlinge, die allein durch den Prügel, oder die Furcht vor noch härtern Strafen getrieben und angefeuert werden; allein nichts deſto weniger lehrt die Erfahrung, daß Tapferkeit und Vaterlandsliebe gegen beſſere und vollkommenere Diſciplin nicht allein nichts ausrichten, ſondern immer unterliegen. Nicht alſo innere Stärke, auch nicht vortheilhafte Lage, und noch weniger Eintracht wird die Schweiz gegen Unterjochung ſchützen, ſondern theils die Eiferſucht mächtiger Nachbaren, von welchen ſie am eheſten etwas zu fürchten hätte, und noch mehr die in ganz Europa anerkannte Wahrheit: daß ein ſo unfruchtbares und weitläuftiges Land, als die Schweiz iſt, einem Herrn, der es durch koſtbare Heere und Feſtungen beſchützen, und durch beſoldete Collegia regieren laſſen müßte, eine unerträgliche Laſt werden würde. Nicht leicht wird ein Miniſterium irgend eines großen Fürſten ſo verblendet oder unwiſſend werden, daß es vergeſſen ſollte, daß die Schweiz nur allein deßwegen ſo blühend iſt, weil ſie alle die Laſten nicht trägt, die ſie unter einem Monarchen tragen müßte, und daß ihr Wohlſtand auf einmal verſchwinden würde, ſo bald die Einwohner den Ertrag ihrer Heerden und Aecker mit einem Eroberer theilen müßten, um Truppen, und Feſtungen, und Collegia davon zu erhalten.

Die Schweizer Regimenter dienen allenthalben unter ſo vortheilhaften Bedingungen, daß man ſich wundern muß, daß die auswärtigen Mächte, in deren Dienſte ſie ſind, ſie nicht ſchon lange entlaſſen haben. Frankreich wenigſtens würde mit viel geringern Koſten teutſche Regimenter anwerben, unterhalten, und ergänzen können, als es jetzo auf die Schweizeriſchen wendet. Die Schweizer Officiere wiſſen dieſes ganz gut, und haben deßwegen wenigſtens ein Drittel Teutſche unter ihren Soldaten, und würden, wie vormals auch geſchah, noch mehr annehmen, wenn ſie nicht durch ein Geſetz eingeſchränkt worden wären. Ein junger Schweizer Recrute erhält, wenn er eine Capitulation auf vier Jahre eingeht, vierzig, funfzig, und noch mehrere große Thaler Handgeld, und wenn dieſe vier Jahr verſtrichen ſind, kann und darf den Soldaten niemand halten, es ſey denn, daß er ſich von ſeinem Officiere Gelder hätte vorſchießen laſſen, und dieſe nach dem Ablauf ſeiner Capitulationszeit nicht bezahlen könnte. Alsdann iſt der Soldat auf eine gewiſſe Art genöthigt, wieder Handgeld, und von neuem Dienſte zu nehmen. Eine Folge hievon iſt, daß die Officiere ihre Soldaten, ſo viel ſie können, in ihrer Schuld zu erhalten, und zu allerley Ausgaben zu verführen ſuchen, welches freylich den Sitten der gemeinen Krieger nicht anders, als verderblich ſeyn kann. Die Regierung zu Bern thut alles, was in ihrer Macht iſt, um Ueberliſtungen, oder heimliche und gewaltſame Werbungen, ſo viel als möglich, zu verhüten und zu beſtrafen. Kein Officier darf einen Neu-Angeworbenen aus dem Lande führen, bevor er ihn nicht vor die Recruten-Cammer geſtellt hat. Dieſe frägt einen jeden, ob er mit freyem Willen, oder durch ſchändliche Liſt, und unerlaubte Mittel zu fremden Dienſten bewogen worden ſey? Sagt er das Letztere, und mit Grund, ſo hat der Officier nicht nur ſein Handgeld verloren, ſondern wird auch noch überdem ſehr hart beſtraft. Eben dieſes würde geſchehen, wenn jemand wider ſeinen Willen, und über die Zeit in fremden Dienſten gehalten werden ſollte. Ein jeder Prediger hat ein Verzeichniß der jungen Leute ſeines Kirchſpiels, die mit Erlaubniß der Regierung auswärtigen Mächten dienen. Sobald alſo eins oder das andere ſeiner Pfarrkinder über die feſtgeſetzte Zeit ausbleibt, ſo muß er ſich nach den

Urſachen erkundigen, die den Abweſenden zurückhalten, in ſeine Heimath zurück zu kehren, und wenn ihm gegründeter Verdacht aufſteigt, ſo muß er es ſogleich höhern Orts berichten *).

Die Einrichtung der Geiſtlichkeit im Canton Bern und die Verwaltung der geiſtlichen Angelegenheiten hat viel eigenthümliches, was man weder in Teutſchland, noch in den übrigen Cantonen wiederfindet. Man kann zwar von der Schweiz überhaupt ſagen, daß ſie der Geiſtlichkeit mehr Anſehen, aber weniger wirkliche Gewalt, als andere Länder verliehen habe. Von keinem Cantone aber kann man dieſes mit größerm Rechte, als von Bern, behaupten.

In Bern haben die wirklichen Pfarrer den Rang über die Mitglieder des großen Raths, die Pfarrer in den Landſtädten über alle Stadtbediente, und die Decani, die einigermaaßen unſern Superintendenten entſprechen, mit den Landvögten; allein alle Geiſtliche ohne Ausnahme (und zu dieſen gehören auch die Profeſſoren) ſind auf ewig von aller Theilnehmung an der Regie-

---

*) Ein ſehr unterrichteter Freund, der viele Pfarrer gefragt hat, ſchreibt mir, daß man von den Verzeichniſſen, welche die Prediger von den aus ihren Gemeinden ausgehobenen Recruten halten ſollten, Nichts wiſſe.

rung ausgeſchloſſen. Der geiſtliche Stand iſt ein Character indelebilis, den man niemals ablegen kann; und wenn jemand auch ſeine geiſtliche Bedienung aufgeben, und in den Stand der Layen zurückkehren wollte, ſo würde er doch deßwegen nicht weniger, als vorher, unfähig ſeyn, in den großen Rath zu kommen. In Zürch kann zwar auch niemand, der in einem geiſtlichen Amt ſteht, in den regierenden Rath gelangen; ſobald aber einer eine geiſtliche Bedienung niederlegt, ſo iſt er ſo gut, als ein jeder anderer fähig, in den kleinen oder großen Rath erwählt zu werden. — Im Berniſchen haben zwar ferner die Geiſtlichen ein ausgedehnteres Sittenrichterliches Amt, als in dem mir bekannten Teutſchland; ſie können z. B. Mädchen, die in einem ſchlimmen Rufe ſtehen, oder von denen das Gerücht ſagt, daß ſie ſchwanger ſeyen, vorfordern, und den Gaſtwirthen verbieten laſſen, notoriſchen Trunkenbolden über ein gewiſſes Maaß Wein zu verkaufen; dagegen ſitzen in dem Chorgerichte in Bern, oder dem oberſten Conſiſtorio nur zween Geiſtliche, und ſieben weltliche Mitglieder aus dem kleinen und großen Rath; auch werden die Pfarreyen nicht vom Chorgerichte, ſondern vom Senat beſetzt, und Pfarrer auf dem Lande nicht von den Decanis, ſondern von den Landvögten in Gegenwart der Decane eingeführt, und der Gemeinde vorgeſtellt. Ja ſo gar die Bußtäge werden von dem kleinen Rath in Bern durch's ganze Land ausgeſchrieben.

Die Pfarreyen theilt man in Rückſicht auf ihre Einträglichkeit in drey Claſſen ein. Die von der dritten oder beſten bringen zwiſchen 1500 bis 3000 Gulden, die von der zweyten zwiſchen 700 bis 1500 Gulden, und die von der ſchlechteſten Claſſe zwiſchen 400 bis 700 Gulden ein. Die einträglichſten Pfarrdienſte ſind nicht in der Stadt, ſondern auf dem Lande; und die ſchlechteſten im Welſchen Gebiet. Zur Verbeſſerung der letztern hat der Staat in dieſem Jahrhundert allein 160000 Thlr. hergegeben, und zur Verbeſſerung der von der erſten oder ſchlechteſten Claſſe überhaupt ſeit dem Jahre 1680. eine Verordnung gemacht, die in allen Ländern nachgeahmt zu werden verdiente. Die glücklichen, welchen die einträglichſten Pfarreyen zufallen, ſind verbunden, von ſechszig bis drey hundert Thaler nach Maaßgabe ihrer Einkünfte in zehn Jahren, und eben ſo vielen Terminen in eine gemeinſchaftliche Caſſe zu bezahlen, aus welcher allmälig die ſchlechtern Stellen ihrer Mitbrüder verbeſſert werden. Wahrſcheinlich wird eben die Weisheit und Güte, welche die Lage vieler Geiſtlichen erträglicher gemacht hat, in der Zukunft auch Mittel ausfindig machen, wodurch manche Kirchen verſchönert, oder doch mit Orgeln verſehen werden. Es giebt noch viele Kirchen in kleinen oder nicht reichen Dörfern, wo lärmende und unharmoniſche Blasinſtrumente, die von Bauren geſpielt werden, die Stelle von Orgeln vertreten. Dies geſchah auch vor nicht gar langer Zeit in einigen Kirchen in Bern, und geſchieht noch jetzo in Biel, wo man aber doch eine Orgel beſtellt hat.

So lobenswürdig die im Berniſchen geſtiftete Predigercaſſe iſt, ſo wenig iſt es die Methode, nach welcher die Predigerſtellen vergeben werden. Die größere Hälfte der einträglichen Pfarreyen wird nach dem Alter, und die kleinere nach Gunſt oder Empfehlungen beſetzt; und ich bin ungewiß, welche von dieſen beyden Methoden die nachtheiligſte ſey. Nach der erſtern rücken die ältern Pfarrer, ſie mögen noch ſo unwiſſend, oder unbrauchbar geworden ſeyn, zu immer beſſern Stellen hinauf, die ihnen gar nicht vorenthalten werden können. Eine Folge hiervon iſt, daß die einmal verſorgten Prediger ſich vernachläſſigen, und die beſten Pfarreyen oft lange hintereinander mit abgelebten Männern beſetzt ſind, die ihre Stelle als eine Pfründe anſehen, und ihre Dienſte durch einen jungen ihnen zugeordneten

Helfer verrichten laſſen. Eben ſo nachtheilig iſt es, daß viele einträgliche Pfarrſtellen nach Gunſt vergeben werden. Zu ſolchen gelangen nur Söhne aus adelichen, oder angeſehenen regierenden Familien, die man weder in die Regierung, noch in andere vortheilhafte Bedienungen einſchieben konnte, oder auch ſolche Candidaten, die Töchter aus vornehmen Familien heirathen, welche man anderswo nicht zu verſorgen wußte. Weil der Adel in Bern es ſeiner eben ſo wenig unwürdig hält, das Volk zu unterrichten, als es zu regieren oder anzuführen; ſo ſieht man auch im Berniſchen etwas, was in Teutſchland unerhört iſt, nämlich Junker Pfarrer; denn ſo werden diejenigen Prediger betitelt, die aus adelichen Familien geboren ſind. Bey dieſer Einrichtung müſſen große Verdienſte und Talente entweder einem höhern Alter, oder einer vornehmern Geburt, oder einer kräftigern durch Heirath erhaltenen Empfehlung nachſtehen, und denen, die mit den erſtern begabt ſind, bleibt weiter nichts übrig, als höchſtens der Sieg über einen weniger würdigen Nebenbuhler bey der Bewerbung um einen Dienſt von der letzten Claſſe *).

---

*) Die Regierung in Bern geht auch mit einer Verbeſſerung der bisherigen Verfaſſung der Geiſtlichkeit um, allein

So ſtrenge die Sittenzucht auf dem Lande auch iſt, ſo hat man es doch bisher nicht verhüten können, daß ſich die Bauren bey gewiſſen feierlichen Gelegenheiten beſaufen; und noch weniger hat man den ſogenannten Kiltgang *) oder die nächtlichen Beſuche abſchaffen können, welche die ländlichen Liebhaber bey ihren Schönen in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag abſtatten. — Im teutſchen Gebiet des Cantons Bern kommen die Bauren faſt niemals in großen Haufen zuſammen, ohne daß nicht ſolche Zuſammenkünfte in allgemeine Saufgelage ausarten. Am häufigſten geſchieht dieſes an Märkten, und am Tage des Verkaufs von Zehenten, wo viele Bauren ſich ſchon auf dem Amthauſe beſaufen, (denn an ſolchen Tagen wird ihnen Wein und Brod

---

allein ich weiß nicht, wie weit dieſe Reformation gediehen iſt, oder gehen wird.

*) Ich habe in der Schweiz beſtändig Kilzgang gehört, und auch mehrere von meinen Correſpondenten ſchreiben ſo; allein ein anderer, dem ich manche Berichtigungen zu verdanken habe, meldet mir, daß man Kiltgang ſchreiben müſſe. Kilten heiße ſo viel, als Beſuche nach dem Nachteſſen geben; und in kleinen Landſtädten, wo man früher, als in Bern zu Abend eſſe, ſage der Hausvater noch zu ſeinem Weibe, und erwachſenen Kindern: wir wollen zu dieſem, oder jenem Verwandten, oder Freunde zu Kilt gehen.

Brod vom Landvogte gereicht) und diejenigen, die dieſes nicht thun, das Verſäumte in der Schenke nachholen. Ich ſelbſt habe ein ſolches Bachanal hier in Nidau erlebt, und zu meiner großen Verwunderung den erſtaunlichen Unterſchied des nüchternen, und beſoffenen Schweizer Bauren bemerkt. In ſeinem natürlichen Zuſtande iſt der Schweizer Bauer ſtill, langſam, und bedächtlich im Gange, Reden, und Handlungen, und ſo geſetzt oder ernſthaft, daß man ihn ſeiner Mine nach oft für elend, oder niedergeſchlagen halten könnte. So bald er aber die Begeiſterung des Weingottes fühlt; ſo wird er lärmend, und oft zänkiſch, und gewaltthätig, und es iſt deßwegen nichts ſeltenes, daß Saufbrüder ſich in die Haare gerathen. An Märkten ziehen vier bis fünf junge Baurenkerle die ſich ſträubenden Mädchen in's Wirthshaus, und bey ſolchen Einladungen gehört es faſt mit zur Etiquette, daß den Schönen irgend etwas am Leibe zerriſſen wird. Nichts machte mich mehr lachen, als daß Bauren, wenn ſie ſo beſoffen ſind, daß ihre Zungen nachgerade unbeweglich werden, Pſalmen zu ſingen anfangen. Sie heben, wie man mir ſagt, meiſtens mit dem 42. Pſalm an, und gehen dann zu dem 25., 27. und 103. Pſalm fort. Sie ſingen dieſe

Pſalmen nicht aus Andacht, ſondern weil ſie meiſtens nichts anders zu ſingen wiſſen. An Bettagen aber, die nirgends heiliger, als in der Schweiz gefeiert werden, dürfen die Bauren heilige Lieder nur in der Kirche ſingen; denn an dieſen Tagen iſt es allen Gaſtwirthen verboten, an Einheimiſche Wein auszuſchenken.

Der Kiltgang iſt ein Ueberbleibſel der Sitten der alten Zeit, und außer der Schweiz giebt es noch viel andere Länder, wo Mädchen ihre Liebhaber ohne Nachtheil ihres guten Namens vor der feierlichen Verbindung glücklich machen. Die Ehre eines Berniſchen Landmädchens leidet nichts darunter, wenn ſie Beſuche von einem Liebhaber annimmt; ſondern ſie wird nur alsdann für liederlich gehalten, wenn ſie ihre Anbeter wechſelt, oder ihrem zuerſt begünſtigten Liebhaber untreu wird. Weil die vertraulichſten Verbindungen zwiſchen zwoen unverheiratheten Perſonen meiſtens gute Abſichten haben, und durch die Gewohnheit gleichſam geſetzmäßig geworden ſind, ſo werden ſie auch nicht geheim gehalten, ſondern gemeiniglich ſind beyderſeitige Eltern, und das ganze übrige Dorf davon unterrichtet. Aus dem Kiltgange iſt eine ganz eigene Art von Eiferſucht entſtanden, die in Teutſchland noch weniger *), als der Kiltgang ſelbſt bekannt iſt. Die jungen Bauerkerls ſind manchmal auf ihre Mädchen nicht ſo ſehr, als auf die Ehre ihres Dorfs eiferſüchtig, und ſie rächen ſich daher oft auf eine grauſame Art, wenn Liebhaber aus fremden Dörfern in ihr Gebiet einbrechen, und Mädchen in ihrem Diſtrict beſuchen. Einen ſolchen ungebetenen Mädchenräuber fing man einſtens in einem Heunetze, und hing ihn nackt an einem Sonntagmorgen an einem Baume auf, der am Kirchwege ſtand. Einem andern band man im Emmethale die Hände auf dem Rücken an eine Stange feſt, und peitſchte ihn mehrere Stunden Weges mit Neſſeln fort. Der Kiltgang iſt noch immer ſo allgemein, daß ſelten ein Bauermädchen verheirathet wird, das nicht ſchwanger wäre **). Noch

---

*) Doch hörte ich, daß man das, was in der Schweiz Kiltgang heißt, in einem gewiſſen Theile von Teutſchland aufs Fenſtern gehen nenne, und daß auch die Eiferſucht der Schweizer Bauren in F. . nicht ganz unbekannt ſey.

**) Ein Sachkundiger Mann ſchreibt mir, daß ich an Statt der Worte: das nicht ſchwanger wäre: ſetzen ſollte, das nicht ſchwanger ſeyn könnte. Uebrigens iſt der Kiltgang nicht allenthalben gleich herrſchend. Im Emmethale iſt er am meiſten im Schwange; in einer andern Gegend war einer meiner Bekannten zehn Jahre Pfarrer, und erlebte in einer freylich nicht großen Gemeinde nur zwey Beyſpiele von Mädchen, die vor der Hoch-

Noch ſeltener trägt es ſich zu, daß Liebhaber ſich weigern, ihre geſchwängerten Mädchen zu heirathen. Wenn ſie es aber thun, und doch ihren Bräuten nichts vorzuwerfen wiſſen, ſo werden beyde vom Chorgericht in die Kirche geführt, und zuſammengegeben. Dieſe Strenge, die ich in einem jeden andern Lande tadeln würde, iſt in einem Lande, wo der Kiltgang ſo allgemein iſt, heilſam und nothwendig. Denn wie viele Mädchen würden nicht geſchändet werden, wenn der Verführer nicht nachher zur Heirath gezwungen wäre? Ergiebt es ſich aber bisweilen, daß zwo Perſonen, die man mit Gewalt mit einander verheirathet hat, gar nicht zuſammen paſſen, und ſich einander unglücklich machen würden; ſo trennt man die Ehe wieder, nachdem man dadurch das unſchuldige Kind ehrlich gemacht hat. Dies iſt freylich ein Mißbrauch, aber ein ſolcher, den ein anderer, nämlich der Kiltgang, ſo lange

er

Hochzeit ſchwanger wurden. Auch werden Mädchen von ihren Liebhabern häufiger verlaſſen, als ich in der Schweiz gehört hatte, weil die Liebhaber bey dem häufigen Kiltgang oft argwöhnen, daß ein Mädchen von einem andern geſchwängert worden ſey. An einem andern Orte werde ich über die Entſtehung des Kiltgangs, welcher mit dem unter den tatariſchen Völkern gewöhnlichen Buſenrechte faſt einerley iſt, weitläuftigere Unterſuchungen anſtellen.

er fortdauert, nothwendig macht. Die Zwangsehen, welche das Chorgericht in Bern oft erkennt, und erkennen muß, gaben einſtens einem Mädchen einen Entwurf ein, der zu ſchlau und merkwürdig iſt, als daß ich ihn hier übergehen ſollte. Ein reiches Bauermädchen hatte ihre Eltern lange vergebens gebeten, ihr einen jungen Menſchen zu geben, den ſie auf das heftigſte liebte, der aber nach dem Urtheile der Eltern für ſie nicht reich genug war. Als ſie endlich daran verzweyfelte, über ihre Eltern etwas zu gewinnen, ſo entlief ſie heimlich nach Bern, und verklagte ihren Liebhaber, mit welchem ſie ſich verabredet hatte, daß er ſie geſchwängert habe, und jetzo ſitzen laſſen wolle. Um dieſes Vorgeben wahrſcheinlicher zu machen, und allen Verdacht zu entfernen, ließ ſich der junge Menſch in fremde Dienſte anwerben. Er erſchien zwar, als er vor Gericht gefordert wurde, geſtand auch, daß er mit dem Mädchen zu thun gehabt habe, und nichts auf ſie zu ſagen wiſſe, beharrte aber nichts deſtoweniger darauf, daß er das Mädchen nicht nehmen wolle. Bey ſo nichtigen Ausflüchten fand das Gericht gar kein Bedenken, ihn ſeiner Widerſetzlichkeit ungeachtet mit dem Mädchen copuliren zu laſſen. Kaum war die feierliche Handlung vorbey, und die Heirath vollzogen, als der

Vater des Mädchens nach Bern kam, um ſeine Tochter aufzuſuchen. Er überzeugte ſich bald, daß das verſchmitzte Mädchen ſich ſchwanger, und der junge Kerl ſich gegen die Heirath abgeneigt geſtellt habe, um das Chorgericht ſowohl, als die Eltern zu hintergehen.

In einem Lande, wo die Bauren gar nicht gedrückt werden, und wenige oder gar keine Abgaben entrichten, müſſen ſie nothwendig glücklicher und mit der Regierung zufriedener ſeyn, als in ſolchen Reichen, wo ſie die Verſchwendung des regierenden Fürſten, und ſeiner Miniſter, und Mätreſſen tragen, wo ſie große Heere und zahlreiche Collegia unterhalten, und die Koſten von langwierigen verderblichen Kriegen größtentheils hergeben müſſen. Es iſt bekannt, daß es in ganz Europa, Holland und Engelland ausgenommen, keine ſo glückliche Bauren, als in der Schweiz, und vorzüglich im teutſchen Gebiet des Cantons Bern gebe. Den größten Wohlſtand findet man im obern Aargäu, und Emmethale, wo die Landleute mit einer reichen Viehzucht das Spinnen und Weben von Leinenem ſowohl, als Baumwollenem Garn verbinden. Langenthal iſt gewiß einer der ſchönſten und reichſten Flecken in Europa. In Arau ſind in der ganzen Schweiz außer vielen andern Manufacturen die einzigen Bandfabriken, die ſich neben den Baſeliſchen, und einer in Zofingen, halten können. Die Induſtrie der Arauer hat ſo große Reichthümer in dieſer kleinen Stadt verſammlet, daß ein neulich verſtorbener Kaufmann faſt anderthalb Millionen Pfund hinterlaſſen haben ſoll. Im Amte Lenzburg allein werden jährlich über hunderttauſend, Fäſi ſagt gar hundert und ſiebenzig tauſend Stück Cattun-Leinwand verfertigt, und auf jedem Stück wird ein großer Thaler gewonnen *). Im Emmethale giebt es vielleicht einzelne reichere Leute, aber nicht ſo viel, oder doch nicht mehr allgemeine Wohlhabenheit, als im obern Aargäu. Im letztern ſind Bauern von hundert und mehrern tauſend Gulden nicht ſelten; noch merkwürdiger aber iſt es, daß es mehrere Dörfer giebt, wo faſt alle Bauren zehn, oder zwanzig tauſend Gulden reich ſind. Die Wohlhabenheit der Landleute hat nur allein im Emmethale ſtädtiſchen Luxus erzeugt. Denn hier findet man in den Häuſern gemeiner Landleute koſtbares Silbergeſchirr, ausländiſche Möblen und Weine, Canapees u. ſ. w. Eben dieſe Pracht wird aber auch gewiß die

Reich-

---

*) Den Gewinn auf Cattunleinwand ſchätzte man ſonſt auf dreyßig, dann auf zwanzig, und jetzo nur auf fünfzehn Procent.

Reichthümer der Emmethaler ſchneller zerſtreuen, als die der ſparſamern Aargauer, die den Sitten ihrer Vorfahren gleich den übrigen Berniſchen Bauern treu geblieben, und ihnen in Anſehung der Kleidung noch eben ſo ähnlich, als in Anſehung der Bauart ſind. So lange dieſe Einförmigkeit in Kleidungen und Häuſern fortdauret, wird der Schweizer Bauer zwar weniger glücklich ſcheinen, aber viel mehr glücklich ſeyn, als der Landmann in einigen Gegenden Teutſchlandes; wo er, ſo bald er reich zu werden anfängt, ſich über ſeinen Stand erheben, und gleich dem vornehmen Städter wohnen, und ſich tragen will. Im Aargau ſchämt ſich der reichſte Bauer nicht mit ſeinen Leuten zu arbeiten, und gleich den ärmſten Tagelöhnern einherzugehen. Ich ſelbſt ſah einen alten Mann, der 60000 Gulden reich war, und dem Sie in Teutſchland kein Vermögen von 60 Gulden zugetraut hätten, mit einer Gabel hinter einem Fuder Heu hertreten. Außer ſeinem Strohhütchen trug er gleich den Aermſten nur ein Jäckchen oder kurzen Kittel von grober Leinwand, und Beinkleider von eben dem Zeuge, die bis an die Schuh reichten, und zugleich die Stelle von Strümpfen vertraten. Seine Füße waren mit weiter nichts, als mit einem Paar grober Schuhe bedeckt, und es ſchien nicht, als wenn ſie etwas dabey litten, oder als wenn er bey einer trägern Muße, und koſtbarern Kleidung glücklicher geweſen wäre. Am Sonntage oder an hohen Feſten begnügt ſich der reiche, wie der arme Bauer mit einem blau, öfters grautuchenen Kleide, aus deſſen verſchiedener Güte man gar nicht auf die Vermögensumſtände des Landmanns ſchließen kann. Wenn die Bauren in den Gegenden, wo die alten Sitten noch unverändert geblieben ſind, ſich unterſcheiden, oder Staat machen wollen, ſo geſchicht es in Strohhüten, deren es ſo feine giebt, daß man ſie mit einem neuen Louisd'or bezahlen muß. Der weibliche Putz und Anzug iſt ſich auf dem Lande, und in der Stadt unter den Dienſtmädchen faſt eben ſo ähnlich, als die Tracht der Mannsperſonen, und wenn ſie von einander abweichen, ſo geſchieht dies weniger in Farbe, Zuſchnitt, und Form, als in der Feinheit und Koſtbarkeit des Stoffs, und der Neuheit und Reinlichkeit derſelbigen Kleidungsſtücke. Alle tragen im Winter Mützen, und im Sommer kleine flache Strohhütgen, die ſich ein wenig auf die linke Seite hinneigen; doch giebt es unter den Bäurinnen auch manche, die den Kopf mit einem Carcaß-ähnlichen Netze bedecken. Alle haben ihre Haare in zwo Flechten gebunden, von welchen die ſchwarzen Bänder bis über den Saum des Rocks herabhängen. Ihre Mieder ſchließen genau an den Leib, und ſind meiſtens von rothem Zeuge, das mit ſchwarzem Bande oder Plüſch eingefaßt und bey jungen und wohlhabenden Mädchen mit ſilbernen Ketten zugemacht iſt. Die Landmädchen tragen die Vorder- und Hintertheile gewöhnlich von verſchiedenen Farben, den einen roth, und den andern braun. Die obern Theile des Arms ſind bloß mit feinen Hemdeermeln, und eben ſo der ganze Hals mit einem feinen Oberhemde bedeckt, das durch ein ſchwarz ſammtnes Halsband gehoben, und wie es ſcheint, gehalten wird. Von dem Halsbande läuft an beyden Seiten ein ſammtnes Band, bey Bäurinnen oft nur ein lederner Riemen herab, der ſich unter den beyden Armen durchzieht, und wiederum zum Halsbande hinaufſteigt, wo er befeſtiget oder angehakt iſt. Die Röcke ſind entweder von ſchwarzem, in der Stadt aber immer von blauem Serge, und fangen nicht immer an denſelbigen Stellen an, ſo wie ſie auch nicht an denſelbigen aufhören. In der Stadt bedecken ſie ohngefehr eben die Theile des Körpers, die in Teutſchland dadurch bedeckt werden, doch ſind ſie meiſtens länger, und eben deßwegen ſchwerfälliger, als in Teutſchland. Unter den Landnymphen ſchürzen manche ihre Röcke bis nahe unter die Schultern hinauf, ſo daß ſie keine Spannlange Taille behalten, und die Waden ganz ſichtbar werden. Schon dieſes Emporſtreben der Röcke würde die ſchönſte Bildung verderben, wenn nicht auch noch die hölzernen Cüls hinzukamen, wodurch die Röcke gehoben, und an Stellen, wo die Natur dergleichen nie hinbaut, künſtliche Höcker geſchaffen würden. So wie ich die Berniſchen Dienſtmädchen nicht ſo ſchön gefunden habe, als ich ſie nach Erzählungen zu finden glaubte, (denn die meiſten haben ein zu rundes, plattes, und gemeines Geſicht,) ſo hat mir auch die Berniſche Tracht weniger gefallen, als die Trachten in manchen Städten von Teutſchland, und ſelbſt in Solothurn. In der letzten Stadt tragen die Haushälterinnen oder Cammermädchen ſchwarze Carcaſſen-ähnliche Hauben, grüne hinten zugeſchnürte Mieder ohne Ermel, und eben ſo leichte, als reinliche Röckgen von Cattun. In der Berniſchen Mädchen-Tracht ſcheinen die doppelten ſorgfältigen Bedeckungen des Halſes, und die langen ſchweren Röcke, beſonders im Sommer eine unleidliche Hitze erzeugen zu müſſen. Wenn aber dieſe Tracht auch noch ſo gut ſteht, ſo iſt dies nur allein von jungen und ſchönen Mädchen wahr. Die alten Weiber hingegen werden nicht wenig dadurch verhäßlicht, daß ſie in kurzen Röcken, und mit lang geflochtenen Haaren erſcheinen.

Die Bauart der Berniſchen Bauerhäuſer gefällt beym erſten Anblick noch weniger, als die Weibertracht. Wenn man aber hört und ſieht, wie zweckmäßig ſie iſt, und wie viele Abſichten ſie erfüllt, ſo findet man ſie ſchön, und muß ſie auch ſchön finden. Die Berniſchen Baurenhäuſer ſind in Rückſicht auf Größe, Höhe und Neuheit eben ſo ſehr verſchieden, als ihre Beſitzer es in Rückſicht auf die Vermögensumſtände ſind; in Anſehung der Bauart aber ſind ſie ſich faſt alle gleich. Die meiſten ſind mit Stroh gedeckt, und dieſe Strohdächer gehen nach allen Seiten ſehr weit über die äußern Wände der Häuſer herab, ſo daß ſie in einiger Entfernung faſt die Erde zu berühren ſcheinen. Nur den beyden Hauptthüren gegenüber ſind in die herabhängenden Strohdächer Einſchnitte gemacht, damit beladene Wägen hinein und herausfahren können. Dieſe Dächer ſchützen nicht nur gegen Regen und Kälte, ſondern vertreten auch die Stelle von Scheuren. Unter ihnen ſtehen Wägen, Pflüge, Tonnen, und anderes Geräth ſicher: ſie dienen zu Holz-Magazinen, und unter ihnen kann der Hausvater, wie unter einem Obdach an ſeinem Geſchirr arbeiten, ſein Vieh ab- und anſpannen und ſeine ne Viehſtälle beſuchen. Bisweilen ſind die Häuſer höher, als gewöhnlich, von der Erde ausgemauert, und dann gehen unter dem Dach eine, bisweilen zwo Gallerien herum, wodurch die angeführten Vortheile verdoppelt, oder verdreyfacht werden. Ein gemeines Baurenhaus iſt in zwo Hälften getheilt: die eine beſteht aus zwoen Stuben, zwiſchen welchen die Küche liegt, und der Diele; die andere aus dem Heu- und Korn-Magazine und den Viehſtällen, die rund herum angelegt ſind. Unter den Stuben ſind die Keller, in welche man oft von außen hineingeht. Die Stuben ſelbſt ſind im Emmethal, und obern Aargäu viel höher, geräumiger, und zahlreicher, als in den übrigen Theilen des Cantons, wo ſie oft ängſtlich niedrig, und die Fenſterſcheiben faſt unſichtbar klein ſind. Die meiſten Häuſer haben einen fließenden Brunnen, und unter dieſem einen ſteinernen oder hölzernen Behälter, aus welchem das Vieh ſaufen kann. Die Häuſer mögen übrigens klein oder groß ſeyn, ſo findet ſich nirgends etwas verfallenes oder unausgebeſſertes, oder andere Spuren von Nachläſſigkeit, die aus Druck und Elend entſteht, ſondern vielmehr allenthalben Merkmale von beſtändiger haushälteriſcher Aufmerkſamkeit, und daher entſtehender Ordnung und Ueberfluß. Wenn der Wind, oder die Zeit irgendwo nur eine Handvoll Stroh aus dem Dache herausreißt, ſo wird die Lücke gleich wieder ausgefüllt. Auch erblickt man nirgends Wägen, oder Pflüge u. ſ. w. an ſolchen Stellen, wo ſie durch Feuchtigkeit, oder andere Urſachen Schaden nehmen könnten. Schon in der Mitte des Junius waren alle Hausväter auf den ganzen Winter mit Holz verſehen, das auch ſchon geſpalten, und zuſammengelegt war, und an welchem man die Reſte des letzten Jahrs von dem neuen Vorrath ſehr gut unterſcheiden konnte. Ich habe es an dem Berniſchen Landmann wahrgenommen, was Herr von Möſer von allen glücklichen Bauern überhaupt ſagt, daß er das Nothwendige im Ueberfluſſe, und in der größten Vollkommenheit habe.

Wenn der Bauer ſo glücklich iſt, als in der Schweiz, ſo nimmt die Bevölkerung auch ohne Belohnungen und Aufmunterungen zu. Im Emmethal hat ſich die Zahl der Einwohner ſeit einem Jahrhundert verdoppelt, und im Amte Lenzburg iſt ſie ſeit 1760. um ſechstauſend ſtärker geworden. In der Franzöſiſchen Schweiz hingegen nimmt ſie aus Urſachen, die ich in der Zukunft vielleicht genauer erfahren werde, immer ab, und der ganze Canton ſoll jährlich nicht viel mehr, als tauſend Menſchen gewinnen. Die Volksmenge

könn=

könnte noch um vieles wachſen, wenn der Flachsbau und die Flachsſpinnerey ſich mehr auf dem Lande verbreiteten, und beſonders in die Land-Städte, die meiſtens ohne alle gewinnende Gewerbe ſind, ein Geiſt der Thätigkeit gebracht werden könnte.

Ungeachtet der Berniſche Bauer nicht die geſetzgebende Macht, wie in den kleinen Cantonen beſitzt, und nicht einmal den geringſten Antheil an der Regierung hat, und erhalten kann; ſo iſt er doch mit ſeiner Obrigkeit eben ſo ſehr zufrieden, als wenn er ſie ſelbſt gewählt hätte. Er würde auch gewiß für ihre Vertheidigung, wie für die Vertheidigung ſeines Vaterlandes, Gut und Blut wagen. Dieſe Liebe der Unterthanen für ihre milde Regenten iſt in allen Ländern die ſicherſte Stütze der letztern, und im Canton Bern die einzige ſichere Stütze. Zwar haben ſich alle Cantone ihre einmal eingeführte Verfaſſung gegenſeitig verbürgt, und ſelbſt alſo die demokratiſchen Stände müſſen herbeyeilen, wenn die Ariſtokratie in Bern in Gefahr kommen ſollte; allein dieſe Garantie, welche den Magiſtrat in Freyburg und Genf ſchon mehrmalen gerettet hat, würde der Berniſchen Regierung keine ſo zuverläſſige Hülfe gewähren. Denn erſtlich wäre es ſehr zu beſorgen, daß, wenn die Berniſchen Unterthanen einen allgemeinen Aufſtand erregten, alsdann die Bauren im Freyburgiſchen, Solothurniſchen, Lucerniſchen und vielleicht noch weiter ſich mit den Unzufriedenen vereinigen würden. Wenn aber auch dieſer Fall nicht einträte, und die benachbarten Cantone ihre Unterthanen zur Hülfe von Bern aufbieten könnten, ſo wäre doch immer zu fürchten, daß dieſe Hülfe zu ſpät käme, oder auch zu ſchwach wäre; denn im Berniſchen Gebiet könnten ſich leicht mehr Unzufriedene verſammlet haben, als die Nachbaren und Freunde gegen ſie aufzubringen im Stande wären. Eine weiſe milde Regierung iſt alſo, wie bisher, ſo auch inskünftige, das ſicherſte Erhaltungsmittel der einmal eingeführten Regierungsform, für welche ſich auch die benachbarten Cantone zu intereſſiren Urſache haben, weil ihr Regiment ſchon mehrmalen ganz allein durch Berniſche Hülfstruppen iſt geſchützt, und befeſtigt worden.

In Bern wäre nicht leicht eine andere Revolution möglich, als eine ſolche, welche die Verſchwornen im Jahre 1749. im Sinne hatten, wodurch die höchſte Gewalt, der ganzen Bürgerſchafft, oder den Zünften ſollte übergeben, und der kleine und große Rath ohne Unterſchied aus den Zünften, und von den Zünften ſollte erwählt und ergänzt werden. Wenn die Verſchwornen auch alle die Perſonen hingerichtet, und alle die Grauſamkeiten ohne Hinderniß ausgeübt hätten, welche ſie ausüben wollten; ſo würden doch gewiß die Landleute ſich der Einführung einer Demokratiſchen Regierungsform mit Nachdruck widerſetzt haben, weil dieſe gar wohl wiſſen, daß allenthalben, wo die höchſte Macht in den Händen der Zünfte liegt, dieſe Zünfte ihre Rechte auf Unkoſten der Unterthanen erweitern, da hingegen die regierenden Familien in einem Ariſtokratiſchen Staate ſich um die Liebe der Unterthanen eben ſo ſehr, oder noch mehr, als um die Liebe ihrer Mitbürger bewerben, um in jenen allemal eine ſichere Hülfe gegen die Unzufriedenheit der letztern zu haben.

Nie, glaube ich, hat es einen verächtlichern und unbeſonnenern Haufen von Verſchwornen gegeben, als diejenigen waren, welche im Jahre 1749. in Bern beſtraft wurden, und um welcher willen die Regierung in Bern in fremden Ländern, vorzüglich in Teutſchland, auf das ungerechteſte iſt verläumdet worden. Ich ſage dieſes mit Zuverſicht, da ich das Glück gehabt habe, über die letzte Verſchwörung Nachrichten zu erhalten, die gewiß vielen Einwohnern in Bern nicht bekannt geworden ſind. Die vornehmſten Verſchwörer waren nicht die drey hingerichteten, Henzi, Emanuel Fueter, und Wernier, ſondern Gottfried Kuhn, ein Rothgerber, Daniel Fueter, ein Goldſchmidt, und Gabriel Fueter, ein Kaufmann. Letztern kann man mit Recht das Haupt der ganzen Verſchwörung nennen, weil er ſeinen Bruder, den hingerichteten Lieutenant Fueter, den Henzi, und die meiſten übrigen angeworben hatte. Der eigentlichen Verſchwornen waren nicht viel mehr, als zwanzig, und dieſe waren faſt alle zu Grunde gerichtete Leute, die den ganzen Staat gerne umgekehrt hätten, weil ſie bey ſeiner damaligen Verfaſſung nicht länger beſtehen konnten, oder weil ſie ſich bey einer allgemeinen Verwirrung am leichteſten an einzelnen mächtigen Perſonen zu rächen hofften, von denen ſie beleidigt zu ſeyn glaubten. In der ganzen Rotte war Henzi der einzige Mann von Kopf und Charakter, von welchem man es bedauren muß, daß er durch blinde Rache in eine ſo raſende Unternehmung, als die Verſchwörung war, getrieben wurde. Er hatte einen unverſöhnlichen Haß gegen die Regierung, weil er im Jahr 1748. die Stelle eines Bibliothekars, um welche er ſich beworben hatte, nicht erhalten konnte. Schon vier Jahre vorher hatte er ſich in eine unreife zu früh entdeckte Verſchwörung eingelaſſen, und war deßwegen verwieſen, aber bald nachher wieder begnadigt, und in ſein Vaterland zurückgerufen worden. Er widerſetzte ſich ſtets den blutigen und zerſtörenden Gewaltthätigkeiten, womit die andern anfangen wollten, und er war auch der einzige, der nach Plan handelte, und andere handeln zu machen wünſchte. Die übrigen, vorzüglich die drey, welche ich vorher als die vornehmſten unter den Verſchwornen genannt habe, redeten und handelten, wie Unſinnige. Ihre Abſicht ging auf nichts weniger, als, die angeſehenſten Männer des Staats umzubringen, den Rath in die Bibliothek einzuſperren, die Stadt an mehrern Orten anzuzünden, ſich des Schatzes zu bemächtigen u. ſ. w. Eben dieſe wüthenden Menſchen redeten ohne alle Vorſicht und Auswahl zu ſechszig andern Perſonen, von denen die meiſten die Unausführbarkeit ihrer Anſchläge ſogleich einſahen, oder die Grauſamkeit der Verſchwörer verabſcheuten, denen ſie aber doch durch geladene Piſtolen, oder Schmeicheleyen entweder Aufmerkſamkeit, oder Verſchwiegenheit abgenöthigt hatten. Es war alſo nicht ſowohl zu verwundern, daß die Verſchwörung entdeckt wurde, als daß ſie nicht ſchon viel früher verrathen worden war. Ein jeder hatte andere Einfälle, und faſt alle waren ſo heiß, daß ſie zur Ausführung ſchreiten wollten, ehe man noch ein einzigesmal zu ordentlichen gemeinſchafftlichen Berathſchlagungen zuſammengekommen war, und ehe man ſich noch über einen beſtimmten Plan, und die Mittel ihn durchzuſetzen vereinigt hatte. Henzi war der erſte, welcher einzuſehen anfing, daß man mit ſolchen Menſchen, als ſeine Mitverſchwornen waren, nichts großes auszuführen, und auch nicht ſicher mehr an einem Orte leben könne. Er hatte deßwegen ſeine beſten Sachen in der Stille eingepackt, und war eben im Begriff, wieder nach Frankreich oder Italien zu gehen, wo er ſchon ehemals als Officier gedient hatte, als die Verſchwörung von einem Mitſchuldigen entdeckt, und er ſelbſt nebſt zween andern ergriffen wurde. Der Angeber war ein Candidat, den die Regierung nicht nur mit einer großen Summe Geldes, ſondern auch mit einer reichen Pfarre beſchenkte: den aber weder die Gnade des Raths, noch die Heiligkeit ſeines Amtes, womit man billig keinen Verſchwörer und Verräther hätte bekleiden ſollen, gegen allgemeinen Abſcheu ſchützen konnte. Unter den Verſchwornen, welche man gefangen genommen hatte, wurden nur drey hingerichtet; andere wurden verwieſen: die meiſten aber begnadigt. Unter den entwichenen verurtheilte man die Urheber der Verſchwörung, und der gewaltſamſten Anſchläge abweſend zu einer härtern Todesſtrafe, als Henzi und ſeine Freunde litten; man hob aber in der Folge dieſe Strafe gänzlich auf, und beyde verbannte Fueter leben jetzo ruhig in ihrer Vaterſtadt. Wahrſcheinlich würden auch die hingerichteten eine gelindere Strafe erhalten haben, wenn man nicht den Proceß ſo geſchwind betrieben und geendigt hätte. Dem Henzi beſonders wünſchte das damalige Publicum ein weniger hartes Schickſal, weil er ſich durch ſeine vor der Entdeckung ſchon faſt angefangene Flucht von der Verſchwörung gleichſam losgeſagt, und er ſowohl, als die übrigen Unzufriedenen mehr auf eine unbeſonnene Art von einer Veränderung der Staatsverfaſſung geredet, als eine wirkliche Verſchwörung entworfen hatten. Henzi mußte aber nicht allein ſterben, ſondern auch Zeuge von der Hinrichtung ſeiner Gehülfen ſeyn. Dies billige ich eben ſo wenig, als daß man den Scharfrichter, der ein Bekannter oder Freund der Verurtheilten geweſen war, nöthigte, die letztern vom Leben zum Tode zu bringen, ſo ſehr er auch darum bat, daß man dies traurige Geſchäfft diesmal einem andern auftragen möchte. Durch dieſe Grauſamkeit ſtrafte man nicht ſowohl die Verſchwörer, als den unſchuldigen Scharfrichter, wenn dieſer anders ſeinen Freunden mit einem einzigen Streich Kopf und Leben nahm. Weil man aber vorausſetzen

ſetzen konnte, daß Mitleiden und Unwille ſeine Hand zittern machen, oder entkräften würden, ſo ſetzte man die Verurtheilten der Gefahr einer viel härtern Strafe aus, als ihnen nach den Geſetzen zuerkannt worden war. Der Scharfrichter hieb auch wirklich mehrmalen fehl, und bey dieſem Anblick der Zerfleiſchung ſeiner Freunde rief Henzi folgende Worte aus: quelle boucherie! Es iſt falſch, daß er nach einem empfangenen Fehlhieb ſoll zum Scharfrichter geſagt haben: tu juges, comme ton magiſtrat. Ich weiß dieſes von einer verehrungswürdigen Perſon, die nahe bey Henzi ſtand, und ihn in den letzten Augenblicken genau beobachtete. Henzi war der einzige, welcher ſeine That oder vielmehr Thorheit bereute, und die Strafe derſelben ohne Murren und Zagen litt. Als ſeine Freunde hingerichtet wurden, hielt er ſeine Augen unverwandt auf dem blutigen Schauſpiel geheftet; ungeachtet die Umſtehenden ihn baten, daß er ſein Geſicht wegwenden möchte. Nach dieſer Execution vermehrte man die Stadtwache auf [illegible] Mann; man verwarf aber mit einer großen Ueberzahl von Stimmen den Vorſchlag von einigen, daß man zur Sicherheit der Regierung ein noch ſtärkeres Corps errichten möchte. Von den 360 Mann, welche beſtändig im Solde der Regierung ſtehn, liegt immer nur ein Drittel in der Stadt, und die beyden übrigen ſind außer derſelbigen. Bald nach der Verſchwörung machte man verſchiedene heilſame Geſetze, wodurch man ſich einigen Verbeſſerungen oder Einrichtungen, welche die Verſchwornen einzuführen die Abſicht gehabt hatten, merklich näherte, und anſtatt alſo durch die überſtandene Gefahr erbittert zu werden, und die Ariſtokratie noch mehr zu verſtärken, machte man das Regiment milder, als es vorher geweſen war. Beſonders aber befliſſen ſich die Rathsherren ſeit dieſer Zeit, ihre Mitbürger freundſchaftlicher und höflicher, als ſonſt zu empfangen.

Damit Sie aber doch nicht einen ganz politiſchen Brief erhalten, ſo will ich Ihnen zum Beſchluß eine kleine Reiſe beſchreiben, die wir von hier aus nach Solothurn gemacht haben.

Der Weg nach Solothurn iſt der einzige ungemachte, den ich bisher in der Schweiz gefunden habe, weil von Nidau und Biel aus, keine große und ſehr beſuchte Straße nach Solothurn führt. Auch findet man auf dem ganzen Wege keine beſonders ſchöne, oder merkwürdige Gegenſtände. Links hat man den Jura unmittelbar zur Seite, der nirgends, glaube ich, weniger fruchtbar und intereſſant, als in dieſer ganzen Strecke iſt. Rechts ſieht man weitläuftige Wieſen, und gut bebaute Aecker, (denn Solothurn iſt der einzige Canton, der mehr Frucht baut, als er ſelbſt braucht) allein ungeachtet dieſe Aecker einträglicher ſind, als in Aargäu, ſo ſind ſie doch viel weniger maleriſch. Der einzige Vorzug dieſes Weges iſt der, daß man die meiſte Zeit die höchſten unter den Berniſchen Schneebergen erblickt. Die Baurenhäuſer im Solothurniſchen ſind ganz nach Berniſcher Art gebaut; ſie ſind aber inwendig weniger reinlich, und auswärts mehr durch den Rauch angeſchwärzt, als die Berniſchen. Die Bauren ſelbſt ſchienen mir nicht ſo gut gebildet zu ſeyn, als ihre Nachbaren; allein ihre Gärten ſind unſtreitig beſſer gewartet, und mit Obſtbäumen verſehen, und ihr Hornvieh viel größer, als ich es bisher in der flachen Schweiz geſehen habe. Die Hauptſtadt des Cantons iſt dem Anſehen nach ſehr bevölkert, hat aber weder ſo breite und regelmäßige Straßen, noch ſo ſchöne und gleichförmige Häuſer, als Bern. Die Lage der Stadt und vorzüglich der Wall, oder die Hauptpromenade, nimmt ſich auf einer Zeichnung viel beſſer, als in der Natur aus. Der Wall iſt zwar mit ſchönen und hohen Linden beſetzt, allein an der einen Seite wird die Ausſicht durch die Bruſtwehr verſchloſſen, und an der andern ſieht man auf die Hintertheile von meiſtens elen:

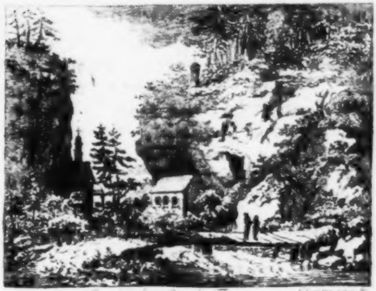
elenden Häuſern, deren Unreinigkeiten oder Abflüſſe oft einen unerträglichen Geſtank verurſachen, und die nichts dadurch gewinnen, daß ſie bisweilen auf Ueberbleibſeln alter Römiſcher Mauern errichtet ſind. Wenn man ſich aber einen weitläuftigern Geſichtskreis verſchaffen, und nahe an der Bruſtwehr ſpatzieren gehen will, ſo iſt man gezwungen, alle Augenblicke einige Schuh herab und hinaufzuſpringen, ſo oft man nämlich an Stellen kommt, wo für die Laveten und Mündungen von Canonen Einſchnitte in den Wall und die Bruſtwehr gemacht ſind. Ich hatte keine Luſt, alle die alten Mauren oder andere Reſte aufzuſuchen, welche noch aus den Zeiten der Römer übrig ſind, und die hier häufiger, als anderswo gefunden werden, weil an der Stelle der jetzigen Stadt Solothurn ehemals das caſtrum Solodurenſe, und wenigſtens eine Zeitlang das Standlager einer Legion war. Mit deſto größerer Aufmerkſamkeit betrachtete ich die neue Hauptkirche, die erſt vor wenigen Jahren vollendet worden iſt, und dem Staat eine Million Gulden gekoſtet hat. Ich habe ſchon oft viel größere Gebäude und Kirchen geſehen, als dieſe, aber keine, deren Anblick in mir ſo viel Ehrfurcht und Andacht erregt hat. Sie iſt mit ihrer Fronte gegen die Hauptſtraße gebaut, und ſo ſehr über dieſe erhöht worden, daß man auf vierzig Stuffen, und in mehrern Abſätzen zu ihr hinauf ſteigen muß. Dieſe prächtige Treppe, die an beyden Seiten mit Statüen und kleinen Springbrunnen geziert iſt, trägt am meiſten zu den feierlichen Empfindungen bey, welche der ſchöne Tempel hervorbringt. Sie ſcheint dazu beſtimmt zu ſeyn, daß ſie das Gemüth zu andächtigen Gedanken und Geſinnungen vorbereiten ſoll. Denn indem man ſie langſam hinaufſteigt, und ſich dem majeſtätiſchen, der Gottheit geweihten Hauſe nähert, iſt es, als wenn man mit der niedrigen Erde auch alle niedrige und irdiſche Gedanken ablegen, und keine andere, als heilige Vorſätze und Betrachtungen in der gereinigten Seele nähren müßte. Der untere Theil der Façade ruht auf vierzehn Korinthiſchen Säulen von einem weißen und ſehr harten Stein, der in der Nachbarſchafft der Stadt gebrochen, und in der ganzen Schweiz geſucht wird. Die mittlere und größte unter den drey Eingängen oder Thüren, hat an jeder Seite drey, die kleinen aber nur zwo Säulen. Der obere Theil der Kirche iſt auf acht Säulen geſtützt, und dem untern vollkommen entſprechend. Die Mahlereyen in der Kirche haben mir beſſer gefallen, als die Bildhauerarbeit und Statüen, womit ſie beſonders an ihren äußern Theilen geſchmückt iſt.

Die koſtbarſten und ſchönſten Stücke ſind unſtreitig der Altar und die Canzel, die beyde aus dem köſtlichſten Marmor, und mit ausnehmender Kunſt gearbeitet ſind, ohne im geringſten mit Zierrathen überladen zu ſeyn. Die marmorne Canzeltreppe, welcher man in Solothurn ein gewiß übertriebenes Gewicht von zweytauſend Centnern zu geben pflegt, iſt ſo künſtlich gewunden, daß ſie durch nichts, als ſich ſelbſt, oder ihre Zuſammenſetzung geſtützt zu werden ſcheint. Rund um die Kirche her iſt ein freyer Platz, der mit lauter großen Steinen belegt iſt. Dieſe Steine decken ausgemauerte Grüfte, deren eben ſo viele ſind, als es bürgerliche Familien giebt. Die Grabſteine ſind alle numerirt, und an einer Stelle durchbohrt, wahrſcheinlich um den giftigen Dünſten der verweſenden Leichname einen allmäligen Ausgang zn verſchaffen. Nachdem wir die Kirche beſehen hatten, ſtiegen wir auf den Thurm, wo die Ausſicht ſo weitläuftig iſt, als man ſie in, nnd um die Stadt herum nur haben kann. Die Ausſicht entzückte uns aber nicht in dem Maaße, als ſie diejenigen zu entzücken pflegt, die über Baſel nach Solothurn kommen. Was wir ſahen, war ſchön, erinnerte uns aber immer an etwas noch ſchöneres, was wir vor kurzem genoſſen hatten. In der Nachbarſchaft von Solothurn liegen manche reiche Clöſter und Landhäuſer, es ſind ihrer aber doch nicht ſo viele, daß ſie das Auge lange feſſeln könnten. Die Aar, welche die Stadt durchſtrömt, iſt zwar zwey bis dreymal ſo breit, als bey Bern, ſie windet ſich aber lange ſo maleriſch nicht, als ich ſie ſchon mehrmalen vom Jura geſehen habe. An der einen Seite nähert ſich dieſes Gebürge der Stadt bis auf eine kleine halbe Stunde. Anſtatt aber die Landſchafft zu verſchönern, giebt es derſelben vielmehr ein trauriges Anſehen, weil es an vielen Stellen ganz nackt, und überhaupt viel öder ſcheint, als es wirklich iſt. Wenn man ſich vom Jura wegkehrt, ſo verliert ſich das Auge in einer faſt unabſehbaren Fläche, die zwar ſehr fruchtbar, aber doch nicht in dem Grade iſt, als wir Ebenen in Franken und Schwaben gefunden hatten. — Schade iſt es, daß der ſchöne Thurm ſeines Bruders beraubt geblieben iſt, der ihm beſtimmt war, aber nicht erbaut wurde, weil man fürchtete, daß das Fundament die Laſt nicht tragen würde, oder weil die Geduld und Fonds erſchöpft waren. Dieſe Lücke iſt eben ſo auffallend, als die Lage der Kirche, die mit ihrer Façade nicht gerade gegen die Mitte der Hauptſtraße zugekehrt iſt. Man entdeckt von der einen Seite mehr, als von der andern, wodurch ſie, ſo lange man ſie von der Straße anſieht, ein ſchiefes Anſehn erhält.

Wir wollten Solothurn nicht verlaſſen, ohne zuvor die Capelle der heiligen Verena, und die Einſiedeley zu beſuchen, welche vor ohngefähr hundert Jahren, eine halbe Stunde von der Stadt, von einem Aegyptiſchen Eremiten Arſenius angelegt, und bewohnt worden iſt, und noch jetzo von einem Capuciner unterhalten wird, der aber gerade ausgegangen war, als wir hinkamen. Der Weg führt bey einer Menge von Clöſtern, Kirchen, und Capellen vorbey, von welchen man ein unaufhörliches Geläute und Geklingel hört. Ueber der Thür einer Seitencapelle las ich die Worte: hier geht man ein in die Capelle und den Ort, wo Maria Jeſum empfangen, und ihren lieben Sohn gekocht (d. i. erhalten) hat. Wir ſtanden eine fürchterliche Hitze aus, ehe wir die Einſiedeley erreichten, wurden aber für den vergeſſenen Schweiß hinlänglich belohnt. Die Einſiedeley liegt in einem engen und tiefen Bergthal, das von hohen Felswänden eingeſchloſſen wird, die von der Natur ſelbſt geſpalten, und auseinander geriſſen zu ſeyn ſcheinen. So einſiedleriſch die Gegend iſt, ſo hat ſie doch nichts furchtbares, oder beängſtigendes, weil das Thal nach beyden

Seiten offen iſt, und ſich in einen lachenden Grund zu endigen ſcheint. Links ſieht man zuerſt eine Niſche mit dem Bilde der heiligen Verena, die hier gewohnt haben ſoll, und dann am Felſen, Chriſtum auf dem Oehlberge, die drey Apoſtel zu ſeinen Füßen, und etwas höher die Stadt Jeruſalem, in welcher Gruppe man weder Ausdruck, noch richtig beobachtete Verhältniſſe ſuchen muß. Unendlich rührender iſt die Capelle der heiligen Verena, zu welcher man von zween Seiten auf etwa zwanzig Stuffen hinaufſteigen kann. Dieſe Capelle iſt von dem alten frommen Einſiedler mit unſäglicher Mühe in einen äußerſt harten Fels hineingehauen worden, und beſteht aus drey Abtheilungen, die in Form von Gewölben, oder Schwibbögen gearbeitet ſind. Dieſe Gewölbe mögen etwa zwanzig Fuß tief, und zwölf bis funfzehn breit ſeyn. In dem mittlern und größern liegt unſer Heiland im Grabe; die beyden übrigen ſind leer, und werden wahrſcheinlich an gewiſſen Feſttagen geöffnet. Da, wo das in den Felſen hineingehauene Gewölbe aufhört, iſt das, was zu einer Capelle fehlte, ſo künſtlich hinangebaut worden, daß man die Gränzen der Kunſt, und der Natur kaum unterſcheiden kann. Alle Inſchriften, die ich hier gefunden habe, waren viel würdiger und paſſender, als man ſie ſonſt an ähnlichen heiligen Orten zu finden pflegt. Von der Capelle der heiligen Verena wandten wir uns zur Wohnung ihres ehemaligen Verehrers, die ihr gegenüber an dem Fuße eines ungeheuren ſteilen Felſens errichtet iſt, und von der Capelle durch einen Bach getrennt wird, deſſen tiefes Bett zeigt, daß er zu gewiſſen Zeiten viel fürchterlicher wird, als er jetzo war. Weil der abweſende Capuciner die über den Bach angelegte Brücke verſchloſſen hatte, ſo mußten wir mit vieler Mühe an ſeinen gähen Ufern hinab und hinaufſteigen, um in den Garten der Einſiedeley zu kommen, der vor der Hütte angelegt iſt. Das Gärtchen enthielt außer einigen Gemüſe-Beeten verſchiedene Blumen, beſonders Roſenſtöcke, von welchen wir einige abbrachen, die wir mit der größten Sorgfalt aufbewahren, und Ihnen bey unſerer Rückkunft als Reliquien zeigen werden. Es that uns weh, daß wir nicht ſelbſt um die Blümchen, die wir mit vorausgeſetzter Erlaubniß ihres Pflegers nahmen, bitten konnten; allein wir zweifelten nicht, daß der gute Vater uns dieſe kleinen Geſchenke gerne gegönnet hätte. An der linken Seite des Hauſes war ein kleines Holz-Magazin, und an der rechten eine kleine Werkſtätte oder Arbeitsplatz. Im Hauſe ſelbſt, in welches wir nur durch das Fenſter hinein ſehen konnten, fanden ſich ein ſchlechtes Bett, und einige hölzerne Stühle. In eben dieſem Geſchmack einſiedleriſcher Genügſamkeit oder Dürftigkeit iſt die Capelle des ehemaligen Waldbruders gebaut, die mit der Hütte an derſelbigen Seite, aber auf einem höhern Arm des Felſens ſteht, und deren merkwürdigſte Verzierung das an der Wand gemalte Bild ihres erſten Stifters iſt. Ungeachtet ich ein abgeſagter Feind des ungeſellſchafftlichen Lebens bin; ſo hatte doch der Anblick der Einſiedeley in dieſer ſchönen Jahrszeit, und in der ſchwülen Nachmittagsſtunde, worin ich ſie beſuchte, ſo etwas feierliches und bezauberndes, daß ich, wenn ich den erſten Regungen meines Herzens hätte folgen wollen, den Aufenthalt in dieſem engen Thale dem Aufenthalt in jedem mir bekannten Cloſter vorgezogen hätte. Freylich würde der Zauber dieſer heiligen Stäte bald verſchwinden, wenn man ſie in Augenblicken ſähe, wo die nahen herüber hangenden Felſen vom Donner erſchüttert, oder vom Blitze geſpalten würden, oder auch das ganze Thal von Ellentiefem Schnee unzugänglich geworden wäre.

Wenn Sie mir wieder ſchreiben, ſo melden Sie mir doch, wie weit man mit dem Druck des zweyten Theils meiner Geſchichte der Wiſſenſchaften gekommen iſt, und ob ſie von ohngefähr ſchon Probebogen von den beyden kleinern Schriften geſehen haben? Der Inhalt dieſer Werke iſt mir in einigen Monathen ſo fremd geworden, daß es mir vorkömmt, als wenn ich in dem Fall, daß ſie verloren gingen, nicht den hundertſten Theil derſelben wieder herſtellen könnte. Tauſend Grüße an alle unſere Freunde! Sie, mein Beſter, brauche ich nicht mehr zu verſichern, daß ich Sie unverändert liebe u. ſ. w.



Einſiedeley der h. Verena Schumann f.

Sechſter Brief.

Nidau am 18ten Jul. 1782.

Liebſter Freund,

In einem meiner vorhergehenden Schreiben, verſprach ich Ihnen, die ganze Berniſche Verfaſſung, ſo wie ſie ſich mir darſtellen würde, zu ſchildern. Da ich Ihnen nun bisher meiſtens nur die vortheilhaften Seiten derſelben beſchrieben habe, ſo werden Sie erlauben, daß ich Ihnen auch die ſchwachen Seiten aufdecke. Bern iſt ſo wenig, als irgend ein anderer Staat, in welchem Menſchen regieren, und regieret werden, ohne alle Mängel. Dieſe Republik iſt gleich allen übrigen krank, aber mit dem Unterſchiede, daß ihre Krankheiten weder ſo zahlreich, noch ſo unheilbar, als die der meiſten Europäiſchen Nationen ſind. Auch haben die Berner nicht den unglücklichen Wahn, der manchen unheilbar Kranken eigenthümlich iſt, daß ſie vollkommen geſund ſeyen; noch viel weniger ſind ſie ſo kränklich empfindlich, daß ſie durch die ſanfteſten Berührungen ihrer Schäden heftig beleidigt würden *). Fremde können ohne Zurückhaltung tadeln, was ihnen an der Berniſchen Verfaſſung Tadel zu verdienen ſcheint, und ich habe nie bemerkt, daß ein vernünftiger und beſcheidener Tadel übel wäre aufgenommen worden, oder daß man ſich, wie in manchen andern Städten, gleichſam verabredet zu haben ſchiene, die Gebrechen des gemeinen Weſens vor Ausländern zu verbergen, oder zu beſchönigen. Vielleicht iſt es ohne Beyſpiel, (eine Bemerkung, die ich einem gelehrten Schweizer zu verdanken habe) was die Regierung von Bern im Jahre 1681. that, als Ludwig der Vierzehnte Strasburg eingenommen hatte, und man befürchtete, daß er ſeine räuberiſche Hand auch nach andern benachbarten Städten ausſtrecken möchte. In dieſem Jahre forderte man in Bern einen jeden Bürger auf, die Mängel der Republik unparteyiſch, und ohne Scheu anzuzeigen: nach welcher Aufforderung auch nicht das kleinſte Gebrechen übrig blieb, wel-

ches

---

*) Dies würde ich jetzo nicht mehr ſo ohne Einſchränkung ſagen, als vor einigen Jahren. Die Berner tadeln ihre eigenen Gebrechen viel freymüthiger, als andere Schweizer, konnten auch mündlichen Tadel ſehr gut ertragen; allein vor gedrucktem Tadel, wenn er auch noch ſo gegründet, und billig iſt, fürchten ſie ſich im Ganzen genommen nicht weniger, als ihre übrigen Landsleute.

ches man nicht ſammt allen Gegenmitteln den Vätern des Volks vorgelegt hätte. Von dieſer Zeit an hat man unabläſſig an der Abſchaffung von Mißbräuchen gearbeitet, und man kann alſo gar nicht zweyfeln, daß man nicht denen, die noch übrig ſind, allmälig abzuhelfen ſuchen werde. Die Schriften der Patrioten und Unzufriedenen, die vor etwa einem Jahrhunderte den Staatscörper auf das genaueſte unterſuchten, liegen im Archiv des Staats, und werden von einem jeden Mitgliede der Regierung geleſen. Ich ſchmeichle mir gar nicht, daß ich in meiner Aufzählung der vornehmſten Mängel der Republik einem Berner etwas neues ſagen könnte; Ihnen aber werde ich dadurch gewiß einen neuen Beweis von der Unparteylichkeit geben, womit ich an verehrungswürdigen Staaten, wie an großen Männern, kleine von der Menſchheit unzertrennliche Fehler bemerken, und anerkennen kann, ohne ihnen deßwegen die Hochachtung zu entziehen, die ich ihren Vorzügen ſchuldig bin.

Ungeachtet die Regierung in Bern ſeit mehr, als zwey Jahrhunderten ſich aus allen Kräften von der Oligarchie zu entfernen bemüht, und auch wirklich entfernt hat; ſo wird ſie doch aller dieſer Beſtrebungen ungeachtet durch einen unaufhaltſamen Strom in den Abgrund dieſer gefährlichen Verfaſſung hinein gezogen. Dieſer Strom iſt die beſtändige Abnahme der bürgerlichen ſowohl regierenden, als Regimentsfähigen Familien, wodurch die höchſte Gewalt mit einem jeden Jahrzehend in die Hände einer kleinern Zahl von Familien kömmt. Je kleiner aber die Zahl von regierenden Geſchlechtern wird, deſto größer muß nothwendig mit der Zeit die Zahl von Mitgliedern werden, welche ein jedes in den großen Rath giebt, deſto leichter finden gefährliche Verbrüderungen Statt, und deſto ſchwerer wird es, Bedrückungen und Untreue zurückzuhalten, und zur Strafe zu ziehen. Kurz, wenn man dieſem Hange der Republik zur Oligarchie nicht ſteuret, ſo wird eben der Schauplatz von Erpreſſungen, Aufrühren, und Verſchwörungen wieder eröffnet werden, welche die Berniſche Geſchichte der vorhergehenden Jahrhunderte ſchildert, und dieſe Unordnungen werden jetzo viel traurigere Folgen, als vormals haben, weil Bern weniger Hülfe von den Regierungen hoffen kann, denen es am öfterſten geholfen hat. Beträchtliche Aufſtände der Unterthanen im Canton Bern würden höchſt wahrſcheinlich die jetzige Verfaſſung über'n Haufen ſtürzen, und wenn das Regiment in Bern zu Grunde gienge, ſo würde gewiß das Ende der übrigen Ariſtokratiſchen Republiken nicht weit mehr entfernt ſeyn. Anſtatt, daß die Unterthanen und Inſaſſen des Cantons Bern ſich vom Anfange dieſes Jahrhunderts an beträchtlich vermehrt haben, und noch immer vermehren; ſo iſt die Zahl der bürgerlichen Familien faſt jährlich kleiner geworden. Wenn man annimmt, daß um das Jahr 1740. etwa drey hundert bürgerliche Familien in Bern gewohnt haben mögen, ſo erſchrickt man, wenn man hört, daß zwiſchen dieſem Jahr und dem Jahre 1780. ſieben hundert neun und zwanzig bürgerliche Perſonen mehr geſtorben, als geboren worden ſind. Für die Richtigkeit dieſes letzten Datums kann ich eben ſo gut ſtehen, als für die Zuverläſſigkeit folgender Liſte von bürgerlichen Ehen, die vom Anfange dieſes Jahrhunderts an geſchloſſen worden ſind.

Zwiſchen	1700. u. 1710.	wurden	vollzogen	417	Ehen
—	1710. ; 1720.	—	—	412	—
—	1720. ; 1730.	—	—	472	—
—	1730. ; 1740.	—	—	411	—
—	1740. ; 1750.	—	—	356	—
—	1750. ; 1760.	—	—	397	—
—	1760. ; 1770.	—	—	391	—
—	1770. ; 1780.	—	—	330	—

Auch aus dieſem Verzeichniſſe erhellt, daß die Bürgermenge in Bern ſeit etwa achtzig Jahren faſt um ein Drittel abgenommen habe. Die Urſachen,

ſachen, warum die Zahl der Ehen in zwey Decenniis merklich ſtärker war, als in den übrigen, habe ich nicht erfahren können. Daß aber die Zahl der Ehen und bürgerlichen Perſonen im gegenwärtigen Jahrzehend wachſen werde, läßt ſich gar nicht hoffen, da ſelbſt im großen Rathe faſt hundert Mitglieder ſind, die entweder gar keine Kinder, oder doch keine Söhne haben.

Die beſtändige Abnahme der Bürgermenge muß aus Urſachen entſtehen, die nicht auf dem Lande, und ſelbſt in der Stadt nicht auf die Inſaſſen wirken. Der Hauptgrund liegt unſtreitig in einem nicht geringen Grade von Sittenverderbniß, die alle Stände ergriffen hat, aber doch nicht allenthalben gleich unheilbar iſt. Unter dem Pöbel der Bürger läßt ſie ſich, glaube ich, gar nicht heben, und dieſer Schade iſt ſo groß nicht, als er ſcheinen kann. Unter den Vornehmen kann man ihr kräftig entgegenwirken, wie ich in der Folge zeigen werde.

Die gemeinen Bürger in Bern ſind auf eben die Art, und aus eben den Urſachen verdorben, aus welchen es der Pöbel in Athen, Rom, und andern ausgearteten oder untergegangenen Freyſtaaten war, aus Trägheit, oder Mangel von gemeinnütziger Betriebſamkeit. Weil der größte Theil, gleich den Spaniern im ſüdlichen America, es für eine Erniedrigung hält, zu arbeiten, oder durch Handarbeit ſo viel zu verdienen, als zur Erhaltung ihrer ſelbſt, und ihrer Familien nöthig iſt; ſo überlaſſen ſie ſich allen Ausſchweifungen der ſich ſelbſt beſchwerlichen ſtolzen Trägheit, beſonders der Völlerey, fallen bald in Dürftigkeit, laſſen ſich eine Zeitlang aus den Fonds der Zünfte, wozu ſie gehören, unterſtützen, und überantworten zuletzt ſich ſelbſt dem Spital, oder der Inſel, und ihre Kinder dem Waiſenhaus. Die Bankerote nehmen in Bern mit jedem Jahre zu, und ſind viel häufiger, als ſie nach Verhältniß der Größe der Stadt ſeyn ſollten *).

Man behauptet es von allen Ariſtokratien, und, wie ich glaube, nicht ohne Grund, daß die regierenden Familien, beſonders wenn ſie ſelbſt keinen Handel oder einträgliche Gewerbe treiben, eine jede Art von bereichernder Induſtrie unter den bloß Regimentsfähigen Geſchlechtern zurück zu halten ſuchen. Handel und Gewerbe vermehren die Bevölkerung, verbreiten Reichthum und

Auf-

---

*) Leider! ſind Bankerote, wie man mir ſchreibt, unter Vornehmen eben ſo gemein, als unter Geringen. In die Inſel kommen Bürger, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nur alsdann, wenn ſie nicht bloß arm, ſondern auch krank ſind.

Aufklårung, erregen in denen, die bisher nicht regierten, aber das Recht dazu hatten, kühne Hoffnungen und Anſprüche, und bringen endlich die Verfaſſung immer mehr und mehr der Demokratie nahe, welche Revolution auch unausbleiblich erfolgt, wenn ſie nicht durch gewaltſame Mittel, wie jetzo in Genf, zurückgehalten, oder vereitelt wird. Um alſo dieſer Revolution vorzubeugen, hielten es von jeher die Håupter auch der beſten Ariſtokratien für eine heilige Grundregel, wenigſtens nichts dazu beyzutragen, daß in demjenigen Theile ihrer Mitbürger, die mit ihnen gleiche Rechte, aber ungleiche Vorzüge hatten, das Vermögen, und mit dieſem der Muth vermehrt würde, ihre Rechte geltend zu machen. Der ariſtokratiſche Plato verwünſchte deßwegen die Siege der Athenienſer bey Salamin und Mykale aus keiner andern Urſache, als weil das ganze Volk dadurch war bereichert, und der Pöbel zur Anmaßung derſelbigen Vorzüge mit den edelſten und reichſten Bürgern war gereizt worden. Auch verfluchte er den Themiſtekles, Perikles, und andere nur deßwegen als Verderber des Volks, und Umkehrer der Soloniſchen Staatsverfaſſung, weil ſie Schiffahrt, Künſte, Manufacturen, und Handel geſchaffen, oder erweitert, und dadurch die Macht des Volks immer mehr und mehr vergrößert hätten. Aus den Wirkungen muß man ſchließen, daß die Schweizeriſchen Ariſtokratien über die gefährlichen Wirkungen einer allgemeinen Induſtrie in den Hauptſtädten eben ſo, wie Plato denken. Bern, Freyburg, Solothurn, und Lucern haben wenig oder gar keinen Handel und Fabriken, da beyde in den mehr demokratiſchen Städten, Zürch, Baſel, St. Gallen, und bisher auch in Genf bis zum Neide der Nachbaren und Ausländer blühten. In Bern ſind nur zwo Fabriken von ſeidenen Zeugen, die aber nicht von großer Bedeutung ſeyn ſollen, und die Einwohner dieſer Stadt müſſen daher alle Bequemlichkeiten, oder Producte des Luxus entweder von Ausländern, oder von ihren eignen Unterthanen kaufen.

In Bern iſt der Handel zwar nicht ſchimpflich, wie ehemals in Rom, auch giebt es keine ausdrückliche Geſetze, wodurch Handel und Gewerbe gedrückt würden. Unterdeſſen befangen ſich die vornehmen Familien weder mit dem einen, noch den andern, ungeachtet ſie ſich kein Bedenken machen, Söhne, die nicht zur Regierung beſtimmt ſind, der Handlung zu widmen, und auch ihre Töchter an reiche Kaufleute zu verheirathen. Noch viel mehr aber, als durch das Beyſpiel der Vornehmen, wird der Geiſt der Betriebſamkeit durch die ungeheuren Fonds der milden Stiftungen erſtickt, deren ungemeſſene Bereicherung der Staat nicht gehindert, ſondern vielmehr durch das populär ſcheinende Geſetz befördert hat, vermöge deſſen alle Notarien verpflichtet ſind, Teſtirende daran zu erinnern, daß ſie doch ein, oder das andere pium corpus bedenken möchten *). Die Zünfte allein ſind ſo reich, daß ſie verarmenden Mitgliedern aus der Bürgerſchafft jährlich 30 bis 50 Thaler, und auf der Zunft vom Diſtelzwange, die lauter Edelleute enthält, 100 bis 150 Thaler, und noch mehr Penſion geben. Ein nichtswürdiger Menſch alſo, der das Glück gehabt hat, von Bürgern in Bern erzeugt zu werden, mag das Seinige noch ſo freventlich herdurch gebracht haben, und einer jeden Wohlthat, die ihn nicht beſſert, noch ſo unwürdig ſeyn, als er will; ſo kann er doch immer verſichert ſeyn, daß er von ſeiner Zunft werde unterhalten, oder daß er ſowohl, als ſeine Frau und Kinder in reichen und prächtigen Stiftungen einen ſichern und bequemen Zufluchtsort finden werden. Dieſer Gedanke, immer verſorgt zu werden, und niemals die Erniedrigungen, und das Elend der äußerſten Armuth tragen zu dürfen, muß nothwendig

---

*) Man ſehe meine Note zu S. 182.

oft im gemeinen Mann alle Arbeitſamkeit erſticken, und eine jede Art von Ausſchweiſung befördern; und man kann daher mit Recht annehmen, daß die reichen Zünfte und Spitäler in Bern eben den Schaden, wiewohl in geringerm Maaße, ſtiften, den die unſinnige Verſchwendung ſowohl des Staats, als einzelner reicher und ehrgeiziger Bürger in Athen und vorzüglich in Rom hervorbrachte. An ſtatt, daß in Rom ein Pöbel von hundert funfzig bis dreymal hundert tauſend Menſchen auf Koſten des Staats und der Vornehmen gefuttert, und dadurch immer träger und tugendleerer wurde, wird in Bern nur eine kleine Zahl von Familien durch die Verſchwendung milder Stiftungen abgehalten, nicht das zu werden und zu thun, was ſie werden und thun könnten. Wenn die Bürgerſchafft in Bern jemals ſich wieder heben, und ihren Vorfahren ähnlich werden ſollte; ſo müßten nothwendig die Fonds von den Zünften, und den Spitälern ſo weit vermindert werden, daß man nur allein denen, die in unverdiente oder unvermeidliche Armuth verfielen, nothdürftigen Unterhalt, und Pflege verſchaffen könnte. Da aber der Staat dergleichen niemals wird thun können, wenn er auch wirklich die Abſicht hätte, ſo kann man leicht den Schluß ziehen, daß die Sittenverderbniß der gemeinen Bürgerſchafft in Bern ganz unheilbar ſey: ein Unglück, deſſen Einfluß auf die Staatsverfaſſung man aber ganz hemmen kann, wie Sie in der Folge ſehen werden.

Was die milden Stiftungen für die geringen Familien ſind; das könnten die ſo genannten Familienkiſten, oder die unveräußerlichen Güter ganzer Familien, und ich würde hinzuſetzen, die reichen Landvogteyen für die vornehmern Geſchlechter werden, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Landvogteyen nicht allein nothwendige, ſondern auch bey gewiſſen Einrichtungen durchaus heilſame Belohnungen wirklicher Verdienſte ſind, und ſeyn werden. Die Familienkiſten ſollen einem Geſetze nach, das zwar den Verfall großer Häuſer, aber auch die Vermehrung todter und tödtender Schätze zu verhüten die Abſicht hat, nicht mehr als 200000 Pfunde enthalten; allein man ſagt, daß ſie bisweilen noch ein- oder gar zweymal ſo reich werden. Ein anderes wahrhaftig Ariſtokratiſches Geſetz verordnet, daß alle Kinder zu gleichen Theilen erben, und daß der Vater nur über ein Drittheil ſeines Vermögens zum Vortheil eines, oder mehrerer Kinder disponiren könne. Durch dieſes Geſetz wird der zu gefährlichen Anhäufung von Reichthümern in einer Familie vorgebeugt, indem große Gü-

Güter bald wieder in kleinere Portionen getheilt werden.

Nicht bloß die geringern, ſondern auch die höhern Stände in Bern ſind ſittlich krank; wiewohl die letztern lange ſo gefährlich nicht, als die erſtern. Die Verderbniß der ſittlichen Natur iſt in Bern noch nicht bis zu dem fürchterlichen Grade geſtiegen, daß ſie auch die phyſiſche Natur zerrüttet hätte, wie man dieſes leider von den meiſten großen Städten in Europa, und von vielen regierenden oder ſonſt vornehmen Familien behaupten kann, in welchen Laſter durch Häßlichkeit, und Blödſinn, oder doch Schwäche des Verſtandes beſtraft worden ſind. Ich ſtimme vielmehr dem Zeugniſſe anderer Reiſenden bey, daß ich in keiner Stadt von gleicher Größe unter den Vornehmen und mittlern Ständen ſo viele ſchöne Mädchen und Frauen, als in Bern geſehen habe. Die Bernerinnen haben nicht bloß eine blühende Farbe, ſondern auch oft eine ganz untadeliche Bildung, und eine ſolche Fülle und Ründung, daß es einem jeden gleich auffällt, daß ihr cörperlicher Zuſtand bisher noch nichts, oder nichts merkliches gelitten habe. Männliche Schönheiten ſind mir nicht ſo häufig vorgekommen, als weibliche; und viel weniger*, als man in Teutſchland in Städten ſieht, wo zahlreiche Akademien, oder große Beſatzungen, oder glänzende Höfe ſind. Man muß aber auch die männliche Berniſche Jugend nicht nach dem beurtheilen, was man im Sommer ſieht, weil die meiſten und ſchönſten jungen Leute aus den angeſehenſten Familien in fremden Ländern dienen, und erſt nach Michaelis auf Urlaub zu Hauſe kommen.

Die Sittenverderbniß in Bern hat auch noch nicht die Häupter des Staats, in ſo ferne ſie Regierer deſſelbigen ſind, angegriffen. Magiſtratsperſonen in einer Republik nenne ich alsdann verdorben, wenn ſie unter dem Schutze des allgemeinen Beyſpiels und ungeſtraft, oder doch in der Hoffnung ungeſtraft zu bleiben, ihre Pflichten vernachläſſigen, Recht und Unrecht verkaufen, Bürger und Unterthanen drücken, und die öffentlichen Schätze plündern, um die Früchte ihrer Frevelthaten in ſchändlichen Lüſten verzehren zu können. Beſtechlichkeit, Expreſſungen, und untreue Verwaltung der Einkünfte des Staats ſind im Berniſchen unerhört, und wenn ſie ſich dann und wann äußern, ſo iſt es faſt unmöglich, daß ſie unentdeckt und unbeſtraft bleiben ſollten. Allgemeine Achtung iſt noch ein großes Gut, und öffentliche Schande, oder Verachtung eine große Strafe. Auch werden oft Geburt, große Reichthümer, und vielgeltende Empfehlungen nicht geachtet, wenn ſie in einem Candidaten mit höchſt verdorbenen Sitten, und einem notoriſch ärgerlichen Leben verbunden ſind. Oeffentlicher Ehebruch, und ſchändliche Entführungen werden mit dem Verluſt aller bürgerlichen Ehre, aller Würden, und Güter beſtraft. Verderbliche Verſchwendung ahndet der Rath ſogar an Mitgliedern der Regierung, wie an andern Perſonen, dadurch, daß er dieſelben für das erklärt, was ſie ſind, daß er ſie aus dem Genuß und der Verwaltung ihrer Güter ſetzt, und ihnen nur einen Theil ihrer Einkünfte läßt, das übrige aber unter der Aufſicht eines Vormunds zur Unterhaltung der Familie, und zur Bezahlung der Gläubiger anwendet. Wenn die Sitten der Magiſtratsperſonen, als ſolcher, nicht unverdorben wären, ſo würde das Land nicht ſo blühend, die Unterthanen nicht ſo glücklich und zufrieden, und die Geſetze und Regierung nicht ſo weiſe und ſanft ſeyn können, als ſie wirklich ſind. Dieſe Unverdorbenheit der Vorſteher, und Diener des Staats muß man wohl am meiſten aus den vortrefflichen Geſetzen ableiten, wodurch alle Bürger, die noch in den gefährlichen Jahren der Verführung, und der heftigſten Leidenſchafften ſtehen, von der Regierung ausgeſchloſſen, und in den kleinen Rath nur Männer in einem ſolchen Alter gelaſſen werden,

den, in welchem ſie gemeiniglich mehr auf das allgemeine Beſte, und ihr und ihrer Familien wahres und daurendes Intereſſe ſehen, als durch gegenwärtige Vortheile und Vergnügungen gereizt werden:

Die Sittenverderbniß in Bern entſtand nicht aus einer zu großen oder ſchnellen Anhäufung von Reichthümern, und einem damit verbundenen übertriebenen Luxus. Beyde können in Bern nicht Statt haben, da dieſe Stadt weder reiche Eroberungen gemacht, noch einen beträchtlichen Handel und Gewerbe getrieben hat, und überdem die Güter von Familien häufig in kleinere Theile zerſtückelt werden. Hiezu kömmt noch, daß die Prachtliebe durch eine Menge von heilſamen Geſetzen eingeſchränkt iſt, über deren Beobachtung ein beſonderes Collegium wacht. Dieſe Aufwandsgeſetze ſind nicht ſo ſtrenge, als in Zürch oder Baſel, und das brauchen ſie auch in einem ariſtokratiſchen Staat nicht zu ſeyn; ſie ſind auch nicht mehr ſo ſtrenge, als ſie im Anfange dieſes Jahrhunderts waren, wo das Frauenzimmer noch keine ſeidene Kleider, als nur allein bey feierlichen Gelegenheiten tragen durfte; ſie ſind aber doch immer ſo ſtrenge, daß ſie den Luxus in den gehörigen Schranken halten können. Ihre Strenge beleidigt unkundige Ausländer, vorzüglich Franzoſen ſo ſehr, daß ich von mehrern gemäſteten Financiers gehört habe, daß ſie um dieſer Geſetze willen allein im Canton Bern nicht leben möchten. Alles Gold und Silber auf Kleidern und Putzwerk, alle daraus verfertigte Zeuge, alles koſtbare Pelzwerk, alle Beſetzungen von Damenkleidern, die nicht mit den Kleidern von gleichem Stoffe ſind, ſelbſt alſo auch die jetzo ſo allgemein herrſchenden Scherpen, endlich alle Spitzen, Federn, Perlen und Edelſteine, ausgenommen in Siegelringen, ſind ſchlechterdings verboten. Zwar iſt die Prachtliebe bisweilen ſchlauer, als der Geſetzgeber, und man trägt alſo zum Beyſpiel unter dem Titel von Siegelringen koſtbare Steine, in die man an einem am wenigſten in die Augen fallenden Ort einen faſt ganz unſichtbaren Einſchnitt hat machen laſſen; allein dieſe Täuſchungen der Geſetze ſind ſelten, und nur ein kleiner Gewinn für den Eitlen, der auf Koſten der Geſetze glänzen will. Wenn man das Verbot fremder Weine ausnimmt, die nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß eingeführt werden dürfen, und nirgends häufiger, als in Bern, vorgeſetzt werden; ſo erſtrecken ſich die Aufwandsgeſetze nicht bis auf die Tafel, oder bis auf die Auszierung der Häuſer und Gärten, und doch kann man die Berner auch in dieſen Puncten keines übermäßigen Luxus beſchuldigen. Zwar ſind ihre Gaſtmäler koſtbarer, und ihre Tafeln mit einer viel größern Menge von Schüſſeln beſetzt, als in teutſchen Städten von gleicher Größe; allein dieſe Verſchwendung ſchadet nicht ſowohl dem Vermögen, und der Geſundheit der Berner, (da ſie weder mit Völlerey, noch mit Gefräßigkeit verbunden iſt,) als vielmehr der ächten Geſelligkeit. Je koſtbarer in einer Stadt die Gaſtmäler werden, deſto ſeltener werden freundſchafftliche Zuſammenkünfte; und je mehr man prunken will, deſto weniger genießt man wirklich. Dies iſt ein ſo heiliges Naturgeſetz, als es irgend eins in der phyſiſchen Welt giebt.

Ein jeder anderer, als Sie, wenn er das bisherige geleſen hätte, würde gar nicht einmal errathen können, wo dann noch Sittenverderbniß ſeyn könnte, da der Stamm der Berner ſo ungeſchwächt, die Häupter des Staats ſo untadelich, und die Aufwandsgeſetze ſo ſtrenge ſeyen. Leider aber ſind noch immer Theile genug übrig, deren Gebrechen und Krankheiten dem ganzen Staatscörper den Untergang drohen, wenn nicht bald kräftige Gegenmittel dagegen gebraucht werden.

Wenn dieſer Brief gewiſſen Berniſchen Frauenzimmern in die Hände fiele, ſo würden dieſe mich gewiß für einen traurigen Pedanten, oder wenn ſie mich auch nicht ſo ungerecht beurtheilen wollten, für einen lächerlich ſtrengen Sittenrichter halten, der die Welt nicht kenne, oder ſie nach den Vorſchriften ſeiner Stubenmoral reformiren wolle *). Auch ſelbſt bey der Sicherheit unent-

deckt

---

*) Unter allen Urtheilen, die ich in meinen Briefen gefällt habe, hat kein anderes größere Bewegungen gemacht, und keins größern Unwillen gegen mich erregt, als mein Urtheil über das Berniſche Frauenzimmer. Nicht lange nach der Erſcheinung meiner Briefe ſchrieb eins der liebenswürdigſten, tugendhafteſten, und edelſten Frauenzimmer an mich, und übernahm die Vertheidigung ihrer Mitbürgerinnen, welche Vertheidigung nicht beſcheidener, muthiger, und geſchickter hätte geführt werden können. Ich kann daher nicht umhin, dieſer allgemein hochgeſchätzten Dame meinen Dank, und meine Verehrung öffentlich darüber zu bezeugen, daß ſie mir die erſte Veranlaſſung gegeben, und am meiſten dazu beygetragen hat, mein Unrecht einzuſehen, das ich den Berniſchen Schönen angethan hatte. — Es iſt mir gewiß, wie unzähligen andern Reiſenden ergangen, und wie es noch viel andern ergehen wird. Ich ſammlete den Stoff zu meinem allgemeinen Urtheil über die Sitten, und die Erziehung des Berniſchen Frauenzimmers aus den mancherley Geſchichten, und Beyſpielen, die in den beſten Geſellſchaften in, und außer Bern, als notoriſch erzählt, und anerkannt wurden, und aus den Urtheilen, die ich von manchen verſtändigen Männern in und außer Bern über die einreiſſende Sittenverderbniß fällen hörte; und nach dieſen Datis glaubte ich der Wahrheit gemäß das Berniſche Frauenzimmer nicht anders ſchildern zu können, als ich es geſchildert habe. Auch darf ich nicht verhehlen, daß ich noch jetzo mehrere Schweizer, und ſelbſt Berner kenne, welche glauben, daß ich ihren Lands-

Landsdeckt zu bleiben, thut es mir ſehr leid, daß ich von dem ſchönen Geſchlecht in Bern, das dieſen Titel

Landsmänninnen nicht zu viel gethan habe. Nichtsdeſtoweniger bin ich jezo überzeugt, daß ich aus einzelnen Fällen zu viel geſchloſſen, und daß ich den Urtheilen entweder von Unzufriedenen, oder nicht genug unterrichteten zu viel getraut habe. Dies glaube ich deßwegen, weil alle unpartheyiſche, und einſichtsvolle Männer, die ich in Bern kennen gelernt habe, und die mit Bern länger, und genauer bekannt ſind, als ich zu werden Gelegenheit hatte, mir auf meine Anfrage einſtimmig geantwortet haben, daß meine Ausſprüche über die Berniſchen Damen zwar von manchen, aber nicht von den meiſten wahr ſeyen, daß vielmehr der größte Theil der Ehen in Bern, ſelbſt unter den Vornehmen glücklich ſey, daß der größte Theil der Mütter und Frauen ihre Pflichten gegen Kinder und Männer gewiſſenhaft beobachte, und daß der größte Theil von Mädchen zu den Kenntniſſen und Beſchäftigungen, die ſie künftig als Gattinnen, und Mütter brauchten, ſorgfältig angeführt würde. So wie es mich nie mehr gereut hat, meinen Nebenmenſchen Unrecht gethan zu haben, als da ich einzuſehen anfing, daß ich das ſchöne Geſchlecht in Bern beleidigt hätte; ſo hat es mich auch nie mehr gefreut, dies Unrecht öffentlich anerkennen, und abbitten zu können. Die unerwartete Verzögerung der zweyten Ausgabe meiner Briefe iſt mir vorzüglich aus dem Grunde unangenehm geweſen, weil ich dadurch gehindert wurde, ſo bald, als ich gewünſcht hatte, mein ungegründetes Urtheil zurückzunehmen. Uebrigens wünſche ich nichts ſo ſehr, als daß nie ein Reiſender, der nach mir kommt, mit Grund ſo über das Berniſche Frauenzimmer urtheilen möge, als ich ohne Grund, und vielleicht nur einige Menſchenalter zu früh geurtheilt habe.

Titel vorzüglich verdient, nicht lauter Schönes und Gutes ſagen kann. Aber für einen Philoſophen, und noch dazu für einen verheiratheten Philoſophen, wäre es eine Schande, wenn er die Wahrheit der Schönheit aufopferte, oder wenn er nicht Muth genug hätte, von den Berniſchen Schönen zu ſagen, daß ſie noch ſchöner ſeyn würden, wenn ſie mit ihren äußerlichen Reizen die Tugenden ihrer Mütter und Großmütter verbänden, ohne welche ſie ſelbſt eben ſo wenig wahrhaftig glücklich ſeyn, als andere glücklich machen können.

Ich würde es den ſchönen Bernerinnen (und hier verſtehe ich bloß Damen vom erſten Range; denn Frauenzimmer von unſerm Stande ſchminken ſich gewöhnlich nicht) gar nicht zum Verbrechen anrechnen, daß ſie ſich ſchminkten, wenn ich es nicht bedaurete, daß ſie die friſche blühende Farbe, welche die Natur ihnen ſchenkte, durch elende Sudeleyen verdürben, wodurch die welken blaßgelben Pariſerinnen die ihnen verſagten Roſen zu erkünſteln ſuchen. Man unterſcheidet hier Roth-Auflegen von Schminken, worunter man ganz allein das ekelhafte Ueberkleiſtern der Haut mit einem weißen Firniß verſteht, der meiſtens krebsartige Geſchwüre, oder unheilbare Auszehrung hervorbringt, und hier allein oder vorzüglich für einen Beweis von Eitelkeit und Coquetterie gehalten wird. Vernünftige Reiſende würden aber den Berniſchen Frauenzimmern gerne den Gebrauch der rothen, und wenn ſie es nöthig fänden, in ſeltenen Fällen auch der weißen Schminke verzeihen, wenn ſie nicht zugleich mit dieſen auch andere Sitten der Franzöſinnen angenommen hätten. Man kann jetzo nicht mehr mit Stanian ſagen, daß Geſetze und Mode ſich aller Galanterie widerſetzen, daß die Beſorgung des Hausweſens alle Zeit und Gedanken der Bernerinnen von ihrer erſten Kindheit an beſchäfftigen, und daß es nur wenige Frauenzimmer gebe, die in Liebeshändel verwickelt wären, als welche in allen Ländern eine Frucht der Prachtliebe und Geſchäfftloſigkeit der Weiber zu ſeyn pflegten. Es gibt freylich auch unter den Damen vom erſten Range noch manche, denen ihre Tugend wichtiger und theurer, als ihre Schönheit iſt, die ihre Männer und Kinder mehr, als ihre Anbeter lieben, und die ſich um das Innere ihres Hauſes mehr, als um den Beyfall junger Herren bekümmern. Allein dieſe Beyſpiele werden immer ſeltener, ſo wie die Zahl der Schweizer-Franzöſinnen mit jedem Jahre wächſt. Man ſieht nachgerade in Bern eine ſorgfältige Erziehung der Kinder, und Verwaltung des Hausweſens nicht mehr als Pflichten vornehmer Weiber, ſondern als Geſchäffte von Haushälterinnen, Informatoren, und andern Bedienten an, und iſt ſchon geneigt, ſie für Beſchimpfungen einer vornehmen Geburt und Standes zu halten. Den Morgen bringen die meiſten Berniſchen Damen am Putztiſch, oder doch in der Geſellſchafft junger Herren, und den Nachmittag, und oft auch den Abend in Aſſembleen, oder an Gaſtmälern, und auf Bällen zu. In einem ſolchen Wirbel unaufhörlicher Zerſtreuungen, und bey einer ſolchen Entfernung von allen ernſtlichen Arbeiten und Gedanken iſt es äußerſt ſchwer, daß das Herz unverdorben, die Tugend unbefleckt, und die heiligſte unter allen Verbindungen unverletzt bleibe. Wenn nicht die ſogenannten Vergnügungen der großen Welt durch kleine abwechſelnde, und vorübergehende Intrigen gewürzt würden, wie wäre es möglich, daß das leere unbeſchäfftigte Herz den aus ihrer Einförmigkeit entſtehenden Ekel, und die damit verbundenen unzertrennlichen Neckereyen, Klatſchereyen, Nebenbuhlereyen u. ſ. w. ertragen könnte? Eheliche Treue iſt in Bern zwar noch nicht, wie in Paris, eine Thorheit, worüber man öffentlich zu ſpotten das Herz hätte; man hat aber doch ſchon ſeit geraumer Zeit aufgehört, ſie für eine nothwendige Tugend zu halten.

Wenn junge Weiber es einmal bis zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß ſie nicht zur Beglückung ihres Mannes, ihres Hauſes und ihrer Kinder, ſondern zum Vergnügen ihrer Verehrer, und zur Verſchönerung glänzender Geſellſchafften da ſind; ſo iſt es faſt unmöglich, daß ihre Töchter zu weiſen und gewiſſenhaften Ehefrauen und Hausmüttern erzegen werden. Wenn die Tochter es beſtändig ſieht, daß die Mutter ihren Mann, ihre Kinder, und ihr Hausweſen vernachläſſigt, wie ſollte es ihr in den Sinn kommen, daß die Sorge dafür jemals ihre Pflicht werden könnte? Wenn die Tochter ferner bemerkt, daß die Mutter nur ſich, und ihrem Vergnügen lebt, und in Geſellſchafft ihrer Liebhaber allen Arten von Ergötzungen nachjagt; wie ſollten dann in ihr nicht allmälig die Hoffnungen aufſteigen, daß ſie dereinſt ähnliche Freyheit, und Vergnügungen genießen werde? Auch werden die jungen Bernerinnen bey weitem nicht ſo ſtrenge und ſorgfältig, als unſere teutſchen Mädchen erzogen. Man hält ſie nicht, wie unſere Landsmänninnen zur Führung der Haushaltung, zur Beſorgung und Aufſicht über die Küche, oder zu andern ernſthaften und anſtrengenden Arbeiten und Kenntniſſen an; Zeichnen, Tanzen, Muſik, einige weibliche Arbeiten, die zur Abkürzung der Langeweile in großen Geſellſchafften erfunden worden ſind, am allermeiſten die franzöſiſche Sprache ſind die einzigen Künſte und Geſchäffte, in welchen ſie unterrichtet werden. Das Franzöſiſche iſt nicht bloß unter dem jungen Frauenzimmer, ſondern unter allen Perſonen von Erziehung ſo herrſchend, daß darüber die Mutterſprache faſt ganz vernachläſſiget wird. Fremde redet man in allen Geſellſchafften nur Franzöſiſch an; ſelbſt im vertrauteſten freundſchafftlichen Umgange werden häufig Franzöſiſche und Teutſche Wörter unter einander gemiſcht, und die Complimente beym Empfange, und Abſchiede faſt immer franzöſiſch gemacht. So wie es aber faſt keine Perſon von einiger Erziehung in Bern giebt, die nicht gut, oder doch geläufig Franzöſiſch redete und ſchriebe, ſo finden ſich, wenn man die eigentlichen Gelehrten ausnimmt, gewiß nur wenige, die einen Teutſchen Brief oder Aufſatz ohne Fehler ſchreiben könnten. Von Teutſchen Producten werden dem Berniſchen Frauenzimmer nur allein einzelne Romane bekannt, und es geht auch hier, wie anderswo, daß man keiner andern Art von Werken mehrere und größere Fehler und Ungereimtheiten nachſieht, als dieſen. Selbſt von Franzöſiſchen Büchern lieſt das ſchöne Geſchlecht wenig mehr, als die Neuigkeiten des Tages, und einige Modeſchriften. Bey dieſer Art der Erziehung und des Unterrichts können der Geiſt und das Herz der jungen Bernerinnen nicht ſehr zum Kampfe mit den anſteckenden Sitten ihrer Zeit vorbereitet, und gerüſtet werden. Mir iſt keine Stadt in Teutſchland bekannt, wo unverheirathete Perſonen von beyderley Geſchlecht ſo häufig und vertraulich mit einander umgehen, als in Bern. Junge Herren miſchen ſich nicht nur in die Kreiſe und Verſammlungen von Jungfrauen, ſondern beſuchen dieſe auch allein auf ihren Zimmern. Ungeachtet die Bernerinnen das verdiente Lob haben, daß ſie ihre jungfräuliche Ehre eben ſo rein bewahren, als die dem Himmel geweihten Bräute, die in unzugänglichen Mauren verſchloſſen ſind; ſo halte ich doch den frühen und vertrauten Umgang junger Mädchen mit Perſonen von unſerm Geſchlecht für eine der weiblichen Tugend, und beſonders den künftigen Ehemännern höchſt gefährliche Schule, in welcher die wahre Ausbildung unverheiratheter Frauenzimmer gehindert, ihre Eitelkeit und Prachtliebe zu ſehr genährt, ihre Abneigung gegen ernſtliche Arbeiten und Kenntniſſe vermehrt, und der Grund zu vielen Verirrungen gelegt wird, wenn mit der Veränderung des Standes, und der dadurch erlangten größern Freyheit alle die Bewegungsgründe wegfallen, wodurch ſie bisher zurückgehalten wurden.

Man kann, glaube ich, aus der ganzen Geſchichte kein Beyſpiel anführen, daß das weibliche Geſchlecht ſich ſelbſt und zuerſt verdorben habe, oder die erſte Urſache einer allgemeinen Sittenverderbniß geworden ſey. Auch in Bern iſt das Frauenzimmer nicht aus eigner Bewegung, ſondern auf fremden Antrieb von der ſtrengen Tugend der alten Zeit abgefallen. Die männliche Jugend war die erſte Verführerin, und eben dieſe Verführerin wurde wieder durch ſchlechten Unterricht, und Erziehung verkehrt.

Nirgends vermiſſe ich die Weisheit der Berniſchen Regierung ſo ſehr, als in dem gänzlichen Mangel öffentlicher Anſtalten und Geſetze für die Ausbildung der vornehmern Jugend *). Dieſe Vernachläſſigung des wichtigſten, oder eines der wichtigſten Theile des Staats iſt um deſto mehr

zu

---

*) Seit einigen Jahren faßte die Berniſche Regierung den ernſtlichen Vorſatz, dem Mangel von Erziehungsanſtalten für die vornehmere, oder wie man in Bern ſagt, politiſche Jugend abzuhelfen. Herr von Bonſtetten, von welchem ich ſchon mehrere vortreffliche Aufſätze geleſen habe, legte der Obrigkeit ſeine Vorſchläge in einer Abhandlung vor, die den Titel führet: **Ueber die Erziehung der Patriciſchen Familien in Bern, Zürch 1786.** 52 S. Ohngefähr um dieſelbige Zeit erſchien in Bern

ein

zu verwundern, da in keiner Art von Staaten Geſetze und Anſtalten für die Erziehung nothwendiger, als in Ariſtokratien ſind, wo außerordentliche Vorzüge des Geiſtes und Cörpers allein, in Bürgern und Unterthanen die Meynung hervorbringen, und beſtärken können, daß diejenigen, von denen ſie regieret werden, auch werth ſind, ihre Regenten zu ſeyn. Aus dieſem Grunde waren die Geſetze über die Erziehung der Jugend nirgends häufiger und ſtrenger, als in den Ariſtokratiſchen Staaten des Alterthums. In Bern hingegen fehlt es durchaus an öffentlichen Inſtituten für die Erziehung, und den Unterricht vornehmer Jünglinge, und eben deßwegen iſt dieſe Stadt, deren Söhne mit den glücklichſten Anlagen geboren werden, in Anſehung der wiſſenſchaftlichen Aufklärung unter den Proteſtantiſchen Städten der Schweiz mit am allerweiteſten

---

ein anderer Entwurf einer Erziehungsanſtalt für die politiſche Jugend in Bern vom 14ten bis zum 18ten Jahr, der die Herren Profeſſoren Ith und Tſcharner zu Verfaſſern hatte. Die Wünſche und Vorſchläge der letztern Herren ſind viel eingeſchränkter, als die von Herrn von Bonſtetten, die dagegen vielleicht nicht in gleichem Grade ausführbar ſind. Mein Urtheil über die Gedanken dieſer Patrioten will ich ſo lange zurückhalten, bis die Obrigkeit die neuen Anſtalten zur Bildung der politiſchen Jugend ausgeführet hat.

zurück. Es fehlt nicht viel daran, daß Wiſſenſchafften mit Pedanterey, und Gelehrſamkeit mit entbehrlicher Schulfüchſerey verwechſelt wird. Ich habe mehrmalen, beſonders Frauenzimmer ſagen gehört, daß ſie ihre Söhne, die zu Kriegsdienſten beſtimmt wären, ſelbſt der Quaal des Lateinlernens, und der mühſeligen Erwerbung anderer Schulkenntniſſe entzogen hätten, weil ſie gar nicht eingeſehen, wozu künftige Officiere dergleichen Dinge, die eigentlichen Gelehrten ganz nützlich ſeyn möchten, brauchen könnten. Hier konnte ich mich nicht entbrechen, zu erwiedern, daß viele teutſche Officiere, die den Officieren einer jeden andern Nation auf der ganzen Erde an die Seite geſetzt werden könnten, über den Nutzen alter Sprachen, und wiſſenſchafftlicher Kenntniſſe ganz anders dächten. Sie hielten nämlich dafür, daß eine ſorgfältige Entwickelung des Geiſtes einen Officier nicht nur brauchbarer im Felde, ſondern auch angenehmer, geſitteter, und beſſer im Frieden mache; indem die Bekanntſchafft mit Wiſſenſchafften die Rohheit ſeines Standes mildere, und vor unzähligen Ausſchweifungen bewahre, wozu Langeweile, Leerheit des Kopfs, Zügelloſigkeit von Bekannten, u. ſ. w. nur zu oft verleiteten. Dem Frauenzimmer würde ich es aber noch verzeihen, wenn es von Wiſſenſchafften und gelehrter Erziehung ſchlecht, oder doch nicht ſo vortheilhaft dächte, als es denken ſollte; allein daß viele, vielleicht die meiſten von der Regierung, Wiſſenſchafften nicht weniger gering ſchätzen, das, mein Beſter! macht in mir eben ſo viel Unwillen, als Mitleiden rege. Mehrere Fremde, die ſich lange in Bern aufgehalten, und die herrſchende Denkungsart mit einem unparteyiſchen Auge beobachtet hatten, haben mich verſichert, daß Verachtung der Wiſſenſchafften eine Berniſche Staatsmaxime ſey, weil man befürchte, daß eine größere Aufklärung ſolche Gährungen, als in Genf hervorbringen, oder den gelehrten Mitgliedern Verachtung gegen die ältern Ungelehrten einflößen, und das Anſehen der Letzteren ſchwächen möge *). Ich nehme dieſe Vermuthung zwar nicht in der ganzen Ausdehnung an, in welcher ſie mir iſt mitgetheilt worden, allein wenn Gelehrſamkeit

---

*) Auch dieſe Verachtung der Wiſſenſchafften hat ſich merklich ſeit der letzten Regimentsbeſatzung im J. 1785. verloren, wodurch auf einmal eine groſe Zahl redlicher, aufgeklärter, und thätiger Männer in den regierenden Rath gekommen ſind. Die vornehmſten Beförderer der Wiſſenſchafften ſind die verehrungswürdigen Herren von Sinner, von Steiger, von Friſching, von Mülinen, von Tſcharner und mehrere andere, deren Beyſpiele und Aufmunterung, wie man mir ſchreibt, einen vorher unbekannten Eifer für die Erwerbung nützlicher Kenntniſſe in der Berniſchen Jugend hervorgebracht haben.

nicht ſowohl ein Vorwurf, als eine Empfehlung von jungen Männern wäre; ſo könnte ich nicht begreifen, warum die einſichtsvollſten Väter ihren Söhnen nicht einen ſorgfältigern Unterricht geben ließen, wie in Bern ſo häufig geſchieht. Geſetzt aber auch, daß die Regierung nicht eigentlich die Abſicht hat, das Aufkommen der Wiſſenſchafften zu hindern, ſo kann man wenigſtens ſo viel behaupten, daß ſie, die ſonſt ſo vieles zum Wohl der Bürger und Unterthanen thut, für die Aufmunterung der Wiſſenſchafften nur wenig beträchtliches geleiſtet hat. Was ſie aber in's künftige auch thun mag, ſo wird doch gewiß nur wenig ausgerichtet werden, ſo lange die einem Teutſchen, und noch dazu einem Göttingiſchen Profeſſor ſo unerträglich ſcheinende Cenſur ſo ſtrenge bleibt, als ſie bisher in Bern und in den übrigen Cantonen war. Dieſe Cenſur iſt ſo hart *), daß man ſie viel eher für ein Werkzeug der Unterdrückung in den Händen eines Morgenländiſchen Deſpoten, als für die Verordnung glücklicher Freyſtaaten halten ſollte. Kein Bürger, Unterthan,

---

*) In Bern iſt es zwar nicht, wie in Zürch, durch ein ausdrückliches Geſetz unterſagt, Bücher ohne Cenſur in, und außer dem Vaterlande drucken zu laſſen. Es ſind ſogar Perſonen von der Regierung, auch andere ſichere Männer, die ſich als Verfaſſer nennen, durch Nach-

than, oder Inſaß darf das geringſte, nicht einmal in fremden Ländern, ohne vorhergegangene Unterſuchung drucken laſſen, und kein Zeitungsſchreiber in der Schweiz hat das Herz, von den politiſchen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes, und der übrigen Cantone das geringſte bekannt zu machen. Ungeachtet jetzo alle übrige Europäiſche Zeitungen von den Begebenheiten in Genf voll ſind; ſo wird in den Schweizeriſchen das tiefſte Stillſchweigen darüber beobachtet, und ich würde alſo weniger, als Sie, davon erfahren, wenn ich nicht täglich in Geſellſchafften von Perſonen käme, die Verwandte unter den Berniſchen Truppen in Genf haben. Da die Zeitungsſchreiber ſo ſehr eingeſchränkt werden; ſo kann man leicht denken, daß die Politiker und Geſchichtſchreiber es nicht weniger ſind, und eben daher rührt es, daß die Geſchichte, Verfaſſung, und Statiſtik der Schweizeriſchen Cantone aller Schreibereyen von Ausländern ungeachtet viel weniger bekannt und bearbeitet, als die von andern Ländern ſind. Man ſagt, glaube ich, nicht zu viel,

wenn

Nachſicht und Gewohnheit von der Cenſur frey; allein nichts deſtoweniger lehrt die Erfahrung, daß der noch immer zu ängſtliche Geiſt der Regierung in Bern eben die Schüchternheit von Schriftſtellern hervorbringt, die anderswo eine Folge von wirklichen Geſetzen iſt.

wenn man annimmt, daß man in dem durch Lettres de cachet, und Baſtille ſo furchtbaren, und berüchtigten Paris viel freymüthiger über Staatsſachen und inländiſche Geſchichte redet und ſchreibt, als in der Schweiz, wo Freyheit und Eigenthum ſo ſicher, als in irgend einem Lande der Welt ſind. Dieſe Einſchränkung der Preßfreyheit ſtimmt, wie der grundloſe Verdacht gegen die Wiſſenſchaften, und der Mangel hinlänglicher Erziehungsanſtalten, mit der Weisheit und Milde der übrigen Maaßregeln und Einrichtungen der Berniſchen Regierung nicht überein, und ich ſehe ſie deßwegen für traurige Reſte aus den Zeiten an, in welchen der Staat nicht von klugen und rechtſchaffenen Ariſtokraten, ſondern von kurzſichtigen Oligarchen beherrſcht wurde, und wo man noch glaubte, daß ächte Staatskunſt nicht ohne einen gewiſſen Zuſatz von Machiavelliſterey Statt finden könne.

Wenn es nicht ſchon durch unzählige Beyſpiele bewieſen worden wäre, daß falſche Grundſätze, die man ſich öffentlich zu geſtehen ſchämen würde, nicht nur denen, gegen welche ſie gebraucht werden, ſondern auch ihren Ausübern ſelbſt auf die Länge höchſt nachtheilig werden; ſo könnte man es abermals mit dem Beyſpiel von Bern beweiſen. Die Verachtung, oder doch Vernachläſſigung der Wiſſenſchafften, und der öffentlichen Erziehung hat die ſichtbarſten und ſchrecklichſten Einflüſſe ſowohl auf die Jugend, als auf die übrigen Stände und Geſchlechter. Weil in Bern gar keine öffentliche Schule oder Inſtitut iſt, in welchen Söhne aus angeſehenen Häuſern erzogen, und unterrichtet werden könnten, und weil überdem viele vornehme Familien es für eine Entheiligung ihres Standes halten würden, wenn man ihre Kinder mit den Kindern geringerer Bürger vermiſchen wollte, ſo werden die erſtern Hauslehrern übergeben, die man gemeiniglich aus den Studenten, oder Candidaten des Berniſchen Gymnaſiums zu wählen pflegt. Dies Gymnaſium war vor nicht gar langer Zeit, noch ganz nach alter Art, oder wie die meiſten katholiſchen hohen Schulen eingerichtet, und faſt einzig und allein für künftige Gottesgelehrte beſtimmt. Bey den vielen Verbeſſerungen oder Veränderungen des Schulweſens in Teutſchland ſtanden auch in Bern Patrioten auf, welche die Zwecke und Gemeinnützigkeit der Lehranſtalten erweitern, und mit der Schule, wie ſie bisher war, noch eine Kunſtſchule verbinden wollten. Die Wünſche und Vorſchläge dieſer Reformatoren fanden bey der Regierung Gehör: die Herren von Bern bewilligten eine anſehnliche Summe zur Verbeſſerung des Schulweſens, und man fing wirklich an, das, was man bisher vorgeſchlagen hatte, auszuführen. Allein, hier ging es wie bey allen Reformationen, die zu früh angefangen, oder zu hitzig betrieben werden. Es erhoben ſich ſowohl an der Schule, als im Rath Gegner aller Neuerungen. Dieſe konnten zwar nicht hindern, daß nicht das alte Syſtem verrückt worden wäre; allein ſie hinderten doch, daß es nicht ſo eingerichtet wurde, als man es einrichten wollte. Man erreichte alſo nicht allein die Abſichten nicht, welche man zu erreichen hoffte, ſondern man vereitelte auch zum Theil den Zweck, für welchen die Schule urſprünglich geſtiftet worden war. Dies können Sie, wenn Sie wollen, im Spitzbart ausführlicher leſen, in welchem Roman Perſonen und Begebenheiten nach der Natur geſchildert ſeyn ſollen *). Bey einer ſolchen Verwirrung der Bernaiſchen Schule kann man mit Recht zweyfeln,

---

*) Ich habe den Spitzbart nachher ſelbſt geleſen, und ohne alle Erinnerung gefunden, noch ehe ich den Verfaſſer wußte, daß dieſer Roman nicht für Bern geſchrieben ſey. Dieſem Buch ging es, wie ein Schweizeriſcher Freund mir ſchreibt, wie Zimmermanns Katechismus für kleine Städte. Man glaubte in Arau, Zofingen, Winterthur, u. ſ. w., daß das Buch eine Satyre wider ſie ſey, und der Verfaſſer lebte in Brugg, und ſchrieb für Brugg.

ſeyn, ob auf derſelben Männer genug gebildet werden, welche die Erziehung und den Unterricht von jungen Leuten, die zu Kriegs- und Staatsbedienungen beſtimmt ſind, zu leiten, und zu vollenden im Stande wären. Wenn ſie aber auch mehrere hervorbrächte, als man mit einiger Wahrſcheinlichkeit annehmen kann; ſo läßt ſich doch vorausſehen, daß dieſe mit allen ihren Talenten, und guten Abſichten doch nur bey wenigen Zöglingen etwas ausrichten würden. Denn, wenn die letztern nur geringe Schwierigkeiten in der Erlernung alter Sprachen, oder nicht ganz unentbehrlicher Kenntniſſe überwinden, oder ſich Ergötzungen, die andern von ihrem Alter erlaubet werden, verſagen ſollen; ſo müſſen ihnen nothwendig immer die Beyſpiele von vielen angeſehenen Männern in der Stadt, und vielleicht in ihrer eigenen Familie einfallen, die ohne verdrießliches Arbeiten, und ohne ausgebreitete Gelehrſamkeit in den Rath gekommen ſind, oder ihr Glück in fremden Kriegsdienſten gemacht haben; und ich brauche nicht hinzuzuſetzen, was für Wirkungen ſolche Betrachtungen auf junge Gemüther haben müſſen. Wenn aber die jungen Berner aus guten Häuſern die Jahre erreichen, wo ſich kein Hauslehrer weiter bey ihnen in Anſehen erhalten kann; ſo werden die meiſten ohne

ſe⸗

fernere genaue Aufſicht ſich ſelbſt-überlaſſen, und nur wenige werden auf Teutſche Univerſitäten, oder auch in Herrn Pfeffels Akademie geſchickt. Die letztere iſt jetzo mehr, als zur Hälfte mit jungen Schweizern beſetzt, weil es in der ganzen Schweiz gerade an einem ſolchen Inſtitut fehlt. Gewöhnlich ſind die jungen Schweizer von Familie, wenn ſie auf die Univerſität, oder in die Militär-Akademie kommen, zu wenig vorbereitet, als daß ſie Geſchmack an den Wiſſenſchafften finden, und ihren Aufenthalt in fremden Ländern recht nutzen ſollten. Wenn ſie alſo in's Vaterland zurückkehren, ſo fangen ſie einige Jahre ſpäter eben die Lebensart an, welcher ſich ihre Geſpielen, die nie ihre Vaterſtadt verließen, ſchon früher ergeben haben. Aus Unfähigkeit zu eigenem Leſen, oder Nachdenken, oder Schreiben, vertändeln oder verderben ſie ihre Zeit mit jungen Leuten von ihrem Alter, oder auch in Geſellſchafft der Weiber und Töchter ihrer ältern Mitbürger. Zwar werden manche als Schreiber oder Secretaire in verſchiedenen Collegiis gebraucht; allein dieſe Stellen können nur wenigen zu Theil werden, und geben überdem denen, die ſie erhalten, nicht Beſchäfftigung genug. Noch weniger aber können die Angelegenheiten des äußern Standes die jungen Berner von einem ſchädlichen Müßiggange

gange zurückhalten. Dieſer ſo genannte äußere Stand beſteht in einer Geſellſchafft von jungen Leuten von Familie, die in allen Stücken dem regierenden Cörper der Republik nachahmen. Er iſt alſo in den kleinen und großen Rath abgetheilt, wählt auf ähnliche Art ſeine Häupter und Magiſtratsperſonen, beſetzt eingebildete Vogteyen, redet, und rathſchlagt über erdichtete, oder auch über ſolche Gegenſtände, die jetzo wirklich verhandelt werden, zieht ſeine angewieſenen Einkünfte, hat ſeinen Schatz, ſein ſchönes Standhaus, Bediente u. ſ. w. Ich kann dieſe Anſtalt nicht ſchlechtweg tadeln, da ich das Innere derſelben, und ihre guten Wirkungen nicht genau genug kenne. Wenn man aber aus dem Erfolg ähnlicher Einrichtungen ſchließen darf, ſo ſollte man denken, daß die Berniſchen Jünglinge ihre Zeit beſſer, als in leeren Bewerbungen und Berathſchlagungen zubringen könnten, und daß ſie mehr dabey gewinnen würden, wenn ſie nach dem Beyſpiele der Römer ſich durch den vertrauten Umgang mit den größten und erfahrenſten Staatsmännern zu bilden ſuchten. Zu den Schaaren von Jünglingen, die von den Zeiten ihrer erſten Jugend an bis in's dreyßigſte Jahr und noch länger ohne beſtimmte Geſchäffte in dem Kreiſe der Vergnügungen ihrer Hauptſtadt herumgetrieben werden, geſellen ſich jeden Winter die jungen Officiere, die während der Urlaubzeit aus fremden Dienſten zurückkommen. Dieſe Officiere ſind meiſtens noch ungebildeter, als ihre Brüder und Verwandte, die bürgerliche Bedienungen zu erlangen hoffen, dabey aber unendlich größern Gefahren, verdorben zu werden, ausgeſetzt. Man ſtürzt ſie nämlich in dem feurigſten und biegſamſten Alter in den Wirbel der Ergötzlichkeiten und Verführungen großer Städte hinein, und überantwortet ſie ohne Aufſicht der Geſellſchafft von Menſchen, unter welchen es lächerlich, oder faſt ein Verbrechen wäre, unſchuldig bleiben zu wollen. Wenigſtens hat das Berner Regiment in Franzöſiſchen Dienſten den Ruf, daß es das verdorbenſte Corps im ganzen Heere ſey *). Es dauert alſo nicht lange, ſo werden die

---

*) An ſtatt: das verdorbenſte Corps im ganzen Heere ſey: wünſchte ich geſetzt zu haben: das verdorbenſte unter allen Schweizer-Regimentern ſey. — Die Officiere dieſes Regiments haben an mich ſchreiben laſſen, um mich in Rückſicht der Sitten ihres Corps eines beſſern zu belehren. Allein nach abermaligen ſorgfältigen Erkundigungen kann ich meine erſte Nachricht nicht anders, als beſtätigen; doch würde es mir lieb ſeyn, wenn ein ganzes Regiment aus einem Volk, das ich ſo ſehr ſchätze, als die Schweizer, weniger verdorben wäre, als das allgemeine Gerücht ſelbſt in Bern ſagt.

die neuen Ankömmlinge in alle Ausſchweifungen der ältern Officiere eingeweiht; und wenn beyde alsdann in ihre Vaterſtadt zurückkommen, ſo machen ſie ſowohl die männliche Jugend, als das weibliche Geſchlecht mit den Thorheiten, und Laſtern fremder ausgearteter Völker, und Städte bekannt. Die Vernachläſſigung alſo der Erziehung, verbunden mit den fremden Kriegsdienſten, iſt die Haupturſache der Verderbniß der Berniſchen Jugend, und des Verluſts der reinen einfältigen Sitten, welche Stanian noch im Anfange dieſes Jahrhunderts an den Berniſchen Matronen rühmte. Man wird keine ernſtliche und ſichere Beſſerung hoffen können, ſo lange der Staat nicht anfängt, die öffentlichen Erziehungsanſtalten zu vervollkommnen, und die Jugend zu nöthigen, daß ſie ſich durch Erwerbung nützlicher Kenntniſſe zu künftigen würdigen Volksregierern vorbereite, und von dem, ſie ſelbſt, und andere verderbenden Müßiggange entferne.

Die Verbeſſerung der Schulanſtalten kann in Bern nicht das Hinderniß finden, wodurch ſie in ſo vielen Gegenden von Teutſchland vereitelt wird, nämlich durch Mangel von hinlänglichen Fonds. Die rühmliche Sparſamkeit der Berniſchen Regierung bietet auch hier alle Mittel dar, die zur Erreichung einer ſo wichtigen Abſicht, als die Veredlung ihrer eignen Nachkommenſchafft, und die daraus erfolgende Befeſtigung ihrer Verfaſſung iſt, erfordert werden. Die größten Hinderniſſe liegen in mehrern Vorurtheilen, welche die Regierung, oder doch viele Mitglieder derſelben vorher überwinden müſſen, und die vorzüglich darin beſtehen, daß man es bedenklich, und dem Anſehen der größern Familien nachtheilig findet, wenn die Söhne der letztern mit den Kindern gemeiner Bürger, oder Einwohner in öffentlichen Anſtalten vermiſcht werden ſollten: daß man ferner nur Bürger oder Unterthanen des Cantons Bern, oder höchſtens nur Schweizer für fähig hält, junge Berner und Schweizer zu bilden *): und daß man endlich wachſende Aufklärung, und Ausbreitung von Wiſſenſchafften für gefährlich, und dem Einfluſſe, und der Achtung der alten Mitglieder der Regierung für ſchädlich anſieht. Es wird aber, denke ich, bald eine Zeit kommen, wo die Berniſche Regierung die wahren Urſachen, und die eben ſo ſchrecklichen, als unvermeidlichen Folgen der herrſchenden Sitten-

ver-

---

*) Dies Vorurtheil iſt jetzo überwunden, indem man vor einigen Jahren Herrn Tralles, der hier in Göttingen ſtudirte, als Profeſſor der Naturlehre nach Bern gerufen hat.

verderbniß erkennen, und eine ernſtliche Verbeſſerung der Erziehungsanſtalten, als das einzige und ſicherſte Mittel, dem Untergange ihrer Familien und der Staatsverfaſſung vorzubeugen, ergreifen wird.

Wenn die Regierung ihr Gymnaſium bis zu einem Erziehungsinſtitut für ihre ganze, und alſo auch edlere Jugend erweitern wollte, ſo würde ſie ſelbſt unſere am beſten eingerichteten Teutſchen Univerſitäten nicht ohne vielerley Einſchränkungen zu Muſtern nehmen dürfen, weil ſie mit den Stiftern, und Vorſtehern der letztern nicht ganz dieſelbigen Abſichten hätte. An ſtatt, daß auf unſern Akademien die Rechtsgelehrſamkeit die Hauptwiſſenſchafft ausmacht, und den größten Theil der Zeit junger Standesperſonen wegnimmt, würde man zwar dies Studium nicht vernachläſſigen, dabey aber doch viel mehr, als in Teutſchland geſchieht, auf ſolche Wiſſenſchafften Rückſicht nehmen müſſen, die einem künftigen Schweizeriſchen Staatsmann, oder geſchickten Officiere noch brauchbarer, oder unentbehrlicher ſind. Wenn die Regierung einmal die ſo nöthigen Einrichtungen zur Verbeſſerung der Erziehung gemacht, und zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit gebracht hätte, ſo müßte es alsdann nicht dem Eigenſinn der Eltern, oder der

Trägheit der Jugend überlaſſen werden, ob die letztere an den Wohlthaten des Vaterlandes Theil nehmen wollte oder nicht. Vielmehr müßte ein unerweichliches Geſetz alle diejenigen, welche ſich dereinſt um Plätze in der Regierung bewerben wollten, nöthigen, vorher ihre Studien ordentlich zu vollenden, und ſich zur Führung eines jeden Amts in der Republik gehörig vorzubereiten. Eine ſolche Verordnung würde man im geringſten nicht als einen mit der republicaniſchen Freyheit unvereinbaren Zwang tadeln können, da die Jugend in allen gut eingerichteten ariſtokratiſchen Staaten viel ſtrengern Geſetzen unterworfen war. In Sparta, Athen, und Rom waren ehrwürdige Collegia oder Perſonen, welche über die Sitten aller Stände, und vorzüglich der Jugend wachten; und ich halte es daher für einen Fehler der Berniſchen Verfaſſung, daß keine eigentliche Sittenrichter da ſind, welche die Jugend im Zaume halten könnten. Damit aber die Regierung wenigſtens in Stand geſetzt würde, die Fleißigen und Unfleißigen zu unterſcheiden, ſo wäre es immer heilſam, wenn man den erſtern wiederholte Gelegenheiten verſchaffte, ihre Talente und Fortgänge in den Wiſſenſchafften zu zeigen. Ernſtliche Prüfungen würden wahrſcheinlich in Bern eben ſo nützlich, als in Teutſchland ſeyn, wo auch die Söhne aus den vornehmſten Familien nicht einmal Beyſitzer von hohen Collegiis werden können, ohne ein ſtrenges Examen ausgehalten zu haben. Solche Prüfungen würden am vortheilhafteſten einige Jahre vor dem Alter angeſtellt werden, wo junge Leute fähig werden, in die Regierung zu kommen. Man würde dadurch zwo gleich wichtige Abſichten erreichen; daß die Candidaten nach der Vollendung ihrer Studien nicht im Fleiße nachließen, und daß ſie in dem Fall, wenn man ſie als unfähig abweiſen müßte, doch noch Zeit genug vor ſich hätten, durch eine ungewöhnliche Anſtrengung ihrer Kräfte das verſäumte nachzuholen. Vielleicht wäre es auch eine heilſame Aufmunterung zur Arbeitſamkeit und Tugend, wenn man junge Männer, die ſich vorzüglich durch Talente, Fleiß, und Sitten auszeichneten, auf die eine oder andere ehrenvolle Art belohnte; ſie etwa ein Jahr früher, als die Geſetze es erlauben, für fähig erklärte, in den Rath erwählt zu werden, u. ſ. w. Doch ich vergeſſe, daß ich zu einem Göttingiſchen, und nicht zu einem Berniſchen Freunde rede, den dieſe Projectmachereyen mehr intereſſiren würden.

Wenn aber die Regierung in Bern ſich vor's erſte noch nicht entſchließen, oder es auch nicht in ihrer Gewalt haben ſollte, die Erziehung und

Sitten der Jugend zu beſſern, und dadurch der beſtändigen Abnahme der bürgerlichen Familien vorzubeugen, ſo bleibt ihr doch immer noch eine Palliativcur übrig, wodurch ſie das Uebel zwar nicht von Grund aus heilen, aber doch die fürchterlichſte Folge der Sittenverderbniß, Umkehrung der Ariſtokratie in eine gefährliche Oligarchie, verhüten kann. Dieſes Mittel hat ſchon der Herr von Haller vorgeſchlagen, und ich verehre ihn deßwegen nicht weniger, als wegen irgend einer der wichtigen Entdeckungen, die er in den Wiſſenſchafften gemacht hat.

Herr von Haller gab den Rath, daß man ſowohl die regierenden, als die regimentsfähigen Familien nie unter eine gewiſſe Anzahl hinabſinken laſſen, und wenn dieſes geſchähe, daß man alsdann die erſtern aus den letztern, und dieſe wieder aus ſolchen Theilen des Staats ergänzen ſollte, die bisher keine Hoffnung gehabt hätten, in die Regierung zu kommen. Wenn alſo die Regimentsfähigen Bürger ſich bis über eine gewiſſe Zahl verminderten, ſo ſollte man alsdann entweder gewiſſen adelichen Familien im Païs de Vaud, oder einigen unter den ewigen Habitanten, oder endlich den angeſehenſten Geſchlechtern in den Municipal-Städten das Berniſche Bürgerrecht ſchenken, und im letzten Falle die dadurch

erle:

erledigten Plätze in den Municipal-Städten mit wohlhabenden und verdienten Landleuten beſetzen. Herr von Haller urtheilte mit Recht, daß man durch dieſe Einrichtung nicht nur den Gefahren einer Revolution zuvorkommen, ſondern auch alle Eiferſucht unter den verſchiedenen Ständen tödten, und alle Theile des Staats mit einem gemeinſchafftlichen Bande an die gegenwärtige Regierungsform binden würde. Wenn man nicht wüßte, daß die Einführung gewiſſer Verbeſſerungen oft viel mehr Mühe koſtet, als die von gewiſſen Mißbräuchen, ſo müßte man ſich wundern, daß man bisher einen Vorſchlag nicht angenommen hat, der mit ſo großen und augenſcheinlichen Vortheilen verknüpft iſt. Beſonders würde man durch die Ausführung des Halleriſchen Projects den Adel in Païs de Vaud gewinnen, der die Vorzüge der Berniſchen Regierung, die ihm eine jede Vergleichung ſeiner Beſitzungen mit denen ſeiner Franzöſiſchen, und Savoyardiſchen Nachbaren offenbaren müßte, nur zu leicht vergißt, weil er ſich in ſeinem Vaterlande zu keinen großen, und einträglichen Bedienungen erheben kann, und nicht ſelten Landvögte über ſich hat, die ihm weder an Geburt, noch Erziehung gleich ſind. Auch die Municipal-Städte, beſonders die freyen Städte in Aargäu, würden nicht länger in dem Vorurtheil beharren, daß die Berniſche Regierung ſie demüthigen, oder wenigſtens den Landmann auf ihre Unkoſten empor bringen wolle.

Indem ich von den Municipal-Städten im Berniſchen Gebiete rede, erhalte ich Gelegenheit eines andern großen Gebrechens zu erwähnen, das die Regierung in Bern ſo gut, als ein jeder anderer einſieht, das ſie aber doch nicht durch den Gebrauch der höchſten Gewalt abſchaffen mag, um nicht ein viel größeres Uebel, willkührliche Kränkung feierlich zugeſtandener und bekräftigter Rechte, zu ſtiften. Der Fehler, den ich tadeln will, beſteht in den reichen Gemeinheiten der meiſten Municipal-Städte, und der Einträglichkeit ihres Bürgerrechts. In mehrern Städten, vorzüglich in Thun, Burgdorf, und andern giebt das Bürgerrecht ſo große Einkünfte, daß die Beſitzer deſſelben ohne alle andere Arbeit, oder Zuflüſſe, oder doch mit einer ſehr geringen Hülfe von Induſtrie, oder eigenem Vermögen gut davon leben können. Dieſe Einkünfte werden entweder aus Wäldern oder Wieſen, oder Alpen gezogen, und bringen zween unvermeidliche große Nachtheile hervor: geringere Nutzung und Wartung der Gemeinheiten, und Erſtickung faſt aller Induſtrie, indem die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß, wo der gemeine Mann kümmerlich ohne alle Arbeit leben kann, er ſich nie durch Anſtrengung ſeiner Kräfte Ueberfluß, oder die Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen ſucht. Zum Unglück beſitzen gerade in denjenigen Städten, wo das Bürgerrecht am einträglichſten iſt, die Zünfte das härteſte ausſchließende Recht, dasjenige allein zu liefern, was ihre Handwerke zu liefern pflegen. Durch dieſen unnatürlichen Zwang wird die ohnedem ſchon ſchwache Induſtrie und Wetteifer, welche die Einträglichkeit des Bürgerrechts noch übrig laſſen würde, gänzlich erſtickt. Im allgemeinen wohnen daher gerade in den reichſten Städten die armſeligſten Einwohner, da hingegen in ſolchen, wo das Bürgerrecht nicht allein nichts einbringt, ſondern mit kleinen Ausgaben verbunden iſt, wie in Aarau, Handel und Manufacturen in dem blühendſten Zuſtande ſind.

Die letzte Unvollkommenheit in der Berniſchen Verfaſſung iſt die Menge und Koſtbarkeit der Rechtshändel, worüber ich ſelbſt gutgeſinnte Richter habe klagen hören. Die Menge von Proceſſen iſt meinem Urtheile nach eine nothwendige Folge des außerordentlichen Wohlſtandes der Bauren, und alſo ein Uebel, was immer auf ein viel größeres damit verbundenes Gut ſchließen läßt.

Wenn der Landmann durch Auflagen und Expreſſungen, wie in Savoyen und Frankreich, zu Grunde gerichtet iſt, ſo leidet er alles Unrecht, was ihm von Mächtigern zugefügt wird, mit einer ſtillen wehrloſen Geduld, weil es ihm ſo wohl an Muth, als an Kräften fehlt, ſeinen Bedrücker zur Rechenſchafft zu ziehen. Auch in ſolchen Ländern, wo man dem Bauren zwar das Nothwendige läßt, aber faſt alles Ueberflüſſige ohne Expreſſungen durch ordentliche Auflagen nimmt, auch in ſolchen Ländern meidet der Bauer, ſo viel er kann, Proceſſe, weil er weiß, daß er die dazu erforderlichen Koſten entweder ſich, und ſeiner Familie an den Nothwendigkeiten des Lebens, oder auch der Erhaltung ſeines Viehs, ſeines Geſchirres, oder ſeines Hauſes entziehen müſſe. Wenn alſo in ſolchen Ländern, wo die öffentlichen Abgaben dem Bauern wenig oder gar nichts überflüſſiges laſſen, die Unterthanen durch die Plackereyen, und unrechtmäßigen Zumuthungen ihrer Amtleute zu langwierigen Proceſſen gezwungen werden, ſo verarmen dadurch nothwendig ganze Dörfer, weil ſie außer den öffentlichen Laſten nicht auch noch die Laſt von koſtbaren Rechtshändeln tragen können. In ſolchen Ländern hingegen, wo der Landmann im Durchſchnitt genommen wohlhabend, oder reich iſt, iſt er auch immer Proceßſüchtig, weil Wohlſtand in nicht beſonders gutgearteten und aufgeklärten Menſchen allemal Uebermuth, Trotz, Eigenſinn, und Rechthaberey erzeugt. Ich ſelbſt habe es oft erlebt, daß reiche Bauren, bloß in der Abſicht, ihre Gegner zu kränken oder mürbe zu machen, zweydeutige Rechte, und ſelbſt offenbares Unrecht in langwierigen Proceſſen verfochten haben, ungeachtet ſie vorausſahen, daß ſie am Ende verlieren, und viele hundert Thaler dabey einbüßen würden. Wenn aber auch dieſen Erfahrungen zu Folge die Berniſche Regierung die Proceßwuth ihrer Unterthanen nicht ſchwächen, und die Menge von Rechtshändeln nicht hindern kann; ſo iſt es wenigſtens in ihrer Gewalt, durch eine weiſe Proceßordnung die Koſtbarkeit der Proceſſe zu vermindern. Dies kann ſie ihren Grundſätzen zu Folge nicht durch die Verminderung der Inſtanzen, deren es in wichtigen Sachen drey bis vier gibt, indem man von den niedern Gerichten an den Landvogt, vom Landvogt an die oberſte Appellationscammer, von dieſer, wenn die ſtreitige Sache von einem gewiſſen Belange iſt, an den großen Rath appelliren darf. Der ſicherſte Weg, die Koſtbarkeit von Rechtshändeln zu vermindern, wäre nicht ſowohl eine ſcharfe Proceßordnung, wodurch der Gierigkeit und den

Ränken der Anwälde Schranken geſetzt würden; denn dieſe werden immer vereitelt; ſondern Erhöhung der Summen, bis zu welchen ſtreitige Sachen ſteigen müſſen, wenn man von einer niedrigern Inſtanz an eine höhere appelliren wollte. Die Berniſchen Advocaten, die ſelten Rechtsgelehrte von Profeſſion ſind, laſſen ſich ihre Mühe ungeheuer bezahlen. Sie ſollten von einer jeden Partey, die ſie vor einem in wenigen Stunden zu erreichenden Gerichte auf dem Lande vertreten, nur einen Louisd'or nehmen; ſie nehmen aber oft drey bis vier neue Louisd'or, eine Taxe, die allem Anſcheine nach kräftiger, als alle Geſetze, den Kitzel zu proceſſiren erſticken müßte, und doch nicht erſtickt.

Die peinliche Proceßordnung und Geſetzgebung in Bern hat vor der anderer Cantone große Vorzüge, ungeachtet ſie auch nichts weniger, als untadelich oder vollſtändig iſt. Wenn ein Miſſethäter in der Stadt ſelbſt ergriffen wird, ſo inſtruiren der Groß-Weibel und Gerichts-Schreiber, denen in wichtigen Fällen ein Mitglied des kleinen Raths zugeordnet wird, den Proceß. Bey einem jeden Verhör werden dem Delinquenten ſeine zuletzt niedergeſchriebenen Ausſagen wieder vorgeleſen, damit er, wenn er etwas zu erinnern findet, die nöthigen Einſchränkungen, oder Verbeſſerungen machen, oder hinzufügen könne. Findet der kleine Rath den Proceß vollſtändig, ſo ſpricht er das Urtheil ab. Fällt alsdenn das Urtheil entweder zum Tode, oder bey einem Bürger von Bern nur auf Verluſt der Ehre, oder auf Leibesſtrafen aus, ſo wird der Proceß dem großen Rath vorgelegt, deſſen Mitglieder die Acten mit Muße in der Canzelley leſen können. Wenn nun auch der große Rath den Proceß für vollſtändig erklärt, ſo tritt alsdann der Großweibel auf, und bringt alle möglichen Gründe zu Gunſten des Delinquenten vor, der keinen andern Kläger, als die Acten, oder den Proceß ſelbſt hat. In den meiſten Fällen neigen ſich die Richter auf die gelindere Seite, und wenn etwa die Stimmen gleich ſind, ſo entſcheidet der Präſident faſt ohne Ausnahme für die Meynung derjenigen, welche die gelindeſte Strafe zuerkannten.

Eine etwas andere Bewandtniß hat es, wenn der Delinquent außer der Stadt geſündigt hat, und feſtgeſetzt worden iſt. In dieſem Fall inſtruirt im teutſchen Gebiet der Republik der Landvogt, im Païs de Vaud aber das Gericht des Orts den Proceß, und ſchickt die Acten nach Bern, wo ſie von einem Collegio von drey Rathsherren unterſucht werden. Halten dieſe den Proceß für gehörig inſtruirt, ſo legen ſie ihn, wenn die Acten aus dem Teutſchen Gebiet eingeſchickt ſind, dem kleinen Rath vor, der das letzte Endurtheil fället. Sitzt hingegen der Verbrecher in den welſchen Landen, ſo werden die Acten an die Obrigkeit des Orts zurückgeſchickt, die zwar das Urtheil ſpricht, aber dies Urtheil dem Rath in Bern entweder zur Beſtätigung, oder Milderung, oder Schärfung (welches letztere aber ſelten geſchieht) mittheilen muß. Die Tortur iſt zwar im Berniſchen noch nicht durch einen Ausſpruch der höchſten Obrigkeit abgeſchafft, ſie wird aber nur ſelten, oder faſt niemals mehr gebraucht.

Die Republik Bern hat eben ſo wenig, als ihre übrigen Schweſtern in der Schweiz, ein vollſtändiges peinliches Geſetzbuch *). Man hat ſchon lange daran gedacht, dieſem Mangel abzuhelfen, und eine der letzten Veranlaſſungen zu dem Wunſche einer ſichern Proceßordnung und eines vollſtändigen Geſetzbuches, iſt für den Criminaliſten nicht weniger, als für den Philoſophen intereſſant.

Vor wenigen Jahren fand man in Bern ein ermordetes Kind nicht weit von einem Hauſe, in welchem ſich eine berüchtigte Weibsperſon aufhielt.

---

*) An einem ſolchen Geſetzbuch wird, wie ich höre, jetzo auch mit Ernſt gearbeitet.

hielt. Natürlich fiel der Verdacht der begangenen That am ſtärkſten auf diejenige, welche ihn durch ihr bisheriges Leben in der ganzen Nachbarſchafft am meiſten verdient hatte. Das Mädchen wurde eingezogen und verhört, läugnete aber anfangs die That, und gab vor, daß ſie wirklich jetzo ſchwanger ſey. Man hielt dieſes für eine leere Ausflucht, und ließ die Gefangene nicht nur von einer oder mehrern Wehmüttern, ſondern auch von Aerzten unterſuchen. Die Wehmütter allein bezeugten, daß die Delinquentin nicht ſchwanger ſey, aber Merkmale an ſich habe, welche bewieſen, daß ſie ſchon einmal Mutter geworden. Die Aerzte hingegen bezeugten das Gegentheil. Durch die Zeugniſſe der Wehmütter betrogen drang man ſtärker in die Gefangene, und dieſe ſchien allmälig zu wanken, und erkannte endlich die That mit vielen Umſtänden, die man aber, durch das Bekenntniß verführt, nicht unterſuchte, weil man ſie ſonſt als irrig und unmöglich würde befunden haben. Hierauf verurtheilte man die Angeklagte zum Tode, die dieſes Urtheil, wie es ſchien, mit der Ergebung einer Perſon anhörte, welche ſich ſelbſt für ſchuldig, und die ihr zuerkannte Strafe für gerecht hielt. Die Gefangene bereitete ſich mit vieler Andacht zum Tode, und erſt am letzten Abend vor dem Tage, an welchem ſie hingerichtet werden ſollte, machte ſie dem Geiſtlichen, der mit ihr betete, das ſeltſame Geſtändniß: daß ſie für ihre Perſon gern ſterben wolle, weil ſie glaube, daß ſie durch ihre Sünden den Tod verdient habe, daß es ihr aber doch Leid thue, und Gewiſſensangſt verurſache, daß das unſchuldige Kind, welches unter ihrem Herzen liege, und an deſſen Leben ſie ſeiner heftigen Bewegungen wegen gar nicht zweyfeln könne, zugleich mit ihr umkommen müſſe. Man kann leicht denken, daß der Geiſtliche durch dieſe Erzählung nicht wenig betroffen wurde. Er erkundigte ſich ſorgfältig nach der Wahrheit der Nachricht, welche die bußfertige Sünderin ihm gegeben hatte, und theilte ſie alsdann der höchſten Obrigkeit mit. Dieſe ſchob ſogleich die Vollziehung des Todesurtheils auf, ließ die Delinquentin abermals unterſuchen, und vernahm zu ihrem größten Erſtaunen, daß ſie in der letzten Hälfte ihrer Schwangerſchafft ſey. Hierauf erhielten die erſten unwiſſenden oder nachläſſigen Prüferinnen der Unſchuld der Beklagten einen derben Verweis, und der letztern gab man außer ihrer Freyheit eine jährliche Penſion, zum Erſatz für das Unrecht, was man ihr gethan, und die Angſt, die man ihr verurſacht hatte. Nichts war den Richtern räthſelhafter, und wird es wahrſcheinlich auch Ihnen ſeyn, als warum das unſchuldige Mädchen nicht lebhaft und beſtändig widerſprochen habe, wodurch es ſeine Richter gewiß zu einer neuen Unterſuchung ihres Zuſtandes veranlaßt, und vor der Gefahr, ein ungerechtes Urtheil zu fällen, bewahrt hätte. Als man die bisherige Delinquentin hierüber befragte: antwortete ſie, daß ſie zuletzt geſchwiegen hätte, weil ſie ihren gnädigen Herren nicht länger hätte widerſprechen, und nicht noch größere Unkoſten hätte verurſachen mögen. Hätten Sie wohl gedacht, daß falſche Ehrfurcht in einer Perſon von eingeſchränktem Verſtande ſo gar die Furcht vor dem Tode überwinden könne? Sie ſehen, wie vorſichtig man ſeyn muß, wenn man aus dem Geſtändniſſe von Delinquenten, oder dem Mangel von Widerſpruch nicht falſch ſchließen will.

Ich habe dieſe Tage her einige Criminal-Acten, eine mir von jeher ſehr intereſſante Art von Schriften, geleſen, die in der erſten Hälfte des letzten Jahrhunderts in Nidau abgefaßt worden ſind. Aus dieſen Acten lernt man, daß man zwiſchen den Jahren 1625. und 1630. in der Schweiz nicht weniger Hexen, als in Teutſchland verbrannte, und daß die Sitten nicht weniger roh, und die Polizey nicht weniger ſchlecht, als in unſerm Vaterlande geweſen ſey. Einbrüche, Straßenräubereyen, und Mordthaten waren ſo häufig, daß weder auf öffentlichen Wegen, noch ſelbſt in Dörfern, und Städten nur einige Sicherheit geweſen ſeyn kann. Unter den Mördern, die man in dem angezeigten Zeitraum hinrichtete, war einer, der in den letzten drey Wochen vor ſeiner Gefangennehmung faſt alle Tage einen Menſchen umgebracht hatte, und wie es ſchien, nicht immer aus Raubſucht, ſondern mehrmalen aus Muthwillen und aus unmenſchlicher Wuth, die durch die Gewohnheit zu morden entſteht, und nur durch Blut und Würgen gekühlt wird. Ein noch größeres Ungeheuer war ein berüchtigter Räuber, mit Namen Schwarzbeck, der ſich in dem zweyten oder dritten Decennio dieſes Jahrhunderts durch ſeine Kühnheit und Liſt in der ganzen Schweiz furchtbar machte. Dieſer Böſewicht mordete oft ganz allein zur Luſt, oder aus Schalkheit. Einſtens goß er einem armen Keſſelflicker, den er an einem einſamen Ort ſchlafend fand, einen ganzen Tiegel voll glühenden Bleys in den Hals, womit der Unglückliche einige Gefäſſe hatte ausbeſſern wollen. Ein anderesmal zwang er einen Schneidergeſellen, dem er in einem Walde begegnete, daß er ihm ſeinen Rock flicken mußte. Als dieſes geſchehen war, ſagte er ſpottend, daß er ihm jetzo auch ſeine Mühe belohnen wolle. Er fing hierauf an, den ſchwachen Schneider zu binden, und henkte ihn mit den Beinen an einen Baum, ſo daß der Kopf einen Ameishaufen berührte. Der Unmenſch geſtand noch im Gerichte, daß keine von ſeinen Thaten ihm ſo viel Vergnügen verſchafft hätte, als die Verdrehungen, welche der geängſtete Schneider gemacht, und die er bis auf die letzte Zückung mit innigſter Freude ruhig betrachtet habe. Er brach ſogar noch auf ſeinem Wege zum Gerichtplatze in ein lautes Gelächter aus, als er vor der Stelle vorbey geführt wurde, wo er dem Schneider den ihm ſo ſcheinenden luſtigen Streich geſpielt hatte *). Seine letzte Miſſethat war folgende: daß er in das Pfarrhaus zu Sengen im Canton Bern einbrach, daß er den Pfarrer knebelte, und deſſen Frau im Angeſichte des Mannes nothzüchtigte. Dieſer verſtockte Böſewicht empfand nicht die geringſte Reue über ſeine

---

*) Man ſetze lieber: als er ſich des ihm ſo ſcheinenden luſtigen Streiches erinnerte, den er dem Schneider geſpielt hatte. Auch meldet man mir, daß die Frau des Pfarrers nicht genothzüchtigt worden ſey, und daß eben dieſe Frau ſich über dies Gerücht mehr, als über den Verluſt von 1000 Gulden betrübt habe, der ihr durch den Einbruch zugefügt worden.

ſeine Verbrechen, und gar keine Furcht vor dem Tode, oder der Zukunft. Er mukſte nicht einmal, da ſeine Arme und Beine zerſchlagen wurden; und bey dem erſten Stoß auf die Bruſt, der ſie noch nicht querſchte, rief er, als wenn er der Ohnmacht des Henkers ſpottete: das kracht einmal. Bey ſolchen Factis kann man nicht mehr zweyfeln, ſo ſehr man auch Freund und Vertheidiger der menſchlichen Natur ſeyn mag, daß es geborne ſittliche Monſtra gebe, die ohne alle Menſchlichkeit, ohne theilnehmendes Mitgefühl mit den Freuden und Leiden anderer, ohne moraliſchen Sinn geboren werden, und ſelbſt in den Martern ihrer Nebenmenſchen ein grauſames Vergnügen finden.

Die angeblichen Zauberer oder Zauberinnen, die im Anfange des letzten Jahrhunderts zu verſchiedenen Zeiten in Nidau hingerichtet wurden, ſtimmten alle in ihren Bekenntniſſen auf eine höchſt merkwürdige Art überein. Alle erzählten, daß, als ſie entweder über den Verluſt eines Hauſes, oder Kindes, oder Mannes, oder eines andern Guts, in großer Noth und Betrübniß geweſen, ihnen ein hübſcher Herr begegnet ſey, der ſich Hans, und nur einmal Benjamin, oder Jacob genannt habe. Dieſer Unbekannte habe ſie freundlich über die Urſache ihrer Traurigkeit be-

befragt, und ſich endlich erboten, ſie aus ihrem Unglück herauszureißen, wenn ſie Gott abläugnen, und ſich ihm ergeben wollten. Einige ſagten, daß ſie ſich anfangs zu einer ſolchen Gottloſigkeit nicht hätten entſchließen können, daß aber doch zuletzt die Hoffnung aus ihrem Elende errettet zu werden, über ihre Aengſtlichkeit das Uebergewicht erhalten hätte. Alle geſtanden, daß ſie von ihrem Verführer Geld erhalten, welches aber nachher nur als Laub, oder Pferdemiſt befunden worden, und die weiblichen Zauberinnen ſetzten noch hinzu, daß der böſe Feind ſie beſchlafen, daß aber ſeine Natur kalt und ſeltſam geweſen ſey. Auch darin ſtimmten ſie alle überein, daß ſie vom Teufel Saamen, oder Pulver, oder Salben empfangen, womit ſie Menſchen und Vieh getödtet hätten. Wenn ſie das eine oder das andere nicht hätten thun wollen, ſo wären ſie auf eine grauſame Art geſchlagen worden. Nicht ſelten hätten ſie ſich mit andern, beſonders auf der Peterſinſel, zu einem Schmauſe verſammlet und getanzt, bey welcher Gelegenheit die Teufel gegeigt hätten. Die Speiſen, die ſie an ſolchen Feſten genoſſen, ſeyen ſchwarz, ekelhaft und ſchwammicht geweſen. — Alle Zauberer oder Zauberinnen, deren Geſtändniſſe ich geleſen habe, bereuten ihre Gottloſigkeit, und litten geduldig ihre Strafe, die darin beſtand, daß ſie auf Leitern gebunden, und lebendig verbrannt wurden.

Nachdem ich die Nidauiſchen Acten geleſen habe, ſo urtheile ich über die vormals ſo häufigen Hexen-Proceſſe ganz anders, als vorher. Wenn ich ſonſt in den Chroniken, oder andern Geſchichtbüchern der dunklen Jahrhunderte fand, daß man ſo und ſo viele Unholden verbrannt habe, ſo ſeufzte ich, oder wurde unwillig darüber, daß barbariſche Richter ihrer Unwiſſenheit und ihrem Aberglauben ſo viele unſchuldige Schlachtopfer dargebracht hätten. Jetzo hingegen bin ich überzeugt, daß man die Hexen von beyderley Geſchlecht zwar nicht als der Zauberey ſchuldig hätte verbrennen ſollen, daß aber doch viele von denen, welche man als ſolche verbrannt hat, als Giftmiſcher den Tod verdienet hatten. Unter denen, deren Proceſſe ich unterſucht habe, war keiner, der nicht durch Salben oder Pulver, von denen er wußte, daß ſie tödtlich ſeyn würden, mehrere Menſchen umgebracht hätte. Dieſe häufigen Vergiftungen widerlegen auch die Meynungen derjenigen, welche glauben, daß alles, was die angeblichen Hexen geſehen, gelitten, und gethan zu haben vorgaben, lauter leere Einbildungen ſchwacher Perſonen geweſen ſeyen. Die Angeklagten mochten ſich einbilden, was und wie viel ſie wollten, ſo konnten ſie ſich doch ſchwerlich träumen laſſen, daß ſie verſchiedene plötzlich geſtorbene Perſonen umgebracht hätten *).

Mir kommt es ſehr wahrſcheinlich vor, daß es in jenen Zeiten der Finſterniß manche Böſewichter gegeben habe, welche die Vorurtheile des großen Haufens von Erſcheinungen des böſen Geiſtes, ſeinen Geſchenken, u. ſ. w. zu anderer Verderben, und verruchten Abſichten nutzten, die alſo ſchwachen abergläubigen Menſchen unter bedenklichen Umſtänden erſchienen, und ſie durch kleine Geſchenke und große Verſprechungen dahin vermochten, gewiſſe Perſonen aus dem Wege zu räumen. Uebrigens gebe ich gerne zu, daß alle diejenigen, welche ſich in allem Ernſte einen Umgang mit einem übernatürlichen Weſen zutrauten, bis zu einem gewiſſen Grade, und in gewiſſen Augenblicken verrückt geweſen ſeyen, und vieles mit ihren Sinnen wahrzunehmen geglaubt haben, was ſie nur in lebhaften Träumen, und mit den Augen einer überſpannten Phantaſie ſahen.

---

*) Es gibt aber doch auch Beyſpiele von wohllüſtigen Weibern, die zuerſt glaubten, daß ſie ſich mit dem Teufel vermiſcht hätten, und nachher, da ſie völlig raſend geworden waren, ſich einbildeten, daß ſie Menſchen und Thiere umgebracht hätten. Man ſehe Ephemer. Natur. Curioſ. Centur. III. p. 294.

hen. Die auffallende Uebereinſtimmung in den Ausſagen der Hexen beweiſt, daß ihre Einbildungskraft in dem damaligen allgemeinen Aberglauben ein Schema oder eine Regel gefunden habe, nach welcher ſie träumte. Weil alle in dem Wahne ſtanden, daß der Teufel gewiſſen Menſchen erſcheine, ſie berücke, u. ſ. w. ſo glaubten die häufigen Hexen, daß Perſonen, die mit ihnen geredet, ihnen gewiſſe Pulver, Salben, u. ſ. w. überreicht hatten, der böſe Feind, oder ſeine Geſellen geweſen wären.

Ich rüſte mich jetzo zu meiner Reiſe in die kleinen Cantone, und ich werde alle meine Kräfte zuſammen nehmen müſſen, wenn ich Ihnen noch vorher eine minder lange und beſchwerliche, aber vielleicht eben ſo intereſſante Reiſe durch den merkwürdigſten Theil des Fürſtenthums Neuenburg beſchreiben will.

Wenn ich eine kleine Strecke von der großen Chauſſee ausnehme, die von Nidau nach Bern führt, ſo iſt der nächſte Weg zwiſchen der erſtern Stadt, und Neufchatel, oder Neuenburg nicht gemacht, weil er wenig beſucht wird. Wir trafen aber doch viele Kutſchen mit verwieſenen oder freywillig fliehenden Genfern an, die alle nach Biel wollten, und ſich da ſo lange aufzuhalten gedenken, bis ihr und ihres Vaterlandes Schickfaſt ganz entſchieden ſeyn wird. Die Gegenden zwiſchen Nidau und Neuenburg ſind nicht ſchlecht, aber gar nicht ſchweizeriſch, und es war mir bisweilen, als wenn ich in der Nachbarſchafft von Göttingen führe. Nicht ſehr fruchtbare Felder, Wieſen, und bisweilen Weinberge wechſelten mit Wäldern ab, bis wir den Neuenburger See erreichten, der durch ſeine Breite, Länge, grünliche Farbe, und die ungeſtümen Wellen, die er eben damals an's Ufer warf, einen prächtigen Anblick gewährte. Schon beym erſten Durchfahren durch die Stadt, und beym erſten Eintritt in den beſten Gaſthof merkten wir, daß wir nicht mehr in der reinlichen Teutſchen Schweiz ſeyen, und ich ſagte deßwegen auch zu meinem Freunde Feer, daß es ſchon in Neuſchatel nach Frankreich rieche. Als wir uns ein wenig erfriſcht hatten, ſuchten wir einige Herren auf, die ich in Göttingen gekannt hatte; wir fanden ſie aber nicht zu Hauſe, weil ſie auf's Land gegangen waren. Ihre Abweſenheit erſetzte uns der teutſche Pfarrer, der ſo gefällig war, uns ſo wohl durch die Stadt, als in die merkwürdigſten umliegenden Gegenden zu führen. Die erſtere hat viele einzelne ſchöne Häuſer, die ſich aber nicht recht ausnehmen, weil die Straßen zu enge, unreinlich, und uneben ſind. Beſonders iſt diejenige, welche nach Yverdon hinausführt, ſo abſchüſſig, daß man beym Herabfahren die hintern Räder ſperren muß. Neuſchatel liegt auf dem Abhange des Jura, deſſen Fuß ſich im See verliert, und in einem Winkel, welchen zween hervorlaufende Arme dieſes Berges machen. Aus dieſer Lage entſtehen zwo große Unbequemlichkeiten, daß der Boden der Stadt ſehr ungleich, und die Hitze in den Sommermonaten größer, als in allen übrigen Städten der Schweiz iſt, weßwegen ſich auch die wohlhabenden Einwohner in der heißen Jahrszeit auf ihren Landhäuſern aufhalten. Das einzige ſchöne öffentliche Gebäude, was ich bemerkt habe, iſt das neue Waiſenhaus, deſſen Erbauern ich gern die unlateiniſche Inſchrift verzeihe, die man über der Hauptthür lieſt *). Außer der

---

*) Die Inſchrift auf dem öffentlichen Gebäude, wovon ich hier rede, und das nicht ein Waiſenhaus, ſondern ein Armenhaus iſt, ſcheint nur ſo lange ungrammatikaliſch, als man die Geſchichte der Stiftung nicht kennt: ſie heißt nämlich: civis pauperibus. Der Bürger von Neuſchatel, der das Armenhaus erbaute, war ein reicher Kaufmann in Liſſabon, David Pury, der nicht nur bey ſeinen Lebzeiten große Summen an ſeine Vaterſtadt ſchenkte, ſondern auch nach ſeinem Tode ſein großes aus mehrern Millionen beſtehendes Vermögen an die Bürgerſchaft von Neuſchatel vermachte, damit es unter ihrer Aufſicht zu den im Teſtamente angegebenen nützlichen Abſichten verwandt würde.

der Stadt ſind gar keine, und in der Stadt nur ſehr mittelmäßige Promenaden am See, die lange ſo gut nicht unterhalten werden, als die Spatziergänge in den Städten der teutſchen Schweiz. Die Bäume waren ungleich, und ſchienen vernachläſſigt zu ſeyn. Viele von den Schranken, womit ſie eingefaßt geweſen waren, mangelten ganz, und durch einen Theil der Allee hatte man Linien gezogen, auf welchen man Wäſche trocknete, die nicht bloß einen Sinn beleidigte. Wenn nicht der Platz vor der Hauptkirche, die auf dem höchſten Theile der Stadt liegt, gleich dem Schloßgarten zu eingeſchränkt wäre, ſo würde ich ihn der gewöhnlichen Promenade vorziehen. Nachdem wir uns in der Stadt genug umgeſehen hatten, gingen wir zu dem Bache Serriere, der ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt nach Yverdon zu entſpringt, und wenige Schritte von ſeinem Urſprunge mehrere Mühlen treibt. Der Weg, der dahin führt, iſt eben ſo wenig angenehm, als der entgegengeſetzte, auf welchem wir von Nidau hereingekommen waren. Man iſt immer zwiſchen zehn bis zwölf Schuh hohen Mauren eingeſchloſſen, die alle Ausſicht benehmen, und in der Mittagszeit an heißen Tagen eine erſtickende Hitze hervorbringen müſſen. Selbſt dieſe fürchterlichen Mauren ſcheinen aber den Beſitzern noch nicht Sicherheit genug gegen die Räuber ihrer Trauben zu verſchaffen, indem die Rücken der Mauern mit ſcharfen in Kalk befeſtigten Glasſtückchen beſetzt ſind: eine Vertheidigungsanſtalt, die mir ganz neu war, und die, wenn ſie nothwendig iſt, auf ganz andere Diebe ſchließen läßt, als die man in den Weinbergen am Rhein, im Elſaß, in Schwaben, in Franken, und in der teutſchen Schweiz fürchtet. Die Serriere ſammt den Werken, die an ihr angelegt ſind, hat viele Aehnlichkeit mit dem ſchönen Bache, der die Papiermühle hinter Wehnde treibt. Jene iſt bey ihrem erſten Urſprunge nicht einmal ſo reich, als der letztere, ſie erhält aber aus ihrem eigenen Bette viel ſtärkere Zuflüſſe, als dieſer, und kann alſo auch in gleicher Entfernung viel mächtigere Räderwerke in Bewegung ſetzen. Die neuen Quellen, wodurch der anfangs ſchwache Bach ſo ſchnell anwächſt, ſind ſo unſichtbar, daß man ſie faſt nicht entdecken kann: und die Serriere wird alſo tief, und reißend, ohne daß man zu beſtimmen im Stande iſt, wo, und wie es geſchieht. Der Keſſel, aus welchem ſie hervorſpringt, iſt viel tiefer, und die Berge, mit welchen ſie eingeſchloſſen iſt, viel höher, als die bey unſerer Papiermühle. Wenn man zu den dunklen Werken an der Serriere hinabſteigt, und in der kaum gebrochenen Finſterniß, die in dieſem Abgrunde herrſcht, ſchmutzige, und meiſtens geſchwärzte Menſchen herumtappen, und arbeiten ſieht: ſo iſt es einem, als wenn man auf einmal in den Tartarus der Dichter, oder in die Werkſtätte der Cyclopen verſetzt wäre. Die Mühle, in welcher Eiſendrat verfertigt wird, iſt viel größer, als die bey Schaffhauſen. Sie war mir aber doch weniger intereſſant, als ein Eiſen- und Kupferhammer, den ich zum erſtenmal ſahe. Die vernichtende Kraft, womit der letztere über dicke glühende Maſſen von Kupfer herfiel, und ſie in wenigen Augenblicken in kleine Stücke theilte, erweckte in mir das Bild eines reißenden und ergrimmten Thieres, welches ſeine Beute nicht verzehren, ſondern ganz zerſtören will. Man zeigte uns einen Vorrath von Kupferplatten, womit Kriegsſchiffe beſchlagen werden, und die für die Franzöſiſche Flotte beſtellt waren. Als wir aus dieſen finſtern Wohnungen, und Werkſtätten arbeitſamer Menſchen wieder an das Tageslicht kamen, freuten wir uns, daß wir noch Zeit genug übrig hatten, die angenehmſten Landhäuſer an der andern Seite der Stadt zu beſehen. Unter dieſen Landſitzen zeichnen ſich beſonders zween aus: der des Herrn du Perron, der in Surinam große Reichthümer erworben hat, und ein anderer La Rochette genannt, welcher einem Herrn Boſſet gehört. Der erſtere iſt viel größer, und prächtiger als der letztere, liegt aber tiefer, und hat eine weniger ausgebreitete Ausſicht. Das Ameublement wird von Schweizern, die keine fürſtliche und königliche Schlöſſer geſehen haben, als ſehr koſtbar beſchrieben; ich hatte aber doch keine Luſt, mich dabey aufzuhalten. La Rochette liegt auf einer beträchtlichen Höhe des Jura, und hat deßwegen einen ſo weitläuftigen Horizont, als man in der Nachbarſchafft von Neufchatel nur erhalten kann. Auf der Terraſſe vor dem zierlichen und geräumigen Landhauſe überſieht man alle übrigen Gärten und Sommerſitze, die unzähligen Weinberge, die ich nirgends ſo prächtig, und bis zu einer ſolchen Höhe gefunden habe, als um Neufchatel, die ganze Stadt, den herrlichen See, und das entgegengeſetzte Freyburgiſche Ufer, hinter welchem der Geſichtskreis in großer Entfernung durch eine Reihe von Schneebergen geſchloſſen wird. Die Ausſicht von La Rochette würde mit den ſchönſten in der ganzen Schweiz wetteifern können, wenn der Vorgrund bis an den See nicht zu klein, die entgegengeſetzten Ufer nicht zu kahl und öde, und die Weinberge, womit man umringt iſt, nicht zu einförmig wären. In dem Boſſetſchen Garten iſt an der linken Seite eine einladende kühle Einſiedeley, und eine artige Allee; man bedauert aber doch, daß nicht noch mehr Schatten da iſt. Die Seite des Hauſes, die gegen den Berg zu gekehrt iſt, wird von dickbelaubten Bäumen beſchattet, damit der Wein, der in mehrern über einander angelegten, und in den Felſen hineingehauenen Kellern aufbewahrt wird, deſto weniger von der Sonne leide. Von dem obern Keller laufen lederne Röhren in die untern, und auf dieſe Art kann man ohne Beſchwerlichkeiten Wein aus dem erſtern in die letztern bringen. Der Spaziergang nach La Rochette machte mit dem zur Serriere einen angenehmen Contraſt. Vom erſten kamen wir nicht eher, als kurz vor dem Abendeſſen zurück.

Sowohl Neufchatel als Locle, und La Chaux de Fonds ſind jetzt mit verwieſenen oder flüchtigen Repreſentants angefüllt, deren Anzahl man über acht hundert ſchätzt. Sie machten die gröſte Zahl der Fremden bey Tiſche aus, und einige von ihnen hatten auch ihre Weiber, und Töchter bey ſich. So lange wir in der Schweiz ſind, hat man an allen Wirthstafeln faſt von nichts, als von Genf geſprochen: und ſie können alſo leicht denken, daß jetzo, da viele Genfer, und unter dieſen ſolche, die eine wichtige Rolle geſpielt hatten, gegenwärtig waren, die Uebergabe dieſer merkwürdigen Stadt gleichfalls der Gegenſtand des Tiſchgeſpräches geweſen ſey. Solche Geſpräche ſind meiſtens ſehr lebhaft, weil faſt alle Schweizer und Fremde in eben ſo viele Parteyen, als die Einwohner von Genf, getheilt, und einige den Negatifs, andere den Repreſentants gewogen ſind. Man mag ſo wenig Hang zu politiſchen Discurſen haben, als man will, ſo wird man doch durch Langeweile, oder die allgemeine Theilnehmung allmälig in das Intereſſe von Genf, oder einer der ſtreitenden Factionen hineingezogen. Der vornehmſte Redner an unſerm Tiſche war Claviere, eins von den Häuptern der Repreſentants, die vorläufig verwieſen worden ſind. Schon der Anblick dieſes Republicaners verkündigte einen Mann von Geiſt, der aber durch Nachtwachen, Sorgen, und unnatürliche Anſtrengungen unſäglich gelitten hatte, und noch litt. Seine Haare, und Kleider waren ſo nachläſſig, als wenn er ſo eben von einer langen und beſchwerlichen Reiſe zurückgekommen wäre. Die Muskeln ſeines Geſichts waren in Augenblicken der Ruhe hangend und erſchlafft, und ſeine Augen trübe und entzündet, weßwegen er ſie alle Augenblicke rieb, wie man zu thun pflegt, wenn man die nächſten Gegenſtände nicht deutlich mehr unterſcheiden kann. Wenn er redete, ſo drückten ſeine Stimme, Geberden, und Mienen bald den feurigſten Unwillen, und bald einen Grad von freſſendem bittern Kummer aus, der auch den härteſten Negatif hätte erweichen können. Er ſprach mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit und Kenntniß der Sachen, von den Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt, und alles, was er über die Maaßregeln und Abſichten der Negatifs, und das Betragen der Repréſentants ſagte, ſchien mir eben ſo richtig gedacht, als ſchön und glücklich ausgedrückt zu ſeyn. Bey allem Republicaniſchen Eifer, womit er redete, hatte er doch Geduld genug, Einwendungen anzuhören, und höflich zu beantworten. So bald er aber auf das Betragen der vermittelnden Mächte kam, ſo verlor er nicht nur alle Mäßigung, (und dies galt noch mehr von ſeinen jungen Landsleuten,) ſondern brachte auch ſolche Dinge vor, die man nicht ohne Unwillen über ſeine Unwiſſenheit, oder ohne Mitleiden mit ſeiner Verblendung anhören konnte. Die aufgebrachten Genfer waren in dem lächerlichen Wahn, daß die Franzoſen und Berner ihre Stadt hätten zerſtören, daß ſie die Repreſentants aller ihrer Güter berauben, und das Territorium der Stadt unter ſich theilen wollen. Bey dieſer letzten Aeußerung brach einer aus der Geſellſchafft in ein lautes Gelächter aus, und ungeachtet ich eine ſolche Art zu widerlegen ſonſt immer verabſcheue, und gegen Unglückliche für eine unverzeihliche Grauſamkeit halte, ſo war ich doch in Gefahr, mit einzuſtimmen. Den Franzoſen ſind die Genfer nicht ſo feind, als den Bernern, weil ſie glauben, daß dieſe ſie als Bundesgenoſſen hätten ſchützen ſollen. Weil ich ſchon einige Wochen vor der Uebergabe von Genf in Bern anlangte, ſo habe ich Gelegenheit gehabt, beſſer als irgend ein Genfer die wahren Geſinnungen der Berner zu erfahren. Allen meinen Erkundigungen nach ſind die letztern zwar über die Genfer unwillig, daß ſie ihrem Staate ſo viele Unruhen und Unkoſten verurſacht haben, (welche letztere in dieſem Jahrhunderte viele Tonnen Goldes betragen ſollen) und daß ſie die Regierung in Bern gezwungen, wider ihren Willen verhaßte Maaßregeln zu nehmen; allein dieſen gerechten Unwillen abgerechnet, bin ich überzeugt, daß die Herren von Bern um das Wohl von Genf mehr, als die Genfer ſelbſt bekümmert geweſen ſind, daß ſie nichts ſo ſehr als die Hartnäckigkeit der Genfer in der Vertheidigung ihrer Stadt gefürchtet, und daß endlich die Nachricht von der unblutigen Einnahme der Stadt nicht nur in der Stadt Bern, ſondern auch im ganzen Canton eine ſo große Freude hervorgebracht hat, als wenn Bern ſelbſt von einem augenſcheinlichen Verderben errettet worden wäre. Die Vorwürfe alſo, welche die Genfer den Bernern machen, ſind nicht nur ungerecht, ſondern auch undankbar, weil ſie gerade ihre größten Wohlthäter treffen. Doch hievon und von vielen andern Dingen, die Genf angehen, will ich Ihnen umſtändlicher ſchreiben, wenn ich alle Nachrichten und Facta, die mir bekannt geworden ſind, in Genf geprüft und bewährt habe.

Gleich an dem folgenden Tage nach unſerer Ankunft brachen wir Morgens um fünf Uhr wieder von Neufchatel auf. Wir hatten die Abſicht, unſern Weg durch das wegen ſeiner Schönheit und Fruchtbarkeit berühmte Val de Ruz zu nehmen; allein wir änderten unſern Entſchluß, weil wir hörten, daß wir alsdann Locle nicht ohne einen großen Umweg erreichen würden. Der nächſte Weg, den wir wählten, mag weniger ſchön ſeyn, ich glaube aber gewiß, daß er viel romantiſcher, als der uns zuerſt empfohlne war. So bald man aus dem Thore von Neufchatel herauskömmt, fängt man an, bergan zu fahren, und dies dauert vier Stunden fort, bis man das Wirthshaus à la Tourne erreicht, das beynahe auf dem Rücken des Jura liegt. Die Straße iſt faſt durchgehends gemacht, weil ſonſt der Transport der Waaren, welche die arbeitſamen, und kunſtreichen Bewohner des Jura brauchen, und abſetzen, zu hoch kommen würde. So bald die Weinberge aufhörten, ſtiegen mein Freund Feer und ich aus dem Wagen, und gingen bis nach La Tourne zu Fuß, um die Gegenden deſto beſſer beobachten zu können. Alle Oerter, durch welche wir kamen, waren ſtädtiſch gebaut, und wurden immer reinlicher, je höher ſie lagen. Rechts hatten wir den Jura, und links ſahen wir meiſtens von einer ſtets zunehmenden Höhe auf die herrlichen Geſtade des Neuenburger Sees hinab. Am reichſten und ausgedehnteſten war die Ausſicht, als wir Colombieres gegenüber waren; denn hier hatten wir ein weites, fruchtbares, mit Städten und Dörfern angefülltes Thal zu unſern Füßen. Bald nachher ſchien es, als wenn wir von aller Geſellſchafft von Menſchen, oder doch von der milden bebauten Natur getrennt werden würden. Der Weg drehte ſich auf einmal rechts, und ging in einen engen Buſen des Jura hinein, wo ſich nicht allein kein Ausgang, ſondern kaum die Möglichkeit eines Ausganges zeigte. An beyden Seiten erhob ſich das drohende, und mit traurigen Tannen beſetzte Gebirge über unſern Häuptern, und links wurden wir von dem einen Arme deſſelben durch einen fürchterlichen Abgrund getrennt, an welchem der Weg immer herlief. Hier hörten wir lange nichts, als das Geläute von Kühen, die in einer ſchwindelnden Höhe über uns an einem ſo ſteilen Abhange des Jura weideten, daß wir ſie für Blendwerke würden gehalten haben, wenn wir ſie nicht bald in der Nähe, und eine kleine Stunde ſpäter eben ſo tief unter uns geſehen hätten. Als wir in La Tourne ankamen, ſehnten wir uns nicht nur nach Ruhe, ſondern auch nach ſtärkender Nahrung, wodurch wir unſere erſchöpften Kräfte wieder erſetzen könnten. Wir fanden auch wirklich ſo herrlichen rothen Neuenburger Wein, ſo ausgeſuchtes Brod, und Käſe, und beſonders ſo ſchmackhafte Bergbutter, daß wir unſer Frühſtück mit keinem Königsmahle vertauſcht hätten. Gegen zehn Uhr machten wir uns wieder auf den Weg: mein Freund und ich zu Fuße, und meine Frau im Wagen. Von hier an wurden die Straßen zwar weniger ſteil, aber doch ausgefahrner und holperichter, das Erdreich öder und unbebauter, (denn nur ſelten ſah man Getraide, Gärten, und Fruchtbäume,) und ſelbſt die Wieſen wurden kahler, als ich ſie noch in der Schweiz geſehen hatte. Die Dörfer und Häuſer aber blieben gleich neu und zierlich, nur waren die Dächer platter, breiter, und mit Schindeln gedeckt, die oft durch Laſten von Steinen niedergedrückt wurden. Auf dieſer Höhe des Jura werden Quellen, und Bäche ſchon ſelten, und man fängt deßwegen das Regenwaſſer häufig in kleinen Ciſternen auf, in welche es durch Röhren geleitet wird. Wir hofften ſchon vor Mittag in Locle zu ſeyn, und unſere Geduld wurde deßwegen nicht wenig geprüft, als wir dieſen Ort erſt nach ein Uhr zu Geſichte bekamen. So große Hitze und Beſchwerlichkeiten wir auch ausgeſtanden hatten, ſo verſäumten wir doch keinen Augenblick, und beſahen während der Zeit, daß unſer Mittagseſſen zubereitet wurde, die berühmten Mühlen, welche die Gebrüdere Robert in eine Felſenhöhle hineingebaut haben. Dieſe Mühlen ſind eine kleine halbe Stunde von Locle entfernt, und wir zerfloſſen faſt im Schweiße, als wir vor dem Munde der Felſenhöhle anlangten. Zum großen Glück war die Luft darin nicht ſo kalt, als ſie in natürlichen Grotten ſonſt zu ſeyn pflegt, und wir konnten es alſo, bald nachdem wir angekommen waren, wagen, das berühmte Werk in der Nähe zu beſichtigen. In dieſer Abſicht legten wir unſere Kleider, die durch Mehl, oder die allenthalben herabtrieſende Feuchtigkeit verdorben worden wären, ab, und zogen gröbere Kittel an, die man für neugierige Fremde aufbewahrt. Das Werk iſt allerdings kühn und bewundernswürdig; allein ich weiß nicht, wie viel ich mußte erwartet haben, daß es meiner Erwartung nicht Genüge that. Der Bach, der alle Triebwerke in Bewegung ſetzt, war jetzo nur ſo groß, daß man leicht hätte hinüberſpringen können, allein er wird bisweilen wüthend, und überſchwemmt das ganze niedere Thal, beſonders wenn der Schnee auf den oberſten Höhen des Jura zu ſchmelzen anfängt; weßwegen man ſich auch durch einen ſtarken Damm gegen ſeine Gewalt verwahrt hat. Dieſer Bach fällt auf drey übereinander hängende, und in den Felſen befeſtigte Räderwerke, und ſtürzt ſich zuletzt mit einer furchtbaren Gewalt in einen unergründlichen Schlund, der mit einem eiſernen Gitter verſehen iſt, und ſich in der Entfernung von einigen Stunden in der Grafſchafft Burgund wieder ausleeren ſoll. Die beyden erſten Mühlen kann man zwar nicht beſehen, ohne ſich zu beſchmutzen, allein man hat doch nichts zu fürchten, wenn man nur fürſichtig iſt, und eine Lampe in der Hand dem Müllerknecht folgt, der gleichfalls mit einer Lampe vorhergehet. Der Gang zum letzten Triebwerke aber, von welchem das Waſſer in den Abgrund hinabſchießt, iſt viel ſteiler, enger, und beſchwerlicher, als die beyden erſten; und hier hört man ein ſo entſetzliches Getöſe, daß man auch bey dem heftigſten Schreyen faſt kein Wort verſtehen kann. So wie die Natur ohne alle Hülfe der Kunſt den Bach in den Felſen leitete, ſo hatte ſie auch ſchon den Felſen ſelbſt ausgehöhlt, und das Hauptwerk des Künſtlers beſtand darin, daß er die ungeheuren Räder und andere Maſchinen in dem Felſen zu befeſtigen, und an bequemen Orten, Lager und Treppen nach ſeinen Abſichten zu ſprengen und zu arbeiten wußte. Ich erſtaune weniger darüber, daß man ein ſolches Werk zu Stande gebracht hat, als daß ſeine Schöpfer auf dem öden kalten Jura geboren worden ſind, und gelebt haben. Wir kamen erſt um halb drey Uhr wieder aus der Mühle heraus, und hatten alſo weder Zeit noch Kräfte mehr, eine mäßige Anhöhe an der linken Hand zu erſteigen, die uns von Burgund trennte, und von welcher wir eine Ausſicht in dies ſchöne Land gehabt hätten.

Mit Locle verhält es ſich eben ſo, wie mit allen Städten, die ſich in der Zeit von einigen Zeugungen ungewöhnlich aufgenommen haben. Man trifft abwechſelnd Beweiſe des neuern Wohlſtandes und Reichthums nebſt den Denkmälern der vorigen Armuth und Einfalt an. Ein Theil der kleinen wenig zierlichen Häuſer, die vor den

Zeiten der Induſtrie gebaut wurden, iſt noch unverändert. Die meiſten aber ſind neu und ſchön, und einige ſo prächtig, als ich ſie bisher in der Schweiz nur geſehen habe. Nicht bloß in Locle, ſondern auch in der Nachbarſchafft werden mit großem Eifer neue Gebäude aufgeführt, und dieſes iſt ſehr natürlich, da das Erbauen und Vermiethen von Häuſern eine der vortheilhafteſten Speculationen iſt. Häuſer, die in dieſem reichen Flecken nicht einmal von der erſten Größe ſind, tragen hundert neue Louisd'or oder 2400 Fr. Livres Miethe ein, und für zwey mäßige Zimmer mit einer kleinen Küche werden jährlich ſieben bis acht neue Louisd'or bezahlt. Wenn man die Menge und Mannichfaltigkeit von reichen Waaren betrachtet, die faſt in allen Häuſern ausgekramt ſind, ſo ſollte man glauben, daß man in einer großen Stadt, und noch dazu in der Meßzeit wäre. Auch herrſcht hier, und in La Chaux de Fonds eben ſo viel Luxus, als in großen Städten, und nicht bloß dieſe Producte des Luxus, ſondern auch die theure Miethe und Lebensmittel, die faſt alle aus dem benachbarten Burgund, und Erguel herauf gebracht werden, bezahlen die Einwohner mit den Früchten ihres Genies, und ihres Fleißes, die durch die Concurrenz unglaublich wohlfeil werden. So ſoll man das ganze Werk einer Taſchenuhr für weniger, als einen Ducaten liefern, ein Preis, deſſen Niedrigkeit ſelbſt Genfer in Erſtaunen ſetzt! Man mag aber auch kommen, und hineinſehen, in welches Haus man will, ſo iſt alles, Mann, Weib, und Kinder ohne Unterlaß mit der größten Emſigkeit beſchäfftigt. Es giebt hier, glaube ich, eben ſo große Horlogeries oder Niederlagen von Uhren, und nicht minder reiche Großhändler mit dieſer Waare, als in Paris, London, und Genf. Die letztern bezahlen den Künſtlern, wenn dieſe ſelbſt nicht Verlag genug haben, ihre Arbeit, und ſchicken alsdann goldene, und ſilberne Uhren bey vielen Dutzenden, und ſelbſt Tauſenden in allen Ländern von Europa umher. Von Locle bis nach La Chaux de Fonds geht eine treffliche Chauſſee, die den Jura hinab bis in das Erguel fortgeführt iſt. Nie hat mich der Anblick einer Stadt ſo bezaubert, als der von La Chaux de Fonds, wo wir noch frühzeitig genug ankamen, um uns gehörig umſehen zu können. Wir fuhren durch zwo lange Reihen ganz neuer, und ſchöner Häuſer von zwey oder drey Stockwerken, die alle wohl geordnete, und meiſtens mit kleinen niedlichen Springbrunnen verſehene Gärtchen vor ſich hatten, und ſowohl den Wohlſtand, als die Kunſt der Einwohner verkündigten. Mit ſolchen

Häuſern war aber nicht bloß die Straße an beyden Seiten beſetzt, ſondern auch das ganze Thal überſäet. Dieſe Häuſer, die ſich dem Auge ganz und einzeln darbieten, machen einen viel ſtärkern Eindruck, als wenn ſie in einer einzigen Linie zuſammengebaut wären, indem durch den Anblick eines jeden Hauſes der Gedanke, daß hier lauter Wohnungen von fleißigen, geiſtvollen, freyen, und glücklichen Menſchen ſind, erneuert und vervielfältigt wird. Eine gleich große Zahl von Palläſten, oder prächtigen Landſitzen, würde mich viel weniger entzückt haben, weil dieſe höchſtens Bewunderung, oft Unwillen, oder die traurige Vorſtellung erregen, daß ſie von ungerechtem Raub, oder Gewinn aufgeführt, und Werkſtätte oder Sitze von ſtädtiſcher Ueppigkeit, und ſich ſelbſt marternder Langeweile ſind. Dieſer ganze neue Anbau, von welchem das ehemalige Dorf La Chaux de Fonds jetzo gleichſam nur ein Anhang iſt, iſt erſt ſeit zwanzig oder dreyßig Jahren entſtanden, und erweitert ſich mit jedem Jahr, wie die Induſtrie der Einwohner.

La Chaux de Fonds liegt faſt auf der oberſten Fläche des Jura, und in einem der höchſten Bergthäler in der ganzen Schweiz, deſſen Breite ohngefähr drey viertel Stunden betragen mag. Die höchſten Arme des Jura, wovon es eingeſchloſſen iſt, ſcheinen nicht viel höher, als der Heinberg bey Göttingen zu ſeyn. Wegen der gewaltigen Höhe, auf welcher ſie leben, genießen die Einwohner nur vier bis fünf Monate Sommer, und ſelbſt in der Mitte des Julius, als wir da waren, hatten wir eine ſo kalte Nacht, daß alle Fenſter beſchlugen, und wir Federdecken nicht entbehren konnten. Feldfrüchte, Gemüſe, und Obſt gedeihen hier entweder gar nicht, oder die wenigen Arten, die noch einigermaßen fortkommen, werden ſchlecht, und reifen ſpät, die Kirſchen zum Beyſpiel, erſt im Monat Auguſt. Die Einwohner müſſen daher faſt alle Nothwendigkeiten, und Süßigkeiten des Lebens mit großen Koſten aus den niedrigen Gegenden von Frankreich, und dem Baſler Gebiet herauſbringen laſſen. Die Wieſen ſchienen hier fruchtbarer zu ſeyn, als wir ſie in geringeren Höhen des Jura gefunden hatten. Doch glaube ich gerne, was man den Einwohnern der hohen Bergthäler im Fürſtenthum Neuenburg vorwirft, daß ſie aus ihrem Lande nicht alles dasjenige ziehen, was ſie daraus ziehen könnten, weil ſie durch ihre mechaniſchen Arbeiten gehindert werden, ihre Wieſen und Felder gehörig zu warten, und dieſe daher ärmern Leuten überlaſſen, die zu künſtlichern Beſchäfftigungen kein Geſchick oder Luſt haben.

Der Gaſthof zur goldenen Lilie iſt groß, reinlich, und ſo ſchön möblirt, als irgend einer, den ich in der Schweiz geſehen habe. Wir wurden hier, wie in Locle, und im Neuenburgiſchen überhaupt, eben ſo gut, als billig bewirthet.

In der ganzen Schweiz war ich auf die Bekanntſchafft von keinem einzelnen Mann begieriger, als auf die von Jacques Droz, der ſelbſt in dieſen Gegenden der berühmte, und große genannt wird. Gleich nach unſerer Ankunft alſo war unſer erſtes Geſchäfft, ihm unſern Beſuch zu machen. Wir fanden ihn aber ſo wenig, als ſeinen noch Genievollern Sohn zu Hauſe, weil dieſer in London arbeitet, und jener nach Biel gereiſt war, um Verwandte zu beſuchen. Es ſchmerzte mich nicht wenig, daß ich der angenehmen Hoffnung, womit ich mir ſo ſehr geſchmeichelt hatte, beraubt wurde, von einem der größten, und erfinderiſchſten Köpfe in Europa die Geſchichte ſeiner bewundernswürdigen Familie, und ſeines merkwürdigen Geburtsorts zu hören. Wenn es mir bloß um den Anblick des außerordentlichen Mannes zu thun geweſen wäre; ſo würde ich keine Urſache gehabt haben, ſeine Abweſenheit zu bedauren, weil ich ihm den folgenden Tag auf unſerer Rückreiſe begegnete. Ich hatte große Luſt ihn anzureden, wurde aber durch die Furcht der unleidlichen Hitze zurückgehalten, der ich ihn an einem ſchattenloſen Orte ausgeſetzt hätte. Er ſchien ein ſtarkgliederichter Mann von mittelmäßiger Statur, vollem breiten Geſichte, ſtarken dicken Augenbraunen, und großen ſchwarzen Augen zu ſeyn. Sein Geſicht verrieth einem jeden einen Mann von Geiſt; allein daß er ein ſo großes Genie ſey, hätte ich doch aus ſeinen Blicken und Zügen nicht errathen. Ueberhaupt bin ich auf meiner Reiſe durch viele neue Beyſpiele in der Beobachtung beſtätigt worden, daß, ſo wie es Perſonen giebt, die geiſtreicher ſcheinen, als ſie ſind, auch wieder andere gefunden werden, die keine Merkmale ihrer großen Talente an ſich tragen, und daß man alſo in Gefahr iſt, zu irren, wenn man aus der ſcheinbaren Kraft der Blicke, und dem Feuer der Augen auf eine gleiche Energie und Lebhaftigkeit des Genies ſchließt. Wir verfehlten aber nicht bloß den Schöpfer, ſondern auch das größte Werk, an welchem Vater und Sohn, beſonders der letztere, gemeinſchaftlich gearbeitet haben, und das ſich jetzo in Paris findet, wo es durch einen Ouvrier, oder dazu beſtellten Mann, Liebhabern für Geld gezeigt wird. Dies Werk ſoll alles, was man vorher von Automaten gekannt hat, faſt eben ſo ſehr übertreffen, als die Arbeiten der größten Künſtler die erſten rohen Verſuche in dieſer Art, und auch den aufmerkſamſten Kennern ſoll der Mechanismus unbegreiflich ſeyn. Ungeachtet wir aber das wundervollſte Meiſterſtück der Droz nicht ſehen konnten; ſo waren doch Stücke genug vorräthig, die für das erſtaunliche Genie des Vaters zeugten, und die uns von einem Gehülfen des letztern mit vieler Gefälligkeit gewieſen wurden. Nach dem, was wir ſahen, zu urtheilen, unterſcheiden ſich die Droz vom Pfarrer Hahn am meiſten darin, daß ſie mit gleicher Kunſt und Erfindung im Weſentlichen, mehr Geſchmack und Pracht in den Verzierungen verbinden, weßwegen ihre Arbeiten auch mehr, als die des erſtern in die Augen fallen. Das täuſchendſte unter allen Werken, was wir fanden, war eine in ihren kleinſten Theilen vollendete Flötenuhr, welche die Geſtalt eines koſtbaren Vogelbauers hatte, in deſſen Boden das Uhrwerk angebracht war. Der auf einer Stange ſitzende Canarienvogel war ſo vollkommen erhalten, und alle ſeine Bewegungen, wenn die Uhr ſpielte, ſo lebhaft und natürlich, daß man ihn faſt nicht anders, als für lebendig halten konnte. In La Chaux de Fonds lebt zwar keiner, der den Droz an Erfindungskraft und Ruhm gleich kömmt, aber viele, die ihnen nacheifern, und die berühmteſten Künſtler in Paris und London übertreffen. Iſt es nicht faſt unglaublich, daß in einem abgelegenen, und unfruchtbaren Winkel des Jura, wo vor einigen Menſchenaltern weder Uhren, noch Uhrmacher waren, und wo der Künſtler, der die erſte Uhr zu Stande brachte, ſelbſt die Werkzeuge dazu erfand, daß in dieſem Winkel jetzo die feinſten und künſtlichſten Inſtrumente für alle mechaniſchen Arbeiter in den Hauptſtädten Frankreichs und Engellands verfertigt werden? Die Droz und alle übrigen ihnen durch Genie verbrüderten Künſtler in den Bergthälern des Jura ſind ſchöpferiſche, oder Original-Genies im ſtrengſten Verſtande dieſes Worts, und ihre Talente und Arbeiten nicht weniger, als die erhabenſten Werke der Natur in der Schweiz bewundernswerth. Sie zogen und ziehen noch jetzo ohne fremden Unterricht, oder Muſter, alles aus ſich ſelbſt hervor; wenn ihnen aber zu ihren Unternehmungen irgend ein Gehülfe oder Arbeiter fehlt, ſo ſcheuen ſie keine Koſten, ſondern laſſen ihn für gemeinſchafftliche Rechnung aus Paris oder London kommen.

Ich verdenke es einem jeden Reiſenden, der in die Schweiz kommt, und die merkwürdigen

Gegenden nicht beſucht, wo die gröſten mechaniſchen Genies aller Zeiten nicht einzeln, ſondern haufenweiſe beyſammen wohnen, und wo alſo Talente dieſer Art einheimiſch, oder natürliche Producte zu ſeyn ſcheinen. So bald man auf die Menge, und unerreichbaren Kräfte der Künſtler in den gebirgigten Theilen des Fürſtenthums Neuenburg aufmerkſam geworden iſt, ſo muß man bey einigem Nachdenken nothwendig einen Schritt weiter gehen, und die Urſache dieſer höchſt merkwürdigen Erſcheinung aufſuchen. Meiner Meynung nach kann man von der auffallenden Menge der in Locle, und La Chaux de Fonds, auch im Val de Travers, und im Val du Lac de Joux ſich findenden Künſtler keinen andern befriedigenden Hauptgrund angeben, als die dieſen höchſten Bergthalern des Jura eigenthümliche feine, und wenn ich ſo ſagen darf, geiſtige, und beſeelende Luft, deren mächtigen Einfluß auf die innerſte Organiſation des Menſchen man nirgends auf eine ſo unzweydeutige Art bemerkt hat, oder bemerken kann. Man durchlaufe das ganze Verzeichniß aller phyſiſchen und moraliſchen Urſachen, von welchen wir annehmen müſſen, daß ſie ſowohl auf die ſichtbaren, als unſichtbaren Anlagen, und Kräfte des Menſchen wirken: und man wird gewiß keine einzige finden, wobey man ſtehen bleiben könnte, als bey der Bergluft allein. Religion, und Staatsverfaſſung haben die Bewohner der hohen Bergthäler des Jura mit den übrigen Einwohnern des Fürſtenthums, und vieler anderer Gegenden der Schweiz gemein. Die Nahrungsmittel ſind ſchlecht, oder kommen auch aus ſolchen Ländern, wo ſie keine Kraft in Bildung großer Genies äußern. Mildes Klima, fruchtbarer Boden, und ſchöne Natur, deren Einflüſſen man mit Recht ſehr vieles zuſchreibt, ſind den Bewohnern des Jura gänzlich verſagt. Sie leben vielmehr in öden Thälern, die acht Monate lang von einem beſchwerlichen Winter gedrückt werden, und die von der Natur nicht einmal zu einem beſtändigen Aufenthalte für Menſchen, ſondern zu kurzdaurenden Weiden für Heerden beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Ihnen blieb vor ihren begünſtigten Nachbaren nichts übrig, als der Genuß einer reinern Himmelsluft, mit welchem Göttertrank ſie aber auch die vorzüglichen Kräfte einſogen, wodurch ſie alle ſchönen und guten Gaben, welche die Natur glücklichern und reichern Gegenden ſchenkt, oder der Fleiß des Menſchen gewinnt, anſchaffen, und zugleich lernbegierige Künſtler aus allen Völkern

Europens an ſich ziehen können. Der gröſte Theil von Arbeitern, und ſelbſt Einwohnern in La Chaux de Fonds beſteht in Fremden, und man ſagt, daß die Hälfte Teutſche ſeyen. Man hört auch eben ſo viel Teutſch, als Franzöſiſch reden, und zwar das erſtere von allen Dialekten. Als wir Abends bey Tiſche ſaßen, wurden wir auf eine angenehme Art überraſcht. Wir hörten unter unſern Fenſtern von Handwerkspurſchen teutſche Kriegslieder ſingen, in welchen die Tapferkeit der Preuſſen und Hannoveraner, beſonders der letztern, und ihre Thaten gegen die Franzoſen geprieſen wurden. Wir konnten es leicht an der Ausſprache, und am Tone erkennen, daß die Sänger Niederſachſen, und zwar Hannoveraner ſeyn mußten. Es freute mich ſehr, daß ein Ort, der allen Gelehrten bekannt zu ſeyn verdiente, und ſo wenigen bekannt iſt, gemeine Arbeiter aus den entfernteſten Gegenden von Teutſchland herbey gelockt hatte. Ueberhaupt ſind in der ganzen Schweiz, Genf ausgenommen, die geſchickteſten Handwerker, und faſt alle Geſellen Teutſche, welche man wegen ihres Fleißes, und ihrer Reinlichkeit, und Ehrlichkeit, den Franzoſen ſehr weit vorzieht. Der Abſchied von Handwerkspurſchen iſt in der Schweiz viel feyerlicher, als in Teutſchland. Wenn ſie eine kleine Stadt verlaſſen, wo ſie bisher gearbeitet hatten, ſo legen ſie ihre beſten Kleider an, bekränzen ihre Hüte mit Blumen, und ſingen, von eben ſo geputzten Brüdern begleitet, Liebes- oder Abſchiedslieder, die von den Schweizern mit vielem Vergnügen gehört werden, weil man die Teutſchen für eben ſo gute Sänger, als ehrliche und geſchickte Arbeiter hält. In der That ſcheinen in der teutſchen Schweiz nicht bloß die Menſchen, ſondern auch die Vögel viel weniger muſikaliſch, als in Teutſchland zu ſeyn. Uns war es wenigſtens auffallend, und ſelbſt traurig, daß alle die ſchönen Wälder, durch welche wir kamen, ſo verlaſſen und einſam waren, und daß wir nicht ein einzigesmal ſolche vollſtimmige Concerte, als in den teutſchen Wäldern, nicht einmal den Geſang einer Nachtigall hörten.

Daß die reine Bergluft die Schöpferinn der bewundernswürdigen Künſtler ſey, die auf den nackten, und beynahe höchſten Gipfeln des Jura wohnen, läßt ſich um deſto weniger bezweyfeln, da man in der Schweiz überhaupt beobachtet hat, und es faſt eine allgemein anerkannte Wahrheit iſt, daß die ſo genannten Oberländer, oder die Hirten auf den hohen Alpen ſowohl im Berner Gebiete, als auch in andern Cantons viel geiſtreicher, und aufgelegter zu Künſten, und Wiſſenſchafften, als die Bewohner der niedrigen und fruchtbaren Thäler ſeyen. In dem Berniſchen Oberlande iſt es nichts ſeltenes, Hirten zu finden, die eine Sammlung der beſten philoſophiſchen, und mathematiſchen Werke haben, und den ganzen Winter, wann ihre Heerden und Hirtengeſchäffte ruhen, mit Leſen, oder eigenen Unterſuchungen, und künſtlichen Arbeiten zubringen. Wahrſcheinlich würden mechaniſche Künſtler in dem Oberlande nicht ſeltener, als in den höchſten Thälern des Fürſtenthums Neuenburg ſeyn, wenn nicht die Berniſchen Hirten ſo reich wären, daß ſie ſich mit Künſten, und Wiſſenſchafften mehr zum Vergnügen, als aus Noth, oder um Vortheile daraus zu ziehen, abgeben.

Wenn man den Jura von der Seite von Neufchatel hinauf, und an der andern Seite in's Erguel hinabfährt, ſo kann man auf eine gewiſſe Art die Grade der Wirkſamkeit der Bergluft, und das Genie der Jurabewohner wahrnehmen, und beſtimmen. So weit Weinberge und Winterfrüchte gebaut werden, ſieht man noch keine Uhrmacher, oder Spitzenwirkerinnen. Wo aber faſt alle ländliche Induſtrie aufhört, da fängt die mechaniſche, und künſtliche an. Doch hat unter allen den Dörfern, die an den Abhängen des Jura liegen, noch kein einziges Künſtler vom erſten Range, oder große Erfinder, ſondern nur geſchickte und fleißige Arbeiter, und Nachahmer hervorgebracht. Die ſchöpferiſchen Genies werden nur allein auf den oberſten und unfruchtbarſten Höhen des Jura in Locle, und La Chaux de Fonds gebildet. Eben dieſe Bemerkung gilt auch von der andern gebirgigten Hälfte des Fürſtenthums Neuſchatel, wo die großen Meiſter nur allein in den Dörfern Couvet, Travers, und andern benachbarten Orten, die gleichfalls in einem hohen Bergthale, wiewohl nicht ſo hoch als Locle, und La Chaux de fonds liegen, geboren wurden. Alle Dörfer aber, die ſich zwiſchen Neuſchatel, und den eben genannten Oertern finden, haben nie etwas mehr, als geſchickte Arbeiter (ouvriers) erzeugt. Dieſer große Unterſchied im Reichthum des Genies, den man in den Bewohnern der höchſten, und minder hohen Gegenden des Jura bemerkt, widerlegt auch die Vermuthung derjenigen, welche glauben, daß Noth und Bedürfniß allein die Künſtler des

Jura gebildet habe. Noth und Armuth bringt zwar, wiewohl auch nicht immer, Fleiß und Arbeiter, aber keine Erfinder hervor. Denn wenn Noth allein die Mutter großer Künſtler wäre, warum hätten dann auch nicht die Heiden in Teutſchland, oder andern Ländern ihre Droz, Koberts u. ſ. w. aufzuweiſen?

Die reinere Luft, welche das ehrwürdige Haupt des Jura umfließt, ſchafft und entfaltet nicht bloß ungewöhnliche Talente, ſondern erzeugt auch ſchönere und edlere Formen, als man in den tiefern Thälern ſieht. Schon in Neufchatel fanden wir ſchöneres Blut, als in der teutſchen Schweiz. Die Bildungen beſonders weiblicher Cörper, und Geſichter wurden immer feiner, je höher wir den Jura hinankamen, und am feinſten waren ſie unſerm Bedünken nach in La Chaux de Fonds. Auch in der übrigen Schweiz bringen die Berge ſchönere Menſchen, als die niedrigen Gegenden hervor, und dies hindert mich, der Vermuthung des Herrn von Sauſſüre beyzutreten, welcher glaubt, daß die Luft in den großen Thälern, in welchen die Schweizeriſchen Städte liegen, vielleicht geſünder, als auf den hohen Bergen ſey. Die weibliche Kleidung im Fürſtenthum Neufchatel hat nichts Schweizeriſches, oder eigenthümliches, ſondern iſt der franzöſiſchen oder teutſchen ähnlich, und ſteht beſſer, als die Tracht der Berniſchen Bäuerinnen.

Es that uns leid, daß unſere Umſtände uns nicht erlaubten, in La Chaux de Fonds noch länger zu bleiben, und die übrigen Merkwürdigkeiten, und vorzüglichen Künſtler in Muße zu ſehen, und zu beſuchen. Ich reiſte aber mit dem feſten Vorſatze ab, noch einmal wiederzukommen, welches ſo gar ſchwer nicht iſt, da man La Chaux de Fonds von Nidau aus in einem einzigen Tage erreichen kann. Vom erſten Orte hat man, wenn man in die Landſchafft Erguel hinab will, nur noch eine kleine, und nicht ſehr ſteile Erhöhung des Jura vor ſich. Wenn man aber dieſe einmal erſtiegen hat, ſo geht, oder fährt man zehn Stunden hintereinander beſtändig, und zwar anfangs auf ſteilen, aber ſchön gemachten Wegen abwärts: den Weg über den Bieler Berg ausgenommen, der durch einen Einſchnitt in den Jura läuft, und bey weitem nicht ſo hoch, als das Gebirge ſelbſt iſt. Von La Chaux de Fonds aus trifft man alle halbe, oder gar viertel Stunden wohlhabende, und ſtädtiſche Dörfer an, in welchen gleichfalls Uhrmacher und Spitzenwirkerinnen wohnen. Als wir in das fruchtbare Erguel herab kamen, das zwar keinen Wein, aber die ſchönſten Feldfrüchte trägt, weideten wir unſere Augen an den fetten Fluren und Wieſen, als wenn wir ihres Anblicks eben ſo viele Monate beraubt geweſen wären, als wir uns nur Tage von ihnen entfernt hatten: ſo ſehr waren unſere Augen durch die Einförmigkeit der Weinberge geſättigt, und durch die kahlen Thäler, und Seiten des Jura ermüdet. Wir kehrten den Mittag in Courtelari ein, wo wir in dem Gaſthofe zur Lilie eben ſo gut, als in den Gaſthöfen gleiches Namens in Locle, und La Chaux de Fonds bewirthet wurden, ungeachtet dieſe Straße nicht ſehr beſucht werden kann. Den Bellelay Käſe, den wir hier zum erſtenmale aßen, und das ſogenannte welſche Hammelfleiſch von den Höhen des Jura, die dem Biſchofe von Baſel, oder der Abtey Bellelay gehören, hatten einen eben ſo eigenthümlichen Wohlgeſchmack, als die Butter in La Tourne, oder der Honig in La Chaux de Fonds. Von Courtelari an wird das Thal immer enger, bis wo bey Sonceboz ſich begegnende Ketten ſo nahe zuſammenrücken, daß nur eben Raum genug für die Schüß, die das ganze St. Imber Thal durchſtrömt, und die bequeme Straße bleibt, welche der Biſchof von Baſel durch dieſen Theil des St. Imber Thals, und das ganze Münſter Thal angelegt hat. Ungeachtet dieſer Weg bis auf die Anhöhe vor Biel, mit mehrern andern Wegen in der Schweiz in Anſehung der Romantiſchen Situationen nicht zu vergleichen ſeyn ſoll; ſo geſtehe ich doch, daß ich bisher keinen ſo wilden und feierlichen geſehen habe. Man iſt von beyden Seiten von den ungeheuren Armen des Jura ſo enge eingeſchloſſen, daß wir Nachmittags um fünf Uhr bey dem heiterſten Himmel nicht mehr Licht hatten, als man in großen Ebenen kurz nach Untergang der Sonne zu haben pflegt. Ueberdem ſind die Seiten des Gebirges faſt durchgehends mit Tannen bewachſen, und ſcheinen um deſto höher und größer, weil man ſie beſonders rechts von ihren Wurzeln an, bis zu den Gipfeln überſehen kann, ohne daß die obern Theile durch die niedrigern bedeckt würden. In dieſem engen Trichter, oder Bergthale ſind zwo bis drey Stellen beſonders merkwürdig. Die erſte iſt nicht weit vom Eingange, wo drey bis vier hundert Schuh hohe Fels-Pyramiden auf einander gethürmt ſind, auf deren

Abſätzen, und Zwiſchenräumen mittelmäßige Tannen ſtehen, wodurch dieſe Gruppe außerordentlich mahleriſch wird. Noch furchtbarer ſind die Felswände oder Maſſen, die man bey dem Eiſenhammer ſieht, welcher an der Schüß angelegt iſt. Doch machten weder die letztern, noch die erſtern, auf mich einen ſo ſtarken Eindruck, als die unerſteigliche Felsmauer, von welcher ich Ihnen in einem meiner vorhergehenden Briefe ſchrieb, daß man ſie von Nidau aus wahrnehmen könne. Weil die Breite des Weges gegen die entſetzliche Höhe dieſer ſenkrechten Felswand ganz verſchwindet, ſo iſt es nicht bloß, als wenn die Felsmauer über dem Wege hinge, oder den Einfall drohte, ſondern als wenn ſie wirklich ſchon im Fallen wäre, und den Weg und alle, die ſich auf demſelben fänden, zerſchmettern wollte. Nicht das erſtemal allein, ſondern ſo oft ich hinanblickte, wurden meine Augen trübe, und mir ſelbſt fing an zu ſchwindeln, wozu ich ſonſt gar nicht geneigt bin. Hier hörten wir auch das Geſchrey von Adlern, die in ihren Lagern wahrſcheinlich niemals von Menſchen werden geſtört werden. Die Felſen am Wege, die man oft um des letztern willen geſprengt, oder weggeräumt hat, ſind in Anſehung ihrer Lagen, glaube ich, noch mehr, als in Anſehung ihres Stoffs verſchieden. Viele oder vielleicht die meiſten ſehen blätterichten, leicht von einander zu trennenden Schiefern gleich: andere hingegen ſind wie künſtlich gearbeitete Quaderſtücke nach unregelmäßigen Richtungen durchſchnitten. Die Schauſpiele, welche die Schüß verſchafft, ſind noch mannichfaltiger, als welche der Jura darbietet. Denn bald fließt ſie ruhig, und ohne alles Geräuſch an dem Fuße des Wanderers hin, und an einer dieſer Stellen beſinne ich mich, daß man eine Gondel unterhielt. An andern Stellen, und oft nur in der Entfernung von wenigen Schritten ſtürzt ſie ſchäumend über Felsſtücke, und herabgefallene Bäume hin, die ſie in ihrem Laufe aufhalten. Oft hört man nur ihr dumpfes Gebrülle aus einer unabſehlichen Tiefe herauf, ohne daß das ſchärfſte Auge, und ſelbſt die Strahlen der Sonne ihr unzugängliches, und mit dem dickſten Geſträuche überſchattetes Bett durchdringen könnten. An ſolchen Stellen, wo man gräßliche Abgründe zur Seite hat, iſt der Rand der Chauſſee mit einem feſten Geländer beſetzt. Durch dieſe Schutzwehr werden Reiſende nicht nur gegen einen jeden Zufall, der ihnen mit ihrem Wagen oder Pferden begegnen könnte, geſichert, ſondern es werden dadurch auch Trunkene vor einem gefährlichen Sturze bewahret. An den letzten Nutzen würde ich nicht gedacht haben, wenn mir nicht ein taumelnder Arbeiter aus Ilfingen begegnet wäre, der entweder, weil er die Gefahr nicht merkte, oder weil er ſeinen Zuſtand verbergen wollte, immer an der rechten Seite des Weges ging, wo ein unglücklicher Tritt ihn auf einmal in eine Tiefe hätte hinabwerfen können, die ihn gewiß eben ſo wenig, als das Reich der Schatten wieder würde entlaſſen haben.

Weil die Luft ſo heiter war, als ſie auch an ſchönen Sommertagen ſelten zu ſeyn pflegt, und ich alſo hoffen konnte, daß ich die von der untergehenden Sonne vergoldeten Schneeberge in ihrer größten Herrlichkeit ſehen würde; ſo eilte ich die letzte halbe Stunde, ſo ſehr ich konnte, um aus den finſtern Mauren des Jura herauszukommen, und eine freye Ausſicht auf die Schneegebirge zu erhalten. Ich war auch ſo glücklich, den Ausgang des engen Bergthals zu rechter Zeit zu erreichen, und konnte alſo von einer Höhe, welche mir die Schneeberge bis an ihre Füße zeigte, alle die Schauſpiele, und unerwarteten Verwandlungen beobachten, welche die immer tiefer ſinkende Sonne an den majeſtätiſchen Alpen hervorbrachte.

Als ich die Schneeberge zuerſt erblickte, glänzten ſie im weißlichen Schimmer der höhern Sonne, von welcher noch die ganze Landſchaft vor mir erleuchtet wurde. Es dauerte aber nicht lange, ſo ſenkten ſich die niedrigern Thäler, Hügel, und Berge in dunkle Schatten, und die Schneegebirge allein kleideten ſich in einen Mantel von hohem roſenfarbenen Lichte, über welchen das menſchliche Auge nichts milderes ſehen, und die kühnſte Phantaſie nichts prächtigeres erdichten kann. Bald nachher wurden auch die Füße der höchſten Gebirge, und ihrer kleinern Nachbaren in tiefe Nacht gehüllt; deren Finſterniß den roſenfarbenen Glanz erhöhte, womit die Häupter der erſtern umſtrahlt waren. In dieſen Augenblicken, in welchen außer den erhabenſten Spitzen, das ganze übrige Land mit Nacht bedeckt war, ſchienen mir die erleuchteten Gipfel einigemale viel tiefer, als ſonſt, und zugleich ſo nahe zu ſeyn, als wenn ſie das nächſte Thal begränzt hätten. Endlich wurde der Lichtkranz, mit welchem nur noch das Wetterhorn, Schreckhorn, und die Jungfrau geſchmückt waren, immer kleiner, matter, und bläulichter, bis er zuletzt in eben die Finſterniß verſchwand, die ſich ſchon eine halbe Stunde in den tiefern Gründen gelagert hatte.

Weil ich im Begriff bin, morgen nach Bern abzureiſen, und mit meiner Frau, und meinem Freunde Herrn Prof. Abel aus Stuttgart in die Gletſcher, und mit dem letztern in die kleinen Cantone zu gehen, ſo ſinne ich umher, ob ich nicht noch eines oder das andere über Bern, was Sie intereſſiren könnte, vergeſſen habe. Ich finde aber nur noch zweyerley: die Sprache, und die Preiſe der Dinge. Von der erſten will ich ſo lange ſchweigen, bis ich ſie mit den Dialekten in den kleinen Cantonen werde vergleichen können. Ueber den letztern Punct will ich Ihnen ſo viele Data mittheilen, als Sie brauchen werden, um ſelbſt ein Urtheil zu fällen.

Die Schweiz (denn was ich in Bern bemerkt und gehört habe, gilt mit kleinen Veränderungen auch von den übrigen Cantonen) die Schweiz alſo ſteht mit Recht in dem Rufe, daß der Aufenthalt darin viel theurer, als in Teutſchland ſey; und Montesquieu ſagte richtig, daß die Natur durch die Unfruchtbarkeit und Lage ihres Landes den Schweizern ſchon ſo ſchwere Taxen aufgelegt habe, daß ſie nicht viele andere mehr tragen könnten. Unter den Nothwendigkeiten des Lebens ſind nur allein Wein und Holz wohlfeiler, als bey uns. Den Preis des erſtern habe ich Ihnen ſchon zu einer andern Zeit gemeldet; vom letztern koſtet das Klafter in Nidau nur eine halbe Caroline, und in Bern zwanzig Batzen mehr. Von den übrigen zum menſchlichen Leben unentbehrlichen Dingen haben nur noch wenige denſelbigen Preis, wofür man ſie bey uns kauft; alle andern ſind viel theurer. Das erſtere gilt von Eyern, Milch und Butter; das letztere von Brod, Salz, Fleiſch, Geflügel, Lichtern, Seife, und ſelbſt von Fiſchen, ſo reich auch die Schweiz an Seen iſt. Von weißem Brod koſtet das Pfund 2 Batzen: Rind- Hammel- und Kalbfleiſch Jahr aus Jahr ein ſieben Creuzer: Schweinefleiſch 10 Creuzer: ein paar junge Hähne 4 bis 6 Batzen: junge Tauben vier bis fünf: ein Pfund Lichter auch fünf: Seife aber 6 Batzen, und ein Pfund Salz zu 17 Unzen gerechnet 3½ Creuzer. Bey dem letztern müſſen ſelbſt ſolche Ausländer, die nicht in die Schweiz kommen, die Theurung in dieſem Lande am meiſten entgelten, weil das Salz in ſo großer Menge zu den Käſen gebraucht wird. Den Käſe habe ich nicht zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet, ungeachtet er hier zur täglichen Nahrung gehöret, und der Glarner Schabziger ſelbſt zum Frühſtück gegeben wird.

Das Pfund vom guten Emmethaler Käſe koſtet auf der Stelle vier Batzen, andere noch geſchätztere Arten, wie Bellelay, Sanen, und Urſeler Käſe ſind viel theurer. In Bern iſt das Geſindelohn, und die Häuſermiethe höher, als in Göttingen. Einem Mädchen bezahlt man jährlich 18 und mehrere große Thaler, oder 28 und mehr Thaler nach unſerm Gelde, und für 150 Thaler kann man keine ſo große und bequeme Wohnung, als bey uns haben. Von allen Gewürz- und Krämerwaaren iſt der Reis, glaube ich, die einzige, die nicht theurer, oder gar wohlfeiler, als in Göttingen iſt, weil man ſie aus der erſten Hand aus Italien bekömmt. Alle andere Gewürzwaaren ſind wegen des ſchweren Transports auf der Are theurer, als bey uns. Weil die Lebensmittel ſo koſtbar, und die Handwerksleute im Ganzen nicht ſo fleißig ſind, als in Teutſchland, ſo kann man leicht vermuthen, daß ihre Arbeit auch theurer, als bey uns ſeyn müſſe, und dieſer hohe Arbeitslohn iſt es auch, der die Teutſchen Handwerkspurſche in ſo großer Menge in die Schweiz lockt. Unter den Fabrikwaaren ſind nur allein Bänder, ungedruckte Cattune, und einige leichte ſeidene Zeuge wohlfeiler, als bey uns: die Leinwand hingegen, ſo viel deren auch im Lande gemacht wird, hat mit der teutſchen einerley Preis, welches man auch von Franzöſiſchen Seidenwaaren ſagen kann. Die Tücher endlich, und mehrere andere Engliſche, Teutſche, und Niederländiſche Waaren ſind viel theurer, einige faſt noch einmal ſo theuer, als bey uns.

Aus den kleinen Cantonen werde ich Ihnen ſchwerlich ſchreiben, weil das Poſtweſen darin noch nicht ſo gut, als in den größern eingerichtet iſt. Sie ſollen aber nichts dabey verlieren, weil ich ein ſehr genaues Tagebuch halten werde. Das Andenken an Sie und meine übrigen Freunde, wird mich nicht verlaſſen, ich mag an dem Rande von Gletſchern umher kriechen, oder die höchſten Berge erſteigen, u. ſ. w.

Nidau am 20. Jul.

Druckfehler

im erſten Theile.

S. 47. Z. 1. für möchte l. mochte.

— Z. 7. für ans l. aus.

S. 60. Z. 9. für meinen l. einen.

S. 105. Z. 6. für ſtehen l. tragen.

S. 106. Z. 13. hinter Miturſache ſetze man: des Verluſtes.

S. 112. Z. 23. für Cryſtallen l. Chryſtallen.

S. 129. Z. 10. für ſchwindlichen l. ſchwindlichten.

S. 141. Z. 14. deleat. noch.

S. 147. in der Note für gemeinern l. gemeinen.

S. 186. Z. 18. für Stockwerkern l. Stockwerken.

S. 207. in der Note für Cove l. Coxe (Coxe).

S. 244. Z. 14. in der Note für ſonſt l. ſagt.

ibid. Z. 24. für Schwinbrief l. Schirmbrief.

S. 444. Z. 14. für von beyden Seiten l. an beyden Seiten.

Druckfehler

im zweyten Theile.

S. 35. unten hinter dem Wort Thale l. bis.

S. 45. für jenſeits dem l. jenſeits des — Grades. — und des —

S. 53. Z. 18. hinter in ſetze man die.

S. 92. Z. 11. für brauſende l. breuſende.

S. 106. in der Note für Warterſee l. Wartenſee.

S. 107. in der Note Z. 7. für und l. der.

S. 150. Z. 10. für nach l. gegen.

S. 151. Z. 3. für das l. daß.

S. 154. Z. 24. für zu l. zum.

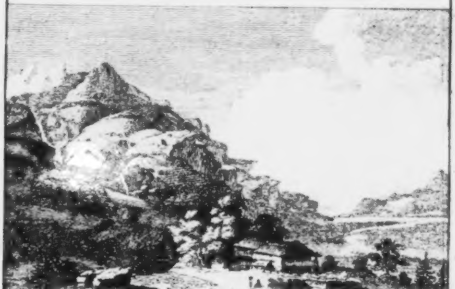
S. 255. deleantur die Einſchaltungszeichen.

S. 262. für 1783 l. 1782.

S. 263. Z. 1. für eine geſchwollene Backe l. ein geſchwollener Backen.

S. 265. Z. 12. hinter mit l. den.

Briefe über die Schweiz.



zweite durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage

Zweyter Theil

Berlin,
bey C. Spener 1788.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Briefe über die Schweiz,

von

C. Meiners,

Profeſſor der Weltweisheit
auf der Univerſität Göttingen.

Zweyter Theil.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſter Brief.

Bern am 23. Jul. 1783.

Liebſter Freund,

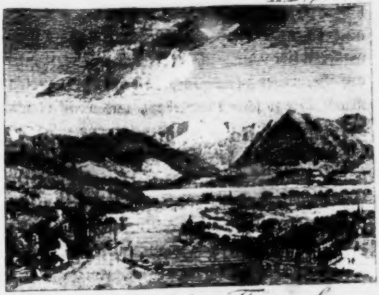
Ungeachtet ich voraus ſehe, daß ich dieſen Brief erſt in drey oder vier Wochen abſchicken werde, (denn ich denke den Gotthart hinabzuſteigen, und die Italiäniſchen Vogteyen, und ſelbſt Mayland zu beſuchen,) ſo will ich doch ein jedes freyes Stündchen dazu nutzen, alles Merkwürdige, was mir aufſtößt, für Sie und meine übrigen Freunde ſogleich aufzuſchreiben, weil ſich ſonſt meine Beobachtungen zu ſehr anhäufen, und in dieſem Gedränge manche wahrſcheinlich ſich verlieren würden.

Als wir vorgeſtern von Nidau nach Bern reiſten, dachten wir nicht, daß wir noch heute hier ſeyn würden. Allein Bern übt auf uns eine unſichtbare, und unwiderſtehliche Zauberkraft aus. Wenn wir einmal da ſind, ſo finden ſich immer angenehme Hinderniſſe, die uns aufhalten. Doch haben die Erkundigungen, die Herr Profeſſor Abel, und ich vor unſrer Abreiſe in die kleinen Cantone von erfahrnen Perſonen einziehen wollten, uns viel mehr Zeit gekoſtet, als wir uns vorgeſtellt hatten. Dieſe Erkundigungen, die man in keiner Reiſebeſchreibung, und Geographie der Schweiz findet, und die nichts deſto weniger für einen Reiſenden höchſt wichtig ſind, beſtehen hauptſächlich in den Fragen: wie man eine jede Tagereiſe einrichten: wo, und unter welchen Bedingungen man Führer oder Begleiter finden, und wo man an einem jeden Orte einkehren ſolle: welche Gegenſtände man vorzüglich zu beobachten, an welche Perſonen man ſich zu wenden, und wie man ſich allenthalben, beſonders gegen Wirthe zu betragen habe: wie viel Wäſche, Kleidungsſtücke, und andre Bequemlichkeiten, und Nothwendigkeiten man mitnehmen müſſe, u. ſ. w.

Es iſt allerdings rathſam, auf dieſer Fußreiſe ſich mit ſo wenigem Gepäcke, als nur möglich, zu beſchweren, und mein Freund, und ich haben daher alle unſere Habſeligkeiten in ein kleines Felleiſen zuſammen gepackt. Wäſche, Strümpfe, und ſtarke ſowohl, als bequeme Schuhe ſind die Hauptſtücke, womit man ſich verſehen muß. Einer unſrer gütigen Freunde hat uns auch einen Vorrath von Chocolade, und Kirſchwaſſer mitgegeben. Das letztere empfiehlt man auf Bergreiſen vorzüglich, weil nichts die verlornen Kräfte ſo ſchnell herſtellen, und wenn es mit Waſſer vermiſcht iſt, ſo angenehm und gefahrlos kühlen ſoll. Auf Reiſen nimmt man es in flachen umflochtenen Bouteillen mit, die ohngefähr ein Quartier halten mögen.

Zu den Nothwendigkeiten einer Bergreiſe rechnet man auch den ſogenannten Alpen-Stock, oder einen hohen, glatten, und einige Finger dicken Stecken, der unten mit einem ſpitzigen und ſtarken Eiſen verſehen iſt, damit man ihn deſto leichter in einen harten, und ſteinigten Boden hineintreiben, und ſich daran halten könne. Alle meine Freunde wünſchen mir Glück dazu, daß ich die Reiſe in die kleinen Cantone nicht in zu großer Geſellſchafft mache, weil man alsdann in Gefahr ſey, in manchen Wirthshäuſern keine Betten zu bekommen, oder von den Wirthen, die zu große Haufen von Reiſenden, und die damit verbundene Beſchwerlichkeiten ſcheuen, abgewieſen zu werden.

II.B.p.6.



Ausſicht auf den Thuner See

Unterſeen am 24ſten Jul. Nachmittags
um $1\frac{1}{2}$ Uhr.

So eben bin ich hier angelangt, und habe außer unſrem Schiffer, der uns als Begleiter durch die kleinen Cantone führen wird, auch gleich einen Fuhrmann bedungen, der uns auf einem kleinen Leiterwagen von hier bis Lauterbrunnen, und Grindelwald, und dann meine Frau von dem letztern Orte nach Unterſeen zurück bringen ſoll. Während daß unſer ehrlicher Schweizer (denn dies ſcheint er zu ſeyn) füttert und anſpannt, will ich Ihnen unſere heutige Reiſe beſchreiben, wenn es mir anders der Jubel der Soldaten aus dem Oberlande erlaubt, die von

Genf zurückgekommen ſind, und in unſrem Wirthshauſe mit ihren Freunden und Verwandten auf ihre glückliche Zurückkunft trinken.

Wir fuhren heute Morgen ſchon vor vier Uhr von Bern ab, und legten die drey Meilen bis Thun in weniger, als vier Stunden Zeit zurück. In der ganzen Schweiz haben wir keine ſchönere Wege, und kein ſo fruchtbares, oder beſſer bebautes Land, als zwiſchen Bern und Thun gefunden. Felder und Wieſen ſind gewöhnlich mit grünen Hecken eingefaßt, und mit herrlichen Obſt- beſonders Kirſchbäumen bepflanzt, mit welchen letztern auch ein großer Theil der Chauſſee an beyden Seiten beſetzt iſt. Den Wohlſtand der Einwohner beweiſen die häufigen Dörfer, die im ganzen Canton Bern, ſo weit wir ihn bereiſt haben, nicht ſo reich an neuen und netten Häuſern ſind. Dieſe Häuſer ſcheinen nicht nur geräumig, ſondern auch bequem zu ſeyn, ſelbſt alsdann, wenn die Wände von Brettern aufgeführt, und die Dächer mit Schindeln gedeckt ſind. Nichts iſt auffallender, als der Unterſchied zwiſchen den hölzernen Wohnungen, die man dieſſeits des Thuner Sees, und jenſeits deſſelben, beſonders in Unterſeen antrifft. Die erſtern ſind groß, wohl unterhalten, und haben ſowohl an der Erde, als im zweyten Stock bequeme Zimmer. Die andern ſind meiſtens kleiner, niedriger, ſchmutziger, und mit Splittern von Holz bedeckt, die von großen unordenlichen Haufen von Steinen niedergedrückt werden. Nahe vor Thun ſahen wir zuerſt ganze Heerden von dem großen ſo genannten Schweizer-Vieh, das ſich in den niedrigen Gegenden der Schweiz eben ſo wenig findet, oder erhält, als in Teutſchland, oder in andern flachen Ländern. Einer der angeſehenſten teutſchen Fürſten kaufte hier vor einigen Jahren ſelbſt eine beträchtliche Menge der ſchwerſten Kühe auf, und bezahlte das Stück mit zwanzig bis vier und zwanzig neuen Louisd'or. So wie wir uns Thun näherten, wurden die Kröpfe häufiger und größer, und einige male ſahen wir zwergartige Kinder mit ſo ungeheuren Auswüchſen und Kröpfen, daß ich glaube, daß ſie den Walliſchen Cretins nicht viel nachgeben. Die Stadt Thun iſt noch elender bebaut, als ich es wegen ihrer reichen Gemeinheiten, und drückenden Gilden vermuthet habe. Als wir im Wirthshauſe abſtiegen, war das Schiff, das uns über den See ſetzen ſollte, und das Mittagseſſen, was wir während der Fahrt verzehren wollten, ſchon bereit, weil ein guter Freund aus Bern ſich die Mühe genommen hatte, alles zum voraus zu beſtellen. Wir hätten alſo ohne Verzug ins Schiff ſteigen können, wenn wir nicht noch auf die ſo ſehr gerühmte Ausſicht vom Kirchhofe in Thun neugierig geweſen wären. Dieſer Kirchhof liegt viel höher, als die Stadt, und man muß eine große Zahl von Stuffen ſteigen, ehe man hinaufkommt. Die Ausſicht von dieſer Höhe hat mir aber nicht ſo prächtig, oder merkwürdig geſchienen, als ich dieſelbe hatte beſchreiben hören. Sie unterſcheidet ſich von der, die man auf den Spatziergängen in Bern hat, nur darin, daß man die Schneeberge näher, und von der auf dem See dadurch, daß man mehrere Berge, oder doch mehrere Theile derſelben überſieht. Weit intereſſanter fand ich die Lage des Schloſſes Spiez, was vormals der Bubenbergiſchen, und jetzo der Erlachiſchen Familie gehört *). Der Garten dieſes Schloſſes läuft eine nicht geringe Strecke in den See hinein, und man kann daraus nicht nur die Stadt Thun, die Aar, die aus dem See mit einem heftigen Geräuſche herausfließt, ferner beyde Ufer des Thuner Sees, und alle auf- und abfahrende Schiffe, ſondern auch das ganze Am-

---

*) Was ich für das Schloß Spiez gehalten hätte, ſchreibt mir ein Freund aus Bern, ſey ein Landgut Schadau, welches einem Herrn May gehört. Das Schloß Spiez liege zwo Stunden von Thun, gleichfalls am rechten Ufer des Sees.

phitheater der Berniſchen Schneeberge überſchauen. Als wir dies Schloß vorbeyfuhren, wiederholte man uns die Geſchichte der Bubenbergiſchen Familie, die unter allen alten und edlen Geſchlechtern dem Staat die meiſten großen Feldherren und Regenten gegeben hat. Von dieſem ehrwürdigen Stamm waren kurz vor ſeinem Untergange nur noch zween Sprößlinge, ein Sohn und eine Tochter übrig, die beyde an einem Tage mit zweyen Erlachiſchen Geſchwiſtern vermählt wurden. Unter andern Ergötzlichkeiten des Hochzeitfeſtes nahm man eine Spatzierfahrt auf dem Thuner See vor. Man verſpätete ſich aber, oder man wagte ſich zu weit: die Schiffenden wurden von einem plötzlichen Ungewitter und Sturm überfallen, und aller Bemühungen ihrer Führer ungeachtet, in den Wellen des aufgewühlten Sees begraben. Durch dieſen traurigen Unfall erloſch die Bubenbergiſche Familie, und ihre großen Beſitzungen kamen an das Haus Erlach *). Die Länge des Sees wird nur auf

ſechs,

---

*) Ein junger Berniſcher Gelehrter hat mich aufmerkſam darauf gemacht, daß die Geſchichte des Untergangs der Bubenbergiſchen Familie eine bloße Sage ſey, die ſich durch keine Urkunden beweiſen laſſe. Unterdeſſen iſt die Zeit der Erlöſchung der Bubenbergiſchen Familie ungewiß, indem einige ſie mit dem Ritter Adrian von Bubenberg im J. 1506., andere mit einem Baben-

ſechs, und die Breite auf eine Stunde geſchätzt. Ich wundere mich allemal, daß er keinen größeren Umfang hat, ſo oft ich bedenke, daß er alle Gewäſſer aufnimmt, die von den höchſten Eisgebirgen der Schweiz, von der Gemmi bis an die Grimſel, und von den unermeßlichen Bergſtrecken herabkommen, welche die Vorgebürge der mit ewigem Schnee bedeckten Felsmaſſen ausmachen. Wenigſtens muß man den Thuner See alsdann klein finden, wenn man ihn mit dem weit größeren Neuenburger, dem Bieler, und Murtner See vergleicht, welche der Jura allein füllt und unterhält, ungeachtet ſeine höchſten Gipfel keinen immerwährenden Schnee tragen, und der Abſchnitt zwiſchen Orbe und Biel nicht ſo viele Stunden beträgt, als die Bergketten, die ſich gegen den Thuner See hinneigen. Ohne ſolche Waſſerbehälter, als der Thuner, und die übrigen Seen in der Schweiz ſind, würden die

Flä-

---

benberg gleiches Namens 1564. ausſterben laſſen. Stettler I. 387. II. 215. Auch die Art, wie das Schloß Spiez an das Haus Erlach gekommen iſt, wird auf eine ſehr verſchiedene Art erzählt. Stettler I. 215. Leu in ſeinem Lexikon: Artikel Spiez. Es iſt zu verwundern, daß ſo wichtige und neue Begebenheiten der Berniſchen Geſchichte ſo ungewiß ſind. Die Beweisſtellen, die ich angeführt habe, ſind mir von dem vorher erwähnten jungen Gelehrten mitgetheilt worden.

flächern Theile dieſes Landes bald gänzlich verwüſtet, und unbewohnbar gemacht werden. Die Natur ſelbſt höhlte dieſe tiefen, und vielfaſſenden Becken an den Füßen der höchſten Gebirge aus, damit ſie die wilden Bergwaſſer, die ſich bey dem plötzlichen Schmelzen des Schnees von den höchſten Gebürgen herunterwälzen, bald aufnehmen und ihre zerſtörende Wuth brechen möchten. Das fürchterlichſte unter allen Bergwaſſern, was man in der Abſicht, es zu bezähmen, und weniger ſchädlich zu machen, in den See hinein geleitet hat, iſt die Kander, die ſich oft mit ſolchen ungeheuren Fluthen in den See ſtürzt, daß die Stadt Thun, und die umliegenden Gegenden dadurch überſchwemmt werden. Das Waſſer des Thuner Sees ſcheint trüber, als das von den übrigen Seen, die wir bisher geſehen haben; allein kein anderer zeigt auf ſeiner Oberfläche ſo ſchöne Decorationen, und ſo abwechslende Scenen, als der Thuner. Seine hohen Ufer hängen gerade in einem ſolchen Winkel gegen, oder über dem See, daß alle Felſen, Bäume, und Stauden bis auf die kleinſten Einſchnitte der Blätter treu und unverändert, auf dem hellen Waſſerſpiegel dargeſtellt werden. Die Ufer dieſes Sees ſind ſich faſt eben ſo ungleich, als die des Vieler Sees. Am linken ſieht man mahleriſche

Weinberge, Felder, Wieſen und häufige Dörfer bis an den Beaten Berg, wo ehemals ein Einſiedler in einer Felſenhöhle wohnte, oder bis an ein Vorgebürge, die Naſe genannt. Von dieſem Vorgebürge an beſteht das linke Ufer in hohen, meiſtens nackten, und oft ſenkrechten Felswänden, an welchen es durchaus unmöglich wäre anzulanden. Selbſt auf dieſen fürchterlichen, und unerſteiglich ſcheinenden Felſen erblickt man nicht ſelten einzelne Häuſer und ſogar Dörfer, ungeachtet man nicht begreifen kann, wie ihre Bewohner ſich auf dieſen ſchwindelnden Höhen ernähren, und zu andern Menſchenkindern herabkommen können. Das rechte Ufer iſt niedriger, und ſcheint vielweniger fruchtbar und bebaut zu ſeyn, als das entgegengeſetzte. An dieſer rechten Seite des Sees fallen das Stockhorn, und der Nieſenberg am meiſten in die Augen, unter welchen der letztere der höchſte, und zugleich der fruchtbarſte iſt. Das Stockhorn hatte in ſeinen höchſten Klüften noch große Schneemaſſen, die dieſes Jahr ſchwerlich verſchwinden werden. An den beyden Seiten des Nieſenbergs öffnet ſich das Siemen, Frutigen, und Kander Thal, von welchen Thälern ich vielleicht noch eins, oder das andere beſuchen werde. Während der ganzen Fahrt hatten wir entweder die beyden Eiger, oder die Jungfrau, oder die Gemmi vor uns, deren Spitzen von der Sonne ſo ſtark glänzten, daß die Augen, beſonders wenn man das Teleſkop brauchte, den Schimmer nur einige Augenblicke ertragen konnten. Die vier Ruderer, mit welchen unſer Schiff beſetzt war, arbeiteten ſo ſtark, daß wir ſchon um $12\frac{1}{2}$ Uhr das Ende des Sees erreichten, und beym neuen Hauſe anlangten, welches eine kleine halbe Stunde von Unterſeen entfernt iſt. So bald man das Ende, oder vielmehr den Anfang des Thuner Sees erreicht hat, ſo iſt es, als wenn man auf einmal nicht bloß in ein anderes Klima, (denn die Hitze war größer, als wir ſie noch bisher in der Schweiz erfahren hatten) ſondern in eine andere Natur verſetzt würde. Die Berge werden plötzlich höher, drohender, und rücken näher zuſammen: Weinberge und Fruchtfelder hören, die erſtern gänzlich, die andern faſt ganz auf: Häuſer und Hütten haben eine ganz andre Bauart, indem viele der letztern aus bloßem Blockwerk, oder in Vierecken beſtehen, die aus über einander gelegten, und mit den Enden zuſammen paſſenden Balken aufgeführt ſind: ſelbſt die Menſchen haben ein ganz anderes Anſehen, als die übrigen Bewohner des Cantons. Sowohl der Weg nach Unterſeen, als die Wieſen und Gärten, die an beyden Seiten liegen, ſind mit Kirſchbäumen beſetzt, deren Früchte man eben ſammlete, um ſie zu trocknen, und das berühmte Kirſchwaſſer daraus abzuziehen. Man bot uns allenthalben, wo wir nur ſtehen blieben, mit der größten Freundlichkeit Kirſchen an, und wir erhielten für einige Batzen nicht nur viel mehr, als wir brauchten, ſondern auch ein Körbchen oben drein. Alle Kirſchen, ſo viel wir ihrer ſahen, ſchienen nur von zweyerley Art zu ſeyn, die einen waren hellroth, die andern ſchwärzlich von Farbe: Beyde ſäuerlich, wenig fleiſchicht, und nicht ſehr ſchmackhaft. Wenigſtens würde ich es nach dem bloßen Geſchmack nicht vermuthet haben, daß man aus ihnen ein viel kräftigeres Kirſchwaſſer, als aus allen Kirſchen, die in niedrigern Thälern wachſen, bereiten kann. Die Schneeberge ſchienen uns jetzt ſo nahe, daß man ſie nur für eine kleine Stunde entfernt hätte halten ſollen; ich vermied es aber ſorgfältig, ſie aufmerkſam zu betrachten, um nichts von dem Eindruck zu verlieren, den ſie machen müſſen, wenn man ſie in der größten Nähe ſieht; doch war es unmöglich, die Augen von zwoen Spitzen des Wetterhorns abzuziehen, die weit ſtärker, als der übrige Cörper des Berges, und vollkommen, wie ſtark vergüldete Thurmköpfe glänzeten.

Lauterbrunnen am 25ſten Jul.
Morgens um 6 Uhr.

Ungeachtet wir die letzte Nacht, oder vielmehr heute früh erſt um ein Uhr zu Bette gegangen ſind, ſo kann ich doch ſchon ſeit einer halben Stunde nicht mehr ſchlafen. Wenn die Einbildungskraft auf einmal mit ſo vielen neuen Bildern erfüllt, und das Herz von ſo vielen ſtarken Empfindungen gerührt worden iſt, als wir geſtern empfangen haben, ſo iſt es faſt nicht möglich, eines langen und ungeſtörten Schlafs zu genieſſen. Das, was man geſehen, und empfunden hat, regt ſich noch immer nach, oder gräbt ſich tiefer ein, und läßt weder die Sinne, noch die Phantaſie zu einer vollkommnen Ruhe kommen.

Als wir geſtern Unterſeen verließen, fanden wir den Weg an beyden Seiten noch eine gute Strecke mit Kirſchbäumen beſetzt, unter deren Schatten wir fortfuhren. Dieſe Obſtbäume hören nicht lange vor dem Anfange des Lauterbrunner Thals, oder der Vereinigung der beyden Lütſchinen auf. Die Ruinen des Schloſſes Unſpunnen, die man Reiſenden zu zeigen pflegt, und die hohen Felſen der Eiſen-Flühe, die Jupiter mit ſeinen Blitzen zerſprengt, und verbrannt zu haben ſchien, waren mir viel weniger intereſſant, als die Lütſchinen, die Hunnenflühe, und der

Sausbach, die einzigen recht merkwürdigen Gegenſtände, die wir zwiſchen Unterſeen und Lauterbrunnen antraffen. Die Lütſchine iſt ein Gletſcher Waſſer, das von den Schneebergen und Gletſchern, die das Lauterbrunner Thal einſchließen, vorzüglich von der Jungfrau herabkommt, und ſich bey Zwey-Lütſchinen mit einem andern Waſſer gleiches Namens vereinigt, das aus dem Grindelwald herunter fließt. Die Lütſchine durchbrauſt das Lauterbrunner Thal mit eben der unbeſchreiblichen Kraft und Geſchwindigkeit, womit der Rhein ſich bey Schaffhauſen herunter ſtürzt. Ihr tiefes, und mit ungeheuren Felſen beſätes Bett iſt ſo abſchüſſig, daß man niemals ſagen kann, daß ſie irgendwo im eigentlichſten Sinne dieſes Worts fließe. Ihr ganzer Lauf iſt eine Reihe an einander hängender beſtändig abwechſelnder Waſſerfälle, die bald durch ihr Geräuſch, bald durch die Wellen und Strudel, die ſie bilden, bald durch die Formen von Felſen, von welchen ſie herabſchießen, oder an welchen ſie ſich brechen, das Auge an ſich ziehen. Wegen der unaufhörlichen Fälle iſt der Strom größtentheils ſo dick mit Schaume bedeckt, daß man die eigentliche trübe Weiße, wodurch ſich Gletſcherwaſſer von allen andern unterſcheiden, oft nicht erkennen kann. Wenn man die Lütſchine einmal erreicht hat, ſo bleibt man ihr immer zur Seite, und nicht ſelten ſchwebt man auf dem engen Wege, der meiſtens nicht mehr, als den kleinen Wagen, auf welchem man fährt, und zur Noth den Fuhrmann, der das Pferd beſtändig an der Hand leitet, halten kann, in ſo grauſenvoller Höhe über ihrem Abgrunde, daß man an ſolche Ausſichten gewohnt ſeyn muß, wenn man den Blick in die wüthende Lütſchine aushalten will. An der linken Seite ſteht die ſogenannte Hunnenflühe, welcher Fels einer alten aus Quaderſteinen aufgeführten Baſtion ſo ähnlich ſieht, daß alle Topographen und Reiſebeſchreiber dieſe Aehnlichkeit bemerkt haben, und kein Reiſender ſie leicht überſieht, der auch nicht weiß, daß ſie ſchon andern vor ihm aufgefallen iſt. An dem Ufer, an welchem man fährt, ſtürzt ſich von eben der Gebirgkette, von welcher der Staubbach herabkommt, der Sausbach herab. Dies war das erſte Bergwaſſer, in deſſen Bett ich deutliche Spuren der unwiderſtehlichen Gewalt ſah, mit welcher ſolche Bergſtröme ſich zu gewiſſen Zeiten in die Thäler ergießen. Das ganze Bett war mit zentnerſchweren Felsſtücken belegt, denen man es anſah, daß ſie noch nicht lange ihre gegenwärtige Stellen erhalten, und daß der Bach ſie in den Augenblicken ſeines Grimms mit eben der Leichtigkeit, als jetzt die leichteſten Waſſerblaſen, fortgewälzt hatte. Ohngefähr eine Viertel Stunde vor dem Dorfe Lauterbrunnen erblickten wir zum erſtenmale den Staubbach, der in der Ferne einer ruhigen, faſt unbeweglichen, und nirgends unterbrochenen Säule von ſchäumendem Waſſer, oder vielmehr einem breiten unbeweglichen Stücke weißen Tuches oder Linnens, das man von dem Felſen herabgelaſſen hätte, ähnlich iſt. Gleich nachdem wir vor dem Pfarrhauſe abgeſtiegen waren, und dies war Abends um 6 Uhr, eilten wir, ſo geſchwind wir konnten, dieſem Phänomen zu. Wir betrachteten den Fall lange. ſowohl von vorne, als von beyden Seiten, allein wir ſtimmten alle in dem Urtheile zuſammen, daß der Ruhm des Staubbachs viel größer, als ſeine Verdienſte ſey, und daß man ihm zuviel Ehre erweiſe, wenn man ihn mit dem Rheinfalle bey Schaffhauſen vergleiche. Der Anblick des Staubbachs, den man ſowohl vor dem Pfarrhauſe, als auf der Gallerie deſſelben beſtändig vor Augen hat, gewährt zwar ein neues wunderbares Schauſpiel, das die Neugierde reizt; bringt aber keine von den Rührungen und Betrachtungen hervor. die ich beym Rheinfall in mir wahrnahm. Man entdeckt nirgends Spuren von der unbegreiflichen Kraft und Geſchwindigkeit,

keit, wodurch der Rheinfall ſo groß und Seelenerhebend wird, und wenn einmal die erſte Neugierde befriedigt iſt, ja ſelbſt während der erſten Beobachtung, bleibt man eben ſo ruhig und kalt, als man vorher war. Zwar iſt die Höhe, von welcher der Staubbach herabfällt, viel beträchtlicher, als die des Rheinfalls. Denn man ſchätzt die erſtere, wie ich glaube, etwas übertrieben, auf neunhundert Schuh; allein dieſe Höhe, die mächtig wirken würde, wenn der Fels, von welchem der Staubbach ſich herabſtürzt, ganz allein da ſtünde, trägt jetzt wenig zur Verſtärkung des Eindrucks bey, da man ſeit dem Eintritt in das Lauterbrunner Thal beſtändig von eben ſo hohen, oder noch höhern Bergen umringt war, und man noch überdem rund um ſich her viel höhere Berge, beſonders die unerſteigliche Jungfrau vor ſich ſieht, deren niedrigſter Fuß ſich über die Felswand erhebt, an welcher der Staubbach herabſchießt. Selbſt das Geräuſch, was der zerſtäubende und ſich wieder ſammlende Bach verurſacht, iſt ſo geringe, daß man es nur in der Nähe hören kann, und daß es auch in der Nähe von dem fürchterlichen Geröſe gleichſam verſchluckt wird, was die in ziemlicher Entfernung, und in der Tiefe ſtrömende Lütſchine hervorbringt. Wenn aber der Bach bey anhaltendem Regen, oder heftigen Ungewittern plötzlich angeſchwellt wird, ſo ſoll er mit einer furchtbaren Gewalt Felsſtücke herabrollen, die durch ihre wiederholten Fälle von einer Wand auf die andre, ein unaufhörliches Donnern verurſachen müſſen. Nicht lange vorher, als wir in Lauterbrunnen anlangten, ſchien es, als wenn ein ſtarkes Ungewitter kommen würde, allein in weniger, als einer Stunde zerſtreuten ſich alle Wolken, und mit ihnen verſchwand die Hoffnung, den verſtärkten Laut und Wiederhall des Donners in dieſem engen, und mit den höchſten Bergen von Europa umgebenen Thal zu hören. Eben deßwegen, weil der Staubbach nichts wahrhaftig großes hat, kann man ihn viel beſſer beſchreiben, und zeichnen, als den Rheinfall, und wenn Sie das Blatt, auf welchem Herr Aberli den Staubbach gezeichnet hat, aufmerkſam betrachten, ſo werden Sie ſich den Eindrücken, welche der wirkliche Anblick erzeugt, unendlich mehr nähern, als wenn Sie die freylich weniger ſchöne Zeichnung eines andern Künſtlers vom Rheinfall anſehen. Der Bach ſtürzt ſich aus einer mit Tannen beſetzten Höhe in zween ſchäumenden Strömen, von welchen der rechte der ſtärkſte iſt, über den Rand einer ſteilen mehrere hundert Schuhe hohen Felswand weg, an welcher er in ſichtbaren, aber ſich immer verdünnenden Wellen bis ohngeſähr an die Hälfte ſeines Falls herabzugleiten ſcheint. Dies Herabglitſchen iſt zwar eine bloße Täuſchung, indem der Bach ſich wirklich vom Felſen losreißt, und in den leeren Luftraum hinein ſtürzt; allein dieſe Täuſchung ſchwächt doch den Eindruck des ganzen Schauſpiels nicht wenig, da die Waſſermaſſe durch das ſanfte Hinabglitſchen vieles von ihrer Kraft zu verlieren, oder eine ſanftere Bewegung zu erhalten ſcheint, als man ſich einbildet, daß ſie ſonſt würde gehabt haben. Ohngefähr gegen die Mitte der Felswand iſt es, als wenn der Bach aufhörte eine zuſammenhängende Waſſermaſſe zu ſeyn, und als wenn ſeine ſich immer mehr und mehr zuſpitzenden und divergirenden Wellen, in Staubwolken aufgelöſt würden. Dieſe aufgelöſten Dünſte ſammlen ſich aber bald auf einer hervorragenden Felsbank wieder, und rinnen in vier bis fünf kleinen Strömchen, und unzähligen einzelnen Tropfen in ein nicht ſehr tiefes Loch hinab, in welches wir ohne Gefahr, und ohne einmal ganz durchgenäßt zu werden, hinunterſteigen konnten. Wegen der Höhe des Falls verbreiten ſich die zerſtäubten Tropfen, wie ein feiner Regen, auf einige hundert Schritte, aber nicht ſo ſtark und ſo weit umher, als ich nach mehreren Beſchreibungen erwartete. Wenn man den Bach von der Seite betrachtet, ſo kommt es einem vor, als wenn man in eine Wolkenſäule hinein ſähe, die durch beſtändig veränderte Windſtöße, in jedem Augenblicke neue Richtungen, Geſtalten, und wenn Sie dies Wort anders verſtehen, Wallungen erhielte. Der Weg vom Pfarrhauſe bis an den Rand des Beckens, in welches der Bach hinabfällt, iſt äußerſt beſchwerlich, weil man in dem naſſen Graſe eine beträchtliche Anhöhe hinanſteigen muß, die allmälig aus den von oben herabgewälzten Steinen entſtanden iſt. Nachdem wir den Staubbach für diesmal genug beobachtet zu haben glaubten, legten wir uns unter dem Fall, aber doch ſo, daß wir von dem Staubregen nicht erreicht werden konnten, auf den weichen mit wohlriechenden Kräutern und Gräſern reich bewachſenen Wieſengrund hin, um uns den Empfindungen ganz zu überlaſſen, welche der nahe und ungeſtörte Anblick eines der höchſten Schneeberge, und ſeiner Nachbaren in uns hervorbringen würde. Wir hatten zuerſt den Mönch, oder den unterſten ſteil abgeſchnittenen Felſenfuß der Jungfrau, die erhabenen Gipfel der Jungfrau ſelbſt, das Groß- und Breithorn ſamt ihren Gletſchern, alle von einer erhebenden Abendſonne erleuchtet, vor uns, und zur rechten Seite andere Felſengebürge, an deren einem der kleine Staubbach milchweiß herabſchoß. Sobald ich meine Augen zum erſtenmale recht aufmerkſam auf die Jungfrau heftete, (und dies hatte ich bisher vermieden, um mir nicht vorzugreifen, und die Fülle des Genuſſes nicht zu ſchwächen) ſo war es, als wenn ich den ganzen Tag über noch nichts merkwürdiges geſehen hätte. Stille Bewunderung, und Anbetung, und Demüthigung vor dem unbegreiflichen Schöpfer ſolcher erhabenen Werke waren mit dem erſten Blick verbunden, und dieſe Empfindungen waren nicht etwa Rührungen des erſten hinreißenden Augenblicks, ſondern ſie dauerten in der Seele eben ſo lange fort, und kehrten eben ſo oft wieder, als ich die Jungfrau betrachtete. Ungeachtet man hier gleichſam in eine ganz erſtarrte und vielleicht nie belebte Schöpfung hineinſchaut, ſo offenbaret ſich doch der Schöpfer gewiß nirgends herrlicher, als in dieſen Wüſten der Natur, und ich glaube kaum, daß irgend ein nicht ganz gefühlloſer Menſch die Jungfrau zum erſtenmale betrachtet hat, ohne von ihren Höhen ſich unmittelbar zu ihrem unſichtbaren Urheber hinauf zu ſchwingen. Wo man ſeiue Augen auch hinwendet, drängen ſich von allen Seiten her erſchütternde Bilder und Spuren von Allmacht, Ewigkeit, und Unermeßlichkeit auf. Wer anders, als der Allmächtige, konnte dieſe Felsmaſſen aufthürmen, deren Höhen menſchliche Augen kaum zu erreichen, und von deren Umfang ſie nimmer nur einen kleinen Theil zu umfaſſen, im Stande ſind? Wer anders, als der Ewige konnte dieſe Berge gründen, die ſo vielen uns unbekannten Jahrtauſenden getrotzt haben, und die vielleicht nicht eher, als mit dem Ende der Zeiten, oder der Umformung aller vergänglichen Dinge aufhören werden? Als wir die Jungfrau zuerſt anſahen, war noch faſt ihr ganzer Cörper, ſo weit er mit dem nur zum Theil ſich erneuernden Schneemantel angethan iſt, von der Abendſonne erleuchtet, die aber bald ihren goldnen Schmuck von dem blendend-weißen nie entweihten Buſen zurück zog, und nur allein ihr jungfräuliches Antlitz röthete, das niemals von einem andern Bräutigam, als von den Strahlen der Sonne und von Sturmwinden, wenn dieſe anders ſich ſo weit erheben können, geküßt worden iſt. Daß Stürme den Saum des Gewandes der Jungfrau von Zeit zu Zeit heftig ſchütteln, zeigen die tiefen wellenförmigen Furchen, die ich mit meinem Teleſkop bis zu beträchtlichen Höhen deutlich wahrnahm, die aber gegen den ehrwürdigen Scheitel hin zu verſchwinden ſchienen. Einen erhabnern und zugleich ſchönern Berg, als die Jungfrau iſt, giebt es, glaube ich, auf der ganzen Erde nicht, wenn man anders über die Schönheit eines Naturwerks urtheilen kann, deſſen Beſtimmung man nur im allgemeinen erkennt, und von welchem man noch vielweniger einzuſehen im Stande iſt, ob es ſeiner Beſtimmung vollkommen entſpricht. Schön nenne ich die Jungfrau vorzüglich deßwegen, weil man in allen ihren vom Thale aus ſichtbaren Theilen, nicht das geringſte Mißverhältniß bemerkt, und nirgends etwas hervorſticht, was bloß Grauen und Entſetzen erregte, oder ſonſt unangenehme Empfindungen und Bilder erweckte. Ihr Fuß iſt ſo breit und feſt, daß er den darauf geſtützten ungeheuren Cörper ohne Mühe und Wanken tragen zu können ſcheint. Bald über dem Fuß nimmt der Umfang des Berges ohngefähr in ſolchen Verhältniſſen mit der ſteigenden Höhe ab, in welchen die Kunſt Thürme, Pyramiden, oder andere emporſteigende Werke abnehmen laſſen würde, die einen feſten Grund, und nirgends ein drückendes Uebergewicht haben ſollten. Man ſieht nirgends gräßliche Schründe, oder kahle abgeſchnittene Felswände, die Denkmäler und Erinnerungen vormaliger großer Verwüſtungen ſind, und zugleich daran erinnern, daß das, was jetzo ſo feſt ſteht, dereinſt auch wanken und fallen könne. Der ganze Berg, wie man ihn aus dem Standpuncte wahrnimmt, den ich nahm, ſcheint noch eben ſo unverſehrt, und in eben das Gewand eingehüllt zu ſeyn, womit die Natur ihn bald nach ſeiner Entſtehung bekleidete. Dieſe Vorſtellung verliert man, wenn man über den Fuß der Jungfrau von Lauterbrunnen nach dem Grindelwald geht, wie ich anfangs zu thun die Abſicht hatte; denn alsdann ſieht man die fürchterlichen Schründe und Felswände, die das Erklimmen der Jungfrau unmöglich machen; auch hört man das Krachen der Lauinen, die niemals fallen, ohne die Felsmaſſe, die ſie trug, zu verwunden, und große Bruchſtücke in die ſich öffnenden Abgründe hinunter zu reißen. Es bleibt aber doch immer wahr, daß die Jungfrau in der Nähe ſowohl als in der Ferne weniger zerriſſen ſcheint, und viel ununterbrochener und tiefer mit Schnee bedeckt iſt, als die übrigen Schneeberge im Berniſchen Oberlande.

Die Schneeberge haben in der ganzen Schweiz und noch mehr in den ihnen nah gelegenen Thälern ihre Anhänger, wie die ſtreitenden Parteyen in den unruhigen Freyſtaaten. Schon in Bern entſchieden, und ſtritten einige für die Ehre oder die höchſte Höhe der Jungfrau: andere für die des Schreckhorns, und ſo die Genfer für die des Mont Blanc *). Dieſe Streitigkeiten können

nicht

---

*) So ſehr ich auch die höchſten unter den Alpen bewundere, ſo kann ich doch nicht umhin, es für einen Trugſchluß zu erklären, wenn Herr Bourrit (Tom. II. ch. 8.) ſie für höher, als die höchſten Spitzen der Andes oder Cordilleras ausgeben will. Darin hat dieſer Schriftſteller Recht, daß die Americaniſchen Gebirge nicht ſo große und mannigfaltige Schönheiten haben, als die

Schweinicht eher entſchieden werden, als bis alle dieſe Berge mit einer größern Genauigkeit, als bisher geſchehen iſt, gemeſſen werden. Wenn ich aber bis dahin einem der Berniſchen Berge meine Stimme geben ſollte, ſo würde ich ohne Bedenken für die Jungfrau entſcheiden, freylich nur nach einem Augenſchein, der leicht trügen kann. So oft ich die Morgen- oder Abendröthe an den Berniſchen Schneebergen beobachtet habe, ſo oft habe ich auch bemerkt, daß die Jungfrau am früheſten erleuchtet wurde, und am ſpäteſten ihren roſenfarbnen Glanz verlor. Ganz entſcheidend iſt dieſe Beobachtung nicht, weil das Schreckhorn, das allein mit der Jungfrau wetteifern kann, nach der Seite hin, von welcher man es beſtändig ſieht, ſo ſteil abgeſchnitten iſt, daß kein

Schnee

Schweizeriſchen, daß ſie weder durch ſo prächtige Waſſerfälle, noch durch ſo furchtbare Lauinen, noch durch ſo unermeßliche Eisfelder, oder glänzende Eismaſſen in Erſtaunen ſetzen: daß ſie endlich von ihren bebauten Füßen und erreichbaren Höhen weniger majeſtätiſch ins Auge fallen; allein deſſen ungeachtet kann man nicht ſagen, daß ſie weniger hoch, als die Alpen ſeyen. Der einzige richtige Maaßſtab der wahren Höhe von Bergen iſt ihre Erhabenheit über dem Meere. Nach dieſem Maaßſtabe übertrifft der Chimboraçao den Mont Blanc über 800 Toiſen, und ſelbſt der Pitchincha und Coraçon, auf welchen die Franzöſiſchen und Spaniſchen Aſtronomen ihre Beobachtungen und Meſſungen anſtellten, ſind höher, als der Mont Blanc. Von dieſer wahren Höhe zieht Herr B. die Höhe des Erdreichs ab, auf welchem

Quito

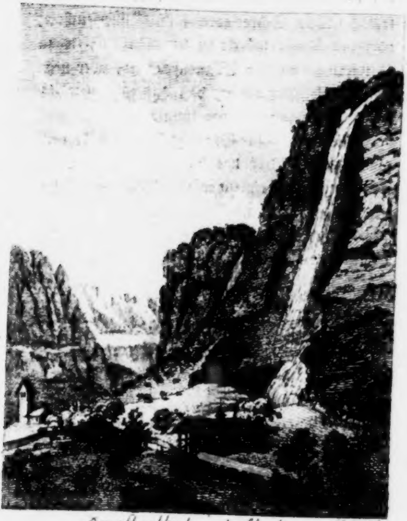
Schnee darauf zu haften, und alſo auch die nackte Felswand die ſchwächeren Strahlen der auf- und untergehenden Sonne nicht ſo lebhaft, und in ſo große Entfernungen zurück zu werfen im Stande iſt, als die beſchneite Spitze der Jungfrau. Das Schreckhorn könnte unerleuchtet, oder mit Nacht bedeckt zu ſeyn ſcheinen, wenn es wirklich von den Sonnenſtrahlen, aber nicht ſo ſtark erleuchtet würde, daß man es in beträchtlichen Entfernungen ſehen könnte.

Als wir vom Staubbach zurück kamen, glaubten wir, daß das Tagewerk unſrer Beobachtungen jetzo geendigt wäre. Allein wir ſahen und hörten am letzten Abend, und in der letzten Nacht noch ſo viel merkwürdiges, daß ich zweyfle, ob ich heute im Grindelwald Zeit genug haben wer-

---

Quito und andre Städte liegen, und das 1600 bis 1700 Toiſen über dem Meer erhaben iſt, und rechnet die Höhe der Americaniſchen Berge erſt von dem Puncte an, wo Cultur und Menſchenwohnungen aufhören: allein er bedenkt nicht, daß die hohen Thäler und Abhänge der Andes nur deßwegen bis zu einer erſtaunlichen Höhe fruchtbar ſind, weil ſie unter der Mittagslinie liegen: daß der Mont Blanc in der Nachbarſchaft von Quito gar keinen ewigen Schnee beherbergen; und der Pichincha hingegen an die Stelle des Mont Blanc verſetzt noch tiefer mit Schnee bedeckt ſeyn würde: daß man zuletzt, wenn man die ganze Höhe der Americaniſchen Berge mit dem Auge faſſen will, ſie nicht von den höchſten erſteiglichen Puncten, ſondern von dem Ufer der Südſee, oder von der Südſee ſelbſt überſchauen müſſe.

werde, Ihnen alles umſtändlich zu ſchreiben. Einen reichern Tag als den geſtrigen, haben wir auf unſerer ganzen Reiſe nicht gehabt, und werden ihn auch ſchwerlich wieder erhalten.



Der Staubbach nach Aberli

Grindelwald Mittags um 1 Uhr.

So eben ſind wir hier heftig erhitzt, und nicht wenig ermüdet angekommen. Es würde uns unmöglich ſeyn, ſogleich etwas zu beſehen, und zu unternehmen, bevor wir uns nicht ein wenig erholt und geſtärkt haben. Bis dahin will ich mir die Zeit mit Schreiben vertreiben, und da fortfahren, wo ich geſtern ſtehen geblieben bin.

Bey unſerer Rückkehr vom Staubbach trafen wir einen ganzen Haufen von Soldaten, die von Genf zurück gekommen waren, mit ihrem Herrn Pfarrer, und zween Preußiſchen Herren im Geſpräch an, in deren Geſellſchafft wir die Reiſe von Unterſeen bis Lauterbrunnen gemacht hatten. Einer dieſer Herren, der ſchon oft hier geweſen war, und die Sitten ſowohl, als die Sprache der Schweizer vollkommen verſtand, bat die zurückgekommenen Krieger, ihre Gewehre los zu feuern, um das Echo, deſſen ſtarke Stimme wir ſchon aus dem wiederholten Geſchrey einiger Hirten auf den benachbarten Alpen wahrgenommen hatten, aus ſeinen verborgenen Sitzen noch mehr hervorzulocken. Die Soldaten brannten ihre Gewehre gegen die Kette von Gebirgen ab, die dem Pfarrhauſe gegenüber liegt, weil der Herr Pfarrer ſagte, daß der Schall alsdann am öfterſten und ſtärkſten zurückgegeben würde. Noch nie habe ich einen ſo prächtigen Wiederhall, und ein dem Donner ſo nahe kommendes Geräuſch gehört, als aus den auf einander folgenden Schüſſen entſtand. Zuerſt prallte der Schall mit vielfach verdoppelter Kraft von den Bergen wieder, mit welchen das Lauterbrunner Thal zunächſt eingezäunt iſt. Wenn er aber aus den Tiefen dieſes Thals herausdrang, ſo kam er von den Höhen, und aus den Höhlen der Jungfrau ſo oft, und ſo langſam zurück, daß keiner von uns Neulingen die verſchiedenen Schalle für Fortſetzungen und Wirkungen eines Schuſſes, ſondern vielmehr für das Gepraſſel eines heftigen, aber etwas fernen Donners gehalten hätte. Nach dieſer Uebung ließen die jungen Oberländer ſich bewegen, mit einander zu ringen, oder wie es in der ganzen Schweiz heißt, zu ſchwingen. Die Kämpfer entkleideten die obere Hälfte des Cörpers bis aufs Hemd, und wanden alsdenn um die rechte Lende in Ermangelung der dazu beſtimmten Schwinghoſen, ein Schnupftuch, an welchem allein ſie ſich anfaßten, und aus dem Gleichgewichte zu bringen ſuchten. Sie ſtanden bisweilen Minuten lang mit den Schultern gegen einander geſtemmt, als wenn ſie unbeweglich wären, und lauerten auf den günſtigen Augenblick, in welchem einer dem andern etwas abgewinnen könnte. Wenn die Ringer einander an Kräften und Gewandtheit ziemlich gleich waren, ſo brauchte es mannigfaltige Künſte und lange Beſtrebungen, bis einer gänzlich Sieger wurde. Der Sieg in dieſer Art des Kampfs wird nicht durch den Fall eines Ringers, der ſich wieder aufraffen, und alle ſeine Kräfte noch anwenden kann, ſondern durch den Fall auf den Rücken entſchieden, in welcher Lage der Ueberwundene den Kampf nicht wieder herſtellen kann. Dieſe und ähnliche Leibesübungen ſind nicht bloß im Berniſchen Oberlande, ſondern in allen kleinen Cantonen gewöhnlich, in welchen die Jugend an gewiſſen feyerlichen Tagen, die ſie in dem Helvetiſchen Calender mit dem Namen der Schwingtage bezeichnet finden, zuſammen kommt, und vor gewiſſen Richtern, in Gegenwart ihrer Mädchen, ihrer Landsleute, und vieler Fremdlinge ihre Kräfte zeigen. Solche gymnaſtiſche Uebungen werden aber, wie die urſprüngliche Alpenmuſik, immer ſeltener, und verſtändige Männer ſehen dieſes mit Recht als traurige Vorboten des Verluſts der alten und einfältigen Sitten, und der Mannheit der Vorväter an. So viel ich weiß, waren die cörperlichen Uebungen von jeher in demjenigen Theile der Schweiz eingeſchloſſen, in welchem der Hirtenſtand den einzigen, oder doch vornehmſten Stand ausmacht. In den größern Cantonen, in welchen Wein- und Ackerbau nebſt allerley Manufacturen getrieben werden, blieb den Einwohnern von ihren anhaltenden Arbeiten nicht ſo viel Zeit übrig, daß ſie in gymnaſtiſchen Uebungen einen gewiſſen Grad von Geſchicklichkeit hätten erwerben können.

Als die Ringer ihre Kraft im Schwingen genug gezeigt hatten, ließen ſie ſich bereden, uns noch einige Proben von ihrem Tanzen zu geben. Dieſe Tänze des Berniſchen Hirtenvolks, waren nicht nur viel feuriger, als das ihnen ſonſt ähnliche Walzen in Schwaben, ſondern auch viel Ausdrucksvoller, und mit lebhafteren Geberden verbunden, als in der Hauptſtadt des Cantons. Sowohl die Tänzer, als Tänzerinnen beobachteten den Tact aufs genauſte, und zeigten eine bewundernswürdige Behendigkeit, die man von dem Ackerbauenden Landvolk nicht erwarten kann, weil dieſes durch beſtändiges und ſaures Arbeiten eine durch die ſtrengſte Kriegszucht kaum zu überwindende Steifigkeit erhält.

Nach allen dieſen ergötzenden Auftritten ſetzten wir uns endlich zu Tiſch, der ſo gut beſetzt war, als man es in einer großen Stadt nur hätte verlangen können. Unter den Gerichten waren uns beſonders zwey ganz neu: ein großer nicht geräucherter, ſondern an der durchdringenden Bergluft getrockneter Schinken, und dann Gemſenfleiſch. Der erſtere hatte eine ſchönere rothe Farbe, und war zarter und ſchmackhafter, als ich je einen Weſtphäliſchen gegeſſen habe. Das letztere war weniger zart, als das Fleiſch von anderm Wild, auch hatte es nach dem Urtheile meiner Zunge nicht den eigenthümlichen Wohlgeſchmack, weßwegen es von größern Kennern, als ich zu ſeyn mir anmaße, ſo ſehr geſchätzt, und ſo theuer bezahlt wird. Wegen der ſanften Abendluft aßen wir nicht im Hauſe ſelbſt, ſondern auf der Gallerie vor dem Hauſe, wo man das Plätſchern des Staubbachs, und das Rauſchen der Lütſchine beſtändig hören kann. Nach Tiſche gingen wir wieder auf den Staubbach zu, um ihn in der Nähe beym Mondſcheine zu betrachten. Als wir uns demſelben näherten, ſtieg die Göttin der Nacht eben hinter der Jungfrau herauf, die in dem beſcheidneren und weißlichem Schimmer des Mondes nicht weniger majeſtätiſch, als in dem lebhafteren Glanze der Abendſonne war. Dem bloßen Augenſcheine nach, war es von der Spitze der Jungfrau bis zum Monde, der auf ihrem Haupte zu ruhen ſchien, nicht ſo weit, als aus dem Thale auf den Gipfel des unerſteiglichen Berges. Als der Mond ſo hoch herauf kam, daß er den Staubbach erleuchten konnte, ſo wurden wir auf einmal durch das ſchönſte und prächtigſte Schauſpiel überraſcht, das mich mit dem Staubbach gleichſam wieder ausſöhnte. Der Bach wurde durch das Licht des Mondes wenigſtens noch einmal ſo breit und voll, als wir ihn bey Tage geſehen hatten, und die ganze Waſſerſäule glänzte nicht anders, als wenn eine unbeſchreiblich reiche Maſſe des reinſten Silbers an der Felswand herabgefloſſen wäre. Dieſer Anblick war über allen Ausdruck feenhaft und bezaubernd, und ich bin überzeugt, daß der Staubbach ſich nur beym Mondſchein in ſeinem vortheilhafteſten Lichte zeigt. Der kleine Staubbach ſchimmerte faſt noch ſtärker, als der große, und goß ſich, wie eine kleinere Silberader von einer gleichen Höhe herab. Die Regenbogen, die man beym Mondſcheine in dem größern Bache ſehen ſoll, fanden wir nicht; ſtatt deren aber Bogen von weißlichem Lichte, in denen ich wenigſtens keine Farben unterſcheiden konnte. Als wir heute Morgen unſer Frühſtück zu uns genommen hatten, gingen wir Reiſende alle in feyerlicher Proceſſion wieder auf den Staubbach zu, um die ſchönen Regenbogen zu ſehen, welche die Sonne in den aufgelöſten

Tropfen des zerſtäubten Baches bildet. Um dieſe Erſcheinung zu beobachten, muß man ſich dem Fall mehr, als man ſonſt nöthig hat, und mit Gefahr, ein wenig naß zu werden, nähern. Ich ſtieg bis an den Rand und zum Theil in die Grube hinab, in welcher ſich die Gewäſſer des Baches wieder ſammlen. Je näher man dem Fall kommt, und je dichter die Dünſte oder der Staubregen werden, deſto ſchöner und lebhafter werden die Farben der Regenbogen, die man wahrnimmt, oder vielmehr nur die des Kleinern und Untern, denn der Obere und Größere iſt immer unvollendet, und hat auch mattere und trübere Farben. Dieſen letztern ſieht man nur alsdann, wenn man der Tiefe nahe kommt, in welcher der Bach ſich wieder ſammlet. Der kleinere hingegen umſchließt ſchon viel eher die Füße des Wanderers, und es iſt immer, als wenn man auf ſeinen beyden Spitzen ſtünde. Aus der Natur der Sache werden Sie es ſich leicht erklären können, warum ein jeder einen andern Regenbogen ſieht, und warum der Regenbogen, von welchem man umfangen wird, ſich mit bewegt, wenn man ſeine Stelle verändert. Es iſt mir lieb, daß ich dieſe Regenbogen geſehen habe, weil alle Reiſebeſchreiber ihrer vorzüglich erwähnen. Uebrigens ſcheinen ſie mir zu den geringſten

Merkwürdigkeiten des Staubbachs zu gehören, und ich glaube alſo, daß Reiſende, die bey trübem Wetter nach Lauterbrunnen kommen, ſich leicht tröſten können, wenn ſie dieſe Regenbogen nicht ſehen.

Kurz vorher, ehe wir abreiſten, wollte ich mich noch mit meinen eignen Augen überzeugen, ob, und wie weit der Strom des Staubbachs von der obern Felswand wegfalle! Ich ging deswegen auf einen Baum zu, der rechts vom Pfarrhauſe einzeln, und auf einer nicht ſchwer zu erſteigenden Höhe ſteht. Unter dieſem Baum ſahe ich, daß der Staubbach ſich um viele Fuße von der Felswand entfernt, über deren oberſten Rand er herunter ſtürzt.

Ohngefähr um neun Uhr nahmen wir von dem Herrn Pfarrer, einem belebten und geſprächigen Mann, Abſchied. Ohne die Gaſtfreundſchafft, die er ausübt, würden Fremde gar nicht wiſſen, wo ſie in Lauterbrunnen bleiben ſollten, weil kein Wirthshaus da iſt, das nur eine kleine Geſellſchafft aufnehmen, und auf eine erträgliche Art bewirthen könnte. Die Dankbarkeit der Reiſenden hat den Herrn Pfarrer in Lauterbrunnen in Stand geſetzt, ein ſchönes und geräumiges Haus zu bauen, in welchem er mehrere nicht zu zahlreiche Geſellſchafften bequem unterbringen kann *). Die Zimmer ſind niedlich möblirt, und die Betten ſo reinlich und gut, als man ſie kaum in den beſten Gaſthöfen antrifft.

Schon bey unſrer Abreiſe war die Hitze ſehr groß, und dieſe Hitze nahm noch um viele Grade zu, als wir in das Grindelwaldthal hinein fuhren. Die Lütſchine, die aus den Gletſchern des Wetter- und Schreckhorns ausfließt, und das ganze Thal durchſtrömt, iſt weniger waſſerreich, und hat auch nicht ſo viele Fälle, und einen ſo reißenden Lauf, als ihre Schweſter im Lauterbrunner Thale. Das Grindelwaldthal ſelbſt aber iſt noch weit intereſſanter, als das letztere. Die Berge, die man an beyden Seiten hat, ſind viel höher, ihre Gipfel ſeltſamer geſtaltet, und ihre Abhänge ſteiler, als im Lauterbrunner Thale. Man findet auf dem Wege in den Grindelwald auch viel gräßlichere Spuren von Verwüſtungen, welche die von den hohen Gebirgen plötzlich herabſchießenden Bergwaſſer angerichtet haben. Strecken von mehreren hundert Schuhen in der Breite waren ausgewühlt, und mit Haufen von Graus, und fürchterlichen Felsſtücken bedeckt.

---

*) Das Haus ſelbſt hat die Regierung bauen laſſen. Zur Möblirung deſſelben aber hat den Herrn Pfarrer allerdings die häufige Ankunft von Fremden veranlaßt.

Hin und wieder lagen in großen Entfernungen von den nächſten Gebirgketten Häuſern ähnliche Felsmaſſen, von welchen ich noch jetzo nicht begreiſe, wie ſie an ihre gegenwärtigen Stellen gekommen ſind. Es ſcheint freylich unläugbar, daß ſie Trümmer von ehmaligen Bergfällen ſeyen, allein ihre Entfernung von den nächſten Bergen iſt ſo groß, daß man es für faſt unmöglich halten muß, daß ihre eigene Schwere ſie an ihre jetzigen Plätze gebracht habe. Hinter einigen dieſer Felsmaſſen waren Häuſer oder Hütten errichtet, die durch ſie allein gegen die Wuth von Bergwaſſern geſchützt werden. Der Weg in den Grindelwald iſt viel rauher und ſteiler, als der nach Lauterbrunnen, und ich habe ihn deßwegen größtentheils zu Fuße gemacht. Nicht weit von dem Dorfe Grindelwald kommt man an Stellen, wo man die Schneeberge, die dieſem Dorfe am nächſten liegen, und die Jungfrau zugleich überſehen kann. Auch hier zeigte ſich die Jungfrau ſchöner, und erhabener, als die übrigen Berge. Die Gletſcher des Grindelwalds, die man in einiger Entfernung von dem Dorfe dieſes Namens entdeckt, ſahen in der hohen Mittagsſonne ſchwarz, und ſchmutzig aus, und machten neben den Bergen, zwiſchen welchen ſie ſich hervordrängen, eine ſehr armſelige Figur. Je mehr man ſich dem Dorfe nähert, deſto fruchtbarer wird das Thal, deſto geräumiger werden die Häuſer, und deſto ſchöner die Einwohner. Wir ſahen bey unſrer Ankunft ganze Haufen von Grindelwaldern von allerley Alter und Geſchlecht, die ſo eben aus der Kirche kamen, wo der Herr Pfarrer der Vorſehung für die glückliche Rückkehr ſeiner Pfarrkinder von Genf gedankt hatte. Wir erſtaunten über die große Menge von ſchönen Perſonen, und beſonders von jungen Mädchen, die uns freundlich Blumenſträuße anboten. Die Roſen, die man uns ſchenkte, hatten einen ſo ungewöhnlichen und eigenthümlichen Wohlgeruch, daß ich jedesmal, wenn ich ihre ſüßen Düfte einſog, nieſen mußte, als wenn ich Taback genommen hätte. So [illegible] das ganze Dorf Grindelwald viel wohlhabender, und auch beſſer bebaut iſt, als Lauterbrunnen, ſo findet ſich in jenem auch ein viel ſchöneres und geräumigeres Wirthshaus, in welchem man billig und gut bewirthet werden ſoll. Das hieſige Pfarrhaus iſt nicht ſo neu, und ſo modiſch möbliirt, als das in Lauterbrunnen, aber vielleicht eben ſo bequem. Wegen ſeines hohen Alters und ſeiner Kränklichkeit nimmt der Herr Pfarrer nicht gerne Reiſende mehr auf, wenn ſie ihm nicht beſonders empfohlen ſind. Wir bewohnen ein Zimmer, in welchem wir die Ausſicht in den Garten des Pfarrhauſes, und auf den untern Grindelwaldgletſcher haben, von welchem letztern ich Ihnen nicht eher etwas ſagen will, als bis ich denſelben in der Nähe geſehen habe.

An dem Abend deſſelbigen Tages.

Jetzo kann ich Ihnen melden, was die ſo oft beſchriebenen Gletſcher auf mich hier für einen Eindruck gemacht haben. Erſt einige Stunden nach Tiſche, da ſich die Hitze gemäßigt, und der Himmel ſich ein wenig bewölkt hatte, machten wir uns auf den Weg, um den untern Grindelwaldgletſcher zu beſehen, der zwiſchen dem Mettenberg, und dem Eiger herabhängt. So nahe der Gletſcher auch zu ſeyn ſchien, ſo brauchten wir doch eine gute halbe Stunde, um ihn zu erreichen. Der Fußſteig führt neben einer Menge von Häuſern weg, aus deren Jedem faſt ein Mädchen entweder mit Blumen, oder mit einem kleinen Vorrath von Erdbeeren hervor trat. Nicht weit von dem untern Gletſcher ſtrömt die ſchwarze Lütſchine vorbey, die aus dem obern Gletſcher herabkommt, und ihren Beynamen nicht weniger verdient, als die weiße Lütſchine, die aus dem erſtern ausfließt, und ſich bald mit ihrer Schweſter vereinigt. Als wir uns dem

Gletſcher näherten, empfanden wir auf einmal einen ſo heftigen Wind, daß wir kaum vorwärts gehen, und faſt keiner von uns den Hut auf dem Kopfe behalten konnte. Dieſer aus den Gletſchern hervordringende Wind iſt nur in ihrer Nachbarſchafft, und nur alsdann fühlbar, wenn die äußere Luft durch die Strahlen der Sonne erhitzt worden iſt. Alsdann ſtrebt die in den Höhlen der Eisgewölbe eingeſchloſſene kältere Luft, ſich mit der äußern in Gleichgewicht zu ſetzen, und ſtrömt mit der Gewalt eines heftigen Sturms ſo lange hervor, bis die den Gletſcher umgebende Atmoſphäre bis auf einen gewiſſen Grad abgekühlt iſt. Dieſer Gletſcherwind iſt alſo gemeiniglich gegen Abend am ſtärkſten, nimmt gegen die Nacht ab, und hört mit anbrechendem Morgen faſt ganz auf. Er iſt ſo ſchneidend und durchdringend, daß er denjenigen, die ſich ihm nach einer heftigen Erhitzung ausſetzen, höchſt gefährliche Erkältungen, und ſelbſt tödtliche Entzündungen zuziehen kann. Dieſe, gleichſam periodiſchen, und mit Eistheilchen geſchwängerten Winde, die täglich aus allen Oeffnungen der Eisthäler und Gletſcher hervorbrechen, ſind gewiß eine wichtige Miturſache, daß die Schweiz ein vielweniger warmes Klima hat, als andre Länder in Europa, die unter gleicher Breite liegen.

Der Vorgrund des Gletſchers iſt nicht bebaut, ſondern mit Steinen überdeckt, und mit kleinen Geſträuchen und Stauden bewachſen. Beyde gehen ſo nahe an den Gletſcher hinan, daß auch wir mit der einen Hand das Eis berühren, und mit der andern Erdbeeren pflücken konnten. Zwiſchen der Linie, wo alle Vegetation aufhört, und der vorderſten Reihe von Eispyramiden, iſt ein kahler mit Grand und einzelnen Eisſtücken angefüllter Platz, der gleichſam der Spielraum des Gletſchers iſt, und von welchem er ſich in den letzten Jahren zurückgezogen hatte. Am genaueſten unterſuchten wir denjenigen Theil des Gletſchers, wo die weiße Lütſchine aus einem hohen Eisgewölbe hervorrauſcht, das jetzt aus vier, ellendicken Lagen von Eis beſtand, und durch allenthalben herabrinnende Tropfen den Gletſcherbach vermehrte. In der Nähe machte der Gletſcher freylich einen ganz andern Eindruck, als vorher, da wir ihn in größerer Ferne ſahen; allein auch ſelbſt in der Nähe haben weder die Eisthäler, noch die eigentlichen Gletſcher etwas Großes, wenn man nicht gerade das Glück hat, ſolche Feenpalläſte anzutreffen, als Herr Bourrit beſchrieben, und vielleicht nur allein geſehen hat. Ich ſetze das letztere mit Fleiß hinzu, weil ich ſchon einigemal bemerkt habe, daß dieſer Schriftſteller gerne ins Schöne mahlt. Die Gletſcher ſind weniger neue Gegenſtände, als die hohen Alpen, oder als die prächtigen Waſſerfälle der Schweiz. Sie laſſen ſich deswegen auch viel mehr mit bekannten Dingen vergleichen, und ohne wirklichen Anblick vorſtellen, ſelbſt alsdenn wenn man die in der Nähe der Pole ſchwimmenden ungeheuren Eisberge und die majeſtätiſchen Eisgerüſte nicht geſehen hat, womit die Natur die Länder, und Inſeln jenſeits dem ſechszigſten Grade Südlicher, und dem fünf und ſechszigſten Nördlicher Breite ewig befeſtigt hält, oder doch den größten Theil des Jahrs zu ummauren pflegt. Eisthäler ſind große Strecken, oder Maſſen von ewigem Eiſe, womit der Grund zwiſchen zwoen Ketten von Schneegebirgen ausgefüllt iſt. Ein ſolches Eisthal iſt dasjenige, von welchem ſowohl die Grindelwald-, als die Haßlithalgletſcher ausgeſtoßen werden, und deſſen ganze Breite wir aus den Fenſtern des Pfarrhauſes bis an das Vieſcherhorn überſehen können. Dies Eisthal iſt das Größte, oder eins der Größten in der ganzen Schweiz, indem es von der Grimſel anfängt und in einer Länge von mehr, als zehn Stunden hinter der ganzen Reihe der Berneriſchen Berge bis dahin fortläuft, wo dieſe letztere mit den Walliſer Bergen zuſammenſtoßen. Solche Eisthäler ſind bisweilen ganz eben, meiſtens aber wechſeln auf ihnen kleine Hügel und Vertiefungen ab, die dann und wann mit fürchterlichen Spalten durchſchnitten ſind. Derjenige Theil des Eisthals, den man von Grindelwald aus entdeckt, iſt vier Stunden weit gangbar. Wenn man einen großen See oder Fluß zugefroren geſehen hat, ſo kann man ſich eine ziemlich annähernde Vorſtellung von einem Eisthale machen. Von dieſen Eisthälern ſind die Gletſcher verſchieden. Dieſe letztere kann man kleinere oder größere Arme nennen, welche die Eisthäler zwiſchen den Oeffnungen hoher Schneeberge, hinter welchen ſie liegen, herausſtrecken. Sie ſind mehrere hundert, oder auch tauſend Schuh breite, nicht allein unebene, ſondern auch nach allerley Richtungen geſpaltene Eistafeln, die an einer mehr oder weniger ſchiefen Fläche herabhängen. Je ſteiler die Felswand iſt, an welcher ein Gletſcher herabhängt, deſto höher ſind die Eispyramiden, in die er zerſchnitten iſt, und die durch fürchterliche Spalten, oder Abgründe von einander getrennt werden. Dieſe Spalten entſtehen aus dem geſchmolzenen Waſſer, welches im Sommer aus dem Eisthale herab rinnt, ſich immer tiefere und tiefere Bette gräbt, und zuletzt die ſchiefe Eistafel, faſt in lauter einzelne, oder doch Reihen von Pyramiden verwandelt, deren Höhen, Richtungen, und Geſtalten ,unendlich verſchieden ſind, und denen man es kaum anſieht, daß ſie ehmals ein zuſammenhängendes Ganze ausmachten.

Schon mehrere Beobachter haben die Gletſcher nicht unrichtig mit einem aufgebrachten Meere verglichen, deſſen Wogen durch einen plötzlichen Froſt in einem Augenblicke unbeweglich gemacht würden. Auch haben die Gletſcher viele Aehnlichkeit mit den großen Eismaſſen, welche der Wind im Winter an den Ufern großer Ströme übereinander treibt, nur daß die Eisſtücke an dem Geſtade ſolcher Flüſſe nicht ſo pyramidaliſch, als die Eismaſſen der Gletſcher ſind. Wegen der gräßlichen Schründe, welche die eigentlichen Gletſcher nach allen Richtungen durchſchneiden, ſind die letztern entweder gar nicht, oder doch nur Gemſen und ihren Jägern, und auch dieſen nicht allenthalben zugänglich. Das Eis des untern Grindelwaldgletſchers iſt viel ſchmutziger, als das, was man auf Strömen und Seen ſieht, weil die Eisthäler durch die Gletſcher als Canäle, oder Oeffnungen alle ihre Unreinigkeiten ausleeren. Kein Gletſcher ſchließt, wenigſtens im Sommer nicht, an die Seiten der Berge an, zwiſchen welchen er herunter hängt, ſondern alle ſind von den nächſten Wänden durch Schründe getrennt, die natürlich daher entſtehen, daß die von der Sonne erwärmten Felswände die benachbarten Eislagen bis auf eine gewiſſe Entfernung zerſchmelzen. Neben dem untern Grindelwaldsgletſcher kann man an beyden Seiten, vorzüglich an der linken hinauf ſteigen, wo ein enger, beſchwerlicher, und für ungeübte Fußgänger an mehrern Stellen gefährlicher Pfad über den Rücken des Mettenbergs fortläuft. Weil ich keine Luſt hatte, ein Märtyrer meiner Neugierde zu werden, ſo ſetzte ich der letztern Schranken, ungeachtet ich die hintere nach Wallis gekehrte Seite des Schreckhorns gerne geſehen, und auch eben ſo gerne einen Blick in das Eisthal der Länge nach gethan hätte. Vormals ging zwiſchen dem Mettenberg und dem Eiger ein Paß nach Wallis, der aber ſchon ſeit langer Zeit verſchloſſen iſt. *) Man zeigt in der Kirche des Dorfs Grindelwald noch eine Glocke aus der Capelle der heiligen Patronella, deren Stäte jetzo mit ewigem Eiſe bedeckt iſt. Das Krachen des Eisthals war mir faſt merkwürdiger, als der Anblick der Gletſcher. Dies Krachen wird bald durch die Entſtehung neuer

---

*) Ein ſehr unterrichteter Freund ſchreibt mir, daß dieſer Paß nach Wallis eine bloße Ueberlieferung ſey, die weiter keinen Grund habe.

neuer Spälte und Schründe, bald durch den Einſturz von Eisgewölben, bald durch den Fall von Lauinen, die von den hintern Seiten der Schneeberge auf das Eisthal hinabſtürzen, verurſacht. Dieſe Geräuſche ſind eben ſo ſehr verſchieden, als ihre Urſachen, und ſich ſelbſt ſo ungleich, daß man ſie nicht für dieſelbigen Phänomene halten ſollte. Bald ahmen die Gletſcher einen nahen, oder fernen, und lange nachtönenden Donner ſo natürlich nach, daß man immer von neuem betrogen wird. Bisweilen gleicht ihr Krachen einem Geprаſſel, welches entſtehen müßte, wenn man Tauſende von Pferden in vollem Lauf über eine hohe eherne Brücke jagte. Zu einer andern Zeit äffen ſie das Pfeiffen des Sturmwindes, oder das Brauſen von Waſſerfällen, oder von mächtigen Strömen nach, denen durch die Oeffnung von Schleuſen oder Dämmen auf einmal ein Ausfluß verſchafft wird. Unter den hohen Bergen des Grindelwalds macht vom Grindelwald aus betrachtet keiner einen ſolchen Eindruck, als das Wetterhorn, weil man es in ſeiner ganzen Höhe faſſen, und an deſſen ſcharfen Ecken, und Spitzen die characteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten urſprünglicher Berge am deutlichſten wahrnehmen kann. Die übrigen Berge überſieht man nicht ganz, weil man ihnen zu nahe iſt, und die oberſten Gipfel durch die hohen und breiten Fundamente verdeckt werden. Die Ordnung, worin man ſie erblickt, hatte ich mir ſchon gleich nach meiner Ankunft in Bern gemerkt. Zur Linken ſieht man zuerſt das Wetterhorn, von deſſen Höhen der Milchbach ſchäumend herabfließt, und meinen Augen nur als ein weißer ſich ſchlängelnder Faden erſchien. Auf das Wetterhorn folgt der Mettenberg, von deſſen Rücken das Schreckhorn, eine fürchterlich hohe Felspyramide empor ſteigt, die man im Grindelwaldthale gar nicht ſieht, weil ſie auf dem Hintertheile des Mettenbergs ſteht. An den Mettenberg gränzen die beyden Eiger, die wiederum mit der Jungfrau zuſammenhängen. Zwiſchen dem Mettenberg und den Eigern entdeckt man jenſeits des Eisthals in der Reihe der Walliſer Berge das Vieſcherhorn, das von Ferne mit den Berniſchen Gebirgen in gleicher Linie zu ſeyn ſcheint. An den Füßen der Eiger wächſt die ſogenannte Arve, eine Art von Tannen, die ſich am häufigſten an den Schneebergen, ſeltner auch in den Klüften, und an den Abhängen des Jura, beſonders im Münſterthal findet. Die Frucht der Arve (Pinus Cembra) iſt in Anſehung der Figur den Tannzapfen ſehr ähnlich, unterſcheidet ſich aber auf eine vortheilhafte Art durch die Heilkräfte der kleinen Nüſſe, die ſie enthält. Der Saft dieſer Arvennüſſe iſt eine von den kräftigſten Arzeneyen für erſchöpfte, auszehrende, oder an der Lunge leidende Perſonen. Ich kenne in Bern eine angeſehene Familie, aus welcher wenigſtens drey bis vier Perſonen ihr Leben der Milch der Arvennüſſe zu verdanken haben. Man nimmt etwa hundert und zwanzig Nüſſe, preßt den Saft heraus, der ungefähr eine kleine Taſſe füllt, und trinkt dieſen lieblichen Saft Morgens früh nüchtern. Selten ſoll man dieſe Cur einige Wochen fortſetzen, ohne ihre heilſamen Wirkungen zu ſpüren, wenn anders einem zerrütteten Cörper noch aufgeholfen werden kann. *) Das

---

*) Wenn ich durch meine Nachrichten von den Heilkräften der Arvennüſſe etwas zu der ſtarken Verſendung derſelben nach Teutſchland, die man ſeit einigen Jahren bemerkt hat, beygetragen haben ſollte, ſo wünſchte ich doch zugleich, daß die kranken, oder kränklichen Perſonen, die ſich der Milch der Arvennüſſe bedienen wollen, dieſes nicht ohne Zuziehung ihres Arztes thun mögen, weil ich in den Schriften ſelbſt Schweizeriſcher Aerzte finde, daß dieſe Milch nicht immer ſo kräftig ſey, als einige meiner Bekannten ſie gefunden hatten, und daß ſie unter gewiſſen Umſtänden ſogar ſchädlich werden könne.

beſte bey dieſer Cur iſt dieſes, daß man ſich während derſelben gar keine beſchwerliche Enthaltungen auflegen, und alles das genießen darf, was geſunden Menſchen nicht unterſagt iſt. Das Pfund dieſer Nüſſe gilt im Grindelwald nur wenige Batzen, wenn die Witterung der Frucht nur einigermaßen günſtig iſt. Als wir von dem Gletſcher zurückkamen, unterhielten wir uns im Angeſichte des Wetterhorns, und des obern Grindelwaldgletſchers mit dem Herrn Pfarrer über allerley phyſiſche, und moraliſche Merkwürdigkeiten dieſer Gegend: über die Sitten der Einwohner, über die Kühnheit der Gemsjäger, die Natur des Klima, die fürchterliche Gewalt von Lauinen, u. ſ. w. Auch hier hörte ich den Wiederhall der Klagen, die in allen gebirgigten Gegenden der Schweiz erſchallen, daß ausländiſche Pracht, und beſonders überhandnehmende Völlerey, die alte Unſchuld und Einfalt verdrängen, wodurch die Bewohner dieſes Thals vormals ſo glücklich waren. Der Mißbrauch hitziger Getränke verdirbt hier nicht bloß die Sitten, ſondern auch viel ſchneller, als anderswo, den Cörper, weil alle Entzündungen und Verletzungen der Lungen in der feinen und ſcharfen Luft, die man an den Füßen der höchſten Schneeberge, und in der Nachbarſchafft der Gletſcher einathmet, viel gefährlicher als anderswo, und mit eilenderen Schritten zum Tode hinführen. Die Gemsjäger ſind auch hier im Durchſchnitt die verwegenſten, und meiſtens nichtswürdigſten Leute, die eine mit den größten Gefahren und Beſchwerlichkeiten verbundene Lebensart ergreifen, weil ſie anhaltende und ordentliche Arbeiten ſcheuen. Die Gemsjagd iſt eine Art von Glücksſpiel, das denen, die ſich demſelben ergeben, faſt die Denkungsart, und Sitten der Spieler von Profeſſion einflößt. Wenn der Gemsjäger einige Zeit hintereinander glücklich iſt, und mehrere Gemſen erlegt, ſo verpraßt er den leicht erworbenen Gewinn faſt eben ſo ſchnell, als er ihn erlangt hat, in der ſchmeichelnden Hoffnung, daß das Glück ihm auch in der Folge günſtig ſeyn werde. Wird alsdann dieſe Hoffnung getäuſcht, ſo fällt er in drückendſte Dürftigkeit, die ihn aber nicht vorſichtiger macht, weil er, wie alle Menſchen, die zu gewiſſen Zeiten auf einmal viel, und in andern gar nichts gewinnen, ſelten daran denkt, zu ſparen, ſondern ſich einen guten Tag zu machen. Was ſo viele Reiſebeſchreiber von der Kühnheit der Gemsjäger erzählt haben, iſt vollkommen wahr, und läßt ſich noch durch mancherley Zuſätze vermehren. So verfolgte zum Beyſpiel ein Jäger aus dem Grindelwald eine Gems an der Felswand des Mettenbergs, die einige tauſend Schuh faſt ſenkrecht empor ſteigt, und an ihrem obern Theile, dem Scheine nach, nur einige ſchmale hervorragende Bänke hat, von welchen man kaum glauben ſollte, daß ein Vogel da ſitzen, viel weniger, daß eine Gems, oder ein Menſch darauf ſtehen könnte. Der erhitzte Jäger verſtieg ſich endlich ſo weit, daß er weder vorwärts, noch rückwärts konnte, und von der ſchmalen Felsbank, auf welcher er ſtand, herunterglitſchte. Dieſer Fehltritt müßte ſeinem Leben auf einmal ein Ende gemacht haben, wenn er nicht ſo glücklich geweſen wäre, ſich mit dem einen Fuße an dem Felſen feſt zu halten. Hier hing er in unzugänglichen Höhen, über einem fürchterlichen Abgrunde, ohne alle Hoffnung, daß irgend ein Menſch ihm würde zu Hülfe kommen können. Der Gemsjäger, an deſſen Leben alle ſeine Mitbrüder verzweyfelten, ließ nichts unverſucht, um aus ſeiner gefährlichen Lage zu kommen. Er ſchwenkte ſich an ſeinem Fuße ſo lange hin und her, bis er ſich zuerſt irgendwo mit den Händen anklammerte, dann einen feſten Stand gewann, und endlich von den gefährlichen Stellen in ſichere hinabſteigen konnte. Die Gewandtheit und das Glück, womit die Jäger beſtändige Gefahren überwinden, macht viele ſo kühn, daß ſie ſich faſt muthwillig in ſolche Gefahren wagen, in denen ſie umkommen. Nur noch vor wenigen Jahren machten ſich zween Jäger an einem Morgen auf den Weg, ungeachtet auch ſonſt ſichere Fußſteige durch Glatteis ſchlüpfrig geworden waren. Sie kamen bald auf einen engen abhängigen Pfad, der an dem Rande des oberen Grindelwaldgletſchers fortgeht, und an der einen Seite unerſteigliche Felswände, an der andern Seite einen ſcheuslichen Abgrund hat. Auf dieſem Pfade glitſchte einer von den Ebentheurern aus, und ſtürzte ohne Rettung in den Schrund hinab. Der Unglückliche wurde durch die vielen Eiszacken, in welche er fiel, ſo ſehr verſtümmelt, daß man an ſeinem Leichnam kaum eine menſchliche Geſtalt wieder erkennen konnte. Einige ihm ähnliche Wagehälſe zogen ihn unter den augenſcheinlichſten Gefahren eines ähnlichen Schickſals aus der gräßlichen Tiefe hervor, und ihre ganze Belohnung war ein Soff, oder ein Trinkgeld, welches der Vater des Verunglückten auf die Wiederfindung ſeines Sohnes geſetzt hatte.

So unleidlich die Hitze im Sommer iſt, ſo anhaltend und herbe iſt der Winter im Grindelwald. Es geſchieht bisweilen, daß die Häuſer bis an das Dach beſchneyt werden. Bey einem ſo tiefen Schnee öffnet man ſich gemeiniglich nur Ausgänge aus den Häuſern, und freye Ausſichten aus den oberſten Scheiben der Fenſter: auch bahnt man ſich durch die Straßen einen engen Fußſteig, der einzelne Menſchen, und Thiere faſſen kann. Vorübergehende kann man alsdann aus den Fenſtern nicht ſehen, ſondern nur hören, ausgenommen wenn ſie hohe Stangen, oder andre Inſtrumente auf dem Rücken tragen. Der Herr Pfarrer iſt ein verſtändiger Mann, der den verdienten Ruhm ſtrengerer Sitten hat, als ſeine Amtsbrüder im Oberlande gewöhnlich haben ſollen *). Er iſt nicht bloß der geiſtliche Hirt ſeiner Heerde, ſondern auch ihr leiblicher Arzt, und im Nothfall Geburtshelfer bey ſchwergebährenden

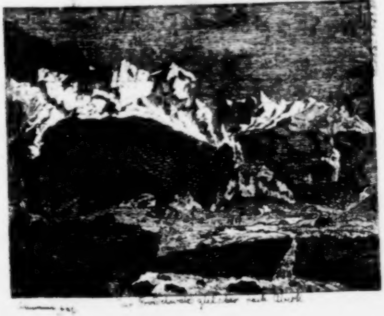
Wei-

---

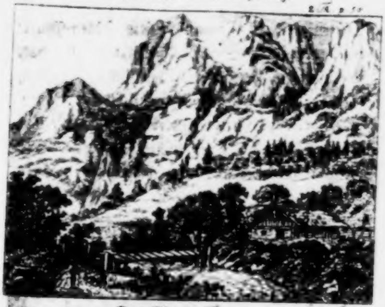
*) Perſonen, die mit den Charakteren, und Verdienſten der Pfarrer im Oberlande bekannt ſind, haben gewünſcht, daß ich dieſe Stelle weggelaſſen hätte, weil es im Oberlande mehrere Geiſtliche gebe, die ſich mit dem ſonſt verdienſtvollen, und jetzo verſtorbenen Herrn Pfarrer Kuhn im Grindelwald nicht gerne hätten vergleichen laſſen.

Weibern. Durch die Hülfe, die er ſeinen Pfarrkindern oft als Arzt und Wundarzt geleiſtet hat, iſt er nicht nur ihnen theurer, ſondern auch allen, die ihn kennen, verehrungswürdiger geworden. Um ſeiner mediciniſchen Verdienſte willen, hat er mehrmalen die rühmlichſten Zeugniſſe, und auch Belohnungen von der Regierung in Bern erhalten.

II. B. p. 57.



[illegible]



Im Hasle Thal.

Im Haslithale, Nachmittags um 1 Uhr.

Ich habe vielleicht jetzo ſchon den beſchwerlichſten Theil meiner Fußreiſe überſtanden. Vor etwa einer halben Stunde langten wir in einer Senn- oder Schäferhütte an, wo die meiſten Reiſenden ſich zu erfriſchen pflegen. Man findet aber nichts, als fette Milch, Käſe und ſogenannte Käſebutter, oder die Molken, die von den Käſen zurück bleiben, und noch mit vielen Fetttheilchen angefüllt ſind. Mit der letztern, und der herrlichen Niedel, oder der fetten Milch, habe ich meinen unauslöſchlichen Durſt zum Theil geſtillt, der meinen Hunger ſelbſt verzehrt hatte. Die Käſebutter war noch warm, und um deſto heilſamer für den aufs äußerſte erhitzten Cörper. Ich finde mich durch dieſe Molken, die zu einer jeden andern Zeit Eckel in mir würden erregt haben, außerordentlich erfriſcht und geſtärkt. Vielleicht würde ich es weniger ſeyn, wenn ich ſtarke Getränke, und nährende Speiſen zu mir genommen hätte. Ich ſitze vor der Hütte, die ſo niedrig und dunkel iſt, daß man, wenn man aus dem hellen Mittagslichte hineinkommt, faſt nichts unterſcheiden kann.

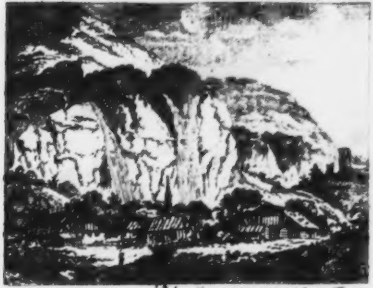
Heute um fünf und ein halb Uhr gingen, mein Freund Abel, ich, unſer Begleiter, und Träger in demſelbigen Augenblicke rechts, als meine Frau links wieder auf Unterſeen zufuhr. Der Wagen, auf welchen ich oft mit Sehnſucht zurückblickte, entſank bald unſern Augen, und nun gingen wir mit einem ſtarken Schritte unſern Weg fort. Noch ehe ich es vermuthete, waren wir vor dem obern Grindelwaldgletſcher, der einige tauſend Schuh, und wenigſtens achtmal breiter zu ſeyn ſcheint, als der untere. Sein Eis iſt viel reiner, und heller, als das des Kleinern; ſeine Pyramiden aber weniger hoch, und nicht ſo unordentlich durcheinander geworfen. Der Waſſerfall, den man an der rechten Seite ſieht, iſt ſchön, aber doch nur einer von denen, die man in der Schweiz nicht bemerken zu dürfen glaubt. Von dem Gletſcher ſteigt man gleich ziemlich ſteil die Scheideck hinan, die jetzo über und über grünt, aber noch vor vierzehn Tagen in einer Nacht mit ſo tiefem Schnee bedeckt wurde, daß einer meiner Freunde, der das Haßlithal beſuchen wollte, nach Bern zurückkehren mußte. Je höher wir hinanſtiegen, deſto dichter, und kürzer wurde der Waſen, auf welchem wir gingen, deſto balſamiſcher die Gerüche der Bergkräuter, deſto lebhafter und ſchöner die Farben von Blumen, aber auch deſto einſamer und beſchwerlicher der Weg. Unſere Schuhe glätteten ſich bald ſo ſehr ab, daß wir faſt immer die Hälfte des Raums, den wir zurücklegten, wieder rückwärts glitſchten, und ſelten einen feſten Tritt thaten. Außer unſren eignen Stimmen hörten wir nur noch das Geläute und Geblöke von fernen Heerden, das Geſchrey einzelner Hirtenknaben, und das traurige Gezwitſcher von Bergſchwalben, die an den nackten Wänden des Wetterhorns, an welchen ſie niſten, ängſtlich herumflogen, und ihren öden Aufenthalt zu beklagen ſchienen. Faſt bis um zehn Uhr gingen wir in den Schatten des Wetterhorns, ungeachtet wir gewiß eine halbe Stunde von dem Fuße dieſes Berges entfernt waren. Als uns aber das Wetterhorn ſeinen Schirm entzog, fühlten wir die

Hitze des Tages, und die Beſchwerlichkeit des Steigens auf einmal ſo ſehr, daß wir alle Viertel- oder halbe Viertel-Stunden einige Augenblicke ſtehen bleiben mußten. Unſer Träger, ein ſonſt munterer Schneider aus dem Grindelwald, würde gleich dem geduldigſten unter allen Laſtthieren, wenn es übertrieben wird, ohne Klagen liegen geblieben ſeyn, wenn ihm nicht mein Kirſchwaſſer neue Kräfte gegeben, und unſer Führer ihm eine Zeitlang das Felleiſen abgenommen hätte. Niemals habe ich einen betrügeriſchern Berg, als die Scheideck beſtiegen. Wenn man ihn vom Grindelwald aus ſieht, ſo glaubt man, daß man ihn in einigen Stunden erſteigen könnte, und eben ſo bildet man ſich während des Klimmens ſelbſt ein, daß die nächſte Anhöhe die letzte ſeyn werde. Allein immer zeigen ſich neue Gipfel, bis man zuletzt faſt Kräfte und Geduld darüber verliert. Erſt gegen halb zwölf krochen wir den letzten Hügel der Scheideck hinan, auf den wir uns als auf ein gelobtes Land freuten. Als wir die höchſte Spitze der Scheideck erreichten, brachen wir beyde zugleich in Ausrufungen von Bewunderung aus, und es war uns, als wenn unſere Knie gelähmt, oder gebeugt würden, um niederzufallen, und anzubeten. Wir ſahen auf einmal eine neue Welt vor uns, auf deren Anblick uns niemand vorbereitet hatte, und entdeckten die ganze Kette von Schneebergen vom Wetterhorn bis nahe an den Titlis hin. Auf eben dieſer Höhe ſtellten ſich uns die Berneriſchen Berge vom Wetterhorn bis an die Jungfrau viel beſſer und deutlicher, als in den Thälern dar. Hier erhielten wir zuerſt ein merkwürdiges und richtiges Bild von der Höhe des Wetterhorns, und eine ganz andere Vorſtellung, als wir würden erhalten haben, wenn wir eben dieſen Berg vom Grindelwaldthal aus richtig gemeſſen hätten. Wenn man von den Schweizeriſchen und Americaniſchen Schneebergen lieſt, daß ſie 10, 15, 16, 20000 Schuh hoch ſind, ſo erſtaunt man freylich über die Größe dieſer Zahlen, und dies Erſtaunen nimmt zu, wenn man die Höhe der Berge mit der Höhe der höchſten Cörper, die man zu ſehen gewohnt iſt, vergleicht, und zum Beyſpiel findet, daß ein einziger Berg eben ſo hoch iſt, als der höchſte Thurm einer Stadt, wenn man ihn funfzig, ſechszig, und noch mehrmalen auf einander ſetzte. Allein man kann doch das Bild eines Thurms, oder eines jeden andern Objects, nach welchem man die Schneeberge ſchätzt, nicht ſo ausdehnen, und vergrößern, als man Zahlen zuſammenfügen kann. Die Einbildungskraft erliegt und verwirrt ſich, wenn ſie das Bild eines

Thurms nur noch ein, oder einige male größer machen will, als ſie es durch das Auge empfangen hat, und man ſtellt ſich alſo freylich etwas gewaltig großes, aber doch nichts beſtimmtes, und die Einbildungskraft erhebendes vor, wenn man ſich eine 10, 15, oder 20000 Schuh hohe Maſſe denkt. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß man von Bern bis Thun, und von Unterſeen bis an den Grindelwald, wenigſtens neun Stunden Weges beſtändig bergan fahren müſſe, daß wir wieder faſt ſechs Stunden brauchten, ehe wir den Gipfel der Scheideck erreichten, und daß wir auf der Höhe der Scheideck, die oft noch gegen das Ende des Junius in kalten Nächten mit tiefem Schnee bedeckt wird, nicht viel mehr, als mit dem Fuße des Wetterhorns parallel, und ungefähr den Stellen gegenüber waren, wo noch die Reſte ehemaliger Schnee-Lauinen lagen, ſo werden Sie ſich aus dieſen Datis mehr, als aus allen andern, ein lebhaftes Bild von der entſetzlichen Höhe der Schneeberge machen können, unter denen das Wetterhorn noch keines der größten iſt. Ueberhaupt muß man, wenn man die Erhabenheit der Schneeberge über andere hoch ſcheinende Gebirge recht wahrnehmen will, die erſtern entweder in der größten Nähe, beſonders auf den Gipfeln der nächſten erſteiglichen Berge, oder auch in nicht zu kleiner Entfernung betrachten. In beyden Fällen, beſonders im erſtern, erheben ſich die Schneeberge bis zu ihrer wahren Größe, und ihre Nachbaren verſchwinden zu ihrer unbedeutenden Kleinheit herab, wenn ſie vorher vom Thal aus betrachtet, oft mit den erſtern zu wetteifern, oder ſie gar noch zu übertreffen ſcheinen.

Das Herabſteigen von der Scheideck war faſt noch beſchwerlicher, als das Hinaufſteigen, weil der Fußpfad ſehr gähe, und mit lauter kleinen, untreuen, unter den Füßen wegrollenden Steinen bedeckt war. Ehe wir die Hütte, wo wir jetzo ausruhen, erreichten, ſahen wir noch zuerſt den Schwarzwaldgletſcher, der in der Mitte mit Schnee bedeckt, und viel weniger ſteil, und mit minder hohen Pyramiden aufgemauert war, als die Gletſcher im Grindelwald. Viel merkwürdiger aber war uns eine Schneelauine, die von der Höhe des Wetterhorns herabkam. Solche Lauinen ſind im hohen Sommer viel kleiner und ſeltener, als im Winter und Frühling; wir freuten uns alſo nicht wenig, dieſe fürchterliche Naturerſcheinung, wenn auch gleich nur im Kleinen, doch mit eignen Augen zu ſehen. Wir waren dem Orte, wo ſie hinabſtürzte, nicht ſo nahe, daß wir in die geringſte Gefahr hätten kommen können; wir waren aber auch nicht ſo entfernt, daß wir ſie nicht gleichſam von ihrer erſten Entſtehung an, zu beobachten im Stande geweſen wären. Gleich bey dem erſten Krachen, das der Sturz der von dem Gipfel des Wetterhorns herabrollenden Schneemaſſe verurſachte, machte uns unſer Führer auf das, was wirklich geſchah, und auf den Schauplatz der Handlung aufmerkſam. Wir ſahen die ſich immer vergrößernde Schneemaſſe mit zunehmendem Krachen von einem Abſatze des Felſens auf den andern ſtürzen, und als ſie endlich die Erde erreichte, ſo ſchien es, als wenn ſie den erſchütterten Boden durchbrechen wollte. Die Lauine brauchte meinem Bedünken nach ſo viel Zeit, um von dem Gipfel, wo ſie ſich zuerſt entſponnen hatte, bis auf die Erde herabzukommen, daß man jemanden, der dies Phänomen noch gar nicht gekannt hätte, noch vor dem letzten Fall, die Natur deſſelben kürzlich hätte erklären können. Beym letzten Sturze wurde die Luft mit ſo vielem Schneeſtaube angefüllt, daß man die dichtere Maſſe, die den entſetzlichen Schlag hervorbrachte, davor nicht erkennen konnte.

II.B. p. 66



der Reichenbach und Meyeringen im Hasli Thal

Meyringen Abends um 7 Uhr

Noch nie, glaube ich, bin ich ſo müde und erſchöpft geweſen, als ich mich jetzo fühle, aber auch niemals habe ich meine Müdigkeit, bevor ich mich ſetzte, weniger bemerkt, weil das erhabenſte Schauſpiel, was ſich mir auf meiner ganzen Reiſe dargeboten hat, mich meinen Zuſtand, und faſt mich ſelbſt vergeſſen ließ. Nur mit Mühe kann ich mich auf das beſinnen, was ich einige Stunden vorher geſehen habe, und faſt mit Widerwillen ſchreibe ich es nieder. Ich werde mich ſo kurz als möglich faſſen, um Ihnen meine noch friſchen Eindrücke mittheilen, und jetzo, da alle meine Nerven noch zittern, ein ſchwaches Bild des prächtigſten unter allen Waſſerfällen entwerfen zu können.

Ohngefähr um halb drey Uhr brachen wir von unſerem Ruheplatze auf, den wir zuletzt unter dem Schatten einiger Bäume in der Nachbarſchafft der Hütte genommen hatten, und gingen mit erneuerten Kräften das Thal hinab, das ſich immer gäher ſenkt, und enger zuſammen zieht. Wenn ich die wenigen Dörfer, oder Haufen von elenden Cabanen ausnehme, womit dieſer obere Theil des Haßlithals nur ſparſam beſtreut iſt, und deren Einwohner mit ihren Heerden größtentheils auf den Alpen verſteckt waren, ſo findet man in dieſem Bergthal faſt keine Spur von Cultur, oder vom Daſeyn der Menſchen, und nirgends kann man ſich meiner Meynung nach feſter, als hier davon überzeugen, daß das Hirtenleben eine viel geringere Vervielfältigung des menſchlichen Geſchlechts hervorbringe, als Wein- und Ackerbau. Wenn ich das ganze Thal mit meiner Einbildungskraft wieder durchlaufe, ſo fällt mir doch auch nicht ein einziges Plätzchen ein, welches man ſchön, oder reizend hätte nennen können. An der linken Seite wird es von hohen oft unzugänglichen Alpen eingeſchloſſen, die meiſtens mit dunklen Tannenwäldern beſetzt ſind; und rechts ſieht man faſt nichts, als Gletſcher, oder kahle Felswände, und unerſteigliche Schneeſpitzen. Die furchtbarſte Mauer des Haßlithals iſt das Wetterhorn, das ſich vom Grindelwald an der Seite der Scheideck weg mehrere Stunden in Oberhaßli hinein erſtreckt.

Wo die Felſen des Wetterhorns aufhören, da ſteigt der ſchönſte unter allen Gletſchern, die ich noch geſehen habe, der Roſenlauingletſcher von dem Fuße des Engelhorns herab. Dieſer Gletſcher übertrifft ſelbſt den obern Grindelwaldgletſcher, an der ſchönen Bläue und Reinigkeit des Eiſes, und alle übrigen an der Höhe der Eispyramiden, und an der Breite und ſcheinbaren Tiefe von Schründen. Das obere Haßlithal liegt viel höher, als das Grindelwald- und Lauterbrunnerthal, und der Winter muß hier alſo auch viel länger und trauriger, als in den beyden letztern Thälern ſeyn. So rauh aber auch die Natur im Oberhaßlithal iſt, ſo ſanft und wohlgebildet, und man kann hinzuſetzen, ſo glücklich ſind ſeine Einwohner. Faſt alle Mannsperſonen, die ich ſah, (Weiber und Mädchen kamen uns hier nicht vor) hatten einen ſchönen und ſchlanken Wuchs, eine blühende und im geringſten nicht verbrannte Farbe, und ſo feine und freundliche Züge, als ich in einem ſo einſamen abgeſonderten Völklein nicht erwartet hatte. Dieſe Hirten nähren ſich größtentheils mit Milch und Käſe, die ſie mir, wo ich aus Neugierde einkehrte, mit der größten Bereitwilligkeit anboten. Ihre Häuſer oder vielmehr ihre Hütten ruhen auf hölzernen Unterlagen, und ſchweben einige Schuh über der Erde oder dem Boden, damit die Luft von allen Seiten durchſtreichen, und die Käſe deſto eher trocknen, und deſto länger erhalten möge. Man verkauft alle Käſe an die Walliſer, von denen ſie wieder nach Italien hin abgeſetzt werden. So bald man den Reichenbach zur linken Hand hat, ſo ziehen ſich die Berge und Felſen näher zuſammen, der Fußſteig wird immer rauher, und die Gegend öder oder wilder, ſo daß es zuletzt ſcheint, als wenn alle Triebkraft der Natur ausgeſtorben ſey, oder ausſterben wolle. Um deſto mahleriſcher, und reizender iſt der erſte Blick auf Meyringen, und das fruchtbare untere Haßlithal, das von der Anhöhe, wo die Berge ſich öffnen, wie ein einziger trefflich bereiteter, und in regelmäßige Beeten, oder Felder abgetheilter Garten erſcheint. Der Anblick dieſes Thals hat alle Reiſende bezaubert, und zwar nicht bloß durch ſeine Fruchtbarkeit, und die ſorgfältige Cultur, die man durchgehends wahrnimmt, ſondern auch durch eine Wirkung des Contraſtes,

indem

indem man immer aus traurigen oder gar fürchterlichen Wildniſſen in daſſelbe hinabſteigt: man mag aus dem Grindelwald, oder von Engelberg, oder von der Grimſel herabkommen. Schon ziemlich lange vorher, ehe wir ins Haßlithal hinunter ſchauen konnten, hörten wir ein dumpfes Getöſe, das durch den Fall des Reichenbachs verurſacht wurde, und dies Getöſe machte mich auf das, was wir bald ſehen ſollten, viel aufmerkſamer, als die Lobreden unſers Führers, der aber doch richtiger, und nachdrücklicher davon redete, als irgend ein Reiſebeſchreiber, den ich geleſen habe. Dieſer merkwürdige Fall iſt ungefähr eine kleine Stunde von Meyringen, dem Hauptflecken des Haßlilandes entfernt, und um ihn recht zu ſehen, muß man einen beträchtlichen Theil des Berges, den man an einer andern Seite herabgeſtiegen iſt, wieder hinan klettern. Der Zugang iſt äußerſt beſchwerlich, und wenn man nicht vorſichtig iſt, ſelbſt gefährlich. Die Anhöhe nämlich, die man hinanſteigen muß, und die ganz mit ſchönem Graſe bekleidet war, iſt nicht nur ſteil, ſondern auch ſchlüpfrig, und gegen das tiefe Bett des Baches abhängig. Als wir dem Fall auf einige hundert Schritte nahe kamen, wurde der Staubregen ſchon mit einer ſolchen Gewalt, und ſo dichte auf uns zugetrieben, daß wir kaum mehr vor uns hinſehen konnten. Wir rückten ihm nichts deſtoweniger bis auf vierzig, oder dreißig Schritt entgegen; näher mochte ich aber doch nicht hinzugehen, ungeachtet unſer Führer uns ſagte, daß man bis an den Rand des Keſſels hinabſteigen könne. Wir mußten uns ſchon auf dem Platze, wo wir ſtanden, faſt jede Minute umkehren, wenn wir es aushalten wollten; und ich konnte alſo leicht ſchließen, daß man, wenn man den ganzen furchtbaren Fall in einem engen Behälter über ſich hätte, den Gebrauch aller ſeiner Sinne verlieren, und viel weniger, als auf unſrem Standpuncte, würde ſehen können. Als ich den ganzen Sturz vor Augen hatte, vergaß ich Schneeberge, Gletſcher, Lauinen, und ſelbſt den Rheinfall, der von allen merkwürdigen Seiten betrachtet mit dem Fall des Reichenbachs nicht verglichen werden kann. Noch nie habe ich ein ſolch betäubendes Erſtaunen empfunden; nie iſt meine Einbildungskraft durch irgend einen Gegenſtand ſo ausgefüllt, und mein Verſtand ſo heftig und anhaltend angeſpannet worden, als durch dieſes bewundernswürdige, und faſt möchte ich ſagen, einzige Schauſpiel. Ungeachtet wir vom Reichenbach bis nach Meyringen eine Stunde zubrachten, und unterwegens manches merkwürdige antraffen, ſo waren doch meine Sinne wie bezaubert, alle meine Kräfte gleichſam gefeſſelt, und ich hörte und dachte nichts als den Fall des Reichenbachs. Noch jetzo iſt meine Phantaſie in ſo heftiger Arbeit, daß ich vielleicht nach einer Stunde Mühe haben werde, ſie loszureißen, und in einige Ruhe zu bringen. Der Reichenbach entſpringt auf einer der höchſten Alpen, womit das obere Haßlithal eingefaßt iſt, und nimmt in ſeinem Laufe alle Quellen der übrigen Alpen, und die Waſſer aller Gletſcher auf. Schon einige Stunden vor ſeinem Falle wird er eben ſo wüthend, als die Lütſchinen, und wälzt Felſenſtücke und abgeriſſene Bäume, die von den ſteilen Abhängen der Berge in ihn hineinfallen, mit unwiderſtehlicher Gewalt fort. Beym Falle ſelbſt bricht er zwiſchen zween Felswänden in einer ſchiefen Richtung hervor, und ſtürzt ſich in ein unſichtbares Felſenbecken, das die Natur ſelbſt zu ſeiner Aufnahme hingearbeitet zu haben ſcheint. Aus dieſem Becken reißt er ſich wiederum mit einer ſolchen unglaublichen Kraft und Geſchwindigkeit, mit einem ſo fürchterlichen Ungeſtüm, und Reichthum von Waſſer heraus, daß ich nicht begreifen kann, wie man die Vorzüge des Reichenbachs vor allen andern Waſſerfällen bisher hat überſehen können. Freylich iſt das Bett des Rheins viel breiter, und die ganze Maſſe ſeiner Waſſer größer, als die des Reichenbachs, allein die Breite eines fallenden Waſſerſtroms trägt nur wenig zur Verſtärkung des Eindrucks bey, und die größere Maſſe von Waſſer iſt beym Rhein mehr vertheilt, oder nirgends ſo zuſammengedrängt, als beym Reichenbach. Den Fall des letztern hört man in der Entfernung von mehr, als einer Stunde ganz deutlich, und faſt in eben der Entfernung kann man den Stoß einer jeden herabſchießenden Welle oder Waſſerſäule, und die furchtbaren Schläge der Felsſtücke hören, die mit den Wellen in das Becken, und aus dieſem an die nahen Felswände geworfen werden. In der Nähe iſt ſein Brüllen ſtärker, als das des heftigſten Donners, und ſo angreifend, daß man gewiß in wenigen Minuten ganz betäubt werden würde. Er erregt durch ſeinen Sturz einen eben ſo heftigen Luftſtrom, als wir den Tag vorher an der Mündung des untern Grindelwaldgletſchers empfunden hatten. Wir mußten einige male alle unſere Kräfte zuſammen nehmen, um uns gegen die Anfälle dieſes Sturmwindes zu erhalten, der bald durchdringend kalt, bald aber ſo heiß war, daß man hätte erſticken mögen. Der Reichenbach wirft nicht bloß Welle über Welle her, ſondern ehe noch die erſte den Abgrund erreicht, ſtürzt eine zweyte, dritte, vierte hervor.

und reißt alle diejenigen, über welche ſie ſich herwälzt, und mit denen ſie eine einzige ungeheure Säule bildet, mit zerſtörender Kraft in die gräßliche Tiefe hinab. Faſt jede herabſchießende Fluth oder Welle ſpritzt nach allen Seiten, und Richtungen milchweiße Ströme mit einer Heftigkeit aus, als wenn ſie durch den Druck einer gewaltigen Maſchine hervorgetrieben würden. Die Höhe des Falls läßt ſich nicht gut beſtimmen, weil der Abgrund, in welchem der Bach ſich verliert, ſtets mit dicken faſt undurchſichtigen Wolken bedeckt iſt. Ich ſchätze ſie aber auf hundert funfzig bis zwey hundert Fuß, und würde ſie noch höher angeben, wenn es gewiß wäre, daß der Staubbach von einer Höhe von neun hundert Schuhen herabfalle. Die Staubwolken, welche der Reichenbach ohne Unterlaß bildet, ſind viel dicker, ſteigen viel höher, und werden unzertrennt viel weiter fortgetragen, als beym Rheinfall. Des heftigen Sturmes ungeachtet, der von dem Bache herweht, erheben ſie ſich ſenkrecht hoch über ſein Bett empor, und ziehen, ſo weit das Auge reicht, dem Strom des Baches nach. Sie feuchten in einem Umfange von einigen hundert Schritten den Wieſengrund ſo ſehr an, daß man ſich dem Fall unmöglich nähern kann, ohne naſſe Füße zu bekommen. Eben deßwegen, weil ſich vom Reichenbache ungleich mehrere, und dichtere Nebel empor heben, zeigt er auch bey hellem Sonnenſchein ganz andre; und ohne Vergleichung prächtigere Phänomene, als alle andere berühmte Waſſerfälle. Wenn nämlich der Cranz von Wolken, womit er beſtändig umringt iſt, von der hohen Mittagsſonne erleuchtet wird, ſo bildet er nicht bloß einen oder mehrere Regenbogen, ſondern Feuerſtröme, indem alle Dünſte mit den Farben des Regenbogens glänzen.

So ſehr ich auch auf dem Wege vom Reichenbach bis Meyringen in mich gekehrt, und mit den Scenen, die ich eben geſehen hatte, beſchäftigt war, ſo fielen mir doch die von allen Reiſebeſchreibern bemerkte Schönheit der Weiber und Mädchen, wie die Scheuslichkeit ihrer Kleidung auf. Man kann ſichs kaum vorſtellen, was das hohe Schürzen der Röcke, welche die Haßlerinnen bis unter die Arme tragen, beſonders großen Perſonen für eine zugleich ungeheure, und lächerliche Geſtalt giebt. Auch die artigſten Mädchen gewöhnen ſich dadurch an einen Gang, der mit dem ſchwerfälligen ſchiebenden Schritt der meiſten Mönche, beſonders der Capuziner eine große Aehnlichkeit hat. Die Brücke über die Aar, die das ganze Thal durchſtrömt, iſt erſt vor wenigen Jahren neu von Holz erbauet worden.

An den Seiten lieſt man nicht nur die Namen der Magiſtratsperſonen, unter deren Regierung ſie aufgeführet wurde, ſondern auch die Namen der Zimmermeiſter, und Arbeiter, welche ſie verfertigt haben. Der Flecken Meyringen iſt groß, ſchön gebauet, und mit Wäldchen von Obſtbäumen umgeben. Die Hauptſtraße, die in den Flecken führt, iſt an beyden Seiten mit vier bis ſechs Schuh hohen Mauern eingefaßt, die man als Dämme oder Schutzwehre gegen die Ueberſchwemmungen mehrerer Bäche hat errichten müſſen, die ſich dem Reichenbach gegenüber von viel höhern Bergen, als wovon der Staubbach herabkömmt, in drey, oder fünf, oder noch mehrern gewaltigen Fällen herabſtürzen. Unter dieſen Bächen iſt keiner, der nicht waſſerreicher wäre, als der Staubbach, und der nicht als ein Wunder der Natur beſucht zu werden verdiente, wenn er einzeln wäre, und nicht gerade den Reichenbach zum Gegenbilde hätte. Allein wenn man den letztern kurz vorher geſehen hat, ſo hat man für die übrigen kein Auge, und keine Bewunderung mehr, und man kann mit Recht von den erhabenen Werken der Natur in der Schweiz ſagen, daß ſie nicht nur die Seltenheiten aller übrigen Länder, ſondern auch ſogar viele einheimiſche Wunder vernichten.

Die Gewalt der Bäche, die dem Reichenbach gegenüber ſo prächtige Waſſerfälle bilden, läßt ſich aus den faſt beyſpielloſen Verheerungen abnehmen, die ein einziger derſelben vor etwa zwanzig Jahren angerichtet hat. Der Alpbach nämlich brach im Jahr 1764 auf einmal mit einer ſo ungeheuren Wuth über Meyringen, und das benachbarte Thal los, daß es ſchien, als wenn er nicht bloß alle Einwohner, und ihre Wohnhäuſer auf ewig verſchütten, ſondern auch das ganze Gebirge, von welchem er herunter kommt, in das Thal hinabwälzen wollte. Er ſchwemmte mit ſeinen Fluthen eine ſo unglaubliche Menge von Steinen und Grand herab, daß er die Wieſen, Felder, und ſelbſt Häuſer zehn, zwanzig, ja an manchen Stellen bis dreyßig Schuh hoch damit bedeckte. Ohne die unauslöſchliche Liebe, welche die Freyheit gegen den väterlichen Boden einflößt, würden die unglücklichen Bewohner von Meyringen ihre verödeten Fluren verzweiflungsvoll verlaſſen haben, an ſtatt, wie ſie wirklich thaten, die Haufen von Schutt wegzuräumen, und ſtarke Schutzwehre gegen ähnliche Ueberfälle aufzuführen. Der Gaſthof zum wilden Mann hat ein ſtattliches Anſehen, und große ſowohl, als reinliche Zimmer, wiewohl man hier ſchon merkt, daß man nicht mehr im eigentlichen

Bernergebiet iſt. *) Die Lage dieſes Wirthshauſes iſt ſo glücklich, als nur eine in Meyringen ſeyn kann, denn vorn hinaus ſieht man die prächtigen Waſſerfälle der drey vorher erwähnten Bäche, und auf der hintern Gallerie, hört man nicht nur das Donnern des Reichenbachs, ſondern man erblickt auch einen Theil ſeiner ſchäumenden Wellen, und die Gipfel einiger Schneeberge. Wenn wir nicht einen Begleiter bey uns hätten, mit welchem wir zufrieden zu ſeyn Urſache haben, ſo würden wir hier einen ſichern Mann, einen Schuſter, haben bekommen können, der für einen ſehr billigen Preis ſchon oft Reiſende durch die kleinen Cantone, beſonders auf die Grimſel, die Furka, und den Gotthard geführet hat. Ich lege jetzo meine Feder nieder, weil ich nach dem Rathe guter Freunde meine Beine zuerſt mit kaltem Waſſer, und dann mit Kirſchwaſſer waſchen, und reiben will: durch welches Mittel man ſich nicht nur am ſicherſten

ge:

---

*) Dieſer Ausdruck iſt einigen Leſern in Bern aufgefallen. Ich ſetzte aber das Haßlithal nicht deßwegen dem Berner Gebiet entgegen, weil ich glaubte, daß jenes einen andern Herrn, als die Regierung in Bern hatte, ſondern weil Bern über die Landſchafft Haßli nicht ſolche Rechte ausübt, und es nicht auf eine ſolche Art von Berniſchen Landvögten regieren läßt, wie ſeine übrigen Landſchafften.

gegen das Wundgehen der Füße verwahren, ſondern auch am ſchnellſten die zu ſehr angeſpannten, und erſchöpften Muskeln wieder ſtärken kann. Ich werde mich freuen, wenn dieſes Mittel geprüft iſt, denn ich empfinde noch immer krampfartige, und ſchmerzhafte Zuckungen in den fleiſchigten Theilen der Beine. Man rechnet von Grindelwald bis Meyringen nur ſechs Stunden, allein ich glaube gewiß, daß dieſer Anſchlag zu geringe iſt *).

Am 27ſten, Lungern in Unterwalden ob dem Wald, Morgens um $5\frac{3}{4}$ Uhr.

Der großen Ermüdung des geſtrigen Tages ungeachtet, brachen wir heute noch vor fünf Uhr, ſo friſch und munter, als wenn wir geſtern gar nicht gegangen wären, von Meyringen auf. Wir nahmen nicht den nächſten Weg nach Engelberg, der von Meyringen über den Engſtlenberg hinführt,

---

*) So ſehr ich aber die Beſchwerlichkeiten dieſes Weges empfunden habe, ſo würde ich doch einem jeden Reiſenden rathen, zu den drey Tagen, die man auf die Reiſe in das Lauterbrunner- und Grindelwaldthal zu verwenden pflegt, noch zween zuzugeben, und über die Scheideck und durch das Haslithal zurückzukehren. Wenn man dieſe drey Thäler beſucht hat, ſo kann man ſich mit Recht rühmen, daß man das größte, und merkwürdigſte in der Schweiz geſehen hat.

führt, weil wir uns vor den rauhen und gefährlichen Fußſteigen fürchteten, von denen ich abſchreckende Beſchreibungen geleſen hatte. Auch wollten wir nicht gerne den größten Theil von Unterwalden einbüßen, und wir gingen deßwegen auf den Brünig zu, der das Haßlithal von Unterwalden trennt. Noch nie habe ich ein einſameres, und melancholiſcheres Gebirge durchwandert. Man ſtößt alle Augenblicke auf eingeſtürzte, oder erſtorbene, und verſtümmelte Tannen, die dem durch nichts zerſtreuten, und durch alles was ihn umringt, zu ſchwermüthigem Nachdenken geſtimmten Wanderer ſtets das Bild des Todes, und der Vergänglichkeit vorhalten. Selbſt die Felſenſtücke, womit der Weg beſtreut iſt, oder auf welchen wir ausruhten, waren mit traurigem Mooſe bewachſen, oder auch von der Zeit zerfreſſen, und hatten das Anſehen von verwitterten Trümmern, oder zerſchlagenen Leichenſteinen. Nur ſelten hörten wir das Geſchrey eines einſiedleriſchen Spechts, dem niemand antwortete, und eben ſo ſelten öffnete ſich zur Linken der dunkle Wald, womit der ganze Berg bewachſen iſt. Selbſt dieſe Ausſichten gewährten uns faſt niemals den Anblick merkwürdiger, oder erfreulicher Gegenſtände, das ſüße Tageslicht ausgenommen, deſſen wir bey dem heiterſten Himmel in den ſchattigten Gängen faſt ganz beraubt waren. Je weiter wir fortgingen, deſto enger und unfruchtbarer wurde das Haßlithal, und deſto lauter tönte die ſchnelle Aar zu uns herauf. Nur hin und wieder wurden die hohen und kahlen Berge, die ſich uns gegenüber aufthürmten, durch einige ſonſt unbedeutende Waſſerfälle belebt. Beym Zollhauſe, welches faſt auf der oberſten Höhe des Brünigs liegt, ſcheidet ſich das Berner, und Unterwaldner Gebiet. Als wir auf der andern Seite des Bergs nach Unterwalden hinabſtiegen, wurde der Wald noch dicker, die Fußſteige noch enger und rauher, und die Landſchafft noch wilder, als ſie vorher war. Wir gingen ſehr lange, ohne einen einigen Menſchen anzutreffen, und nur erſt in der Nachbarſchafft von Lungern hörten wir die weit tönenden Hiebe von Holzhauern. Der größte Theil der Waldungen, welche der Brünig auf der Unterwaldner Seite trägt, ſcheint gar nicht genutzt zu werden; und ich wüßte auch nicht, wie man die gefällten Stämme fortbringen wollte. Wenn man nicht weit von dem unterſten Fuße des Brünigs entfernt iſt, ſo kommt man an einige ſehenswürdige Felſenhöhlen oder Felſendächer, die über den Fußſteig herhangen, und ſo breit ſind, daß eine nicht kleine Geſellſchafft darunter einen Zufluchtsort gegen Regen, und Ungewitter finden könnte. Lungern zeigte uns zwar nicht den Reichthum der Zürchiſchen, und Berniſchen Dörfer; die gut erhaltenen Häuſer aber, und das geſunde Anſehen der Einwohner, bewieſen uns doch, daß die letztern mit ihrem Zuſtande vollkommen zufrieden ſeyen. Wir kehrten in den Adler ein, deſſen Wirth zugleich Schulmeiſter, Organiſt, und Schiffer war, indem er uns nachher mit ſeiner Tochter über dem Lungerer See brachte. Wir konnten hier weder Fleiſch, noch Fiſche bekommen, und mußten uns alſo außer einer Schüſſel Erdbeeren mit einem ſüßlichen Eyergericht begnügen, das nur der Hunger allein genießbar machen konnte. Der Unterwaldner Käſe wird für einen der beſten gehalten, und deſto theurer bezahlt, je älter er iſt. Unſer Wirth glaubte uns in dem Fragment von einem funfzehnjährigen Käſe eine große Leckerey vorzuſetzen, allein wir fanden ihn ſo holzigt, und unſchmackhaft, daß wir gern zu dem jüngern, und weniger geſchätzten zurückkehrten.

Sarnen, am 28ſten Morgens um 3 Uhr.

Ich fahre fort meine geſtrige Reiſe zu beſchreiben, weil die Hitze, und noch mehr die unerträglichen Mücken mich keine einzige Stunde haben ruhen laſſen. Wir ſtiegen geſtern erſt um zwey Uhr in ein kleines Schiff, und ſetzten der Länge nach über den Lungerer See, der ungefähr eine Stunde lang, und eine halbe breit iſt. Von Kaiſersſtuhl aus, wo wir ans Land traten, gingen wir faſt anderthalb Stunden, ehe wir das Zollhaus am Ufer des Sarnerſees erreichten, der ungefähr noch einmal ſo breit, als der Lungerer iſt. Hier mußten wir eine gute Stunde warten, ehe wir weiter fahren konnten, weil ein heftiges Ungewitter über die hohen Berge daher rauſchte, die Unterwalden von Bern trennen. Wie tröſtend war für mich der Gedanke, daß der heftige Sturm nicht einen Tag früher gekommen ſey, weil er ſonſt meine Frau auf ihrer Rückfahrt über den Thuner See würde überfallen haben! Bey den heftigſten Windſtößen war der Sarnerſee zwar an den beyden Seiten ſtark bewegt, allein in der Mitte blieb ein nicht ſchmaler Streifen dem Anſcheine nach ganz ruhig, und unerſchüttert. Weil wir noch gerne Sarnen erreichen wollten, ſo ſetzten wir uns ins Schiff, da der Regen noch nicht ganz aufgehört hatte, der Donner noch in der Ferne rollte, und die Blitze noch ſchnell, und heftig waren. Während der Fahrt aber zerſtreuten ſich die Gewitterwolken, und der Himmel fing wieder an, ſich aufzuheitern. Die Landſchafft um den Sarnerſee iſt der am Lungernſee ſehr ähnlich. Man ſieht nichts, als Berge, auf welchen Alpen und Wälder mit einander abwechſeln, und an dem flächern Ufer erblickt man Wieſen, und hin und wieder Häuſer und Dörfer. Wenn man auf einmal aus Teutſchland in dieſe Gegend verſetzt würde, ſo würde man ſie vielleicht arkadiſch finden. Allein wenn man kurz vorher die große Natur im Berniſchen Oberlande, und im Haßlithale verlaſſen hat, ſo findet man ſie unintereſſant, einförmig, und ſelbſt todt. Unſere Schiffer mußten uns bey Saxeln ans Land ſetzen, weil wir die Reliquien, und das Grab des großen Heiligen der katholiſchen Schweiz, und des verehrungswürdigſten aller Einſiedler, des Bruders Claus von der Flüe, ſehen wollten. Sie werden es ſchon in vielen Geſchicht- und Reiſebeſchreibern geleſen haben, daß Nicolaus von der Flüe, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, nach einem in dem Dienſte ſeines Vaterlandes rühmlich vollbrachten Leben, ſein Weib und ſeine Kinder verließ, ſich ins Melchthal in eine grauſenvolle Einöde zurückzog, und nicht eher in die Welt, der er abgeſagt hatte, zurückkehrte, als bis die alten Cantone in Gefahr kamen, wegen der Vertheilung der Burgundiſchen Beute in den verderblichſten Bürgerkrieg verwickelt zu werden. Unter dieſen Umſtänden trat er 1481. auf der Verſammlung der Eidgenoſſiſchen Geſandten zu Stanz als ein göttlicher Friedensbote hervor, vertilgte durch ſeine wahren, und eindringenden Reden aus den gereizten Gemüthern allen Groll und Eiferſucht, und ſchenkte ſeinem Vaterlande, das ſchon das Schwerdt gegen ſich ſelbſt gezückt hatte, einen dauerhaften Frieden. Mit Ehrfurcht näherte ich mich der Ruheſtätte eines Mannes, der als Patriot die Altäre und Tempel verdient hatte, die man ihm als Heiligem errichtet hat. Ich fand aber die Kirche nicht ſo ſchön, und die Wohnung der Nachkommen des heiligen Claus nicht ſo prächtig, als ich ſie irgendwo beſchrieben geleſen hatte. Die ſchönen marmornen Säulen, auf welchen die Kirche ruht, werden durch die Kleinheit, und Ungeſchmücktheit des Gebäudes, in welchem ſie ſtehen, eher verdunkelt, als ſie demſelben zur Zierde gereichen. Wenigſtens macht es einen nachtheiligen Eindruck, daß die übrigen Verzierungen der Kirche mit den Säulen nicht zuſammen ſtimmen. Die Gebeine des heiligen Claus hat man im letzten Jahrhunderte aus ſeinem Grabe geſammlet, und ſie in ein knieendes Gerippe zuſammengefügt, in welcher Stellung man ſie hinter einem großen Spiegelglaſe, und auf einem marmornen Gerüſte, faſt in der Mitte der Kirche ſteht. Dieſes Zuſammenflicken von Gebeinen, welche die Zeit ſchon von einander gelöſt hatte, muß nothwendig einen jeden beleidigen, der Todtengerippe nicht als Gegenſtände der Ehrfurcht, ſondern als Gegenſtände des Grauens, oder Schauders anzuſehen gewohnt iſt. Der Anblick ſolcher heiligen Skelette iſt noch widriger, wenn ſie, wie der Bruder Claus, mit glänzendem Flitterwerke, oder gar mit Edelgeſteinen, und koſtbaren Zeugen verbrämt ſind, weil dadurch das Scheusliche der entfleiſchten Reſte noch mehr gehoben wird. Nur unwiſſende Mönche, die alles Heilige zu verſilbern, oder zu vergülden, oder ſonſt zu putzen gewohnt ſind, und die den Begriff des Heiligen vom Glänzenden und Prächtigen nicht mehr trennen können, nur dieſe allein konnten glauben, daß die Ueberbleibſel eines göttlichen Mannes dadurch gewinnen würden, wenn man ſie dem Auge ſcheuslich lächerlich traveſtirt darſtellte. Bey unſrer Ankunft räumte man die Gemählde, oder die Flügel weg, womit das gläſerne Gehäuſe bedeckt war, und nun konnten wir leicht an der Größe des Gerippes bemerken, daß man den heiligen Claus vorne am Eingang der Kirche nicht zu lang gemahlt hatte. Wir wurden aber dieſes Anblicks bald ſatt, und gingen in die kleine an die Kirche ſtoßende Capelle, in welcher der heilige Claus vormals begraben war. In dieſer Capelle fanden wir viele Pilgrimme, ungeachtet es ſchon ſpät am Tage war. Einige beteten knieend am Rande des Grabes, andere lagen mit heißer Inbrunſt auf dem Grabe ſelbſt, wo die Gebeine geruhet hatten. Faſt die ganze Capelle war mit Gemählden, oder Täfelchen, und kleinen Geſchenken bedeckt, welche entweder die vornehmſten Begebenheiten des heiligen Claus, oder auch die wunderbare Hülfe verkündigten, die er in mancherley Schäden und Krankheiten geleiſtet hatte.

Auf unſerer Fahrt von Saxeln nach Sarnen hatten wir immer das Melchthal, wo der Bruder Claus als Einſiedler lebte, zur rechten Hand. Wir konnten aber doch die Capelle des Heiligen nicht eher, als von einer Anhöhe bey Sarnen entdecken. Sobald wir in dieſem Flecken angekommen waren, beſahen wir ſowohl die neue Kirche, als die öffentlichen Gebäude auf dem Landenberge. Die erſtere iſt nicht ſo koſtbar, als die in Saxeln, aber größer und ſchöner ins Auge fallend. Beyde übertreffen an Pracht ſowohl das Schützenhaus, als das Zeughaus, und das Magazin des Standes. Wenn man dieſe verſchiedenen öffentlichen Gebäude mit einander vergleicht, ſo muß man nothwendig den Schluß machen, daß die Unterwaldner in Rückſicht auf die weltlichen eben ſo ſparſam, als in Rückſicht auf die geiſtlichen freygebig ſind. Wir hätten die Gebäude auf dem Landenberge gewiß nicht für öffentliche Gebäude gehalten, wenn man es uns nicht geſagt hätte, weil wir ſie bisher von ganz andern Dimenſionen, und Größen zu ſehen gewohnt waren. Auf dem Landenberge wohnte in alten Zeiten ein Landvogt gleiches Namens, den die erſten Vertheidiger der Freyheit in der Neujahrsnacht 1308. in ſeinem Schloſſe überrumpelten, und ſamt aller willkührlichen Gewalt auf ewig zum Lande hinaus ſchickten. Jetzo wird auf dieſem ehemaligen Wohnſitze des Deſpotismus jährlich die Landesgemeine, oder die allgemeine Volksverſammlung gehalten, wenn das Wetter nicht zu ſchlecht iſt. Es iſt zum Erſtaunen, wie wenig man in den demokratiſchen Cantonen auf öffentliche Bequemlichkeit, und Würde ſieht. Ungeachtet das ganze Volk mehrmalen im Jahre auf dem Landenberge zuſammen kommt, ſo ſind doch die Fußſteige, oder Zugänge, die auf dieſen Hügel führen, ſo ſehr vernachläſſigt, daß wir nach einem mäßigen Regen nicht ohne große Beſchwerlichkeit, und Vorſicht herunter kommen konnten. Der Flecken ſelbſt iſt ſehr todt, ſchlecht, oder höchſtens mittelmäßig gebaut. Im Wirthshauſe zum Schlüſſel zeigte man viele Bereitwilligkeit, uns nach unſern Wünſchen zu bedienen; wir mußten uns aber auch faſt mit dem bloßen guten Willen begnügen laſſen.

Meine Bemerkungen über den politiſchen Zuſtand von Unterwalden, über die Sitten und Sprache der Einwohner, über ihre Bildung und Kleidung, will ich ſo lange verſparen, bis ich das Gebiet dieſes Cantons werde verlaſſen haben.

Stanz, Morgens um 10 Uhr.

Wir gingen heute ſchon vor fünf Uhr in einer friſchen, durch den geſtrigen Regen abgekühlten Morgenluft von Sarnen auf Kerns los. Die Gegenden und Ausſichten blieben eben dieſelbigen, wie wir ſie geſtern gehabt hatten: Wieſen im Thale, und an beyden Seiten Berge, deren Wälder oft durch anmuthige fruchtbare Alpen unterbrochen waren. Wir ſahen freylich höhere Berge, als geſtern: beſonders den breiten Pilatus, und einen pyramidaliſchen Berg, der ihm rechts gegenüber ſteht; allein ſelbſt dieſe Gebirge rührten uns nur wenig, weil wir dadurch an die zwey, und mehrmal höhern Berniſchen Schneeberge erinnert wurden. Unterdeſſen beobachtete ich am Pilatus und ſeinen Nachbaren eine Erſcheinung, die ich noch nie ſo unvermeidlich täuſchend bemerkt hatte. Es wurden nämlich die Wolken, die ſich in ihren Ritzen oder Höhlen gebildet, und an Stellen, wo der Wind ſie nicht zerſtreuen konnte, gelagert hatten, ſo weiß glänzend von der Sonne erleuchtet, daß ich ſie lange für große Maſſen von Schnee hielt, die von der Sonne beſchienen würden. Das Thal und die Fußſteige waren heute viel lebhafter, als geſtern, weil es eben Sonntag war, und alles den Kirchen von Sarnen, oder Kerns zuſtrömte. Keiner ging uns vorbey, der uns nicht einen von folgenden drey Grüßen geboten hätte: Gelobet ſey Herr Jeſus Chriſtus, oder ſchlechtweg: Herr Jeſus, oder auch: Gott Jeſus, welche Grüße man mit den Worten: in Ewigkeit, erwiedern muß. Ein Landmann ging ſo gerade, und zutraulich auf mich zu, als wenn er mich lange gekannt, oder mir etwas wichtiges zu ſagen gehabt hätte, und reichte mir mit dem gewöhnlichen Gruße ſeine Hand dar, die ich freundlich, und mit dem Gegengruße annahm. Die Kirchen in Kerns, und Stanz ſind denen in Sareln und Sarnen ähnlich, und unverhältnißmäßig größer und prächtiger, als was man ſonſt von Privat- und öffentlichen Gebäuden ſieht. In beyden wurde eben Gottesdienſt gehalten, als wir vorbey gingen. Wir mochten uns alſo nicht weit hinein wagen, weil wir die zahlreiche Verſammlung in ihrer Andacht geſtört hätten.

Der Kernwald, der nicht weit hinter dem Flecken gleichen Namens anfängt, iſt ſo ausgehauen, daß man es kaum bemerkt, daß man durch einen ſo berühmten Wald geht. So wie Stanz größere und ſchönere Häuſer hat, als die übrigen Flecken in Unterwalden ob dem Wald, ſo entdeckt man in der Nachbarſchafft dieſes artigen Fleckens, mehr Zeichen der Cultur, und wenigſtens einige Arten von Obſtbäumen: beſonders Birn- und Wallnußbäume, die wir in dem obern Theile des Landes gar nicht geſehen hatten. Gärten, Fruchtfelder, und Gemüſe (außer Cartoffeln) ſind uns gar nicht vorgekommen, und Sie können alſo leicht vermuthen, wie öde und einförmig uns ganz Unterwalden geſchienen habe.

Die heiligen oder denkwürdigen Oerter um Stanz herum, den Rotzberg, das Rotzloch, und Winkelried wollen wir beſehen, wenn wir von Engelberg zurückkommen. Wir denken dies Cloſter noch heute zu erreichen, und müſſen alſo unſre Kräfte ſparen.

Engelberg am 29ſten Jul.

Wir machten uns geſtern ſchon um ein Uhr nach Mittag auf den Weg. Das Thal, was ſich von Stanz nach Engelberg hinaufzieht, iſt viel intereſſanter, als alle übrige Thäler in Unterwalden, durch die wir bisher gekommen ſind. Die Berge wurden viel höher, die Alpen mahleriſcher, der Boden, wenigſtens dem Anſcheine nach, fetter, und die ganze Landſchafft wurde durch die brauſende Aa belebt, die auf den Surener Alpen entſpringt. In der Nachbarſchafft von Wolfenſchieß wurden wir von einem heftigen Gewitter überfallen, und wir konnten uns alſo nur mit genauer Noth in das Wirthshaus retten, wo wir nicht nur freundlich aufgenommen, ſondern auch auf eine unerwartet angenehme Art unterhalten wurden. Nicht lange nach unſrer Ankunft ſtimmten in einem nahgelegenen Zimmer drey ſchöne Unterwaldnerinnen, die ihre Talente gerne vor uns Fremdlingen zeigen, und ſich doch auch nicht durch die Zeichen unſeres Beyfalls in Verlegenheit ſetzen laſſen mochten, einen bezaubernden Geſang an. Als wir den lieblichen Stimmen eine Zeitlang in der größten Stille zugehört

gehört hatten ließen wir die Sängerinnen, um ſie nicht abzuſchrecken, durch die Mutter, und den Bruder bitten, daß ſie doch ihren reizenden Geſang in der Stube, worin wir waren, fortſetzen möchten. Sie gaben unſerer Bitte nicht gleich nach; als ſie aber endlich zu uns herüber kamen, thaten ſie es mit einer Röthe, als wenn ſie ſich einer Sünde wider die jungfräuliche Sittſamkeit ſchuldig machten. Sie ſangen ſowohl Schweizeriſche, als Teutſche Lieder, unter welchen die erſten immer die einfachſte, und anmuthigſte, oder rührendſte Melodie hatten. Die beſten unter den erſten würde ich abgeſchrieben haben, wenn ich zugleich die Muſik hätte bekommen können, oder auch nicht gehofft hätte, ſie in Bern beyſammen zu finden, wo ſich ſchon lange ein Gelehrter mit einer vollſtändigen Sammlung aller ächten Schweizeriſchen Volkslieder beſchäfftigt. Bey mehrern Stücken wurden die Sängerinnen von ihrem Bruder accompagniret, der eben ſo ſchön, als die Schweſtern ſangen, auf dem Clavier ſpielte.

Sobald das Gewitterſchauer vorüber gegangen war, ſetzten wir unſre Reiſe fort, allein wir mußten zum zweyten male Schutz ſuchen, und kamen erſt ſpät nach Grafenhof, wo jetzo für Landleute ein öffentliches Wirthshaus erbauet iſt, Reiſende von einiger Diſtinction aber in die fürſtliche Wohnung aufgenommen werden, die dem Abt von Engelberg gehört, und wo die Aebte, wenn ſie ſelbſt in das Thal herunter kommen, mit ihrem Gefolge einzukehren pflegen. Während der Abweſenheit des Herrn wird dieſer ſchöne Sitz von zwoen alten Jungfern, oder Frauen gehütet, die uns ſo freundlich empfingen, als wenn wir die nächſten Blutsverwandte des regierenden Abts geweſen wären. Wir tröſteten uns bey einem herrlichen Abendeſſen, dergleichen wir auf der ganzen Reiſe nicht gehofft hatten, und bey einer Flaſche edlen Neuenburger Weins, über das Hinderniß, welches das noch immer fortdauernde Ungewitter unſern Abſichten entgegen geſetzt hatte. Nach einem feſten Schlaf, in welchen uns das Rauſchen des Sturms, und der Aa nur deſto feſter einwiegte, ſetzten wir unſern Stab nach Engelberg fort, wiewohl wir jeden Augenblick in Gefahr waren, von heftigen Regen, oder Ungewittern, oder gar von Wolkenbrüchen überraſcht zu werden.

Viel höhere Berge, als von denen ich zwiſchen Sonceboz und Biel, oder im Lauterbrunner- und Grindelwalderthal eingeſchloſſen war, rückten mit ihren erhabenen Spitzen ſo nahe zuſammen, als wenn ſie über uns ein ungeheures

Gewölbe bilden wollten. Ihre drohenden Häupter wurden dadurch noch furchtbarer, daß ſie größtentheils in Wolken gehüllt waren, die jeden Augenblick in fürchterlichen Güſſen auf uns herabſtürzen zu wollen ſchienen. Zur Rechten hatten wir immer die ſchäumende Aa meiſtens in einer dunkeln ſchaudervollen Tieſe; und links undurchdringliche Wälder, unter deren Schatten wir, wie in einer dunkeln Nacht, oder in den ſtillen feyerlichen Wohnungen abgeſchiedener Seelen wandelten, und von deren Aeſten und Blättern ſtygiſche Tropfen herabfielen. Ungefähr um halb acht Uhr kamen wir vor dem prächtigen, und in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunders neu aufgebautem Cloſter an, deſſen Abt zwar unter dem Schutz von Unterwalden ſteht, der aber übrigens eine uneingeſchränkte Herrſchafft über die Bewohner des Thals Engelberg ausübt. Der Abt ſelbſt empfing uns mit der einnehmendſten Güte, und führte uns ſogleich zum Frühſtück, wo wir einige Prediger aus dem Zürcher Gebiet antraffen. Schon beym Frühſtück fing es an zu regnen, und dieſes Regnen dauerte faſt den ganzen Tag fort, weßwegen wir außer dem Cloſter, und den dazu gehörigen Gebäuden, nur noch in einigen heitern Augenblicken die vielen und reichen Quellen, die nicht weit vom Cloſter in ſchönen

Wieſen entſpringen, und eine Sägemühle beſehen konnten, die mehrere Eigenthümlichkeiten hat, und in welcher die Balken, welche zerſchnitten werden ſollen, durch einen ganz einfachen Mechanismus herangezogen werden. Der Erfinder oder Verbeſſerer dieſer Mühle iſt ein Engelberger, der, wie viele ſeiner Landsleute, ein ſehr glückliches mechaniſches Genie hat, und eine Anmerkung beſtätigt, die ich Ihnen ſchon in einem meiner vorhergehenden Briefe über die Talente der Bewohner hoher Bergthaler mitgetheilt habe. Die über das ganze Thal zerſtreuten Häuſer ſind zwar nicht ſo ſchön, als in Locle, und La Chaux de Fonds, aber viele ſind doch ganz neu, und zeigen den Wohlſtand ihrer Einwohner, die den Abt als ihren größten Wohlthäter ſegnen, und deren Kinder ſeine Hand, nicht als die Hand eines mächtigen zu fürchtenden Herrn, ſondern als die eines gütigen Vaters küſſen. Auch der unumſchränkteſte und reichſte Deſpot hat niemals ſolche ungeheuchelte Beweiſe von Liebe und Dankbarkeit erkaufen, oder erzwingen können, als wovon wir Zeugen waren, und die nie ein Regent erhielt, der ihrer nicht würdig war. Der regierende Abt von Engelberg iſt nicht nur der erſte, ſondern auch gewiß der aufgeklärteſte Bewohner ſeines Cloſters, der ſeine

Macht ganz allein zum Wohl ſeiner Unterthanen anwendet. Er hat allein, und zuerſt Betteley, und Armuth aus dem Thale vertrieben, indem er unter den Engelbergern Induſtrie verbreitete, und nicht bloß Männern, ſondern auch Weibern, und Kindern Gelegenheit verſchaffte, durch allerley Arbeiten, beſonders in roher Seide, ſich einen ehrlichen Unterhalt zu verſchaffen. Eine Beſchreibung dieſer weiſen Einrichtungen, wie des ganzen Cloſters, finden Sie in dem Helvetiſchen Almanach von dieſem Jahre, der mich am meiſten bewogen hat, Engelberg zu beſuchen.

Buochs am Vier Waldſtätter See
am 30ſten Jul.

Unſer heutiges Mittagseſſen im Cloſter Engelberg war uns in mancherley Rückſicht merkwürdig. Die meiſten Tiſchgenoſſen waren Mönche, die aber, wenn Gäſte da ſind, nicht alle zugleich, ſondern der Reihe nach an der Tafel des Abts ſpeiſen. Den Abt ſelbſt, und den Pater Prior ausgenommen, war keiner darunter, dem man es nicht an Stimme, Sprache, Mienen, Geberden, und vorzüglich am Gange angemerkt hätte, daß er nie, oder höchſtſelten, und nicht weit, aus dieſem von der ganzen cultivirten Welt abgeſonderten Thal gekommen ſey. Alle ohne Ausnahme waren blühend von Farbe, und wohl genährt, welches Cloſter-Colorit ſie aber gewiß mehr der Ruhe des Geiſtes, als üppigem Wohlleben zu verdanken haben. Einen eigentlichen Gelehrten traff ich unter den Mönchen eben ſo wenig, als in der zahlreichen Cloſterbibliothek neuere Bücher an, und ich glaube kaum, daß die Namen der berühmteſten Schriftſteller unſerer Zeit, deren Werke in allen Theilen der Erde geleſen werden, in die Zellen der Benedictiner am Fuße des Titlis durchgedrungen ſeyen, oder durchdringen werden.

Ich erſtaunte nicht wenig, als ich unter den übrigen Tiſchgenoſſen auch den Cammerdiener des Abts, der, wie alle übrige Bediente und Arbeiter des Cloſters, ein Engelberger iſt, ſitzen ſah, und noch mehr verwunderte ich mich, als ich unſern Begleiter, und auch den Begleiter der Zürchiſchen Prediger an der Tafel erblickte. Ich erfuhr aber bald, daß man die letztern wider ihren Willen genöthigt hatte, ſich zu Tiſche zu ſetzen, und daß es in Engelberg alte hergebrachte patriarchaliſche, oder morgenländiſche Sitte ſey, daß Bediente und Herren an demſelbigen Tiſche, und von denſelbigen Gerichten äßen. Dieſe dem ſo oft verſchrieenen geiſtlichen Stolze zuwiderlaufende Gewohnheit, fiel mir eben ſo ſehr auf, als die

die Abweſenheit aller überflüſſigen Pracht, und Verſchwendung im Speiſezimmer, und Mittagseſſen. Der Speiſeſaal iſt groß, hoch, und luftig, hat aber weder koſtbare Möbien, noch andere Verzierungen. Er gränzt unmittelbar an die Küche, aus welcher die Speiſen durch ein Fenſter, oder Oeffnung hereingeſchoben werden. Uns warteten nicht Livreebediente des Abts, (dergleichen habe ich gar nicht geſehen) ſondern einer, oder zween betagte Kloſterbediente auf. Fremde Weine wurden gar nicht gegeben; ein jeder Gaſt hatte aber die Wahl, ob er weiſſen, oder rothen Italiäniſchen Wein trinken wollte, womit die Italiäner einen Theil der Käſe bezahlen, die ſie aus dem Cloſter Engelberg erhalten. Der rothe hatte viele Aehnlichkeit mit dem Neuenburger, war aber herber, und weniger feurig. Die Speiſen waren gut zubereitet, und ſo mannigfaltig, als es ſich an der Tafel eines Abts, der Fremde bewirthete, gebührte: ich fand aber weder die Leckereyen, noch den ſchwelgeriſchen Ueberfluß, den man von den Tafeln aller geiſtlichen Herren faſt unzertrennlich glaubt. So ſehr wir durch alles dieſes erbaut wurden; ſo fremd war uns die Tafelmuſik, die von muſikaliſchen Mönchen, und ihren Schülern aufgeführt wurde. Sie beſtand in einem Singſpiel, welches ein

Dohmherr in Lucern verfertigt und componirt, und ſeinem Herrn und Gönner dem jetzigen Abt in Engelberg gewidmet hatte. In dieſem Lyriſchen Drama waren die verſchiedenen Stände, der Lehr-, Nähr- und Wehrſtand die handelnden, und ſingenden Perſonen, und es war natürlich, daß der Lehrſtand zuletzt den Sieg davon trug. Die Sprache war uns an manchen Stellen viel weniger verſtändlich, als der Sinn der Muſik, indem das Geſchrey von Katzen, Hunden, und andern Thieren vollkommen nach der Natur ausgedrückt und nachgeahmt wurde. Viel angenehmer war uns Teutſchen der Kuhreihen, den man in ſeiner urſprünglichen Einfalt ganz allein in Appenzell hört, aber für künſtlichere Inſtrumente, und verwöhntere Ohren faſt in allen Schweizeriſchen Städten mit neuen und mannigfaltigen Veränderungen geſetzt hat. Die Compoſition, die wir in Engelberg hörten, hatte, wenn ich nicht irre, einen Lucerner Liebhaber zum Urheber; ich bemühte mich aber vergebens, die Noten zu erhalten, weil der Componiſt ſie nicht verbreitet wiſſen wollte. Den Appenzeller Kuhreihen ſang, und ſpielte man vormals in allen gebirgigten Gegenden der Schweiz auf dem großen Hirtenhorn, allein jetzo iſt dieſes Inſtrument, und der Kuhreihen nur noch in Appenzell bekannt, und ich zweyfle alſo ſehr, ob dieſes Hirtengedicht, das man ſonſt in Frankreich, und Holland bey Lebensſtrafe nicht anſtimmen durfte, weil es ein tödtliches Heimweh unter den Schweizeriſchen Regimentern erweckte, noch ſo gefährliche Wirkungen, als ehemals hervorbringen würde.

Heute Morgen heiterte ſich das Wetter auf, und wir hatten eine deſto glücklichere Gelegenheit, die merkwürdige Lage der Abtey Engelberg zu beobachten, da der Herr Abt ſo gütig geweſen war, uns und ſeine übrigen Gäſte zu einem ländlichen Frühſtück in der großen Sennerey einzuladen, die etwa eine kleine Stunde vom Cloſter entfernt iſt. Die Lage des Thals, und die Berge, mit welchen es eingeſchloſſen iſt, finden ſie im Fäſi, und dem Schweizer Almanach eben ſo ſchön, als richtig beſchrieben. Wenn man vom Cloſter auf die Sennerey zugeht, ſo hat man links diejenige Reihe von Gebirgen, unter welchen auch der Engelberg iſt. der dem ganzen Thal, oder Cloſter den Namen gegeben hat, der aber eben ſo wenig, als ſeine Nachbaren an derſelbigen Seite ewigen Schnee beherbergt. Alle dieſe Berge haben zwar rauhe Alpen; ſie erheben ſich aber meiſtens aus dem Thale auf einmal mit hohen abgeſchnittenen Felswänden, die ich für ganz unerſteiglich gehalten hätte, wenn mir nicht allgemein wäre verſichert worden, daß die Einwohner des Thals dieſe faſt ſenkrechten Felswände mit großer Gefahr erklettern, um einige Hände voll Heu zu erhaſchen. Einer der geiſtlichen Herren erzählte mir, daß er ſelbſt in ſeiner Jugend dieſe Felswände erklimmt, und ſich einſt ohne alle Furcht auf den Aſt eines kleinen Baums geſetzt habe, der an dem Rande einer viele hundert Schuhe hohen Felswand ſteht, und ſich faſt ganz über den Abgrund hinüber ſenkt. Von einem dieſer Berge ſtürzt ſich ein beträchtlicher Bach in vier prächtigen Fällen, und das letzte mal von einer Höhe von hundert bis hundert funfzig Schuhen herab. Die ganze Waſſermaſſe ſpaltet ſich, ohne völlig in Staub aufgelöſt zu werden, in lauter Silberwellen, welche die Geſtalt von umgekehrten Pyramiden haben, immer ſpitzer und ſpitzer werden, je tiefer ſie fallen, und an ihren Spitzen gleichſam kleine Cränze oder Büſchel von Schaum haben.

Bey der Sennerey iſt man den Gletſchern der Surener Alpen ſehr nahe, von welcher das Thal geſchloſſen wird. Rechts ſteht der Titlis, der geſtern beſtändig mit ſo dicken Wolken bedeckt war, daß wir kaum ſeinen Fuß wahrnehmen konnten. Heute aber wurde das ganze Thal, alle übrigen ſelbſt beſchneyten Berge, und auch der

Titlis bis auf ſein Haupt, die Rolle genannt, von Gewölke und Nebel frey. Allein um dieſes ehrwürdige Haupt zogen ſich undurchſichtige Wolken in mancherley Geſtalten und Wälzungen her, bedeckten und entblößten bald dieſe, bald jene Theile, und zeigten uns auf dieſe Art abwechſelendere und prächtigere Schauſpiele, als wenn wir die erhabene mit einem blauen Eismantel umkleidete Spitze auf einmal, und unveränderlich vor uns geſehen hätten. So oft die Nebelwogen, welche den Titlis umfloſſen, ſich irgendwo öffneten, ſo ſchien es, als wenn die plötzlich hervorſteigenden Arme oder Spitzen, die wir alsdann ſahen, nicht zu dem Gebirge, das wir vor uns hatten, gehörten, ſondern als wenn die prächtigen Eisſäulen oder Eismauern in den Wolken gegründet wären, oder von einer unſichtbaren Hand vom Himmel herabgelaſſen würden. Ungeachtet ich den Titlis nicht auf einmal in ſeiner ganzen Höhe überſchauen, und nach dem Augenmaaße mit den Berniſchen Bergen vergleichen konnte, ſo zweyfele ich doch daran, was einer von den Zürchiſchen Gelehrten mit dem Zeugniſſe des Herrn General Pfyfer zu Lucern beſtätigen wollte: daß der Titlis der höchſte Berg in der Schweiz ſey. Mein vornehmſter Zweifelsgrund iſt dieſer, daß der Titlis ganz erſteiglich iſt, welches weder das Wetterhorn, noch das Schreckhorn, noch die Jungfrau in vielen Jahrtauſenden ſeyn, und nicht eher werden werden, als bis die Zeit die unzugänglichen Felswände, womit ihre oberſten Höhen abgeſchnitten ſind, größtentheils niedergeriſſen, und mit ihren Trümmern die Abgründe ausgefüllt hat, in welche kaum die Augen, viel weniger die Füße der kühnſten Sterblichen hinabgeſtiegen ſind *). Vor wenigen Jahren kletterten drey Engelberger freylich nach unſäglichen Gefahren und Mühſeligkeiten auf die oberſte Spitze des Titlis, und ſteckten zum Andenken ihrer Unternehmung, die lange unnachahmlich bleiben wird, eine Fahne auf, die mehrere Winter unzerſtört fortdauerte, aber endlich durch Stürme und Ungewitter umgeworfen wurde. Wenn ſich an dem Titlis Wolken herziehen, ſo ſagt man, daß er tobackele oder rauche, und dies Schmauchen des Berges hält man für ein ſicheres Zeichen eines bevorſtehenden Regens der aber heute wenigſtens im Unterwaldnerthale nicht erfolgt iſt. An dem Fuße des Titlis ſahen wir noch Ueberbleibſel einer Lauine, die

---

*) Da jetzo der Mont Blanc erſtiegen iſt, ſo iſt die Erſteiglichkeit eines Berges nicht mehr ein Beweis, daß er niedriger, als andere Schneeberge ſey.

die im letztern Jahre in einer Entfernung von 1500 bis 2000 Schritten die große Sennhütte abgedeckt, und kleinere Gebäude durch den bloßen Druck der Luft umgeworfen hatte. Ihre Reſte beſtanden in einem ungeheuren Klumpen des härteſten Eiſes, das aus dem vom Schmelzwaſſer durchdrungenen feſten Schnee entſtanden war, und wahrſcheinlich noch mehrere Jahre dauren wird, beſonders wenn in dem nächſten Winter, oder Frühling an derſelben Stelle Lauinen herabfallen ſollten. Eine andere Lauine hatte vor einigen Jahren auf einmal einen ganzen Wald, oder über zweytauſend Klafter Holz zu Boden geworfen. Als wir in der großen Sennerey anlangten, frühſtückten wir nach der Aelpler Weiſe, und nahmen allerley Arten von Milchſpeiſen zu uns. Wir Teutſchen zogen den friſchen ſüßen Rahm, und die friſche Butter allen andern vor, die Schweizer hingegen gaben eben dieſem ſüßen Rahm den Vorzug, wenn er auf dem Feuer ein wenig erwärmt, und geronnen war, ohne daß ſich doch der ſüße Geſchmack verloren, oder die fetten Theile ſich von den wäſſerigten geſchieden hätten. Als wir mit unſerm Frühſtück meiſtens fertig waren, fing die in der Schweiz ſo wicht[illegible] Operation, die Verfertigung eines großen K[illegible] an. Ich habe zwar den ganzen Proceß in ſeinen

Hauptheilen genau beobachtet, allein die kleinern Umſtände und Handgriffe, die man wiſſen muß, um nach einer Beſchreibung zu arbeiten, konnte ich unmöglich alle, ſo wenig als die Namen, Formen, und Beſtimmungen der verſchiedenen Gefäße, und Geräthſchafften, die dazu erfodert werden, behalten; und aufſchreiben mochte ich ſie nicht, weil einer von den Zürcheriſchen Reiſenden dieſes Geſchäfft übernommen hatte, von dem man alſo auch gewiß detaillirte und zuverläſſige Nachrichten erwarten kann *). Man hatte in einen großen Keſſel hundert Maaß, oder fünfhundert Pfund friſche Milch geſchüttet, und ließ dieſen Keſſel ſo lange über einem mäßigen Feuer hängen, bis die Milch laulich warm wurde. Alsdann nahm man den Keſſel vom Feuer weg, und goß etwa ein kleines Bierglas voll von dem ſogenannten Käſelapp, oder einem Scheidungsmittel hinein, welches aus zerſchnittenen Kälbermägen, und Waſſer gemacht wird. Durch dieſe Bey-

---

*) Die mehreſten Kunſtwörter der Aelpler findet man in des Herrn Joſeph Xaveri Schnider von Wartenſee Geſchichte der Entlibucher im zweyten Theil S. 117. u. f. Aus eben dieſer Stelle ſehe ich auch, daß ungefähr dieſelbe Quantität von Milch auf den Alpen der Entlibucher eben ſo viel Käſe, als auf den Alpen der Engelberger gebe.

Beymiſchung entſtand in der ganzen Milchmaſſe eine kreisförmige Bewegung, welche die Milch allmälig gerinnen machte. Als ſie völlig geronnen war, warf man ſie Stückweiſe mit einer flachen Schaufel von der rechten zur linken Seite, um die dicken Klumpen zu theilen, und rührte ſie endlich, um die Scheidung noch mehr zu befördern, wie Chocolade mit einem Stabe durch. Hierauf brachte man den Keſſel wieder übers Feuer, und nun fing der Senn (ſo nennt man die Hauptperſon bey dieſer Arbeit, oder den Sennhüttenmeiſter) von neuem an, die Milchmaſſe mit dem entblößten Arm durch einander zu treiben, damit ſie ja nicht anbrennte. Dies Rühren wurde ſo lange fortgeſetzt, als der Arbeiter ſeinen Arm in der immer wärmer werdenden Maſſe erhalten konnte. Als ſie den höchſten Grad leidlicher Hitze erreicht hatte, zog man den Keſſel abermals vom Feuer. Sobald dieſes geſchehen war, ſanken die käſigten Theile plötzlich zu Boden, und wurden am Boden ſelbſt in einen Klumpen zuſammen gedrückt, um die darin enthaltenen Molken heraus zu bringen. Dieſen Klumpen theilte man in zwo Hälften, von welchen eine jede einen fünf und zwanzig pfündigen Käſe geben wird, preßte ſie noch mehr aus, und drückte ſie dann in Formen, wodurch die Käſe ihre Geſtalt erhalten. Ein jeder Käs wird wenigſtens ein Jahr, oder doch einen Winter durch in luftigen Magazinen, oder Gemächern zwiſchen hölzernen Geſtellen aufbewahrt, ehe er verſchickt wird. Wenn man die Käſemaſſe aus dem Keſſel herausgehoben hat, ſo bleiben noch immer viele käſigte Theile in den Molken zurück, aus welchen man den ſogenannten Zieger macht, der friſch als ein leckerhaftes, oder doch geſundes Eſſen in der Schweiz ſehr geſchätzt wird. Aus dieſer kurzen Beſchreibung werden Sie ſehen, daß die Zubereitung des Käſes ſo einfach iſt, daß, wenn von ihr allein die Güte des Käſes abhinge, man in allen Ländern gewiß auch Schweizerkäſe machen würde. Allein die Güte des Käſes wird ganz allein durch die Vortrefflichkeit der Alpen beſtimmt, die in der Schweiz ſelbſt ſo ſehr verſchieden ſind, daß man eben deßwegen bey derſelbigen Sorgfalt, und Art zu verfahren, doch nicht auf allen Bergen gleich gute Käſe verfertigen kann *). Allem Anſchein nach ſollten die Engelberger

---

*) Die Weide auf den höhern Alpen hat in der Schweiz ſo große Vorzüge vor der in den Thälern, daß nach dem Zeugniſſe des kurz vorher angeführten Schriftſtellers, die bloße Milch, welche man auf den hohen Alpen erhält, den Rahm der Thalmilch, wo nicht an Dicke und Feſtigkeit, doch an Güte und Stärke übertrifft.

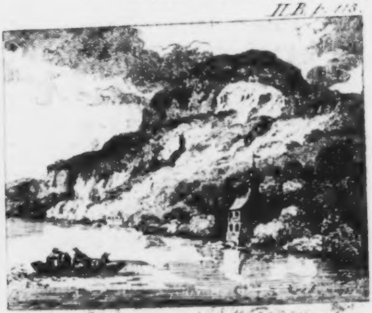
berger Käſe die Emmethaler und Bellelay Käſe, denen ſie weit nachſtehen, an Güte übertreffen; denn die Alpen, auf denen ſie bereitet werden, liegen weit höher, als der Jura, der die letztern hervorbringt, und ſind auch rund umher mit höhern Schneebergen umſchloſſen. Man ſpeiſt den Käſe in Engelberg, wie in der übrigen Schweiz, nicht auf dem Brodte, ſondern wie Brodt zur Suppe. Zu der großen Sennhütte, wo ich die Bereitung des Käſes im Großen ſah, gehören außer einigen zwanzig Kälbern, zwey und funfzig Kühe, und dreyhundert Schaafe und Ziegen, und alle dieſe Heerden, und die Verarbeitung ihrer Producte verlangen, und beſchäfftigen doch nicht mehr, als acht Perſonen. So lange die Kühe auf den Alpen bleiben, werden in dieſer Sennhütte täglich vier bis fünf Käſe gemacht: dies dauert aber höchſtens vier Monate, weil das Thal, oder doch die Alpen zwey Drittheile des Jahrs mit Schnee bedeckt ſind.

Der reine Gewinn dieſer Senne iſt alſo auch viel kleiner, als wenn ſie auf niedrigern Alpen ſtünde, weil man alsdann die Kühe früher austreiben könnte, und nicht acht Monate futtern dürfte, ohne beträchtliche Vortheile von ihnen zu ziehen. Selbſt in den Putzzimmern der reinlichſten Holländer kann man, glaube ich, keine größere Sauberkeit, als in allen Gefäßen oder Werkzeugen finden, die in Sennhütten und bey der Verarbeitung von Käſen gebraucht werden. Aber nirgends iſt auch die äußerſte Reinlichkeit nothwendiger, weil der geringſte Schmutz, oder die geringſten Ueberbleibſel von alter Milch in den Gefäßen, in welchen die friſche Milch geſammlet und aufbewahret wird, die letztere verderben, und der Güte des daraus gemachten Käſes ſchaden würde. Man hat in Engelberg, wie in den übrigen gebirgigten Gegenden der Schweiz, ein Geſetzbuch für Hirten, das in niedrigen Ländern, und großen Städten eben ſo unbekannt, und unbrauchbar iſt, als das Schiffer- und Wechſelrecht in Engelberg ſeyn würde. Nach allem aber, was ich von dieſen Geſetzbüchern der Alpenbewohner höre, iſt kein andres Recht jemals ſo vollſtändig, beſtimmt, und billig abgefaßt worden, als dasjenige, wovon vielleicht unſere größten Rechtsgelehrten nie etwas gehört haben. Eine vollſtändige Geſchichte deſſelben würde ein höchſt intereſſantes Werk ausmachen; und ich bin feſt überzeugt, daß wir aus einem ſolchen Werke viel richtigere Vorſtellungen, als wir bis jetzo haben, von der Lebensart und den Sitten der Schweizeriſchen Hirten erhalten würden.

Wir nahmen heute bald nach Tiſche, voll Danks für die gütige Aufnahme von dem Herrn Abt und den übrigen Vätern Abſchied. Wir gingen aber auf Anrathen der Herren von Engelberg nicht nach Stanz zurück, ſondern wir wählten den nächſten Weg nach Buochs, weil wir dadurch wenigſtens eine gute Stunde erſparten. Die Gegenden und Dörfer, wodurch wir kamen, waren von denen nicht verſchieden, die wir bisher in Unterwalden zu ſehen gewohnt waren. Nahe bey einem kleinen Orte, deſſen Namen ich vergeſſen habe, fanden wir ein öffentliches Kornhaus, deſſen Inſchrift eine der größten Merkwürdigkeiten war, die wir auf dem ganzen Wege ſahen. Es war nämlich an dem Fronton des Hauſes mit prächtigen Buchſtaben eingegraben, daß dies Magazin Gott und dem Vaterlande zu Ehren, von einem gewiſſen Herrn Trachsler (wenn ich anders recht geleſen habe) wäre erbaut worden. Aus dieſer Inſchrift würden auch Sie nichts anders geſchloſſen haben, als daß dies Gebäude von einem Patrioten auf eigne Koſten aufgeführt worden ſey. Bey genauerer Erkundigung aber fand ſich's, daß der Erbauer das Kornmagazin nur unter der Bedingung aufzuführen verſprochen habe, wenn man ihm eine gewiſſe Landvogtey, und überdem eine nicht unbeträchtliche Summe me Geldes geben würde. Die Landesgemeinde, die ihm beydes bewilligte, hat ſich auch wirklich, wiewohl nicht kräftig genug, gegen die Dreiſtigkeit geregt, womit der Unternehmer, der bey dem ganzen Bau, wo nicht Vortheile, doch gewiß keinen Schaden hatte, ſich einzig und allein die Ehre deſſelben zugeeignet hat. Als wir uns Buochs näherten, wurden die Felder und Berge, die wir zur Rechten hatten, ſo ungewöhnlich hoch vergoldet, daß wir beym erſten Blick, das, was wir vor uns hatten, nicht erkannten, ſondern für feurige Erſcheinungen am Himmel hielten.

Buochs ſelbſt iſt ein großer Flecken, und an dem Ende, oder äußerſten Buſen des vier Waldſtätter Sees hergebaut. Das Wirthshaus am Ufer des Sees, was man uns als das beſte empfohlen hatte, verſpricht noch weniger, als alle andere, die wir bisher in Unterwalden geſunden haben. Es ſcheint aber, als wenn der Wirth das, was ſeinem Hauſe als Gaſthofe abgeht, durch ſeine Geſellſchafft und Geſprächigkeit erſetzen will, welche letztere Tugend die Wirthe in Unterwalden, wie in allen wenig beſuchten Gegenden, oder kleinen Oertern, zur nicht geringen Beſchwerde der Reiſenden, als eine ihrer erſten Pflichten ausüben.

II B. p. 113.



Tell's Capelle am vier Waldſtätter See

Altorf, am 31ſten Jul.

So eben kommen wir von einem mißlungenen Verſuch zurück, das Dorf am Steg, welches drey Stunden von hier am Fuße des Gotthards liegt, zu erreichen. Immer wiederkommende Regenſchauer nöthigten uns, nach Altorf, wovon wir uns faſt ſchon eine kleine Stunde entfernt hatten, zurück zu kehren. Als wir heute Morgen um vier Uhr erwachten, und bald nachher ins Schiff ſtiegen, war der Himmel nicht nur trübe, ſondern es fing auch gelinde an zu regnen, und ſelbſt unſere Schiffer, unter denen einige am letzten Sonnabend in Lebensgefahr geweſen waren, wagten es nicht, uns zu verſichern, daß wir heute vor Regen und Windſtößen geſichert ſeyn würden. Dieſe Umſtände, verbunden mit der verſchrieenen Bösartigkeit des Waldſtätter Sees, machten, daß wir eben nicht mit ganz heiterm Muth zu Schiff gingen. Wir fuhren aber dennoch ab, weil man uns ſagte, und der Augenſchein es auch lehrte, daß wir eine gute Strecke an einem flachen, gar nicht bedenklichen Ufer fortrudern würden, und weil ich überzeugt war, daß wir, der Zufall möchte uns anwerfen, wo er wollte, keine ſchlechtere Aufnahme, als im Wirthshauſe zu Büochs finden konnten. Wir waren aber kaum eine halbe Stunde auf dem See, als der feine Regen ganz aufhörte, und die Wolken ſich immer mehr und mehr zertheilten, worauf bald ein heiterer Himmel folgte. Wenn wir hätten vorausſehen können, daß wir heute in Altorf bleiben müßten, ſo würden wir uns gewiß bey Gerſau haben an's Land ſetzen laſſen, deſſen ſchöne und neue Gebäude wir mit dem Teleſkop entdecken konnten.

Dieſer Flecken, deſſen Bewohner, unter dem Schutz der vier Waldſtätte, eine kleine unabhängige Republik ausmachen, iſt jetzo viel volkreicher und begüterter, als ich ihn im Fäſi und andern beſchrieben finde. Er hat jetzo nicht dreyhundert, ſondern fünftehalbhundert freye Bürger, und unter dieſen mehrere Kaufleute, und Fabricanten, von denen einige beynahe eine halbe Millien reich ſeyn, und einen großen Aufwand machen ſollen. So ſüß oder glänzend aber auch die Früchte der Induſtrie dieſer Republicaner ſind, ſo haben ſie doch in keinem der ſie umgebenden Freyſtaaten Nacheiferung erweckt. Wenn die Nachbaren der Kleinheit dieſer Republik ſpotten wollen, ſo führen ſie eine Landvogtey derſelben an, die in einem kleinen Gute beſteht, das jedem Bürger alle ſechs Jahr etwa zween Batzen einbringen ſoll. Der gewöhnliche Landungsplatz zwiſchen Buochs und Flüelen, wo die Schiffer ausruhen, und die Reiſenden guten Italiäniſchen Wein, und noch beſſern Käſe und Brodt zum Frühſtück kaufen, iſt Beckenried: ein Dorf, das ungefähr auf der Hälfte des Weges am rechten Geſtade des Sees liegt. Nicht weit von Beckenried fährt man an einem abgeſonderten, aus der See hervorragenden Felſen, Rütheſtein genannt, vorbey, der etwa hundert Schuh hoch, und zwanzig bis dreyßig breit iſt. Er ſieht einem alten Wartthurm ähnlich, der von Menſchenhänden erbaut, und durch die Zeit, und das beſtändige Anprellen der Wellen an ſeinem Fuße tief iſt angefreſſen worden. Bald nachdem wir dieſen

Felſen hinter uns gelaſſen hatten, ſtiegen wir am Rütli aus, wo die drey erſten Eidgenoſſen ſich 1307 zur Befreyung ihres Vaterlandes mit den heiligſten Eiden verbanden. Dieſes Rütli, das allem Anſchein nach vormals mit Wald bewachſen war, iſt jetzo eine Wieſe an dem ſteilen Abhange eines Berges, den man nicht ohne Mühe erſteigt. Am ganzen Vier Waldſtätter See giebt es keine wildere Gegend, als die in der Nachbarſchaft des Rütli zur Zeit der erſten Freyheitsſtifter geweſen ſeyn muß, und zum Theil noch jetzo iſt. Nicht nur die Wieſe iſt unten und oben gleichſam mit Felſen eingefaßt, ſondern auch der furchtbar tiefe See iſt zwiſchen lauter ſchroffen und kahlen Felſen eingezwängt. Der Bewohner der Hütte, die oben auf der Wieſe erbauet iſt, zeigte uns drey ſchwache Quellen, die Tellens Quellen genannt werden. Zum Andenken brach ich von dieſem Geburtsorte der Schweizeriſchen Freyheit ein Blatt von der ſogenannten Hirſchzunge ab, das ich gewiß ſo lange bewahren werde, als ich es gegen Inſecten und Verweſung ſchützen kann. Hier glaube ich war es, wo der Abbé Raynal der Göttin der Freyheit ein Monument errichten wollte, wozu man ihm aber die Erlaubniß mit Recht abgeſchlagen hat, weil er in die Pyramide, zu welcher er hundert neue

Louisd'or beſtimmt hatte, nicht die Namen der Urheber der Schweizeriſchen Freyheit, oder doch dieſe nicht allein, ſondern auch den ſeinigen eingraben laſſen, und alſo mehr ſeiner Eitelkeit als den Tugenden der alten Schweizer ein Denkmal ſetzen wollte *). Die Capelle bey Tellenplatten, wo der entfeſſelte Tell ans Ufer ſprang, und den Tyrannen Grisler, den er retten ſollte, der Wuth des Sturms und der Wellen überließ, fand ich genau ſo, als ſie im Schweizer Calender beſchrieben wird. Tellenplatten iſt aber doch in dieſer Gegend, wo die Felſen am ſteilſten und höchſten,

---

*) Ich kann nicht umhin, aus dem Schweizeriſchen Muſeo die Antwort der Herren von Uri einzurücken, womit ſie dem Abbé Raynal die Erlaubniß auf dem Grütli, oder wie andere ſchreiben, Grütlin ein Denkmal errichten zu dürfen, abſchlugen: (I. Band 267. S.) „So lange Eidsgenoſſen ſo dächten, wie bisher, da jeder Rechtſchaffene, wenn er das erſtemal am Grütli vorbeyſchiffet, ausſteigt, und ehrerbietig den Platz beſichtigt, wo der Bund beſchworen ward, der zur Freyheit Helvetiens den Grund geleget, und auch in der Folge jedesmal, wenn er vorüberfährt, die Ahnen ſegnet, Gott danket, der Freyheit ſich freut, und ſich frey fühlt, — ſo brauche es kein ſteinernes Denkmal. Und wenn — was ſie nicht hoffen, — ihre Söhne, oder Enkel dieſe Empfindungen einſt verlieren ſollten, würde ein ſolches Denkmal der Eidsgenoſſenſchaft ſo wenig nutzen, als in den letzten Zeiten der Republik dem in die Knechtſchaft ſinkenden Rom ſeine ſo häufigen Monumente geholfen.„ Dieſe Aeußerungen enthalten eben

und der See am tiefſten iſt, nicht der einzige Landungsplatz. Wir bemerkten an derſelbigen Seite mehrere Stellen, wo man zur Noth ausſteigen könnte, von denen es mir aber ſchien, daß ſie ſich vielleicht erſt ſeit Tell's Zeiten aus Trümmern gebildet haben, die von den Bergen herabrollen, den tiefen See allmälig ausfüllen, und einen Anfang von zugänglichem Ufer bilden. Ohngefähr um eilf Uhr kamen wir in Flüelen, und

eine

---

eben ſo viel Wahrheit, als Erhabenheit der Geſinnungen: und wenn ich dereinſt in die Schweitz zurückkehre, ſo wünſche ich nichts ſo ſehr, als den edlen Mann kennen zu lernen, der dieſe Geſinnungen dem löblichen Stande Uri mittheilte, oder wenigſtens ihr Dolmetſcher war. Gerne möchte ich meinen Leſern dieſen verehrungswürdigen Patrioten nennen, allein meine Correſpondenten haben es nach wiederholten Anfragen dennoch vergeſſen, ſich zu erkundigen, oder mir wenigſtens den Namen bekannt zu machen.

Da Raynal ſein Monument nicht auf dem Grütlin errichten laſſen konnte, ſo läßt er, oder ließ er es vielmehr (denn wahrſcheinlich iſt jetzo alles vollendet,) nach des Herrn General Pfyfers Vorſchlage auf einer Inſel im Vier Waldſtätter See, die Altſtatt genannt, eine Stunde von Lucern aufſtellen. Dies Denkmal beſteht in einem Obeliſk von Geisberger Stein, der in Lucern iſt verfertigt worden. Auf der erſten Seite ſteht:

Optimis Civibus
Garnerio Stauffach, Swizienſi,
Gualtero Fürſt, Uranienſi,
Arnoldo Melchtal, Subſylvanienſi.

Auf

eine kleine Stunde nachher in Altorf im Löwen an.

Ungeachtet ich weder die plötzlichen Windſtöße, noch die ſchnell einbrechenden, und Wirbel erregenden Ungewitter, noch endlich die heftigen Brandungen erfahren habe, womit alsdann die Wellen des eingeſchloſſenen Sees an das hohe felſigte Ufer getrieben werden; ſo habe ich doch bey dem ſtillſten gefahrloſeſten Wetter Gelegenheit ge-

Auf der zweyten:

Quod
Eorum Concilio, virtute, conſtantia,
exacti Auſtriacorum Praefecti,
victi Duces, Exercitus profligati.

Auf der dritten:

Quod
Antiquam trium foederatorum libertatem
pene ereptam
Pari Fide, Animo, fortuna,
Recuperarunt, vindicarunt, aſſeruerunt.

Auf der vierten:

Ad rerum tam bene, fortiter, feliciterque geſtarum,
Memoriam ſempiternam
Obeliſcum hunc
Guilielmus Thomas Raynal
Natione Gallus
Proprio ſumtu erigi curavit.
Anno Chr. M.DCC.LXXXIII.

habe, mich zu überzeugen, daß der Vier-Waldſtätter See ein furchtbares Waſſer ſey, das ich nicht ohne Noth beſchiffen würde. Wenn man von den vielen nicht eingebildeten, und unerwarteten Gefahren hört, denen man auf dieſem See ausgeſetzt iſt, ſo ſollte man glauben, daß faſt alle Wochen Unglücksfälle geſchehen müßten. Allein dergleichen Unfälle ſind doch äußerſt ſelten, wahrſcheinlich am meiſten aus dem Grunde, weil im gleichen Verhältniſſe mit der Menge und Größe der Gefahren, auch die Vorſicht des Menſchen ſie zu entdecken, und zu vermeiden wächſt. Die Ufer des Vier Waldſtätter Sees ſind viel wilder, als die aller übrigen Seen in der Schweiz, die ich geſehen habe; ſie ſind aber doch nicht ſo mahleriſch, oder ſo abwechſelnd und unterhaltend, als die Geſtade des Vieler- und Thuner Sees. Man fährt oft halbe, oder ganze Stunden zwiſchen fürchterlichen Bergen oder Felswänden, wo es bey einem plötzlich entſtehenden Sturme unmöglich wäre anzulanden. Dieſe nackten Felſen ſind anfangs beängſtigend, und nachher ermüdend, und die Berge meiſtens unfruchtbar, und mit Tannen, oder anderm Gebüſch bis an den Rand des Sees beſetzt. Nur ſelten ſieht man ein verlornes Geischen, das bey der Annäherung eines Schiffs mit einem kläglichen Jammergeſchrey ans

Ufer herabläuft, als wenn es aus ſeiner traurigen Heimath entführt zu werden wünſchte; und noch ſeltener nimmt man mit Heerden bedeckte Alpen, oder Häuſer, und Dörfer wahr. Wenn man alſo lange auf dem Vier Waldſtätter See ſchifft, ſo wünſcht man ſo bald, als möglich, erlöſt zu werden, welcher Wunſch nie aufſteigt, wenn man ſich in einer wahrhaftig ſchönen, oder großen Natur auch ſelbſt mit einiger Gefahr findet.

Nachdem ich jetzo das Unterwaldner Gebiet verlaſſen habe, ſo will ich Ihnen meine übrigen Nachrichten, und Beobachtungen über den ſittlichen, und politiſchen Zuſtand dieſes Cantons niederſchreiben. Unterwalden iſt, wie Sie wiſſen werden, in zwo von einander unabhängige Republiken abgetheilt: nämlich in die Landſchafft ob dem Wald, und unter oder nid dem Wald. Beyde Staaten, die auf den Eidgenöſſiſchen Tagſatzungen nur eine Stimme haben, ſind reine Demokratien, in welcher alle Vorrechte der höchſten Gewalt den verſammleten Landleuten zukommen. Das Volk übt aber in beyden Staaten ſeine Gewalt nicht auf gleiche Art aus. Die Verfaſſung von Unterwalden nid dem Wald nähert ſich einer Ochlokratie, oder einer uneingeſchränkten Herrſchafft des Volks weit mehr, als die von Unterwalwalden ob dem Wald. In dem letztern Theile des Cantons vergiebt man alle Landvogteyen an die würdigſten, zwo der einträglichſten ausgenommen, die an den Meiſtbietenden verkauft werden, und deren Ertrag man in den Kriegsſchatz legt, welchen man nicht, ohne ſich vogelfrey, oder eines Todesverbrechens ſchuldig zu machen, zu vertheilen, oder zu andern Abſichten anzuwenden rathen darf. In Unterwalden hingegen nid dem Wald ſollen alle einträgliche, und ſelbſt die meiſten Ehrenſtellen, öffentlich, oder doch heimlich dem Meiſtbietenden zugeſchlagen, und im erſtern Fall das Geld unter alle Landleute vertheilt werden.

Unterwalden hat in der ganzen Schweiz den Ruhm, daß die Sitten ſeiner Einwohner am allerwenigſten verdorben ſeyen, und daß man hier noch die Einfalt der goldnen Zeit, und die alte Schweizeriſche Treu, und Redlichkeit finde. Allein meinen Beobachtungen und Erkundigungen nach, ſind die Unterwaldner um nichts beſſer, oder arkadiſcher, als alle Landleute in ſolchen Gegenden zu ſeyn pflegen, die wenig von Fremden beſucht, und von keinem Deſpoten gedrückt werden. Wir ſind zwar nicht von den Wirthen in Unterwalden geprellt worden, allein die Schiffer, die uns von Buochs nach Flüelen brachten,

dran-

Univ. B

drangen uns mit einer Unverſchämtheit, die wir in keinem teutſchen Poſtillion gefunden haben, außer dem bedungenen Lohn, und einem nicht geringen Geſchenk, das wir ihnen freywillig anboten, noch ein beträchtliches Trinkgeld, und zwar unter dem Vorwande ab, daß ſie auf der Rückfahrt ſpeiſen müßten. Dieſer Vorwand verdroß uns um deſto mehr, da wir ihnen nichts verſprochen, und auf der Hinfahrt Wein, Brod, und Käſe reichlich mitgetheilt hatten. Die Einfalt der Sitten iſt noch viel mehr, als die alte Ehrlichkeit verſchwunden, und ſchädlicher Luxus iſt an ihre Stelle getreten. Die Urſache dieſer traurigen Veränderung, die nicht bloß in Unterwalden, ſondern in allen gebirgigten Gegenden der Schweiz gewirkt hat, liegt am meiſten in dem ſteigenden Preiſe der Käſe, welchen die letztern Kriege in die Höhe getrieben haben. Dieſe höhern Preiſe des einzigen, oder vornehmſten Products der gebirgigten Schweiz waren, und werden für ſie eben das, was Aſien für die Römer, und Bengalen für die Engländer war. Die größern Summen, welche ſie ins Land zogen, brachten in dem männlichen Geſchlecht Schwelgerey und Völlerey, und im weiblichen, Hang zu ausländiſchem Putzwerk hervor. Auch in Unterwalden klagt man allgemein, daß man ſich von den

Milchſpeiſen, der einzigen Nahrung der Vorfahren, immer mehr entferne, und daß der übermäßige Genuß des Weins die Stärke und Geſundheit der Cörper zu ſchwächen anfange. Sowohl in Kerns, als in Stanz trugen Frauen, und Jungfrauen viele ſeidene Kleider, und Geſchmeide von Gold und Silber, eine Pracht, der man in demokratiſchen Staaten nicht ſteuren kann, da eben diejenigen, deren Weiber und Töchter die Geſetze übertreten, die höchſte Gewalt in Händen haben.

Den Zuſtand der Aufklärung der regierenden Familien, und Perſonen kann man ſchon daraus beurtheilen, daß die Söhne aus den vornehmſten Häuſern entweder von den Capucinern im Lande, oder in Clöſtern, und Collegiis zu Freyburg, oder Lucern gebildet werden, und daß gar keine Bibliotheken, Buchläden, oder andere Hülfs- und Aufmunterungsmittel da ſind. Der gemeine Unterwaldner iſt gewiß eben ſo unwiſſend, als fromm, welchen letztern Beynamen er ſeit vielen Jahrhunderten trägt; und es werden noch viele Menſchenalter vergehen, ehe ſich eine geläuterte Religion in dieſe abgelegenen Winkel Europens verbreiten kann. Ungeachtet aber die Unterwaldner, wie die Einwohner der übrigen kleinen Cantone (die Reformirten in Glaris, und Appenzell ausgenommen) ihren alten väterlichen Gebräuchen, und Meynungen eifriger anhängen, als vielleicht ſelbſt die Portugieſen und Spanier thun; ſo haben ſie doch viel früher, als die aufgeklärteſten Völker Europens, die zu weit um ſich greifende Geiſtlichkeit eingeſchränkt, und nicht nur die Bannſtrahlen der Kirche verachtet, ſondern die letztere auch durch die Waffen gezüchtigt, wenn ſie die von den Vätern erhaltene Freyheit, oder andere Vorzüge kränken wollte. Lange vor der Reformation verordnete man in Unterwalden ſowohl, als in den übrigen kleinen Cantonen, daß kein Cloſter die Zahl ſeiner Mitglieder vermehren, noch viel weniger durch Kauf, oder Erbſchafft, oder Schenkungen neue Güter erwerben, und nicht mehr, als eine gewiſſe Summe Capitalien im Lande belegen ſolle. Man nöthigte ferner die Geiſtlichkeit, daß ſie eben ſowohl, als die Landleute von ihren Beſitzungen ſteuern, und jährlich von ihren Einkünften im Beyſeyn des Landammanns Rechnung ablegen mußte. Endlich unterſagte man ihr, daß ſie Proceßſachen von dem weltlichen Richterſtuhl weg, und vor irgend ein geiſtliches Tribunal hinriefe.

Als der Biſchof von Coſtanz im Jahr 1424. die Appenzeller wegen gewiſſer Gefälle, die er von ihnen forderte, und die ſie ihm nicht ſchuldig zu ſeyn glaubten, in den Bann that, erkannten ſie in einer allgemeinen Volksverſammlung: daß, weil das Ding ungerecht, ſie nicht in demſelben ſeyn wollten. Mit eben dem Muth verachteten die Einwohner des Cantons Schweiz in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, als der Abt von Einſiedlen auf gewiſſe Alpen und Häuſer Anſpruch machte, die ſie lange vor der Stiftung des Cloſters beſeſſen zu haben vorgaben, nicht nur den Bann des Biſchofs von Coſtanz, ſondern auch die Kaiſerliche Acht; ja ſie überfielen und plünderten ſo gar das Cloſter Einſiedlen, und dem Kaiſer antworteten ſie, daß, weil er ſie als freye Glieder des Reichs nicht bey dem Ihrigen ſchützte, ſie ihm Gehorſam zu leiſten ſich nicht ſchuldig vermeynten. Noch jetzo werden alle Pfarrer in den kleinen Cantonen von den Gemeinden ſelbſt erwählt, und an manchen Orten müſſen ſie ſo gar mit dem Ende eines jeden Jahrs gleich den übrigen Magiſtratsperſonen ihre Würden niederlegen, und erwarten, ob ſie wieder eingeſetzt werden. Dieſe Vorſicht und Kühnheit, womit die Landleute in den am wenigſten aufgeklärten Theilen der Schweiz von jeher über ihre Vorrechte gewacht, und dieſe gegen alle Eingriffe des Klerus vertheidigt haben, beweiſt unwiderſprechlich, daß ſelbſt unwiſſende, und abergläubige

Menſchen ſehr helle ſehen, wenn es auf ihre eigne Vortheile und Nachtheile ankommt, und daß wahrſcheinlich die Geiſtlichkeit niemals zu den ihr zuletzt ſelbſt verderblichen Reichthümern und Anſehen würde gelangt ſeyn, wenn man den ſchlichten Menſchenverſtand ungehindert hätte walten laſſen, und wenn nicht die Habſucht der Heiligen ſich mit dem Aberglauben der Fürſten, und Mächtigen zur Unterdrückung des Volks vereinigt hätte *).

Von derjenigen Induſtrie, wodurch ſich Appenzell, und Glarus ſo ſehr gehoben haben, ſieht man

---

*) Von der Wahrheit dieſer Bemerkung bin ich noch viel mehr überzeugt worden, ſeitdem ich die Wirzburgiſche Chronik geleſen habe. Von dem dreyzehnten Jahrhunderte an erregten die Einwohner von Wirzburg häufige Aufruhre, in welchen ſie meiſtens den Biſchof belagerten, oder ihm wenigſtens den Eingang in die Stadt verwehrten, beſonders aber die Cloſter und Kirchen und Geiſtlichen plünderten, und dieſe wol gar verjagten und umbrachten. Die Urſachen dieſer Aufruhre waren faſt immer die Immunitäten, und Anmaaßungen der Geiſtlichkeit, und der große Schade, der dadurch den Bürgern und ihrem Gewerbe zugefügt wurde. Wenn nicht der Biſchof mit ſeinen Lehnsleuten, oder gar das Oberhaupt des Reichs die klagenden und unruhigen Einwohner von Wirzburg, und andern Städten und Gegenden immer mit Gewalt unterdrückt hätten, ſo würde man gewiß die Geiſtlichkeit allenthalben, wie in den kleinen Schweizeriſchen Cantonen, eingeſchränkt haben.

man in Unterwalden keine Spur. Ich glaube zwar, daß ein Volk bey einem gänzlichen Mangel von Induſtrie recht glücklich ſeyn könne; allein auf einen Reiſenden macht ein ſolches Volk einen ſehr unangenehmen Eindruck. Geringe Bevölkerung, ſeltene Dörfer, und unanſehnliche Häuſer ſind die Wirkungen der Unthätigkeit, oder wenn man will, der beglückenden Ruhe. Weil man oft in ganzen Stunden keine Häuſer, und ganze Tage hinter einander keine Fruchtfelder ſieht, ſo würde man bisweilen auf die Gedanken kommen, daß man in einem unbewohnten, oder barbariſchen Lande wäre, wenn man nicht von Zeit zu Zeit auf wirklich prächtige Kirchen ſtieße.

Beyde Geſchlechter in Unterwalden zeichnen ſich durch ihre Bildung von den übrigen Einwohnern der Schweiz aus. Die Männer ſind im Durchſchnitt wenigſtens ſo groß, und meiſtens noch fleiſchichter, und ſtärker von Knochen, als die Berniſchen Oberländer; ſie haben aber nicht das heitere, offene, und freymüthige Geſicht, was den letztern eigenthümlich iſt. Vielmehr bemerkt man faſt in allen Unterwaldnern ein finſteres, oder doch ſtilles, zurückhaltendes, und trauriges Weſen, das wahrſcheinlich durch ihre langwierige Einſamkeit noch mehr, als durch ihre Frömmigkeit erzeugt wird. Dieſer Ausdruck von Melancholie, Ungeſelligkeit, und Schüchternheit hat allerdings etwas furchtbares, wenn er ſich auf einem braun gelblichen Geſichte, und in dunkel ſchwarzen Augen findet. Schwarze Augen ſind, wie ſchwarze Haare, in Unterwalden häufiger, als im Zürchiſchen und Berniſchen; blaue Augen aber und blonde Haare behalten auch dort noch immer die Oberhand. Das weibliche Geſchlecht iſt in Unterwalden faſt noch ſchöner, als das männliche. Die Schäferinnen dieſes Cantons unterſcheiden ſich von den Berneriſchen Landnymphen am meiſten durch die ovale Form ihres Geſichts, durch feinere Züge, und durch eine größere Verſchämtheit.

Die Trachten in Unterwalden haben bey weitem nicht ſo viel eigenthümliches, als im Berniſchen Gebiet. Sowohl Männer, als Weiber, gehen, beſonders an Feſttagen, ohngefähr wie in Teutſchland einher. Zu den einheimiſchen Verzierungen oder beſſer Verunſtaltungen der Weiber gehöret aber doch die Coeffüre, die an beyden Ohren, wie ein paar Hörner hervorſieht, die entweder aus Band oder aus Leder geflochten iſt, und bald mit einem weißen Tuch, oder Schleier, bald mit einem weiblichen, und nicht ſelten mit einem ſchwarzen männlichen Hute bedeckt wird.

In dem hieſigen Gaſthof zum Löwen merkt man es an vielen Dingen, daß man Italien ſehr nahe, oder in einem Lande iſt, das mit Italien in genauer Verbindung ſteht. Treppen und Stuben ſind eben ſo unreinlich, als ſie nach den Berichten der Reiſebeſchreiber in den beſten Gegenden von Italien ſeyn ſollen. Nicht nur die Weine, ſondern auch die Speiſen und ihre Zubereitung ſind italiäniſch, beyde aber vortrefflich. An der Wirthstafel wurde lauter Italiäniſch geſprochen, und es ſind hier ſelbſt unter den gemeinen Leuten nur wenige, die dieſe Sprache nicht verſtehen.

Hoſpital, am 1ſten Aug.

Heute haben wir einen Weg gemacht, auf den ich durch die ſchönen Beſchreibungen im Fäſi, in dem Schweizer Calender, und andern Schriften faſt am begierigſten gemacht war, und der es auch allein verdient, daß man ſeinetwegen die kleinen Cantone beſucht. Wir gingen heute Morgen erſt um ſechs Uhr bey einer heitern, und durch den geſtrigen Regen abgekühlten Luft von Altorf aus, weil wir heute fünf Stunden bis Waſen machen wollten. Der Fußſteig von Altorf bis zum Dorfe am Steg führt faſt beſtändig durch fruchtbare, bisweilen aber auch ſumpfigte Wieſen, die entweder von ſteilen und nackten Felswänden, oder mahleriſchen Alpen eingeſchloſſen ſind, und auf deren oberſten Spitzen man noch große Maſſen von Schnee liegen ſah. Man würde es gar nicht merken, daß man allmälig Bergan ginge, wenn es nicht die ungeſtüme dem Wanderer entgegenbrauſende Reuß bewieſe. Nachdem wir im Steg vortreffliche in Wein gekochte Forellen, ein Gericht welches uns täglich gewöhnlich zweymal vorgeſetzt wird, gegeſſen hatten, ſo fingen wir in der größten Mittagshitze an, die Gotthardsſtraße zu beſteigen. Dieſe Straße iſt an gefährlichen Stellen, wo ſie fürchterliche Abgründe gegen die Reuß zur Seite hat, mit Mauren eingefaßt, und durchgehends mit Kieſeln, ohngefähr wie die Gaſſen in kleinen Städten gepflaſtert, weßwegen ſie auch häufige Lücken hat, die aber beſtändig ausgebeſſert werden. Sie iſt allenthalben ſo breit, daß zwey mit großen Ballen von Kaufmannswaaren beladene Pferde ſich einander ausweichen können. Ich will Ihnen nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man bis an Geſtinen, eine Stunde vor der Teufelsbrücke, antrifft, einzeln nennen; allein das kann auch ich, der ich ſchon mehrere ähnliche Straßen durchwandert habe, verſichern, daß ich keinen Weg kenne, der ſo viel großes und ſchönes, ſo viel liebliches und ſchreckliches vereinigt, und gerade durch dieſe Mannigfaltigkeit und Miſchung ſo anziehend und einzig iſt. Bald ſieht man ſpiegelhelle Bäche, die an ſanften Abhängen leiſe herunter gleiten, und in denen man nicht die geringſte Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde: Bald wieder ſchrecklich brauſende Bergſtröme, die mit der Reuß, von welcher ſie verſchlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dörfer und Häuſer unwiderſtehlich fortreißen. Bald entdeckt man freundliche Dörfer, oder artige Capellen, und Häuſer: bald aber auch grauſenvolle Wildniſſe, wo man nichts, als nackte und zertrümmerte Felſen ſieht, und nur allein das entſetzliche Toben der unaufhörlich von Felſen auf Felſen ſich ſtürzenden Reuß hört, die man zur beſtändigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wieſen, lachende Alpen, einladende Wäldchen, und ſorgfältig gebaute Gartenfelder wahr: dann aber auch wieder verdorrte, oder verdorrende Bäume, oder friſch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windſtößen oder Lauinen, wie dürre Reiſer zerbrochen wurden, oder ausgeriſſene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zuſtrecken, und mit ihren ſtolzen Häuptern ſich gegen die ſchäumende Reuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen ſind häufig mit Eisklumpen, den Reſten verwüſtender Lauinen, oder mit Graus oder Felsſtücken vermiſcht, die durch eben dieſe Lauinen von den hohen Felſen abgeriſſen worden. Unter den Felsſtücken, womit die Abhänge der Berge, und das Bett der Reuß bedeckt ſind, fanden wir eins, auf welchem man ein kleines Cartoffelnfeld angelegt hatte. Als wir Waſen erreichten, war es noch ſo früh am Tage, und unſere Kräfte waren wider unſere Erwartung ſo wenig erſchöpft, daß wir weiter gingen, ungeachtet es ſchien, als wenn wir bald von einem Gewitterſchauer betroffen werden könnten. Wir hatten auch wirklich Waſen noch nicht lange verlaſſen, als es zu regnen anfing. Mein Freund und ich ſetzten uns eine Zeitlang in eine geräumige Felſenhöhle, an welcher ein jetzt nicht ſtarkes, aber wie das Bett zeigte, untreues und bisweilen gefährliches Bergwaſſer wegrauſchte. So bald der Regen vorüber gegangen war, ſtiegen wir muthig auf Geſtinen los, aus welchem Dorfe wir uns aber gleichfalls bald wieder aufmachten, weil wir hier ſo wenig, als in Waſen ein bequemes Wirthshaus fanden, dergleichen wir in Urſeren, oder Hoſpital zu finden hofften. Gleich hinter Geſtinen fängt der merkwürdigſte, und furchtbarſte Theil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht, und die Schöllenen genannt wird. Auf dieſem Wege iſt man beſtändig zwiſchen unerſteiglichen Felſen eingeſchloſſen, deren

ren gräßliche Nacktheit, und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch ſchäumende, an ihren ſchwarzen Wänden herabfallende Bäche bedeckt, und belebt wird. Dieſe Felſen rücken immer näher zuſammen, und laſſen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kömmt, und für den ſchmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und geſtützt iſt. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen, oder vielmehr Felſenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage ſo ſehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es deutlich unterſcheiden, daß zween dieſer Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, ſich vor nicht gar langer Zeit eräugnet hatten: die übrigen waren viel älter, und unter dieſen ſchien mir derjenige der merkwürdigſte, deſſen Spuren man diſſeits der bangen Brücke ſieht, wo zwiſchen ungeheuren Felsſtücken gewaltige Tannen aufgewachſen waren. Gleich jenſeits der bangen Brücke ſtehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Anſehen von Geſträuchen, als von Bäumen haben: weiterhin findet man weder Bäume, noch Geſträuche, noch Weiden mehr, ſondern nur allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmern bewachſen ſind. Nahe bey Geſtinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben ſo klein und elend, als die bald verſchwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derſelbigen Urſache, weil die zwiſchen den nackten und kahlen Felſen erſterbende Natur nicht Kraft genug hat, ihre Geſchöpfe zu ihrer vollkommnen Reiſe und Größe zu bringen. Jenſeits der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thiers, und ſahen lange keinen Menſchen mehr, und dieſe entſetzliche Einöde war allerdings der würdigſte Schauplatz der ſchändlichen That, welche vor einigen Wochen einige verrätheriſche Recruten, die zu den Regimentern in Italien geführt werden ſollten, ausgeübt hatten. Dieſe Verräther überfielen ihre Führer plötzlich, raubten ihnen ihre Waffen, und brachten ihnen gefährliche, oder gar tödtliche Wunden bey. Einige meiner Freunde, die um dieſe Zeit den Gotthard bereiſten, traffen die Verwundeten in ihrem Blute an, und leiſteten ihnen alle Hülfe, die ſie ihnen unter ihren Umſtänden nur leiſten konnten. Schon um fünf Uhr wehete zwiſchen den hohen Felſen ein ſo durchdringender Wind, dergleichen bey uns nur im Winter, oder ſpät im Herbſte wehet, und ich wurde deßwegen gezwungen, über die Weſte, worin ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen, und zuzuknöpfen. Falſch iſt es, daß zwiſchen Geſtinen, und der Teufelsbrücke zwanzig und einige Creuze, als Denkmäler von Verunglückten ſtehen, die von Lauinen, oder einſtürzenden Felswänden erſchlagen worden. Ich habe ſolcher Creuze nur acht gezählt, und zwar drey in, oder um Geſtinen an ſolchen Stellen, wo es mir unmöglich ſchien, daß Menſchen von Lauinen, oder Felstrümmern hätten erreicht werden können. Ich vermuthe daher, daß wenigſtens nicht alle dieſe Creuze zum Andenken von Erſchlagenen, ſondern daß ſie in einer Gegend, wo Betrachtungen dieſer Art die natürlichſten ſind, in eben der Abſicht, wie auch anderswo errichtet worden, um andächtige, oder Todesgedanken zu erwecken. Je näher man der Teufelsbrücke kömmt, und je ſteiler die Felſen werden, deſto gewaltſamer drängt ſich die Reuß durch ihr enges, und unebenes Bett fort. Nahe bey der bangen Brücke ſind die beyden prächtigſten Waſſerfälle, die man vom Steg an bis zur Teufelsbrücke ſieht. Bey dem erſten ſchießen die Gewäſſer des Fluſſes dreymal hintereinander von ſchrägen Felswänden in tiefe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachſtürzenden Wogen herausgepeitſcht, und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felſenſtück hinüber getrieben, daß Staub und Waſſerſtrahlen nach allen Seiten empor ſpritzen. Alle Schreckniſſe des ganzen Weges aber, die man von Waſen oder Geſtinen an einzeln angeſtaunt hat, finden ſich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die Reuß gebau't iſt, in den höchſten Graden vereinigt. Hinter ſich hat man furchtbar überhangende Felſen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor ſich ungeheure Felsſtücke, die Trümmer einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu ſeyn ſcheinen, und unter welchen mehrere ſo groß ſind, daß keine menſchliche Kraft ſie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben ſich Felswände bis zu einer ſo ſchwindelnden Höhe, daß man nicht hinan zu ſchauen wagt, aus Furcht in die unter den Füßen fort brüllende Reuß hinabzuſtürzen. Zur Rechten ſtellt ſich dem durch vier bis fünf der prächtigſten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beſtändig anſchlagenden Wellen ſchon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter dieſen großen und ſchaudervollen Gegenſtänden verſchwindet die kleine elende Teufelsbrücke *) ſo ſehr, daß ich ſie nicht eher anzuſehen würdigte, als bis ich alle übrige Theile dieſer majeſtätiſchen Scene genug beobachtet hatte. Wenn ſie auch nicht an einer

---

*) So wie die Morgenländiſchen Völker alle Werke der Kunſt und Natur, deren Urheber ſie nicht kennen, und die ihre gegenwärtigen Kräfte zu überſteigen ſcheinen, oder die ſie nicht zu erklären wiſſen, entweder Göttern und Geiſtern, oder Rieſen zuſchreiben; ſo eigneten unſere Vor-

Stelle ſtünde, wo ſie von den größten und kühnſten Werken der Natur gleichſam vernichtet wird, ſo würde ſie [illegible] unter den verſchiedenen Brücken, die auf der Gotthardsſtraße über die Reuß erbaut ſind, höchſtens die vierte Stelle verdienen, denn ſie iſt weder ſo breit, noch ſo lang, noch ſo hoch gewölbt, und über die Reuß erhaben, als die lange, oder die ſchöne Brücke, und die beym Pfaffenſprunge. Bloß ihres unverdienten Rufs wegen, und weil ich es vormals verſprochen hatte, ſchrieb ich auf derſelben einige Zeilen an — —, die ſich mit dem Staubregen vermiſchten, der aus dem ſechszig bis ſiebenzig Schuh tiefen Bette der Reuß heraufſtieg. Zwiſchen der Teufelsbrücke, und dem Urnerloche, einem durch den härteſten Felſen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt ſich die Straße auf einmal ſteil, und beſchwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Waſſerfälle, welche die Reuß macht, und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Theil entdeckt, recht gut ſehen will, ſo muß man dem erſten großen Falle gegenüber an

das

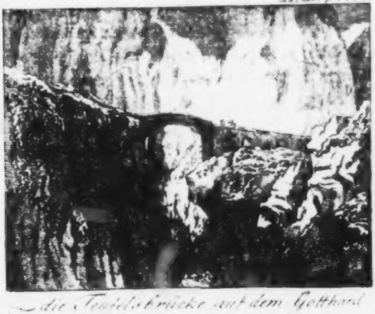
Vorfahren alle ähnliche Werke gleichfalls Rieſen, oder dem böſen Feinde zu, oder benannten ſie wenigſtens von ihm. Daher die in Teutſchland ſo häufigen Benennungen von Teufels Mauer, Teufels Weg, Teufels Thurm, Teufels Wall, und Teufels Moor (Sumpf), womit Teufels Brücke eines ähnlichen Urſprungs iſt.

das ſteile Ufer hinabſteigen, wo man das ganze Schauſpiel am beſten überſehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmalen hintereinander über Felswände wegſtürze, läßt ſich allein daraus abnehmen, daß man ſelbſt auf der Straße, wo man wenigſtens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben iſt, die Dünſte fühlt, in welche ein Theil ihrer Wellen aufgelöſt wird. Im Urnerloch, das vier bis fünf hundert Schritt von der Teufelsbrücke entfernt ſeyn mag, empfanden wir eine ſo durchdringende Kälte, daß, wenn auch etwas wichtiges darin zu beobachten geweſen wäre, ich mich doch ſchwerlich darin würde aufgehalten haben. Alle Reiſende reden mit Entzücken, wenn ſie von unten herauf kommen, und mit Entſetzen, wenn ſie den Gotthard hinabſteigen, von der erſtaunlichen Verwandlung der Naturſcenen beym Eintritt in das Urſelerthal, oder beym Ausgang aus demſelben. Auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo ſo viele und auffallende Gegenſätze natürlicher Erſcheinungen, durch einen ſo kleinen Raum von einander getrennt werden, als durch das Urnerloch. Anſtatt daß man vorher zwiſchen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beym Ausgange aus dem Urnerloch in ein offenes heiteres Thal, das mit ſchönen

Dörfern und Kirchen geſchmückt iſt, und den Wanderer auf eine angenehme Art ahnden läßt, daß er jetzo wieder unter glückliche Menſchen komme. Anſtatt daß man vorher nichts, als kahle Felſen und bemooſte Felstrümmer ſah, weidet ſich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wieſen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annen Gletſcher, und durch die allenthalben herüberſchauenden Spitzen von Schneebergen noch verſtärkt wird. Anſtatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken, durch die zerſtäubenden Fluthen der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erſtaunen wahr, daß ſie in einem ebenen, von Felsſtücken ganz reinen Bett ruhig, und faſt ohne alles Geräuſch fortfließt. Selbſt der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urſeren an dem Abhange eines Berges ſteht, und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lauinen als hochheilig geſchont wird, trägt nicht wenig zur Verſchönerung des neuen Schauplatzes bey, da man faſt eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Geſträuche geſehen hat. Wahrſcheinlich war es ſowohl die ſtärkende Freude, die der Anblick des paradiſiſchen Thals in uns erzeugte, als die elaſtiſche Bergluft, welche unſere Cörper ſo erneuerten, daß wir beym Eingange in das Urſeler Thal mehr Kräfte zu fühlen glaubten, als wir dieſen

Morgen in Alterf in uns wahrgenommen hatten. Wir blieben alſo nicht einmal in Urſeren, ſondern gingen eine Stunde weiter bis nach Hoſpital, dem letzten Dorf, welches zwo kleine Stunden unter der oberſten Höhe des Gotthard liegt. Nie hätten wir es uns heute Morgen zugetraut, daß wir zehn Stunden Berg an würden gehen können, und ich zweyfle auch, ob wir heute in dumpfigten, und erſtickenden Thälern ſechs Stunden würden zurück gelegt haben. So wie wir aber den Gotthard höher hinanſtiegen, und in eine feinere und kältere Luft kamen, ſo nahmen auch unſer Muth, und unſere Kräfte zu.

II. B. p. 141.



die Teufelsbrücke auf dem Gotthard

Hoſpital, am 2ten Aug. Nachmittags um 5 Uhr.

So eben kommen wir ziemlich eingeweicht vom Gotthard zurück. Da ich wegen des heftigen Regens heute nicht weiter ausgehen kann, ſo bleibt mir Zeit genug übrig, das aufzuſchreiben, was mir in den letzten vier und zwanzig Stunden begegnet iſt.

Noch oft werden wir den Genius ſegnen, der uns geſtern bis Hoſpital forttrieb. Hier fanden wir ein Wirthshaus, in welchem zwar nur eine alte Witwe, und ihre im geringſten nicht verführeriſche Töchter die Wirthinnen ſind, das aber manchen Gaſthof in großen Städten beſchämt. Die köſtlichen Forellen, und die noch köſtlichere Urſeler Butter, und Käſe waren für mich ſo reizend, daß ich für die gebratenen Bergſchwalben gar keinen Appetit übrig behielt. Den Urſeler Käſe ziehe ich allen übrigen Schweizer Käſen vor; und hierin muß mein Geſchmack mit dem Geſchmack der Kenner übereinſtimmen, weil der Urſeler Käſe auf der Stelle theurer, als der beſte Emmethaler, oder Greyerzer, oder Sanen Käſe in den entfernteſten Gegenden von Teutſchland bezahlt wird.

Wir brachen heute Morgen erſt um ſieben Uhr von Hoſpital auf. Am Ende des Dorfs ſieht man die Ruinen eines Schloſſes, das von den Edeln von Hoſpital, den ehemaligen Herrn dieſes Thals, bewohnt wurde. Alſo nicht einmal in dieſen hohen, von der übrigen Erde durch die fürchterlichſten Wildniſſe abgeſonderten Thälern konnte der Menſch der Gewalt kleiner Tyrannen entfliehen? Dieſe Burgen, dergleichen ich in den gebirgigten Theilen der Schweiz ſo viele geſehen habe, weiß ich noch immer nicht mit der Freyheit, und den Vorzügen zuſammen zu reimen, welche die Alpenbewohner unläugbar ſeit undenklichen Zeiten beſeſſen haben. Der Weg von Hoſpital bis zum Hoſpitio der Capuciner, das ſchon auf dem Abhange des Berges nach Italien liegt, iſt der unintereſſante Theil der Gotthardsſtraße. Die Reuß macht zwar noch hin und wieder artige Fälle, allein ſie ſieht doch mehr einem Bach, als einem gewaltigen Fluß ähnlich. Weil man der Spitze des Gotthards ſo nahe iſt, ſo ſind die Berge, zwiſchen welchen man durchgeht, nicht mehr ſo hoch als vorher, und ſolche Felſen, als man in den Schöllenen zu beyden Seiten hat, ſieht man gar nicht mehr. Die Berge ſelbſt ſind nicht mit Felsſtücken, ſondern mit kleinern Steinen und Graus überſäet, die der ganzen Gegend ein ödes, aber kein furchtbares, und die Seele ſtark rührendes Anſehen geben. Zwiſchen den Steinen wächſt kleines moosartiges Gras, das hin und wieder von erbärmlichen ins Graue fallenden Kühen kümmerlich abgeäzt wurde. Zwiſchen Hoſpital, und dem Hoſpitio ſteht nur eine einzige kleine Hütte, die wahrſcheinlich von den kunſtloſen Händen armer Hirten aus rohen über einander gelegten Steinen iſt zuſammengeſezt worden, damit ſie darin gegen plötzliche Ueberfälle von Ungewittern, und Schneegeſtöber Schutz finden möchten. Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, flogen ſchnelle Nebel an den Spitzen und Rücken der Berge vorbey, die ſich bald in dicke Wolken, und dann in feinen Regen verwandelten, der immer ſtärker wurde, je näher wir der oberſten Höhe der Gotthardsſtraße kamen. Anfangs konnten wir die einzelnen Wolken, und alle ihre Bewegungen unterſcheiden. Wir ſahen ganz deutlich, wie ſie von oben herab zogen, wie ſie auf uns zukamen, wie ſie uns umgaben, und ſich hinter uns ins Urſeler Thal hinabſenkten. Zulezt aber wurde die ganze Atmoſphäre ein einziges undurchſichtiges Wolkenmeer, das alle Berge verſchlang, und uns nur wenige Schritte um uns her zu ſchauen erlaubte. Wenn wir es nicht gewußt hätten, daß auf der Höhe des Gotthards mehrere Seen wären, ſo würden wir in Gefahr geweſen ſeyn, hineinzulaufen; denn ſelbſt an dem Rande ihrer Ufer konnten wir nur ein kleines unbedeutendes Segment derſelben wahrnehmen. Wegen dieſes undurchdringlichen Gewölks, und des immer anhaltenden Regens hatten wir keine Luſt, den Urſprung des Ticino, und der Reuß, die wie kleine Bächlein unter den Füßen des Reiſenden wegfließen, genauer zu unterſuchen. Die höchſten Felsſpitzen des Gotthards blieben uns beſtändig unſichtbar; eine einzige ausgenommen, die nur zum Theil, und auf einen Augenblick aus den Wolken hervortrat. Bey dieſem Unfall war unſer größter Troſt dieſer, daß man auch bey dem heiterſten Wetter keine weite, und merkwürdige Ausſicht auf dem Gotthard hat, indem man nach allen Seiten hin mit gleich hohen Bergen umgeben iſt. Wir kehrten wie alle Reiſende in das Hoſpitium der Capuciner ein, und wurden von den ehrwürdigen Vätern freundlich aufgenommen. Beyde Patres waren Italiäner, unter welchen der ältere außer ſeiner Mutterſprache nur noch ein wegen des ganz verſchiedenen Accents ſchwer zu verſtehendes Latein, der andere aber doch ziemlich fertig franzöſiſch redete. Der letztere legt ſich ſeit einiger Zeit auf die Naturgeſchichte, und ſammlet allmälig die natürlichen Seltenheiten des Gotthards, an welchen kein anderer großer Berg ſo reich ſeyn ſoll. Eben dieſer kannte von den Göttingiſchen Gelehrten keinen andern, als den Herrn Hofrath Michaelis, von welchem er eine ins Franzöſiſche überſetzte Abhandlung geleſen hatte. Nach der Beſchreibung, welche man uns von dem Klima des Gotthards machte, müßte ein langer Aufenthalt auf dieſem Berge auch für den neugierigſten Forſcher abſchreckend ſeyn. Der Schnee verliert ſich auf der Höhe, wo das Hoſpitium angelegt iſt, erſt im Julius, und kommt gegen das Ende des Auguſts, oder im Anfange des Septembers ſchon wieder. Ja die Väter verſicherten uns, daß es heute noch ſchneyen könnte. An manchen Stellen lagen noch große Klumpen von Schnee, der aber die Farbe, und Lockerheit, und faſt möchte ich ſagen, die Trockenheit des Schnees verloren hatte, und einem weichen Brey ähnlich war. In der Nachbarſchafft des Hoſpitii wachſen noch weniger, als im Urſeler Thale, Bäume, Geſträuche, Früchte, oder Gemüſe, und alle Lebensmittel müſſen alſo aus den Thälern heraufgebracht werden. Nicht einmal die Seen ernähren Fiſche, und von den kleinen Gräſern, welche die oberſte Fläche des Gotthards erzeugt, können nur kleine Heerden einige Monate unterhalten werden. Die Traurigkeit des langen Winters, und die Unfruchtbarkeit des Bodens werden den gaſtfreundlichen Gotthardsbewohnern nicht einmal durch die Vortheile vergolten, die von hohen Bergen unzertrennlich zu ſeyn ſcheinen, nämlich durch weite Ausſichten, und eine heitere Luft. Vielmehr geſchieht es ſelbſt im Sommer oft, daß das Haupt des Berges viele Tage hinter einander mit dicken Nebeln oder Regenwolken umhüllt iſt, wenn man in den Thälern die ſchönſte Witterung hat. Ich hörte es hier zum erſten male, daß auch die höchſten Felsſpitzen des Gotthard ohne Gefahr zu erſteigen ſind. Aus dieſem Umſtande allein hätte man ſchließen ſollen, daß der Gotthard nicht ſo hoch ſeyn könne, als die unzugänglichen Berniſchen, und Savoyiſchen Berge, deren oberſten Höhen man ſich auf mehrere Stunden nicht nähern kann.

Ungeachtet aber der Gotthard, wenn man die ganze Höhe in Betrachtung zieht, einer der geringſten unter den großen Bergen in der Schweiz iſt, ſo muß man ihn doch in andern Rückſichten unter die merkwürdigſten rechnen. Er iſt gleichſam der Gränzſtock, an welchen ſich alle Alpenketten ſtützen, oder wie in einem gemeinſchaftlichen Mittelpuncte vereinigen. Von ihm laufen rechts die Berniſchen, Walliſer, und Savoyiſchen: und links die Bündtner und Glarner Berge aus, von welchen wieder alle übrige Schneeberge in der Schweiz, und in Teutſchland ausgehen. Der Gotthard, und ſeine Nachbaren, oder Arme, die Grimſel und Furka, der Crispalt und Luckmanier enthalten die Quellen der größten Flüſſe in Europa, die in drey Meere ausfließen: die Quellen des Ticino, der Reuß, der Aar, der Rhone, des Rheins und der Donau. Der Urſprung von ſo vielen Flüſſen auf dem Gotthard, und in ſeiner Nachbarſchafft veranlaßte wahrſcheinlich am allermeiſten die Meynung, daß dieſer Berg der höchſte in der Schweiz ſey. Dieſer Grund war nicht ohne allen Schein, weil nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur die Zahl, und der Reichthum von Quellen, und Flüſſen ſich wie die Höhe und der Umfang von Bergen verhalten, von welchen ſie herabkommen.

Die Herren Capuciner ſpeiſten, wie der Abt in Engelberg, mit den Bedienten, und Arbeitern des Cloſters an einem Tiſche. Unter den Tiſchgenoſſen fand ſich auch die Wirthin aus dem kleinen Gaſthofe, der nicht weit vom Hoſpitio ſteht, und ſo viel ich weiß, nur von Fuhrleuten beſucht wird. Weil Gaſtfreundſchafft die erſte Pflicht der guten Väter auf dem Gotthard iſt, ſo können ſie hier gegen das andere Geſchlecht nicht ſo ſtrenge, als in ihren Clöſtern ſeyn. Die Faſtenſpeiſen, die man auftrug, waren reinlich und gut, aber ganz nach Italiäniſchem Geſchmack zubereitet. Unter allen dieſen Cloſtergerichten würde ich mich am ſchwerſten an die Italiäniſche Polenta gewöhnen.

Wir warteten noch eine gute Stunde nach Tiſch, ob der Himmel ſich nicht aufklären würde. Weil aber der Regen immer fortdauerte, und auch weder für heute, noch, wie die Patres vermutheten, für mehrere folgende Tage, Beſſerung der Witterung zu hoffen war; ſo machten wir uns früher, als wir ſonſt gethan hätten, auf den Rückweg nach Hoſpital, wo wir in weniger als anderthalb Stunden wieder anlangten. Zum Andenken meines Aufenthalts auf dem Gotthard ſchrieben wir unſern Namen in ein Buch, wie unſere Vorgänger gethan hatten, und nahmen einige merkwürdige Cryſtallſtücke mit, die uns von den freundlichen Vätern angeboten wurden.

Das Urſeren Thal ſcheint mir durch ſeine Milde, und Fruchtbarkeit eben ſo merkwürdig, als der Gotthard es durch die Menge von Flüſſen iſt, die von ihm herabfließen. Unſtreitig iſt es das höchſte bewohnte, und bewohnbare Bergthal in der Schweiz, das noch viel beſſere Alpen und Wieſen hat, als Engelberg, oder Oberhaßli, oder die Bergthäler auf dem Jura. Wenn in dem Urſeren Thal keine Obſtbäume, kein Getreide, und faſt gar kein Gemüſe mehr gedeihen, ſo trägt es dagegen kräftigere Kräuter, als der ganze übrige Gotthard, und bringt auch wieder Tannen hervor, die ſchon eine Stunde vor dem Urnerloche aufhören. Dieſe Fruchtbarkeit eines ſo hohen Bergthals rühret gewiß daher, daß es rund umher mit Bergen umgeben iſt, welche die kalten Winde, aber nicht die Sonne, abhalten, und daß es ſich nicht von Mitternacht nach Mittag, ſondern von Morgen nach Abend erſtreckt. Hätte das Urſeren Thal eben die Richtung, welche der Weg auf den Gotthard hat, ſo würde es vielleicht eben ſo kahl, als die Schöllenen, oder als die Seiten der Berge ſeyn, zwiſchen welchen man von Hoſpital nach dem Hoſpitio hinan geht.

Altorf, am 3ten Aug.

Ich glaube kaum, daß man die zehn Stunden von Hoſpital bis Altorf ſchneller machen kann, als wir, indem wir ſie faſt in eben ſo viel Stunden Zeit gemacht haben, ungeachtet wir im Steg, wo wir wieder zu Mittage aßen, mehrere Stunden ausruheten. Als wir heute Morgen von Hoſpital fortgingen, hatte zwar der Regen aufgehört; allein es ſchien, als wenn er in der nächſten halben Stunde wieder anfangen würde. Die Seiten der Berge im Urſeren Thale waren mit drohenden Wolken behangen, und gegen das Urnerloch hin, hatte ſich ein ſo dicker Nebel gelagert, das man ſtatt des Felſens eine große Schneewand zu ſehen glaubte. Auch jenſeits des Urnerlochs blieben die Felſen noch lange mit Nebeln, wie mit weißen Mänteln bekleidet, und nur hin und wieder ſtreckten ſie ihre nackten, und ſchwarzen Glieder durch das zerſtörbare Gewand durch. Endlich aber drückte die Sonne alle Dünſte nieder, und der Himmel wurde eben ſo heiter, als er vorgeſtern geweſen war. Wir bemerkten auf dem Rückwege zwar nichts neues, allein die wiederholte Beobachtung prägte uns doch alle Eigenthümlichkeiten dieſes Weges noch tiefer ein. Die wenigen Merkwürdigkeiten von Altorf können Sie, wenn Sie wollen, im Schweizer Almanach leſen, und ich will Ihnen daher nur noch einige Bemerkungen über die Urner ſelbſt mittheilen. Beyde Geſchlechter in Uri ſind weder ſo ſchön, noch ſo groß, noch ſo ſchweizeriſch von Anſehen, als die Unterwaldner, oder übrigen Schweizer. Man trifft hier weit mehr, als in Unterwalden, Italiäniſche Züge, Geſichtsfarbe, Haare, Augen, und ſelbſt Bildungen an. Die Kleidung iſt ungefähr, wie in Unterwalden; nur tragen die Urnerinnen weder ſolche Hüte noch Coeffüren, als die Unterwaldnenerinnen, ſondern winden ihre unbedeckten Haare, wie die Straßburgerinnen, in Flechten auf dem Kopf zuſammen. Die Urner, und Unterwaldner ſind die ruhigſten unter den kleinen Völkerſchafften der Schweiz, und laſſen ſich daher von ihren rechtmäßig erwählten, und regierenden Magiſtratsperſonen am leichteſten leiten.

Zum rothen Thurm, im Canton Schweiz
am 4ten Auguſt.

Als wir heute Morgen Altorf verließen, hofften wir noch Einſiedeln zu erreichen. Wir wurden aber durch ein plötzliches Ungewitter unterwegs aufgehalten, und mußten hier im Wirthshauſe zum Ochſen einkehren, welches Zeichen in den Hirtencantonen ſehr häufig iſt. Die Fahrt von Flüelen nach Brunnen im Canton Schweiz war faſt ganz dieſelbige, welche wir ſchon einmal auf der Herreiſe von Buochs gemacht hatten. Sobald man den Fuß bey Brunnen an's Land ſetzt, ſo merkt man, daß man in einer ganz andern Natur ſey, als wovon man bisher umgeben war. Das Thal, in welchem dieſer Flecken, und der Hauptort Schweiz liegt, erhebt ſich ſanft von dem Ufer des Vier Waldſtätter Sees, bis an die Reihe von Bergen, unter welchen die Schweizerhacken die höchſten ſind. Dies Thal iſt nicht allein offener, heiterer, und freyer, ſondern auch reicher, bebauter, und bevölkerter, als irgend eines, was ich in Unterwalden, und Uri geſehen habe. Die trüben und wilden Bergwaſſer, die engen beklemmenden Thäler, die himmelhohen gleich zur Seite des Wanderers ſich erhebenden Berge, die entſetzlichen Felswände und deren Trümmer, die ewigen Gletſcher und Schneemaſſen hören hier auf einmal auf, und man iſt dagegen in ein ſchönes Amphitheater verſetzt, wo man allenthalben ruhige Cryſtallhelle Bäche, fette mit unzähligen Fruchtbäumen beſetzte Wieſen, fruchtbare und lachende Alpen, prächtige Kirchen und Flecken, und meiſtens ſtädtiſche, und mit Ziegeln gedeckte Häuſer ſieht. Nur jenſeits des Waldſtätter Sees ragen hin und wieder beſchneite Gipfel hervor, denn die Schweizerhacken, die bey unſerer Ankunft in Zürch noch ganz weiß waren, hatten jetzo keinen Schnee mehr. Weil es grade Sonntag war, ſo ſahen wir allenthalben ganze Gemeinden aus der Kirche kommen, oder ſich bey den Kirchen verſammlen, oder doch Haufenweiſe vor den Häuſern ſitzen. Ich habe die Schweizer und Schweizerinnen zwar ſchöner, weißer, und größer gefunden, als die Urner, und Urnerinnen, aber nicht ſo ſchön, und ſtark, und gewandt, als die Berniſchen Oberländer.

Dagegen ſtehen die Offenheit, Entſchloſſenheit, und der Muth, einmal gefaßte Entſchlüſſe durchzuſetzen, wodurch ſich dies Volk von jeher ausgezeichnet hat, mit viel ſtärkern Zügen auf den Geſichtern, beſonders der Männer geſchrieben, als auf den Geſichtern ſeiner Nachbaren. Unter den jungen Leuten ſchienen mir die Mädchen geiſtreichere, und ausdrucksvollere Geſichter zu haben, als die Jünglinge. Die erſtern ſind in Anſehung der Form des Geſichts den Unterwaldnerinnen ähnlich, durch Kleidung und Putz aber unterſcheiden ſie ſich auf eine vortheilhafte Art von ihnen. Mieder und Röcke ſind, wie in Uri und Unterwalden, aber reinlicher, und im Durchſchnitt auch prächtiger. Das zuſammengeflochtene Haar deckt ein kleines Hütchen, das immer mit einem Bande umwunden iſt. Ein andres zierliches Bändchen befeſtigt die weißen Hemdeermeln über dem Ellbogen, welches viel leichter und freyer ausſieht, als wenn die Ermel unter dem Ellbogen zugebunden ſind. Schweiz übertrifft alle übrige Flecken, die ich bisher in den kleinen Cantonen gefunden habe, ſowohl an Schönheit, als an Reinlichkeit der Straßen, und Gebäude. Im Gaſthofe zu Rößlein wurden wir wieder nach Teutſcher, oder faſt Berniſcher Art bewirthet. Gleich nach Tiſche beſuchten wir den Herrn Land-Ammann Hedlinger, bey welchem man die Arbeiten ſeines Schwiegervaters, des berühmten Künſtlers am vollſtändigſten antrifft. Er zeigte und erklärte uns dieſe Schätze mit eben der Gefälligkeit, die ſchon mehrere Reiſende gerühmt haben. Zu den ſeltenſten Stücken gehört eine Medaille auf Oſtermann, und ein memento mori, worüber der große Hedlinger ſtarb. Sowohl in dieſen, als in den übrigen Werken des großen Medailleurs bewunderte ich die Erfindung immer noch mehr, als die Ausführung, ſo unübertrefflich dieſe auch iſt. Der Weg, und die Gegenden zwiſchen Schweiz, und Stein, und über den Sattel, einen in der Hitze ſchwer zu erſteigenden Berg, bleiben denen zwiſchen Brunnen und Schweiz ſehr ähnlich. In Stein verweilten wir einige Augenblicke vor der Capelle, die man dem edlen Stauffacher, einem der drey erſten Eidgenoſſen, die ſich auf dem Rütli wider die Oeſterreichiſchen Tyrannen verſchworen, zu Ehren errichtet, und erneuert, aber noch nicht wieder bemahlt und beſchrieben hat. Der Capelle gegenüber liegen die kaum kennbaren Ruinen des Hauſes, wo der unſterbliche Befreyer ſeines Vaterlandes gewohnt haben ſoll, und die jetzo von einem Nußbaume beſchattet werden.

Auf unſrer ganzen Reiſe ſind wir nicht ſo oft, und ſo freymüthig angeredet worden, oder hat man uns auf unſere Fragen nicht ſo leicht, und ſchnell geantwortet, und ein angefangenes Geſpräch ſo gerne fortgeſetzt, als im Canton Schweiz. Die Landleute in dieſem Canton ſind wenigſtens unſern Erfahrungen nach viel mehr von ausländiſchen Angelegenheiten unterrichtet, und auch neugieriger darnach, als die in Unterwalden, und Uri. Der Grund liegt zum Theil in der größern Wohlhabenheit der Einwohner von Schweiz; zum Theil aber auch im Klima, deſſen Wirkungen hier, wie in vielen ähnlichen Fällen ſehr ſichtbar, wenn gleich unerklärlich ſind. Die Schweizer, Appenzeller, und Glarner ſind unter den demokratiſch regierten Völkerſchafften der Schweiz, ſo wie die wohlhabendſten, alſo auch die aufgeklärteſten und geiſtreichſten, die am eiferſüchtigſten über ihre Rechte, und am ſchärfeſten über ihre Magiſtratsperſonen wachen, und ſie auch bey kleinen Verſehen zur ſtrengſten Rechenſchafft ziehen. Nichts deſto weniger laſſen ſich auch die Landleute in dieſen Cantonen, wie es von jeher in allen Demokratien geſchah, und billig geſchehen ſollte, von den weiſeſten, und beſten Mitbürgern ohne Widerſpenſtigkeit leiten, wenn dieſe nur unter einander einig, und redlich geſinnt ſind. Im Canton Schweiz wohnen, wie in den übrigen Cantonen, gewiſſe Familien, die ſeit vielen Jahrhunderten die erſten Würden der Republik bekleiden. Weil dieſe Würden nicht allein mit gar keinen Vortheilen, ſondern mit großem Aufwande, und Zeitverluſt verbunden ſind, ſo bewerben ſich arme, oder mittelmäßig begüterte Landleute nicht darum, ſondern begnügen ſich mit dem Vorrechte, ſie reichern und beſſern, als ſie ſind, geben zu können. Wenn ſich aber einmal eine Familie durch Reichthum und Verdienſte zu den erſten Ehrenſtellen erhoben hat, wie die der Hedlinger, und Reding, ſo iſt es faſt unwahrſcheinlicher, daß ſie wieder ſinken werde, als es bey angeſehenen, und begüterten Häuſern in ariſtokratiſchen Staaten iſt. In den kleinen Cantonen iſt nicht nur viel weniger Veranlaſſung zu verderblichem Aufwande, und Familien zerſtörenden Ausſchweifungen, als in den größern Städten, ſondern es giebt auch Gründe für die Erhaltung des Wohlſtandes, und der Unverdorbenheit derſelben, die ſich in den Städten nicht finden. Der vornehmſte unter dieſen Gründen iſt die Furcht, durch großen Aufwand ſich den Neid, und Haß des Volks zuzuziehen, das es immer übel empfindet, wenn diejenigen, die alles Anſehen von den gemeinen Landleuten empfangen,

gen, ſich zu ſehr über dieſelben erheben wollen. So lange aber der Reichthum einer regierenden Familie fortdauert, und die Sitten, Fähigkeiten, und Kenntniſſe ihrer Mitglieder nicht zu ſehr verdorben, oder zu mittelmäßig werden, ſo ſind die Verdienſte und Wohlthaten der Väter immer Grund genug, warum man die Söhne und Enkel begünſtigt, und ähnliche Verdienſte, und Wohlthaten von ihnen hofft. Zu den reichſten Einwohnern von Schweiz gehörten der verſtorbene General Reding, und der große Hedlinger, wovon der erſte über 400000 Gulden, und der andere ein noch größeres Vermögen nachgelaſſen haben ſoll: ein Vermögen, womit dieſe Männer ſich in ihrem Vaterlande ſo viele Clienten verbinden konnten, als ſie nöthig hatten, um ihren Rathſchlägen, und Entwürfen ein entſcheidendes Uebergewicht zu geben.

Der Canton Schweiz iſt vielleicht jetzo der einzige Staat in Europa, deſſen Mitglieder zu den öffentlichen Bedürfniſſen nicht allein nichts beytragen, ſondern noch ſogar anſehnliche Einkünfte vom Staate ziehen. Es war nämlich von alten Zeiten her gewöhnlich, daß das Bundesgeld, welches Frankreich jährlich an die katholiſchen Cantone, und alſo auch an Schweiz auszahlt, unter die Landleute vertheilt wurde. Dieſes Bundesgeld betrug anfangs ſo viel, daß man einem jeden Landmann, und einem jeden ſeiner Söhne, ſelbſt dem Säuglinge, zween Gulden geben konnte. Als ſich nun in der Folge während des langen, und glücklichen Friedens, den die Schweiz ſchon mehrere Jahrhunderte genoſſen hat, die Bevölkerung vermehrte, reichten die Franzöſiſchen Subſidien zu der bisherigen Dividende nicht mehr hin. Kein Ammann aber wagte es, aus Furcht, ſich und ſeine Familie verhaßt zu machen, auf die Verminderung des auszutheilenden Bundesgeldes anzutragen, und es blieb alſo nichts übrig, als die fehlende Summe jährlich aus andern Quellen öffentlicher Einkünfte: aus den geringen Zöllen, dem Ohngelde, welches die Wirthe entrichten müſſen, aus Strafgeldern u. ſ. w. herzunehmen. Eine andere Quelle von Einkünften für den gemeinen Mann ſind die Landvogteyen, die zwar nicht öffentlich, aber doch in der Stille, ſo ſehr auch alle Beſtechungen verboten ſind, an den Meiſtbietenden verkauft werden, wiewohl es bisweilen geſchieht, daß man Landvogteyen aus Mitleiden, oder um vornehme Bewerber zu demüthigen, an verdienſtvolle aber arme Candidaten, ſogar an gemeine Landleute verſchenkt. Ungeachtet man der Regel nach die Landvogteyen zu verkaufen pflegt, ſo dürfen ſich deßwegen doch die

Landvögte nicht unterſtehen, ſolche Erpreſſungen an den Unterthanen auszuüben, als in Monarchien meiſtens ungeſtraft geſchieht, wo einzelne Lieblinge, oder Mätreſſen die Verkäufer von Ehrenſtellen, und dann auch die Beſchützer der Böſewichter ſind, die ſie zur Bedrückung der Unterthanen gemißbraucht haben. Die Unterthanen der demokratiſchen Cantone werden zwar nicht ſo väterlich, und milde regiert, als die der ariſtokratiſchen, auch werden zum Beſten der erſtern nicht ſo große und koſtbare Unternehmungen ausgeführt, als zum Wohl der letztern; allein gewiß würde das Volk ungerechte, und gewaltthätige Landvögte eben ſo ſtrenge beſtrafen, als wenn ſie für ihre Stellen gar nichts gegeben hätten.

Im Canton Schweiz giebt es, wie in allen andern Cantonen, Aufwandsgeſetze, zu deren Beobachtung aber die Vornehmſten mehr aus Furcht vor dem Volke, als die Geringern aus Furcht von der Strafe bewogen werden. Wenn der Vornehmere zu viel Aufwand macht, ſo zieht er ſich ein größeres Uebel, als die Geſetze nur drohen können, den Neid des Volkes zu. Wenn hingegen die Geringern in ganzen Haufen die Geſetze beleidigen, die ſie ſelbſt gemacht haben; ſo darf keine Magiſtratsperſon der feſtgeſetzten

Strafe erwähnen, weil ſie in einem ſolchen Fall als abgeſchafft angeſehen wird.

Eben die Urſache, welche die Vollziehung ſtrenger Aufwandsgeſetze hindert, nämlich die zu große Macht des Volks, und das zu kleine Anſehen der Magiſtratsperſonen, eben dieſe Urſache hat auch die jährlichen Waffenübungen faſt ganz abgeſchafft, oder noch mehr in Spielwerke verwandelt, als wozu ſie in den ariſtokratiſchen Staaten herabgeſunken ſind. Auch ſoll die Luſt zu ausländiſchen Kriegsdienſten, und die Zahl derer, die hineingehen, mit jedem Jahre in den kleinen Cantonen abnehmen; ſo wie den auswärtigen Mächten Recruten aus den ariſtokratiſchen Cantonen willkommner, als aus den demokratiſchen ſind, weil man die erſtern leichter an eine ſtrenge Zucht, und Unterordnung gewöhnen kann. Jetzo geſchicht das von ſelbſt, und aus natürlichen Urſachen, was der heilige Claus von der Flüe, und alle ächte Patrioten der ältern Zeiten nicht durch die rührendſten, und bündigſten Vorſtellungen gewinnen konnten: daß nämlich die Schweizer die Künſte des Friedens, Viehzucht, Wein- und Ackerbau, dem verderblichen Reißlaufen, oder dem Verkaufe ihres Bluts, und ihrer Arme an ehrgeizige Fürſten vorziehen möchten. Im funfzehnten Jahrhunderte waren Kriegsdienſte, beſonders wegen der großen Beute, die ſie in und nach den Burgundiſchen Kriegen verſchafften, einträglicher, als die Künſte des Friedens; jetzo hingegen iſt es viel leichter, durch Sparſamkeit, und fleißigen Anbau des väterlichen Bodens mehr zu gewinnen, als durch auswärtige Kriegsdienſte. Ein alter derber Schweizer, der ein großer Bewunderer Friedrichs des Großen war, und von den Verbeſſerungen, die der Kaiſer mit ſeinen Ländern vornimmt, manches gehört hatte, geſtand ſelbſt, daß ſeine Landsleute vieles von ihrer alten Tapferkeit verloren hätten, und daß es ihnen wahrſcheinlich jetzo nicht mehr gelingen würde, auf der Höhe von Morgarten, die wir vor uns hatten, ein eindringendes Oeſterreichiſches Heer mit Steinen zurück zu ſchlagen.

Im Canton Schweiz zeigt ſich das Hirtenleben in ſeiner angenehmſten, und urſprünglichſten Geſtalt. Die Landleute ſind hier im Ganzen vielleicht eben ſo wohlhabend und glücklich, als in Appenzell und Glarus, und zugleich ſind ſie von allen den Begierden und Lüſten frey, welche Handel und Induſtrie unter den Appenzellern und Glarnern erweckt haben, oder bald erwecken müſſen. In Schweiz zieht die Viehzucht die ganze Aufmerkſamkeit des aufgeweckten, und ſeine Nachbaren in Uri und Unterwalden an Thätigkeit übertreffenden Einwohners auf ſich, und eben daraus muß man es vielleicht erklären, warum das Schweizervieh das größte unter allen iſt, ungeachtet die Alpen des Cantons von denen anderer Cantone an Güte übertroffen werden. Dies letztere muß man wenigſtens daraus ſchließen, daß die Schweizerkäſe weder ſo theuer, noch ſo berühmt ſind, als die aus vielen andern Gegenden. Wenn man die Erziehung und Lebensart der Schweizerkühe erzählen hört, ſo wundert man ſich nicht mehr, daß das Schweizervieh größer, als anderswo ſey. Zuerſt erhalten die jungen Kälber faſt alle die Nahrung ohne Abzug, welche die Natur ihnen beſtimmt hatte, und ſie werden daher den ganzen Winter durch ganz allein mit Milch genährt. Im Frühling treibt man die Heerden in die früheſten und fetteſten Wieſen, wo man für jedes Stück großes Vieh in einer einzigen Woche zwey Gulden bis einen neuen Thaler Grasgeld bezahlen muß. Wenn das erſte junge Gras abgefreſſen iſt, ſo fährt man (dies iſt der eigentliche Ausdruck) in die höhern Gründe und Wieſen, wo das Vieh abermals friſche Weide findet. Von den höhern Wieſen erhebt man ſich zu den niedrigen Alpen, und von dieſen zuletzt auf die höchſten Berge, von welchen man gegen das Ende des Sommers, oder den Herbſt eben ſo herabſteigt, als man hinangeſtiegen war. Die Wieſen werden alſo zweymal, nämlich im Frühling und im Herbſt abgeätzt, und dennoch geben ſie eine doppelte reiche Heuerndte. Wenn man anderswo die Kälber eben ſo lange, und reichlich mit Milch nährte, und die Heerden eben ſo oft auf friſche Weiden triebe, und in beſtändiger Bewegung erhielte, ſo würde man, wenn auch nicht ſo großes Vieh, als in der Schweiz ziehen, doch gewiß die Racen allmälig und merklich veredeln. Selbſt in Schweiz, und in den übrigen kleinen Cantonen iſt das Vieh, was man zur täglichen Nothdurft nahe bey den Häuſern oder Dörfern behält, und nicht die beſtändig abwechſelnde Nahrung und veränderte Luft auf den Alp-Reiſen genießen läßt, eben ſo klein, als in Teutſchland. Bey derſelbigen Nahrung und Lebensart bleibt aber doch auch in denſelbigen Cantonen und Heerden immer ein mächtiger Unterſchied unter den einzelnen Stücken Vieh, ſowohl in Rückſicht auf Größe, als auf Ergiebigkeit. Im Durchſchnitt giebt eine Kuh, die auf den Alpen im Canton Schweiz weidet, ſieben bis acht Maaß Milch, oder doppelt ſo viel Quartiere: einige aber auch zehn bis funfzehn Maaß. Nach dieſem Verhältniſſe werden Senten oder

Heerden von dreyßig bis vier und dreyßig Kühen, das Stück zu zehn und eine halbe Caroline, einzeln ausgeſuchte Kühe aber zu funfzehn, zwanzig bis fünf und zwanzig Carolinen verkauft. Die Milch iſt am kräftigſten, wenn die Kühe das kleinſte, und am ſchwächſten, wenn ſie das größte Maaß geben. Von hundert Maaß Milch erhält man hier nicht funfzig, ſondern nur fünf bis ſechs und dreyßig Pfund Käſe, der alsdann am beſten wird, wenn man ihn halb aus friſcher oder warmer, und halb aus ſolcher Milch macht, die fünf Stunden geſtanden hat. Im Canton Schweiz giebt es noch viele Menſchen, ſelbſt wohlhabende, die in ganzen Monaten weder Brod noch Fleiſch eſſen, und ſich ganz allein von Milch, oder vielmehr von friſchem durch eine gelinde Wärme geronnenen Rahm nähren. Drey große Löffel von ſolcher fetten Milch machen alle Nahrung aus, welche die ſtärkſten Männer, wenn ſie ſich einmal an dieſe Milchſpeiſe gewöhnt haben, den ganzen Tag zu ſich nehmen. So wenig Nahrung würde gewiß nicht hinreichen, wenn nicht die Arbeiten des Hirten ſo gelinde wären, und ſo fette Speiſe würde wiederum die Hirten tödten, wenn nicht der beſtändige Genuß der reinen und ſcharfen Bergluft die Verdauung beförderte und die Drüſen offen erhielte.

Einſiedlen, am 5ten Aug.

In einer Viertel-Stunde werden wir die Heiligthümer und Merkwürdigkeiten des Cloſters beſehen. Bis dahin will ich mein Tagebuch bis hieher fortſetzen.

Wir ſaßen geſtern Abends eben am Tiſche, als wir auf einmal, ſelbſt bey einem ſtarken Regen, ein heftiges Lärmen in unſerer Nachbarſchafft hörten. Auf unſere Frage, was dieſes bedeute, antwortete man uns, daß eine Geſellſchafft von jungen Leuten aus dem Dorfe ſich verſammlet habe, dreyen Mädchen, die Liebhaber aus einem andern Dorfe eingelaſſen hätten, gleichſam ein komiſches Ständchen zu bringen, und ſie für die Untreue zu ſtrafen, die ſie an den Jünglingen ihres Dorfs begingen. Die eiferſüchtigen Liebhaber ahmten nicht nur das Geſchrey, und die Stimmen von allerley Thieren nach, ſondern hielten auch mit verſtellten Stimmen Unterredungen, die ſich auf den gegenwärtigen Fall bezogen, von welchen wir aber leider nichts verſtehen konnten. Wahrſcheinlich würde man die glücklichen Freyer übel behandelt haben, wenn ſie ſich durch Spott und Drohungen hätten bewegen laſſen, ſich aus den Armen ihrer Mädchen loszureißen.

Der Weg vom Rothen Thurm bis Einſiedlen iſt ſehr bequem, die Gegend iſt aber viel weniger fruchtbar und ſchön, als in den übrigen Theilen des Cantons Schweiz. Man ſieht nur ſeltene, und weniger gut gebaute Dörfer und Häuſer, keine hohe Alpen, und gar keine Fruchtbäume mehr. Ehe Einſiedlen geſtiftet war, muß dieſe Gegend, wie das Thal, in welchem das Cloſter liegt, eine furchtbare Wildniß geweſen ſeyn. Auf dem ganzen Wege begegneten uns kleinere, oder größere Schaaren von Pilgrimmen aus allerley Cantonen, von allerley Geſchlecht und Altern, die meiſtens laut an ihren Roſencränzen beteten. In der katholiſchen Schweiz hält es der Landmann faſt für eine unverletzliche Pflicht, jährlich, oder doch in ſeinem Leben mehrmalen zu der heiligen Mutter Gottes in Einſiedlen zu wallfahrten, und ſich Ablaß zu holen. Maria Einſiedlen iſt nach dem Zeugniſſe vieler Reiſenden das ähnlichſte Nachbild von Loretto, und ich glaube, daß es ſich viel länger als das letztere erhalten, wenigſtens ſeine Schätze bewahren werde. Alles lebt hier vom Cloſter, und von Pilgrimmen, und ganz Einſiedlen iſt ein Haufen von Wirthshäuſern, deren ausgehängte Zeichen einen ſeltſamen Eindruck auf einen Reiſenden machen, der noch nie einen aus bloßen Wirthshäuſern beſtehenden Ort geſehen hat.

Aegeri, im Canton Zug: an dem
Abend deſſelbigen Tages.

Jetzo habe ich die innere Schweiz, oder die kleinen Cantone ſo weit geſehen, als es meine Umſtände erlaubten. Ich wollte noch von Schweiz auf Appenzell, und von da über St. Gallen und Zürch zurückkehren; weil ich aber nirgends, nicht einmal in Schweiz, Briefe, oder Nachrichten aus Nidau gefunden habe, ſo eile ich nach dieſem Städtchen zurück, wo ich in drey Tagen zu ſeyn denke. Die nicht geſehenen, oder nicht genau beobachteten Theile der Schweiz will ich für eine künftige Reiſe aufſparen.

Einſiedlen enthält eine der größten, aber geſchmackloſeſten Sammlungen von heiligen Koſtbarkeiten in ganz Europa. Das Cloſter ſelbſt, beſonders wenn man es in einiger Entfernung anſieht, und die Fehler des Details nicht genau unterſcheiden kann, macht in der That einen prächtigen Eindruck. Zuerſt fällt das Auge auf einen ſchönen Brunnen, der durch ein Bild der heiligen Jungfrau wunderthätige Kräfte erhalten ſoll. Nicht weit hinter dem Brunnen ſteht ein halber Cirkel von Krambuden, in welchen man heilige Schnurrpfeifereyen, Roſencränze, Creuze und Glöckchen, Marienbilder u. ſ. w. um einen unglaublich geringen Preis verkauft. Ohne dieſen Halbcirkel würde, ſcheint es, der breite und ſanft ſich erhebende Platz, der vor dem Cloſter iſt, zu groß, oder zu öde ſeyn. Das Cloſter ſelbſt liegt auf einer Anhöhe, welche Lage den Eindruck des Ganzen nicht wenig verſtärkt. Das Hauptgebäude, oder das Hauptſtück der an einander hängenden Gebäude, iſt die Kirche ſelbſt mit den Thürmen, die ſich an ihren beyden Seiten emporheben, und von welchen das eigentliche Cloſter, oder die Wohnungen der Conventherren fortlaufen. An den Enden des Hauptgebäudes ſtehen zween etwas heraus gebaute Pavillons, hinter welchen unermeßliche Seiten- und Haushaltungsgebäude aufgeführt ſind. Die Thüren der Kirche, und die Fenſter in den Zimmern ſind zu klein; noch beleidigender aber iſt die kleine Krambude, die an der Seite des Eingangs in die Kirche angelegt iſt, in welcher ein Mönch Andachtsbücher, geweihte Kerzen, Bilder u. ſ. w. verkauft. Der Garten iſt klein und ſchlecht, und voll von Spuren einer mönchiſchen Haushaltung. Die ſichtbarſte war ein rothes Brett, womit die grüne Gartenthüre geflickt, oder zuſammengeheftet war. Beym erſten Eintritt in die Kirche erblickt man das prächtige marmorne Gehäuſe, womit im Anfange des letzten Jahrhunderts ein Erzbiſchoff von Salzburg die innere, der Sage nach von Gott ſelbſt geweihte, und erbaute Capelle eingefaßt hat. Ungeachtet wir die ungünſtigſte Jahreszeit traffen, wo die Feldarbeiten den Landmann am allermeiſten verlangen, ſo fanden wir doch viele Pilgrimme, von denen einige in der Capelle ſelbſt vor dem Angeſichte des wunderthätigen Bildes, andere an der äußern marmornen Wand knieeten. Am aufmerkſamſten beobachtete ich diejenigen, die ihre Arme in die Höhe heben, um ihre Finger in fünf Löcher zu ſtecken, von welchen man glaubt, daß die Gottheit ſie als Spuren ihrer Allmacht in einen zur Sicherheit mit Metall bekleideten Stein eingedrückt habe. Alle, die ſich dieſem Denkmale näherten, thaten es mit einem Zutrauen, als wenn ſie die Gottheit ſelbſt berührten, und einen Theil ihrer Kraft in ihre Seelen und Leiber leiten könnten.

Das wunderthätige Marienbild iſt, wie die älteſten und heiligſten Statüen unter allen Völkern waren, von Holz, und auch eben ſo ſchwarz und mittelmäßig gearbeitet, als dieſe.

Faſt ſcheint es, als wenn ihre Diener es ſelbſt gefühlt hätten, daß der gänzliche Mangel äußerer Reize durch Glanz der Kleidung und des Schmucks auf eine gewiſſe Art erſetzt werden müſſe. Die heilige Jungfrau wird alle Woche neu bekleidet, und mehrere ihrer Gewänder ſind ſo prächtig, daß keine Königinn der Erde es von dieſer Seite mit der Himmelskönniginn in Einſiedlen aufnehmen kann. Sowohl neugierige, als andächtige, und raubſüchtige Pilgrimme werden durch ein Gitter gehindert, ſich dem Bilde, und ihrem Schmucke ganz nähern zu können. Dies heilige Bild ſteht in einem feyerlichen Helldunkel, wo man mehr mit der Phantaſie, als mit den Augen ſieht. Der große in Mayland verfertigte Altar, und mehrere kleinere aus inländiſchem Marmor ſind prächtig, allein dieſe vergißt man ganz, wenn man in die Schatzkammer der Mutter Gottes geführt wird. Hier ſieht man außer unzähligen andern Koſtbarkeiten Gewänder der heiligen Jungfrau, die über und über dicht mit Perlen geſtickt ſind, und unter denen eins allein faſt zweymal hundert tauſend Stück enthalten ſoll: eine zehnpfündige goldne Monſtranz, die mit hunderten von Diamanten, Rubinen, und allen andern Arten von Edelſteinen beſetzt iſt; Roſenkränze von Ambraſtücken: eine einzige Perle, die faſt ſo groß; als eine kleine welſche Nuß, aber unregelmäßig geſtaltet iſt, u. ſ. w. Kein anderes Cloſter hat vielleicht einen ſo großen Vorrath von goldenen, und ſilbernen Heiligen, Kindern, und Gliedmaßen, an welchen die Mutter Gottes Wunder gethan hat: vorzüglich aber an gräßlich ſchön aufgeputzten Gerippen, und Gebeinen von Heiligen beyderley Geſchlechts. Unter dieſen Gerippen fand ſich auch das der heiligen Adelheit, einer Gemahlin des Kaiſers Otto, auf deren Bruſt man eine Thür angebracht hatte, die man öffnen, und alsdann in das Innerſte der Heiligen hinein ſchauen konnte. Ein ſcheuslicher Einfall, der nur aus dem Kopf eines Mönchs, oder eines von Mönchen geleiteten Arbeiters kommen konnte! Der Pater, der uns alle dieſe Heiligthümer zeigte, that es mit einer Innigkeit des Glaubens, als wenn er nicht einmal ahndete, daß es in der Welt ungläubige Ketzer gebe, und daß auch wir dazu gehören könnten. Das Geſchenk, was man dem Pater für die Erlaubniß giebt, die Schätze des Cloſters zu ſehen, fällt dem letztern zu, oder wird wenigſtens zur Verzierung des Cloſters angewandt, und ich kann mir alſo auch ſchmeicheln, daß ich mein Scherflein zu den noch immer, wiewohl jetzo nur langſam ſich häufenden Schätzen der Mutter Gottes beygetragen habe. Unter vielen tauſenden von Pilgrimmen iſt jetzo nicht einer, der dem Cloſter andere Geſchenke oder Vortheile zuwendete, als die etwa aus dem Verkaufe von Kerzen, Bilderchen, oder Andachtsbüchern gezogen werden. Mich wunderte es, daß man bey der Vorzeigung der außerordentlichen Reichthümer nicht mehr Vorſicht brauchte, als man gegen uns, die wir ganz unbekannt waren, zu beobachten für nöthig fand. Wenn unſre Geſellſchaft, die aus vier Perſonen beſtand, einen Anſchlag auf die überflüſſigen Schätze der heiligen Jungfrau gehabt hätte, ſo würde es uns leicht geweſen ſeyn, den Pater, der ſie uns aufſchloß, den Küſter, der ihm half, und einen Schuſter, der unſer Cicerone war, zu überwältigen, oder aus dem Wege zu ſchaffen, ohne daß man es in der Kirche, oder im Cloſter gemerkt hätte. Als wir aus dem Schatzgewölbe heraus kamen, wurde im Cloſter geſpeiſt, und wir hatten alſo eine Stunde Zeit, die umliegende Gegend zu unterſuchen. Als wir uns nachher zur beſtimmten Stunde einfanden, um die Bibliothek zu beſehen, mußten wir oft klingeln, ehe wir eingelaſſen wurden. Wir baten mehrere vorübergehende Herren aus dem Cloſter, den Bibliothecar von unſrer Gegenwart zu benachrichtigen; allein keiner ſchien Gefälligkeit gegen Fremde, oder auch nur eine freundliche Antwort unter ſeine Pflichten zu zählen. Dieſer kalten Begegnung hätten wir ſehr leicht ausweichen können, wenn wir uns bey dem Herrn Abt, einem durch ſeinen Character und Aufklärung noch mehr, als durch ſeinen Stand verehrungswürdigen, und auch in der ganzen Schweiz verehrten Mann hätten anmelden laſſen; allein wir waren in einem ſo zerrütteten Zuſtande, daß wir es nicht wagen mochten, uns einem geiſtlichen Herrn, der den Titel eines Fürſten des heil. röm. Reichs führt, vorſtellen zu laſſen. — Endlich kam der Herr Bibliothecar, ein freundlicher Mann, der uns aber manche Frage nicht beantworten konnte, oder mochte. Er ſchätzte die große Bibliothek auf zwanzig tauſend Bände, eine übertriebene Zahl, wenn mich mein Augenmaaß nicht ganz trügt! Sie beſteht größtentheils aus ſcholaſtiſchen, philoſophiſchen, und theologiſchen Büchern. Sowohl von Newtons, als Malebranche's Werken waren einzelne Bände an einen gelehrten Pater gegeben, der ſich von allen denen, die ich ſah, ſehr unterſcheiden muß, und den ich wol hätte kennen lernen mögen. Die Sammlung von Handſchriften iſt weder ſo groß, noch ſo koſtbar, als in Reichenau, und St. Gallen; ich ſage Ihnen nichts davon, weil ſchon Verzeichniſſe derſelben gedruckt ſind. In der kleinern oder Handbibliothek ſahen wir einen Schweinskopf vollkommen in einem Sandſtein verſteinert, und beſonders die Zähne auf das allerdeutlichſte ausgedruckt. Dies merkwürdige Stück war erſt vor kurzem gefunden worden.

Der Reichthum des Cloſters läßt ſich daraus abnehmen, daß täglich zwey hundert und dreißig Perſonen im Cloſter ſpeiſen, unter welchen neunzig Patres, oder Fratres, und vier und zwanzig Schüler ſind. Die griechiſche, und hebräiſche Sprache, und ſogar die Muſik, ſonſt eine von den vornehmſten Beſchäfftigungen in Clöſtern, werden bloß in den Ferien, oder in den Erholungsſtunden gelehrt. Auch in Einſiedlen kann man ſich überzeugen, daß die Lebensart in den Clöſtern der Geſundheit des Leibes wenigſtens eben ſo ſehr, als der Geſundheit der Seele zuträglich ſey. Denn allenthalben begegneten uns runde ausgemäſtete Cörper, und volle blühende Geſichter, welche die ſelige Geiſtesruhe ihrer Beſitzer verkündigten. Die Gegend, in welcher Einſiedlen liegt, muß nothwendig ein jeder Reiſender traurig finden, er mag aus dem Zürcher, oder Schweizer, oder Zuger Gebiet kommen. Man ſieht weder Weinberge, noch reiche Fluren, noch lachende durch Obſtbäume verſchönerte Wieſen, ſondern einförmige Gründe und Alpen, die wahrſcheinlich unfruchtbarer ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Die Gegend ſcheint aber auch nicht einmal ſo öde, als die Einwohner ſelbſt arm, und träge ſind, welches ſie mit allen Einwohnern berühmter Wallfahrtsörter gemein haben. Weil die Einſiedler von dem, was Reiſende und Pilgrimme verzehren, oder von dem Ertrage heiliger Tandeleyen zur Noth leben können, ſo denken ſie nicht daran, ſich durch ſaure, oder anhaltende Arbeiten Bequemlichkeiten und Ueberfluß zu verſchaffen. Gleich dem ausgearteten Pöbel von Athen und Rom ſtanden, oder wandelten vor dem Cloſter, Haufen von müßigen, und mit ſchwarzen Mänteln behängten Männern umher, entweder um ihre Langeweile zu vertreiben, oder einem kleinen Geſchenke aufzulauern, das ſie durch die Dienſte von Ciceronis erhaſchen könnten.

Gleich nachdem wir Einſiedlen verlaſſen hatten, nahm ich mit inniger Rührung von meinem vortrefflichen Freunde, und Gefährten auf der Reiſe durch die kleinen Cantone Abſchied. Herr Profeſſor Abel wandte ſich rechts nach dem Zürcher See hin, den ich auf der nächſten Anhöhe in großer Ferne glänzen ſah, und ich ſtieg wieder den Berg hinan, den wir heute herunter gekommen waren. Auf dem Joſt, der Schweiz von Zug ſcheidet, ſah ich noch viel deutlicher, als auf dem Sattel, das Schlachtfeld bey Morgarten, wo dreyzehn hundert ſchlecht bewaffnete Landleute 1315. die ſchwer bewaffnete Oeſterreichiſche Ritterſchafft durch Steine, die ſie vom Berge herabrollten, erſt in Unordnung brachten, und dann mit großem Verluſte zurückſchlugen. Aegeri iſt ein wohlgebauter Flecken im Canton Zug, wo ich ein reinliches Wirthshaus, und eine alte freundliche, und vertrauliche Wirthin gefunden habe, die ſich nicht genug darüber wundern kann, daß ein ſo vornehmer Herr, als für welchen ſie mich anſieht, eine ſo weite und beſchwerliche Reiſe aus bloßer Neugierde unternommen habe.

Lucern, am 6ten Auguſt.

Zu meiner großen Freude habe ich jetzo das Ende meiner Fußreiſe erreicht, und bin ſchon mit dem Junker Meyer, Oberaufſeher des Wegbaus im Lucerniſchen, der die meiſten und beſten Miethpferde hält, dahin übereingekommen, daß er mich in einem leichten einſitzigen, aber mit zweyen Pferden beſpannten Fuhrwerk übermorgen Abend nach Nidau liefern laſſen ſoll.

Heute-Morgen gingen wir gleich nach vier Uhr von Aegeri weg, und kamen bald nach ſechs Uhr in Zug an. Die Menſchen ſind in dem letzten Canton nicht ſo ſchön, als in Schweiz, aber die Wieſen ſind noch fruchtbarer, und die Obſtbäume, die dieſes Jahr auch hier faſt gar nicht getragen haben, noch häufiger. In Zug iſt, wie in den übrigen kleinen Cantonen, die Viehzucht die Hauptbeſchäfftigung der Einwohner, denn von Manufacturen, habe ich nichts gehört, und der Weinbau iſt unbedeutend. Weil hier aber die hohen Alpen ganz aufhören, ſo kann man des fetten Klees ungeachtet keine fette, ſondern nur magere Käſe verfertigen; am meiſten macht man Butter, die in alle benachbarte Cantone verkauft wird. Die Stadt Zug hat keine ſchöne, aber auch keine armſelige, und verfallende Häuſer, und in Teutſchland könnte ſie für ein recht artiges Landſtädtchen gelten. Es war mir lieb, daß ich hier in ein kleines bedecktes Schiff ſteigen, und mich bey der zunehmenden Hitze des Tages wieder erholen konnte: denn nun nachgerade fühlte ich eine allgemeine Erſchlaffung der Muskeln, oder eine Erſchöpfung der Kräfte, die mich gegen alle heftige Anſtrengungen abgeneigt machte. Eben deßwegen fuhr ich beym Rigi vorbey, ohne in Verſuchung zu kommen, ihn zu beſteigen, ſo prächtig und ausgedehnt auch die Ausſicht von ſeiner Höhe iſt. Der Zuger See hat nichts merkwürdiges für einen Reiſenden, der die größten, und meiſten übrigen Seen der Schweiz befahren hat. Seine Ufer ſind weder ſo ſehr ſchön und fruchtbar, als die des Boden- oder Zürcher-Sees, noch ſo wild, und romantiſch, als die des Waldſtätter oder Thuner Sees. Auf dem Wege von Immenſee nach

Küßnacht, wo wir uns wieder auf dem Vier Waldſtätter See einſchifften, war nichts intereſſantes, als Tellens Capelle an der hohlen Gaſſe. Sowohl die ſchlechten Gemählde von Tells Thaten, als die ehemalige Inſchrift war größtentheils ausgelöſcht, oder verbleicht, und es that mir nicht weniger wehe, daß man hier die Verwüſtungen der Zeit, oder muthwilliger Menſchen, nicht wieder ausgebeſſert, als daß man in Stein die Stauffachers Capelle noch nicht wieder ausgeziert hatte. Dieſe Vernachläſſigung der heiligſten Denkmäler der Tapferkeit, und Vaterlandsliebe dient dem Canton Schweiz zum gerechten Vorwurf, und bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, anzumerken, daß ich von der hohen Begeiſterung, welche nach dem Berichte mehrerer Reiſebeſchreiber die Bewohner der kleinen Cantone bey der Erzählung der Thaten ihrer Verfahren ergreiffen ſoll, keine Spur gefunden habe. Ich glaube deßwegen nicht, daß die Reiſebeſchreiber erdichtet haben, oder daß Patriotismus in der Bruſt der Schweizer erſtorben, ſondern daß dieſe Tugend nur nicht mehr ſo allgemein ſey, als ſie im Anfange der Freyheit war. Die Fahrt von Küßnacht nach Lucern iſt der von Buochs nach Fluelen, und von Fluelen nach Brunnen gar nicht ähnlich, und man ſollte kaum denken, daß man ſich auf dem fruchtbaren Vier Waldſtätter See fände. Zwiſchen Küßnacht, und Lucern iſt der See viel weniger tief, und man ſieht meiſtens den Boden in einer Tiefe von wenigen Schuhen. Man iſt nirgends zwiſchen unerſteiglichen Felswänden eingeſchloſſen, und wenn ſich hin und wieder auch felſigte Ufer empor heben, ſo haben ſie doch immer Küſſen, oder Bänke von feinem Grand vor ſich, an welchen man ohne Gefahr landen könnte. Die Ruinen von Habsburg an dem rechten Ufer des Sees waren durch Gebüſche, und Bäume ſo ſehr verſteckt, daß wir faſt nichts, als die Ueberbleibſel von Mauren ſehen konnten, die von einem erſtaunlichen Umfange ſind. Auch in dieſem Theile des Vier Waldſtätter Sees liegen ungeheure Felſenſtücke, unter welchen eins ſo hoch iſt, daß man eine Capelle, dafür hielt ich wenigſtens das Gebäude, darauf erbaut hat. Wenn man in den Buſen hineinfährt, an deſſen Ende Lucern liegt, und der den Namen von dieſer Stadt trägt, ſo hat man allerdings eine herrliche Landſchafft vor ſich. Die allmälig ſich erhebenden Ufer ſind an beyden Seiten mit ſchönen, oder bequemen Landhäuſern beſetzt. Die Stadt, die an einem ſanften Abhange erbaut iſt, ſcheint von fern viel ſchöner, und größer, als ſie wirklich iſt, wozu die vielen

Thürme in ihren Mauren nicht wenig beytragen. Am allermeiſten aber heftet ſich das Auge auf dem gewaltigen Pilatus, der von dieſer Seite betrachtet, einen tiefern Eindruck, als von jeder andern macht, weil man den höchſten Bergen entrückt iſt, und alle benachbarte übrige Hügel, und Anhöhen nur Zuſätze, oder Verkündiger der Größe des Pilatus ſind, in deſſen Einöden und Klüften ſich noch Gemſen aufhalten. Wir kamen ungefähr gegen Mittag im Hafen von Lucern an, und hier erblickte ich ſeit vierzehn Tagen die erſten Frachtwagen mit nicht geringerm Vergnügen, und Aufmerkſamkeit wieder, als wenn ich dergleichen in vielen Jahren nicht geſehen hätte. Ich fühlte mich jetzo wieder in einem Lande, wo man nicht bloß zu Fuß, oder zu Pferde, oder in Schiffen reiſen darf, welche letztere die Einwohner in den kleinen Cantonen ihre Kutſchen zu nennen pflegen. In Lucern fand ich endlich einen Brief, den ich ſchon ſo lange erwartet hatte. Gleich nach Tiſche beſuchte ich den Herrn General Pfyffer, um eine der größten Merkwürdigkeiten der Schweiz, die Darſtellung eines großen Theils ſeines Vaterlandes, zu ſehen.

Da Sie dieſes berühmte Werk ſchon aus dem Schweizer Almanach kennen, ſo will ich nur noch einige Bemerkungen, und Berichtigungen herſetzen.

ſetzen. Der Herr General hat unter den hohen Gebirgen nur allein die Unterwaldner, Engelberger, Urner, Glarner, und Schweizer Berge ausgearbeitet; die höchſten unter allen, die Berneriſchen, und Savoyiſchen fehlen noch ganz. Er hält ferner das Schreckhorn für den höchſten unter allen, wiewohl er ſelbſt geſteht, daß er den Mont Blanc noch nicht genau, ſondern nur mit den Augen gemeſſen habe. Die Materie der Gebirge, die man in ſeinem Werke ſieht, beſteht immer aus eben der Steinart, aus welcher die Gebirge ſelbſt beſtehen und er hat ſie alle mit Beyſpielloſem Fleiße nach den vorſichtigſten Meſſungen, und auf der Stelle ausgearbeitet. Wenn ihm die geringſten Zweyfel aufſteigen, ſo wiederholt er die beſchwerlichſten Reiſen ſo oft, bis ſie alle gehoben ſind, und auf dieſe Art hat er in ſeinem hohen aber muntern Alter den Titlis viermal, und zwar höher beſtiegen, als Gemsjäger ihn gewöhnlich zu beſteigen pflegen. Die Zuſammenſetzung der einzelnen Theile, und die Materie, womit ſie übergoſſen ſind, um einem jeden die natürliche Farbe zu geben, ſind ſo feſt, daß man ohne Schaden auf dem ganzen Werke umhergehen könnte. Wenn man das Werk länger und öfter betrachtete, als ein Reiſender es ohne Unbeſcheidenheit thun kann, ſo würde es gewiß zu den wichtigſten Schlüſſen über die Richtungen, Geſtalten, und Höhen der Berge, über die Menge und Lage von Seen, über den Lauf der Flüſſe und Bäche, über die Anzahl und Vertheilung der Wälder, über das Maaß von Bevölkerung u. ſ. w. Anlaß geben. Außer dieſem Werke ſind in Lucern wenige oder gar keine Gegenſtände, die einen neugierigen Reiſenden aufhalten könnten. Das Jeſuiter Collegium iſt weitläuftig, aber man ſieht, daß das Ganze Flickwerk iſt. Weder die Hauptkirche, noch irgend ein andres öffentliches, oder Privatgebäude kann man prächtig nennen. In den bedeckten Gängen, die um die erſtere angelegt ſind, ſieht man an den Wänden die Denkmäler der vornehmſten Familien, und der würdigſten Männer, welche ſie hervorgebracht haben. Unter dieſen iſt kein einziges ganz von Marmor; und nur an wenigen hat man die Inſchriften in marmorne Tafeln gegraben. Auf einem dieſer Denkmäler war der Tod mit einem Hut, auf einem andern mit einem Helm vorgeſtellt. Der Meglingeriſche Todtentanz auf der Mühlenbrücke hat zu wenig Licht, und ſteht zu hoch, als daß man ihn recht beurtheilen, und die Schönheiten deſſelben empfinden könnte. Die Gemählde auf den beyden übrigen Brücken ſind ſich ſehr ungleich, aber ſelten ſo vorzüglich, daß ſie durch ihre Vortrefflichkeit die hinzugefügten elenden Inſchriften gut machen könnten. Die Brücken ſelbſt machen wegen ihrer ungeheuren Länge in der Ferne einigen Eindruck, in der Nähe findet man ſie enge, ſtinkend, ohne alle Pracht, und hin und wieder dem Scheine nach nicht einmal ſicher, weil ſie ſehr mittelmäßig aus Holz gebaut ſind.

Unter den Lucerniſchen Dienſtmädchen ſah ich wenigſtens eben ſo viele ſchöne, und noch mehrere feine Geſichter, als unter den Bernerinnen. Ihre Tracht hat viele Aehnlichkeit mit der Solothurniſchen, den Kopfputz ausgenommen. Die Haare ſind entweder auf dem Kopf zuſammen gewunden, und mit einem Inſtrument befeſtigt, das an beyden Seiten wie ein Löffel hervor ſteht, oder ſie ſind auch dicht an den Kopf hinan friſirt, und mit einer Strasburgiſchen Haube bedeckt. Als ich die Stadt beſehen hatte, entließ ich meinen bisherigen Führer, Werre aus Thun, mit wahrer Dankbarkeit für die Treue und Aufmerkſamkeit, womit er mich auf der ganzen Reiſe geführt, und wo es nur in ſeiner Macht war, bedient, oder Unannehmlichkeiten erſpart hat. Gewiß würde ich nie einen andern Begleiter wählen, wenn ich die Schwetzer Reiſe auch noch zehnmal machen ſollte.

Nidau, am 9ten Auguſt.

Geſtern bin ich glücklich in Nidau angekommen, und habe meine Frau ſowohl, als meine Freunde geſund, und vergnügt wieder geſunden. Wahrſcheinlich würde ich noch in einigen Tagen keine Luſt haben, viel auszugehen, wenn das ſchlechte Wetter mich auch nicht zwünge, zu Hauſe zu bleiben. Ich will daher in der Ruhe, die ich jetzo genieße, mein bisheriges Tagebuch vollenden, und es alsdann ſogleich mit der Poſt fortſchicken.

Vorgeſtern fuhr ich ſchon früh um fünf Uhr von Lucern weg, und ich würde allein durch die ſanfte, mit gar keiner Anſtrengung verbundene Bewegung in einem leichten Fuhrwerk, die ich nach lange angeſpannten Kräften doppelt genoß, in einem behaglichen Gemüthszuſtande erhalten worden ſeyn, wenn ich auch nichts merkwürdiges außer mir wahrgenommen hätte. Allein ich konnte mich lange an den prächtigen Fruchtfeldern, an den weiten Thälern, an den ſanften Hügeln, und an der mit der Berniſchen übereinſtimmenden Bauart der Häuſer nicht ſatt ſehen, von welcher die in den kleinen Cantonen ganz verſchieden iſt. Sowohl in Unterwalden, und Uri, als in Schweiz, und Zug ſind die Häuſer zwar von Holz gebauet, wie in der übrigen Schweiz, allein ſie ruhen auf einer vier bis acht Schuh hohen Grundlage von Steinen, haben keine überhängende Dächer, und ſind auch größtentheils, wenigſtens in Schweiz und Zug, nicht mit Stroh, ſondern mit Ziegeln gedeckt. Wegen der hohen Fundamente kann man nicht anders, als durch Treppen hineinkommen, von welchen oft eine Gallerie an der Seite des Gebäudes wegläuft, worin man gegen allen Regen geſichert iſt. Die Häuſer in den kleinen Cantonen ſind im Durchſchnitt zwey, bis drey Stockwerk hoch, und im letztern Falle laufen wenigſtens um drey Seiten zwo Gallerien herum, auf welche man aus jedem Stock oder Boden herabſteigen kann. Viele Häuſer haben an der einen Seite ein Anhängſel, das ohngefähr ſo viel Raum einnimmt, als die überhängenden Dächer der Berniſchen Häuſer einſchließen würden, wenn man von dem Rande derſelben eine Bretterwand bis auf die Erde herabführte. Ich vermuthe, daß man in dieſen Anhängſeln Heu, oder andere Geräthſchafften, ſo wie in den Behältern unter den Häuſern im Sommer Milch und Käſe aufbewahrt. In einem jeden Canton ſind die Häuſer der Reichen größer und bequemer, als die der weniger begüterten; im Ganzen aber ſind ſie in Schweiz und Zug viel ſchöner, als in Uri und Unterwalden. — Das Land iſt im Canton Lucern allenthalben vortrefflich bebaut, und die Dörfer und einzelnen Wohnungen verrathen viel Wohlſtand, wenn gleich nicht ſo viel als in verſchiedenen Gegenden des Cantons Bern; allein Wege und Gaſthöfe ſind bey weitem nicht ſo gut, als im Berniſchen, und die Landleute lieben ihre Obrigkeit auch nicht ſo ſehr, als im letztern Canton. So wenig die Luccerniſchen Landleute ihre Unzufriedenheit gegen Fremde verbergen, ſo zurückhaltend ſind ſie mit den Urſachen derſelben. Ich glaube aber immer, daß mehr ein ſtolzes, und herriſches Betragen der Landvögte, als wirkliche Bedrückungen die Unterthanen gegen ihre Obrigkeit aufbringen, weil Bedrückungen ſich nicht bloß durch Klagen, ſondern vielmehr durch das traurige Anſehen von Dörfern, Feldern, und Einwohnern äußern. Der Sage nach ſollen ſowohl die Regierungen in Lucern und Solothurn, als die in Freyburg Urſache haben, auf ihrer Huth zu ſeyn, von welcher Furcht man im Berniſchen gar nichts weiß. Die Tracht der Lucerniſchen Bäurinnen zeichnet ſich am meiſten dadurch aus, daß die beyden Hälften ihrer Röcke von ganz verſchiedenen Farben ſind. Die Männer behalten noch häufig die weiten Hoſen der Freyburger, oder doch ihre kurzen Jäckchen bey, wodurch weder Beine, noch Hüfte bedeckt werden.

Als ich an dem Sempacher See vorbey fuhr, konnte ich den Wald, und die Anhöhe ſehr gut überſehen, von welchen die Schweizer herabkamen, als ſie in die Schaaren der Oeſterreicher einbrachen, und den Erzherzog Leopold mit dem gröſten Theile ſeines Heeres erſchlugen. Wenn ich nicht mehrere Stunden durch ein heftiges Gewitter in dem prächtigen Kloſter St. Urban aufgehalten worden wäre, ſo würde ich den reichen Berniſchen Flecken Langenthal länger haben beſehen können, in welchem der Luxus ſchon die Schätze wieder zu verzehren anfängt, welche Fleiß und Betriebſamkeit erworben haben. Ich brachte die Nacht in Herzogenbuchſee zu, wo mich ſowohl die Bewirthung, als Zimmer und Geräthe auf eine angenehme Art fühlen ließen, daß ich wieder im Berniſchen Gebiete ſey. Ich erhielt in einer kleinen Stunde vier niedliche Gerichte mit einem delicaten Nachtiſche, welche mir um deſto willkommner waren, da ich in Dammerſellen faſt nichts eßbares erhalten hatte. Von Herzogenbuchſee bis Nidau fand ich nichts merkwürdiges, oder neues, den Gaſthof im letzten Solothurniſchen Dorfe ausgenommen, der an Unreinlichkeit alles übertrifft, was ich bisher in Teutſchland, und in der Schweiz geſehen hatte. So groß das Haus auch war, ſo war es doch in allen Zimmern, und Winkeln mit einem ſo unleidlichen Geruch verpeſtet, als wenn es ein ungeheurer Abtritt geweſen wäre.

Nachdem ich jetzo mein Tagebuch geendigt habe, ſo will ich Ihnen noch einige abgeriſſene Bemerkungen mittheilen, für die ich im Journal keinen Platz, oder Gelegenheit finden konnte, und die ich alſo bis an das Ende meiner Reiſe verſparen mußte.

Aus Ihrem, und anderer Freunde Briefen ſehe ich, daß Sie in der erſten Hälfte des Julius mehr ſchlechte, als gute Witterung gehabt haben. Auch wir haben auf der ganzen Reiſe faſt keine vier und zwanzig Stunden zugebracht, in welchen es nicht geregnet hätte, allein dieſe Regen fielen faſt immer (den einzigen Tag, da wir auf dem Gotthardt waren, und die letzten Tage meiner Rückreiſe ausgenommen) in der Nacht, und anſtatt uns aufzuhalten, und beſchwerlich zu ſeyn, reinigten, und kühleten ſie vielmehr die Luft ab.

Wegen der Fußſteige, und Wege darf man in den gebirgigten Theilen der Schweiz nicht viel vom Regen fürchten. Weil ſie faſt alle abhängig oder ſteil ſind, und meiſtens über felſigten Boden gehen, ſo können ſie durch die heftigſten Regen nicht ſehr verdorben werden. Der günſtigen, und faſt nie übermäßig heißen Witterung müſſen wir es am meiſten zuſchreiben, daß wir unſrer ſtarken und anhaltenden Märſche ungeachtet einen heitern Muth, friſche Sinne, und ſtets erneuerte Kräfte zum Genuß, und zur Beobachtung hatten. So gefährlich auch einige von den Wegen und Seen, durch und über welche wir gekommen ſind, von den meiſten Reiſebeſchreibern geſchildert werden, ſo haben wir doch nicht den geringſten Unfall erlebt. Auch auf dieſer Reiſe habe ich es oft bemerkt, daß die Beſchwerlichkeiten und Gefahren der Bergreiſen in der Schweiz faſt immer übertrieben, und wie ich glaube, ohne den Vorſatz, oder das Wiſſen der Reiſebeſchreiber übertrieben werden. Indem dieſe das, was ſie geſehen und erfahren haben, recht lebhaft und ſinnlich darſtellen wollen, vergrößern und übertreiben ſie, ohne es ſelbſt zu merken.

Nichts wird Sie mehr befremden, als daß ich in den milchreichen Cantonen, deren einzige oder Hauptbeſchäfftigung Viehzucht iſt, faſt nicht ein einziges mal guten Rahm zum Caffee, und friſche Butter gefunden habe. Nichts aber iſt natürlicher, als dieſes. Weil man die Milch mit größerm Vortheil (ſo denkt man wenigſtens) in Käſe, als in Butter verwandeln kann, ſo findet man von der letztern gerade in den Gegenden am wenigſten, wo die beſten Käſe bereitet werden. Schweiz erhält ſeine Butter größtentheils aus Zug, und bezahlt das Pfund mit vier bis fünf Batzen. Faſt eben ſo verhält es ſich in den übrigen kleinen Cantonen. Aus ähnlichen Urſachen iſt guter Rahm nicht weniger ſelten, als friſche Butter. Die Milch, welche man von den Heerden auf den Alpen gewinnt, wird ſchon in den Sennhütten ſelbſt in Käſe verwandelt, und bleibt ſelten ſo lange ſtehen, daß ſich recht fetter Rahm anſetzen könnte. Was man alſo von Milch und Rahm in den Dörfern und Flecken findet, erhält man von den wenigen Kühen, oder kleinen Heerden, die man zur höchſten Nothdurft bey den Häuſern behält, deren Tribut aber ſo geringe iſt, daß man faſt niemals unverdünnten Rahm bekommen kann.

Noch viel ſchlechter, als die Milch und Butter, war im Durchſchnitt der Caffee; der Wein hingegen, den man uns vorgeſetzt hat, war meiſtens vortrefflich. In einem Theil von Unterwalden und Uri giebt, oder trinkt man gewöhnlich Italiäniſche Weine: in einem andern Theile von Unterwalden hingegen, in Schweiz, Zug, und Lucern meiſtens weißen oder rothen Elſaſſer, wiewohl ich auch in Schweiz Schaffhäuſer, und in Aegeri recht guten Zürcher Wein getrunken habe. Ohne die köſtlichen Forellen, die man allenthalben antrifft, würde man in manchen Wirthshäuſern wenig, oder gar nichts eſſen können;

nen; doch habe ich das Eſſen nicht ſo ſchlecht, und die Raubſucht der Wirthe nicht ſo groß gefunden, als man mir beyde beſchrieben hatte. Wir ſind auf unſrer ganzen Reiſe nicht ein einziges mal überſetzt, oder unhöflich behandelt worden. Vielleicht aber trug hiezu unſer ehrlicher Begleiter, der die Wege und Wirthe alle kannte, eben ſo ſehr, als die Billigkeit der letztern bey. Dieſer guten Behandlung ungeachtet, iſt mir die Fußreiſe durch die kleinen Cantone höher zu ſtehen gekommen, als mir eine eben ſo lange Reiſe zu ſtehen gekommen wäre, die ich in Teutſchland mit Extra-Poſt gemacht hätte. Dies rührt am meiſten daher, daß wir beſtändig zween Begleiter frey halten mußten, und wegen der heftigen Anſtrengungen einen viel ſtärkern Hunger und Durſt hatten, alſo auch öfter eſſen, und trinken mußten, als wenn wir uns in einem bequemen Wagen fortbewegt hätten. Wenn wir Morgens um vier oder fünf Uhr auch noch ſo ſtark gefrühſtückt hatten, ſo waren wir doch immer ſchon um 8 Uhr wieder hungrig, und konnten dennoch kaum das Mittagseſſen abwarten. Nur wenn dieſes ein wenig ſpät fiel, gingen wir, ohne etwas weiter zu uns zu nehmen, bis an den Abend fort. Sehr oft aber waren wir gezwungen, uns zwiſchen dem Mittags- und Abendeſſen etwas Brod und Wein geben zu laſſen. Wenn die Wirthe in den kleinen Cantonen für einen weniger guten, und mannigfaltigen Tiſch auch mehr forderten, als man in den großen Cantonen bezahlen muß, ſo würde man ſich doch nicht über unbillige Begegnung beſchweren dürfen, weil ſie alles, was ſie geben, für eine, oder einige Perſonen anſchaffen müſſen, und die Ueberreſte nicht ſo gut brauchen können, als die Wirthe in den Gaſthöfen der großen Cantone.

Die Fußſteige fanden wir am beſchwerlichſten im Haßlithal, und in Unterwalden: am beſten aber im Canton Schweiz, wo ſie nach Art unſrer Chauſſeen mit Grand geebnet, oder mit großen Platten belegt waren. Im Canton Zug hatte man die Fußſteige an vielen Orten mit Steinen gepflaſtert, die aber nicht ſelten ausgetreten, oder ausgebrochen waren, und alsdann das Gehen beſchwerlicher, als auf den ungebahnteſten Wegen machten. Bey Buochs am Vier Waldſtätter See, zwiſchen Brunnen und Schweiz, und vom Sattel bis nach Einſiedlen ſind gemachte Wege, die befahren werden können, und die uns immer einen angenehmen Anblick gewährten, weil ſie uns die Annäherung gegen cultivirtere Gegenden verkündigten.

Unter den kleinen Cantonen, die ich geſehen habe, ſind in Anſehung einer jeden Art der Cultur, Unterwalden und Uri am weiteſten zurück, und Schweiz und Zug am weiteſten voraus, zugleich aber glaube ich, daß die letztern urſprünglich milder, und fruchtbarer ſind, als die erſtern. Cartoffeln, Hanf, und einige Arten von Obſtbäumen und Gemüſen ſind die einzigen Producte, zu deren Erzielung ſich der Fleiß der Menſchen mit der Natur vereinigt: alle übrigen aber, die bloß in den Gräſern, Kräutern, und Blumen der Alpen und Wieſen beſtehen, giebt die Natur unaufgefordert, wenn man etwa die Düngung der Wieſen ausnimmt. Getraide ſah ich nur ein einziges mal zwiſchen Schweiz und Stein, aber ſo wenig, daß es eher einem Gartenbeete, als einem Fruchtfelde, oder mehr dem erſten Verſuch mit einem ausländiſchen Gewächs, als dem Bau eines dem Klima und Boden angemeſſenen Nahrungsmittels ähnlich ſchien. In allen kleinen Cantonen finden ſich viele Thäler, und ſanfte Abhänge von Bergen, wo man alle Arten von Getraide, beſonders Roggen, Haber und Gerſte bauen könnte. Allein wenn man die Gründe in Fruchtfelder verwandelte, woher wollte man im Winter Nahrung für das Vieh hernehmen, das man den Sommer über auf die hohen Berge treibt? Selbſt die Nutzung der Alpen alſo macht es nothwendig, daß man die Thäler, und die Füße der Berge zu Wieſen beſtimmt. Nichts befremdete mich mehr, als daß ich nirgends Futterkräuter ſah. Man wartet und düngt die Wieſen vortrefflich, allein man zieht weder die großen Kleearten, noch andere Gattungen von Futterkräutern. Vielleicht hat man die letztern deßwegen noch nicht eingeführt, weil dadurch die bisherige Einrichtung der Viehzucht plötzlich übern Haufen würde geworfen, und anfangs große Verwirrungen angerichtet werden. Denn wenn die Reichen auf einmal anfingen ſich auf den Anbau der Futterkräuter zu legen, und alsdann die größere Zahl von Vieh, die ſie damit erhalten könnten, auf die gemeinen Alpen treiben wollten, ſo würden die letztern offenbar überladen werden. Bisher war faſt durchgehends ein ſolches Verhältniß zwiſchen dem Ertrage der Wieſen, und der Fruchtbarkeit der Alpen, daß man von dem Producte der erſtern ohngefähr ſo große Heerden den Winter über durchbringen konnte, als auf den letztern Futter fanden. Dies Verhältniß würde auf einmal aufgehoben, und ein ganz neues Geſetzbuch für die Schweizeriſchen Hirtenvölker nothwendig gemacht werden. So groß aber auch die Schwierigkeiten ſind, welche man bey der Einfühführung der Futterkräuter würde überwinden müſſen, ſo glaube ich doch, daß man ſie zum Beſten dieſer Länder zu beſiegen verſuchen ſollte. Mehrere Gegenden, beſonders Ober- und Unterwalden, haben noch viel größere Waldungen, als ſie haben ſollten. Wenn alſo dieſe allmälig ihre Wälder ſo weit aushieben, daß ſie zwar für ſich, und ihre Nachbaren Holz genug hätten, aber jährlich nicht eine Menge von Bäumen ungenutzt verfaulen laſſen dürften, ſo würden ſie viel mehr Alpen gewinnen, als ſie bisher hatten, und in eben dem Verhältniſſe müßten ſie ſich auch bemühen, wo nicht die Menge, doch die Fruchtbarkeit der Wieſen zu vermehren. Auch diejenigen Cantone, deren Waldungen nicht größer, als ihre Bedürfniſſe ſind, die alſo auch keine neuen Alpen mehr gewinnen können, auch dieſe würden durch die Einführung der Futterkräuter in Stand geſetzt werden, viel mehr Vieh fett zu machen, als ſie jetzo verkaufen.

Auf der ganzen Reiſe haben wir weder Adler, noch Gemſen, noch Hirten geſehen, welche das eigentliche große Appenzeller Kuhhorn hätten blaſen können. Den Canton Glarus ausgenommen, ſind die Gemſen wahrſcheinlich in der ganzen Schweiz nirgends häufiger, als auf den Bergen und Felſen, mit welchen die Herrſchafft Engelberg umgeben iſt. Hier ſollen ſich zu gewiſſen Zeiten Heerden von zwanzig bis dreyßig Stück verſammlen. In ſolcher Menge finden ſie ſich nur an ſolchen Orten, die man Gemslecken nennt, wo dieſe Thiere eine ſalzige, von den Felſen ausgeſchwitzte Feuchtigkeit mit großer Begierde ablecken.

Ungeachtet es mich nicht reut, die Reiſe durch die kleinen Cantone gemacht zu haben, ſo würde ich doch, wenn ich noch einmal eine ſolche Bergreiſe machen ſollte, einen ganz andern Reiſeplan entwerfen, als ich befolgt habe. Ich würde nemlich Unterwalden, die niedrigern Gegenden von Uri, Schweiz, Zug und Lucern nicht beſuchen, ſondern ich würde von dem Haßlithal über die Grimſel, und Furka, auf den Gotthardt, und von dieſem durch Oberwallis nach Sion oder Sitten gehen. Von Sion aus würde ich den Bernard beſteigen, alsdann über die Gemmi zurückkehren, und das Frutigen, Kander, und Siementhal genau unterſuchen. Auf dieſem Wege würde ich dieſelbige Lebensart und Sitten, noch viel merkwürdigere Menſchen, und eine größere Natur ſehen, als auf dem, den ich gemacht habe. Sollte ich aber, wie ich hoffe, noch einmal in die Schweiz kommen, ſo würde ich von Zürch aus über St. Gallen nach Appenzell, aus dieſem

Canton durch das Rheinthal nach Graubündten, und in die den Bündtnern unterworfenen Herrſchafften, beſonders das Veltlin gehen: und von da entweder über den Gotthardt, oder auch über den Bernard in Wallis eindringen, und zuletzt die Berniſchen Oberlande beſuchen.

Von der Regierungsform, und der Bevölkerung der kleinen Cantone habe ich Ihnen nichts geſchrieben, weil Sie über dieſe Puncte ſich im Fäſi, und andern Raths erholen können. Wahrſcheinlich würde ich noch manche gute Beobachtung gemacht haben, wenn mein Reiſeplan es mir erlaubt hätte, mich in einem jeden Canton, und merkwürdigen Orte, verhältnißmäßig ſo lange aufzuhalten, als ich im Canton Bern zubringen werde. Allein bey der eingeſchränkten Zeit, die ich zu einer ſolchen Reiſe anwenden konnte, und die man gewöhnlich dazu ausſetzt, mußte ich mich mit den Bemerkungen begnügen, die ich gleichſam im Laufe erhaſchen konnte. Es war mir nicht möglich, ſo viele Bekanntſchafften unter dem aufgeklärtern Theile der Einwohner zu machen, als man machen muß, um ein Land recht kennen zu lernen, oder wenigſtens konnte ich die gemachten Bekanntſchafften nicht ſo nutzen, und ſo lange fortſetzen, als ich gewünſcht hätte. Die Hauptabſicht meiner Reiſe durch die kleinen Cantone:

tone: die Natur in der innern, und gebirgigten Schweiz mit eignen Augen zu ſehen: dieſe Abſicht habe ich erreicht, und die Erfüllung von andern muß ich einer günſtigen Zukunft vorbehalten.

Das einzige, worüber Sie vielleicht noch einige Bemerkungen von mir verlangen, iſt der Zuſtand der Sprache in den verſchiedenen Cantonen, die ich beſucht habe. In allen Cantonen, ſowohl großen, als kleinen, in welchen ich bisher geweſen bin, iſt das Teutſche, ſo wie es der gemeine Mann ſpricht, ſo verdorben, und unverſtändlich, daß ein Ober- oder Niederſachſe, der auf einmal in die Schweiz verſetzt würde, und nicht durch die verwandten Dialekte in der Nachbarſchafft vorbereitet wäre, allenthalben einen Dolmetſcher brauchen, und manchmal kaum errathen würde, daß das, was er höre, Teutſch ſeyn ſolle. Dieſe Unverſtändlichkeit iſt aber nicht bloß den Schweizeriſchen Dialekten eigenthümlich; die Ober-Schwäbiſchen, Elſaſſiſchen, und, wie viele Reiſende mich verſichert haben, die Bayriſchen, und Oeſterreichiſchen Dialekte ſind für einen Sachſen, der ſie zum erſtenmale hört, nicht weniger räthſelhaft. Daß wir die Schweizer anfangs nicht verſtehen konnten, befremdete mich gar nicht, da ich es zum voraus erwartet hatte; allein daß wir, die wir das Teutſche am reinſten, und ſelbſt einem Holländer verſtändlich reden, oder zu reden glauben, daß wir von den Schweizern, beſonders vom gemeinen Mann, eben ſo wenig verſtanden wurden, als ſie von uns, das wunderte mich nicht nur, ſondern that mir auch wirklich ſehr leid, weil mir dadurch die Gelegenheit benommen wurde, ſelbſt alsdann, wenn ich die Schweizer Dialekte etwas ſtudirt hätte, mich mit Leuten aus den niedrigern Claſſen zu unterhalten. Was mir einſt in der Nachbarſchafft von Nidau begegnete, habe ich Ihnen ſchon zu einer andern Zeit geſchrieben. Meiner Frau aber geſchah es in einem der größten Gaſthöfe in der Schweiz, daß ein Mädchen aus dem Hauſe, an welches ſie eine Frage that, ihre Sprache für Franzöſiſch hielt, und ihr zur Antwort gab: lieb's Frauli, i verſteh kein Welſch. So klein manche Cantone auch ſind, ſo hat doch ein jeder einen eigenen Dialekt, und etwas eigenthümliches ſowohl in gewiſſen Wörtern, als in der Ausſprache. Die Schweizer ſelbſt wiſſen dieſes, und eben daher kommt es, daß Schwaben und Elſaſſer, deren Dialekte denen der Schweizer am ähnlichſten ſind, in gewiſſen Cantonen für Schweizer gehalten werden. Die einzige oder wichtigſte Eigenthümlichkeit aber, wodurch ſich die Schweizeriſchen Dialekte von allen übrigen ihnen verwandten Dialekten

ten unterſcheiden, iſt die beleidigende Härte, womit man alle die Buchſtaben ausſpricht, die in, oder durch die Kehle gebildet werden. Die Schweizer beſtätigen auf eine gewiſſe Art eine Bemerkung, die man ſchon oft gemacht hat: daß alle Bergbewohner härtere, und häufigere Gutturalen haben, als die Bewohner der Thäler: allein von einer gewiſſen Seite machen ſie auch eine Ausnahme, indem die Zürcher, die faſt am weiteſten von den hohen Gebirgen entfernt ſind, das G, K, und Ch viel härter, als alle Berg-Schweizer ausſprechen. In den größern Cantonen geſteht man den kleinern, und auch den Berniſchen Oberländern freywillig die Ehre zu, daß die Sprache, und Ausſprache derſelben reiner, als ihre eigne ſey. Allein ich habe dieſe Beobachtung nicht allgemein wahr befunden. Zwar war mir in den kleinen Cantonen die Sprache der Leute, die leſen und ſchreiben konnten, und viel mit Fremden umgegangen waren, verſtändlich, und vielleicht verſtändlicher, als die Sprache ähnlicher Perſonen im Berniſchen und Zürchiſchen. Auch verſtand ich den Dialekt im Canton Schweiz, ſelbſt wie er vom gemeinen Mann geſprochen wird, beſſer, als den im Berniſchen, und Zürchiſchen; allein die Sprache der gemeinen Unterwaldner, und Urner hätte ich noch viel weniger, als die der Berniſchen und Zürchiſchen Bauren ohne Dolmetſcher verſtehen können. Gemeine Unterwaldner, und Urner habe ich oft, und lange mit einander reden hören; allein ohne meinen Begleiter würde ich kaum eine einzige Periode haben errathen können. Die Berniſche Mundart (die der Aargauer ausgenommen, welche der Zürchiſchen ähnlich, und faſt noch unangenehmer, als dieſe iſt) ſcheint mir unter allen die ſanfteſte, und von gewiſſen Perſonen ausgeſprochen gleich der Schwäbiſchen ſanfter und lieblicher, als die richtigſte Ausſprache eines Niederſachſen, der das Fehlerhafte ſeines Dialekts abgelegt hat. So ſehr aber die Berner ihre Nachbaren, die Zürcher, in Anſehung der Ausſprache übertreffen, ſo ſehr weit iſt ihre Sprache ſelbſt, oder die Wörter, die ſie brauchen, unter der Zürchiſchen. Die Sprache der letztern, ſo ſchlecht ſie auch ausgeſprochen wird, nähert ſich der richtigen Bücherſprache viel mehr, und hat viel weniger uns Teutſchen ganz unverſtändliche Wörter, als die Berniſche. Alle Schweizeriſche Dialekte, vorzüglich der letztere, haben zuerſt manche veraltete Wörter, die ſich entweder nur noch in Schriften des ſechszehnten Jahrhunderts finden, oder auch nur allein in Sprachen übrig ſind, die ſich aus der Teutſchen bereichert haben. Dergleichen ſind, etwas uberkommen für etwas erhalten, Schwäher für Schwiegervater, Hammen für Schinken, lucken für ſehen. Die letztern Worte ſind, wie Sie bemerken werden, faſt unverändert, und in derſelben Bedeutung im Engliſchen, und das erſte wird Ihnen oft in Luthers Ueberſetzung der Bibel, und auch noch in ſpätern Schriften aufgeſtoßen ſeyn. Noch häufiger hört man in der Schweiz ſo ſehr verwandelte Wörter, daß ein Teutſcher ſie ſchwerlich wieder erkennen kann, wie Sparz für Spargel, Ziestick für Dienſtag: oder auch ſo gänzlich fremde, daß man billig zweyfeln muß, ob ſie jemals in einem in Teutſchland geſchriebenen Buch, oder auch nur in einer andern teutſchen Provinz ſeyen gebraucht werden. Dergleichen iſt zum Beyſpiel das Wort Abbrecher, welches ſo viel als Lichtputze bedeutet, und looſen, welches hören heißt. Auch die Abkürzungen, oder Verlängerungen machen viele Wörter anfangs unverſtändlich. Würden Sie nicht ſtutzen, wenn Sie zuerſt J, für ich, übergho für überkommen, g'ſi ſi für geweſen ſeyn, geſehen für ſehen hörten? Die größten Schwierigkeiten machen einem Fremden die ganz verſchiedenen Bedeutungen, die man in der Schweiz denſelbigen, oder wenig veränderten Wörtern giebt. Ohne vorher empfangenen Unterricht würden Sie wahrſcheinlich nicht zum Mittageſſen kommen, wenn man Sie zum Morgeneſſen eingeladen hätte, und noch viel weniger würden Sie zum Caffee, oder Goutiren kommen, wenn Sie zum Abendeſſen wären gebeten worden. Unter Abendeſſen verſteht man in der Schweiz einen Caffee, oder Thee, hinter welchem beſtändig Gebackenes, und Früchte gegeben werden. Was wir in Teutſchland Abendeſſen nennen, wird in der Schweiz Nachteſſen genannt. Unter den Wörtern, die in der Schweiz eine ganz andre Bedeutung haben, als in Teutſchland, ſind mehrere, bey denen man ſich unmöglich des Lachens, oder Erröthens, oder doch einer gewiſſen Verlegenheit erwehren kann. Lachen mußte ich, als ich zum erſtenmale von jemanden gebeten wurde, daß ich Brod, oder Käſe, oder Schinken hauen, d. h. ſchneiden möchte, oder als ich hörte, daß ein Gericht übel ſchmecke, d. h. rieche. Ungeachtet man es uns ſchon geſagt hatte, daß man ein gewiſſes Wort, was wohlerzogene Leute in Teutſchland nie in den Mund nehmen, für ſchmutzig brauche, ſo gerieth ich doch in keine geringe Verlegenheit, und Verſuchung zum Lachen, als eine ſchö[illegible] Dame mehrmalen hintereinander ſagte, daß ihr Kleid, und ihre Taſſe, u. ſ. w. beſch—ſſen ſey. Eben dies Wort nimmt man auch in allem Ernſte für hintergehen, in welchem

Sinne es in Teutſchland nur vom Pöbel, oder auch in der Studentenſprache gebraucht wird. So hörte ich jemanden in einer freundſchaftlichen theologiſchen Streitigkeit ſagen, daß die Juden unſern Herrn Chriſtus beſch—— zu haben geglaubt hätten. Noch viel unerwarteter war mir die Art, wie jemand das Wort h—ren *) brauchte, welches man in guten Geſellſchafften nicht auszuſprechen, und in Schriften nicht ganz auszuſchreiben wagt. Man erinnerte ein ſchönes junges Mädchen, daß ſie nicht h—— möchte, und wollte damit weiter nichts ſagen, als daß ſie ſich ſo nicht niederſetzen möchte, wie man ſich niederſetzen muß, wenn man ohne die Erde mit einem andern Theile, als mit den Füßen zu berühren, doch das Kinn nahe an die Knie bringen will. Es iſt für einen Teutſchen immer verwirrend, wenn einem Schweizer, und noch mehr einer Schweizerin, dieſe oder ähnliche Worte in ſeiner Geſellſchafft entwiſchen. Denn gemeiniglich denkt die Perſon, die ſie ausgeſprochen hat, gleich nachher ſelbſt daran, oder wird auch von andern auf-

merk-

---

*) Das Wort, womit man eine gewiſſe Attitude des Cörpers bezeichnet, ſoll für Schweizer ſehr unterſcheidbar von demjenigen ſeyn, womit ich, und viele andere Teutſche es bisher verwechſelt haben.

merkſam darauf gemacht, daß dieſe Worte bey uns eine ganz andere Bedeutung haben. Diminutiva braucht man in der Schweiz noch häufiger, als in Schwaben. Solche verkleinernde, oder Schmeichelworte endigen ſich aber ſelten in das Schwäbiſche Le, ſondern vielmehr, wenigſtens im Canton Bern, auf Li. Ungeachtet Wörter durch ſolche Veränderung ſich oft ganz unähnlich werden, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie ſehr vieles zur Milderung und Lieblichkeit der Mundart beytragen. Zu den gewöhnlichſten Diminutivis gehören Rudeli für Rudolph, Mareili für Marie, Gritli für Margarete, Frauli für junge Frau, Manni Volkli für Mannsperſonen u. ſ. w. Mehrere von dieſen Diminutivis haben mir ſo ſehr gefallen, daß ich ſie, wie einige andre glückliche, oder ausdrucksvolle Wörter in unſere Bücherſprache aufgenommen wünſchte. Zu dieſen letztern rechne ich die Wörter kommlich, welches bequem, anpaſſend, entſprechend bedeutet, und äufnen, welches ſo viel heißt, als in Aufnahme bringen. Andere noch kraftvollere, die ich mir gemerkt hatte, wollen mir jetzo nicht gleich einfallen. Zu den Merkwürdigkeiten des Schweizeriſchen Dialekts gehören auch gewiſſe verba ſolennia, oder ſolche Wörter und Formeln, die man häufiger als andere, und eben deßwegen in ganz verſchiedenen, oft unbeſtimmten, und unrichtigen Bedeutungen braucht, die man bisweilen ausſpricht, weil man ſich auf das rechte Wort nicht beſinnen kann, oder um einen Gedanken auszufüllen, oder zu verſtärken, oder zu betheuren, oder doch um etwas zu antworten. Von dieſer Art ſind: myn Troſt, welches man, wie in Schwaben, Troſcht ausſpricht, oder myn Troſt des Lebes, ferner Evaltig, das oft nichts, meiſtens wahrhaftig bedeutet, gang wie gang, für, wie immer, oder wie gewöhnlich, per ſe, für, es verſteht ſich, verfect wohl, gar wohl, es ſoll mich gar wohl früen, für, es wird mir ſehr angenehm ſeyn. Unter allen Schweizern ſind die Zürcher diejenigen, welche ihre Ausſprache am ſchwerſten ablegen, aber die teutſche Sprache am reinſten ſchreiben, und am meiſten ſtudiren. Zürch ſendet ſowohl Haus- als Schullehrer in alle übrige Cantone aus, und dieſe Zürchiſchen Gelehrten oder Lehrer ſind es auch, welche die Jugend zum Leſen guter teutſcher Schriftſteller am eifrigſten anhalten, und das Studium unſrer Sprache immer mehr und mehr verbreiten. Ueberhaupt haben die Vornehmern und Aufgeklärtern in allen Cantonen, die ſich entweder in Teutſchland aufhielten, oder doch mit Teutſchen Umgang hatten, oder viele teutſche Bücher laſen, eine beſſere Ausſprache, und auch Sprache, als der gemeine Mann. Allein eben dieſe Perſonen bemühen ſich nur nach unſrer Art zu reden, wenn ſie in unſrer Geſellſchafft ſind: ſie entziehen ſich dieſem Zwange, und reden ihren vaterländiſchen Dialekt, wenn ſie auch in Geſellſchafft von Teutſchen zu einem Landsmann ſprechen. Solche aufgeklarte Schweizer hören mit Aufmerkſamkeit zu, wenn ein Teutſcher ſeine Sprache gut ſpricht, und ausſpricht; allein ſie verachten ihre Landsleute als Thoren, wenn ſie vorſetzlich, oder unverſehens beſſer, oder anders, als die übrigen Schweizer reden. Eben dieſes begegnet den Franken, Schwaben, Elſaſſern u. ſ. w. wenn ſie ſich eine Zeitlang in Ober- oder Niederſachſen aufgehalten, und etwas von der beſſern Mundart angenommen haben. Es läßt ſich zwar leicht begreifen, wie man Perſonen, die anders als ihre Landsleute reden, einer lächerlichen Ziererey argwöhnen kann, allein ſo lange man dieſen Argwohn nährt, und dieſe Begegnung gegen alle Reformatoren fehlerhafter Dialekte fortſetzt, ſo lange iſt auch an eine merkliche, oder ernſtliche Verbeſſerung fehlerhafter Mundarten nicht zu denken.

So übel man es nimmt, wenn jemand im gemeinen Leben beſſer, als ſeine Mitbürger reden will, ſo ſehr würde man es einem Prediger verargen,

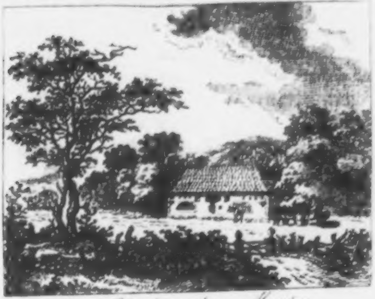
argen, wenn er ſich nicht auf der Canzel über die Sprache des gemeinen Lebens erheben wollte; und zwar muß die Sprache eines geiſtlichen Redners nicht bloß ausgeſuchter ſeyn, als die des gemeinen Lebens, ſondern er muß ſich auch in der Ausſprache ſelbſt von der gewöhnlichen entfernen. Auch wir Teutſche, wenn wir laut oder öffentlich reden, ſprechen gleich allen übrigen Völkern gewiſſe Sylben, und Wörter ſchärfer, und vollſtändiger, als im gemeinen Leben aus; allein nirgends habe ich die Unterſchiede zwiſchen der gewöhnlichen, und der feyerlichen Ausſprache ſo groß, und ſo häufig, als in der Schweiz gefunden.

Hier haben Sie nun den ganzen Vorrath meiner Bemerkungen, die ich auf meiner Reiſe durch die kleinen Cantone gemacht habe. Ich glaube kaum, daß mir etwas wichtiges entfallen iſt. Wenn Sie aber über dieſen oder jenen Punct, den ich entweder vergeſſen, oder als bekannt vorausgeſetzt habe, Aufklärung wünſchen, ſo laſſen Sie es mich in Ihrem nächſten Briefe wiſſen. So bald ich mich ganz wieder erholt habe, reiſen wir in die franzöſiſche Schweiz, von woher ich Ihnen wahrſcheinlich zuerſt ſchreiben werde. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden, u. ſ. w.

Am 12ten Aug.

Zweyter Brief.

II. B. p. 210



das Beinhaus bey Murten

Lauſanne, am 21ſten Aug.

Beſter Freund,

Von dem Tage an, an welchem ich meinen letzten Brief ſchloß, bis auf meine Abreiſe hieher, iſt uns nichts merkwürdiges vorgekommen, oder begegnet, was der Mühe werth geweſen wäre, aufgeſchrieben zu werden. Jetzo aber habe ich wieder angefangen, neuen Stoff zu einem Briefe zu ſammlen.

Wir fuhren geſtern erſt gegen Mittag von Nidau weg, und kamen etwa um ſechs und ein halb Uhr in Murten, und um neun in Avanche, oder Wiflisburg an. Die Wege bis dahin ſind nur ſo lange gut, als man auf Berniſchem Grund und Boden fährt. Wenn man aber in das Freyburgiſche Gebiet, oder in die gemeinſchafftlichen Vogteyen kommt, die Bern und Freyburg abwechſelnd regieren laſſen, ſo werden die Wege ſchlecht und uneben. Die Gegend am Murten-See, beſonders eine halbe Stunde vor Murten, iſt eine der fruchtbarſten und lachendſten, die ich in Teutſchland, und in der Schweiz geſehen habe. Auf allen Hügeln entdeckt man ſchöne Landhäuſer, in welchen die reichen Familien aus Bern einen Theil der ſchönen Jahrszeit unter dem mildeſten Himmelsſtrich der Gaben der gütigen Natur genießen. Murten iſt eine artig gebaute Stadt, und man ſieht bald, daß ihre Einwohner, von den Regierungen von Bern und Freyburg, denen ſie ſich mit Vorbehalt ihrer Freyheiten unterworfen haben, nicht gedrückt werden. Auch hier findet man, wie in Biel, Neuenburg, und Bern, doch nicht ſo allgemein und ſchön, als in der letzten Stadt, Arcaden oder bedeckte Gänge, die unter den Häuſern fortlaufen. Weil ich glaubte, daß das berühmte

Beinhaus der Burgunder gleich vor der Stadt nach Avanches zu liege, ſo konnte ich es kaum erwarten, daß wir es erreichten. Dies Beinhaus ſteht an der rechten Seite des Weges, nicht weit vom See, und iſt ein ſchönes länglichtes Viereck, welches vor nicht gar langer Zeit auf Koſten der Städte Bern, und Freyburg maſſiv erbaut worden iſt. Die Länge beträgt ohngefähr ſiebenzehn, und die Breite ſechs Schritte. An den beyden längern Seiten ſind zwey, an den ſchmälern nur ein eiſernes Gitter in der Mauer angebracht, damit die Luft durchſtreichen, und die dürren Gebeine vor Fäulniß bewahren könne. Dieſe Ueberbleibſel von 20000, oder 26000 Burgundern ſind zwiſchen vier Mauren aufgehäuft, die etwa drey Fuß hoch ſind, und von den äußern Mauren ſo weit abſtehen, daß zwar ein freyer Gang zwiſchen beyden übrig bleibt, daß man aber doch von außen durch die weiten Oeffnungen der Gitter hinanreichen, und die nächſten Gebeine berühren kann. Nicht leicht fährt, oder geht hier ein Fremdling vorüber, der nicht einige Augenblicke verweilen, und irgend einen Reſt der traurigen Schlachtopfer des raſenden Ehrgeizes Carls des Kühnen zum Andenken mitnehmen ſollte. Auch wir thaten eben das, was andere Reiſende zu thun pflegen. Wir nahmen für uns ein Fragment von einem Lendenknochen, und beſtellten für einen guten Freund einen Schädel, die ſchon ſo ſehr verſchleppt worden ſind, daß wir nirgends einen ganz unverſehrten auffinden konnten. Durch dieſe beſtändig fortdauernden Entwendungen, und dann durch das heimliche Nagen der Luft, und Feuchtigkeit, die in jedem Augenblick Theile auflöſen, oder forttragen, ſind die Gebeine der Burgunder, die der Ueberlieferung zufolge vormals bis an die innere Decke eines gleich großen Gebäudes empor ſtiegen, ſo ſehr zuſammen geſchwunden, daß ſie ſich in Form eines ſpitz zuſammenlaufenden Daches nur noch einige Schuh über die ſteinerne Einfaſſung erheben, von welcher ſie zuſammengehalten werden. Der fernern Verminderung könnte man dadurch vorgebeugt haben, daß man die Einfaſſung entweder weiter von der äußerſten Mauer entfernt, oder die Oeffnungen der eiſernen Gitter kleiner gemacht hätte. So ſehr ſich aber auch der Haufe von Gebeinen vermindert hat, ſo iſt er doch immer noch ein merkwürdiges, und rührendes Denkmal von der Tapferkeit der alten Helvetier, und von den ſchrecklichen Verwüſtungen und Trauern, welche die Raſerey eines einzigen erlauchten Thoren in unzähligen Familien anrichten kann. Man braucht weder Schweizer, noch Burgunder, ſondern nur Menſch zu ſeyn, um erſchüttert zu werden, wenn man bedenkt, daß alle, oder die meiſten Erſchlagenen, deren Gebeine man vor ſich ſieht, Eltern, oder Geſchwiſter, oder Weiber, und Kinder in allen Theilen Europens hatten, und daß dieſe vielen Tauſende in wenigen Augenblicken durch die ſcheuslichſten Verwundungen, und Verſtümmelungen den Ihrigen entriſſen, und von der Erde vertilgt wurden. An manchen Gebeinen ſieht man noch die Spuren der ungeheuren Schlachtſchwerdter und Streitärte, wodurch ſie geſpalten, und ihre ehemaligen Beſitzer getödtet wurden. Die noch übrigen Knochen ſind durch die Länge [illegible] Zeit ſo ausgedörrt worden, daß, wenn man auch unter dem Winde ſteht, oder einzelne Knochen an die Naſe bringt, man nicht den geringſten Todtengeruch ſpüren kann. Man findet aber in dieſem Beinhauſe nicht bloß nahe ungeſuchte Veranlaſſung zu ſittlichen Rührungen und Betrachtungen, ſondern auch zur Bewunderung der Allmacht und Güte, welche diejenigen Menſchen erſchuff, die hier von ihren Brüdern erwürgt wurden. Viele Knochen ſind an gewiſſen Theilen ſo angefreſſen worden, daß man den ganzen innern Bau derſelben ſo gut beobachten kann als wenn ſie von einem großen Naturkündiger wären zubereitet und erhalten

werworden. Dies innere Zellengewebe der Knochen iſt nicht minder fein, und bewundernswürdig, als das von den zarteſten Blättern und Pflanzen, die man zwiſchen den Fingern zerreiben kann. Ich übergehe die Inſchriften, die man an allen vier Seiten des Gebäudes lieſt, und die ſchon von mehrern Reiſenden abgeſchrieben ſind. Sie ſind, wie alle Inſchriften von Männern auf Männer ſeyn ſollten, kernhaft, ohne allen Prunk, ohne Prahlerey, oder Spott gegen die Ueberwundnen; die neueſte und ſchönſte iſt in teutſchen Verſen vom Herrn von Haller. Man könnte einen ganzen Tag zubringen, wenn man alle die Namen und Gedanken leſen wollte, die nicht nur an die Wände, ſondern auch ſogar an die Gebeine der Burgunder angekritzelt ſind. Die umliegende Gegend ſchien recht zu einem Schlachtfelde, und zum Schauplatz einer ſo fürchterlichen Niederlage, als Carl der Kühne 1476. hier litt, von der Natur beſtimmt zu ſeyn. Carl hatte ſich an dem ganzen Geſtade des Sees hergelagert, und das ſchweizeriſche Heer, das kaum halb ſo ſtark, als das Burgundiſche war, brach von den ſanften Anhöhen, die ſich in einiger Entfernung vom See erheben, mit unwiderſtehlicher Gewalt in die feindlichen Schaaren ein. Die muthloſen, oder geſchlagenen Burgunder konnten nicht entfliehen, oder wurden bey Tauſenden in den See geſprengt. Carl ſelbſt war der einzige, oder einer von den wenigen, welche ihre mächtigen Pferde durch den See trugen. Einer alten Ueberlieferung zufolge henkte ſich der Kammerdiener des Herzogs an den Schweif des Pferdes, und ſchwamm mit ſeinem Herrn glücklich dem entgegengeſetzten Ufer zu. Als aber Carl noch einmal umblickte, und ſein ganzes Heer, womit er die Schweiz zu unterjochen gedacht hatte, entweder zerſtreut, oder in den Staub geſtreckt, oder im See umkommen ſah, zog er in einem Anfall von wüthendem Gram und Unwillen ein Piſtol hervor, das er freilich beſſer gegen den Feind, oder gegen ſich ſelbſt gebraucht hätte, und erſchoß ſeinen treuen Diener, als einen Elenden, der nicht werth ſey, ſo viele tauſend tapfere Krieger zu überleben. Wenn Carl auch das nicht that, was die Ueberlieferung von ihm erzählt, ſo hätte er es wenigſtens ſehr wohl thun können. Unzählige Unglückliche, die viel weniger heftige Leidenſchafften, als Carl der Kühne hatten, haben in Augenblicken von Verzweyfelung, Reſte von Gütern, die ſie hätten retten können, verachtet, oder ſelbſt zerſtört, weil ſie viel mehrere und größere verloren hatten.

Als wir das Beinhaus der Burgunder, und das umherliegende mit Blut gedüngte Schlachtfeld verließen, traffen wir bis Avanches nichts an, was unſere mit Bildern des Todes, und der Sterblichkeit angefüllte Einbildungskraft hätte zerſtreuen können. Vielmehr wurde unſre einmal empörte Phantaſie durch die feierliche Stille der herannahenden Nacht, und durch den melancholiſchen Schimmer des Mondes, den dunkle Bäume bald brachen, und bald ganz auffingen, nur noch mehr in Bewegung geſetzt, und wir glaubten in den weißen Steinen, womit die Chauſſee hin und wieder beſäet war, eben ſo viele Gebeine von Burgundern zu ſehen. Mit einer ſolchen Stimmung der Seele erreichten wir endlich die erſten Trümmer des alten Aventicum, die nach Murten hin, wie nach einer jeden andern Seite in der Entfernung von einer guten halben Stunde zerſtreut liegen. Dieſe Trümmer beſtehen, wie die Reſte aller übrigen Römiſchen Städte, in Mauren, Säulen, Stücken von Waſſerleitungen, künſtlich gearbeiteten Böden u. ſ. w. Ich beſinne mich nicht, daß ich in meinem ganzen Leben ſo lange, und mit ſo vieler Rührung an das Loos der Menſchheit, und an die Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge gedacht hätte, als in den Augenblicken, wo ich von den Ueberbleibſeln des ſtolzeſten Heers ſeiner Zeit in die Trümmer einer Stadt verſetzt wurde, welche Tacitus die vornehmſte unter allen Städten Helvetiens nennt. Nicht bloß die Aſche und Gräber, dachte ich, ſondern auch die Tempel und Wohnungen der römiſchen Coloniſten werden jetzt von dem Pfluge und Grabſcheit umgewühlt. Von welchen Menſchengeſchlechtern werden wol deine und deiner Zeitgenoſſen Ueberbleibſel, die ihr jetzo meiſtens ſo gedankenlos auf den Ruinen des edelſten Volks der Erde einherwandelt, nach dreyzehn oder vierzehn Jahrhunderten zertreten werden? Hätte wol der größte unter den Menſchen, Julius Cäſar, oder wer ſonſt dieſe Stadt gegründet hat, daran denken können, daß eben die Germanier, die er in ihre dickſten Wälder zurücktrieb, ſeine Pflanzſtadt erobern, und daß bald nachher eine ihm unerhörte und verächtliche Räuberbande aus dem entfernteſten Aſien, die nur deßwegen die Erde verwüſtete, weil die Römer durch ihre Tapferkeit, wie durch ihre Laſter alle übrigen Völker aufgerieben hatten, daß dieſe ſie gänzlich zerſtören würde?

Das jetzige Wiflisburg iſt durch nichts, als ſeine ſchon oft beſchriebene Alterthümer merkwürdig, unter denen ſich zwar keine Meiſterſtücke finden, die ich aber doch gerne geſehen hätte, wenn wir nicht ſo ſpät angekommen wären, und den folgenden Morgen früh hätten abreiſen müſſen, um noch Lauſanne zu erreichen. Wir fuhren ſchon um ſechs Uhr von Wiflisburg weg, und kamen durch Peterlingen, oder Paverne gegen Mittag in Moudon, oder Milden an. Alle eben genannte Städte ſind weniger ſchön, lebhaft, und reinlich, als die Landſtädtchen in der teutſchen Schweiz, und ich vermuthe faſt, daß ſie von ihren zu großen Privilegien, und zu reichen Gemeinheiten, wie einige in dem Teutſchen Gebiet des Cantons Bern, verzehrt werden. Unendlich blühender, als dieſe Städte, ſind die Landſchaften, die man zwiſchen derſelben antrifft, und vorzüglich das Thal zwiſchen Peterlingen und Milden, das gewiß zu den anmuthigſten im Pays de Vaud gehört. Dies Thal iſt nicht ängſtlich eingeſchränkt, aber doch auch nicht ſo weit ausgedehnt, daß man nicht die unzähligen an den beyden Seiten der Berge hängenden, und meiſtens neuen und mit Ziegeln gedeckten Häuſer, wie die Abtheilungen der Wieſen und Gefilde, deutlich überſchauen könnte. Im ganzen Thal aber zieht kein anderer einzelner Gegenſtand die Augen ſo ſehr auf ſich, als das Schloß Lucens, ehemals ein Luſtſitz der Biſchöfe von Lauſanne, und jetzo die Wohnung der Berniſchen Landvögte von

Moudon. Dies Schloß liegt auf einem hohen Felſen, und ſeine Lage ſelbſt ſcheint zu verkündigen, daß die Beſitzer das ganze Thal nicht nur überſehen, ſondern auch beherrſchen müßten. In Moudon traffen wir außer andern Fremden einen fetten Franzöſiſchen Financier an, der in der Schweiz nichts mehr, als die vortrefflichen Gaſthöfe, und die ausgeſuchten Tafeln bewunderte. Von dieſem geſprächigen Mann hörten wir, daß alles Obſt in dem größten Theile von Frankreich mißrathen ſey, und daß eine einzige Pfirſche in Paris, und auch in andern Städten um einen bis zween Livres gekauft werde. Von dieſen und ähnlichen Nachrichten kam er bald auf Neckern, deſſen Fall ſeine lange geſammlete Wuth im geringſten nicht gemindert zu haben ſchien. Er beſchuldigte den geſtürzten Miniſter eines ungemeſſenen Ehrgeizes, und eines unbegränzten, wenn gleich heimlichen Eigennutzes. Sein Compte rendu ſey weiter nichts, als eine künſtliche Windbeuteley, indem er der Nation nicht allein nichts erſpart, ſondern ihre Schulden noch um 700 Millionen vermehrt habe. Dies ſey ihm von dem Clienten irgend eines Prinzen vom Geblüte bewieſen worden, den er dafür in die Baſtille habe ſetzen laſſen wollen. Wenn ich Luſt zu ſtreiten gehabt hätte, ſo würde ich ihn mit der einzigen Frage haben niederſchlagen können: Wenn alles das wahr ſey, warum denn er, und alle ſeine Brüder ſo ſehr wider Herrn Necker aufgebracht wären, und warum in unſerm ganzen Jahrhunderte der Hof nie ſo viel Credit, und Heere und Flotten nie ſo viel Muth und Glück, als unter der weiſen und thätigen Verwaltung von Necker gehabt hätten?

Von Moudon aus zieht ſich der Weg vier Stunden hinter einander den kleinen Jura hinan, der von dem großen Jura Gebirge in einer beträchtlichen Strecke ausläuft. Er iſt nicht nur an ſeinen Abhängen, ſondern auch auf den oberſten Höhen mit Dörfern, und einzelnen Häuſern beſetzt. Auf dem höchſten Gipfel entdeckt man die Ketten der Walliſer und Savoyiſchen Schneeberge, und die weniger hohen und entfernten, aber ganz nackten Savoyiſchen Felſen, die bey hoher Sonne ſchwarzblau, gegen Abend aber dunkelroth ausſahen, und bey weiten nicht mit einer ſo milden, und doch lebhaften Roſenröthe vergoldet waren, als die Schneeberge an ihren Spitzen zu zeigen pflegen. Eine Stunde vor Lauſanne ſahen wir den Genfer See, aus welchem das ſanfte Bild des Mondes zurückſtrahlte. Erſt gegen neun Uhr ſtiegen wir im Lion d'or ab, in welchem, wie in den übrigen angeſehenen Gaſthöfen

höfen der ganzen Franzöſiſchen Schweiz, ſowohl Wirthe, als Keller Teutſche, oder doch teutſche Schweizer ſind. Es fehlt den Franzöſiſchen Schweizern, wie den Franzoſen an derjenigen Reinlichkeit, und haushälteriſchen Ordnung und Pünctlichkeit, die zu einem guten Gaſtwirthe gehören. Beyde ſpielen zu gerne, oder zu früh die großen Herren, werden daher von ihren Leuten betrogen, und eben dadurch bald gezwungen, ſich an den Reiſenden zu erholen. Es iſt ihnen alſo nicht möglich, ſich neben den geſetztern, ſorgfältigern, reinlichern, und billigern Teutſchen, und teutſchen Schweizern zu erhalten.

Lauſanne iſt größer, als Göttingen, aber weniger bevölkert. Die Zahl der Häuſer ſchätzt man auf dreyzehn hundert, und die der Einwohner auf acht bis zehn, einige aber nur auf ſieben tauſend. In der ganzen Stadt iſt kein einziges prächtiges, weder privat noch öffentliches Gebäude. Das neue Spital macht in der Ferne einigen Eindruck; wenn man aber demſelben nahe kommt, ſo findet man es in einem kleinen Winkel verſteckt, und abſchreckend unreinlich. Auch die Hauptkirche enthält faſt nichts merkwürdiges, als das Grabmal des Pabſtes Felix des fünften, ehemaligen Herzogs von Savoyen. In keiner Stadt in der Schweiz habe ich ſo enge, un-

unebene, ermüdend ſteile, und ſäuiſche Gaſſen geſehen, als in Lauſanne, und beſonders in den Vorſtädten. Man mag hinblicken, wohin man will, ſo ſtößt man allenthalben auf Merkmale franzöſiſcher Unreinlichkeit. Schwarze eckelhafte Wäſche hängt man nicht nur aus den Fenſtern, ſondern auf den öffentlichen Spatziergängen, und ſo gar an den Kirchen zur Schau. Fabriken und Manufacturen ſind keine, oder doch von keiner Bedeutung hier, weil alle Nothwendigkeiten des Lebens hier noch theurer, als in Bern, und den übrigen Städten der teutſchen Schweiz ſind, und die Triebfedern der Induſtrie fehlen, wodurch die Einwohner von Genf bisher eine noch größere Theurheit überwanden. Unter den Künſtlern, oder künſtlichen Arbeitern zeichnen ſich beſonders die Herren Coſte und Pergot aus, die beyde, alle Arten von Kleinodien, beſonders feine Arbeiten aus Elfenbein und Haaren, in einem ſolchen Grade von Vollkommenheit machen, daß ſie ſelbſt nach Paris und London verſchickt werden. Bey dem erſtern ſah ich ein mir unbekanntes Naturproduct, das für das Horn eines Einhorns ausgegeben, und auf 50 neue Louis d'or geſchätzt wurde. Länge und Biegſamkeit hatte dies ſeltene Stück mit einem ſchönen Indiſchen Rohr gemein; die Farbe war aber anders,

ders, als die letztern zu haben pflegen. Der größte Theil der Handwerker in Lauſanne beſteht aus Teutſchen, und dieſe Stadt würde alſo noch viel menſchenleerer ſeyn, wenn die entſtehenden Lücken nicht einigermaaßen mit Fremden ausgefüllt würden. Sowohl die untern, als die mittlern Claſſen leben von den wenigen reichen adelichen, und fremden Familien, die ſich hier niedergelaſſen haben, und den Winter wenigſtens in der Stadt zubringen, oder auch von den vornehmen jungen Fremden, beſonders Engländern, die ſich hier der Sprache wegen aufhalten. In ganz Lauſanne ſind etwa vier Familien, die 40000 Franken, jeden zu zehn Batzen gerechnet: und etwa ein Dutzend, die zehn bis funfzehn Tauſend jährlicher Einkünfte haben. Junge Engländer waren jetzo über vierzig hier, die, wie unſre jungen Landsleute, und die teutſchen Schweizer alle in Penſion gehen. In ſolchen Penſionen erhält man nicht nur Wohnung, Mittags- und Abendtiſch und zwar ſehr guten, Frühſtück, Feurung, und Licht, ſondern auch täglich zwo Stunden gemeinſchafftlichen Unterricht in der franzöſiſchen Sprache mit den übrigen Mitgliedern der Penſion, und für dies alles giebt man monatlich nicht mehr, als ſechs neue Louis d'or: gewiß ein ſehr geringer Preis an einem Orte, wo alles ſo theuer iſt *)! Faſt alle übrige Wiſſenſchafften und Künſte werden privatiſſime gelehrt, und ſolche Privatſtunden werden zwar nicht alle nach einerley Taxe, aber doch immer ſehr theuer bezahlt. In der teutſchen Schweiz iſt keine angeſehene Familie, die nicht ihre Kinder, ſowohl Söhne als Töchter, auf einige Jahre ins Pays de Vaud in Penſion ſchickte, und dazu erwählt man am liebſten Lauſanne, weil ſich in keiner andern Stadt ſo viele gute Geſellſchafft, und ein ſolcher Zuſammenfluß von Fremden findet, und auch keine ſo ſehr in dem Rufe ſteht, daß das Franzöſiſche darin rein geſprochen, und ausgeſprochen werde. Dieſen letzten Ruhm hat ſich Lauſanne wahrſcheinlich am meiſten dadurch erworben, daß ſchon ſeit geraumer Zeit ſo viele Fremde bloß um der Sprache willen hingekommen ſind, und die Einheimiſchen ſich eben deßwegen mit deſto größerm Eifer auf das Studium ihrer Sprache gelegt haben. Weil der Aufenthalt, und Unterricht von Ausländern die Hauptnahrung, und Beſchäfftigung der meiſten Einwohner von

---

*) Wenn Sie von ohngefähr um eine Nachricht von einer guten Penſion gebeten werden; ſo empfehlen Sie auf mein Wort Herrn Blanc, bey welchem ſich mehrere Engländer, und auch mehrere meiner jungen Freunde mit vielem Vergnügen und Nutzen aufhalten.

von Lauſanne ausmacht, ſo entſteht daher nicht nur die ſchon oft geprieſene, und auch wirklich lobenswürdige Gefälligkeit gegen Fremde, ſondern auch eine bisweilen zu weit getriebene Nachſicht gegen ihre Ausſchweifungen. Ein junger Engländer zum Beyſpiel wagte es einſt, ein noch nicht reifes Mädchen von 13 Jahren an der öffentlichen Landſtraße zu nothzüchtigen, wurde aber von einem Bauren, der in der Nähe war, an der Vollendung ſeiner ſchändlichen That gehindert. Dieſer Frevel blieb nicht allein ungeſtraft, ſondern der Frevler hatte die unerhörte Unverſchämtheit, den Bauren wegen zugefügter Mißhandlungen zu verklagen, und brachte es auch wirklich dahin, daß der Retter der Unſchuld dem verruchten Jungfern-Schänder auf eine gewiſſe Art Abbitte thun mußte. Ein anderer Engländer war raſend genug, in das Zuchthaus Feuer zu legen, weil man ſeine Mätreſſe hineingeſteckt hatte. Man entdeckte den Thäter, ohne die That zu ahnden.

Lauſanne unterſcheidet ſich nicht nur durch die Reinigkeit ſeiner Sprache, ſondern auch durch die Reinigkeit ſeiner Sitten von vielen nicht größern Städten der Schweiz, und unſres Vaterlandes. In ganz Lauſanne iſt kein einziges eingebornes Frauenzimmer vom Stande, das den

Franzöſinnen nachahmte, und öffentlich Liebhaber duldete, oder begünſtigte. Die Frauen und Mädchen vom Mittelſtande ſind weniger geputzt, als bey uns, ungeachtet der Gebrauch der Schminke viel allgemeiner iſt. Auch die Gelehrten gehen den neuen Moden in der Farbe, und dem Schnitt von Kleidern u. ſ. w. viel langſamer nach, als die unſrigen. Der größte Vorwurf, den man dem Frauenzimmer, und der guten Geſellſchafft überhaupt machen kann, iſt Spielſucht. Dieſe geht ſo weit, daß ſie Männer und Weiber von Spaziergängen abhält, und daß man vor acht oder neun Uhr, um welche Zeit die Spielgeſellſchafften auseinander gehen, die ſchönſten öffentlichen Promenaden öde und verlaſſen ſieht. Dieſer allgemeine Hang zum Spiel iſt um deſto ſonderbarer, da man nirgends hohes Spiel ſpielt. Denn in Geſellſchafften vom erſten Range kann man höchſtens zwey Louis d'or, und in denen vom mittlern Stande höchſtens einen Thaler verlieren. Der Allgemeinheit des Spiels muß man es wahrſcheinlich zuſchreiben, daß auch Geiſtliche, ohne Aergerniß zu geben, ſpielen, das heißt, an dem einzigen, oder Hauptamüſement aller Geſellſchafften Theil nehmen können. Der Aufmerkſamkeit, und ſtrengen Sittenzucht, welche die Geiſtlichkeit ausübt, hat man es zu verdanken, daß keine liederliche Häuſer geduldet werden. Noch rühmlicher iſt es für eine Stadt, wo ſo viele junge Leute vom Stande einen Theil ihrer Bildung erhalten, daß Freydenkerey ſich eben ſo wenig, als Unſittlichkeit öffentlich zeigen, und Proſelyten machen darf.

Die Lage von Lauſanne, und den umliegenden Gegenden habe ich nicht ſo ſchön gefunden, als ſie mir von vielen iſt beſchrieben worden. Ich habe alle Promenaden in, und außer der Stadt, die merkwürdigſten Landſitze, und die vortheilhafteſten Standpuncte beſucht, allein ich habe keinen gefunden, den ich mit den ſchönſten Ausſichten in, und um Coſtanz herum hätte vergleichen können. Die berühmte Promenade Mont-Benon, die gleich außer der Stadt liegt, beſteht nur aus einer einzigen Allee, und iſt bey weitem nicht ſo ſauber, und wohl unterhalten, als die Spatziergänge um Zürch, und Bern. Rechts hat man gar keine merkwürdige Gegenſtände, und links ſieht man in eine Gruppe von Weingärten und Landhäuſern hinab, die aber nicht mahleriſch ſind, und einen zu eingeſchränkten Vorgrund zwiſchen der Promenade und dem See bilden. Dieſer letztere wird in der Gegend von Lauſanne ſo wenig befahren, daß man den Mont-Benon mehrere Tage beſuchen kann, ohne ein einziges ſegelndes Schiff zu entdecken, weßwegen der Kaiſer den Genfer-See das todte Meer genannt haben ſoll. Wenn man mit ſeinem Blick über den See wegſetzt, ſo ſieht man nichts, als niederſchlagende Gegenſtände: Zuerſt das traurende ſavoyiſche Ufer, und dann die ſchwarzen und nackten ſavoyiſchen Felſen, die nicht erhaben, ſondern abſchreckend ſind, und hinter welchen nur ein kleiner Theil der höchſten Spitze des Mont-Blanc hervorragt, welche man erſt ſeit etwa vierzig Jahren (ſo erzählt man hier wenigſtens) wahrzunehmen angefangen hat, vermuthlich, weil der Fels, der ihn bisher bedeckte, etwas von ſeinem Haupte verloren hat. Der arme ſavoyiſche Landmann wird nicht ſo ſehr durch die Auflagen, welche der Landesherr von ihm fordert, als durch die unmenſchlichen Vorrechte des Cloſters la Ripaille niedergedrückt, welches unter andern in allen Oertern, die ſeiner Gerichtsbarkeit unterworfen, oder ſonſt von ihm abhängig ſind, der einzige Erbe iſt, wenn die verſtorbenen Perſonen keine leibliche Kinder nachlaſſen. Durch dieſe Bedrückungen wird der Muth, und die Arbeitſamkeit des Landmanns ſo ſehr niedergeſchlagen, daß er die herrlichſten Reben in einem fruchtbaren, und mehr erwärmten Boden, als das ganze Pays de Vaud enthält, ohne Sorgfalt faſt wild aufwachſen läßt, und eben deßwegen auch einen ſo herben Wein gewinnt, daß ihn kein Ausländer trinken mag. Den einſamen See, das vernachläſſigte ſavoyiſche Ufer, und die kahlen ſavoyiſchen Felſen ſieht man allenthalben, man mag hingehen, wohin man will: ſowohl auf der Terraſſe von der Hauptkirche, als auf Belle Vue, und auf dem Hügel, wo das Signal ſteht, von welchem man ſonſt die ausgebreitetſte Ausſicht nach Morges, Rolle, und ſelbſt bis Nyon hinunter hat. Nur Schade, daß das Ufer des Sees, an welchem dieſe Städte liegen, von der Höhe des Signals betrachtet, zu flach und einförmig erſcheint! Eine angenehme Wirkung macht es, daß faſt alle Landhäuſer im Geſchmack der alten Schweizeriſchen Ritterſchlöſſer erbaut, und an den Seiten mit Thürmen, oder doch mit Spitzen verſehen ſind, welche an die Thürme von Ritterſchlöſſern erinnern. Große, prächtige, zum bloßen Vergnügen angelegte Gärten giebt es um Lauſanne nicht. Der kleinſte Theil der Gärten beſteht aus Blumen- oder Gemüſe-Beeten; der größte hingegen iſt in Rebenland und Wieſengrund abgetheilt. Eben deßwegen, weil man bey der Anlegung von Gärten weniger auf das Vergnügen, als auf den Nutzen ſieht, findet man auch nur wenig Schatten, oder bedeckte

Gänge, die um deſto nothwendiger wären, da die Hitze beſonders in der Nachbarſchafft des Sees bey anhaltend heller Witterung unerträglich iſt. Dieſer Unbequemlichkeit ungeachtet bringen alle angeſehene Familien den Sommer auf ihren Landhäuſern zu, wo ſie, wie in der Stadt, Beſuche geben und annehmen.

Heute ſah ich dem Leichenzuge der verſtorbenen Herzoginn von Curland zu, bey welchem rührenden Schauſpiel ich wünſchte, daß alle gefühlloſe, oder hartherzige Regenten unſres Erdtheils gegenwärtig geweſen wären, damit ſie gelernt hätten, welch ein unſchätzbares Glück es ſey, um wahrer Verdienſte, und Wohlthaten willen von ſeinen dankbaren Mitmenſchen geliebt, und verehrt zu werden. Die verſtorbene Prinzeſſinn lebte ſeit der Trennung von ihrem Gemahl auf Mon Repos, in einer der ſchönſten Gegenden vor Lauſanne, hauptſächlich in der Abſicht, um ſich ſtets des Raths des Herrn Tiſſot bedienen zu können. Weder ihre zerrüttete Geſundheit, noch ihre mäßigen Einkünfte erlaubten ihr, einen glänzenden Hof zu halten, oder fürſtlichen Aufwand zu machen. Ihr größtes Vergnügen fand ſie in dem Umgange mit den Muſen (und ſie war vorzüglich eine Kennerin und Verehrerin ſowohl der beſten Teutſchen, als Engliſchen

Schriftſteller), in dem Umgange mit einigen würdigen und vertrauten Menſchen, am allermeiſten aber im Wohlthun, und in einer weiſen Unterſtützung der Armen. Durch ihr leutſeliges Betragen hatte ſie ſich eine ſo allgemeine Liebe erworben, daß ich zweyfle, ob in unſerm Jahrhunderte irgend ein Fürſt in ſeinem eignen Lande ſo aufrichtig iſt bedauert worden, als dieſe Prinzeſſinn in einem fremden Lande, wo ſie unmöglich ſo viele Gelegenheiten haben konnte, ſich um andere Mitmenſchen verdient zu machen, als einem Regenten gegen ſeine Unterthanen offen ſtehen. Nicht bloß ihre Vertrauten, welche die ganze Liebenswürdigkeit ihres Charakters kannten, nicht bloß ihre Bedienten und die Armen, die an ihr die größte Wohlthäterinn und beſte Gebieterinn verloren, ſondern ganz Lauſanne war über ihren Verluſt untröſtlich, und ſogar alle Fremde, die ſich eine Zeitlang hier aufgehalten hatten, beweinten ihren Tod, ſo ſehr ſie auch einſahen, daß das Leben für die edle Prinzeſſinn wenig wünſchenswerth geweſen ſey. Ihrer Leiche folgten außer den Perſonen, die zu ihrem kleinen Hofe gehörten, und ihren Bedienten, die alle den ſtärkſten Ausdruck des tiefſten Kummers an ſich trugen, mehrere Vornehme von Adel, die ganze Akademie, der ganze Rath, alle junge

Engländer mit ihren Hofmeiſtern, die ſich hier aufhalten, und eine lange Reihe von Bürgern, und Handwerkern aus der Stadt, unter denen viele nicht den geringſten Antheil an ihrer Wohlthätigkeit gehabt hatten. Während des Zuges, oder Leichengepränges wurden alle Buden, und Handwerksſtätten, nicht auf Befehl, ſondern aus eigner Bewegung der bekannten und unbekannten Verehrer der verſtorbenen Prinzeſſinn verſchloſſen, und allenthalben, wo der Zug durchging, ſah man traurende Geſichter, und bethränte Augen. Ihre ausgeſuchte Bibliothek und Kupferſammlung hat die verſtorbene Herzoginn dem Herrn von Roſenberg hinterlaſſen, der ihr Chevalier d' honneur war, und ihrentwegen ſein Vaterland verlaſſen hatte. Die übrige Verlaſſenſchafft wird nach gewiſſen, von der Herzoginn ſelbſt feſtgeſetzten Verhältniſſen unter die Cammerfräulein, Cammerfrauen, und Bedienten ſo vertheilt werden, daß eine jede der Perſonen, die zu ihrem Gefolge gehört haben, inskünftige unabhängig von dem Dienſte und der Freygebigkeit anderer wird leben können.

Ber, an den Gränzen von Wallis.
am 23ſten Aug.

Geſtern entſchloß ich mich kurz und gut, nicht nur die heiligen Oerter der Heloiſe von Rouſſeau, wohin jetzt alle Fremde von Lauſanne aus wallfahrten, und wo ſich beſonders Engländer mit der Heloiſe in der Hand wochenlang aufhalten, ſondern auch die berühmten Salzwerke bey Ber, und die Piſſe Vache in Wallis zu beſuchen.

Wir fuhren heute gleich nach fünf Uhr von Lauſanne weg. Die erſte halbe Stunde war der Weg rauh, und lief zwiſchen den hohen Mauren der Weinberge durch, die eben ſo beängſtigend, als in der Nachbarſchaft von Neufchatel waren. Nachher aber öffnete ſich die Landſchaft von beyden Seiten, und gewährte uns die erſten Ausſichten, die neben denen am Bodenſee eine Vergleichung aushalten können. An der linken Hand ſteigt der Jura nicht plötzlich und ſteil, wie am Bieler oder Neufchateler See, ſondern allmälig in ſanften Erhebungen und Wölbungen bis zu einer Höhe hinan, die man kaum mit den Augen zu erreichen im Stande iſt. Durch dieſe allmälige Erhebungen bildet das Gebirge unermeßliche ſich neigende Flächen und Buſen, die mit Weingärten, Landhäuſern, Dörfern, Kirchen, und Ruinen von Ritterſchlöſſern angefüllt ſind. Anſtatt daß die prächtigſten Weinberge mich bisher bald durch ihre Einförmigkeit ermüdeten, ſo konnte ich durch den Anblick der Weinberge im Ryfthale gar nicht geſattigt werden, weil ihre ſchönen Geſtalten, und bald lieblichen, bald feyerlichen Verzierungen mit jedem A[illegible]enblicke abwechſelten. Bisher glaubte ich, daß die Weinberge in der Gegend von Neufchatel die ſchönſten ſeyen, die man ſehen könne; jetzo bin ich überzeugt, daß die zwiſchen Lauſanne, und Vevay die Neuenburger eben ſo ſehr, als dieſe die Weinberge am Main, oder Neckar, oder Rhein, oder am Bieler See übertreffen. Auch die rechte Seite des Weges bietet intereſſante Gegenſtände dar. Denn bald ſieht man kleine Weinberge, die mit der größten Mühe angelegt ſind, und unterhalten werden, bald reizende und mit trefflichen Obſtbäumen bepflanzte Wieſen, bald ein einzelnes ſchönes Haus, oder einen abgebrochenen Thurm, oder ein ruhendes oder ſegelndes Schiff, endlich den ſanften einladenden See, und jenſeits deſſelben das ſavoyiſche Ufer, das unmittelbar mit ſchroffen Felſen begränzt zu ſeyn ſcheint. Eine halbe Stunde vor St. Saphorin wird die Gegend wilder. Große Felſen drohen an manchen Orten, die Straße und den Wanderer zu bedecken, und verſchließen die entzückende Ausſicht auf die obern Theile des Berges. Gerade in dieſer Gegend wächſt der edelſte Ryf-Wein, oder Vin de la Vaud, der ſchon zu der Römer Zeit gebaut worden iſt; denn erſt vor wenigen Jahren hat man in der Gegend von Cully ein Monument entdeckt, auf welchem dem Libero Patri Coclienſi ein Gelübde gethan wird. Weder Lutri, noch Cully, noch St. Saphorin, noch die kleinen Oerter, wodurch man auf dem Wege nach Vevay fährt, ſind ſo reinlich und gut gebaut, als die Städte im Teutſchen Berner Gebiete. Gegen Vevay wird das Ufer flächer und lachender, und ſowohl der Berg, als der Weg entfernen ſich weiter vom Ufer des Sees. Mit unbeſchreiblicher Begierde und Aufmerkſamkeit betrachtete ich die romantiſche Stadt, und ihre bezaubernden Gegenden, deren meiſterhafte Schilderungen ich erſt vor kurzem wieder in der Heloiſe geleſen hatte. Der wirkliche Anblick rührte mich freylich ſtärker, als Rouſſeaus Schilderungen, da ich ſie zum letzten male las; allein das Vergnügen, das ich empfand, war doch ſehr weit von den Ekſtaſen entfernt, in welche mich Rouſſeaus Heloiſe in den frühern Zeiten einer noch nicht genug bezähmten Phantaſie verſetzte. Kein anderer Schriftſteller hat mich jemals ſo gänzlich aus der wirklichen Welt, in welcher ich wandelte und lebte, weggezaubert, und in das von ihm geſchilderte, und geſchaffene Elyſium hinüber gerückt, als der unſterbliche Dichter der neuen Heloiſe. Weil ich fürchte, daß die Erinnerung der Entzückungen meiner Jugend, welche mir der Anblick von Vevay ſelbſt nicht wiedergab, mein Urtheil verfälſchen möge, ſo will ich warten, bis ich zurückkomme, wo ich mich auch länger, als heute aufhalten werde. Wir blieben dieſen Morgen nur ſo lange, als nöthig war, um zu frühſtücken, und unſere Pferde ausruhen zu laſſen. Zum Frühſtück ſetzte man uns eine Bouteille des edelſten Ryf-Weins, herrliche Bergbutter, und köſtliche Feigen vor, die in Vevay unterm freyem Himmel wachſen; die Pfirſchen hingegen fanden wir, wie die Apricoſen und Pflaumen, nicht ſo gut, und ſo groß, als ſie bey uns in guten Jahren zu ſeyn pflegen. Die Mittelmäßigkeit dieſer feinern Obſtarten in der wärmſten Gegend am Genfer-See muß man freylich größtentheils auf die ſeltſame Witterung ſchreiben, die wir in dieſem Frühlinge gehabt haben: man wollte uns aber doch verſichern, daß gerade die genannten Obſtarten um Vevay herum weniger gut, als in manchen weniger ſanften Gegenden gedeihen. Dies iſt um deſto mehr zu verwundern, da die Blumen aus der Nachbarſchafft von Vevay von ſo edler Art ſind, daß ſie durch ganz Europa verſchickt werden, und Feigenbäume und Roßmarinſtauden das ganze Jahr durch ohne alle Gefahr in freyer Luft ausdauren. Den letztern iſt der hieſige Boden, und das hieſige Klima ſo angemeſſen, daß ſie ohne Hülfe der Kunſt die Dicke von einem ſtarken Mannsarm erreichen. Ich fragte im Gaſthofe nach den herrlichen Milchſpeiſen, (Laitages) die auf den Höhen des Jura in dieſer Gegend gemacht werden, und die Rouſſeau für die wohlſchmeckendſten in der ganzen Schweiz ausgiebt; allein dieſe Leckereyen der Aelpler kann man nur an Markttagen haben. Ich fand unterdeſſen den kleinen fetten Ziegenkäſe, der inwendig eben ſo weich, als dicker Rahm iſt, nirgends ſo wohlſchmeckend, als in Vevay. Zwiſchen der letztern Stadt und Villeneuve, wo wir zu Mittage ſpeiſten, wird der Genfer-See immer ſchmäler, die Gegenden wilder, die Flecken und Wohnungen ſeltener, und die Berge rücken endlich ſo nahe zuſammen, daß es ſcheint, als wenn ſie den Durchgang gänzlich verſchließen wollten. Das Merkwürdigſte, was man auf dieſem ganzen Wege ſieht, ſind die beyden Schlöſſer Chillon, und Clarens. Jenes iſt rund herum mit dem See umfloſſen, und hat einen Umfang von ſieben Ackern Landes. Das letztere, welches ſo oft in der Heloiſe verkömmt, liegt an dem Fuße hoher, aber fruchtbarer Berge, auf einer beträchtlichen Anhöhe, von welcher es das ganze Thal, und faſt die ganze Hälfte des Sees, und des ſavoiſchen Ufers beherrſcht. Einen noch lange unerſetzlichen Schaden hat der Vorgrund des Schloſſes, und die ganze Ausſicht durch einen ungeheuren Waldſtrom gelitten, der in einer Breite von mehrern tauſend Schuhen Wieſen und Weinberge weggeſchwemmt, und den Grund mit entſetzlichen Felsſtücken belegt hat. Wahrſcheinlich muß dieſe Verwüſtung erſt vor wenigen Jahren geſchehen ſeyn, weil Rouſſeau ſonſt dieſes eigenthümliche Schweizeriſche Landſchaftsſtück nicht würde vernachläſſigt haben. Das Schloß ſelbſt ſcheint gut erhalten zu ſeyn, allein der Erbauer wußte die Schönheiten der Lage gewiß nicht ſo gut zu ſchätzen und zu nutzen, als Rouſſeau. Die ganze Seite, die nach dem Wege, und dem See zugekehrt iſt, hat nur vier kleine Fenſter, wodurch das Gebäude eher das Anſehen eines Gefängniſſes, als eines Ritterſchloſſes erhält.

Wir aßen in Villeneuve, einem todten mittelmäßigen Orte, zu Mittag, und wurden mit einem belebten Kaufmann aus Vevay bekannt, der uns Muth machte, den Bernard zu beſuchen, deſſen Spitze ungleich merkwürdiger, als die des

Gotthardts ſey, und wenigſtens eben ſo bequem auf Mauleſeln erſtiegen werden könne. Allein als wir unſern Kutſcher fragten, ob er uns nach Sion oder Sitten fahren wolle, weigerte er ſich ſchlechterdings wegen der ihm unerträglichen Unreinlichkeit der Wirthshäuſer in Unterwallis.

Hinter Villeneuve, wo die Rhone ſich in den See ſtürzt, wird der Boden ſumpfigt, wie er gemeiniglich an ſolchen Orten zu ſeyn pflegt, wo anſehnliche Flüſſe ſich in Seen ergießen. Die Berge, zwiſchen welchen man durchfährt, ſind eine Zeitlang ſo nahe, ſo hoch, und ſo drohend, daß man ſich in das Lauterbrunner, und Grindelwaldthal wieder verſetzt glaubt. Einige Stunden vor Ber aber weichen ſie wieder an beyden Seiten ſo weit zurück, das ihre Nachbarſchafft nicht mehr drückend iſt. Allenthalben ſieht man niedliche Weinberge, oder fruchtbare Wieſen und Aecker, auf welchen letztern wir hin und wieder vier bis fünf Zugthiere, halb Pferde, halb Ochſen vor den Pflug geſpannt ſahen. Schon vor ſechs Uhr kamen wir in dieſem großen, gut gebauten, und volkreichen Flecken an, der ſechshundert ſtreitbare Männer enthalten ſoll.

Vor uns haben wir einen der höchſten, und majeſtätiſchſten unter den Walliſchen Schneebergen, den Dent de Midi, der jetzo in dem höchſten Glanze der Abendſonne ſchimmert, und hinter uns den Dent de Morcles, den man gleichfalls erhaben nennen würde, wenn er nicht ſeinem viel größern Nachbaren gegenüber ſtünde. In dieſer Gegend war es wahrſcheinlich, wo Hannibals Krieger zu zagen anfingen, als ſie zum erſtenmal die unerſteiglich ſcheinenden, und mit ewigem Schnee bedeckten Berge in der Nähe ſahen, über welche ihr kühner vor der Natur ſo wenig, als vor den Römern zitternder Feldherr ſie führen wollte. Livius ſchildert den Eindruck vortrefflich *), den der erſte Anblick der Alpen auf das Heer des Puniſchen Feldherrn machte. Eben dieſe Schilderung iſt auch das ausführlichſte, und treffendſte Gemählde von den Alpen, das ich mich beſinne, in den Römiſchen Schriftſtellern gefunden zu haben. Ueber die Seltenheit der Schilderungen der außerordentlichen Phä-

---

*) Tum, ſagt Livius im 21ſten Buche im 32ſten Capitel, quamquam fama prius, qua incerta in majus vero fieri ſolent, praecepta res erat, tamen ex propinquo viſa montium altitudo, nivesque caelo prope immiſtae, tecta informia impoſitis rupibus, pecora jumentaque torrida frigore, homines intonſi et inculti, animalia, inanimaque omnia rigentia gelu, caetera viſu quam dictu foediora terrorem renovarunt.

Phänemene, welche die Schweizeriſchen Gebirge darbieten, muß man ſich um deſto mehr wundern, da die Römer nichts weniger, als unempfindlich gegen die Schönheiten und Seltenheiten der Natur waren, und die Vornehmſten des Volks, beſonders unter den Regierungen der Imperatoren, die heiße Jahrszeit gerne am Fuße der Alpen ſowohl in Italien, als in Wallis zubrachten. Aus den unzähligen Denkſprüchen, womit das Zimmer, worin wir im Gaſthofe à l'ours wohnen, allenthalben beſchrieben iſt, ſieht man, daß die erhabne Natur im Walliſer Lande alle Fremdlinge eben ſo ſehr entzückt, als die Unreinlichkeit der Einwohner ihnen Grauen und Eckel eingeflößt hat. Ich will Ihnen einen von den Lobſprüchen auf die erſtere, und eins von den Spottgedichten auf die letztere abſchreiben.

O vous, tout admirateur de la belle nature,
Venez dans le Valais admirer ſes treſors,
Ses monts majeſtueux d'etonnante ſtructure,
Ses caſcades des eaux roulantes ſur la verdure
Pour contempler tout ça, faites quelques efforts.

Gleich unter dieſen Zeilen ſtehen folgende:

O vous, qui deſirès repoſer mollement
Et gouter du ſommeil les faveurs reſtaurantes,
Fuyes ces lieux remplis d'inſectes malfaiſantes,
De goitres, de cretins, d'ordures etouffantes.

Beyde Improviſadari ſangen die Wahrheit, der letztere aber in beſſern Verſen, als der erſtere.

Von der Sauerey der gemeinen Walliſer erzählte mir neulich ein Freund, der das Volk genau kannte, einige Proben, welche die Abneigung unſres Kutſchers, in Wallis zu übernachten, vollkommen rechtfertigten. Einſt kam dieſer gute Freund mit einbrechender Nacht in ein abgelegenes Dorf, und fragte die Wirthin, die eben mit der Säuberung des Kopfes ihres Kindes beſchäfftiget war, ob ſie ihm wohl etwas zu eſſen, und ein Nachtlager geben könne? Die Walliſerinn antwortete mit Ja, ſchüttelte den Schooß, in welchen ſie das Ungeziefer aufgefangen hatte, nachläſſig ab, und ging fort, um das Abendeſſen zu beſorgen. Die Unbefangenheit der Wirthin machte meinen Freund natürlich begierig, ihre Kochkunſt etwas genauer zu beobachten. Sie erſparte ihm aber die Mühe, die Zubereitung der Speiſen, die er genießen ſollte, zu erforſchen. Ohne im geringſten zu argwohnen, daß dem Fremden irgend etwas in ihrem Betragen aufgefallen ſeyn könne, kam ſie bald mit verſchiedenen Eyern wieder, und ſchlug ſie eins nach dem andern in ihren Schooß hinein, der noch kurz vorher ein Behälter des ekelhafteſten Ungeziefers geweſen war. So bald mein Freund hörte, daß das entſetzliche Gemiſche, das man vor ſeinen Augen machte, zu einem Eyerkuchen für ihn beſtimmt ſey, eilte er, ohne ein Wort weiter zu ſagen, aus dieſer Europäiſchen Hottentottenhütte weg, und machte, ſeiner Müdigkeit, und der dunkeln Nacht ungeachtet, noch einen Weg von mehrern Stunden, um ein anderes Dorf zu erreichen. Eben dieſer Freund verſicherte mich, daß der gemeine Mann in manchen Gegenden von Wallis noch nichts von Tellern, Tiſchtüchern, u. ſ. w. wiſſe. Wenn man eſſen wolle, ſo ſetze man die Speiſen in einer großen Schüſſel auf einen hölzernen Tiſch, der aus dicken Bohlen beſtehe, und ſo viel Löcher habe, als die Familie Perſonen enthalte. Wenn die Speiſen aufgetragen ſeyen, ſo greife ein jeder zu, und fülle nach ſeinem Belieben, ſo viel als er zur Stillung ſeines Hungers brauche, in ſein Loch, das die Stelle von Tellern vertrete, und nicht öfter und ſorgfältiger, als die Gefäße und Schläuche der Kalmyken gereinigt werde.

Lauſanne, am 26ſten Aug.

Weil die drey letzten Tagereiſen nicht wenig ermüdend waren, ſo werden wir heute ausruhen, und ich will Ihnen kürzlich erzählen, was uns geſtern, und vorgeſtern merkwürdiges vorgekommen iſt.

Vorgeſtern fuhren wir ſehr früh aus Bex weg, um die Piſſe Vache recht in Muße zu betrachten, und doch wieder zu Mittage in Bex ſpeiſen zu können. Dies läßt ſich bequem thun, weil der Weg nicht nur im Berner, ſondern auch im Walliſer Gebiet bis Sitten vortrefflich gemacht iſt.

Je mehr wir uns den Gränzen von Wallis näherten, deſto romantiſcher wurden die Gegenden. Bey der Brücke über die Rhone, die das Berner und Walliſer Gebiet mit einander verbindet, laſſen die ſich begegnenden Bergketten nur eine ſo geringe Oeffnung, daß der Eingang in Wallis, und die Stadt St. Moritzen (St. Maurice) mit einem kleinen Häuflein gegen ein unermeßliches Heer vertheidigt werden könnte. Ich dachte hier nicht ſowohl an die Veſtungswerke, welche die Natur ſelbſt um das Land, und die Freyheit der Walliſer hergebaut hat, als an die unbegreifliche Nachläſſigkeit, womit die ehemaligen Bewohner dieſes Landes dieſen engen Paß ihren Räubern und Bezwingern, den Carthaginenſiſchen und Römiſchen Feldherren offen ließen, von welchen man nirgends lieſt, daß ſie gerade bey dieſen Schweizeriſchen Thermopylen große Gefahren, oder Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hätten. Wenn ich auch in der ganzen

Schweiz keinen Ort wüßte, wo ich gewiß überzeugt ſeyn könnte, daß ich Cäſars und Hannibals Fußtapfen betreten hätte: ſo ließe ſich dieſes doch mit Zuverläſſigkeit von der bey St. Maurice über die Rhone geſchlagene Brücke behaupten, unter welcher die Waſſer dieſes Fluſſes eben ſo ſchnell, und trübe fortfließen, als die der Reuß, der Aar, und andere Gletſcherſtröme, bevor ſie ſich in Seen gereinigt, und beſänftigt haben. Nicht weit von St. Maurice ſoll die Thebaiſche Legion, welche der ganzen Schweiz Heilige und Schutzpatronen gegeben hat, niedergehauen worden ſeyn, und in der Nachbarſchafft dieſer Stadt war es wahrſcheinlich auch, wo Galba von den Galliern mitten im Winter belagert, und von dem mit unglaublicher Geſchwindigkeit über die Alpen fliegenden Cäſar gerettet wurde. Die Walliſer in St. Maurice ſowohl, als in den Dörfern, die wir geſehen haben, ſind viel weniger unreinlich in ihren Kleidern, als in ihren Wohnungen. Die letztern ſind faſt durchgehends niedrig, und hauchen einen ſo entſetzlichen Geruch aus, daß wir beym Durchfahren durch St. Maurice unſere Naſen dagegen verwahren mußten. Dies iſt um deſto auffallender, da nicht leicht einer andern Stadt die Reinlichkeit ſo leicht gemacht wird, als dieſem Gränzorte von Wallis, weil nicht bloß fließendes Waſſer, ſondern reißende Bäche in tiefen Canälen durch die Straßen laufen. Die Wohnhäuſer ſind faſt alle von Stein gebaut, aber ſo nachläſſig und kunſtlos, daß ſie oft nur zuſammen geworfene, und durch keinen Mörtel verbundene Haufen von Bruchſtücken zu ſeyn ſcheinen. Die Thüren ſind ſo ſchmal und niedrig, als wenn die Walliſer nicht in ihre Häuſer hinein gehen, ſondern nach Art der Negern, und der meiſten Wilden in allen Erdtheilen hinein kriechen wollten. St. Maurice beſitzt noch mehrere merkwürdige Römiſche Alterthümer, von welchen Sie, wenn Sie wollen, im Fäſi einige Nachrichten nachleſen können. Das Walliſer Thal, ſo weit ich es geſehen habe, unterſcheidet ſich von allen andern Schweizeriſchen Thälern auf mehrere Arten. Ungeachtet es dem Augenſchein nach höchſtens eine halbe Stunde, und an manchen Orten nicht einmal ſo breit iſt, und die Berge, womit es auf beyden Seiten umringt wird, zu den höchſten der Schweiz gehören, ſo hat es doch nichts düſteres, oder beängſtigendes, ſondern es iſt viel heiterer, als alle andere von hohen Bergen umſchloſſene mir bekannte Thäler, weil die Spitzen der Berge viel weiter, als ihre Füße von einander entfernt ſind, und die Berge ſelbſt, einige wenige ausgenommen, ſich mit ihren Gipfeln nicht nach Wallis, ſondern entweder nach dem Canton Bern oder nach Italien hinüber neigen, anſtatt daß die Felſen und Berge, womit das Lauterbrunner, oder Grindelwaldner, oder Haßli- und Engelbergerthal ummauret iſt, entweder ſenkrecht abgeſchnitten, oder gar überhängend ſind. In Wallis ſieht man alle ſeltene und hinreißende Schauſpiele, welche hohe Berge darbieten, am nächſten, mannigfaltigſten, und in ihrer größten Pracht beyſammen, doch mehr an der linken, als an der rechten Seite. Die Bergkette, welche Wallis von Italien trennt, entzieht ſich dem Auge größtentheils, und zeigt ſelten etwas weiter, als ihre ungeheuren Fundamente, die in fünf oder noch mehrere hundert Schuh hohen, und meiſtens ſteilen Felsmaſſen beſtehen. Die Berge an der linken Hand hingegen feſſeln den Reiſenden entweder durch ihre unerſteigliche, bald ganz kahle, bald beſchneite, und in der Sonne ſchimmernde Gipfel, oder durch ihre unendlich abwechſelnde Einkerbungen, und Abſätze, oder durch ungeheure Riſſe und Brüche, welche durch Erdbeben oder andere gewaltige Revolutionen entſtanden ſind, oder durch drohende Felswände, und furchtbare Trümmer ehemaliger Bergfälle, und Lauinen, oder durch den kühnen Sturz von ſchäumenden Gletſcherwaſſern,

waſſern, oder endlich durch den ſanftern Fall von kleinern Bächen, die in Silberſchaum aufgelöſt werden, und ſich allmälig ſo tiefe Betten in den Felſen ausgegraben haben, daß man ſie kaum wahrnehmen kann. Die Füße, und mittlern Höhen dieſer Berge ſind entweder mit Waldungen, oder auch mit reizenden Fluren, und Weiden bekleidet, aus welchen ſich hin und wieder die ruhigen Wohnungen ihrer Beſitzer hervorheben. Wenn man aber ſeine Augen von dieſen Scenen weg, und auf diejenigen Gegenſtände hinwendet, von welchen man am nächſten umgeben iſt, ſo wird die Bewunderung, oder ruhige Freude, womit man erfüllt war, in Unwillen, oder Mitleiden verwandelt. Man ſieht nämlich das fruchtbarſte Thal in der ganzen Schweiz, das Veltlin ausgenommen, faſt ganz mit wildem Gebüſche bewachſen, und entdeckt nur in der Nachbarſchafft von Städten, und Dörfern einige Wieſen und Gärten, oder Fluren und Weinberge, aber auch dieſe ſo nachläſſig bebaut und unterhalten, daß man nicht in der Schweiz, ſondern in Savoyen zu ſeyn glaubt. Dieſer auffallende Mangel von Cultur iſt keine Wirkung von Bedrückung und Tyranney, wie in Savoyen, ſondern eine Folge der Trägheit, die faſt immer mit Barbarey, und Mangel von Aufklärung verbunden iſt. Eigentliche Cretins fanden wir nicht, ungeachtet ich mich durch meinen Kutſcher mehrmalen darnach erkundigen ließ. Die Walliſer von beyderley Geſchlecht, die wir ſahen, hatten keinen ſo hohen Wuchs, als die Berniſchen Oberländer; ſie ſind aber doch dauerhaft, nervigt, und von blühender Farbe. Blaue Augen, und blonde Haare ſieht man, glaube ich, in ganz Wallis, wenigſtens in Unterwallis nicht.

Als wir uns der Piſſevache näherten, waren wir nur für dieſe ganz Aug und Ohr. Sie gewährt in die Ferne einen noch prächtigern Anblick, als der Staubbach, weil ſie eine faſt eben ſo hohe, und dabey viel breitere, und dickere Waſſerſäule bildet. Zuerſt ſahen wir ſie von der rechten Seite, wo man es am deutlichſten bemerkt, wie der Strom, der von einem im Thale unſichtbaren Schneeberge herabkömmt, ſich von der Felſenwand losreißt, und größtentheils in den leeren Luftraum ſtürzt. Alsdann gingen wir von vorne ſo nahe hinzu, als möglich; da wir aber dem Fall am nächſten waren, konnten wir kaum unſere Augen aufſchlagen, weil der Wind die Staubwolken faſt in gerader Linie auf uns, und die Rhone zu trieb. Am zugänglichſten war er von der linken Seite, an welcher wir über einen ungeheuren Haufen kleinerer und größerer

Steine, welche der Bach ſelbſt herabgeworfen hat, bis zu ſeinem Bette hinaufſtiegen, in, oder vielmehr an welchem er herabſtürzt, wenn er am ſtärkſten iſt, oder der Wind ſeine Wellen nach dieſer Seite hinwirft. In dieſem Bette waren wir vom Falle nur zwanzig bis fünf und zwanzig Schritt entfernt, ohne naß zu werden, und auf eben dieſem Standpuncte konnten wir den Sturz der Wellen, die Abgründe, in welche ſie hinein fallen, die Regenbogen und Staubwolken, welche ſie hervorbrachten, am bequemſten, und vortheilhafteſten beobachten. Nachdem ich den Walliſiſchen Waſſerfall, den viele für den merkwürdigſten in der ganzen Schweiz ausgeben, von allen Seiten unterſucht hatte, ſo entſchied ich ſogleich, daß er weder mit dem Rheinfall bey Schaffhauſen, noch mit dem Fall des Reichenbachs im Haßlithal verglichen werden könne. Die Piſſevache ſtürzt von einer größern Höhe herunter als beyde, und dieſe Höhe ſchätze ich ohngefähr auf fünfhundert Schuh; ſie iſt glänzender, und vielleicht auch reicher an Waſſer, als der Reichenbach, allein dieſer Reichthum wird durch das breitere Bett zu ſehr vertheilt, als daß ſie ſolche Seelenerhebende Vorſtellungen, und Empfindungen von Kraft, und Geſchwindigkeit erzeugen könnte, als man beym Rheinfall, und

Reichenbach in ſich wahrnimmt. Ich genoß vielleicht mehr gegenwärtiges Vergnügen, als bey dem Anblick der letztern, allein ich wurde weder ſo betäubt, noch ſo tief in mich ſelbſt verſenkt, als bey dieſen. Ich konnte vielmehr auf der Stelle ohne mächtiges Gegenſtreben, und ohne durch das unwiderſtehliche in ſich ſelbſt hineinreißende Schauſpiel beſtändig zerſtreut zu werden, meine Beobachtungen ordnen, und in Worte einkleiden. Von der linken Seite, von welcher wir den Waſſerfall faſt eine Stunde betrachteten, ſchien es, als wenn kaum die Hälfte des Waſſers an der ſich nur wenig neigenden Felswand herabſchöſſe, und die größere Hälfte ſich in unzähligen größern, und kleinern Wellen in die freye Luft hinab würfe. Die kleinern Wellen zerſtäubten ganz in feinen kaum ſichtbaren Nebel: die größern hingegen wurden zwar immer dünner, und geſtreckter, erreichten aber doch noch zuletzt, als zuſammenhängende Waſſerſäulen *) ſchäumend den unterſten hervorragenden Theil der Felswand, von welcher ſie meiſtens in der Geſtalt von dichten Wolken wieder empor ſtiegen. Auf dem Standpuncte, wo wir zuletzt ſtehen blieben, waren

---

*) Waſſerfäden wäre paſſender: und ich glaube auch faſt, daß ich ſo in meinem Manuſcript geſchrieben hatte.

ren wir faſt ganz über dieſe Staubwolken erhaben, welche die Wellen entweder im Fallen, oder durch das Zurückprellen von dem Felſen erzeugten. Hier konnten wir alſo um deſto beſſer wahrnehmen, was wir vorher gefühlt hatten, daß dieſe Wolken unzerſtreut nicht nur ſechs bis achthundert Schritt bis an die Rhone, ſondern ſelbſt bis über den Fluß weggetrieben wurden. Was wir beym Staubbach gar nicht, und beym Reichenbach nur von Zeit zu Zeit hörten: das Gepraſſel von Felsſtücken, die von dem ſtürzenden Strome herabgeriſſen werden, das dauerte bey der Piſſevache unaufhörlich fort. Allein dies Gepraſſel war der größern Höhe des Falls ungeachtet doch nicht in ſo großer Ferne hörbar, und heftigen Donnerſchlägen nicht ſo ähnlich, als beym Reichenbach, weil die Gewalt und Geſchwindigkeit des herabſchießenden Waſſers viel geringer iſt. Der Strom ſelbſt erregt auch nicht ein ſo betäubendes, und donnerndes Getöſe, als der Rhein, oder der Reichenbach, ſondern man kann das Geräuſch der Piſſevache, wie das des Staubbachs, eher ein Geplätſcher nennen. Regenbogen aber kann man, glaube ich, bey keinem natürlichen oder künſtlichen Waſſerfall ſchöner, und abwechſelnder, als bey der Piſſevache ſehen.

Je höher und näher wir an dem Waſſerfall hinaufſtiegen, deſto größer wurden die Regenbogen, und deſto lebhafter, und abſtechender die Farben. Wir ſahen beſtändig zween über einander, wovon aber der größere mattere, und mehr zuſammenfließende Farben hatte, als der kleinere, der uns, wie beym Staubbach, umſchloß. Je nachdem der Wind die Staubwolken mehr oder weniger auf uns zutrieb, deſto kleiner oder größer wurden die Regenbogen, und deſto ſtärker oder ſchwächer die Farben, womit ſie prangten. Die immer neuen Schauſpiele, welche die ſteten Verwandlungen, Entſtehungen, und Verſchwindungen der Regenbogen, und die abwechſelnden Richtungen, und Wendungen der Staubwolken dem Auge verſchafften, würden uns noch länger ergötzt haben, wenn wir dieſem Vergnügen auch mehr, als eine Stunde hätten ſchenken können.

Gleich nach Tiſche machten wir uns wieder auf den Weg, um die berühmten Werke zu ſehen, welche die Regierung von Bern bey Bex in den Felſen hat hinein hauen und anlegen laſſen. Wir beſtiegen einen mit zween Ochſen beſpannten Char à banc, weil der Weg für andere Fuhrwerke zu ſteil iſt. Der Char à banc iſt ein der Schweiz eigenthümliches Fuhrwerk, welches vorzüglich in engen, und ſteilen Wegen gebraucht, und alsdann von mehrern Ochſen, auf ebener Straße aber nur von einem Pferde gezogen wird. In dieſem Fuhrwerke, das meiſtens an der Seite, und auch oben bedeckt iſt, können vier bis fünf Perſonen neben einander ſitzen, deren Geſichter aber nicht nach den Pferden, ſondern nach der offnen Seite hingekehrt ſind. Damit man ſicher ſitze, iſt ein Queerholz, als ein Schemel angebracht, auf welchem die Füße ruhen, oder wogegen man ſich mit den Füßen ſtemmen kann. Wir fuhren mit unſerm, zwar nicht ſehr geſchwinden, aber deſto ſichrern Vorſpann über zwo Stunden, ehe wir den Eingang der prächtigen Gänge und Gallerien erreichten, (welche zu der Hauptquelle, zu dem großen Rade, wodurch die Sohle aus einem 75 Schuh tiefen Abgrunde herausgehoben, und das von einem 400 Schuh hoch durch den Felſen geleiteten Bach getrieben wird,) und endlich zu dem großen Behälter führt, aus welchem das Salzwaſſer Stunden weit in die Gradirhäuſer u. ſ. w. fließt. Ich will Ihnen weder die Länge, Bequemlichkeit, und Richtungen der in den Felſen gehauenen Gänge, noch die Beſtandtheile des Felſens ſelbſt, noch die Größen der Räderwerke und Behälter, noch die Reichhaltigkeit der Salzquellen, noch die Pracht der zu dem Salzwerke gehörigen Gebäude, die wir auf unſerm Rückwege ſahen, umſtändlich beſchreiben, da ſie alle dieſe Umſtände in einer Schrift des Herrn von Haller von dieſen Salzwerken, denen er ſechs Jahre vorſtund, genauer und umſtändlicher, als ich ſie Ihnen anzugeben im Stande wäre, leſen können. Ich ſchranke mich nur auf einige Eindrücke, oder Empfindungen ein, die ich auf dieſer Reiſe erhalten habe. Der Weg zu den Salzwerken iſt ſo gebahnt, als die ſchönſte Chauſſee, aber auch zugleich ſo ſchmal, daß nur eben Raum genug für ein kleines Fuhrwerk da iſt, und die Räder auch des ſchmalſten Fuhrwerks faſt immer an dem Rande eines entſetzlichen Abgrundes herlaufen, deſſen Tiefe Sie daraus beurtheilen können, daß man zwo Stunden hinter einander Berg an fährt. Zwar iſt der Blick in dieſe gräßliche Tiefe, in welcher ein wilder Waldſtrom brauſt, meiſtens durch Gebüſche verſchloſſen, die an der Seite des Weges wachſen, und gegen den Abgrund hinab hangen; allein dieſe Gebüſche ſind an manchen Orten zu dünn, und nicht ſelten hinunter geſtürzt, und alsdann war es, als wenn die geringſte Bewegung uns in die Schlünde, über welchen wir im eigentlichſten Verſtande hingen, hätte hinabwerfen können. Am allergefährlichſten war es an ſolchen Stellen, wo der Weg eine andere Richtung nahm, und das Fuhrwerk ſich um eine Ecke drehen mußte. Hier ſchien ein Sturz faſt unvermeidlich, beſonders an einigen Stellen, wo der Rand des Weges ausgebröckelt war, und die Gleiſe auszuweichen angefangen hatten. Ungeachtet ich ſchon ziemlich daran gewohnt bin, in Abgründe hinab zu ſchauen, und an ihnen herzufahren, und herzuwandeln, ſo konnte ich es doch nicht im Wagen aushalten. Noch jetzo fühle ich eine allgemeine Erſchlaffung aller meiner Muskeln, wenn ich an einige Situationen dieſer Bergreiſe zurückdenke.

Die Luſt in den Gallerien war viel kälter, als in der Felshöhle bey Locle, und dies war um deſto empfindlicher, da wir uns auf dem Wege erhitzt, und alle Kleider, die wir nicht gerne verderben wollten, gegen leinene Kittel abgelegt hatten. Faſt noch unleidlicher aber war mir der ſtarke Schwefelgeruch, der mich anfangs ſo ſehr beleidigte, daß ich meine Naſe mit einem parfümirten Schnupftuch zuzuhalten gezwungen wurde. Noch nie habe ich die Süßigkeit des Tageslichts, wie Vater Homer ſagt, ſo ſehr gekoſtet, als da ich aus den dumpfigten, und ſchwefeligten Felſengängen wieder in die freye, und heitere Luft zurückkehrte.

Ich habe Ihnen ſchon einige male die Vortrefflichkeit der Berniſchen Gaſthöfe ſelbſt auf dem Lande gerühmt, nicht ſowohl weil ich Bequemlichkeit und Leckereyen mehr, als andere liebe, ſondern um Sie auch von dieſer Seite auf das Eigenthümliche der Schweiz aufmerkſam zu machen. Aus eben dieſem Grunde laſſe ich es nicht unbemerkt, daß ich den beſten Tiſch, und die niedlichſten Gerichte in der ganzen Schweiz, da wo ich es am wenigſten erwartet hätte, in Ber an den Gränzen von Wallis gefunden habe. Ich kenne nichts ſchmackhafteres, als junge Cartoffeln und Caſtanien à la crême, und die Karpfen aus dem Genfer-See, von dem Wirth ſelbſt nach einer eigenthümlichen Manier zubereitet. Gern hätte ich von eben dieſer Meiſterhand auch Seeforellen gegeſſen, allein für dieſe großen und koſtbaren Fiſche war unſere Geſellſchafft zu klein. Man bezahlt das Pfund Seeforellen ſowohl hier, als in Lauſanne und Genf, mit einem Gulden, bisweilen mit zwanzig Batzen, oder gar einem Thaler. In Gaſthöfen trifft man ſie daher nur ſelten, und immer nur an großen Wirthstafeln an.

Auf meiner Rückreiſe nach Lauſanne gab ich auf nichts ſo ſehr Acht, als auf Vevay, und die umliegende Gegend, die man für die ſchönſte, oder eine der ſchönſten am Genferſee hält. Vevay mit dem daran gränzenden Tour de Peils ſind beyde auf einer Erdzunge erbaut, die in den Genferſee nach dem Savoyiſchen Ufer zu läuft. Beyde Städte haben zwar nicht viel breitere, aber ebnere und regelmäßigere Gaſſen, und viel mehr ſchöne und reinliche Häuſer, als Lauſanne. Vevay iſt auch lebhafter, als Lauſanne, weil ſich nicht nur ein großer Theil des Adels aus dem Pays de Vaud darin aufhält, ſondern weil ſie auch die erſte, und vornehmſte Niederlage der Sanenkäſe, und Ryf-Weine iſt. So ſehr aber auch die kleinere Stadt die größere an Zierlichkeit und Reinlichkeit übertrifft, ſo weiß ich doch kaum, ob die Lage der einen der Lage der andern vorzuziehen ſey. Vevay iſt mit den herrlichſten Wieſen, Weinbergen, und Wäldern umringt, allein dieſe umkränzen auch Lauſanne. Bey Vevay iſt der See noch tiefer und ſchmäler, und die Savoyiſchen Felſen von Meillerie näher, und furchtbarer, als bey Lauſanne; allein bey der letztern Stadt iſt der See viel breiter, und die Ausſicht ausgedehnter, indem man in beyde Hörner, und an allen vier Ufern hinabſieht, welche der in einen halben Mond ſich krümmende See beſpült. Die Felſen von Meillerie ſind drohender, als die, an welche man von Lauſanne aus hinanblickt; allein dieſer Zuwachs des Furchtbaren iſt nicht für alle Menſchen ein Zuwachs von Schönheit, wenigſtens nicht für mich, dem die Savoyiſchen Lauſanne gegenüber liegenden Felſen ſchon zu öde, und doch nicht erhaben ſcheinen. Um Lauſanne herum ſieht man endlich faſt von allen Standpuncten Spitzen von Schneebergen, allein dieſe werden bey Vevay, wenn man nicht den Jura hinanſteigt, durch die nähern Berge und Felſen bedeckt. Dieſe größere Nähe der Felſen, und die Eingeſchränktheit der Ausſichten ſind es auch warum ich die öffentliche Promenade in Vevay, derriere l' Isle genannt, dem Mont-Benon in Lauſanne, dem ſie ſonſt ſehr ähnlich iſt, weit nachſetze. Wenn ich aber auch noch zweyfelhaft wäre, ob ich die Gegend um Vevay, oder um Lauſanne für die ſchönſte erklären ſollte, ſo würde ich mich doch keinen Augenblick bedenken, wenn man mich fragte, ob mir noch eine andere Gegend beſſer, als dieſe beyde, gefiele? Zwiſchen Lauſanne und St. Saphorin wollte ich viele einzelne Plätze angeben, die mit den vereinigten

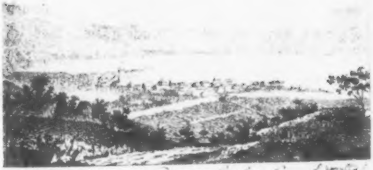
Reizen der Lagen von Vevay, und Lauſanne noch mehrere andere, und eigenthümliche verbinden, und unter dieſen am allermeiſten die unermeßlichen Höhen, Ausdehnung, und Mannigfaltigkeit der mahleriſchſten Weinberge, die gewiß alle Werke, und Anſtrengungen der Phantaſie der größten Künſtler, und Dichter beſchämen.

Ungeachtet der Genfer-See die beyden Tage über, während welcher wir an demſelben herfuhren, beſtändig glatt, oder wenig bewegt war, ſo glaube ich doch, daß ich faſt alle Hauptſchattirungen, deren ſeine Oberfläche fähig iſt, die einzige des Sturms ausgenommen, bemerkt habe. Bald ſchien er dunkel oder ſchwärzlich, bald heller und himmelblau; dann wieder grün oder grünlich, und bald darauf grau, und ins weiße ſpielend. Oft war er ganz glatt, bisweilen aber auch mit ſilbernen, oder gelben, oder blauen Streifen durchſchnitten. Nach allem, was ich geſehen habe, halte ich es für unläugbar, daß die Farbe von Seen, wenigſtens bey ſtillem Wetter, nicht ſowohl durch die Tiefe derſelben, als durch die Farben von Gegenſtänden, womit ſie umgeben ſind, oder die über ihnen hängen, beſtimmt wird.

Morgen breche ich nach Genf auf, wo ich nicht weiß, ob ich Zeit zum Schreiben finden werde. Meinen nächſten Brief erhalten Sie von Nidau, und in dieſem melde ich Ihnen, wann ich nach Baſel abzureiſen gedenke. Es iſt mir unendlich lieb, mit meinen vertrauteſten Freunden bald wieder vereinigt zu werden; allein ich läugne nicht, daß es mich innig ſchmerzt, daß ich ſchon jetzo die Schweiz wieder verlaſſen muß.

Am 26ſten Aug. 1783.

H. B. p. 262



Ausſicht von Vevey am Genfer See

Dritter Brief.

Genf, am 28ſten Aug.

Beſter Freund,

Das ſchlechte Wetter und eine geſchwollene Backe hindern mich heute Nachmittag auszugehen, und ich fange deswegen in einem neuen Briefe an, mein Tagebuch fortzuſetzen.

Nur ſelten iſt meine Erwartung in einem ſo hohen, und unangenehmen Grade getäuſcht worden, als auf unſerer geſtrigen Reiſe von Lauſanne nach Genf. Nach allen Erzählungen und Beſchreibungen, die ich gehört oder geleſen hatte, erwartete ich zwiſchen dieſen beyden Städten Gegenden und Ausſichten, die alles überträffen, was ich bisher in der Schweiz bewundert hatte. Allein aufrichtig zu reden, rechne ich dieſe ſo allgemein geprieſene Landſchafft, wie man ſie von der Landſtraße wahrnimmt, zu den mittelmäßigſten, die ich bisher außer meinem Vaterlande gefunden habe. Von Lauſanne aus fährt man eine Zeitlang zwiſchen artigen Landhäuſern, die aber nicht in Gärten, wie wir ſie in Teutſchland zu ſehen gewohnt ſind, ſondern in fetten mit Bäumen beſetzten Wieſen liegen. Wenn die

Landgüter der Einwohner von Lauſanne aufhören, ſo trifft man bis Morges recht gut bebaute, aber im geringſten nicht außerordentlich fruchtbare Aecker an; denn Weinberge können hier wegen des faſt ganz flachen Bodens nicht angelegt werden. Von Morges bis Genf verſchlimmern ſich die Gegenden, ſo weit man ſie vom Wege überſchauen kann, ſo ſehr, daß wir uns oft einander fragten, wie man doch dieſe Geſtade des Genfer-Sees jemals mit den Ufern des Boden-Sees vergleichen, oder auch nur denen des Zürcher-Sees habe vorziehen können? Man fährt faſt beſtändig nahe an dem flachen, oder angefreſſenen, und immer kahlen Geſtade des Sees her, und hat alſo zur Linken immer dieſelbige einförmige Waſſerfläche, und dieſelbigen Savoyiſchen Felſen, mit deren Anblick wir ſchon einige Tage geſättigt waren. Oft ſahen wir zu beyden Seiten nichts, als elende mit Diſteln, oder unfruchtbaren Binſen, und Schilf bedeckte Gemein-Weiden, die nicht ſelten durch kleine Erdhügel, oder hohe Ufer in einiger Entfernung begränzt wurden, und uns alle Ausſicht verſchieſſen. Wenn aber auch die nächſten Gegenſtände nicht ſo traurig, und die Ausſicht nicht ſo eingeſchränkt war, ſo kamen wir doch niemals in eine vorzüglich reizende Landſchafft. Sowohl die Gärten, als Felder

der und Weinberge waren mittelmäßig, oder ſchlecht bebaut, und von den letztern bemerkten wir ſo wenig, daß wir nicht begreifen konnten, woher dann aller der treffliche la Cote Wein komme, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Galgen ſahen wir mehr, als Dörfer und Städte, und ich glaube, daß wir der erſtern faſt ein ganzes Dutzend gezählt haben. Wenn ich Morges ausnehme, das eine ſchöne Kirche, und einige prächtige Häuſer hat, ſo iſt unter allen Oertern an dieſer Küſte des Genfer-Sees kein einziger, der die Vergleichung mit kleinen Städten, und Flecken der Teutſchen Schweiz aushalten könnte. Man vermißt in jenen allenthalben die Reinlichkeit und Ordnung, die dieſen ſo eigenthümlich iſt, und wenn alſo auch die Gebäude im Pays de Vaud größer, und prächtiger ſind, als in der Teutſchen Schweiz, ſo ſind ſie doch ſelten ſo gut erhalten. So wenig ich aber den Reiſenden beyſtimmen kann, welche die Oerter, und Gegenden am Genfer-See als ein Europäiſches Elyſium beſchreiben, ſo glaube ich doch, daß ich es ohne vorhergegangenen Unterricht würde bemerkt haben, daß Verſoy, und der kleine Strich des franzöſiſchen Gebiets, der die Beſitzungen des Cantons Bern, und der Republik Genf ſcheidet, einer andern Regierung unterworfen ſeyn müſſe, als die Strecke Landes, die ich von Lauſanne aus durchreiſet hatte. In Verſoy gingen die Einwohner meiſtens in zerriſſenen Lumpen einher, und ihre Häuſer, und Geſchirr waren in keinem beſſern Zuſtande, als ihre Kleidung. Von einigen Hütten waren die Wände eingefallen, an andern fehlte ein Theil der Ziegel, oder die zerbrochenen Fenſterſcheiben waren auch mit alten Lumpen, oder Papier zugeflickt. Dieſe verfallenen, oder verfallenden Wohnungen unglücklicher Menſchen, die durch die Grauſamkeit von Finanzbedienten zu Boden gedrückt werden, machen einen traurigen Contraſt mit den Palläſten der Genfer, die in Verſoy ſelbſt, und zwiſchen dieſem Orte, und Genf in ſo großer Zahl aufgeführt ſind. Die angenehmſten Stunden auf der ganzen Reiſe brachten wir in Nyon im Gaſthofe à la croix blanche zu. Hier konnten wir ſowohl aus dem hintern Zimmer, als aus dem Garten, der mit einer gewaltigen Mauer gegen die Angriffe des unruhigen und tiefen Sees geſchützt iſt, den Mont Blanc, und ſeine Nachbaren heller und tiefer herab, als bisher ſehen. Ich beobachtete dieſen von den Genfer Gelehrten am meiſten beſungenen, und beſuchten Helden der Schweizer Gebirge lange, und zu wiederholten malen mit meinem Teleſkop, und auch aus dieſen Beobachtungen würde ich geſchloſſen haben, daß er zu den höchſten Gebirgen in der Schweiz, und in Italien gehören müſſe. Er war nicht nur über ſeine fünf beſchneiten Nachbaren, unter welchen ihm zween zur Linken, und drey zur Rechten als Trabanten ſtanden, ſehr viel erhaben, und ſo weit ich ihn ſehen konnte, mit Schnee bedeckt, ſondern dieſer Schnee war auch ſo weiß, und glänzend, wie er immer nur auf den höchſten Alpenſpitzen zu ſeyn pflegt. Kein andrer Berg iſt der Jungfrau von ferne ſo ähnlich, wie der Mont Blanc. Gleich dieſer erhabenen Nebenbuhlerinn iſt er rund herum ſelbſt auf den gewaltigen Armen, und Höckern, die er ausſtößt, mit ewigem Schnee umhüllt, und nirgends trifft man mit dem Auge auf kahle Felswände, oder dunkle unausgefüllte Klüfte. Es verſteht ſich, daß er wie die Jungfrau ganz anders erſcheint, wenn man ihm ſehr nahe kömmt.

Der geringere, oder vernachläſſigte Anbau des Landes zwiſchen Lauſanne und Genf, hat mich, wie Sie leicht denken können, zu der Aufſuchung der Urſachen dieſes politiſchen Phänomens veranlaßt. Auf Härte der Regierung, oder Tyranney ihrer Bedienten kann man gar nicht fallen, wenn man die Verfaſſung von Bern nur einigermaßen kennt. So allgemein auch die Unzufriedenheit der Einwohner des Welſchen Gebiets, aus Gründen, die ich Ihnen zu einer andern Zeit angegeben habe, mit der Berniſchen Regierung iſt, ſo müſſen doch die weniger parteyiſchen Welſchen ſelbſt geſtehen, daß die Landvögte nicht nur gerecht, ſondern auch faſt noch immer gelinder, als die Geſetze ſind. Die Einwohner des Pays de Vaud zahlen nicht mehr Auflagen, als die Unterthanen des Teutſchen Gebiets, das einzige Droit de lod ausgenommen, das man aber auch im Ryfthale entrichtet, ohne daß dadurch die Cultur des Landes, wie an dem andern Ufer des Sees, geſchmälert würde. So geringe aber die Abgaben ſind, welche die Regierung empfängt, verglichen mit denen, welche den Savonarden, und Franzoſen abgepreßt werden, ſo muß es doch das Pays de Vaud auf die Länge fühlen, daß jährlich beträchtliche vom Lande gehobene Summen nach Bern geſchickt werden, ohne daß ein großer Theil derſelben durch koſtbare Unternehmungen, dergleichen man im Teutſchen Gebiet ausgeführt hat, wieder zurück flöſſe. Man verſicherte mich irgendwo, daß das Pays de Vaud dieſen Geldverluſt ſchon viel ſtärker würde empfunden haben, wenn nicht jährlich entweder Eingebohrne, die anderswo ein großes Glück gemacht haben, mit den erworbenen Reichthümern in ihr Vaterland zurückkehrten, oder auch Fremde durch die Reize der Gegend, und die unbeſchränkte Freyheit angelockt würden, ſich mit ihrem Vermögen am Genfer-See niederzulaſſen. Ein wichtigerer Grund, warum ein Theil des Pays de Vaud nicht ſo bebaut iſt, als es ſeyn könnte, ſchien mir, und ſcheint mir auch zum Theil noch jetzo die große Menge von Schlöſſern und Baronen, und die kleine Zahl von Dörfern und freyen Bauren zu ſeyn, die nur dem Staate, nicht aber den Edelleuten Dienſte und Abgaben ſchuldig ſind. Aus dieſer Bemerkung kann man zwar erklären, warum die welſchen Bauren nicht ſo reich und wohlhabend, als die Teutſchen ſind; allein nicht, warum die Cultur überhaupt in Welſchland geringer, als in der teutſchen Schweiz iſt. Vielmehr ſollte man denken, daß in einem Lande, das größtentheils unter Edelleute vertheilt iſt, die nicht an verſchwenderiſchen Höfen leben, und ihre Güter auch nicht betrügeriſchen Pächtern und Verwaltern überlaſſen, ſondern vielmehr das ganze Jahr, oder doch einen großen Theil deſſelben, auf ihren Landſitzen zubringen, die überdem Kenner und Liebhaber von allen ländlichen Beſchäfftigungen ſind, die endlich nicht Vermögen genug haben, um den Anbau ihrer Güter zu vernachläſſigen, aber doch wohlhabend und aufgeklärt genug ſind, um ihre Ländereyen, ſo viel als möglich, zu vervollkommnen, daß in einem ſolchen Lande der Boden beſſer genutzt werden müßte, als in einem andern, wo er entweder nur von armen, oder auch von eigenſinnigen und alte Mißbräuche mehr, als neue Verbeſſerungen liebenden Bauren bearbeitet wird. Wenn ferner die Menge von Schlöſſern, welche die meiſten Reiſenden mehr, als die reichſten Dörfer bewundern, Vernachläſſigung der Cultur nach ſich zöge, warum brächte dieſelbige Urſache nicht dieſelbige Wirkung zwiſchen Lauſanne und Vevay hervor? Aus einem ähnlichen Grunde führe ich die natürliche Trägheit und Nachläſſigkeit des welſchen Bauren nicht als die Urſache des ſchlechten Anbaus des Pays de Vaud an. Uebrigens iſt das Factum ſelbſt, daß der franzöſiſche Bauer ein nicht ſo fleißiger Erdbauer, und ein weniger ſorgfältiger Hausvater ſey, als der Teutſche, in der Schweiz allgemein als wahr anerkannt. Der welſche Bauer wird deßwegen auch immer mehr und mehr von dem einwandernden Teutſchen verdrängt, und dieſer macht ſein Glück, wo jener ſich nicht halten konnte, oder doch elend leben mußte. Wenn man das Pays de Vaud nicht kennt, ſo kann man leicht vermuthen, daß hier, wie in den Thälern von

Neuſchatel, ein zu großer Hang zu Fabriken und Manufacturen die Einwohner von dem weniger einträglichen Landbau abziehe, und ihn alſo in einem gewiſſen Grade vernachläſſigen mache. Allein wenn ich eine neu angelegte Porzellain-Fabrik in Nyon, die aber hinter unſern beſten teutſchen noch ſehr zurück iſt, und vielleicht einige Cattunfabriken ausnehme; ſo frägt man im ganzen Pays de Vaud vergebens nach Denkmälern von Induſtrie. Ein Freund, den ich um die Urſachen der geringern Cultur in einem Theile der Waat, oder des Pays de Vaud befragte, führte mir die Unfruchtbarkeit des Bodens, und den Mangel von Händen an, der durch die beſtändigen Auswanderungen verurſacht werde. Allein auch dieſe beyden Gründe ſind nicht ganz befriedigend. Daß das Pays de Vaud wenigſtens in den niedrigern Gegenden zwiſchen Lauſanne, oder vielmehr zwiſchen Morges, und Genf wenig fruchtbar ſey, iſt außer allem Zweyfel, und lehrt einen jeden aufmerkſamen Beobachter der Augenſchein: allein dieſe geringere Fruchtbarkeit müßte, ſcheint es, in einem wohl regierten Lande den Fleiß der Einwohner nur noch mehr reizen, oder ſollte höchſtens als ein Grund angeführt werden können, daß Felder und Hügel weniger eintrügen, nicht aber daß ſie verwahrloſt würden. Auch der

Man:

Mangel von Händen, wenigſtens die beſtändige Auswanderung und die Abnahme der Bevölkerung im Pays de Vaud wird von Niemanden in Zweyfel gezogen. Schon Rouſſeau, und andere bemerkten es von den Einwohnern des Pays de Vaud als etwas eigenthümliches, daß ſie unter allen Europäern den größten Hang hätten, außer ihrem Vaterlande auf Abentheuer auszugehen, und daß ſie eben deßwegen auch als Soldaten, Arbeiter, Hofmeiſter, oder Bediente in, und außer Europa am meiſten zerſtreut wären. Man rechnet, daß nur allein in Genf über 3000 Bediente von beyderley Geſchlecht aus dem Pays de Vaud zuſammengelaufen ſind. Wenn man aber das Auswandern der Welſchen als eine Haupturſache der Entvölkerung, und dieſe wieder als die nächſte Veranlaſſung des ſchlechten Anbaus des Landes angiebt, ſo kann man mit Recht weiter fragen, woher denn die Neigung zum Auswandern entſtehe, da man doch der Regel nach annehmen könne, daß alle Menſchen, die in ihrer Heimath ein ehrliches Auskommen finden, es ſich nie einfallen laſſen, ihr Glück auswärts zu ſuchen? Von den Söhnen der vornehmen Familien läßt es ſich leicht erklären, warum ſie in fremde Dienſte gehen, da ſie, vermöge der Verfaſſung, unter welcher ſie leben, keine Hoffnung haben, einträgliche oder ehrenvolle Stellen in ihrem Vaterlande zu erhalten. Warum wandern aber auch die Söhne, und Töchter von Bürgern, und Bauern ſo häufig aus, die nicht mehr und nicht weniger, als die übrigen Unterthanen der Republik Bern, von den erſten Würden des Staats ausgeſchloſſen ſind? Hier kann man, glaube ich, keine beſſere Antwort geben, als dieſe: daß die Nachbarſchafft von Genf, noch mehr aber die Beyſpiele der Vornehmen, und beſonders die von glücklichen Ebentheurern, welche entweder im Kriege, oder durch Handlung, oder durch Heirathen ein großes Glück gemacht haben, für die mittlern Stände verführeriſch und anſteckend werden, und ſie aus ihrem für Fremde ſo bezaubernden Vaterlande locken. Noch wichtiger aber ſcheint es mir, daß die Regierung Fabriken und Manufacturen nicht begünſtigt, deren Mangel viele Menſchen aus dem Lande treibt, die wiederum andere nach ſich ziehen, und Felder und Weinberge ihrer Arbeiter berauben *).

Genf

---

*) Ein einſichtsvoller Ungenannter, der an mich geſchrieben hat, glaubt, daß nicht ſo wohl der Boden in der Waat unfruchtbar ſey, als daß der Anbau deſſelben vernachläßigt werde. Und von dieſem vernachläßigten Anbau lieſſen ſich mehrere Urſachen angeben. Die erſte ſeyen die vielen Seigneurs de Place, vor denen ſich der Bauer

Genf hat noch immer ein kriegeriſches Anſehen, ohngeachtet keine Repräſentanten die Thore beſetzt halten, keine Kirchen mehr zu Pulvermagazinen gebraucht werden, und keine Frauenzimmer ſich mehr in den Waffen üben. Dies letztere

---

Bauer nicht ausbreiten könne, und deren Beyſpiel die Menſchen aus den geringern Claſſen anreize, ſich über ihren Stand zu erheben, und wenn ſie nicht Herren werden konnten, wenigſtens Valets, und filles de Chambre zu werden. Wenn aber mein ungenannter Correſpondent als eine neue Urſache der vernachläſſigten Cultur des Bodens in der Waat die Gewohnheit des Landmanns angibt, mehr Kühe zu halten, als er eigentlich halten ſollte, damit er die entbehrlichen den Sommer über auf die Berge vermiethen, und für jede einen neuen Louisd'or ziehen könne, ſo verſtehe ich ihn entweder nicht recht, oder ich glaube aus dieſer Nachricht ſchließen zu können, daß die aufs höchſte getriebene, und vielleicht übertriebene Vervielfältigung von Vieh zur größern Fruchtbarkeit des Landes beytragen müſſe. Im Sommer gibt der Bauer doch nur die entbehrlichen Kühe an Hirten; im Winter hingegen hat er ſie im Stall, und erhält um deſto mehr Dünger, je mehr Kühe er beſitzt. — Wichtiger iſt die Bemerkung, daß die Weinberge den Ackerfeldern ſchaden, und daß der Landmann für dieſe keinen, oder nur wenig Dünger übrig behalte, weil er alles, oder faſt alles den Reben geben müſſe. Die Wieſen, bezeugt endlich mein unbekannter Belehrer, ſeyen in der Waat viel ſchlechter, als im teutſchen Gebiet des Cantons Bern. Denn wenn man die Gegend um Coin, Coppet, Crar, und Craſſi ausnehme, ſo ſey in den übrigen Theilen der Waat das Waſſer tuffartig, und den Wieſen eher ſchädlich, als nützlich.

letztere Factum hielt ich bisher für ein Mährchen, ungeachtet ich es von vielen Perſonen, die Augenzeugen geweſen ſeyn wollten, gehört hatte. **Allein** hier beſtätigt man es von allen Seiten, daß mehrere hunderte, und zwar der angeſehenſten, und reichſten Damen mit ihrem Gewehr durch die Stadt gezogen ſeyen, und zwar nicht aus patriotiſcher Empfindeley, ſondern von warmer ungeheuchelter Vaterlandsliebe beſeelt, und mit dem ernſtlichen Vorſatze, gleich ihren Vätern und Männern und Brüdern ihr Leben fürs Vaterland zu wagen *). Die Begierde, dieſe neuen Ama-

---

*) Ungeachtet ich die Kriegsübungen Genferiſcher Damen von vielen glaubwürdigen Perſonen in Genf habe beſtätigen gehört, ſo halte ich mich doch verpflichtet, die Nachricht eines verehrungswürdigen Mannes herzuſetzen, der mir meldet, daß weder er, noch alle ſeine Freunde, und Bekannte, die er gefragt, das Geringſte von den bewaffneten Schaaren Genferiſcher Frauen, und Jungfrauen geſehen, oder gehört hätten. Im J. 1768., ſagt man, hätten die Weiber aus den niedrigſten Claſſen geladene Piſtolen unter ihren Röcken gehabt; 1782. hingegen wäre bloß ihre Abſicht geweſen, ſich bey der Belagerung auf den Wall zu begeben; und nur einige Weiber aus dem Pöbel ſollen ſich in den Waffen geübt haben. Wenn aber die Genferinnen ſich nicht bloß bewaffnet, ſondern auch bey einer ernſtlichen Belagerung mit ihren Männern und Liebhabern gefochten, und gearbeitet hätten; ſo würden ſie ſelbſt nicht einmal in unſerm Jahrhundert die einzigen Heldinnen ſeyn, die Lorbeeren von männlichen Siegern verdient, und erworben hätten.

zoninnen zu ſehen, wäre vielleicht allein hinreichend geweſen, mich noch vor der Uebergabe der Stadt zu einer Reiſe nach Genf zu bewegen, wenn nicht dadurch mein ganzer Plan verrückt worden wäre. Jetzo ſind die Thore von Genf mit den Truppen der verſchiedenen Mächte beſetzt, welche die Wiederherſtellung der Ruhe in dieſem kleinen Freyſtaat übernommen haben. Die zahlreichſten unter dieſen ſind die Franzöſiſchen, die einige tauſend Mann ausmachen, wovon aber nur immer die Hälfte in der Stadt liegt, und die andere Hälfte vor den Thoren unter Zelten campirt. Der Berner ſind, wie man ſagt, nur noch vierhundert, und der Savoyarden 1000 bis 1200 da; die letztern ſind viel ſchönere Leute, als ich mir vorgeſtellt hatte, und im Durchſchnitt genommen, beſonders die Grenadiere, groß, ſtark, und wohlgeübt; auch haben ſie das Anſehen von alten, erfahrnen und tapfern Kriegern. Ihr General, der Marquis von Marmora, wird unter

---

Als Barcelona im J. 1706. von Philipp dem fünften belagert wurde, beſetzten Frauen und Mädchen nicht bloß die Poſten, ſondern arbeiteten auch, wie die Männer. Mémoires du Duc de Noailles III. 349. Aehnliche Beyſpiele waren noch viel häufiger im Mittelalter, wie man aus den vortrefflichen Mémoires ſur Paris von Saint-Foix ſehen kann.

unter den fremden Officieren am meiſten verehrt und geliebt; und nach allem, was ich von dieſem vortrefflichen Manne höre, verdient er dieſe Liebe und Ehrfurcht vollkommen. Er weinte, als die Geiſtlichen zu ihm ins Lager kamen, und ihn aufs rührendſte anflehten, daß er doch die Verblendung ihrer Mitbürger, welche die Stadt zu vertheidigen ſich vorgenommen hätten, nicht die ganze Stadt entgelten laſſen, ſondern ihrer ſchonen möchte. Auch wurde er bis zu Thränen gerührt, als er die Geberden, und Ausrufungen der Verzweyfelung ſah, und hörte, in welche die von ihren Häuptern verlaſſenen Bürger in St. Gervais bey, oder gleich nach der Uebergabe der Stadt ausbrachen. Gutartigkeit und Menſchenfreundſchafft ſollen ſchon ſeit undenklichen Zeiten ſo ſehr angeborne, und erbliche Tugenden der Marmoras ſeyn, daß ſie zu einem Sprüchworte in ihrem Vaterlande Anlaß gegeben haben, indem man eine jede edle, und große Handlung eine Action à la Marmora nennt. Unter allen fremden Truppen bewundert man das Regiment Naſſau, welches in franzöſiſchen Dienſten iſt, am meiſten, wegen der ſchönen Bildung und Gewandtheit der Leute, wegen der Geſchwindigkeit, und Harmonie in allen ihren Uebungen und Bewegungen, und wegen der ſtrengen Zucht, worunter ſie gehalten werden. Zugleich aber bedauret man die Soldaten allgemein wegen der Prügel, oder wie man hier glaubt, wegen der barbariſchen Mißhandlungen, die ſie von ihren Officieren erdulden müßten. Eine angeſehene Magiſtratsperſon aus Genf erzählte mir mit Ausdrücken der lebhafteſten Theilnehmung, und des heftigſten Abſcheus, daß ein gemeiner Soldat, er wiſſe ſelbſt nicht, um welcher Kleinigkeiten willen, funfzig oder noch mehr Prügel erhalten habe. Er glaubte, wie alle kurzſichtige Beobachter, daß eine ſolche Strenge unnöthig ſey: daß durch die häufigen Schläge das zarte Gefühl der Ehre, und alle Liebe zum Vaterlande, und zu den Obern nothwendig müſſe erſtickt, und die Soldaten in ſeelenloſe Maſchinen verwandelt werden. Vergebens wandte ich dem Genfer Senator ein, daß die Römiſchen Legionen eben ſo unbarmherzig wären geprügelt worden, und auch noch jetzo die Engliſchen Matroſen nicht weniger hart geſtraft würden, als die teutſchen Soldaten, ohne daß dieſes ihrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe den geringſten Abbruch gethan hätte; daß die Ehre eines Soldaten nicht darinn beſtehe, en Monſieur von ſeinen Obern behandelt zu werden, oder mit ihnen, oder über ſie zu räſonniren, ſondern ihnen zu gehorchen, und ſich durch keine Gefahren von ſeinem Poſten, oder aus ſeiner Linie vertreiben zu laſſen: daß Point d'honneur ein viel zu ſchwaches Werkzeug ſey, als daß man damit den gemeinen Mann, beſonders in großen Haufen, regieren könne: daß hingegen körperliche, und jedes kleine Verſehen unausbleiblich ahndende Strafen die einzigen Urſachen der im Kriege ſo nothwendigen Unterordnung, und einer guten Kriegszucht wären, welche vormals die Römer, und jetzo die Teutſchen zu Ueberwindern ihrer Feinde gemacht hätten. Die Erfahrung habe ſchon in dieſem ganzen Jahrhundert, am allermeiſten aber in dem letzten ſiebenjährigen Kriege den großen Vorzug des Stocks vor dem Point d'honneur bewieſen, indem die franzöſiſchen National-Regimenter oft bey den erſten Schüſſen ihrer Feinde durchgegangen ſeyen, und ihre Officiere allein auf dem Schlachtfelde hätten ſtehen laſſen. Dem Mangel von ſtrenger Zucht, verbunden mit der Armuth, Unterdrückung, und ſchlechten Nahrung des gemeinen Mannes in Frankreich ſchriebe ich es hauptſächlich zu, warum der König aus ſeinen Unterthanen faſt keine gute Fußvölker mehr zuſammenbringen könne, und warum man in den entſcheidendſten Augenblicken, und an den gefährlichſten Stellen teutſche, oder ſchweizeriſche, oder andere ausländiſche Regimenter brauchen müſſe. So unwiderleglich meine Gründe für die teutſche Kriegszucht dem mitleidsvollen Genfer auch waren, ſo überzeugten ſie ihn doch nicht, weil ſie alle dem, was er bisher geglaubt und empfunden hatte, zu ſehr widerſprachen. Faſt noch mehr, als über meine Räſonnements wunderte ſich der mit der teutſchen Kriegskunſt unbekannte Genfer darüber, daß ich die Diſciplin der in Frankreich dienenden Teutſchen Truppen noch nicht ſtrenge genug, und durch das anſteckende Peyſpiel der Franzoſen zu ſehr erweicht fand, und daß es in Teutſchland mehrere Fürſten gebe, deren Truppen noch beſſer geübt, und härter gehalten würden, als die, welche er ſo ſehr bedauerte und bewunderte. — Unter den gebornen Franzoſen finden ſich viele ſchöne Leute, allein im Durchſchnitt genommen ſcheinen ſie nicht einmal ſo geübt zu ſeyn, als die Berniſche Miliz. Wenn ſie ein oder aus marſchiren, ſo halten ſie weder geſchloſſene Glieder, noch bleiben ſie in ihren Linien, ſondern ein jeder geht, wo, und ſo bequem er will. Man wünſcht in Genf nichts mehr, als daß das Regiment Naſſau den nächſten Winter bleiben möge, ungeachtet geſtern bey unſerer Ankunft eine Schildwache, die unſerm Gaſthofe aux balances gegenüber ſtand, einen Genfer Bürger mit dem Bajonet ſtark am Kopfe verwundete, weil dieſer zu nahe an ſeinen Poſten das Waſſer gelaſſen, und das Rufen des Teutſchen Soldaten nicht verſtanden hatte. Es verſammlete ſich bey dieſer Gelegenheit in wenigen Augenblicken ein großer Hauſe, der aber ſeines Räſonnirens und Fluchens ungeachtet bald durch einige Grenadiere aus einander getrieben wurde. Die Schildwache, die unſtreitig auf eine ſträfliche Art brutal geweſen war, wurde gleich von ihrem Poſten abgelöſt, und auf die Hauptwache gebracht. — Meine übrigen Bemerkungen über Genf will ich Ihnen allmälig in den freyen Augenblicken, die mir übrig bleiben, mittheilen.

Wenn ich in der Abſicht nach Genf gekommen wäre, die großen Geſellſchafften kennen zu lernen, oder an den öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen, ſo hätte ich keine ungünſtigere Zeit, als die gegenwärtige treffen können. Denn nicht nur die politiſchen Cirkel, die glänzenden Aſſembleen, und die öffentlichen Concerte und Bälle haben aufgehört, ſondern es ſind auch viele, vielleicht die meiſten freundſchafftlichen Zuſammenkünfte durch die letzten Unruhen zerſtört worden. Faſt ein paar Dutzend der angeſehenſten Männer hat man verwieſen *). Mehrere hunderte haben

---

*) Eigentlich ſind nur vierzehn, und zwar ſieben auf ewig, die übrige Hälfte aber auf zehn Jahre verwieſen worden.

ben ſich mit ihren Familien in benachbarte Städte, oder auf ihre Landgüter gezogen *). Die vornehmſten Repreſentants, die nicht entwichen ſind, weit entfernt Geſellſchafften zu beſuchen, gehen kaum über die Straßen, um den Hohn ihrer triumphirenden Gegner nicht dulden zu müſſen. Die Häupter der Negatifs endlich ſind jetzo zu ſehr mit Aufwartungen, die ſie den Geſandten der vermittelnden Höfe machen müſſen, mit Unterhandlungen, und der Umarbeitung der Verfaſſung ihrer Vaterſtadt beſchäfftiget, als daß ſie die Geſellſchafft von Fremden wie ſonſt annehmen könnten. Zu den ſehr beſchäfftigten Negatifs, gehört vorzüglich Ms. de Sauſſure, der neulich einen meiner Freunde mehrmalen abgewieſen hatte, und mir alſo keine Luſt machte, ſeine Bekanntſchafft zu ſuchen. Das Werk dieſes Gelehrten iſt in der Schweiz nicht mit dem Beyfall aufgenommen worden, den es in Teutſchland erhalten

---

*) Nicht alle, die nach der Uebergabe entflohen, haben ihr Vaterland auf ewig verlaſſen. Man rechnet die Zahl von Familien, die ſich in Neufchatel, Conſtanz, Brüſſel, und anderswo niedergelaſſen haben, nur auf vierzig. Auch ſind ohngefähr hundert Citoyens und Bourgeois, die den neuen Bürgereid nicht leiſten wollten, in die Claſſe der Domiciliés herabgeſunken. Die Bürgerſchafft in Genf ſoll dennoch über ſiebenzehnhundert Köpfe ſtark ſeyn.

halten hat. Man findet es nicht nur zu gedehnt, ſondern zieht auch die Richtigkeit mancher Wahrnehmungen in Zweyfel. Ueberhaupt wundert man ſich darüber, daß ein Schüler von Bonnet, der vormals*) Repräſentantiſche Geſinnungen hegte, ſich nicht nur plötzlich zur Gegenpartey geſchlagen hat, ſondern auch einer von den eifrigſten Negatifs geworden iſt. Man baut aus allen Kräften an dem ehemaligen Zeughauſe, um es in Caſernen für die Franzöſiſchen Truppen, die Hauptſtützen der neuen Regierung, zu verwandeln, und mit nicht geringerm Eifer arbeitet man an einem neuen Schauſpielhauſe, um die Genſer zu zerſtreuen, und ſtatt politiſcher Angelegenheiten von den Thaten, und Abentheuren der Helden, und Heldinnen des Theaters reden zu machen. Dieſer Vorſchlag eines neuen Theaters mag herrühren, von wem er will, ſo kann ich nicht umhin, ihn für einen machiavelliſtiſchen Einfall zu erklären, deſſen Folgen ſein Urheber vielleicht nicht alle vorausgeſehen hat, die ich aber um alles in der Welt nicht verantworten möchte. Nur Schüler von Machiavell konnten auf den Gedanken gerathen, daß man die Sitten der Bürger verderben, und ihre Tugenden ſchwächen müſſe, um eine gute Regierungsform zu befeſtigen *). Allein wahrſcheinlich werden es diejenigen Familien, welche die Vergnügungen des Theaters zu goldenen Ketten ihrer Mitbürger zu machen gedachten, am eheſten bereuen, daß ſie Verderber, und Verderberinnen ihrer Söhne, und Töchter in die Mauern von Genf aufgenommen haben. Schon jetzo ſpielt eine Geſellſchafft in einem Dorfe, das etwa eine halbe Stunde vor der Stadt liegt. Dieſe Geſellſchafft hat beſſere Sänger und Sängerinnen, als ich noch unter Franzöſiſchen Schauſpielern gehört habe; allein dasmal, als ich ſie ſpielen ſah, hatten ſie ſo wenig Beyfall, daß ich kaum dreyßig Zuſchauer zählen konnte.

---

*) Man ſchreibt mir, daß Herr von Sauſſüre in einem Project von National-Erziehung zwar des Sentiments aſſez populaires geäußert, aber niemals die politiſchen Grundſätze der Repräſentanten angenommen habe.

Wenn

---

*) Viele von denjenigen, welche die Errichtung eines Schauſpielhauſes riethen, oder begünſtigten, fühlen, und geſtehen jetzo ſelbſt die verderblichen Folgen dieſer Anſtalt. Man glaubt aber in Genf, daß die Urheber, und Beförderer derſelben die Wirkungen der Komödie in der Stadt nicht vorhergeſehen hätten. Allein dies kömmt mir nach den Schriften von Rouſſeau über dieſen Gegenſtand, die man gewiß in Genf allgemein geleſen hatte, und auch deßwegen unwahrſcheinlich vor, weil man die Errichtung des Schauſpielhauſes noch vor der Erſcheinung des neuen Geſetzbuches betrieb.

Wenn man die Schönheit einer Stadt bloß nach der Anzahl geräumiger, feſter, und koſtbarer Gebäude beſtimmen wollte, ſo würde man Genf unſtreitig die ſchönſte Stadt in der Schweiz nennen müſſen, weil keine andere ſo viele Pallaſtähnliche Häuſer aufweiſen kann. Allein alle dieſe prächtige Häuſer ſind, einige wenige, und unter dieſen das des Herrn von Sauſſüre ausgenommen, ſo verſteckt, daß man ſie nicht wahrnimmt, oder doch nicht recht überſehen kann. Außer dieſen Wohnungen der Reichen, die ſich faſt alle von ihren Mitbürgern abgeſondert, und in der oberen Stadt angebaut haben, findet man in Genf keine ſehenswürdige öffentliche Gebäude und Plätze, keine ſchöne, breite, und regelmäßige Straßen. Vielmehr ſind die letztern ſelbſt auch in der obern Stadt faſt durchgehends uneben, krumm, und enge, oder wenn ſie auch urſprünglich nicht enge waren, ſo hat man ſie durch die ungeheuren Arcaden dazu gemacht, und auf die ſcheuslichſte Art verunſtaltet. Dieſe Arcaden laufen nicht, wie in Bern unter den Häuſern weg, ſondern ſind, wie Kappen, an die Häuſer hinangebaut; auch ſind ſie nicht von Stein, ſondern von Holz, ruhen nicht auf Pfeilern, ſondern auf hölzernen Ständern, und ſteigen bis an das zweyte Stock hinan. Außer der Stadt finden ſich gar keine merkwürdige Spatziergänge, und auch in der Stadt iſt keiner, den man den ſchönen Promenaden in Zürch, und Bern an die Seite ſetzen könnte. La Treille und Les baſtions, unter welchen jene am beſten unterhalten iſt, ſind zwar weitläuftiger, als die Platteforme in Bern, allein man hat von ihnen bey weitem nicht einen ſo herrlichen Proſpect, als von der letztern. Von St. Antoine hat man eine freye Ausſicht auf den See, und ſeine beyden Ufer. Dieſer neu angelegte Spatziergang iſt aber ſo eingeſchränkt, daß man auch bey mäßigen Geſellſchafften, die ſich hier verſammleten, würde gedrängt werden *).

Der große Reichthum der Stadt offenbart ſich nirgends ſo deutlich, als in der unglaublichen Menge von ſchönen Landhäuſern, womit Genf nach allen Seiten hin umgeben iſt. Faſt kann man ſagen, daß das ganze Gebiet der Republik mit prächtigen Landſitzen bedeckt, und in lauter Gärten abgetheilt iſt. Die letztern ſind ſich im Durchſchnitt ſehr ähnlich. Sie beſtehen mei-

---

*) In Genf hat man ſich über Nichts ſo ſehr gewundert, als daß ich die Promenaden dieſer Stadt denen in Bern, und andern Städten der Schweiz nachgeſetzt, und daß ich die umliegende Gegend nicht ſo ſchön gefunden habe, als ſie von den Gelehrten in Genf geprieſen wird.

meiſtens aus Wieſen, die mit zween, oder mehrern breiten Gängen, einem der Länge, und einem andern der Breite nach durchſchnitten, und an den Seiten mit hohen Caſtanien-Bäumen beſetzt ſind, unter welchen man zu allen Zeiten des Tages kühlenden Schatten findet. Vor, oder auch an der einen Seite des Hauſes, ſieht man noch wohl einige Blumenbeete, in Holländiſchem oder Franzöſiſchem Geſchmack, aber keine Parcs, keine oder nur ſelten Fruchtbäume, Gemüſefelder, oder Weinſtöcke, und wo man auch dergleichen ſieht, blickt doch allenthalben die unüberwindliche Unfruchtbarkeit des Bodens durch, der urſprünglich aus eben dem dürren Grande beſtand, welchen der See, und die Arve an ihre Ufer werfen. Die vorzüglichſten Gärten, die ich geſehen habe, ſind die der Gebrüdere Tronchin, unter welchen wiederum der des ancien Procureur general der weitläuftigſte iſt, und der ſeines Bruders die ſchönſte Lage hat, indem man aus ihm einen großen Theil des Sees, und ſeiner Geſtade ſammt der ganzen Stadt überſehen kann. Im erſtern wechſeln Wieſen, Blumen, und Baumgärten, breite Gänge, in denen man fahren, und ſchmale labyrinthiſche Gänge, in denen man ſeinen Gedanken allein nachhängen kann, auf eine angenehme Art ab.

In eben dieſem Gärten findet man Teiche, und einen Schattenriß von einem engliſchen Parc, weßwegen er auch von den Engländern am meiſten beſucht wird, und einigemale von Engliſchen Familien bewohnt worden iſt. So viel Fleiß und Geld aber auch der reiche Beſitzer auf ſeinen prächtigen Garten zu wenden ſcheint, ſo bringt dieſer doch kaum ſo viel Obſt, Gemüſe, und Heu ein, als jener für ſeine Familie, und Haushaltung braucht. Der Boden, und die Luft ſind den Fruchtbäumen noch weniger, als den Reben zuträglich, und beyde ſollen nur wenige Früchte, und dies wenige von einer geringen Güte geben. Wenn ich ein reicher Bürger von Genf wäre, ſo würde ich meinen Garten am liebſten auf dem hohen Ufer der Rhone, beſonders in der Gegend wählen, wo die Campagne eines Herrn Conſtant liegt, aus welcher man nicht nur den Zuſammenfluß der Arve und Rhone, ſondern auch den See, die Savoyiſchen Schneeberge, und die ganze Stadt überſchaut. Ich hatte die Abſicht, Ferney zu beſuchen. Allein man ſagte mir, daß das Schloß, und der von Voltaire geſchaffene Flecken öde und verfallen ſey. Letzterer war eine künſtliche, in einem Treibhauſe gezogene Blume, die gleich verwelkte, nachdem die erwärmende Kraft, welche der Schöpfer ihr mittheilte, verſchwunden war.

Die Genferiſchen Schriftſteller haben in ganz Europa die ihnen leicht zu verzeihende Meynung verbreitet, daß ihre Vaterſtadt eine der reizendſten Lagen in unſerm Erdtheile habe, und daß Natur und Kunſt alles um ſie her verſammlet hätten, was das Auge feſthalten und entzücken könne. Genf, ſagt man, erhebt ſich amphitheatraliſch an dem äußerſten Buſen eines majeſtätiſchen Sees, und ruht auf den beyden Ufern der Rhone und der reißenden Arve, wodurch der Reichthum der erſtern auf einmal verdoppelt wird. Die Geſtade des Sees, fährt man fort, ſind mit den herrlichſten Palläſten, und mit reichen mahleriſchen Gärten und Weinbergen umkränzt. An der einen Seite wird der Blick des Beobachters auf eine angenehme Art durch den ehrwürdigen Jura, und an der andern durch den gigantiſchen Saleven-Berg aufgehalten, hinter welchem die beſchneyten Gipfel des Mont-Blanc, und einige andere Eisberge hervorragen. Ich geſtehe aber aufrichtig, daß dieſe Gruppe von See und Flüſſen, von Landhäuſern, Rebhügeln, waldigten Gebirgen, und beſchneyten Felsſpitzen, wenn ſie von einem Landſchaftsmahler, wie Rouſſeau, ausgemahlt wird, die Einbildungskraft ſtärker rühret, als der wirkliche Anblick mich gerührt hat, und einen jeden Reiſenden rühren wird, der die ganze Schweiz ſchon geſehen, und Genf zum Ziel ſeiner Reiſe gemacht hat. Die Rhone iſt ein ſchöner durchſichtiger Fluß, der aber zwiſchen ſumpfigten Gartenfeldern, und einem ſteilen unfruchtbaren Ufer wegfließt, das ſehr mürbe oder unſicher ſcheint, und alles, was an ſeinem Rande gebaut, oder angelegt iſt, dereinſt in die Tiefe des Fluſſes hinab zu ziehen droht. Die Arve iſt breiter und gewaltiger, als die Aar, oder Reuß, oder die Rhone kurz vor ihrem Einfluſſe in die Seen, in welchen ſie ſich reinigen; ſie ſetzt aber mehr in Schrecken, als in Erſtaunen, weil ſie bey Genf keine Waſſerfälle mehr bildet, und an beyden Seiten Spuren ihrer Verwüſtungen zurückgelaſſen hat. Der See ſelbſt iſt bey Genf ſo ſchmal, daß er mehr einem von Menſchenhänden ausgegrabenen Teiche, als dem kaum ergründlichen, und überſehbaren Waſſerbehälter gleicht, wie er ſich zwiſchen Morges und Nyon zeigt. Die unzähligen Palläſte, womit ſeine Geſtade geſchmückt ſind, erregen anfangs ein angenehmes Erſtaunen; allein dies verſchwindet, ſo bald man die kahlen Wieſen, und die wenig fruchtbaren Rebhügel, und Gärten wahrnimmt, von welchen ſie umringt, oder ſobald man auch an die reichen Dörfer und Flecken denkt, womit die ergiebigen Ufer des Boden=, oder des Zürcher= und Bieler=Sees angefüllt ſind. Der Jura hat, da, wo er der Stadt am nächſten iſt, viele kahle Stellen, die, eben wie bey Solothurn, ihrer ſchimmernden Weiße wegen in großer Entfernung ſichtbar ſind. Der Saleven=Berg, der ihm gegenüber ſteht, iſt ganz dürre, und macht nicht allein die ganze Gegend traurig, ſondern bedeckt auch den größten Theil des Mont=Blanc, und der übrigen Savoyiſchen Schneeberge, von welchen man nur die Spitzen wahrnimmt. Die letztern ſcheinen daher nicht viel größer, als der unfruchtbare Berg, der vor ihnen ſteht, und ſie machen alſo auch lange den Eindruck nicht, den man von den nächſten Schneebergen auf den Berniſchen Promenaden empfängt, wo man ſie von ihren Füßen an bis zu ihren Spitzen in ihrer ganzen Größe bewundern kann.

Ehe ich nach Genf kam, war ich zwar nicht wider die Sache der Repräſentanten, aber doch wider die Maaßregeln eingenommen, welche ſie erſt in der Vertheidigung, und dann in der unblutigen Uebergabe der Stadt befolgt hatten. Entweder, ſchloß ich, und glaubte dabey, mit vielen andern, daß mein Raiſonnement unwiderleglich ſey, entweder alſo hätten die Repräſentanten es ſich gar nicht einfallen laſſen ſollen, ihre Stadt gegen drey Mächte, unter welchen ſchon eine ſie in kurzer Zeit hätte vernichten können, zu vertheidigen, oder ſie hätten auch ſich ſelbſt, und der Sache der allenthalben getödteten, oder verkauften Freyheit die Ehre anthun müſſen, ſich ſo lange zu wehren, bis ein jeder Vernünftiger eine längere Gegenwehr für lautern Unſinn gehalten hätte. Die Bereitwilligkeit, womit ſie ihre Vaterſtadt ohne Schwerdtſchlag übergaben, ſchien einem jeden um deſto verächtlicher, da ſie bis auf den letzten Augenblick davon geredet, und in Lettres ecrites des Remparts de Génève, und andern lächerlichen Blättern es durch ganz Europa verbreitet hatten, daß ſie ſich, und ihre Freyheit unter den Trümmern ihres Vaterlandes begraben laſſen wollten. Auch ich alſo war der Meynung, daß ſie die vielen Spottgedichte, die man in allen Städten und Dörfern der Schweiz verkaufte, und abſang, vollkommen verdient hätten. Sobald ich nach Genf kam, war die unerwartete Uebergabe der Stadt einer von den erſten Puncten, über welchen ich mich ſowohl mit Repréſentans, als Negatifs, und zwar mit angeſehenen Männern von beyden Parteyen unterredete. Alle aber ſtimmten dahin überein, daß die Bürgerſchafft ſelbſt an der Uebergabe der Stadt unſchuldig ſey, und daß man dieſen Anſchlag entweder der Gewiſſenhaftigkeit, oder der ſchändlichen Furcht eines kleinen Theils ihrer Führer zuſchreiben müſſe. Der Enthuſiasmus der Repräſentanten, ſagte mir ein Negatif ſelbſt, ſey ſo hoch geſpannt geweſen, daß, wenn ſie nicht von ihren Häuptern wären verlaſſen worden, ſie gewiß die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen würden vertheidiget haben. Die Urſachen und Umſtände der Uebergabe der Stadt von Genf will ich Ihnen mittheilen, wie ich ſie aus dem Munde mehrerer glaubwürdigen Männer gehört habe.

Als die Häupter der Repräſentanten, oder die Commiſſion de Sureté, welcher die Bürgerſchafft gleich nach der Priſe d'armes den größten Theil der ausübenden Gewalt übergeben hatte, nach der dritten und letzten Aufforderung der feindlichen Heerführer einſahen, daß ſie ſich nicht länger würden halten können, ohne ihre Mitbürger und beſonders ſich ſelbſt den äußerſten Gefahren auszuſetzen, faßten ſie den Entſchluß, die Stadt zu übergeben. Weil ſie es aber nicht wagen durften, dieſen Entſchluß, oder nur die Frage: ob man die Stadt noch länger vertheidigen wolle? den verſammelten Cirkeln vorzulegen, ſo vermochten ſie die letztern dahin, eine aus hundert Perſonen beſtehende Deputation zu ernennen, mit welcher ſie ſich über die wichtigſten, das Schickſal

ſal der Stadt auf ewig entſcheidenden Fragen berathſchlagen könnten. Dieſem größern Ausſchuſſe theilte die Commiſſion de ſureté ein Mémoire mit, worin die Unmöglichkeit, die Stadt gegen eine ordentliche Belagerung länger, als drey Tage zu halten, aus den Zeugniſſen, und Unterſuchungen des Baron de Chatel, ehemaligen kaiſerlichen Artillerie-Officiers, auf das umſtändlichſte dargethan wurde. Dieſes freylich nicht ganz unverdächtigen Aufſatzes ungeachtet wurde bey dem erſten Umſtimmen die Vertheidigung der Stadt mit neunzig, und einigen Stimmen gegen ſieben beſchloſſen. Als aber die großen Redner unter den Repräſentanten anfingen, alle die Uebel, welche das Vaterland, ſie ſelbſt, und ihre Weiber, Kinder, und Beſitzungen bey einer hartnäckigen Belagerung, und gewaltſamen Eroberung erfahren würden, auf die rührendſte Art zu ſchildern, ſo wurden die meiſten gegenwärtigen Mitglieder ſo ſehr erſchüttert, daß man die Uebergabe der Stadt mit drey und funfzig Stimmen gegen neun und dreyßig beſchloß. Die Redner ſelbſt mußten fürchten, daß man das Blut, was vergoſſen werden könnte, von ihnen fordern, und ſie als Aufrührer, und Verführer des Volks aufknüpfen würde. Andere, die auf ihre Seite traten, fingen auf die Letzt an, zu wanken, weil ſie ihren Mitbürgern nicht ſo viel Hartnäckigkeit, und den Belagerern nicht den Entſchluß zugetraut hatten, die Stadt wirklich zu beſchießen, indem man die Negatifs gefangen hielt, und dieſe eben ſo wohl, als die Repreſentants in Gefahr waren, getödtet zu werden: Andere endlich (und dies Urtheil hörte ich von einem verſtändigen Manne, der weder Negatif, noch Repräſentant war) wurden weder durch Furcht, noch Eigennutz, ſondern hauptſächlich durch die Betrachtung umgeſtimmt: daß, wenn ſie jetzo durch ihre Beharrlichkeit Tod über ihre Mitbürger, und Verderben über die Stadt brächten, ſie beydes vor Gott, und ihrem Gewiſſen zu verantworten haben würden. Eben dieſe, ſagte man mir, würden in einem Conſeil général, wo ſie nur für ſich allein, und nicht im Namen aller ihrer Mitbürger zu ſtimmen gehabt hätten, gewiß für die Vertheidigung votirt haben. Als die eifrigen Patrioten ſahen, daß ſie überſtimmt waren, ſo zerbrachen ſie ihre Degen, und nannten die Redner treuloſe, und feige Verräther des Volks, die geſchwatzt und geklagt hätten, wo ſie handeln und fechten ſollten. Nach dieſen Beſchimpfungen entblößten einige der Redner ihre Bruſt, und forderten einen jeden auf, welcher glaube, daß Feigheit und Verrätherey, und nicht Sorge für die Erhaltung der Stadt ſie bisher, und auch bey dem letzten Schritt, den ſie gethan, geleitet hätten, das Schwerdt in ihr Herz zu ſtoßen. Während dieſer Zänkerey ſchlich ſich einer nach dem andern davon. Diejenigen, welche als Demagogen am meiſten fürchten mußten, hatten nicht nur für Schiffe geſorgt, auf welchen ſie ſelbſt entfliehen konnten, ſondern hatten auch die Trommelſchläger, damit ſie nicht Lärm ſchlagen möchten, entfernt, und dem Savoyiſchen, und Berniſchen General die Stunde angezeigt, wann ſie die Thore offen finden würden. Die Häupter der Repräſentanten waren aber noch nicht in Sicherheit, als die Bürgerſchaft durch die ſtandhaftern Mitglieder der Deputation aus dem Schlafe geweckt, und von dem, was vorgegangen war, unterrichtet wurde. Sobald die Bürger die Flucht ihrer Führer erfuhren, eilten ſie erſt voll Wuth in ihre Häuſer, und dann nach dem See, und ſchoſſen auch wirklich auf die Barken, in welchen die Hauptperſonen ſich über den See ſetzen ließen. Als ſie aber ihre Häupter nicht wieder zurück bringen konnten, lieſen ſie voll Verzweyfelung durch die Straßen, zerſchlugen oder warfen ihre Gewehre in die Rhone, und einige fielen betend auf die Kniee, und flehten Gott inbrünſtig um weiter nichts an, als daß er ihnen doch treue, weiſe, und tapfere Führer geben möchte. Dieſe Aeußerungen von Wuth, und Schmerz dauerten noch fort, als der Marquis de la Marmora zuerſt, und bald nachher ein Detaſchement von Bernern, einrückten, und die vornehmſten Plätze beſetzten *).

Da ich an dem Muth der Genfer Bürger nicht mehr zweyfeln konnte, so fragte ich einen der verehrungswürdigſten Repräſentanten, der ſeine ganze Familie mit ſeinem Geiſte beſeelt hatte, was man dann für Hoffnungen und Abſichten bey der hartnäckigſten Gegenwehr gehabt, und ob er, und die mit ihm gleichgeſinnten den Vorſatz gehabt hätten, ſich ſelbſt, ihre Familien, und Vaterſtadt zu Grunde zu richten? Der Genfer Brutus antwortete mir aber: mit nichten. Mein und meiner Freunde Gedanke war dieſer:

---

*) Ungeachtet ich es nicht nur in Genf allgemein, ſondern auch von vielen Bernern gehört habe, daß die Savoyarden zuerſt ein Thor von Genf beſetzt hätten, ſo muß ich doch jetzo nach den Verſicherungen mehrerer Berniſchen Officiere, die mit ihren Truppen zuerſt in Genf eindrangen, glauben, daß die Berner eine halbe Stunde vor den Savoyarden in die Stadt gekommen ſeyen. Es thut mir leid, daß meine Nachricht, die von den meiſten Leſern in Teutſchland nicht einmal bemerkt worden iſt, den würdigen Officieren der Berniſchen Truppen neue Fragen und Rechtfertigungen zugezogen hat.

die Stadt ſo lange zu vertheidigen, bis wir ehrenvolle Bedingungen erhalten, und nicht nöthig gehabt hätten, uns auf Gnade und Ungnade, den Franzoſen, und unſern Widerſachern zu ergeben. Hier beſtätigte er mir, was ich ſchon von vielen glaubwürdigen Perſonen gehört hatte, daß weder die Berner, noch die Franzoſen mit hinlänglicher Munition, und Artillerie verſehen geweſen wären, und daß auch beyde, weil ſie gar keinen Widerſtand erwartet, ſich ſo unvorſichtig, und ſo nahe an den Feſtungswerken gelagert hätten, daß ſie bey den erſten ernſtlichen Schüſſen von den Wällen der Stadt zum Rückzuge gezwungen worden wären. Weder Bern, noch Vergennes, würden den Haß der gänzlichen Zerſtörung einer Stadt haben auf ſich laden wollen, die mit ihnen verbrüdert geweſen, und von welcher ſie ſelbſt nicht beleidigt worden wären. Wenn man alſo die Berner, und Franzoſen aus ihren erſten Lagern vertrieben hätte, ſo würde man gewiß Unterhandlungen angefangen, man würde beſſere Bedingungen zugeſtanden, und die Repreſentants würden nicht nur ihre Ehre, ſondern auch ihre Vorrechte gerettet haben. Meinem Urtheile nach riethen diejenigen, welche ſo dachten, richtiger, als die entwichenen Häupter der Repräſentanten, und ihre Freunde, die ſich einbilden, oder andern einzubilden ſich bemühen, daß ein ernſtlicher, oder längerer Widerſtand ihrem Vaterlande den gänzlichen Untergang würde zugezogen haben. Die Franzoſen hätten gewiß, ſagen dieſe, bey den geringſten vorhergegangenen Feindſeligkeiten die Stadt beſchoſſen, und wenn ſie dieſelbe erobert, die Einwohner nach Wohlgefallen erwürgt, und ausgeplündert. Ich läugne nicht, daß nicht einige armſelige Soldaten ſich zum Voraus auf die Reichthümer, und goldenen Uhren der Genfer gefreut, und daß auch manche junge Franzöſiſche Officiere ein kurzes gefahrloſes Bombardement gewünſcht haben, weil ihnen alsdann der Zug nach Genf als eine Campagne wäre angerechnet worden; allein es kommt mir ganz unglaublich vor, daß Vergennes es je erlaubt haben ſollte, Genf zu Boden zu ſchießen, und wenn man es eingenommen hätte, feindſelig zu plündern. Zugleich aber kann man es faſt für gewiß annehmen, daß eben die Männer, die man nach einer unblutigen Uebergabe nur verwieſen hat, das durch die Belagerung vergoſſene Blut mit ihrem Kopfe hätten bezahlen müſſen. Der ganzen Bürgerſchafft würde man ihr Regiment, und ihre Freyheit genommen, aber ihren Fehltritt verziehen haben. Allein die Anführer derſelben hätten allem Vermuthen nach ausgeliefert werden,

den, und das Beſtreben, die Freyheit ihrer Mitbürger zu verfechten, mit dem Leben büßen müſſen. Ich verzeihe es alſo den entwichenen, und verwieſenen Häuptern der Repreſentants eher, daß ſie keine Luſt hatten, ſich für eine Bürgerſchafft aufzuopfern, von welcher ſie vermuthen mußten, daß ſie am Ende würden verlaſſen werden, als daß ſie eine Kirche, die am leichteſten von Bomben erreicht werden konnte, zu einer Niederlage von vielen hundert, oder tauſend Fäſſern Pulver machten. Wenn man die Abſicht hatte, durch dieſe Anſtalt einen großmüthigen Feind abzuhalten, die Stadt zu beſchießen, ſo war dieſes keine edle, und doch immer unſichere Art ſich zu vertheidigen. Wollte man es hingegen darauf ankommen laſſen, ob dies Pulvermagazin getroffen, oder nicht getroffen würde, ſo verdient man den Vorwurf mit Recht, daß man nicht, wie vernünftige Menſchen, ſondern wie Raſende gehandelt habe.

Schon in einem meiner vorhergehenden Briefe meldete ich Ihnen, daß unter den vermittelnden Mächten, die Genf zur Uebergabe genöthigt haben, keine, nicht nur von Genfern, ſondern auch von Ausländern ſo ſehr getadelt, und ſelbſt verachtet würde, als Bern. Eben dieſe Bemerkung habe ich ſowohl bey meinem Aufenthalt in

Genf, als in der übrigen Franzöſiſchen Schweiz ſehr oft beſtätigt gefunden. Die Repreſentants werfen den Bernern vor, daß dieſe nach der Losſagung des Königs von Frankreich von der Garantie des Edicts von 1738. ſich der guten Sache nicht eifrig genug angenommen hätten, da es ihnen ſonſt leicht geweſen wäre, die ſtreitenden Parteyen zu vereinigen. Sie hätten immer die Negatifs zu ſehr begünſtigt, und eben deßwegen mit den Repräſentanten niemals ernſtliche Unterhandlungen angefangen. Die Negatifs hingegen verachten die Berner, weil ſie dieſelben durch ihre glücklichere Negotiationen bey Vergennes an der Naſe herumgeführt, und ſie wider ihren Willen, und ohne Dank erwarten zu dürfen, gezwungen haben, wider ihre Feinde, die Repräſentanten, auszuziehen. Die Ausländer, ſowohl Engländer als Franzoſen, klagen laut darüber, daß Schweizer andere Schweizer, eine Republik die andere mit ihr verbündete, und noch dazu im Gefolge eines gewaltthätigen Deſpoten habe vernichten wollen. Dieſe übereinſtimmenden Urtheile der entgegengeſetzten Parteyen, und ſelbſt uneingenommener Richter, wider Bern, ſcheinen allein ſchon einen hinlänglichen Beweis der Schuld dieſer Republik zu enthalten. Allein folgende Nachrichten und Bemerkungen werden Ihnen hoffentlich zeigen, daß das allgemeine Vorurtheil in dieſem Falle dennoch ungerecht ſey; daß Bern nicht anders handeln konnte, als es handelte, und daß es bey allen den Mißdeutungen ſeiner Abſichten und Regeln ſich dennoch nicht öffentlich rechtfertigen durfte.

Darin haben die Repräſentanten recht, wenn ſie ſagen, daß die Berniſchen Geſandten nach der vom Franzöſiſchen Hofe ergangenen Aufkündigung der Garantie des Edicts von 1738. ſich niemals mit ihnen über wichtige Sachen eingelaſſen hätten. Allein daraus ſollten ſie nicht ſchließen, daß die Berner ſich ihrer gar nicht angenommen, oder ſie ganz in der Stille zu unterdrücken die Abſicht gehabt haben. Die Berner und Zürcher widerſetzten ſich immer den Veränderungen in der Genfer Regierungsform, welche Vergennes auf die Eingebung der Negatifs einführen wollte. Als dieſer Miniſter die Hoffnung aufgab, die beyden mitgarantirenden Mächte in ſeine Maaßregeln hinein zu ziehen, kündigte er die Garantie ſeines Königs in einem Briefe auf, der ſeinem Verfaſſer, und dem Franzöſiſchen Hofe gar keine Ehre macht, weil er da, wo es bloß auf überwiegende Gründe, und überzeugende Vorſtellungen ankam, zwo Republiken, denen Frankreich mehr als irgend einem andern Staat zu verdanken hat, allein überwiegende Macht auf die härteſte, und mit der gerühmten Feinheit der Franzöſiſchen Nation gar nicht übereinſtimmende Art fühlen ließ. Sie werden leicht aus dieſem Briefe ſelbſt ſehen, warum diejenigen, an die er gerichtet war, ihn nicht bekannt gemacht haben.

A Verſailles ce 24. Sept. 1781.

J'ai mis ſous les yeux du Roi la lettre, que vous m'avez ecrite le 20. du mois dernier. En perſeverant dans le refus d'adopter les moyens, que S. M. avoit jugé ſeuls capables de préparer la pacification de Génêve, vous l'avés miſe dans la neceſſité, d'examiner de nouveau tout ce, qu'elle a fait inutilement pour établir avec vous un concert d'opinions, et de meſures, qui put terminer les troubles de cette ville.

S. Maj. a eté frappée, M. S. de votre conſtante oppoſition à ſes vues, et elle a reconnu, que cette contrariete de ſentiments entre les garants avait beaucoup contribué á augmenter les troubles de Géneve.

La derniere lettre, que vous m'avés addreſſée, publiée avec affectation dans cette ville, a ajouté à ce tableau. Elle a offert au Roi une ſuite de paradoxes, entiérement contraires aux idees reçues ſur les devoirs reſultants des mediations,

tions, qui ne tendent, qu'à preſenter ſous un faux jour toute la conduite de S. M. relativement à Géneve, des diſcuſſions de faits, qui n'ont point exiſté. Enfin elle a prouvée à ſa Maj., que vous étiés plus eloignés, que jamais d'apprecier ce qu'elle a fait, et voulu faire pour Géneve, et pour vous.

Le Roi ne veut point examiner M. S. les cauſes, qui vous ont ammenées au point de méconnaitre la juſteſſe des principes, qui l'ont dirigé, et les menagements, avec lesquels S. M. a conſtamment agi dans cette affaire. Elle a lieu de craindre, que les prejugés et les paſſions, qui tourmentent Géneve, n'ayent penetrés dans vos conſeils, et ſon amitié pour vous l'engage à ne pas leur fournir d'aliment. S. M. convaincue, qu'il eſt deſormais impoſſible, qu'il reſulte de ſon union avec vous aucune facilité pour pacifier Géneve, m'ordonne de vous declarer, qu'elle ſe tient pour degagée des liens formés avec vous en 1738. pour la garantie du gouvernement de cette ville, et que jamais elle ne reclamera votre concours à l'execution de cet acte. Elle notifie ſa reſolution à la republique. Le nouvel ordre des choſes, M., vous met à même, d'employer à votre gré les moyens, que vous avés jugé propres à faire ceſſer les troubles de Géneve. Sa Maj. en laiſſant à votre ſageſſe un ſoin auſſi important croit ajouter à tous les procedés, par lesquels elle avoit voulu vous prouver ſa confiance, et ſes égards. Mais vous conſiderés ſans doute, que le Roi a toujours eu pour but, de ne pas laiſſer degénérer le gouvernement de Géneve en une Democratie tumultueuſe, et vous étes trop eclairés, pour ne pas ſentir, que ſi vous donnés les mains à une pareille revolution, vous obligeriés S. M. à ſ'oppoſer à l'oppreſſion d'un parti, qui demande le maintien de l'ancien Gouvernement, et qui devoit compter ſur le concours de trois garants pour en empecher la deſtruction.

Libre d'un engagement, dont l'experience aura deux foix demontré l'inutilité, Le Roi M. S. rentre dans le droit de veiller ſur le ſort de Géneve, ſelon que ſa prudence, ſa dignité, et l'interet de ſa Couronne le demanderont. S. M. fait des voeux pour que vous parveniés à pacifier cette republique de maniére, qu'elle ne ſoit jamais obligée de ſ'en occuper que pour lui donner des marques de ſa protection, et de ſon bienveillance.

Je ſuis très parfaitement etc.

Aux Avoyers, Bourgemaitres, et Conſeils des
Villes de Zuric et de Berne.

Auch ohne meine Erinnerung werden Sie finden, liebſter Freund, daß dieſer Brief weiter nichts ſagte, als daß der Franzöſiſche Hof inskünftige bey der erſten Gelegenheit ohne Zuziehung, und Theilnehmung von Zürch und Bern verfahren wolle, wie es ihm gut dünke. Nach dieſer Erklärung des Franzöſiſchen Hofes ſagten ſich auch Bern und Zürch von der Garantie los; zugleich aber bemühte ſich die erſtere Regierung aus allen Kräften, die beyden Parteyen in Genf zu vereinigen, und der Stadt eine feſte von den Negatifs ſowohl, als Repräſentanten gebilligte Regierungsform zu geben. Allein die Negatifs beſtanden auf ihren ungerechten Forderungen, die den heiligſten Bündniſſen entgegen waren, weil ſie wußten, daß Vergennes ſie unterſtützen würde; ſie vereitelten alle Bemühungen der Berniſchen Geſandten, und verwarfen unter andern ein Projet de Pacification von Herrn Steiger aus Bern, welches ich allgemein als ein Meiſterſtück habe rühmen hören. Weil aber doch der Franzöſiſche Hof einen Vorwand haben mußte, um ſich in die Angelegenheit eines kleinen Freyſtaats zu miſchen, den er den Worten nach ſich ſelbſt überlaſſen hatte, ſo brachten es endlich die Negatifs durch allerley Mittel dahin, daß die Natifs, denen man längſt verſprochene Vorrechte auf die beleidigendſte Art abſchlug, zu den Waffen griffen, und die Repreſentants wider ihren Willen in die lange von ihnen gefürchtete und von den Negatifs gewünſchte Priſe d'armes hineinzogen *). Nun war der Fall da, in welchem Vergennes geſagt hatte, daß er ſich der Stadt Genf annehmen würde. Frankreich ließ Truppen gegen Genf anrücken, gewann Savoyen, und bat, oder fragte Bern, und Zürch, ob ſie nicht an der Beruhigung der zerrütteten Republik Antheil nehmen wollten? Zürch ſchlug dieſes Anerbieten und zwar mit Recht aus, weil ſein Intereſſe mit dem Schickſal von Genf nur in einer entfernten Verbindung war, weil eine Wiedervereinigung mit Frankreich allemal etwas erniedrigendes hatte, und gleichſam eine Erklärung ſchien, daß man ſich jetzo nach den Abſichten dieſes Hofes bequemen, und einen Theil des Haſſes, den dieſe hervorbringen könnten, auf ſich nehmen wolle. Bern durfte aber nicht wie Zürch verfahren, durfte Frankreich und Savoyen nicht allein in Genf ſchalten laſſen,

---

*) Verehrungswürdige Männer in Genf glauben, daß dieß Urtheil etwas gewagt ſey; allein ich habe es nach der ſorgfältigſten Vergleichung der Schriften, und Gegenſchriften beyder Partheyen, und der unpartheyiſchſten Prüfung aller der Umſtände gefällt, die man von der einen, und andern Seite angeführt hat.

laſſen, weil dieſe Stadt an den Gränzen ſeiner Beſitzungen liegt, und es der Republik Bern nicht gleichgültig iſt, in welchen Händen ſie ſich findet. Es blieb alſo Bern nichts übrig, als nach Frankreichs Beyſpiele gegen Genf Truppen anrücken zu laſſen, oder ſeine Gränzen bloß durch ein Obſervationscorps zu decken. Das letztere wäre eben ſo viel geweſen, als der Crone Frankreich alle Freundſchafft aufkündigen; im erſtern Falle aber erfüllte man dem Scheine nach die Pflichten eines treuen und guten Nachbars, und erreichte dadurch den Zweck, daß der Feldherr und die Geſandten der Republik bey allen Berathſchlagungen gegenwärtig waren, und daß ohne ihr Mitwiſſen nichts vorgenommen werden konnte. Weder die Regierung in Bern, noch das Franzöſiſche Miniſterium glaubte, daß die Bürger in Genf ſich bey der Annäherung ihrer Truppen vertheidigen würden. Wider alles Erwarten aber machten die Repräſentanten Anſtalt, als wenn ſie eine Belagerung aushalten wollten. Nun mußte Bern den letzten Schritt thun, den die Republik höchſt ungern that, welchen Genfer und Ausländer am heftigſten getadelt haben, und der dieſen Tadel auch verdient hätte, wenn er nicht unvermeidlich, und eine gar nicht vorherzuſehende Folge der weiſeſten Maaßregeln geweſen wäre. Bern mußte einen Zug von Artillerie nach Genf ſchicken, als wenn es mit den Franzoſen eine Stadt, die es ſo gerne gerettet hätte, zerſtören wollte. Entſcheiden Sie nun, ob Bern anders handeln konnte, als es handelte?

Eine kurze, aber vollſtändige Geſchichte der letzten Unruhen in Genf iſt ſo leicht nicht, als Sie ſich vorſtellen, ſelbſt alsdann nicht, wenn man ſich an Ort und Stelle findet. Ich kann jetzo freylich manche Nachrichten ſammlen, die Sie in den Zeitungen, oder andern öffentlichen Blättern vergebens ſuchen würden; auch kann ich ohne große Mühe viele Schriften beyder Parteyen erhalten, die Ausländern nicht leicht in die Hände fallen; allein ſelbſt mit dieſen Hülfsmitteln wird es erſtaunlich ſchwer, die wahre Geſtalt der Sachen zu erfahren; denn erſtlich iſt jetzo in Genf keine ſeltenere Erſcheinung, als ein Mann, der ſich nicht offenbar für die Negatifs, oder Repräſentanten erklärt, indem ſelbſt diejenigen, die ſich für unparteyiſch ausgeben, doch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mehr auf die eine, als die andere Seite hangen. Eine jede wichtige Begebenheit wird daher von verſchiedenen Perſonen mit andern Umſtänden erzählt, und eine jede Handlung aus andern Bewegungsgründen abgeleitet. Der unparteyiſchen oder doch ſo ſcheinenden

Schriften, giebt es noch viel weniger, als der uneingenommenen Perſonen, und überdem iſt die Zahl der erſtern ſo groß, daß man ſie faſt niemals vollſtändig antrifft, und alsdann gewiß mit funfzehn, und mehrern Schild Louisd'or bezahlen müßte. Eine der neuſten und wichtigſten Schriften iſt das tableau hiſtorique et politique des revolutions de Géneve, das vor kurzem herausgekommen iſt, und das ich Ihnen, ſo bald Sie es erhalten können, zu leſen rathe. Der Verfaſſer iſt Monſieur d'Ivernois, einer von den verwieſenen Häuptern der Repreſentants, ein junger Mann von drey und zwanzig Jahren, der ſein Werk in drey Wochen ausgearbeitet hat. Dies würde ganz unglaublich ſeyn, wenn man nicht wüßte, daß die ſchon lange daurenden Streitigkeiten, einem jeden angeſehenen Genfer, der Partey genommen hatte, die wichtigſten Facta der Vaterländiſchen Geſchichte mit allen Betrachtungen und Unterſuchungen, die ſich darüber anſtellen laſſen, ſo geläufig gemacht haben, daß er darüber ohne Anſtoß und Vorbereitung gut reden und ſchreiben kann. Dies hiſtoriſche und politiſche Gemälde iſt zwar mit vieler Wärme entworfen, hat aber doch eine richtigere Zeichnung, als man von einem jungen und feurigen Repräſentanten vermuthen ſollte. Ein älterer Mann von eben dieſer Partey geſtand mir, daß einige kleine Fehler darin vorkämen, die aber vielweniger Parteylichkeit, oder Vorſatz zu entſtellen, als die unglaubliche Eilfertigkeit des Verfaſſers hineingebracht hätte. So wohl die Arbeit, als der Druck wurden ſchnell betrieben, weil man den Franzöſiſchen Hof, noch ehe der letzte Streich wider die bisherige Verfaſſung von Genf ausgetheilt würde, von dem wahren Gange der Streitigkeiten, und dem Geiſte der kämpfenden Parteyen unterrichten, und durch die Appellation an das Publicum Vergennes abhalten wollte, eine Partey zu unterdrücken, die eine ſo gute Sache hätte, als die Repräſentanten, und ſo kühne und beredte Vertheidiger, als der junge d'Ivernois iſt.

Außer dieſem Hauptwerke habe ich noch die meiſten wichtigſten Streitſchriften geleſen, die vor und nach dem letzten Aufſtande erſchienen ſind. Es fehlt mir aber die Zeit, ſowohl das, was ich mir daraus bemerkt, als meine Betrachtungen darüber zu ſammlen, und in Ordnung zu bringen. Ich verſpare dieſes bis auf die erſten Ruhetage, die ich in Nidau, oder auf meiner Rückreiſe finden werde. Vors erſte müſſen Sie ſich damit begnügen, daß ich Ihnen die erſte und wahre Urſache aller Unruhen, die Genf ſeit einem Menſchenalter ſo ſehr erſchüttert haben, oder wenigſtens die Urſachen, warum dieſe Zerrüttungen des Staatscörpers unheilbar ſind, etwas umſtändlicher auseinander ſetze.

Die wahre Urſache der bürgerlichen Kriege in Genf iſt nicht ſowohl mangelhafte Geſetzgebung, ſondern eben die, welche alle bürgerlichen Kriege hervorgebracht hat, zunehmende Sittenverderbniß, beſonders unter den vornehmſten und niedrigſten Ständen, welche gehindert hat, daß die mangelhaften Geſetze, und Einrichtungen des Staats zum Beſten des Ganzen ergänzt, und vervollkommnet wurden.

Nachdem durch das Edict vom Jahre 1738. die geſchloſſenen Zünfte aufgehoben, und allen Einwohnern von Genf ohne Unterſchied der Zutritt zu allen Handwerkern und Gewerben geöffnet wurde, erwachte, und verbreitete ſich in dieſer Stadt in wenigen Jahren ein ſolcher Geiſt von Betriebſamkeit, wovon man in der alten und neuern Geſchichte gewiß nur wenige Beyſpiele hat. Die vielen Fabriken und Manufacturen, welche man entweder neu anlegte, oder auch erweiterte, erzeugten und vermehrten nicht nur Wohlſtand und Bevölkerung, ſondern auch Aufklärung, und es entwickelten ſich in einigen Zeugungen in einer kleinen Stadt, die höchſtens 25000 Seelen in ſich ſchließt, mehr große Schriftſteller und Erfinder, als die Hauptſtädte der aufgeklärteſten Nationen Europens aufweiſen konnten. Die Werke dieſer unſterblichen Männer blieben nicht bloß in den Händen der Gelehrten, oder der vornehmern Stände; ſie drangen auch in die Werkſtätte von Arbeitern ein, und man konnte daher, und kann noch jetzo mit Recht ſagen, daß in keiner Stadt ſo mannigfaltige, und nützliche Kenntniſſe unter allen Ständen ſo allgemein, als in Genf verbreitet waren. Dieſe erſten Früchte des Fleißes, und der Thätigkeit der Genfer machten ſie zu einem Gegenſtande des Neides, und der Bewunderung nicht nur ihrer Nachbaren, ſondern auch von ganz Europa. Allein in eben dieſen ſchönen, und kräftigen Früchten lagen zugleich die erſten Keime des Verderbens eingewickelt. Die außerordentliche Induſtrie der Genfer, und der faſt alle Theile der Erde umfaſſende Handel erzeugte bald unrepublicaniſche Ungleichheit der Güter, und Anhäufung von Millionen in einzelnen Familien und Händen. Aus den ungeheuren Reichthümern von Wenigen entſtanden Verachtung der alten ſtrengen väterlichen Sitten und Geſetze, Nachäffung des reichſten und verdorbenſten Theils eben der Nation, womit man durch Sprache und Lage am nächſten verbunden war, ungemeſſene Prachtliebe und Schwelgerey, tugendtödtender und herrſchender Unglaube, und ein unauslöſchlicher Haß gegen die bisherige Verfaſſung, die dem Reichen nicht mehr weſentliche Vorrechte zugeſtand, als dem Armen, ſo ſehr er auch durch Güter über den letztern erhaben war. Ohne das beſtändige Streben der Negatifs nach unrechtmäßiger Gewalt würde man ſehr leicht Mittel zu einer dauerhaften Ausſöhnung mit ihren Widerſachern haben finden können. Allein bey einer ſolchen Ungleichheit der Güter, als ſich in Genf findet, iſt es faſt unmöglich, daß nicht der Wunſch nach ungleichen Rechten entſtehen, und daß nicht Herrſchbegierde die Liebe des allgemeinen Beſten überwiegen ſollte *).

Es

---

*) Der Ausgang hat mein Urtheil gerechtfertiget. Durch das neue Edit de Pacification préſenté par les Puiſſances Garantes à la République de Geneve, et agréé au Conſeil general le 21. Nov. 1782 iſt die ganze ehemalige Verfaſſung von Genf umgekehrt worden, und der größte Theil der Negatifs iſt mit der neuen Conſtitution, und den Maaßregeln ihrer ehemaligen Häupter eben ſo unzufrieden, als es die vertriebenen Repräſentanten nur immer ſeyn können. In der That ſcheinen die meiſten Negatifs nicht gefürchtet zu haben, daß ihre Häupter ſo weit gehen würden, als ſie wirklich gegangen ſind; und da ſie es merkten, war es zu ſpät, ſich zu widerſetzen, und unwirkſame Klagen waren alles, wodurch man ſeine Unzufriedenheit zu erkennen geben konnte. Wie gewaltthätig, und ungeſetzmäßig die neue Regie-

Es iſt Ihnen bekannt, daß nach der Reformation die Einfalt der Sitten nirgends ſo groß, und

Regierungsform ſey, kann man ſchon daraus abnehmen, daß man es nothwendig gefunden hat, die Beſatzung beträchtlich zu verſtärken, alle Bürger zu entwaffnen, und alle größern Zuſammenkünfte, ſo wie alle politiſchen Unterredungen über innere Angelegenheiten auf das ſtrengſte zu verbieten. Ungeachtet aber der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach die Häupter der Negatifs eine auf billige Bedingungen gegründete Vereinigung mit den Repräſentanten am meiſten gehindert haben, ſo iſt es doch eben ſo gewiß, daß die Repräſentanten ihre Gegner mächtig gereizt hatten; und zwar am meiſten durch den Mißbrauch des Sieges, den ſie im J. 1768. davon trugen. Stolz auf ihren Sieg zwangen ſie die conſeils ohne alle Schonung und Aufſchub, der Bürgerſchaft das ſo genannte Recht der réélection zuzugeſtehen, vermöge deren ſie jährlich vier Mitglieder aus dem Petit Conſeil ausſchließen konnte. Dies Vorrecht muſte nothwendig beſtändige Argwöhne, unverſöhnliche Feindſchaften, und eine ewige Spaltung zwiſchen den beyden Partheyen hervorbringen. Die einſichtsvollſten, und ruhigſten unter den Repräſentanten ſuchten ihre Parthey dahin zu vermögen, daß man das gehäſſige, und erzwungene Recht der réélection wenigſtens fünf Jahre ungeübt laſſen möchte, damit die Gemüther erſt beſänftiget würden; allein die Sieger waren zu erhitzt, als daß ſie ſich dergleichen hätten gefallen laſſen. So wie unter den Negatifs gewiß viele waren, die nicht nach unrechtmäßiger Gewalt trachteten, ſo waren wiederum unter den Repräſentanten manche, die durch Reichthümer, Kenntniſſe, und Fähigkeiten aufgebläht, diejenigen Familien und Perſonen, die in dem Beſitze der vornehmſten Würden waren, beneideten, und die dieſe durch unerlaubte Mittel zu demüthigen, oder ſich ſelbſt auch zu erheben ſuchten. Als eine Haupturſache der letzten Unruhen in Genf gibt einer und die Sittenzucht nirgends ſo ſtrenge war, als in den Schweizeriſchen Staaten, deren Geſetze,

Rel:

---

ner meiner Correſpondenten den Verluſt des alten Nationalgeiſtes an, der durch die häufige Aufnahme von Fremden zu habitans und bourgeois getödtet worden ſey, und einem gar nicht zu vereinigenden Gewirre von widerſprechenden Meynungen, und Geſinnungen Platz gemacht habe. Dies Phänomen muß jetzo noch viel auffallender, als vormals ſeyn, da die Obrigkeit ſeit der Revolution bis in den Sommer des J. 1785., wie ich von einem reiſenden Freunde weiß, ſchon über 1200 domiciliés aufgenommen hatte. So nennt man in Genf Perſonen, die gegen eine jährliche Abgabe, welche der kleine Rath beſtimmt, die Erlaubniß erhalten, ſich in Genf niederzulaſſen, und denen man entweder alle, oder einen Theil der Rechte der Habitans verleiht. Die permiſſion de domicile kann zwar nach Belieben zurückgenommen, und muß jährlich erneuert werden; allein hiedurch muß, wie es ſcheint, mehr die Anhänglichkeit der domiciliés an Genf, als der Gedanke, ſich in dieſer Stadt zu beſetzen, vernichtet werden. Wenigſtens hat die Erfahrung gezeigt, daß fremde Handwerksburſche durch die Leichtigkeit, bey geringern Abgaben, als ihre Meiſter, dieſelbige Profeſſion treiben zu dürfen, gereizt werden, ſich in Genf niederzulaſſen. Ein jeder Schneider- oder Schuſtergeſell, der Luſt dazu hat, heirathet ein Mädchen aus einem angeſehenen Hauſe, erhält alsdann ohne viele Schwierigkeit, die Erlaubniß ſeine Handthierung zu treiben, und macht ſeinem bisherigen Meiſter, der größere Abgaben entrichtet, und durch feſtere Bande an den Staat gebunden iſt, die Kunden abwendig. Die übermäßige Zahl der domiciliés, die man aller Gegenvorſtellungen der Habitants ungeachtet angenommen hat, richtet nicht nur dieſe zu Grunde, und eben deswegen müſſen unverhältnißmäßig mehr verarmte Schneider und Schuſter, als andere Profeſſioniſten aus den öffentlichen

Fonds

Religion, und Sitten von Zwingli und Calvin umgeſchaffen wurden. Calvin übergab die oberſte ſitten-

---

Fonds erhalten werden, ſondern ſie muß ſich nothwendig auch bald unter ſich ſelbſt aufreiben; und wenn dann ſolche domiciliés verarmen, ſo können ſie auf gar keine Unterſtützung aus den öffentlichen Armencaſſen Anſpruch machen. Eine nothwendige Folge hievon iſt, daß ſie in ihrem hülfloſen Elende in Betteley und Dieberey fallen. Ueberhaupt habe ich mich ſchon oft darüber gewundert, daß ſo viele Stadtobrigkeiten, welche die gute Abſicht hatten, die ſchädlichen Rechte oder Anmaaßungen der Zünfte einzuſchränken, und die Concurrenz und Aufnahme von nützlichen Arbeitern zu befördern, daß dieſe nicht genug den wichtigen Unterſchied unter ſolchen Profeſſionen bemerkten, die entweder nur allein, oder hauptſächlich für die Mit-Einwohner deſſelbigen Orts arbeiten, wie Schuſter, Schneider, und Friſeurs, und dann unter ſolchen, deren Producte eben ſo gut auswärts verſchickt, als an dem Orte des Aufenthalts der Arbeiter können verbraucht werden. Hieher gehören alle Arten von Fabrikanten, und künſtlichen Arbeitern, die daher auch in keiner Stadt zu zahlreich werden, und deren Aufnahme nicht genug begünſtigt werden kann. Ganz anders verhält es ſich mit ſolchen Handwerkern, die ihrer Natur nach nicht für entfernte Auswärtige arbeiten können. Solcher Handwerker müſſen in keiner Stadt mehrere ſeyn, als die Bedürfniſſe der übrigen Einwohner verlangen. Geht man über dieſe Zahl hinaus, ſo werden ſolche Handwerker durch die zu große Concurrenz gezwungen, ihre Arbeiten unter ihrem wahren Werth herabzuſetzen. Sie gewinnen alſo nicht genug, um ihre Familien erhalten, und die öffentlichen Laſten tragen zu können. Der verarmte Handwerker wird aus Verzweiflung liederlich, und Frauen und Kinder fallen den Armencaſſen, oder den übrigen Einwohnern zur Laſt.

ſittenrichterliche Gewalt der Geiſtlichkeit, welche ſie auch noch in unſerm Jahrhundert nach den Abſichten ihres Schöpfers ausgeübt hat. Dieſe den ganzen Staat umfaſſende Cenſur, und das damit verbundene Anſehen der Genfer Geiſtlichkeit ſind jetzo gänzlich verſchwunden *). Die Prediger können nicht einmal daran denken, ihre alte Diſciplin auszuüben, da gerade diejenigen, deren Macht ſie zur Vollſtreckung der Geſetze aufbieten müßten, am meiſten von einer ſtrengen Cenſur leiden würden, und ſie ſelbſt zum Theil vor Calvin, und ſeinen ächten Schülern nicht beſtehen könnten? Mit dieſer Cenſur haben die Geiſtlichen auch den größten Theil ihres alten Anſehens verloren. Vormals, und noch zu der Väter Zeiten, ſuchten die Hoffnungsvollſten Söhne aus den erſten Familien die geiſtlichen Würden eben ſo eifrig, als die erſten unter den weltlichen, weil jene eben ſo ehrenvoll waren, und einen eben ſo groſſen, oder noch gröſſeren Einfluß auf den Staat verſchafften, als dieſe.

Jetzo

---

*) Der ganze Zuſammenhang zeigt, daß ich nicht ſagen wollte: die Rechte, und Gerichtsbarkeit der Geiſtlichen ſeyen durch ausdrückliche Verordnungen geſchmälert worden, ſondern das Anſehen der Geiſtlichen ſey nicht ſo groß mehr, und ihre Rechte würden nicht mehr mit dem Nachdruck, und der groſſen Wirkung, wie vormals, ausgeübt.

Jetzo hingegen überlaſſen die Jünglinge aus reichen und angeſehenen Häuſern die geiſtlichen Stellen ſolchen Männern, die ſie mehr um der geringen Einkünfte, als des damit verbundenen Anſehens willen ſuchen, und die ſich nicht darum bekümmern, daß die ſtarken Geiſter nach Voltairiſcher Art einen Geiſtlichen, und eine lächerliche Perſon für einerley halten. So wie die durch Pracht und Sittenverderbniß hervorgebrachte Verminderung des Einfluſſes der Geiſtlichkeit angeſehene Männer von geiſtlichen Würden abſchreckt; eben ſo wird dieſe Entfernung angeſehener Perſonen wiederum eine Miturſache des immer zunehmenden Verfalls der Religion, und guten Sitten in Genf. Calvins unſterblicher Geiſt würde gewiß ſelbſt in den Wohnungen der Seligen von Mitleiden und Unwillen ergriffen worden ſeyn, wenn er an dem Tage, als ich in der Hauptkirche einer großen Communion beywohnte, auf die von ihm gebildete Stadt hätte herabſchauen können. Als wir in die Kirche kamen, war ſie ſchon ſo voll, daß wir uns kaum bis zu dem Ehrenſtuhl, der für Fremde beſtimmt iſt, durcharbeiten konnten. Vor uns waren die Sitze der Frauenzimmer, von welchen man unter allen Völkern bemerkt hat, daß ſie einen ſtärkern Hang zur Andacht haben, als unſer Geſchlecht, und daß ſie beſonders von heiligen gottesdienſtlichen Handlungen, und Gebräuchen ſtärker, und ſchneller gerührt werden. Alle dieſe Mädchen und Weiber, eine einzige und gerade die liebenswürdigſte ausgenommen, zeigten nicht allein gar keine Zeichen von Andacht, oder Sammlung zu einer ſo feyerlichen Handlung, als an welcher ſie jetzo Theil nehmen wollten, ſondern betrugen ſich vielmehr, als wenn ſie vorſetzlich den Schein davon vermeiden möchten. Man lachte, und flüſterte, und beſſerte am Putz, oder rauſchte mit dem Fächer, oder rückte auf ſeinem Sitze herum, als wenn man in einer Geſellſchafft von luſtigen Brüdern oder Schweſtern geweſen wäre. Dieſer empörende Leichtſinn, und Vergeſſenheit alles deſſen, was man wenigſtens den Schwachen ſchuldig iſt, dauerte fort, als ein junger Geiſtlicher auf die Canzel trat, und wahrſcheinlich Gebete, oder Vorſchriften, die ſich auf die bevorſtehende Handlung bezogen (denn wegen des heftigen Geräuſches konnte ich nichts verſtehen) ablas. Man wurde zwar etwas beſcheidener und ruhiger, als der Prediger ſelbſt erſchien, und aus der gegenwärtigen traurigen Lage der Stadt Veranlaſſung hernahm, alle Stände und vorzüglich die Jugend zur Einigkeit und zum Gehorſam gegen die Geſetze aufzumuntern; allein an dieſer Stille, war nicht ſowohl die Andacht, als die Neugierde der Zuhörer Schuld; denn gleich nachdem die Predigt geendigt war, äußerte ſich ſogar in den letzten Augenblicken, ehe man ſich dem Tiſche des Herrn nahte, dieſelbige Ausgelaſſenheit, die mich vorher ſo ſehr empört hatte. Manche konnten ſo gar in dem Augenblicke, in welchem ſie das Abendmahl zu ſich nahmen, nicht einmal ſo viel über ſich gewinnen, daß ſie die Züge von Muthwillen und Spott, die von den vorhergegangenen Geſprächen auf ihren Geſichtern übrig waren, unterdrückt, oder in der Abſicht, kein Aergerniß zu geben, die Larve der Ernſthaftigkeit vorgehängt hätten. Gewiß würde Rouſſeau, und vielleicht auch Voltaire nicht weniger, als ich, vor Unwillen entbrannt ſeyn, wenn ſie von der unnatürlichen Irreligioſität der Genferinnen, die doch auf gute Erziehung Anſpruch machen wollen, Zeugen geweſen wären.

Ein anderer Beweis von dem verminderten Anſehen der Geiſtlichkeit, und dem großen Verfall der Sitten iſt dieſer, daß in einer Stadt, in welcher vormals Ehebruch eines der größten Verbrechen, und Eheſcheidung ſo ſchwer als möglich gemacht war, der erſtere nur belacht, und die letztern ſo leicht, und häufig werden, als ſie vielleicht kaum in London und Paris ſind. Wenn ein paar Eheleute ihres Umgangs überdrüſſig ſind, oder in Verbindungen mit andern ihre Rechnung beſſer zu finden glauben, ſo verabreden ſie ſich in der Stille, und entweder der Mann, oder die Frau geht auf vier Wochen auf ein Landhaus im Franzöſiſchen, oder Berniſchen Gebiet, das man in einer halben Stunde erreichen kann *). Gleich nach der Entfernung des einen Theils macht der andere eine Klage wegen boshafter Entweichung anhängig. Der Flüchtling wird viermal vorgeladen, und wenn er alsdann nicht erſcheint, ſo ſchreitet man ohne weitere Umſtände

zur

---

*) Ein Vertheidiger von Genf wünſcht eine Berichtigung dieſer Nachrichten, allein er drückt ſich ſo unbeſtimmt aus, daß ich nicht weiß, was, und wie viel ich ändern ſoll. Folgendes aber meldet er mit Beſtimmtheit. Die ganze Procedur, wodurch ein Paar Eheleute getrennt würden, daure wenigſtens drittehalb Monate. Der entwichene Theil werde zuerſt dreymal citirt; welches drey Wochen wegnehme. Wenn er nicht erſcheine, ſo werde er dreymal von der Canzel vorgeladen, welches nur in ſechs Wochen geſchehen könne, und endlich werde er vor das Conſiſtorium geladen, wo er la cenſure et l'excommunication empfange, und wo er eigentlich zu einem achttägigen Gefängniß, und zur confiſcation de la dot verurtheilt werden ſolle. Allein die Härte der Strafe, ſchreibt mein Correſpondent, habe eine Art von Ungeſtraftheit hervorgebracht, und ich muß alſo glauben, daß Reiche und Angeſehene entweder gar nicht, oder bloß zum Schein, und Geringere ſelten, oder wenigſtens viel gelinder, als vormals, geſtraft werden.

zur Eheſcheidung. Sobald die Ehe getrennt iſt, findet ſich der, oder die Entwichene wieder ein, ohne Strafe befürchten zu dürfen, und beyde Parteyen können auch ohne weiteren Anſtand wieder heirathen.

Die ehemaligen Aufwandsgeſetze gelten jetzo nicht mehr, als die alte Calviniſche Kirchenzucht, weil ſie ſich niemals lange gegen ſo viele Millionärs, als in Genf wohnen, erhalten konnten *). Die reichen Genfer bauen, und möbliren prächtige Palläſte und Landhäuſer, halten ſich koſtbare Equipagen, und noch koſtbarere Mätreſſen, und geben Diners und Soupers, wie die verſchuldeten Prinzen, und Dúcs, oder Marquis in Verſailles, oder die unerſchöpflichen Generalpächter in Paris. In Genf rechnet man vier und zwanzig Familien, in welchen man beſtändig von Silber ſpeiſt, und drey bis vier hundert Häuſer, in welchen, die Teller ausgenommen, alles Tafelgeſchirr, Terrinen, Schüſſeln u. ſ. w. von demſelbigen Metall ſind. Hiebey muß man bedenken, daß Genf höchſtens fünf und zwanzig tauſend Einwohner hat.

---

*) Die neuen Aufwandsgeſetze machen einen beträchtlichen Theil des neuen Edit de pacification aus. Sie ſchränken aber den Luxus nicht ſo wohl ein, als ſie ihn zu einer Quelle von Staatseinkünften machen.

So ſehr Sie alles dieſes befremden wird, ſo werden Sie ſich doch noch mehr darüber wundern, daß dieſe kleine Zahl von Menſchen, von denen kaum der ſiebente Theil von den Producten ihres Landes leben könnte, außer den übrigen Zweigen ihres Gewinns jährlich zwanzig, gewiß aber vierzehn Millionen Renten aus Frankreich zieht, und daß ſie alſo dem Franzöſiſchen Hofe zweyhundert, oder doch hundert und vierzig Millionen vorgeſtreckt hat. Nirgends ſind die Speculationen mit den Franzöſiſchen Fonds ſo weit getrieben worden, als in Genf. In dieſer Stadt ſetzt nicht bloß ein Hageſtolz auf ſeinen Kopf, um eine große Rente verzehren zu können, nicht bloß der Mann auf den Kopf ſeines Weibes, oder der Vater auf den ſeines Kindes, um das eine oder das andere zu verſorgen, ſondern ganze Geſellſchafften von reichen Leuten vereinigen ſich, und ſetzen Millionen auf zwanzig, oder dreyßig der geſundeſten Kinder in den beſten Jahren, die man von den geſchickteſten Aerzten, und Wundärzten unterſuchen läßt. So wie aber die Genfer vielleicht unter allen die Noth, oder Verblendung des Franzöſiſchen Hofes in dem Anleihen auf Leibrenten am beſten genutzt haben, ſo iſt es nicht weniger gewiß, daß eben dieſe Operationen mit den Franzöſiſchen Fonds gerade durch die großen und ſchnellen Reichthümer, die ſie verſchafften, mehr als große Banquerotte geſchadet haben. Zwar iſt bisher der Fall ſelten, daß Wollüſtlinge ihr Vermögen dem rechtmäßigen Erben ganz entziehen, und es auf Leibrenten hingeben, um deſto mehr genießen zu können. Man ſieht vielmehr Leibrenten als einen einträglichen Handel, oder als eine Art von Gewerbe an. Allein die großen Summen, welche ſie jährlich nach Genf ziehen, vermehren nicht nur den Stoff und Reiz zur Prachtliebe und Schwelgerey, ſondern werden auch eine Urſache, daß man andere weniger einträgliche Gewerbe, die Anſtrengung und Genie erfordern, vernachläſſigt, und ſeine Reichthümer lieber von ſelbſt in den Franzöſiſchen Fonds arbeiten, und ſich vermehren läßt. Je mehr nun die Induſtrie abnimmt, und die Reichthümer zunehmen, deſto mehr muß auch Luxus und Sittenverderbniß ſteigen, und man wird bald bis zu der Maxime kommen, daß Handel und Arbeitſamkeit ſchimpflich, und nur allein ein träger Genuß der von fleißigern Vorfahren erworbenen Schätze ehrenvoll und anſtändig ſey. Wie würde es aber den trägen Millionairs, und wie der Stadt ergehen, wenn der Credit des Franzöſiſchen Hofes dereinſt einmal wieder ſinken ſollte? Meiner Meynung nach iſt es ein fürchterlicher Zuſtand, wenn das Wohl einer ganzen Stadt, oder doch der angeſehenſten Familien, von der Gnade oder dem Schickſal eines mächtigen Schuldners abhängt, den keiner zur Bezahlung zwingen kann, und der ſchon in dieſem Jahrhunderte einige male zu zahlen aufgehört hat.

Uebertriebene Prachtliebe, und daher entſtehende, oder damit verbundene Verdorbenheit der Sitten finden ſich nicht bloß in den oberſten, ſondern auch in den niedrigſten Ständen von Genf, und man klagt auch hier, daß die Uhrmacherey, und Indiennefabriken die Sitten des Volks verſchlimmert haben. Es iſt etwas ſehr gewöhnliches, daß Arbeiter, oder Arbeiterinnen die Woche über jedesmal für 3 Sous ſpeiſen, und ihre Geſundheit durch ſchlechte oder kärgliche Nahrung verderben, um nur in ſechs bis ſieben prächtigen Kleidern prangen, des Sonntags in Kutſchen ausfahren, und dieſen Tag in lärmenden, und koſtbaren Freuden zubringen zu können. Die größte Cattun-Fabrik in Genf, und gewiß auch eine der größten in der ganzen Schweiz iſt die von Herrn Faſi, in welcher vor den Unruhen ſechs bis acht hundert, und als ich ſie ſah, über zwey hundert Perſonen arbeiteten. Man muß in der That ein ſo thätiger, und an immer neuen, und ſchönen Deſſeins ſo erfindungsreicher Mann, als Herr Faſi ſeyn, um in einer Stadt, wo alles ſo ungeheuer theuer, als in Genf iſt, eine ſolche Fabrik zu Stande bringen, und unterhalten zu können. Allein die Waaren, die Herr Faſi liefert, ſind von ſo vorzüglicher Güte und Schönheit, daß er ſeinen Beſtellungen kaum vorkommen kann, und weder Märkte, noch Meſſen zu beſuchen braucht. In dieſer Fabrik allein kann ein Fremder ſchon ſehen, wie weit die Eitelkeitswuth unter den arbeitenden Einwohnern in Genf geht. Wir traffen in mehrern Sälen, beſonders in dem, in welchem die Formen auf die Cattune gedruckt, oder die verſchiedenen Farben aufgetragen wurden, ſo geputzte Mädchen und Weiber an, daß man ſie in kleinern teutſchen Städten in jede Aſſemblee, oder gute Geſellſchafft hätte führen können. Auch die Putzmacherinnen, und kleine Galanteriehändlerinnen gehen ſo ſorgfältig geputzt einher, daß Fremde kaum wiſſen, wie ſie ſich gegen ſolche Damen zu betragen haben.

Die aufgeklärteſte und unverdorbenſte Claſſe von Menſchen iſt der Mittelſtand, der nicht reich genug iſt, um ohne Arbeit ſchwelgen zu können, und nicht ſo arm, daß er ſein Brod durch Handarbeit verdienen müßte. Zu dieſer Claſſe gehören die meiſten Vorſteher oder Unternehmer von Manufacturen, Fabriken, und Handwerksſtätten, die meiſten Kaufleute, und Commiſſionairs, Gelehrte u. ſ. w. Dieſer Mittelſtand iſt zu geſchäfftig, als daß er ſich den Vergnügungen des Laſters ergeben, und zu aufgeklärt, als daß er in die Ausſchweifungen des Pöbels hinabſinken könnte. Eben dieſer Mittelſtand enthält faſt lauter eifrige Repräſentanten, und er würde gewiß auch dem Staate eine feſte, aber demokratiſche Regierungsform gegeben haben, wenn nicht der Ehrgeiz der Millionairs eine auswärtige Macht zu Hülfe gerufen hätte.

Unter allen Fehlern, welche man den Genfern ſchuld giebt, iſt keiner, weßwegen ſie in der übrigen Schweiz ſo ſehr verſchrieen ſind, als eine faſt unglaubliche Kunſt zu ſparen, unerſättliche Begierde nach Gewinn, und die äußerſte, ſelbſt mit dem höchſten Reichthum und der größten Pracht verbundene Filzigkeit. Sogar Rouſſeau wagte es nicht, ſeine Mitbürger von dieſem Anſtrich von Judaismus zu reinigen, und man braucht auch die Lage der Genfer nur zu kennen, um bald einzuſehen, daß eben die Urſachen, welche die Juden bisher im Durchſchnitt zu Juden machten, die Genfer im allgemeinen ihnen ähnlich machen mußten. Ein Fremder kann ſich in

Genf kaum einen Tag aufhalten, ohne von der Gierigkeit der Einwohner mehrere Proben zu erhalten. Man mag kaufen, was man will, ſelbſt Dinge, deren Preiſe allgemein bekannt, und gleichſam beſtimmt ſind, ſo wird man immer zur Hälfte überſetzt, und Reiſende werden deßwegen von Genfern ſelbſt gewarnet, daß ſie nicht in eigener Perſon, ſondern durch ihre Freunde das benöthigte einkaufen möchten. Den Perſonen, deren Dienſte man braucht, mag man geben, ſo viel man will, ſo ſind ſie doch nie befriediget. Entweder gehen ſie, wenn ſie vorher auch noch ſo geſchwätzig waren, ſtill und ohne zu danken weg, oder ſie wiſſen mit vielen Complimenten noch einen Vorwand hervor zu ſuchen, unter welchem man ihnen noch einige Cruches oder Baches (ſo nennt man hier Kreutzer und Batzen) ſchenken möchte. Von der [illegible]keit der Reichen erzählten mir glaubwürdige Männer einige höchſt merkwürdige Beyſpiele. Ein vornehmer Herr aus Bern, deſſen Landgut im Pays de Vaud an das Landgut eines reichen Genfers gränzte, wurde vom letztern einſtens zu Tiſche gebeten, und mit den ausgeſuchteſten Fiſchen aus dem Genfer See tractiret. Der Gaſt konnte ſich nicht genug über die Menge, und Mannigfaltigkeit von Fiſchen wundern, und geſtand, daß ihre Seltenheit ihm oft, wenn er Freunde aus Bern bey ſich habe, viele beſchwerliche, und doch vergebliche Nachfragen verurſache. Der reiche Genfer antwortete auf dieſe Aeußerung, daß er immer einen Vorrath von Fiſchen in ſeinen Behältern habe, und daß er ſich ein Vergnügen daraus mache, ſeinem lieben Nachbar ſo oft, und ſo viel er brauche, zukommen zu laſſen. Der Berner dankte für dieſes höfliche Anerbieten, verſprach aber zugleich, daß er eine ſo außerordentliche Güte nie anders, als im höchſten Nothfall mißbrauchen würde. Dieſer Nothfall trat bald ein. Es kamen Beſuche aus Bern, und nun wurde der Gold- und Fiſch-reiche Nachbar erſucht, doch einen kleinen Theil ſeines Ueberfluſſes verabfolgen zu laſſen. Die Bitte wurde ohne Anſtand erfüllt, und der dankbare Herr aus Bern war eben im Begriff, dem gefälligen Nothhelfer ſeine Verbindlichkeit zu bezeugen, als er eine Rechnung erhielt, worauf ihm für ſo viele Pfunde von dieſen, und jenen Fiſchen ſo und ſo viele Livres abgefordert wurden. So niederträchtig dieſes Verfahren auch war, ſo iſt es doch weniger verabſcheuungswürdig, als das, was man von einigen Millionairs erzählt, die ſich eine Herrſchafft im Pays de Vaud angekauft hatten. Man bat dieſe Millionairs bey einer von der

Obrigkeit bewilligten Collecte um einen kleinen Beytrag für die Unglücklichen, die durch Brand gelitten hatten. Beyde Filze gaben aber da, wo wohlhabende, und ſelbſt Perſonen von mittelmäßigem Vermögen ganze, oder halbe Louisd'or zu ſchenken pflegen, einen einzigen neuen Thaler, und glaubten vermuthlich noch recht freygebig geweſen zu ſeyn *). Ein Reiſender, der die Eigen-

---

*) In der übrigen Schweiz glaubt man, daß unter den Reichen in Genf die Freygebigen nur die kleinſte Zahl ausmachen; in Genf ſelbſt aber nimmt man das Gegentheil an. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn die Reichen die Armen in ihrer Stadt ohne Verhältniß mehr unterſtützen, als man ihnen auswärts zutraut. Wenigſtens verſichert mich ein Mann, der das vollkommenſte Zutrauen verdient, daß die Reichen große Summen an die Prediger ſchicken, um ſie den Armen auszutheilen, damit die Namen der Geber verſchwiegen bleiben. Nicht weniger lobenswürdig iſt es, daß die Obrigkeit in Genf im Anfange des J. 1786. eine Caſſe errichtet hat, woraus Juwelierer, Uhrmacher, und andere künſtliche Arbeiter Geld zu 4 p. C. erhalten können. In einer Zeit von vierzehn Tagen wurden von den Reichen an die 200000 Livres zu dieſem Fonds unterſchrieben. Die Nothwendigkeit einer ſolchen Caſſe ſetzt aber einen tief geſunkenen Credit der arbeitenden Einwohner von Genf voraus. Unter allen Gewerben ſoll der Buchhandel jetzo das ſchlechteſte ſeyn. Die meiſten Buchhändler ſind entweder gefallen, oder wanken. Man kauft wenig, oder gar keine Bücher mehr, ſondern alles behilft ſich mit den Cabinets litteraires, deren es ſehr viele gibt.

Eigennützigkeit der Genfer genau kannte, verſicherte mich, daß die meiſten Repreſentants alles Tobens und aller Drohungen von Auswanderungen ungeachtet doch gerne bleiben, und ſich alles geduldig gefallen laſſen würden, wenn man ihnen nur ihre Güter, und die bisherigen Mittel ſie zu vermehren ließe. Wenigſtens rächen ſie ſich jetzo an ihren Ueberwindern oder Unterdrückern dadurch, daß ſie ihnen ihr Geld abnehmen, wenn ſie anders dergleichen mitgebracht haben.

Ich habe irgendwo, ich glaube in Sulzers Reiſebeſchreibung, geleſen, daß man nicht leicht in einer andern Stadt ſo viele ausgezeichnete Geſichter fände, als in Genf. Die Bemerkung iſt richtig, wenn man unter ausgezeichneten Geſichtern ſolche verſteht, die ſich von denen ihrer Nachbaren, oder auch anderer Völker merklich unterſcheiden. Denn faſt alle Genfer haben etwas eigenthümliches, woran man ſie leicht erkennen kann. Sonſt aber haben die Genfer, und zwar von beyden Geſchlechtern, nicht nur in den beweglichen Zügen und Theilen des Geſichts, ſondern auch in dem Bau der unbeweglichen Theile ſehr vieles mit einander gemein, und dies iſt eben ſo natürlich, als daß ſie ſich ſelbſt von ihren nächſten Nachbaren unterſcheiden, indem ſie in ihrer Lebensart, Vergnügungen, und Beſchäfftigungen eben ſo ſehr mit einander übereinſtimmen, als ſie von den Einwohnern anderer Städte und Länder abweichen. Mir iſt keine Stadt bekannt, wo ich unter allen Ständen, Geſchlechtern und Altern ſo wenig ſchöne, und hingegen ſo viele gebrechliche, und entnervt ſcheinende Perſonen gefunden hätte, als in Genf, und man könnte daher mit Recht ſagen, daß die Genfer, ſich durch ihr Aeußeres noch mehr, als durch ihre Lebensart, und Betriebſamkeit von den Bernern unterſcheiden. Die ſtarken und ſchön gebildeten Cörper, die blühende Farbe, die blauen Augen, und blonden Haare, die man in Bern ſo häufig antrifft, ſieht man in Genf ſelten oder gar nicht. Die vornehmen Genfer ſind im Durchſchnitt von kleiner oder mittlerer Statur, und haben einen unſichern wankenden Gang *). Zu den merkwürdigſten phyſiognomiſchen Eigenthümlichkeiten beyder Geſchlechter gehören eine blaßgelbe Farbe, ein mageres Geſicht, eine kurze und hohe Stirn, ein großer Mund, ſchwarze Haare, Augen, und Au-

---

*) Es war wider alle meine Erwartung, was mir ein ſicherer Mann aus Genf ſchrieb, daß es wenige Städte gebe, wo ſo viele Alte von beyderley Geſchlecht leben, als in Genf.

Augenbraunen, welche beyde letztere meiſtens ſehr groß, und ausdrucksvoll ſind, eine lange, ſchmale, etwas erhabene, und weit aus dem Geſichte hervorſtehende Naſe, und endlich etwas ſcharfes, und ſpitzfindiges im Blick und Zügen, welche letztern Merkmale man ſeltener, als irgend eins der übrigen Kennzeichen in dem Geſichte eines Genfers vermißt. Das gemeine Volk, oder der eigentliche Pöbel iſt, und ſieht in Genf plumper und roher, als in andern gleich großen Städten aus, weil er unter einer viel weniger ſtrengen Zucht ſteht, und ihm bisher von beyden Parteyen, die ſich ſo viel als möglich zu verſtärken ſuchten, geſchmeichelt wurde. So roh und häßlich aber der Genfer Pöbel iſt, ſo übertrifft er doch unendlich in Rückſicht auf Geſtalt die Savoyarden, von denen faſt täglich viele hunderte in die Stadt kommen, um ihre Producte abzuſetzen, und das benöthigte wieder einzukaufen. Die elenden ſchwarzen Lumpen, und Kleidungsſtücke, womit ſie kaum bedeckt ſind, und die ihren ohnedas traurigen Anblick noch trauriger machen, ihre Zigeunermäßige Farbe, ihre ſchlaffe lederhafte Haut, ihre entfleiſchten Geſichter und Hände, ihre ſchwarzen ſtarken ins Geſicht hängenden Haare, ihr ſtarrer dummer Blick erinnerten mich an die Beſchreibungen, und Zeichnungen, die ich von den Feuerländern, Neuholländern, und andern Halbmenſchen ſo oft mit Bedauren, und Erſtaunen geſehen, und geleſen habe.

Genf iſt unſtreitig die betriebſamſte und reichſte, aber auch eben deßwegen diejenige Stadt in der Schweiz, wo die Nothwendigkeiten des Lebens, und alle Arbeiten und Dienſte, die man von andern Menſchen erkauft, am theureſten ſind. Alle Lebensmittel müſſen in Genf nothwendig theurer, als in andern Städten der Schweiz ſeyn, weil die umliegende Gegend weniger fruchtbar, die Zahl der Käufer größer, und das Geld viel häufiger, und alſo geringer im Werthe iſt, als anderswo. Man muß daher ein Mittags- oder Abendeſſen, das in der übrigen Schweiz ſammt dem Weine einen Gulden, oder funfzehn Batzen koſtet, in Genf mit zwanzig Batzen, oder einem kleinen Thaler bezahlen. In eben dieſem Verhältniſſe ſteigen auch die Forderungen von Miethlakayen, Miethkutſchern, Friſeurs u. ſ. w. Nur allein das Fuhrlohn der Genfer Kutſcher iſt alsdann, wenn man ſie auf eine, oder mehrere Tagereiſen miethet, mit dem in der übrigen Schweiz gewöhnlichen einerley.

Bis jetzo haben wir uns noch in keiner Stadt aufgehalten, wo der Ab- und Zufluß von Fremden ſo groß, und die Geſellſchafft an der

Wirthstafel ſo abwechſelnd, als in Genf geweſen wäre. Faſt in jeder Stunde des Tages gehen Reiſende ab, und kommen welche wieder an, und ſelbſt alsdann, wenn die Table d'hote nur wenig beſetzt iſt, finden ſich doch gewöhnlich Menſchen aus vier bis fünf verſchiedenen Völkern beyſammen, nämlich Schweizer, Teutſche, Franzoſen, Italiäner, und Engländer, welche letztere am häufigſten ihre Weiber, oder Töchter, oder Mätreſſen bey ſich haben. Wegen dieſer mannigfaltigen, und ſich ſo oft verändernden Tiſchgeſellſchafft habe ich im Gaſthofe in Genf mehr merkwürdige Menſchen geſehen, und angenehme Bekanntſchafften gemacht, als an irgend einem andern Orte. Zu den letztern rechne ich vorzüglich die des Sohnes eines vornehmen Engliſchen Geiſtlichen, der eben ſo lange, als wir, in Genf blieb, und viel gebildeter und vorbereiteter war, als junge Engländer zu ſeyn pflegen, welche die große Tour durch Europa machen. Von ihm hörte ich unter andern intereſſanten Nachrichten, daß der Luxus in ſeinem Vaterlande, theils wegen der größern Auflagen, noch mehr aber wegen der abnehmenden Handlung und Gewerbe ſich um vieles gemindert habe. Man halte nur die Hälfte von Bedienten, die man ſonſt gefüttert habe, und keiner gebe jetzo, wie vormals, Gaſtmähler, die zwey bis drey tauſend Pfund Sterling koſteten. Wie ungeheuer aber die Prachtliebe und Verſchwendung der Großen in England noch vor kurzem geweſen ſey, ſagte dieſer Reiſende ferner zu mir, könnte ich aus folgendem ſchließen: daß ein Irländiſcher Graf bloß für den Kutſcherſitz an ſeinem Wagen fünf hundert Guineen bezahlt, und daß die vornehmen jungen Engländer die Erlaubniß, alle Morgen nach dem Spazierritt, in den Obſtbuden im Parc, welches und ſo vieles Obſt, als ſie nur wollten, eſſen zu dürfen, um 200 Guineen erkauft hätten. Uebrigens ſey es allgemein bekannt, daß man in London faſt das ganze Jahr durch die koſtbarſten ausländiſchen Früchte ziehe und feil habe: und daß die Engländer, wie in den übrigen Theilen der Gartenkunſt, alſo auch in der Kunſt ſeltene Früchte zu ziehen, alle Europäiſche Nationen überträffen.

Zu den wunderbaren Erſcheinungen, die uns an der Wirthstafel in Genf vorkamen, gehörte zuerſt ein kleiner ſchwarzrockigter Mann, mit einer großen Peruke, der ein Landpfarrer zu ſeyn ſchien, und deſſen Frau oder Begleiterinn ſowohl, als ein Kind, das er bey ſich hatte, ſo ſchlecht gekleidet waren, daß ein jeder ſich wunderte, wie dieſe Perſonen ſich in unſern Gaſthof verirrt hätten. So bald aber dieſe Fremden ſich geſetzt hatten, merkte man bald, daß ſie nicht zum erſtenmale in guter Geſellſchaft ſpeiſten, und kurz nachher entdeckte ſich's, daß Monſieur le Chevalier, ſo nannte ſich der Fremde, dans les quatre parties du monde gereiſt, und ſich lange ſelbſt in Japan und Sina aufgehalten hätte. Monſieur le Chevalier war aber nichts deſtoweniger ein gemeiner Beobachter, indem er die Japaner, und vorzüglich die Sineſen, und ihre Künſte im Lobrednerton der Jeſuiten erhob. Der ſchwarze Ritter nahm jetzo Kinder in Penſion, und auch das Mädchen, das er bey ſich hatte, eine kleine geiſtreiche Schwäbin, die noch kein Wort Franzöſiſch verſtand, war ihm zur Erziehung übergeben worden.

Noch weit merkwürdiger, als dieſer Chevalier, war mir eine Piemonteſiſche Marquiſinn, die in unſerm Gaſthofe wohnte, und gewöhnlich außer Hauſe, oder auf ihrem Zimmer ſpeiſte, aber einſtens an einem Abend ſo ſpät von einem Spazierritt zurückkam, daß ſie ſich mit ihrer Freundinn an die Wirthstafel ſetzte. Die Marquiſinn, eine junge ſchöne und blonde Dame, ging nicht bloß in gewöhnlichem Reitkleide, ſondern trug männliche Beinkleider, die von ſo dünnem Zeuge waren, daß ſie an einer Mannsperſon höchſt unehrbar geweſen wären. Als ſie ſich niedergelaſſen hatte, nahm ſie ihren Hut ab, fing gleich mit ihren Nachbarn auf die vertraulichſte Art zu reden an, lehnte ſich über den Tiſch, muſterte nicht bloß die ganze Geſellſchafft, ſondern unterſuchte eine jede Perſon, beſonders Frauenzimmer ſo anhaltend, daß ſie ihre Augen nicht aufzuſchlagen wagten, und ließ ſich in allen unweiblichen Unverſchämtheiten weder durch Lachen, noch durch unwillige Gegenblicke irre machen. Vornehme Weiber von einer ſolchen Frechheit kannte ich bisher nur aus Schilderungen Franzöſiſcher Schriftſteller, und nie hätte ich geglaubt, daß es dergleichen auch außer Frankreich, am wenigſten aber, daß es ſolche in Italien gebe.

Lauſanne, am 4ten Sept.

Geſtern früh um ſechs Uhr fuhren wir in der Abſicht von Genf weg, um den nächſten Weg nach Yverdon zu nehmen. In Nyon hörten wir aber, daß der Großfürſt mit ſeiner Gemahlinn heute in Lauſanne ankommen würde, und wir faßten alſo gleich den Entſchluß, um dieſer durchlauchtigen Perſonen willen, die dieſen Nachmittag erwartet werden, einen kleinen Umweg über Lauſanne zu machen. Der Rückweg von Genf bis Morges gefiel uns beſſer, als der Hinweg, weil wir faſt immer Berg ab fuhren, und eben deßwegen weitere Ausſichten erhielten. In Nyon beſahen wir außer einigen andern Römiſchen Alterthümern, die angebliche Statüe Cäſars in einem alten Thurme, die ich aber ohne Bedenken für die Statüe eines Biſchoffs, oder vornehmen Geiſtlichen erklären würde. Die Platteforme, oder öffentliche Promenade auf einer Anhöhe hinter der Stadt beherrſcht eine reiche und weitläuſtige Landſchafft, die wir aber nicht recht genießen konnten, weil die Luft bald nach Mittage noch zu ſchimmernd, und zu ſehr mit feinen Dünſten angefüllt war. Wir tröſteten uns damit, daß wir eine ähnliche und noch viel größere Ausſicht von Aubonne haben würden, welche Stadt ich wegen des berühmten Proſpects zu beſuchen mir vorgenommen hatte. Es erregt allerdings ein günſtiges Vorurtheil, wenn ein Reiſender, wie Tavernier, der faſt alle Reiche in Europa und Aſien ſechsmal geſehen, und 60000 Meilen allein zu Lande gemacht hatte, wenn dieſer geſtand, daß er, eine einzige Gegend in Armenien ausgenommen *), auf der ganzen Erde

---

*) Dieſe Gegend war die in der Nachbarſchafft von Erivan und dem berühmten Kloſter les trois egliſes genannt in Armenien; ſiehe Taverniers Reiſebeſchreib. I. S. 16. 17. teutſcher Ueberſ. Umſtändlicher, als Tavernier, ſchilderte

Erde keine Ausſicht gefunden habe, die mit der von Aubonne zu vergleichen ſey, weßwegen er auch die Baronie, die jetzo dem Canton Bern gehört, an ſich kaufte. Ungeachtet der Weg nach Aubonne gar nicht beſchwerlich war, ſo liegt doch dieſe Stadt ſo hoch am Jura, daß wir wenigſtens eine Stunde von der großen Straße an fahren mußten, ehe wir ſie erreichten. Schon auf dieſem Wege hatten wir Gelegenheit uns zu überzeugen, daß man das Pays de Vaud mit Recht wegen der vortrefflichen Ausſichten preiſe, daß man aber auch, um dieſe Ausſichten zu entdecken, nothwendig die Hauptſtraße verlaſſen, und den Jura bis zu ſolchen Höhen hinanſteigen, oder hinanfahren müſſe, als auf welcher Aubonne, und die meiſten Landſitze liegen. Erſt auf dieſem Wege entdeckten wir die unüberſehlichen Weinberge, in welchen der treffliche Vin de la côte gebaut wird, und von denen man von der Landſtraße wenig, oder gar nichts wahrnimmt. Von Aubonne aus ſtiegen wir noch faſt eine kleine halbe Stunde Berg an, bis wir in den Garten,

---

derte dieſe herrliche Gegend, die eigentlich ſchon in Medien liegt. Tournefort I. p. 141. 151. Man vergleiche auch Chardin I. p. 213. 214. Erivan, oder wie Chardin ſchreibt, Irivan liegt unter 41° 15′ Nordl. Breite.

oder auf die Terraſſe vor einem ſchönen Landſitze kamen, der, wenn ich nicht irre, einem Herrn Fiſcher von Bern gehört. Wir waren ſo glücklich, geſtern nicht nur einen heitern Tag, ſondern auch die vortheilhafteſte Tageszeit zu treffen, in welcher man allein weite Ausſichten recht genießen kann; denn es war eben ſechs Uhr, als wir vor der Campagne des Herrn Fiſchers anlangten. Hier eröffnete ſich uns auf einmal eine Landſchafft, die nicht nur alles ohne Vergleichung übertraff, was wir bis dahin geſehen hatten, ſondern auch ein Stück von einer ganz anderen Erde oder Natur zu ſeyn ſchien, ungeachtet wir die meiſten Gegenſtände, die ſich uns darboten, ſchon oft einzeln mit Vergnügen und Bewunderung betrachtet hatten. Unter uns und an den beyden Ufern des Sees, die wir an der linken Seite bis Vevay, und an der andern bis nahe gegen Genf in einer Strecke von zehn bis zwölf Stunden überſehen konnten, (und auch Genf würden wir erreichet haben, wenn nicht ein dünner Herbſtnebel die äußerſten Buchten des Sees bedeckt hätte,) lag eine zahlloſe Menge von Städten, Flecken, Dörfern und Palläſten, von Weinbergen, Hainen und Wäldern, von Wieſen, Gärten, und Fluren in unendlich mannigfaltigen Schattirungen, Formen, und Gruppen ausgebreitet. Dieſe Landſchafft, deren einzelne Schönheiten man in ganzen Wochen vielleicht kaum erſchöpfen, oder herausheben, und unterſcheiden könnte, wurde durch den ſchönen See begränzt, den wir nie ſo ruhig, und faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung, wie jetzo, geſehen hatten. Das entgegengeſetzte Savoyiſche Ufer mit ſeinen Städten, Dörfern, und Felſen erſchien uns viel näher, und deutlicher als ſonſt, und hinter den Felſen erhob ſich der majeſtätiſche Mont Blanc mit vielen andern gewaltigen Schneebergen, die wir faſt bis an ihre Füße herab mit den Augen meſſen konnten. Der Mont Blanc ſchimmerte ſo prächtig, als ich jemals Schneeberge geſehen hatte, in den roſenfarbenen Strahlen der Abendſonne; ſeine Nachbaren glänzten weniger, allein ſie zeigten dagegen andere furchtbare Schönheiten, welche durch das helle Sonnenlicht nicht wenig gehoben, und herbey gezogen wurden. Einige von ihnen waren ſo ſteil, daß an ihren ſenkrechten Wänden kein Schnee haften, und ſich nur an ihren mittlern Höhen kleine ſchmutzig gelbe Gletſcher halten konnten. Andere waren zwar auf ihren oberſten etwas flachen Spitzen mit Schnee bedeckt; allein nicht weit von dieſen Spitzen waren ſie auf einmal bis zu ſolchen unermeßlichen Tiefen abgeſchnitten, daß man über dieſen Abgründen kaum mit einem ſchüchternen Blick zu ſchweben wagte. Der Mont Blanc und die übrigen Berge, behielten über eine Stunde nach dem Untergange der Sonne, und lange nachdem der roſenfarbene Glanz verſchwunden war, einen weißlichen Schimmer, den man durch die Finſterniß der Nacht ſehr deutlich wahrnehmen, und woran man ihre Häupter von dem dunkeln Firmament unterſcheiden konnte: eine Erſcheinung, die ich ſonſt noch niemals beobachtet hatte. Wir kamen erſt um halb neun Uhr in Morges an, und fanden à la Couronne ſo gute Zimmer, Betten und Tiſch, als wir außer Lauſanne und Bex in der Franzöſiſchen Schweiz nicht angetroffen hatten.

Die fruchtbare Gegend zwiſchen Morges und Lauſanne gefiel uns das zweyte mal weniger, als das erſte mal, nicht nur weil unſere Phantaſie ſich noch mit der geſtrigen Ausſicht beſchäfftigte, ſondern weil man von Morges bis Lauſanne faſt immer Berg an fährt, und alſo eingeſchränktere Ausſichten hat, als wenn man von Lauſanne nach Morges reiſt. Die beſcheidenen Landſitze der Lauſanner hingegen ſahe ich jetzo mit größerm Vergnügen, da ich ſie mit den prächtigern Palläſten der Genfer vergleichen konnte. Die fruchtbaren mit Obſtbäumen beſetzten Wieſen, und die reichen Weinberge, zwiſchen welchen jene liegen, und die meiſtens mit lebendigen Hecken eingefaßt ſind, machten auf mich einen angenehmern Eindruck, als die Palläſte, und unfruchtbaren [illegible]ten der Genfer, die faſt alle mit unerſteiglichen Cloſterartigen Mauren eingeſchloſſen, und gegen den Mitgenuß, und die Augen anderer Menſchen verwahrt ſind.

Yverdon, am 5ten Sept.

Der Großfürſt und ſeine Gemahlinn, die von ihrer Schweſter und deren Gemahl begleitet wurden, kamen geſtern Abends erſt gegen acht Uhr an, und traten in eben dem Gaſthofe ab, in welchem ich die erſten male, und auch jetzo wieder wohnte. Bey der Ankunft der Durchlauchtigen Reiſenden gaben die Einwohner von Lauſanne ein Beyſpiel von Beſcheidenheit, dergleichen ich noch niemals erlebt habe. Denn, ungeachtet Vornehme und Geringe faſt den ganzen Nachmittag mit Ungeduld gewartet hatten, und weder an dem Eingange des Gaſthofes, noch vor den Zimmern Wachen ſtanden, (denn es liegen in Lauſanne ſo wenig, als in den übrigen Städten der Schweiz, Genf, Baſel, Zürch und Bern ausgenommen, Stadtwachen;) ſo wurde doch weder der Eingang des Hauſes beengt, noch die

Treppen und Vorzimmer mit Menſchen angefüllt, welches in Teutſchland, und andern Städten der Schweiz auch bey verdoppelten Wachen nicht unterblieben iſt. Es kamen freylich einzelne Herren und Damen, nachdem die Ruſſiſchen Herrſchafften ausgeſtiegen waren, entweder um ihnen aufzuwarten, oder um ſie zu ſehen; allein beyde waren viel weniger zudringlich und läſtig, als ich in ähnlichen Fällen geſehen habe. Wir ſahen den Großfürſten, und die Großfürſtinn nicht nur geſtern Abends, ſondern auch dieſen Morgen, da ſie in einem offenen Wagen nach Aubonne fuhren. Gleich nach ihrer Abreiſe machten wir uns auch auf den Weg nach Yverdon, der bis nach Tſcherlitz oder Echalens faſt immer Berg an geht, und bis eine halbe Stunde vor Yverdon ungemacht iſt, weil die Vogteyen, durch welche er läuft, nicht Bern allein, ſondern dieſem Canton gemeinſchafftlich mit dem Canton Freyburg gehören, und der erſtere alſo keine koſtbare Unternehmungen ohne Einwilligung des letztern anfangen und ausführen kann. Der Boden zwiſchen Lauſanne und Yverdon ſcheint eben ſo unfruchtbar, als die Gegenden traurig, beſonders denen ſind, welche mehrere Wochen in der Nachbarſchafft des Genfer-Sees zugebracht, und Aubonne und Lauſanne erſt kürzlich verlaſſen haben.

ben. Die Dörfer ſind nur ſelten, und noch unreinlicher und armſeliger, als in dem Theile der Franzöſiſchen Schweiz, aus welchem wir herkamen. Auf der ganzen Reiſe fanden wir nichts merkwürdiges, als das romantiſche Bergſchloß St. Barthelemi, das dem Grafen d'Afry aus Freyburg gehört, und dann ein Monument, welches nicht nur das einzige, ſondern auch das erſte in ſeiner Art iſt, welches jemals iſt errichtet worden. Nicht weit vor Tſcherlitz nämlich ſteht an der rechten Seite der Straße ein prächtiger marmorner Obelisk, der etwa fünf und zwanzig bis dreyßig Schuh hoch ſeyn mag. Ein ſolches Denkmal mußte nothwendig an einem Orte, wo man kein Grabmal erwarten konnte, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und wie groß war daher nicht unſer Erſtaunen, als wir auf den vier Seiten dieſer eben ſo edlen, als einfachen Säule in vier Sprachen, der Teutſchen, Lateiniſchen, Engliſchen, und Franzöſiſchen, die Worte fanden: Alle Völker lobet den Herrn. Außer dieſen Worten ſieht man an der ganzen Pyramide nichts, als das Familien-Wappen ihres Errichters, des eben genannten Comte d'Afry, der, wenn ich nicht irre, Marechal de Camp in Franzöſiſchen Dienſten iſt. Der Platz, auf welchem die Säule ſteht, iſt rund herum in der

Entfernung von mehreren Schuhen als eine heilige Stätte mit Ketten eingeſchloſſen, die wiederum an kleinere Obeliſken, oder Säulen von Granit befeſtiget ſind. Wir wurden von dieſem der Gottheit geweihten Denkmal eben ſo ſehr gerührt, als überraſcht: gerührt, wenn wir bedachten, daß ſein Stifter nicht nur ein vornehmer Mann, ſondern auch ein Franzöſiſcher Officier, und noch dazu aus einem Lande ſey, deſſen Einwohner in der ganzen Schweiz wegen ihrer übertriebenen Frömmeley, und Möncherey berüchtigt ſind: überraſcht, weil der Gedanke uns eben ſo neu war, als er uns natürlich ſchien, ſobald wir ihn ausgeführt ſahen. Denn, iſt es nicht in der That zu verwundern, daß bisher noch niemand auf den Einfall kam, dem einzigen wahren Gott irgend ein Denkmal zur Erweckung ächter Andacht zu errichten, da man ſo vielen verdächtigen, oder doch immer ſterblichen, und gebrechlichen Heiligen unzählige Capellen, und andere Monumente errichtet hat? Ich bedaurete nichts mehr, als daß ein Werk, welches mich mehr von der Erde erhob, als alle die Predigten, die ich zwiſchen Lauſanne und Yverdon hätte hören können, nicht an einer mehr beſuchten Straße aufgeführt worden ſey.

Wir kamen hier noch vor vier Uhr, alſo gerade um die Zeit an, als an dem großen Buß- und Bettage der Gottesdienſt geendigt war, und alle Familien zu Tiſche gingen. Dies iſt der Grund, warum wir unſere Empfehlungsſchreiben an die Herren Felice und Bertrand, deren Namen auch in Teutſchland berühmt ſind, nicht übergaben, weil wir dieſe Herren, und ihre Familien zur Unzeit überfallen hätten. Wir brachten daher den Reſt des Tages damit zu, die Stadt ſowohl, als die umliegenden Gegenden zu beſehen. Die erſtere fanden wir viel ſchöner, als die letztern. Yverdon beſteht außer einer niedlichen Vorſtadt, die ſehr viel Aehnlichkeit mit Nidau hat, aber noch neuer und beſſer bebaut iſt, aus drey faſt geraden, und geräumigen Straßen, die gegen das nach Neufchatel hingekehrte Thor zuſammenlaufen. Die Häuſer ſind nicht prächtig, aber regelmäßig, und ähnlich, aber nicht gleich, oder durchaus einförmig. Die große Allee von Caſtanienbäumen würde viel ſchöner ſeyn, wenn man nicht an der rechten Seite auf die alte Stadtmauer, und links auf eine ſumpfigte, mit unfruchtbarem Schilfe oder Binſen bewachſene Wieſe ſähe, die dem Anſehen und der Sage nach ein Geſchenk des zurückgetretenen Sees iſt, von welchem ſie noch oft überſchwemmt, und mit ſtinkenden Pfützen angefüllt wird. Eben dieſe Wieſe wird die Lage der Stadt nicht nur verſchönern, ſondern auch geſunder machen, wenn ſie dereinſt mehr wird erhöht, und gänzlich ausgetrocknet, und die darauf gepflanzten Bäume ihr gehöriges Alter erreichen werden. Von der großen Promenade läuft eine andere Allee von prächtigen Pappeln nach dem See zu; allein dieſe wird ſo wenig beſucht, daß ſie mit hohem Graſe bewachſen war. Der Neuenburgerſee machte hier bey ſeinem Anfange viel weniger Eindruck, als er das erſte mal an ſeinem Ende, wo die Zihl aus ihm heraus fließt, auf uns gemacht hatte. Man entdeckt an ſeinen beyden Ufern, ſo weit man ſie überſehen kann, weder reiche Fluren, noch Weinberge, oder ſchöne Landhäuſer, und merkwürdige Oerter, die Stadt Grandſon mit ihrem Schloſſe ausgenommen. Ueberhaupt zeigen ſich um Yverdon herum eben ſo viele Zeichen einer kargen Natur, und viel weniger Spuren einer verſchönernden Kunſt, als um Genf: doch hat die erſtere Stadt darin einen großen Vortheil über die letztere, daß ſie außer den beyden angeführten Spatziergängen mit viel mehr ſchattenreichen Gängen und Wegen umgeben iſt. In Yverdon wohnen einige ſehr reiche Familien, unter welchen vielleicht nur Herr Felice allein durch ſeinen unternehmenden Geiſt in der Stadt ſelbſt, die übrigen aber in Surinam, oder doch außer der Schweiz ihr Glück gemacht haben. Wenn man die Lage der Stadt und der umliegenden Gegenden kennt, ſo erwartet man keinen ſehr beträchtlichen Handel; doch rüſtet man von Zeit zu Zeit bedeckte Barken nach Holland aus, die über den Neuenburger- und Bieler-See in die Zihl, und aus dieſer in die Aar, und den Rhein fahren.

Nidau, am 9ten Sept.

Geſtern Abends kamen wir wieder glücklich bey unſern lieben Nidauiſchen Freunden mit den Gedanken an, daß wir nun nicht eher wieder, als nach Baſel, und Teutſchland aufbrechen werden. Weil wir aber hörten, daß man dem Großfürſten und dem Herzoge von Gloceſter zu Ehren einen großen Bal in Bern geben werde, ſo haben wir uns vorgenommen, ſchon morgen früh wieder nach Bern zu reiſen, indem wir hoffen können, daß wir bey dieſer Gelegenheit alles, was in dieſer Stadt ſchön und merkwürdig iſt, beyſammen ſehen werden. Meine kurze Ruhezeit weiß ich nicht angenehmer anzuwenden, als daß ich Ihnen den Reſt meiner Reiſe durch die Franzöſiſche Schweiz beſchreibe.

Wie

Wir fuhren am 6ten Sept. an dem heiterſten Frühlingsmorgen von Yverdon ab. Die Strecke zwiſchen dieſer Stadt und Grandſon, die nur eine halbe Stunde davon entfernt iſt, ſcheint den Fleiß ihrer Bebauer nur ſehr mäßig zu belohnen; der Jura aber, den man vor ſich hat, bietet mancherley anziehende Schauſpiele dar. Am mahleriſchſten zeigten ſich die gelben abgemähten Felder, die man in gewaltigen Höhen wahrnahm, und denn die einzelnen zerſtreuten Häuſer, ſowohl an den Seiten, als faſt auf dem Rücken des Berges, die in der Ferne wie kleine weiße Puncte erſchienen. Grandſon iſt ein dünn bevölkerter, ſchlecht bebauter, und ſchmutziger Ort, wie alle übrige Städte und Flecken, die zwiſchen Lauſanne und Neuſchatel liegen. Das Schloß von Grandſon iſt noch in eben dem Zuſtande, in welchem es von Carl von Burgund belagert und eingenommen wurde. Es iſt kaum begreiflich, wie dieſer Fürſt das kleine Schloß mit den vier bis fünfhundert Canonen, die er bey ſich hatte, nicht gleich im erſten Anlaufe einnahm, ohne verrätheriſche oder doch unerlaubte Künſte brauchen zu dürfen. So bald wir außer der Stadt waren, ſtieg ich aus dem Wagen, und ſuchte das Schlachtfeld, wo Carl der Kühne 1476. die erſte zwar nicht ſehr blutige, aber deſto ſchimpflichere Niederlage litt. Ich konnte aber in der Strecke von einer guten halben Stunde Weges durchaus keinen Platz finden, wo zwey Heere ſich nur hätten lagern, geſchweige bewegen und fechten können; denn der ſteile Jura rückt hier ſo nahe an den See hinan, daß kaum für eine ſchmale Landſtraße Raum genug übrig bleibt. Auch war das feſte und vermuthlich unüberwindliche Lager der Burgunder auf dem Gefilde, das ſich eine halbe Stunde von der Stadt nach Vaumarcus hin ausbreitet, und allem Anſehen nach würde Carl diesmal nicht überwunden worden ſeyn, wenn er nicht wider den Rath aller verſtändigen Krieger den Schweizern in dem engen Wege nach Grandſon zu entgegengerückt wäre. In dieſem engen Wege, der ein Heer von hundert tauſend einem Häuflein von tauſend gleich macht, wurde die erſte Burgundiſche Schlachtordnung von dem Vortrupp der Schweizer, der aus funfzehnhundert Mann beſtand, angegriffen, und übern Haufen geworfen. Die Flüchtlinge ſtürzten ſich voll Schreckens auf ihre nachrückenden Brüder: alles gerieth in Unordnung; und nun ſuchten nicht bloß gemeine, ſondern auch eine ganze Schaar von Fürſten, die um Carls Tochter und deren reiche Erbſchafft buhlten, ſich mit der Flucht zu retten. Die

Schlacht bey Grandſon iſt viel weniger merkwürdig durch den Verluſt, den Carl der Kühne litt, als durch die unermeßliche Beute, welche die Schweizer machten, und die ſchrecklichen Einflüſſe, welche dieſe Beute auf die Sitten der Sieger hatte. Faſt von dem Tage dieſes Sieges an, hörten die Schweizer auf, das einfältige, harte, genau verbundene, den Geſetzen und der Obrigkeit gehorchende, und für Freyheit und Vaterland ſtreitende Volk zu ſeyn, das ſie bisher geweſen waren. So bald ſie die Süßigkeit der Burgundiſchen Beute gekoſtet hatten, verließen ſie Vaterland, Weib und Kinder, Felder und Alpen, um fremden Herren zu dienen, und ſich vom fremden Raube zu nähren. Sie verachteten die Stimme der Geſetze und ihrer Obern, die ſie von dem verderblichen Reislaufen zurückhalten wollten, verkauften ihre Stimmen im Rath, und ihren Arm im Felde, und verfielen in innere Zwiſtigkeiten, die beynahe in bürgerliche Kriege ausgebrochen wären.

Die Gegend zwiſchen Grandſon und Conciſe, einem kleinen niedlichen Berniſchen Dorfe, iſt ſo ſchön, als ich keine zwiſchen Lauſanne und Genf nahe am See gefunden habe. Man fährt nicht, wie zwiſchen den beyden eben genannten Städten an dem niedrigen Ufer des Sees, ſondern

dern auf einem hohen und breiten Fuße des Jura, wo man nach allen Seiten hin eine freye Ausſicht hat. An der rechten Hand hatten wir entweder Weinberge, oder mit Obſtbäumen beſetzte Wieſen, oder Fruchtfelder, die ſich nach dem See hinab ſenkten, und dann den prächtigen, ſich immer erweiternden See, der in der Mitte, wo er von der Sonne erleuchtet wurde, einem Feuermeere ähnlich ſah; und an den beyden Seiten das Bild des heitern blauen Himmels zurückwarf. An der linken Hand ſahen wir dieſelbige Miſchung von Feldern, Wieſen, und Aeckern nur in größern Maſſen, durch Häuſer und Dörfer erhöht, und mit dem nirgends ganz wilden Jura begränzt. Wir langten noch vor Mittage bey dem Schloſſe Vaumarcus an, wohin wir von dem jetzigen Beſitzer, Baron von Büren, ernanntem Landvogt von Nidau, eingeladen werden waren. Dies Schloß liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe des Jura, und vereinigt das Ehrwürdige eines alten Ritterſitzes mit allen Bequemlichkeiten, welche die neuere Baukunſt erfunden hat. Ich glaube kaum, daß es aus irgend einem andern Schloſſe oder Dorfe an dergleich fruchtbaren und romantiſchen Ufern des Neuenburgerſees eine weitere und prächtigere Ausſicht giebt, als von Vaumarcus, wo man nicht nur beyde Ufer des Sees, ſondern auch eine unermeßliche Landſchafft, und Gebirgkette jenſeits des Sees beherrſcht. Hiezu kommt noch, daß dieſe Herrſchafft mit den ſchönſten Weinbergen, bedeckten Gängen, und Gärten umgeben iſt, in welchen letztern die Bäume von dem ſchmackhafteſten Obſte, das in dieſem Jahre faſt in ganz Europa äußerſt ſelten iſt, brechen wollten. Alle dieſe Vorzüge und Verſchönerungen hat die Baronie dem Geſchmack und der unermüdlichen Thätigkeit ſeines jetzigen Beſitzers zu danken, der ſich, ungeachtet er viele Jahre in Holland diente, doch in kurzer Zeit der ländlichen Haushaltungskunſt in ihrem ganzen Umfange bemeiſtert hat. Wir waren ſo glücklich, auf Vaumarcus eine ausgeſuchte Geſellſchafft, und in dieſer auch Herrn Vernes aus Genf zu finden, den man mit den übrigen Chefs der Repräſentanten vorläufig verwieſen hat, und welchen ich in Neuſchatel zu beſuchen die Abſicht hatte. Man hält Herrn Vernes für einen der erſten geiſtlichen Redner der Franzoſen, und eben dieſes Lob beſtätigten auch diejenigen, die ihn vor kurzem in dieſen Gegenden predigen gehört hatten. Ungeachtet er ein Geiſtlicher, und ein Mann von ohngefähr ſechzig Jahren iſt, ſo iſt er doch ſo lebhaft in Geſellſchafften, und beſonders ſo galant, und aufmerkſam gegen Frauenzimmer, daß ich ihn eher für einen Pariſiſchen Abbé, als für einen Genfer Prediger gehalten hätte. Er redete vortrefflich über die Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt, und hielt, wie ich zum voraus vermuthete, die unblutige Uebergabe von Genf für das einzige Mittel, die Bürgerſchafft von einem gänzlichen Untergange zu erretten.

Der Weg von Vaumarcus nach Neuſchatel iſt anfangs ſchlecht, und die Ausſicht wegen der Nähe des Jura eingeſchränkt; allein bald nachher zieht ſich der Berg zurück, und es entſteht zwiſchen ihm, und dem See ein ſo herrlicher Vorgrund, als man nahe am Genfer-See vergeblich ſuchen würde. Die Straße läuft eine Zeitlang über den Rücken eines Hügels, von welchem man an beyden Seiten in herrlich bebaute, und mit Dörfern angefüllte Thäler hinabſieht: nur wird hin und wieder die Ausſicht auf den See durch aufgeworfene Anhöhen verſchloſſen. Wir kamen erſt gegen neun Uhr in Neuſchatel an, und fanden an der Wirthstafel, außer einigen Fremden, die wir ſchon anderswo geſehen hatten, den Franzöſiſchen Grafen — —, der einige vortreffliche Sachen geſchrieben, aber wegen der Entführung eines vornehmen Frauenzimmers lange in Vincennes geſeſſen hat. In meinem

Leben habe ich keinen Franzoſen gefunden, der ſeine Mutterſprache ſo ſchön, und mit einer ſo unglaublichen Fertigkeit geredet, und die Schweiz ſo genau gekannt hätte, als dieſer.

Weil wir an dem folgenden Tage eine eben ſo ſchöne Witterung hoffen konnten, als wir die letzten Tage gehabe hatten, ſo entſchloſſen wir uns, am nächſten Morgen früh ins Val de Travers zu reiſen. Der Weg dahin iſt faſt eine ganze Stunde derſelbige mit dem, welchen wir nach Locle genommen hatten. Nachdem er ſich aber von dem letzteren getrennt hat, geht er eine Zeitlang auf einer unfruchtbaren Bergfläche fort, wo man rechts noch Reben und Kornfelder, und links eine unbegränzte Ausſicht auf alle die Thäler, Städte, und Dörfer hat, durch welche wir den Tag vorher gekommen waren. Von dieſer Ebene kommt man in einen großen Tannenwald, durch welchen noch immer der See durchſchimmert, und aus dieſem Walde fährt man in das enge Bergthal ein, welches in das eigentliche Val de Travers führt. In dieſem Thale iſt man zwiſchen zwoen hohen Ketten des Jura eingeſchloſſen, unter welchen die rechte viel kahler und abgeſchnittener, als die linke iſt. Der ſchön gemachte Weg läuft immer an dem rechten Berg-Arme fort, der meiſtens aus dünnen Lagen von Schiefern beſteht, und an einer Stelle um des Weges willen bis zu einer Höhe von mehrern hundert Schuhen ſenkrecht abgeſchnitten iſt. An der linken Seite des Weges iſt ein fürchterlich tiefer Grund, der von der Reuze durchſtrömt, und wegen ſeiner Tiefe oft vom Wege ſo bedeckt wird, daß man ihn aus dem Wagen nicht ſehen kann. So wohl in dieſem Grunde, als an dem Abhange der linken waldigten Bergkette finden ſich viele einzelne Wohnungen, welche dieſe ſonſt einſame und düſtere Gegend beleben. Einige Stunden vor Couvet erweitert ſich das Thal, und man ſieht an beyden Ufern der Reuze, die hier ſanft und ruhig fließt, ſchöne Wieſen und Felder, die ſich bis an die Füße der Gebirge hinziehen. Wie hoch dieſes Thal liege, können Sie daraus abnehmen, daß man jetzo erſt Gerſte, und andere Getraidearten erndtete. Gegen Couvet hin, wird das Thal wieder enge, und weniger anmuthig; noch mehr verliert es gegen Moitiers Travers, wo wir Rouſſeau's ehemalige Wohnung beſahen, am meiſten aber in der Nachbarſchaft von Fleurier, Bovereſſe, und andern kleinern Orten, die gegen das Ende des ganzen Thals liegen, und mit ſchlechten ſumpfigten Wieſen umgeben ſind. Man beſchuldigt die Einwohner des Val de Travers, daß ſie über ihren künſtlichen Arbeiten ihre Wieſen und Felder vernachläſſigen, daß ſie keine Bäume und Wälder anpflanzen, und keine Canäle ziehen, um ihre Wieſen entweder zu wäſſern, oder auszutrocknen. Couvet iſt viel ſchöner bebaut, als Moitiers, und die übrigen Dörfer. Es finden ſich hier, wie in Locle und la Chaux de Fonds, viele Hunderte von Uhrmachern, Spitzenwirkerinnen, und andern künſtlichen Arbeitern; allein jetzo giebt es hier keinen Erfinder, der den Droz gleichkäme. Man hält die Luft in Couvet für die geſundeſte in der ganzen Schweiz, und es wohnten auch in dem Gaſthofe, wo wir abtraten, einige kränkliche Perſonen, die um der Luft willen herauf gereiſt waren. Ich zweyfle aber, ob ſie beſſer oder nur ſo gut, als in andern hohen Bergthälern des Jura ſey, weil verſchiedene der benachbarten Gegenden ſumpfigt ſind. Die kühnen Mühlen, die über einem fürchterlichen Abgrunde mit eiſernen Krampen in zween Felſen befeſtigt ſind, zwiſchen welchen ſich ein gewaltiger Bach herabſtürzt, konnten wir wegen der entſetzlichen Hitze nicht beſehen, weil wir über anderthalb Stunden hätten ſteigen müſſen. Es reut mich zwar nicht, daß ich das Val de Travers beſucht habe; allein, wenn Sie meine Beſchreibung deſſelben mit der von Locle, und la Chaux de Fonds vergleichen wollen, ſo werden Sie bald merken, daß die beyden erſten Oerter mir weniger, als der Geburtsort von den beyden Droz gefallen haben. Auch auf dieſer Reiſe fanden wir, daß die Reinlichkeit immer mit der höhern Lage der Oerter zunahm, welches uns um deſto mehr auffiel, da wir den Tag vorher in den Städten und Flecken zwiſchen Yverdon und Neufchatel, Ackergeräth, Holz und Dünger unordentlich vor den Häuſern, und an der Straße durch einander geworfen geſehen hatten.

Geſtern Morgen beſuchte ich Herrn Vernes, und unterhielt mich mit ihm über die letzten Unfälle, und über die gegenwärtige Lage ſeiner Vaterſtadt. Unerachtet er nicht zurückhaltend war, ſo ſchien er mir doch viel vorſichtiger in ſeinen Urtheilen, und viel billiger gegen Bern, als die übrigen Repräſentanten, die ich hatte kennen lernen. Als ich von Herrn Vernes zurückkam, ging ich an dem Hafen ſpatzieren, und ſetzte mich eine Zeitlang auf die ſteinerne Mauer, oder das Bollwerk, welches man gegen den See aufgeführt hat, um mir die ganze Gegend noch einmal recht tief einzuprägen. Ich beſinne mich nicht, daß ich mich auf meiner ganzen Reiſe in einer Lage gefunden hätte, wo ich von allen mich umgebenden Gegenſtänden ſo ſehr zu Empfindungen der Andacht, und zur Erforſchung meiner ſelbſt eingeladen worden wäre. Ungeachtet ich an dem Hafen, und dem Hauptſpatziergange einer volkreichen, und handelnden Stadt ſaß, ſo ſah ich doch nirgends einen Menſchen, der mich hätte zerſtreuen können. Ich hörte dagegen ſowohl aus der Stadt, als aus entferntern Oertern am See das Geläute von Glocken, und das Singen in den Kirchen, das mir niemals rührender und feierlicher war. Vor mir erblickte ich den ruhigen See, der in langſamen und regelmäßigen Folgen kleine Wellen warf, und nur ſelten eine etwas größere Woge erhob, die dann einige Zolle weiter, als die übrigen, über die glatten Kieſel hinrollte.

Wir verließen Neufchatel gleich nach Tiſche, nahmen aber einen andern Weg nach Nidau, als durch welchen wir das erſtemal gekommen waren. Wir fuhren nämlich an dem Ufer des Bieler-Sees fort, wo man meiſtens eine freye Ausſicht auf den See, und das mahleriſche nördliche Ufer hat. Auf dieſem Wege zeigt ſich das Schloß Erlach, welches Aberli herrlich gezeichnet hat, in der Ferne am ſchönſten, und in dem Hafen der Stadt Erlach hat man einen der beſten Proſpecte auf alle die Städte und Flecken, welche an dem entgegengeſetzten Ufer hergebaut ſind. Sobald man in das Berniſche Gebiet kömmt, findet man nicht bloß Sprache, Bauart, und Trachten anders, ſondern man bemerkt auch gleich, um wie wieles der Teutſche Schweizer ordentlicher, und reinlicher in ſeiner Haushaltung iſt, als der Franzöſiſche. Die ganze Reiſe von Genf bis Nidau machte ich mit einem Genfer Kutſcher, den ich anfangs nur bis Yverdon bedungen hatte. Ich bezahlte ihm nicht bloß für die ſechs Tage, während welcher er mich gefahren hatte, ſondern auch für die drey Tage, die er brauchte, um wieder nach Genf zurück zu kommen.

Ich glaube meinen Brief nicht ohne Noth zu verlängern, wenn ich meinen bisherigen Nachrichten über die Franzöſiſche Schweiz noch einige Bemerkungen über die Geſinnungen anhänge, welche man in dieſen Gegenden über unſere Nation und Litteratur hegt.

In der Franzöſiſchen Schweiz, die den Bernern gehört, ſind viele Perſonen, die das Teutſche, wenn es geſprochen wird, verſtehen, und auch zur Noth etwas gebrochenes Teutſch reden können; allein ſehr wenige, die teutſche Schriften zu leſen im Stande ſind. Dergleichen Neugierige ſind in Genf noch ſeltener, und ich glaube daher, daß unſere beſten Schriftſteller, und der Zuſtand unſerer Wiſſenſchafften, und hohen Schulen in England und Paris bekannter,

ter, als in der Franzöſiſchen Schweiz ſind. Ungeachtet aber die Franzöſiſchen Schweizer, und der größte Theil der Franzoſen für uns Teutſche keine empfundene, oder auf richtige Kenntniß unſers Werths gegründete Hochachtung haben können, ſo iſt doch die eſtime ſur parole, welche ſie für die Teutſchen haben, außerordentlich groß. Die Urſachen dieſer guten Meynung, welche man jetzo in Frankreich, und dem Pays de Vaud von den Teutſchen gefaßt hat, ſind vorzüglich die großen Thaten des Königs von Preußen, die von ihm vervollkommnete und von andern Teutſchen Fürſten nachgeahmte Kriegskunſt, die auffallenden Verbeſſerungen, welche der Römiſche Kaiſer, und die in Teutſchland geborne Ruſſiſche Kaiſerinn in ihren Reichen gemacht haben, und noch immer fortſetzen, die unnachahmlichen Werke unſerer Mahler, Tonkünſtler, und Kupferſtecher, die ſich in den größten Hauptſtädten Europens niedergelaſſen haben, und endlich die allgemein anerkannten Verdienſte unſerer Aerzte, Chymiker, und Mineralogen, deren Erfindungen und Beobachtungen von allen Ausländern genutzt, oder doch geprieſen werden. Auch diejenigen Franzoſen aber, die den Teutſchen eben ſo viel Genie, und noch mehr Fleiß und Wiſſenſchafft, als ihrer eigenen Nation zugeſtehen, auch dieſe verbinden doch gemeiniglich mit der Idee eines Teutſchen Nebenbegriffe von Ungeſchliffenheit, oder tölpiſchem Weſen. Man erzählt noch immer Beyſpiele von Teutſcher Blödigkeit oder Stumpfſinn, von welchen der Himmel weiß, in welchem Zeitalter ſie vorgefallen, oder zuerſt auf unſere Rechnung erdichtet worden ſind. Selbſt in meiner und mehrerer Teutſchen Gegenwart ſagte ein Profeſſor in Lauſanne, der mich zwar nicht kannte, aber nichts deſto weniger in Teutſchland für einen ungezogenen, oder doch unvorſichtigen Mann gehalten worden wäre, von einem Ruſſiſchen Courier, der auf die Fragen: wann der Großfürſt oder die Großfürſtinn ankommen würden, entweder gar nicht, oder nicht befriedigend antwortete: daß der Mann ſeinen Manieren nach nothwendig ein Teutſcher ſeyn müſſe. Da ich auf meiner letzten Reiſe ſo oft Veranlaſſung gehabt habe, Vergleichungen zwiſchen den Teutſchen, und andern Nationen anzuſtellen; ſo will ich Ihnen kürzlich die Reſultate dieſer Vergleichungen auch in der Abſicht mittheilen, damit ſie ſich nicht ganz wieder aus meinem Gedächtniſſe verlieren.

Die Teutſchen waren von jeher eins der edelſten Völker, und wurden auch immer dafür anerkannt, und jetzo ſind ſie unſtreitig das mächtigſte

tigſte unter allen Völkern, das, wenn es, wie die Römer, ſeine Kräfte zum Verderben von andern vereinigen wollte, die ganze Erde überwältigen könnte. Die Teutſchen ſind unter den großen Nationen die einzigen, die niemals ganz überwunden, noch vielweniger von andern beherrſcht wurden, und eben deßwegen haben auch ſie allein ihre alte Sprache unverdorben, und unvermiſcht erhalten. Sie ſind aber nicht bloß das einzige unüberwundene Volk, ſondern auch dasjenige, welches alle Erdbeherrſchende Völker unterjocht, oder doch in den entſcheidendſten Schlachten beſiegt hat. Germaniſche Völker unterwarfen ſich Italien, Gallien, Britannien, Hiſpanien und Africa, und ließen ſich als Eroberer in dieſen Ländern nieder; die großen Siege, die ſie über Tatarn, Saracenen, und Türken erfochten haben, will ich nicht einmal erwähnen. Kein anderes Volk hat ſo viele große Erfinder, nicht nur in den Wiſſenſchafften, ſondern auch in allen Künſten, Handwerkern, und Handthierungen hervorgebracht, als das unſerige, und nur in unſerm Vaterlande ſind alle die großen Erfindungen und Verbeſſerungen gemacht worden, die ganz Europa, und dem größten Theile der übrigen Erde eine andere Geſtalt, und den neuern Völkern ein ſo entſchiedenes Uebergewicht über die aufgeklärteſten unter den alten gegeben haben. Man denke hier nur an die Erfindung des Pulvers, und der Buchdruckerey: an die Reformation, die in mehrern andern Ländern angefangen, aber nur in Teutſchland ausgeführt wurde: und hiemit verbinde man die Erfindung der neuern Kriegskunſt, die Umſchaffung der kirchlichen Verfaſſung durch den Kaiſer, die für andere Nationen wieder Beyſpiel werden wird: die ächte Regierungskunſt in monarchiſchen Staaten, die das Gegentheil der Franzöſiſchen und Italiäniſchen iſt, und die größte Macht des Fürſten durch das größte Glück der Unterthanen zu bewirken ſucht: die Einführung einer heilſamen Staatsökonomie: die Entfernung orientaliſcher Pracht, und Stolzes von den Perſonen, und Höfen großer Monarchen u. ſ. w. Kein anderes Volk hat ſo viele Jahrhunderte durch, ſo viele, ſo langwierige und blutige Kriege in und außer ſeinen Gränzen geführt, als die Teutſchen, ohne durch dieſe Niederlagen und Siege gleich andern beſtändig kriegenden Nationen erſchöpft und vernichtet zu werden. Wann ſind wohl ſeit Heinrich dem Vogler, und den Ottonen verderbliche Kriege in Europa geführt worden, in welchen nicht Teutſchland verwickelt, oder gar der Kampfplatz geweſen wäre? Von allen dieſen Kriegen, und ſelbſt von dem fürchterlichſten, dem dreyßigjährigen, hat ſich Teutſchland nicht nur in einigen Menſchenaltern wieder erholt, ſondern es ſcheint auch faſt, als wenn dieſe beſtändige Uebungen ſeiner Kräfte ſeine innere Macht vermehrt hätten, da alle übrige Völker, Perſer, Griechen, Römer, u. ſ. w. durch nicht ſo hartnäckige Kriege, und ſelbſt durch ihre Siege in einem kürzern Zeitraum zu Grunde gerichtet wurden. In unſern Tagen iſt kein Volk, welches die Aufmerkſamkeit des Menſchenkenners ſo ſehr verdient, und von welchem man vermuthen muß, daß es in den nächſten Generationen eine glänzendere Rolle ſpielen werde. Keine andere Nation hat ſo große und aufgeklärte Fürſten, ſo zahlreiche und tapfere Heere, ſo berühmte und erfahrne Helden, ſo weiſe und uneigennützige Staatsmänner, ſo genievolle Künſtler und Gelehrte, einen ſo großen Schatz von nützlichen und wiſſenſchafftlichen Kenntniſſen, ſo vortreffliche Erziehungs- und Schulanſtalten, ſo unverderbene Sitten, ſo viele wahre Reichthümer, und ſo wenig Schulden, als die Teutſchen. Unſere Fürſtenſöhne und Fürſtentöchter herrſchen auf den erhabenſten Thronen in Europa: unſere Krieger fechten in allen Theilen der Erde: unſere Künſtler, die in ihrem Vaterlande keine Aufmunterung und Be-

lehlohnung finden, werden in Rom, Madrid, und Paris belohnt und bewundert, und ſelbſt die feinſten und künſtlichſten Arbeiten in Uhren, Stahl u. ſ. w., die wir als Engliſch oder Franzöſiſch bezahlen, werden in Paris, und London von arbeitſamen und erfinderiſchen Teutſchen verfertigt. Unſere Werke und Landsleute haben Rußland, und die übrigen nordiſchen Reiche aufgeklärt, und zu Muſtern gedient: Teutſche haben in Italien Sitten, Aufklärung, und Regierungskunſt eingeführt, und Teutſchland wird vielleicht noch bey unſerm Leben die Schule und Lehrerinn eben der Nationen werden, von denen wir bisher lernten, und die jetzo unaufhaltſam zu fallen ſcheinen. Unſer Vaterland würde ſchon jetzo von den übrigen Nationen für das gehalten werden, was es wirklich iſt, wenn nicht unſere Sprache ſo ſchwer, und mit denen der übrigen von den Römern überwundenen Völker ſo wenig verwandt wäre. Die großen Teutſchen Höfe ſind faſt die einzigen in Europa, deren Finanzen ordentlich und gewiſſenhaft verwaltet werden, und die entweder gar keine, oder doch keine drückende Schulden haben, um derentwillen ſie ihre Unterthanen plündern müßten. Teutſchland halte ich für dasjenige unter allen Ländern auf der Erde, in welchem ſich die meiſten wirklichen, nicht eingebildeten, oder papiernen Reichthümer finden. Ich ſchließe dieſes nicht nur aus den Summen, die allenthalben ausgeboten, und zurück gezahlt werden, aus den ſinkenden Zinſen, und den ſteigenden Preiſen der Lebensmittel, und unbeweglichen Güter, ſondern auch aus andern Umſtänden. Denn wo findet ſich ſonſt ein ohngefähr eben ſo großes Land, das die Laſt von ſo zahlloſen Heeren, von ſo vielen und glänzenden Höfen, von ſo vielen Feſtungen und Collegiis, von einem ſo zahlreichen Adel, und einer ſo reichen Geiſtlichkeit ertragen könnte, ohne darunter zu erliegen? Teutſchland hingegen ſcheint dieſe Laſten nicht einmal zu fühlen, und wird mit jedem Tage blühender. Ein großes Glück für Teutſchland iſt es, daß es nicht einem einzigen Haupte unterworfen iſt, daß es keine einzige Hauptſtadt, keine Flotten, und Beſitzungen in den beyden Indien hat. Wenn wir ein Paris oder London hätten, ſo würden wir vielleicht eine glänzendere Oper, und Komödie, und noch größere Reichthümer in Gold und Silber beſitzen, als jetzo; allein wir würden allem Vermuthen nach ſchon lange an Generalpächter verkauft ſeyn: die Reichthümer der Nation würden ſich ſchon in der Hauptſtadt, und in dieſer in wenigen Händen verſammlet, und ungeheuren Luxus und Verderbniß der Sitten erzeugt haben;

endlich würde das allgemeine Beſtreben, deſſen jetzo nur die Teutſchen allein fähig ſind, ohne eigennützige Abſichten, Wahrheit und Tugend öffentlich, oder in der Stille, durch Schriften oder Thaten zu befördern, nicht ſtattfinden, oder bald in einen eben ſo allgemeinen Hang ausarten, gemeinſchafftlich den Raub von Nationen zu theilen, die man beglücken ſollte. Wenn man die Vorzüge unſerer Nation auf eine ſolche Art erwägt, ſo muß man nothwendig der Vorſehung danken, daß man als ein Teutſcher, und gerade in dem Zeitpuncte geboren wurde, wo die Nation ihrem größten Ruhm ſo nahe war, oder doch mit ſo ſtarken Schritten entgegen ging.

⁂

Nidau, am 13ten Sept.

Jetzo iſt unſere Abreiſe nach Baſel und Teutſchland unveränderlich auf den ſiebenzehnten feſtgeſetzt. Schwerlich werden Sie außer dieſem Briefe noch einen andern von mir aus der Schweiz erhalten. Den gegenwärtigen will ich mit einer kurzen Erzählung deſſen, was wir bey unſerm dritten und letzten Aufenthalt in Bern geſehen haben, beſchließen, und alsdann fortſchicken.

Als wir am 10ten Sept. kurz vor Mittag in Bern ankamen, konnten wir im Falken kein Logis erhalten, weil alle Zimmer für den Großfürſten, und den Herzog von Gloceſter beſtellt, oder ſchon eingenommen waren. Wir kamen aber doch auf die Empfehlung unſers bisherigen Wirths in einem andern guten Gaſthofe unter, und baten uns bey unſerm vortrefflichen Freunde, Herrn Pfarrer Renger zu Gaſte, weil im Falken keine Table d'hote gehalten wurde. Ohngefähr um 12 Uhr kehrte der Großfürſt mit ſeinem Gefolge, wie es ſchien, vergnügt aus dem Grindelwald zurück. Ueberhaupt ſagt man, daß dieſer Herr auf ſeiner Reiſe nicht leicht vergnügter geweſen ſey, als in der Schweiz, wovon die Urſache nicht ſchwer zu finden iſt. Er wird hier nicht ſo unaufhörlich becourt, nicht beſtändig mit

Jagden, Feuerwerken, Schauſpielen, Maneuvres, Banketen, und andern Feierlichkeiten gequält, von denen man ſich leicht vorſtellen kann, wie unerträglich einförmig und ekelhaft ſie zuletzt werden müſſen, wenn man ſich in ihrem Kreiſe faſt ein ganzes Jahr bewegt hat. Die Regierung von Bern hatte dafür geſorgt, daß dem hohen Gaſte bequeme Wohnungen, und gutes Eſſen bereitet wurde; allein ſie beſchwerte ihn niemals durch ehrfurchtsvolle Abgeordnete, oder beſtändig begleitende Chevaliers d'honneur, und er fühlte alſo vielleicht zum erſtenmale in der Schweiz, welch eine Seligkeit es ſey, frey von dem Zwange der Etiquette großer Höfe zu reiſen. Als der Großfürſt nach Thun kam, lag eine ſchöne Gondel bereit, ihn aufzunehmen, und er erfuhr es nicht, daß das Fahrzeug einem andern Beſitzer, als dem Schiffer, der ihn führte, zugehöre. Beym Ausſteigen fand er das Schloß zu Interlaken geräumt, und er war darinn eben ſo frey, als wenn er in einem Gaſthofe gewohnt hätte. Auch hatte der Rath in Bern einen ſchmalen in Riemen hängenden Wagen verfertigen laſſen, auf welchem die Ruſſiſchen Herrſchaften Lauterbrunnen, und Grindelwald mit größerer Gemächlichkeit, als andere Reiſende beſuchen konnten. Bey ihrer Rückkunft nach Bern fanden ſich der Herr

Schultheiß von Sinner, und andere Magiſtratsperſonen unbemerkt unter den Zuſchauern, und traten nicht eher hervor, als bis ſie merkten, daß der Großfürſt mit ihnen reden, oder Befehle ertheilen wollte. Dieſer künftige Beherrſcher des größten Reichs auf der Erde war ſo gnädig, ſich gegen den Schultheißen von Sinner darüber zu entſchuldigen, daß er in Bern in ſeinen Reiſekleidern erſcheine, und ſetzte mit der ſchmeichelhafteſten Huld hinzu: daß er ſich damit tröſte, daß er die Uniform des Staats (nämlich roth mit ſchwarz,) trage. Er legte ſelbſt für einige junge Bauerkerle, die einen an ihn abgeſandten Courier, ich weiß nicht bey welchen Anläſſen, gemißhandelt hatten, die kräftigſte Fürbitte ein, weil es ihn, wie er ſich auf die menſchenfreundlichſte Art äußerte, ſchmerzen würde, daß um ſeinet willen Unterthanen eines Staats leiden ſollten, in welchem er ſo viel Vergnügen genoſſen hätte. Sie können leicht denken, daß ganz Bern über das herablaſſende Betragen des Großfürſten, und ſeiner Gemahlinn entzückt iſt.

Einige unſerer Freunde waren ſo gütig, uns in den Tanzſaal ſelbſt einzuladen, in welchem dem Herzoge, und der Herzoginn von Gloceſter zu Ehren (denn der Großfürſt hatte dieſe Ehre verbeten) ein großer Ball gegeben wurde. Weil wir aber alsdann in Feierkleidern hätten erſcheinen müſſen, ſo nahmen wir lieber Billette auf die zweyte Loge an, wo wir die ganze Geſellſchaft am beſten überſehen konnten. Ungeachtet wir ſchon um ſieben Uhr in's Hotel de Muſique gingen, ſo fanden wir doch das ganze Haus ſo ſehr angefüllt, daß wir nur mit genauer Noth ſo viel Platz gewinnen konnten, als wir ſtehend, und in den kleinſten möglichen Raum zuſammengedrängt nöthig hatten. Unter den Zuſchauern, die den Platz ſo ſehr beengten, waren viele Menſchen vom Pöbel, die man in Republiken nicht mit ſo ſtrenger, und offenbarer Gewalt, als in monarchiſchen Staaten von den öffentlichen Vergnügungen ausſchließen darf. Nur der Herzog und die Herzoginn von Gloceſter waren, als der König und die Königinn des Feſtes, ſammt ihren ſchönen Kindern mit Prachtkleidern angethan; der Groß-Fürſt und die Groß-Fürſtinn hingegen erſchienen als Gäſte und Reiſende in eben den Kleidern, in welchen ſie den Tag über die Merkwürdigkeiten der Stadt beſehen hatten. Der Herzog eröffnete den Ball mit der Großfürſtinn; die Herzoginn aber, und der Großfürſt tanzten nicht. Nachdem man mit den Menuetten fertig war, fing man eine kurze Zeit Engliſche Tänze an, und ging alsdann zu den lebhaften, haſten, aber unterhaltenden Bernoiſes fort, in welchen das Walzen mit einem tactmäßigen Schritt abwechſelt. Noch nie habe ich eine ſo ſchöne Tanzgeſellſchaft, als in Bern, beyſammen geſehen; denn hier gilt eben das Geſetz, das in Frankreich allgemein aufgenommen iſt, daß kein Frauenzimmer über dreyßig, oder höchſtens dreyßig und einige Jahre öffentlich tanzen darf. So beſchwerlich dieſe unverletzliche Satzung des Wohlſtandes auch manchem Frauenzimmer ſeyn mag, ſo hat ſie doch für den Zuſchauer die angenehme Folge, daß er bey großen Bällen meiſtens ſchöne, oder doch noch mit den Reizen der Jugend geſchmückte Tänzerinnen ſieht. Ich glaubte ſo gar zu bemerken, daß die vornehmern und reichern ohne allen Streit oder Eiferſucht den weniger edlen und begüterten, aber ſchönern und geübtern Tänzerinnen die Ehre überließen, in den erſten Reihen zu tanzen, und ſich mit einer Beyſpielloſen Beſcheidenheit und Selbſtkenntniß in die hintern Reihen zurückzogen. Die Geſetze erlauben den Berniſchen Schönen weder koſtbares Geſchmeide, noch ſtolze Federbüſche, allein mehr als durch dieſe werden ſie durch ihre natürliche Reize, und durch die einfachen, aber geſchmackvollen ſeidenen Ballkleider geſchmückt. Wir blieben bis nach Mitternacht im Hotel de

Muſique, ohne daß ich nur einen Augenblick Langeweile empfunden hätte. Am folgenden Tage nahmen wir von unſern Freunden und Gönnern Abſchied, und brachten den letzten Mittag und Nachmittag auf dem Landgute des Herrn Prof. Ith zu, das eine vortreffliche Lage hat, und wo ich mich noch mehrere Stunden mit dem Herrn Pfarrer Sprüngli unterhielt. Leben Sie wohl; in einigen wenigen Tagen werde ich Ihnen ſchon näher kommen u. ſ. w.

Vierter Brief.

Münſter im Münſterthale, am 17ten Sept.

Beſter Freund,

Jetzo ſind wir ſchon wirklich auf der Rückreiſe begriffen. Wir fuhren heute früh um ſechs Uhr, unter den aufrichtigſten Dankſagungen für die unzähligen Gefälligkeiten, die wir von unſern Freunden genoſſen hatten, und mit den wärmſten Wünſchen für ihr Wohlergehen von Nidau ab. Indem wir den Jura hinan gezogen wurden, ſahen wir noch oft mit Sehnſucht auf das artige Städtchen und die herrliche Landſchaft zurück, wo wir ſo viele ruhige und unſchuldige Vergnügungen genoſſen hatten. Nicht weniger oft und begierig heftete ich meine Blicke auf die prächtige Kette von Schneebergen, um mir ihre Bilder, wenn ich ſie auch nicht wieder ſehen ſollte, recht dauerhaft einzuprägen. Je näher ich dem Puncte kam, wo ſie mir entzogen werden ſollten, deſto öfter kehrte ich mich um, und deſto mehr ſtrengte ich meine Augen an, als wenn ich die in der Ferne und Nähe ſo oft angeſtaunten Berge noch nicht genug beobachtet hätte. Die traurige Stimmung, welche mein Gemüth durch die

Trennung von ſo vielen theuren Gegenſtänden erhalten hatte, würde vermuthlich viel länger angehalten haben, wenn das enge Bergthal, zwiſchen welchem wir uns jetzo wieder eingeſchloſſen fanden, und das ich Ihnen gleich nach meiner Rückkehr von La Chaux de Fonds beſchrieben habe, eben ſo dunkel und furchtbar, als das erſtemal geweſen wäre. Allein jetzo wurde es von der Morgenſonne erleuchtet, und war deßwegen ſo heiter, daß ich es an manchen Stellen kaum wieder erkannte. Vor Sonceboz wandte ſich der Weg, den wir jetzo in das Münſterthal zu nehmen hatten, rechts, und von dieſem Flecken bis an Pierre Pertuis fanden wir die Seiten der Berge zwar nicht ganz nackt, aber doch mit ſehr dürftigen Weiden bedeckt. Pierre Pertuis, oder das Felſenthor, durch welches man in's Münſterthal kömmt, rührte mich viel weniger, als ich erwartet hatte. Es werden bey dieſem Eingange in das Münſterthal zween Arme des Jura durch eine Felswand mit einander verbunden, die etwa hundert Schuh breit, und achtzig Schuh hoch ſeyn mag. Durch dieſe Felswand hat entweder die Natur, oder die Hand des Menſchen, oder beyde zugleich eine Oeffnung durchgebrochen, die fünf und zwanzig bis dreyßig Schuh breit, und ohngefähr eben ſo hoch zu ſeyn ſcheint, vermals aber höher war, weil man die neu angelegte Chaußee um mehrere Fuß erhöht hat. Ich gebe die Höhen und Breiten nach meinem eigenen Augenmaaße an, weil ich finde, daß die Schriftſteller, in welchen ich genauere Meſſungen vermuthete, ſehr von einander abweichen. Der Hauptgrund, warum mich dieſes Felſenthor weniger afficirte, als ich gedacht hatte, lag nicht bloß in der Vergleichung, die ich zwiſchen demſelben und dem viel furchtbarern Urner-Loche anſtellte, ſondern auch darinn, daß man, ſo bald man es erblickt, ganz hindurch ſchauen kann, und unter dem Gewölbe ſelbſt nicht ein heiliges Dunkel, ſondern ein eben ſo helles Licht als unter freyem Himmel findet. Die gewöhnliche Meynung iſt dieſe, daß die Römer dieſe Oeffnung durchgebrochen haben, um ſich eine Gemeinſchafft zwiſchen der Stadt Aventicum, und den Ländern jenſeits des Jura zu verſchaffen; allein darüber ſtreitet man, ob der Weg, den man unter dem Felſen fortführte, eine via militaris geweſen, oder nur auf Befehl des Collegii Decurionum zu Aventicum, und unter welchen Kaiſern er angelegt worden ſey. Die Inſchrift, die man an der nordlichen Seite der Felswand ſieht, und die ſie am genaueſten in dem Dictionaire de la Suiſſe finden, wird auf verſchiedene Arten geleſen und ausgelegt; aus ihren unzweydeutigen heutigen Reſten erhellt weiter nichts, als daß die Straße unter der Aufſicht eines Duumvirs aus Aventicum gebaut werden iſt. So wenig ſich dieſes bezweyfeln läßt, ſo unerwieſen und ſelbſt unwahrſcheinlich kommt es mir vor, daß die Römer den Fels zuerſt, und allein durchgebrochen haben. Die große und unnöthige Höhle an der linken Hand, wenn man von Biel herkömmt, ſcheint mir zu beweiſen, daß die Natur ſelbſt ſchon eine Oeffnung gemacht, oder es wenigſtens den Anwohnern ſehr erleichtert hatte, die mäßige Scheidewand, die beyde Thäler trennte, durchzubrechen. Wenn aber auch die Felswand von jeher unten eben ſo dick, als oben geweſen wäre, ſo glaube ich doch nicht, daß die Unternehmung ſie zu öffnen für die Bewohner des alten Helvetiens vor den Eroberungen der Römer zu groß geweſen ſey. Die Peruaner, und andere Völker, die noch weniger, oder wenigſtens nicht mehr als die ältern Helvetier cultivirt waren, führten noch viel ſchwerere Werke aus, zu welchen ſie nicht einmal durch ſo wichtige Bewegungsgründe getrieben wurden. Die alten Helvetier dieſſeits des Felſenthors fanden eben ſo wenig, als die jetzigen Schweizer, in ihrem eigenen Lande ſo viel Salz, als ſie brauchten, und nichts war ihnen daher wichtiger, als ein Weg, auf welchem ſie dieſes unentbehrliche Bedürfniß aus den nördlichern Gegenden erhalten konnten. Vielleicht erweiterten alſo die Römer nur die Oeffnung, welche die Natur und die Helvetier angefangen hatten. Wenn man das Felſenthor hinter ſich hat, ſo bricht einige hundert Schritte rechts von dem Wege, die Birs eben ſo reich, als die Quelle bey Biel aus dem harten Felſen hervor, und treibt auch ohngefähr in gleicher Entfernung mehrere Räderwerke. Das Münſterthal iſt zwar viel romantiſcher, aber zugleich viel weniger fruchtbar, als das St. Imber Thal. Die Haupturſache der geringern Fruchtbarkeit iſt wahrſcheinlich die ganz entgegengeſetzte Richtung; denn anſtatt daß das St. Imberthal von Oſten gegen Weſten läuft, erſtreckt ſich das Münſterthal faſt beſtändig von Norden gegen Süden, und iſt daher den nördlichen Winden offen. Unterdeſſen ſcheint mir der Unterſchied des Bodens von beyden nicht ſo groß, als der Abſtand der Induſtrie und Wohlhabenheit der Einwohner. Im Münſterthal findet man weder ſo häufige, noch ſo ſchöne Dörfer, als im Erguel, und Uhrmacher und Spitzenwirkerinnen ſind entweder gar nicht da, oder äußerſt ſelten. Die Häuſer in Tavannes, oder Dachsfelden, wo doch einzelne ſehr reiche Leute wohnen, gehören zu den ſchlechteſten, die ich auf der ganzen Reiſe geſehen habe. Sie ſind nicht nur niedrig, und mit ſchlechten Schindeln gedeckt, ſondern haben auch nur wenige und kleine Fenſter, und Wände, die entweder ganz von Brettern, oder rohen unbearbeiteten Steinen zuſammengeſetzt ſind. Das äußere Anſehen dieſes Dorfs ließ uns gar nicht vermuthen, daß wir à la croix blanche, wo wir zu Mittage ſpeiſten, ſo vortrefflich würden bewirthet werden, als wirklich geſchah. Hier aßen wir die ſchmackhafteſten Krebſe und Forellen in der ganzen Schweiz, welches ſehr viel ſagen will, da beſonders ich beyde aus unzähligen Bächen und Waſſern gekoſtet hatte. Der intereſſanteſte Theil unſerer heutigen Reiſe war der Weg in der Felſenkluft, der ohngefähr eine kleine Stunde vor Münſter anfängt, und nicht weit vor dieſem Flecken aufhört. Wenn man den Weg auf den Gotthardt nicht gemacht hat, ſo kann man ſich hier ein ziemlich ähnliches wiewohl ſchwächeres Bild davon machen. Die Felſenketten im Münſterthal ſind eben ſo hoch und kahl, als die, zwiſchen welchen ſich der Weg auf den Gotthardt durchwindet; auch rücken ſie eben ſo nahe zuſammen, indem an manchen Stellen nur kaum für die Birs und die ſchöne Chaußee, die ihrem Erbauer, dem Biſchofe von Baſel die größte Ehre macht, Raum genug bleibt; man erhält aber doch bey dem Anblick der coloſſaliſchen Felsſpitzen und Felswände im Münſterthal bey weitem nicht ſo ſtarke Eindrücke, als von denen an der Gotthardtsſtraße, weil die Birs nicht ſo wild, als die Reuß iſt, auch nicht in einem ſo tiefen Bette, und in ſo fürchterlichen Fällen über ſo ungeheure Felsſtücke fortſtürzt, ſondern ſanft und klar über ſeinen Grand hinfließt, und ſich nur hin und wieder an kleine Bruchſtücke von weichem Kalkſteine ſtößt. Man ſieht ferner im Münſterthale die entſetzlichen Bergfälle nicht, die den Wanderer an der Gotthardtsſtraße ſo oft in ein mit Furcht vermiſchtes Erſtaunen ſetzen. Die Seiten der Berge ſind, wie die im Val de Travers, und das Bett der Birs, mit mürbem aufgelöſtem Schutt, oder Fragmenten von Kalkſteinen überſtreut, und nur an einem Orte glaubte ich an umgeſtürzten Tannen Spuren von gefährlichen Lauinen wahrzunehmen. Bey einer gleichen Höhe, und Nachbarſchaft der einander gegenüber ſtehenden Berge vermißt man doch an den beyden Armen des geſpaltenen Jura, die unverkennbaren Merkmale von Dauerhaftigkeit, oder Unvergänglichkeit, womit die Urner Felſen, und ſelbſt ihre Ruinen der Zeit zu trotzen ſcheinen. Die Felsmaſſen des Jura drängen dem Beobachter bey aller ihrer

Höhe, und Gröſſe ſtets den Gedanken auf, daß ſie als Berge nur noch jung ſind, und daß ſie wegen der geringern Feſtigkeit ihrer Beſtandtheile wahrſcheinlich ſolche Revolutionen nicht aushalten werden, als wodurch ſie entſtanden ſind. Wenn ſie alſo auch höher ſcheinen, als die Gotthardts-Gebürge, ſo haben doch die erhabenſten und ſteilſten Felswände faſt immer das Anſehen von Mauern, oder von vergänglichen Werken der Kunſt, und eben dieſe Felswände ſind mit ganzen Reihen von Tannen beſetzt, welcher Kranz von Bäumen an dem Rande von unerſteiglichen Felswänden zwar einen reizenden und mahleriſchen Anblick macht, aber auch zugleich die Empfindung des Großen ſchwächt. Ihre merkwürdigſte Eigenthümlichkeit beſteht in den prächtigen geräumigen Fels-Grotten, die ſie enthalten, und die bisweilen durch die Kunſt gemacht zu ſeyn ſcheinen. Weil wir ſchon um fünf Uhr in Münſter ankamen, ſo beſahen wir das Dorf, und erſtiegen auch eine Anhöhe, auf welcher die Ruinen eines alten Schloſſes, oder einer verfallenen Kirche ſtehen; allein wie gewannen keine ſchöne Ausſicht, weil das Thal zu enge, und die Berge, von denen es eingeſchloſſen iſt, zu kahl oder unbebaut ſind.

Baſel, am 18ten Sept.

Wir reiſten heute bald nach fünf Uhr von Münſter weg, wo wir au cheval blanc ein gutes Abendeſſen, große Zimmer, und reinliche Betten ſanden. Die Forellen, die man uns hier vorſetzte, waren auch vortrefflich; man geſtand aber ſelbſt, daß ſie denen in Tavannes nicht gleichkämen, und es gilt alſo auch hier das Geſetz, welches man in der übrigen Schweiz als wahr annimmt, daß Forellen um deſto mehr von ihrer Güte verlieren, je weiter ſie von der Quelle von Bächen gefangen werden. Bey Münſter iſt die Birs ſo reich an Forellen, daß man ihrer immer genug haben könnte, wenn man ſie auch täglich bey hunderten finge. Dieſe Fiſchart verſchwindet nur alsdann auf eine Zeitlang, oder wird wenigſtens ſelten, wenn heftige Regengüſſe, oder Wolkenbrüche die Birs aufſchwellen. Alsdann werden die Forellen ſowohl durch die trüben Waſſer, als durch den häufigen Grand, und die Steine getödtet, die von den reißenden Fluthen in ihre Läger geſchwemmt werden. Nicht weit von Münſter kommt man in eine zweyte Felskluft, die nicht allein zweymal ſo lang, ſondern auch von andern Seiten viel wunderbarer, und majeſtätiſcher, als die erſtere iſt, durch welche wir geſtern

ſtern gekommen waren. Am meiſten wird man gleich am Eingange in dieſe ſchaudervolle Felſenkluft gerührt. Hier thürmen ſich Himmelhohe und ſenkrechte Felſen empor, die denen an der Teufelsbrücke nichts nachgeben, und ſich in allen ihren Theilen ſo vollkommen entſprechen, daß es ſcheint, daß ſie genau in einander paſſen würden, wenn eben die Gewalt, die ſie vormals aus einander riß, ſie wieder zuſammenfügen wollte. In der Folge werden die anfangs nackten Felswände an ſanftern Abhängen allmälig mit Bäumen und Geſträuchen bekleidet; ſie weichen auch weiter auseinander, wodurch das Schauderhafte des Weges nicht wenig verringert wird; doch rücken an einer Stelle wieder zween fürchterliche Felſen ſo nahe zuſammen, daß ſie den Durchgang gänzlich zu verſchließen ſcheinen. Unter dem einen dieſer überhangenden Felſen ſind mehrere Häuſer gebaut, in welchen verſchiedene Räderwerke durch die Waſſer der Birs getrieben werden. Gerade in der einſamſten und wildeſten Gegend wurden wir von einem heftigen Sturme überfallen, der die Aeſte und Zweige der Bäume und Geſträuche wie Wellen in einander trieb, und dann gänzlich auseinander zu reißen drohte. Nur bey einem ſolchen Sturm, und einem trüben drohenden Himmel kann man das Grauſenvolle ſolcher Naturſcenen, als dieſe Bergwege darbieten, ganz empfinden. Wenn man nicht weit von Delemont aus dem anderthalbſtündigen, und auf die Länge traurigen Wege zwiſchen hohen Felſen und Bergen herauskömmt; ſo freut man ſich, ſtatt der wenigen ſchmutzigen Wohnungen und Hütten, denen man ſich kaum zu nähern waget, ein artiges Städtchen, und ſtatt der dürren mit zerbröckeltem Grande, oder mit wildem Gebüſche und ſchwächlichen Tannen beſetzten Bergſeiten offene Fruchtfelder zu erblicken. Nicht weit hinter Delemont aber ziehen ſich die parallel laufenden Bergreihen wieder zuſammen, in welchen man zwar nicht mehr ſo gräßliche Felſen, aber doch nicht viel mehr Fruchtbarkeit, als vorher wahrnimmt. Nur an der rechten Hand ſieht man einzelne Streifen von ſchönen grünenden Wieſen, und links ſind die Berge mehrmalen ſo ſanft abhängig, daß Heerden daran weiden können. Ohngefähr eine halbe Stunde hinter Delemont ſteht eine Kirche, oder ein Schloß auf dem Rande eines hohen ſteil abgeſchnittenen Felſen, und etwas höher ſieht man die Ruinen eines ältern Gebäudes, das ich nicht näher beſtimmen will, weil ich nicht erfahren konnte, ob es eine Kirche oder ein Cloſter oder ein Ritterſitz geweſen ſey. Auf dem halben Wege zwiſchen Laufen und Baſel fand ich eine ſolche Fruchtbarkeit und Cultur des Landes, dergleichen mir in der Schweiz faſt noch nicht vorgekommen war. Eine beträchtliche Strecke ſchien faſt ein einziger Garten zu ſeyn. Wenn ſich das Bergthal öffnet, und der Jura an beyden Seiten ſich zu ſenken anfängt, ſo kömmt man an Weingärten, in welchen die Reben und Trauben größer, als in der Franzöſiſchen Schweiz waren. Von den letzten Abſätzen des Jura, die faſt alle mit Trümmern von Ritterſchlöſſern bedeckt ſind, nahmen wir, wie von einem alten vertrauten Freunde den wehmüthigſten Abſchied, und täuſchten uns mit der angenehmen Vorſtellung, daß ein blauer Berg, den wir in der Ferne ſahen, vielleicht noch eine Fortſetzung des Jura ſey. Keine Regungen ſind natürlicher, als dieſe; denn einen großen Theil der reinſten und lebhafteſten Freuden unſerer ganzen Reiſe haben wir auf dem Jura ſelbſt, oder doch an ſeinem Fuße genoſſen, und ſeiner ſtärkenden Luft haben wir gewiß zum Theil die erhöhte Heiterkeit des Gemüths, und die geſtärkte Geſundheit zu danken, die wir aus der Schweiz zurückbringen. Sobald man den Jura hinter ſich hat, ſo merkt man an der großen Fläche, in welcher das Auge ſich verliert, daß man von einer ganz andern, als der ſchweizeriſchen Natur umgeben ſey. Man ſieht zwar in der Nachbarſchafft von Baſel, ſowohl die Lothringiſchen als Schwarzwaldgebirge in der Ferne; allein dieſe Gebirge ſind doch gegen diejenigen, die man in der Schweiz zu ſehen gewohnt iſt, nur klein, und werden durch die großen Entfernungen noch mehr verkleinert. Vor dem Thore, durch welches wir hineinfuhren, ſind nur wenige mittelmäßige Gärten, und gar keine ſchöne Landhäuſer. Die alten krüpplichten und ſchmutzigen Stadtſoldaten, von welchen wir am Thore befragt wurden, machten mit der außerordentlichen Reinlichkeit der Einwohner, die gleich in den erſten Augenblicken auffällt, einen ſeltſamen Abſtand.

Rappoltsweiler, am 22ſten Sept.

Weil ich nur zween Tage in Baſel bleiben wollte, ſo war ich während dieſes kurzen Aufenthalts ſo ſehr zerſtreuet, daß ich keinen Augenblick finden konnte, an dieſem Briefe fortzuſchreiben. Ich will aber jetzt nachholen, was ich verſäumt habe. Geſtern Abends nach acht Uhr kamen wir hier glücklich an, und fanden die Frau Doctorin Leß im Schooß ihrer vortrefflichen Familie, von welcher auch wir auf das gaſtfreundlichſte aufgenommen wurden.

Baſel iſt, wie bekannt, die größte, aber nicht die volkreichſte Stadt in der Schweiz. Ihr Umfang iſt viel beträchtlicher, als der von Genf; allein ſie enthält nicht mehr, als dreyzehn, höchſtens funfzehntauſend Einwohner, von welchen etwa der vierte Theil aus Fremden beſtehen ſoll *). Nur in den höhern Quartieren der Stadt finden ſich einige breite Straßen, und ſchöne Häuſer; in den niedrigern Gegenden aber ſind die erſtern nach alter Art bebaut, und oft ſo enge, daß mehrere Wägen ſich gar nicht, oder nur mit der äußerſten Noth ausweichen können. Mit Baſel ging es uns, wie mit Nürnberg; wir ſtellten es uns viel öder vor, als wir es fanden. Das größere Gewimmel aber, das uns in Verwunderung ſetzte, wurde bloß durch den Jahrmarkt verurſacht. Wir ſelbſt bemerkten nachher, daß mit Gras bewachſene Straßen nicht ſelten ſind. Der Geſchmack am Landleben ſcheint hier nicht ſo groß,

---

*) Nach einer gedruckten Tabelle betrug im J. 1780. die Zahl der Bürger, und aller Mitglieder bürgerlicher Familien 7470, und die von Fremden, worunter Schirmsgenoſſen, Kaufmannsdiener, Tagelöhner, und Bediente von beyderley Geſchlecht begriffen werden, 7330 Perſonen. Auf dem Lande ſtieg nach einer Zählung im J. 1774. die Zahl der Eingebornen auf 12858, und der Fremden auf 687.

als in der übrigen Schweiz zu ſeyn; wenigſtens habe ich nicht ſo viel Landſitze gefunden, als ich nach dem Verhältniſſe des Reichthums der Bürger erwartete *). Unter den öffentlichen Gebäuden iſt keins vorzüglich ſchön, und eben dieſes gilt von den Spatziergängen. Auf dem Wall hat man keinen Schatten, und unter den Alleen neben dem Zeughauſe hat man keine Ausſicht. Die letztere iſt ſehr ſchön von der Terraſſe neben der Domkirche; allein hier iſt der Platz wieder zu eingeſchränkt. Daß ich in den drey Königen gewohnt, und den berühmten Todtentanz, die Grabmäler in der Hauptkirche, die Bibliothek, das Fäſchiſche Cabinet u. ſ. w. beſucht habe, können Sie leicht denken. Ich werde Sie aber nicht mit einer langweiligen Wiederholung oft beſchriebener Dinge ermüden. Der Gaſthof zu den drey Königen

---

*) Dies Urtheil muß ein jeder Fremder fällen, der in Baſel von der Seite hinein kommt, wovon ich hinein fuhr, und dann wieder die Gegend vor dem nach dem Elſaß zugekehrten Thore unterſucht. Allein, der Schein trügt hier, wie in ähnlichen Fällen. Die Baſler lieben das Landleben ſehr, und es iſt kaum ein reicher, oder wohlhabender Einwohner, der nicht ſeinen Landſitz, oder ſein Landhaus hätte. Die ſchönſten Landſitze ſind in einem Dorfe, das ohngefähr eine Stunde von der Stadt entfernt liegt: manche finden ſich auch in den gebirgigten Gegenden des Baſler Gebiets.

nigen, gehört, was Tiſch, Zimmer und Aufwartung betrifft, zu den erſten in der Schweiz, er iſt aber nicht ſo groß, als die Gaſthöfe in den übrigen Schweizeriſchen Städten. Die ſo oft gerühmte Ausſicht von dem eiſernen Saale, oder der Gallerie über dem Rheine iſt mit der aus dem Schwerdte in Zürch gar nicht, und nur kaum mit der aus der Wage in Genf zu vergleichen. Der Rhein bey Baſel iſt lange nicht ſo lebhaft, als der Zürcher-See, ſondern faſt ſo todt, als der Genfer: ſeine Ufer ſind nicht ſo fruchtbar und ſchön bebaut: und Alleen und Schneeberge fehlen gänzlich. Auf der Bibliothek habe ich mich weder um die gedruckten oder geſchriebenen Bücher, noch um die unter den Trümmern von Augſt gefundene Alterthümer, und andere Seltenheiten ſo viel bekümmert, als um die Gemälde von Hollbein; nicht weil ich glaubte, daß ich die letztern beſſer beurtheilen könnte, ſondern weil ich zu einer genauen Unterſuchung der erſtern keine Zeit hatte. Unter den kleinern Stücken von Hollbein gefielen mir zween Köpfe von Erasmus, und einer von Amerbach am beſten, und unter den größern zog ich das Abendmahl von dieſem Künſtler der Paſſion weit vor. In der letztern ſind die Figuren zu ſehr gehäuft, und übereinander geworfen, und ſelbſt das Urtheil der Kenner, welche die Hand des Würflers ſo ſehr bewundern, ſcheint mir zu verrathen, daß nichts wichtigeres darin ſehr zu bewundern ſey. In dem Abendmahl iſt der Kopf des Erlöſers, noch mehr aber der des Judas mit außerordentlichem Ausdruck gemahlt. Der vom Creuz abgenommene Heiland hat meinem Urtheile nach, nicht die Würde oder Majeſtät des Welterlöſers, und mir kommt deßwegen die Ueberlieferung nicht unwahrſcheinlich vor, daß Hollbein den Heiland nach einem ertrunkenen Juden geſchildert habe. Die blutenden Wunden erregen auch kein Mitleiden, ſondern Entſetzen und Abſcheu. Noch viel mehr Vergnügen als auf der Bibliothek, fanden wir in dem Cabinet des Herrn Rathsherrn Fäſch, das auf hundert funfzig tauſend Thaler geſchätzt wird, und Meiſterſtücke faſt von allen großen Künſtlern aus allen Schulen enthält. Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich Ihnen nur diejenigen Gemählde nennen wollte, die mir vorzüglich ſchön geſchienen haben; ich will Ihnen deßwegen nur ein einziges nennen, was mich am meiſten angezogen hat. Dies war eine heilige Familie von del Sarto, in welcher beſonders in dem jungen Johannes die Zartheit des kindiſchen Alters, und die ſichtbare Anlage zu allem Guten, vorzüglich zu den ſanftern Tugenden, mit unbeſchreiblicher

Kunſt und Kraft ausgedruckt waren; und hier ſah und empfand ich noch mehr, als ich bey einem Gemählde des jungen Tiſchbein in Stuttgart empfunden hatte. Dies bezaubernde Gemählde hängt in einem kleinen Cabinet, aus welchem man vielleicht die ſchönſte Ausſicht in ganz Baſel hat. Man ſieht nicht nur den Rhein, wie er an der ganzen Stadt ſtolz herunterfließt, ſondern wie er auch ſeinen Lauf zwiſchen den Gränzen zweyer großen Reiche ruhig fortſetzt; und überſchaut faſt mit einem Blick die zuſammenſtoßenden Gränzen von Frankreich, der Schweiz, und von Teutſchland, und in Teutſchland wiederum das Gebiet von mehrern Herrſchafften. Wenn ich in Baſel wohnte, ſo würde ich Herrn Rathsherrn Fäſch um die Erlaubniß bitten, in dieſem Cabinet von Zeit zu Zeit einige Stunden zubringen zu dürfen, und ich habe zu der Gefälligkeit dieſes eben ſo geſchmackvollen, als reichen Mannes das Zutrauen, daß er mir meine Bitte nicht abſchlagen würde.

Weil die Bandfabriken die Hauptquelle der Reichthümer ſowohl des Bürgers, als des Landmanns im Canton Baſel ausmachen, ſo war ich begierig, die Einrichtung dieſer Fabriken, und die Verfertigung einer ſo wichtigen Waare näher kennen zu lernen. Wir fuhren daher vorgeſtern mit meinem Freunde, Herrn Le Grand über Lieſtal nach Bubendorf, wo ſich die würdigen Schwiegereltern meines Freundes ſchon einige Wochen aufgehalten hatten. Vor dem Alban-Thor, zu welchem wir hinausfuhren, ſahen wir mehrere ſchöne Landhäuſer, als wir vor den übrigen Thoren bemerkt hatten. Die Gegend zwiſchen Baſel und Bubendorf iſt meiſtens trefflich bebaut; nur iſt es Schade, daß man faſt immer zu nahe mit Bergen umringt iſt. In allen Dörfern hörten wir das Geräuſch von Weberſtühlen, deren wir, ſo bald wir in Bubendorf angekommen waren, mehrere beſuchten. Ich glaube kaum, daß es zuſammengeſetztere Maſchinen gebe, als die Weberſtühle, auf welchen die ſeidene Bänder verfertigt werden. So leicht und einförmig die Bewegung des Arbeiters iſt, ſo zahllos ſind alle die Triebfedern und Theile, die dadurch in Bewegung geſetzt werden, und meine Begleiter ſelbſt ſagten, daß ein langes Studium dazu gehöre, ehe man nur die Beſtimmung aller einzelnen Theile, aus welchen die gemeinen Weberſtühle beſtehen, kennen lerne. Die erfinderiſchen Arbeiter oder Bauren machen aber oft Verbeſſerungen, die ſie als das größte Geheimniß bewahren, und keinem Fremden bekannt machen. Ich ſelbſt ſah den Weberſtuhl eines ſolchen kunſtreichen Bauren, der in der Abſicht, den Mechanismus der von ihm erfundenen Triebwerke den Augen von Beobachtern zu entziehen, ſie durch die Decke ſeiner Stube hindurch geführt, und auf dem Boden verborgen hatte. Eben dieſer Bauer zeigte uns eine Muſtercharte von den ſchönſten Bändern, deren Zeichnungen er alle ſelbſt erfunden hatte. Auf einigen Weberſtühlen waren vier und zwanzig Stück Bänder aufgeſpannt, an welchen zugleich gearbeitet wurde. Die Zahl ſolcher Stücke nimmt, wie ſich von ſelbſt verſteht, in gleichem Verhältniſſe mit der Breite und Schönheit der Bänder ab. Es giebt Sorten von Band, von welchen ein einziger Arbeiter ſechshundert Ellen in einem Tage machen kann, und wiederum andere, von welchen 260 Ellen nur 2 Loth ſchwer ſind. Die Bauern werden geſtraft, wenn ein Stück nur eine Kleinigkeit mehr wiegt, als es wiegen ſollte, weil alsdann etwas mehr Seide hineingearbeitet iſt, als worauf der Kaufmann Rechnung gemacht hat. Ein guter Weber ſoll jährlich von hundert bis vierhundert Thaler verdienen können. Es iſt allerdings merkwürdig, daß Baſel ſich in dem größten Theile von Europa faſt des Monopols der Bandfabriken bemächtiget hat, und daß keine der übrigen Städte, die andere viel reichere Manufacturen beſitzen, und die

Seide näher und wohlfeiler einkaufen, es den Baſeler Kaufleuten in dieſem Puncte bisher hat gleich thun können. Zur Erklärung dieſes Phänomens muß man wohl zuerſt auf die weiſen Verordnungen Rückſicht nehmen, welche die Regierung vermuthlich auf Anrathen der Fabricanten ſelbſt gemacht hat. Zu dieſen gehört das Geſetz, nach welchem alle Kaufleute ſchwören müſſen, daß ſie eine jede Sorte Band von einer beſtimmten Güte, und zu einem gewiſſen Preiſe wollen verfertigen laſſen. Durch dies Geſetz wurde bisher der Credit und die Güte der Baſeler Bänder geſichert; es könnte aber freylich nachtheilig werden, wenn andere Fabricanten an andern Orten ſchlechtere und wohlfeilere Waare lieferten, und der größere Theil von Käufern die ſchlechtere, und wohlfeilere Waare der beſſeren und theurern vorzöge. Die Baſeler Fabricanten konnten ferner bisher ihre vorzügliche Waare wohlfeiler, als andere liefern, weil ſie ihre Bänder auf dem Lande von Bauern arbeiten ließen, die ſich nur alsdann an den Weberſtuhl ſetzen *), wenn ihre Feldarbeiten ruhen, und die

---

*) Leider fängt das Fabriciren auch unter den Bauern im Basler Gebiet an, Vernachläſſigung des Feldbaus, Verwandlung der Aecker in Wieſen, ſinkende Preiſe der Aecker, und ausländiſche Pracht, und Laſter einzuführen.

die alſo auch die Arbeiten ihrer Nebenſtunden wohlfeiler geben können, als ſolche, die in theuren Städten ganz allein davon leben müſſen. Ungeachtet aber das Manufacturiren auf dem Lande unläugbar wohlfeilere Preiſe macht, ſo hat es doch einen großen Nachtheil, daß nämlich die Bänder nicht ſo ſauber und reinlich bleiben, als wenn ſie von Arbeitern gemacht würden, die gar keine andere Handthierung hätten. Ein anderer Vortheil der Baſeler Fabricanten iſt dieſer, daß den Bauren die Seide auf das genaueſte zugewogen wird, und ihnen bey harter Strafe verboten iſt, für ihre eigene Rechnung zu weben, und Seide zu kaufen, oder verkaufen, damit ſie gar keine Verſuchung haben, etwas davon zu entwenden. Endlich wohnen dieſe Weber nicht nur in einem fruchtbaren Lande, ſondern ſind auch mit den fruchtbarſten Provinzen von Frankreich und Teutſchland umgeben, und können alſo alle Nothwendigkeiten des Lebens viel wohlfeiler, als in der übrigen Schweiz erhalten. Sie haben dabey faſt gar keine Abgabe, die auf den Wein ausgenommen, die fünf und zwanzig Procent beträgt. Auch werden die Kaufleute und Bürger durch keine Taxen, oder Impoſten beſchwert, und finden es ſchon hart, daß ſie ein halb Procent von dem Werthe aller Bänder, die ſie machen laſſen, entrichten müſſen. Wie viel dieſe Auflage betrage, können Sie leicht berechnen, wenn ich Ihnen melde, daß die Baſeler Fabricanten jährlich für drey Millionen Gulden an Bändern verfertigen laſſen. Der gewöhnliche Gewinn von Fabricanten, die ſich ſelbſt den größten Theil des Tages mit ihren Geſchäfften abgeben, beſteht in zehn Procenten, und reichere ſollen ſich auch mit ſechs begnügen. Man kann nicht leicht eine Bandfabrik mit einigem Vortheile anfangen, ohne einen Fonds von anderthalb Tonnen Goldes zu haben; und ſelbſt alsdann darf man nicht zu viel, und zu lange Credit geben. Manche Fabricanten arbeiten bloß auf Commiſſion, andere beziehen die Meſſen, und dieſen ſagt man in der Schweiz nach, daß ſie gegen alle andern Bandfabricanten, die auf den Meſſen erſcheinen, gleichſam einen Bund errichtet haben, und oft mehrere Meſſen hinter einander mit Schaden, oder doch ohne Vortheil verkaufen, um ihre Nebenbuhler, die nicht ſo große Fonds haben, zu Grunde zu richten. Auf dieſe Art haben die Baſeler ſchon mehrere junge Männer, die an andern Orten Bandfabriken angelegt hatten, gezwungen, ihre Unternehmungen aufzugeben, und in der ganzen Schweiz hat ſich nur noch ein einziger Kaufmann in Aarau, und zwar vorzüglich dadurch neben ihnen erhalten, daß er außerordentlich erfinderiſch in neuen gefälligen Muſtern iſt, und daß er auch wohlfeilere Waare liefert, und dieſe durch Colporteurs weit und breit verkaufen läßt. Auf dem Rückwege von Bubendorf ſah ich in der Ferne die Ueberbleibſel von dem alten Augusta Rauracorum, die in weiter nichts, als in aufgeworfenen Hügeln von Erde beſtehen.

In keiner Stadt in der ganzen Schweiz kann man wohlfeiler, als in Baſel leben; das Fleiſch koſtet nicht ſo viel, als bey uns: gutes Brod, das Pfund nur drey bis vier Creuzer, und von Wein, dergleichen man dem Geſinde gibt, wird der Saum oder $1\frac{1}{2}$ Ohm nur mit einem, und wie man ihn in guten Häuſern trinkt, mit drey, höchſtens vier Schild-Louisd'or bezahlt. Wegen der Wohlfeilheit des Weins gibt man Tagelöhnern, und ſelbſt Waſchweibern täglich zwey Maaß, und einem jeden Bedienten, wenn ich nicht irre, täglich die Hälfte. Die Aufwandsgeſetze ſind in Baſel ſehr ſtrenge *), wie man in einer Republik erwarten muß, in welcher der gemei-

---

*) Sie werden aber, wie anderswo, eludirt. So ſoll man z. B. keine ganz ſeidene Kleider tragen; allein man trägt ſie doch: nur läßt man in die ſeidenen Zeuge einige un-

ne Mann ſo viel Gewalt hat, und es alſo ſo leicht hindern kann, daß der Reiche nicht auf eine ihn zu ſehr kränkende Art glänze. Man zwingt aber doch die Reichen nicht, wie in Zürch, zu Fuße zu gehen; ein jeder kann nach Belieben Equipage halten; nur dürfen die Kutſchen, einen feinen Lack ausgenommen, keine andere Verzierungen haben. Bediente ſind eins von den wenigen Stücken, die in Baſel viel koſtbarer, als bey uns ſind. Man zahlt einem Dienſtmädchen außer beträchtlichen Geſchenken jährlich vierthalb Schild-Louisd'or, und bey dieſem hohen Lohn kann es in guten Häuſern noch darauf rechnen, daß es das Jahr über 24 neue Thaler, oder ſechs Schild-Louisd'or Trinkgeld erhält.

Baſel iſt demokratiſcher, als irgend eine andere Stadt in der Schweiz, Genf, wie es vorher war, allein ausgenommen, und vielleicht demokratiſcher, als die kleinen Cantone ſelbſt, wenn man nicht auf die Rechte, ſondern auf die wirkliche Macht, und den Einfluß ſieht, welche der gemeine Mann hat, und ausübt. Zwar

hat

---

neue Faden einweben. Frauenzimmer laſſen ſich gar [illegible] Breite vorſchreiben. Die vielen Equipagen vertheuren das Futter, und ſchaden der Viehzucht.

hat das verſammlete Volk weder die geſetzgebende Gewalt, noch wählt es die Häupter des Staats, und nicht einmal die Mitglieder des kleinen und großen Raths, denn die erſtern werden vom geſammten großen Rath erwählt, und die Stellen in dem letztern werden von den Mitgliedern der Zunft beſetzt, die einen Collegen verloren haben. Nichts deſto weniger iſt der gemeine Mann eben ſo mächtig, als wenn alle Geſetze von dem ganzen Volke durch die Mehrheit der Stimmen geheiligt oder abgeſchafft, und alle Magiſtratsperſonen auf eben die Art erwählt würden. Der erſte Grund, warum der gemeine Mann in Baſel eine ſo überwiegende Gewalt hat, liegt in der großen Zahl von Mitgliedern, aus welchen der höchſte oder geſetzgebende Cörper, nämlich der große Rath beſteht. Dieſer große Rath enthält nicht weniger als 280 Mitglieder, zu welchen die funfzehn Zünfte der großen Stadt eine jede ſechszehn, und die drey Geſellſchafften der kleinern Stadt eine jede zwölf hergeben: die beyden Bürgermeiſter und Oberſt-Zunftmeiſter mit eingerechnet. Bey dieſer großen Zahl von Mitgliedern des regierenden Raths iſt es in einer Stadt, die keinen Adel hat, und faſt ganz aus Kaufleuten und Handwerkern beſteht, nicht anders möglich, als daß viele Perſonen aus dem Pöbel hinein kommen: die Wahlgeſetze mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen. Nun aber ſind die Wahlgeſetze in Baſel mehr der uneingeſchränkteſten Demokratie, als einer demokratiſchen Ariſtokratie angemeſſen. Alle Würden ohne Ausnahme, die der Bürgermeiſter ausgenommen, und alle Stellen des kleinen und großen Raths werden nicht durch Stimmen, ſondern durch's Loos beſetzt. Man wählt zwar jedesmal ſechs Candidaten *); allein dieſe müſſen um die erledigte Würde looſen, und es iſt alſo unmöglich, auch ſolche Stellen, zu welchen vorzügliche Talente, oder wie zu den Profeſſuren ganz beſtimmte Kenntniſſe erfordert werden, demjenigen zuzuwenden, den die Stimme des Volks ſelbſt für den würdigſten erkennt. Noch viel günſtiger aber für die Demokratie iſt die Einrichtung, nach welcher ſechs Zünfte keine andere, als wirkliche Handwerker in ſich ſelbſt aufnehmen, und alſo auch keine andere, als Handwerker in den großen Rath geben können. Wenn man mit dieſen ſechs und neunzig Handwerksleuten noch die ſechs und dreyßig Mitglieder der kleinen Stadt, und ſechszehn andere von zwoen getheilten Zünften verbindet, die zur Hälf-

te

---

*) Bey Profeſſuren, Pfarreyen, und Schulſtellen werden nur drey Candidaten in das Loos gezogen.

te wirkliche Handwerker von ihrer Zunft, zur Hälfte aber andere Perſonen, die ſich bloß haben einſchreiben laſſen, in den großen Rath geben, ſo bringt man ſchon mehr als die Hälfte der Mitglieder des großen Raths zuſammen, die aus der Claſſe der gemeinen Handwerker gezogen ſind. Es gibt daher auch nirgends ſo mächtige Demagogen von niedrigem Stande, die von dem gemeinen Mann ſo ſehr unterſtützt werden, und im Staate ſo viel vermögen, als in Baſel. Selbſt jetzt iſt ein Becker aus der kleinen Stadt, der ſich aber doch in ſeiner Jugend den Wiſſenſchaften gewidmet hat, die wichtigſte, oder eine der wichtigſten Perſonen in der ganzen Republik. Da der gemeine Mann allenthalben, und auch in der Beſetzung von Würden einen ſo großen Einfluß hat, und die Landvögte aus allen Bürgern ohne Unterſchied gewählt werden können *), ſo iſt zu verwundern, daß bisher die eifrigen Bewerbungen um einträgliche Aemter noch keine Beſtechung nach ſich gezogen haben. Außer Genf iſt Baſel unter den Schweizeriſchen Städten wahrſcheinlich die letzte, die daran gedacht hat, Capitalien zu belegen. Erſt vor kurzem hat man

---

*) Nur zwo Landvogteyen werden mit Bürgern, vier hingegen mit Gliedern des kleinen Raths beſetzt.

100,000 Fl. ausgeliehen; der Schatz ſoll aber ſehr beträchtlich ſeyn.

In Baſel habe ich mehrere Beyſpiele von der Verſchloſſenheit, oder Verſchwiegenheit zweener Brüder erzählen hören, die faſt allen Glauben überſteigen, und die ich auch nie würde geglaubt haben, wenn ſie nicht in einer großen Geſellſchafft als notoriſch wären beſtätigt worden. Einer von dieſen Brüdern fuhr einſtens von einem Landhauſe in die Stadt, und hatte nur allein ſeine Haushälterinn bey ſich. Auf dieſer Fahrt wurde der Kutſcher von einem Unbekannten angerufen, der ſich, ſo bald der Wagen ſtill hielt, ohne ein Wort zu verlieren, einſetzte, und nahe vor der Stadt eben ſo verſchwiegen wieder ausſtieg. Der Beſitzer des Wagens fragte den Abend ſeine Haushälterinn, wer denn der Mann, der ſich zu ihnen geſetzt habe, geweſen ſey? Allein dieſe geſtand aufrichtig, daß ſie den Unbekannten nie geſehen, aber ihn für einen vertrauten Freund ihres Herrn gehalten hätte, der denſelben eben ſo wenig, als ſie, habe ſtören wollen. Ein anderesmal gingen oder fuhren beyde Brüder ſpatzieren, und einer von ihnen bemerkte, daß die Wieſe, die ſie vor ſich ſähen, außerordentlich ſchön ſey. Der andere Bruder gab nicht das geringſte Zeichen von Beyfall oder Tadel, ſagte aber nach dreyen Stunden, in welchen kein Wort geſprochen war, auf einmal, daß die Wieſe doch an der einen Seite zu niedrig und feucht ſey. Dieſe moraliſche Idioſynkraſie iſt um deſto merkwürdiger, da ſie einer ganzen Familie eigenthümlich ſeyn ſoll. Verſchloſſenheit oder Verſchwiegenheit in einem ſo hohen Grade iſt gewiß eben ſo ſelten, als diejenige Ernſthaftigkeit, die niemals durch Lachen, oder Lächeln erheitert wird.

Geſtern fuhren wir gleich nach fünf Uhr von Baſel ab. Nach einer halben Stunde kamen wir in das Franzöſiſche Gebiet, und nun ſegneten wir zum letzten male das glückliche Land der Freyheit, in welchem wir ſo viel ſchönes und großes geſehen, und ſo viel gutes genoſſen hatten. Das erſte, was mir auf der Franzöſiſchen Gränze in die Augen fiel, war ein Crucifix, und ein armſeliger Commis, und bald nachher zerlumpte Bauern mit hagern Geſichtern. Dieſer Anblick preßte mir das Herz zuſammen, indem ich auf einmal an alle die ungeheuren Bedrückungen und Betrügereyen dachte, welche die Finanzbedienten gegen das geduldig leidende Volk, und den verſchuldeten König ausüben. Meine Traurigkeit wurde aber doch in der Folge durch den Anblick der Städte und Dörfer gemildert, durch welche wir kamen, und die faſt durchgehends bequem und niedlich gebaut ſind. Das Elſaß hat bis jetzo viele Vorrechte vor den übrigen Provinzen, die ihm immer mehr und mehr beſchnitten werden, und durch deren Verluſt dies herrliche Land den übrigen Theilen der Franzöſiſchen Monarchie immer ähnlicher wird. Der Anblick der unermeßlichen Fläche des Ober-Elſaſſes hat beſonders für denjenigen, der aus der Schweiz kommt, etwas erweiterndes, und es iſt, als wenn die Sphäre von Kräften und Wirkſamkeit, die man in ſich fühlt, ſich in gleichem Verhältniſſe mit dem Horizonte ausdehnte; allein dieſe für die erſten Augenblicke bezaubernde Ausſicht in eine gränzenloſe Landſchafft wird bald einförmig, und ermüdend. Die große Straße theilt das Elſaß faſt in zwo Hälften, und läuft beynahe in gleicher Entfernung von den Lothringiſchen Gebirgen, und vom Rhein, den man nirgends wahrnimmt, hinter welchem ſich aber die dunkeln Schwarzwaldgebirge empor heben. Beyde Ketten von Gebirgen, die den Geſichtskreis zur linken und zur rechten ſchließen, liegen in ſo unerreichbarer Ferne, daß man an ihnen nichts unterſcheiden kann, und wenn man alſo nicht von der großen Straße abweicht, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wo die große Menge von Elſaſſer

Weinen, die man in alle umliegende Gegenden ausführt, gebaut werden. So weit das Auge reicht, ſieht man von der Straße fruchtbare gut bebaute Felder, aber nur ſparſam zerſtreute Oerter, noch ſeltner Wäldchen, Bäume, oder Bäche und einzelne Höfe. In Mevenheim, einem Flecken, der acht Stunden von Baſel liegt, und wo wir kurz vor unſerer Abreiſe das Vergnügen hatten, Herrn und Madame Pfeffel aus Colmar zu treffen, merkten wir es zum erſtenmale an den ſchlechten und unſaubern Speiſen, daß wir nicht mehr in der Schweiz reiſten.

Am 25ſten Sept.

Die letztern Tage habe ich dazu angewandt, die Stadt und umliegende Gegend zu beſehen, und Herrn Pfeffel, und ſeiner Akademie einen Beſuch zu machen. Rappoltsweiler iſt ein mittelmäßiges Landſtädtchen, das weder ſchöne Straßen, noch Gebäude hat. Das Schloß, welches, wie die Stadt, dem Prinzen Maximilian von Zwevbrücken gehört, iſt faſt ganz verfallen, und die Schloßkirche iſt in ſo bedenklichen Umſtänden, daß die Lutheraner gezwungen werden, vor's erſte ihren Gottesdienſt in einer alten dumpfigten Orangerie zu halten. Der obere Schloßgarten wird noch einigermaaßen erhalten, der untere hingegen iſt in eine Menge von kleinen Küchengärten zerſtückelt, und an einzelne Familien vermiethet worden. Zum Glück iſt man bisher nicht auf den Gedanken gekommen, die Alleen in dem letztern zu Gelde zu machen, ohne welche man gar keinen ſchattigten Spatziergang haben würde. Vor der Stadt iſt ein mäßiger mit Bäumen bepflanzter Platz, auf welchem wenigſtens im Herbſte die Jugend aus der Stadt alle Sonntage bis in die einbrechende Nacht tanzt. Wir unterließen nicht dieſen Schauplatz ländlicher Vergnügungen zu beſuchen. Vier Muſicanten ſaßen in der Mitte des Platzes auf einem hohen hölzernen Gerüſte, und ſpielten faſt ohne Unterlaß. Ein ſogenannter Kilpbube oder Kilpknabe, der ſtattlich gekleidet, und mit einer großen, aus ſilbernen und goldenen Flittern zuſammengeſetzten Cocarde geſchmückt war, lud die umſtehenden Perſonen durch luſtige Sprünge und Einfälle, zum Tanzen und Einkauf von Billetten ein, auf welche man am Ende des Feſtes zinnerne Schüſſeln gewinnen kann, wenn ein brennendes Licht gerade bey der Abrufung der erhaltenen Nummer ausgeht. Ein jeder, der Luſt hatte, trat mit ſeiner Schönen in die Reihe der Tanzenden, und tanzte ſo lange, und ſo oft, als er wollte. Wir bewunderten die Behendigkeit, womit die meiſten

Tänzer und Tänzerinnen, beſonders die letztern, ſich in den ſchnellen Kreiſen herumbewegten, die man beym Walzen beſchreiben muß. Gewiß giebt es keine andere Art von Tänzen, wobey ſich ein feiner Fuß, und eine ſchöne Chauſſüre ſo vortheilhaft zeigen läßt, als bey dieſer, die in dem obern Theile von Teutſchland, und in der ganzen Schweiz faſt die einzige bekannte und gebräuchliche iſt.

Vorgeſtern beſuchten wir Herrn Pfeffel, und brachten den ganzen Tag in ſeiner Akademie zu. Hier hatte ich Gelegenheit, den vortrefflichen Mann, den ich ſchon lange als einen unſerer beſten Dichter verehrt hatte, auch als einen muntern Geſellſchaffter, als einen warmen Freund, als einen zärtlichen Vater und Gatten, und als einen unverdroſſenen und gewiſſenhaften Erzieher der Jugend kennen zu lernen. Es giebt gewiß nur wenige Menſchen, die durch das Bewußtſeyn guter Geſinnungen und Handlungen ſo glücklich ſind, und deren Umgang dem Herzen ſo wohlthätig iſt, als der von Herrn Pfeffel. Er wohnt jetzo mit ſeinen Eleven und den meiſten Lehrern in einem großen weitläuftigen Gebäude, das ſeiner jetzigen Beſtimmung vollkommen entſprechend iſt. Die Eleven wohnen Paarweiſe auf einzelnen Zimmern; ein jeder aber hat ein eigenes Bett, und ſo viele Möblen, als er zur Verwahrung ſeiner Wäſche, Kleider, und Bücher nöthig hat. Betten und Stuben ſind reinlich, aber doch nicht ſo muſterhaft und geſucht ſauber, als in der Militärakademie in Stuttgart. Die Zahl der Eleven ſteigt nicht höher als auf vierzig: mehr nimmt Herr Pfeffel auf einmal nicht an, weil er zweyfelt, daß er eine größere Menge gehörig überſehen könnte. Dieſe vierzig Eleven ſind in Compagnien getheilt, unter welchen die eine die Ehren-Compagnie genannt wird. Die Mitglieder dieſer Compagnie werden von den Eleven durch die Mehrheit der Stimmen gewählt, und wir ſelbſt waren bey einer ſolchen Wahl gegenwärtig. Ein jeder Eleve ſagte Herrn Pfeſſel in der Stille den Namen deßjenigen ins Ohr, den er wegen ſeines Fleißes, und guten Betragens dieſer Ehre vor allen andern würdig hielt. Herr Pfeſſel ſammlete die Stimmen, und rief alsdann den Namen deßjenigen aus, der die meiſten Stimmen erhalten hatte. Die Ehren-Compagnie macht gleichſam ein beſonderes Tribunal aus, welches kleinere Vergehungen der Eleven beſonders gegen ihres Gleichen ahndet, und ſie giebt auch mehrere Mitglieder oder Beyſitzer in den Akademiſchen Senat, von welchem die gröbern Fehltritte geſtraft, und

Zeugniſſe des Fleißes und Wohlverhaltens ausgefertigt werden. Die Abſicht des Inſtituts iſt nicht, eigentliche Gelehrte von Profeſſion, ſondern vorzüglich brauchbare Officiere zu bilden. Alte Sprachen, und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe werden daher zwar nicht vernachläſſiget, allein neuere Sprachen, beſonders die Franzöſiſche, Zeichnen, Muſik, Mathematik, und cörperliche Uebungen machen doch die Hauptgegenſtände des Unterrichts aus. Die Eleven haben ſo viel Freyheit, daß ihnen ihr Aufenthalt nicht zur Laſt werden, und doch auch nicht ſo viel, daß ſie dieſelbe mißbrauchen könnten, indem ſie nie ohne Aufſicht, und Erlaubniß aus der Akademie gehen dürfen. Nicht Furcht oder militariſche Strenge, ſondern väterliche Liebe, Vernunft, und Religion ſind die Triebfedern, womit die Herzen der Jünglinge gelenkt, und gebildet werden. Ich habe ſchon oft bewundernd fragen hören, wie es doch möglich ſey, daß ein blinder Mann einem ſo weitläuftigen Inſtitut ſo gut vorſtehen könne? allein noch mehr würde man den Mann bewundern, wenn man ſähe, mit welcher Kunſt er die Gemüther der jungen Leute zu gewinnen, und zu feſſeln weiß. Die kindliche Liebe und Ehrfurcht, die er ſeinen Eleven einflößt, iſt aber nicht bloß das einzige, oder wichtigſte Werkzeug, womit er junge Leute, während ihres Aufenthalts in der Akademie, zur Tugend und Arbeitſamkeit ausbildet; eben dieſe kindliche Liebe und Ehrfurcht dauren, wie das Andenken an die vortrefflichen Grundſätze, die er ihnen eingeprägt hat, meiſtens noch viele Jahre nach der Trennung von ihrem Lehrer fort, und ich ſelbſt weiß es aus mehrern Beyſpielen, daß Jünglinge nach langen Entfernungen ſich in den wichtigſten Fällen an ihren ehemaligen Lehrer und Rathgeber gewandt, und ſich ſeinen Beyſtand auch in ihrem reifern Alter ausgebeten haben. Ich würde es daher immer für das Zeichen einer verkehrten und unbezwingbaren Natur halten, wenn das Herz eines jungen Menſchen durch die Lehren und den Umgang von Herrn Pfeffel nicht erweicht und gebeſſert würde. Uebrigens mag dieſer vortreffliche Mann bey ſeinen Eleven ausrichten, ſo viel, oder ſo wenig er will, ſo können Eltern und Vorgeſetzte überzeugt ſeyn, daß ſie jedes Vierteljahr den ganzen Seelenzuſtand ihrer Kinder, und Mündel auf das genaueſte, und umſtändlichſte erfahren werden. Herr Pfeffel läßt alle drey Monathe Zeugniſſe ausfertigen, in welchen unter gedruckten Rubriken, z. B. vertus, defauts, conduite u. ſ. w. alle gute Eigenſchafften der Eleven ſowohl als ihre

Fehler, ihre Geſinnungen über die wichtigſten Gegenſtände, das Betragen gegen Lehrer, Mitſchüler, und Bediente mit wenigen Worten ohne alle Schmeicheley bemerkt werden, und aus welchem alſo die Eltern und Vormünder von Zeit zu Zeit die Fortgänge der Ihrigen ſowohl in der Bildung des Geiſtes, als des Herzens ſicher erkennen können. Dieſe Zeugniſſe befeuren nicht nur die Bemühungen der Elèven im Guten, ſondern ſie ſind auch beruhigend für die Eltern, oder machen ſie wenigſtens auf die Fehler ihrer Kinder aufmerkſam, wenn ſie dieſelben etwa vorher nicht gekannt, oder gar genährt haben.

Rappoltsweiler liegt in einem Winkel, oder auf den unterſten Stuffen eines Amphitheaters, welches zween zuſammenlaufende Arme lothringiſcher Gebirge bilden. Die umliegende Gegend iſt eine der fruchtbarſten im Elſaß, und liefert die edelſten Weine der Provinz, von welchen ein Ohm zu 24 Maaß oder doppelt ſo vielen Quartieren gerechnet, zehn bis ſechszehn Livres koſtet, für welchen letztern Preis man aber ſchon alte und vorzügliche Weine erhält. In eben dieſer Gegend wird auch der berühmte Strohwein bereitet, den ſelbſt Kenner mit den theuerſten Ungariſchen, oder Griechiſchen, und Perſiſchen Weinen verwechſeln können. Man bezahlt die

Bou

Bouteille auf der Stelle mit ſechs bis acht Livres; allein es heißt auch, daß auf keine Art von Wein mehr gewonnen wird, indem die Trauben, aus welchen man eine Bouteille dieſes köſtlichen Weins preßt, um 30 Sous ſollen gekauft werden können. Die Art, wie er gemacht wird, iſt ſehr einfach, und man zweyfelt gar nicht daran, daß man nicht in andern Weinländern nach eben dieſer Methode Weine von gleicher, oder ähnlicher Güte erhalten könne *). Man legt nemlich die Trauben auf Bretter, aber in Zimmern, die ſtets von der friſchen Luft durchſtrichen werden, ſorgt dafür, daß die faulenden ausgeleſen werden, und läßt die geſunden bis in den April liegen, und alsdann auspreſſen. Die Reben ſind ſowohl hier, als im übrigen Elſaß viel höher, als in der Franzöſiſchen Schweiz, ſtehen aber auch weiter aus einander. Die Stäbe, womit ſie geſtützt werden, koſten zwey bis fünf Thaler, das Hundert; im letztern Fall ſoll man ſie aber auch zwanzig Jahre brauchen können. Die ſüßeſten Trauben, die wir dieſes Jahr

---

*) Ich wußte damals nicht, was ich nachher erfahren habe, daß man in Franken, und am Rhein Strohweine mache, die den Elſaſſiſchen wenigſtens gleich kommen, oder ſie gar noch übertreffen.

Jahr gegeſſen haben, waren aus den hieſigen Weinbergen; genießbare erhielten wir ſchon in Genf, und noch beſſere in Neufchatel; allein auch die beſten reichen noch lange nicht an diejenigen, welche wir vor etwa ſechs Jahren im Elſaß aßen. Die einzige Hoffnung, welche mir auf meiner ſonſt über alle Wünſche glücklichen Reiſe vereitelt worden, iſt dieſe, womit ich mir noch im Anfange des letzten Monats ſchmeichelte, daß ich die Weinleſe im Pays de Vaud mitfeiern, und ihr alsdann gleichſam den Rhein hinab nachreiſen würde. Die Trauben ſind im Ganzen genommen noch ſo ſauer, daß man gar nicht weiß, wann man Weinleſe halten wird, und faſt fürchtet, daß man keine werde halten können. Viele Trauben, die kaum halb reif ſind, fangen ſchon wegen des feuchten und kalten Wetters an, am Stocke zu faulen.

Das obere Elſaß ſcheint nicht weniger, als Schwaben, und die flächere Schweiz in ältern Zeiten das Land von Raub- oder Ritterſchlöſſern geweſen zu ſeyn. In der Nachbarſchafft von Rappoltsweiler kann man in einem Bezirk von wenigen Stunden neun bis zehn zählen. Gleich hinter der Stadt liegen auf drey Abſätzen von Bergen die Ruinen von eben ſo vielen Ritterſchlöſſern, die ich an einem heiteren Nachmittag vorzüglich in der Abſicht beſucht habe, um die umliegenden Gegenden zu überſchauen. Die Berge, auf welchen die alten Ritter wohnten, ſind jetzo wenigſtens an der Seite, von welcher ich ſie beſtieg, mit hohem Heidekraut, oder unbrauchbarem Gebüſche bewachſen. Wenn man ſie erſtiegen hat, ſo erblickt man ſowohl zu beyden Seiten, als hinter ſich noch viel höhere Gebirge, auf deren einigen die Ueberbleibſel von größern, und beſſer erhaltenen Schlöſſern liegen, als diejenigen ſind, die ich geſehen habe. Merkwürdig ſchien es mir, daß alle Berge nach Lothringen zu durchſchnitten ſind, oder in einer dem jetzigen Laufe des Rheins ganz entgegengeſetzten Richtung angeſchwemmt zu ſeyn ſcheinen. Ungeachtet die Ausſicht nur nach einer Seite offen iſt, ſo iſt doch der Blick auf die fruchtbaren Gefilde des Elſaſſes, und die große Menge von Städten, Flecken, und Dörfern, die darin zerſtreut ſind, in einem hohen Grad entzückend. Scharfe oder gewaffnete Augen entdecken ſogar den Rhein, die Feſtungen, und Städte, die an dem teutſchen Ufer liegen, und dringen bis an die Schwarzwaldgebirge vor; die ſich aber, wie eine ſchwärzliche Wolke, an den äußerſten Gränzen des Horizonts herziehen. So hinreißend aber auch der erſte Blick auf die herrliche Landſchafft iſt, ſo er-

ſchöpf

ſchöpft man ſie doch bald, wenn man lange auf ihr verweilt, weil faſt alle Gegenſtände immer in demſelbigen Lichte, derſelbigen Geſtalt, und Entfernung erſcheinen, und nicht, wie gebirgigte Gegenden, durch unaufhörliche täuſchende Decorationen verwandelt werden.

Strasburg, am 28ſten Sept.

Heute will ich dieſen, wie ich glaube, letzten Brief ſchließen, den Sie von mir erhalten werden. Da ich gar keine Hoffnung habe, die Weinleſe zu erleben, ſo bin ich feſt entſchloſſen, am neunzehnten, oder zwanzigſten des folgenden Monats in Göttingen zu ſeyn. Den Weg, den ich von Strasburg aus nehmen werde, habe ich ſchon einmal gemacht, und es iſt alſo nicht zu vermuthen, daß ich viele wichtige Bemerkungen machen ſollte, die mir nicht das erſtemal aufgeſtoßen wären, und die ich Ihnen nicht ſchon mitgetheilt hätte. Ich will alſo meinen Briefwechſel mit einigen Nachrichten über unſere Ankunft in Strasburg und beſonders über den Apollonius unſers Zeitalters, den Grafen Caglioſtro ſchließen.

Die Gegend zwiſchen Rappoltsweiler, und Strasburg iſt dem übrigen Theile des obern Elſaſſes ähnlich, aber doch nicht ſo einförmig, weil die Lothringiſchen Gebirge mit ihren romantiſchen

Ruinen nicht ſo entfernt ſind. Alle Dörfer ſind gut angebaut, und man kann die Feſtung Schlettſtadt, wie Colmar, ſchöne Städte nennen. Die Elſaſſiſchen Chauſſeen ſind viel breiter, als die unſrigen, und als alle Teutſche, und die meiſten Schweizeriſchen zu ſeyn pflegen, wie ich vermuthe, hauptſächlich aus dem Grunde, weil ſie nur einigemale im Jahre ausgebeſſert werden, und alſo zu ſehr verdorben werden würden, wenn ſie ſo ſchmal, als die unſrigen wären. Bey aller ihrer Breite und Erhabenheit über die nächſten angränzenden Felder hatten ſie doch jetzt kaum ein ſo ſchönes Anſehen, als die unſrigen. Sie waren faſt durchaus mit großen Kieſelſteinen bedeckt, die man weder zerſchlagen, noch mit Grand bedeckt hatte, und die nicht nur unſanfte Bewegungen, ſondern auch einen rauhen Anblick verſchafften. An vielen Stellen war die Chauſſee gleichſam in zwo Hälften getheilt: in die eine, die befahren, und die andere, die noch mit unzermalmten Steinen bedeckt war, und die man wahrſcheinlich nicht eher berührt, als bis die erſte Hälfte zu ſehr verdorben iſt.

Wir waren vorgeſtern noch eine kleine Stunde von Strasburg entfernt, als wir das Vergnügen hatten, Herrn Doctor Leß, und die vortreffliche Emmerichſche Familie anzutreffen. Auch bey Strasburg iſt es auffallend, daß die Stadt mit ſo wenigen Gärten und Landhäuſern umgeben iſt. Die Stadt ſelbſt ſchien mir diesmal noch lebhafter und lachender, als ich ſie vor mehreren Jahren gefunden hatte. Ich bewunderte von neuem das majeſtätiſche Gebäude des Münſterthurms; allein dieſe kühne Pyramide ſchien mir jetzo lange nicht ſo hoch zu ſeyn, als vormals, weil meine Phantaſie mir noch ganz friſche Bilder von höhern Maſſen vorhielt. Viel größer fand ich dies erſtaunliche Werk, als ich es von der ſogenannten Platte betrachtete, bis wohin auch die ſchwindlichſten Perſonen den Münſterthurm erſteigen können. Hier erſchienen mir die Menſchen, die ſich auf dem freyen Platze vor der Kirche bewegten, und noch mehr die Haufen von Menſchen, die ſich zu den Thoren hinaus ſtürzten, Haufen von Inſecten, und ihre Geſchäfftigkeit dem Gewühle von Ameiſen gleich. Die Ausſicht vom Münſter würde unendlich gewinnen, wenn man einige beſchneite Alpenſpitzen wahrnehmen könnte, die man noch ganz deutlich im Thale bey Rappoltsweiler ſieht.

Schon ehe ich nach Straßburg kam, wußte ich faſt gewiß, daß ich den Grafen Caglioſtro nicht in der Nähe ſehen, oder wenigſtens nicht ſprechen würde. Ich hatte es von mehrern Perſonen gehört, daß er unter keiner Bedingung Beſuche von geſunden, und neugierigen Reiſenden annehme, und daß er ſolche, die ohne krank zu ſeyn in ſeinen Audienzen erſcheinen, auf die gröbſte Art als Spione behandle. Eine Krankheit zu erdichten, ſchien mir meiner unwürdig, und wenn dies auch nicht meinem Character widerſprochen hätte, ſo würde ich doch Bedenken getragen haben, durch meinen Beſuch, der von einem, oder dem andern hätte mißgedeutet werden können, etwas zur Vermehrung, oder Beſtätigung des Anſehens eines Mannes beyzutragen, den ich gerne der ganzen Welt verdächtig machen möchte. Ungeachtet ich aber den neuen Aeſculap nicht in der Nähe, ſondern in einer ſchnell vorüberfahrenden Kutſche geſehen habe, ſo glaube ich doch, ihn näher zu kennen, als viele, die ſich Monate lang bey ihm aufgehalten haben. Er war mir ſchon lange eine zu merkwürdige Erſcheinung, und ein zu wichtiger und charakteriſtiſcher Zug unſers Zeitalters, als daß ich ihn nicht, ſo viel mir möglich wär, in der Ferne hätte beobachten, und durch die ſorgfältigſten Erkundigungen mich ihm hätte nähern ſollen. Ich habe unzählige Perſonen aus allerley Ländern über ihn gefragt, und nach den Zeugniſſen der glaubwürdigſten unter ihnen muß ich nothwendig annehmen, daß der Graf Cagliostro von jeher mehr Betrüger, als Schwärmer war, und daß er das erſtere noch immer fort iſt *). Ueber ſein Vaterland habe ich nichts gewiſſes erfahren können. Einige geben ihn für einen Spanier, andere für einen Juden, oder Italiäner, oder Raguſaner, oder gar für einen Araber aus, der einen Aſiatiſchen Prinzen beredet habe, ſeinen Sohn nach Europa zu ſchicken, und der dieſen Sohn auf der See hingerichtet habe, um ſich ſeiner Schätze bemächtigen zu können. Weil der angebliche Graf alle Sprachen, die man ihn reden hört, ſchlecht ſpricht,

---

*) Da der Graf v. Cagliostro, in der Nachbarſchaft unſers Vaterlandes ſein Anſehen eingebüßt, und ſchädlich zu ſeyn aufgehört hat, ſo würde ich über ihn kein Wort weiter verloren haben, wenn nicht Herr Schloſſer (im April des Muſeums 1788.) daraus, daß ich den Grafen nur habe vorüberfahren ſehen, einen Grund hergenommen hätte, um mein Urtheil verdächtig zu machen. Auf eben der Seite aber, wo ich ſagte, daß ich den Grafen nicht einmal in der Nähe, ſondern nur in einer ſchnell vorüberfahrenden Kutſche geſehen hatte, auf eben dieſer Seite hätte Herr Schloſſer auch leſen können, „daß ich mich dem Grafen ſchon in der Ferne „durch die ſorgfältigſten Erkundigungen zu nähern geſucht, daß ich unzählige Perſonen aus allerley Ländern über ihn gefragt hätte, und daß ich nach den „Zeugniſſen der glaubwürdigſten unter ihnen annehmen „mußte, daß er noch jetzo mehr Betrüger als Schwärmer ſey.„ — Da Herr S. unmöglich wiſſen kann, wie genaue Unterſuchungen über den Grafen Cagliostro

und wahrſcheinlich den größten Theil ſeines Lebens unter falſchen Namen außer ſeinem Vaterlande zugebracht hat, ſo wird es vielleicht nie möglich ſeyn, auf die Spur ſeiner Abkunft zu kommen. Die Lehrer, von welchen er iſt unterrichtet worden, und die Städte, wo er die erſten Proben ſeiner geheimen Wiſſenſchafften abgelegt hat, kenne ich eben ſo wenig, als ſein Vaterland; aber das weiß ich gewiß, daß er ſich vor nicht gar langer Zeit in Rußland und andern Nordiſchen Ländern für einen Magus ausgab, und ſo wenig Beyfall erhielt, daß er ſeinen Schauplatz

bald

---

ich angeſtellt habe, ſo verſichere ich ihn hiemit nochmals, daß ich alles, was er mir von Unterſuchungsgeiſt zugeſtehen mag, angewandt habe, um den angeblichen Wundermann kennen zu lernen. Herr S. wird aber doch wohl nicht annehmen, daß man Perſonen nur alsdann kennen lernen und beurtheilen könne, wenn man lange mit ihnen umgegangen ſey? Wenn ich auch vorher noch in Anſehung des Grafen ungewiß geweſen wäre, ſo würde mich allein ſein Mémoire, das er in der Halsband-Sache herausgab, zu dem Urtheile beſtimmt haben, daß er ein Charlatan und Betrüger ſey. Die Heilung der Madame S. in Baſel iſt gar kein Gegenbeweis gegen dies Urtheil, denn unzählige Charlatane haben einzelne Kranke geheilt. Wenn Herr Schloſſer die Heilungsgeſchichte der Mad. S. ſo zuverläſſig erfahren hätte, als ich ſie erfahren habe, ſo würde er weiter keine Gründe, und Facta brauchen, um den Herſteller der Geſundheit dieſes Frauenzimmers für einen Charlatan, und Betrüger zu erklären.

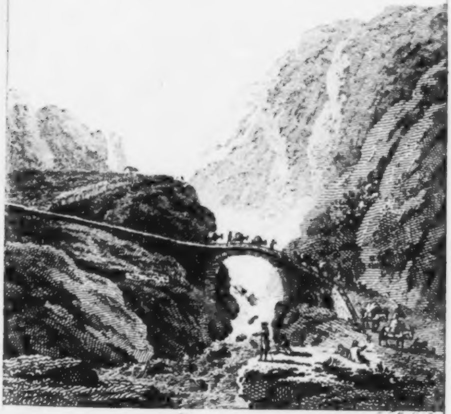
bald verändern mußte. Seine oft mißlungenen Gaukeleyen machten ihn immer feiner und vorſichtiger: er lernte gleichſam allmälig an ſich ſelbſt aus, und genoß vielleicht auch den Rath von Männern, in deren Hand er in der Folge ein Werkzeug des Aberglaubens, und der Schwärmerey wurde. Bey ſeiner Ankunft in Strasburg ſchloß er ſich zuerſt an die Maurer an, allein nur ſo lange, als er für ſich ſelbſt noch nicht feſt genug zu ſtehen glaubte. Er gewann bald die Gunſt des Prätors und Cardinals, und durch dieſe die Gunſt des Hofes in einem ſolchen Grade, daß ſeine Gegner nicht einmal daran denken können, ihn ſtürzen zu wollen. Mit dem Prätor und Cardinal ſoll er wie mit Perſonen umgehen, die ihm unendlich viel, und denen er nichts zu danken hätte; auch braucht er die Equipage des Cardinals eben ſo frey, als ſeine eigene. Er gibt vor, daß er Gotteslängner riechen könne; und daß er durch ihre Ausdünſtungen in epileptiſche Zuckungen verſetzt werde, in welche heilige Krankheit er, wie ein ächter Jongleur, fallen kann, wann er will. Oeffentlich rühmt er ſich nicht mehr der Herrſchafft über Geiſter, und anderer magiſchen Künſte; allein ich weiß es eben ſo gewiß, daß er noch jetzo Geiſter hervorrufen, und durch ihre Hülfe und Erſcheinungen, Krankheiten heilen zu können vorgibt, als ich es weiß, daß er von der Natur des menſchlichen Cörpers, von der Natur ſeiner Krankheiten, und dem Gebrauche aller gewöhnlichen Heilmittel nicht mehr, wie jeder Charlatan, verſteht. Seine ganze Heilungskunſt iſt, wie die aller berüchtigten Magier und Wunderthäter alter und neuer Zeit, nur allein, oder doch hauptſächlich auf Nervenkrankheiten eingeſchränkt, bey denen durch die Diät, durch einige heroiſche Arzneyen, am meiſten aber durch den ſtarken Glauben an die Wundergaben, und die magiſch feierlichen Zurüſtungen des Arztes unglaublich viel ausgerichtet werden kann. Nach den glaubwürdigſten Erzählungen von Perſonen, die ihn lange beobachtet haben, iſt er ein über alle Vorſtellungen heftiger, unbeſonnener und unbeſtändiger Mann, und der glücklichſte Einfall alſo, den er vielleicht in ſeinem Leben gehabt hat, war unſtreitig dieſer, daß er ſich gleichſam unzugänglich machte, und die hartnäckigſte Zurückhaltung als ein Bollwerk um ſich herzog, ohne welche Vorſicht er gewiß ſchon lange ertappt, oder ausgehohlt worden wäre. Darin that man ihm eine Zeitlang Unrecht, daß man glaubte: er theile mit ſeinem Apotheker die Vortheile des Verkaufs der Arzneyen, die er ſeinen Patienten verſchriebe. So bald Caglioſtro hörte, daß man dergleichen Argwöhne hege, änderte er ſogleich ſeinen Apotheker, und nöthigte ihn (ſo habe ich wenigſtens von mehrern gehört) die Arzneyen ſo wohlfeil zu verkaufen, daß er nur wenig dabey gewinnen kann. Er ſelbſt nimmt für ſeine Bemühung weder Bezahlung, noch Geſchenke, und wenn die letztern von der Art ſind, daß er ſie ohne Beleidigung nicht ausſchlagen kann, ſo macht er ſo gleich Gegengeſchenke, die eben ſo viel, oder noch mehr werth ſind, als die, welche er empfangen hat. Ja er nimmt von ſeinen Patienten nicht allein nichts, ſondern nimmt ſie oft Monate lang in ſein Haus, und an ſeine Tafel auf, ohne ſich die geringſte Vergeltung aufdringen zu laſſen. Bey dieſer, wie Sie leicht denken können, ſehr in die Augen fallenden Uneigennützigkeit macht er einen beträchtlichen Aufwand, ſpielt hohe Spiele, verliert faſt beſtändig an Damen, ſo daß er nach dem mäßigſten Anſchlage wenigſtens 20000 Livres jährlich verzehren muß. Das ſeltſamſte bey dem großen Aufwande dieſes Mannes iſt der Umſtand, daß kein Menſch weder die Quellen weiß, aus welchen, noch die Hände, durch welche er beſtändig ſo viel Geld erhält. Er hat niemals beträchtliche Summen auf der Poſt bekommen. Kein Wechsler hat ihm je Geld ausgezahlt, und kein

Juwelirer hat Edelgeſteine von ihm eingekauft, wiewohl mich jemand verſichert hat, daß er in Sachſen große Schätze, ſowohl an baarem Gelde, als an Kleinodien bey ſich gehabt hätte. Dieſe Dunkelheit, welche Caglioſtro vorſetzlich über die Quellen ſeiner Einkünfte, und ſeines Aufwandes verbreitet, hat noch mehr, als ſeine Uneigennützigkeit und angeblichen Wundercuren, das Vorurtheil befördert, daß er ein göttlicher außerordentlicher Mann ſeyn müſſe, der die Natur in ihren geheimſten Wirkungen belauert, und ihr unter andern Geheimniſſen auch das des Goldmachens abgeſtohlen habe. Meiner Meynung nach hätte man aus dem geheimnißvollen Weſen des Grafen weiter nichts ſchließen ſollen, als daß er vermuthlich mit einer Geſellſchafft von Menſchen in Verbindung ſtehe, die durch ihn gewiſſe ihnen ſehr wichtige Zwecke befördern wollen, und denen es ein leichtes iſt, nicht nur den Aufwand des Dieners ihrer Abſichten zu beſtreiten, ſondern ihm auch große Summen zukommen zu laſſen, ohne daß irgend ein anderer Menſch etwas davon erfahren könne. Wenn Caglioſtro auch die Kunſt Gold zu machen verſtünde, ſo müßte man doch wenigſtens annehmen, daß jemand die von ihm verwandelten Goldmaſſen oder Goldſtangen geſehen, oder gekauft hätte. Mit einer Miſchung von Wehmuth und Unwillen gegen unſer Zeitalter ſchreibe ich es nieder, daß dieſer Mann nicht nur unter manchen Großen, die von jeher von ſolchen Menſchen am leichteſten berückt worden ſind, ſondern auch bey manchen Gelehrten, und ſelbſt Aerzten, und Naturforſchern Eingang gefunden hat. Wenn wir Teutſchen ſo verdorben wären, als die Römer und Griechen im erſten und zweyten Jahrhunderte; ſo wollte ich ſo gewiß, als irgend ein Prophet je geweißagt hat, die Rückkehr der Neuplatoniſchen Philoſophie, und der damit verbundenen Barbarey verkündigen.

An den Buchbinder.

Der Kupfertitel wird nicht dem Schmutztitel gegen über, ſondern gerade vor dieſem als ein Haupttitel angeklebt, auf den beym Umſchlagen der Schmutztitel folgt.

Briefe über die Schweiz.



mit Kupfern

Dritter Theil

Berlin,
bey C. Spener 1790.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Briefe über die Schweiz,

von

C. Meiners,

Königl. Großbritanniſchem Hofrath,
und ordentlichem Lehrer der Weltweisheit
in Göttingen.

Dritter Theil.

EIGENTUM DER
U. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorrede.

In einer gewiſſen Rückſicht übergebe ich dieſe neuen Briefe meinen Leſern mit einem größern Zutrauen, als ihre Vorgänger. Denn da das Publicum meine erſten Briefe viel gütiger, als ich erwarten konnte, aufgenommen hat; ſo darf ich hoffen, daß die gegenwärtigen nicht weniger glücklich ſeyn werden. Ich kann, ohne mir zu ſchmeicheln, vorausſetzen, daß das, was man mir von Beobachtungsgeiſt, von Uebung im Schreiben, von Kenntniſſen überhaupt, und beſonders von Kenntniſſen der Schweiz zugeſtehen mag, ſeit meiner erſten Reiſe eher zugenommen, als abgenommen habe: und wenn ich alſo vor ſechs Jahren im Stande war, etwas zu liefern, was der Aufmerkſamkeit von Kennern nicht ganz unwürdig war; ſo habe ich jetzo keine Urſache, an meiner Fähigkeit zu verzweyfeln, den Freunden der Schweiz etwas Leſenswerthes vorlegen zu können. Ich habe auf meiner zweyten Reiſe in die Schweiz nicht weniger merkwürdige Gegenden, als auf der erſten geſehen. Auch habe ich wegen meiner erweiterten Verbindungen nicht weniger wichtige Nachrichten, als das erſte mahl erfahren; und kann mir endlich das Zeugniß geben, daß ich das, was ich ſah und hörte, mit ungleich größerer Sorgfalt, als das erſte mahl, ausgearbeitet habe. Lauter Umſtände, die mich wegen des Schickſals dieſer neuen Briefe beruhigen könnten!

Von der andern Seite aber kenne ich die Unannehmlichkeiten, denen ſich ein teutſcher Beſchreiber der Schweiz ausſetzt, aus eigener Erfahrung viel mehr, als ich ſie vor ſechs Jahren als ein Neuling ahnden konnte. Ein Fremder, und beſonders ein Teutſcher mag die Schweiz beſchreiben, wie er will; ſo kann er verſichert ſeyn, daß er werde mißverſtanden werden. Lobt man, ſo thut man den Gelobten ſelten genug, und den Feinden und Neidern der Gelobten immer zu viel. Tadelt man, es ſey ſo ſanft, als es wolle; ſo klagen diejenigen, welche der Tadel mittelbar, oder unmittelbar trifft, über hämiſche Bosheit; denn es ſcheint ihnen gar nicht möglich, daß man aus andern als aus boshaften Abſichten tadeln könne. Schildert man die Natur; ſo wundert man ſich, daß man es ſich nur habe einfallen laſſen, ſolche Erſcheinungen, dergleichen die Schweiz darbietet, in

Worten mahlen zu wollen. Erzählt man Begebenheiten, oder ſetzt man Staatsverfaſſungen aus einander; ſo behauptet man geradezu, daß ein Ausländer die erſtern nicht richtig habe erforſchen, und daß er die andern gar nicht beurtheilen könne. Macht man unglücklicher Weiſe einen oder den andern Fehler; ſo ſchreyt man über ſträfliche Nachläſſigkeit. Man bedenkt nicht, daß ein Reiſender auch bey der größten Vorſicht, und Unparteylichkeit dennoch gewiſſe Unrichtigkeiten nicht vermeiden könne, und daß jeder Einheimiſcher, wenn er ſein Vaterland beſchreiben wollte, eben ſo oft, und noch öfter, als der von ihm getadelte Fremdling anſtoßen würde.

Vielleicht frägt mancher von meinen Leſern: warum ich mich denn allen den Unannehmlichkeiten, die von einer Reiſebeſchreibung unzertrennlich ſind, von neuem ausſetze, da ich ſie ſo gewiß vorherſehe, als wenn ſie mir ſchon widerfahren wären? Auf dieſe Frage antworte ich kürzlich folgender Geſtalt. Gerade die Ungerechtigkeit der Urtheile, die man über ſich ergehen laſſen muß, iſt die Haupturſache, oder hat wenigſtens auf mich die Wirkung gehabt, daß ich ganz gleichgültig dagegen geworden bin, und daß ich mich mit dem Bewußtſeyn meiner Abſichten, und der Aufmunterung derjenigen Männer begnüge, die Scharfſinn genug beſitzen, um einen wohlwollenden Beurtheiler von einem ungerechten Tadler zu unterſcheiden, und Stärke des Geiſtes genug, um einzuſehen, daß ſelbſt in dem geliebten Vaterlande Mißbräuche ſeyn können, die ſich durch eine beſcheidene Rüge eher heben laſſen, als ſonſt geſchehen wäre. Auch müßte mich alles trügen, oder die meiſten von meinen Leſern werden in den gegenwärtigen Briefen viele ihnen bisher nicht bekannte Data finden, wodurch ihnen die Beurtheilung der guten und ſchlimmen Folgen von Fabriken, und der Vortheile und Nachtheile republicaniſcher Verfaſſungen erleichtert werden wird.

Das einzige Glück, welches die Schweiz vor allen übrigen Ländern in Europa beſitzt: am meiſten von Fremden beſucht zu werden: hat freylich die unangenehme Wirkung gehabt, daß kein anderes Land ſo häufig, und zum Theil ſo ſchlecht iſt beſchrieben worden, als die Schweiz. Man kann es daher den Schweizeriſchen Schriftſtellern nicht verdenken, wenn ſie ſich gegen die ungültigen Richter erheben, die ohne Kenntniß der Sachen über ihr Vaterland abſprechen, und manchmahl eben ſo ungerecht, als ununterrichtet ſind. Nur muß man auch in ſeinem Eifer wider alle fremde Beſchreiber Helvetiens nicht ſo weit gehen, als der Verfaſſer der Courſe de Bale à Bienne par les vallées du Jura. Man kann, ſagt dieſer Schriftſteller, nachdem er von der neuſten Ausgabe von Coxens Briefen geredet hatte, ſich ſolchen gelehrten Einfällen nicht kräftig genug widerſetzen, wodurch die Schweiz den Fremden, oder vielmehr der Unwiſſenheit, und den Vorurtheilen von Reiſenden überantwortet wird. Sollte man ſich nicht, frägt dieſer Eiferer, an der politiſchen Unabhängigkeit der Schweiz dadurch rächen wollen, daß man ihre Natur, ihre Geſetze und Einrichtungen dem Urtheil des erſten des beſten Neulings unterwirft, dem es einfällt, ſie im Teutſchen oder Franzöſiſchen beſchreiben zu wollen?" Solche unüberlegte Ausfälle, wie dieſer, werden die von dem Verfaſſer ſogenannten Einfälle von Fremden gewiß nicht zurückhalten. Einheimiſche

Vorrede.

Schriftſteller können allerdings die Schätze der Natur mit mehr Muße und genauer unterſuchen, als Ausländer, die ſich nur einige Monate in der Schweiz aufhalten: ſie können die Sitten, Gewohnheiten, Ueberlieferungen und alten Gebräuche der Thal- und Bergabewohner vollſtändiger erfahren, und beſchreiben, als Fremde: ſie können auch vielleicht die Schauſpiele der Natur, um welcher willen die Schweiz vorzüglich beſucht wird, treuer, als reiſende Nicht-Schweizer ſchildern; allein alles dieſes, was die einheimiſchen Schriftſteller eben ſo gut, oder noch beſſer, als die Fremden können, iſt den auswärtigen Freunden, und Bewunderern der Schweiz lange nicht hinreichend. Dieſe wünſchen auch den lebenden Geiſt der Regierungen, den man aus den todten Buchſtaben der Grundgeſetze, und aus den Beſchreibungen der Verfaſſungen faſt niemals errathen kann, den gegenwärtigen Zuſtand der Bevölkerung, des Handels, der Fabriken, der Sitten und Wiſſenſchaften in den verſchiedenen Cantonen kennen zu lernen, und welcher Schweizeriſche Schriftſteller möchte, und dürfte es wagen, über alle dieſe wichtige Puncte mit einer ſolchen Freymüthigkeit zu ſchreiben, womit Ausländer ſich darüber äußern können? Der eben genannte Verfaſſer declamirt in ſeiner Reiſe bloß gegen den Aberglauben des Mittelalters, gegen die Gewaltthätigkeiten, welche die Ritter der verfloſſenen Jahrhunderte ausübten, höchſtens gegen die nachtheiligen Folgen, welche die Fabriken auf die Sitten des Landmanns gehabt haben; und ſchon dieſe Declamationen wurden in der Schweiz für Ausbrüche einer unerhörten Freymüthigkeit angeſehen, von welcher man fürchtete, daß ſie dem Verfaſſer gefährlich werden könne. Wenn ich Genf ausnehme; ſo iſt faſt die ganze übrige Schweiz von ihrer moraliſchen und politiſchen Seite allein von Ausländern auf eine freymüthige, und lehrreiche Art beſchrieben worden. Geſetzt auch, daß Fremde einzelne Stücke nicht ſo richtig faſſen, oder ſo tief ergründen, als die Einheimiſchen; ſo haben ſie wiederum vor den Schweizern dieſes voraus, daß ſie, die ſie in andern Verfaſſungen leben, auf vieles merken, was einem Eingebohrnen gar nicht auffällt, daß ſie unbefangener, als Eingebohrne, beobachten, und auch beſſer, als Eingebohrne zu unterſcheiden wiſſen, was Nicht-Schweizern intereſſant, oder nicht-intereſſant iſt. — Man mache alſo nicht mehr auf ein Recht der Unverletzlichkeit Anſpruch, und unterwerfe ſich dem Schickſal, welchem ſich alle übrige Länder haben unterwerfen müſſen. Wie wenige gute Länder- und Reiſebeſchreibungen würden wir haben, wenn man bloß Einheimiſchen das Recht, oder die Fähigkeit zugeſtehen wollte, ihr Vaterland zu ſchildern! Die beſten Reiſebeſchreibungen in allen Sprachen rühren faſt ohne Ausnahme von Ausländern her, die ſich in den beſchriebenen Ländern mehr, oder weniger lange aufgehalten haben.

Um den gegenwärtigen Zuſtand der Fabriken in Zürch, und die gegenwärtige, oder vor Kurzem veränderte Verfaſſung in Genf recht einleuchtend zu machen, war es nöthig, eine kurze Schilderung des ehemahligen Zuſtandes der erſten, und der Revolutionen der andern Republik vorauszuſchicken. Die Züge zu dieſen Gemählden konnte ich nur aus gegedruckten Schriften entlehnen. Allein auch der feindſeligſte Tadler wird mir nicht ohne Ungerechtigkeit vorwerfen können, daß ſich ſelbſt da, wo ich gedruckten Werken folgen mußte, bloß abgeſchrieben habe. Vielmehr dienten mir meine eigenen Beobachtungen und Erkundigungen über die gegenwärtige Lage von Zürch und Genf als ein Leitfaden in Beurtheilung des Vergangenen. Die übrigen hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Nachrichten über die von mir bereiſten Staaten Helvetiens ſind faſt alle aus ſolchen Quellen geſchöpft, die gewiß nur einem kleinen Theile ſelbſt der Eingebohrnen offen ſtehen.

Bey keiner meiner bisherigen Schriften habe ich mich ſo ſehr, als bey den gegenwärtigen Briefen bemüht, meiner Schreibart den höchſten Grad von grammatikaliſcher Richtigkeit zu geben, die ich zu erreichen im Stande bin. Um auch das Meinige dazu beyzutragen, daß unſere Sprache eine gewiſſe Gleichförmigkeit, und unſere Grammatik die nöthige Feſtigkeit erhalte, habe ich mich, ſo viel als möglich, den Ausſprüchen unſers großen Sprachforſchers Adelung unterworfen; und ich wünſchte, daß alle unſere guten Schriftſteller ein Gleiches thun möchten. Ich habe zum Beyſpiel nicht ſo wohl um des allgemeinen Gebrauchs willen, der noch immer in vielen Stücken verwerflich iſt, als aus ſchuldiger Achtung gegen unſern verdienſtvollen Sprachlehrer meine bisherige Art die Endſylbe ſchaft zu ſchreiben aufgegeben. Ungeachtet dieſe Endſylbe, in welche ſo viele von unſern Subſtantiven ausgehen, unleugbar von ſchaffen herkommt; ſo ſchreibe ich doch nicht mehr Knechtſchafft, Wiſſenſchafft, u. ſ. w. ſondern Knechtſchaft, und Wiſſenſchaft, weil Herr Adelung das letztere gebilligt hat, und keine Wahrſcheinlichkeit iſt, daß das Publicum die richtigere Art zu ſchreiben wieder annehmen werde. Hingegen ſchreibe ich nicht Geſchäft, und Beſchäftigung, ſondern Geſchäfft, Beſchäfftigung, weil die leztern Wörter unmittelbar von ſchaffen abgeleitet ſind, und nicht die Endſylbe ſchaft enthalten. Es hat mir leid gethan, daß ich das e nicht für einen ſo nothwendigen Biegungslaut des Genitivs, und Dativs der Hauptwörter der erſten, zweyten, und ſechsten Declination halten konnte, als wofür Herr Adelung es hält. Meine Ohren finden einen unerträglichen Uebellaut, oder wenigſtens etwas unangenehm Schleppendes darin, wenn man des Baumes, Oheimes, Abendes ſtatt des Baums, Oheims, Abends, oder in dem ſechszehnten Jahrhunderte, ſtatt in dem ſechszehnten Jahrhundert declinirt. Das e, welches Herr Adelung für einen charakteriſtiſchen Biegungslaut erklärt, ſcheint mir bloß ein e euphonicum, oder Wohllautsbuchſtabe zu ſeyn. Aus eben dem Grunde alſo, aus welchem man es andern Wörtern, beſonders einſylbigen Wörtern anhängt, muß man damit auch dem Dativ von einſylbigen, und vielleicht noch von einer kleinen Zahl von mehrſylbigen Subſtantivis eine gewiſſe Rundung geben, und im Hauſe, im Grunde, in dieſem Kleide, nicht im Haus, Grund, Kleid ſagen. Nicht weniger hart, als die von Herrn Adelung empfohlenen Arten, die Wörter verſchiedener Declinationen abzuändern, ſcheint mir diejenige, die er für die Franzöſiſchen Wörter auf ier, und eur vorſchreibt. Er will, daß man im Nominativo Plur. Officier, Grenadier, Friſeur, Acteur, nicht Officiere, Grenadiere, Friſeurs, Acteurs, ſagen und ſchreiben ſoll. Ich declinire auf die letzte Art, weil der Wohlklang ſowohl, als der Gebrauch es verlangen, und bey der Adelungſchen Weiſe ſehr leicht Mißverſtändniſſe entſtehen können. Endlich ſtimme ich Herrn Adelung zwar vollkommen darin bey, daß, wenn mehrere Adjectiva vor einem Subſtantiv hergehen, der Regel nach nur das eine die vollſtändigen Geſchlechts- oder Biegungszeichen erhalten müſſe: allein es gibt doch Fälle, wo der Wohllaut eine Ausnahme verlangt. Mein Ohr leidet es nicht, zu ſagen: je größer die Zahl lebhafter unerfüllten Wünſche wird; ſondern ich muß wider die gewöhnliche Regel unerfüllter für unerfüllten ſetzen. — Von andern Abweichungen, die ich mir von Herrn **Adelung** erlaubt habe, werde ich vielleicht an einem andern Orte reden.

Unter den öffentlichen Beurtheilern meiner erſten Briefe blieb mir vor der zweyten Auflage Herr Küttner, der Verfaſſer der Briefe eines Sachſen aus der Schweiz, unbekannt. Der Inhalt des erſten Bandes ſeiner Briefe ſtimmte ſo wenig mit meiner Art zu denken und zu empfinden überein, daß ich mich um die folgenden nicht bekümmerte, bis eine vortreffliche Stelle aus dem zweyten Bande, die ich irgendwo angeführt las, mich von neuem aufmerkſam darauf machte, und mich nun auch Herrn Küttners Urtheil über meine Reiſebeſchreibung im dritten Bande 285 u. f. S. finden ließ. Die wichtigſten unter den Unrichtigkeiten, die Herr Küttner rügt, ſind ſchon in der zweyten Auflage verbeſſert worden. Andere Stellen aber tadelt Herr Küttner ohne Grund. Wenn das Urnerloch zum Beyſpiel auch nicht ganz vier bis fünfhundert Schritt von der Teufelsbrücke entfernt ſeyn ſollte; ſo iſt die Entfernung doch vielmahl größer, als Herr Küttner ſie angiebt, nämlich zehn Schritt; und meine Schätzung iſt der Wahrheit viel näher, als die meines Beurtheilers. Auch begreife ich nicht, wie Herr Küttner die Sanenthäler, oder das Thal, in welchem das Leuker-Bad liegt, in Anſehung der Höhe mit dem Urſeren-Thal vergleichen konnte. Es giebt in der Schweiz allerdings noch höhere, und ſelbſt bewohnte höhere Thäler, als das Urſeren-Thal; allein kein Thal von gleicher Höhe, das ſo fruchtbar und ſo bevölkert wäre, als dieſes.

Vorrede.

Wenn ich die Lage der Städte Lauſanne und Genf nicht ſo bewundernswürdig ſchön fand, als Herr Küttner, und andere Reiſende; ſo läugnete ich gar nicht, daß nicht in den umliegenden Gegenden herrliche Landſchaften und Ausſichten ſeyen, ſondern ich redete ganz allein von den Proſpecten, welche man in dieſen Städten ſelbſt, oder von ihren öffentlichen Promenaden hat. Eben ſo wenig läugnete ich die Schönheit des Pays de Vaud, indem ich den Weg von Lauſanne nach Genf weit unter meiner Erwartung fand. Herr Küttner kennt die Sprache, den Ton der Geſellſchaften, und die Sitten in Lauſanne, wo er ſich lange aufhielt, gewiß viel beſſer, als ich dieſe Dinge in einigen Tagen durch eigene Beobachtung kennen zu lernen im Stande war. Nichts deſto weniger kann ich die Zeugniſſe meiner Freunde und Bekannten, die ich in und außer Lauſanne über dieſe Stadt gefragt habe, nicht ſo unbedingt gegen die Bemerkungen des Herrn Küttner verwerfen. So hatte ich und habe auch nachher in Bern manche Familien kennen gelernt, die entweder ihre Söhne, oder Töchter nach Lauſanne geſchickt hatten, oder noch ſchicken wollten: welches Herr Küttner für äußerſt ſelten ausgeben will.

Mein Urtheil über das Recht, oder Unrecht der ſtreitenden Parteyen in Genf brauche ich nach dem, was nachher geſchehen iſt, und nach dem, was meine Leſer in den gegenwärtigen Briefen finden werden, nicht weiter zu rechtfertigen. Wenn ich eitel wäre, ſo würde ich Herrn Küttner einen großen Schweizeriſchen Staatsmann nennen, von welchem er ohne Bedenken geſtehen würde, daß er Genf beſſer kenne, als wir beide, und der meinem Artikel über Genf die Ehre erwies, ihn für das beſte zu erklären, was bis dahin über die Streitigkeiten in Genf geſchrieben worden. Hätte Herr Küttner Genf, und die Wirkungen, welche ein beſtändiges Schauſpiel in einer ſolchen Stadt haben muß, und nachher auch wirklich hervorgebracht hat, genauer unterſucht; ſo würde er das Theater nicht für einen ſo unſchuldigen Zeitvertreib gehalten haben, als es ihm in dem Urtheil über meine Briefe ſchien.

Zu den neueſten Reiſebeſchreibungen von Helvetien gehört die Voyage dans les XIII. Cantons par M. Robert, Geographe ordinaire du Roi, die 1789. in zwey Bänden in Paris erſchienen iſt. Ich habe nach der Lectür dieſes Werks auch nicht

Ein einziges Wort in meinen Briefen, die ſchon abgeſchrieben, und durchgeſehen waren, geändert. Wem daran gelegen iſt, mein Urtheil über die Arbeit des Franzöſiſchen Geographen zu leſen, kann ſie in dem 49. Stück der Gött. Anzeigen von dieſem Jahre finden. Ich weiß nicht, ob die neue Ausgabe von Coxens Reiſen ſchon erſchienen iſt. Mir iſt ſie wenigſtens nicht zu Geſichte gekommen. Göttingen im April 1790.

Verbeſſerung
der Druckfehler im dritten Theile.

Seite 35. Zeile 27. die Einrichtung des Waiſenhauſes, ſetze hinzu: in Schaffhauſen

— 147. — 21. ſtatt deraleichen lies: dergleichen

— 192. — 21. ſtatt Caland-Berges, lies: Calandas Berges

Im vierten Theile.

Seite 27. Zeile 23. ſtatt, nur ein, lies: nur noch ein

— 165. — 6. ſtatt Gedauken, lies: Gedanken

— 266. — 11. ſtatt abermals, lies: abermahls.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſter Brief.

Mörsburg, am 13. Jun. 1788.

Wertheſter Freund,

Hier ſitze ich zwar in dem beſten Gaſthofe der biſchöflichen Reſidenz, allein in ein ſo kleines Zimmer eingeſchloſſen, daß kaum drey Perſonen ſich neben einander bewegen können: umrauſcht von einem heulenden Sturme, und von den Schlägen von Regengüſſen, die an unſere Fenſter getrieben werden; und voll von ängſtlichen Befürchtungen, daß nach der anhaltenden Dürre, die wir bisher gehabt haben, das ſchlechte Wetter fortdauern, und uns vielleicht mehrere Tage an der Ueberfahrt über den See hindern könne. Es geſchehe aber, was da wolle; ſo werden wir uns immer in der Geſellſchaft unſerer theuern Reiſegefährten zu tröſten wiſſen *). Wenn man das ſeltene Glück hatte, auf

---

*) Herr und Frau Hofräthin Spittler, die mit uns die Reiſe nach Wien, Salzburg und München gemacht hatten, begleiteten uns auch in die Schweiz.

auf einer Reiſe von mehr, als zweyhundert Meilen, gar keinen Unfall zu erfahren; ſo verliert man faſt das Recht, ſich über die Zögerung von einem, oder einigen Tagen zu beklagen.

Es kann ſeyn, daß eine gewiſſe Sättigung, die aus dem friſchen, und vielleicht zu ſchnellen Genuſſe der herrlichſten Gegenden, und Ausſichten in Franken, Oeſterreich, und Salzburg entſtanden ſeyn mag, mich geſtern, und heute ſchwieriger, und unempfänglicher gemacht hat, als ich vormals war. Sonſt iſt meinem Gefühle nach die ganze Strecke zwiſchen Augsburg, und Mörspurg viel weniger intereſſant, als der Theil von Ober-Schwaben, durch den ich mich im Jahre 1782 dem Boden-See näherte. Freylich ſind die Straßen zwiſchen den zuerſt genannten Städten faſt durchgehends gemacht; allein dieſe gemachten Straßen ſind meiſtens ſo rauh, und mit ſo vielen und großen Steinen überſtreut, daß man unaufhörlich zerſtoßen, und hin und her geworfen wird. Uebrigens ſind die Dörfer und Flecken lange nicht ſo ſchön, und neu gebaut, die Felder nicht ſo fruchtbar, und gut bearbeitet, die Wieſen nicht ſo üppig, und beblümt, die Berge nicht ſo hoch, und romantiſch, und die Gegenden, und Ausſichten nicht ſo mannigfaltig, und ausgedehnt, als zwiſchen Tübingen, und Stein am Rhein. Eine von den wenigen herrlichen Landſchaften, die man auf dem Wege von Augsburg nach Mörspurg antrifft, iſt diejenige, die den reizenden Grund einſchließt, in welchen man nicht weit hinter Memmingen hinabfährt. Dieſer Grund wird von der mäandriſchen Iller durchſtrömt, von mahleriſchen Hügeln, und waldigen Bergen umgeben, und von dem Truchſeſſiſchen Schloſſe Zeyl beherrſcht, das auf einer ſteilen, und gegen das Thal abgeſchnittenen Anhöhe erbaut iſt. Die Weinhügel bey Ravenspurg waren die erſten, die wir ſeit unſerer Abreiſe von Wien wiederſahen. Von dieſer Stadt an wird die Natur ſichtbar milder: und je näher man gegen den Boden-See kommt, deſto ähnlicher wird das Schwäbiſche Ufer dem Thurgäuiſchen, und deſto mehr verändert ſich das Land in einen unermeßlichen Garten. Auf einem der letzten Hügel, die ſich nach dem Boden-See hinabſenken, wurden wir von einem heftigen Ungewitter überfallen, das ſich ſchon einige Stunden drohen zuſammengezogen hatte. Der Sturm, auf deſſen Fittigen es daherfuhr, ſchien unſern Wagen umwerfen, und die Wälder von beladenen Fruchtbäumen, die ihn aufhielten, aus der Erde reißen zu wollen. Der Boden-See bot uns nicht, wie das erſtemal, da wir ihn von dem Hohen-Twieler Felſen erblickten, ſein ruhiges, und von dem Schimmer des Sonnenlichts erheitertes Antlitz dar; ſondern er zeigte uns einen wilden, vom Orkan zerriſſenen, und mit einem ſchrecklichen Dunkel überſchatteten Abgrund, in welchen man kaum hineinzuſchauen wagte, aus Furcht, irgend einen hülfloſen Kahn, oder gar unglückliche Schiffbrüchige wahrzunehmen. Undurchdringliches Gewölk bedeckte die fernen Alpen, ſo wie das nähere Thurgäuiſche Ufer; und zog auch vor dem größten Abſchnitt des Sees einen Vorhang her, den weder die Gewalt des Sturmwindes durchbrechen, noch der Glanz des Blitzes erhellen konnte. Jetzo erkannten wir es recht, wie viel darauf ankomme, in welchem Lichte, und unter welchen Umſtänden man merkwürdige Gegenden, und Natur-Scenen betrachte. Ein vorüberfliegendes Ungewitter, oder Regen-Gewölke zerſtört auf eine Zeitlang das größte Meiſterſtück der Schöpfung, und flößt dem Beobachter Grauen, und Entſetzen ein, wo er vorher das höchſte Entzücken empfunden hatte.

Conſtanz, am 14. Jun. 1788.

Unſer Reiſe-Glück iſt noch immer nicht ermüdet, ſondern kehrt mit beyſpielloſer Treue, und Standhaftigkeit in eben den Augenblicken zurück, in welchen wir gewiß fürchteten, daß es uns verlaſſen würde. Geſtern Abend ſahen unſere Schiffer noch allerley Zeichen am Himmel, die ihrer Auslegung nach nicht viel Gutes für den kommenden Tag verkündigten. Heute früh hingegen weckten ſie uns mit frohem Ungeſtüm aus dem nicht halb vollendeten Schlaf; und nun ſahen wir zu unſerm größten Erſtaunen, daß der junge Morgen uns ſo freundlich, als jemals, entgegen lachte. Der Sturm hatte ſchon einige Stunden geſchwiegen: Nebel, und Regen-Gewölke waren entflohen, und der bläuliche Himmel ließ eine glückliche Schiffahrt hoffen. Die Beſorgniß, daß wir uns durch Zögern dem Brande der Sonne um deſto länger ausſetzen würden, und vielleicht auch eine geheime Furcht, daß unſer geſtrige Feind ſich plötzlich aus einem verborgenen Schlupfwinkel wieder aufmachen möchte, beſchleunigte unſere Abreiſe, und raubte uns das Vergnügen, das von Kennern ſo ſehr gerühmte Conchylien-Cabinet des Fürſt-Biſchofs zu ſehen, das ein Herr vom Hofe uns zu zeigen ſich gütigſt erboten hatte.

Wir zahlten für ein Schiff, das uns, und unſern Wagen zuerſt an die Inſel Meinau, und von da nach Conſtanz brachte, außer dem Trinkgelde einen Kaiſer-Ducaten.

Nachdem wir im Schiffe unſere Plätze eingenommen, und die Ruderer ihre einförmige, und eben deßwegen beſänftigende Arbeit angefangen hatten; feierten wir in ſtiller Andacht und Bewunderung das frühe Dankopfer mit, welches die durch den geſtrigen Regen erfriſchte Natur dem Geber alles Guten darzubringen ſchien. Die ganze Fläche des Boden-Sees, ſo weit das Auge reichen konnte, ſammt allen ſeinen Baſen, und ſegenreichen Geſtaden, lag im Glanze der Morgenſonne vor uns ausgebreitet; nur blieben die hohen Appenzeller-Gebirge beſtändig in einen dünnen Wolkenſchleier gehüllt, wodurch ſie zwar dem Auge nicht ganz entzogen, aber doch verkleinert, und verdunkelt wurden. Noch mehr aber verloren wir dadurch, daß die Sonne ſich nach unſerer Landung an der Inſel Meinau unter Wolken verbarg. Durch dieſe Verfinſterung wurde nicht nur der Geſichtskreis, den man ſonſt von dem Balcon des Schloſſes beherrſcht ſehr zuſammengezogen; ſondern die Inſel ſelbſt und die nahen und fernen Ufer verloren durch das einförmige Dunkel, was ſie bedeckte,

deckte, einen ihrer größten Reize: den Zauber des Spiels von Schatten und Licht, und der abwechſelnden Erleuchtungen von Weinbergen und Saaten, von Wieſen und Wäldern, von Hügeln und Thälern. Wenn aber gleich die zweyte Anſicht der Inſel weniger Vergnügen gewährte; ſo wurde doch dieſer Verluſt durch ſüße Erinnerungen reichlich erſetzt. Mit unruhiger Begierde ſuchte ich eine jede Stelle wieder auf, an welcher meine Frau, und ich vor ſechs Jahren ſo unvergeßliche Freuden genoſſen hatten; und da ich dieſe alle wiederfand, ſo ſchien ich mir nun gewiß in dem Vorhofe des gelobten Landes zu ſeyn, in welchem ich zum erſtenmale in die großen Geheimniſſe der Natur war eingeweiht worden, das ich ſo oft wiederzuſehen gewünſcht, und faſt eben ſo oft wiederzuſehen verzweifelt hatte. Nicht lange nach unſerer Abfahrt von Meinau entwölkte ſich die Sonne wieder; und es ſchien faſt, als wenn ſie uns das Glück, dies Eyland nochmals in ſeiner ganzen Schönheit zu erblicken, beneidet hätte.

Wenn die Stadt Conſtanz ſich in eben dem Verhältniſſe, wie der große Gaſthof in dieſer Stadt verſchönert hat; ſo muß man ſie kaum wieder erkennen können. Noch im Jahre 1782 hatten die Zimmer und Möblien im Adler das Anſehen,

ſehen, als wenn ſie ſeit der Kirchenverſammlung nicht wären erneuert worden; allein jetzo iſt alles ſo reinlich und neu, wie in den beſten Gaſthöfen Teutſchlands. Auch ſagt man uns, daß ſeit mehrern Jahren viel mehr Reiſende nach Conſtanz kommen, als vormals. Dieſe Reiſende ſind nicht immer Ausländer aus fernen Gegenden, ſondern großentheils Schweizer aus den benachbarten Städten, die entweder, wie jetzo gewöhnlich geſchieht, gleich nach der Hochzeit mit ihren jungen Frauen eine kleine Luſtreiſe machen, oder die ſich auch in größere Geſellſchaften vereinigen, um gemeinſchaftlich mit ihren Freunden, und Freundinnen an den herrlichen Ufern des Boden-Sees die ſchöne Jahrszeit, und die ſchöne Natur zu genießen.

Uns allen iſt in dem ruhigen Conſtanz, und in unſern heitern, und ſaubern Zimmern unbeſchreiblich wohl. Wir haben uns vorgenommen, heute keinen Menſchen zu beſuchen, und keine Merkwürdigkeiten zu ſehen. Der Wirbel von Zerſtreuungen, Geſellſchaften, und intereſſanten Schauſpielen der Kunſt, und der Natur, in welchem wir ſeit dem Anfange Mays in Wien, Salzburg, und München herumgetrieben worden ſind, macht uns nachgerade ſolche Ergötzungen, Geſellſchaften, und Merkwürdigkeiten mehr fürchten, als wünſchen; und die daher entſtehende Ueberſchauung und Unruhe erweckt in uns das heißeſte Verlangen nach einigen ruhigen Tagen, oder Stunden, in welchen wir unbekannt und unbeobachtet uns ſelbſt leben können.

Am 15. Jun. Abends.

Wir kommen ſo eben von der Inſel Reichenau zurück, und werden morgen nach Schaffhauſen abreiſen. Ich nütze daher noch einige freye Augenblicke, um Ihnen die angenehmen Eindrücke mitzutheilen, welche Conſtanz diesmahl in mir hervorgebracht hat. Nachdem wir uns geſtern von den Beſchwerden der letzten Tagereiſen vollkommen erholt hatten; ſo machten mein Freund Spittler und ich einen Spaziergang außer der Stadt nach dem ſogenannten Paradieſe zu. Alle Straßen ſchienen mir auffallend lebhafter, als vormals. Viele Häuſer waren, oder wurden neu gebaut; und die meiſten übrigen ſchienen vor kurzem ausgebeſſert zu ſeyn. Unter den Perſonen, denen wir begegneten, redeten eben ſo viele Franzöſiſch, als Teutſch. Wenn aber auch die Sprache die Fremdlinge nicht verrathen hätte; ſo würde man ſie doch an Kleidung und Gang ſchon erkennen können.

Seit der Niederlaſſung der Genfer hat man den Spatziergang vor der Stadt mit vielen neuen Bäumen bepflanzt, die aber an manchen Stellen in zu dichten Hauſen, und faſt noch näher, als an dem Wege zwiſchen Schwezingen, und Mannheim geſetzt zu ſeyn ſcheinen. Wir fanden auf dieſer Promenade nur wenige Perſonen, und zwar lauter Genfer und Genferinnen; und außer dieſen einen kleinen muntern Teutſchen Knaben, der es ſchon wußte, daß man ehemahls in dieſer Gegend den Johann Huß verbrannt habe, und dabey unmaaßgeblich äußerte, daß man ihn jetzo nicht mehr verbrennen würde, wenn er auch die Mönche, und den Pabſt zu demüthigen ſuchte. Das Ende der Promenade iſt zugleich die Gränz von Teutſchland: und wenn man alſo auf den Rande der letzten Brücke ſteht; ſo kann man mit einem Schritt über Germaniens Gränzen wegſchreiten, und ſich der Gewalt ihres weit gebietenden Beherrſchers entziehen, der von ſeiner Kaiſer-Stadt aus ſeinen mächtigen Arm über ſo viele Reiche und Länder hinſtreckt.

Außerhalb der Brücke gehört noch ein ſchmaler an dem Ufer des Rheins fortlaufender Streifen, auf welchem ſich die Einwohner des ſogenannten Paradieſes angebauet haben, der Stadt zu; allein der große Weg, auf welchen die Brücke hinführt, iſt ſchon der äußerſte Saum des Thurgäus. Es erregt in der That, wie mein Freund Spittler bemerkte, ganz eigene Gefühle, wenn man auf der Gränze zweener ſo mächtigen und berühmten Staaten ſteht, als Teutſchland, und die Schweiz ſind; und kaum wird irgend ein Teutſcher Patriot, ſo ſehr er auch Schweizer-Freund ſeyn mag, auf dieſer Gränze den herrlichen Garten des Thurgäus mit Aufmerkſamkeit, und Bewunderung betrachtet haben, ohne es zu bedauern, daß dieſe ſchöne Provinz von dem mütterlichen Teutſchland abgeriſſen worden. Es gibt in unſerm Vaterlande gewiß mehrere Gegenden, die noch fruchtbarer, und beſſer angebaut ſind, als das Thurgäu; allein keine Gegend in Teutſchland hat ſo ſehr das Anſehen eines Edens, als das Thurgäu, weil keine einzige ſo ſtark mit Obſtbäumen bepflanzt iſt, und ſich ſo terraſſenmäßig von flachen Ufern zu ſanft anſteigenden Hügeln und Bergen erhebt, deren Scheitel meiſtens mit einem Kranze von Wäldern umwunden iſt. Wegen der amphitheatraliſchen Erhebung des Thurgäus deckt kein Gegenſtand den andern, und alle Reichthümer der Natur werden dem lüſternen Auge wie zur Schau vorgelegt. Vielleicht ſtellt man ſich das

Thurgäu auch deßwegen ſo leicht unter dem Bilde eines Gartens vor, weil die lieblichen, und fruchtbaren Vorgründe, und Hügel mit einer Kette von nicht fernen Bergen, wie mit einer natürlichen Mauer eingefaßt, und dadurch die Gränzen der ganzen Landſchaft, wie eines großen Parcs, gleichſam abgezeichnet ſind. Hinter den Thurgäuer Bergen ſtreckte der Alpſtein, einer der erhabenſten Spitzen der Appenzeller Gebirge, ſeine von der Abendſonne geröthete Felſenſtirn empor.

Auf dem Rückwege nach der Stadt folgten wir einem ſtarken Zuge von Menſchen, die einem nahen Getümmel, und einer lauten Kriegs-Muſik zueilten. Unſere Vorgänger brachten uns zu der frohen Scene eines Bürgerfeſtes, das auf einem freyen Platze innerhalb des Walls gegeben wurde. Wir fanden mehrere Zelte aufgeſchlagen, und neben dieſen lange Tiſche errichtet, die mit großen Weinflaſchen, und mit kalten Speiſen beſetzt waren. Um dieſe ſaß, und bewegte ſich ein Theil der jungen Bürgerſchaft von Conſtanz, die der Biſchof mit fürſtlicher Gaſtfreyheit bewirthen ließ, um ihr ſeine Zufriedenheit mit der Ordnung, und dem Geſchmack zu bezeugen, womit ſie die Wahl ſeines würdigen Coadjutors gefeiert hatte. Teutſche und Genfer ſaßen brüderlich unter einander gemiſcht. Die Genfer ſangen eben ſo herzlich, als die eingebornen Conſtanzer, teutſche Lieder, und hatten auch wenigſtens eben ſo herzlich getrunken, als dieſe. Ungeachtet viele mit bloßen Säbeln umherliefen; ſo entſtand doch nicht die geringſte Streitigkeit, oder Gewaltthätigkeit. Ueber einen der Genfer aber, die man an ihrer neuen für die Feier der Coadjutor-Wahl verfertigten Uniform leicht erkennen konnte, wurde förmliches Kriegsrecht gehalten. Der Schuldige, der ſeinem Vorgeſetzten nicht die gehörige Ehrerbietung bewieſen hatte, wurde als ein Gefangener von einer Wache von vier Mann mit gezogenen Säbeln herbeygeführt. Man hielt dem Delinquenten ſein Verbrechen mit richterlichem Ernſte vor, ſprach alsdann nach Krieger-Art das Urtheil über ihn aus, während welcher Handlung der Delinquent von Zeit zu Zeit kühne Entrechats machte, und ſperrte ihn darauf eine kurze Zeit in einen Thurm ein. Man mußte aber die Zeit der Gefangenſchaft abkürzen, weil der Schuldige von dem zunehmenden Rauſche überwältiget wurde. Die Genferinnen näherten und miſchten ſich mehr, als die Teutſchen Frauen unter die trinkenden Sänger, weil ſie mehr, als dieſe, zu fürchten ſchienen, daß ihre Ehe-

Eh-hälften ſich in dem Taumel ihrer Freude vergeſſen möchten.

Indem wir vom Wall nach unſerm Gaſthofe gingen, ſahen wir das ausgehauene Bildniß von Johann Huß mit der Jahrszahl ſeines Todes über der Thür eines kleinen Hauſes, in welchem dieſer unglückliche Mann gewohnt haben ſoll. Man kann kaum begreifen, wie dieſes Bildniß dem Hauſe als ein Ehrendenkmahl einverleibt, oder wie es unverſehrt erhalten werden konnte, da der blinde Eifer der Rechtgläubigen ſich an Huſſens Statüe mit ſo thätlicher Rache bewieſen hat. Der heitere und kühle Abend reizte mich zuletzt zu einem Spatziergange an den Hafen, von welchem ich durch die Leitung eines glücklichen Ohngefährs an den neuen Damm kam, den man über einen Arm des ausfließenden Sees oder Rheins geführt und nach der Waſſerſeite hin mit einer Mauer verſehen hat. Auch dieſer Damm wird als Spatziergang gebraucht, und man hat von demſelben an hellen Abenden, wie der geſtrige war, eine freye Ausſicht über den ganzen See bis nach Lindau hin.

Heute Morgen war Herr Profeſſor Hauſer, den ich geſtern auf meinem letzten Spatziergange angetroffen hatte, ſo gütig, uns ſchon um 7 Uhr abzuholen, um den Thurm an der Domkirche zu beſteigen. Wenn Jemand bey neblichtem, oder regnichtem Wetter nach Conſtanz käme, und dann an einem ſchönen Morgen oder Abend von der Gallerie des Thurms auf einmahl die Stadt, den See, den Rhein, die Inſeln Meinau und Reichenau, die Thurgäuiſchen und Schwäbiſchen Ufer an beiden Seiten des Sees hinauf, und am Rhein hinunter, und endlich die zahlloſe Menge von Städtchen und Flecken, von Clöſtern und Schlöſſern, die an dieſen Ufern oder auf den benachbarten Hügeln und Bergen erbaut ſind, auf einmahl überſchaute; ſo müßte ein ſolcher ſich in eine andere Erde verſetzt glauben. Wir fanden nicht viele Gegenſtände, die wir nicht ſchon auf unſerer geſtrigen Fahrt, oder auf den geſtrigen Spatziergängen mehr in der Nähe geſehen hätten; allein ich rathe es doch einem jeden, wenn er auch mit uns in gleichem Falle iſt, den Thurm des Doms in Conſtanz zu beſteigen, weil man von der Höhe deſſelben die ganze Gegend gleichſam in eine Charte bringen, und ihre verſchiedenen Theile in ein harmoniſches Landſchafts-Stück zuſammenordnen kann.

Den übrigen Morgen brachten wir mit Beſuchen in den Werkſtätten und Niederlagen von

Gen

Genferiſchen Künſtlern und Kaufleuten zu, und bey dieſen Beſuchen habe ich folgende Nachrichten erfahren, die Sie, wie ich hoffe, mit dem gegenwärtigen Zuſtande der neuen Colonie hinlänglich bekannt machen werden.

Die Genferiſche Colonie war bey der letzten Zählung 513 Perſonen ſtark, welche Zahl, wie man mir verſicherte, ſich ſeit dieſer Zeit eher vermehrt, als vermindert hat. Der gröſte Theil dieſer Coloniſten beſteht aus Fabricanten von Uhren, und Brelocken, und deren Gehülfen und Arbeitern. Alle diejenigen, mit welchen ich geſprochen habe, ſchienen mit ihrer Lage ſehr zufrieden zu ſeyn, wiewol mehrere wünſchten, daß man ihnen noch größere Freyheiten möchte zugeſtanden haben, und daß ſich noch mehrere reiche Landsleute, beſonders Banquiers, zur Erweiterung des Handels in Conſtanz angeſetzt haben möchten. Die Colonie unterhält eine beſtändige Verbindung mit der Mutterſtadt, indem wöchentlich ein fahrender Bote nach Genf abgeht, und von da zurückkommt. Nichtsdeſtoweniger verſicherten mir alle, die ich auf dieſen Punct brachte, daß ſie noch nie mit Sehnſucht, oder mit dem Wunſche der Rückkehr an ihre Vaterſtadt zurückgedacht hätten, indem es ihnen unerträglich ſeyn würde, verhöhnt, oder doch unbemerkt unter den Augen ihrer triumphirenden, und ſtolzen Feinde umherzugehen. Meiner Meynung nach hat der Kaiſerliche Hof alles gethan, was in ſeiner Macht war, um den neuen Ankömmlingen ihren Aufenthalt in Conſtanz angenehm zu machen. Man ertheilte den Uhren-Fabricanten die Erlaubniß, gegen 10 vom Hundert in einem Zeitraume von zwanzig Jahren jährlich zweytauſend ſelbſtverfertigte Uhren in die Inner-Oeſterreichiſchen Länder einzuführen: welche Zahl man aber ſeit dem Anfange des Türken-Krieges lange nicht abgeſetzt hat. Die Regierung räumte ferner der Uhren-Fabrik das Cloſter der aufgehobenen Franciſcaner gegen eine jährliche geringe Miethe von 50 Fl., und dem Unternehmer einer Cattundruckerey das Cloſter der ehemaligen Dominicaner gegen die jährliche Erlegung von 25 Fl. ein. Sie empfahl endlich dem Commendanten der Stadt die neue Colonie auf das kräftigſte, und dieſer nahm ſich der Fremdlinge mit einem Eifer an, der den Teutſchen Einwohnern bisweilen parteyiſch ſchien, und eine Zeitlang nicht wenig zur Erbitterung der Gemüther gegen die zu ſehr begünſtigten Coloniſten beytrug.

Nicht lange nach der Ankunft der Genfer verdoppelten ſich faſt die Preiſe, und Miethen der Häuſer, die noch jetzo wenigſtens um die Hälfte höher ſind, als vormals, ungeachtet man viele neue Häuſer gebaut, und noch mehrere ausgebeſſert hat. Dieſe ſteigenden Preiſe, und Miethen der Häuſer mußten, ſcheint es, die Genfer den wohlhabenden Häuſer-Beſitzern, ſo wie der vermehrte Abſatz von Arbeiten und Lebensmitteln den ärmern Einwohnern empfehlen; allein es geſchah gerade das Gegentheil. Dieſe feindſeligen Geſinnungen der Conſtanzer gegen die Genfer machen es begreiflich, warum nach der Aufhebung des Edicts von Nantes die umherirrenden Franzoſen von ſo vielen Fürſten, und Städten abgewieſen wurden. Die reichen Einwohner von Conſtanz konnten es den Fremdlingen nicht verzeihen, daß manche derſelben noch reicher, als ſie ſelbſt, und eben deßwegen im Stande waren, einen größern Aufwand zu beſtreiten, und mehrere Menſchen ſich verbindlich zu machen. Noch mehr aber ſchmerzte es ſie, daß die neuen Ankömmlinge ihnen die Herrſchaft aus den Händen riſſen, die ſie ſeit undenklichen Zeiten über ihre ärmern Mitbürger, und verſchuldeten Clienten ausgeübt hatten. Wenn ein Reicher in Conſtanz einem geringen Handwerksmanne Geld vorgeſtreckt hatte; ſo hielt er ſich mehr für den Herrn, als für den Gläubiger ſeines Schuldners, und verlangte von dieſem knechtiſche Ergebenheit, oder Unterwürfigkeit. Fügte ſich der Schuldner nicht in alle Launen, und Zumuthungen ſeines Patrons; ſo ſetzte ihn dieſer durch die unzeitige Aufkündigung, oder Beytreibung der vorgeſtreckten Gelder in die größte Verlegenheit, und drängte ihm oft entweder ſein Häuschen, oder ſein Rebland ab. Dieſe herriſche Gewalt hörte bald nach der Ankunft der Genfer auf, weil der fleißige Handwerksmann, oder Gärtner Gelegenheit erhielt, mehr Arbeiten und Waaren, als bisher, und auch theurer abzuſetzen, oder auch Geld von andern, als von reichen Conſtanzern zu entlehnen. Die letztern ſetzten Himmel und Erde in Bewegung, um die Genfer zu verdrängen, oder ihnen wenigſtens ihren neuen Aufenthalt zu verbittern. Sie begegneten den Fremdlingen nicht nur grob, und verkauften ihnen alles, was ſie brauchten, um unmäßige Preiſe; ſondern ſie wandten ſich auch zu gleicher Zeit an den Hof, und ſuchten den Pöbel wider ſie aufzuwiegeln. Dem Hofe ſchilderten ſie die Genfer als ein armſeliges und unruhiges Geſindel, das ſich wahrſcheinlich eben ſo bald wieder verlaufen werde, als es ſich geſammelt habe; und dieſer Schilderung glaubten ſie dadurch einen Nachdruck zu geben, daß ſie ſich ſtatt der Genfer eine Beſatzung ausbaten, wodurch ſie vorausſahen, daß die Miethe der Häuſer ſehr vertheuert werden würde. Allein der Hof durchſchaute die Abſichten der Conſtanzer, und wies den gethanen Vorſchlag mit der verdienten Verachtung ab. Die wohlhabenderen Familien flößten ihren Söhnen und Anverwandten, mit welchen die Clöſter, und beide Collegiatſtifter angefüllt, oder beſetzt waren, ihre feindſeligen Geſinnungen ein; und dieſe trugen das Gift der Zwietracht unter der Maske des Religions-Eifers in den Familien der übrigen Bürger umher. Man erdichtete nahe und große Gefahren, welche die alleinſeligmachende Religion von der Gegenwart unteutſcher Ketzer zu befürchten habe; und machte es den Eltern zum Verbrechen, daß ſie ihre Kinder in die Werkſtätten der Genfer ſchickten, um mit leichten Arbeiten ein geringes Tagelohn zu verdienen. Die Einblaſungen der geſchäfftigen Geiſtlichkeit brachten anfangs deſto größere Wirkungen hervor, da die Verſchiedenheit der Sprachen, die daher nothwendig entſtehenden Mißverſtändniſſe, die erklärte Gunſt der Regierung gegen die Fremdlinge, und die wirkliche oder ſcheinbare Verachtung der Genfer gegen die weniger thätigen und

kunſt

kunſtreichen Teutſchen auch ohne alle Aufhetzung eine gewiſſe Entfernung der Gemüther veranlaſſen mußten, bis man ſich gegenſeitig genauer kennen, und ſeine eigenen Vortheile beſſer verſtehen lernte. Es entſpannen ſich in den erſten Jahren mehrere blutige Streitigkeiten, unter welchen eine beynahe in einen allgemeinen Aufſtand der Bewohner des Paradieſes, oder der Gärtner von Conſtanz gegen die Genfer ausgeartet wäre, wenn nicht die Obrigkeit, und andere vernünftige, und unparteyiſche Männer ſich mit gleicher Entſchloſſenheit, und Klugheit ins Mittel geſchlagen hätten. Von dieſer Zeit an näherten ſich die Genfer den Conſtanzern mehr, als ſie bisher gethan hatten, und ſuchten ihnen bey allen Gelegenheiten, beſonders bey der Feier der Coadjutors-Wahl, und den darauf folgenden Schmäuſen ihre mitbürgerlichen Geſinnungen zu erkennen zu geben; und die gemeinen Bürger in Conſtanz fingen an, einzuſehen, daß ſie den Genfern ihren beſſern Zuſtand zu verdanken hätten, und daß ſie weder ihre Arbeiten, noch Häuſer, weder ihre Gartengewächſe, noch Fiſche, ſo theuer, als in den letzten Jahren würden verkaufen, und vermiethen können, wenn die Genfer durch Mißhandlungen gezwungen werden ſollten, wieder abzuziehen.

ziehen. Weil die vornehmeren Familien in Conſtanz ſich noch immer von den Genfern entfernt halten; ſo haben dieſe ein geräumiges Gartenhaus außer der Stadt gekauft, wo ſie täglich zuſammenkommen, um ſich mit einander zu unterhalten, oder durch unſchuldige Spiele die Zeit zu verkürzen.

Gleich nachdem wir heute zu Mittage gegeſſen hatten, ſetzten wir uns in ein kleines Schiff, um nach Reichenau zu fahren. Wir ſtießen diesmal aus dem Hafen von Conſtanz ab, und ruderten unter der Rheinbrücke durch, ohne bey dem Ausfluſſe des Rheins aus dem See, oder unter der Brücke auch nur einen Schein von Gefahr zu finden. Das Wetter hätte nicht günſtiger ſeyn können, wenn es weniger heiß geweſen wäre; allein auf der Inſel trafen wir keine der Perſonen an, an die wir uns wenden wollten. Selbſt der Aufſeher der Cloſter-Bibliothek war verreiſt, und ſein Stellvertreter wußte nicht einmal, oder wollte es nicht wiſſen, wo das Verzeichniß der Handſchriften liege. Auch gab man vor, die Schlüſſel zum Gewölbe nicht zu haben, in welchem die Heiligthümer, und Schätze der Kirche aufbewahrt werden. Die Rückfahrt in der kühlen, aber ſanften Abendluft belohnte uns für die

Hitze, die wir den Nachmittag ausgeſtanden hatten. Anfangs blendete die ſinkende Sonne, wie das Antlitz einer Gottheit, indem ſie feurige Ströme von Licht über den glatten Spiegel des Fluſſes ausgoß. Als ſie aber in den Schooß des Rheins hinabzuſteigen, und ihre Scheibe auf dem Waſſer zu liegen, oder aus demſelben hervorzuragen ſchien; da milderte ſich der verwundende Glanz ihrer Strahlen in einen himmliſchen Schimmer, der in unabſehlicher Ferne über die leichtbewegte Fläche des Fluſſes hinzitterte. Nicht weniger ſchön waren nachher die langen Streifen der Abendröthe, die durch alle Schattirungen in ein bläuliches, nur noch kaum gefärbtes Licht wegſchmolz, und uns aus dem Rhein wie vom Himmel entgegenglänzte. Der Rhein ſieht von ſeinem Ausfluſſe aus dem Boden-See an bis über Reichenau hinaus wegen ſeiner Breite, und ſeiner ſanften kaum bemerkbaren Bewegung eher einem See, als einem Fluſſe ähnlich; allein es war doch in der That eine ſehr uneigentliche Anwendung dieſes Worts, wenn man den breiten und langſamen Strom, und beſonders die Hälfte, welche Reichenau vom feſten Lande trennt, den kleinen Boden-See nannte, indem der Rhein nirgends in ſeinem Laufe aufgehalten wird, ſondern vielmehr die ſchöne Inſel, wie ſeine erſtgeliebte Braut, mit beiden Armen umſchließt. Wegen der Seichtigkeit, und Trägheit des Stroms wächſt gegen Conſtanz hin, und beſonders dem Paradieſe gegenüber häufiges Schilf, von welchem ein moraſtartiger Geruch* aufſteigt, dergleichen man ſonſt nur an dem Schilf von ſtehenden Waſſern wahrnimmt.

Grüßen Sie alle unſere Freunde. Von Zürch ſchreibe ich Ihnen wieder, wo ich Briefe zu finden hoffe. Ich bin, u. ſ. w.

Zweyter Brief.

Schaffhauſen, am 16. Jul. 1788.

Theuerſter Freund,

Wir ſind heute unſerm erſten Vorſatze gemäß genau in der Mitte des Julius in der erſten Schweizeriſchen Stadt angelangt, ſo wie wir bisher eine jede Stadt pünctlich an eben dem Tage erreichten, an welchem wir ſie zu erreichen uns ſchon in Göttingen vorgenommen hatten. Höchſt reizend iſt die Fahrt auf der erſten Station von Conſtanz aus an den Ufern des Rheins, und durch die fruchtbarſten mit Obſtbäumen beſetzten Gefilde; deſto langweiliger aber ſind die beiden übrigen Stationen, und beſonders die letzte Station zwiſchen Singen und Conſtanz wegen der faſt ununterbrochenen, und doch nicht ſchützenden Wälder, von welchen man eingeſchloſſen iſt, und wegen des ewigen Hinab- und Hinauffahrens von Hügeln, die faſt alle Ausſicht hindern. Unglücklicherweiſe erhielten wir heute in Singen beynahe eben ſo ſchlechte Pferde, als das erſtemahl, und wir fingen mehrmahl an zu zweifeln, ob ſie uns nach Schaffhauſen bringen würden. Auf einem kleinen Spatzlergange, den wir gegen den Hohen-Twieler Felſen hin machten, hörten wir, daß der bedauernswürdige junge Mann, der ſchon im Jahre 1781 eine Zeitlang in einem finſtern unterirdiſchen Kerker, auf der Feſtung ſaß, noch immer lebe, und eben ſo oft, und furchtbar tobe, wie vormals. Wenn nicht die Hoffnung, die letzte, und oft einzige Freundin von Hülfloſen, auch dieſen Unglücklichen bisweilen in ſeiner ſchrecklichen Behauſung beſuchte, und ihn durch ihre ſtärkenden Verheißungen gegen Verzweiflung ſchützte; ſo müßte der von der übrigen Welt verlaſſene Gefangene längſt aufgerieben worden ſeyn.

Wir waren heute noch nicht fünf Minuten aus dem Wagen geſtiegen, als wir bey dem erſten Blick auf die Straße unſern Freund Lavater nebſt ſeinem Sohn, und einigen Herren aus Schaffhauſen vorübergehen ſahen. Wir konnten uns nicht enthalten, unſern Zürcheriſchen Freund herauf zu rufen, von welchem wir zur Vermehrung unſerer Freude hörten, daß ſeine verehrungswürdige Gattinn ſich beſſer, als ſeit langer Zeit befinde, und gleichfalls hier ſey. Wenn dies unerwartete Wiederſehn vorbedeutend wäre; ſo würden wir hoffen dürfen, daß unſer Aufenthalt in der Schweiz ſehr glücklich ſeyn werde.

Unſere ſpäte Ankunft in Schaffhauſen, und die große Hitze des Tages hinderten uns, vor fünf Uhr nach Laufen, dem Schloſſe über dem Rheinfall zu fahren. Auf dieſem Wege ſahen wir Proben von Fruchtbarkeit des gegenwärtigen Jahrs, dergleichen uns auf unſerer ganzen bisherigen Reiſe noch nicht vorgekommen waren. Alle Obſtbäume in den Gärten und Wieſen, waren nicht bloß geſtützt, und mit einigen Stäben geſtützt; ſondern hatten meiſtens ſechs, acht, zwölf; ja einige ſogar achtzehn bis vier und zwanzig Stützen unter ſich, und doch waren mehrere durch die Laſt ihrer Früchte niedergedrückt worden. — An einer der engſten Stellen des Weges trafen wir eine alte Frau an, die eine nicht ſehr zahlreiche Heerde von Gänſen vor ſich hertrieb. Weil dieſe Frau das Anſehen einer Reiſenden hatte; ſo fragten wir ſie, woher ſie komme, und wohin ſie wolle? Sie komme, antwortete ſie, aus Schwaben, wo ſie die Gänſe aufgekauft habe, die ſie weiter ins Zürcher Gebiet treiben wolle, wie ſie alle Jahre zu thun pflege, weil die Gänſe in der Schweiz viel ſeltener, und auch kleiner, als in Schwaben ſeyen. Ich weiß nicht, ob die Zürcheriſchen Oekonomen von dieſem Gänſehandel ſchon etwas erfahren haben. — Die Gegend um das Schloß Laufen, und alles, was ich von dem Rande des hohen, und ſteilen Rhein-Ufers entdecken konnte, war mir ſo bekannt, als wenn ich es erſt vor einigen Wochen geſehen hätte. Allein als ich auf die Gallerie kam, die an den Rheinfall und zum Theil in denſelben hineingebaut iſt, da war mir das, was ich hörte und ſah, faſt eben ſo neu, als wenn ich es noch nie gehört, und geſehen hätte. Der Fall des Rheins ſchien mir höher, und breiter, die Kraft und Geſchwindigkeit der herabſtürzenden Wellen viel größer, und die ganze Waſſermaſſe ungleich reicher, als im Jahre 1782, ungeachtet der Rhein jetzo im Jul. beträchtlich niedriger, als vor ſechs Jahren im Junius war. Die Neuheit dieſes Schauſpiels, das ich vormals mit ſo großer Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, würde mich befremdet haben, wenn ich ſie nicht gewiſſermaßen erwartet hätte, indem ich bald nach der erſten Betrachtung des Rheinfalls fand, daß man die Eindrücke, die dieſe hinreißende Natur-Erſcheinung hervorbringt, faſt gar nicht mit der Einbildungskraft feſthalten, und eben deßwegen auch nicht eine Zeitlang nachher auf eine der Empfindung ſich nähernde Art erneuern kann. Der Anblick des Rheinfalls feſſelte auch diesmahl meine Sinne und Seele, und verſchlang meine ganze Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß ich unter den Mit-Bewunderern nicht einmahl einen meiner edlen Berniſchen Freunde, den Herrn Baron von Kirchberger wieder erkannte, ungeachtet er mir, und ich ihm einigemahl auf der engen Gallerie auswich. So mächtig aber auch der Rheinfall mich geſtern erſchütterte; ſo konnte ich mich doch von dieſer erhabenen Scene nicht genug durchdringen laſſen, weil der Zuſchauer zu viele, die Zeit der Beobachtung zu kurz, und die Beobachtung ſelbſt nicht ungeſtört genug war. Einer der Bedienten, die unſere Geſellſchaft begleiteten, fragte: ob dann der entſetzliche Sturz von Waſſer immer fortdaure? eine Frage, die mir in dem Munde des Fragenden ſehr treffend ſchien, da es wider alle gemeine Erfahrung iſt, daß eine ſolche Gewalt, dergleichen der fallende Rhein bey Laufen äußert, lange anhalte, und weil ein jeder, der nicht daran denkt, daß er den Fall eines großen Fluſſes vor ſich hat, bey dem Anblick der herabſchießenden Gewäſſer glauben muß, daß der Vorrath ſich bald erſchöpfen werde. Unſer Führer, ein Bedienter aus dem Schloſſe, machte uns auf eine Stelle an der rechten Seite der Gallerie aufmerkſam, wo er vor nicht gar langer Zeit einer Frauensperſon das Leben gerettet hatte. Dieſe Frauensperſon war, ich weiß nicht, in welcher Abſicht, auf die Bohlen gegangen, womit das Pfahlwerk in dem vorbeyſtürzenden Rhein belegt iſt. Indem ſie hier die Arbeit, weßwegen ſie hinabgeſtiegen war, verrichten wollte, glitſchte ſie auf dem ſchlüpfrigen Holze aus, und fiel in den ſcheuslichen Abgrund hinab, der ſich unter der Gallerie öffnet. Unſer Begleiter war ſo glücklich, die Fallende bey dem Fuße zu erhaschen; allein er hatte nicht Kraft genug, ſie aus den wilden Fluthen, die ſie mit heftigen, und in jedem Augenblicke wiederholten Stößen an ſich zogen, herauszureißen. Hier ſchwebte alſo die Unglückliche faſt eine Viertelſtunde in dem ungeheuern Rachen des Verderbens, von den brauſenden Wellen, wie von Henkern gepeitſcht, und in jedem Augenblick in Gefahr, in die gräßliche Tiefe hinabgeſchleudert zu werden. Die Kräfte ihres Erretters waren beynahe erſchöpft, als ſein beſtändiges, und immer lauteres Schreyen endlich mehrere Helfer herbey brachte, die das faſt entſeelte Mädchen aus der augenſcheinlichſten Todesgefahr befreyten.

Wir hatten kaum die letzte der Stuffen, die man an dem ſteilen Abhange ausgegraben, und mit kleinen Querhölzern befeſtigt hat, wieder erſtiegen, als wir einen Kahn mit zween Ruderern herüber kommen ſahen, deren Abſicht es war, uns an das entgegengeſetzte Geſtade überzuſetzen. Mein Freund Spittler und ich entſchloſſen uns gleich mit unſerm Bedienten die Fahrt zu wagen, und die Herren von Stockar und Müller waren ſo gütig, uns zu begleiten. Unſere Sitze waren bald fertig, und wir ſtießen frohen Muths vom Lande ab. Das kleine Schiff ſchwankte gleich in den erſten Augenblicken, da wir das Ufer verlaſſen hatten, ſehr heftig; allein dies Schwanken beunruhigte uns noch nicht, da wir glaubten, daß es von dem letzten Stoß herrühre, den der Kahn durch das gegen das Ufer geſtemmte Ruder erhalten hätte. Je weiter wir aber fuhren; deſto mehr nahm das Schwanken zu, und wurde zuletzt ſo ſtark, daß alle, die im Schiffe waren, erblaßten, und ſelbſt einer der Schiffer das Gleichgewicht zu verlieren in Gefahr war. Da wir nun bald mit dem linken, bald mit dem rechten Rande des Kahns beynahe die unruhigen Wellen des tiefen und reiſſenden Fluſſes berührten; ſo riefen wir unſern erſchrockenen Führern zu, daß ſie uns ſo bald, als möglich, ans Land ſetzen möchten. Dieſe ſuchten uns durch die Vorſtellung zu tröſten, daß nichts zu fürchten ſey, wenn wir uns nur ruhig verhielten, welches aber faſt unmöglich war, indem wir uns unwillkührlich, je nachdem das Schiff ſich rechts, oder links überneigte, auf die entgegengeſetzte Seite legten, und dadurch allerdings die Bewegung des Kahns vermehrten. Unſer Rufen, und das Gegenſchreyen der Schiffer dauerte mehrere Minuten fort, bis dieſe endlich, wiewol ungerne nachgaben, weil ſie fürchteten, daß ſie durch das Umkehren ihre Schiffer-Ehre einbüßen möchten. Wir erreichten zwar glücklich das Ufer wieder, allein weit unterhalb des Platzes, wo wir eingeſtiegen waren. Unſere Begleiter aus Schaffhauſen verſicherten, daß ſie ſchon mehrere hundertmahl über den Rhein gefahren wären; aber noch nie ein ſo gefahrvolles Schwanken, als diesmahl empfunden hätten. Dies Schwanken entſtand meiner Meynung nach hauptſächlich daher, daß wir nicht gleichförmig in die beiden Hälften des Kahns vertheilt waren. Die größte Gefahr, in der wir geweſen waren, hatten wir Fremdlinge gar nicht geahndet, indem es häufig geſchieht, daß ein Kahn umſchlägt, wenn man an einer Stelle zu landen ſucht, wo das Ufer ſteil, und der Rhein tief, und reißend iſt. Wenn Sie alſo jemahls in die Schweiz kommen; ſo nehmen Sie ſich ja in Acht, daß Sie ſich nicht in zu großer Geſellſchaft den leichten und ſchmalen Kähnen anvertrauen, womit man den Rhein gleich unter ſeinem Fall zu befahren pflegt. Wir hatten uns durch unſere Rheinfahrt ſo ſehr verſpätet, daß wir nur noch mit genauer Noth in die Stadt kamen, die von der Seite der Rheinbrücke gegen die Nacht geſchloſſen wird.

Zürch, am 18. Jul.

Hier ſitze ich wieder in eben dem Zimmer, in welchem ich vor ſechs Jahren wohnte, und aus welchem mich die Ausſicht ſo oft entzückt hat. Das Gewimmel der Menſchen vor dem Schwerdt, und auf den beiden Brücken, die ſchöne Limmat, der noch ſchönere See mit ſeinen mahleriſchen Ufern, der Waſſerthurm, das Rathhaus, und alle übrige Gebäude in der Nachbarſchaft finde ich eben ſo wieder, wie ich ſie vormahls geſehen habe; allein die größte Zierde dieſer Ausſicht iſt ſchon dahin. Die Schweizerhacken, auf welchen das Auge zuletzt ruht, ſind ihrer Schneedecken durch die Hitze des Sommers beraubt, und ſtehen öde und leer da, umgeben mit ſchwarzen Wolken, wodurch die Glarner und Appenzeller Gebirge ganz unſichtbar werden.

Um das Vergnügen zu haben, mit unſerm Freunde **Lavater** nach Zürch zu reiſen, blieben wir geſtern bis nach Mittage in Schaffhauſen. Schon am frühen Morgen machten wir einige Beſuche bey dem Herrn von **Imthurm**, **Lavater's** Gaſtfreunde, dem Herrn **von Stockar**, der die geſtrigen Gefahren mit uns theilte, und zuletzt bey dem Herrn Profeſſor **Jetzler**, deſſen große Verdienſte Sie aus einem Aufſatze in dem erſten Bande unſers hiſtoriſchen Magazins kennen. Wir fanden dieſen verehrungswürdigen Patrioten in dem beynahe vollendeten Waiſenhauſe, das ein dauerndes Denkmahl ſeiner erhabenen, und uneigennützigen Vaterlandsliebe bleiben wird. Es war dieſem edeln Bürger nicht genug, ſein ganzes Vermögen zur Errichtung des neuen Waiſenhauſes herzugeben. Er widmete zu eben dieſer Abſicht den größten Theil ſeiner Zeit, alle ſeine Kräfte, und ſeine vorzüglichen Kenntniſſe in der Baukunſt. Herr **Jetzler** beſchäfftigte ſich, da wir in das Waiſenhaus eintraten, unter den übrigen Arbeitern, von welchen wir ihn an ſeiner einfachen Kleidung kaum hätten unterſcheiden können. Das Gebäude iſt dauerhaft und edel, und wird wahrſcheinlich, wenn es ganz fertig iſt, mit unſern meiſten Teutſchen Waiſenhäuſern verglichen, prächtig genannt werden können. Jeder Theil deſſelben iſt nach einem ſo reifen, und ſo oft wiederholten Nachdenken entworfen, und ausgeführt worden, daß es flüchtigen Beobachtern nicht einmal einfallen kann, das Werk eines Meiſters nach einem ſchnellen Blick richten zu wollen. Die Zimmer an der Erde ſind an der einen Seite für die Knaben, und an der andern Seite für die Mädchen beſtimmt; und dieſe Zimmer ſchienen uns anfangs wegen ihrer Unaufgeräumtheit, und wegen der Werkzeuge, womit ſie angefüllt waren, nicht groß genug. Im erſten Stock werden die Aufſeher und Lehrer wohnen: auch wird darin ein Saal zur Verſammlung der Waiſenherren eingerichtet werden. Die Beſtimmung der Zimmer des zweyten Stocks war noch nicht gewiß entſchieden. Der freye Platz hinter dem Waiſenhauſe hat zwar keinen großen Umfang; allein er iſt doch groß genug, um den Kindern zu den nöthigen Bewegungen, und Leibesübungen dienen zu können. Ein Theil dieſes Platzes iſt dem Rhein durch Eindämmen abgewonnen, und eben deßwegen iſt der ganze Platz mit einer dicken und ſichern Mauer umzogen worden. Die Einrichtung des Waiſenhauſes wird ſich von den Teutſchen auf eben die Art, wie die meiſten übrigen Schweizeriſchen Waiſenhäuſer unterſcheiden. In unſern Teutſchen Waiſenhäuſern erzieht man verlaſſene Kinder aus den niedrigſten Volksclaſſen, die nach vollendeter Erziehung entweder den Kriegsſtand, oder irgend ein Handwerk ergreifen, oder auch Bediente werden. In der Schweiz hingegen nimmt man in die öffentlichen Waiſenhäuſer nur Kinder aus bürgerlichen, oft angeſehenen Familien auf, unter welchen ſich manche viel zu gut dünken, als daß ſie gemeine Soldaten, oder Handwerker werden ſollten. Die Schweizeriſchen Waiſenhäuſer ſind daher im Ganzen viel prächtiger gebaut, als die Teutſchen. Die Kleidung, Wohnung, und Nahrung der Kinder iſt in den erſtern viel beſſer, als in den letztern; und beſonders iſt der Unterricht ſorgfältiger und mannigfaltiger, als er zu ſeyn brauchte, wenn man bloß künftige Soldaten, oder Handwerker bilden wollte. Wenn unſere Teutſchen Waiſenhäuſer manchmahl darin fehlen, daß ſie den Kindern nicht die nöthige Pflege, und den nöthigen Unterricht geben; ſo fehlen die Schweizeriſchen eben ſo oft darin, daß ſie die Kinder zu gut halten, als daß ſie nachher mit der Nahrung, und den Arbeiten gemeiner Handwerker zufrieden ſeyn könnten. Man darf es Herrn Jetzler zutrauen, daß er dies Gebrechen der Schweizeriſchen Waiſenhäuſer vermeiden werde.

So bald wir unſere Beſuche geendigt hatten, ſetzten wir uns in einen offenen Wagen, um den Rheinfall noch einmahl ungeſtört, und mit Muße zu ſehen. Schon von dem Gartenhauſe, das am Ende des Schloßgartens über den Waſſerfall erbaut iſt, bemerkte ich, daß er ſich uns diesmahl ganz anders, als an dem letzten Abend zeigen werde. Wir eilten daher voll ungeduldiger Erwartung auf die Gallerie, wo der einzige rechte Standpunct für die Beobachtung des Rheinfalls iſt, da man aus dem Gartenhauſe die umliegende Gegend, und, wenn ich ſo reden darf, die Decorationen des Rheinfalls am beſten überſchauen kann. Schon vor der Oeffnung der Thür, wodurch der Eingang auf die Gallerie verſchloſſen wird, fühlte ich beym erſten Blick, daß ich, der ich den Rheinfall jetzo zum drittenmahl ſah, ihn dennoch zum erſtenmahl in ſeiner wahren Geſtalt, und in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſehen würde. Der Rheinfall iſt ein ſo außerordentliches Schauſpiel, daß, wenn man ihn bey der bloßen Erleuchtung des Tageslichtes ſieht, man ſich unmöglich vorſtellen kann, daß er durch den Glanz der Sonne noch um ſo vieles verherrlicht werden könne. Auch ich glaubte daher, daß ich mit den Strahlen der Sonne weiter nichts, als etwa den Anblick eines Regenbogens verloren hätte. Allein durch den vollen Glanz der Morgenſonne wurde nicht nur die ganze Scene gehoben, und den Augen genähert, ſondern es offenbarten ſich nun auch viele erſtaunenswürdige Erſcheinungen, die ich vorher gar nicht geahndet hatte. Nun erſt konnte ich recht bemerken, mit welcher unausſprechlichen Kraft die ſchäumenden Fluthen von dem Rande des Felſen-Betts, vorzüglich aber zunächſt am Ufer herabgeſchleudert wurden: wie ſie mit ſchmetterndem Donner gleich auf den erſten Abſätzen in emporſteigende, und gegen einander kämpfende Strudel und Wirbel zuſammenſtürzten: wie ſie ſich mit gereizter Wuth aus dieſen Strudeln losriſſen, und oft mit einem ungeheuern Sprunge in die gräßliche Tiefe hinabwarfen, um nicht von ihren Gegnern ereilt zu werden: wie ſie aber dennoch bisweilen von den nachjagenden Wogen erreicht, und in den Abgrund hineingedrückt wurden. Als wir das erſtemahl auf die Gallerie traten, kehrten wir vermöge einer unwillkührlichen Bewegung gleich wieder um, weil der Rhein in jedem Augenblicke zu wachſen, und mit einem ſolchen unaufhaltſamen Ungeſtüm auf uns einzudringen ſchien, daß wir fürchteten: er möchte alle Hinderniſſe und Schranken, welche Natur und Kunſt ihm entgegengeſetzt haben, niederreißen, und uns ſammt den Trümmern der zitternden Gallerie in ſeinen unergründlichen Schlund hinunterwälzen. Schon beym erſten Falle der Gewäſſer auf den ſchiefliegenden Abhang ſtiegen unaufhörlich Staubwolken und Waſſerſäulen empor, deren Geſtalten und Bewegungen eben ſo unendlich, als die der Wellen waren, von welchen ſie ausgeworfen wurden. Dieſe Nebelwolken hoben ſich dem Scheine nach wenigſtens eben ſo hoch über den Rand des Waſſerfalls empor, als das obere Bett des Rheins über die untere Waſſerfläche erhaben iſt. Eben dieſe Wolken bildeten eine magiſche Wand zwiſchen dem Auge des Zuſchauers, und zwiſchen dem gegenüber liegenden Ufer. Wenn ein Windſtoß die Wolken theilte; ſo zeigten ſich plötzlich die Gebüſche und Bäume des andern Geſtades, die aber gleich wieder wie von Meeresfluthen verſchlungen wurden, wenn ein entgegengeſetzter Stoß die Nebel wieder zuſammendrängte. Jeder Wirbel, jede Wolke wurde gleichſam die Quelle, oder Geburtsſtäte von auffliegenden Staubwolken; die ſich aber am dichteſten und furchtbarſten aus dem kochenden Abgrunde, in welchen alles zuſammenſtürzt, wie aus der Mündung eines feuerſpeienden Berges emporwälzten. Der ganze Luftraum über dem weiten Becken des wiedergeſammelten Rheins war mit einem ſich immer erneuernden Wolkenmeere angefüllt, deſſen Wellen und Ströme bald geſchwinder, und bald langſamer gegen den Buſen zufloſſen, der von dem Schaffhäuſer Ufer gebildet wird. In dieſem Wolkenmeere wurde jedes Waſſerſtäubchen von den Strahlen der Sonne durchdrungen: und ungeachtet man keine ausgemahlte, und ſcharf abgeſchnittene Farben entdeckte; ſo war doch durch das Ganze ein gewiſſer roſenfarbner Schimmer verbreitet, der dieſem Schauſpiele einen überirdiſchen Reiz verlieh. Vor unſern Füßen tanzten zween ſchöne Regenbogen ihren entzückenden Zaubertanz, und ſehr oft prangten die ſtäubenden Waſſergüſſe, und die dünnen Waſſerſtrahlen, die durch den Druck und Gegendruck der Fluthen herausgepreßt, und über die untere Waſſermaſſe hingeſprützt wurden, mit den herrlichſten Farben der Morgenröthe: eine Erſcheinung die ich ſonſt niemahls bey Waſſerfällen wahrgenommen habe. Eine der ſchönſten Verzierungen des Waſſerfalls war der Schatten, den das überhängende Geſträuch des hohen Felſenufers in den nahen Waſſerfall warf. Dieſer Schatten blieb gleichſam beſtändig in der Luft hängen, indem er auf den Spitzen der Schaumbüſchel ſchwebte, womit die ſtets verſchwindenden, und wieder emporwallenden Strudel und Wellen gekränzt ſind. — Wenn man an dem von der Morgenſonne erleuchteten Waſſerfall auch ſo lange verweilt, bis der erſte erſchütternde, und faſt betäubende Eindruck nachläßt, und bis man jeden einzelnen Theil, jede große, oder reizende Erſcheinung abgeſondert betrachtet hat; ſo wird man doch immer wieder von neuem an dies außerordentliche Schauſpiel hinangezogen. Dann aber iſt es nicht der bloße Anblick mehr, der einen feſſelt; ſondern man wird vielmehr durch die Betrachtungen feſtgehalten, die durch das, was man geſehen hat, und noch ſieht, veranlaßt werden. Wer ſollte auch nicht bey dem unausgeſetzten Sturze des Rheins, wo eine Welle ſtets die andere vor ſich herpeitſcht, an die Unerſchöpflichkeit der Natur denken, die nicht bloß die Urne des Rheins, nicht bloß die Urnen aller übrigen Flüſſe füllte, ſondern die auch in jeden Tropfen, ſo wie in jedes Staubtheilchen unverſiegliche Quellen des Segens, und des Genuſſes ausgoß? — Jede vorüberſchießende Welle, die ſich in dem untern Becken des

Rheins mit ihren Vorgängerinnen vereinigt, reißt dem Zuſchauer einen Theil von ſeinem Leben ab, und wird ein warnender, oder ſchreckender Zeitmeſſer, der ihn erinnert, wie ſchnell die gegenwärtigen Augenblicke dahin fliegen, und ſich unwiederbringlich in den Abgrund der Zeiten verlieren, der ſo viele Jahrtauſende verſchlungen hat. — Welche Menſchengeſchlechter erlebten den Fall der Felsmaſſen, die faſt gewiß auf den beiden hervortretenden Ecken der obern Felsbank, und auf der hohen Wölbung in der Mitte des Abhanges ſtanden? Wie viele Zeugungen werden verſchwinden, bevor der angefreſſene Fels an dem untern Rande des Abhanges, oder bevor das ſteile Felſenufer niedergeworfen wird, das ſich dem Rhein, da, wo er am gewaltigſten tobt, mit unerſchütterlicher Feſtigkeit entgegenſtemmt? Dieſe oder ähnliche Betrachtungen müſſen nothwendig in einem jeden gefühlvollen, und nachdenkenden Beobachter aufſteigen; und ſolche Betrachtungen dauern, und arbeiten noch lange in der Seele fort, nachdem man den Waſſerfall verlaſſen hat. Voll von dem, was wir geſehen hatten, ſetzten wir uns gleich nach unſerer Rückkunft zu Tiſche, und Sie können alſo leicht denken, wie groß unſer Erſtaunen, und Unwille war, als wir von dem

Cronen-Wirth hörten, daß ſchon manche Reiſende ſich darüber gewundert hätten, wie man ſo viel Aufhebens vom Rheinfall machen könne. Einige, die ſich recht weiſe dünkten, hatten am Rheinfall weiter nichts bemerkt, als daß das Waſſer ſchwer ſey. Die Namen ſolcher Spötter, oder Entweiher der Majeſtät der Natur ſollten mit großen Buchſtaben auf eine ſchwarze Tafel geſchrieben, und zur verdienten Verachtung aller Reiſenden in dem Speiſeſaale der Crone aufgehängt werden.

Der Weg von Schaffhauſen nach Zürch über Winterthur hatte für uns in Rückſicht der Landſchaften nicht viel Merkwürdiges, ſo wie die zuletzt genannte Stadt, ihre Spatziergänge, und umliegenden Gegenden uns nicht vorzüglich ſchön ſchienen. Der vortheilhafteſte Standpunct auf der erſtern Hälfte des Weges iſt auf dem Schloſſe Andelfingen, wo jetzo der Herr Landvogt Meiß wohnt, den ich ſchon bey meiner erſten Reiſe kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Aus den Fenſtern dieſes Schloſſes beherrſcht man ein weit ausgebreitetes Thal, das von einem kleinen Fluſſe belebt wird, das aber nicht ſehr bevölkert, und angebaut iſt, wenn anders nicht die häufigen Hügel und Wälder die Wohnungen der Menſchen und ihre

Arbeiten verſtecken. Einer der merkwürdigſten Männer in Winterthur iſt der große Kenner und Mahler von Inſecten, Herr Schellenburg, der ſo gütig war, uns viele von ſeinen meiſterhaften Arbeiten zu zeigen. Die Straßen zwiſchen Schaffhauſen, und Zürch waren äußerſt ſchlecht; doch läßt der Canton einen neuen und ſchönern Weg bauen, der bald fertig ſeyn wird. Wenn man die Schweiz überhaupt, oder den Canton Zürch nach den Dörfern beurtheilen wollte, die man zwiſchen Schaffhauſen und Winterthur, und zwiſchen dieſer Stadt und Zürch ſieht; ſo würde man, wie ich auch ſchon von mehrern Reiſenden gehört habe, keine ſehr günſtige Meynung von dem Zuſtande des Landmanns, und von der Fruchtbarkeit, und dem Anbau des Landes faſſen können. Die Häuſer in den Dörfern, und Flecken ſind faſt alle von Holz gebaut, und entweder mit Schindeln, oder mit Stroh gedeckt. Sie haben nicht bloß ein ſchmutziges, ſondern ſehr oft ein verfallenes Anſehen, welches uns um deſto mehr auffiel, da wir aus den Gegenden von Teutſchland kamen, in welchen unſtreitig die ſchönſten Dörfer ſind. Das Geſchirr und Ackergeräth ſchien meiſtens eben ſo ſehr, als die Ausbeſſerung der Häuſer vernachläſſiget zu werden; und die Kinder, die uns anbettelten, hatten eine ungeſunde Farbe, und waren mit zerriſſenen, und unreinlichen Lumpen behangen. Man geſtand in Zürch ſelbſt ein, daß die Gegend, durch welche wir gekommen wären, eine der unfruchtbarſten, und am wenigſten glücklichen ſey; allein man überzeugte uns bald, daß man von dieſem Theile nicht auf das Ganze ſchließen könne.

Am 25. Jul.

Hier, mein Wertheſter, habe ich im Schooße der Freundſchaft die lange verlorne Ruhe gefunden, nach welcher ich mich ſo lebhaft ſehnte, und deren ich ſo ſehr bedurfte. Zürch iſt die erſte unter den Städten, wo wir uns einige Zeit aufgehalten haben, in welcher nicht gleich jeder Tag ausgetheilt, und jede Stunde beſetzt war. Hier genoß ich ſeit langer Zeit zum erſtenmahl das Vergnügen wieder, mich an jedem Morgen Meiſter von dem bevorſtehenden Tage zu fühlen, und an jedem Abend mich ohne den beunruhigenden Gedanken zu Bette zu legen, daß ich vielleicht zu ſpät für eine abgeredete Partie erwachen werde. Hier konnte ich ganz nach meinem Wohlgefallen leſen, ſpatzieren gehen, Freunde und lehrreiche Sammlungen, oder nützliche Anſtalten beſuchen. Wenn ich auch nicht ſchon das meiſte, was man Fremden zu zeigen pflegt, geſehen hätte; ſo würde ich dennoch manches Merkwürdige mit Vorſatz übergangen haben, um nur einmal ausruhen zu können. Das regnichte Wetter, das wir einige Tage her hatten, vereitelte uns zwar eine, und die andere Landpartie; allein zugleich begünſtigte es meine Abſicht, entweder in ungeſtörter Einſamkeit, oder in der Geſellſchaft von Freunden, in welcher ich keine Art von Zwang empfand, mich von der bisher geführten unſteten Lebensart zu erholen.

Wir waren ſo glücklich, alle unſere übrigen vertrauten Freunde, und Freundinnen in erwünſchtem Wohlſeyn anzutreffen; nur vermißten wir mit inniger Wehmuth in di[illegible]n Kreiſe theurer Perſonen den unſterblichen Geßner, und den unvergeßlichen Chorherrn Schinz, einen der redlichſten Männer, und der gelehrteſten Aerzte, die Zürch ſeit langer Zeit beſeſſen hat. Dem Dichter und Mahler Geßner werden ſeine Freunde ein Ehren-Denkmahl auf dem Schützen-Platze nicht weit von dem neuen Pavillon errichten, den man erſt ſeit einigen Jahren erbaut hat. Die Landſchaftsſtücke dieſes großen Idyllen-Dichters, und Idyllen-Mahlers werden ſo ſehr geſchätzt, daß man ſie mit zwanzig und mehrern Louisd'or bezahlte. Er hat nur fünf, oder ſechs Gemählde, und unter dieſen ein unvollendetes nachgelaſſen, die aber, wie billig, die Familie als ein unveräußerliches Heiligthum aufbewahren wird.

Den größten Theil unſerer Zeit brachten wir in dem Schinziſchen, und Lavateriſchen Hauſe zu. Neue Verbindungen ſuchten wir nicht; doch freuten wir uns ſehr über die günſtigen Gelegenheiten, die uns mit den beiden Herren Zunftmeiſtern Irminger und Heidegger bekannt machten. Dieſer, ein würdiger Sohn des großen Bürgermeiſters Heidegger, beſitzt auſſer einer Sammlung von Gemählden und Kupferſtichen einen großen Schatz von trefflichen, beſonders von ſeltenen Büchern, und unter dieſen mehrere, von welchen die größten Bücherkenner nicht einmal wußten, oder zweyfelten, ob ſie vorhanden ſeyen. Herr Irminger wird als ein rechtſchaffener, einſichtsvoller, und thätiger Mann allgemein verehrt, und dieſe Verehrung verdient er um deſto mehr, da er ſich ſelbſt gebildet hat. Nach dieſem Urtheil werden Sie ſich gewiß wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß Herr Irminger ein Becker ſey. Allein er läßt, wie mehrere andere Männer von ähnlichen Verdienſten, die angeerbte Beſchäfftigung von ſeinen Leuten treiben, wie unſere Teutſchen Edelleute ihre Güter von ihren Leibeigenen, oder Knechten bauen laſſen.

So heiter auch bey unſerm jetzigen Aufenthalte in Zürch das Wetter meiſtens war; ſo hatten wir doch auch nicht ein einzigesmahl aus den Fenſtern unſers Gaſthofes eine ſolche Ausſicht auf die von der Abend- oder Morgenſonne erleuchteten Berge, dergleichen uns im Jahre 1782 gleich am erſten Abend, und Morgen unſerer Ankunft gewährt wurde. Wenn die Sonne in dieſen Tagen auch noch ſo lange, und lebhaft ſchien; ſo blieben die Berge am Ende des Horizonts doch immer mit Nebel bedeckt. Dieſer faſt unbewegliche Wolkenſchleier wurde ſelbſt an dem ſchönen Nachmittage, an welchem wir mit Lavater auf dem See nach Küßnacht fuhren, nur auf einige Augenblicke von den Spitzen oder Seiten der beſchneyten Glarner und Appenzeller Gebirge weggezogen, die aber in kleinen und abgeriſſenen Bruchſtücken betrachtet, keinen mächtigen Eindruck machten. Die Schweizer-Hacken, und auch der entferntere zwiſchen den Hacken, und dem Albis herüberblickende Rigiberg waren mit ſchwarzem Gewölk, wie mit einem Trauermantel umhangen, und man konnte an den erſtern weder Alpen, noch Sennhütten, weder Wälder, noch Felswände unterſcheiden.

Zu den angenehmſten, und lehrreichſten Stunden, die ich diesmal in Zürch zugebracht habe, rechne ich diejenigen, die mir beym Leſen, und Wiederleſen der Abhandlung des Herrn Rathsherrn Hirzel über den Einfluß der Fabriken auf Feldbau, und Sitten, im dritten Bande des Höpfneriſchen Magazins verfloſſen ſind. Dieſer treffliche Aufſatz enthält viel mehr wichtige Nachrichten über den gegenwärtigen und vormaligen Zuſtand des Cantons Zürch, als man bey einem langen Aufenthalt durch eigene auch noch ſo ſorgfältige Erkundigungen und Beobachtungen erfahren kann. Wenn man ihn lieſt; ſo iſt man nicht bloß in der Geſellſchaft ſeines verehrungswürdigen Verfaſſers, ſondern man hört auch zugleich die Reſultate der genaueſten Unterſuchungen von manchen andern aufgeklärten Patrioten, deren Einſichten und Arbeiten Herr Hirzel benutzt hat. Man lernt die Stadt, und vorzüglich die Landſchaft von Zürch nicht bloß kennen, wie ſie jetzo ſind, ſondern auch wie ſie vormals waren, und wie ſie das, was ſie jetzo ſind, allmählig wurden: und man ſieht gleichſam den Feldbau, und Handel, die

Viehzucht, Gewerbe, und Bevölkerung von einem Menſchenalter zum andern wachſen. Wenn in dieſem Aufſatze die wichtige Frage von dem Einfluſſe der Fabriken auf den Feldbau und die Sitten, die jetzo alle Gelehrte und Staatsmänner in der Schweiz theilt, oder wenigſtens beſchäfftigt, nicht ganz befriedigend beantwortet ſeyn ſollte; ſo enthält er wenigſtens alle Data, die zur Auflöſung dieſer Frage erfordert werden, inſoferne ſie auflöslich iſt. Da ich vorausſetzen darf, daß Ihnen der dritte Theil des ſchätzbaren Höpfneriſchen Magazins noch vors erſte nicht zu Geſichte kommen werde; ſo will ich, wenn mir anders ſo viel Zeit übrig bleibt, zu Ihrer, und meiner eigenen Unterhaltung die wichtigſten Nachrichten aus der Hirzelſchen Schrift kurz ausziehen, und dieſe mit den Angaben und Anmerkungen begleiten, die ich von andern wackern Männern erhalten habe, oder die dadurch in mir veranlaßt worden ſind.

Die ſegensvollen Wirkungen der Reformation zeigten ſich ſehr bald noch in eben dem Jahrhunderte, in welchem man das Joch der Prieſterherrſchaft, und des Aberglaubens abgeworfen, in welchem man eine Menge von Feiertagen, und die damit verbundenen Ausſchweifungen und Müßiggang abgeſchafft, den Unterricht der

Ju

Jugend und des Volks vermehrt, und verbeſſert, und eben dadurch die Sitten gereinigt, vorzüglich aber Nüchternheit, Mäßigkeit, und Fleiß empfohlen, und verbreitet hatte. Der erwachende Geiſt der Induſtrie wandte ſich zuerſt auf die Vervollkommnung der Viehzucht, und des Ackerbaus hin, die beide von der Bürgerſchaft mit großem Eifer getrieben wurden. Faſt alle Haushaltungen hielten eine, oder mehrere Kühe, und es wurden im ſechszehnten Jahrhundert verſchiedene Geſetze gegeben, in welchen man die Zahl von Kühen beſtimmte, die eine jede, oder mehrere in einem Hauſe beyſammenwohnende Familien auf die Gemeinweiden treiben durften. Alle reiche, und wohlhabende Hausväter legten einen großen Theil ihres Vermögens an gutgelegene Grundſtücke und Landgüter, die bey der geringen Bevölkerung, dem nicht beträchtlichen Vorrath an baarem Gelde, und dem niedrigen Tagelohn eben ſo vortheilhaft erſtanden, als benutzt werden konnten. Fabriken und Handel waren ſo unbedeutend, daß der Kaufzoll im Jahre 1531 nur 237 Pfund, und der Fabrikzoll gar nur 35 Pfund einbrachte. Zwar ſtieg der letztere bis 1611 auf 763 Pfund, und der erſtere auf 816 Pfund. Allein wenn man dieſe kleinen Summen mit denen vergleicht, welche dieſe Zölle jetzo eintragen; ſo ergiebt ſich bald, daß die wachſenden Fabriken, und Handel nur einen geringen Antheil an der außerordentlichen Vermehrung der Volksmenge hatten, die im Jahre 1610 faſt noch einmal ſo groß, als im Jahre 1529 war. Im letztern Jahre nährte der Canton Zürch nur 76219, und im erſtern hingegen 143990 Menſchen. Wenn Waſer, aus deſſen Tabellen dieſe Zahlen genommen worden ſind, richtig gerechnet hat; ſo muß man nothwendig über die heilſamen Einflüſſe erſtaunen, welche die Einfalt und Unſchuld der Sitten im erſten Jahrhundert nach der Reformation auf die Bevölkerung im Zürcheriſchen Gebiet gehabt haben. Im ganzen ſechszehnten Jahrhundert waren Handel und Manufacturen im Steigen, aber doch von keiner großen Erheblichkeit. Landbau und Viehzucht wurden zwar verbeſſert, allein nirgends waren die weitläuftigen, und wenig benutzten Allmenten getheilt: Brach- und Stoppelweiden waren noch durchgehends üblich, und eben ſo allgemein galt das ſogenannte Zelgen-Recht, oder die ſchädliche Verbindlichkeit, jeden Acker das dritte Jahr brach liegen zu laſſen. Die Kunſt zu düngen und zu wäſſern, und beſonders die Kunſt, Fluren, Wieſen und Weiden mit ganzen Reihen von Obſtbäumen zu beſetzen, waren wenig, oder gar nicht bekannt; und dennoch war die Volksmenge im Jahre 1610 nicht einmahl um 40000 Köpfe geringer, als ſie jetzo iſt, da Ackerbau, Viehzucht, Manufacturen und Handel faſt den höchſten Grad erreicht haben, den ſie nur erreichen können. Im Jahre 1785 lebten im Canton Zürch 167564 Seelen. In dem gegenwärtigen Jahre ſchätzt man ſie auf 180000, von welchen 12000 auf die Stadt gerechnet werden. Wenn die jetzigen Einwohner der Stadt und Landſchaft Zürch ſich mit ſo wenigem begnügten, als die Vorfahren vor einigen Jahrhunderten; ſo müßte, ſcheint es, die Bevölkerung wenigſtens noch um die Hälfte ſtärker ſeyn, als ſie wirklich iſt.

In dem vergangenen Jahrhundert herrſchte die Peſt zwiſchen 1610 und 1634 zweymahl, und verminderte die Bevölkerung faſt um ein Drittel. Dieſe ſtieg zwar wieder von 1634 bis 1678 von 87621 auf 139146; allein die große Theurung in dem Anfange des letzten Decenniums des ſiebenzehnten Jahrhunderts nahm ein Siebentel der ganzen Volksmenge weg, und machte ſie bis auf 119442 herabfallen; ſo daß der Canton Zürch in einem ganzen Jahrhundert nicht allein gar nichts gewann, ſondern durch unvermeidliche Landplagen über 20000 Menſchen verlor. Dieſer großen Unglücksglücksfälle ungeachtet blühte der Handel, noch mehr aber die Fabriken mit jedem Jahrzehend immer mehr und mehr auf; und der Fabrikzoll brachte im Jahre 1691 eine Summe von 34498, und der Kaufhauszoll 5313 Pfunde ein. Der Feldbau vervollkommnete ſich in dieſem Zeitraume allerdings auch; aber, wie es ſcheint, nicht in dem Verhältniſſe, in welchem Handel und Gewerbe zunahmen. Im Anfange des letzten Jahrhunderts fingen ſchon mehrere Beſitzer an, ihre Güter in den fruchtbaren Feldern, die nahe an der Stadt liegen, einzuzäunen; allein dieſe Einzäunungen, oder Einſchläge wurden auf die Klagen der Mezgerzunft, oder auch ſolcher Gemeinden, die das Recht der Brach- und Stoppelweide hatten, zu wiederholten mahlen verboten, oder eingeſchränkt; und nur in theuern Jahren erlaubte man es den Güter-Beſitzern im Sihlfelde ihre Fluren und Wieſen ganz nach ihrem Belieben zu nutzen. Im Jahre 1692 bewog endlich die große Theurung die Regierung, das Recht der Brach- und Stoppelweide im Sihlfelde ganz aufzuheben, und den Güter-Beſitzern zu erlauben, daß ſie ſich von dieſem beſchwerlichen Rechte durch die Erlegung eines mäßigen Zinſes, oder eines geringen Capitals loskaufen könnten. Herr Hirzel bemerkt ſehr richtig, daß die große Theurung am Ende des letzten Jahrhunderts ſeinem Vaterlande einen ähnlichen dauernden Nutzen, wie die Theurung in den Jahren 1771 und 1772, verſchafft habe. Dieſe letzte Theurung koſtete dem Canton Zürch zwanzigtauſend Menſchen; allein ſie veranlaßte, oder vermehrte den Cartoffelbau, und vorzüglich die Vertheilung von Allmenten; wodurch die Bevölkerung und der Wohlſtand vieler Gemeinden auf eine auffallende Art gewonnen hat.

So ſehr ſich aber Handel und Gewerbe während des letzten Jahrhunderts in Vergleichung mit den ältern Zeiten vermehrten; ſo gering waren ſie, wenn man ſie mit den Fabriken und dem Handel des gegenwärtigen Jahrzehends zuſammenhält. Den eigentlichen Flor der Induſtrie, und des Handels, kann man erſt von dem Ende des letzten, und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts anrechnen, um welche Zeit Flüchtlinge aus Frankreich, und aus den Italiäniſchen Vogteyen, die ihr Vaterland um der Religion willen hatten verlaſſen müſſen, den Zürchern nicht bloß ihre Reichthümer, ſondern auch ihre Betriebſamkeit und Künſte zubrachten, und ſie beſonders in der Kunſt, Seide und Baumwolle zu ſpinnen, und zu weben, unterrichteten. Die Bevölkerung wuchs zwiſchen

1700 und 1762 von 119442 auf 172220 an: der Fabrikzoll verdreyfachte, und der Kaufhaus-Zoll verdoppelte ſich, indem jener ſchon im Jahre 1751. 82773, und dieſer 6213 Pfunde einbrachte. In der ganzen erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts aber hob keine andere Arbeit den Wohlſtand und die Bevölkerung der Landſchaft von Zürch ſo mächtig, als die Einführung der Muſſelin-Fabriken, die in den erſten Jahren des ſechſten Decenniums geſchah. Den Gewinn an Menſchen, den dieſe Fabriken hervorbrachten, kann man im Allgemeinen nicht genau beſtimmen, da die Hungersnoth in den ſiebenziger Jahren im Zürcher-Gebiet, wie anderswo, eine große Sterblichkeit verurſachte; allein die Wichtigkeit dieſer neuen Fabriken kann man aus dem plötzlichen Steigen der Zölle ſchließen, das auf die Verbreitung derſelben folgte. Der Fabrikzoll brachte im Jahre 1771, wo die Bevölkerung ſich ſchon um 14000 Köpfe vermindert hatte, 114455, und der Kaufhaus-Zoll 7599 Pfund ein. Der erſtere betrug ferner im Jahre 1775. 127822, im Jahre 1785. 156983, und 1786. 159117; und der andere in eben dieſen Jahren 10248, 14221, und 14185 Pfund. Mit Recht alſo begünſtigte die Obrigkeit von jeher den Handel in der Stadt, und die Fabrikarbeiten auf dem Lande, da der eine, und die andern die öffentlichen Einkünfte ſo außerordentlich vermehrt haben.

Die Wichtigkeit der Fabriken überhaupt im Canton Zürch läßt ſich aus folgenden Datis abnehmen. Diejenigen, welche die Zahl der Fabrikarbeiter am mäßigſten ſchätzen, geben ſie mit Herrn **Hirzel** wenigſtens auf 50000 an, und ein ſachkundiger Staatsmann verſicherte mir, daß man ihrer wenigſtens 60000 annehmen könne. In manchen Gemeinden und Aemtern macht die Zahl von Familien, die gar keine Güter haben, kleine Gärten ausgenommen, ein Drittel, oder gar die Hälfte aller Haushaltungen aus. Wenn man auch nur rechnet, daß ein jeder Fabrikarbeiter wöchentlich einen Gulden verdient, da manche zween bis vier erwerben; ſo fließen doch wöchentlich 50 bis 60000 Gulden baares Geld aus der Stadt auf das Land, und welch eine ungeheure Summe alſo wird jährlich durch alle, auch die kleinſten, und entfernteſten Glieder des Staatscörpers vertheilt! Bey dem ſichern Erwerb, und den mäßigen Abgaben, die er entrichtet, hat der Landmann nicht nöthig, das ihm verſagte Recht zu bedauern, für eigene Rechnung zu handeln, und fabriciren zu laſſen. Nach ſtrengem Rechte iſt ihm nicht einmahl erlaubt, für andere, als Zürcher Fabricanten zu arbeiten. Die Kaufleute in der Stadt ſollen auch ſchon mehrmahl darauf gedrungen haben, daß man ſelbſt die an den äußerſten Gränzen des Cantons wohnenden Bauern hindern möchte, für auswärtige Unternehmer zu arbeiten; allein die Obrigkeit hat, wie es heißt, auf dieſes Anſuchen geantwortet: daß ſie, ſo viel in ihrer Macht ſey, das Arbeiten für Fremde, oder Nachbaren hindern wolle, wenn die Kaufmannſchaft ſich anheiſchig mache, den an der Gränze wohnenden Fabrikarbeitern zu allen Zeiten genugſame Arbeit zu verſchaffen. — Die Einwohner der Stadt und Landſchaft Zürch brauchen nach den geringſten Angaben jährlich wenigſtens für anderthalb, wie andere ſagen, für zwo Millionen ausländiſcher Waaren, unter welchen manche ganz unentbehrliche Bedürfniſſe ſind; und zur Aufbringung dieſer Summe tragen alle einheimiſche Naturproducte, die man auswärts abſetzt, nicht viel mehr, als den zehnten Theil bey. Der wichtigſte Artikel der Ausfuhr iſt der Wein, von welchem man jährlich für 120 bis 200000 Fl. verkauft: welche Ausfuhr einem jeden wenig beträchtlich ſcheinen muß, wenn er hört, daß im Zürcher Gebiet funfzehn tauſend Morgen, oder

Jucharte, jede zu 30000 Quadratſchuhen gerechnet, mit Reben bepflanzt ſind. Außer dem Wein überläßt man den Nachbaren noch etwas getrocknetes Obſt, und Kirſchwaſſer; allein das Geld, was dafür gelöſ't wird, kommt eben ſo wenig in Betrachtung, als die Intereſſen von Capitalien, die man auswärts belegt hat. Bey weitem alſo der größte Theil der Summen, womit man die Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens aus nahen und fernen Landen herbeyzieht, wird durch den Fleiß von Kaufleuten, Fabricanten, und Fabrikarbeitern gewonnen.

Die vermehrte Induſtrie von Fabricanten, und Fabrikarbeitern hat unläugbar für den größten Theil des Landes, und beſonders für die Oerter an beiden Ufern des Zürcher-Sees die geſegnetſten Folgen gehabt. Der erhöhte und ſichere Erwerb, den die Verbindung der Fabrikarbeiten mit den Arbeiten des Feldbaus darbot, beſchleunigte und vervielfältigte die Ehen, und vermehrte dadurch die Theilung und den Werth der Güter, ſo wie die Erweiterung, und Verſchönerung von Häuſern und Dörfern. Wegen der Ausſichten, welche dem Landmanne ſeine und ſeiner Kinder Arbeitſamkeit eröffnete, ſetzte er der Fruchtbarkeit ſeiner Ehe keine frühe oder ängſtliche Gränzen mehr. Vormals ſcheuten ſich Väter und Söhne, größere, und noch mehr, mäßige Güter zu theilen, weil man beſorgte, daß jedes einzelne Stück ſeinen Mann nicht ernähren möchte. Dieſe Furcht verſchwand gänzlich nach der Verbreitung der Fabriken und Fabrikarbeiten; und nun theilen die Söhne immer von neuem die vielleicht ſchon mehrmahl zerſtückelten Erbtheile ihrer Väter, weil man überzeugt iſt, daß auch ein kleiner Acker hinreiche, ſeinen fleißigen Beſitzer mit Weib und Kind zu ernähren. Wegen dieſer ſtets fortſchreitenden Theilungen werden die großen Güter, und ganze Ochſenzüge, oder Ochſengänge mit jedem Jahre ſeltener, und das Land wird immer mehr und mehr gartenmäßig und mit der Hacke gebaut. Man rechnet, daß im ganzen Canton Zürch 4000 Pferde, und 10000 Zugochſen vorhanden ſeyen, welche Zahlen Sie ſehr klein finden werden, wenn Sie bedenken, daß der Flächeninhalt des in hohem Grade angebauten Cantons 42½ geographiſche Meilen beträgt.

Mit der Zahl der Ehen und Menſchen ſtieg ganz natürlich in gleichem Verhältniſſe die Zahl der Häuſer, und der Umfang von Dörfern und Flecken. Wo noch vor einem Menſchenalter eine, oder einzelne abgelegene, und zerſtreute

Wohnungen ſtanden, da erblickt man jetzo anſehnliche Dörfer; und kleine armſelige Dörfer ſind zu weitläuftigen, und ſtädtiſchen Flecken angewachſen. Selbſt die kahlen und kalten Rücken von Bergen, die ſonſt nur von Heerden beſucht wurden, und die verödeten Plätze an dem Rande ausgehauener Wälder ſind und werden je länger je mehr mit neuen Wohnungen glücklicher Menſchen bedeckt. In ſolchen Oertern aber, wo vermöge eines alten Gewohnheits-Rechts die Zahl von Häuſern, oder Feuerſtellen unwiederruflich beſtimmt iſt, in ſolchen Oertern wurde man entweder gezwungen, die Obrigkeit anzuflehen, daß ſie die Erbauung neuer Häuſer erlauben möchte, oder man erhöhte und erweiterte die bisherigen Wohnungen, ſo viel man konnte, um deſto mehr Familien aufnehmen zu können. In ſolchen Dörfern und Häuſern wohnt nicht etwa in jeder Stube eine, ſondern drey und mehrere Haushaltungen beyſammen, welches Zuſammenwohnen freylich den Sitten nicht günſtig iſt. Alle Dörfer und Flecken, in welchen ſich viele Fabrikarbeiter aufhalten, unterſcheiden ſich von den übrigen durch die Neuheit, Schönheit, und Dauerhaftigkeit der Häuſer. An ſtatt daß die Väter oder Großväter in hölzernen, und ſchmutzigen Strohhütten lebten, wohnen die fabricirenden Bauern in ſteinernen Häuſern, die mit Ziegeln gedeckt ſind. Fleißige und ſparſame Arbeiter ſuchen eine Ehre in der Schönheit, Reinlichkeit und Heiterkeit ihrer Wohnungen, ſo wie in der Erweiterung und dem vollkommnen Anbau ihrer Grundſtücke. Die Menge der Concurrenten, und die verbeſſerte Cultur hat den Werth von Aeckern und Wieſen an einigen Orten um das doppelte, und an andern um das dreyfache erhöht. Diejenigen, die keine Luſt, oder Gelegenheit haben, ihre liegenden Gründe zu erweitern, wenden das von Fabrikarbeiten erſparte Geld auf die Verbeſſerung ihres Viehſtandes, und der kleinen Güter, die ſie einmahl beſitzen. Man kauft die ſchönſten und milchreichſten Kühe, die man nur haben kann, und ſucht ſie durch das ausgeſuchteſte Futter, und die beſte Pflege in reinlichen Ställen zu veredeln, oder wenigſtens in ihrer urſprünglichen Güte zu erhalten. Man begnügt ſich nicht mit der Vermehrung des Düngers, der aus der Stallfütterung entſteht, nicht mit der genauen Sparung des flüſſigen Düngers zur Begießung der Wieſen; ſondern man kauft Miſt und Stroh aus der Stadt, oder aus ferneren Gegenden, wo man dergleichen zu verkaufen hat, ſammelt oder ſucht Aſche und befruchtende Erdarten, legt in ſumpfigen Gründen Strohwieſen an, und verwendet alle dieſe Arten des Düngers auf Aecker, Gärten, und Wieſen, welche letztere man mit dem beſten Kleeſaamen beſät, mit den trefflichſten Obſtbäumen bepflanzt, und hin und wieder eben ſo kunſtreich, als im Berniſchen bewäſſert. Nicht weniger allgemein, als die Stallfütterung, iſt das Säen des Klees in Roggen- und Gerſtenfelder, und die Benutzung deſſelben auf Brachfeldern. Durch dieſen vermehrten Kleebau hat ſich der Viehſtand in den meiſten Gegenden des Cantons außerordentlich verbeſſert; vorzüglich aber hat ſich die Gegend jenſeits des Albis-Gebirges ſeit ſechzig Jahren durch den Viehhandel nach Italien empor gehoben. Dieſer Viehhandel nach Italien, gegen welchen die Schweizeriſchen Patrioten mit mancherley Gründen eifern, nimmt mit jedem Jahre zu. Im Jahre 1786 wurden in Bellenz an großem und kleinem Hornvieh, das aus Zürch, Bündten, Uri, Schweiz, und Unterwalden auf den großen Markt nach Lauis getrieben wurde, 11829 Stück verzollt, da nur noch wenige Jahre vorher nicht viel über 3000 Stück über den Gotthart gebracht worden waren.

Ohne Widerrede alſo haben die Fabrikarbeiten in den meiſten Gegenden des Zürcher-

Gebiets neben der Bevölkerung die Verſchönerung und Erweiterung der Dörfer, die Verbeſſerung des Viehſtandes, und den Anbau des Landes befördert, und an vielen Stellen den dürren ſteinigen Boden in das fruchtbarſte und leckerſte Erdreich verwandelt. Die ſchnellſteigenden Fabriken, und die in gleichem Verhältniß wachſende Volksmenge, verurſachten einen unmäßigen Verbrauch des Holzes, und eine daher entſtehende Theurung, die dadurch noch vermehrt wurde, daß man aus Mangel von Aufſicht und Kenntniß die Wälder nicht forſtmäßig behandelte. Gerade dieſe Theurung des Holzes aber wurde die Urſache einer beſſern Forſtordnung, und trieb auch die Einwohner an, nach andern brennbaren Materialien, nach Torf und Steinkohlen zu ſuchen. Die erſten, die im Anfange dieſes Jahrhunderts Torf und Steinkohlen gruben und brauchten, wurden Gegenſtände eines allgemeinen Spotts und Eckels. Man wies mit Fingern auf dieſe Wohlthäter ihres Vaterlandes, und verſtopfte die Naſe, wenn man vor ihren Häuſern vorüberging. Jetzo hingegen iſt man allgemein überzeugt, daß das Graben des Torfs ein großer Segen für Stadt und Land ſey.

Nur bey einem ſo hohen Wohlſtande, als die Induſtrie in den fabricirenden Gemeinden erzeugt, iſt es dem Landmann möglich, ſich bald von ſolchen Unglücksfällen zu erholen, dergleichen im Jahre 1778 das Dorf Küßnacht traf. In dem angezeigten Jahre ſchwellte ein Wolkenbruch das Waldwaſſer, das durch Küßnacht fließt, auf einmahl ſo ungeheuer an, daß viele Häuſer niedergeriſſen, vier und ſechszig Menſchen von den Fluthen weggeſchwemmt, und die herrlichſten Fluren und Wieſen mit hohem Schutt und Graus überdeckt wurden. Dieſer Unfall ſchlug die fleißigen Einwohner von Küßnacht ſo wenig nieder, daß man vielmehr nach vier Jahren nicht eine Spur von dem angerichteten Schaden wahrnehmen konnte, da anderswo ſelbſt in Städten mäßige Brandſtellen oft manche Jahre lang unaufgeräumt, und unbebaut bleiben. In eben dieſem Dorfe ſammelte man in einer halben Stunde dreyßigtauſend Gulden zu einer Kirchenſteuer: eine Summe, die man in großen Städten als ein Beweis von einem außerordentlichen frommen Eifer preiſen würde.

Eins der erfreulichſten, und lehrreichſten Beyſpiele von den wohlthätigen Einflüſſen der Fabrikarbeiten giebt die Herrſchaft Wädenſchweil am Zürcher-See, und die Vergleichung dieſes

Hauptſitzes der Fabrikarbeiten mit der Herrſchaft Regenſperg her. Die erſte dieſer beiden Herrſchaften beſitzt an Gütern nicht mehr, als 9156¼ Jucharte, und nährt 7227 Menſchen, unter welchen 1965 Fabrikarbeiter ſind. Die Herrſchaft Regenſperg hingegen enthält 18414 Jucharte, und zählt nicht mehr, als 3980 Seelen, unter welchen ſich nur 176 Fabrikarbeiter finden. Die Herrſchaft Wädenſchweil hat aber nicht bloß auf der Hälfte des Raums faſt zweymahl ſo viel Einwohner, als Regenſperg; ſondern ſie zeichnet ſich auch vor allen, oder den meiſten übrigen Gemeinden des Cantons Zürch durch die Schönheit und Größe ihrer Einwohner, durch die Größe und Ergiebigkeit ihrer Kühe, und durch die Trefflichkeit ihres Obſtwachſes aus, der im ganzen Zürcher-Gebiete nicht beſſer iſt. Höchſt intereſſant iſt das Fortſchreiten der Bevölkerung in den beiden genannten Herrſchaften, das ihnen folgende Tabelle zeigen wird.

Im

Im Jahre							
1467	hatte	Wädenſchweil	421	und	Regenſperg	599	Seelen.
1529	—	—	1526	—	—	2890	—
1588	—	—	3060	—	—	3360	—
1610	—	—	4239	—	—	4290	—
1634	—	—	2829	—	—	2640	—
1671	—	—	4421	—	—	4054	—
1678	—	—	4750	—	—	4090	—
1700	—	—	3997	—	—	4280	—
1741	—	—	5931	—	—	5609	—
1762	—	—	6474	—	—	5031	—
1771	—	—	7675	—	—	4057	—
1773	—	—	7415	—	—	3949	—

Die Widerſacher der Fabriken führen gewöhnlich die Abnahme des Zehnten als einen Beweis von den nachtheiligen Wirkungen der Fabrikarbeiten auf den Feldbau an; allein dieſer Umſtand iſt lange nicht ſo entſcheidend, als wofür ich ihn ſelbſt ehemahls gehalten habe. Im Ganzen genommen iſt es freylich wahr, daß in den fabricirenden Dörfern der Frucht-Zehent abgenommen hat, und noch immer abnimmt; und hieraus konnte man mit Recht ſchließen, daß der Fruchtbau geſunken ſey: im geringſten aber nicht, daß der Anbau des Landes überhaupt ſich verſchlimmert habe. In den fabricirenden Gemeinden verwandelt man manche Fruchtfelder in Wieſen, oder wechſelt die Getraide-Erndten mit Klee-Erndten ab, weil die Wartung von Wieſen weniger Koſten, Mühe, und Zeitverluſt verurſacht, als die Bearbeitung von Getraidefeldern. Dieſe Verwandlung von Aeckern in Wieſen und Kleefelder zieht nicht allein keine Verſchlimmerung der Cultur nach ſich, ſondern iſt vielmehr eine außerordentliche Verbeſſerung derſelben, indem Wieſen, die ſorgfältig gedüngt, mit guten Futterkräutern beſä't, und mit feinen Obſtbäumen bepflanzt ſind, viel mehr eintragen, als die ergiebigſten Kornfelder, weßwegen die erſtern auch meiſtens einen doppelt oder dreyfach höhern Preis haben, als die letztern. Der Fruchtzehent kann alſo immer mehr und mehr fallen, und dennoch die Cultur des Landes immerfort verbeſſert werden. Die Obrigkeit fordert zwar von den in Wieſen verwandelten Ackerfeldern, oder von ſolchen Feldern, auf welchen man mehrere Jahre hinter einander Klee zieht, einen beſtimmten Zehnten ein; allein dieſer Zehent iſt ſo mäßig angeſetzt, daß die Regierung allerdings verliert, oder weniger an Früchten, oder baarem Gelde erhält, als ſie erhalten würde, wenn die Aecker, wie vormahls, mit Frucht beſä't würden. Die Obrigkeit ſieht dieſen Schaden, und erträgt ihn, wie billig, gerne, weil das Ganze dabey gewinnt, und weil ſie aus den Fabrik- und Kaufhaus-Zöllen viel mehr zieht, als ſie an dem verminderten Zehnten einbüßt. Die Zürchiſche Verordnung wegen des Zehnten von neuen Wieſen, und von Kleefeldern können Sie im dritten Bande des Höpfneriſchen Magazins nachleſen.

Es gibt in Zürch, wie in der ganzen übrigen Schweiz, ängſtliche Patrioten, welche fürchten, daß die ſich noch immer erweiternden Fabriken über kurz oder lang dem Staate einen unerſetzlichen Schaden bringen werden. Das Leben eines Drittheils unſerer Unterthanen, ſagen ſie, iſt immerhin ungewiß, und von mancherley gar nicht zu lenkenden, oder zu vermeidenden Zufällen abhängig, indem es gleichſam in den Händen einer launigen Mode, oder neidiſcher und glücklicher Nebenbuhler, oder eigenmächtiger Monarchen iſt. Wenn die Regenten fortfahren, die Einfuhr unſerer Fabrikarbeiten zu verbieten, oder zu erſchweren: wenn die Mode unſere Muſſeline, die dem Klima der meiſten Europäiſchen Länder widerſprechen, wegwerfen ſollte, oder wenn nahe und ferne Nebenbuhler, durch unſer Glück gereizt, es uns allmählich gleich thun, oder gar den Preis abgewinnen; wie will man den vielen Tauſenden, die dadurch auf einmal ihre Arbeit verlieren, Beſchäfftigung und Brod verſchaffen? — Starke Auswanderungen würden das geringſte Uebel ſeyn, wenn unſere Fabriken dereinſt von irgend einer Seite her einen ſtarken Stoß bekommen ſollten. Dieſe Befürchtungen ſind nicht ſo ungegründet, als wofür ſie von der Partey der Sichern gehalten werden, aber auch nicht ſo ſchreckend und groß, als ſie der Gegen-Partey der Aengſtlichen ſcheinen. Es iſt wahr, daß der größte, oder doch ein großer Theil der Fabrikarbeiter in jeder Woche alles verzehrt, was ſie erworben haben; und wenn alſo der bisherige Erwerb nur einige Wochen ſtockt, ſo muß nothwendig ein drückender Mangel unter einer beträchtlichen Menge arbeitsloſer Menſchen entſtehen. Als daher vor einigen Jahren im Baſeliſchen wegen der Verunglückung und Theurung der Seide die Bandfabriken zum Theil ſtill ſtanden, kamen täglich Hunderte von dürftigen Arbeitern nach der Stadt, die in Gefahr waren, Hungers zu ſterben. — Das Verbot der Einfuhr von Muſſelinen, und andern baumwollenen Waaren in Frankreich hat wenigſtens auf eine Zeitlang manche Fabrik, und Fabrikarbeiter in Unthätigkeit geſetzt. — Noch mehr aber, als ſolche Verbote, fürchtet man den Wetteifer der Engländer, die es in kurzer Zeit in der Verfertigung von Muſſelinen außerordentlich weit gebracht, und dem Abſatze der Schweizeriſchen

Waaren einen großen Abbruch gethan haben. Alle dieſe Eräugniſſe aber hindern mich nicht, mit Herrn Hirzel kühn zu behaupten, daß die Vorſehung gewiß künftighin, wie bisher, den Fleiß und die Erfindſamkeit redlicher Arbeiter ſegnen werde, und daß man ſich weder vor dem Eigenſinne der Mode, noch vor den Edicten von Königen, noch vor dem Wetteifer von Fremden, ſondern vor Trägheit, Weichlichkeit, Aberglauben, Schwelgerey und Prachtliebe, als den einzigen gefährlichen Feinden der Unternehmer und Arbeiter von Fabriken zu fürchten habe. Die mächtigſten Selbſtherrſcher können es nie dahin bringen, daß gute und wohlfeile Arbeit keine Käufer finde. Die Fabricanten ſind zwar nicht im Stande, der Mode Geſetze vorzuſchreiben, oder ſich ihren Geboten zu widerſetzen; allein die Mode kann doch auch nicht hindern, daß aufmerkſame Fabricanten den Geſchmack der Zeit ſtudieren, und mit dieſem ihre Artikel abändern, welches erfahrne Unternehmer ſchon oft gethan haben, und auch künftig zu thun bereit ſind. Geſetzt alſo, daß die Mode ſich wieder von den Muſſelinen auf ſeidene, oder halbſeidene Zeuge würfe; ſo würden die Fabricanten, und deren Arbeiter nicht aufhören zu arbeiten, ſondern ſie würden bloß den Stoff ihrer Waaren verändern. Die Concurrenz endlich von auswärtigen Nebenbuhlern kann zwar die Vortheile der bisherigen Arbeiten vermindern, aber nie aufheben, wenn man anders gute, wohlfeile, und nicht unmodiſche Waaren zu liefern fortfährt. Fremder Wetteifer erweckt, und befeuert den Fleiß, und die Erfindſamkeit fähiger, und arbeitſamer Menſchen viel mehr, als daß er dieſelben erſticken ſollte. Mit Recht hält man es in der Schweiz für ein großes Glück, daß die meiſten Fabrikarbeiten nicht in der Stadt, ſondern auf dem Lande verfertigt werden, wo nicht nur Wohnungen, und Lebensmittel wohlfeiler, und die Gefahren der Verführung geringer ſind, als in volkreichen Städten, ſondern wo auch der Anbau kleiner Güter und Gärten die fleißigen Arbeiter in den Zwiſchenräumen des ſtockenden ſtädtiſchen Erwerbs gegen den äußerſten Mangel ſchützt.

Im Canton Zürch ſind nur einige Gegenden, wo die Fabrikarbeiten dem Feldbaue offenbar geſchadet haben. Dies iſt der Fall in Altſtätten, und in einigen Theilen des Grüninger-Amts, wo der Ertrag der Ländereyen, und die Zehenten ſich ſchon lange vermindert haben, und noch vermindern. Hievon liegt der Grund, wie Herr **Hirzel** vortrefflich bemerkt, in der

Größe der Dörfer, in dem beträchtlichen Umfange, und der weiten Entfernung der dazu gehörigen Ländereyen, und dann auch in der Größe der Güter, die meiſtens mit dem Pfluge bearbeitet werden. Weil die Fabrikarbeiten leichter ſind, und ſich, wenn auch nicht immer reichlicher, wenigſtens ſchneller belohnen, als die Feldarbeiten; ſo vernachläſſigt der Landmann ſehr leicht die letztern gegen die erſtern, oder läßt ſeine Felder von andern beſtellen. Eine Folge davon iſt, daß ſelbſt die nahen Aecker nur mittelmäßig, und die fernen ſchlecht, oder wohl gar nicht beſtellt werden. Die Regierung in Zürch iſt ſchon lange überzeugt, daß große Dörfer dem Fortgange der Fabriken, oder wenn dieſe ſich doch eindringen, dem Feldbaue ſchaden. Sie ſucht daher die großen Dörfer, wie die großen Güter aus einander zu reißen, und hat ſchon einigemahl, wenn Feuersbrünſte weitläuftige Flecken in die Aſche gelegt hatten, die Einwohner genöthigt, daß ſie ſich, ein jeder in der Mitte ſeiner Güter anbauen mußten, wodurch die Cultur der Ländereyen nicht anders, als verbeſſert werden konnte.

Wenn man die Vortheile und Nachtheile der Fabrikarbeiten bloß nach den angeführten Datis beurtheilen wollte; ſo würde man nicht lange anſtehen können, zu entſcheiden, daß die erſtern die letztern weit überwiegen. Allein um die Frage von allen Seiten zu betrachten, iſt es durchaus nöthig, auch auf den Einfluß Rückſicht zu nehmen, den die Fabrikarbeiten auf die Geſundheit und Sitten der Arbeiter haben. Da die Fabrikarbeiter leichtere Arbeiten verrichten, und eine ſitzende Lebensart führen; ſo iſt es natürlich, daß ſie nicht die grobe, und zum Theil unverdauliche Koſt genießen können, womit der ſchwerer, und in freyer Luft arbeitende Landmann ſich nährt. Die meiſten Fabrikarbeiter aber begnügen ſich nicht mit nahrhaften und verdaulichen, aber wohlfeilen und einfachen Speiſen; ſondern es gelüſtet ſie nach den Leckereyen der Städter, mit welchen ſie bekannt zu werden Gelegenheit haben. Caffee mit dem fetteſten Rahm iſt das tägliche Getränk aller Fabrikarbeiter, ſo wie Fleiſch die tägliche Nahrung, und zwar ſehr oft das zarteſte, und theuerſte, was man nur haben kann. Es geſchieht nicht ſelten, daß Fabrikarbeiter ſtundenweit in die Stadt ſchicken, um Kalbfleiſch in ſolchen Zeiten holen zu laſſen, wo es am ſeltenſten und theuerſten iſt. Dies Caffeetrinken, und Kalbfleiſcheſſen hat ſich aus den Wohnungen und Werkſtätten der Fabrikarbeiter in die

Sennhütten auf den höchſten Alpen verbreitet, wo ſich die Sennen und Hirten ſtatt des Ziegers und der Käſemilch, die vormahls faſt ihre einzige Nahrung war, mit dem köſtlichſten Caffee, und dem ausgeſuchteſten Kalbfleiſch, und ſelbſt mit Backwerk laben. Alle Forſcher, die der immer zunehmenden Theurung und Seltenheit der Butter in den verſchiedenen Cantonen nachgeſpürt haben, geben die ſtarke Conſumtion von Kalbfleiſch und fettem Rahm auf dem flachen Lande, wie auf den Alpen, als eine Haupturſache derſelben an. Das Wohlleben der Fabrikarbeiter hat aber nicht bloß die einfachen Aelpler, ſondern auch die gemeinen Tagelöhner angeſteckt, deren Dienſte mit ihrer Seltenheit ſteigen mußten. Ein jeder Tagelöhner fordert täglich zwey Maaß Wein, und dieſe Forderungen haben es veranlaßt, daß man in den neuern Zeiten viele Weinberge ſelbſt an ſolchen Plätzen angelegt hat, von welchen man vorher wußte, daß ſie einen ſchlechten Wein hervorbringen würden. Denn wenn man Tagelöhnern auch den wohlfeilſten anderswoher gebrachten und eingekauften Wein geben wollte; ſo würde man ſolche Arbeiter faſt gar nicht halten können, indem ihr Lohn und Unterhalt den Werth ihrer Arbeit überſteigen würde. —

Leider offenbart ſich mit der Leckerhaftigkeit der Fabrikarbeiter faſt zu gleicher Zeit eine ähnliche Eitelkeit, und Ergötzungsſucht. Man wendet auf koſtbare Kleider und modiſchen Putz, was man entweder den Wieſen, Feldern, und Gärten ſchenken, oder für die Zeiten der Noth zurücklegen ſollte; und wenn Leckerhaftigkeit und Prachtliebe noch etwas von dem Gewinn der Woche übrig laſſen, ſo verſchwendet man dieſes an Luſtpartieen, die nicht ſelten in Raufereyen, in Völlerey, und andre grobe Sünden der Sinnlichkeit ausarten. Die leichten Fabrikarbeiten erzeugen in vielen eine ſolche Abneigung gegen alle ſchwerere Arbeiten, daß ſie die Stunden nach dem Feierabend nicht in ihren Feldern, Wieſen und Gärten, ſondern im Müßiggange, und Luſtbarkeiten zubringen. Uebertriebene Leckerhaftigkeit aber, Prachtliebe, und Ergötzungsſucht, ſind noch lange nicht die einzigen und größten Uebel, wodurch die Fabriken den Sitten der Arbeiter ſchaden. Das Zuſammenwohnen von mehrern Familien in denſelbigen Zimmern, und noch mehr das Zuſammenarbeiten in gemeinſchaftlichen Spinnſtuben, Weber- und Drucker-Stuben erleichtert, und vervielfältigt die Gelegenheiten der Verführung unter beiden Geſchlechtern. Bey dieſem engen Zuſammenwohnen und beſtändigen Zuſammenarbeiten ſtecken die Laſter und böſen Beyſpiele einer verdorbenen Perſon leicht alle übrigen an. Die leichtfertigen Reden, Geſänge, und Erzählungen untergraben allmählich die Unſchuld der noch unverdorbenen Hörer, und Hörerinnen, und vergiften ſogar das reine und zarte Herz von unreifen Kindern, die zu den leichtern Arbeiten gebraucht werden: nicht einmahl gerechnet, daß der frühe Erwerb von Kindern ſie dem Unterricht ihrer Lehrer, und der Gewalt und Aufſicht ihrer Eltern zu ſchnell entzieht, und ihnen einen Geiſt von Unabhängigkeit und Zügelloſigkeit einflößt. Alle Geiſtliche klagen daher, daß die Sünden des Fleiſches immer mehr und mehr überhand nehmen, und auch in der Stadt hat man es bemerkt, daß die Zahl der unehlichen Geburten mit jedem Jahre größer wird. Wenn üppige oder liederliche Arbeiter ihre mannigfaltigen Bedürfniſſe, und böſen Begierden mit dem gewöhnlichen Gewinn ihrer Arbeit nicht befriedigen können; ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu allerley kleinen Betrügereyen, die, wie die Kniffe ungewiſſenhafter Handwerker, oder die geheimen Vortheile von unredlichen Dienſtboten von denen, welche ſie ausüben, nicht für unerlaubt gehal gehalten werden. Man behauptet daher in Zürch, wie in andern fabricirenden Cantonen, daß die Schweizeriſche Redlichkeit zugleich mit der Einfalt und Genügſamkeit der guten alten Zeit vom Lande, und von den Alpen, wie aus den Städten entflohen ſey. Die angeführten Laſter, verbunden mit der ſitzenden Lebensart, und dem beſtändigen Aufenthalt der Arbeiter in eingeſchloſſenen und mit ſchädlichen Dünſten angefüllten Stuben, müſſen nothwendig den bisher geſunden und kernhaften Stamm des Landvolks allmählich entkräften, und in den nächſten Zeugungen ſchwache, krüppelhafte, und zu allerley Krankheiten geneigte Menſchen hervorbringen, die eben ſo unfähig ſeyn werden, den Degen, als den Pflug zu führen.

So wie der leichte Verdienſt der Fabrikarbeiten, und das Beyſpiel des Städters in den fabricirenden Landleuten Schweigerey, und Ueppigkeit erzeugt hat, eben ſo haben die großen und ſchnellen Vortheile des Handels, und die glänzenden Laſter großer Völker und Städte angefangen, die Sitten und Lebensart der Fabricanten, und Kaufleute, und ihrer Weiber und Töchter zu verführen. Man wetteifert mit einander in der Schönheit von Häuſern und Gärten, von Kleidern und Hausrath.

Man hält und beſucht große Geſellſchaften, Gaſtmähler, Concerte, und Bälle; und überläßt die Geſchäffte theuer bezahlten Bedienten, die nicht immer treu und fleißig, und wenn ſie auch beides ſind, wenigſtens nicht mit einem ſolchen Eifer für das Beſte ihrer Herren ſorgen, als womit arbeitſame und geſchickte Fabricanten und Kaufleute ihr eigenes Intereſſe in Acht nehmen. Die nächſte Folge eines ſolchen zerſtreuten, und von den Berufsarbeiten abgewandten Lebens iſt Verminderung des bisherigen Gewinns, worauf gemeiniglich über kurz oder lang Unordnung der Geſchäffte zu folgen pflegt. Wenn man dieſe Zerrüttung ſeiner Sachen wahrzunehmen anfängt; ſo ſucht man ſich durch Glücksſpiele, oder gewagte Unternehmungen zu retten, und eilt um deſto ſchneller dem Verderben entgegen, welches man ſich durch unüberlegten Aufwand, und unglückliche Nachäffung der Lebensart großer Städte und Höfe von weitem her bereitet hatte. In der That iſt der Luxus unter den angeſehenern Einwohnern von Zürch in den letzten ſechs Jahren um viele Grade geſtiegen. Die Fortſchritte deſſelben waren ſo ſchnell, und merklich, daß mehrere Perſonen, die Zürch niemahls verließen, aber eine Zeitlang das Bett hüten mußten, einen auffallenden Unterſchied unter der Kleidung und dem Putz fanden, die ſie vor ihrer Krankheit geſehen hatten, und nach ihrer Geneſung zuerſt wieder ſahen.

Der große Schade, den die durch die Fabriken erweckte Prachtliebe, Schwelgerey und Ueppigkeit in der Stadt und auf dem Lande angerichtet haben, läßt ſich aus mehrern Urſachen mit den großen Vortheilen der Fabriken nicht genau vergleichen, weil man die negativen Größen, aus denen der erſtere erwächſt, nicht ſo, wie das durch die Fabriken hervorgebrachte Steigen der Bevölkerung, und des Wohlſtandes der Einwohner zuſammenrechnen kann. Eine ſolche Vergleichung iſt um deſto ſchwerer, da der Schade gleichſam noch im Werden iſt, und ſich erſt in mehreren Menſchenaltern in ſeiner ganzen Größe offenbaren wird. Sollten die ſittenverderbenden Wirkungen der Fabriken eher zunehmen, als abnehmen; ſo werden es wahrſcheinlich die Kinder, und Kindeskinder der jetzt lebenden Geſchlechter bedauern, daß ihre Vorfahren den Anbau des Feldes, und die Verfertigung von Leinwand, und andern einfacheren Zeugen gegen die Verarbeitung koſtbarer, und künſtlicher Waaren verlaſſen haben. Ich hoffe aber gewiß, daß die ſich immer

mer mehr verbreitende Aufklärung, und die daher entſtehende Verbeſſerung der Erziehung, und des Unterrichts der Jugend, und des Volks den drohenden Uebeln ſteuern werde; und jeder Menſchenfreund wird daher die Regierung, und alle Patrioten in Zürch aufmuntern, das glücklich angefangene Werk der höhern Bildung der Jugend, und des Volks aus allen Kräften fortzuſetzen. Wenigſtens halte ich die verbeſſerte Erziehung und Unterricht für viel kräftigere Mittel gegen das einreißende Verderben, als alle Aufwands- und Strafgeſetze, die ſo leicht übertreten werden, und deren Uebertretungen ſo ſchwer zu entdecken und zu ſtrafen ſind. Ich würde mir deßwegen auch nicht viel von den Strafgeldern verſprechen, mit welchen Herr Hirzel glaubt, daß man alle leichtfertige Reden und Scherze der Fabrikarbeiter belegen müſſe; und noch weniger von dem Eingen geiſtlicher Lieder, oder dem Leſen erbaulicher, oder anderer nützlichen Bücher, ohne die Gegenwart einer Perſon, die Ehrfurcht, Ernſt, und Aufmerkſamkeit gebieten, und einſtößen könnte.

Nachdem Sie nun die von mir mitgetheilten Nachrichten über die Bevölkerung, die Betriebſamkeit, und den Wohlſtand der Einwohner

wohner des Cantons Zürch geleſen haben; ſo werden Sie gewiß mit mir das Loos mäßiger Staaten ſegnen, die gerade ſo groß ſind, daß die Väter und Freunde des Volks den Zuſtand ihrer Kinder und Mitbürger vollkommen überſehen, und ſich mit dem kleinſten Detail der Haushaltung, und mit den Bedürfniſſen und Wünſchen faſt aller einzelnen Glieder ihrer zahlreichen Familie bekannt machen können. In ſolchen Staaten, dergleichen der Canton Zürch iſt, wird es nicht bloß leicht, ſondern es iſt auch der Mühe werth, die Gebrechen einzelner Gemeinden, und Dörfer, ſo wie jedes aufkeimende Gute zu entdecken, dieſes mit väterlicher Sorgfalt zu pflegen und zu befördern, und jenem hingegen ſich zu widerſetzen. In großen Monarchieen nehmen die Cabalen und Zerſtreuungen des Hofes, die Beſorgung der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs-Etats einen großen Theil der Zeit und Aufmerkſamkeit weg, von welchem es zu wünſchen wäre, daß er auf die Kenntniß der innern Angelegenheiten des Landes verwandt würde. Wichtige und unwichtige Geſchäffte häufen ſich in den Händen von Miniſtern, und in den Büreaux der hohen Collegien ſo ſehr, daß es faſt nicht möglich iſt, den Zuſtand der kleinern oder entferntern Theile des Staatscörpers gehörig kennen zu lernen, und die Klagen und Wünſche der Unterthanen mit einer Hülfeerweckenden Theilnehmung anzuhören. Auch aus dieſem Grunde können Bevölkerung, Induſtrie, und Wohlſtand faſt niemahls in weitläuftigen Staaten ſo groß, als in den glücklichſten Gegenden der Schweiz ſeyn, wenn auch nicht die Unterthanen der erſtern zur Unterhaltung des Hofes, des Heers, und der Diener des Landes große Summen hergeben müßten, welche die Bewohner der letztern auf die Verbeſſerung ihrer Güter, und auf die Erziehung ihrer Kinder wenden können. Freylich erkaufen die Schweizeriſchen Freyſtaaten den höhern Wohlſtand ihrer Unterthanen mit der Aufopferung eines andern großen Guts: des Gewichts und Anſehens bey auswärtigen Mächten, und der Sicherheit ihres gegenwärtigen Glücks, deſſen ſich unbewaffnete Staaten nie erfreuen können.

Die Verfaſſung von Zürch iſt den Buchſtaben der Grundgeſetze zufolge mehr demokratiſch, als ariſtokratiſch; allein, der Geiſt des wirklichen Regiments ſcheint ſich mehr dem Geiſte gemäßigter Ariſtokratieen zu nähern, wiewohl unter den Häuptern der Regierung kein einziges ſo überwiegend mächtig iſt, daß es ſich das Geringſte, was einer willkührlichen Gewalt ähnlich

lich ſähe, erlauben dürfte, ohne von freymüthigen Mitbürgern zur ſtrengſten Verantwortung gezogen zu werden. So ſehr durch dieſe Verfaſſung die Abſchaffung von Mißbräuchen auf dem Lande, und die Einführung nützlicher Anſtalten unter den Unterthanen erleichtert wird; ſo ſehr werden beide durch eben dieſe Verfaſſung in der Stadt ſelbſt, und unter den Theilnehmern der höchſten Gewalt erſchwert. Die Abſchaffung innerer Mißbräuche empört alle diejenigen, die bey den bisherigen Mängeln gewannen, oder zu gewinnen glaubten; und neue gemeinnützige Einrichtungen bringen alle diejenigen auf, die es bedauern, nicht die Urheber derſelben geworden zu ſeyn, oder die glauben, daß das Alte ſtets das Beſte ſey. Eben das Gute aber, was ſolche Verfaſſungen, wie die Zürchiſche iſt, auf der einen Seite hindern, befördern ſie auf der andern wieder, durch die Erweckung von aufgeklärten, und thätigen Freunden des Vaterlandes, die mit Hülfe ähnlich geſinnter Männer viele große und wohlthätige Unternehmungen ausführen, zu denen man, wenn ſie einmahl glücklich angefangen ſind, leicht die Einwilligung der Regierung erhält, die aber doch, wie die Erfahrung lehrt, auf ihren Befehl niemahls, oder viel ſpäter und langſamer würden vollendet worden ſeyn. Zürch zeichnet ſich zu ſeinem unſterblichen Ruhm vor allen, oder den meiſten übrigen Städten der Schweiz durch viele eigenthümliche, und treffliche Anſtalten aus, die lauter einzelne Bürger zu Stiftern und Beförderern hatten. Hieher gehört die nie genug zu lobende Töchterſchule, die ich diesmahl mit eben dem Vergnügen, und eben der Rührung, wie das erſtemahl geſehen habe: eine Schule für Landärzte, und eine Cadetten-Schule, in welcher man Knaben von 12 bis 15 Jahren den Geiſt der Ordnung und Unterordnung einflößen, und zur Entwickelung des Cörpers anhalten will: eine aſcetiſche, und militäriſche Geſellſchaft, wovon die erſte die Bildung von jungen Geiſtlichen, und die andere die Bildung von tüchtigen Officieren zur Abſicht hat: ferner eine Geſellſchaft, deren Zweck dahin geht, fähige Kinder von armen Eltern mit Rath, Unterricht, und Geld zu unterſtützen, und endlich die ökonomiſche Geſellſchaft, die zwar auswärts bekannt, aber lange nicht ſo berühmt iſt, als ſie es zu ſeyn verdient. Dieſe ökonomiſche Geſellſchaft hat ſich bisher nicht bloß mit gelehrten Unterſuchungen über die Mängel, und Verbeſſerungen der Landwirthſchaft im Allgemeinen beſchäfftigt, und hat nicht bloß Preiſe auf die beſte Erzielung gewiſſer Producte, oder auf die beſte Beantwortung ökonomiſcher Fragen geſetzt; ſondern ſie hat ſich vielmehr bemüht, durch ihre Mitglieder genaue und vollſtändige Nachrichten von der Bevölkerung, Induſtrie, und den Vorzügen oder Gebrechen aller einzelnen Gemeinden einzuziehen, um deſto kräftigere Maaßregeln zur Beförderung jedes Guten, und zur Abſchaffung oder Verminderung bisheriger Mißbräuche nehmen zu können. Wenn ſie vermuthete, daß irgendwo ungenutzte Schätze der Natur, z. B. Torf, oder Steinkohlen verborgen lägen; ſo ſandte ſie eins, oder einige von ihren Mitgliedern aus, um den Grund ſolcher Hoffnungen zu unterſuchen; und wenn man fand, was man gehofft hatte; ſo machte ſie die Einwohner auf die nicht erkannten Reichthümer ihres Bezirks aufmerkſam. Entdeckte ſie hingegen, daß irgend eine Gemeinde durch eigene Schuld noch nicht des Glücks theilhaftig geworden ſey, deſſen ſich die von der Natur nicht beſſer beſchiedenen Nachbaren rühmen konnten; ſo entbot ſie mit obrigkeitlicher Erlaubniß einige der verſtändigſten Glieder ſolcher Gemeinden zu ſich nach Zürch, beſprach ſich mit dieſen über die Mängel, die man in der Lebensart und dem Feldbau der Gemeinde-Genoſſen wahrgenommen habe, und theilte ihnen mündlich, und zur Belehrung ihrer Mit-

Mitbrüder ſchriftlich, oder auch gedruckt die angemeſſenſten Rathſchläge zur Verbeſſerung ihres Zuſtandes mit. Ein ſolches Muſter von väterlicher Warnung, und Belehrung iſt die Zuſchrift der Geſellſchaft an die Gemeinde Altſtätten bey Zürch, welche ſie, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich geſchieht, durch einen Vorgeſetzten, und zwar diesmahl durch den Landſchreiber dieſer Obervogtey in der Verſammlung der Gemeinde vorleſen, und dann auf ihre Koſten drucken ließ, damit ſie einem jeden von der Gemeinde, zur reifern Beherzigung ins Haus gegeben werden möchte. Die Geſellſchaft ſtellt in dieſer Zuſchrift der Gemeinde zuerſt vor, daß ſie bey der Vergleichung ihrer Güter mit denen der Nachbaren ſelbſt einſehen müſſe, daß ihre Landwirthſchaft hinter der von andern Gemeinden weit zurück bleibe. Davon, fährt ſie fort, liege der Grund einzig und allein in dem übertriebenen Laufen derer von Altſtätten in die Stadt, wo der Erwerb in den Fabriken die Stadtgänger freylich in den Stand ſetze, bey leichterer Arbeit leckerhafter zu eſſen und zu trinken, und ſich prächtiger zu kleiden, als den fleißigen Feldarbeitern vergönnt ſey; wo aber zugleich Aecker, Wieſen, und Gärten vernachläſſigt, oder von gedungenen Arbeitern ſpät und unſorgfältig beſtellt würden. Wenn daher die Einwohner von Altſtätten ihre eigene Wohlfahrt lieb hätten; ſo ſollten ſie das bisherige Stadtlaufen einſchränken, oder ſollten wenigſtens einen Theil ihres Verdienſtes auf den Ankauf und die Vervielfältigung von gutem Dünger verwenden. Man wundere ſich mit Recht, daß die Gemeinde noch nicht nach dem Beyſpiele anderer Landleute des Cantons die Ausfuhr von Heu und Stroh ernſtlich gehindert, noch keine Kuhgräben eingeführt, die Wieſen noch nicht mit Obſtbäumen bepflanzt und gehörig zu wäſſern angefangen, und beſonders, daß ſie den Cartoffel- und Kleebau nicht mehr befördert habe. Bey dieſer Gelegenheit erklärt ſich die Geſellſchaft über die verſchiedenen Arten, den Klee zu ſäen, und ermuntert zugleich zu einer vortheilhafteren Anpflanzung beſſerer Reben, und zur Nachpflanzung und ſparſamern Benutzung von Bäumen und Waldungen. — Die Vorſehung erwecke der ökonomiſchen Geſellſchaft in Zürch bald viele Nachfolgerinnen in und außer der Schweiz, und erhalte ihr noch lange alle die patriotiſchen und einſichtsvollen Mitglieder, auf welche ſie ſtolz zu ſeyn Urſache hat.

N. S. Am 26. Jul.

Kaum hatte ich geſtern, und heute Zeit bis hieher zu ſchreiben. Jetzo iſt es entſchieden, daß mein Freund Spittler und ich in Geſellſchaft des Herrn Doct. Huhn aus Curland, und des Herrn Doct. Suter aus Zoſingen morgen unſere Reiſe nach St. Gallen, und von da durch einen großen Theil der gebirgigen Schweiz antreten. Der letztere unter dieſen beiden edelmüthigen jungen Männern hatte es mir ſchon in Göttingen verſprochen, wenn ich wieder in ſein Vaterland käme, mein Begleiter auf einer zweyten Bergreiſe zu ſeyn. Wir alle ſind innig darüber erfreut, daß Herr Doct. Huhn, den Sie, wenn auch nicht perſönlich, wenigſtens aus ſeinen trefflichen Preis- und Probeſchriften kennen, früh genug von Wien aus in Zürch angekommen iſt, um die Alpen mit uns beſteigen zu können. Die Abſchieds-Gedanken, und Abſchieds-Beſuche zerſtreuen mich ſo ſehr, daß ich mich nur mit genauer Noth ſammeln kann, um noch zwo Anmerkungen herzuſetzen, womit ich gerne dieſen Brief über Zürch ſchließen möchte.

Es iſt in der That merkwürdig, daß die Schweiz, die an Meiſterſtücken der Kunſt eher arm, als reich iſt, in den letzten Menſchenaltern verhältnißmäßig viel mehr berühmte Künſtler, beſonders Mahler und Bildhauer hervorgebracht hat, als die meiſten großen Reiche, in welchen ſich die prächtigſten Sammlungen von alten und neuen Kunſtwerken finden. Nicht weniger auffallend iſt es, daß ſich in Zürch, wo man dergleichen am wenigſten erwarten ſollte, mehrere große Mahler durch ſich ſelbſt, und faſt ohne alle Anweiſung gebildet haben. Noch jetzo leben in dieſer Stadt mehrere Mahler, deren Arbeiten von Kennern ſehr geſchätzt werden, und die, wenn ich nicht irre, alle, ausübende Mitglieder von verſchiedenen Handwerks-Zünften ſind. Der geſchickteſte unter dieſen Künſtlern iſt ein reicher Metzger, Ludewig Heß, von welchem ich Landſchaftsſtücke geſehen habe, die in Anſehung der glücklichen Wahl der Gegenſtände, der Zeichnung, und Farbengebung mit den Werken der geprieſenſten Meiſter wetteifern können, und von Engländern begierig geſucht werden. Man ſollte denken, daß Männer von Genie, denen ihre glückliche Muße geſtattet, irgend einer Lieblings-Beſchäfftigung, oder Ergötzung nachzuhängen, eher auf ein jedes anderes Fach, als auf die Mahlerey fallen würden. Wenn aber ihre Neigung ſie einmahl zur Mahlerey hinführt; ſo iſt es natürlich, daß ſie in dem Lande, in welchem ſie leben, die

Landſchaftsmahlerey einer jeden andern Art vorziehen.

Aus einer Mortalitäts-Tabelle, die Herr Höpfner im zweyten Bande ſeines Magazins hat abdrucken laſſen, und worin die Zahl der Gebohrnen und Geſtorbenen in den vornehmſten Städten der Teutſchen Schweiz, (Bern ausgenommen) von den Jahren 1784 und 1785 enthalten ſind, erhellt zwar, daß mehrere andere Städte gleichfalls mehr verlohren, als gewonnen haben, allein keine ſo ſehr, als Zürch. Im Jahre 1784 wurden in Zürch 399 Kinder, alſo ohngefähr ſo viel, als gewöhnlich bey uns getauft; hingegen ſtarben 596 Perſonen, da in Göttingen die Zahl der Geſtorbenen nicht leicht über 300 ſteigt. Im folgenden Jahre ſtarben in Zürch gerade ſo viel, als 1784; der Gebohrnen waren 418, ſo daß auch in dieſem Jahre 176 mehr ſtarben, als gebohren wurden. Eine ſchreckliche Sterblichkeit, die man gewiß nicht aus der ungeſunden Lage der Stadt ableiten kann!

Beten Sie mit mir, daß uns bey dem Erklimmen der Appenzeller, Bündtner, Urner und Berniſchen Hochgebirge kein Unfall begegne! Ich zeichne, wie bisher, das Merkwürdigſte auf, was ich erfahre, und beobachte. Abſchnitte te meines Reiſe-Journals werden Sie durch den Einſchluß meiner Frau erhalten, die für's erſte in dem freundſchaftlichen Schinziſchen Hauſe bleibt, und gegen die Zeit, wann ich mich Bern zu nähern gedenke, in dieſer Stadt eintreffen wird. Zeigen Sie dieſen Brief allen unſern Vertrauten, und entſchuldigen Sie mich, daß ich nicht einem jeden beſonders habe antworten können. Ich bin, u. ſ. w.

Dritter Brief.

St. Gallen, am 28. Jul. 1788.

Geſtern Morgen traten Spittler, und ich in Geſellſchaft unſerer jungen Freunde unſere Reiſe nach St. Gallen an. Ungeachtet wir Zürch erſt nach acht Uhr verließen; ſo kamen wir doch noch vor einbrechender Nacht in Büren an der neuen Brücke an, wo das einzige gute Nachtlager zwiſchen Zürch und St. Gallen iſt. Der neuerbaute Gaſthof iſt ſehr geräumig, hat große und luſtige Zimmer, und was noch wichtiger iſt, reinliche Betten, wiewohl die Sauberkeit von Treppen, und Böden nicht ſo auffallend, und das Ameublement nicht ſo ſchön und reichlich, als in den größern Gaſthöfen der Schweiz iſt. Wir erhielten ſehr gutes Eſſen, noch beſſern Caffee, und eine ſo billige Rechnung, daß wir fürchteten, der Wirth möchte ſich verrechnet haben. Ich zweyfle, daß wir dieſen Fall noch einmahl in der Schweiz erleben werden.

Die Dörfer im innern Thurgäu ſind nicht ſo ſchön, als ich erwartet hatte; allein die Landſchaften ſind ihrer Schweſtern am Boden-See vollkommen würdig. So mahleriſch das Thurgäu ſich vom Boden-See emporhebt, eben ſo mahleriſch ſenkt es ſich zwiſchen Winterthur und Büren wenigſtens an vielen Stellen gegen den See hinab. Man wird nirgends durch einförmige Flächen ermüdet, und hat dennoch gewöhnlich ſehr weite, und hin und wieder unermeßliche Ausſichten. Das ſanft abfallende Gelände (ein treffliches Schweizeriſches Wort, das ich mir ohne Bedenken zueigne,) iſt durchgehends in kleine Thäler, und Hügel zerſchnitten, und in dieſen Thälern, und auf dieſen Hügeln ſind Wieſen und Aecker allenthalben mit regelmäßiggepflanzten Reihen von Obſtbäumen beſetzt, die in einiger Entfernung das Anſehen von Luſtwäldern haben. Die reizenden Hügel, und Gründe neigen ſich in großer Entfernung an den Fuß einer Kette von Bergen, die an ihren untern Theilen bebaut, an den höhern mit Laubholz bewachſen, und auf ihren Gipfeln meiſtens mit Ruinen alter Schlöſſer bedeckt ſind. Eben dieſe Berge öffnen ſich manchmahl ſo tief, daß man glaubt, den Boden-See entdecken zu müſſen, der ſich hinter ihnen herzieht. Schwerlich gibt es weder in Teutſchland, noch in der übrigen Schweiz einen Diſtrict von gleicher Größe, der ſo viele und ſchöne Fernen (Lointains) enthielte, und dem Mahler der ſchönen Natur ſo vielen und mannigfaltigen Stoff darböte, als das Thurgäu.

Die Thur, ſo wie man ſie bey Büren ſieht, iſt den kleinern Flüſſen im ſüdlichen Teutſchlande jenſeits der Donau ganz ähnlich. Gewöhnlich iſt ſie ſo ſeicht, daß ſie weder Schiffe, noch Flöße tragen kann, und dennoch füllt ſie nur einen kleinen Theil des weiten Stein-Betts aus, das ſie ſeit Jahrhunderten aus allerley Geſchiebe gepflaſtert hat. Wenn der Schnee plötzlich auf den Toggenburger Gebirgen ſchmilzt, oder heftige Regen, und Wolkenbrüche fallen; ſo tritt ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt aus ihren niedrigen Ufern, überſchüttet das Land weit und breit mit unfruchtbarem Kies, und verwüſtet ſelbſt ſolche Fluren, Wieſen, und Gebäude, die man außer den Gränzen ihrer zerſtörenden Fluthen glaubte. An den niedrigen und flachen Ufern ſieht man nichts, als Binſen, oder binſenartige Gräſer, und niedriges Geſträuch, das allein zwiſchen dem faſt nackten Geſtein kümmerliche Nahrung findet. Die Geſchiebe der Thur beſtehen ganz, oder doch größtentheils aus abgerundeten Kalkſteinen; wenigſtens ſind mir gar keine Bruchſtücke von Granit, oder Gneis, oder andern Kieſelartigen Felſen in die Augen gefallen.

In der ſogenannten alten Landſchaft, oder dem Fürſtlich-St. Galliſchen Gebiete iſt, nach dem bloßen Anblick zu urtheilen, der Boden weder ſo fruchtbar, noch ſo gut angebaut, als in Thurgäu; wiewohl auch im letztern der Obſtbau dem eigentlichen Ackerbaue hin und wieder zu ſchaden ſcheint. Die Häuſer der St. Galliſchen Unterthanen ſind im Durchſchnitt ganz aus Holz gebaut, und auch um vieles kleiner, als die Wohnungen der Thurgäuiſchen Landleute. In der alten Landſchaft ſind beide Geſchlechter weder groß, noch ſchlank, oder ſchön, und ihre Trachten, beſonders die der Weiber, ſind noch häßlicher, als ihre Bildungen. In beiden Rückſichten ſtimmen die Unterthanen des Abbts von St. Gallen mit den Einwohnern mancher Provinzen des ſüdlichen Teutſchlandes, am meiſten aber mit den Landleuten im Canton Zürch, und in einem Theile des an das Zürchiſche gränzenden Berner Gebiets überein.

Ohngefähr eine Stunde vor St. Gallen hatten wir eine Erſcheinung, die wir durch die Vereinigung aller unſrer Kräfte und Kenntniſſe nicht erklären konnten. Wir ſahen auf einmahl an dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges einen breiten blendend weiſſen Streifen, wie eine Binde, oder ein Diadem hergezogen. Nach dem erſten Anblick hätte man das, was uns ſo täuſchend entgegen ſchimmerte, für eine Schichte von friſch gefallenem Schnee halten müſſen, wenn nicht der durch den Anblick ſelbſt gleich erregte Gedanke an die Jahrszeit, worin wir gegenwärtig ſind, und an die mäßige Höhe des Berges dieſe Vermuthung unterdrückt hätte. Da wir es unmöglich fanden, daß noch gegen das Ende des Julius auf einem ſolchen Berge Schnee liegen könne; ſo hielten wir den weißen Streifen für eine Wand, oder einen Steinbruch in einem weißen Kalkfelſen, wiewohl uns das, was wir nicht erklären konnten, auch für dieſe Vorausſetzung zu weiß ſchien. Wir wandten uns daher an unſern Kutſcher, der eine Zeitlang hinter uns zurückgeblieben war. Dieſer löſte uns das verwirrende Räthſel bald auf, indem er uns ſagte, daß der weiße Streifen eine Bleiche ſey: woran niemand gedacht hatte, weil keinem unter uns jemals eine Bleiche in einer ſolchen Höhe vorgekommen war. — Wenn man ſich der Stadt St. Gallen nähert, ſo merkt man es an der reichern Bekleidung der Berge, und an dem ſtärkern Graswuchſe in den Wieſen, daß man in eine Gegend komme, wo der Boden beſſer gepflegt wird, und alſo auch mehr einbringt, als in dem Theile der Landſchaft, den man ſo eben zurückgelegt hat.

Am 30. Jul. Morgens um 6 Uhr.

Wir haben den geſtrigen, und die Hälfte des vorgeſtrigen Tages mit Spatziergängen auf die nahgelegenen Berge, mit Beſuchen, und mit dem Beſehen der vornehmſten Merkwürdigkeiten der Stadt zugebracht. Unſer ehemalige Mitbürger, Herr Doctor Zollikofer, und Herr Banquier Girtanner, der jüngere, nahmen uns mit zuvorkommender Gaſtfreundlichkeit auf, und machten uns mit den meiſten Gelehrten ihrer Vaterſtadt bekannt. Wir wollten heute früh zu Fuß nach Heriſau aufbrechen; allein Herr Doctor Zollikofer erbot ſich, uns nebſt ſeinem Schwager, Herrn Schlatter, einem der angeſehenſten Kaufleute, im Wagen zu begleiten; und wir nahmen dies gütige Anerbieten um deſto eher an, da wir an dieſen Herren nicht bloß angenehme Geſellſchafter, ſondern auch kundige Begleiter finden. In einer guten Stunde werden wir abreiſen, und bis dahin ſchreibe ich einen Theil meiner Bemerkungen über St. Gallen nieder.

Die Stadt St. Gallen iſt mehr dauerhaft, als ſchön gebaut. Die Straßen ſind nicht ſo enge, und uneben, als in der Altſtadt Zürch; das Pflaſter iſt aber in beiden Städten höchſtens mittelmäßig. Man ſchätzt die Bevölkerung von St. Gallen gewöhnlich auf 8000, ſo wie die Unterthanen in Bürglen, und andern der Stadt zugehörigen Herrſchaften auf 4000 Seelen; allein ich glaube, daß die erſte dieſer Zahlen, die von manchen noch um einige Hunderte vermehrt wird, zu groß angegeben ſey, wenn anders das Verzeichniß der Gebohrnen und Verſtorbenen richtig iſt, das im Höpfneriſchen Magazin ſteht. Im Jahre 1784 wurden in St. Gallen 140, und im folgenden 156 Kinder getauft, und in dem erſten von dieſen beiden Jahren ſtarben 203, und in dem andern 189 Perſonen. Wenn man annimmt, daß in St. Gallen verhältnißmäßig ſo viel Kinder gebohren werden, als in Zürch; ſo kann die erſtere Stadt nicht zwey Drittheile der Volksmenge der letztern enthalten. Man gibt in St. Gallen zu, was auch aus den mitgetheilten Datis erhellt, daß jährlich mehr Menſchen ſterben, als gebohren werden: eine merkwürdige Erſcheinung in einer ſo mäßigen Stadt, die einen ſo großen Handel, und wie man denken ſollte, eine dieſem Handel entſprechende Betriebſamkeit beſitzt!

In Anſehung des Handels kann St. Gallen nicht bloß mit Zürch wetteifern, ſondern hat vielleicht der ungünſtigeren Lage ungeachtet, vor dieſer Neben-Buhlerinn einige Vorzüge. Wenigſtens finden ſich unter den funfzig bis sechzig St. Galliſchen Handlungshäuſern, die Geſchäffte im Großen treiben, viel reichere, als in Zürch, und man nennt unter den St. Galliſchen Kaufleuten einige, die eine Million, und darüber beſitzen ſollen. Von allen übrigen Seiten aber, beſonders in Anſehung der Verfaſſung, der Lehr- und Erziehungs-Anſtalten, der Gelehrſamkeit, und ihrer Ermunterungen und Hülfsmittel bleibt St. Gallen ſehr weit hinter Zürch zurück.

So wenig eine jede Stadt einen ſolchen Handel führen kann, als St. Gallen; eben ſo wenig können alle Staaten eine gleich gute Verfaſſung haben. Wenn ich alſo an der Verfaſſung von St. Gallen, oder andern Schweizeriſchen Freyſtaaten gewiſſe Mängel tadle; ſo thue ich dieſes nicht deßwegen, weil ich glaube, daß man eine jede mangelhafte Regierungsform plötzlich umändern müſſe, ſondern um aus der Verfaſſung gewiſſe Phänomene zu erklären, die ſich ſonſt gar nicht erklären laſſen. - Jedes Regiment hat ſeine eigenthümliche Vorzüge und Gebrechen, und nicht ſelten ſind gewiſſe charakteriſtiſche Vorzüge die Urſache, daß manche von ihnen unzertrennliche Nachtheile ſich entweder gar nicht, oder ſehr ſchwer heben laſſen. Man darf ſich alſo auch nicht wundern, daß eben die Verfaſſung, unter welcher die Handlung in St. Gallen ſo ſehr aufblühte, andern gemeinnützigen Einrichtungen weniger günſtig war.

Die Verfaſſung in St. Gallen iſt nicht nur dem Buchſtaben der Grundgeſetze zufolge ſondern auch in der That überwiegend demokratiſch, und im eigentlichſten Verſtande ein Zunft-Regiment. Die Bürgerſchaft iſt in ſechs Zünfte abgetheilt, unter welchen eine jede mehrere Handwerke, oder Handtierungen unter ſich begreift. Außer den ſechs Handwerkszünften gibt es noch eine Geſellſchaft, zum Noten- oder Noten-Feſt-Stein genannt, zu welcher die ſeit langer Zeit in der Stadt anſäſſigen adelichen Geſchlechter, und die Kaufleute von guten Häuſern gehören. Aus dieſer Geſellſchaft, welche die vornehmſten und reichſten Bürger enthält, können zwar einige Mitglieder des kleinen Raths durch eine freye Wahl genommen werden; allein ſie hat keinen beſtimmten geſetzmäßigen Antheil an der

Regierung, das heißt, an der Beſetzung des kleinen und großen Raths, wie eine jede der ſechs Handwerks-Zünfte. Der kleine Rath, der die täglich vorkommenden Regierungs-Geſchäffte beſorgt, beſteht aus vier und zwanzig Mitgliedern: aus drey Bürgermeiſtern, die von der geſammten Bürgerſchaft erwählt werden; aus zwölf Zunftmeiſtern, von denen eine jede Zunft zween hergibt; und dann aus neun Rathsherren, die der kleine Rath ohne Rückſicht auf Zünfte aus der ganzen Bürgerſchaft erkieſt. Reiche und arbeitſame Kaufleute, welche dieſe Wahl trifft, lehnen ſie gewöhnlich ab, und bezahlen wegen dieſer Weigerung beträchtliche Bußen; wie es heißt, aus dem Grunde, weil ſie durch die Arbeiten, welche eine ſolche Würde mit ſich bringt, und durch den Verluſt der Zeit, den die Rathsverſammlungen verurſachen, in ihren Handlungsgeſchäfften zu ſehr geſtört werden. Ungeachtet ich durchgehends denſelbigen Grund von der Abgeneigtheit der Kaufleute gegen die öffentlichen Aemter habe anführen hören; ſo ſollte man doch faſt vermuthen, daß er mehr Vorwand, als wahre Urſache ſey. Denn in allen Freyſtaaten hindern öffentliche Würden und Geſchäffte mehr oder weniger die Berufsarbeiten, und dennoch drängt man ſich allenthalben außer St. Gallen zu öffentlichen Ehrenſtellen zu. Freylich aber hat St. Gallen keine reiche Vogteyen zu vergeben, die zur Theilnehmung an der Regierung reizen könnten, und überdem macht die Kaufmannſchaft einen beſondern Cörper aus, der ſeine eigenen Angelegenheiten nach Gutdünken beſorgt, und ſelbſt das ganze Poſtweſen übernommen hat. Viel unbegreiflicher, als die Enthaltung der reichen Kaufleute von der Rathsherren-Würde, iſt mir dieſes, daß in einer Stadt, die ein ſolches Regiment, als St. Gallen hat, adeliche Geſchlechter geblieben ſind *).

Der große Rath enthält neunzig Mitglieder. Er erwächſt daher, daß der kleine Rath noch eilf Genoſſen aus jeder Zunft an ſich zieht. Die großen Räthe werden die *Elfer* genannt, und werden vom kleinen Rath aus ſechs Perſonen gewählt, welche die Vorgeſetzten einer jeden Zunft vorſchlagen. Die Zunftmeiſter ſelbſt werden von den Zunftgenoſſen aus den Elfen durch heimliches Stimmen, oder durch die ſogenannte Raune erkohren. Wenn man auch annähme, was man niemahls annehmen kann, daß die neun Rathsherren von freyer Wahl, und die drey Bürgermeiſter nicht aus den Zünften ausgehoben wären; ſo hätten doch auch in dieſem Fall die Abgeordneten der Zünfte im großen Rath ein ſo entſchiedenes Uebergewicht über die Nicht-Zunftgenöſſiſchen Mitglieder, daß dieſe niemals etwas gegen die erſtern ausrichten, oder wider ihren Willen durchſetzen könnten. Dieſer große Rath nun, der faſt ganz aus Handwerkern beſteht, übt den größten Theil der oberſten Gewalt aus. Er vergibt, oder beſtätigt Aemter, entſcheidet bürgerliche und peinliche Sachen in der letzten Inſtanz, und ordnet die Bürgerſteuer, die nebſt den Zöllen den Hauptzweig der öffentlichen Einkünfte ausmacht. Man kann gar nicht zweyfeln, daß unter den Bürgermeiſtern, Rathsherren, Zunftmeiſtern, und großen Räthen in St. Gallen viele rechtſchaffene, verſtändige, und der vaterländiſchen Geſetze kundige Männer ſeyen, allein gemeiner Menſchenverſtand, und gemeine Kenntniſſe reichen in unſern Zeiten nicht mehr hin, einen Staat gut zu regieren. Es werden, wenn auch nicht mehr, als gemeine Fähigkeiten, wenigſtens mehr als gemeine Einſichten, und mehr als gewöhnliche Ausbildung von Kräften erfordert, um alte Mißbräuche zu erkennen, und mit Muth zu beſtreiten, und beſonders um neue nützliche Anſtalten zu entwerfen, oder kräftig zu unterſtützen, und mit Nachdruck auszuführen.

---

*) Wenn ein Adelicher gleiche Rechte mit ſeinen nicht edeln Mitburgern erhalten, und gleich dieſen die untern Stuffen der Regierung betreten, das heißt, wenn er Eilfer, Zunftmeiſter und Stadtrichter werden will; ſo muß er ſich auf eine gewiſſe Art ſeines Adels begeben, und außer ſeiner Zunft noch eine andere Handwerks-Zunft annehmen. Ohne dieſen Uebergang in den Orden der Plebeier können Adeliche nicht anders Antheil an der Regierung erhalten, als wenn ſie ſogleich zu Rathsherren, oder Stadthaltern, (wozu man gemeiniglich Adeliche zu nehmen pflegt), erwählt werden.

Wenn die Bildung der Jugend, und die Aufklärung des Volks allein von der Zahl der Lehrer von beiden abhinge; ſo würde es in Europa vielleicht keine Stadt von ähnlicher Größe geben, die St. Gallen von dieſer Seite gleichkäme. Mir iſt wenigſtens im Proteſtantiſchen Europa keine Stadt bekannt, die verhältnißmäßig ſo viele in Aemtern ſtehende geiſtliche Perſonen enthielte, als St. Gallen. Nach einem gedruckten Verzeichniſſe, das ich vor mir habe, beſoldet St. Gallen 27 Prediger, unter welchen nur drey aus der Zahl der Profeſſoren und Schullehrer genommen ſind. Die Schule iſt mit einem Rector, und acht Unter-Lehrern beſetzt, und außer dieſen ſind ſeit 1712 zwölf Profeſſoren angeſtellt, unter welchen junge Geiſtliche ihre Studien vollenden können.

Die Stiftungen der Vorfahren für Kirchen und Schulen mögen ſo reichlich geweſen ſeyn, als ſie immer wollen; ſo iſt es doch unmöglich, daß daraus eine ſo große Anzahl von Jugend- und Volkslehrern hinlänglich belohnt werden könnte. Unter den Predigern hat vielleicht einer oder der andere, der ſo glücklich iſt, ſich durch ſeine Predigten einen vorzüglichen Beyfall zu verſchaffen, ein reichliches Auskommen; allein die übrigen, und ſo auch die Lehrer der Jugend erhalten für alle ihre Arbeiten kaum oder nicht einmahl ſo viel, als ſie nöthig haben, um mit ihren Familien nothdürftig beſtehen zu können. Natürliche Folgen der kärglichen Belohnungen gelehrter Verdienſte und Arbeiten ſind dieſe: daß dadurch der Geiſt des Gelehrten niedergeſchlagen, und die Kinder wohlhabender Familien von dem gelehrten Stande um deſtomehr abgeſchreckt werden, da in einer gewerbvollen und handelnden Stadt Gelehrſamkeit eben ſo wenig Anſehen, als Reichthum, oder Wohlſtand bringt. Eine andere ſchädliche Wirkung der drückenden Lage von Gelehrten iſt die Unfähigkeit der letztern, die Hülfsmittel anzuſchaffen, die man braucht, um in ſeinem Fache, und mit ſeinen Zeitgenoſſen vorwärts zu gehen. Kein Wunder alſo, wenn der Buchhandel, und die Buchdruckereyen in

St. Gallen ſo unbedeutend, als in kleinen Land- und Municipal-Städten, und viel weniger beträchtlich, als ſelbſt in Winterthur ſind. Die Stadt- und Cloſter-Bibliothek enthalten viele ſeltene Handſchriften, manche große und ſeltene Werke, und viele alte Bücher; allein in beiden mangeln die unentbehrlichſten neuern Schriften in den Hauptzweigen der Litteratur. So intereſſant ſie alſo Bücherkennern, und Alterthums- oder Geſchichtforſchern in manchen Rückſichten ſeyn mögen; ſo unbefriedigend ſind ſie für den Gelehrten, der ſich mit allen wichtigen Schriften ſeines Fachs bekannt machen will.

Die Klagen der Lehrer der Jugend über die Unzulänglichkeit ihrer Beſoldungen wurden vor einigen Jahren ſo laut und dringend, daß ſie auf einmahl in der Regierung ſowohl, als in der Bürgerſchaft einen allgemeinen und lebhaften Eifer hervorbrachten, den Zuſtand derſelben zu verbeſſern. Die Sammlungen, die man in dieſer Abſicht bey der Bürgerſchaft anſtellte, brachten 18900 Gulden ein, unter welchen 300 fl. von den Vorſtehern der Franzöſiſchen Gemeinde eingeliefert wurden. Ueberdem verſprach das Kaufmänniſche Directorium auf zehn Jahre jährlich 1000 fl. und die Obrigkeit eben ſo lange jährlich 1100 fl. zur Vermehrung des Schulfonds herzuſchießen. Bey aller dieſer bewundernswürdigen Freygebigkeit der Regierung, und der reichen Bürgerſchaft in St. Gallen, wodurch die Beſoldungen aller Schullehrer jährlich um 100 fl. ſind vermehrt worden, wird es doch noch lange dauern, bis die letztern Urſache haben, mit ihrem Zuſtande zufrieden zu ſeyn.

Einſichtsvolle Männer haben ſchon mehrmahl darauf angetragen, die Zahl der Predigten, und der Prediger zu vermindern, um das Schickſal der letztern verbeſſern zu können. Dieſe Vorſchläge fanden aber bisher kein Gehör. Man läßt noch immer an jedem Tage der Woche, und am Sonntage faſt in jeder Stunde des Tages predigen, ohne zu bedenken, daß durch dieſe häufigen Predigten nicht ſowohl Frömmigkeit und Tugend, ſondern vielmehr eine der gehofften ganz entgegengeſetzte Wirkung, Geringſchätzung des geiſtlichen Standes, und des öffentlichen Unterrichts in der Religion hervorgebracht wird. Ich habe nirgends ſo viele luſtige Erzählungen über lächerliche, oder unbeſuchte Predigten, als in St. Gallen gehört.

St. Gallen, am 30. Jul.

An ſtatt in Heriſau zu bleiben, kehrten wir geſtern mit unſern St. Galliſchen Freunden wieder nach St. Gallen zurück, wo wir nicht nur ein beſſeres Nachtlager, als in Heriſau erwarten konnten, ſondern auch noch Gelegenheit hatten, mehrere merkwürdige Dinge zu ſehen. Unſere Träger ſind geſtern von Heriſau nach Gaiß gegangen. Wir werden dieſen Morgen folgen, ſo bald ſich die mit dicken Dünſten angefüllte Luft aufheitern wird. Bis dahin fahre ich fort, Ihnen meine Bemerkungen über St. Gallen mitzutheilen, von denen Sie den Reſt aus Gaiß, oder gar aus dem Pfeffers-Bade erhalten werden.

Bey der großen Menge von reichen, oder wohlhabenden Kaufleuten, die in St. Gallen wohnen, iſt es nicht anders möglich, als daß in dieſer Stadt ein gewiſſer Aufwand herrſche. Dieſer Aufwand zeigt ſich nicht ſowohl in modiſchen und koſtbaren Kleidern und Putz, wiewohl wir über die Trachten und den Putz der angeſehenen Frauenzimmer aus Mangel hinlänglicher Erfahrung nicht entſcheidend urtheilen können; noch weniger in neuen und geſchmackvollen Möblen, ſondern in Gärten, Gartenhäuſern, und Equipagen, die aber, wie ich vermuthe, aus derſelbigen Urſache vielmehr koſtbar, als ſchön ſind. Faſt alle reichere Einwohner haben eine Zeitlang in Frankreich, Italien und Teutſchland gelebt, oder wenigſtens Reiſen in dieſe Länder gemacht, und haben eben deßwegen Gelegenheit gehabt, neue und ſchöne Muſter aller Art kennen zu lernen; allein ſie finden in ihrer Vaterſtadt keine Arbeiter, die ihrem Geſchmack genugthun, und ihre Entwürfe ausführen können; und fremde Arbeiten und Arbeiter darf man nicht kommen laſſen, ausgenommen, wenn die letztern ſich bequemen wollen, als Geſellen bey einheimiſchen Meiſtern zu arbeiten, welches man geſchickten Fremdlingen nicht einmahl zumuthen kann. Aus Mangel alſo von geſchickten Arbeitern muß man die neuen Häuſer, wie die alten bauen, und nach der Weiſe der Verfahren auszieren, oder möbliren laſſen. Die Zimmer ſind groß, aber nach dem Verhältniſſe ihrer Größe nicht hoch, und hell genug. Oefen, Canapees, Stühle, Commoden, Schränke und Tiſche ſind noch viel ſeltener, als in Zürch, nach neuen und gefälligen Zeichnungen, oder aus ſchönen auswärtigen Hölzern gearbeitet; und ein Teutſcher kann daher dem Zunftzwange, und dem Zunftregiment, auch aus dem Grunde nicht gewogen ſeyn, weil er die reichern Einwohner mancher Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten beraubt, auf welche ſie wegen ihres großen durch Fleiß und Kenntniſſe erworbenen Vermögens die gerechteſten Anſprüche haben.

Ueber die Sitten in St. Gallen, kann ich nach eigenen Beobachtungen nicht urtheilen. In der übrigen Schweiz behauptet man, daß manche St. Galler, die ſich lange in Italien und im ſüdlichen Frankreich aufhielten, ausländiſche Laſter und deren Folgen in ihre Vaterſtadt zurückgebracht haben. Auch ſoll die eheliche Treue in St. Gallen nicht ſo allgemein, und der Umgang der Jugend von beiderley Geſchlecht viel freyer, als in andern Schweizeriſchen Handelsſtädten ſeyn. Im Winter werden häufige Bälle, und wenn Wetter und Wege es erlauben, Schlittenfahrten nach Rorſchach, oder andern umliegenden Orten angeſtellt, wo ſolche Luſtpartieen, an welchen bloß junge Leute Theil nehmen, meiſtens mit ſpäten nächtlichen Tänzen geſchloſſen werden, ohne daß jemahls, wie man in St. Gallen verſichert, eine jungfräuliche Unſchuld dabey gelitten hätte. Nicht weniger lobenswürdig, als die Züchtigkeit der jungen St. Galliſchen Schönen iſt die Sparſamkeit, und Genügſamkeit der reichen St. Galliſchen Kaufleute, und übrigen Einwohner in der Einrichtung eines Clubbs, der alle Tage gehalten wird, wo man Zeitungen, und politiſche Journale leſen, oder ſpielen, oder ſich auch unterreden kann, und wovon die gemeinſchaftlichen Unkoſten halbjährlich nicht höher, als auf einen Louisd'or für jedes Mitglied ſteigen.

Die Lage von St. Gallen wird auch ſchwerlich ein warmer Patriot vorzüglich ſchön finden. St. Gallen iſt von zween Seiten ſo nahe von Bergen eingeſchloſſen, daß die Stadt beynahe den ganzen Raum zwiſchen denſelben ausfüllt. An den Füßen, oder Abhängen, oder auf den Rücken dieſer Berge ſind die Land- oder Gartenhäuſer der St. Galler zerſtreut; meiſtens aber dienen ſie zu Weiden, oder Wieſen, die friſch und grünend ſind, weil ſie gut gewäſſert und gedüngt werden. Auf beiden Bergen, vorzüglich auf dem an der rechten Hand, der, wenn ich recht gehört habe, der Rudenzügi heißt, hat man eine treffliche Ausſicht auf die Ufer des Boden-Sees, und in das Appenzeller-Land, deſſen Alpen mit Sennhütten, und andern Wohnungen dicht beſetzt ſind. Aus den Landhäuſern im Thal hat man gewöhnlich einen beſchränkten Geſichtskreis, oder wenn dieſer auch offener und ausgebreiteter iſt, ſo wird er meiſtens durch die Bleichen verderben, die nach beiden Seiten der Stadt weit fortlaufen. Dieſe Bleichen erwecken zwar beym erſten Anblick angenehme Bilder von Betriebſamkeit, und Wohlſtand, allein ſie ermüden ſehr bald durch ihre Einförmigkeit, und beleidigen ſogar das Auge durch ihre blendende Weiße, die im Sonnenſchein kaum auszuhalten iſt. Auffallend war es uns, daß man das Waſſer zum Begießen der Leinwand zum Theil aus kleinen oder engen Gruben ſchöpft, die kein reines Waſſer zu enthalten ſcheinen.

Leben Sie wohl. Die Barometer ſteigen. Die Berge entwölken ſich, und Wetterkenner verſprechen uns, daß der feine Nebel, der noch fällt, bald aufhören werde.

Vierter Brief.

Gaiß, am 30. Jul.

Liebſter Freund!

Wie eitel ſind die Hoffnungen und Verheißungen der Menſchen! Wir verließen St. Gallen heute nach acht Uhr, in der gewiſſen Erwartung, daß der Nebelregen, der uns einige hundert Schritte von der Stadt einholte, bald aufhören, und uns den heitern Himmel zeigen werde. Allein leider! wurden die Wolken immer dichter, und niedriger, der Regen immer ſtärker, und dieſer Regen dauerte fort, bis wir nach Gaiß kamen. Ungeachtet Gaiß von St. Gallen nur drey ſtarke Stunden entfernt iſt; ſo hat uns doch dieſer erſte Gang ſehr ermüdet, weil die Fußſteige beſonders durch die Wieſen ſehr ſchlüpfrig, und wir gezwungen waren, uns bey dem ſchwülen Wetter in unſere Mäntel zu hüllen, um nicht ganz durchgenäßt zu werden. Bey unſerer Ankunft in Gaiß machten wir einen ſo ſeltſamen Aufzug, daß wir die Aufmerkſamkeit der an den Anblick von Fremden gewohnten Einwohner vorzüglich rege machten. Unter dieſen rief uns ein Landmann, der uns nur von hinten ſah, und auch gerne von vorne ſehen wollte, mit einer mächtigen Stimme nach, als wenn er uns etwas ſehr wichtiges zu ſagen hätte. Auf dieſen Zuruf wendeten wir uns alle um, und da wir durch dieſe Bewegung die Neugierde des Appenzellers befriedigt hatten, ſo ſagte er uns ganz gelaſſen, daß wir nur weiter gehen könnten. Wir bleiben heute und morgen hier, ſowohl um einige benachbarte Berge zu beſteigen, als um die Alpen und niedrigen Gründe etwas abtrocknen zu laſſen, die nach einem heftigen Regen den Weg über den hohen Camer nach Sennwald äußerſt beſchwerlich, und ſelbſt gefährlich machen. Ich habe Ihnen noch ſo vieles über St. Gallen und Heriſau zu ſagen, daß ich nothwendig einen gewaltigen Sprung in meiner Erzählung machen müßte, wenn ich nicht heute und morgen das Verſäumte nachholen könnte.

Ungeachtet St. Gallen weder an einem ſchiffbaren Fluſſe, noch an einem See liegt, und ungeachtet es bis vor wenigen Jahren nicht einmahl durch gemachte Wege zugänglich war; ſo war doch dieſe Stadt ſchon ſeit vielen Jahrhunderten zuerſt wegen des reichen Stifts, und dann nach dem Verfall von Conſtanz durch die Fabriken und

Capitaliſten, die aus dieſer Stadt nach St. Gallen zogen, der Hauptmarkt, wohin alle umliegende Gegenden ihren Ueberfluß brachten, und wo ſie wiederum das ihnen abgehende einkauften. Schwaben ſendet noch immer nach St. Gallen den größten Theil des Getraides, und das Thurgäu den größten Theil ſeines Flachſes, Obſts und Moſts, welche das Toggenburger- und das Appenzeller-Land, und auch die alte Landſchaft brauchen. Dieſe Zufuhr aus Schwaben, und dem Thurgäu iſt ſo beträchtlich, daß an jedem Donnerstage von Rorſchach, oder wie es gewöhnlich ausgeſprochen wird, Roſchach, hundert vierſpännige Wägen, und im Herbſte zur Marktzeit täglich wol viermahl ſo viel nach St. Gallen kommen. Das Rheinthal führt der Stadt St. Gallen Obſt, und vorzüglich Wein zu, der von St. Gallen aus in alle umliegende Gegenden verſandt wird. Die alte Landſchaft liefert Getraide, Obſt, und Flachs, und das Toggenburger- und Appenzeller-Land die Producte ihrer Heerden, und ihrer Betriebſamkeit: denn vorzüglich aus St. Gallen holen die Toggenburger und Appenzeller, die Unterthanen des Abbts, und ſelbſt viele Schwaben die Baumwolle, und den Flachs, den ſie ſpinnen, das Garn, das ſie weben, und die Leinwand, die ſie bleichen, oder durch ihre Weiber und Töch-

ter

ren ſticken laſſen. Man ſchätzt die Zahl der Spinner, und Spinnerinnen, der Weber und Stickerinnen, die aus der Stadt St. Gallen das ganze Jahr durch ihre Arbeit erhalten, auf 80 bis 100000, und die Zahl der Stickerinnen allein, die von St. Galliſchen Kaufleuten und Fabricanten beſchäfftigt werden, auf 30 bis 40000. In St. Gallen ſelbſt wird mehr geſtickt, als geſponnen, und mehr geſponnen, als gewoben, weil die Keller zum Weben ſich nicht ſo leicht in der Stadt, als auf dem Lande einrichten laſſen.

Schon dieſe Angaben ſind hinreichend, Ihnen von der Größe der St. Galliſchen Handlung einen Begriff zu geben. Weil man aber die Richtigkeit der angegebenen runden Zahlen bezweyfeln könnte; ſo will ich Ihnen andere Data anführen, für deren Zuverläſſigkeit ich mich verbürgen kann.

Im verfloſſenen Jahre wurden allein auf den acht St. Galliſchen Bleichen gebleicht:

	Stücke
Von guter, oder ſogenannter Conſtanzer Leinwand, jedes Stück zu 56 Pariſer Stab gerechnet — —	3814
Von gefärbter Leinwand, oder ſogenannter Farbwaare — —	3536

Von

	Stücke
Von Muſſelinen, Baſins und Cambrais — — — — —	31637
Von gröberer, oder ſogenannter ſtäter Leinwand, oder Futtertuch —	21448
Von andern baumwollenen Tüchern	18993

Von dem dritten und vierten Artikel hält das Stück nur 40 Pariſer Stab.

In dieſem Verzeichniſſe ſind alle die baumwollenen Tücher nicht mitgerechnet, welche die Indienne-Fabriken, deren fünf bis ſechs in St. Gallen ſind, haben bleichen laſſen; noch weniger alle die Stücke, die für St. Galliſche Rechnung auf zwölf bis vierzehn Bleichen in der Nachbarſchaft gebleicht worden ſind.

Um Sie in Stand zu ſetzen, nicht bloß über die Größe des Handels der ganzen Stadt, ſondern auch über den Vertrieb einzelner Häuſer zu urtheilen, will ich noch eine Tabelle von der Leinwand, und den baumwollenen Tüchern beyfügen, welche ein einziges Haus, das überdem in Rouen eine große Fabrik angelegt hat, bloß auf den St. Galliſchen Bleichen hat bleichen laſſen.

	Stücke
An ſogenannter Conſtanzer Leinwand	543
An gefärbter Waare — —	21

An

	Stücke
An Muſſelinen, Cambrai's, und Parchent — — — — —	3255
An gröbern baumwollenen Tüchern	592
Noch — — — — —	881

Eben dies Handlungshaus kaufte noch viele hundert Stücke, die ſchon gebleicht waren, und ließ endlich viele hundert Stücke in Heriſau, Roſchach, und andern Orten bleichen.

Aus den angeführten Tabellen erhellt, daß die eigentliche Leinwand, die für St. Galliſche Kaufleute verarbeitet wird, nicht den zehnten Theil der baumwollenen Zeuge ausmacht, die jetzd für Rechnung eben dieſer Kaufleute verfertigt werden. Die erſten Muſſelin-Fabriken wurden im Jahre 1753 errichtet, und von St. Gallen aus pflanzte ſich dieſer wichtige Zweig der Induſtrie allmählich in die übrige Schweiz fort. Man fürchtet auch in St. Gallen viel weniger die Verbote der Einfuhr großer Fürſten, als die Concurrenz der Engländer, von welchen man geſteht, daß ſie es in kurzer Zeit in der Fabricirung von Muſſelinen unglaublich weit gebracht haben.

Um den Muſſelin-Handel im Großen zu treiben, muß man nothwendig ſehr große Fonds in Händen haben, indem es wenigſtens zwey, auch drittehalb, oder drey Jahre dauert, bevor der Kaufmann ſeine Gelder aus der verkauften Waare zurück erhält. Die Baumwolle, oder das baumwollene Garn muß in großen Vorräthen mit baarem Gelde eingekauft, und Spinner, Weber, Stickerinnen, und Verkäufer, oder Unterhändler müſſen wöchentlich, oder bey der Lieferung baar bezahlt werden. Wenn der Weber, oder Verkäufer ſeine Arbeit, oder Waare gebracht hat; ſo muß man ſie bleichen, ſticken, ſtampfen, und wenn ſie in der Walke gelitten haben, von geſchickten Arbeiterinnen mit der Nadel ſo ausbeſſern laſſen, als wenn die Löcher vom Weber ſelbſt wären ausgebeſſert worden. Die Stickerinnen allein behalten Stücke oft viele Monate, bisweilen anderthalb bis zwey Jahre im Hauſe, wenn ſie entweder viele Arbeit haben, oder nicht fleißig ſind, oder auch krank werden. Wenn endlich die Muſſeline ganz fertig ſind, ſo muß der Kaufmann Beſtellungen, oder Käufer abwarten, und kann nur alsdann auf einen ſtarken Abſatz rechnen, wenn er langen Credit zu geben im Stande iſt.

Es iſt ſelbſt für einen Nichtkenner äußerſt intereſſant, eine Niederlage von Muſſelinen und andern baumwollenen Zeugen, beſonders aber das Muſterbuch eines großen Kaufmanns zu ſehen,

hen, worin alle die Zeichnungen enthalten ſind, nach welchen man Muſſeline hat wirken, und ſticken laſſen, oder noch wirken und ſticken läßt. Ein ſolches Buch kann man nicht durchblättern, ohne über die Fruchtbarkeit des Genies der Zeichner, oder Erfinder, und zugleich über die unbeſchreibliche Mannigfaltigkeit des Geſchmacks zu erſtaunen, die in derſelbigen Zeit in verſchiedenen Ländern herrſcht. In Frankreich und Teutſchland verlangt man jetzt keine andere Muſſeline, als die mit kleinen oder mäßigen Blumen durchwirkt und geſtickt ſind. In Pohlen und Rußland trägt man am liebſten Muſſeline mit großen Blumen, die oft mit bunten Farben, oder gar mit Goldfäden geſtickt ſind. Die Preiſe von ganzen Muſſelin-Stücken, die in der Nachbarſchaft von St. Gallen gewoben und geſtickt ſind, ſteigen von einem bis 12 neuen Franzöſiſchen Louisdor. Viel theurer ſind die feinſten Indiſchen Muſſeline, die man in der Schweiz ſticken läßt. Denn ſo fein auch die Toggenburger und Appenzeller ſpinnen; ſo können ſie doch die Indiſchen Spinner nicht einmahl in großen Entfernungen erreichen, wovon man in St. Gallen den Grund darin ſucht, daß die feinſte Baumwolle nie nach Europa gebracht werde: ein Factum, das mir ſehr zweyfelhaft ſcheint. Der feinſte Flachs kann von der künſtlichſten Hand nie ſo zart, als die feinſte Baumwolle geſponnen werden. Aus einem Pfunde des beſten Flachſes kann man höchſtens 80 bis 90 Schneller ſpinnen, jeden Schneller zu 1000 Fäden gerechnet, von welchen wiederum jeder 4 Schuh oder 48 Zoll lang iſt. Aus einem Pfunde der beſten Baumwolle hingegen kann man 140 bis 150 Schneller herausbringen. Man zeigte uns Garn, wovon ſechszig Schneller ein Pfund wogen, und ſchon dies Garn ſchien uns ſo fein, daß wir es faſt für unmöglich hielten, daß ein Faden noch feiner geſponnen werden könne. Ein guter Weber kann täglich von 30 oder 48 Creuzern bis zu einem Gulden, oder 1 fl. 12 Creuzern, verdienen; ein Spinner, oder Spinnerin aber erwirbt bey dem größten Fleiße täglich nicht mehr, als 10, 12, höchſtens 15 Creuzer.

Ungeachtet die fürſtliche Abbtey in dem Umfange der Stadt eingeſchloſſen, und von der Stadt nur durch eine Mauer abgeſondert iſt; ſo iſt doch die Verbindung zwiſchen den Mitgliedern des Stifts, und den Bewohnern der Stadt ſo geringe, daß man in der Stadt über die Unterthanen des Fürſt-Biſchofs, über ſein Verhältniß gegen die Conventualen, und über ſeine Einkünfte faſt eben ſo wenig unterrichtet iſt, als wenn

Univ.

wenn die Abbtey mitten in Schwaben läge. Die Zahl der Unterthanen der alten Landſchaft ſchätzen einige auf 40000, und eben ſo hoch die Einwohner der Grafſchaft Toggenburg; andere geben die Summe von beiden um zehntauſend höher an, und glauben, daß der Abbt von St. Gallen wenigſtens 24000 bewaffnete Männer ſtellen könne. Selbſt die Bevölkerung des Cloſters wird auf eine verſchiedene Art angegeben. Man ſchätzt ſie gewöhnlich auf ſechszig Ordens-Geiſtliche. Einer genauern Nachricht zufolge ſoll die Abbtey 68 Prieſter, ſieben fratres profeſſos, und zwanzig fratres converſos enthalten. Ueber die Einkünfte des Stifts weiß man in St. Gallen weiter nichts, als daß ſie nach der Verſchiedenheit der Jahre ſehr verſchieden ſeyen, indem ſie meiſtens aus Zehnten und Sterbefällen, und aus dem Ertrage der eigenthümlichen Cloſtergüter in der alten Landſchaft, in Schwaben und im Elſaß erwüchſen; zu welchen man aber noch den wichtigen Zoll in Roſchach rechnen muß, der ſeit der Erbauung guter Wege jährlich 8000 Rthlr. eintragen ſoll. Das Cloſter hebt den Zehnten nicht bloß in der Landſchaft, ſondern auch im obern Rheinthal; und bey Sterbefällen der Angehörigen des Cloſters, oder dem Verkauf von Gütern fordert es 5.

10 bis 15 p. c. je nachdem man reiche oder arme Leute, oder auch ſolche vor ſich hat, die man begünſtigen, oder nicht begünſtigen will. Dieſer großen Einkünfte ungeachtet iſt das Stift verſchuldet, und die Schulden des Stifts ſind die Urſache, oder der Vorwand der Streitigkeiten zwiſchen dem Fürſten und Convente, die ſo weit gehen, daß das letztere auf die Abſetzung des regierenden Fürſten, des Sohns eines noch lebenden Landmanns angetragen hat. Der regierende Abbt hat freylich in und außer dem Cloſter viel gebaut, allein keine Prachtgebäude, oder Luſtſchlöſſer, ſondern Wege und Magazine, die ſchon längſt hätten erbaut ſeyn ſollen. So koſtbar dieſe Unternehmungen auch geweſen ſeyn mögen; ſo hätten ſie doch ein Stift, wie das St. Galliſche, bey einer guten Verwaltung nicht in beſchwerliche Schulden ſtürzen können. Der Fürſt ſelbſt lebt der Sage nach nicht einmahl ſo prächtig, als ein Teutſcher Prälat vom zweyten Range. Er hat weder eine zahlreiche Dienerſchaft, noch einen glänzenden Hof, noch auch prächtige Equipagen und Möblen. Vielmehr begnügt er ſich mit einem einzigen Zug Pferde, ſpeiſt, ſelbſt wann vornehme Fremde da ſind, von Zinn, und ſo einfach, daß die zu große Einfalt von Geſchirr und Speiſen mehrere Teutſche Für-

ſten äußerſt befremdete. Wenn man bedenkt, daß der Abbt von St. Gallen ohngefähr eben ſo viele Unterthanen, als der Fürſt-Biſchof von Fulda hat, und dann die Hofhaltung dieſer beiden Fürſten mit einander vergleicht; ſo kann man nicht umhin, darüber zu erſtaunen, daß Nachläſſigkeit, oder Mangel von guten Finanz-Einrichtungen ſo große Unterſchiede hervorbringen kann.

Gais, am 31. Jul.

Jetzo habe ich von Appenzell Außer-Rhoden genug in der Nähe oder Ferne geſehen, um Ihnen die Eindrücke mitzutheilen, die ein Land auf mich gemacht hat, das weder Adel, noch Städte, weder bequeme Wege, noch ſchiffbare Flüſſe und Seen, weder Bergwerke, noch Ackerbau, und Obſtwachs beſitzt, (eine kleine an das Rheinthal gränzende Strecke ausgenommen.) das nicht allein keine Zünfte hat, ſondern auch faſt alle Handwerke von Fremdlingen ausüben läßt, und das nichts deſtoweniger zu den betriebſamſten und volkreichſten Ländern in ganz Europa gehört, und alle Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des menſchlichen Lebens im größten Ueberfluß von den Nachbaren erhält, oder leicht erhalten kann.

In der flachen Schweiz iſt keine Stadt, und in der gebirgigen kein Staat, dem nicht von den übrigen gewiſſe gehäſſige Vorwürfe gemacht würden. Allein Appenzell, und zwar beſonders Appenzell Außer-Rhoden hat das einzige Glück, daß die übrigen Schweizer es für das gelobte Land in Helvetien halten, auf welches alle, als auf den Wohnſitz der Freyheit, des Friedens, des Ueberfluſſes, und zugleich der alten Einfalt, und Unſchuld mit Wohlgefallen hinblicken, und auf welches ſie mit einem frohen Stolze hinweiſen, wenn ſie beſonders Fremden die geſegneten Wirkungen einer unbeſchränkten Freyheit darthun wollen. Und eben ſo ſind die Appenzeller die Lieblinge der ganzen übrigen Schweiz, die allenthalben bewundert, aber nicht beneidet, und von den vaterländiſchen Schriftſtellern wetteifernd, als das freyſte, glücklichſte und geiſtreichſte Hirtenvolk geprieſen werden. Wenn Ausländer von den Appenzellern nicht ſo günſtig urtheilen, als gewöhnlich geſchieht; ſo nimmt man ſich ihrer mit eben ſo großer, und faſt noch größerer Wärme, als ſeiner eigenen Mitbürger an.

In der That zweyfle ich auch, ob es in ganz Europa ein anderes Land gebe, wo man auf den erſten Blick die ſüßeſten Phantaſieen einer ſchwärmeriſchen Jugend, und die reizenden

Ideale einer glücklichen Unſchuldswelt in einem ſolchen Grade realiſirt findet, als in Appenzell Außer-Rhoden. Das ganze Appenzeller-Land, ſo weit es ſich zur reformirten-Religion bekennt, iſt eine zauberiſche Verkettung von kleinen Hügeln und Thälern, die nirgends durch ſtundenlange Waldungen verfinſtert, oder durch ſchroffe, und unerſteigliche Felſen verödet, oder durch verpeſtende Sümpfe verunſtaltet werden. Allenthalben iſt Leben und Weben, ohne ſtädtiſches Gedränge, oder betäubendes Getümmel. Von allen Höhen, und aus allen Gründen tönt dem Wanderer das Gemurmel der Bäche, das Geblöck der Heerden, das Rufen der Hirten, und beſonders das Geklingel der großen Schellen entgegen, womit Stiere, Kühe, und Kälber behängt ſind. Dieſer Arkadiſchen Muſik hörte ich geſtern Abend gegen Untergang der Sonne in einiger Entfernung von Gaiß faſt eine Stunde zu, und dies Gewühl arkadiſcher Töne weckte aus der Tiefe meines Herzens, und meiner Einbildungskraft Wünſche und Bilder auf, die ſchon lange, ſehr lange geſchlummert hatten, und von welchen ich nie geglaubt hätte, daß ſie bis zu einem ſolchen Grade jugendlicher Begeiſterung wieder belebt werden könnten. Im Appenzeller-Lande wird das Auge des Reiſenden anfangs nicht weniger, als ſein Ohr getäuſcht. Wohin man blickt, ſieht man Haufen von friedlichen und beſcheidenen Hütten, ſo kunſtlos und reinlich, wie man ſich in frohen Träumen die Wohnungen glücklicher Schäfer denkt, unter welchen man ſein Leben zubringen möchte. Wenn man Herisau ausnimmt, ſo ſind die Hütten der Appenzeller nicht nach ſtädtiſcher Art in dichte Reihen zuſammengedrängt, ſondern über Thal und Hügel zerſtreut; und eben dieſe Zerſtreutheit, verbunden mit ihrer Einfachheit, (denn ſie ſind ganz aus Holz erbaut,) begünſtigt die Täuſchung, daß man in dem Arkadien der Dichter wandle. Jede Hütte liegt in der Mitte der Beſitzungen ihres Bewohners, der alſo ſein kleines Gebiet beſtändig überſehen, und in jedem müßigen Augenblick bearbeiten und verbeſſern kann. Wenn man nahe an den Hütten der Appenzeller vorbeygeht; ſo hört man das Geräuſch des Weberſtuhls, der dem Appenzeller Garten, Ackerfeld und Weinberg iſt, und ihm alles verſchafft, was die fruchtbarſten Länder ſüßes und ſchönes hervorbringen. Viele Hütten haben Wäldchen hinter ſich, die nicht nur ihre mahleriſche Lage verſchönern, ſondern auch das Holz liefern, was der Beſitzer zur Feurung, und zur Ausbeſſerung ſeiner Wohnung braucht. In ganz Appenzell iſt kein ungetheiltes Gut, keine gemeine Wälder, oder Alpen und Weiden. Wenn auch gewiſſe Alpen mehrern Eigenthümern gehören, ſo kann doch jeder Mitbeſitzer ſeinen Antheil verkaufen, oder verpachten, wie er will. Männer endlich, Weiber, und Kinder ſind, wenn ſie ſich auch nicht durch vorzügliche Schönheit und hohen Wuchs auszeichnen, reinlich und gut gekleidet, und haben einen Ausdruck von Munterkeit und Zuverſicht, wie ihn nur glückliche und freye Menſchen haben können, die ſtets von dem Gefühl durchdrungen ſind, daß ſie keine andere Geſetze und Obrigkeiten haben, als die ſie ſelbſt gegeben, und gewählt haben.

Schade, daß die meiſten angenehmen Eindrücke, die man beym Eintritt in das Appenzeller Land erhält, bey genauerer und fortgeſetzter Unterſuchung verſchwinden, oder wenigſtens ſehr geſchwächt werden! In Appenzell grünen, und blühen alle Hügel und Gründe eben ſo wenig, als anderswo. Im Thale bey Gaiß zwiſchen dem Sommers- und Gäbris-Berg iſt eine lange ſumpfige Wieſe, die mit ſchlechten Gräſern überwachſen iſt, und wie es ſcheint, durch Abzapfen, und Beſäen mit guten Futterkräutern leicht verbeſſert werden könnte. Auch am Gäbris-Berge fanden wir lange Strecken, wo nichts, als Haidekraut, und Haidegeſträuch wuchs. So mahleriſch die kleinen Wäldchen nahe an den Wohnungen der Appenzeller anfangs ſcheinen; ſo bemerkt man doch bald, daß ſie alle aus Tannen und Fichten beſtehen. Das Appenzeller-Land liegt ſchon zu hoch, als daß es mächtiges und ſchönes Laubholz tragen könnte, und noch weniger würden an den meiſten Orten Obſtbäume gedeihen: doch zweiſle ich nicht, daß die Kirſchbäume, die den Berniſchen Oberländern ſo nützlich ſind, auch im Appenzeller-Lande fortkommen würden. Wenn nicht alle Berge, und Gründe mit zahlloſen Hütten überſäet wären; ſo würde das Appenzeller-Land ohne Laubwälder und Obſtbäume, ohne Weinberge, Gärten, und Fluren ein äußerſt einförmiges, und nacktes Land ſeyn. Die Wieſen und Weiden der Appenzeller werden allerdings gedüngt, allein der Anbau von Futterkräutern iſt dem Anſcheine nach nicht ſo allgemein, als er ſeyn könnte: und es würde unſtreitig vortheilhafter ſeyn, wenn man, an ſtatt die Kühe in eingeſchloſſenen Bezirken nahe an den Häuſern weiden zu laſſen, dieſe Weiden mit den beſten Kleearten beſäete, und das Vieh beſtändig im Stall futterte.

Auch die netten Hütten der Appenzeller, die mich auf dem Wege nach Heriſau ſo ſehr erfreuten, gefielen mir in der Folge viel weniger, nachdem ich in einige hineingegangen, und mit dem Innern ihrer Einrichtung bekannter geworden war. Die meiſten Häuſer der Appenzeller werden zur Erſparung der Koſten, und des Raums ſo klein gebaut, daß es auch bey der größten Sorgfalt unmöglich iſt, die unangenehmen Folgen des engen Beyſammenwohnens zu verhüten. Wenn die Hausthüre nicht offen iſt; ſo iſt die Diele ſo dunkel, daß man die nächſten Gegenſtände kaum erkennen, und zugleich ſo enge, daß man in einiger Geſellſchaft ſich kaum bewegen kann. Aus einem ähnlichen Grunde, aus welchem man die Häuſer ſo klein, als möglich baut, macht man die Stuben ſehr niedrig, damit ſie deſto wärmer ſeyn, und bleiben mögen; und dieſe Stuben ſind daher gewöhnlich mit ſo widrigen Ausdünſtungen von Menſchen, von Garn, und andern Dingen angefüllt, daß man nicht frey darin athmen kann. Noch viel trüber und ungeſunder ſind die Webkeller. deren jedes Haus wenigſtens einen, und oft zween hat, und deren Fenſter faſt den Erdboden außer dem Hauſe berühren. In dieſe Keller ſteigt man gemeiniglich durch kleine Oeffnungen, und auf ſchmalen Leitern hinab; und wenn man an dieſe kerkerartigen Höhlen in der Erde nicht gewohnt iſt; ſo würde man es für eine zu harte Strafe halten, wenn man Züchtlinge in ſolchen kalten und feuchten Löchern das ganze Jahr durch arbeiten ließe. Man behauptet hier allgemein, ich weiß nicht, ob mit Recht, daß baumwollenes Garn ſich nicht anders, als an feuchten Oertern gut weben laſſe. Nicht ſelten iſt der Abtritt in der Nachbarſchaft der Keller-Oeffnung angelegt; denn ich bemerkte beym Hinauf und Hinabſteigen einen heftigen Uebelgeruch, womit die übrige Hütte mehr, oder weniger durchdrungen war. — Die Kleinheit der Appenzellerhütten mit ihren kleinen, runden, in Bley eingefaßten Fenſter-Scheiben fiel mir nirgends mehr, als in Heriſau auf, wohin ich mit den größten Erwartungen kam. Nach den Schilderungen aller, und beſonders Schweizeriſcher Schriftſteller glaubte ich an Heriſau einen Flecken zu finden, dergleichen man außer Holland und England in keinem andern Europäiſchen Lande ſehen könne; und zu meiner größten Verwunderung fand ich einen Ort, der einige ſtädtiſche Häuſer ausgenommen von keiner Seite mit den vielen ſchönen Flecken verglichen werden kann, die Oeſterreich, Baiern, die Pfalz, Wirtemberg, die Sächſiſchen Länder, und vorzüglich Bremen und Hollſtein aufzuweiſen haben. Das größte Haus in Heriſau iſt, wie manche alte Gebäude in den großen Teutſchen Reichsſtädten, und wie die Landhäuſer in der Franzöſiſchen Schweiz nach Art von Ritterſchlöſſern gebaut, und an den Ecken mit Thürmen verſehen, durch welche man vermuthlich an Ausſicht und Zahl von Fenſtern gewinnen will. Dieſe Bauart gefällt den Appenzellern ſo ſehr, daß ſie in den übrigen Gemeinden von den reichern Erbauern neuer Häuſer häufig nachgeahmt wird. In den geräumigen hölzernen Häuſern wohlhabender Appenzeller ſind Diele, Küche, und Gemächer nach einem größeren Maaßſtabe gebaut, und in dieſen Häuſern herrſcht eine Reinlichkeit, die kaum in England und Holland größer ſeyn kann. Vorzüglich aber ſcheint es, als wenn die Kühe, und das Küchengeſchirr der Stolz des Hauſes, und der Hauptſitz der höchſten Reinlichkeit ſey; denn beide fand ich viel ſauberer und glänzender, als die Wohnſtuben und Schlafzimmer ſammt den Möbeln, die in dieſen enthalten waren. Wenn dieſe großen hölzernen Häuſer nicht vor langer Zeit und mit alter Feſtigkeit gebaut ſind; ſo haben ſie eine ſolche Beweglichkeit, daß ſie von jedem ſtarken Tritt, oder Gange in allen ihren Theilen erſchüttert werden, und ſind zugleich ſo wiedertönend, daß man jedes laute Reden und Lachen durch alle Zimmer hören kann. In dem Gaſthofe zum Ochſen, wo außer uns noch viele andere Molkengäſte wohnen, würden wir dieſe Nacht ſchwerlich lange haben ſchlafen können, wenn uns nicht die geſtrige Ermüdung in eine tiefe Ruhe verſenkt hätte.

Die Lobeserhebungen der Schönheit, Stärke, und Größe der Appenzeller ſind noch weit mehr übertrieben, als die Lobſprüche, die man dem Lande, oder den Wohnungen zu ertheilen pflegt. Unter vielen hundert Appenzellern, die mir dieſe Tage her vorgekommen ſind, habe ich nur wenige große, und keinen einzigen ſo ſchön gebildeten Mann geſehen dergleichen ſich unter unſern Teutſchen Regimentern ſo häufig finden. Man bemerkt es auch hier, daß das frühe und anhaltende Sitzen und Arbeiten in den feuchten Webekellern die Bildung, Stärke, und Geſundheit der Arbeiter verdorben hat, und daß der gebrechlichen, und verſtümmelten Menſchen jetzo viel mehrere ſind, und werden, als in vorigen Zeiten. Die Appenzeller ſuchen aber noch immer eine Ehre darin, für Kraftvolle Männer gehalten zu werden, und manche treiben auch noch die Leibesübungen, die Stärke und Gewandtheit geben können. Man rühmte uns einen Schmid als einen außerordentlich ſtarken Mann, den wir deßwegen mit einem großen Gefolge von neugierigen und müßigen Männern und Buben beſuchten. Das Hauptkunſtſtück dieſes Mannes beſtand darin, daß er eine Centnerſchwere eiſerne Kugel von der Erde hob, daß er dieſe durch Handgriffe, deren freylich nur ein ſtarker Mann fähig iſt, bis an die Schulter, dann von einer Schulter auf die andere brachte, und endlich einige Schritte weit von ſich wegwarf. Viel ſchöner, und ſeltener, als dies Probeſtück von Stärke, war der Arm dieſes Appenzellers, an welchem, wenn er gebogen und die Finger zuſammengedrückt waren, der Muskel über dem innern Armgelenke faſt ſo dick hervortrat, als mein Arm unmittelbar über der Hand iſt. Die Appenzeller lachten triumphirend bey jeder Anſtrengung des ſtarken Schmides, und verſicherten, daß der Landweibel noch viel ſtärker ſey. Sie hatten dieſes kaum geſagt, als der geprieſene Mann durch einen glücklichen Zufall von ſeinen Amtsverrichtungen zu Hauſe kam. Der Weibel war groß und breitſchulterig, aber in meinen Augen nicht ſchön gebildet, weil er ſich nicht leicht, und gerade trug, und die untere Hälfte des Cörpers im Verhältniß zu der obern zu ſchwach und dünn war. Wir baten dieſen Appenzelliſchen Herkules die Probe ſeiner

Stärke zu wiederholen, von welcher ſeine Landsleute mit Bewunderung geſprochen hatten, und die der Sage nach darin beſtand, daß er einen drey Centner ſchweren Stein aufgehoben, und von ſich geworfen habe. Der Landweibel willfahrte uns, und ging mit uns zu dem kritiſchen Steine hin, der einige hundert Schritte vor dem Dorfe an einer Wieſe lag. Allein aller Verſuche ungeachtet wollte es dem Stärkſten des Appenzeller-Landes nicht gelingen, den Stein nur um einen Schuh von der Erde zu heben, wovon er die Feuchtigkeit oder Schlüpfrigkeit des Steins als die Urſache angab. Wenn aber der Weibel den Stein auch in die Höhe gebracht hätte; ſo würde ich ihn doch nicht für ein ſolches Wunder von Stärke gehalten haben, als wofür er in ſeinem Vaterlande gehalten wird. Ich habe ſelbſt in meiner Jugend mehrere Männer gekannt, die 400 bis 500 Pfund ohne Mühe heben konnten, und in Hamburg, Bremen, und andern Teutſchen Handelsſtädten ſind die Karrenſchieber und Packknechte gar nicht ſelten, die Säcke und Ballen von zweyhundert Pfunden, und darüber von der Erde auf die Schulter, oder auf Karren und Wägen werfen. Wir ließen einigen der Appenzeller, die ihre Kräfte vor uns verſucht hatten, in unſerm Gaſthofe einige Maaß Wein geben, und dieſe machten ſie ſo bereitwillig, daß ſie uns nun auch ihre übrigen Künſte zeigten. Unter dieſen ſetzte mich keine andere in ein ſolches verwunderungsvolles Schrecken, als das Anerbieten des Schmides, ſich von jedem mit geballter Fauſt, ſo ſtark man wolle, auf den Kopf ſchlagen zu laſſen. Es blieb auch nicht bloß beym Anerbieten, ſondern einer der Appenzeller ſchlug auf den eiſernen Schädel ſeines Landsmanns ſo ernſtlich los, daß ich davon ging, aus Furcht, den Schmid unter irgend einem unglücklichen Schlage hinſinken zu ſehen.

Die Einführung der Muſſelin-Weberey hat in Appenzell eben die guten und ſchlimmen Wirkungen, wie im Zürchiſchen, nur, wie es ſcheint, beide in einem auffallenderen Grade hervorgebracht. Die große und immer wachſende Bevölkerung wird nicht nur durch die jährlichen Geburts- und Sterbeliſten, ſondern auch durch die vielen neuen Häuſer angekündigt, die man allenthalben baut, oder vor kurzem erbaut hat. In Heriſau und Trogen ſind mehrere Handelshäuſer, die in Anſehung des Reichthums, und der Weitläuftigkeit ihrer Geſchäffte mit den erſten in St. Gallen wetteifern können. In dieſen, wie in den übrigen Gemeinden wohnen viele Verkäufer, oder Kaufleute vom zweyten Range, die den Spinnern und Webern Baumwolle und Garn verkaufen, und die verfertigten Waaren wieder abnehmen, um ſie mit Vortheil an die im Großen handelnden Kaufleute in St. Gallen, oder in Heriſau, und Trogen abzuſetzen. Auch unter dieſen ſind manche ſehr reich, und man erkennt ſie gleich an den neuen, großen, oft von Steinen erbauten Häuſern, in denen ſie wohnen. Die aus dem Handel und den Fabriken entſtehende Wohlhabenheit ſteigt noch um einen Grad tiefer, nämlich zu den Webern hinab, die zwar ſelbſt arbeiten, aber doch zugleich Vermögen genug beſitzen, um 12, 20, bis 24 andern Webern und Spinnern Flachs, Baumwolle, oder Garn austheilen zu können, und den Arbeitern den feſtgeſetzten Lohn zu bezahlen. Die meiſten Spinner und Weber, die weder weitläuftige Alpen, noch Wieſen beſitzen, unterſcheiden ſich von ihren Vorfahren durch beſſere Kleider, und leckerhaftere Speiſen; allein dieſe nehmen auch, wie anderswo, den ganzen Ueberſchuß weg, den ſie vor ihren Vorfahren erwerben, ohne etwas für Weib und Kinder, oder für Zeiten der Noth zu erübrigen, oder erübrigen zu können.

Es iſt in Appenzell noch vielmehr, als im Zürchiſchen, oder Berniſchen zu fürchten, daß die durch die Fabriken hervorgebrachte außerordentliche Bevölkerung, (die ſich aber nicht genau ſchätzen läßt, weil weder die Zählungen des Volks richtig ſind, noch das Land gehörig gemeſſen iſt,) die eben ſo außerordentlichen Reichthümer einzelner handelnden Häuſer, die große Wohlhabenheit der Unter-Käuſer, und vornehmern Weber, und endlich das allgemeinere Wohlleben durch die nachtheiligen Folgen der Fabriken werden überwogen werden. Und dieſe nachtheiligen Folgen ſind außer der verminderten Stärke und Geſundheit des Volks die ſteigende Prachtliebe, und Leckerhaftigkeit, die Vernachläſſigung der Erziehung der Kinder, die ſelten über das zehnte Jahr hinaus die Schule beſuchen, um deſto früher arbeiten zu können, die Zügelloſigkeit der Jugend, die ſich im 15. und 16. Jahre unabhängig glaubt und macht, weil ſie alsdann der Unterſtützung der Eltern entbehren kann, die ſichtbar ſich verbreitende Selbſtſucht, Völlerey, und Ueppigkeit, und die unmäßig zunehmenden Preiſe von Lebensmitteln, von Arbeitslohn, und Dienſtlohn.

Die Bewunderer der alten Appenzelliſchen Unſchuld würden erſtaunen, wenn ſie hörten, daß die Appenzelliſchen Bauermädchen ſich ſchon ſchminken, und nicht bloß mit gekauftem, ſondern mit gemiethetem Putz prangen, indem es Leute gibt, die modiſches Flitterwerk aufkaufen, um es an eitle Mädchen und Weiber vermiethen zu können *).

Wein wird nicht bloß allgemeiner, ſondern auch unmäßiger, als ſonſt getrunken; und Caffee fordern ſogar die Bettler, wenn man ihnen Moſt und Wein anbietet. Da faſt niemand mehr, wie in alten Zeiten, von Milch lebt; ſo braucht man viel mehr Getraide aus Schwaben, und viel mehr Obſt und Gemüſe, welche beide vorzüglich das Rheinthal liefert. Man gibt ſich nicht einmahl die Mühe, Cartoffeln zu bauen, weil man ſich einbildet, daß man ſie viel wohlfeiler von den Nachbaren kaufen, als ſelbſt ziehen könne. So lange die Weberey mehr einträgt, oder für bequemer gehalten wird, als die übrigen Handwerke, ſo lange werden dieſe faſt von lauter Fremdlingen ausgeübt werden. Die ausländiſchen Profeſſioniſten laſſen ſich ihre Arbeit ſehr theuer bezahlen, da ſie nicht viel ſchlechter, als alle übrigen leben wollen,

---

*) Ich las dieſe Nachrichten ſchon in St. Gallen in den Bemerkungen eines ſehr unterrichteten Beobachters, die im 1ſten Stück des Journals für Deutſchland vom Jahr 1788 ſtehen. Ich habe dieſe, wie die meiſten übrigen Nachrichten des Ungenannten im Lande ſelbſt beſtätigen gehört.

wollen, und Wohnung, Holz, und Lebensmittel ſchrecklich theuer ſind. Selbſt Tagelöhner erhalten täglich 24 bis 30 Creuzer, und Dienſtmädchen zahlt man in Trogen, Heriſau, und andern Orten 30 bis 40 Gulden. Bediente oder Hausknechte fordern 30 bis 40 fl., und Fabrikknechte ſogar 60 bis 80 fl. Des hohen Lohns ungeachtet ſind die Dienſtboten ſo übermüthig, daß ſie bey den ſanfteſten Vorwürfen ſogleich den Dienſt aufkündigen, weil ſie wiſſen, daß ſie unverzüglich anderswo unterkommen, oder ſich mit Spinnen und Weben mehr, als durch den Dienſt bey Herrſchaften erwerben können.

Zuverläſſige Männer, die eine vollkommne Kenntniß des Landes beſitzen, verſichern allgemein, daß zwar die Sitten beider Geſchlechter, nicht mehr ſo lauter, als vormahls, aber doch lange nicht ſo verdorben, als in Appenzell Inner-Rhoden ſeyen. Lange vor der Einführung der Baumwollen-Spinnerey und Weberey herrſchte in Appenzell, wie in vielen andern Gegenden der Schweiz, und des benachbarten Teutſchlandes ein vertraulicher Umgang zwiſchen jungen Perſonen von beiderley Geſchlecht, der auch hier etwas eigenthümliches hat, und gleich den Probenächten, dem Kilt- und Fenſter-Gehen in andern Gegenden der Schweiz, und des benachbarten Teutſchlandes für etwas ganz unſchuldiges gehalten wird. — In Appenzell feiert man alle drey Monate ein Feſt, welches der Reis-Sonntag genannt wird. An dieſem Sonntage verſammeln ſich die jungen Leute vor dem Gottesdienſt, um über einander eine gegenſeitige Muſterung, oder Schau zu halten, und ſich vorläufig zuſammen zu paaren. Wenn jeder Jüngling eine Geliebte, jedes Mädchen einen Liebhaber gefunden, oder wiedergefunden hat; ſo gehen die Mädchen in die Kirche, um ſich katechiſiren zu laſſen. Sobald die gottesdienſtliche Handlung geendigt iſt; ſo eilen die Mädchen, denen man in der Kirche keine groſſe Andacht zutrauen kann, in die Wirthshäuſer, wohin ſie von ihren Liebhabern beſtellt worden ſind. Hier ſitzen die Junggeſellen in dichten geſchloſſenen Gliedern hinter dem Tiſch, und bitten ein jeder ſeine Schöne zu ſich, ohne im geringſten Platz für ſie zu machen. Durch dieſe Kriegsliſt laſſen ſich die muthigen Mädchen nicht abſchrecken, ſondern ſie erſteigen Bänke und Tiſche, wie Feſtungswerke, um in die Schlachtordnung der Jünglinge einzubrechen. Die Amazonen mögen ſich aber anſtrengen, ſo viel ſie wollen; ſo gewinnt doch eine jede weiter nichts, als einen kleinen Raum zwiſchen ihrem Liebhaber und deſſen Nachbar, wo ſie ſich mit genauer Noth auf die Schulter, den Arm, und Schenkel des erſtern niederlaſſen kann. In dieſer Lage, die für die Träger, und Getragenen gleich peinlich wäre, wenn nicht die Liebe die größten Laſten und Beſchwerden leicht und angenehm machte, bleiben die Jünglinge und Mädchen bis an den ſpäten Abend ſitzen, und vertändeln die flüchtigen Stunden in Geſang, und Scherzen, in Neckereyen, und Liebkoſungen, die durch ſtarke Züge aus einem vielfaſſenden Freudenbecher befeuert werden. Wenn alle dieſe ſüßen Vorſpiele der Liebe die Herzen der Mädchen und Jünglinge bis zum heißeſten Verlangen entflammt haben; ſo geht die Geſellſchaft der Liebenden aus einander, und jeder Jüngling begleitet ſein Mädchen bis in ihr Kämmerlein, wo der ſchmachtende Schäfer den Lohn der Minne empfängt. Nach Verlauf von zween Monaten fragen die glücklich gewordenen Jünglinge ihre Mädchen, ob ſie keine ungewöhnlichen Veränderungen an ſich wahrnähmen? Wenn dieſe Frage mit nein beantwortet wird, ſo hat der Jüngling die Freyheit, ſeine angefangene Liebe fortzuſetzen, oder abzubrechen. Im entgegengeſetzten Falle aber bleibt ihm weiter nichts übrig, als die Nothwendigkeit, die Ehre ſeines ſchwangern Mädchens durch eine baldige Hochzeit zu retten. Weil es in Appenzell eben ſo häufig, als in andern Gegenden der Schweiz geſchleht, daß Bauermädchen erſt nach dem Verluſte des jungfräulichen Cranzes Hochzeit machen; ſo iſt deßwegen verordnet, daß die Pfarrer jede Braut bey einem Gelübde fragen müſſen, ob ſie mit gutem Gewiſſen ihr Hochzeitfeſt am Dienſtage feiern könne? welcher Tag allen den Bräuten beſtimmt iſt, die ſich bewußt ſind, daß ihre Anſprüche auf Jungfrauſchaft wenigſtens nicht durch eine zu frühe Niederkunft werden widerlegt werden. Hat eine Verlobte die Unverſchämtheit, ſich gegen ihren Beichtvater für etwas auszugeben, was ſie nicht iſt, und wird dann in der Folge durch die zu frühe Erſcheinung der Erſtgeburt beſchämt; ſo wird ſie für ihre Lüge ſehr hart geſtraft. Diejenigen hingegen, die beſcheiden oder aufrichtig genug ſind, etwas nicht ſcheinen zu wollen, was ſie nicht mehr ſind, erfahren keine andere Züchtigung, als daß ſie ſich an der Mittwoche, dem Tage verunglückter Jungfrauen, trauen laſſen müſſen.

Der allgemeine Geiſt der Betriebſamkeit, oder vielmehr der Erwerbſamkeit, ſcheint auf eine gewiſſe Art den erfinderiſchen Geiſt der Appenzeller erſtickt zu haben, indem dies Volk nicht mehr ſolche originale Köpfe aufzuweiſen hat, dergleichen die **Grubemanns** und andere waren. Ein jeder trachtet jetzo zu ſehr darnach, zu gewinnen, als daß man ſich Monate und Jahre lang mit irgend einem Meiſterſtücke beſchäfftigen ſollte, das, wenn es auch gelingt, vielleicht mehr Ruhm, als Vortheile verſchafft. — Mit Bewunderung haben auch wir das räthſelhafte Hemd geſehen, das ein Appenzelliſcher Landmann ohne Näthe gewebt, oder verfertigt hat. Dies Hemd beſitzt jetzo der Herr Landammann **Wetter** in Heriſau, welchem ein reiſender Liebhaber von ſeltenen Kunſtſachen ſchon hundert neue Louisdor dafür geboten hat. — Wenn aber auch die veränderte Lebensart, und die einförmigen mechaniſchen Arbeiten die Erfindſamkeit der Appenzeller geſchwächt haben; ſo iſt wenigſtens ihre Munterkeit, und der allgemeine Hang zu neckenden Scherzen, und beißenden Gegenantworten noch nicht merklich vermindert worden. Fröhlichkeit und Witz ſind den Appenzellern diesſeits der Sitter angebohren, und der letztere wird ſchon von der frühen Jugend an geübt, und geſchärft. Faſt nie iſt eine Geſellſchaft von Appenzellern beyſammen, ohne daß nicht die witzigen Köpfe auf einander Jagd machten, und gleichſam einen Wettkampf des Witzes eingingen, in welchem keiner ſeinem Wi derſacher irgend etwas übel nehmen darf. Dieſe beſtändigen Gefechte von witzigen Köpfen bringen einen auffallenden Hang zum Lachen, und eine Geneigtheit hervor, alles von der lächerlichen Seite anzuſehen, und beſonders ſolche, die ſich an ihnen reiben wollen, durch unerwartete trockene, aber treffende Repartieen niederzuſchlagen. Von dieſer Fröhlichkeit und dieſem Muthwillen der Appenzeller in den Außer-Rhoden trifft man in denen der Inner-Rhoden keine Spur an. Dieſe letztern haben vielmehr das Anſehen von düſtern, verſchloſſenen, argwöhniſchen, reizbaren, und eben deßwegen gefährlichen Menſchen, die einen luſtigen Einfall leicht anders, als durch einen andern luſtigen Einfall erwiedern könnten.

In keiner andern Gegend von Teutſchland und der Schweiz habe ich ſo häufig, als in Appenzell gewiſſe Stellungen des Cörpers bemerkt, die Bequemlichkeit oder Gemächlichkeit zu verrathen, und alſo mit dem Charakter der Appenzeller im Widerſpruch zu ſeyn ſcheinen. Man wird ſelten einen Haufen von Appenzellern beyſammen ſtehend finden, ohne daß nicht alle, oder die meiſten die Daumen oben an der Bruſt in die Oeffnungen der Ermelloſen Wämſer geſteckt hätten,

ten, gleich als wenn ſie ſonſt ihre Arme nicht tragen könnten. Eben ſo allgemein iſt es, daß Appenzeller, wenn ſie ſitzen, beide Ellbogen auf den Tiſch, oder auf die Kniee ſetzen, um den Kopf darauf zu ſtützen.

Die Regierungsform der Appenzeller, über die ich in den letzten Tagen viel geſprochen, und gehört habe, iſt eine vollkommne Demokratie, oder vielmehr Ochlokratie. Nichts deſto weniger wird ſie in, und außer der Schweiz für die vollkommenſte unter allen demokratiſchen Verfaſſungen Helvetiens gehalten, und zwar vorzüglich deßwegen, weil wegen der zahlreichen Landesgemeinde, die gegen 10000 Männer enthält. keine Beſtechungen bey Beſetzungen von Ehrenämtern Statt finden, und weil ſelbſt die einträglichen Aemter, nämlich die Landvogteyen nicht, wie in andern demokratiſchen Cantonen. an die Meiſtbietenden verkauft werden. Wenn ein ſolches Regiment, dergleichen das in Appenzell iſt, jemahls erſprießlich ſeyn könnte; ſo müßte es unter einem Volke, wie das Appenzelliſche ſeyn, wo faſt alle Landleute eine ähnliche Erziehung genießen, und Bürger alſo von Bürgern ſich freylich durch ungleiche Naturgaben, und Vermögen, aber nicht merklich durch Geiſtesbildung, und erworbene Kenntniſſe unterſcheiden. Allein je genauer ich die überwiegend demokratiſchen Verfaſſungen in Städten und Ländern kennen lerne, deſto mehr komme ich von meiner hohen Schätzung dieſer Regierungsform zurück, und deſto mehr überzeuge ich mich, daß unumſchränkte Demokratie eben ſo wenig, als unumſchränkte Alleinherrſchaft nützlich, und daß der große Hauſe eben ſo oft und ſo ſehr, als Fürſten und Miniſter, unwiſſend, leidenſchaftlich, und ſelbſt gewaltthätig und ungerecht ſey. Meinen jetzigen Einſichten nach widerſpricht nichts der Erfahrung und Geſchichte mehr, als die gewöhnlichen Gemeinplätze der Freunde demokratiſcher Verfaſſungen: daß das Volk in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſehr richtig urtheile, und ſein wahres Intereſſe beſſer, als Fürſten und Obrigkeiten verſtehe: daß es Männer von Verdienſten ſehr gut zu unterſcheiden wiſſe, und daß es ſeine Wohlthäter eben ſo eifrig bewundere, und belohne, als es ſich ſeinen Feinden und Verführern entgegenſetze. — Die neuſte Geſchichte der demokratiſchen Cantonen beweiſt von alle dieſem das Gegentheil.

Sie, mein Wertheſter, werden eben ſo wenig, als ich, eine Verfaſſung bewundern können, in welcher nicht nur ſechszehnjährige

Knaben, und unwiſſende und güterloſe Menſchen Geſetze geben und abſchaffen, und alle Magiſtratsperſonen wählen und entſetzen, ſondern in welcher auch unwiſſende oder wenig begüterte Männer zu ſolchen Aemtern erhoben werden können, die einen gebildeten Geiſt, mannigfaltige Kenntniſſe, und beſonders Unbeſtechlichkeit und Uneigennützigkeit erfordern. Ich kann ferner unmöglich eine Verfaſſung lieben, in welcher der Arme über den Reichen, der Unwiſſende über den Einſichtsvollen, der Untergeordnete über ſeine Obrigkeit herrſcht, oder wenigſtens von dieſer viel mehr Achtung und Aufmerkſamkeit verlangt, als er ihr zu erweiſen geneigt iſt: in welcher die Obrigkeit nicht Macht genug hat, die verderblichſten Mißbräuche abzuſchaffen, und die nützlichſten Anordnungen zur Erfüllung zu bringen, in welcher endlich keine hinlängliche Fonds zur Belohnung von Verdienſten, und zur Errichtung der unentbehrlichſten gemeinnützigen Anſtalten vorhanden ſind.

Wenn es überhaupt wahr iſt, daß keiner über wichtige Sachen entſcheiden ſollte, die er nicht beurtheilen kann; ſo iſt es eben ſo richtig, daß die Landesgemeinden in den demokratiſchen Cantonen auf die Ausübung der geſetzgebenden Gewalt in ſehr vielen Fällen keine natürliche, oder hinlängliche Anſprüche haben. Allein der Bauer mag einen gethanen Vorſchlag verſtehen, oder nicht verſtehen, er mag darüber nachgedacht, oder nicht nachgedacht haben, ſo ſtimmt er eben ſo keck und vollgültig, als der wohlmeynende, und einſichtsvolle Patriot, der das allgemeine Beſte erkennt, und gerne befördern möchte. Es geſchieht daher in Appenzell, wie in andern Bauern Herrſchaften nicht ſelten, daß die heilſamſten Geſetze und Verträge verworfen werden, weil der große Hauſe zu unwiſſend und träge iſt, als daß er das, wovon die Rede iſt, gehörig faſſen oder unterſuchen ſollte. So ließ zum Beyſpiel im Jahre 1785 der Franzöſiſche Hof bey der Landesgemeinde in Appenzell darauf antragen, daß man in dieſem Canton, wie in Frankreich, den Gläubigern beider Länder in Concursſachen gleiche Rechte zugeſtehen, und nicht wie bisher, den einheimiſchen Gläubigern einen beleidigenden Vorzug vor den auswärtigen, wenn dieſe auch ältere und gegründetere Forderungen hätten, geſtatten möchte. Dieſer Antrag verſprach den Appenzellern viel größere Vortheile, als den Franzoſen, weil jene öfter in Frankreich, als dieſe in Appenzell Schuldner

ner und Forderungen haben. Allein der einleuchtenden Nützlichkeit ungeachtet wurde der Antrag doch verworfen, weil man, wie die Bauern ſagten, dem Franzoſen nicht trauen könne. Ein ähnliches Beyſpiel führt Herr Affſprung, der Lobredner der Appenzeller, und ihrer Verfaſſung an. Eine Magiſtratsperſon fragte das verſammelte Volk, ob man nicht zur Vermehrung der öffentlichen Einkünfte eine geringe Abgabe auf jedes Stück Leinwand bewilligen wolle, das in Appenzell verfertigt werde? Man ſchlug aber auch dieſen Antrag ab, ſo notoriſch es war, daß der ſogenannte Landesſeckel nicht hinreicht, die nothwendigſten öffentlichen Ausgaben zu beſtreiten. Der Landesſeckel, der ein Capital von ohngefähr 100000 fl. enthalten ſoll, hat keine andere Zuflüſſe, als Strafgelder, und dann die Summen, die Fremdlinge für das Bürger- oder vielmehr Landrecht bezahlen müſſen. Gewöhnlich wird dies Landrecht an Perſonen, von denen man glaubt, daß ſie dem Lande nützlich ſeyn können, für tauſend Gulden verkauft.

Von einem Haufen unwiſſender, und mit Vorurtheilen angefüllter Menſchen, die größtentheils nicht fähig, oder geneigt ſind, die offenbarſte Nützlichkeit neuer Geſetze und Verträge einzuſehen, kann man eben ſo wenig erwarten, daß er die Ehrenämter gewöhnlich den würdigſten Bewerbern verleihen werde. Die Landesgemeinde in Appenzell wählt, wie in andern demokratiſchen Cantonen, zu Land-Ammannen, oder Landeshäuptern, und Landvögten eben ſo oft gemeine Bauern, als Männer, die eine beſſere Erziehung und Unterricht genoſſen haben, ohne zu bedenken, daß man mehr Fähigkeiten, Kenntniſſe, und Erfahrung haben müſſe, als Landleute ſich erwerben können, um der Würde und den Pflichten des Vorſtehers eines Volks, oder eines Geſandten, oder eines Richters und Landvogts genugzuthun. Man erzählt daher auch in der ganzen Schweiz die lächerlichſten Proben von Unwiſſenheit, Ungeſchliffenheit, und willkührlicher Verfahrungsart gemeiner Bauern, die man in den demokratiſchen Cantonen zu Geſandten auf die Tageſatzungen nach Frauenfeld, oder zu Syndicatoren in die gemeinſchaftlichen Vogteyen, oder zu Landvögten erwählt hatte. Solche Bauern mögen aber ſo unwiſſend, oder unfähig ſeyn, als ſie immer wollen; ſo erweiſt man ihnen doch gewöhnlich mehr Liebe und Achtung, als beſſer erzogenen Männern, weil ſie bäuriſcher und vertraulicher, als dieſe, mit andern Bauern umgehen können. Manchmahl entſetzt man würdige Magiſtratsperſonen, weil man mit ihren Verwandten unzufrieden iſt, oder weil man andern, die um ihre Würde ſchon einigemahl angehalten haben, keine abſchlägige Antwort geben mag.

Weil die Appenzeller ihre Freyheit vorzüglich darin ſetzen, daß ſie keine öffentliche Abgaben zahlen, und die Landescaſſe nur kaum zur Beſtreitung der geringen Beſoldungen, der Tagegelder von Geſandten, und ähnlicher öffentlichen Koſten hinreicht; ſo fehlt es durchaus an Mitteln, die Lage der Prediger und Schulmeiſter zu verbeſſern, die nicht leicht in einem Lande trauriger ſeyn kann. Die Prediger haben außer etwas Holz, und unbedeutenden Vortheilen höchſtens dreyhundert Gulden Beſoldung, und die Schulmeiſter nicht einmahl die Hälfte; und dieſes in einem Lande, wo es theurer, als in den meiſten Teutſchen Städten iſt, und wo ſelbſt der gemeine Bauer und Weber einen großen Aufwand macht. Nur wenige Gemeinden haben die Einkünfte ihrer Prediger etwas verbeſſert; andere hingegen haben es ihren Pfarrern abgeſchlagen, weil es die Gemeinde nicht ertragen möge. Bey ſo geringen Belohnungen werden es die

Eltern immer weniger der Mühe werth finden, ihren Kindern eine koſtbare Erziehung zu geben. Mit der vernachläſſigten Bildung der Geiſtlichen wird nothwendig das Anſehen der Religion ſo wie der Unterricht des Volks, und der Jugend noch immermehr verlieren, als ſie bisher ſchon verloren haben, und wahrſcheinlich wird in gleichem Verhältniß die Zahl der Perſonen wachſen, die gar keinen Gottesdienſt beſuchen, und die jetzo ſchon in ſo großer Menge in Appenzell vorhanden ſind, daß man ſie mit dem Namen der Sonderlinge oder der Tannhägler belegt hat.

Eben die öffentliche Armuth, und die aus Unwiſſenheit entſtehende Sorgloſigkeit, die bisher die Verbeſſerung der öffentlichen Lehranſtalten hinderte, machte auch die Errichtung eines, oder mehrerer Korn-Magazine unmöglich, die kein Land in der ganzen Schweiz mehr brauchte, als Appenzell Außer Rhoden, weil kein anderes Land ſo ſtark bevölkert iſt, und zur Ernährung ſeiner Einwohner ſo wenig hervorbringt. Dieſer Mangel von Vorrathshäuſern würde unverzeihlich ſeyn, wenn auch nicht die ſchrecklichbelehrenden Jahre 1771 und 1772, die in Appenzell ſo große Verwüſtungen, wie in irgend einem andern Canton anrichteten, in ſo friſchem Andenken wären. Ein anderer nicht geringerer Vorwurf, den man den Appenzellern der Außer-Rhoden mit Recht machen kann, iſt dieſer, daß ſie nicht durchs ganze Land ſo bequeme und fahrbare Wege, wie der von St. Gallen nach Heriſau iſt, gebaut haben. Solche Wege ließen ſich in Appenzell eben ſo leicht oder noch leichter, als in den Gebirgen von Neuſchatel anlegen, die man jetzo faſt ſo bequem, als die ebenſten Länder, in leichten Wägen durchreiſen kann. Getraide, Wein, Obſt, Gemüſe, und alle übrige Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens würden beträchtlich wohlfeiler werden, wenn man nicht alles auf Saumroſſen, oder auf dem Rücken von Trägern in's Land bringen müßte.

Wenn Appenzell einmahl ſein eigenes wahres Beſtes genug einſieht, um Kornhäuſer und bequeme Wege zu bauen; ſo wird es wahrſcheinlich auch daran denken, ein oder mehrere Zucht- und Werkhäuſer anzulegen, die aus verſchiedenen Urſachen ſchon lange nöthig geweſen wären. Man hatte bisher in Appenzell, wie in andern Schweizeriſchen Freyſtaaten die Gewohnheit, ſolchen Verbrechern, die zu gröblich ſündigten, als daß man ſie bloß mit Geld, oder durch eine kurzdaurende Einſperrung ſtrafen konnte, die aber in andern Ländern nicht am Leben geſtraft worden wären, kurz und gut den Kopf abzuſchlagen, weil man nicht wußte, was man ſonſt mit ihnen anfangen ſollte. Zu ſolchen Ungerechtigkeiten würde man nicht mehr gezwungen ſeyn, wenn man gefährliche, aber nicht Todeswürdige Verbrecher Zeitlebens, oder doch wenigſtens auf viele Jahre in Zuchthäuſern arbeiten laſſen könnte. Noch nothwendiger aber wären Werk- und Zuchthäuſer zur Ausrottung hartnäckiger und unverſchämter Bettler, deren in dem reichen und betriebſamen Appenzell ſehr viele ſind. Die einheimiſchen Bettler bitten nicht, ſondern ſie fordern geradezu, als wenn die reichen Mitbürger ihre Schuldner wären. Auch flehen ſie nicht etwa um Brod, oder Kleidung, oder Erquickung für ſich, oder ihre kranken Kinder und Weiber, ſondern ſie verlangen Geld zu Aderläſſen, zur fröhlichen Feier von Feſttagen, zur Anſchaffung von Kleidern und Betten, oder wol gar zur Erbauung von Häuſern. Reiche Appenzeller haben eben ſo wichtige Urſachen, dieſe Bettler zu ſchonen, und zu befriedigen, als die vornehmen Griechen und Römer hatten, ihre hungrigen Clienten zu futtern. Wenn ein reicher Mann es wagte, einem zudringlichen Bettler ſo zu begegnen, wie er es verdiente; ſo würde ein ſolcher Schreyer ihn im ganzen Lande zu verrufen trachten.

Nach allem, was ich in und außer dem Lande gehört habe, iſt die Gerechtigkeits-Pflege in Appenzell nicht beſſer, als die Policey. Ein Urtheil mag ſo rechtskräftig ſeyn, als es will; ſo kann man, wie es heißt, eine ganz entſchiedene Sache immer von neuem anhängig machen. Auf dieſe Art haben proceßſüchtige und eigenſinnige Reiche es in ihrer Gewalt, andere weniger Reiche durch die Länge und Erneuerung von Proceſſen zu Grunde zu richten, oder ſo zu ermüden, daß ſie ſich auf die von den Gegnern vorgeſchriebenen Bedingungen vergleichen müſſen. Noch viel willkührlicher aber, als die Behandlung von Civilſachen, ſoll das Verfahren der Richter in peinlichen Fällen ſeyn. Da die Richter meiſtens zu unwiſſend ſind, um Delinquenten durch geſchickte Fragen, und eifrige Nachforſchungen und Vergleichungen zum Geſtändniß zu bringen, und andere Gottesurtheile ſich nicht mehr anwenden laſſen; ſo braucht man die einzige übriggebliebene Gottesprobe, die Tortur, deren man ſich in allen freyen Staaten des Alterthums gegen Mitbürger nicht anders, als bey ſehr wahrſcheinlichen Anklagen des Hochverraths bedienen durfte, um deſto kräftiger, und foltert die Gefangenen ſo lange, bis ſie alles geſtehen, was ſie gethan, und nicht gethan haben. Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir folgende Geſchichte, bey welcher ein jeder Teutſcher ſich freuen muß, daß er nicht in einem Lande lebt, wo die Geſundheit, und das Leben der Menſchen in der Willkühr unwiſſender, und hartherziger Richter ſind. Einſt wurde in Appenzell ein Delinquent einige Stunden vergebens gefoltert, ohne daß er das, was man von ihm erwartete, ausſagte. Als der Unglückliche endlich ſeine Thaten geſtand, ward der Verſitzer der peinlichen Unterſuchung durch die bewieſene Hartnäckigkeit des Schuldigen, und die dadurch ſeiner erhabenen Perſon verurſachte Mühe und Zeitverluſt ſo aufgebracht, daß er im Tone des gereizteſten Zorns ſagte: weil du mich heute Morgen ſo lange cujonirt haſt, ſo will ich dich heute Nachmittag wieder cujoniren: welche Drohung nicht bey bloßen Worten blieb, indem der Delinquent ſeines Geſtändniſſes ungeachtet Nachmittags von neuem gefoltert wurde. Ich wünſche von Herzen, daß dieſe Geſchichte erdichtet, oder übertrieben ſey. Wenn man aber das Innere von manchen Freyſtaaten kennt; ſo kann man nicht umhin, ſolche Erzählungen wahrſcheinlich zu finden, wenn ſie auch nicht gegründet ſind.

Vielleicht habe ich Sie ſchon zu lange mit politiſchen Nachrichten und Bemerkungen unterhalten.

halten. Ich breche daher ab, und füge zum Beſchluß nur noch einiges über den Ort hinzu, wo wir heute und geſtern geweſen ſind.

Gaiß liegt unter allen Gemeinden in Appenzell Außer-Rhoden am höchſten, oder wenigſtens den höchſten Gebirgen des ganzen Appenzeller-Landes am nächſten. Wegen dieſer Lage wird die Luft in Gaiß für eine der geſundeſten in der Schweiz gehalten, und dieſe geſunde Luft, ſo wie die Nähe der höchſten Alpen, hat ſchon ſeit vielen Jahren in den Sommermonaten aus allen Gegenden Helvetiens Perſonen herbeygelockt, die durch das Trinken von Molken ihre Geſundheit ſtärken, oder wiederherſtellen wollen. In dem gegenwärtigen Jahre waren ſchon über 170 Gäſte angekommen, unter welchen ſich freylich einige Durchreiſende fanden. Man darf in Gaiß eben ſo wenig, als in andern Schweizeriſchen Bädern, oder Curörtern die Bequemlichkeit und Schönheit von Wohnungen, die treffliche Bewirthung, die ſchönen Spatziergänge, und andere Anſtalten zum Vergnügen von Fremden ſuchen, die man in unſern Teutſchen Bädern antrifft. Wenn ich um meiner Geſundheit willen nach Gaiß gehen müßte; ſo würde ich entweder bey dem Arzte, oder bey dem Pfarrer wohnen, die beide ſehr vernünftige Männer ſind, und gute und geräumige Zimmer haben. Im Gaſthofe hat man freylich den Vortheil, daß man die gemeinſchaftliche Mittags- und Abendtafel beſuchen kann, ohne ſeine Wohnung zu verlaſſen; allein dieſer Vortheil, der bey ſchlechtem Wetter nicht gering iſt, wird zu theuer durch die Unruhe erkauft, die in dem hölzernen allenthalben wiedertönenden Wirthshauſe herrſcht. In dieſem Wirthshauſe ſind die Möblen eher ſchlecht, als mittelmäßig; und Treppen, Gänge, und Böden nicht ſo reinlich, als ſie ſeyn ſollten: noch weniger aber gefällt mir das Eſſen, das nicht allein nicht ſchmackhaft, ſondern auch meiſtens nicht mürbe gekocht, und gebraten, und faſt immer zu feſt, oder auf eine ſolche Art gewählt iſt, daß der Magen von kränklichen Perſonen es ſchwerlich verdauen kann.

Die Molken, die man hier trinkt, werden aus der Milch von Ziegen gemacht, die an den ſteilſten Abhängen und den höchſten erreichbaren Höhen des hohen Mesmers, oder Sentis weiden, wohin man mit Kühen nicht mehr kommen kann. Man ſchätzt die Ziegenmolken vom hohen Mesmer vor allen andern, weil die Alpenkräuter nirgends kräftiger, und größer, als an dieſem Appenzelliſchen Gebirge ſeyn ſollen. Die Molken werden an jedem Morgen von Hirtenknaben drey bis vier Stunden weit nach Gaiß getragen, und ſind in hölzernen Gefäßen ſo feſt und ſorgfältig verwahrt, daß ſie in Gaiß eher heiß, als warm ankommen. Die Cur-Geſellſchaft war ſo gütig, uns zum Molkentrinken einzuladen. Ich nahm einige Gläſer, unter welchen aber das erſte noch ſo heiß war, daß ich es nicht hinunterbringen konnte. Die Molken ſind ſo lauter, und beſonders ſo ſüß, als ich noch nie welche getrunken habe. Man behauptet hier, daß dieſe Molken nicht bloß den Leib öffnen, verborgene Verſtopfungen heben, das Blut verſüßen, und der Bruſt wohlthun, ſondern daß ſie auch heiß und in großer Menge getrunken den Magen, und die übrigen Eingeweide ſtärken, und den Appetit ſchärfen. Man trinkt gewöhnlich zehn, u[illegible]ch mehrere Gläſer, und zwar ohngefähr in e[illegible] den Zwiſchenräumen, in welchen man den Pyrmonter, oder Meienberger Brunnen zu trinken pflegt. Während des Trinkens geht man vor den Häuſern ſpatzieren, wo man aber keinen Schatten, und nicht einmahl einen weichen, und geebneten Gang findet. Bey ſchlechtem Wetter ſind die Trinkenden auf den Speiſeſaal, und die Gänge des Gaſthofes, oder auf den Lehrſaal des Pfarrers eingeſchränkt.

Nachdem wir heute Morgen eine kleine Probecur gemacht hatten; ſo gingen wir unter der Anführung des Herrn Hauptmanns Locher von Zürch auf den Sommersberg, der das Thal von Gaiß nach Oſten gegen das Rheinthal ſchließt, oder vielmehr nur zu verſchließen ſcheint. Wir brauchten eine gute Stunde, um auf die Höhe dieſes Berges zu kommen, wo wir eine große Sennerey fanden, und zugleich bemerkten, daß ſowohl die Weiden, als die Wieſen, oder wenigſtens die Plätze, auf welchen man Heu ſammelt, ſorgfältig mit kleinen Haufen von Miſt gedüngt waren, die in einiger Entfernung wie Maulwurfshügel ausſahen. Vom Sommersberge entdeckt man an der rechten Hand die Capelle am Stoß, die man an dem Schlachtfelde erbaut hat, wo die Appenzeller im Jahre 1428 einen entſcheidenden Sieg über den Biſchof von St. Gallen, und deſſen Verbündete erfochten. Wenn der Blick von oben herab nicht trügt, ſo iſt hier der Abhang des Gebirges ſo ſanft, und die Oeffnung zwiſchen dem Sommersberge, und dem gegenüberſtehenden ſo groß, daß mehrere Regimenter zugleich in geſchloſſenen Gliedern eindringen könnten. Dieſer und anderer ähnlichen Thore ungeachtet, welche die Natur ſelbſt in ihr Land geöffnet hat, bilden ſich die Appenzeller,

ler, und übrigen Berg⸗Schweizer ein, daß ſie mit unüberſteiglichen Bollwerken gegen alle feindliche Anfälle geſchützt ſeyen. Bey dieſer, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, glücklichen, oder unglücklichen Sicherheit kommt es ihnen gar nicht in den Sinn, daß wenn ſie auch alle Eingänge und Bergklüfte verſchließen könnten, ſelbſt viele von ihren Bergen einer geübten Infanterie leichter zu erſteigen wären, als die Mauern und Wälle von großen Feſtungen, die mit hunderten von Canonen, und mit vielen Tauſenden von tapfern Kriegern beſetzt ſind. So groß aber das Zutrauen iſt, welches die Landleute in der gebirgigen Schweiz zu ſich ſelbſt, und ihrem Lande haben, ſo glaube ich doch nicht, daß es viele Regimenter von Teutſchen Grenadieren, und Jägern brauchte, um mit allen demokratiſchen Cantonen in einem Sommer fertig zu werden.

Wir lagerten uns an dem Rande des Sommersberges hin, wo wir das Rheinthal, den Lauf des Rheins bis an ſeine Mündung in den Boden⸗See, die Grafſchaften Montfort und Fürſtenberg und dann die hohen Gebirge auf der Teutſchen Seite unter, und vor uns hatten. Der erſte Blick auf den jugendlich daher brauſenden Rhein entzückte mein Teutſches Herz. Allein auch nur der erſte Blick kann ſelbſt einem

Teutſchen, oder einem jeden andern unterrichteten Reiſenden erfreulich ſeyn, dem der Rhein in allen Geſtalten intereſſant iſt, weil an dieſen Namen die Bilder vieler großen Thaten, und wichtigen Begebenheiten der edelſten und berühmteſten Völker geknüpft ſind. Die Jugend des Rheins iſt lange nicht ſo ſchön, als ſein reiferes männliches Alter. Das breite, mit dürren Kiesbänken angefüllte Bett, und die öden mit ſumpfigen Weiden begränzten Ufer zeigen allenthalben, daß ſeine Jugendkraft mehr zerſtörend, als wohlthätig ſey. Erſt nachdem er ſeine unbezähmbare Wildheit im Boden-See abgelegt hat, und in reiner und ruhiger Majeſtät die Teutſchen Ufer begrüßt, erſt dann fängt er an ſeine Segnungen über ganze Länder, und Völker auszuſchütten. Das Bett, und die Ufer des Rheins waren eine Haupturſache, warum das Rheinthal auf mich lange nicht den Eindruck machte, den ich erwartet hatte. Auch konnte das Auge nicht unterſcheiden, ob die Wälder, die man an dem Fuße der Gebirgkette wahrnahm, bloße Wälder von Laubholz, oder von Obſtbäumen ſeyen, wie ſie wirklich ſind, und durch eben dieſe zweydeutigen Wälder wurde ein großer Theil der Oerter und Wohnungen verſteckt. Die gegenüber liegenden Gebirge hatten ſich, einzelne Spitzen und Seiten ausgenommen, in dichte Wolken gehüllt, die aber durch die Strahlen der hohen Morgenſonne ſo weiß, und blendend wurden, daß man ihren Anblick eben ſo wenig lange ertragen konnte, als wenn die Berge mit friſchgefallenem Schnee bedeckt geweſen wären.

Nachdem wir uns auf dem weichen Rücken des Sommersberges erholt hatten; ſo ſtiegen wir an der nördlichen Seite hinab, durchwateten die ſumpfigen Wieſen, die den Sommersberg vom Gäbris- oder Gaißberg ſcheiden, und eilten, ſo ſehr es die Hitze des Tages erlaubte, der obern Fläche des letztern zu. Die Ausſicht von der Höhe des Gäbris fanden wir alle nicht bloß ausgedehnter, ſondern auch mahleriſcher, als die vom Sommersberge. Man überſchaut das ganze Appenzell Außer-Rhoden, und das geſchärfte Auge entdeckt ſehr deutlich einen Theil des Boden-Sees ſammt ſeinen Ufern. Am liebſten verweilten wir auf der Landſchaft, die zunächſt vor uns ausgebreitet war. Es kann kaum im Appenzeller Lande dieſſeits der Sitter einen vortheilhaftern Standpunct geben, von welchem man den Lauf, die Höhe, und den Zuſammenhang der Appenzelliſchen Gebirge, die Windungen und Oeffnungen der Thäler, die Lage und Größe der Gemeinden, und den Zug und Umfang von Wäldern ſo deutlich als vom Gäbris überſehen kann; und hier wäre der rechte Platz, um die Grundlage zu einer der Pfyfferiſchen ähnlichen Charte von Appenzell Außer-Rhoden zu entwerfen. Der Blick umfaßt beynahe auf einmahl den ganzen Raum zwiſchen Heriſau, und der Gemeine Wald, zwiſchen welchen Oertern man Speicher, Teufen, Bühler, Rehtobel, Trogen, und mehrere andere Gemeinden in ungleichen Höhen und abwechſelnden Lagen erblickt. Die Bleiche bey Heriſau, die von der Sonne beſchienen wurde, leuchtete uns viel heller, als der Flecken ſelbſt entgegen. Die herannahende Mittagsſtunde erinnerte uns an den Rückweg, den wir an den ſteilen Seiten des Berges mehr fliegend, als gehend in kurzer Zeit zurücklegten.

Aus dem Pfeffersbade, oder aus Chur ſchreibe ich wieder an meine Frau, und lege alsdann die fortgeſetzte Beſchreibung unſerer Reiſe bey. Ich bin u. ſ. w.

Fünfter Brief.

Sennwald, in der Grafſchaft Sax,
am 1. Aug. 1788.

Noch einen ſolchen Tag, liebſter Freund, wie der heutige, und wir ſind zu Grunde gerichtet! Es iſt, glaube ich, kaum möglich, an einem Tage mehr Großes und Schreckliches zu ſehen, mehr Freude und Angſt zu empfinden, als wir heute geſehen, und empfunden haben. Jetzo, da alles überſtanden iſt, möchte ich mir den heutigen Tag, wahrſcheinlich den reichhaltigſten, den ich auf meiner Reiſe zubringen werde, nicht um vieles abkaufen laſſen. Allein man könnte mir zehnmahl mehr bieten, als um welches ich meine heutigen Beobachtungen und Erfahrungen hingeben möchte, ohne daß ich mich bewegen ließe, die Wege, die ich heute gemacht habe, noch einmahl zurückzulegen. Ich bildete mir geſtern noch ein, ein nicht ungeübter Bergſteiger zu ſeyn; heute hingegen habe ich einen großen Theil des Zutrauens zu mir ſelbſt verloren, und ich ſchätze mich nun als Alpgänger gewiß nicht höher, als ich es verdiene. Hören Sie die luſtig-traurige Geſchichte dieſes Tages, wenn ich anders Kraft genug übrig behalte, ſie Ihnen erzählen zu können.

Geſtern entſchloſſen ſich von der Cur-Geſellſchaft in Gaiß neun Herren, und drey Frauenzimmer, alle Schweizer und Schweizerinnen, mit uns den hohen Camor zu beſteigen, über welchen wir der herrlichen Ausſichten wegen unſern Weg in die Grafſchaft Sar nehmen wollten. Um ſo früh, als möglich, auf den Camor zu kommen, und ſo wenig, als möglich, von der Hitze zu leiden, verabredeten wir uns, heute Morgen um drey Uhr von Gaiß aufzubrechen. Damit dieſe Verabredung nicht bloßer Vorſatz bleiben möchte; ſo wurden geſtern Träger, und Führer bedungen, Wein und kalte Küche eingepackt, und dem Hausknecht der Befehl gegeben, uns alle um zwey Uhr aufzuwecken. Alles geſchah, wie wir es uns vorgenommen hatten. Schon um halb drey Uhr ſaß die ganze Geſellſchaft im Speiſeſaale beym Frühſtück, und um drey Uhr traten wir unter einem ſchönen Morgengeſange unſere Reiſe an. Als wir ausgingen, war die Dämmerung noch ſo grau, und das junge Tageslicht ſo ſchwach, daß wir das, was zunächſt vor unſern Füßen war, nicht genau unterſcheiden konnten. Der Weg ging an-

fangs

ſangs über niedrige Wieſen, die nur von ſchmalen Fußſteigen durchſchnitten waren, oder über wenig betretene waldige Hügel; und wir mußten daher in einer langen Reihe einer hinter dem andern herwandeln. Das hohe Gras war vom Thau, und vom vorgeſtrigen Regen ſo feucht, daß wir ſchon in der erſten Viertelſtunde naſſe Füße bekamen. Wir machten bey dem erſten Hauſe in Appenzell Inner-Rhoden, das wir antrafen, Halt, um unſere Träger ein wenig ruhen zu laſſen. Gleich hinter dieſem Hauſe ging es einen ſteilen Berg hinan, der je höher, je mehr mit fettem und dichten Graſe bewachſen war. In dieſem Graſe wurden unſere Strümpfe bis an die Waden faſt eben ſo ſchwarz, als unſere Schuhe gefärbt: welche Unbequemlichkeit man aber gleich vergaß, wenn man den Zuſtand unſerer muthigen Begleiterinnen anſah. Von dieſem erſten Berge konnten wir Appenzell vortrefflich überſehen, das viel größer iſt, als ich mir daſſelbe vorgeſtellt hatte, aber auch gleich den Gemeinden in Appenzell Außer-Rhoden aus lauter zerſtreuten Häuſern beſteht. Die ſchönen Bergwieſen, die uns ſo durchgeweicht hatten, hörten bald auf. Der Fußſteig wurde immer rauher, oder auch ſumpfig, und die Gegend öder und verlaßner. Am traurigſten war ſie da, wo man das Wildkirchlein am beſten betrachten konnte. Dies Wildkirchlein iſt eine kleine einſame Capelle, die in eine Kluft des hohen Mesmers, über einem gräulichen Abgrunde erbaut iſt, und neben welcher ein Waldbruder gewohnt hat. Nach langem und mühſeligen Klettern erreichten wir zwiſchen acht und neun Uhr die Höhe des Berges, den wir für einen beträchtlichen Abſatz des Camors gehalten hatten. Allein es zeigte ſich, leider! bald, daß wir an dieſem Berge auf einem engen und ſchnellabſchießenden Fußſteige hinabgehen, und dann gleich eine nicht weniger ſteile, und mit großen Steinen überworfene Anhöhe wieder hinanklimmen mußten. Hier fing die Geſellſchaft an, ſtiller zu werden, und ſich mehr, als vorher zu zerſtreuen, weil man nachgerade weder Unterhaltung bedurfte, noch geben konnte, und auch nicht alle von der Geſellſchaft mit gleich ſtarken Schritten vorwärts gingen; doch waren die Frauenzimmer nie die Letzten des Zuges. Gegen zehn Uhr langten wir auf dem kleinen Camor bey den Sennhütten an, in welchen die Hirten und Sennen der am Camor weidenden Heerden wohnen, und wo wir uns vorgenommen hatten, unſer Mittag-Mahl zu halten. Die Sennen ſahen eher Räubern, als Schäfern ähnlich. Ihre Wäſche und Kleidungsſtücke waren eben ſo ſchmutzig, als ihre Geſichter, Arme, und Beine ſchwarz gebrannt, und ihre Hütten häßlich und rauchig waren. Die letztern waren kaum zugänglich wegen der eckelhaften Pfützen, die von dem ſich täglich verſammelnden Vieh ausgetreten, und nach einem heftigen Regen mit Schlamm und Miſtwaſſer ausgefüllt werden. So abſchreckend und unarcadiſch aber die Hirten, und ihre Wohnungen waren, ſo reinlich und köſtlich waren ihre Milch, und beſonders ihre Berg-Butter. Das Ausruhen der meiſten unter uns beſtand bloß darin, daß wir nicht gingen; denn der Raſen war zu kalt und feucht, als daß ſehr erhitzte Perſonen es hätten wagen dürfen, ſich niederzuſetzen. Selbſt die Frauenzimmer fanden auf unſern Felleiſen kaum Platz genug, um ſich mit einiger Bequemlichkeit niederzulaſſen. Während des Eſſens verbarg ſich die Sonne, und an den nahen Bergen flogen leichte Nebel vorbey, die uns für den übrigen Tag nicht das Beſte hoffen ließen. Unſere Sennen wollten uns zwar nicht allen Muth benehmen; ſie ſagten aber doch, daß es gegen Mittag regnen könne. Dieſe Befürchtungen machten, daß wir die Reſte unſerer Speiſen deſto ſchneller zuſammenpacken ließen, und uns bald wieder auf den Weg machten. Der hohe Camor war gegen eilf Uhr erſtiegen; allein auf dieſer ſo mühſam erklimmten Höhe ſahen wir zu unſerer größten Beſtürzung, daß alle Thäler und niederen Berge mit einem tiefen Nebelmeer bedeckt waren, in welchem die Wolken, wie die Wogen des Oceans gegen einander getrieben wurden. Ohne ſich alſo weiter aufzuhalten, gingen die Führer der Geſellſchaft auf den hohen Kaſten los, auf deſſen Scheitel ein drohendes Regenwetter, oder gar Gewitter zu ruhen ſchien. Ich und einige andere folgten unſern eilenden Vorgängern in einer gewiſſen Entfernung nach, weil wir ſahen, daß wir bey dem nahe ſcheinenden Regen gleich wenig Schutz finden würden, wir möchten vorwärts, oder rückwärts gehen. Als wir an den Fuß des hohen Kaſtens kamen, entſtand auf einmahl ein gewaltiges, nicht unharmoniſches Geläute, welches die Hirten mit den großen Glocken machten, womit ſie die Heerden leiten, und ihnen Zeichen geben. Die raſcheſten unter unſern Kletterern wählten den kürzeſten und ſteilſten Weg, der über ſchmale Felsrücken an ſchauderhaften Tiefen vorbeyführen ſoll. Die meiſten von unſerer Geſellſchaft, und unter dieſen auch ich, nahmen einen kleinen Umweg, um dem hohen Kaſten von der Seite bey-

zu

zukommen, wo die Heerden hinauf- und hinabgetrieben werden. Hier aber am Fuße des hohen Kaſtens verließen mich Muth und Kräfte zu gleicher Zeit. Ich ſah meine Freunde ohne Sehnſucht den ſteilen und gefährlichen Abhang hinanſteigen, und ſuchte mir einen Platz aus, wo ich mich eine Zeitlang ſicher hinſetzen könnte, ohne in Gefahr zu kommen, in das vom Rhein durchſtrömte Thal hinabzufallen, das ſich in unabſehlicher Tiefe gleich dem Schlunde des Verderbens unter meinen Füßen öffnete, indem der Camor nach der Grafſchaft Sax hin faſt wie eine ſenkrechte Wand abgeſchnitten iſt. Als ich eine Ruheſtätte gefunden hatte, ſank ich bald in einen Mittel-Zuſtand von Wachen und Schlummer, in welchem ſich meine Kräfte ſo ſchnell erneuerten, daß ich mich nach wenigen Minuten ſtark genug fühlte, der übrigen Geſellſchaft nachzuſteigen. Ich arbeitete mich in kurzer Zeit an dem furchtbaren Abhang des hohen Kaſtens hinauf, der mir vorher ſelbſt an der Hand eines Führers zu gefährlich vorgekommen war. Ich mußte aber ſtets über meine Augen wachen, denn ein einziger neugieriger oder ängſtlicher Blick in das Thal hinter mir würde mich vielleicht ſchwindeln, und fallen gemacht haben.

Als ich oben ankam, und alle Berge entſchleiert, alle Thäler entnebelt, und die zahlloſen Wunder der Schöpfung vor mir entfaltet ſah, ergrimmte ich gegen mich ſelbſt, daß ich mir beynahe ſelbſt durch die Nicht-Anſtrengung meiner letzten Kräfte das prächtigſte Schauſpiel geraubt hätte, das nur ein ſterbliches Auge entzücken kann. Keines Menſchen Zunge vermag die Empfindungen des Erſtaunens, des Entzückens, und ſelbſt des Entſetzens zu erzählen, die durch die Ausſichten vom hohen Kaſten erregt werden, und keine menſchliche Hand das unermeßliche Naturgemählde zu faſſen, das nach allen Seiten hin um eben dieſe Höhe ausgebreitet iſt. Vielleicht aber laſſen die ſchwachen Züge, die ich aus dem erhabenen Ganzen ausheben, und die Umriſſe, die ich davon zeichnen kann, wenigſtens einigermaaßen das ahnden, was in mir, und meinen Freunden vorgegangen iſt.

Der hohe Kaſten iſt ein ungeheures nach drey Seiten ſenkrecht abgeſchnittenes Felsgerüſte, welches die Natur auf den Rücken des hohen Camors hingeſetzt, und gleichſam als einen Thron, oder als eine Warte für ihre Freunde und Bewunderer erbaut hat. Dieſer Felsſtock ſteht nicht nur ganz frey, ſondern hebt ſich auch über alle übrigen näheren Berge empor, den hohen Mesmer, oder Sentis ausgenommen, der gegen Nordweſten die Kette der Appenzeller Gebirge ſchließt. So ſteil auch die einzige zugängliche Seite des hohen Kaſtens iſt; ſo wird doch in den Sommermonaten eine Heerde von funfzig Kühen hinaufgetrieben, unter welchen aber auch nicht ſelten eine, oder die andere fallen, und ſich zerſchmettern ſoll. Gegen Norden, oder nach Appenzell hin erregt der Blick in das untere Thal ein ſolches Entſetzen, daß man das Auge erſt eine kurze Zeit mit der ſchrecklichen Tiefe bekannt machen muß, bevor man ſich der Ausſicht, die nach dieſer Seite am weiteſten und herrlichſten iſt, mit Sicherheit erfreuen kann. Der Flecken Appenzell liegt dem Seher gleichſam vor den Füßen, und der entferntere Flecken Gaiß drängt ſich dem Auge ſo entgegen, daß man bekannte Häuſer von andern unterſcheiden, und ſelbſt Hausgeräth, daß man hie und da zum Fenſter herausgehängt hatte, erkennen konnte. Scharfe, oder bewaffnete Augen entdeckten ſehr deutlich das ſchimmernde Becken des Boden-Sees, und was mein Erſtaunen bis auf den höchſten Grad hob, ſogar das Bergſchloß Hohentwiel ſammt den Trümmern, die auf einem dem Hohentwieler Felſen nahe ſtehenden Berge liegen. Nachdem ich mich an dem Anblick

blick der lachenden Thäler und Alpen des Appenzeller-Landes geweidet, den Lauf der Sitter verfolgt, die Lage der Oerter mir eingeprägt, und das Vaterland meines Freundes Spittler gegrüßt hatte, ſo heftete ich meinen Blick auf das einzige Schneegebirge in Appenzell, den hohen Sentis, deſſen verſchiedene Zacken und Hörner durch verſchiedene Namen unterſchieden ſind. Dies Gebirge erſchien uns jetzo viel gewaltiger, und mit größern Gletſchern, und Schneelaſten belegt, als wir vom Thale aus vermuthet hatten; und wir bewunderten um deſto mehr den Muth und die Kräfte der Frau Zunftmeiſterinn Ott von Zürch, die dieſen Eisberg vor kurzem beſtiegen, und ſich an Oerter hingewagt hatte, wohin einer ihrer Führer, der uns begleitete, nicht hatte folgen wollen. Gegen Morgen und Mittag überſahen wir den ganzen Lauf des Rheins, wie er in unbeſtimmlicher Ferne aus einer engen Bergkluft herauszukommen ſchien, und ſeine von der Sonne erleuchtete Fluthen gegen den Boden-See zu wälzte. Noch mahleriſcher, als der Rhein, war die Ill, die ſich wie ein ſilberner Faden durch das hohe ſchnell abſinkende Faduzer-Thal ſchlängelnd herabzog. An den Bergketten, die gegen die Quellen der Ill und des Rheins fortlaufen, und die wir tief bis nach Graubündten, und Tyrol hinein überſchauen konnten, waren noch viele Spitzen mit Schnee bedeckt.

Erſchöpft von anhaltender Betrachtung, und geſättigt durch den vollſten Genuß der großen Natur kehrten wir auf den hohen Camor zurück, und lagerten uns an der rechten Seite des hohen Kaſtens, wo wir eine freye Ausſicht in die Appenzeller Thäler hatten. Die Hungrigen ſingen wieder an zu eſſen, die Durſtigen zu trinken, und die Trinkenden ſangen bald frohe, bald rührende Schweizer-Lieder aus Lavaters Sammlung, die faſt in der ganzen Teutſchen Schweiz als Volkslieder geſungen werden, und allenthalben, wie in Appenzell, die alten Volksgeſänge zu verdrängen anfangen. Wir tranken endlich gegen halb zwey Uhr das letzte Glas zum Lebewohl, gelobten uns gegenſeitig, unſers vergnügten Beyſammenſeyns auf dem hohen Camor nie zu vergeſſen, und ſchieden dann von einander. Die Geſellſchaft aus Gaiß nahm den nächſten Weg nach Appenzell die Bergwand hinab, an deren oberſtem Rande wir zuletzt geruht hatten, und wir ſingen unſern Lauf unter der ſenkrechten über unſere Häupter hängenden Felsmauer des hohen Kaſtens an. Wir bereuten es nur zu bald, daß wir auf das Zureden des alten

Appenzellers, der unſern Vorrath von Wein und Speiſen getragen hatte, und den wir nach Sennwald mitnehmen mußten, weil unſere St. Galliſchen Träger der Gegenden nicht kundig genug waren, daß wir ſtatt des gewöhnlichen Pfades, der an der nördlichen Seite des Camors in das Rheinthal, und die Grafſchaft Sax führt, einen Weg gewählt hatten, der uns alle in die größten Gefahren, und in noch größere Angſt verſetzte. Weil wir bey der Erwähnung des neuen und kürzeten Weges, den der Appenzeller uns führen wollte, gleich fürchteten, was nachher wirklich geſchah; ſo widerſetzten wir uns dem Vorſchlage des Mannes ſehr lange, und gaben nicht eher nach, als bis er uns zu wiederholten mahlen verſichert hatte, daß auch unerfahrne, und ängſtliche Berggänger gar nichts zu fürchten hätten.

Wir waren noch keine fünf Minuten gegangen, als der Fußſteig, dem wir anfangs gefolgt waren, zuſehends ſchmäler wurde, und gleich darauf ganz aufhörte. So bald wir dieſes bemerkten, wollten wir umkehren; allein unſer Führer war ſo weit vorausgegangen, und ging noch immer ſo raſch vorwärts, daß wir ihn gar nicht abrufen, wenigſtens nicht zum Umkehren bewegen konnten. Wir mußten alſo folgen, wir mochten wollen oder nicht, ſo wenig auch ſchon der Anfang des Weges mit den Verſicherungen, und Beſchreibungen des Appenzellers übereinkam. Wir wandelten im eigentlichſten Verſtande auf dem äußerſten Saume oder Rande eines Abhangs, der ſich in einem ſteilen Fall wenigſtens 2000 Schuh hinabſenkte, ohne daß das Auge auch nur einen Baum, oder ein Geſträuch entdeckte, woran es ſich hätte halten können. Der Saum der Alp, auf welchem wir fortgingen, war um deſto bedenklicher, da er ſich nach zwoen Richtungen, ſeitwärts und vorwärts neigte, und mit dichtem Graſe überwachſen war, auf welches wir mit unſern ſchon vorher abgeglätteten Schuhen keinen ſichern Tritt thun konnten. Auch war es nicht möglich, uns von dem gefährlichen Rande der in das Appenzeller-Thal hinabſchießenden Alp zu entfernen, weil an der linken Seite und längs der Felswand des hohen Kaſtens ein Haufe von großen, und ungleichen Steinen lag, die ſich am Fuße dieſes Felsgerüſtes ſeit Jahrhunderten geſammelt hatten. Der Blick in das Thal zur Rechten war ſo Schwindel erregend, und das Wandeln auf dem trockenen Graſe ſo ungewiß, daß ich nicht im Stande war, meinen Weg aufrechtgehend fortzuſetzen. Ich ſtieß daher bey jedem

Schritte meinen Alpſtock gegen den Abgrund hin in die Erde, und an der linken Seite hielt ich mich an die Steine, oder Gräſer, die ich packen konnte. So ſchleppte ich mich fort bis an die Stelle, wo die Felswand des hohen Kaſtens aufhörte. Hier dachten wir gewiß, daß der Weg ſich wenden, oder doch weniger gefahrvoll, als bisher werden würde. Allein zu unſerm größten Entſetzen fanden wir an der linken Seite einen Abgrund, der eben ſo tief, und noch viel ſteiler und ſchrecklicher, als der Abhang an der rechten war. Der Berg, auf welchem wir ſtanden, war an der linken Seite eingefallen, und bildete da, wo wir zuerſt hinabſahen, einen gräßlichen, hundert bis hundert und funfzig Klafter tiefen faſt ſenkrechten Abſturz, deſſen Oberfläche aus lockerer gleichſam rinnender Erde, und großen Felsſtücken beſtand, die an den Stellen, wo ſie lagen, nur zu hängen, oder zu ſchweben ſchienen. Bey dieſem Anblick war es Spittlern und mir nicht länger möglich, ſtehen zu bleiben, noch viel weniger zwiſchen den beiden Abgründen an dem ſchiefen Rande des einen fortzugehen, oder nur fortzukriechen. Wir ſetzten uns daher nieder, wodurch wir wenigſtens die Ausſicht in die Tiefe an der linken Seite verloren, und rutſchten, ſo ſchnell wir konnten, über den nicht immer ſanften Boden hinab. Mit der einen Hand hielten wir uns im Graſe, und mit der andern klammerten wir uns an einen unſerer Träger, oder jungen Freunde, die uns zur Seite gingen, aber nicht ſelten ausglitſchten, und dann von uns gehalten werden mußten. Nachdem wir eine gute Viertelſtunde gerutſcht waren, thürmte ſich uns ein unerſteiglicher, und unumgehbarer Fels entgegen, und unſer Appenzeller kündigte uns an, daß wir jetzo an dem Abhange hinunter müßten, deſſen Anblick wir bisher nicht einmahl hatten aushalten können. Bevor wir den ſcheuslichen Weg antraten, hatten wir ein tödtliches Schrecken, indem wir Suters Bedienten, der vorausgegangen war, nirgends entdeckten, auch auf unſer Rufen keine Antwort erhielten, und alſo nicht anders denken konnten, als daß er gefallen ſey, und ſich zerſchmettert habe. Unter bangen Ahndungen eines ähnlichen Schickſals ließen wir uns von dem Rande, an welchem wir herabgekommen waren, an die Bergwand hinab, wo jeder Fehltritt Tod oder Verſtümmelung bringen konnte. Als ich feſten Fuß gefaßt hatte, ſuchte ich mein Auge an die Tiefe, in welche wir hinabſteigen wollten, zu gewöhnen, und dies gelang mir auf eine gewiſſe Art. Allein nie konnte ich ohne Schaudern an den Felswänden des hohen Kaſtens, die nun von unten bis oben ſichtbar waren, und noch weniger an den Felsmauern hinaufſchauen, an, und unter welchen wir weggehen mußten. Dieſe waren an ihren Füßen ſo tief ausgefreſſen, daß es ſchien, als wenn ſie in jedem Augenblicke mit ihren überhängenden Maſſen über uns hereinbrechen könnten. Rutſchen war an dem Abhange, den wir vor uns hatten, gar nicht möglich, weil er allenthalben mit ſpitzigen Steinen, und großen Felsſtücken überſäet war. Wir ſetzten uns daher von verſchiedenen Standpuncten, aber in ähnlichen ſchiefen Richtungen in Bewegung, die Linke auf unſern Alpſtock geſtützt, und mit der Rechten uns an einen unſerer vorigen Führer haltend. Gleich nach dem erſten Schritte empfand ich viel weniger Angſt, als auf dem Camor längs dem hohen Kaſten her, wie ich glaube, deßwegen, weil mir jeder Fußtritt in die weiche bewegliche Erde, oder zwiſchen die umherliegenden Steinklumpen feſter und ſicherer, als auf dem glatten Graſe ſchien, und weil ſelbſt die Felsmaſſen, die wir auf unſerm Wege fanden, der Einbildungskraft beſänftigende Gegenſtände darboten, an welche man ſich bey einem etwanigen Falle halten könnte. Ich glaube kaum, daß wir eine halbe Stunde brauchten, um an die Stellen zu kommen, wo Gräſer, und Geſträuche, und bald unförmliche Lerchenbäume wachſen. Weil Spittler und ich nie einen Fuß bewegt hatten, ohne den andern, und ohne unſern Alpſtock recht feſt zu wiſſen, ſo kamen wir ohne Fall und Straucheln an den Ort der Sicherheit. Suters Bedienter hingegen, den wir unten wiederfanden, und einer unſerer St. Galliſchen Träger, gerade der beſte Bergſteiger, waren gefallen, und in die größten Lebensgefahren gerathen. Der Träger beſonders war gleich nach ſeinem Fall in einen ſo reißenden Schuß gekommen, daß beide Riemen, womit unſer Felleiſen an ſeinen Rücken befeſtigt war, zerriſſen, und er unfehlbar geſchunden oder zerſchmettert worden wäre, wenn er nicht glücklicherweiſe ein Felsſtück ergriffen hätte, das feſt genug lag, um nicht mit ihm hinabzuſtürzen. Das Felleiſen ſprang die Bergwand in ſchnellen und gewaltigen Sätzen hinab, und hätte beynahe Suters Bedienten getroffen, der dadurch gewiß noch viel gefährlicher verwundet worden wäre, als er ſich durch ſeinen Fall an dem geſchundenen und geſchwollenen Arme verletzt hatte.

Wenn man ſich nach ſolchen Gefahren, dergleichen wir in den letzten Stunden überſtanden haben, zum erſtenmahl ganz wieder in Sicherheit fühlt; ſo wird man mit einer unausſprechlich ſüßen Empfindung überſtrömt, die aus der Erleichterung der unterdrückten Natur entſteht. Wir waren alle im höchſten Grade erhitzt, und beſonders brannte mir das Geſicht, wie ich es noch nie gefühlt hatte, allein keiner von uns fand ſich erſchöpft, indem die Angſt alle Müdigkeit zerſtreut hatte. Wir machten uns daher nach einer kurzen Ruhe von neuem auf den Weg, in der gewiſſen Hoffnung, daß wir nun bald an das Ende unſers Tagewerks kommen würden. Aber auch diesmahl wurde unſere Hoffnung auf die unangenehmſte Art getäuſcht.

So rauh der Fußſteig gleich anfangs war, ſo merkten wir doch die Beſchwerden des Gehens gar nicht, weil ſie mit keinen Gefahren verbunden waren. Nach einer halben Stunde erreichten wir die erſten Hütten, die in dieſer fürchterlichen Bergkluft erbaut ſind, und die wahrſcheinlich nur im Sommer bewohnt werden. Hier ſchien uns das Thal, in welchem der Rhein floß, noch eben ſo tief, als eine Stunde vorher, und eben ſo kam es uns vor, als wir noch eine halbe Stunde, und wiederum eine halbe Stunde gegangen waren, ſo, daß man faſt hätte glauben ſollen, der Rhein und ſeine Ufer ſänken in eben dem Verhältniſſe weg, in welchem wir am Berge herabſtiegen. Wir hörten beſtändig ein heftiges Brauſen, welches wir lange für das Brauſen des Rheins hielten; allein wir fanden bald nachher, daß dies Geräuſch durch ein gewaltiges Bergwaſſer verurſacht werde, das von eben dem Gebirge, an welchem wir herabkamen, herunter tobte. Je länger wir gingen, deſto ſteiler, und unebener wurde der Weg, und dieſer Weg war eigentlich weiter nichts, als eine enge aber tiefe Bergritze oder Ravine, in welcher wahrſcheinlich bey heftigen Gewittern ein Theil der zuſammenſtürzenden Regenwaſſer herunterſchießt. Dieſe Ravine iſt anderthalb Stunden lang mit großen, und unordentlich zuſammengeworfenen Steinen angefüllt, die ihrer Größe ungeachtet meiſtens nicht einmahl feſt liegen. Manchmahl ſind die Abſätze dieſer Bergritze ſo weit von einander entfernt, daß man von einem Stein auf den andern nicht hinabſteigen, oder hinabſpringen kann, ſondern ſich mit Vorſicht hinunterlaſſen muß. Wegen der unſichern und unordentlichen Lage der Steine darf man die Augen nicht einen Augenblick ſeitwärts wenden, weil man ſonſt leicht mit einem Fuß zwiſchen mehrere große Steine treten, und wenn auch nicht das Bein brechen, wenigſtens ſich im Fallen an den ſpitzigſten Steinen gefährlich verwunden könnte. Endlich wurde der Abhang ſanfter, die großen Steine, zwiſchen welchen wir uns bis zur höchſten Ermüdung unſerer Geduld herumgearbeitet hatten, hörten auf, und wir ſahen Sennwald vor uns. Man wunderte ſich in unſerm Wirthshauſe nicht wenig, als man hörte, daß wir an und um den hohen Kaſten herabgekommen wären. Dieſer Weg, ſagte man uns, ſey nur für Gemsjäger und Sennen gangbar. Nie war mir die Ruhe ſo ſüß, als in der erſten halben Stunde nach unſrer Ankunft in Sennwald, und die reichſte Tafel, und der beſte Wein würde uns nicht ſo erfriſcht haben, als wir uns jetzo nach einigen Taſſen Thee fühlen.

Wenn man uns nicht Forellen verſprochen hätte; ſo würden wir zu unſerer Abendmahlzeit eben ſo wenig Zutrauen, als zu unſerm Nachtlager haben. Man kann uns nicht mehr, als eine einzige Stube, und zween große Betten geben, deren Anblick ſelbſt für uns Müde zurückſchreckend iſt. Wir werden die Kopfküſſen, ſo gut wir können, mit weißen Schnupftüchern überziehen, werden uns, ohne uns zu entkleiden, in unſere Mäntel wickeln, und uns alsdann unſerm Schickſale überlaſſen.

Im Pfeffers-Bade, am 3. Aug.

So militäriſch unſer Nachtlager in Sennwald war; ſo wurden wir doch ſo dadurch geſtärkt, daß wir am folgenden Morgen unſern Weg mit neuen Kräften antreten konnten. Wir verließen Sennwald um ſechs Uhr, und blieben eine Zeitlang auf der Chauſſee, die man zu bauen gezwungen worden iſt, weil ſonſt alle Frachtfuhren ſich auf die Kaiſerliche Chauſſee an der andern Seite des Rheins hingewandt hätten. Zwiſchen Sennwald, und Sax iſt ein faſt ununterbrochener Wald. In Gambs, ſo heißt, wenn ich nicht irre, der zweyte Ort von Sennwald aus, wies man uns auf einen Fußſteig, der näher; als der Fahrweg, durch Wieſen führt, und auf ſolchen Fußſteigen kamen wir, kleine Strecken ausgenommen, bis nach Ragatz. Die Landſchaften und Ausſichten, die man zwiſchen Sennwald und Ragatz antrifft, ſind einander eben ſo ähnlich, als die Fußſteige, auf welchen man fortwandert. Dem Augenmaaße nach ſind die Gebirge, die an der rechten Seite durch die Grafſchaften und Herrſchaften Sax, Werdenberg, Gaſter und Sargans fortlaufen, von den gegenüberſtehenden Teutſchen und Bündtneriſchen Bergen meiſtens nicht viel weiter, als eine Stunde, dann und wann etwas mehr, und dann und wann weniger entfernt. Beide Gebirgketten ſcheinen auch beynahe von gleicher Höhe und zwar ohngefähr ſo hoch, als der Camor zu ſeyn. An beiden Seiten ſah man auf den Spitzen, und an den Klüften mancher Berge noch Schnee liegen, allein keiner dieſer Berge iſt ſo hoch, daß er das ganze Jahr durch mit unvergänglichem Schnee bedeckt bliebe. Beide Gebirgketten erheben ſich ſchnell und ſteil; die in den Oeſterreichiſchen Herrſchaften vor dem Arler-Berge, und in Bündten noch ſteiler, als die Schweizeriſchen. Wenn ihre Abgeſchnittenheit es nicht hindert, ſo ſind ſie bis zur Hälfte, oder noch höher mit Alpen, und gegen ihre Häupter hinauf gewöhnlich mit Waldung bekleidet. Die Thäler, wodurch die Gebirgketten des alten Rhätiens, und Helvetiens getrennt werden, ſind durchgehends niedrig, oft ſumpfig, faſt ganz eben, und eben deßwegen den Ueberſchwemmungen des Rheins ausgeſetzt. Sie beſtehen größtentheils aus Wieſen; doch ſieht man dieſſeits Trübenbach auch viele Felder mit Heidekorn, Maitz, und Cartoffeln bedeckt. Obſtbäume trifft man gleichfalls viel häufiger dieſſeits Trübenbach, als zwiſchen dieſem Orte und Ragatz an. In den Dörfern ſind die Häuſer von Holz gebaut, und mit Schindeln gedeckt, die durch Laſten von Steinen feſtgehalten werden. In dieſem ganzen Strich Landes, der eigentlich außerhalb der Kette der Schweizeriſchen Gebirge liegt, aber durch den ſcheidenden Rhein von den älteſten Zeiten her gleichſam als ein Anhang an Helvetien angeknüpft wurde, iſt der Wohlſtand, die Betriebſamkeit, und beſonders die Reinlichkeit viel geringer, als in den Staaten, denen er angehört: wovon ich nicht weiß, ob man den Grund in dem Character der Einwohner, oder in der Regierung der Landvögte ſuchen ſoll. Wir frühſtückten in dem nächſten Dorfe hinter Werdenberg, und wollten in Trübenbach zu Mittage eſſen; allein hier konnte man uns weiter nichts, als Milch, geſottene Eyer, und ſchlechten Wein geben. In Trübenbach kamen wir zuerſt an den Rhein, der in der Nähe betrachtet eher verliert, als gewinnt, weil man alsdann ſeine ſchmutzige Farbe, und ſeine verderbliche Wildheit noch mehr, als in der Ferne wahrnimmt. Mit genauer Noth erreichten wir Ragatz um acht Uhr, deſſen Entfernung von Sennwald nur auf ſechs Stunden geſchätzt wird. Allein nach dem ſtarken Schritte, den wir unausgeſetzt behaupteten, und den Stunden, die wir zwiſchen Sennwald und Ragatz zubrachten, muß der Weg wenigſtens fünftehalb bis fünf Teutſche Meilen betragen. Wir waren alle viel mehr ermüdet, als nach unſrer Camor-Reiſe, ungeachtet wir faſt gar keinen Berg zu erſteigen gehabt hatten, eine mäßige Anhöhe hinter Trübenbach ausgenommen: und unſere Träger, und ſelbſt der Appenzeller, der bis nach Chur mit uns gehen wird, hatten ſich die Füße wund gelaufen. Dieſe ungewöhnliche Ermüdung, und dies Wundlaufen der Füße erklärten wir uns daher, daß wir faſt immer in der Ebene gegangen waren, bey welchem Gehen ſtets dieſelbigen Muskeln angeſpannt, und dieſelbigen Theile der Fußſohle gerieben wurden. Wir würden auf dem angeblich ſechsſtündigen Wege noch viel mehr gelitten haben, wenn nicht den größten Theil des Tages über der Himmel bedeckt geweſen, und die Luft von einem friſchen Oſtwinde bewegt worden wäre. Die ſchmutzigen Treppen und Gänge, die wir gleich beym Eintritt in das Wirthshaus zu Ragatz erblickten, ließen uns fürchten, daß wir ein noch ſchlechteres Nachtlager, als zu Sennwald antreffen würden; wir fanden aber einen freundlichen und gewandten Wirth, geräumige und luftige Zimmer, ein gutes Nachteſſen, reinliche Betten, und heute Morgen ein treffliches Frühſtück. Nach einem Schlaf, um den uns Könige hätten beneiden können, verließen wir Ragatz, das keinen gefährlifährlichern Feind, als die Tamina hat, die vom Pfeffers-Bade herkommt, und ſich bey Ragatz in den Rhein ſtürzt. Im Jahre 1762 brach dies wilde Gletſcher-Waſſer auf einmahl mit einer ſolchen Wuth über Ragatz los, daß viele Wieſen und Weinberge mit ungeheuern mehrere Ellen hohen Laſten von Felsſtücken und Gries bedeckt, viele Häuſer weggeriſſen, und andere bis an das erſte Stock über der Erde verſchüttet wurden.

Der Fußſteig, der nach dem Pfeffers-Bade führt, läuft an der rechten Seite der Tamina gleich hinter Ragatz ein gähes Gebirge hinan, zwiſchen welchem und einer gegenüberſtehenden meiſtens ſteil abgeſchnittenen Felswand die Tamina in einer engen und tiefen Kluft mit einem unaufhörlichen donnernden Getöſe fortrauſcht. Wir mußten eine gute Stunde gehen, bevor wir diejenige Höhe des Gebirges erreichten, wo der Fußſteig eine horizontale Richtung zu erhalten anfängt. Dies Steigen iſt für geſunde und ſtarke Fußgänger nicht ſehr beſchwerlich, weil man faſt immer unter dem Schatten eines ſchönen Laubwaldes fortgeht. Wenn man nicht kurz vorher ſolche Wege gemacht, und ſolche Ausſichten gehabt hat, als wir gehabt und gemacht hatten; ſo muß man den ganzen Weg von Ragatz nach Pfeffers, und beſonders die Stellen äußerſt romantiſch finden, wo man durch kleine Oeffnungen des bis an die Tamina hinabſteigenden Waldes dieſen ſchäumenden Strom in gräßlicher Tiefe unter ſich ſieht. Noch viel überraſchender ſind die Gegenſtände, die man beym Ausgange aus dem Walde wahrnimmt, den die Natur an dem Abhange des Berges zur Beſchützung des Wanderers gepflanzt zu haben ſcheint. Links entdeckt man auf einmahl jenſeits der Tamina auf einer ſanft ſich neigenden Bergfläche, deren Felſenfuß bis dahin allein ſichtbar iſt, das Cloſter Pfeffers, wo man, weil es eben Sonntag war, mit allen Glocken läutete. Dies Geläute machte in der einſamen Gegend, wo ich in mich geſenkt vorauswandelte, und zwiſchen den hohen Bergen, womit ich umgeben war, einen ganz ungewöhnlichen Eindruck auf mein Ohr und meine Seele, und ſchuf auf einmahl die ganze Gegend um mich her in einen Tempel des Allmächtigen um, deſſen Glanz die weiße Scheitel des hohen über alle ſeine Nachbaren hervorragenden Caland-Berges zu umſtrahlen ſchien. Noch unerwarteter und erfreulicher, als der Anblick des Cloſters, iſt der des Dorfes Valens, deſſen Hütten an den ſteilen Abhang des Berges, über welchen der Fußſteig ſich hinzieht, hingezaubert zu ſeyn ſcheinen. Um dieſes Dorf herum ſieht man nicht nur die fruchtbarſten Wieſen, ſondern auch Garten und Fruchtfelder, und ſelbſt Obſtbäume, die in einer ſolchen Höhe ſchwerlich gedeihen würden, wenn nicht die Bergſeite, die ſie trägt, gegen Mittag gekehrt wäre. Das Badhaus entdeckt man nicht eher, als bis man faſt darin iſt. Der Fußſteig, der hinabführt, iſt freylich ſehr abſchüſſig, aber im geringſten nicht gefährlich, weil er ſich in mannigfaltigen Krümmungen an der ſteilen Bergwand herumwindet, und mit Bäumen und Gebüſchen beſetzt iſt, an welche man ſich halten kann.

Abends um 5½ Uhr.

So weit ſchrieb ich dieſen Morgen, gleich nachdem ich mich umgekleidet hatte. Jetzo haben wir alles geſehen, was im Pfeffers-Bade zu ſehen iſt; allein ehe ich Ihnen das, was ich hier beobachtet, und gehört habe, mittheile, will ich noch einen kleinen Reſt von Nachrichten über Appenzell Inner-Rhoden nachholen. Ich kann einige Stunden ungeſtört ſchreiben, da ich ſo wenig, als Spittler die Abendtafel beſuchen werde.

Ungeachtet der Canton Appenzell Inner-Rhoden weniger Gemeinſchaft mit Fremden, und weniger Betriebſamkeit hat, als irgend ein anderrer demokratiſcher Staat in der Schweiz; ſo ſind doch die Sitten dieſes unbeſuchten und unmittheilenden Schäfervolks nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen zuverläſſiger Männer, die ich darüber befragt habe, viel mehr, als die der Appenzeller in den Außer-Rhoden verdorben. Die Mädchen ſollen in der ganzen gebirgigen Schweiz nirgends gefälliger, und die Luſtſeuche unter dem gemeinen Volk nirgends verbreiteter, als in Appenzell Inner-Rhoden ſeyn. Beſonders ſtehen die Appenzeller der Innern-Rhoden in der ganzen Nachbarſchaft in dem böſen Ruf, daß ſie ſich zwar nicht mit eigener Hand des Eigenthums anderer bemächtigen, aber ohne Scheu Diebe hehlen, und geſtohlne Sachen kaufen, welchen einträglichen Handel ſelbſt Angeſehene, die ſich ſchon groß in ihrem Volke dünken, nicht verſchmähen ſollen. Die Verfaſſung iſt anarchiſcher, als die aller übrigen demokratiſchen Cantone, und ein beſtändiger Wechſel von Pöbel-Tyranney, und Deſpotiſmus mächtiger Factionen, vor deren Rache die Ueberwundenen viel mehr, als vor dem Zorn der eigenmächtigſten Fürſten und Miniſter zittern müſſen. Die Geſchichte des Landammanns Suter, der im Jahr 1784 enthauptet wurde, iſt ein eben ſo trauriges, als merkwürdiges Beyſpiel von dem wilden und blutdurſtigen Geiſte der Verfaſſungen, die in der Schweiz noch immer als vorzüglich frey und glücklich geprieſen werden.

Anton Joſeph Suter war vormahls in der Gemeinde Gonten Bademeiſter und Gaſtwirth, welche letztere Claſſe von Leuten in den demokratiſchen Cantonen faſt lauter wichtige Ehrenmänner, oder Volksmänner enthält, weil Gaſtwirthe mehr, als andere Gelegenheit haben, ſich den Landleuten bekannt, und auf eine fühlbare Art um ſie verdient zu machen. Suter hatte nicht weniger Ehrgeiz, als viele andere Gaſtwirthe in, und auſſer Appenzell gehabt hatten. Er begegnete daher im Jahr 1759, ein Jahr vorher, ehe Appenzell Inner-Rhoden einen Landvogt über das Rheinthal ernennen konnte, den Bauern, die ihn beſuchten, ſo freundlich, und machte ſeinen Gäſten eine ſo billige Zeche, daß dieſe es bemerkten, und ihm oft ſagten: Sepp, oder Sepi, (eine Abkürzung von Joſeph) du mußt Landvogt werden. Die dankbaren Bauern erinnerten ſich an der nächſten Landesgemeinde ihres Verſprechens und ernannten den Bademeiſter und Gaſtwirth von Gonten vor fünf andern Männern, und unter dieſen ſelbſt vor dem Landammann Johann Jacob Geiger, zum Landvogt im Rheinthal. Dieſer Sieg, den **Suter** über ſeine Nebenbuhler davon trug, machte die letzteren und deren Anhänger, vorzüglich aber den ebengenannten Geiger zu ſeinen unverſöhnlichen Widerſachern. Selbſt die Freunde von Sutern geſtehen, daß dieſer ſich in ſeiner neuen Ehrenſtelle nicht immer mit der Würde betragen, und was noch viel glaublicher iſt, nicht immer diejenigen Kenntniſſe, und Erfahrung bewieſen habe, die man von einem Landvogt fordern könne. Unterdeſſen beging er eben ſo wenig ſchreiende Ungerechtigkeiten, als er den Unterthanen auffallende Wohlthaten erwies. Auch gewann Suter auf ſeiner Landvogtey ſehr wenig, weil die Appenzeller Bauern glaubten, daß er ihr ewiger Schuldner ſey, und ihn deßwegen häufig beſuchten. Wenn aber dieſe Beſuche den größten Theil des Gewinns der Landvogtey wegnahmen; ſo trugen ſie auch dazu bey, den gaſtfreyen Landvogt immer beliebter zu machen. Viele der Beſuchenden dankten ihrem Freunde beym Abſchiede mit den Worten: Herr Landvogt, Ihr müßt Landammann werden! Auch dieſe Verheißung wurde erfüllt, und Suter im Jahre 1762 wirklich zum Landammann erwählt. Suter glaubte das große Zutrauen ſeiner Landsleute, und die Ertheilung der höchſten Würde durch irgend einen außerordentlichen Dienſt vergelten zu müſſen. Er wollte entdeckt haben, daß Appenzell auf eine im Lande gelegene Alp, die Säntis-Alp, welche der Hof, oder das Dorf Oberried im Rheinthal ſeit undenklichen Zeiten beſeſſen hatte, ein gegründeteres Recht, als die bisherigen Beſitzer habe. Er theilte dieſe ſeine Meynung dem Rath in Appenzell mit, und dieſem leuchteten **Suters** Gründe ſo ſehr ein, daß er das Urtheil fällte: die Alp ſolle nach Billigkeit geſchätzt, und im Namen des Landes in Beſitz genommen werden. Die Ober-Rieder waren mit dieſem übereilten und ungerechten Ausſpruche nicht zufrieden, und wandten ſich daher an die Tagſatzung in Frauenfeld. Weder **Suter**, noch der Rath in Appenzell ließen ſich durch dieſen Schritt irre machen. Letzterer ſchickte den erſtern im Namen des Landes und mit gehörigen Inſtructionen verſehen nach Frauenfeld, um vor der Tagſatzung die Beſtätigung des von ihm gefällten Urtheils zu betreiben. Als aber der Rath merkte, daß die Sache eine ungünſtige Wendung nehmen würde; ſo zog er ſich allmählich aus dem angefangenen Rechtshandel zurück, und ließ den Landammann, der freylich Urheber deſſelben war, ganz allein vor dem Riß ſtehen. Im Jahre 1775 erfolgte endlich der Ausſpruch der Schweizeriſchen Ehren-

Geſandten: daß Suter mit beſſern Gründen einkommen ſolle. Wenn er aber dergleichen nicht vorbringen könne, ſo ſolle die Alp ihren ehemaligen Beſitzern wieder abgetreten, und den Ober Riedern die Proceßkoſten, die ſich auf 15 bis 1600 Gulden beliefen, vergütet werden. Freunde und Feinde waren auf Suters Zurückkunft, und den Beſcheid, den er mitbringen würde, gleich begierig. Der rückkehrende Landammann wurde daher von mehrern Neugierigen gefragt: wie die Sache abgelaufen ſey, und dieſen ſoll er, wie einige vorgeben, geantwortet haben: der Proceß ſey gewonnen. Andere hingegen verſichern: er habe bloß erklärt, daß er mehr erhalten, als geſucht habe. Noch viel heftiger, als durch dieſe unwahren, oder zweydeutigen Antworten, brachte Suter den Rath, und einen großen Theil des Volks dadurch gegen ſich auf, daß er ſich eine Zeitlang unter allerley Vorwänden weigerte, von dem, was in Frauenfeld vorgegangen war, Bericht abzuſtatten. Da man nun von andern erfuhr, was Suter auszuſagen fürchtete; ſo verſammelte der Senat einen großen Landrath, und dieſer beſchloß: daß man den Landammann Suter ſeines Amtes entſetzen, und ihm das Landesſiegel abnehmen wolle, weil er mit Lügen berichtet,

tet, und die Appenzeller gegen ihre lieben Mit-Eidgenoſſen in Verlegenheit geſetzt habe. Auch ſolle er in vierzehn Tagen die Unkoſten zu bezahlen angehalten, und allen Landleuten bey Ehre und Eid unterſagt werden, ihm weiter ihre Stimme zu geben. Dies eigenmächtige Verfahren war Sutern ſo unerwartet, daß er in der erſtern Beſtürzung das Landſiegel herausgab. Allein bald nachher bemerkte er, daß der Landrath ihm die höchſte Würde nicht nehmen könne, die das ganze Volk ihm gegeben habe, und wenn jener auch das Recht beſitze, was ihm nicht zukomme, daß er niemand, am wenigſten die erſte Magiſtratsperſon, unverhört verurtheilen dürfe. Mit dieſen Aeußerungen wandte ſich Suter an den Rath, und verlangte, daß ihm das Landesſiegel wieder ausgeliefert werde, welches man ihm aber abſchlug. Als der Rath ihm keine Gerechtigkeit widerfahren laſſen wollte; ſo bat er, daß man eine außerordentliche Landesgemeinde zuſammenrufen möge, damit er ſich vor derſelben rechtfertigen könne. Dieſe Forderung ſchien ſo gerecht, daß die Obrigkeit es nicht wagte, das Geſuch geradezu abzuweiſen. Man berief alſo im September 1775 einen doppelten Landrath, um des vorläufig verſtoßenen Landammanns Sache, und beſonders ſein letzteres Anliegen in Ueberlegung zu nehmen. Während der Sitzung dieſes doppelten Landraths verſammelte ſich eine große Menge von Landleuten, welche die letzte Entſchließung deſſelben mit Ungeduld erwarteten, vor dem Rathhauſe, und ein Theil der Bauern, die ihre Ungeduld nicht mäßigen konnten, drang mit Sutern in die Rathsſtube, um die Bitte ihres Freundes zu unterſtützen: daß man ihm entweder das Siegel herausgeben, oder eine außerordentliche Landesgemeinde bewilligen ſolle. Als der regierende Landammann die Verſammelten fragte, wer ihnen befohlen habe, herzukommen, antworteten ſie: Niemand. Ihre Abſicht ſey nur, zu wiſſen, wer die Unwahrheit vorgegeben, und dann um die Beſtrafung der Schuldigen zu bitten. Auch Suter betheuerte beſtändig, und erbot ſich, es mit vielen Zeugen zu beweiſen, daß er keinen ſeiner Freunde herbeſtellt, keinen zum Eindringen in die Rathsſtube aufgefordert, und noch weniger mit denen, die vor dem Rathhauſe blieben, einen gewaltthätigen Anſchlag gemacht habe. Die Gegenwart ſo vieler Landleute, und vielleicht noch mehr die Grobheit derer, die ſich mit Sutern in die Sitzung des Raths gewagt hatten, bewogen den letztern, eine außerordentliche Landesgemeinde gleich auf den nächſten Sonntag zu berufen. Zugleich aber verbanden ſich alle Glieder dieſes Raths auf das feierlichſte: daß keiner von ihnen auf Sutern rathen, das heißt, Sutern zum Landammann vorſchlagen ſolle. In dem kurzen Zwiſchenraume von zween Tagen, die zwiſchen der Bewilligung und Zuſammenkunft der Landesgemeinde verſtrichen, bewieſen ſelbſt die heftigſten unter den perſönlichen Feinden von Sutern keinen ſo thätigen und wilden Verfolgungsgeiſt, als die ehrwürdigen Väter Capuziner, die man deßwegen als die vornehmſten Triebfedern, oder Werkzeuge des traurigen Schickſals von Sutern anſieht. Dieſe wüthenden Mönche rannten in allen Häuſern umher, verſagten Suters Freunden im Beichtſtuhl die Abſolution, verdammten ſie in ihren Predigten als Opfer der Hölle, ermunterten die Obrigkeit zur äußerſten Schärfe gegen die Rebellen, weil Gott ihnen das Schwerdt der Gerechtigkeit nicht umſonſt anvertraut habe, ſtellten Proceſſionen an, ermahnten bey dieſen Umgängen das Landvolk zum Gehorſam gegen die von Gott geſetzte Obrigkeit, und erklärten, daß es um Freyheit und Religion geſchehen wäre, wenn Suter wieder Ammann würde. Als Gründe dieſer unchriſtlichen, den Stand der

Capuziner entehrenden Ausbrüche von Feindſeligkeit gibt man theils ihre Ergebenheit gegen die mächtige Geigeriſche Partey, theils aber auch die unmönchiſchen Geſinnungen von Sutern an, der ſehr duldſam geweſen ſeyn ſoll, und was den Appenzelliſchen Capuzinern ſehr aufgefallen war, den ehemahligen Schultheißen von Erlach zu Bern zum Gevatter gebeten hatte. So grob auch die Künſte der Capuziner, und ſo empörend ihre gehäſſigen Bemühungen waren; ſo thaten ſie doch bey einem großen Theile des abergläubigen, oder furchtſamen Pöbels ihre Wirkung. Am 16. September 1775, als am Tage der außerordentlichen Landesgemeinde, führte der Landammann Geiger die Gemeinde, beſtieg mit Hülfe ſeiner Partey den Stuhl, berührte aber einen der Haupt-Gegenſtände, um welcher willen das Volk verſammelt worden war, den Proceß wegen der Alp Säntis, und die Rechtfertigung, wozu Suter ſich vor der Landesgemeinde erbeten hatte, nur mit wenigen Worten, und ließ gleich um die beiden Candidaten, welche der Rath vorgeſchlagen hatte, und um Sutern, der von den Landleuten genannt worden war, durch Aufhebung der Hände mehren. Suter bemühte ſich vergebens, auf den Landammanns-

Stuhl zu kommen, um ſich vor dem Volke zu vertheidigen, indem er von Geigers Anhängern mit Gewalt daran verhindert wurde. Wegen der Unordnung, die daher entſtand, fiel das Mehr, oder die Mehrheit der Stimmen auf den Alt-Statthalter Fäßler, der gleich nach ſeiner Wahl die gegenwärtige Stimmung des Volks nutzte, und anfragte: ob man nicht die Rebellen gefangen nehmen wolle? Die übermächtige Faction, die ſo eben den Landammann Suter von ſeiner Würde, und von ſeiner Rechtfertigung verdrängt hatte, bewilligte Inquiſition und Strafe gegen Perſonen, die niemand bisher genannt, und angeklagt, und noch viel weniger verhört, oder verurtheilt hatte. Nach dieſem ungerechten Volksſchluß zog man gleich einige der geringern Anhänger von Sutern in Verhaft; allein an Sutern ſelbſt vergriff man ſich noch nicht, weil man nicht wußte, ob ſich nicht die Geſinnungen des Volks ändern, und viele einen peinlichen Proceß gegen einen Mann, den man ſo eben ſeiner Würde entſetzt hatte, zu hart finden würden? So furchtſam, oder gemäßigt aber Suters Feinde anfangs ſchienen: ſo traute ihnen doch der Verfolgte nicht, und er entfernte ſich daher eine Zeitlang unter dem Vorwande, daß er der Mutter

ter Gottes in Einſiedlen eine Wallfahrt gelobt habe. Sobald Suter den Schauplatz verlaſſen hatte; ſo verurtheilte der groſſe Rath den ehemahligen Landammann, ohne ihn vorzufordern und zu hören, als einen galgenmäßigen Rebellen und Aufrührer, als einen Friedens- und Freyheits-Störer, mit welchen Schimpfwörtern Suters Name an den Galgen geſchlagen wurde. Man zog alle ſeine Güter ein, verbannte ihn aus der ganzen Schweiz, und ſetzte demjenigen, der ihn lebendig oder todt liefern würde, einen Preis von hundert Thalern aus. Man unterſagte allen Landleuten bey Ehre- und Eid, keine Verbindung mit dem Verurtheilten zu unterhalten, und drohte denjenigen, die dies thun, und entdeckt werden würden, daß man ſie, wie den Aufrührer ſelbſt anſehen wolle. Man ſtrafte ſogar den Statthalter Signer, weil er im Rath gelindere Geſinnungen geäußert hatte, um funfzig Thaler, und verwies ihn fünf Jahre lang von Rath und Gericht; und eben ſo zwang man einen Pfarrer Büchler, der ſein Amt dreyßig Jahre lang untadelich verwaltet hatte, ſeine Pfründe aufzugeben, weil er der Suteriſchen Partey zu ſehr gewogen, und keine Ruhe zu hoffen ſey, ſo lange er ſeinen Poſten behalte.

Die Verdammungsgründe, welche der Rath in ſeinem Urtheile gegen **Sutern** anführte, waren folgende: Erſtlich habe **Suter** ſeit ſieben Jahren unrechtmäßige Proceſſe geführt. Zweytens habe er ſich ſeit zwey Jahren rebelliſch gegen ſeine Obrigkeit betragen, und einige Herren Hauptleute Narren geſcholten *). Drittens ſey er rebelliſcher Weiſe bey den Bauern herumgelaufen, und habe dieſe zum Aufruhr aufgewiegelt. Viertens habe er ſich mit vielen Bauern verbunden, und ſich mit dieſen in die Rathsſtube eingedrängt. Fünftens habe er eben dieſen Haufen von Bauern auf die Verſammlung des zweyfachen Landraths wieder beſtellt, um das ihm abgenommene Landesſiegel zu erzwingen. Sechstens habe er ſich mit ſeinen Anhängern verabredet, daß dieſe ihm an der Landesgemeinde auf den Stuhl verhelfen ſollten. Siebentens habe er gotteslästerlicher Weiſe geſagt: Gott nehme nicht alles in Obacht: er (**Suter**) wolle wünſchen, daß er ein Blitzſtrahl ſey, um einigen vom Rath die Köpfe einzuſchlazuſchlagen. Achtens habe er ehrenrührige Reden ausgeſtoßen und geſagt: Die Herren des großen Raths hätten ein Urtheil gemacht, wie Schelmen und Diebe, und hätten ihm Unrecht gethan.

---

*) Welches, wie man in Appenzell ſelbſt ſagte und ſchrieb, ſo ganz unverdient nicht ſey, da unter hundert und zwanzig ſolcher Ehren-Männer lange nicht die Hälfte, einige ſagen gar nur ſechs, leſen und ſchreiben können. Welche Richter, und Vater des Vaterlandes!

Es muß einem jeden, der nicht ganz Barbar iſt, unbegreiflich ſeyn, wie eine Obrigkeit, ſelbſt in einem ſolchen Bauernſtaate, dergleichen Appenzell Inner-Rhoden iſt, das Herz gehabt hat, das Wort Rebell auf eine ſo unverantwortliche Art zu mißbrauchen, als in dem angeführten Urtheil geſchah: wie ſie es ferner wagen konnte, einem aus ihrem Mittel notoriſch falſche, oder unerwieſene Verbrechen aufzubürden, und einen Mann, der die erſte Würde in ſeinem Vaterlande bekleidet hatte, ungehört, und ungerufen zu verurtheilen, und auf ſeinen Kopf einen Preis zu ſetzen, als wenn er das Vaterland an einen auswärtigen Feind hätte verrathen, oder die ganze Regierungsform hätte umkehren wollen.

Als Suter erfuhr, daß man ihn aus der ganzen Schweiz verbannt, und in ſeinem Vaterlande vogelfrey gemacht hatte, wandte er ſich nach Coſtanz, wo er von ſeinen Freunden, und ſelbſt von mitleidigen Unbekannten unterſtützt, ein ſtilles und untadeliches Leben führte. Vergebens flehte er die Eidgenoſſenſchaft, und den Kaiſerlichen Hof um kräftige Fürſprache an, und eben ſo vergeblich bat er in zweyen Sendſchreiben, die nachher gedruckt worden ſind, die Obrigkeit in Appenzell, daß man ihm ein ſicheres Geleit geben, und erlauben möchte, ſeine Sache entweder vor der Landesgemeinde in Appenzell, oder vor unparteyiſchen Richtern zu vertheidigen, indem er ungehört verurtheilt worden. Das erſte Sendſchreiben wurde vernachläſſigt, das andere aber durch die Hand des Henkers verbrannt, und zugleich ſeiner Frau angekündigt, daß ſie bey Verluſt ihres Land- und Erbrechts ihren Mann verlaſſen ſolle. Dies Verfahren des Raths war zu tyranniſch, als daß es nicht Suters Freunde im höchſten Grade hätte empören, und zugleich bewegen ſollen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um dem unterdrückten Mann Gehör und Gerechtigkeit zu verſchaffen. Es verſammelten ſich daher in der Gemeinde Gonten bey nächtlicher Zeit gegen ſiebenzig Mann, die ſich mit einander verabredeten, den Rath zu bitten, daß man Sutern einen Geleits-Brief geben, und ihm geſtatten möge, zu ſeiner Vertheidigung ins Land zu kommen, da ſeine Klage vorzüglich darin beſtehe, daß er nicht gehört worden ſey. Werde er alsdann des Todes ſchuldig befunden;

ſo könne man ihn gleich feſthalten, und könne das Geld erſparen, welches man auf ſeinen Kopf geſetzt habe. So lobenswürdig dieſer Eifer der Gemeindegenoſſen von Sutern, und ſo gerecht ihre Bitte war: ſo ſträflich und aufrühreriſch ſchien ihr Verfahren der weiſen Obrigkeit in Appenzell. Bevor die Männer von Genten ihr Geſuch anbrachten, waren ſie ſchon verrathen. Vier derſelben wurden in Verhaft genommen, und kurz und gut als Rebellen zum Tode verurtheilt. Nachdem man dieſe Freunde von Sutern drey Tage lang die ſchrecklichſte Todesangſt hatte ausſtehen laſſen; ſo wurden ſie begnadigt, und mit Ruthen ausgeſtrichen. Die übrigen Beförderer der Fürbitte ſtrafte man gleichfalls an Ehre und Gut, und nur diejenigen wurden verſchont, die ihren Vorſatz auf die kriechendſte Art bereuten.

Nach allen dieſen Gewaltthätigkeiten verloren Suters Freunde den Muth, und Suter ſelbſt alle Hoffnung, jemahls in ſein Vaterland wiederhergeſtellt zu werden. Weil nun Suter und ſeine Anhänger zu ruhen ſchienen; ſo ließen auch die Angſt und Rachbegierde der Verfolger ſo ſehr nach, daß ſie es nicht bemerkten, daß Suter häufig in die Gemeinden von Appenzell Außer-Rhoden, und ſogar von Zeit zu Zeit in das Gebiet ſeines Vaterlandes kam, um ſeine Freunde heimlich zu beſuchen. Allein die Ausſage eines Verräthers änderte auf einmahl die Geſinnungen, und Maaßregeln der Obrigkeit in Appenzell, die ſich nicht ſicher mehr dünkte, und alles anwenden zu müſſen glaubte, um den gefährlichen Flüchtling in ihre Gewalt zu bekommen, und aus der Welt zu ſchaffen.

Der falſche Angeber von Sutern war ein gewiſſer Baptiſta Röß, der vormahls einer ſeiner eifrigſten Freunde geweſen, und eben deßwegen um 500 fl. geſtraft, und ſeiner Ehre beraubt worden war. Weil die Obrigkeit ſelbſt fühlte, daß ſie den Röß, wie andere Suterianer viel zu hart ſtrafe, ſo ließ ſie den erſtern ſchwören, daß er ſich nie über ſein Urtheil beklagen wolle. Allein der Unwille ſiegte über die Ehrfurcht gegen den erzwungenen Eid, und Röß äußerte ſich auf eine unvorſichtige Art über die Ungerechtigkeit der Strafe, die man an ihm vollzogen habe. Dieſe Reden ſchienen der Obrigkeit eines angeblich freyen Volks ſträflicher Hochverrath, und man machte eben Anſtalten, den Urheber derſelben zur Rechenſchaft zu ziehen, als dieſer ſich aus dem Staube machte. Nach einer Abweſenheit von mehrern Jahren dachte Röß, daß die Väter des Volks einige unüberlegte Worte entweder vergeſſen, oder vergeben hätten, und kehrte in ſein Vaterland zurück. Er erfuhr aber bald, daß ſeine Feinde nicht ſchlummerten, indem man ihn ergriff, und als einen Rebellen zu behandeln anfieng. Der kleinmüthige **Röß** fürchtete vielleicht eine härtere Strafe, als man ihm zugedacht hatte, und ſuchte ſich alſo durch folgende Ausſage zu retten: **Suter** habe in einem Wirthshauſe in Appenzell Außer-Rhoden den Vorſatz geäußert, daß er mit ſo vielen Leuten, als er aus den Außern-Rhoden aufbringen könne, Appenzell plötzlich überfallen, ſich der öffentlichen Gebäude bemächtigen, und dann die Einwohner zur Behauptung ihrer Freyheit auffordern wolle. Nach dieſer Ausſage eines Mannes, der aus mehrern einleuchtenden Urſachen verdächtig war, und den man ſelbſt für [illegible] erklärt hatte, ſtreute man das Gerücht aus, daß **Suter** den Anſchlag habe, Appenzell in Brand zu ſtecken: und um dieſem gehäſſigen Gerücht Glauben zu verſchaffen, ſtellte man zahlreiche Wachen aus. Ungeachtet alle die Männer, die **Röß** als Mitwiſſer des **Suteriſchen** Entwurfs genannt hatte, eidlich betheuerten, daß ſie dergleichen nie von **Sutern** gehört hätten, und ungeachtet **Suter** nachher auf der Folter ſtandhaft bey der Verſicherung blieb, daß ihm nie ein Gedanke des Ueberfalls, oder der Verbrennung in den Kopf gekommen ſey; ſo faßte doch der Rath in Appenzell den Entſchluß, ſich Suters auf die eine, oder andere Art zu bemächtigen, und führte in der Folge das unglaubwürdige von Röß ausgeſagte Verbrechen als einen Hauptgrund der zuerkannten Todesſtrafe an. Die Mittel, welche die Obrigkeit in Appenzell gut hieß, und die Werkzeuge, die ſie brauchte, waren in gleichem Grade verabſcheuungswürdig, und ſind ein trauriger Beweis der Unſittlichkeit, welche Mangel von Erziehung und Unterricht in ſolchen Barbaren, als die wegen ihrer Unſchuld ſo geprieſenen Hirten in Appenzell ſind, hervorzubringen pflegt. Ein Mitglied des Raths in den Innern Rhoden, und dann der Cronen-Wirth und Gemeinde-Hauptmann im Wald, alſo beide Männer in öffentlichen Aemtern, verabredeten es miteinander, wie ſie das auf Suters Kopf geſetzte Blutgeld verdienen möchten. Der Cronen-Wirth, der dieſer Schändlichkeit wegen nachher von ſeinen Gemeindegenoſſen der ihm anvertrauten Würde auf zeitlebens berau[illegible] wurde, verbreitete ein Gerücht: daß er es ſich nicht verdrießen laſſen würde, Sutern weit nachzureiſen, wenn er nur erfahren könnte, wo er ſich aufhalte; denn er habe ihm wichtige und nützliche Dinge zu eröffnen. Da man glaubte, daß dies Gerücht zu Suters Ohren gekommen ſey, verleitete man deſſen in Appenzell verheirathete Tochter, daß ſie ihrem Vater ſchreiben möchte, den Cronen-Wirth im Wald zu beſuchen, indem dieſer ihm geheime Dinge zu offenbaren habe. Auf den Brief der Tochter kam der Vertriebene wirklich in das Wirthshaus im Wald, deſſen Beſitzer ihn nach einigem Weigern beredete, in ſeiner Geſellſchaft nach Oberegg, einer großen Inner-Rhodiſchen Gemeinde, zu gehen, die aber von allen Seiten vom Rheinthal, oder von Appenzell Außer-Rhoden eingeſchloſſen iſt. Sobald der Verräther mit dem Schlachtopfer ſeiner Treuloſigkeit in Oberegg anlangte, wurde Suter in Verhaft genommen, und gleich am dritten Tage nach Appenzell gebracht. Die gefühlloſen Inner-Rhodner, die den Gefangenen abholten, banden ihn auf einen Schlitten, und ließen ihren ehemahligen acht und ſechszigjährigen Landammann bey ſehr kaltem und ſtürmiſchen Wetter *) drey Stunden lang unter freyem Himmel auf dem Schlitten liegen, während daß ſie in Altſtätten auf obrigkeitliche

---

*) Es war der neunte März 1784.

keitliche Unkoſten zechten. Gleich nach der Ablieferung wurden drey Examinatoren beſtellt, die man unter den erklärten Feinden des Gefangenen ausſuchte; und als dieſe durch Fragen und Zeugen nichts aus Sutern herausbringen konnten, was die falſchen Ausſagen von Röß beſtätigt hätte; ſo ſchritten ſie zu dem beliebten Hülfsmittel aller Barbaren, und ließen den kraftloſen Greis dreymahl an einem Tage foltern. Selbſt die Schmerzen der Folter preßten dem alten Manne kein Bekenntniß der ihm zur Laſt gelegten Unternehmung gegen ſein Vaterland ab. Nichtsdeſtoweniger ſprach das Blutgericht, das aus hundert und einigen Perſonen beſteht, am neunten März das Todesurtheil gegen Sutern aus, das auch an demſelbigen Tage vollzogen wurde. In dem Todesurtheile wiederholte man eben die Verdammungsgründe, die man ſchon in dem erſten Urtheil angeführt hatte; nur ſetzte man die von Röß ausgeſagten, und durch die in den Außern-Rhoden abgehörten Zeugen gänzlich widerlegten Verbrechen hinzu, und rechnete Sutern auch dieſes zum Hochverrath an, daß er über das erſte gegen ihn gefällte Urtheil geſchmähet, daß er alle hohe Stände der dreyzehn Orte um Hülfe angeſprochen, und ſich ſogar an den Kaiſerlichen Hof gewandt habe.

Es giebt freylich in dem aufgeklärten, und geſitteten Europa noch immer Staaten, wo durch die Nachläſſigkeit, oder Partheylichkeit von Richtern Unſchuldige ihres Vermögens, oder gar ihres Lebens, und ihrer Ehre beraubt werden; allein man wird ſchwerlich auſſer Appenzell, und einigen andern demokratiſchen Cantonen in der Schweiz irgend ein anderes Land finden, in welchem die Richter in einer einzigen Sache ſo viele Sünden der Eigenmacht, der Ungerechtigkeit, und Grauſamkeit aufeinander gehäuft hätten, als in dem Proceſſe gegen **Sutern** begangen wurden. Eigenmächtig und geſetzwidrig war die erſte Entſetzung von **Sutern**: höchſt ungerecht war das erſte ſowohl, als zweyte Urtheil gegen den Verfolgten, und die Beſtrafung der Männer, die ſich ſeiner auf die rechtmäßigſte Art annahmen: unmenſchlich endlich war das Verfahren gegen die Frau, und die Mittel, deren man ſich bediente, um des Verurtheilten habhaft zu werden.

Chur, am 4. Aug.

Wir ſind heute ſo früh in Chur angekommen, daß ich noch Zeit genug zu haben glaube, um Ihnen eine kurze Beſchreibung vom Pfeffers Bade, und von unſerer Reiſe hieher geben zu können.

Ich würde es kaum für möglich halten, ſelbſt für Verbrecher, die man von aller menſchlichen Geſellſchaft abſondern wollte, eine gräßlichere, und Schwermuth und Angſt in höherem Grade einflößende Lage zu finden, als die des Pfeffers-Bades iſt, wenn ich nicht wüßte, daß der ehemahlige Aufenthalt der Brunnengäſte noch unendlich ſcheußlicher war. Der Platz, auf welchem man das jetzige Badehaus im Anfange dieſes Jahrhunderts erbaut hat, iſt eine kleine von hohen Felſen und Bergen umgebene Fläche, die man durch das Sprengen von Felſen, und durch das Abtragen eines Theils derjenigen Bergwand gewonnen hat, an welcher man zum Bade hinabſteigt. Die eine längere Seite des Gebäudes ſchwebt über dem tiefen Bette der Tamina, die mit einer ſolchen Gewalt fortrauſcht, daß man alle Augenblicke beſonders in den Zimmern an der Erde glaubt, die heftigſten Donnerſchläge, oder das Gepraſſel einſtürzender Felswände zu hören. Eben dieſe Seite berührt faſt die ſüdöſtliche mehrere hundert Schuh hohe Felswand, die ſich unmittelbar aus dem Bett der Tamina empor hebt, und von welcher häufig Felsmaſſen herabfallen. Noch in der vorletzten Nacht ſtürzte von dem oberſten Rande derſelben ein ſo ungeheures Stück in die Tamina, daß ſelbſt der Felſengrund, auf welchem das Badehaus ſteht, davon erbebte, und alle Badegäſte durch die Erſchütterung, wie durch den Stoß eines Erdbebens aufgeſchreckt wurden. Die eine ſchmale ſüdliche Seite iſt gegen den engen und tiefen Schlund gekehrt, aus welchem die Tamina zwiſchen ſenkrechten, und nach oben zu faſt zuſammenſtoßenden Felswänden herausdringt. Die zweyte ſchmale der jetzt erwähnten entgegengeſetzte Seite blickt dem Laufe der Tamina nach, die aber durch die ſich krümmenden, und ſchon hier nahe zuſammenrückenden Gebirgsketten dem Auge bald entzogen wird. Am wenigſten furchtbar iſt die Ausſicht aus den Fenſtern der nordweſtlichen längern Seite des Badehauſes. Man ſieht zwar auch hier unmittelbar auf ein ſteiles und hohes Gebirge; allein dies Gebirge iſt doch mit Bäumen, und grünendem Gebüſche bewachſen, und hier zeigt ſich auch, aber auch hier nur allein die Möglichkeit, wie man aus der tiefen Kluft, in welche das Badehaus hinabgeſenkt iſt, wieder herauskommen kann.

So ſchauderhaft die Lage des jetzigen Badehauſes iſt, ſo iſt ſie doch noch heiter und entzückend gegen die Lage der ehemahligen Badhütten, in welchen die kranken Curgäſte in den letzten Jahrhunderten wohnen mußten. Dieſe Hütten, deren drey, oder vier geweſen ſeyn ſollen, waren, Gott weiß wie? nahe an der Quelle über dem fürchterlichen Abgrunde angelegt, aus welchem die Tamina herauskommt, der von Himmelhohen Felswänden ewig überſchattet wird, und in welchen ich unten hinein zu ſchauen nicht das Herz gehabt habe. In dieſe Hütten konnte die Sonne ſelbſt im höchſten Sommer nur eine Stunde lang um die Mittagszeit eindringen. Auch war kein anderes Mittel, in die Kluft, wo die Hütten ſtanden, hinabzukommen, als daß man ſich an Seilen hinunterließ, und wenn dieſes gleich ohne Unfall geſchah, ſo war man doch in beſtändiger Gefahr, durch abgelöſte Felsſtücke zerſchmettert zu werden. Jetzo wird das Quellwaſſer in das Badehaus durch hölzerne Röhren geleitet, die man in jedem Herbſt wegnimmt, und in jedem Sommer wieder bis an die Quelle hinlegen muß. Neben dieſen Röhren läuft eine ſchmale Brücke her, unſtreitig die ſcheuslichſte, und gefahrvollſte unſers ganzen Erdtheils. Der Anfang derſelben iſt durch eine Thüre verſchloſſen, damit nicht unvorſichtige Perſonen ſich ohne Führer hinaufwagen ſollen. Dieſe Brücke, wenn ſie anders dieſen Namen verdient, beſteht aus einer Reihe von Brettern, die auf hervorragenden in die Felswand getriebenen eiſernen Stangen liegen, und zwanzig und mehrere Fuß über das mit großen und ſpitzigen Felsſtücken angefüllte Bett der Tamina erhaben ſind. Die Bretter ſind ſo ſchmal, daß man manchmahl nicht beide Füße neben einander ſtellen könnte, und ſo dünn und gebrechlich, daß nie zwo Perſonen zugleich auf ein Brett treten dürfen. Noch vor vier Wochen brach ein Brett unter einem Frauenzimmer von Zürch ein, das nur mit genauer Noth von ihrem Nachfolger, einem angeſehenen Mann aus der Schweiz, der mir dieſen Unfall ſelbſt erzählte, ergriffen, und von dem tödlichen Sturz in die Tamina, über welcher ſie hing, gerettet wurde. Dies Frauenzimmer war, wie man ſagte, ſeit fünf und zwanzig Jahren die erſte ihres Geſchlechts, die Neugierde und Muth genug hatte, den gefährlichen Gang nach der Quelle zu wandeln, den nur wenige Männer betreten, und von welchem alle, die ihn gemacht haben, mit dem höchſten Entſetzen reden. Grauen und Gefahr entſtehen nicht bloß aus der geringen Breite, und aus der Gebrechlichkeit der ſchwankenden Bretter, unter welchen die von den Felswänden zuſammengezwängte Tamina in dunkler Tiefe wegbrüllt; ſondern beide werden dadurch noch vermehrt, daß die Bretter an manchen Stellen durch kleine von oben herabfallende Bäche ſchlüpfrig gemacht werden, und daß hin und wieder aus der Felswand, an welcher man fortgeht, Höcker hervorſtechen, unter welchen man durchkriechen, oder um welche man nach der Seite des Abgrundes hin ſich herumwinden muß. Alle dieſe Schreckniſſe waren nicht hinreichend, unſere beiden jungen Freunde von dem Vorſatze, die Quelle zu beſuchen, abzubringen. Ungeachtet Spittler und ich wußten, daß ſie beide weder ſchwindlicht, noch unvorſichtig ſeyen; ſo ſtanden wir doch während ihrer Abweſenheit eine unſägliche Angſt aus. Beide waren nach ihrer Rückkehr durchgenäßt, und beide verſicherten uns, daß ſie ſich die Gefahren des Weges lange nicht ſo groß vorgeſtellt, als ſie dieſelben gefunden hätten.

Wenn man die enge, und unzugängliche Kluft ſieht, worin die Pfeffers-Quelle verborgen iſt; ſo kommt es einem unbegreiflich vor, wie man dieſe Quelle jemahls habe entdecken können; und dieſes Räthſel wird auch ganz allein durch folgende wahrſcheinliche Ueberlieferung aufgelöſt. Eine alte Sage erzählt nämlich, daß ein Gemsjäger einſtens ein Stück Wild bis an die Kluft verfolgt habe, wodurch die öſtliche Felswand, aus welcher die heiße Quelle hervorſprudelt, von der gegenüberſtehenden getrennt wird. Als der Jäger an dem Rande des Abgrundes, über welchen das Wild ſich gerettet hatte, ſeiner Beute nachſpürte,

ſpürte, endeckte er einen ſtarken und fortdauernden Dampf, der aus der Tieſe herauf ſtieg. Dieſer Dampf machte ihn aufmerkſam, und wurde die Veranlaſſung, daß er ſich mit Hülfe einiger Bekannten in die Felſenkluft hinabließ, wo dann die wohlthätige Quelle entdeckt wurde. Das Quellwaſſer ſammelt ſich in der Felswand in einem tiefen und geräumigen Becken, welches ſich das auflöſende Waſſer aller Wahrſcheinlichkeit nach allmählich ausgehöhlt hat, indem es nach allen Seiten hin fortnagte, und noch immer fortnagt. Wenigſtens behauptet man, daß die Oeffnung, aus welcher das Waſſer hervordringt, noch bey Menſchendenken vierzig Fuß höher in der Felswand, und über dem Bett der Tamina geweſen ſey, als jetzo; und man befürchtet daher, daß der Ausfluß der immer ſich tiefer ſenkenden Quelle bis zur Tamina und vielleicht noch tiefer, als das Bett der Tamina hinabfallen werde.

Die Lage des Badehauſes widerſetzt ſich vielen Anſtalten, die man in allen berühmten Teutſchen Bädern und Geſundbrunnen zum Vergnügen, und zur Geſundheit der Gäſte gemacht hat. Bequeme, abwechſelnde, und beſchattete Spaziergänge ſind in der Kluft, in welcher das Badehaus liegt, durchaus unmöglich, und man glaubt ſchon viel gethan zu haben, und hat auch wirklich viel gethan, daß man an der nördlichen Gebirgſeite einige Gänge ausgehauen, und geebnet, und einige Ruheplätze für die durch das Steigen ermüdeten Spatziergänger angelegt hat. Selbſt dieſe wenigen Gänge aber ſind ſo ſteil, daß ſchwache, und an der Bruſt leidende Perſonen ſie ſchwerlich erklimmen können, und dieſe ſind daher während der ganzen Curzeit auf den Brunnenſaal, oder auf die Gänge des Badehauſes eingeſchränkt. Gerade deßwegen aber, weil die Brunnen-Gäſte auf eine heitere und offene Wohnung, auf ſchöne und mannigfaltige Ausſichten, und auf bequeme Spatziergänge Verzicht thun müſſen, gerade deßwegen ſollten Gänge und Säle, Zimmer und Möblen, Bäder, Speiſen, und Wein ſo gut, als möglich ſeyn. Allein es fehlt viel daran, daß alle dieſe Stücke ſo beſchaffen wären, daß auch ein genügſamer Brunnengaſt ſich damit befriedigen könnte. Der Brunnenſaal, in welchem Morgens das Waſſer getrunken wird, ſieht eher einem tiefen Keller, oder einem unterirdiſchen Ke[illegible]r, als einem Verſammlungsorte in einem berühmten Bade ähnlich. Wenn die Geſellſchaft nur etwas zahlreicher wird, als ſie in dieſem Jahre war; ſo müſſen die Auf- und Niedergehenden ſich nothwendig auf eine mühſelige Art nebeneinander wegdrängen. Der große Gang, der gleich beym Eintritt in das Badehaus vor allen Zimmern an der Erde wegläuft, und aus welchem man durch viele Stufen in den Brunnenſaal hinabſteigt, iſt finſter, und einer beſtändigen Zugluft ausgeſetzt. Auch die großen Zimmer ſind düſter, und mit einem widerlichen Dufte angefüllt, dergleichen feuchten, und lange verſchloſſenen Zimmern eigen zu ſeyn pflegt. Mit eben dieſem unangenehmen, und gewiß ſchädlichen Geruche waren auch die Betten, und die Wäſche durchdrungen, die man uns gab. In den Zimmern, die ich geſehen habe, fand ſich keine von den Bequemlichkeiten und Verzierungen, an welche in Teutſchland alle Perſonen, die nicht zum Pöbel gehören, wie an Nothwendigkeiten des Lebens gewöhnt ſind, und es kann gar nicht fehlen, daß nicht die mancherley Entbehrungen, wozu man in Pfeffers gezwungen wird, die Zufriedenheit vieler Badegäſte ſtört, und eben dadurch die guten Wirkungen der Cur vermindert. Der Wein, den man uns vorſetzte, ſowohl der weiße, als der rothe, war ſo ſauer, daß wir ihn für verdorben hielten; doch ſoll in den Weinbergen, die nicht weit vom Cloſter gegen Oſten liegen, ein Wein wachſen, den man mit dem Burgunder vergleicht. Das Eſſen läßt ſich zwar nach einer Mahlzeit nicht beurtheilen; allein es ſchien doch weit unter der Tafel zu ſeyn, die man in den beſten Wirthshäuſern der Schweiz antrifft. An der Tafel im Pfeffers-Bade herrſcht eine Rangordnung, oder ein Geſetz der Ancienneté, das ich ſonſt nirgends gefunden habe, und das ich auch auf keine Art billigen kann. Alle Brunnengäſte ſitzen nach der Ordnung, in welcher ſie gekommen ſind; die älteſten oben, und die jüngſten unten. Denen, die oben ſitzen, werden alle Schüſſeln zuerſt vorgeſetzt, und ſie können alſo nehmen, und wählen, ſo viel, und welche Stücke ſie wollen. Eine Folge davon iſt dieſe, daß für die zu unterſt ſitzenden Tiſchgenoſſen entweder gar nichts, oder nicht viel genießbares übrig bleibt. Dies widerfuhr auch mir und einem meiner Freunde; und da wir in Gefahr waren, Hunger zu leiden, ſo drangen wir darauf, daß wenigſtens der Braten vor uns hingeſtellt werde. Wir würden aber lieber hungrig aufgeſtanden ſeyn, als dieſe Forderung gemacht haben, wenn wir von der Tiſchſitte im Pfeffers-Bade unterrichtet geweſen wären.

Weil ich einmahl im Pfeffers-Bade war, ſo nahm ich mir vor, zu baden, und man bereitete mir das beſte Bad, das, wenn ich nicht irre, das Herren- oder Fürſtenbad heißt. Allein als die Thüre des Badezimmers geöffnet wurde; ſo fand ich es mit ſo heißen und beklemmenden Dünſten angefüllt, das ich zu erſticken fürchtete, wenn ich nur einige Minuten darin bleiben ſollte. Ich wagte mich alſo nicht hinein, ungeachtet man mir verſicherte, daß die Beklemmung, die man beym erſten Eintritt empfinde, ſich bald nachher im Bade ſelbſt verliere.

Wohnung und Bewirthung ſind im Pfeffers-Bade nicht theuer, ungeachtet alles, was man braucht, mit großer Mühe, und Koſten hinabgebracht werden muß. Den Wein läßt man vermittelſt einer Winde an der hohen und ſteilen Felswand herunter, gegen welche die eine Seite des Badehauſes gekehrt iſt. Die Einkünfte des Bades, und beſonders der Verkauf des Weins machen einen Hauptzweig der Einnahme des Cloſters aus, das ſonſt wenig, oder gar kein baares Geld erhalten würde. Es iſt, wie ich höre, ſchon mehrmahl die Rede davon geweſen, daß alle Stände der Eidgenoſſenſchaft das Pfeffers-Bad kaufen wollten, um für die Geſundheit und Bequemlichkeit der Brunnengäſte beſſere Einrichtungen zu machen, als bisher da waren. Dieſer Gedanke iſt einer von den Entwürfen, von welchen zu wünſchen iſt, daß ſie nicht bloße

Entwürfe bleiben. Es liegt allen Cantonen daran, daß ihre Kranke, die in dem mit Recht berühmten Pfeffers-Bade Hülfe ſuchen, ihre Cur mit den geringſten Beſchwerden machen mögen. Wenn es möglich wäre, woran ich kaum zweyfle, daß das Brunnenwaſſer durch ein Druckwerk bis an den Rand der öſtlichen Bergwand gehoben werden könnte; ſo würde das Badehaus eine offnere und angenehmere Lage, als bisher erhalten, und man würde ſelbſt ſchöne Spatziergänge anlegen können.

Wir verließen heute Morgen das Pfeffers-Bad um ſieben Uhr, weil man bis Chur nur fünf Stunden rechnet. Auf dem erſten Brückchen ſieht man in die gräuliche Kluft hinab, wo die Quelle entſpringt. Der Fußſteig an dem Berge hinauf, auf welchem das Cloſter liegt, iſt viel ſteiler, als der entgegengeſetzte; aber auch, wenigſtens beym Hinaufſteigen, ganz gefahrlos, weil die Stuffen entweder mit Steinen, oder mit Hölzern befeſtigt, und an der Seite des Abgrundes Geländer angebracht ſind. Das Herabſteigen hingegen muß viel ſchreckhafter, und bedenklicher ſeyn, weil man alsdann die Tiefe ſtets vor Augen hat, und ſehr leicht mit den Schuhen an den Steinen oder Hölzern der Stuffen; die oft weit von einander abſtehen, hängen bleiben, und ſtraucheln kann. Bevor man die Höhe erreicht, wo die Winde ſteht, erblickt man noch einigemahl das Badehaus, das nicht viel größer, als eine mäßige Hütte erſcheint. Von der Winde an läuft der Weg beſtändig in einer geringen Entfernung von der abgeſchnittenen Felswand fort, die man, wenn man von Ragatz nach Pfeffers geht, zur Linken hat. Nichtsdeſtoweniger iſt der Weg bis zum Cloſter eben ſo bequem und ſchattig, oder noch beſchatteter, als der, welcher von Valenz bis zum Bade führt. Der Verwalter, den das Cloſter während der Curzeit im Pfeffers-Bade beſtellt, hatte uns ein Empfehlungs-Schreiben an einen Geiſtlichen im Cloſter mitgegeben, den wir aber ſo wenig, als den Fürſten antrafen. Wir wurden deſſen ungeachtet ſehr höflich aufgenommen, und allenthalben herumgeführt. Die zum Cloſter gehörigen Gebäude ſind ſehr weitläuftig; man entdeckt es aber im Speiſeſaale, wie in der Kirche, und im Garten, daß das Stift nicht mehr ſo reich iſt, als es vormahls war. Dem Cloſter gegenüber ſieht man zween Waſſerfälle, die in andern Ländern als Wunder der Natur beſungen würden, aber in der Schweiz kaum bemerkt werden. Alle Berge und Oerter, die um das Cloſter herum liegen, und viele andere in der Graffſchaft Sargans haben noch immer Lateiniſche, oder auch die alten Rhätiſchen Namen, ungeachtet Teutſches Blut, und Teutſche Sprache ſchon viele Jahrhunderte durch in dieſen Gegenden, und tief in Bündten hinein herrſchend geworden ſind. Die teutſchredenden Einwohner in allen den Thälern, welche der Rhein von ſeinem Urſprunge an bis an ſeinen Ausfluß in den Boden-See durchfließt, ſind wahrſcheinlich ein Gemiſche von Allemannen, Gothen, Longobarden, und andern Teutſchen Völkern, die durch die Rhätiſchen und Penniniſchen Alpen in Italien einbrachen, und zum Theil wieder aus ihren Eroberungen vertrieben wurden: und dies Gemiſche ſo vieler Teutſchen Völker hat ſich wahrſcheinlich wieder mit den Ueberbleibſeln der [illegible] Rhätier von Tuſciſcher Abkunft vermengt, [illegible]urch die einwandernden Eroberer nicht aufgerieben wurden. Einer ſolchen Vermiſchung mit unteutſchem Blute ſchreibe ich es zu, daß die gemeinen Bündtner bey einem gleichen, oder ähnlichen Wohlſtande viel weniger reinlich, als die Teutſchen ſind. An dem Mons Lunae nahe bey dem Cloſter-Pfeffers gibt es Bergbewohner, die im Winter ihr Vieh unter dem Schnee zur Tränke führen müſſen; und dem Cloſter gegenüber an der andern Seite des

Rheins liegt am Abhange eines hohen Berges ein Dorf, das oft ein ganzes Viertel-Jahr eingeſchneyt iſt, ſo daß die Einwohner nicht in das Thal herabkommen, und die Thalleute auch nicht zu ihnen hinaufſteigen können. Im Winter, und beſonders im Frühling vergeht faſt kein Tag, wo man nicht den Donner, oder die betäubenden Schläge der von den benachbarten Bergen herabrollenden Lauinen hörte.

Wenn man aus dem Walde herauskommt, der den obern Abhang des Berges deckt, auf welchem das Cloſter ſteht: ſo wird man durch die Schönheit des Thals, das man vor ſich ſieht, durch die Fruchtbarkeit der Wieſen, durch den Anblick von Weinbergen, und beſonders durch die zahlloſe Menge von Obſtbäumen überraſcht, wo mit Wege und Wieſen [illegible] ſind. Um deſto öder iſt die Fläche zwiſch[illegible] beiden Rheinbrücken; denn dieſe iſt entweder mit nacktem Gries und umhergeworfenen Steinen überſchüttet, oder mit dünnen und niedrigen Geſträuchen bewachſen. Wenn der Boden des Zwiſchenraums zwiſchen den beiden Brücken auch beſſer wäre, als er wirklich iſt; ſo würde es ſich doch wahrſcheinlich nicht der Mühe verlohnen, ihn anzubauen, weil man kein Jahr ſicher wäre, daß nicht die Werke und Früchte des Fleißes durch die Ueberſchwemmungen des unwiderſtehlichen Rheins zerſtört würden. Der Eintritt in Graubündten erregt die angenehmſten Empfindungen, indem die Landſchaft bis Zizers derjenigen vollkommen gleich iſt, die man vor der erſten Rheinbrücke bewundert hat. Zizers iſt ein großer und ſchön gebauter Flecken, dergleichen wir nach den gemeinen Begriffen, die man vom Graubündten hat, in dieſem Lande gar nicht erwartet hatten. Auch wurden wir in dem Wirthshauſe über alle unſere Hoffnung, und dabey ſehr billig bedient. Beym Mittagseſſen hatten wir das Glück, den muthigen Grafen von Salis, der Hannickeln und ſeine Spießgeſellen mit ſo vieler Entſchloſſenheit gefangen nahm, im Jagdhabit vorübergehen zu ſehen. Hinter Zizers ſind noch manche Stellen, die in Rückſicht auf Fruchtbarkeit, und Anbau dem Gelände vor dieſem Flecken nichts nachgeben; allein im Ganzen genommen iſt der Strich zwiſchen Zizers und Chur weniger ergiebig und cultivirt, als der vorhergehende. Man findet ſehr häufig nicht bloß das Land zwiſchen dem Wege und dem Rhein, ſondern auch die Zwiſchenräume zwiſchen dem Wege und Gebirge mit dem wilden Gebüſche bewachſen, das die Natur allenthalben in der Schweiz, wie in Teutſchland an ſolchen Stellen hervorbringt, die oft mit unfruchtbarem Kies bedeckt werden. Weil ich dies charakteriſtiſche Geſträuch, wenn ich ſo reden darf, in manchen Gegenden wahrnahm, bis zu welchen ich unmöglich glauben konnte, daß der Rhein jemahls hinaufgeſtiegen ſey; ſo wußte ich nicht, wie ich die Entſtehung deſſelben erklären ſollte, bis wir bald an mehrere Stellen kamen, über welche reißende Bergwaſſer von der nahen Gebirgskette ſich vor kurzem hergewälzt, und ihren verwüſtenden Lauf bis an den Rhein ſowohl durch tiefe-ausgewühlte Löcher, als durch ellenhohe Lager von Schutt bezeichnet hatten. Die Stellen, an welchen ſolche Bergwaſſer häufig herabkommen, werden in der Schweiz Rüvinen, oder Rüffenen genannt, und ſolcher ſoll es bis Chur dreyzehn geben. Dieſe Rüffenen machen die Unterhaltung der Chauſſee außerordentlich koſtbar, indem man jährlich an mehreren Plätzen die ausgeriſſenen Wege gleichſam von Grund aus wieder aufbauen muß. Wenn ich anders recht beobachtet habe; ſo waren die Berge in ſolchen Gegenden, die den Waldwaſſern am meiſten ausgeſetzt ſind, viel ſteiler und unbekleideter, als anderswo. Unter dem Schutt, den die Rüffenen niedergeſetzt hatten, fand ich keine Spur von harten, ſondern bloß Bruchſtücke von Kalkartigen Steinen.

Am 5. Aug.

Chur iſt eine kleine, ſchmutzige, ſchlecht gepflaſterte, und ſchlecht gebaute Stadt, wenn man die Wohnungen der verſchiedenen Zweige der groſſen Saliſchen Familie ausnimmt. Die Bevölkerung der Stadt wird auf 2500 Seelen geſchätzt. Der Boden, auf welchem ſie ſteht, iſt ſehr ungleich; indem ſie am Fuſſe der von allen Seiten über die Stadt herüberblickenden Berge erbaut iſt. Man mag in der Stadt gehen, oder ſich hinſtellen, wo man will; ſo hat man immer nahe Berge vor ſich, unter welchen der Calanda-Berg, der Chur vom Pfeffers-Bade ſcheidet, der höchſte iſt. Man braucht ſieben gute Stunden, um hinaufzuſteigen, und ſeine Spitze iſt den größten Theil des Jahrs durch mit Schnee bedeckt. Heute war das Haupt des Calanda viel weiſſer, als geſtern, weil es ſelbſt im hohen Sommer oben zu ſchneyen pflegt, wann im Thale Regen fallen. Dieſer Höhe, und der damit verbundenen Kälte ungeachtet hat dieſer gewaltige Berg bis an ſeinen Gipfel die ſchönſten Alpen für Kühe und Ziegen, welche letztern allein an den ſteilen und kahlen Wänden, und ſcharfen Nadeln, in welche er ausläuft, mit Sicherheit weiden können. Alle dieſe Alpen ſind Gemein-Alpen, auf welche ein jeder rechtmäßiger Theilnehmer ſo viel

Vieh treiben kann, als er will. [illegible] dieſe Erlaubniß ſo unbedingt iſt, als [illegible] uns geſagt hat, oder als ich es wenigſtens verſtanden habe; ſo kann ſie es bloß deswegen ſeyn, weil man weiß, daß die Alpen hinreichen, alles das Vieh im Sommer zu ernähren, was man den Winter über mit dem in den Thälern geſammelten Heu durchfuttern kann.

Chur mußte von den älteſten Zeiten her wegen der Stelle, wo es erbaut iſt, eine wichtige Niederlage, oder wenigſtens ein wichtiger Paß für den Handel zwiſchen Italien, Teutſchland und der Schweiz ſeyn. Viele Einwohner der Stadt übernehmen Frachtfuhren, oder unterhalten Saumpferde, mit welchen letztern man allein über die ſteilen und hohen Berge kommen kann, wodurch Graubündten von Italien, und den Italiäniſchen Vogteyen getrennt iſt. Wenn man das Engadin, und zum Theil das Prettigäu ausnimmt; ſo kann man ſagen, daß in Graubündten, und den dazu gehörigen Ländern bis jetzo noch wenig, oder gar keine Induſtrie ſey. Im Engadin, das von der Natur weniger, als irgend ein anderer Theil von Graubündten begünſtigt ſeyn ſoll, finden ſich die ſchönſten und reinlichſten Dörfer, welches um deſtomehr zu verwundern iſt, da die Einwohner nicht Teutſchen Urſprungs ſind. Weil ihr Vaterland ihnen nicht einmahl das Nothwendige geben würde; ſo verlaſſen die Engadiner den Sommer über meiſtens ihre Heimath, und ziehen in nahen und fernen Gegenden ihrem kleinem Handel, oder Gewerben nach. Der Vater des Herrn **Daniel von Salis**, den wir kennen zu lernen das Vergnügen hatten, führte vor etwa zwanzig Jahren unter ſeine Mitbürger die Baumwollen-Spinnerey ein, die jetzo am ſtärkſten im Prettigäu getrieben wird. Das geſponnene Garn wird größtentheils an Fremde verkauft; denn in Chur ſind nur zwo nicht ſehr weitläuftige Fabriken von baumwollenen Zeugen, die von Mitgliedern der **Saliſchen** Familie angefangen worden ſind, und noch fortgeſetzt werden. Die Hauptartikel der Ausfuhr ſind Vieh, Butter, Käſe, und Wein, welcher letztere vorzüglich nach Glaris gebracht, oder abgeholt wird. Seit einem Jahre aber haben die Glarner weniger, als ſonſt gebraucht, weil man auch dort klagt, daß das Geld ſelten, und der Erwerb durch Fabriken nicht mehr ſo ergiebig und ſicher, als vormahls ſey. In Graubündten giebt es einige ſehr reiche edle Geſchlechter, allein im Ganzen genommen iſt der Adel, und der Bürger in Chur viel weniger reich, als der Bauer wohlhabend iſt. Man findet in Graubündten Bauern, die funfzigtauſend Gulden, und darüber im Vermögen haben. Am ſchlimmſten iſt, wie es ſcheint, der Lehrſtand beſchieden. Viele Geiſtliche haben jährlich nur 100 Thlr. einige 150 bis 200 Thlr. und keiner mehr, als dreyhundert Thaler Einkünfte. Wenn nicht viele Söhne aus den reichen und großen Familien auswärtige Schulen beſuchten, oder ſich durch Reiſen bildeten; ſo würde bey den geringen Beſoldungen der Lehrer des Volks, und der Jugend die Aufklärung in Graubündten noch weniger verbreitet ſeyn, als ſie wirklich iſt. Wir waren ſo glücklich, den Herrn Miniſter von Salis anzutreffen, der ein eben ſo eifriger Freund und Forſcher der vaterländiſchen Natur iſt, als er vormahls Beförderer der Jugendbildung war. Er macht noch jährlich eine, oder mehrere Bergreiſen, und wagt ſich auf Höhen und auf ſchmale Pfade an Abgründen, vor denen uns bey der bloßen Erzählung ſchauderte. Wir ſahen bey dieſem verdienſtvollen Patrioten mehrere merkwürdige Naturalien, die er ſelbſt geſammelt hatte; unter anderm Proben von Marmor, der an dem Gipfel des Bernina gebrochen war. Bey der großen Kenntniß der Natur, und beſonders der Natur in der gebirgigen Schweiz, die dem Herrn Miniſter eigen iſt, wunderten wir uns, daß er den

Criſpalt, auf welchem man gewöhnlich die Quelle des Vorder-Rheins ſucht, und den Tödi-Berg in Glaris für die höchſten Berge in der Schweiz erklärte, und daß er es mit Pini als etwas Unterſcheidendes an den aus Granit beſtehenden Hochgebirgen anſah, daß ihre Häupter und Seiten abgerundet, oder abgeſtumpft ſeyen.

Ungeachtet die Verfaſſung in Graubündten ganz demokratiſch iſt; ſo iſt doch die Ungleichheit der Geburt, des Vermögens, der Kenntniſſe, und Verdienſte unter den Mitgliedern dieſer Republik ſo groß, daß nothwendig aus dem Schooße der Demokratie ſelbſt eine Art von Ariſtokratie entſtehen muß. Je älter und reicher ein edles Geſchlecht iſt, und je mehrere aufgeklärte und rechtſchaffene Mitglieder es beſitzt; deſto zahlreicher ſind ſeine Clienten, und deſto größer ſein Anſehen und Einfluß. Aus eben den Urſachen, aus welchen vormahls die Römiſchen Patroni ihre Clientes hatten, aus eben den Urſachen ſchließen ſich einzelne Landleute, und ganze Gemeinden an irgend eine mächtige Familie, oder edeln Bürger an, und befördern die Abſichten ihrer Wohlthäter, von welchen ſie in der Noth Unterſtützung, und in Rechtshändeln Beyſtand, oder Rath erhalten. Zwar iſt das Anſehen auch der erſten Familien, und der vornehmſten Männer nicht ſo groß, daß ſie heilſame Entwürfe durchſetzen könnten, die wider die Verurtheile, oder das Intereſſe des gemeinen Mannes laufen, und noch vor wenigen Jahren fehlte nicht viel daran, daß einer von Salis für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden wäre, weil er den Vorſchlag that, daß man dem Kaiſerlichen Hofe erlauben möchte, eine große Straße durch das Veltlin zu bauen, oder wie andre ſagen, daß man dem Kaiſer das Veltlin gegen eine Summe verkaufen möchte, deren Zinſen dem Lande viel mehr, als die Einkünfte aller unterwürfigen Vogteyen eingebracht hatten. Auch können die Vornehmen nicht hindern, daß die Volksverſammlungen manchmahl eben ſo unruhig, als in den übrigen demokratiſchen Schweizer-Staaten werden, und daß die verſchiedenen Parteyen ihre Günſtlinge mit den geräuſchvollſten Bemühungen, und bisweilen mit offenbarer Gewalt zu den zu vergebenden Würden zu erheben ſuchen; allein man kann es, glaube ich, mit Recht dem Einfluſſe mächtiger und aufgeklärter Patrioten zuſchreiben, daß in Chur, und in Graubündten überhaupt manche nützliche Einrichtungen gemacht worden ſind, an die man in andern ähnlichen Verfaſſungen noch nicht einmahl gedacht hat. Man kann es nicht genug loben, daß in

Chur die Taxe für Säumer, ſowohl für die Pferde, als für die Treiber, oder Führer auf das genauſte beſtimmt iſt; und der Reiſende und Kaufmann iſt daher in dieſer Stadt nicht, wie anderswo, den Erpreſſungen der Säumer ausgeſetzt. Noch rühmlicher ſind die Bemühungen einer Geſellſchaft von Patrioten, die im letzten Jahre eine Summe von vierhundert neuen Louisdor zuſammenbrachten, nicht um gefährliche Landſtreicher herbeyzulocken, oder um arbeitsfähige Müßiggänger zu futtern, ſondern vorzüglich, um Armen, die gerne arbeiten wollten, aber keine Arbeit finden konnten, einen ehrlichen Erwerb zu verſchaffen. Wahrſcheinlich hat Graubündten es dem Rathe ähnlicher Vaterlands-Freunde zu verdanken, daß die Zölle, deren Ertrag den vornehmſten Zweig der öffentlichen Einkünfte ausmacht, nicht mehr, wie vormahls, verwaltet, ſondern von Zeit zu Zeit an den Meiſtbietenden verpachtet werden. Seitdem dieſes geſchehen iſt, hat man die Landesſchulden bezahlt, einen öffentlichen Schatz zu ſammeln angefangen, und iſt auch im Stande geweſen, durch ganz Graubündten, ſo weit es aus flachen Thälern beſteht, bequeme Chauſſeen zu bauen. Dieſe Chauſſeen haben die Durchfuhr nach Italien beträchtlich vermehrt, und die vermehrte Durchfuhr iſt wiederum eine Urſache der erhöhten Pacht der Zölle geworden, welche die Saliſche Familie übernommen hat. Endlich iſt es allem Vermuthen nach die Frucht der Vorſtellungen angeſehener, und einſichtsvoller Männer, daß man die Landvogteyen nicht immer an die Meiſtbietenden, ſondern ſehr oft für geringere Summen an Würdigere verkauft, und daß man dieſe Summen eben ſo häufig in den gemeinen Seckel legt, als unter die Wählenden austheilt. Noch vor kurzem hat man eine Landvogtey im Veltlin, für die man ſonſt 14000 fl. erhielt, und vielleicht auch diesmahl erhalten hätte, abſichtlich um 9000 fl. an einen edeln Mann überlaſſen, dem man es zutraute, daß er die Unterthanen gerecht und billig behandeln werde. Die Spaltungen zwiſchen den großen Familien, die vormahls ſo gefährliche Rotten, und Unruhen veranlaßten, haben, Dank ſey es der Aufklärung, und dem dadurch verbreiteten Geiſte des Friedens, in Graubündten gänzlich aufgehört.

Man redet jetzo in der übrigen Schweiz und vorzüglich in Graubündten ſehr viel von den Unruhen im Veltlin, und von dem kühnen Schritte der Unterthanen dieſer Landſchaft, die ſich nach Mayland gewandt, und den Kaiſer als Herzog von Mayland, und als Schutzherrn der Grafſchaften Veltlin, Worms und Cleve um Fürſprache und Hülfe gegen die Bedrückungen angefleht haben, welche ſie theils von den Gutsherren, und theils von den Bündtneriſchen Beamten erlitten zu haben vorgeben. Man ſieht in Bündten dieſen Schritt als durchaus unrechtmäßig an, und glaubt, daß die Veltliner, wenn ſie gerechte Beſchwerden gehabt hätten, ſich an ihre Beherrſcherin, die Republik der drey Bünde hätten wenden müſſen. Auch iſt man überzeugt, daß der Kaiſerliche Hof keine Befugniß habe, die Klagen der Bündtneriſchen Unterthanen anzunehmen, oder ſich in die Streitigkeiten der Republik mit ihren Unterthanen zu miſchen. Allein nach dem Urtheil eines großen Rechtsgelehrten, welches zu erfahren ich das Glück gehabt habe, beſitzen die Veltliner das vollkommenſte Recht, den Schutz des Kaiſerlichen Hofes anzuflehen, und der Kaiſerliche Hof das vollkommenſte Recht, ſich der Veltliner anzunehmen. Als nämlich nach der großen Empörung im Jahre 1620 der Spaniſche Hof das Veltlin, und die beiden übrigen vorhergenannten Grafſchaften an Graubündten wieder abtrat, ſo geſchah dieſes unter gewiſſen Bedingungen, die in zween Verträgen, dem ſogenannten Capitulat, und der

Capitulation zuſammengefaßt wurden. Beide Verträge wurden im Jahre 1639 zu Mayland von den Bevollmächtigten beider Contrahenten, des Königs von Spanien, als damahligen Herzogs von Mayland, und der Republik Bündten beſchworen, und im Jahre 1726 von den Geſandten eben dieſes Freyſtaats, und Carls des ſechſten wieder erneuert. Unter dieſen beiden Verträgen bezieht ſich die Capitulation faſt ganz auf die politiſche und kirchliche Verfaſſung, die in den Grafſchaften erhalten werden ſoll, und im achtzehnten Artikel dieſer Capitulation heißt es: daß, wenn wegen der Grafſchaften Streitigkeiten zwiſchen der Republik Bündten, und dem Herzoge von Mayland entſtehen ſollten, alsdann eine jede der ſtreitenden Parteyen zween ehrliche Männer wählen, dieſe ihres Bürger- oder Unterthanen-Eides entlaſſen, und zur Beylegung der Zwiſtigkeiten nach Cleve ſchicken ſollten. Würden dieſe Schiedsrichter ſich nicht vereinigen können, oder ſich in zwo gleiche Parteyen theilen; ſo ſolle alsdann unter denſelben durchs Loos ein Obmann erwählt werden, der den Ausſchlag zu geben das Recht habe. — Noch wichtiger iſt der fünf und zwanzigſte Artikel eben dieſes Vertrages. Wenn, heißt es in dieſem, die Bündtner der Capitulation nicht nachkämen, ſo ſolle es angeſehen werden, als wenn ſie an dem Bündniß gegen ihre Majeſtät ermangelt hätten. Nach dieſen klaren Worten der Capitulation iſt der Kaiſer als Herzog von Mayland rechtmäßiger Schutzherr des Veltlins, und der beiden übrigen Grafſchaften, kann mit Recht auf die Erfüllung der in den Verträgen gethanen Zuſagen dringen, kann mit Recht in allen Fällen, wo den Unterthanen gewiſſe ihnen ausdrücklich ausbedungene und zugeſtandene Gerechtſame geſchmälert werden, die Stelle der Unterdrückten vertreten, kann mit Recht eine ſchiedsrichterliche Entſcheidung der daher entſtehenden Streitigkeiten verlangen, und wenn ihm dieſe verweigert würde, das ihm als Contrahenten aus dem Vertrage zuſtehende Recht nach Gutbefinden verfolgen. Nicht weniger unläugbar aber iſt es, daß der Kaiſerliche Hof gar nicht befugt iſt, ſich in die Angelegenheiten der Bündtner, und ihrer Unterthanen zu miſchen, wenn dieſe ſolche Puncte betreffen, die in der Capitulation nicht erwähnt, oder nicht mit ganz unzweydeutigen Worten erwähnt worden ſind.

Graubündten ſteht unverdienter Weiſe in Teutſchland, und ſelbſt in der Schweiz in dem üblen Ruf, daß es wegen der häufigen Mörder und Räuber lange nicht ſo ſicher, als die übrige Schweiz zu bereiſen ſey. Den genauſten Erkundigungen zu Folge kann ich verſichern, daß nicht leicht in einem andern Lande weniger Mordthaten, und Räubereyen, als in Graubündten verübt werden. Wenn aber dergleichen Verbrechen vorfallen; ſo werden ſie entweder von Banditen, die aus Italien hereinſtreifen, oder von Bergamaskiſchen Hirten verübt, die ihre zahlloſen Schaafheerden auf den Bündneriſchen Alpen weiden. Selbſt im Veltlin hat der Reiſende nichts zu fürchten, weil der Veltliner nur aus Rache, aber faſt gar nicht aus Raubſucht mordet. Wahr iſt es unterdeſſen, daß in der Schweiz kein Land reicher an Vagabonden, als Graubündten iſt. Dieſe Vagabonden werden Zigeuner genannt, wenn ſie auch gleich aus ächtem Teutſchen, oder Schweizeriſchen Blut entſproſſen ſind. Solche Zigeuner ziehen in kleinern, oder größern Haufen bey hellem Tage im Lande umher, betteln und mauſen bey Tage, und wagen nächtliche, aber heimliche und unblutige Einbrüche, morden aber, und rauben auf öffentlicher Straße niemahls, weil ſie dadurch die Duldung verlieren würden, unter deren Schutz ſie im Lande umherſtreifen. Die Bauern vergreifen ſich an dieſem loſen Geſindel gewöhnlich nicht, entweder weil ſie Mitleiden mit ihnen haben, oder ſich vor ihrer Rache fürchten, oder ihnen auch die geſtohlnen Sachen abkaufen. Es ſoll daher in Graubündten gar nichts ſeltenes ſeyn, Hauſen von Zigeunern entweder an der Landſtraße, oder in der Nachbarſchaft von Dörfern hingelagert, oder ſchmauſen und tanzen zu ſehen; und man verſichert uns ſogar, daß ſie häufig vorüberreiſende Säumer und Bauern zu ihren Schmäuſen einladen, und daß dieſe auch kein Bedenken tragen, an den luſtigen Gelagen der Landſtreicher Theil zu nehmen. Wenn die Einbrüche zu ſchnell auf einander folgen; ſo ſtellt man von Zeit zu Zeit eine Vagabonden-Jagd an, und haut einem, oder dem andern zum Schrecken der übrigen den Kopf ab, welches noch vor wenigen Wochen geſchehen war. Nach einem ſolchen ſchreckenden Beyſpiel entfernt ſich ein Theil der Vagabonden in die benachbarten Länder, oder zieht ſich auch in das ſogenannte Oberland, das iſt, in die hohen Bergthäler zurück, die gegen den Urſprung des Rheins hinauf laufen, und die wir morgen zu durchwandern anfangen wollen. In dieſen Bergthälern muß es faſt unmöglich ſeyn, der Gegend kundige Flüchtlinge zu haſchen, weil ſie nicht nur viele den Nachſetzenden unbekannte, oder unzugängliche Höhen, und

Schlupfwinkel enthalten, ſondern auch nach allen Seiten hin gegen Glaris, Uri, und Italien Ausgänge haben.

Ungeachtet in Graubündten viele Gemsjäger ſind; ſo halten doch die vornehmen Liebhaber der Jagd gelernte Teutſche Jäger: auch ſind die Tyroliſchen Scharfſchützen der Sage nach viel geſchickter, als die Bündtneriſchen Gemsjäger. Die Tyroliſchen und Bündtneriſchen Gemsjäger ſind, wie die Walliſiſchen und Savoyiſchen, in dem Zuſtande eines beſtändigen Krieges, und auf den Gränzgebirgen fallen manche Gefechte vor, die keiner Obrigkeit bekannt, und von keiner Obrigkeit geahndet werden. Die Tyroliſchen Jäger ſtreifen viel häufiger in das Bündtneriſche, als die Bündtneriſchen in das Tyroliſche hinein. Noch vor wenigen Jahren machte ſich ein ungewöhnlich ſtarker, behender, muthiger und geſchickter Scharfſchütze aus Tyrol in einem großen Theile von Bündten, und den angränzenden Landen furchtbar. Dieſer herculiſche Jäger wagte ſich bey hellem Tage, und ganz ungeſcheut in die Gebirge, und Thäler des Prettigäu, und durchzog ſogar die Berge und Wälder, die der Abbtey Pfeffers gehören. Ganze Haufen von Bauern, die ihn bemerkten, hatten nicht Herz genug, ihn anzugreifen, indem ſie ſeine Stärke, ſeine faſt nie fehlende Geſchicklichkeit im Schießen, und die Trefflichkeit ſeiner gezogenen Doppelt-Flinte kannten. Weil er auf den Bergen des Cloſters Pfeffers, wie auf ſeinem Eigenthum jagte; ſo erklärte der Fürſt den kühnen Räuber für vogelfrey, und ſetzte demjenigen, oder denjenigen eine große Belohnung aus, die ihn gefangen nehmen, und einliefern würden. Der Tyroliſche Schütze ließ ſich durch dieſen Cloſterbann ſo wenig abſchrecken, daß er vielmehr bey hellem Tage allein hinging, und die Bannſchrift von dem Orte, wo ſie angeſchlagen war, mit eigener Hand abriß. Da der Fürſt von Pfeffers ſeinen Gegner mit offenbarer Gewalt nicht überwinden konnte; ſo ſchloß er einen ſichern Frieden mit demſelben, und nahm ihn in ſeine Dienſte. Es gefiel aber dem Tyroler nicht lange im Dienſte des Cloſters, und er ging wieder in ſein Vaterland zurück.

Das Wetter iſt ſchon dieſen ganzen Nachmittag trübe, und ſtürmiſch, und man fürchtet, daß wir einige regnichte Tage bekommen werden. Dieſe ungewiſſe Witterung hat uns endlich in dem Vorſatze beſtätigt, den Rheinwald nicht zu beſuchen: eine Reiſe, die uns drey Tage mehr wegnehmen würde, als wir zu unſerer Bergreiſe überhaupt beſtimmt haben. Wir geben aber die Beſuchung der Gletſcher des Hinter-Rheins nicht bloß deßwegen auf, weil wir ſchlechtes Wetter fürchten, und nicht mehrere Tage über die beſtimmte Zeit ausbleiben können; ſondern weil uns auch bange iſt, daß ein Zuſatz dreytägiger Beſchwerlichkeiten zu denen die wir ſchon überſtanden haben, und noch überſtehen müſſen, bevor wir nach Bern zurückkommen, unſerer Geſundheit nachtheilig werden könnte.

Urſeren, am 9. Aug.

Wir haben geſtern unſere Bündneriſche Reiſe viel glücklicher, und mit viel weniger Unannehmlichkeiten, als wir erwartet hatten, geendigt. Ich eile, um hier noch eine kurze Beſchreibung davon machen zu können.

Wir brachen vorgeſtern um ſechs Uhr in der Begleitung eines Bündneriſchen Führers auf, der alle unſere Sachen auf ein Saumroß gepackt hatte. Als wir ausgingen, war der Himmel noch immer trübe, und die an den Bergen hängenden Wolken verkündigten nahen Regen, der uns auch wirklich einigemahl, wiewohl nicht lange, und heftig überfiel. Gegen Mittag klärte ſich der Himmel auf, und dieſer heitere Himmel umwölkte ſich nie auf eine drohende Art wieder. Auch macht man uns Hoffnung, daß wir noch eine Zeitlang beſtändiges Wetter haben werden.

Die Reiſe durch den obern, oder grauen Bund, von der Vereinigung der beiden Rheine an bis an den Urſprung des Vorder-Rheins, und von da durch die Oberalp nach Urſeren iſt eine der intereſſanteſten, die man in der gebirgigen Schweiz, ſo weit ich ſie kenne, machen kann. Die Bergthäler, die man auf dieſem Wege durchwandert, vereinigen alle große, und alle ſanftere Schönheiten der Natur in einem höhern Grade, als ich ſie bisher vereinigt gefunden habe. Man ſieht nicht bloß, wie auf andern Bergreiſen, fruchtbare Wieſen und Alpen, einſame und dunkle Wälder, reißende Bergwaſſer, und ungeheure Abgründe, die ſie ausgehöhlt, oder noch ſchrecklichere Trümmer von Gebirgen und Felſen, die ſie herabgeſchwemmt haben: nicht bloß abgeſchnittene Felswände, und kühne Waſſerfälle, oder prächtige Gletſcher und Schneeberge; ſondern man ſieht auch, was man auf ähnlichen Bergreiſen ſonſt nicht wahrnimmt, häufige Ruinen von Bergſchlöſſern, die man, glaube ich, weder in der Schweiz, noch in Teutſchland auf einem gleichen Raume in ſo großer Zahl antrifft: überraſchend ſchöne und angebaute Gründe, faſt an einander hängende Pflanzungen von Obſtbäumen, und eben ſo häufige Getraidefelder. Die letztern laufen beynahe bis an den Urſprung des Vorder-Rheins hin, gewähren aber nie einen mehr bezaubernden Anblick, als wenn man ſie auf den Höhen, oder an ſteilen Abhängen von Bergen findet, die man aus der Tiefe kaum zugänglich, oder höchſtens Ziegenhirten und deren Heerden zugänglich geglaubt hätte. Durch dieſe Miſchung der wilden, und bezähmten oder verſchönerten Natur unterſcheiden ſich die Thäler, welche der Vorder-Rhein durchſtrömt, von der Gotthards-Straße eben ſo ſehr, als dieſe jene durch die Folge von kühnen Brücken, durch den furchtbaren Weg zwiſchen den Schöllenen, und durch die betäubenden Waſſerfälle der Reuß übertrifft, mit welchen die des Vorder-Rheins gar nicht zu vergleichen ſind.

Der Weg zwiſchen Chur und Reichenau kann noch nicht als der Anfang der Bergreiſe durch den obern Bund angeſehen werden. Gebirge und Thäler ſind denen zwiſchen Zizers und Chur vollkommen ähnlich, und die Straße läuft auch faſt ſo eben, als die Chauſſee vor Chur fort. Am meiſten unterſcheidet ſich dieſe Strecke durch zehn oder zwölf kegelförmige, und abgerundete Hügel, die in ungleichen Entfernungen einzeln da ſtehen, als wenn ſie durch Menſchenhände zuſammengetragen wären. Beſſon glaubt, daß das ganze Thal vermahls eben ſo hoch, als dieſe regelmäßigen Haufen von Steinen und Kies geweſen, und daß es durch reißende Ströme ſo tief, als es jetzo iſt, ausgehöhlt worden ſey, die noch übrigen Hügel ausgenommen, die von den Fluthen verſchont werden. Wenn durch dieſe Thäler Gewäſſer jemahls ſo hoch gingen, als die Hügel erhaben ſind; ſo würde ich eher glauben, daß die Hügel zuſammengeſchwemmt worden, als daß ſie Ueberbleibſel eines weit höhern ausgeſpülten Thales ſeyen. Die Erhöhungen aber mögen entſtanden ſeyn, wie ſie wollen; ſo iſt es immer auffallend, daß ſich dergleichen in den übrigen flachen Thälern nicht finden, durch welche die Ströme, die ſolche Haufen zuſammenſchwemmen, oder ſtehen laſſen konnten, nothwendig ausfließen mußten.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit näherte ich mich dem Platze, wo man den Zuſammenfluß beider Rheine am beſten überſehen kann, entweder weil mir dieſe Vereinigung auf eine gewiſſe Art der Urſprung des berühmten Fluſſes zu ſeyn ſchien, oder weil ich lebhafter, als vorher, fühlte, daß ich von ſeiner Quelle nicht mehr weit entfernt ſey. Beide Arme des Rheins ſcheinen ohngefähr gleich ſtark zu ſeyn, und um deſto ſonderbarer iſt es, daß der gemeine Mann den Vorder-Rhein mehr

mehr für den wahren Rhein hält, als den Hinter-Rhein, ungeachtet dieſer aus einer größern Ferne, und von größern, und berühmtern Gletſchern herabkömmt, als der Vorder-Rhein. Nicht weniger ſeltſam kommt mir dieſes vor, daß man zwey Gletſcher-Waſſer, die in ſo beträchtlichen Entfernungen von einander entſpringen, mit demſelbigen Namen belegt, und als Arme ein und eben deſſelbigen Stroms angeſehen hat. Beym Zuſammenſturze werfen beide Rheine freylich ſchäumende Wellen, aber doch lange nicht ſo hohe, als ich geglaubt hatte. Viel gewaltiger ſind die Strudel, welche der Vorder-Rhein kurz vorher bildet, ehe er ſich mit dem Hinter-Rhein vereinigt. Er ſtürzt nämlich mit einem großen Theil ſeiner Gewäſſer gegen einen breiten und hervortretenden Felsſtock, in welchen der Fuß des nächſten Gebirges ausgeht, und an welchem er noch viele Jahrhunderte zu nagen haben wird, bevor er ihn aus dem Wege räumt. Wir ſtiegen an die Ufer des Hinter-Rheins hinab, um ſein Geſchiebe zu unterſuchen, das aus lauter kleinen abgerundeten, ſo wohl harten, als weichen Steinen von allerley Art beſteht. Ich ſteckte einige ſaubere Quarzſtücke zu mir, um dadurch in der Folge das Andenken meiner Gegenwart an den Ufern des Hinter-Rheins zu erneuern.

Wenn ich die gräßliche Tiefe ausnehme, in welcher man eine Zeitlang den ſchäumenden Rhein fließen hört; ſo entdeckt man ſelbſt zwiſchen Reichenau und Trims keinen Gegenſtand, der einen fühlen machte, daß man zwiſchen Hochgebirgen umher irre. Die ſilberhellen Bäche, die an den Bergen zur rechten Hand entſpringen, fließen häufig über glänzende grüne Steine fort, die ich nach dem bloßen Anblick für Serpentine hielt, von welcher Steinart der Herr Miniſter von Salis uns ſagte, daß ein großer Theil der Bündtneriſchen Berge daraus beſtehe. Schon zwiſchen Reichenau und Trims begegneten wir einigen Familien von ſogenannten Zigeunern, die aber kein ſehr furchtbares Anſehen hatten. In Trims, wo zuerſt Romaniſch geredet wird, erhielten wir ein leidliches Mittageſſen.

Der Weg zwiſchen Trims und Ilanz iſt ſchon ungleich merkwürdiger, als der von Reichenau nach Trims. Nicht weit hinter dieſem Orte ſteht in der Bergkette, an welcher man weggeht, ein ſenkrecht abgeſchnittener Fels von einer ſo außerordentlichen Höhe, dergleichen ich in der ganzen Schweiz nicht geſehen habe. Man müßte in der That einen ſehr ſtarken Kopf haben, wenn man unter dieſer Felswand ſtehen, und ſie in ihrer ganzen Höhe betrachten könnte, ohne einen Anſatz von Schwindel zu empfinden. Wenn ich dieſen felſigen Berg mit andern vergleiche, deren Höhe gemeſſen iſt; ſo ſcheint es mir faſt, als wenn ſeine ſenkrechte Wand wenigſtens zweyhundert Klafter hoch ſeyn müßte. Hinter dem Flecken Flims ſahe ich auf meiner jetzigen Reiſe zum erſtenmahle mächtige Gletſcher, und ſolche Schneeberge, die nicht bloß an einigen Stellen, ſondern von ihren Gipfeln an nach allen Seiten tief herab mit Schnee bedeckt waren. In dem einen der beiden Schneeberge, die ſich hinter Flims erheben, iſt ein Loch, durch welches die Einwohner von Elm im Canton Glaris jährlich zweymahl am dritten März und am St. Michaelis Tage die Sonne durchſcheinen ſehen. Die Oeffnung, welche die Natur durch den ganzen Felſen gemacht hat, ſoll ſo groß ſeyn, daß ein Haus bequem hineingeſetzt werden könnte. Die Einwohner von Flims, ſo nahe ſie auch den Gletſchern und Schneebergen wohnen, werden doch für die ſchönſten in ganz Graubündten gehalten; und man glaubt, daß ſie dieſe unterſcheidende Schönheit der Lage ihres Orts zu danken hätten, der den größten Theil des Tages durch von der Sonne beſchienen wird. Wenn man das waldige Gebirge überſtiegen hat, nach welchem die Gemeinen über und unter dem Walde abgetheilt werden; ſo kommt man an eine Ravine oder Bergſpalte, deren Tiefe vielleicht der Höhe der Felswand hinter Trims gleichkommt, und die gewiß von dem Bergwaſſer ausgeſpült worden iſt, das noch immer durch dieſen gräßlichen Schrund dem Rheine zugeleitet wird. Im Winter muß der Weg zwiſchen dieſem Abgrunde, und dem nahen Gebirge ſehr gefährlich ſeyn, weil mehrere Güſſe oder Läger von Felsſtücken, und abgebrochenen Baumſtämmen, dergleichen die Lauinen zurücklaſſen, zeigten, daß häufige Lauinen von der Seite des Gebirges in die Tiefe des Abgrundes hinabſtürzen. Das Thal, in welches man von dem Waldgebirge hinabkommt, und das ſich bis nach Ilanz hinauf zieht, iſt noch viel fruchtbarer, und angebauter, als das Haßli-Thal, und überraſcht den Wanderer eben ſo angenehm, als dieſes, weil man, ehe man es erreicht, eine Zeitlang in einer öden menſchenleeren Gegend, und zwiſchen traurigen Tannen-Wäldern umherirrt. Dies ſchöne Thal, dem man den nicht ſchönen Namen der Grube gegeben hat, ſoll funfzehn Ortſchaften enthalten, und bietet allenthalben eine liebliche Miſchung von Feldern, Wieſen, und ländlichen Gärten dar. In den beiden Gebirgsketten, womit das Thal eingeſchloſſen iſt, ſind viele Schneeberge, deren Namen wir aber von den Einwohnern nicht erfahren konnten. Die ſüdliche Gebirgkette öffnet ſich an mehrern Stellen, und gewährt einen Blick in lange und ſchmale Seitenthäler, die meiſtens von Schneebergen geſchloſſen werden. In Ilanz kehrten wir bey der verwittweten Ammannin ein, deren Haus durch ſeine Größe, durch die Breite, und Länge ſeiner Gänge und Zimmer, und ſelbſt durch die zum Theil prächtigen Möblen eher einem alten Schloſſe, als einem Gaſthofe ähnlich ſieht. Es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß manche Möblen aus einem, oder dem andern der alten Schlöſſer abſtammen. die auf den Bergen in der Nachbarſchaft von Ilanz zerſtreut liegen. Das Abendeſſen, die Betten, und das Frühſtück waren in Ilanz ſo beſchaffen, daß man auch außer Graubündten damit hätte zufrieden ſeyn können.

Die romantiſchſte und mahleriſchſte Strecke des ganzen Weges durch den obern Bund iſt diejenige, die wir am Morgen, und Vormittage des ſiebenten Auguſts zwiſchen Ilanz und Trims zurücklegten. Weil die Brücke, die eine Stunde oberhalb Ilanz über den Rhein führt, vor kurzem weggeriſſen war; ſo mußten wir bis zur folgenden Brücke an der linken Seite des Rheins bleiben. Der unſerm Führer eben ſo wenig, als uns bekannte Fußſteig brachte uns auf den letzten Abhang des mit hohen Tannen dicht bewachſenen Gebirges, das bis an den Rhein hinabläuft, und deſſen angefreſſener Fuß eine lange Strecke die hohen und ſteilen Ufer des reißenden Fluſſes bildet. Der wenigbetretene Pfad iſt aber ſelbſt an ſolchen Stellen nicht gefährlich, wo er beynahe den Rand des Ufers berührt, weil auch dieſes mit Bäumen, oder Gebüſchen beſetzt iſt. Man hat Stundenlang den tobenden Rhein unmittelbar zur Seite, und auch dann, wann man ihn vor dem dichten Geſträuche nicht ſieht, hört man ſein Brauſen ſo laut, daß man ſeine Nachbarſchaft keinen Augenblick aus den Gedanken verlieren kann. Etwa eine Meile hinter Ilanz legt der Rhein die Geſtalt eines Fluſſes ab, und wird einem mächtigen Gletſcherbache ähnlich, der nicht mehr in einem meiſtens freyen Bette fließt, ſondern ſich beſtändig über große Felsſtücke ſchäumend dahinwälzt. Auch der trockene Theil ſeines Betts, den er nur nach einem ſchnellen und ſtarken Schmelzen von Schnee, und Gletſchern überſtrömt, iſt faſt allenthalben mit Granitblöcken, oder mit kleinern Stücken von Granit, oder Gneis belegt; doch trifft man hin und wieder beträchtliche Sandbänke,

bänke, und ſogar Streifen von weichem Schlamme an, der nicht anders, als aus den aufgelöſten thonartigen Beſtandtheilen der harten Geſteine entſtehen kann. An einer Stelle ſahen wir einen kleinen Haufen von äußerſt feinem und zarten Glimmerſande, oder vielmehr Glimmerſtaub, mit welchem wir nachher an der rechten Seite des Rheins, wo die obern Schichten der Gebirge aus Gneis oder Glimmerſchiefer beſtehen, den Weg Viertel- und halbe Stunden lang dicht überſtreut fanden. Man geht auf dem weichſten Raſen nicht ſo ſanft, als auf Fußſteigen, die einige Zoll hoch mit zartem Glimmerſtaube bedeckt ſind. So oft das waldige Ufer ſich öffnete; ſo ſahen wir auf den Höhen, und an den Seiten des gegenüberliegenden Gebirges entweder Trümmer von Bergſchlöſſern, oder einzelne Hütten, oder ganze Dörfer mit reifenden Fruchtfeldern umkränzt die ſich bisweilen ſo ſchief gegen das Thal neigten, als wenn ſie ſammt den Wohnungen ihrer Beſitzer in die Tiefe herabgleiten könnten. Auch an der linken Seite wich das Gebirge nie in einiger Entfernung von dem Ufer des Rheins zurück, ohne daß man die daher entſtehenden Zwiſchenräume benutzt, und mit einer, oder mehrern Hütten bebaut hätte. Nicht weit von der zweyten,

ten, oder jetzo vielmehr erſten Brücke, die von Ilanz an über den Rhein gebaut iſt, findet ſich der höchſte und reichſte Waſſerfall, den wir auf unſrer Reiſe durch das Bündtneriſche Oberland angetroffen haben. Wir hörten das Getöſe deſſelben wenigſtens eine gute halbe Stunde vorher, ehe wir den Fall ſelbſt entdeckten. Als wir an den Bach kamen, in welchem ſich der Waſſerfall wieder ſammelt, bemerkten wir zwar, daß ein mächtiges Waldwaſſer ſich über eine, mehrere hundert Schuh hohe Felswand ſchäumend herabwarf, und zum Theil in weit umherfliegende Staubwolken aufgelöſt wurde; allein wir konnten uns wegen des beſchwerlichen Zugangs dem Sturze ſelbſt nicht ſo ſehr nähern, daß wir ihn mit andern Waſſerfällen hätten vergleichen können. In Truns kehrten wir bey dem Herrn Landammann von Caſanova ein, der uns in kurzer Zeit ein gutes Mittageſſen verſchaffte, und in uns abermahls die Bemerkung veranlaßte, daß die Nachrichten der Reiſenden von der Armſeligkeit, und Unreinlichkeit in Graubündten ſehr übertrieben ſeyen.

Zwiſchen Truns, und dem Cloſter Diſentis müſſen die Berge, die Bündten und Glaris ſcheiden, in ihrem Innern aus Granit beſtehen. Wir beobachteten dies zuerſt in dem breiten Bett eines Gletſcherbachs, der von der nördlichen Gebirgkette herabkam, und eine ungeheure Menge von Granitblöcken herabgeſchwemmt hatte, unter welchen nicht wenige viele Centner ſchwer waren. Eine andere unverwerfliche Probe von den Beſtandtheilen der Gränzgebirge zwiſchen Glaris und Bündten, iſt der in ſeiner Art einzige Hauſe von Granitmaſſen, die etwa eine Stunde vor Diſentis nahe an dem rechten Ufer des Rheins, und dem an dieſem Ufer fortlaufenden Wege liegen, und die nicht anders, als durch den Einſturz eines Granitfelſens an ihren gegenwärtigen Platz gekommen ſeyn können. Gegen dieſen Haufen von Granittrümmern erſchien der, den ich vormahls hinter der Teufelsbrücke anſtaunte, in meiner Erinnerung nicht viel mehr, als ein Klumpen von Gries und kleinen Steinen, dergleichen ein mäßiger Bach zuſammenſchwemmen kann. Mehrere Stücke unter den Bündtneriſchen Granitblöcken ſind höher und größer, als die Häuſer der nächſten Thalbewohner, und neigen oder ſtützen ſich an benachbarte Felsmaſſen auf eine ſolche Art an, daß in den Höhlen, die ſie bilden, eine ganze Geſellſchaft Schutz gegen Regen finden könnte. Andere liegen an ſo ſteilen Plätzen, und ſcheinen dem Uebergewicht ſo nahe zu ſeyn, daß man fürchtet, ſie möchten in dem Augenblick, wo man vorüber eilt, ſich zu bewegen anfangen, und alles, was ſie anträfen, mit ſich in den Rhein hinunterreißen. Alle dieſe Maſſen ſind mit einem grünlich dunkeln Mooſe ſo dicht überzogen, daß man nach dem bloßen Anblick die Steinart, woraus ſie beſtehen, nicht erkennen kann: übrigens enthalten ſie, ſo viel ich geſehen habe, nicht die geringſte Spur von Verwitterung. Ein hoher und prächtiger Granitberg würde in mir lange nicht das Erſtaunen, und die mancherley Betrachtungen erregt haben, welches dieſe Fels-Ruinen hervorbrachten. Bey dem Anblicke ſolcher durch keine menſchliche Kraft zu bewegenden Trümmer geht man in Gedanken nicht bloß in die unnennbaren Zeiten zurück, wo die urſprünglichen Gebirge ſich bildeten, ſondern man denkt auch an die ſchrecklichen Revolutionen, wodurch ſolche Trümmer von den Felſen, zu denen ſie gehörten, abgeriſſen wurden, und dann an die Unzerſtörbarkeit, mit welcher ſie ſelbſt als Ruinen allen Angriffen der Luft und Witterung, der Hitze und Kälte, Jahrhunderte oder Jahrtauſende durch getrotzt haben, und noch lange trotzen werden. Vielleicht umwohnten dieſe Trümmer ſchon manche Nationen, deren Namen die Geſchichte nicht kennt; und noch wahrſcheinlicher iſt es, daß alle Denkmähler menſchlicher Kunſt und menſchlichen Fleißes, welche die Erde jetzo trägt und bewundert, lange verſchwunden ſeyn werden, bis die Zeit die Granitmaſſen bey Diſentis verzehren wird. Selbſt alsdann, wann ein ähnliches Erdbeben, als wodurch ſie vielleicht an ihren gegenwärtigen Platz geſchleudert wurden, ſie in das Bett des nahen Rheins werfen ſollte, ſelbſt alsdann werden die zürnenden Fluthen viele Menſchenalter durch über ſie dahinſtürzen, bevor ſie dieſelben werden auflöſen, oder zertrümmern können.

Wenn wir nicht von Pfeffers aus ein Empfehlungs-Schreiben an einen der Ordensbrüder in Diſentis mitgebracht, und der ehrwürdige Fürſt uns nicht in ſein Stift eingeladen hätte; ſo würden wir in dem Flecken Diſentis gewiß ein ſehr elendes Nachtlager gefunden haben. Der erſte Gaſthof in Diſentis war ſo unreinlich, daß er uns nicht anders, als in der äußerſten Noth zu bewohnen ſchien; und der Inhaber des zweyten, der, wenn ich nicht irre, ein Landſchreiber, oder doch ſonſt eine obrigkeitliche Perſon iſt, konnte uns nicht aufnehmen, weil ſeine Frau an demſelbigen Tage ins Kindbett gekommen war. Weil wir erſt gegen acht Uhr im Cloſter anlangten, ſo hatten der Fürſt, und die übrigen geiſtlichen Herren ſchon lange ihre Abendtafel aufgehoben. Der Fürſt, der uns ſehr gnädig empfing, befahl aber, daß uns bald ein Abendeſſen bereitet, und dann einem jeden ſein Bett angewieſen würde. Es freute mich ſehr, unter den ehrwürdigen Vätern von Diſentis den **Pater Placidus** kennen zu lernen, der unſtreitig einer der geübteſten Bergſteiger, und Bergkundigen in ganz Graubündten iſt. Dieſer treffliche Mann hat alle umliegende Thäler durchforſcht, und alle, auch die höchſten und gefährlichſten Eisberge und Gletſcher erklimmt, um eine richtige Charte von der benachbarten Gegend entwerfen zu können. Erſt vor einigen Tagen war er von der Spitze des Tödiberges zurückgekommen, von welchem er mit Recht zweyfelt, ob er vor ihm beſtiegen worden. Bevor der P. **Placidus** und der Gemsjäger, der ihn begleitete, die oberſte Höhe des Tödiberges erreichten, mußten ſie mehrere Stunden lang in die faſt ſenkrecht abhängenden Gletſcher, die mit tiefen Schründen durchſchnitten waren, Stuffen einhauen, um ohne augenſcheinliche Lebensgefahr höher ſteigen zu können. Die Luft war auf den Gletſchern, und der Spitze des Tödiberges ſo ſcharf, daß dem ehrwürdigen Vater ſowohl, als ſeinem Begleiter mehrere Tage lang das

das Geſicht heftig davon aufgeſchwollen war. Auf der Höhe des Tödiberges war der P. Placidus über alle übrige Bündtneriſche, und ſelbſt Urneriſche Berge weit erhaben, und daraus ſchloß er mit Recht, daß der Tödi zu den höchſten Eisbergen in der ganzen Schweiz gehöre. Der dienſtfertige Naturfreund war ſo gütig, mir ein kleines Stück von einem Steine zu ſchenken, den er von der Spitze des Tödi mitgebracht hatte, und der unläugbar kalkartig war. Dieſer lehrreichen Seltenheit fügte der gütige Geber noch einige äußerſt merkwürdige Cryſtalliſationen hinzu, die er an den Ufern des Mittel-Rheins gefunden hatte; und er würde dieſe ſchätzbaren Geſchenke noch mit andern Merkwürdigkeiten ſeiner Sammlung vermehrt haben, wenn wir uns nicht gefürchtet hätten, unſerm Pferde auf den rauhen Wegen, die uns bevorſtanden, noch neue, wenn gleich geringe Laſten aufzubürden.

Dem äußern Anſehen nach iſt das Cloſter Diſentis nicht einmahl ſo reich, als das Cloſter Pfeffers. Beide haben durch die Verſchwendung, und Nachläſſigkeit ihrer ehemahligen Vorſteher, noch mehr aber durch fremde Gewalt an Rechten und Gütern verloren. Das Cloſter Diſentis hatte unter andern bis 1737 den Fruchtzehnten

zehnten in dem ganzen Hochgericht dieſes Namens. In dem angeführten Jahre aber zwangen die Landleute das Cloſter, daß es dieſen einträglichen Zehnten um 32000 fl. verkaufen mußte, ſo wie es ſchon vorher mehrere andere Vorrechte, und Einkünfte gegen willkührlich feſtgeſetzte Preiſe hatte abtreten müſſen. Wenn das Cloſter ſich geweigert hätte, den Landleuten den Zehnten zu überlaſſen; ſo würde es in Gefahr geweſen ſeyn, beſtürmt zu werden. Man ſage alſo ja nicht mehr, daß Eigenthum, und wohlhergebrachte Rechte in demokratiſchen Verfaſſungen heilig ſeyen!

Dem Cloſter gerade gegenüber öffnet ſich das enge und Sehrohr-ähnliche Medelſer-Thal, aus welchem der Mittel-Rhein herauskommt, und an deſſen Ende der Santa Maria- oder Lukmanierberg mit ſeiner glänzenden ewig beſchneyten Scheitel ſteht. Der gemeine Mann weiß in dieſen Gegenden eben ſo wenig von dem Lukmanier, als vom Criſpalt, der gleichfalls im Romaniſchen einen andern kaum erkennbaren Namen hat. Der Weg über den Lukmanier ſoll viel bequemer, als die Straße über den Gotthart ſeyn, ungeachtet der erſte dieſer Berge viel höher, als der andere iſt. Dies iſt nicht das einzige Beyſpiel in Graubündten, und den benachbarten Gegenden, daß ein höherer Berg leichter, als ein weniger hoher zu bereiſen iſt. So iſt der Weg über den Albula, oder wie man in Graubündten gemeiniglich ſagt, über den Elbulaberg viel beſchwerlicher und gefährlicher, als der über den höhern Bernina, weil Reiſende auf dem erſtern nicht ſelten von ſo heftigen, und kalten Winden, und Schneegeſtöbern überfallen werden, daß Menſchen und Thiere davon erſtarren, oder erſticken. Nirgends ſind Kornleitern, die ſchon in mehrern Reiſebeſchreibungen abgezeichnet worden ſind, häufiger, als um Diſentis; denn in dieſen hohen, und kalten Gegenden werden ſie nicht bloß zum Trocknen und Aufbewahren, ſondern auch zum Reifen des Getraides gebraucht, wenn die Erndte ſo ſpät fällt, daß die Frucht auf dem Halme ihre gehörige Zeitigung nicht erhalten kann.

In Tavetſch konnten wir eben ſo wenig, als in den meiſten übrigen Oertern, die wir in den letzten Tagen berührten, Milch erhalten, weil die Heerden jetzo auf den höchſten Alpen weiden. Unter den Männern, die haufenweiſe aus der Kirche kamen, (denn man hatte eben Gottesdienſt gehalten,) waren mehrere vorzüglich groß und ſtark, und einige redeten auch franzöſiſch, weil ſie lange in Frankreich gedient hatten;

allein wir ſahen hier, ſo wie auf dem übrigen Wege von Chur her keine Mannsperſonen, die von Cörper und Geſicht ſchön gebildet geweſen wären. Unter den Weibern und Mädchen, die uns aufſtießen, waren nur zwey, die man etwas mehr, als leidlich, nennen konnte; die Kinder hingegen waren ohne Ausnahme häßlich, aufgedunſen, und kachektiſch von Farbe und Bildung. Dieſe Häßlichkeit der Kinder iſt allem Vermuthen nach die Wirkung der eckelhaften Unſauberkeit, in welcher ſie aufgezogen werden. Tavetſch iſt von Selva faſt eine Stunde, und Selva von einer Alp, die an dem Fuße des Crispalt liegt, faſt eben ſo weit entfernt; und doch rollte vor etwa vierzig Jahren eine ſo ungeheure Lauine von dem letztern Berge herab, daß dadurch faſt das ganze Dorf Tavetſch bedeckt, die meiſten Häuſer niedergeworfen, und gegen ſechszig Perſonen erſchlagen wurden. Wenn man den Abſtand des Dorfes vom Crispalt ſieht; ſo muß man es faſt für unmöglich halten, daß eine Schneemaſſe von einem ſo entfernten Berge ſich bis nach Tavetſch hinabwälzen, und ſo große Verwüſtungen anrichten konnte. Auch hatte man in Tavetſch nie daran gedacht, daß man vom Crispalt ſo etwas zu fürchten habe, und denkt auch jetzo eben ſo wenig daran, als wenn ſich nie wieder ein ſolches Unglück zutragen könnte, dergleichen ſich zu der Väter Zeiten wirklich eräugnet hat.

Von Tavetſch nach Selva begleitete uns der Pfarrer des letztern Orts, der ein Ordensgeiſtlicher aus Diſentis iſt, und gegen Reiſende eine doppelte Gefälligkeit übt, indem er ſie nicht nur, ſo gut er kann, bewirthet, ſondern ſie auch auf den Crispalt, und Baduz begleitet. Dieſe beiden hohen Berge ſind gleichſam die Gränzpfeiler des langen Thals, das ſich von Reichenau an, dem Laufe des Rheines nach, bis nach Selva und Chiamut *) hinaufzieht. Beide Berge ſind durch eine breite und beſchwerlich zu erſteigende Alp getrennt, indem wir faſt zwo Stunden brauchten, um von Selva an den Ober-Alp-See zu kommen, der gleich hinter dieſer Alp liegt. Der Crispalt ſtehe zur Rechten des Thals, und ſpaltet ſich gleich dem Baduz in mehrere Spitzen, unter welchen die zweyte, oder entferntere viel höher, als die erſtere, dieſe aber ſteiler, als jene abgeſchnitten iſt. Die beiden Spitzen des Crispalt, wenn anders nicht die höhere einen beſondern Namen hat, ſind durch

---

*) Ein Haufe von wenigen Häuſern, der noch höher, als Selva liegt.

durch eine große Kluft getrennt, die noch mit Schnee ausgefüllt war; die vordere Spitze hingegen war ganz ſchneelos. Der bloße Anblick zeigt, daß der Baduz viel höher, als der Criſpalt iſt. Jener ſoll, wie der Pfarrer in Selva ſagte, in ſechs, und dieſer in fünf Stunden zu erſteigen ſeyn. Der Baduz war noch weit herab mit Schnee bedeckt.

Gegen Selva hin wird der Vorder-Rhein ſo ſchmal, daß man darüber hinſpringen kann. Unſere jungen Freunde ſtiegen an dem hohen und ſteilen Ufer hinab, um das Vergnügen zu haben, den Rhein überſprungen zu haben. Der dienſtfertige Pfarrer von Selva verſchaffte uns durch ſeine mitwirkende Vorſorge, und haushälteriſche Geſchäfftigkeit ein beſſeres Mittageſſen, als wir erwartet hatten; allein am Caffee merkten wir, daß der Geſchmack an dieſem ausländiſchen Getränk noch nicht in die höchſten Bündtneriſchen, wie in die übrigen Thäler Helvetiens eingedrungen ſey. In Selva ſind alle Mauern aus Bruchſtücken von Granit und Gneis aufgeführt. Nahe beym Pfarrhauſe entdeckte ich in einer Mauer den merkwürdigſten Stein, der mir auf unſerer ganzen bisherigen Reiſe vorgekommen iſt. Dieſer Stein war ein etwa zwey Fuß langes, und drey viertel Schuh dickes Gneis-

Stück, das aus lauter dünnen, und gleichen horizontalen Schichten, die höchſtens einen Sechstel Zoll im Durchmeſſer haben mochten, ſo zuſammengeſetzt war, als wenn eine jede Schichte auf die andere ſorgfältig hingegoſſen worden wäre. Mit großer Mühe brachte ich mit dem Hammer ein Stückchen herunter, das ich Ihnen bey meiner Rückkunft vorzeigen will.

Als wir nach Tiſche von Selva aufbrachen, ging der Pfarrer bis an die Stelle mit, wo man den Rhein als ein unbedeutendes Gletſcherwaſſer an den ſchwarzen Felswänden des Baduz herabfallen ſieht. Wir hätten nur zwo, höchſtens drey Stunden gebraucht, um an den kleinen See zu kommen, der unter den höchſten Felswänden und Spitzen des Baduz liegt, unaufhörlich von dem Schnee und Eiſe des Baduz gefüllt wird, und das, was er von oben empfängt, an ſeinem Ausfluſſe unter dem Namen des Rheins wieder ausgießt; allein wir konnten dieſe wenigen Stunden nicht entbehren, weil wir alsdann Urſeren nicht mehr erreicht hätten. Der kleine See auf dem Baduz, der kaum 300 Klafter im Umfange haben ſoll, wird von den Einwohnern dieſer Gegenden mit Recht als die wahre und höchſte Quelle, und die Schneemaſſen, und Gletſcher des Baduz als die Ernährerinnen des Vorder-

Rheins angeſehen. An der Seite der Alp, die zwiſchen dem Baduz und Crispalt liegt, rauſcht ein Bach herab, der ſich bald mit dem Gletſcherwaſſer vereinigt, das aus dem See des Baduz kommt. Wenn man dieſen Bach auch als eine Quelle des Vorder-Rheins gelten läßt; ſo kann man ihn doch nicht als die höchſte, und noch viel weniger, als die einzige anſehen. Noch weniger begreife ich, wie man dieſen Bach vom Crispalt ableiten konnte, da er auf der ſchon mehrmahlen erwähnten Alp Nourchelas, und noch dazu an der Seite entſpringt, die vom Crispalt abgekehrt, und dem Baduz am nächſten iſt. Da der Weg aus Graubündten nach Urſeren den ganzen Sommer offen iſt, und die Quellen des Vorder-Rheins ſo nahe an dieſer Straße liegen; ſo muß man billig darüber erſtaunen, daß alle Erd-Beſchreiber, und ſelbſt die Schweizeriſchen den Vorder-Rhein vom Crispalt abgeleitet haben. Noch mehr aber iſt es zu verwundern, daß man den Bach, der von der Alp zwiſchen dem Crispalt, und dem Baduz herabkommt, aus dem in dem tiefen Thale hinter dieſer Alp liegenden Ober-Alp-See ausfließen ließ, wie Fäſi und andere thaten, und daß man alſo in dieſem See nicht bloß eine der Quellen der Reuß, ſondern auch des Rheins ſuchte. Man kann es endlich als eine geographiſche Sonderbarkeit anführen, daß man den Luckmanier, und Crispalt, und nicht den Baduz als einen Hauptzweig des Gotthards-Gebirges zu beſchreiben pflegt, da der Baduz mit dem Gotthart viel näher und genauer zuſammenhängt, als die beiden vorhergenannten Berge, und da er als der Urheber der höchſten und ächten Quelle des Rheins ohne Vergleichung merkwürdiger, als der Crispalt iſt.

Das Thal, in welches man von der Alp, die Uri und Bündten, ſo wie den Crispalt und Baduz ſcheidet, hinabkommt, iſt eine fürchterliche Einöde, die nach allen Seiten hin mit unerſteiglichen Felswänden und Schneebergen umringt ſcheint, und zum Theil auch wirklich umringt iſt. Eine Stunde lang, ſo weit ſich nämlich der Ober-Alp-See erſtreckt, rückt die Felſenkette, zu welcher der Baduz gehört, und dann das ihr gegenüberſtehende ſteile Gebirge ſo nahe zuſammen, daß die Kluft, die zwiſchen beiden übrig bleibt, ganz von dem eine halbe Stunde breiten Ober-Alp-See ausgefüllt wird. Der ſchmale gangbare Streifen, den der See an der rechten Hand nicht eingenommen hat, iſt über und über mit größern und kleinern Felsſtücken belegt, die den Wanderer daran erinnern, daß er an jeder Stelle, wo ſolche Trümmer liegen, durch nachſtürzende Steine erſchlagen werden könne. Weil dieſe Ruinen, die ſich Jahrhunderte lang aufgehäuft haben, und nur allein von der langſam zermalmenden Hand der Zeit weggeſchafft werden, den ganzen Abhang des Gebirges bis an den See bedecken; ſo können hier nicht einmahl Ziegen weiden. Man ſieht alſo weder Heerden, noch Hirten, oder Sennhütten; und es iſt, als wenn die Natur dieſe Wüſte zur Gränzſcheide von benachbarten Völkern beſtimmt hätte. Auch ſind die Teutſchen Bewohner des Cantons Uri, und des Thals Urſeren nie über den Ober-Alp-See, und die Romaniſchen Einwohner in Bündten nie über die Alp zwiſchen dem Crispalt und Baduz hinausgedrungen, um ſich dort niederzulaſſen. Der Ober-Alp-See gehört dem Thal Urſeren, und iſt jetzo an den Landſchreiber Meier in Urſeren an der Matt, bey welchem wir wohnen, auf acht Jahre für 305 Gulden verpachtet. Die Forellen dieſes Sees werden für die ſchmackhafteſten in der Schweiz gehalten, welches Urtheil meine Reiſegefährten, und ich nicht anders, als beſtätigen können. Der See empfängt ſeine Waſſer von allen umliegenden Bergen, vorzüglich aber vom Baduz, an deſſen Felswänden er ſich zunächſt hinzieht, und den man alſo nicht bloß als den Vater des Rheins, ſondern

dern auch der Reuß anſehen kann. So entgegengeſetzt aber die Richtungen ſind, nach welchen die Reuß, und der Rhein fortfließen; ſo hat doch die Natur beiden Strömen ihren Lauf durch unzählige labyrinthiſche Thäler und Krümmungen auf eine ſolche Art angewieſen, daß ihre brüderlichen Gewäſſer, die zum Theil von demſelbigen Gletſcher, wenigſtens von demſelbigen Berge herabquillen, ſich wieder mit einander vermiſchen, bevor ſie das Land verlaſſen, in welchem beide entſprungen waren.

Wenn man den Ober-Alp-See hinter ſich hat; ſo erweitert ſich das Thal, und man fängt allmählich an, gegen die Ober-Alp hinanzuſteigen, die zu den beſten Alpen der Thalleute von Urſeren gehört, und von vielen für die beſte unter allen gehalten wird. Auf dieſer Ober-Alp ſtehen mehrere Sennhütten, die ſo geräumig, und ſorgfältig gebaut, und von außen, wie im Innern ſo reinlich ſind, daß man gleich an dieſen einfachen Hütten ſieht, daß hier ganz andere Menſchen, als in den hohen Bündtneriſchen Thälern wohnen müſſen. Als wir vor den Sennhütten vorübergingen, hatten ſich eben die Heerden verſammelt, um ihren Reichthum an Milch abzuliefern. Sennen und Senninnen hatten eine viel ſchönere, und friſchere Farbe, und mildere und frohere Geſichtszüge, als wir an den Romaniſchen Einwohnern in Bündten wahrgenommen haben. Als wir die höchſte Höhe der Ober-Alp erreichten, und dann nach Urſeren hinabſtiegen, hatten wir Anblicke, dergleichen man auch ſelbſt zwiſchen hohen Gebirgen nur ſelten hat. Zu unſerer Linken rauſchte die Reuß in einer ſchauderhaften Tiefe, gegen welche die Ober-Alp ſich ſo gäh hinabſenkt, daß man an manchen Stellen für ſich ſelbſt fürchtet, und ſich nicht genug darüber wundern kann, daß ſchwere Kühe an ſolchen Abſtürzen zu weiden im Stande ſind. An eben dieſer Seite ſowohl, als vor uns hin glänzten in der Nähe und Ferne beſchneyte Bergſpitzen, und bläuliche Gletſcher von den Strahlen der untergehenden Sonne, und vor uns hatten wir in gleicher Tiefe mit der Reuß das Urſeren-Thal, und die Gebirgkette, womit dies Thal gegen Norden umzogen iſt. Das Urſeren-Thal fand ich diesmahl nicht ſo lieblich, und grünend, als da ich es zum erſtenmahl erblickte, weil jetzo Heuerndte war, und der mit Heu bedeckte Boden von oben herab betrachtet wie verſengt ſchien. Wir ſtiegen von der Ober-Alp faſt eine Stunde herab, bevor wir Urſeren erreichten. Der Fußſteig iſt ſo ſteil, daß man ſich mit Gewalt halten muß, um nicht in einen zu ſchnellen, und überſtürzenden Lauf zu kommen. Noch viel beſchwerlicher, als der Fußſteig, der an dem obern Rande der Alp fortläuft, iſt der ſchlüpfrige und mit Steinen bedeckte Weg, den unſer Saumpferd und deſſen Führer nehmen mußten. So einen ſichern Schritt unſer Pferd ſonſt hatte; ſo war es doch einmahl gefallen, und wäre ohne ſeinen Führer vielleicht verloren geweſen. Herr Landſchreiber Meier, dem der Gaſthof zu den drey Königen gehört, erwartete uns, weil unſere Ankunft durch Briefe, nach denen wir uns den ganzen Tag geſehnt hatten, gemeldet worden war. Wir erhielten eine Abendmahlzeit, die wir in jeder großen Stadt herrlich genannt haben würden, und die uns um deſto willkommner war, da wir in den letzten Tagen meiſtens nur zur nothdürftigen Stillung des Hungers gegeſſen hatten. Unſere Nachtruhe wurde durch die Reuß geſtört, die unmittelbar unter unſerm Fenſter mit einem ſolchen Getöſe herbrauſte, daß es uns, ehe wir uns daran gewöhnten, mehrmahl ſchien, als wenn ſie durch heftige Gewitterregen angeſchwellt, und uns ſammt unſerm Hauſe fortführen würde.

Im Spital auf der Grimſel,
am 11. Aug.

Es hat die letzte Nacht geregnet, und regnet noch immer ſo ſtark, daß wir es uns gar nicht einfallen laſſen können, aus dem Hauſe zu gehen. Ich ſetze mich deßwegen hin, um für Sie das wichtigſte von dem aufzuzeichnen, was wir ſeit unſerer Ankunft in Urſeren geſehen, und erlebt haben.

Nachdem ich vorgeſtern unſere Reiſe bis Urſeren beſchrieben hatte; ſo machten wir einen Spatziergang an die Teufelsbrücke, und in den Anfang der Schöllenen hinein. Die Felsmaſſe, durch welche das Urner-Loch geſprengt iſt, beſteht ſo wie die Felswände an der Teufelsbrücke, und in den Schöllenen, aus feinkörnigem und harten Gneis, und vielleicht liegt darin der Grund, daß beſonders die Felswände ein ſchieferartiges Anſehen haben, und nach Schieferart in Platten, freylich in dicken Platten zu brechen ſcheinen. Eine ſolche Platte hängt an dem obern Rande der Felswand jenſeits der Teufelsbrücke gerade an der Ecke, um welche man in die Schöllenen hineingeht, und herauskommt. Dieſe Platte hat ſich von der übrigen Felswand ſo weit abgelöſt, daß ſie bey einem heftigen Winde klappert, wie Ziegel, die auf hohen Gebäuden an dem einen Ende angenagelt ſind. Dieſes furchtbaren Geräuſches ungeachtet, zieht man ſchon Jahre lang mit vollkommner Sicherheit unter der gefährlichen Felsmaſſe weg, die gewiß, wenn ſie einmahl einſtürzt, den unter ihr fortlaufenden ſchmalen Weg verderben, und wenn ſie unglücklicher Weiſe etwas antrifft, alles zerſchmettern wird. Ich ſtimme ganz den Naturforſchern bey, welche annehmen, daß die Felſen des Gottharts durch irgend eine gewaltige Revolution mehr, als andere Berge zertrümmert, und wahrſcheinlich dadurch der Bedeckungen von Kalkſtein beraubt worden, mit welchem ſie vorher überzogen waren. Eine ſolche Entblößung des urſprünglichen Kerns ſcheint mir um deſto annehmlicher, da das Gebirge, das ſich gleich rechts von der Reuß, und dem Urner Loch nach Weſten hinzieht, mit Kalkſchichten bekleidet iſt, unter welchen Hüllen faſt gewiß Granit- oder Gneis-Felſen verborgen ſind.

Die Gegend um die Teufelsbrücke fand ich diesmahl viel weniger ſchrecklich, als im Jahre 1782, nicht bloß, weil meine Phantaſie jetzo beym zweyten Anblicke mit ganz friſchen Bildern höherer Felſen, und größerer Trümmer angefüllt war, ſondern weil auch die öde Scene von der Sonne erleuchtet wurde. Wenn die große Natur, die hier zwiſchen nackten, ſchwärzlichen und unerſteiglichen Felswänden an den ewig wiederhallenden Ufern der donnernden Reuß über die Trümmer ihrer dauerhafteſten Werke trauert, einen Reiſenden ſo erſchüttern ſoll, als ich das erſtemahl davon gerührt wurde; ſo muß der ganze Schauplatz wenigſtens mit den erſten Schatten des kommenden Abends bedeckt ſeyn, indem die Morgenſonne über die Wildniß um die Teufelsbrücke einen falſchen Schimmer, oder eine Larve von Heiterkeit herwirft, wodurch ihre wahre Geſtalt, wenn auch nicht vernichtet, wenigſtens verzerrt wird. Eben der Sonnenglanz aber, der dem Total-Eindruck dieſes erhabenen Naturſtücks ſchadete, erhob die Herrlichkeit des Waſſerfalls, den die Reuß nahe vor der Teufelsbrücke macht, unendlich weit über die Scene, die ſich mir das erſtemahl an eben dieſer Stelle beym ſchon ermattenden Tageslichte zeigte. Jetzo ſah man, was ich das erſtemahl nur fühlte, daß die Staubwolken, welche die ſchäumende Reuß emporwirft, weit über die Teufelsbrücke, und ſelbſt bis über die noch höhere Straße hinaufſteigen. Zu den ganz eigenthümlichen Schönheiten dieſes Waſſerfalls gehört nicht die Höhe deſſelben, nicht der Reichthum des herabſtürzenden Waſſers, nicht die Gewalt, womit es in den Abgrund hinunterbrauſt, ſondern der Regenbogen, ſo wie wir ihn vorgeſtern zwiſchen neun und zehn Uhr wahrnahmen. Dieſer Regenbogen war nicht nur ſo lebhaft und vollſtändig ausgemahlt, als ich je einen geſehen habe; ſondern er ſchien auch bald nahe an der gegenüberſtehenden Felswand, bald aber über dem Waſſer zu ſchweben, und ſpielte zugleich mit einem unausſprechlich ſüßen Zauber in eine kleine Felsritze hinein, als wenn ſein überirdiſcher Farbenſchmuck, und ſeine leichte wallende Bewegung dem Auge noch nicht mannigfaltige Ergötzung genug darböten. Bey dieſem Gaukeln in die Felsritze war es, als wenn ſein Blau gleichſam diluirt, oder ſanft auseinander gezogen würde. Nicht weit hinter der Capelle, die, je nachdem man den Gotthart hinauf- oder hinabreiſt, beynahe am Ende, oder im Anfange der Schöllenen erbaut iſt, und die mir ganz neu war, findet ſich der gefährlichſte Lauinengang auf der ganzen Gotthartsſtraße. Hier öffnet ſich nämlich ein enges, hohes, und ſteiles Bergthal gerade gegen den Weg, und ſchüttet im Winter und Frühling bisweilen in einer Stunde acht tödtende Lauinen aus. Es iſt ſchon mehrmahl geſchehen, daß Vorüberreiſende von ſolchen Lauinen über die Reuß weg ſo hoch an das entgegengeſetzte Ufer hinangeworfen wurden, daß man die Erſchlagenen

lange

länge vermißte, weil man ſie nicht in einer ſolchen Höhe ſuchte, als wo ſie wirklich lagen. Wenn man andere Proben der Kraft von Schneeſchlägen geſehen hat; ſo kommt einem die jetzt erzählte Wirkung derſelben nicht ſo wunderbar vor, als das Glück derjenigen Perſonen, die im Winter entweder von der Teufelsbrücke ſelbſt, oder von dem ſteilen Wege, der zu dieſer Brücke führt, in das tiefe mit verhärtetem Schnee bedeckte Bett der Reuß hinabfielen, ohne beträchtlichen Schaden zu nehmen.

Die Luft iſt in dem Urſeren-Thal zu ſcharf, als daß Obſtbäume gedeihen könnten; allein man zieht doch mehrere Gartengewächſe, beſonders Erbſen, Kohl, und Cartoffeln, welche letztern man mit Recht die geſegnetſte unter allen Früchten der Erde nennen kann, weil ſie den Menſchen durch alle Zonen folgt, und ihn ſelbſt auf die höchſten Gebirge begleitet, wo keine andere Getraideart fortkommen kann. Man hat ſeit einiger Zeit auch im Urſeren-Thal angefangen, Baumwolle für Altorf und Gerſau zu ſpinnen; dieſe Spinnerey iſt aber bis jezo noch unbedeutend gegen den Ertrag der Alpen, und gegen die Vortheile, welche der Handel zwiſchen Italien, und zwiſchen der Schweiz und Teutſchland den Flecken Urſeren und Hoſpital verſchafft. Urſeren hat 11 Senten, oder groſse zuſammenweidende Heerden, die im Durchſchnitt jährlich 385 Centner Käſe geben, von welchen man annehmen kann, daß jeder zu 30 fl. verkauft wird. Selbſt der vorzüglich gute Urſeren-Käſe, deſſen unterſcheidender Vorzug in einer gewiſſen Lieblichkeit und Zartheit beſteht, iſt nicht ſo theuer, als ich das erſtemahl gehört zu haben glaubte. Wenn man nicht gerade ſehr alten verlangt; ſo koſtet das Pfund, zu 60 Loth gerechnet, auf der Stelle nicht mehr, als 16 Schillinge, oder etwas über 21 Creuzer, den neuen Louisdor zu 13 fl. gerechnet; und Herr Landſchreiber **Meier** erbietet ſich, recht gute Käſe das Pfund zu 32 Loth für $11\frac{1}{2}$ Creuzer, oder vier unſerer Mariengroſchen, frey bis Baſel zu liefern, wenn die Verſendung in den Monaten October und November geſchieht, wo die Fracht am wohlfeilſten iſt. Noch viel einträglicher für das Urſeren-Thal, als ſelbſt der Ertrag der Alpen, iſt der Zug, den der Handel zwiſchen Italien, und zwiſchen der Schweiz und Teutſchland durch die beiden gröſsten Gemeinden dieſes Thals nimmt. Man behauptet, daß jährlich ohngefähr 9000 Pferde über den Gotthart gehen, unter welchen ein jedes 3 bis $3\frac{1}{2}$ Centner trägt, welche Ladung ein Saum genannt wird. Wenn 9000 Pferde über den Gotthart kommen; ſo werden 5000 in Italien, und 4000 in der Schweiz mit Teutſchen und Schweizeriſchen Waaren befrachtet. Italien braucht zur Ausführung ſeiner Waaren mehr Pferde, als Teutſchland, (unter welchem Namen man die Schweiz und das Teutſche Reich zu begreifen pflegt,) weil die Italiäniſchen Waaren meiſtens in Reis und Wein beſtehen, die bey einem geringern Werth mehr Raum wegnehmen, als die meiſten Waaren, die aus Teutſchen Landen nach Italien geſchickt werden. Jetzo iſt die Fracht ſehr theuer, und die Ladung eines Saumpferdes koſtet von Altorf bis Bellinzona achtzehn bis zwanzig Gulden. Man verſichert, daß die drey Zölle, die dem Canton Uri am Gotthart gehören, ein Jahr ins andere gerechnet ohngefähr 18000 fl. eintragen, von welchen die Ausbeſſerung der Gottharts-Straße, die jährlich etwa hundert neue Louisdor koſten ſoll, leicht beſtritten werden kann. Der Zoll, den das Thal Urſeren ſeit der Durchbrechung des Urner-Lochs hebt, bringt etwa 2000 fl. ein, indem man von einem jeden Saum Reis oder Wein nur einen Batzen, und von einem Saum eingepackter Waaren nicht mehr als 3½ Batzen nimmt. Die Thalleute ſelbſt, und die Landleute von Uri zahlen für jeden Saum nur drey Pfennige. In Urſeren iſt eine Haupt-Niederlage von Italiäniſchen Waaren, die von dieſem Flecken aus in viele Gegenden verſchickt werden, die mit Italien nicht in unmittelbarer Verbindung ſind.

Den Weg von Urſeren nach dem Hoſpitio der Capuziner machten wir vorgeſtern Nachmittag bey viel ſchönerem Wetter, als ich und mein Freund Abel im Jahre 1782 hatten. Ich ſah diesmahl alles im hellſten Sonnenſchein, was uns vor ſechs Jahren durch Nebel und Regenwolken entzogen worden war: die höchſten Spitzen des Gottharts, und dann die ganze Lage der Thalfläche, in welcher das Hoſpitium mit dem nicht weit davon entfernten Wirthshauſe ſtehen, und die verſchiedenen Seen zerſtreut ſind. Die Spitzen des Gottharts fallen auf dem Wege nach dem Hoſpitio viel beſſer in die Augen, als beym Hoſpitio ſelbſt, indem man in der Nähe die Schneelagen nicht wahrnimmt, womit dieſe Spitzen gegen Weſten und Norden bedeckt ſind. Eine täuſchende Größe können dieſe Spitzen nur für diejenigen haben, die ſich noch immer einbilden, daß ſie die höchſten Gipfel der alten Welt ſeyen, da ſelbſt die höchſte Spitze des Gottharts tauſend Klafter, das iſt, eben ſoviel, als das Hoſpitium auf dem Gotthart, über das mittelländiſche Meer erhaben iſt, unter der Spitze des Montblanc zurückbleibt. Viel prächtiger, als die Felſengipfel des Gotthards, ſchien mir das gigantiſche Felſenthor, durch welches man an eben der Stelle kommt, wo die vom Gotthart herabeilende Reuß den größten Waſſerfall macht. Die oben mit Trümmern überſtreute, und mit einer Bergkette rund umzogene Thalfläche, auf welcher das Hoſpitium und Wirthshaus ſtehen, würde mir, glaube ich, weniger traurig vorgekommen ſeyn, wenn ſie weniger ausgedehnt, und gar nicht mit menſchlichen Wohnungen beſetzt geweſen wäre. Der weite leere Raum machte die Unfruchtbarkeit des Bodens, der gar nichts hervorbringt, was zur Nothdurft oder Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens dient, nur um deſto auffallender; und die wenigen Gebäude erinnerten mich daran, daß durch dieſe ſcheusliche Einöde Menſchen nicht bloß durchziehen, ſondern beſtändig unter dem Drucke eines neunmonatlichen Winters, und einer faſt ununterbrochen ſchlechten Witterung wohnen müſſen. Nicht weit vom Hoſpitio trafen wir zu unſerer Freude und Beſtürzung unſern Freund Gervinus, der einen Herrn von Berel begleitet, und Herrn Höpfner aus Bern an, die nach Hoſpital zurückkehren wollten. Dies ſonſt frohe Zuſammentreffen machte mich deßwegen beſtürzt, weil ich gehofft hatte, daß ich wenigſtens mit Herrn Höpfner einen Tag auf dem Gotthart zubringen, und in ſeiner Geſellſchaft einige der merkwürdigſten Gegenden eines Gebirges durchſtreifen würde, von welchem ich auch durch ihn wußte, daß es für den Geologen und Mineralogen das wichtigſte in der ganzen Schweiz ſey. Allein zu meiner Beruhigung hörte ich, daß die Fläche und Höhen des Gottharts nicht bloß von Naturforſchern, ſondern am meiſten von ehmaligen Cryſtall-Gräbern, die Pini und andere unterrichtet hätten, auf eine ſolche Art durchſucht worden ſey, daß man gar keine Hoffnung habe, irgend etwas von Bedeutung zu finden, wenn man nicht wenigſtens einige Wochen ſich auf dieſem Gebirge aufhalten könne. Herr Höpfner ſelbſt hatte bey der gegenwärtigen Reiſe auf alles eigene Suchen Verzicht gethan, war aber nach Airolo hinabgegangen, wo er von den Mineralienhändlern beynahe für zwanzig Louisdor der größten Seltenheiten des Gottharts eingekauft hatte. Als wir dieſes hörten, entſchloſſen wir uns gleich, mit Herrn Höpfner zurück zu gehen, kehrten aber doch auf eine kurze Zeit bey den ehrwürdigen Bewohnern des Hoſpitii ein, wo wir nur den Superler, und zwar eben den fanden, der mich, und Herrn Profeſſor Abel vormahls bewirthet hatte. Wir hatten noch nicht die Hälfte des Weges nach Hoſpital zurückgelegt, als die Sonne unterging. Zum Glück zündete der Mond am heitern Himmel ſeine milde Fackel an, und erleuchtete den ſonſt gefährlichen Pfad vor uns bis nach Hoſpital hin. Die Luft war dieſen Abend auf dem hohen Rücken des Gotthards ſo rein und lau, als der Aether, der nach heiligen Sagen der Dichter in Elyſiums Hainen ſäuſelt, und als wir an den letzten ſteilen Abhang kamen, an welchem ſich der Weg nach Hoſpital hinabkrümmt, lag das friedliche Urſeren-Thal, halb von den blaſſen Strahlen des Mondes erhellt, und halb mit den dichten Schatten der Berge bedeckt in ſo feierlicher Stille vor uns, als wenn wir in die ruhigen Wohnungen der Schatten hinabſteigen ſollten. Herrn Höpfner und mir zur Seite, die wir ein wenig zurückblieben, ging der Führer meines Freundes, der Schuſter aus Meiringen, deſſen ich in meinen Briefen über die Schweiz erwähnt habe, und der mir für dieſe Erwähnung herzlich dankte, weil er dadurch bekannt, und empfohlen worden ſey. Ich würde dieſen Mann noch kräftiger empfohlen haben, wenn ich gewußt hätte, was Höpfner mir jetzo ſagte, daß er die beſten und lehrreichſten Teutſchen Schriften geleſen habe, und daß er über viele wichtige Gegenſtände weit beſſer unterrichtet ſey, als man von Leuten ſeines Standes erwarten könne. Im Wirthshauſe zu Hoſpital waren ſo viele Fremde, daß wir nur kaum ein mittelmäßiges Nachteſſen, aber kein Quartier finden konnten. Wenn die Schweſter des Wirths in Urſeren nicht ſo gut geweſen wäre, uns in ihr Haus aufzunehmen; ſo hätten wir in der Nacht nach Urſeren zurückkehren müſſen.

Die Begierde, unſere Freunde, die zugleich mit uns ausbrechen, aber nach Altorf hinabgehen wollten, noch einige Zeit zu ſprechen, hielt uns geſtern bis ſieben Uhr in Hoſpital auf. Wir erreichten das Ende des Urſeren-Thals gegen die Furka zu in einer guten Stunde, und ſtiegen dann langſam den Berg hinan, der ſich gleich hinter Realp erhebt, um unſern Führer mit ſeinem Pferde zu erwarten, den uns der Landſchreiber Meier in Urſeren mitgegeben hatte. Wir trafen an dem Berge hinter dem Dorfe Realp, den wir fälſchlich für den Anfang der Furka hielten, nicht bloß mehrere Häuflein von Wanderern, ſondern auch Säumer mit Pferden an, welches unſere Vorſtellung von der bevorſtehenden Tagereiſe etwas milderte, indem wir gefürchtet hatten, daß wir auf dem Wege über die Furka eben ſo wenig Menſchen, als menſchliche Wohnungen finden würden. Als wir auf die höchſte Höhe der vermeyntlichen Furka kamen, entdeckten wir zu unſerm Leidweſen nicht bloß an dem in der Tiefe fortrauſchenden Arme der Reuß, ſondern auch an dem wieder abfallenden Fußſteige, daß wir erſt in das kleine vor uns liegende Thal hinabſteigen müßten, um an den Fuß der wahren Furka zu gelangen. Nachdem wir gegen zehn Uhr die erſten Erhebungen des gegen die Furka hinlaufenden Thals hinter uns hatten, wurde die Hitze zwiſchen den hohen Gebirgen auf einmal ſo niederdrückend, daß ich meine Gefährten bat: ſie möchten eine Zeitlang mit mir ruhen, damit wir mit erneuerten Kräften den Gang über die Furka antreten könnten. Wir legten uns an dem Rande einer Quelle nieder, die reines und geſundes Waſſer hatte, und erquickten uns durch den Wein, und die kalte Küche, die wir aus Urſeren mitgenommen hatten, weil man zwiſchen Realp im Urſeren-Thal, und Ober-Geſtelen in Wallis, oder dem Spital auf der Grimſel keine Hütte antrifft, in welcher man nur einen Biſſen Brod erhalten könnte. Gegen eilf Uhr war die Hitze gewiß größer, als eine Stunde vorher; allein ſie wurde uns weniger beſchwerlich, weil wir uns abgekühlt, und geſtärkt hatten. An dem Gebirge, das beym Hinaufſteigen auf die Furka zur linken Hand liegt, und das ein Arm des eigentlichen Gotthards iſt, fanden ſich noch viele Lagen, oder Streifen von Schnee, unter denen einige ſich faſt bis an den Fuß des Gebirges herabſenkten. Dieſe Lagen von Schnee waren eben ſo viele Beweiſe der großen Erhabenheit des Thals, das gegen die umſtehenden Berge wie ein tiefer Keſſel erſcheint. Je länger wir ſtiegen; deſto häufigere und größere Maſſen von weichem, und ſchmutzigen Schnee trafen wir an, und gegen den Gipfel der Furka, über welchen der Weg hingeht, der aber freylich lange nicht der höchſte Punct dieſes Gebirges iſt, lag ein beträchtlicher Gletſcher, der allem Anſehen nach in dieſem Sommer ganz verſchwinden wird. An der Seite dieſes Gletſchers hob ſich unter andern Trümmern ein großer Granitblock hervor, in welchem ſchöne Cryſtalldruſen ſaßen, die wir aber mit unſern Inſtrumenten nicht herausbringen konnten. Ich umging alle Maſſen von Schnee, um ſagen zu können, daß ich in der erſten Hälfte des Auguſts die Furka erſtiegen habe, ohne durch Schnee waten zu müſſen: ein Umſtand, deſſen Reiſende ſich vielleicht in mehrern Jahren nicht werden rühmen können. Die weſtliche Seite der Furka iſt viel ſteiler und zerriſſener, als die, an welcher man von Urſeren aus herauf ſteigt; nichts deſtoweniger ſtehen an dem ſteinigen Abhange einige Sennhütten, die aber jetzo feſt verſchloſſen waren. Wir alle hielten uns für die Beſchwerlichkeiten des Tages hinlänglich belohnt, als wir den Fuß des Rhone-Gletſchers erblickten, und noch mehr, als wir an dem, dieſem Gletſcher gegenüberliegenden Berge ſo weit fortgegangen waren, daß wir den Gletſcher in ſeiner ganzen Höhe und Breite umfaſſen konnten. Ich glaube es gern, was die größten Kenner der Schweiz einſtimmig verſichern, daß der Rhone-Gletſcher der ſchönſte unter allen Helvetiſchen Gletſchern ſey. Wenigſtens übertrifft er alle Gletſcher, die ich bisher geſehen habe, nicht nur durch ſeine Höhe und Breite, und durch die Pracht ſeiner einzelnen Theile; ſondern auch dadurch, daß er ſich ganz, und leicht überſchauen, und ſo bequem, als irgend ein anderer beſteigen läßt. Der Rhone-Gletſcher füllt den ganzen Raum zwiſchen der Furka, und einer Seite der Grimſel aus, und breitet ſich, wie die ſchiefe Fläche, an welcher er herabhängt, nach unten immer mehr und mehr und zuletzt ſo weit aus, daß man längs dem Fuße deſſelben faſt eine Stunde gehen muß, bevor man an die Rhone, und an die Stelle kommt, wo man den ſchmalen Weg am Berge verlaſſen, und hinabſteigen kann, um den Gletſcher in der Nähe zu betrachten. Der oberſte Rand des Gletſchers beſtehe aus einer dem Anſehen nach unerſchütterlichen Eismauer, die aus dem reinſten himmelblauen Eiſe gebaut, und mit den prächtigſten Säulen und Pyramiden von gleichem Eiſe geſtützt, und gekrönt iſt. Dieſe Eiswand ſteigt an beiden Seiten ſo hoch gegen die höchſten Berggipfel hinan, womit der Gletſcher gegen Norden umgeben iſt, daß man dem bloßen Anblick nach glauben ſollte, dieſe Bergſpitzen ſeyen kaum hundert Klafter über den oberſten ſichtbaren Rand des Gletſchers erhaben. Je länger man den Gletſcher anſieht, deſto unbegreiflicher wird ſeine Entſtehung, indem man es ſich nicht erklären kann, wie die Furka, deren Spitze faſt ganz von Schnee entblößt war, eine ſo ungeheure Eistafel an einem Abhange hervorbringen konnte, der ſo breit und offen iſt, und noch dazu ſich gegen Süden hinabſenkt. Ohne mir dieſes Räthſel auflöſen zu können, eilte ich mit der größten Neugier in den Spielraum des Gletſchers, das heißt in die Fläche hinab, die ſich zwiſchen dem Fuße des Gletſchers, und dem gegenüberſtehenden Berge findet *).

Eben deßwegen, weil der Rhone-Gletſcher der höchſte und breiteſte unter allen mir bekannten Gletſchern iſt, eben deßwegen iſt ſein Spielraum, in welchem er ſich bald vorwärts, und bald rückwärts bewegt, und dann die Schuttwälle, die ihn umgeben, die größten unter allen, die

---

*) Als ich dieſes ſchrieb, war mir das nicht gegenwärtig, was ich vormals über die Entſtehung des Rhone-Gletſchers in **Grüners** Beſchreibung der Helvetiſchen Eisgebirge geleſen hatte; S. 81. 38. 201. Der Rhone-Gletſcher entſteht nämlich nicht aus den Schneelaſten, welche die Spitzen und Wände der Furka herunterwerfen, ſondern er iſt eigentlich ein Ausfluß mehrerer Eisthäler und Gletſcher, die ſich zwiſchen den benachbarten Berniſchen und Urneriſchen Schneegebirgen finden, und alle bey der Furka zuſammenlaufen, zwiſchen deren Gipfeln ſie ſich ausleeren. Unter dieſen Gletſchern, welche die Eistafel des Rhone-Gletſchers bilden, iſt der ſogenannte Trift-Gletſcher der größte, indem er zwiſchen den Berniſchen an die Furka hinanlaufenden Bergen ein ſechs Stunden langes Thal ausfüllt, das nach **Grüners** Verſicherung höher, als die höchſte Spitze der Grimſel ſeyn ſoll. Die obere Eismauer des Furka-Gletſchers iſt die Urſache, daß man die Gegend, aus welcher der Gletſcher herabkömmt, nicht entdecken kann. Mit Recht aber fiel es mir beym Anblick des Rhone-Gletſchers auf, daß dieſe ungeheure Eismaſſe von der Furka herabkommen, oder hervorgebracht werden ſollte.

die mir vorgekommen ſind. Alle Gletſcher bewegen ſich, wie Sie wiſſen, oder rücken vielmehr in plötzlichen Sprüngen, oder Schüſſen vorwärts, und vermöge dieſes Fortrückens bringen ſie die Felsſtücke, und den Graus, die von den benachbarten Bergen auf ihre Oberfläche hinabfallen, immer näher gegen ihren Fuß, oder äußerſten Rand hin, bis endlich die Gewölbe oder Tafeln, auf welchen ſie liegen, ſo tief in die Thäler herabkommen, daß ſie von der Hitze des Sommers aufgelöſt werden. Man kann daher annehmen, daß die Gletſcher jährlich an ihrem Fuß eine kleinere oder größere Menge von Steinen, und Sand niederlegen, indem ſie alles abwerfen, was auf den Eisklumpen liegt, die an ihrem Rande von der Hitze des Sommers verzehret werden. Wenn nun die Gletſcher in einem ſtarken und anhaltenden Winter ungewöhnlich anwachſen; ſo drängen ſie mit ihren vorderſten Eismaſſen alle Felsſtücke, Steine, und Sandhaufen, die ſie in den vorhergehenden Jahren abgeworfen haben, vor ſich hin, und bilden dadurch mehr oder minder hohe Schuttwälle, die bey ſolchen Gletſchern, welche gleich dem Rhone-Gletſcher keine unüberwindliche Hinderniſſe ihrer natürlichen Ausbreitung antreffen, einen halben Cirkel bilden. Solcher halbcirkelförmigen Dämme, die in Savoyen

waren

maremmes oder enceintes genannt werden, kann man vor dem Rhone Gletſcher drey bis vier unterſcheiden. Der äuſſerſte unter dieſen Schuttwällen, der von dem jetzigen Rande des Gletſchers am weiteſten entfernt iſt, nähert ſich beynahe dem Gebirge, welches die Natur dem Gletſcher entgegengeſetzt hat, und ich mußte eine gute Viertelſtunde gehen, bevor ich von den erſten Trümmern, welche der Gletſcher zur Zeit ſeines größten Anwachſes fortgeſchoben, und zurückgelaſſen hat, an die Mündungen kam, aus welchen die Rhone hervorfließt. Von den ältern Trümmer-Haufen haben Regen und Schnee den Graus, oder Sand größtentheils herabgewaſchen. Der letzte und höchſte Schuttwall hingegen, der nur wenige Schritte von dem jetzigen Rande des Gletſchers aufgehäuft war, hatte eine ſo tiefe Decke von grobem und feuchten Sande oder Kieſe, daß ich allenthalben, wo ich hinanſtieg, weit über die Schuhe hineinſank. In dieſem Damme zog beſonders eine Anhöhe, die wie ein Hügel aus dem übrigen Trümmerhaufen hervorſtieg, meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich arbeitete mich alſo mit vieler Mühe hinauf, weil ich hoffte, daß ich auf dieſer Höhe eine beſſere Ausſicht auf den Gletſcher erhalten würde, als man ſonſt nahe an ſeinem Rande hat. Als ich die Höhe des Schutthügels beynahe erſtiegen hatte, entdeckte ich zu meiner größten Verwunderung, und bald zu meinem nicht geringen Schrecken eine Oeffnung, und unmittelbar unter dieſer Oeffnung ſchmutzige Eismaſſen, die durch einen weiten Schrund von einander geſpalten waren. Der Hügel beſtand daher nicht bloß aus Granitblöcken, und aus kleinern Steinen und Sand, ſondern vorzüglich aus hohen und mächtigen Eisklumpen, die durch eine Sandrinde, wie durch eine Larve verdeckt, und wahrſcheinlich vor nicht gar langer Zeit durch den Einſturz eines Eisgewölbes von dem übrigen Gletſcher getrennt worden war. Wenn ich die Spalte der Eismaſſe nicht früh genug wahrgenommen hätte, und hineingerutſcht wäre; ſo hätte ich freylich nicht zu Tode fallen, allein ich hätte durch den nachſtrömenden Schutt bedeckt, und erſtickt werden können. Ungeachtet ich unzählige Felsſtücke und kleinere Steine in der Nähe betrachtete; ſo entdeckte ich doch in den Schuttwällen vor dem Rhone-Gletſcher nichts, als Blöcke von Granit, oder Stücke von Quarz und Feldſpath; einige Fragmente ausgenommen, die mir Hornſtein, oder Jaspis zu ſeyn ſchienen.

Der Augenſchein lehrt es, und die nächſten Anwohner beſtätigen es auch, daß der Rhone-Gletſcher nicht bloß in dem gegenwärtigen Jahre, (in welchem alle Gletſcher wegen der außerordentlichen Hitze mehr, als ſeit Menſchendenken abgenommen haben,) ſondern ſchon ſeit mehr, als zwanzig Jahren zurückgewichen, oder kleiner geworden ſey. Der Rhone-Gletſcher alſo beweiſt die gemeine Sage in der Schweiz nicht: daß die Gletſcher beſtändig zunähmen, und daß immer mehr Alpen und Wieſen von ihnen bedeckt, und verdorben würden. Dieſe niederſchlagende Meynung, welcher auch viele Gelehrte anhängen, kann freylich nur durch ſorgfältige Nachforſchungen in allen Theilen der Schweiz vernichtet, oder bekräftigt werden; allein ich glaube aus der bekannten Natur der Dinge ſicher ſchließen zu können, daß die Gletſcher mit jedem Jahrhundert nothwendig abnehmen müſſen. Regen, Stürme, und Bäche, Kälte und Lauinen greifen die höchſten Gebirge unaufhörlich von allen Seiten an, und reißen in jedem Jahre von ihren Gipfeln und Wänden beträchtliche Trümmer ab. Es kann daher nicht fehlen, daß nicht die höchſten Schneegebirge zwar unmerklich, aber beſtändig, verkleinert werden ſollten; und wenn man dieſes zugiebt, ſo muß man, ſcheint es, auch zugeben, daß die zuſammenſchwindenden Schneeberge in gleichem Verhältniſſe weniger Schnee erhalten, und alſo immer weniger zur Erzeugung und Unterhaltung der Gletſcher beytragen können.

Der Rhone-Gletſcher läuft nicht, wie viele andere, in ſteile und unerſteigliche Pyramiden aus; ſondern er iſt, die Mündungen oder Ausflüſſe der Rhone ausgenommen, allenthalben zugänglich, und weit hinauf eben, und gangbar, ungeachtet er nach allen Richtungen hin in mehr, oder weniger lange und breite Tafeln zerſchnitten iſt. Wenn wir auch einen ſichern des Gletſchers kundigen Führer bey uns gehabt hätten; ſo würde es uns doch an Zeit gefehlt haben, um uns weit auf den Gletſcher hinauf zu wagen. Das vorderſte Eisgewölbe, aus welchem der erſte Arm der Rhone herausſtrömt, war vor kurzem, vielleicht vor wenigen Stunden eingefallen, indem die Trümmer noch faſt unverſehrt in dem Bette des Fluſſes lagen, und ſich noch nicht einmahl der Anfang eines neuen Gewölbes gebildet hatte. Das andere Eisgewölbe aber, aus welchem der zweyte Arm der Rhone hervorkommt, ſtand in ſeiner ganzen Pracht und Größe da. Die Höhe des Gewölbes betrug wenigſtens dreyßig Schuhe, und die Dicke der himmelblauen Eistafeln, womit die hohe und weite Oeffnung überwölbt war, wenigſtens vierzig, wo nicht noch mehrere Schuhe. In dem Grunde dieſes ſapphirnen Gewölbes ſchien die Decke auf gewaltigen Eisſäulen zu ruhen, die aber gewiß herabgefallene Eisklumpen waren, welche beynahe bis an das Gewölbe hinanreichten. Noch viel mahleriſcher waren die mannigfaltig geſtalteten Eismaſſen, die an und vor dem Eingange der feenhaften Rhone-Höhle gleich zerbrochenen Säulen, oder abgeſtumpften Pyramiden umherlagen, und den koſtbaren Trümmern eines zerſtörten Tempels, oder Pallaſtes ähnlich ſahen. Die Oberfläche der Eisklumpen, die ſich von dem Gletſcher abgelöſt hatten, war viel lockerer, und zerreiblicher, als das feſte Gletſcher-Eis ſonſt iſt, und man könnte es faſt mit dem Zellgewebe von Knochen oder Pflanzen vergleichen, aus welchem die integrirenden, oder ausfüllenden Theile durch die Zeit, oder durch die Kunſt herausgetrieben worden. Als ich vor dem Eisgewölbe der Rhone ſtand, dachte ich mit Entſetzen an die Kühnheit einiger Hirten, oder Jäger, von welchen man erzählt, daß ſie durch dieſe Oeffnung unter den Rhone-Gletſcher hinuntergedrungen ſeyn, und unter beſtändigen Gefahren, von einſtürzenden Eisgewölben zerſchmettert zu werden, die Entdeckung gemacht hätten, daß es unter dem Rhone-Gletſcher mehrere, und lange Gänge gebe, in welchen man wie in unterirdiſchen Gallerien fortgehen könne *).

Nichts iſt widerſprechender, als die Nachrichten, die man in den zuverläſſigſten Schriftſtellern über die Quellen der Rhone findet. Gruner erzählt, wenn ich mich anders recht erinnere, daß aus dem oberſten Eisſchrunde ein Bach hervorquille; daß dieſer Bach, bereichert durch einen andern, der nahe an ſeinem Urſprunge von der Grimſel herabkomme, auf den untern Theil des Gletſchers falle, ſich dort verliere, und endlich

am

---

*) Daß es unter den Gletſchern hohe und lange Gallerien gebe, iſt noch im Jahre 1787 durch eine Begebenheit außer Zweyfel geſetzt worden, die vielleicht die einzige in ihrer Art iſt, und durch deren kurze Erzählung ich den Dank aller derjenigen Leſer zu verdienen hoffe, denen der zweyte Band des Höpfneriſchen Magazins noch nicht in die Hände gefallen iſt. — Der jetzige Wirth in Grindelwald, Chriſten Bohren, wollte im Anfange des Julius 1787 eine kleine Heerde von Schaafen und Ziegen, die an dem Mettenberge geweidet hatten, über den obern Grindelwald-Gletſcher führen, damit ſie einige Weideplätze am Wetterhorn abätzen möchten. Bey dieſem Uebergange über den Gletſcher kam man an eine weite Spalte, über welche die meiſten Thiere ſamt dem Hirten-Knaben hinüberſetzten; allein einige Schaafe waren zu ſchwach oder zu zaghaft, um ein Gleiches zu thun, und blieben vor dem Schrunde ſtehen. Hierauf entſchloß ſich Bohren, eins nach dem andern über die Spalte hinüber zu werfen. Kaum

aber

am Fuße des Gletſchers in einem doppelten Strome wieder hervorkomme. Beſſon hingegen behauptet den durchaus unhaltbaren Satz, daß die Rhone gar nicht unter dem Rhone-Gletſcher entſtehe, ſondern daß man ihren wahren Urſprung an der linken Seite des Gletſchers am Fuße des Saasberges ſuchen müſſe, wo drey Quellen aus dem harten Felſen hervorſprudelten, und einen kleinen Bach bildeten, der in den Rhone-Gletſcher hinabfalle, und an den Mündungen deſſelben

---

aber hatte er das erſte aufgehoben, als der Rand des Schrundes, auf welchem er ſtand, einbrach, und ihn in einen 64 Schuh tiefen Abgrund hineinwarf. Bey dieſem Fall zerbrach der Wirth den linken Arm, verrenkte die rechte Hand, und er wäre alſo ohne Rettung verloren geweſen, wenn ihm nicht ſeine Geiſtes-Gegenwart da zu Hülfe gekommen wäre, wo ihn unter der undurchdringlichen Gletſcherdecke keine menſchliche Gewalt hätte hervorziehen können. Der verſtümmelte, und durch den Fall betäubte Mann dachte gleich in dem dunkeln Abgrunde daran, daß in der Gegend, wo er herabgefallen ſey, der Weißbach ſich vom Wetterhorn in den Gletſcher hineinſtürze, und daß ſolche Bäche unter den Gletſchern, wo ſie durchfließen, ſich gleichſam offene Wege bahnen. Dieſem richtigen Gedanken zufolge arbeitete er ſich bald auf den Knieen und oft auf dem Bauche rutſchend eine Strecke von wenigſtens 130 Schuhen durch, und kam glücklich bey dem Weißbach-Fall an dem Orte, wo er ſich vorgeſetzt hatte, unter dem Gletſcher hervor.

den wieder hervordringe. Wenn die drey Quellen am Saasberge nur einen kleinen Bach ausmachen; ſo können ſie unmöglich als der einzige und wahre Urſprung der Rhone, oder, wie man in der Schweiz häufiger ſagt, des Rhodans angeſehen werden. Beide Arme der Rhone, die aus dem Gletſcher hervorbrechen, ſind ſo breit und waſſerreich, daß ein jeder mit Recht den Namen eines großen Gletſcherbachs verdient. Auch iſt es gar nicht anders denkbar, und der Augenſchein lehrt es an allen Gletſchern, als daß im Sommer an der Oberfläche ſowohl, als Unterfläche des ganzen Gletſchers unzählige Eistheilchen aufgelöſt werden, und entweder in einzelnen Tropfen herabfallen, oder in kleine Gletſcherbäche zuſammenrinnen, und endlich in die beiden Hauptſtröme zuſammenfließen. In den warmen Monaten alſo iſt der ganze Gletſcher zuverläſſig die Hauptquelle der Rhone, wie man auch aus ihrem trüben und weißlichen Waſſer ſieht, das von dem klaren Waſſer von Felsquellen gänzlich verſchieden iſt. Viel höher und ſtärker aber, als die bisher angegebenen Quellen der Rhone, iſt diejenige, die ich von keinem Schriftſteller angeführt gefunden habe, ungeachtet ſie mehr, als alle übrigen in die Augen fällt. Dieſe höchſte und entfernteſte unter den ſichtbaren

Quellen der Rhone iſt ein gewaltiges Gletſcherwaſſer, das von dem ſogenannten Spitzli herabkommt, an dem weſtlichen Fuße der Furka wegfließt, und ſich mit einem weit hörbaren Geräuſche in die öſtliche Seite des Rhone-Gletſchers ſtürzt. Der Spitzli, von welchem dieſer, einem Arme der Rhone wenigſtens gleiche Gletſcherbach herabſtrömt, iſt ein Schneeberg, der ſich viel höher; als die Furka erhebt, und wenn man von dem letztern Berge herunterſteigt, zur linken Hand ſieht. Der Gipfel des Spitzli iſt mit ewigem Schnee bedeckt, und wo dieſer aufhört, fängt ein breiter; und ſteiler Gletſcher an, aus welchem ſich das erwähnte Gletſcherwaſſer ſammelt.

Nachdem wir einige Stunden auf und an dem Gletſcher zugebracht hatten; ſo entſtand unter uns von neuem die Frage, ob wir nach Ober-Geſtelen in Wallis, und von da auf die Grimſel gehen, oder ob wir geradezu die Mayen-Wand hinanſteigen wollten, um dadurch die Hälfte des Weges zu gewinnen, indem man von dem Rhone-Gletſcher über die Mayen-Wand nach dem Spital nur drey, über Ober-Geſtelen hingegen ſechs Stunden zu machen hat. Die Mayen-Wand iſt eine wenigſtens zweyhundert Klafter hohe, ſehr ſteile, und beynahe ſenkrechte Bergwand der Grimſel, die bis an das Ufer der Rhone hinabläuft; und über und über mit Alproſen, und Graſe bewachſen iſt. Wir hatten die Tage vorher den Gedanken, über die Mayen-Wand auf die Grimſel zu kommen, gänzlich aufgegeben, weil alle diejenigen, die wir fragten, und noch am Abend vorher der Herr Pfarrer Wyttenbach aus Bern, uns verſicherten, daß es uns unmöglich ſeyn würde, dieſe ſteile, und glatte Bergwand hinanzuklimmen. Als wir eben aufbrechen wollten, kam ein Ober-Walliſer zu uns, der ſich erbot, uns die Mayen-Wand ohne alle Gefahr hinanzuführen, und zugleich betheuerte, daß er des Weges vollkommen kundig ſey. Dieſer Mann fand zuerſt bey unſern jungen Freunden Gehör, und dieſe beredeten uns, wenigſtens den Verſuch zu machen. Wir ließen daher unſern Führer aus Urſeren ſammt ſeinem Pferde, und Suters Bedienten mit dem Beſcheide zurück, daß ſie an den Ufern der Rhone ſo lange warten ſollten, bis wir ihnen zurufen würden, daß ſie ihren Weg nach Ober-Geſtelen antreten könnten. Als wir unſere Fußeiſen angelegt hatten, fingen wir mit wachſendem Muthe an, die Mayen-Wand hinanzuſteigen. Der Ober-Walliſer führte uns trefflich, indem er die abſchüſſige Bergwand nicht in gerader Linie, ſondern in lauter ſchlangenförmigen

Bewegungen, oder Wendungen hinanklimmte. Das Steigen war zwar ſehr mühſam, und wir mußten deßwegen alle fünf bis acht Minuten Halte machen; allein es war mit keiner Gefahr verbunden, indem die Mayen-Wand mit häufigen Alproſen bewachſen, und überdem ſehr uneben und höckericht war, ſo daß man immer einen feſten Fuß faſſen konnte. Wir waren kaum eine Viertelſtunde gegangen, als wir den Zurückgelaſſenen zuriefen, daß ſie nur ihre Straße ziehen könnten. Wir freuten uns insgeſammt über den Entſchluß, den wir gefaßt hatten, und konnten nicht begreifen, wie die Mayen-Wand zu dem übeln Rufe der Gefährlichkeit, oder Unzugänglichkeit gekommen ſey. Dieſer Triumph über alle diejenigen, die weniger gewagt hatten, als wir, dauerte aber nur eine kurze Zeit. Je höher wir ſtiegen, deſto ſteiler und ebener wurde die Mayen-Wand, deſto kürzer das Gras, und deſto ſeltener die Alproſen, oder ähnliche holzartige Pflanzen, an welche wir uns bisher gehalten hatten. Nach einer Stunde Klimmens war es uns faſt eben ſo ſchwer, gegen die beynahe ſenkrechte, und immer glattere Mayen-Wand hinanzudringen, als es uns geworden wäre, an dem hohen Gemäuer eines Thurms, oder an einer abgeſchnittenen Felswand hinanzuklettern.

Wir konnten nicht mehr gehen, ſondern wir mußten Kniee und Hände zu Hülfe nehmen, und bisweilen hingen wir an der fürchterlichen Höhe der Mayen-Wand bloß mit den Händen, wenn Kniee und Füße wegen des glatten Graſes ausrutſchten. Als wir unter dieſen mißlichen Umſtänden unſern Führer fragten, ob wir nicht bald dem Ausgange von der Mayen-Wand nahe wären; ſo erhielten wir die tröſtliche Antwort, daß er den Weg ſelbſt nicht recht wiſſe, daß er ihn aber ſuchen wolle. Sie können leicht denken, welchen Eindruck dieſe Antwort auf uns in einer Lage machte, wo wir ohne offenbare Lebensgefahr keinen Schritt vorwärts machen, und noch vielweniger zurückgehen konnten. Während daß der Ober-Walliſer hinging, den Weg zu ſuchen, der uns queer über die Mayen-Wand auf die Grimſel-Straße führen ſollte, blieben wir, ein jeder an dem Platze, den er erreicht hatte, ſtehen, oder liegen; und in dieſem Zwiſchenraume ſuchten wir uns an den Anblick der gähen Tiefe zu gewöhnen, die wir unter uns hatten, und die wir, der Weg mochte gefunden werden, wo er wollte, ſtets zur linken Seite behalten mußten. Nach einer guten Viertelſtunde kam der Walliſer zurück, und kündigte uns an, daß er den rechten Weg entdeckt habe, indem er noch friſche Spuren der Fußeiſen von Reiſenden, die vor kurzem darüber gekommen ſeyn müßten, habe unterſcheiden können. Der Weg ſey aber ein bloßer Gaiß- oder Ziegenweg, und ſo ſchmal, und für nicht geübte Bergſteiger ſo gräßlich, daß er uns lieber darüber tragen, als führen wolle. Keiner von uns konnte den Gedanken aushalten, ſich von einem ältlichen und dem Anſcheine nach nicht ſtarken Mann über einen Pfad tragen zu laſſen, von welchem der Träger ſelbſt zweyfelte, ob wir ihn würden gehen können, wiewol wir bald nachher von dem Spitalmeiſter auf der Grimſel hörten, daß er ſchon manche Reiſende über die Mayen-Wand getragen habe. Wir ſchleiften uns alſo langſam, meiſtens mit dem ganzen Cörper an die Mayen-Wand gelehnt, an den Anfang des ſogenannten Gaißweges hin. Dieſer Weg lief an dem unterſten, und ſchmalen Rande einer mit Gras bekleideten Erd- oder Felſenbank weg, die ſich nicht nur ſenkrecht und unerſteiglich emporhob, ſondern auch um mehrere Schuh über die zweyhundert Klafter hohe Mayen-Wand wie ein Erker an einem hohen Thurme hinausragte, ſo daß wir bey einem Fehltritt zehn und mehrere Klafter durch die Luft gefallen wären, bevor wir nur die gähe Mayen-Wand berührt hätten. Wenn aber dieſes geſchehen wäre;

ſo würden wir, allem Anſehen nach, mit einem ſolchen beſchleunigten Fall auf die anfangs glatte und ſteile, und nachher mit Steinen und Felsſtücken überſtreute Mayen-Wand hinabgeſtürzt ſeyn, daß wir nicht eher, als nahe an den Ufern der Rhone entweder zerſchmettert, oder geſchunden hätten zur Ruhe kommen können. Der Pfad ſelbſt war ſo ſchmal, daß er da, wo er am breiteſten war, nicht die Breite einer Hand betrug. Auch zog er ſich nicht an dem Fuße der ſteilen Erd-Wand, und über der ſcheuslichen Tiefe in einer geraden, und ununterbrochenen Richtung fort, ſondern man mußte bisweilen, ſo weit man konnte, ſchreiten, und ſich zugleich um ein hervortretendes Felsſtück herumwinden, um ein Fleckchen zu erreichen, auf welchem man kaum mit den Zeehen haften konnte. Ich war zufälligerweiſe der erſte, der den furchtbaren Weg mit dem Führer zu betreten anfing, indem der Walliſer jedesmahl nur Einen herüberleiten konnte. Ungeachtet der Gaißweg queer über die Mayen-Wand ohne Vergleichung gefährlicher iſt, als der Weg vom hohen Kaſten herab war; ſo empfand ich doch nicht den zehnten Theil der Angſt, womit ich zwiſchen den Abgründen in Appenzell herunter rutſchte, ſo ſehr hatte der beſtändige Anblick von tiefen Schlünden, und gähen

hen Abſtürzen mein Auge, und meine Einbildungskraft geſtärkt. Die geringe Beklommenheit, womit ich den oft einer ſchmalen Leiſte ähnlichen Weg zuerſt betrat, verlor ſich faſt ganz nach den erſten Schritten, die ich gethan hatte, weil ich ſah, daß man mit gehöriger Vorſicht alle wirkliche Gefahr vermeiden könne. Da weder zur rechten, noch zur linken ein Punct war, wo ich meinen Bergſtock hätte hineintreiben können; ſo ließ ich dieſen zurück, klammerte mich mit der rechten, ſo feſt ich konnte, an das Gras der ſteilen Erdwand an, legte meine linke Hand in die Hände des vorangehenden Führers, und trat allemahl auf den Fleck hin, den er verlaſſen hatte, und zwar nicht eher, als bis ich hörte, daß er feſtſtehe, und daß ich mich beim Vortreten auf ihn ſtützen könne. Als wir das erſte und gefährlichſte Drittel des Weges zurückgelegt hatten, kamen wir an einen Platz, wo der Pfad etwas breiter, und die Erdwand nicht ſo ſenkrecht, als vorher war. Hier bat mich der alte Walliſer ſo lange ſtehen zu bleiben, bis er meine Reiſegefährten auch ſo weit hergebracht habe. Die beiden übrigen Drittheile des Weges machten wir gleichfalls in zween Abſätzen, und ſo entſtanden auf unſerer Wanderſchaft über die Mayen Wand zwo Pauſen, deren jede mehrere Minuten dauerte. Wenn die Plätze, wo wir ruhten, weniger gefährlich geweſen wären; ſo hätten wir keine vortheilhaftere Standpuncte für Bergausſichten, als die an den Höhen der Mayen-Wand wünſchen können, indem wir nicht bloß die ganze Kette der Walliſer Schneeberge vom Gotthart bis an den großen Bernhard hin, ſondern auch mehrere Spitzen der Savoyiſchen Eisgebirge von den Strahlen der Abendſonne erleuchtet ſahen. Der Gaißweg queer über die Mayen-Wand beträgt vielleicht nur einige hundert Schritt, allein wir brachten eine gute Viertelſtunde zu, um darüber hinzukommen, und auf der letzten Hälfte des Weges zitterten dem alten Walliſer ſelbſt die Hände, nicht weil er für ſich, ſondern weil er für uns fürchtete. Als wir uns auf der Straße, die über die Grimſel nach Wallis führt, wohlbehalten wieder beyſammen ſahen; wünſchten wir uns gegenſeitig Glück, daß wir die größte, und wie wir hofften, die letzte der Gefahren unſerer Bergreiſe gleich den vorhergehenden ohne allen Unfall überſtanden hätten. Auch hatten wir in der That Urſache, uns zu freuen und Glück zu wünſchen, indem vor wenigen Jahren ein Sächſiſcher Edelmann mit ſeinem Walliſiſchen Führer von der Mayen-Wand hinabgefallen, und ſo gequetſcht und geſchunden worden war, daß man ihn halb todt auf das Spital brachte, wo er fünf Tage liegen mußte, bevor man ihn nach Meiringen hinabtragen konnte. Unſer Führer freute ſich nicht weniger, als wir, und fragte uns lachend: ob wir nun wüßten, was die Mayen-Wand bedeute? Suter, den wir erſt auf der Grimſel-Straße wieder ſahen, war in viel größerer Gefahr, als wir alle, geweſen. Da der alte Walliſer uns verließ, um den Weg über die Mayen-Wand aufzuſuchen, hatte er ſich in ähnlicher Abſicht aufgemacht, war viel höher, als wir, hinaufgeſtiegen, und war endlich an die Felsmauer gekommen, wodurch die Mayen-Wand von der Straße auf die Grimſel abgeſondert wird. Es wurde ihm nicht ſchwer, dieſe Felsmauer zu überklettern; allein unter derſelben zeigte ſich ein mit Graſe bewachſener der Mayen-Wand ähnlicher Abſturz, der noch gäher, als dieſe, und wenigſtens halb ſo hoch war. So unwahrſcheinlich es ihm ſelbſt vorkam, daß er an dieſer ſteilen Wand, ohne einen Fehltritt zu thun, würde hinabſteigen können; ſo mußte er ſich doch dazu entſchließen, weil der Rückweg noch gefährlicher und viel länger geweſen wäre, und weil er nicht wußte, ob wir einen beſſern Ausweg gefunden hätten. Suter hatte kaum einige Schritte gethan, als er ausglitſchte, und mit der größten Geſchwindigkeit dreyßig bis vierzig Klafter hinabſtürzte, ohne ſich an irgend etwas halten zu können. Zu ſeinem Glücke erhaſchte er endlich eine Alproſe, die ſtark genug war, ſeinen heftigen Fall zu hemmen. Er raffte ſich alſo wieder auf, kroch das übrige der Wand glücklich hinab, und kam, ſeine zerriſſenen Kleider und blutigen Hände ausgenommen, unbeſchädigt bey uns an. Wir waren alle über unſere überſtandene Abenteuer ſo erfreut, daß wir es nicht eher, als am todten See wahrnahmen, daß der Himmel ſich getrübt hatte, daß die Spitzen der Berge ſich in Nebel hüllten, und daß wir uns auf dem obern Grimſel-Thal in der ſchrecklichſten aller Einöden fanden, gegen welche diejenigen, die wir bis dahin geſehen hatten, noch lachende Thäler genannt werden konnten. Die Grimſel iſt zwiſchen dem todten See und dem Spital, die eine gute Stunde von einander entfernt ſind; noch viel nackter und zerrißner, als der Gotthart zwiſchen Hoſpital, und dem Capuziner Hoſpitio. Die ganze Straße iſt nicht bloß mit Graus, oder kleinen Steinen, ſondern mit ungeheuren Granitblöcken bedeckt, und wo dieſe einigen Raum laſſen, ſtreckt das verwüſtete Urgebirge ſeine entblößten Rieſengerippe hervor. Wir gingen, oder ſprangen vielmehr, ſo geſchwind als wir konnten, über die glatten Granitbänke, und die ſcharfen Felsſtücke weg, weil die Nebel immer dichter wurden, und tiefer zu uns herabſanken. Als wir nicht weit mehr vom Spital entfernt waren, hörten wir gegen das Haßli-Thal hin tief unter uns donnern. So neu und feierlich dies dumpfe Donnern in den unter uns liegenden Thälern war; ſo überraſchend und zum Theil furchtbar war das Rufen und Blaſen der Hirten auf den benachbarten ganz umwölkten Höhen, indem ihre Muſik und Stimme aus Gewittern herab zu tönen ſchien. In eben dem Augenblick, in welchem wir ins Spital eintraten, fing es heftig an zu regnen, und dieſer Regen dauerte die ganze Nacht, und dauert noch immer fort. Je ſtärker der Regen wurde, deſto öfter, und lebhafter erneuerte ſich in uns die Freude, daß wir demſelben entgangen waren: zugleich aber überfiel uns ein Schauder bey dem Gedanken, daß wir wahrſcheinlich alle verloren geweſen wären, wenn das Gewitter ſich einige Stunden früher geſammelt, wenn es mit ſeinen Nebeln den unbekannten Pfad verfinſtert, und die ſchlüpfrige Mayen-Wand ſammt dem gefahrvollen Gaißweg noch ſchlüpfriger, und gefährlicher gemacht hätte. Man behauptet gemeiniglich, daß aus den Mündungen der Gletſcher

ſcher deſto kältere Luftſtröme hervorbringen, je näher bevorſtehende Gewitter ſind. Dieſe Regel litt geſtern eine gänzliche Ausnahme; denn wir fühlten an dem Rande des Rhone-Gletſchers gar nicht den ſchneidenden Wind, der ſonſt aus den Eisgewölben hervorzubrechen pflegt. Die Tagereiſe, die wir geſtern machten, iſt eine der ſtärkſten, die man machen kann. Man rechnet von Urſeren bis zum Spital auf der Grimſel acht, oder gar zehen Schweizerſtunden, und unter dieſen Stunden ſind alle die Gänge nicht einmahl mit begriffen, die wir während unſers zweyſtündigen Aufenthalts am Rhone-Gletſcher gemacht haben.

Die Grimſel iſt unſtreitig viel höher, als der Gotthart. Jene iſt drey, bis vier Monate lang ganz unzugänglich, da man über den Gotthart den ganzen Winter durch reiſ't, und die Straße bey anhaltenden Schneeſtürmen höchſtens einige Tage unbrauchbar gemacht wird. Auch fanden wir an der Grimſel-Straße noch große Klumpen von Schnee, von welchem an der Gottharts-Straße, und ſelbſt in dem Thale, in welchem das Hoſpitium liegt, keine Spur mehr zu ſehen war. Vielleicht iſt die größere Höhe der Grimſel die Urſache, warum die Witterung auf dieſem Berge weniger ungeſtüm, als auf dem Gotthart iſt. Es regnet auf der Grimſel nur ſelten: noch viel ſeltener fallen Schloßen, und nach der Ausſage des Spitalmeiſters ſchlägt es nie ein. Der beſſern Witterung muß man es alſo wol vorzüglich zuſchreiben, daß ſich auf der Grimſel viel trefflichere Alpen für Kühe und Ziegen, als auf dem weniger hohen Gotthart finden. Der Käſe, die Butter, und die Milch, die auf der Grimſel bereitet oder gewonnen werden, ſind ſo kräftig und ſchmackhaft, als in irgend einer andern Berg-Gegend der ganzen Schweiz. Dieſe Alpen-Producte, und dann recht gutes Brod ſind die vorzüglichſten und faſt die einzigen Nahrungsmittel, die man im Spital auf der Grimſel zu finden ſicher rechnen kann. Fiſche ſind auf dieſer Höhe gar nicht zu haben, und junges Ziegen- oder Gemſen- und Murmelthier-Fleiſch, womit der freundliche Spitalmeiſter gewöhnlich verſehen iſt, widerſteht dem Geſchmack der meiſten Reiſenden. Murmelthier-Fleiſch koſtete ich auf der Grimſel zum erſtenmahl, allein es ſchien auch mir, wie den meiſten übrigen Fremdlingen, ſo fett und ſade, daß ich mich lieber Wochenlang mit dem Fleiſche von jungen Ziegen, und Gemſen, als nur einen Tag mit dem von Murmelthieren nähren möchte. Der Spitalmeiſter zeigte uns ſeinen

Vorrath von Cryſtallen, Granaten, und andern Steinen, die er auf der Gemsjagd geſammelt hatte, und überließ es uns, welche Stücke, und zu welchen Preiſen wir wollten, auszuſuchen. Ich wählte vor allen andern einen kleinen Vorrath von Granaten, die ohne Ausnahme mit einer zarten Glimmerrinde überzogen waren.

Die Grimſel wird jetzo, wie alle übrige Theile der Schweiz, häufiger, als vormahls beſucht. Wir fanden in dem Buche, in welches der Spitalmeiſter die Fremden bittet ſich einzuſchreiben, die Namen von Reiſenden faſt aus allen Gegenden von Europa, die ſchon in dieſem Sommer über das Gebirge gegangen waren. Mehrere derſelben, und beſonders diejenigen, die in den letzten acht Tagen die Grimſel beſtiegen hatten, klagten bitterlich über die Mühſeligkeiten des Weges, über die Kälte, und Schneegeſtöber, von welchen ſie auf der Reiſe wären überfallen worden. Noch vor wenigen Jahren war die Wohnung des Spitalmeiſters ſo enge, und wegen ihrer Eingeſchränktheit ſo unreinlich, daß die Reiſenden ſich nicht ohne Eckel darin aufhalten konnten, und meiſtens genöthigt wurden, ihr Nachtlager auf dem Heuboden zu ſuchen. Um den gerechten Beſchwerden der Fremden abzuhelfen, hat der Stand Bern das Spital erweitern, zwey neue Zimmer anbauen, und dieſe mit vier Betten verſehen laſſen. Man kann von den Betten eher ſagen, daß ſie reinlich, als von den Möblen, daß ſie bequem ſind; denn ſie beſtehen bloß in zween hölzernen Tiſchen, um welche an beiden Seiten niedrige hölzerne Bänke herlaufen. Der Boden des größern Zimmers hat ohngefähr in der Mitte eine Oeffnung, die einen guten Schuh ins Gevierte hat, und bloß mit einem Brett bedeckt iſt. Durch dieſe Oeffnung kann der Spitalmeiſter ſtets ſehen, was in ſeinem Schaaf- und Ziegenſtall vorgeht, der gerade unter dem Zimmer iſt. Durch eben dieſe Oeffnung aber dringt der widerliche Geruch herauf, der vorzüglich beym Eintritt in die größere Stube auffallend iſt.

Weil es noch immer fortregnet; ſo haben wir den Verſatz, den wir dieſen Morgen ausführen wollten, den Lauter-Aar-Gletſcher zu beſuchen, aufgegeben. Nach allen Beſchreibungen, die ich geleſen und gehört habe, und die auch durch den Spitalmeiſter ſelbſt beſtätigt werden, hat weder die Mündung des Aar-Gletſchers, noch auch der Gletſcher ſelbſt, ſo weit er gemeiniglich von Reiſenden beſucht wird, und wahrſcheinlich auch von uns beſucht werden würde, ſo viel Merkwürdiges und Unterſcheidendes; daß es der Mühe werth wäre, deßwegen einen Tag zu verlieren, und noch eine Nacht auf der Grimſel zu bleiben. Der Lauter-Aar-Gletſcher iſt eine große Strecke lang mit ſchmutzigem Graus oder Sande, und mit Felsſtücken ſo dick bedeckt, daß man vor denſelben faſt nicht das Eis wahrnehmen kann. Wer Luſt, und Zeit, und Uebung genug hat, um weiter auf das Eismeer vorzudringen, das von der Grimſel anfängt, und viele Stunden lang bis an die Vereinigung der großen Walliſer- und Berner-Gebirgketten fortläuft, der ſieht freylich Reihen von Schneebergen, und Eisthäler, wie ſie ſich in der ganzen Teutſchen Schweiz nicht wieder finden. Allein da wir nicht wiſſen, ob wir Muth genug haben würden, in der Begleitung des einzigen Spitalmeiſters uns weiter, als die meiſten Reiſenden auf die Grimſel-Gletſcher zu wagen, und da wir überdem die Abſicht haben, das Eismer hinter dem Montanvert im Chamouni-Thale zu beſuchen; ſo haben wir uns entſchloſſen, wenn das Wetter ſich gegen Mittag aufklären ſollte, die Grimſel hinab nach Meiringen zu gehen. Man ſchätzt zwar dieſen Weg auf ſieben ſtarke Schweizerſtunden; wir hoffen ihn aber in eben ſo viel Stunden Zeit zu machen, weil man faſt immer Bergab geht. Wenn ich es bedaure, daß wir die Grimſel-Gletſcher nicht ſehen werden; ſo iſt es gar nicht um der Gletſcher ſelbſt willen, mit deren Anblick ich faſt geſättigt bin, ſondern weil ich dadurch die Gelegenheit verliere, das Finſter-Aarhorn in der Nähe zu ſehen, welches der Spitalmeiſter, und wie ich auf dieſer Reiſe gehört habe, auch der Herr Profeſſor Tralles, und andere Gelehrte in Bern für den höchſten unter allen Walliſiſchen und Berneriſchen Schneebergen halten. Nach der Ausſage des Spitalmeiſters erhebt ſich das Finſter-Aarhorn weit über das Schreckhorn, und die Jungfrau, unter welchen wiederum jenes höher, als dieſe ſeyn ſoll. Die Meſſungen der Berneriſchen Berge, welche ein Hauptmann Weiß, oder Wyß, für den verdienſtvollen Fabricanten Meier in Aarau angeſtellet hat, werden es entſcheiden *), welcher unter den Berneriſchen Bergen der höchſte, und ob keiner unter ihnen ſey, der dem Montblanc den Ruhm der höchſten Höhe ſtreitig machen könne?

Mei-

---

*) Nach den neueſten Meſſungen iſt die Höhe des Schreckhorns 10,100, des Finſter-Aarhorns 10,420, und der Jungfrau 10,200 Fuß über dem Thuner-See befunden worden. Dieſe Berge bleiben daher viel weiter unter dem Montblanc zurück, als ich geglaubt hatte. Man ſehe Höpfners Magazin IV. S. 116.

Meiringen, am 12. Aug.

Während, daß meine Reiſegefährten bey einem trüben und regnichten Wetter den Reichenbach beſuchen, will ich ihnen kürzlich unſere geſtrige Reiſe von dem Grimſel-Spital bis hieher beſchreiben. Geſtern gegen Mittag klärte ſich der Himmel auf. Um ein Uhr war er rein von Nebel, und trübenden Wolken, und wir machten uns daher gleich auf den Weg, um noch bey guter Zeit nach Meiringen zu kommen. Wir giengen ſo raſch, daß wir ſchon um vier Uhr in Guttanen waren, wohin man vom Spital vier gute Stunden rechnet. In Guttanen ruheten wir eine Stunde aus, und langten gegen halb neun Uhr in Meiringen an. Wir erhielten im wilden Mann in kurzer Zeit ein gutes Abendeſſen, und eben ſo gute Betten; und es zeigte ſich allenthalben, daß der neue Wirth viel beſſer, als der vorige eingerichtet ſey. Auch kommen, wie mir dieſen Morgen mein Barbier, ein ehrlicher Landmann des Thals ſagte, mehr Fremde als ſonſt hieher, seit ein gewiſſer Profeſſor Meiners in ſeinen Briefen vom Haßli-Thal, und von dem Reichenbach geredet habe. Als ich dem guten Mann die Entdeckung machte, daß er eben dieſen Profeſſor Meiners unter dem Meſſer habe, ſo entſchuldigte er ſich noch weit mehr, als zuvor, daß er ſeine friſchgeſchliffenen Meſſer nicht mit dem heutigen Boten von Bern erhalten habe.

Ich war auf den Weg an der Grimſel herab äußerſt neugierig, weil viele Reiſende mir verſichert hatten, daß dieſer Weg ungleich merkwürdiger, als die Gotthards-Straße ſey. Nachdem ich die Wege über beide Berge gemacht habe, und mit einander vergleichen kann; ſo würde ich doch denjenigen, der nur einen von beiden beſuchen könnte, immer den Rath geben, lieber den Gotthart, als die Grimſel zu beſteigen. Allerdings hat die Grimſel-Straße mehrere Vorzüge, oder doch Eigenthümlichkeiten, welche die Gotthards-Straße entweder gar nicht, oder wenigſtens nicht in gleichem Maaße hat. Und zu dieſen Eigenthümlichkeiten gehören zuerſt folgende: daß die Felſenwände, zwiſchen welchen die Aar ſich hinabſtürzt, viel höher, die Spitzen, die ſich aus dieſen Felsmauern erheben, viel ſchärfer, ſchneidender, und eingekerbter, und der Weg dadurch ungleich länger, als durch die Schöllenen am Gotthart iſt. Allein eben dieſer ſtundenlange Anblick von nackten und furchtbaren Felswänden machen den Weg, auf oder von der Grimſel, öde und einförmig. Vom Spital bis nach Guttanen ſieht man in einer Strecke von vier Stunden nur zwo kleine Hütten, weil ſonſt nirgends Platz genug iſt, wo man eine Hütte hinbauen, und für einige Kühe und Ziegen Weide finden könnte; da hingegen auf der Gotthards-Straße ſtets die wilde und angebaute, die ſchöne und erhabene Natur in unbeſchreiblicher Mannigfaltigkeit mit einander abwechſeln. Wenn man an der Grimſel herabkommt, ſo findet man, wie beym Herabſteigen von allen ähnlichen hohen Bergen dieſelbigen geringen Anfänge und dieſelbige Folge, oder Fortſchritte der Vegetation. Man ſieht zuerſt kleine, und dann größere Geſträuche. Auf dieſe folgen allmählich kleine Bäume, welche die Natur zu vollenden noch nicht Kraft genug hat: dann einzelne große, und endlich Haufen von großen Bäumen, oder Wälder. Erſt hinter Guttanen werden beide Seiten der Berge mit Holz bekleidet, ſo wie die Spitzen der Berge ſelbſt runder werden, und nicht mehr ſo zerriſſen, als in den höhern Regionen ausſehen. Der Waſſerfall der Aar bey der dritten geſprengten Brücke, und dann der, welcher den beiden Hütten gegenüber iſt, ſind vielleicht ſo prächtig, als die ſchönſten Waſſerfälle der Reuß; allein ſie ſind nicht ſo vollkommen überſehbar, als dieſe, die überdem viel zahlreicher ſind. Weil der Weg vom Spital bis nach Guttanen ſteiler, und die Aar vielleicht auch waſſerreicher, als die Reuß iſt; ſo iſt kein Zweyfel, daß der erſtere unter dieſen Gletſcherflüſſen ſich mit einer größern Gewalt, als der letzte herabwälze. Dieſen ſtärkern Sturz bemerkt man aber nicht ſo ſehr, als die tobenden Fluthen der Reuß, weil man die in einem ſcheuslich tiefen Bett dahin ſtürmende Aar weit öfter aus den Augen verliert, als ihre Nebenbuhlerin, oder wenn man lieber will, ihre Schweſter, die Reuß. Ungeachtet die Grimſel Straße ſteiler und auch weniger breit, als die Gotthارts-Straße iſt; ſo kann man doch auf jener leichter, als auf dieſer herab-, und ich glaube auch, hinanſteigen, weil ſie nicht, wie der Weg auf den Gotthart, mit kleinen Steinen, ſondern mit großen Granitplatten gepflaſtert iſt, oder gar über ungeheure Lager von glattem Granit fortläuft. In ſolche lange Granitlager hat man kleine Kerben, oder flache Einſchnitte gemacht, an welche, oder in welchen die Saumpferde ſich halten können. Auch hat man in eben dieſe Granitmaſſen, die zu den eigenthümlichen Erſcheinungen des Grimſel-Weges gehören, an beiden Seiten, oder wenigſtens an der Aar-Seite kleine Löcher hineingearbeitet, und in dieſe Löcher mäßige Pfäle, als Stützen von Geländern getrieben, damit Pferde und Menſchen, wenn ſie etwa fallen ſollten, nicht in die Aar hinabſtürzen möchten. Gräßliche Steingüſſe, und Felstrümmer, die von Lauinen oder Bergwaſſern in dem letzten Frühling, oder Herbſt herabgeworfen werden, trifft man auf der Grimſel-Straße eben ſo häufig, als auf der Gotthards-Straße an.

Um Guttanen werden alle Arten von Feldfrüchten gebaut, allein für Obſtbäume iſt die Luft noch zu ſcharf. Die Lage von Guttanen iſt ſo hoch, und das Klima ſo kalt, daß ſich nahe bey dieſem Dorfe nicht zwanzig Schritt von einem Getraidefelde ein großer Klumpe von Schnee, wahrſcheinlich das Ueberbleibſel einer Lauine erhalten hatte. Auf der erſten Stunde dieſſeits Guttanen läuft der Weg noch immer über kleinere oder höhere Hügel; nachher aber wird er ſehr bequem, indem er ſich, den letzten Berg vor Meiringen ausgenommen, durch ebene und ſchöne Wieſen hinzieht. So ergötzend das Wandeln durch die Ebenen des Haßli-Thals in der milden Abendluft, und im ſanften Mondſcheine war; ſo unerwartet war uns der letzte Berg vor Meiringen, und ſo beſchwerlich wurde uns ſowohl das Hinauf- als Hinabſteigen, weil wir uns durch unſern ſtarken und beſchleunigten Gang ſehr erſchöpft hatten. Beym Hinaufſteigen waren wir ungewiß, ob wir nicht die rechte, oder nächſte

Straße verfehlt hätten, und beym Hinabſteigen rauſchte uns die nahe Aar ſo laut entgegen, daß wir an dem Fuße des waldigen Gebirges fürchteten, dieſem tiefen Strome zu nahe zu kommen, bis wir endlich Lichter, und Häuſer entdeckten. Noch ehe wir den letzten Berg erreichten, hörten wir ein ſchmetterndes Getöſe, wie von einem heftigen nicht fernen Gewitter, welches ich gleich für das Donnern des Reichenbachs erkannte. Dies Donnern wurde uns aber bald nachher durch den Berg entzogen, über welchen wir in das Thal von Meiringen hinabſtiegen.

Die Einwohner des Haßli-Thals und der übrigen Berniſchen Ober-Länder unterſcheiden ſich von den Landleuten in den flächern Theilen des Cantons Bern, und beſonders von den Aargäuern ſowol durch körperliche Bildung, als durch Gemüthsart, und Gebräuche ſo ſehr, daß ich im geringſten nicht zweyfle, daß die erſtern eines andern Urſprungs, als die letztern ſeyen. Beide Geſchlechter, beſonders aber die Männer des Haßli-Thals und der übrigen hohen Bergthäler des Cantons Bern haben nicht bloß eine viel feinere, und edlere Geſichtsbildung, als die Bauern im Aargäu; ſondern ſie ſind auch höher, ſchlanker, und ſchöner von Wuchs, als dieſe. Ich glaube zwar nicht, daß die Bewohner des

Haßli - Thals, wie eine alte Sage erzählt, unmittelbar von den Schweden abſtammen; allein es ſcheint mir ſehr glaublich, daß die Haßlithaler, und vielleicht der größte Theil der übrigen Berniſchen, oder gar Schweizeriſchen Hirten Abkömmlinge der Ueberbleibſel der Gothen ſind, die nach der Zerſtörung ihres Reichs aus Italien entflohen, und entweder in, oder jenſeits der Alpen neue Wohnſitze ſuchten. Einer der aufgeklärteſten Männer in Bern, den ich das Glück gehabt habe bey meinem jetzigen Aufenthalte in der Schweiz kennen zu lernen, erzählte, daß ſich aus keiner Gegend ſeines Vaterlands ſo viele junge Leute zum auswärtigen Kriegsdienſte anböten, als aus dem Haßlithale, ſo wie man im ganzen Canton nirgends abgeneigter gegen den Kriegsdienſt ſey, als in dem gewerbreichen, und üppigen Emmethale. Wahrſcheinlich wird ſich die Luſt zum Kriegsdienſte unter den Haßlithalern und übrigen Oberländern, wie unter den Emmethalern verlieren, wenn unter den erſtern Fabrikarbeiten, wie unter den letzten, entſtehen, und Reichthümer, oder wenigſtens einen höhern Wohlſtand, als zu welchem die Berniſchen Hirten bisher gelangt ſind, hervorbringen werden. Eben der einſichtsvolle Freund, dem ich die zuletzt mitgetheilte Nachricht zu danken habe, wollte behaupten, daß die Ehen im Haßli-Thale, und den übrigen Hirtenländern viel fruchtbarer, als unter den ackerbauenden Landleuten ſeyen, und daß man faſt auf eine jede Ehe zehn Kinder rechnen könne, weil das Aufbringen der Kinder bey Milchſpeiſen ſehr leicht werde. Der größte, oder doch ein großer Theil der zahlreichen Hirtenkinder müſſe auswandern, weil Alpen und Wieſen nicht hinreichten, ihnen in ihren reifern Jahren Unterhalt zu verſchaffen. Wenn die Nachricht von der ungewöhnlichen Fruchtbarkeit der Ehen unter den einfachen Hirtenvölkern Helvetiens, und der daher entſtehenden Nothwendigkeit eines beſtändigen Auswanderns ſich beſtätigen ſollte; ſo könnte man daraus erklären, wie Teutſchland in ſeinem rohen Zuſtande, der geringern Bevölkerung ungeachtet, Jahrhunderte lang ſo große Schaaren von kriegeriſchen Ebenteurern ausſchicken konnte, ohne ſich ſelbſt zu erſchöpfen, und wie es möglich war, daß kleine Völker, dergleichen zum Beyſpiel anfangs die Sachſen waren, der beſtändigen Auswanderungen ungeachtet ſich dennoch in wenigen Menſchenaltern ſo erſtaunlich vermehrten, und ausbreiteten. — Man hat es ſchon lange mit Verwunderung bemerkt, daß vom Haßli-Thale bis an die zürchiſchen Gränzen die Röcke der

Weiber immer kürzer, und die der Männer hingegen immer länger werden: ein im geringſten nicht unbedeutender Umſtand, den diejenigen nicht aus der Acht laſſen müſſen, welche die Verſchiedenheit der Einwohner des Cantons Bern, und ihre verſchiedene Abſtammung unterſuchen wollen.

Als eine Haupturſache der Bevölkerung, und vorzüglich der Fruchtbarkeit der Ehen in den Gebirgländern führt man die Gemein-Alpen an, die ſelbſt in Bern faſt eben ſo viele Vertheidiger, als die Allmenten in den flachern Gegenden der Schweiz Widerſacher haben. Wenn die Gemein-Alpen, ſagt man, in den Gebirgländern getheilt würden; ſo würden ſie bald ganz oder großentheils in die Hände von wenigen Reichen kommen, und viele geringe und zahlreiche Familien würden außer Stand geſetzt werden, von dem Ertrage einiger Kühe zu leben, wie jetzo geſchieht, da auch die ärmern ihre wenigen Kühe auf die Gemein-Alpen treiben dürfen. Freylich findet einer der Vorwürfe, die man den Gemein-Weiden überhaupt macht, auch gegen die Gemein-Alpen in den Hirtenländern ſtatt: daß nämlich dieſe Alpen nicht, wie ſie ſollten, den Armen und Aermſten, ſondern vorzüglich den Wohlhabenden und Reichen zu Statten kommen, indem nur derjenige Vieh auf die Gemein-Alpen treiben darf, der den Winter über Kühe bey eigenem Futter durchbringen kann. Die Aermſten alſo, die keine Kühe halten, verlieren durch ihre Armuth allen Antheil an einer Wohlthat, die allen Gemeindegenoſſen beſtimmt war, und die beſonders den Hülfsbedürftigen zu Gute kommen ſollte. Auch ziehen die weniger Armen, die eine oder einige Kühe beſitzen, aus dem Gemein-Gut nur ein Zehntel des Vortheils, der den Eigenthümern von zehn, oder zwanzig und mehrern Kühen zufließt. So unläugbar es aber iſt, daß nach der bisherigen Einrichtung Reiche und Arme die Gemein-Alpen nicht auf gleiche Art nutzen; eben ſo gewiß iſt es, daß es ſelbſt für die Geringern ein unſchätzbarer Vortheil iſt, daß ſie den Sommer über ſo viele Kühe, als ſie den Winter durchfuttern können, auf die Gemein-Alpen treiben dürfen, wo ihnen jedes Stück 14 bis 17 Berniſche Cronen einbringt. Dieſe Erlaubniß war von jeher, und iſt auch jetzo noch die Urſache, daß die Geringern ſich neben ihren kleinen Hütten ſo viele Wieſen zu erwerben ſuchen, daß ſie für eine, oder einige Kühe Futter davon ſammeln können. Allem Anſehen nach würden die Wieſen nicht ſo getheilt, und die Thäler in den Hirtenländern nicht mit ſo vielen Hütten überſtreut ſeyn, wenn nicht jeder Beſitzer das angebohrne Recht hätte, die Gemein-Alpen nach dem Verhältniſſe ſeiner Grundſtücke im Thal zu benutzen.

Ein anderer, und zwar der wichtigſte Vorwurf, der den Allmenten gemacht wird, fällt bey den gemeinſchaftlichen hohen Berg-Weiden ganz weg: dieſer nämlich, daß Gemein-Güter nicht einmahl halb ſo gut genutzt werden, als man ſie benutzen würde, wenn ſie unter einzelne Eigenthümer vertheilt wären. Die Alpen in den Bergländern laſſen ſich auf keine andere Art, als zur Weide nutzen, und wegen ihrer Höhe, oder Entfernung von den Oertern, denen ſie zugehören, können ſie auch nicht, wie Wieſen, Gärten, und Aecker gedüngt werden. Geſetzt alſo auch, daß man die Gemein-Alpen, wie die Allmenten von Städten und Dörfern in flachen Gegenden theilte, ſo würden ſie nicht mehr genutzt, und verbeſſert werden, als jetzo, da ſie Gemein-Güter ſind.

Ich habe mir oft während meiner Reiſen in Teutſchland ſowohl, als in der Schweiz die Frage aufgeworfen: warum dann unter allen Gebirgländern in Europa allein Helvetien ſo ausgezeichnet vortreffliche Alpen habe, und wegen dieſer Alpen und ihrer herrlichen Kräuter allein Käſe hervorbringe, deren Güte man in allen gebirgigen Ländern zu erreichen ſich vergebens beſtrebt hat? Dieſe Frage, die ich mir bisher niemahls auf eine genugthuende Art beantworten konnte, iſt mir auf meiner gegenwärtigen Reiſe von ſachkundigen Männern aufgelöſt worden. Die Haupturſache nämlich der eigenthümlichen Vollkommenheit der Schweizeriſchen Alpen und ihrer Producte liegt in der außerordentlichen Höhe der Schweizeriſchen Berge, vermöge deren ihre Spitzen und Seiten mit ewigem Schnee, und unvergänglichen Gletſchern bedeckt ſind. Dieſe Schneemaſſen, und Gletſcher tränken durch das Schmelzwaſſer, was unaufhörlich von denſelben herabrinnt, die unter ihnen liegenden Alpen gerade in den Monaten am meiſten, in welchen an weniger hohen nicht beſchneyten Gebirgen die Gräſer zu verdorren, und die Quellen zu vertrocknen, am meiſten in Gefahr ſind. Die berühmteſten, ſchmackhafteſten, theuerſten und am längſten dauernden Käſe werden daher ſelbſt in der Schweiz einzig und allein auf ſolchen Alpen bereitet, die an den Abhängen von Hochgebirgen liegen; und wenn alſo das Pfund Greyerzer oder Sanen-Käſe auf der Stelle mit fünf, und in den übrigen Berniſchen Oberländern mit 4½ Batzen bezahlt wird; ſo giebt man für das Pfund des beſten Emmenthaler Käſes nur 4 und deßjenigen, der auf dem Jorat und Jura im

Pays de Vaud gemacht wird, nur $3\frac{5}{8}$ Batzen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach würde der Käſe, den man auf den Alpen des Jura, und ſeiner Zweige, ſo wie der übrigen nicht beſchneyten Gebirge Helvetiens macht, lange nicht einmahl die Güte haben, die er wirklich hat, wenn nicht alle dieſe Vorgebirge der hohen Alpen an dem Waſſer-Reichthum der letztern Theil nähmen, und beſtändig durch die Nebel und Wolken getränkt würden, die von den Schneebergen, und deren Gletſchern aufſteigen, und ſich über die benachbarten Gebirge verbreiten. Nach des Herrn Pfarrers Schinz Bemerkung ſind die Italiäniſchen Alpen viel weniger fruchtbar, als die an der nördlichen Seite der Alpkette, weil die Gebirge, an welchen die erſtern liegen, im Ganzen weniger hoch, und zugleich ſteiler, als die der Teutſchen Schweiz ſind. Wegen ihrer geringern Höhe ſind ſie dürrer, und werden entweder gar nicht, oder wenig gewäſſert, indem nur wenige Spitzen beſtändigen Schnee behalten. Die ſteileren Abhänge hingegen der Italiäniſchen Alpen werden Urſache, daß dieſe viel mehr durch das Herabrollen von Felsſtücken beſchädigt werden, und fruchtbares Erdreich weniger auf denſelben haften kann. Manche Italiäniſche Alpen ſind daher entweder mit unfruchtbarem Geſträuch, oder mit ſchlechtem unſchmackhaften Graſe bekleidet, und alle Verſuche, ihnen eine größere Fruchtbarkeit zu verſchaffen, ſind daher vergeblich geweſen.

Wenn man weiß, daß Viehzucht die Hauptbeſchäfftigung in den Schweizeriſchen Alpen iſt; ſo kommt es einem anfangs höchſt befremdend vor, daß in den meiſten Dörfern, und Wirthshäuſern der gebirgigen Gegenden guter Rahm, und friſche Butter viel ſeltener, als in flachen Ländern ſind: daß der vermehrten und verbeſſerten Viehzucht ungeachtet die Butter immer theurer wird: und daß ſelbſt viele Bewohner der hohen Alpen die Butter, welche ſie brauchen, von ihren Nachbaren in den niedrigen Thälern kaufen. Die Oberhaßler zum Beyſpiel erhalten ihre Butter aus Unterwalden, die Grindelwalder aus Lauterbrunnen, und die übrigen Oberländer bringen ſie von dem Markt in Thun zurück, wo ſie von den kleinen Bauern der umliegenden Gegenden feilgeboten wird. Selbſt da, wo die Butter am wohlfeilſten iſt, koſtet das Pfund 4 Batzen, oder den zehnten Theil eines Franzöſiſchen Laubthalers. Anderswo wird ſie zu fünf, und in Freyburg, Luzern, und im Neuenburgiſchen zu ſechs Batzen verkauft. Die Oekonomiſche Geſellſchaft in Bern warf vor kurzem die Preisfrage auf: woher der Mangel, und der hohe Preis der Butter im Canton Bern rühre? und dieſe Frage wurde von mehrern einſichtsvollen Männern auf eine gründliche Art beantwortet. Alle führten und führen den allgemeinen Gebrauch des Caffees mit Rahm ſelbſt auf dem Lande und den Alpen, und dann den hohen Preis der Käſe als die vornehmſten Urſachen der Seltenheit, und Theurheit der Butter an. Nach einer Berechnung des Herrn Höpfner wird die Milch nicht nur in ſolchen Gegenden, wo der Käſe am theuerſten, ſondern auch ſelbſt da, wo er am wohlfeilſten iſt, viel vortheilhafter zur Verfertigung von fetten Käſen, als von Butter genutzt. Im Berniſchen Oberlande zum Beyſpiel geben 1000 Maaß Bergmilch, wovon jedes 4 Pfunde hält, 400 Pfund fetten Käs, und 30 bis 40 Pfund Zieger. Wenn man nun das Pfund des erſtern nur zu 4 Batzen, und das des letztern zu 6 Creuzern anſchlägt, ſo werfen 1000 Maaß Berg-Milch in fette Käſe verwandelt 1660 Batzen ab, die Molken oder ſogenannten Schotten nicht einmahl gerechnet, womit Schweine gemäſtet werden. Wollte man hingegen dieſelbige Quantität von Milch zum Buttermachen anwenden; ſo wür-

de

be man einen Schaden von 535 Batzen leiden. Denn 1000 Maaß Bergmilch geben nur 200 Maaß Rahm, und eben ſo viele Pfunde Butter, wovon man jedes Pfund auf der Stelle nicht höher, als zu $4\frac{1}{2}$ Batzen verkaufen könnte. Außer den 200 Pfunden Butter geben 800 Maaß abgenommene Milch noch 80 Pfund magere Käſe, das Pfund zu 2 Batzen, und 25 Pfund Zieger, das Pfund zu 1 Batzen. Wenn man nun alles zuſammenrechnet, was 200 Pfund Butter, 80 Pfund magere Käſe, und 25 Pfund Zieger einbringen; ſo erhält man doch nur eine Summe von 1125 Batzen, alſo 535 Batzen weniger, als wenn man aus derſelbigen Maße von Milch fette Käſe bereitet hätte. Auf den Alpen des Jura, und Jorat, wo man die Käſe nicht ſo theuer, als im Berniſchen Oberlande verkaufen kann, ſind die Vortheile beym Käſemachen freylich geringer; allein doch immer noch ſo beträchtlich, daß man auch auf dieſen weniger geſegneten Alpen die Bergmilch lieber in Käſe, als in Butter verwandelt. So lange das Käſemachen einträglicher, als das Buttermachen bleibt: ſo lange werden alle Bemühungen der Obrigkeiten, die Verfertigung von Butter zu befördern, fruchtlos bleiben, und die Butter wird beſtändig im Preiſe ſteigen, bis die Aelpler wahrnehmen, daß beym Buttermachen eben ſo viel, oder noch mehr Vortheil, als beym Käſemachen iſt. Sollten die Käſe, wie bisher, noch immer theurer werden; ſo wird die Butter es gleichfalls werden, bis die Preiſe beider Producte ſich in ein gewiſſes Gleichgewicht geſetzt haben. Unter allen Waaren, welche die Schweiz hervorbringt, ſind die Käſe gewiß die einzige, von welcher in dem letzten Menſchenalter ſich nicht bloß die Ausfuhr, ſondern auch der Preis verdoppelt, oder beynahe verdoppelt hat. Wegen der vermehrten Bereitung und Ausfuhr der Käſe braucht der Canton Bern jetzo jährlich hundert tauſend Centner Salz, da man ſonſt an 70 bis 75000 Centnern genug hatte; und der doppelte Preis der Käſe hat die Preiſe von Alpen, Kühen, und Weiden gleichfalls um das Doppelte erhöht. Selbſt am Jura giebt es mehrere Beyſpiele von Hauswirthen, die vor 40 Jahren Alpen um 60 Cronen gekauft haben, und jetzo aus eben dieſen Alpen einen jährlichen Pachtzins von 60 Cronen ziehen. So ſehr die Wohlhabenheit der Schweizeriſchen Hirten und Güter-Beſitzer durch die zugleich vermehrte Ausfuhr und Theurheit der Käſe gewonnen hat, ſo iſt doch daraus für alle Schweizer, und vorzüglich für die Bewohner der Städte die unangenehme Folge entſtanden, daß auch ſie die Käſe, die ſie ſelbſt brauchen, und beſonders Butter, Rahm und Milch zweymahl ſo hoch, als ihre Väter bezahlen müſſen.

Thun, am 13 Aug.

Gleich nachdem meine Freunde geſtern Morgen vom Reichenbach zurückgekommen waren, ſetzten wir uns auf einen kleinen Leiterwagen, auf welchem unſer Wirth uns nach Brienz fahren ließ. Wir verlohren dadurch viel an Vergnügen, daß während dieſer Fahrt beſtändig ein feiner Regen fiel, daß die Luft mit Dünſten, und die Spitzen der Berge mit Wolken bedeckt waren. Kein anderes Thal in der Schweiz iſt ſo reich an ſchönen, oder prächtigen Waſſerfällen, als das Haßli-Thal, denn außer dem Reichenbach ſtürzen allein an der linken Seite, an welcher wir am nächſten und längſten vorbeyfuhren, vier andere mächtige Bäche von der hohen-Felswand herab, womit das Haßli-Thal theils vom Oberhaßli, und theils vom Grindelwald-Thal geſchieden iſt. Den Reichenbach ausgenommen, deſſen Fall zu erhaben iſt, als daß irgend eine Kunſt ihn nachahmen könnte, ſind alle übrige Waſſerfälle im Haßli-Thale von der Art, daß ein geübter Zeichner ſie nach der Natur darſtellen könnte; und ein Landſchaftsmahler alſo, der dieſen Theil der ſchönen Natur ſtudiren wollte, könnte ſich in ganz Europa keine lehrreichere Gegend, als das Haſli-Thal ausſuchen. Wenn wir auch ſo glücklich geweſen wären, die verſchiedenen Waſſerfälle, vor denen wir vorüberkamen, im Glanze der Morgenſonne zu ſehen; ſo würde ich es doch nicht wagen, ihnen die eigenthümlichen Schönheiten eines jeden zu ſchildern, weil die Sprache noch viel weniger, als der Pinſel im Stande iſt, mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Natur zu wetteifern. Zwiſchen Meiringen und Brienz ſieht man allenthalben, vorzüglich an der linken Seite der Aar, die traurigſten Spuren von Verwüſtungen, welche die wilde Aar zur Zeit ihrer Ueberſtrömungen hervorzubringen pflegt. Ein großer Theil des Thals liegt ganz öde, oder iſt mit unfruchtbarem Geſträuch überwachſen; und an dieſer Seite iſt daher das Haſli-Thal in der Nähe betrachtet lange nicht ſo ſchön, als es in der Ferne ſcheint. Auch fand ich die Häuſer der Landleute nicht ſo groß und nett, als ich es erwartet hatte. Weil in Brienz ein bedecktes Schiff für uns beſtellt war; ſo ſetzten wir uns gleich hinein, nachdem wir zu unſerm Mittagseſſen kalte Küche, und Wein eingekauft hatten. Während unſrer Fahrt über den Brienzer-See, der eine, oder nur ¼ Stunde weniger lang ſeyn ſoll, als der Thuner-See, hielt der feine Staubregen beſtändig an. Ich bin deßwegen nicht im Stande, ſeine Ufer und die Ausſichten, welche er gewährt, mit denen des Thuner-Sees zu vergleichen; doch glaube ich immer, daß die Fahrt über den letztern wegen ſeiner hohen Felsgeſtade, und wegen des Anblicks der Spitzen der höchſten Berniſchen Schneeberge für die meiſten Reiſenden intereſſanter, als die über den Brienzer-See ſeyn muß. Bey unſrer Ankunft in Interlachen hörte der Regen auf, und in Unterſeen ſchien der heitere Himmel die Rückkehr von dauerhaftem guten Wetter zu verſprechen. Meine Freunde entſchloſſen ſich daher geſchwind, Lauterbrunnen und Grindelwald zu beſuchen, wozu ich ſie ſelbſt ermunterte, ungeachtet mehrere Reiſende uns geſagt hatten, daß die große Hitze des Sommers die Schneeberge und Gletſcher in dieſen Thälern ſich ſelbſt ganz ungleich gemacht habe. Ich eilte allein dem neuen Hauſe zu, wo ich ſchlechterdings kein Schiff zum Ueberſetzen nach Thun gefunden hätte, wenn nicht einige Herren aus Bern mich in ein zurückkehrendes von ihnen gemiethetes Thuner-Schiff aufgenommen hätten.

Wir machten die Ueberfahrt in viertehalb Stunden, und brauchten nur eine halbe Stunde mehr, als meine Freunde und ich auf dem Brienzer-See zugebracht hatten. So ſicher das Wetter einige Stunden vorher geſchienen hatte; ſo wurden wir doch auf dem Thuner-See gerade unter den ſteilen unanlandbaren Felſenufern von einem heftigen Gewitter überfallen, das zu unſerm Glücke nicht mit einem gleich gewaltigen Sturme begleitet war. Als ich nach Thun kam, war der neue Hof ſowohl, als das weiße Creuz ſo ſehr mit Fremden angefüllt, daß ich nirgends unterkommen konnte. Auf mein inſtändiges Bitten hatte endlich der Wirth im weißen Creuze die Gefälligkeit, mich an ſeiner Wirthstafel mit eſſen, und nach Tiſch in das Haus eines ſeiner Freunde führen zu laſſen, wo ich ein treffliches Bett und Zimmer fand. Auch hier verſichert man, daß noch nie ein ſolcher Zuſammenfluß von Reiſenden, als in dem gegenwärtigen Jahre geweſen ſey. Sie werden erſtaunen, wenn ſie hören, daß in einer Stadt, wie Thun, die gar nicht an der großen Straße liegt, und bloß von den in das Grindelwald- oder Lauterbrunner-Thal Reiſenden beſucht wird, in einem einzigen Gaſthofe, in dem neuen Hofe nämlich, der im Jahre 1782 noch nicht einmahl erbaut war, manchmahl funfzig, bis ſiebenzig Fremde aus allen Ländern Europens zuſammengeſpeiſt haben.

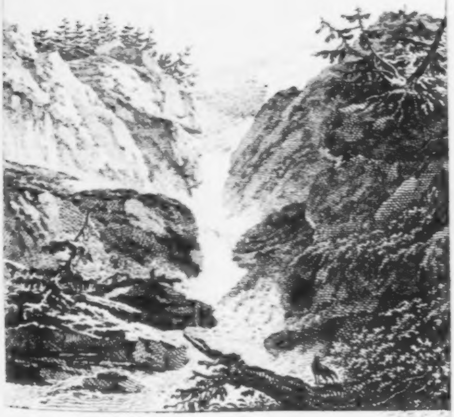
Die Freude nach Bern zu kommen, wo ich meine Frau, und viele edle Freunde wiederſehen werde, weckte mich heute ſchon ſehr frühe, und ich würde voll innigſter Sehnſucht ſchon längſt von Thun abgereiſt ſeyn, wenn ich nicht zween der Herren, die mich geſtern nach Thun mitnahmen, und dieſe Nacht auf einem Landgute nicht weit von Thun geſchlafen haben, verſprochen hätte, bis acht Uhr zu warten, um in ihrer Geſellſchaft zu reiſen. Mein ehemahliger Begleiter Werre iſt ſeit meiner erſten Reiſe ein berühmter Mann geworden. Als ich ihn heute Morgen ſuchen ließ, war er eben im Begriff, mit mehrern jungen Engländern eine abermahlige große Schweizerreiſe anzutreten, dergleichen er dieſen Sommer ſchon mehrere gemacht hat. Er läßt ſich, wenn ich anders recht gehört habe, täglich einen großen Thaler zahlen, und dieſen Thaler verdient er ſo gut, als irgend ein Guide in Chameuni. — Die Glocke ſchlägt acht. Die Berniſchen Herren ſind noch nicht da. Ich gehe daher allein ab, und hoffe, daß das Verlangen, dieſen Mittag noch mit meiner Frau zuſammen zu eſſen, meine eilende Pünctlichkeit entſchuldigen wird. —

Bern an dem Abend deſſelbigen Tages.

Ich kam heute glücklich noch vor Tiſche in Bern an, und hatte das Vergnügen, meine Frau und meine beſten Freunde geſund anzutreffen. Ich fand aber meine Frau nicht im Falken, der bey ihrer Ankunft ganz beſetzt war, ſondern in der Crone, wo ſie erſt nach wiederholten Bitten aufgenommen wurde. Wenn die Zimmer in dieſem letzten Gaſthofe auch nicht ſo prächtig ſind, als im Falken; ſo ſind dagegen Aufwartung und Eſſen wenigſtens ſo gut. Die Stunden, die ich zwiſchen Thun und Bern zubrachte, gehören zu den ſeligſten, die ich auf meiner ganzen Reiſe verlebt habe. Wie unausſprechlich ſüß iſt das Verlangen nach dem Wiederſehen von Geliebten und Freunden, wenn es ſeiner Erfüllung nahe iſt, und durch gar keine Furcht mehr getrübt wird! Auch hätte gewiß keine Gegend in der ganzen Schweiz mit dem Gemüthszuſtande, worin ich war, übereinſtimmender ſeyn können, als die Landſchaften, die zwiſchen den beiden genannten Städten liegen. Wohin mein Auge ſich wandte, ſah ich beſtändig geräumige, feſte, und meiſtens neue Bauerhäuſer von der mannigfaltigſten Bauart, ſchöne, oder prächtige Landſitze, reiche Fruchtfelder, noch reichere Wieſen, die von kleinen Bächen durchſchlängelt werden, und mit lebendigen Hecken eingefaßt ſind, in den Wieſen regelmäßige Reihen von belaſteten Fruchtbäumen, und unter dem Schatten dieſer Bäume bald kleine Heerden von Vieh, bald Haufen von Jünglingen und Mädchen, die mit der Heuerndte beſchäfftigt ſind. Bey dem Anblick dieſer Schönheiten und Gaben der Natur, und des hohen Glücks von Vornehmen und Geringen ſchwebten mir unaufhörlich die Bilder des Paradieſes, und des goldenen Weltalters vor; und ungeachtet dies ſtille Entzücken, in welches meine Seele gleichſam eingewiegt wurde, mehr wehmüthig, als fröhlich war, und mich eher zu ſanften Thränen, als frohem Lachen geneigt machte; ſo konnte ich doch bisweilen nicht umhin, wie ein Frohlockender in Töne und Geberden des lauten Jubels auszubrechen. Meine Freude und Täuſchung wurde allein durch einige von Hagelwettern zerſchlagene Gerſtenfelder, und dann durch die plumpen Figuren, und geſchmackloſe Kleidung der Bauern und Bäuerinnen unterbrochen. So bald ich Bern erblickte, waren Geiſt und Auge auf dieſe Stadt geheftet. Bey aller meiner Ungeduld aber war es unmöglich, die prächtige, und in ihrer Art gewiß einzige Chaußee nicht zu bemerken, welche der Stand Bern über die erſte Anhöhe nach Thun hin hat erbauen laſſen. Indem ich durch die Straßen der Stadt fuhr, hoffte ich immer, irgend einen meiner Freunde und Bekannten anzutreffen. Um deſto mehr verdroß es mich, daß mein Blick in die Arcaden, oder bedeckten Gänge nicht ſelten durch Reihen von friſchgewaſchener Wäſche aufgehalten wurde, die man in den reinlichen Straßen einer ſo ſchönen Stadt, als Bern iſt, nicht dulden ſollte.

Spittler und ich haben uns in den letzten Tagen ſehr oft darüber gefreut, daß wir auch unſere Bergreiſe als wahre Günſtlinge des Glücks geendigt haben. Wir waren beſtändig in der Geſellſchaft von aufgeklärten und muntern Freunden, ohne welche eine beträchtliche Alpenreiſe nothwendig langweilig werden muß. Wenn wir unterweges waren, hatten wir ſtets, den erſten Tag ausgenommen, gutes Wetter. Wir fanden allenthalben geſällige und treue Träger und Führer, ſo wie eine gute, oder wenigſtens leidliche Bewirthung, ohne auch nur ein einzigesmahl auf eine ſo unbillige Art mitgenommen zu werden, als wir aus den allgemeinen Klagen der Reiſenden ſchließen müſſen, daß andern Fremdlingen häufig widerfährt.

Briefe über die Schweiz.



mit Kupfern

Vierter Theil

Berlin,
bey C. Spener 1790.

[illegible]

Univ. Bib.
München

Briefe über die Schweiz,

von

C. Meiners,

Königl. Großbritanniſchem Hofrath,
und ordentlichem Lehrer der Weltweisheit
in Göttingen.

Vierter Theil.

EIGENTUM DER
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

[illegible]
[illegible]
[illegible]

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Sechſter Brief.

Bern, am 15. Aug. 1788.

Theuerſter Freund,

Ich habe dieſe letzten Tage her unzähligemahl an die große Verſchiedenheit von Empfindungen gedacht, mit welchen ich im Jahre 1782, und mit welchen ich vorgeſtern nach Bern kam. Vor ſechs Jahren hatte ich außer Herrn Höpfner keinen Freund, nicht einmahl einen perſönlichen Bekannten in Bern. Dieſer Mangel von Bekanntſchaften, verbunden mit den Gerüchten von Berniſcher Kälte und Stolz, machten mich eher eine ungünſtige Aufnahme fürchten, als eine günſtige hoffen. Jetzo hingegen reiſte ich nach Bern, wie in meine Vaterſtadt. Ich wußte gewiß, daß ich viele treue, und geprüfte Freunde wieder umarmen, und daß die Zahl meiner Freunde und Gönner ſich noch vermehren würde. Beſonders rührend war für uns der Eifer, womit die jungen Berner, die ſeit einigen Jahren in Göttingen ſtudirt haben, uns aufſuchten, und uns ihre Eltern, oder Geſchwiſter zuführten: und, nicht bloß rührend, ſondern beſchämend war die Wärme des Danks, womit ſie ſich der geringen Gefälligkeiten erinnerten, die ſie in unſerm Hauſe genoſſen hatten.

Einen unvergeßlichen Beweis inniger Ergebenheit und Anhänglichkeit gaben mir meine jungen Berniſchen Freunde, die hier mit dem Namen der Göttinger bezeichnet werden, bey einem Vorfall, der ſeit meinem Hierſeyn ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit war, und den ich um deſto mehr eile, Ihnen in ſeiner wahren Beſchaffenheit bekannt zu machen, da ich vorausſehen kann, daß er auf die abenteurlichſte Art werde vergrößert, und verunſtaltet werden. In der zweyten Ausgabe meiner Briefe über die Schweiz hatte ich nicht bloß die Nachricht wiederholt: daß das Berniſche Regiment in franzöſiſchen Dienſten den Ruf habe, das verdorbenſte unter allen Schweizer-Regimentern zu ſeyn, ſondern ich hatte auch noch in einer Note hinzugeſetzt, daß die Officiere dieſes Regiments an mich hätten ſchreiben laſſen, um mich in Rückſicht der Sitten ihres Corps eines Beſſern zu belehren, daß ich aber nach den ſorgfältigſten Erkundigungen meine erſte Nachricht nicht anders,

ders, als beſtätigen könne *). Die Bekräftigung dieſes ungünſtigen Gerüchts und Urtheils hatte die Officiere des Berniſchen Regiments, die man hier kurz weg die Franzöſiſchen zu nennen pflegt, äußerſt aufgebracht, und in denen, die ſich jetzo in Bern aufhalten, den Gedanken erregt: daß man mich, wenn ich nach Bern komme, bewegen möge, ihnen Genugthuung zu geben, indem ohne eine ſolche Genugthuung mein Aufenthalt in Bern der kränkendſte Triumph über ſie und ihr Regiment ſeyn, und auswärtige in dem Wahn beſtärken würde, daß mein Urtheil wahr ſeyn müſſe, weil niemand ſich dagegen geregt habe.

Von allen dieſen Bewegungen, welche eine in Teutſchland kaum bemerkte Stelle meiner Briefe veranlaßte, wußte und ahndete ich nicht einmahl bey meiner Ankunft das geringſte. Auch vernahm ich am erſten Tage meiner Ankunft nichts davon, weil ich dieſen ganz in dem Genuß des frohen Wiederſehens meiner Frau, und meiner vertrauteſten Freunde zubrachte. Da ich aber am folgenden Morgen Beſuche machte, erzählte mir einer meiner Bekannten, daß die franzöſiſchen Officiere ſich an den Herrn Schultheißen von Sinner, und an ihren Chef, den Herrn Ge-

*) 1. Th. 386. S.

General von Ernſt gewandt hätten, damit dieſe mich bereden, oder nöthigen möchten, mein Urtheil über ihr Regiment zu widerrufen. Wenn dieſe Herren das Geſuch nicht kräftig unterſtützen würden, ſo ſollten, hieß es, die Officiere erklärt haben, daß ſie gezwungen ſeyn würden, ſich ſelbſt Genugthuung zu verſchaffen. Ich erwiderte auf dieſe Erzählung: daß, ſo groß meine Hochachtung gegen den Herrn von Sinner ſowohl, als gegen den Herrn von Ernſt ſey, und ſo ehrenvoll mir die Erlaubniß ſeyn würde, ſolchen verdienſtvollen Männern aufwarten zu dürfen, ich doch niemahls zu dieſen Herren gehen würde, um vor ihnen, als vor meinen Richtern und Obern, Rechenſchaft von meinem Thun und Laſſen zu geben. Wenn jemand in Bern Urſache zu haben glaube, ſich über mich zu beſchweren, ſo wiſſe ein jeder das Forum, wo man mich belangen könne. Drohungen und Gewalt ſeyen, ſo wie überhaupt ſehr unzureichende Mittel, ſich eine wahre Genugthuung zu verſchaffen, alſo auch bey mir vermöge meiner ganzen Denkungsart ſehr übel angebracht; denn ich würde eher alles wagen, und alles geſchehen, als durch Drohungen mich bewegen laſſen, etwas zu widerrufen, was ich für wahr, oder etwas zu ſagen, was ich für falſch zu halten Urſache hätte.

Ich war kaum von meinen Beſuchen nach Hauſe gekommen, als mein verehrungswürdiger, und allgemein verehrter Freund Herr Pfarrer Rengger in mein Zimmer trat, und mir voll theilnehmender Bekümmerniß das Meiſte von dem beſtätigte, was man mir kurz vorher erzählt hatte. Die Franzöſiſchen Officiere, ſagte er, hätten ihrem General erklärt: daß, wenn ich das über ſie gefällte Urtheil nicht zurücknähme, ſie den Dienſt verlaſſen, oder in die verdrießlichſten Händel verwickelt werden würden. So bald nämlich mein Urtheil durch die Ueberſetzung meiner Briefe in Frankreich bekannt würde, ſo würde das Regiment nicht nur den Credit verlieren, den es bisher gehabt, und behauptet habe, ſondern man würde auch den Officieren allenthalben Vorwürfe machen, und dieſe würden daher gezwungen ſeyn, ſich in allen Beſatzungen herumzuſchlagen. Ueberdem fürchte der Herr General mit Recht, daß, wenn der üble Ruf des verdorbenſten Corps auf ſeinem Regimente haften bliebe, und noch immer mehr verbreitet würde, alsdann die erſten Familien in Bern Bedenken tragen würden, ihre Söhne in ein ſolches verrufenes Regiment zu geben, welches ihm nothwendig ſehr unangenehm, und dem Corps äuſſerſt nachtheilig ſeyn müßte. Endlich ſeyen durch die Schritte der Franzöſiſchen Officiere ſolche Gährungen zwiſchen dieſen, und meinen zahlreichen Freunden entſtanden, daß, wenn dieſe Gährungen nicht bald auf die eine, oder die andere Art gedämpft würden, man in kurzer Zeit Auftritte erwarten müßte, wodurch die vornehmſten Geſchlechter vielleicht auf mehrere Menſchenalter würden entzweyt werden.

Nach dieſer Erzählung meines vortrefflichen Freundes erklärte ich ſogleich, wie Sie auch ohne meine Verſicherung glauben würden daß ich bereit ſey, alles, was in meinen Kräften ſey, zu thun, um die ſchlimmen Würkungen der das Berniſche Regiment betreffenden Stelle aufzuhalten; daß ich bereit ſey, alles Unrecht, was ich angethan haben möchte, wieder gut zu machen, und jede falſche Nachricht, die ſich meines eifrigen und unparteyiſchen Forſchens nach Wahrheit ungeachtet in meine Briefe eingeſchlichen habe, gleich mehrern andern ſo öffentlich und feierlich, als man wolle, zu widerrufen: nur müſſe man nicht verlangen, daß ich Perſonen, die ſich mir anvertraut hätten, verrathen, oder wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen reden, und mit der Wahrheit zugleich meine Ehre aufopfern ſolle. Wenn mein Freund Rengger, und andere glaubwürdige Männer in Bern mir verſicherten, daß das dem Berniſchen Regiment nachtheilige Gerücht, welches ich bey meinem erſten Aufenthalt in Bern gehört, und das mir nachher von verſchiedenen Perſonen beſtätiget worden, falſch ſey; ſo wollte ich ohne Bedenken zum Herrn General von Ernſt gehen, meinen freylich unvermeidlichen Irrthum bekennen, und verſprechen, daß ich bey der erſten Gelegenheit eben dieſes öffentlich thun, und für die Weglaſſung der unrichtigen Stelle in der Franzöſiſchen Ueberſetzung ſorgen würde, wenn dieſe mir anders vor dem Druck mitgetheilt werde. Dieſe meine Erklärung verurſachte meinem Freunde Rengger die lebhafteſte Freude, und er hoffte gewiß, daß ſie auch dem Herrn General, und den Officieren des Berniſchen Regiments genugthun werde. Zugleich betheuerte er mir, daß die Nachricht, die mir über die verdorbenen Sitten des Berniſchen Regiments mitgetheilt worden, falſch ſey: welches ich allein daraus ſchließen könne, daß die vornehmſten Familien ihre Söhne vorzüglich gerne bey dieſem Regimente anzubringen ſuchten. Wenn ſein Zeugniß mir nicht entſcheidend genug ſcheine, ſo ſolle ich alle meine übrigen Freunde fragen, und ich werde gewiß allenthalben Antworten erhalten, die mit ſeiner Ausſage übereinſtimmten, welches auch wirklich geſchah. Uebri-

gens

brigens rathe er mir nicht, ſogleich zum Herrn General von Ernſt zu gehen. Der Herr General ſey wegen ſeines langen Dienſtes in Frankreich der teutſchen Sprache weniger mächtig, als der Franzöſiſchen; und mir werde es vielleicht nicht angenehm ſeyn, eine Unterredung, in welcher jedes Wort ſorgfältig abgewogen werden müſſe, in einer andern, als meiner Mutterſprache zu führen. Am beſten alſo ſey es, meine Gedanken in einem Schreiben an den Herrn von Ernſt zuſammen zu faſſen, welchem Rath ich auch unverzüglich folgte. Herr Pfarrer Rengger und Herr Profeſſor Spittler ſahen und billigten beide den Brief, den ich jetzo herſetzen will.

Schreiben

an den Herrn General von Ernſt.

Ew Excellenz werden geneigteſt erlauben, daß ich Denenſelben wegen einer Sie ſowohl, als mich betreffenden Angelegenheit ſchriftlich aufwarten darf. Ich würde mir dieſe Freyheit perſönlich genommen haben, wenn ich der Franzöſiſchen Sprache ſo mächtig wäre, daß ich meine Gedanken darin ohne Anſtoß vortragen könnte.

Mit vielem Bedauern höre ich hier, daß meine Aeußerungen über Ihr Regiment Unzufriedenheit, und Wunſch von Genugthuung in mehrern Mitgliedern deſſelben erregt hat. Allein das Urtheil, welches ich in meinen Briefen über das Berniſche Regiment gefället habe, vernahm ich von mehrern Männern, die ich für glaubwürdig zu halten Urſache hatte. Ich wiederholte dies Urtheil öffentlich, weil ein Schriftſteller in Teutſchland die Freyheit hat, ſeine Meynung und Nachrichten über ganze Corps, wie über ganze Völker, Regierungen, Stände, und Geſchlechter ungeſcheut drucken zu laſſen. Die Namen der Männer, von denen ich das Urtheil über das Berniſche Regiment empfing, weiß ich nicht genau mehr, und wenn ich ſie wüßte, würde ich ſie nie ſagen. Eine ſolche Verrätherey würde nicht nur mich verächtlich machen, ſondern auch gefährliche Feindſchaften unter Familien und einzelnen Perſonen nach ſich ziehen.

So ſehr ich aber bisher Urſache hatte, mein gefälltes Urtheil für richtig zu halten, ſo habe ich doch bey meinem zweyten Aufenthalt in Bern von nicht weniger glaubwürdigen, und vielleicht unparteyiſcheren Männern, als meine erſten Gewährsmänner waren, erfahren, das nicht nur das erſte Urtheil zu hart ſey, ſondern daß auch mehrere der reſpectabelſten Familien in Bern ſich bemühen, ihre Söhne vorzüglich in das Regiment zu bringen, das von Ew. Excellenz angeführt wird. Ich werde daher bei der erſten ungezwungenen Gelegenheit in Teutſchland meinen Irrthum anerkennen, und zugleich dafür ſorgen, daß in der mir angekündigten franzöſiſchen Ueberſetzung meiner Briefe die ganze Stelle ſamt der Note weggelaſſen werde.

Wenn ich in der Note ſagte, daß die Officiere des Regimentes an mich hätten ſchreiben laſſen, ſo wollte ich damit weiter nichts andeuten, als daß zur Vertheidigung des Regiments an mich geſchrieben werden. Wenn Ew. Excellenz es nothwendig finden, daß auch dieſes öffentlich erklärt werde, ſo werde ich nicht ermangeln, es zu thun.

Wenn dieſe Erklärungen nicht hinreichend ſeyn ſollten, ſo bin ich erbötig, eine jede andere zu geben, die mit der Wahrheit, und mit meiner Ehre vereinbar iſt. Ew. Excellenz können von dieſem Briefe einen jeden Gebrauch machen, welchen Sie gut finden. Ich habe die Ehre, u. ſ. w.

Dieſer Brief war nicht viel über eine Stunde abgeliefert, als ich mit Vergnügen erfuhr, daß der Herr General mit dem Inhalte deſſelben zufrieden ſey, und daß die vornehmſten Herren von der Regierung ſich gleichfalls ſehr gefreut hätten, daß die Sache, welche er betraf, ſo bald, und ſo glücklich beygelegt worden. Die eigenhändig geſchriebene Antwort des Herrn Generals von Ernſt war mit einer ſchmeichelhaften Einladung auf ſein Landgut begleitet; eine Ehre, die ich gewiß nicht unbenutzt laſſen werde, wenn mir anders Zeit dazu übrig bleibt. Ungeachtet der Brief des Herrn Generals nichts enthält, weßwegen ich denſelben nicht allgemein bekannt werden laſſen dürfte, ſo wage ich es doch nicht, ihn ohne ausdrückliche Erlaubniß zum Vorzeigen an meine Göttingiſchen Freunde und Bekannte beyzulegen. Auch ohne weitere Anfrage aber darf ich Ihnen, wie ich glaube, einen treuen Auszug, in welchem nichts weſentliches weggelaſſen iſt, mittheilen.

Antwort
des Herrn General von Ernſt,
im Auszuge.

Ich habe mit Vergnügen aus Ihrem Briefe geſehen, daß Sie die Uebereilung mißbilligen, womit Sie das Corps der Officiere beym Berniſchen Regiment gerichtet haben. Wenn Sie ſich bey Perſonen erkundigt hätten, die mit den Officieren des Regiments in genauer Verbindung ſind, ſo würden Sie gefunden haben, daß die Officiere voll von Gefühlen der Ehre und Rechtſchaffenheit ſind, und daß, wenn auch einer oder der andere ſich wegen ſeiner Jugendhitze von dem Wege der guten Sitten entfernt, deßwegen die übrigen nicht verdienten, daß Sie von ihnen eine ſo nachtheilige Beſchreibung machten. Allein ich will mich bey dieſem Gegenſtande nicht länger aufhalten, und entledige mich des Auftrages, Ihnen im Namen der Officiere meines Regiments, die jetzo in Bern ſind, zu ſagen, daß ſie eben ſo ſehr, als ich, mit dem Verſprechen zufrieden ſind, die Stelle und Note, welche ſie betreffen, bey ihrer Ankunft in Teutſchland zu ändern, und in der franzöſiſchen Ueberſetzung alles weg zu laſſen. Ich werde daher von Ihrem Briefe keinen andern Gebrauch machen, als ihn an das Regiment ſchicken, damit alle Officiere die gerechte Genugthuung erfahren mögen, welche Sie ihnen zu geben gewillt ſind. Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Weil nicht viel Scharfſinn dazu gehört, um vorauszuſehen, daß viele Perſonen über meinen Brief urtheilen werden, die ihn nicht geleſen haben; ſo habe ich dem Herrn Pfarrer Rengger eine Abſchrift deſſelben gegeben, damit er diejenigen zurechtweiſen, oder beſchämen möge, die auf eine mir ungünſtige Art von den Bewegungsgründen, oder dem Inhalte meines Schreibens reden möchten. Von Ihnen, theuerſter Freund, darf ich mit Zuverſicht hoffen, daß Sie mein Betragen billigen, und finden werden, daß ich auch hier nicht auf eine meines Characters oder Standes unwürdige Art gehandelt habe. — Ich bin, u. ſ. w.

Siebenter Brief.

Bern, am 19. Aug. 1788.

Ich ſchmeichle mir, mein Beſter, daß ich Sie diesmahl von Bern aus, und über Bern mit nicht weniger intereſſanten Nachrichten unterhalten werde, als im Jahr 1782. Die Freymüthigkeit, womit ich in meinen gedruckten Briefen über Bern geredet habe, hat mir nicht, wie man hätte befürchten ſollen, Herzen und Thüren verſchloſſen, ſondern vielmehr haben verſchiedene Perſonen in und außer Bern ſich mir unaufgefordert genähert, und haben mir die wichtigſten Nachrichten anvertraut, weil ſie bey aller ihrer Vaterlandsliebe überzeugt ſind, daß ein Staat, der ſo gut eingerichtet iſt, als der Berniſche, das Licht der Wahrheit nicht ſcheuen dürfe. Wenn ich nur alles hätte behalten, und mehr hätte auszeichnen, und abſchreiben können! Ich werde während der kurzen Zeit, die wir noch in Bern zuzubringen gedenken, die frühen Morgenſtunden dazu anwenden, um Ihnen alles mitzutheilen, was ich geſehen, gehört, und geleſen habe, und was noch nicht aus meinem Gedächtniſſe verſchwunden iſt.

Als ich vor ſechs Jahren in Bern war, hatte ich lange nicht ſo viel Gelegenheit, als jetzo, die außerordentliche Freygebigkeit zu bewundern, womit die Natur die Lage dieſer Stadt in der Nähe und Ferne ausgeſchmückt hat. Faſt alles, was die mütterliche Erde Schönes und Nützliches hervorbringt, iſt in dem geſegneten Thale enthalten, das auf der einen Seite von der majeſtätiſchen Kette der hohen Alpen, und auf der andern Seite von dem mächtigen Arme des Jura eingeſchloſſen iſt — und in deſſen Mitte ohngefähr ſich das glückliche Bern an einem beynahe von der Aar ganz umſchlungenen Hügel auf eine ſolche Art emporhebt, daß man aus der Stadt, und den nahe liegenden Landhäuſern die unausſprechlich ſchönen und großen Schauſpiele und Werke der Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit überſchauen, und genießen kann. Dieſe Reichthümer und Wunder der Natur habe ich von der Platte-Forme und aus den Zimmern meines Freundes Rengger, vom Walle, und von der Enggi, auf den Campagnen der Herren von Manuel, und Freudenreich, von Mutach und von Tillier, von Tſcharner und Zeerleder, von Braun, und Wyttenbach in allen

Tageszeiten, aus den verſchiedenſten Geſichtspuncten, und bey den mannigfaltigſten Beleuchtungen mit immer neuem Entzücken betrachtet. Nie ſah ich von Bern aus die ganze Reihe der Schneegebirge vom Titlis bis an die Gemmi bey bedecktem Himmel, aber einer reinen und trocknen Luft ſo deutlich, als auf einer Terraſſe nahe an dem Landhauſe des Herrn von Manuel, mit welcher in Anſehung der Ausſichten, die ſie gewährt, nur wenige Standpuncte um Bern verglichen werden können. Hier entdeckte ich zum erſtenmahle drey beſchneyte Spitzen links vom Wetterhorn weg, unter welchen die entfernteſte wahrſcheinlich die Nelle, oder das weiße Haupt des Titlis iſt. Nicht weniger neu war mir das seltene und überirdiſch milde bläuliche Licht, womit an dem Abend, den wir auf den Campagnen der Herren von Tillier, und Wyttenbach zubrachten, die Schneeberge nach der prächtigſten Vergoldung umfloſſen waren, und das durch unmerkliche Verwandlungen immer matter und blaſſer wurde, bis es ſich zuletzt in einen weißen Schimmer auflöſte. In den Landhäuſern und Gärten der Berner ſind Bequemlichkeit und Reinlichkeit, ohne Pracht und mühſeligen Putz, haushälteriſche Sparſamkeit, und geſchmackvolle Benutzung vortheilhafter Geſichtspuncte in einem erfreulichen Bunde vereinigt, und die Herren von Bern haben nicht nöthig, die größten Könige, und die reichſten Fürſten um ihren Pomp, und alle ihre Koſtbarkeiten zu beneiden, wenn ſie in ihre friedlichen und beſcheidenen Landhäuſer einen gebildeten Geiſt, Begierde nach nützlichen Kenntniſſen, Bewußtſeyn wahrer um das Vaterland erworbener Verdienſte, und ein genügſames und genußfähiges Gemüth mitbringen, das ſich alles des Guten erfreuen kann, was die Vorſehung ihnen geſchenkt, und die Tugenden der Vorfahren erworben haben. Wenn die vornehmen Berner auch gar-keine vorzügliche Kenntniſſe zu beſitzen brauchten, um alle die Würden, welche ihre Republik zu vergeben hat, zu erlangen; ſo ſollten ſie ſich dergleichen bloß aus dem Grunde zu erwerben ſuchen, um die glückliche Muße, die ſie während der ſchönen Jahrszeit auf ihren Landgütern und Landhäuſern genießen, mit deſto reineren, und menſchlicheren Freuden ausfüllen zu können.

Eben deßwegen, weil Bern in den letzten Jahren an nützlicher Thätigkeit, an wahrer Aufklärung, und guten Sitten gewonnen hat, eben deßwegen ſind viele alte Mißbräuche abgeſchafft, oder gemildert, und viele neue treffliche Anſtalten, und Einrichtungen gemacht worden.

Hieher gehören vorzüglich das politiſche Inſtitut, das neue Werkhaus und Zuchthaus, und das neue Waiſenhaus, und in einigen Jahren wird man dahin auch ein neues, der mächtigen und reichen Republik würdiges Rathhaus oder Verſammlungshaus des großen und kleinen Rathes, ſo wie der übrigen hohen Collegien, rechnen können. Das bisherige Rathhaus hat durch den letzten Brand ſo ſehr gelitten, daß es nicht der Mühe werth iſt, dies alte Gebäude, an dem niedrigen und gefährlichen Platze, wo es ſteht, wiederherzuſtellen. Das Archiv des Standes, und ein großer Theil des Schatzes waren in Gefahr, von den Flammen verzehrt zu werden, weil man wegen der Häuſer, die unmittelbar an das Rathhaus hinangebaut ſind, und wegen der breiten und reißenden Aar, die dicht hinter demſelben wegfließt, nicht an den Ort gelangen konnte, wo das Feuer am wüthendſten war. Wenn man den Schaden ſieht, den der Brand verurſacht hat, und den er ſehr leicht hätte hervorbringen können, ſo erſtaunt man nicht ſo wohl darüber, daß man vormahls, wo man nur noch wenige Schätze zu verwahren hatte, die Niederlage der öffentlichen Gelder und Urkunden an einen ſolchen rettungsloſen, und mit Privathäuſern nahe umgebenen Ort hingebaut, ſondern daß man das

Verſehen der Vorfahren, und die in die Augen fallende Gefahr, welcher alle öffentliche Schätze ausgeſetzt waren, nicht früher wahrgenommen hat. Die Verſammlungs-Säle des großen und kleinen Raths, und mehrerer hohen Collegien ſind in dem letzten Brande verſchont geblieben. In dieſen findet man weder Größe, noch Pracht, deren ſie, beſonders der erſtern, wegen ihrer Niedrigkeit nicht fähig waren; allein ſie ſind ohne Ausnahme heiter und ſauber, und für die Bequemlichkeit und Geſundheit der anweſenden Häupter des Staats auf das vortheilhafteſte eingerichtet. Gewiß wird man in den neuen Verſammlungsſälen des großen Raths, und der Teutſchen Appellations-Cammer die einfachen und treffenden Sprüche nicht vergeſſen, die bisher den Regenten und Richtern des Volks mit goldenen Buchſtaben gemahlt, ſtets vor Augen ſchwebten: Iuste indicate filii hominum, und audiatur et altera pars. Man verſichert, daß dieſe Denkſprüche ſchon manchmahl den Berathſchlagungen und Entſcheidungen der Väter des Volks eine beſſere Richtung gegeben haben, wenn ſie in Augenblicken, wo man ſie zu vergeſſen in Gefahr war, in Erinnerung gebracht, und den Gegenwärtigen mit Nachdruck an's Herz gelegt wurden. Man unterſucht ſchon eine Zeitlang die Plane des neuen Rathhauſes, die von geſchickten Künſtlern entworfen worden; allein man iſt noch nicht einig, wo, und nach welchem Maaßſtabe man dies öffentliche Monument aufführen laſſen will. Einige Glieder der Regierung ſind der Meynung, daß man an das neue Rathhaus nicht mehr, als 4 bis 500,000 Pfunde wenden müſſe; andere hingegen glauben, daß eine reiche Republik keine Urſache habe, den Aufwand zu bereuen, wenn ein ſolches für Jahrhunderte zu errichtendes Denkmahl auch eine, oder anderthalb Millionen koſten ſollte.

Zu den merkwürdigſten Einrichtungen, die ſeit meiner letzten Anweſenheit in Bern gemacht werden, gehört das politiſche Inſtitut, oder die neue Erziehungsanſtalt für die patriciſche Jugend. Dies politiſche Inſtitut iſt zwar jetzo noch ſehr unvollkommen, erfüllt aber doch wenigſtens einen Theil der geiſtigen Bedürfniſſe, die bisher faſt ganz unbefriedigt blieben. Auf der bisherigen ſogenannten Akademie, die gleich nach der Reformation geſtiftet, und im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhundert immer mehr und mehr erweitert wurde, hielt man meiſtens ſolche Vorleſungen, die nur jungen Geiſtlichen intereſſant, und brauchbar waren; oder wenn man auch andere Wiſſenſchaften vortrug, die

Nicht-Geiſtlichen nützlich hätten werden können, ſo wurden dieſe doch von der edlen Berniſchen Jugend wenig, oder gar nicht beſucht. Eine traurige Folge dieſes faſt gänzlichen Mangels zweckmäßiger öffentlicher Lehranſtalten für die künftigen Regenten und Richter des Volks war dieſe, daß die Söhne der patriciſchen Geſchlechter in ihren väterlichen Häuſern von jungen Geiſtlichen unterrichtet wurden, die bisweilen ihren eigenen Studien noch oblagen, oder dieſe Studien kaum geendigt hatten. Wenn dieſe Lehrer der jungen Patricier auch alle die Kenntniſſe und Gaben beſaßen, die zur Geiſtesbildung ihrer Zöglinge nothwendig waren; ſo konnten ſie ſich doch nur kaum bey ihren Schülern bis in das vierzehnte Jahr derſelben in dem gehörigen Anſehen erhalten. Mit dem vierzehnten Jahre entwuchſen die Berniſchen Jünglinge nicht nur dem Unterricht ihrer bisherigen Lehrer, ſondern auch beynahe aller väterlichen Gewalt, und blieben ohne genaue Aufſicht, ohne beſtimmte Arbeiten, und ohne die Fähigkeit, ſich ſelbſt nützlich beſchäfftigen zu können, ihrer unerfahrenen Jugend, und der Geſellſchaft und den Beyſpielen der übrigen Jünglinge von gleichem Alter überlaſſen. Manche Väter entledigten ſich der ihnen zu ſchweren Erziehung dadurch, daß ſie ihre Söhne in die fremden Regimenter ſchickten, wo aber junge Leute, die gleichſam auf de Gränzſcheide des Knaben- und Jünglingsalters waren, für Herz und Sitten mehr zu fürchten hatten, und für den Geiſt weniger gewinnen konnten, als in der Vaterſtadt. Andere Väter brachten ihre Söhne früh bey einem, oder dem andern Büreau an, um ſie wenigſtens durch frühe Uebung zu den öffentlichen Geſchäften, welche ſie dereinſt verwalten ſollten, geſchickt zu machen; allein die leichten und mechaniſchen Arbeiten, die ſolchen neuen und wenig unterrichteten Jünglingen anvertrauet werden, könnten nur wenig zur wahren Bildung ihres Geiſtes beytragen, und überdem wurden die Büreaux durch die einander zuvoreilenden Väter mit ſo vielen ungeübten Mitgliedern überladen, daß der Staat ſich genöthigt ſah, den Eintritt in die Büreaux einem jeden, der noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht habe, gänzlich zu unterſagen. Nur die kleinſte Zahl von Vätern war reich genug, oder hatte Entſchloſſenheit genug, um ihre Söhne auf ausländiſche Univerſitäten zu ſchicken; und auf dieſen fürchtete man, daß die jungen Berner Geringſchätzung, oder Gleichgültigkeit gegen die Vaterländiſche Verfaſſung ſchöpfen, und wenn ſie ihre Zeit recht nützten, daß ſie alsdann durch ihre vorzüglicheren Talente und Kenntniſſe dereinſt ein gefährliches Uebergewicht über ihre weniger glücklichen Zeitgenoſſen erhalten möchten.

Der faſt gänzliche Mangel von Lehranſtalten für die vornehmere Jugend fiel der Regierung in Bern ſchon lange auf. Man erkannte, oder beherzigte aber die unvermeidlichen Wirkungen dieſes Mangels nicht genug, um kräftige Maaßregeln dagegen zu nehmen. Man erbaute für verlaſſene Waiſen, für Arme und Kranke, ſelbſt für Züchtlinge die weitläuftigſten und zum Theil prächtigſten Gebäude, und ſorgte für den Unterhalt und die Pflege der einen, und für den Unterricht und die Beſſerung der andern mit väterlicher Güte; allein die edlere Jugend, die dereinſt den Staat regieren, Recht und Gerechtigkeit handhaben, und die Mitbürger gegen den Feind anführen ſollte, ließ man in den verderblichſten Müßiggang, und alle Unordnungen des Müßiggangs verſinken: gleich als wenn den jungen Berniſchen Patriciern mit dem Rechte zu den erſten Würden auch zugleich die zu ihrer Verwaltung nöthigen Fertigkeiten und Kenntniſſe angebohren würden. Erſt im Jahre 1786 ſetzte die Regierung eine beſondere Commiſſion zur Unterſuchung der verſchiedenen Plane nieder, die über die Einrichtung der für die politiſche Jugend zu ſtiftenden Anſtalten entweder ſchon bekannt gemacht waren, oder noch würden überreicht werden. Die Mitglieder dieſer Schulcommiſſion waren, wie die Urheber der neuen Erziehungsplane, darin mit einander einig, daß man für die Bildung der edleren Jugend ſorgen müſſe, und daß es am beſten ſey, wenn die neuen Anſtalten für die politiſche Jugend mit der bisherigen Akademie verbunden würden; allein die Verfaſſer der neuen Entwürfe, und mit ihnen das ganze Berniſche Publicum theilten ſich in zwo entgegengeſetzte, oder doch weit von einander abweichende Parteyen, ſo bald es auf die Zeichnung des Umriſſes der neuen Anſtalten, und auf die Angabe der Wiſſenſchaften ankam, die der politiſchen Jugend vorgetragen werden ſollten.

Die Herren Profeſſoren Tſcharner, Ith, und Wilhelmi erklärten in ihrem Entwurf einer Erziehungsanſtalt für die politiſche Jugend in Bern, den ſie im Jahre 1786 drucken ließen, daß ſie die Vereinigung des politiſchen Inſtituts mit der Akademie, ſo ſehr ſie dieſelbige auch gewünſcht, dennoch unmöglich gefunden hätten. Ihre Abſicht ſey ferner gar nicht, der Regierung einen auf dem Papier vollkommnen, „aber in der Ausführung unmöglichen Plan vorzulegen, ſondern kürzlich die Zahl und Ordnung von Kenntniſſen anzugeben, wodurch die gefährlichſte, und bisher am wenigſten benutzte Zeit der Berniſchen Jugend, der Zeitraum vom vierzehnten bis zum achtzehnten Jahre, zweckmäßig ausgefüllt werden könne, ohne die unwiſſende und träge Jugend auf einmahl mit zu vielen Arbeiten zu überhäufen. Solche den künftigen Mitgliedern der Regierung nicht weniger, als den praktiſchen Rechtsgelehrten, und ſelbſt Officieren nützliche, oder unentbehrliche Kenntniſſe ſeyen ihrem Ermeſſen nach die teutſche, und lateiniſche Sprache, die allgemeine und vaterländiſche Geſchichte, die Philoſophie, Phyſik, und Mathematik, endlich die Rechtsgelahrtheit, unter welcher man Naturrecht, allgemeines und helvetiſches Staatsrecht, Römiſches, und vaterländiſches Privatrecht zuſammenfaſſen müſſe. Wenn man den damahligen Profeſſor Müller, wie man wirklich die Abſicht hatte, auf Koſten einiger Familien, und einiger ſogenannten Familien-Kiſten nach Bern berufe, ſo ſey nur ein einziger neuer Lehrer für den Unterricht in der Teutſchen und Lateiniſchen Sprache nöthig. Die übrigen Wiſſenſchaften könnten alle von den ſchon vorhandenen Herren Profeſſoren, Ith, Wilhelmi, Tralles,

les, und den beiden Lehrern der Rechte vorgetragen werden. Da der größte Theil der angeſehenern Familien mit ihren Kindern während der ſchönen Jahreszeit auf dem Lande ſey, ſo müſſe jeder Curſus in ſechs Monaten, vom Anfange Novembers bis in den Anfang Mays geendigt werden. Zur Erweckung und Unterhaltung des Fleißes würde es ſehr nützlich ſeyn, wenn jährlich vierzehn Tage vor Oſtern öffentliche Prüfungen in Gegenwart einiger Mitglieder des kleinen, und des großen Raths gehalten würden. Außer der Beſoldung des Lehrers der lateiniſchen und teutſchen Sprache, die etwa in vierhundert Cronen beſtehen könne, brauche die Regierung den übrigen Lehrern keine Beſoldungsvermehrungen zu geben, ſondern nur zu verordnen, daß die Eltern der Schüler den Fleiß der Lehrer durch anſtändige Honorarien belohnten, die aber während des vierjährigen Unterrichts nicht über 15 neue Louisdo'r betragen ſollten.

Von den jetzt erzählten Grundſätzen, und Vorſchlägen wichen ſehr viele Männer von großem Anſehen, von allgemein anerkannten Fähigkeiten, und Kenntniſſen, und von dem bewährteſten Patriotismus und Verdienſten gänzlich ab. Einer dieſer Patrioten iſt der Herr von Bonſtetten, jetziger Landvogt von Nyon, den

Sie ſchon aus der ſchönen Schilderung eines Schweizeriſchen Hirtenvolks, und andern leſenswerthen Auſſätzen kennen. Dieſer gab im Jahre 1786 zu Zürch zwo Abhandlungen über die Erziehung der Patriciſchen Familien in Bern heraus, worin beſonders die Gebrechen der bisherigen Akademie, und die Mittel, denſelben abzuhelfen, mit vielem Scharfſinn unterſucht werden. Herr von Bonſtetten, und andere Patrioten waren zuerſt der Meynung, daß alle unvollſtändige, oder unzureichende Erziehungsanſtalten mehr ſchädlich, als nützlich ſeyen, wenn dadurch nicht der Hauptzweck erreicht werde, die Väter der Nothwendigkeit zu überheben, ihre Söhne auf auswärtige hohe Schulen zu ſchicken. Eben dieſe Männer, welche wünſchten, daß die neuen Erziehungsanſtalten, gleich bey dem erſten Guß, oder Wurf die nöthige Vollkommenheit erreichen möchten: eben dieſe hielten die Verbindung des Unterrichts der politiſchen, und eccleſiaſtiſchen Jugend oder die Verſammlung von beiden in gemeinſchaftlichen Hörſälen zum gemeinſchaftlichen Unterricht wegen gewiſſer herrſchenden Vorurtheile zwar für ſchwer, aber nicht für unmöglich, indem man hoffen dürfe, daß die edlere Berniſche Jugend eben das wieder thun werde, was ſie bis an den Anfang des gegenwärgenwärtigen Jahrhunderts gethan habe, und was auf allen Teutſchen hohen Schulen die Söhne aus den erſten ſelbſt fürſtlichen Geſchlechtern noch immer zu thun kein Bedenken finden. Wenn die politiſche und geiſtliche Jugend mehrere Jahre lang dieſelbigen Vorleſungen beſuchte, ſo würde dadurch die heilſame, und von der weiſen Regierung in Bern ſo oft gewünſchte Wiedervereinigung, oder Annäherung der verſchiedenen, nur zu ſehr getrennten Stände mehr, als durch irgend ein anderes Mittel befördert werden.

Ein anderer unſchätzbarer Vortheil der Vereinigung der neuen politiſchen Lehranſtalt und der bisherigen Akademie, oder der Erweiterung der bisherigen Akademie zu einer gemeinſchaftlichen Lehranſtalt für die politiſche ſowohl, als geiſtliche Jugend würde unfehlbar die Umſchaffung und Verbeſſerung der bisherigen Akademie ſeyn, die eben ſo nothwendig, und eben ſo oft, und vergebens gewünſcht worden ſey, als die Errichtung von Lehranſtalten für die politiſche Jugend. Es könne nichts widerſinnigeres erdacht werden, als daß man die Polemik noch immer von einem beſondern Lehrer vortragen laſſe, daß dogmatiſche und Experimental-Phyſik getrennt, und hingegen die hebräiſche Sprache mit der Katechetik, die griechiſche Sprache mit der philoſophiſophiſchen Moral, und die lateiniſche Sprache mit der Geographie und Univerſal-Geſchichte verbunden ſey, oder von demſelbigen Lehrer vorgetragen werde. Wenn man alſo den Lehrſtuhl der Polemik aufhebe, und die griechiſche Sprache mit der lateiniſchen, ſo wie die hebräiſche mit der Theologie verbinde; ſo gewinne man zwey erledigte Katheder, die man mit Lehrern der Hiſtorie, Natur-Geſchichte, Botanik, und Mineralogie beſetzen könne, welche Wiſſenſchaften dem künftigen Geiſtlichen eben ſo nützlich, als dem Staatsmann, und wenigſtens viel wichtiger, als die Streittheologie ſeyen. Auf dieſe Art könne man die bisherige Akademie nicht nur der geiſtlichen Jugend brauchbarer machen, ſondern man könne auch ihre Fonds ſelbſt dazu nutzen, um die Koſten ihrer Erweiterung zu einer Lehranſtalt für die politiſche Jugend zu vermindern.

Es läßt ſich vorausſehen, daß die Männer, welche die bisherige Akademie zu einer gemeinſchaftlichen und vollſtändigen Lehranſtalt für die ganze Berniſche Jugend erheben wünſchten, einen ausgedehnteren Plan von Lehrſtunden, oder Wiſſenſchaften für die politiſche Jugend entwarfen, als die Herren Tſcharner, Ith, und Wilhelmi. Die erſteren glaubten, daß, wenn auch nicht das Studium der ganzen alten Litteratur, wenigſtens die lateiniſche, teutſche, und franzöſiſche Sprache, alle Theile der Weltweisheit und Mathematik, ferner Phyſik, Natur-Geſchichte, Politik, Statiſtik, Technologie, Oekonomie, und Cameralwiſſenſchaften, die politiſche Geſchichte, vorzüglich die Geſchichte der Schweiz, und des Cantons Bern, endlich das ganze vaterländiſche Recht, als nothwendige, oder höchſt nützliche Wiſſenſchaften gelehrt werden müßten.

Wenn man nun die beiden jetzo vorgelegten Entwürfe mit einander vergleicht, und dabey vorausſetzt, daß der letztere nicht ganz unausführbar war; ſo ſollte man denken, daß die Regierung in Bern kaum habe zweyfeln können, welcher von beiden der nützlichſte ſey. Nichts deſto weniger erklärte ſich die Obrigkeit für den erſtern Plan, und beſchloß, daß nach demſelben auf vier Probejahre ein politiſches, von der Akademie abgeſondertes Inſtitut für die patriciſche Jugend geſtiftet werden ſolle. Dies Inſtitut wurde am 13. Nov. 1787 wirklich eröffnet, und die Einrichtung deſſelben, die von dem erſten Entwurf nur in einigen Stücken abweicht, in einer beſondern kleinen Schrift bekannt gemacht.

Man hat die Kenntniſſe, die in dieſem politiſchen Inſtitut vorgetragen werden ſollen, nach der Verſchiedenheit des Alters, und den vorher gemachten Fortgängen der Zöglinge in zwo Claſſen: in vorbereitende, und eigentliche politiſche Wiſſenſchaften abgetheilt. Die erſteren begreifen die Religion, die Sprachkunde, die Univerſal-Geſchichte, und Statiſtik, die theoretiſche und Moral-Philoſophie; und alle dieſe Kenntniſſe werden in 2 Jahren, oder in eben ſo vielen Winter-halben Jahren, wöchentlich in 16 Stunden vorgetragen. Zu den andern rechnet man die vaterländiſche Geſchichte, das allgemeine bürgerliche Recht, die Politik, die Policey- und Cameral-Wiſſenſchaft, nebſt einer praktiſchen Anleitung zur Kunſt des gerichtlichen Vortrags, und auch dieſe Wiſſenſchaften werden in eben ſo vielen Semeſtern, und zwar wöchentlich in eilf Stunden gelehrt. Zu den Vorleſungen über Phyſik und Mathematik ſind die Zöglinge des Inſtituts wenigſtens vors erſte nicht verbunden worden.

Die augenſcheinlichen Gebrechen dieſer Lehranſtalt, beſonders ihre Unvollſtändigkeit, oder ihr Unzureichendes, die Kürze des Unterrichts, die Länge der Ferien, der Mangel von Zucht ſo wohl, als von Aufmunterungen und Belohnungen, leuchten den unparteyiſchen Freunden des Inſtituts nicht weniger, als Ihnen und mir ein: allein indem man dieſe Gebrechen eingeſteht, bemerkt man zu gleicher Zeit, daß ſie nach der ganzen Lage der Sachen unvermeidlich waren: daß man in Bern langſam gehen müſſe, wenn man zum Ziele kommen wolle: daß das Inſtitut nur ein bloßer Verſuch and eine Stuffe zu etwas Beſſerem ſey: und daß es ſeiner Unvollkommenheiten ungeachtet ſehr viel Gutes geſtiftet, und eine außerordentliche Lernbegierde in der Berniſchen Jugend hervorgebracht habe.

Je mehr ich den Schwierigkeiten nachdenke, welche das politiſche Inſtitut, und eine beſſere Einrichtung deſſelben gefunden hat, deſto mehr überzeuge ich mich, daß Bern noch nicht reif genug für eine Lehranſtalt ſey, in welcher alle Perſonen, weß Standes ſie immer ſeyn mögen, die zur gewiſſenhaften Führung ihrer künftigen Aemter und Geſchäfte unentbehrlichen Kenntniſſe, und Uebung im Arbeiten erlangen könnten. So lange in Bern die Nachtheile von Unwiſſenheit und Unfähigkeit nicht tiefer gefühlt, und die Vortheile einer zweckmäßigen Geiſtesbildung nicht allgemeiner anerkannt, ſo lange die Fähigen und Fleißigen nicht ermuntert, und belohnt, die Trägen und Unfähigen nicht zurückgeſetzt, und Geburt oder Verbindungen und Empfehlungen allein ohne Kenntniſſe und Anlagen als hinreichend angeſehen werden, um in die Regierung, und zu den einträglichſten Aemtern zu gelangen; ſo lange werden Lehranſtalten, die den Bedürfniſſen des Staats nur einigermaaßen Genüge leiſteten, entweder nicht errichtet, oder nicht, wie ſie ſollten, genutzt werden. Wer ſollte es glauben, daß es Eltern in Bern gegeben habe, die gegen das jetzige Inſtitut, allein, oder vorzüglich aus dem Grunde eingenommen waren, und vielleicht noch ſind, weil ſie fürchteten, daß die 11 oder 16 Stunden, welche ihre Söhne in der einen Hälfte des Jahrs beſuchen ſollten, der Geſundheit ihrer zarten Lieblinge ſchaden möchten? *)

Die Einrichtung des neuen Waiſenhauſes in Bern, in welchem jetzo vierzig Knaben unterhalten werden, weicht, ſo viel ich urtheilen kann, von unſern Teutſchen noch viel mehr ab, als das Zürchiſche, und als ſelbſt das Schaffhäuſer von den unſrigen abweichen wird. Die Nahrung, Wohnung, und Kleidung der Knaben ſind ſo gut, oder beſſer, als Kinder von wohlhabenden Bürgern ſie in ihren väterlichen Häuſern finden. Mittags erhalten die Zöglinge des Berniſchen Waiſen-

---

*) Eine weitläuftigere Nachricht und Beurtheilung des Politiſchen Inſtituts in Bern findet man in dem Göttingiſchen hiſtoriſchen Magazin, im vierten Bande 445 u. f. S.

Waiſenhauſes Suppe, Gemüſe, Fleiſch und Wein, Abends Suppe, und Gemüſe ohne Fleiſch und Wein. Beidemahl eſſen ſie in Geſellſchaft ihrer drey Lehrer und des Oekonomus. Der Nahrung und Pflege iſt der Unterricht vollkommen entſprechend; denn die Knaben des Waiſenhauſes werden auf eben die Art, und in eben den Kenntniſſen, wie die Zöglinge in den übrigen Berniſchen Schulen unterwieſen. Dies wäre allenfalls zweckmäßig, wenn der größte Theil derſelben ſich den Wiſſenſchaften widmete. Allein da doch nur die kleinere Hälfte ſich der Theologie, und dem geiſtlichen Stande zu beſtimmen pflegt, und die wenigſten in die Regierung gelangen, ſo kann man mit Recht ſagen, daß die Waiſenkinder in Bern für ihren künftigen Stand zu gut, oder wenn man lieber will, zu mühſelig gebildet, ſo wie zu ſorgfältig genährt, und gepflegt werden. Wie vorzüglich Unterricht, und Pflege im Berniſchen Waiſenhauſe ſeyn müſſen, läßt ſich daraus abnehmen, daß mehrere angeſehene Familien ihre Kinder in das Waiſenhaus in die Koſt geben. Außer dem Waiſenhauſe giebt es eine ähnliche Anſtalt für verwaiſte Mädchen, deren ſechszehn nach ähnlichen Grundſätzen umſonſt erzogen werden. Ueber dies letztere Inſtitut kann ich Ihnen weiter nichts ſchreiben, da ich keine Zeit gehabt habe, es durch eigene Beobachtung kennen zu lernen.

Viel wohlthätiger, wenn gleich weniger prächtig, als das Waiſenhaus, ſind das Arbeits- und Zuchthaus, oder das ſogenannte Schellen-Werker Haus. Das erſtere iſt für diejenigen erbaut, die kleinere, nicht entehrende Vergehungen begangen haben. In das andere hingegen kommen ganz allein gröbere Sünder, deren Geſellſchaft die Arbeitshäusler eben ſo ſehr verderben, als beſchimpfen würde. Beide Häuſer verdienen als Muſter nachgeahmt zu werden, und beſonders kann man die Einrichtung des Zuchthauſes nicht genauer kennen lernen, ohne den glücklichen Einfluß der Aufklärung auch auf dieſe Art von öffentlichen Anſtalten zu ſegnen. Sie, mein Freund, werden gewiß eine kurze Nachricht von der jetzigen Einrichtung des Berniſchen Zuchthauſes mit dem lebhafteſten theilnehmenden Vergnügen leſen.

Noch vor wenigen Jahren herrſchten in dem Berniſchen Zuchthauſe eben die Mißbräuche, die vormahls in ſolchen Häuſern allgemein im Schwange waren, und großentheils noch ſind. Zwar baute man im Jahre 1768 ein Arbeitshaus, um die geringern Verbrecher von den gröbern abzuſondern; allein dieſer Zweck wurde aus Mangel

gel von gehöriger Aufſicht faſt ganz vereitelt. Gröbere und weniger ſträfliche Sünder wurden, nach wie vor, zuſammengeſperrt, und in Anſehung der Wohnung, Kleidung, und Nahrung gleich gehalten. Der Aufſeher waren zu wenige, und dieſe wurden zu ſchlecht bezahlt. Eine Folge davon war, daß ſich zu den Aufſeherſtellen gewöhnlich nur ſchlechte Leute meldeten, und daß dieſe ſich unerlaubte Vortheile zu verſchaffen ſuchten. Die Zuchthäusler arbeiteten gewöhnlich täglich nur ſieben Stunden; die übrige Zeit arbeiteten die fleißigen für ihre eigene Rechnung, welches die Zuchtmeiſter gerne zugaben, und ſogar begünſtigten, weil ſie ſowohl bey dem Verkauf der Arbeiten, als bey dem Einkauf von Lebensmitteln, oder andern Nothwendigkeiten die Unterhändler waren. Der Abgaben ungeachtet, welche ſich die arbeitenden Züchtlinge gefallen laſſen mußten, geſchah es häufig, daß fleißige Arbeiter, wenn ſie aus dem Zuchthauſe entlaſſen wurden, funfzig bis hundert Thaler erſpart hatten. Die zu kleine Zahl, die Nachläſſigkeit, und Ungewiſſenhaftigkeit der Aufſeher waren ferner Urſache, daß weder beide Geſchlechter gehörig von einander, noch die Zöglinge überhaupt von der übrigen Geſellſchaft ſo abgeſondert wurden, als ſie hätten abgeſondert werden ſollen.

Man konnte den Züchtlingen zuſchleppen, und die Züchtlinge konnten das Zugeſchleppte verzehren, wie ſie wollten, wenn man ſich nur vorher mit den Aufſehern abgefunden hatte. Wohnung, Kleidung, und Betten der Züchtlinge waren äußerſt unreinlich, und ungeſund; und nichts deſto weniger koſtete jeder Gefangene bloß an Kleidung und Nahrung in ältern Zeiten jährlich über 41 Cronen oder Thaler, weil die Aufſeher mit dem, was ihnen zur Nahrung und Kleidung der Gefangenen anvertraut wurde, eben ſo wenig redlich umgingen, als ſie ihre übrigen Pflichten erfüllten. Bey ſolchen Mißbräuchen wurde nur eine Nebenabſicht der Strafe von Züchtlingen erreicht: die Unfähigkeit der Gefangenen nämlich, ihren ehemahligen Mitbürgern zu ſchaden. Uebrigens wurden die Züchtlinge durch die ſchlechte Geſellſchaft, in welcher ſie waren, und wenn ſie keine Luſt zu eigenen Arbeiten hatten, durch die Gewohnheit zu faullenzen, viel mehr verdorben, als ſie vorher geweſen waren. Für die Fleißigen war der Aufenthalt im Zuchthauſe eher eine vortheilhafte Penſion, als eine Strafe; und nur diejenigen, die das Unglück hatten, den Zuchtmeiſtern zu mißfallen, waren der Willkühr, und Brutalität dieſer eben ſo harten, als eigennützigen Menſchen ausgeſetzt. An die Beſſerung von Gefangenen durch die Erlernung und Uebung nützlicher Arbeiten, und durch einen vernünftigen Unterricht wurde gar nicht gedacht.

Ungefähr vor vier, oder fünf Jahren erhielt das Berniſche Zuchthaus vorzüglich durch die erleuchtete, und patriotiſche Thätigkeit des Herrn Rathsherrn von Manuel eine ganz andere Einrichtung, bey welcher außer einer zweckmäßigen Strafe zugleich eine ſolche Beſſerung der Gefangenen bewirkt wird, als man bisher kaum für möglich hielt, daß in Zuchthäuſern erreicht werden könne.

Zuerſt vermehrte man die Zahl der Aufſeher, und erhöhete ihren Gehalt; unterſagte ihnen aber zugleich bey unvermeidlicher Strafe von Abſetzung allen Kauf, und Verkauf in ihrem ſowohl, als in der Gefangenen Namen, alles Verſchenken, und heimliches Zuſtecken, und allen Gebrauch der Gefangenen zu ihrem eigenen Nutzen. Man wies dem Verwalter und Buchhalter, dem erſten, und dem Unterzuchtmeiſter, ihren Weibern und Mägden, der Köchinn, der Hausmagd, und dem Hausknecht, wie dem Teutſchen Pfarrer, dem Teutſchen und Franzöſiſchen Schulmeiſter, und endlich dem Webermeiſter, einem jeden genau ſeine Geſchäffte an. Der Weber- und Spinnmeiſter muß nicht bloß die ankommenden, und unwiſſenden Züchtlinge im Spinnen, oder Spuhlen, oder Weben, und andern hieher gehörigen Arbeiten unterrichten, ſondern er muß auch den Züchtlingen die zu verarbeitenden Materialien austheilen, und Achtung geben, daß ein jeder ſeine Arbeit gut verrichte. Während der Arbeitsſtunden der Züchtlinge alſo darf ſich der Webermeiſter nicht entfernen, oder für ſich ſelbſt arbeiten. Einige Schläge mit dem ſogenannten Rinderzähm ausgenommen, dürfen weder der Ober- noch die Unterzuchtmeiſter die Züchtlinge ohne Vorwiſſen der Directoren abſtrafen. Alle Aufſeher ſind verpflichtet, dafür zu ſorgen, daß beide Geſchlechter ſtets von einander abgeſondert bleiben. Betteln, Trinken, und Stehenbleiben auf der Gaſſe ſind gleich ſtrenge unterſagt.

Die Tage, und Stunden der Arbeit und Ruhe, und die Arbeiten ſelbſt ſind, und werden mit eben ſo vieler Weisheit, als Menſchlichkeit ausgetheilt. Die Sonntage und hohen Feſttage ausgenommen, ſind alle übrige Tage des Jahrs zu Arbeitstagen beſtimmt. Vom erſten April bis zum erſten October werden die Gefangenen Morgens um 4 Uhr, und vom erſten October bis zum erſten April um 5 Uhr aufgeweckt. Wenn ſie ſich angekleidet, und in der Arbeitsſtube

ſtube in Gegenwart des Zuchtmeiſters gewaſchen, und ein Morgengebet angehört haben; ſo gehen ſie bis 7 Uhr an ihre Arbeit. Von 7 bis 8 Uhr iſt Ruheſtunde, und wird das Frühſtück genoſſen. Von 8 bis 11 Uhr wird wieder gearbeitet, und dann von 11 bis 12 Uhr den Teutſchen Züchtlingen von einem Teutſchen, und den Franzöſiſchen von einem Franzöſiſchen Schulmeiſter Religions-Unterricht gegeben. Von 12 bis 1 Uhr eſſen, und ruhen die Gefangenen zum zweytenmahl. Von 1 bis 4 Uhr iſt wieder Arbeits-Zeit. Von 4 bis 5 Uhr wird zum Abendbrod die dritte Ruheſtunde gegönnt. Von 5 bis 9 Uhr arbeiten die Züchtlinge, die Stunde des Nachteſſens von 7 bis 8 Uhr ausgenommen. Nach 9 Uhr wird ein Gebet verrichtet, und nach dieſem die Gefangenen zur Ruhe geführt. An Sonn- und Feſttagen wird nicht bloß geſungen, gebetet, und ein Abſchnitt aus der heiligen Schrift erklärt, ſondern die Teutſchen Gefangenen werden auch von einem Teutſchen Pfarrer, und die Franzöſiſchen von dem Franzöſiſchen Schulmeiſter in der Religion unterrichtet.

Außer der Säuberung der Stadt, wozu täglich ohngefähr funfzig Perſonen gebraucht werden, hält man die Gefangenen im Hauſe zum Spinnen, Spuhlen, Weben, Wolle-Kra-

tzen

zen und ähnlichen Arbeiten an. Wer durch eine vorher erlernte Arbeit mehr verdienen kann, als durch die gewöhnlichen Hausarbeiten, dem werden Werkzeuge und Materialien dazu angeſchafft. Alle Nothwendigkeiten des Hauſes, Kleidungsſtücke, Schuhe, Wagner-, Drechsler- und Schreiner-Arbeiten werden von den Züchtlingen ſelbſt verfertigt. Die Geſchickteſten und Fleißigſten beſchäfftigt man am liebſten zu Hauſe; doch werden alle wenigſtens zween Tage in der Woche außer dem Hauſe gebraucht, damit ſie friſche Luft ſchöpfen, und geſunde Bewegung haben.

Die Speiſen beſtehen für diejenigen Züchtlinge, die weder ſtrafbar träge, noch vorzüglich fleißig ſind, das ganze Jahr durch Morgens in einer Erbſenſuppe und in Haberbrey, Abends in einer Haberſuppe und Mittags in einer Gerſtenſuppe, und in einer Schüſſel von trockenem oder grünem Gemüſe oder Obſt. Die Bewohner des Arbeitshauſes erhalten jeden Donnerſtag ſtatt des Gemüſes Kaldaunen, und Sonntags Fleiſchſuppe, und ein halbes Pfund Rindfleiſch. Die Bewohner des Zuchthauſes bekommen nur alle vierzehn Tage, oder jeden zweyten Sonntag Fleiſchbrühe, und Rindfleiſch.

In beiden Häuſern können die Züchtlinge durch ihren Fleiß oder Unfleiß ihre Koſt ſehr verbeſſern, oder verſchlimmern; und dieſe Einrichtung halte ich für eine der vortrefflichſten, die jemahls in ſolchen Häuſern gemacht worden. Man theilt die Züchtlinge in Anſehung ihres Fleißes oder Unfleißes, und der Belohnungen und Strafen, die ſie dadurch verdienen, in fünf Claſſen.

In die erſte gehören die vorſetzlich Unfleißigen, die weniger Arbeit liefern, als man von einem jeden geſunden Menſchen von mäßigen Kräften, und Geſchicklichkeit verlangen kann. Dieſe erhalten zu ihrer Nahrung nichts, als Waſſer und Brod. Die zweyte Claſſe machen diejenigen aus, die gerade nur ſo viel arbeiten, als man von einem jeden geſunden Züchtlinge fordert, und deren monatliche Arbeit nicht den Werth von 45 Batzen überſteigt. Den Züchtlingen der zweyten Claſſe, die nichts mehr thun, als was man ihnen aufgegeben hat, empfangen die gewöhnliche Portion der gewöhnlichen Speiſen: nämlich ein halb Pfund Brod, Suppe, und einmahl Zugemüs, wie man in der Schweiz ſagt. Die dritte Claſſe enthält diejenigen, deren monatliche Arbeit wenigſtens den Werth von 61 Batzen beträgt, und denen außer der Suppe zweymahl Zugemüs, und $\frac{3}{4}$ Pfund Brod gereicht wird. Die Züchtlinge der vierten Claſſe, von welchen man den Werth von 69 Batzen monatlicher Arbeit verlangt, erhalten dieſelbigen Speiſen, die denen der dritten Claſſe beſtimmt ſind; doch wird ihnen $\frac{1}{4}$ Pfund Brod mehr gegeben. Die fünfte und höchſte Claſſe umfaßt endlich diejenigen, deren monatliche Arbeit auf 84 Batzen und darüber geſchätzt wird. Den Fleiß ſolcher Züchtlinge belohnt man dadurch, daß man ihnen außer der Suppe, und dem doppelten Zugemüſe noch Fleiſch und Wein, und täglich $1\frac{1}{2}$ Pfund Brod gibt. Ueberdem können die fleißigſten Züchtlinge darauf rechnen, daß man ihnen bey der Entlaſſung ein ihrem Fleiße entſprechendes Prämium reichen werde, ſo wie die auf ihre ganze Lebenszeit zum Zuchthauſe verurtheilten Gefangenen hoffen dürfen, daß ſie nach funfzehn Jahren ihre Freyheit wieder erlangen werden, wenn ſie ſich während ihrer Strafzeit ordentlich, und fleißig betragen haben.

Die muſterhafte Einrichtung, vermöge deren man die Züchtlinge in Stand geſetzt hat, ihre Lage um verſchiedene Grade zu verbeſſern, hat das Berniſche Zuchthaus nicht nur zu einer Schule des Fleißes und der Beſſerung gemacht, ſondern hat auch die Koſten deſſelben um mehr, als ein Viertel vermindert, ungeachtet man die Zahl und Beſoldungen der Bedienten, und die Nahrung der fleißigen Züchtlinge beträchtlich verbeſſert hat. Im Jahre 1782 koſteten 190 Gefangene im Berniſchen Zucht- und Arbeitshauſe 10991 Cronen. Ihr Verdienſt betrug nicht mehr, als 5974 Cronen, und jeder Gefangene alſo koſtete jährlich 24 Cronen, 17 Batzen, 3½ Creuzer. In den folgenden Jahren nahm die Zahl der Gefangenen, und die Summe des jährlichen Aufwandes immer zu, allein in gleichem Verhältniß ſtieg auch der Gewinn der Arbeit der mit einander wetteifernden Züchtlinge, ſo daß im Jahre 1787 zwey hundert und fünf und ſechszig Gefangene zwar eine Ausgabe von 14894 Cronen verurſachten, aber auch 9835 Cronen durch ihre Arbeit wieder erwarben, und alſo nur 5059 Cronen als unerſetzter Aufwand übrig blieben. Wenn man die Zahl der Züchtlinge in den vier letzten Jahren durch die Summen des reinen Aufwandes in eben dieſen Jahren theilt, ſo ergibt ſich, daß jeder Gefangene im Durchſchnitt nur 18 Cronen und 2 Creuzer gekoſtet hat. Ungeachtet die Züchtlinge im Arbeitshauſe beſſer gekleidet und genährt werden, als die des Zuchthauſes, ſo koſten doch die letztern mehr, als die erſtern, weil ſie mehr Bediente, und ſchärfere Aufſicht, als die letztern erfordern. Man hat berechnet, daß jeder Gefangene im Zuchthauſe täglich 12½ Creuzer, und hingegen im Arbeitshauſe nur 12 Creuzer koſtet.

Für die Zweckmäßigkeit und Reinlichkeit der Kleidung der Gefangenen kann nicht beſſer, als im Berniſchen Arbeitshauſe und Zuchthauſe geſorgt werden. Man ſchneidet allen Gefangenen, die auf mehrere Jahre in das Zuchthaus verurtheilt ſind, gleich nach ihrem Eintritt das Haar nahe am Kopfe ab, und dies wiederholt man alle zween Monate, die letzten ſechs Monate vor der Entlaſſung ausgenommen. Alle Gefangene müſſen gleich nach ihrer Ankunft in ein Bad gehen, um ſich ganz rein zu waſchen, und wenn ſie aus dem Bade kommen, ſo wird ihnen die Kleidung des Hauſes angethan. Die Kleider hingegen, die ſie mitbringen, werden der Frau des Zuchtmeiſters zum Waſchen übergeben, und hernach dem Verwalter überliefert, der ſie, mit der Nummer des Gefangenen bezeichnet, bis zur Entlaſſung des letztern im Magazin aufhebe. Die Kleidung der Männer im Zuchthauſe beſteht in einem kurzen, braunen, und ſchwarzgeſtreiften Rocke, von halb wollenem, und halb leinenem Tuche, in einem Wamms, und in langen Beinkleidern von demſelbigen Zeuge. Rock und Wamms ſind mit demſelbigen Tuche, die Beinkleider aber mit Linnen gefuttert. Hiezu kommen noch im Winter wollene, im Sommer linnene Strümpfe, Schuh mit hölzernen Sohlen, und Mützen von eben dem Zeuge, aus welchem die übrigen Kleidungsſtücke gemacht ſind. Alle Kleidungsſtücke ſind mit der Nummer des Trägers bezeichnet, und an den Röcken der Zuchthäusler ſind an der Bruſt die beiden Buchſtaben S. H., und an den Röcken der Arbeitshäusler die Buchſtaben A. H. ausgeſchnitten, und mit weißem Tuche unterlegt. Jeder Züchtling hat wenigſtens drey Hemden, wovon ihm Sonnabends ein reines zum Wechſeln gegeben wird. Die Kleidung der Arbeitshäusler iſt, wie die der Weiber, in beiden Häuſern von demſelbigen Stoff, aber blau von Farbe. Die Weiber erhalten außer einem Rock und Unterrock ein Corſet, eine Jacke, und eine Kappe ohne Spitzen, vier Hemden, und drey Schürzen. Eine vollſtändige Mannskleidung koſtet im Zuchthauſe 7 Cronen, und im Arbeitshauſe 7 Cronen und 10 Batzen. Eine vollſtändige Weiberkleidung aber koſtet im erſtern Hauſe nur 4, und im letztern 4 Cronen und 20 Batzen. Ich habe nicht nöthig, Sie aufmerkſam darauf zu machen, daß durch die ausgezeichnete Kleidung, und durch die Schur des Kopfes die Flucht der Gefangenen ſehr erſchwert wird. Alle Gefangene müſſen wenigſtens im Jahre einmahl baden, und ſich, ſo oft es nöthig iſt, die Füße waſchen.

Auf die Reinlichkeit der Häuſer, und der Betten der Gefangenen wird nicht weniger Sorgfalt, als auf die Reinlichkeit ihrer Leiber, und Kleider gewandt. In jeder Woche werden alle Zimmer, Gänge, und Treppen Sonnabends bey offnen Fenſtern und Thüren ausgefegt, und dies wird an den Gängen und Treppen Mittwochs wiederholt. Im Sommer bleiben die Thüren und Fenſter der Schlafkammern den ganzen Tag offen; auch ſind in den Arbeitsſtuben ſtets einige Fenſter geöffnet. Im Winter werden die Thüren wenigſtens eine Stunde lang offen gehalten; und Zimmer und Gänge werden wöchentlich einigemahl, und das Speiſezimmer nach dem Eſſen allemahl mit Wacheider geräuchert. — In jede Bettſtelle gehört ein Unterbett, und Hauptküſſen von Streu, zwo wollene Decken, und ein Paar Leintücher, die alle ſechs Wochen geändert werden.

Unter den Anſtalten, die man zur Sicherheit des Hauſes, und zur Verwahrung der Flüchtlinge getroffen hat, ſind einige vorzüglich bemerkenswerth. Sobald es finſter wird, werden die Laternen in den Gängen angezündet; Lichter aber ſind einzelnen Gefangenen eben ſo wenig, als Fakeln erlaubt; und Meſſer nur allein zum nothwendigen Gebrauch beym Eſſen. Der Zuchtmeiſter, der alle Schlüſſel in ſeiner Verwahrung hat, iſt verpflichtet, einigemahl in der Woche alle Schlöſſer und Gitter zu beſichtigen. Eben ſo oft werden die Kammern, Bettſtellen, Unterbetten Küſſen, u. ſ. w. genau durchgeſucht. — Alle Strafen, die man den Gefangenen zuerkannt und an ihnen vollzogen hat, werden in ein beſonderes Buch geſchrieben, das bey wiederholten Vergehungen gegen die Thäter als Kläger auftritt, und ihre Züchtigung erſchwert. Leiſes Reden iſt ohne Ausnahme, ſo wie alles Reden bey Tiſche verboten. Ausreißer, die man wieder ertappt, verlieren dadurch die Zeit der ſchon ausgeſtandenen Strafe, und beym zweyten Verſuche werden die flüchtigen Arbeitshäusler in das Zuchthaus verſetzt, und den Zuchthäuslern Springketten angelegt.

Bey den großen Vorzügen des Berniſchen Zuchthauſes haben mir nur zwey Stücke bedenklich geſchienen: nämlich das Zuſammenſchlafen von Gefangenen in Einem Bette, und dann das Vermiethen der Züchtlinge zum Tragen, Graben, und andern Handarbeiten außer dem Hauſe. Das erſtere könnte leicht unnatürliche Sünden veranlaſſen; und das andere muß allem Anſehen nach den ehrlichen Tagelöhnern ſchaden, die in Bern nicht unter 8 Batzen arbeiten können.

Ein ſicherer Beweis des wachſenden Wohlſtandes des Cantons Bern iſt die noch immer zunehmende Bevölkerung. Den jährlichen Gewinn an Menſchen habe ich, ſo wie die ganze Volksmenge, ſelbſt von Mitgliedern der Regierung in ſehr verſchiedenen runden Zahlen angeben gehört, nicht, wie ich glaube, deßwegen, weil ihnen die Papiere unbekannt waren, die ich durch freundſchaftliche Mittheilung erhalten habe, oder weil ſie den gegenwärtigen Zuſtand ihres Landes verherrlichen wollten, ſondern weil ſie die Reſultate von Rechnungen, die der Regierung vorgelegt worden, nicht richtig behalten hatten *). Nach einer Zählung, die im Jahre 1783 vorgenommen wurde, enthielt die Stadt, und das Gebiet der Republik Bern 383,549 Seelen, und der jährliche Gewinn an Menſchen ſteigt

---

*) Lange nach meiner Rückkunft ſchrieb man mir, daß die Tabellen, die ich in Bern erhielt, der Regierung noch immer nicht vorgelegt worden.

ſteigt nach den Berechnungen der letztern Jahre von 2363 bis 2578, ſo wie man annehmen kann, daß im Durchſchnitt jährlich 200 bis 215 Menſchen durch Auswanderungen, unter welchen die auswärtigen Kriegsdienſte mit begriffen ſind, für den Canton verlohren gehen. Die Bevölkerung ſoll zwar im Teutſchen Gebiete ſtärker, als im Franzöſiſchen zunehmen; allein das Pays de Vaud ſoll doch auch nicht mehr, wie ich vor ſechs Jahren hörte, an Bewohnern verlieren. Bey der ſtets wachſenden Bevölkerung, und Wohlhabenheit des Cantons Bern muß man nothwendig erſtaunen, wenn man hört, oder lieſt, daß die Bürger von Bern, und zwar die regierenden ſowohl, als nicht regierenden Geſchlechter ſchon über ein Jahrhundert abgenommen haben, und noch immer abnehmen, ungeachtet ſie vor den übrigen Einwohnern der Stadt und des Cantons die größten und mannigfaltigſten Vorzüge haben. Folgende Data, die aus zuverläſſigen Quellen geſchöpft, und die wahrſcheinlich dem größten Theile der Einwohner von Bern unbekannt ſind, werden Ihnen den vormahligen und gegenwärtigen Zuſtand der Bürgerſchaft von Bern hinlänglich bekannt machen, und werden in Ihnen nicht weniger Fragen und Betrachtungen, als in mir, veranlaſſen.

Die regimentsfähige Bürgerſchaft in Bern hat ſeit einem Jahrhundert um die Hälfte abgenommen. Noch in dem erſten Decennio dieſes Jahrhunderts wurden aus den regierenden Geſchlechtern 1782 Kinder geboren; in den zehn Jahren hingegen, die zwiſchen 1770 bis 1780 verfloſſen, wurden nur 893 Kinder getauft. Die Zahl der Geſchlechter, die zwiſchen 1684 und 1784 ausgeſterben ſind, beträgt 207; und alſo in einem Zeitraum von hundert Jahren verſchwanden jährlich mehr als zwey Geſchlechter. Dies ſchreckliche Ausſterben hat in den letzten zwanzig Jahren um ein Viertel nachgelaſſen. Im Jahre 1768 lebten in Bern 268 regimentsfähige Familien, die ſich bis 1787 nur um 19 vermindert haben, ſo, daß man jetzo den jährlichen Abgang auf anderthalb Familien berechnen kann. Wenn aber in den letzten zwanzig Jahren die Zahl der ausgeſtorbenen Geſchlechter geringer war, als in den vorhergehenden achtzig Jahren, ſo war hingegen der Verluſt an Perſonen, oder das Zuſammenſchmelzen aller Familien um deſto beträchtlicher. Im Jahre 1768 beſtanden die 268 regierenden Geſchlechter aus 2325 Köpfen. Neunzehn Jahre ſpäter zählte die um 30 Geſchlechter verminderte regimentsfähige Bürgerſchaft nur 2129 Mitglieder, alſo

206

206 Perſonen weniger, als im Jahre 1768 gelebt hatten. Nicht weniger traurig iſt es, daß ſich mit der Zahl der Geſchlechter auch die Fruchtbarkeit der Ehen vermindert hat. Zwiſchen 1700 und 1780 nahm die Zahl der Ehen nur um ein Sechstel, die Zahl der Geburten aber um die Hälfte ab. Noch im Jahre 1700 konnte man vorausſetzen, daß jede Ehe vier Kinder bringen würde; jetzo hingegen kann man auf jede Ehe in regierenden Familien höchſtens drey Kinder rechnen. Kurz vor der letzten Regiments-Beſatzung bemerkte man, daß unter zweyhundert Mitgliedern des großen Raths ſieben und funfzig gar keine Kinder, und neunzig, jedes nur Einen Sohn hatte. Weil man in den letzten Jahren fünf Geſchlechter, die entweder niemahls, oder doch ſeit Menſchendenken keinen Theil an der Regierung hatten, unter die regimentsfähigen Geſchlechter aufgenommen hat; ſo beſtand die regimentsfähige Bürgerſchaft in Bern im Jahre 1787 aus 243 Familien, und 2162 Perſonen beiderley Geſchlechts.

Die regimentsfähigen Familien machen nicht ganz die Hälfte der Berniſchen Bürgerſchaft aus, wie Sie aus folgendem Verzeichniſſe ſehen werden. Im Jahre 1787 ſtieg die Zahl aller Berniſchen Bürger auf 2153, und der Bürgerinnen auf 2402. Unter den erſtern waren 332 Handwerker, 739 Ehemänner, 678 ledige Mannsperſonen zwiſchen 16 und 60, und 32 über ſechszig Jahre. Unter den Bürgern überhaupt waren 145 Perſonen zwiſchen 60 bis 70 Jahren, 68 zwiſchen 70 bis 80, und 16 über 80 Jahre. Unter den Bürgerinnen waren 739 Eheſrauen, wovon in den geringern Claſſen wenigſtens ein Drittel vom Lande ſeyn ſoll, ledige zwiſchen 16 und 50 Jahren 615, über 50 Jahre 138, Mädchen 598. In Anſehung der Dauerhaftigkeit ſcheinen die Bürgerinnen von Bern vor den Bürgern keinen Vorzug zu haben; denn ſie hatten unter ſich nur 145 Perſonen zwiſchen 60 bis 70 Jahren, 77 zwiſchen 70 bis 80 Jahren, und 17 Perſonen über 50 Jahre. Wenn man zu der angegebenen Zahl aller Bürger und Bürgerinnen von Bern auch die ſogenannten ewigen Einwohner rechnet, die ich in meinen vorigen Briefen ſchon beſchrieben habe, und die 111 Perſonen männlichen, und 114 Perſonen weiblichen Geſchlechts ausmachen; ſo beträgt doch die Bürgerſchaft nicht die Hälfte der Einwohner der Stadt Bern, und dies Mißverhältniß zwiſchen Bürgern und Nichtbürgern muß noch immer zunehmen, da die Bevölkerung der Stadt Bern beſtändig ſteigt, und die Zahl der Bürger, und

bürger=

bürgerlichen Familien mit jedem Jahre geringer wird.

Man kann mit viel mehr Zuverſicht behaupten, daß die Urſachen der unaufhaltſamen Verminderung der Berniſchen Bürgerſchaft in der eigenthümlichen Verfaſſung, und zwar höchſt wahrſcheinlich in den ſcheinbaren Vortheilen liegen müſſen, welche die Berniſche Verfaſſung den Bürgern vor den Nicht-Bürgern verſchafft; daß ferner die Abnahme der regierenden und nicht regimentsfähigen Bürger durch ganz verſchiedene Urſachen bewirkt werde; als man ſich ſchmeicheln darf, alle die Urſachen, wodurch dieſe auch in andern ähnlichen Staaten ſich zeigende Erſcheinung hervorgebracht wird, und die Wirkſamkeit, oder den Einfluß einer jeden einzelnen Urſache anzugeben.

Am leichteſten wäre freylich das ſchwere Räthſel aufgelöſt, oder vielmehr zerſchnitten, wenn man die Schreckbilder unſers Zeitalters, überhandnehmende Prachtliebe, und Sittenverderbniß, und beſonders diejenigen Laſter, wodurch die Geſundheit und Zeugungskraft der Menſchen am meiſten zerſtört oder geſchwächt wird, Schwelgerey und Ueppigkeit, als die Urſachen des Zuſammenſchwindens der Berniſchen Bürgerſchaft anführte. Allein dieſe allgemeinen

Erklärungsformeln, die man allenthalben braucht, und allenthalben gelten läßt, wären in dem gegenwärtigen Fall gewiß ſehr übel angebracht.

Freylich haben in Bern, wie anderswo, mit dem aus der wahren Aufklärung entſtehenden höhern Lebensgenuß die Bedürfniſſe, und mit den Bedürfniſſen der Aufwand zugenommen, und die heutigen Berner wohnen daher bequemer, kleiden und nähren ſich beſſer, und halten oder beſuchen mehr Geſellſchaften, als ihre entferntere Vorfahren: man kann aber im geringſten nicht ſagen, daß in Bern ein ungewöhnlicher und verderblicher Luxus, oder eine das Vermögen ſowohl, als die Geſundheit zerſtörende Schwelgerey herrſche. Solchen Ausſchweifungen widerſetzen ſich nicht bloß die Aufwandsgeſetze, ſondern noch viel mehr der Geiſt der Verfaſſung, aus welchem dieſe Geſetze ausfloſſen, und dann die faſt allgemeine Denkungsart der vornehmen Geſchlechter, die in Ariſtokratien mehr, als in andern Regierungsformen, für ihre Erhaltung ſorgen, weil man es nirgends ſo ſehr der Mühe werth glaubt, zu den erſten zu gehören. Prachtliebe und Wohlleben haben in dieſem Jahrhundert, und beſonders in den letzten zwanzig Jahren auf dem Lande, und zwar unter den Hirten ſowohl, als unter den Ackerbauenden, und fabricirenden Landleuten

leuten ohne Verhältniß mehr, als in der Hauptſtadt zugenommen. Auch auf den Berniſchen Alpen begnügen ſich die Hirten nicht mehr mit den einfachen Milchſpeiſen, womit die Väter und die Großväter ſich nährten, ſondern man trinkt ein oder mehrere mahl Caffee mit dem beſten Rahm, hält den Wein für unentbehrlich, und ißt das beſte Kalbsfleiſch und wol gar Gebackenes. Noch leckerhafter, als die Aelpler ſind die reichen Bauern im Emmethal and Aargäu, beſonders in Emmethal, wo die Landleute noch überdem mit ſtädtiſcher Pracht meublirt und gekleidet ſind. In Emmethal ſoll kein wohlhabender Bauer ſeyn, der nicht zu ſeinem Vergnügen ein ſchönes Pferd, und einen leichten ſauber gearbeiteten Wagen hielte; und wenn einer es nicht vermag, ſo verbindet ein ſolcher ſich mit einem andern, oder mit einigen von ſeinen Nachbaren, um auf gemeinſchaftliche Koſten eine ländliche Equipage anzuſchaffen. In Bern hingegen fiel es mir diesmahl gleich in den erſten Tagen auf, daß die Pracht in Kleidern und Putz nicht nur geringer, als vor ſechs Jahren, ſondern auch mäßiger, als in andern Teutſchen und Schweizeriſchen, ohngefähr gleich großen, und weniger reichen Städten ſey. Als ich dieſe Beobachtung den einſichtsvollſten, und unparteyiſchſten unter meinen hieſigen Freunden

den mittheilte, verſicherten mir dieſe übereinſtimmend, daß Häuslichkeit und Sparſamkeit in den letzten Jahren merklich zugenommen, und die Sitten des andern Geſchlechts ſich in Vergleichung mit vorigen Zeiten eben ſo ſehr gebeſſert hätten. In Bern ſey jetzo unter den jungen Frauen zwiſchen zwanzig und dreyßig Jahren keine einzige, die in einem verdienten übeln Rufe ſtehe, und dies ſey, wie man hinzuſetzte, um deſtomehr zu verwundern, da manche Ehen anfangs nicht aus gegenſeitiger Zuneigung, ſondern nach allerley Familien-Verhältniſſen geſchloſſen würden. Ein nachheriges vernünftiges und liebreiches Betragen mache ſelbſt die meiſten Conventions-Ehen, oder die Verbindungen von Perſonen glücklich, die mehr durch das Schickſal, als durch ihre Wahl mit einander vereinigt worden.

Wenn aber, werden Sie fragen, weder Verſchwendung, noch die Laſter der Sinnlichkeit die Berniſche Bürgerſchaft untergraben, wo ſoll man denn den Wurm ſuchen, der an dem Baume ihres Lebens naget? wo den Sitz und die Urſachen der langſam abzehrenden Krankheit der Bürgerſchaft, da doch der Berniſche Landsmann und auch die übrigen Einwohner von Bern, die keine Bürger ſind, bey einer größern,

ßern, oder wenigſtens gleichen Pracht und Wohlleben zu einem immer höhern Wohlſtande aufblühen?

Hierauf antworte ich kurz nach den ſorgfältigſten Forſchungen: die wahre, wenn gleich verſteckte Urſache des allmählichen Verdorrens und Abſterbens der Berniſchen Bürgerſchaft liegt in der Verfaſſung, wodurch der lebendige und alles belebende Geiſt der Thätigkeit, und des emporſtrebenden Wetteifers in dem Vornehmen, wie in dem Geringen erſtickt, oder zurückgehalten wird. Dieſe Wirkung der Verfaſſung iſt bey der kleinen Bürgerſchaft freylich viel augenſcheinlicher, als bey den regimentsfähigen Geſchlechtern. Die meiſten Handwerker, die das Bürgerrecht von Bern beſitzen, ſind zu ſtolz, als daß ſie irgend eine Handarbeit aus dem Grunde lernen, und mit Eifer üben ſollten; ſo ſtolz, als in Teutſchland kaum der roheſte Adel auf ſeine Ahnen geweſen iſt, oder noch iſt. Dieſer lächerliche Stolz, der ſich gemeiner, aber ehrlicher Arbeiten ſchämt, und die daher entſtehende Ungeſchicktheit und Trägheit, führen, wenn auch nicht immer zu den Laſtern gemeiner Müßiggänger, zur Völlerey und Liederlichkeit, wenigſtens zur Vernachläſſigung des Nahrungs-Zweiges, womit man ſich ſelbſt, und Weib, und Kinder erhalten ſollte, und zuletzt zu Bankerotten und Armuth. Wenn aber Profeſſioniſten in Bern auch geſchickt und fleißig genug ſind, um ſich mit ihrer Händearbeit anſtändig nähren zu können, ſo kommen ſie doch deßwegen ſelten auf einen grünen Zweig, weil die Vornehmen, für welche ſie arbeiten, entweder gar nicht, oder ſchlecht und langſam, und zwar ſelten eher, als drey Jahre nach der Lieferung der Arbeit bezahlen. Der geringere Bürger hat nicht das Herz, über dieſe Weigerung, oder Zögerung der Bezahlung zu klagen, weil er ſich vor der Rache der Mächtigen fürchtet, und durch ſtille Geduld hingegen kräftige Fürſprache zur Erhaltung irgend eines Aemtchens zu erlangen hofft, das in Bern, wie in den kleinern ariſtokratiſchen Reichsſtädten das höchſte Ziel des arbeitſcheuen gemeinen Mannes iſt. Schlägt endlich auch dieſe Hoffnung fehl, ſo tröſtet ſich der verarmende Bürger von Bern immer damit, daß er entweder in den Reichthümern ſeiner Zunft hinlängliche Unterſtützung, oder in dem prächtigen Spital einen bequemen und ſichern Zufluchtsort finden werde. Wenn alſo auch ein großer Theil der kleinern Bürger von Bern ſo träge, ſo liederlich und ſo verworfen iſt, als er gemeiniglich geſchildert wird, ſo bleibt es doch immer wahr, daß die Schuld davon ganz, oder faſt ganz auf die Verfaſſung und das Betragen der Reichen fällt *).

Ungeachtet die regimentsfähigen Geſchlechter vor allen übrigen Mitgliedern des Staats begünſtigt ſind, und die Vortheile der Verfaſſung ausſchließend zu genießen ſcheinen, ſo leiden ſie doch von dieſer ihnen ſo theuern Verfaſſung auf eine ähnliche Art, wie die geringere Bürgerſchaft. Die Söhne der regierenden Geſchlechter erwarten im Durchſchnitt wenig von ihren Fähigkeiten, Kenntniſſen und Fleiße, ſondern alles vom Staat, der in ihnen nicht ſowohl Gaben und Verdienſte, als das Glück ihrer Geburt belohnt. Dieſe Belohnungen beſtehn vorzüglich in den Landvogteyen, zu denen man aber der Regel nach nicht vor dem vier und dreyßigſten Jahre gelangt, weil man erſt mit dem dreyßigſten Jahre fähig wird, in den großen Rath zu kommen, und vier Jahre in der Regierung geweſen ſeyn muß, bevor man

---

*) Ein großer Kenner der Berniſchen Verfaſſung meldet mir, daß die Liebhaberey der Vornehmen für ausländiſche Waaren, und dann das Verziehen von vielen Handwerkern auf das Land die Haupturſachen des Verfalls der Handwerke in Bern, wie in vielen andern Städten ſeyen. — Ich geſtehe, daß dieſe Urſachen mir nicht genugthuend ſcheinen.

um eine Berniſche Landvogtey looſen kann *). Die meiſten Mitglieder erhalten daher ihre erſte Landvogtey nicht vor dem 35., 37., 40 Jahre und manchmahl noch ſpäter, weil es ſich ſelten trifft, daß gerade alsdann, wenn man in das dreyßigſte Jahr eingetreten iſt, eine Regimentsbeſatzung vorgenommen wird, und daß man gleich in den erſten Jahren, wo man um Landvogteyen looſen darf, ſo glücklich iſt, die goldene Kugel zu ziehen. Bis zum fünf und dreyßigſten, oder ſieben und dreyßigſten, oder gar vierzigſten Jahre alſo müſſen die Candidaten und Mitglieder der Berniſchen Regierung ganz allein, oder größtentheils von ihrem Vermögen leben; denn die untern oder vorbereitenden Stellen, die man vor der Aufnahme in den großen Rath erhält, ſind ſo wenig einträglich, daß man ſie für keine beträchtliche Unterſtützung halten kann. Das Vermögen von vielen Mitgliedern der Regierung iſt, auf gewöhnliche Art genutzt, nicht einmahl hinreichend, um davon anſtändig leben zu können.

Dieſe

---

*) Dies Geſetz wurde im J. 1731 gemacht. In eben dieſem Jahre aber verordnete man auch, daß, wenn Aemter von der dritten Claſſe ledig, und keiner aus den ältern Promotionen ſie begehren würde, alsdann die neuen Mitglieder des großen Raths auch vor dem Ende ihrer Wartzeit darum looſen könnten.

Dieſe werden alſo entweder gezwungen, ihre Gelder in die Franzöſiſchen Fonds zu legen, um höhere Zinſen zu ziehen, wodurch dann die Capitalien, und mit dieſen meiſtens auch die Hoffnung heirathen zu können, verlohren gehen, oder ſie müſſen in Erwartung einer einträglichen Landvogtey Schulden machen, womit, wie es heißt, viele Landvögte ihre Aemter antreten ſollen. Mancher vornehme Berner kann daher, wenn er auch noch ſo oft gerne will, nicht vor dem 37., 40. Jahre, oder noch ſpäter heirathen, und auch alsdann wird er oft durch ſeine Lage veranlaßt, eine Braut zu wählen, von welcher er ihres Alters ſowohl, als des ſeinigen wegen gar keine, oder doch keine zahlreiche und dauernde Nachkommenſchaft zu hoffen hat. Unter den regimentsfähigen Familien ſind nur wenige ſo reich, daß ſie ihre Söhne im Anfange des ſchönen und ſtarken männlichen Alters heirathen laſſen, oder, wenn die Väter oder beide Eltern geſtorben ſind, daß die Söhne, welche die väterliche Verlaſſenſchaft mit allen Geſchwiſtern zu gleichen Theilen theilen müſſen, von den Einkünften ihres Erbtheils Frau und Kinder ſtandesmäßig unterhalten können. Leider werden ſelbſt in den reichen Familien, in welchen frühe Heirathen nicht durch Mangel von hinlänglichem Vermögen gehindert werden, durch das eingeführte Römiſche Erbrecht, der Fruchtbarkeit von Ehen enge und für die Dauer von Geſchlechtern oft gefährliche Schranken geſetzt. Damit nämlich der Reichthum großer Familien nicht durch das Theilen unter viele Kinder zu ſehr zerſplittert, und das Anſehen und der Einfluß der Familien nicht zu ſehr geſchwächt werden, ſo hüten ſich ſelbſt manche reiche Eltern vor einer großen Nachkommenſchaft. Da nun die Berniſche Verfaſſung die Söhne der nichtreichen regimentsfähigen Geſchlechter vom Heirathen überhaupt, oder doch vom frühen und zeitigen Heirathen zurückhält, und auch in den reichen Familien die Fruchtbarkeit häufig einſchränkt, ſo kann man, glaube ich, mit Recht ſagen, daß die Verfaſſung das allmählige Ausſterben ſowohl der regimentsfähigen, als der nicht regierenden bürgerlichen Familien veranlaſſe. Nach den Erfahrungen mehrerer Menſchenalter ſind die Summen, welche die Landvogteyen jährlich in die regimentsfähigen Familien gießen, verbunden mit dem Ertrage der Stammgüter, und den Zinſen der von den Vorjahren zuſammengeſparten Capitalien, nicht hinreichend, die Bedürfniſſe der regierenden Geſchlechter zu beſtreiten, und die Lücken wieder auszufüllen, welche die Verſchwendung einzelner Mitglieder gemacht hat, oder noch immer macht; und eine nothwendige Folge dieſes Mißverhältniſſes zwiſchen Einnahme und Ausgabe, iſt eine fortgehende Verminderung ſo wohl der Regimentsfähigen Familien, als ihres Wohlſtandes.

Wenn man die Berniſche Verfaſſung nicht genau kennt, ſo iſt es leicht, auf den Gedanken zu kommen, daß die regierenden Geſchlechter nur das Vorurtheil, als wenn Handel und Manufacturen dem Patriciſchen Adel Abbruch thäten, zu überwinden, und der Staat alle nützliche Zweige der Induſtrie als ehrenvoll zu ermuntern brauche, um den regierenden Geſchlechtern in Bern in ihrer Betriebſamkeit neue und unerſchöpfliche Hülfsquellen zu eröffnen. Allein es war bisher nicht bloß Vorurtheil oder eigenſinniges Geſetz *), daß die Candidaten und Mitglieder der Regierung den Großhandel und die Errichtung von Manufacturen mieden, die beide eben ſo viele Kenntniſſe, als Zeit verlangen. Wenn man auch annehmen könnte, daß junge Berner bey der Erziehung

---

*) Im J. 1747 wurde es wirklich allen Standesgliedern verboten, ſich in Handelsſachen unter einander oder mit Fremden zu aſſociiren. Doch wurde es ſolchen, welche die Handlung gelernet hätten, erlaubt, dieſelbe nach ihrer Beförderung in die Regierung fortzuſetzen.

ziehung und Bildung, die ſie als künftige Mitglieder der Regierung erhalten müſſen, Zeit genug übrig behielten, um eine gehörige Kenntniß des Handels, oder der Manufacturen zu erwerben, ſo würde doch den meiſten das Vermögen fehlen, den einen oder die anderen anzufangen. Das Vermögen der meiſten Berner reicht allenfalls hin, um das zu erſetzen, was die Officier-Stellen in auswärtigen Dienſten, oder die Unterbedienungen in den Büreaux zu wenig einbringen; es iſt aber nicht groß genug, um wichtige Unternehmungen in der Stadt zu machen. Freylich gehen manche junge Berner von Familie, die in ihrer Vaterſtadt keine Ausſichten haben, nach fremden Handelsſtädten, und machen nicht ſelten ein außerordentliches Glück; allein dieſe erſetzen dann in Geſellſchaft von reichen Gehülfen, die ſie in Bern nicht finden können, durch Talente, und angeſtrengte Arbeitſamkeit, was ihnen an Vermögen abgeht, und werden gemeiniglich durch ihr Glück an den Ort gefeſſelt, wo ſie dieſes gefunden haben: einige wenige ausgenommen, die in ihrem Alter mit den gewonnenen Schätzen in ihr Vaterland zurückkommen. Wenn es aber endlich den Mitgliedern der vornehmen Familien, und der Regierung nicht an Kenntniſſen, und Mitteln fehlte, Handel und Manufacturen zu treiben, ſo würden doch beide ſchwerlich weder mit der ſechsjährigen, oder gar zwölfjährigen Abweſenheit vereinbar ſeyn, welche die Verwaltung von einer oder zwoen reichen Landvogteyen nothwendig macht, noch auch mit den täglichen und mannigfaltigen öffentlichen Geſchäfften, die den Mitgliedern des kleinen Raths, oder den eigentlichen Rathsherren obliegen. Geſetzt alſo auch, daß man nicht mehr glaubte, was man noch lange, und gewiß nicht ohne Urſache glauben wird, daß Handel, und bürgerliche Gewerbe das Anſehen der vornehmſten patriciſchen Geſchlechter, und der erſten Magiſtrats-Perſonen ſchwächen müßten; ſo würde doch die Einrichtung einer Republik, die ſo reiche Landvogteyen zu vergeben hat, als die Berniſche, ſich der Entſtehung und Beförderung von Handel und Induſtrie unter den regierenden Familien widerſetzen *).

Die

---

*) Ein verehrungswürdiger Berniſcher Patriot, dem ich meine Gedanken über die Abnahme der patriciſchen Geſchlechter mitgetheilt hatte, antwortet mir, daß der vornehmſte Grund dieſer Abnahme in den auswärtigen Kriegsdienſten liege. Der größere Theil der jungen Patricier gehe im 15ten oder 16ten Jahre in fremde Kriegsdienſte, wo ſie ihre beſten Jahre zubrächten. Daher entſtünden ſo viele ſpäte, ſo viele unfruchtbare, oder wenig fruchtbare Ehen.

Der

Die beſtändige Abnahme der Bürgerſchaft, und der daher entſtehende Hang der Verfaſſung zur Oligarchie hat ſchon lange allgemeine Befürchtungen und mannigfaltige Berathſchlagungen der Regierung hervorgebracht, und ſeit einem Jahre iſt eine beſondere Commiſſion niedergeſetzt, welche die Urſachen der Verminderung der Bürgerſchaft, und die leichteſten ſowohl, als kräftigſten Mittel dagegen unterſuchen ſoll. Dieſe Commiſſion hat bis jetzo nichts entſchieden, weil die einſichtsvollſten Staatsmänner, deren Gedanken ich durch einen glücklichen Zufall erhalten habe, in den Datis, von welchen ſie ausgehen, nicht weniger, als in den Folgen, die ſie daraus ziehen, von einander abweichen: noch mehr aber, weil das gegenwärtige oder ſcheinbare Intereſſe

aller

Der Geiſt der Regierung, bemerkt eben dieſer Berniſche Patriot, widerſetze ſich allerdings der Unternehmung von Fabriken, und der Entſtehung des Handels unter den patriciſchen Geſchlechtern. Ohne dieſen Grundſatz der Regierung würden die vornehmen Berniſchen Familien ſehr bald allen Handel, und alle Gewerbe zum Schaden der Landſtädte an ſich zu reiſſen ſuchen. Wenn die Verfaſſung nicht Handel und Wandel unter den angeſehenen Berniſchen Geſchlechtern zurückhielte; ſo würden die Fonds dazu ſehr leicht in den Familien-Kiſten, oder in den Aſſociationen von mehrern reichen Häuſern gefunden werden.

aller derer, die eine Ergänzung der regimentsfähigen Bürgerſchaft durch die Aufnahme neuer Geſchlechter allein befördern können, gegen eine ſolche Ergänzung ſtreitet, und dieſe Ergänzung ſelbſt mit viel größern Schwierigkeiten verbunden iſt, als Auswärtige ſich nur einbilden können.

Das ſcheinbare Intereſſe der gegenwärtigen Mitglieder der Regierung ſtreite, ſagte ich, gegen die Aufnahme von neuen regimentsfähigen Geſchlechtern. Die kleineren Familien nämlich fürchten, daß ſie durch die neuen und reicheren Geſchlechter, beſonders aus dem Adel des franzöſiſchen Gebiets, verdrängt werden möchten *). Die großen Familien dürfen zwar ſo etwas nicht fürchten, allein ſie ſehen doch ein, daß ihr Einfluß, und die Vortheile, welche ſie bisher genoſſen haben, um deſto mehr eingeſchränkt werden müſſen, je mehr angeſehene Geſchlechter an der Regie-

---

*) Dieſe Furcht war von jeher allen ariſtokratiſchen Familien in ähnlichen Fällen gemein. Als der Kaiſer Claudius auch den Edeln und Reichen außer Italien den Zutritt zu dem Senat und zu allen öffentlichen Würden geſtatten wollte, ſagten die Italiäniſchen Geſchlechter: (XI. 23. *Annal.* Non adeo aegram Italiam, ut ſenatum ſuppeditare urbi ſuae nequiret. Sufficiſſe olim indigenas conſanguineis populis, nec poenitere veteris reipublicae. Quin adhuc memorari exem-

Regierung Theil haben werden, und daß ſie hingegen hoffen können, um deſto mehr Perſonen aus ihrem Mittel in die Regierung zu bringen, je kleiner die Zahl von Nebenbuhlern werden wird. Ueberdem ſollen die großen Familien beſorgen, daß, wenn eine Ergänzung der Bürgerſchaft vorgenommen werde, eben dadurch die kleinern Familien ein unverlierbares Recht an der Regierung erhalten, oder zu erhalten ſich einbilden möchten. Dies doppelte Intereſſe der kleinern ſowohl, als der großen Familien wird die Aufnahme neuer Männer, und Geſchlechter allem Vermuthen nach ſo lange hinausſchieben, bis entweder die immer abnehmenden regimentsfähigen Familien nicht mehr ſo viele tüchtige Perſonen liefern können, als die Verwaltung des Staats verlangt, oder bis auch die nachtheiligen Folgen der Oligarchie ſo groß werden,

den,

---

empla, quae priſcis moribus ad virtutem et gloriam Romana indoles prodiderit. An parum, quod Veneti et Inſubres curiam irruperint, niſi coetus alienigenarum tanquam captivitas inferatur? Quem ultra honorem reſiduis nobilium? aut ſi quis pauper e Latio ſenator foret? Oppleturos omnia divites illos, quorum avi proavique, hoſtilium exercituum duces, exercitus noſtros ferro, vique ceciderint etc.

den, daß man ohne die Vermehrung der regierenden Geſchlechter eine die bisherige Verfaſſung gänzlich umkehrende Revolution befürchten muß [*]).

Eine andere Urſache, warum man die Ergänzung der regierenden Familien ſo lange, als möglich, hinausſetzen wird, iſt dieſe: daß die Aufnahme von neuen Geſchlechtern mit großen Schwierigkeiten, und Gefahren verbunden iſt. Die Zahl derjenigen Perſonen und Häuſer, deren Wünſche erfüllt werden, kann immer nur klein gegen die große Menge derer ſeyn, die ſich in ihren Hoffnungen und Anſprüchen getäuſcht finden; und unter denen, die ſolche Anſprüche machen, glauben immer die einen, Vorzüge vor den andern zu verdienen. Die wohlhabenden, aber nicht regierenden bürgerlichen Familien in Bern berufen ſich auf die Rechte ihrer Vorfahren, die ihnen oft erſt bey Menſchendenken durch unverdiente Unfälle, oder durch das Anſehen mächtiger Feinde, welche ſie von der Regierung ausſchloſſen, entriſſen worden. Die alten und reichen Geſchlechter in den Municipal-Städten gründen ihre Hoffnungen auf die Verdienſte ihrer Vorväter, die ihr Gut und Blut für die Wohlfahrt, oder wenigſtens für die Vergrößerung des Berniſchen Staats, und zwar zuletzt bey der Eroberung des Pays de Vaud gewagt, und hingegeben haben. Der Adel endlich in der Waat verſpricht ſich um deſto mehr, vor allen übrigen bey der Aufnahme von neuen Bürgern bedacht zu werden, da er ſeit mehr als zwey Jahrhunderten alle die Belohnungen hat entbehren müſſen, worauf er um ſeiner Beſitzungen, um ſeiner eigenen Verdienſte und der Verdienſte ſeiner tapfern Ahnen willen die gerechteſten Anſprüche gehabt habe, und die nur einigen Glücklichen aus ſeinem Mittel zu Theil geworden ſeyen. — Die Erwartungen dieſer verſchiedenen Candidaten des Berniſchen Bürgerrechts ſind ſo ſtreitend, daß die Regierung wahrſcheinlich ſich ganze Stände, Städte, und Gegenden beleidigen wird, wenn ſie auch in der Aufnahme von neuen Bürgern mit der größten Klugheit und Billigkeit verfährt.

---

[*]) Die Berniſche Regierung hat eben dadurch viele Urſachen von Unzufriedenheit weggeräumt, daß ſie im letzten März allen ewigen Einwohnern das Bürgerrecht geſchenkt, und zugleich beſchloſſen hat, daß die bürgerlichen Geſchlechter nie unter die gegenwärtige Zahl herabſinken, und der Familien, die an der Regierung Theil nehmen, nie weniger als 72 ſeyn: daß alſo auch, wenn von den erſtern oder letztern einige ausſterben, ſogleich andere an deren Stelle angenommen werden ſollen. Man wird immer drey Familien zugleich das Bürgerrecht ſchenken, und zwar zwoen aus dem Teutſchen und einer aus dem Franzöſiſchen Gebiet. Bey der Aufnahme von Bürgern werden Wahl und Loos ohngefähr wie bey der Beſetzung von Rathsherren-Stellen mit einander verbunden werden.

Viel auffallender, als die Schwierigkeiten und Hinderniſſe der Ergänzung der Berniſchen Bürgerſchaft, war mir die Verſchiedenheit der Urtheile, welche die ſcharfſinnigſten Mitglieder der Regierung über die Zeit, und den Grad der Nothwendigkeit dieſer politiſchen Operation fällen. Einige behaupten, daß man die regimentsfähigen Geſchlechter ohne Gefahr bis auf zweyhundert abſterben laſſen könne. Die zweyhundert übrigbleibenden Geſchlechter würden gewiß alle zehn Jahre vierhundert Bürger hervorbringen, da mit der Abnahme der regierenden Familien und der daher für die übrigbleibenden entſtehenden Sicherheit einer baldigen Verſorgung Ehen früher geſchloſſen, und auch fruchtbarer werden würden, als ſie bisher geweſen ſeyen.

Wenn nun von den vierhundert Gebohrnen auch nur zweyhundert übrig blieben, ſo würden dieſe mehr als hinreichen, die Bedürfniſſe des Staats zu befriedigen, da der Staat zu allen Aemtern und Geſchäfften, die er zu vergeben und zu beſorgen habe, nicht mehr als 155, höchſtens 165 Perſonen aus bürgerlichen Geſchlechtern brauche. Durch die Befolgung des eben angeführten Raths gewinne man einen Zeitraum von fünfzig Jahren, in welchem man die Anſprüche der verſchiedenen Candidaten reiflich abwägen, und ſich über die Art der Wahl der neuen Bürger vereinigen könne, die in einer Miſchung von Glück und Gunſt beſtehen müſſe. Nichts ſey nothwendiger, als das ganze Wahl-Syſtem lange vor der wirklichen Ergänzung der Bürgerſchaft zu entwerfen. Man könne alsdann um deſto unpartenyiſcher darnach verfahren, und die Unzufriedenen, denen bey der Ausführung eines lange und gründlich überdachten Plans nicht genug geſchehe, würden um deſto eher beſänftigt werden, wenn ſie es ſich ſelbſt nicht verhehlen könnten, daß ſie nicht durch den Haß, oder die Cabalen von lebenden Mitgliedern der Regierung, ſondern durch die Nothwendigkeit der Dinge, und durch die Unmöglichkeit, alle zu befriedigen, ausgeſchloſſen worden ſeyen.

Andere Patrioten von nicht geringerem Anſehen und Einſichten halten die Krankheit der ſtets abnehmenden Bürgerſchaft für ſo gefährlich, und die Nothwendigkeit der Hülfe für ſo dringend, daß man nicht genug eilen könne, um den Staat durch die Aufnahme von neuen Bürgern wiederherzuſtellen. Denn wenn man auch vorausſetze, daß in jedem Jahrzehend vierhundert junge Berner gebohren würden, und daß die Hälfte derſelben ſo lange lebe, um dem Vaterlande zu dienen, ſo ſey doch dieſe Zahl für die Bedürfniſſe des Staats nicht hinreichend. Der regierende Rath verlange allein bey jeder Regiments-Beſatzung, die alle neun oder zehn Jahre erfolge, neunzig Mitglieder. Ferner würden zu den ſechsjährigen Verwaltungen zehn Perſonen, zur Beſetzung von geiſtlichen Stellen, die zur Hälfte an Bürger von Bern vertheilt zu werden pflegen, fünf und vierzig, zu den Dienſten in den auswärtigen Regimentern vierzig, und zu den Geſchäfften von Advocaten, Procuratoren, und geringern Officianten eben ſo viel, überhaupt 225 Perſonen, und alſo fünf und zwanzig Bürger mehr erfordert, als von den Gebohrnen das männliche Alter, oder das gewöhnliche Ziel des menſchlichen Lebens erreichen. Geſetzt aber auch, daß der Staat nicht mehr, als 200 Bürger zu ſeinem Dienſte erfordere, und daß dieſe Zahl noch eine Zeitlang vorhanden ſey, ſo müſſe man doch immer annehmen, daß unter dieſen zweyhunderten ſich manche fänden, welche der Staat wegen ihrer Unfähigkeit, oder Unwiſſenheit, und Verdorbenheit

heit als unwürdige Diener zu verwerfen Urſache habe. Je länger man mit der Ergänzung der Bürgerſchaft zögere, deſto ſchwerer werde es werden, ſie auf eine für das Ganze vortheilhafte Art zu Stande zu bringen.

Ich nehme zwar von dem günſtigen Urtheile, welches ich vormahls über die Berniſche Verfaſſung gefällt habe, nichts zurück, und bin noch jetzo ſo ſehr, als jemahls überzeugt, daß vielleicht nie ein ſo vollkommner ariſtokratiſcher Staat exiſtirte, als der Berniſche jetzo iſt: daß die Unterthanen, und beſonders der Landmann unter keiner andern ähnlichen Verfaſſung ſo glücklich waren, als im Canton Bern: daß öffentliche Gelder nie mit einer ſolchen Gewiſſenhaftigkeit verwaltet, und mit einer ſo weiſen Güte angewendet, daß nirgends Wege, Brücken, Canäle, Dämme, und andere öffentliche Denkmähler und Werke prächtiger, und dauerhafter gebaut: nirgends Arme und Kranke, Hülfsbedürftige Alte, und Waiſen, und bey Ueberſchwemmungen, Brandſchäden, Theurung und andern Landplagen alle Nothleidende mit einer ſo väterlichen Sorgfalt, und ſo Königlicher Freygebigkeit unterſtützt werden, als in der Republik Bern; nichts deſtoweniger kleben auch dieſem in ſo vielen Rückſichten vollkommenen Staate manche

Mängel an, die von einer jeden zur Oligarchie ſich neigenden Verfaſſung unzertrennlich ſcheinen, und die vielleicht nirgends weniger ſchädlich, als in Bern ſind, weßwegen ſie nur bey einer fortgeſetzteren Beobachtung, und einer genauern Kenntniß der Verfaſſung, als ich auf meiner erſten Reiſe in die Schweiz zu erlangen im Stande war, entdeckt werden können.

Zu dieſen unvermeidlichen Gebrechen der Berniſchen, wie einer jeden andern ähnlichen Ariſtokratie, gehören Abneigung der regierenden ſowohl, als nicht regimentsfähigen Bürgerſchaft, gegen Handel und Fabriken: Ertödtung des Wetteifers in der Bildung des Geiſtes und Herzens nicht nur in den Söhnen der bürgerlichen, ſondern auch der übrigen angeſehenen Geſchlechter des Berniſchen Gebiets, indem die einen wiſſen, daß ſie auch ohne Fleiß und Kenntniſſe zu allem gelangen, die andern hingegen vorausſehen, daß ſie mit den vorzüglichſten Gaben, und Kenntniſſen dennoch von allen Belohnungen, welche dieſe verdienten, ewig werden ausgeſchloſſen bleiben: eine aus dieſem Mangel von Ausſichten und Aufmunterung entſtehende Auswanderung, oder Niedergeſchlagenheit der trefflichſten Köpfe; ſeltne oder ſpäte, oder wenig fruchtbare Ehen, freywillige Abſonderung von Eheleuten, die für die Sitten von beiden Geſchlechtern nicht anders, als ſchädlich ſeyn kann, und eine durch dieſe verſchiedenen Urſachen bewirkte, und noch immer fortdauernde Abnahme der Bürgerſchaft. Nicht weniger nachtheilig, als dieſe Gebrechen, iſt die Beförderung vieler unfähigen, und unwiſſenden Perſonen in die Regierung, und aus dieſer in ſolche Aemter, die ohne einen gewiſſen Vorrath von Kenntniſſen, und eine gewiſſe Uebung im Arbeiten nicht gut verwaltet werden können: die Verſetzung fähiger Perſonen in die ungleichartigſten Fächer, und Aemter, wodurch Männer und Jünglinge gehindert werden, ſich einem Fache vorzüglich zu widmen, und ſich darin auszubilden: und dann die aus der Ueberladung mit unwiſſenden Mitgliedern entſtehende Unbehülflichkeit, oder Schwerfälligkeit des regierenden Raths, wovon wieder Langſamkeit der Geſchäffte, Schwierigkeit, manche gute, den Vorurtheilen von Schwachen, oder den Abſichten von Neidern entgegenlaufende Plane durchzuſetzen, die durch das Gefühl beſtändiger Schwierigkeiten verurſachte Erkältung des Eifers der geiſtreichern Patrioten für das allgemeine Beſte, oder auch gefährliches Uebergewicht einzelner durch Talente, Einſichten, Verdienſte und Verbindungen hervorſtechender Mitglieder nothwendige Folgen ſind.

Aus dem Schooße der Verfaſſung erwachſen endlich Herabwürdigung der geringern, und Uebermuth der vornehmern Familien, der zwar in den letzten Zeiten mit dem Reichthum der regierenden Geſchlechter ſehr abgenommen hat, wovon ich aber doch noch ſelbſt ſolche Beyſpiele erlebt habe, die in den guten teutſchen Verfaſſungen gar nicht mehr gedenkbar ſind: heimlicher Krieg der regierenden Familien gegen die nichtregierenden, und der kleinen regierenden gegen die großen: wenige Spaltungen und Befehdungen der großen Geſchlechter unter einander: ein daher entſpringendes allgemeines Mißtrauen, und ängſtliche Vorſicht im Reden und Handeln, die ſchon in der Jugend ſo groß iſt, daß Jünglinge ſich ſelbſt in ihren fröhlichen Zuſammenkünften ſelten vergeſſen, und ſich einander nie gegenſeitig anvertrauen: Mangel von Freyheit in hiſtoriſchen, und politiſchen Unterſuchungen, und deren Bekanntmachung: Ertödtung von Offenheit, Freundſchaft, und den edelſten Freuden des geſelligen Lebens: Schüchternheit der Regierung, oder Mangel von Gewalt, und Anſehen in der Abſchaffung mancher Mißbräuche, und der Einführung mancher Verbeſſerungen in Policey-Sachen, und zuletzt Ohnmacht des ganzen Staats gegen benachbarte fremde Mächte,

die

te, die eben ſo ſehr durch den Abgang von geübten Kriegern, als von großen Heerführern hervorgebracht wird. Wenn ich alle dieſe Unvollkommenheiten der Berniſchen Verfaſſung zuſammennehme; ſo erſtaune ich darüber, daß die Wirkungen derſelben bisher nicht ſchädlicher, und daß mit ſo vielen und ſo großen Mängeln eine ſo beträchtliche Summe öffentlicher Glückſeligkeit vereinbar war, als man in der Stadt Bern, und in allen Gegenden ihres Gebiets wahrnimmt. Dieſe Wohlthaten verdankt die Republik ganz allein den außerordentlichen Männern, welche die freygebige Natur bisher aus der Mitte der edlen Berniſchen Geſchlechter erweckte, und die gleichſam dem Geiſte der Verfaſſung zum Trotze durch ihre innere Kraft angetrieben wurden, ihre ſeltenen Anlagen durch frühen, und anhaltenden Fleiß auszubilden, um ihrem Vaterlande mit deſto größerm Segen dienen zu können. Seit mehrern Menſchenaltern war die Republik Bern nicht ſo reich an hoffnungsvollen Jünglingen, und an verehrungswürdigen Staatsmännern, als jetzo. Die Herren von Steiger, und von Sinner, die Herren von Friſching, von Müllinen, von Jenner, von Manuel, von Tſcharner, von Fellenberg, und mehrere andere wären durch ihre Kenntniſſe, Tugenden, und Erfahrung gleich fähig, und würdig, an der Seite der erhabenſten Fürſten die größten Reiche regieren zu heiſen.

Morgen reiſen wir nach Lauſanne. Aus Genf werden Sie von mir wieder einen Brief erhalten, ſo wie ich in dieſer Stadt auch einen zu finden hoffe.

Am 23. Aug. 178

Achter

Achter Brief.

Lauſanne, am 26. Aug. 1788.

Da meine Frau, und ich mehr die Abſicht haben, heute in Lauſanne auszuruhen, als Beſuche, oder weite Spatziergänge zu machen; ſo habe ich Zeit genug, Ihnen unſere vergnügte Reiſe von Bern nach Lauſanne zu beſchreiben.

Wir verließen vorgeſtern Bern erſt nach ſieben Uhr, und kamen daher nicht eher, als um ein Uhr bey Herrn von May, dem Gemahl der älteſten Tochter des verſtorbenen Herrn Landvogts von Haller an. Herr von May bewohnt ein Landgut am Löwenberge, eine halbe Stunde vor Murten. Wir hatten uns die Freyheit genommen, uns bey Herrn von May zu Gaſte zu bitten, um ihn ſelbſt kennen zu lernen, und unſere edle Freundinn wieder zu ſehen. Der Weg von Bern nach Murten iſt der traurigſte, den ich bis jetzt in der flachen Schweiz gemacht habe, indem er größtentheils an beiden Seiten mit düſterem Tannengehölze beſchränkt iſt. Nur auf dem letzten Abhange des höchſten Berges zwiſchen Bern und Murten hat man einen Blick auf den auch in der Ferne reizenden Neuenburger-See. Die Gegend, in welcher das Landgut des Herrn von May liegt, machte diesmahl einen weniger angenehmen Eindruck auf mich, als das erſtemahl. Beſonders hatte ich viel mehr von der Ausſicht erwartet, die man von dem an der Seite des Landguts ſich erhebenden Rebhügel haben würde. Man ſieht hier freylich den Murtner-, und einen Theil des Neuenburger-Sees nebſt der Verbindung von beiden durch die Broye; allein der Murtner-See gleicht hier wegen des vielen Schilfs mehr einem Sumpfe, und iſt auch wirklich mit Moräſten umgeben. Nach dem Mittageſſen erwieſen Herr von May, und ſeine Gemahlinn uns die Ehre, uns bis an das Beinhaus von Murten zu begleiten. Hier fanden wir viel mehr Inſchriften an den Wänden, aber weniger Gebeine und Schädel, als im Jahre 1782. Wir erreichten Peterlingen erſt nach acht Uhr, wo wir im Stadthauſe ein gutes Quartier antraſen. Der Weg von Bern nach Peterlingen, und vorzüglich der von Murten nach der letzten Stadt iſt ſchlecht, nicht bloß weil er nicht gehörig unterhalten wird, wie um Murten herum der Fall iſt, ſondern weil an den Seiten der Chauſſee keine Gräben gezogen ſind. Dieſer Mangel von Gräben hat die Wirkung, daß das von den höheren Feldern, oder Hügeln herabſließende Regenwaſſer ſich kleine Rinnen, oder Vertiefungen ausſpült, und daß man über die Chauſſee mit eben der Beſchwerde, wie über Aecker fährt, die durch Furchen von einander getrennt ſind. Dieſen Fehler hat der ganze Weg von Bern nach Lauſanne in höhern, oder geringeren Graden.

So reich Murten als Gemeinheit iſt, ſo traurig iſt die Lage der Bürgerſchaft, die den Fehlern der Bewohner von kleinern Städten, der Trägheit, und Völlerey äußerſt ergeben ſeyn ſoll. Handwerke, Gewerbe, und Wohlſtand der Murtner Bürger ſinken von Tage zu Tage tiefer, und die Güter der Bürger kommen je länger je mehr in die Hände von Bauern, ſo wie die Teutſchen immer mehr über die Franzöſiſchen Einwohner gewinnen. Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts redete man in einem Dorfe, das zwo Stunden vor Murten liegt, nichts, als Franzöſiſch; und in eben dieſem Dorfe wird jetzt nichts, als Teutſch geſprochen. In Payerne konnten wir gleich den großen Abſtand der Gemüthsart, und Unterhaltung der Franzöſiſchen Einwohner des Berniſchen Gebiets von denen des Teutſchen beobachten. Bald nach unſerer Ankunft hörten wir ein ſo lautes, und lebhaftes

Gerede, oder vielmehr Geſchrey in und vor den Häuſern, die unſerm Gaſthofe gegenüber lagen, daß ich mehrmahl an's Fenſter ging, weil ich fürchtete, daß die Zänkereyen, die nach dem Tone und der Stimme der Redenden zu urtheilen aufs höchſte geſtiegen zu ſeyn ſchienen, bald in Thätlichkeiten ausbrechen würden. Als ich genauer nachfragte, ſo hörte ich, daß das, was ich für Gezänke hielt, bloße nachbarliche Abend-Unterredungen über allerley Stadt- und Welthändel ſeyen.

Der geſtrige Tag, an welchem wir von Peterlingen bis Lauſanne fuhren, war einer der ruhigſten, bequemſten, und ungebundenſten der ganzen Reiſe, und ſo reich an ſtillen Freuden über die ſchöne Natur, und über den Wohlſtand ihrer glücklichen Kinder, als irgend ein andrer, den ich in der Schweiz verlebt habe. Gewiß war Arkadien nicht ſo lieblich, als das Thal von Lycens bis Moudon, das weder ängſtlich enge, noch unüberſehlich ausgedehnt, und weder mit ſchroffen Felswänden, noch mit düſtern Waldgebirgen, ſondern mit mäßigen und fruchtbaren Bergen umkränzt iſt, in welchem endlich herrliche Wieſen und Felder, mahleriſche Wallnußbäume, die hier das Uebergewicht über andere Obſtbäume zu erhalten anfangen, und unzählige zerſtreute, und neuerbaute Häuſer befriedigende Bilder von Ueberfluß und Frieden darbieten. Noch überraſchender war für uns der Weg von Moudon bis auf die Höhe des Jorat, oder des kleinen Jura; denn Wieſen und Felder, Obſtbäume, und lebendige Bäche, geräumige und oft ſchöne, zum Theil aus Quadern erbaute, und mit Gärten umgebene Häuſer, die mehr das Anſehen von Landſitzen, als von Bauerwohnungen haben, begleiten den Reiſenden faſt bis auf die oberſte Spitze, oder doch viel höher, als man glaubt, daß Menſchen es wagen würden, ſich anzubauen. In den Steinhaufen, die an den Seiten des Weges liegen, entdeckt man viele Fragmente von Quarz und Gneis, die aus dem Genfer-See geſchöpft ſeyn müſſen. Wenn man ſich dem höchſten Rücken des Jorat nähert; ſo ſieht man die ganze Kette der Savoyiſchen Felſen, welche ſich an dem gegen Wallis, und den Ausfluß der Rhone gekehrten Buſen des Genfer-Sees herziehen, faſt bis an das Ufer des letztern herab, und beſonders kann man die Felſen von Meillerie, die in zween zackige Zähne auslaufen, deutlich unterſcheiden. Als wir den Jorat hinabfuhren, glühten die Savoyiſchen Felſen, die Lauſanne gegenüber liegen, im Glanze der Abendſonne, wie man ſonſt nur Schneeberge erleuchtet ſieht. Auch bot ſich uns hier eben das magiſche Naturſpiel wieder dar, das mich vor mehrern Wochen zwiſchen Sargans und Ragaz ſo wunderbar getäuſcht hatte. In den Klüften nämlich der Felſen hingen, oder lagen Nebelgewölke, wie unbeweglich; und dieſe Nebellager, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, wurden von der untergehenden Sonne ſo geröthet und durchſtrahlt, daß wir ſie für glänzende Schneefelder gehalten hätten, wenn wir nicht überzeugt geweſen wären, daß die nächſten Savoyiſchen Gebirge keinen ewigen Schnee tragen können.

Am Abend deſſelbigen Tages.

Nachdem ich dieſen Morgen bis hieher geſchrieben hatte; ſo machte ich einen einſamen Spatziergang nach Louchi, dem Hafen von Lauſanne; denn unſere übrigen Freunde hatten ſich geſtern an dem Seitenwege, der nach Vevay führt, von uns getrennt, um dieſe Stadt, und die benachbarte Gegend zu ſehen, und vereinigten ſich erſt heute nach Tiſche wieder mit uns. In der Stunde, da ich den Hafen ſah, war er leer von Schiffen, und leer von dem Getümmel, das geſchäfftvollen Häfen eigen iſt, und faſt ſo ruhig, als der ſpiegelhelle See, deſſen kleine Wellen nur kaum die nächſten außer ſeinem Bette liegenden Steinchen netzen. Unter den Gärten, zwiſchen welchen ich durchging, waren nur wenige, die mich zu dem Wunſche reizten, die ſchöne Jahrszeit in denſelben zuzubringen. Gleich nach Tiſche beſuchten wir den Herrn Landvogt von Erlach, einen der größten Kenner und Liebhaber der Mineralogie in der Schweiz, der den Gotthart, und andere Gebirge oft bereiſt hat, um die Schätze der Natur an ihrer Geburtsſtätte ſelbſt zu unterſuchen. Herr von Erlach war ſo gütig, uns ſeine Sammlung natürlicher Merkwürdigkeiten zu zeigen, die aber durch einen beträchtlichen Bau, der in dieſem Sommer am Schloſſe vorgenommen wird, aus ihrer ehemahligen Ordnung gekommen war. Hier ſahe ich zuerſt eine Sammlung von Steinen, die ganz, oder größtentheils aus dem Genfer See zuſammengeſucht, nach der Methode des Herrn von Sauſſüre geordnet, und mit Sauſſüriſchen Benennungen bezeichnet waren. Solche Sammlungen wurden vor einigen Jahren in Genf für zween Franzöſiſche Louisd'or verkauft. Der Anblick des von Herrn von Sauſſüre ſogenannten Pierre de Corne gab mir über die Natur dieſer Steinart, oder vielmehr über den Grund ſeiner Benennung nicht mehr Licht, als das Werk des Herrn von Sauſſüre ſelbſt; und ich bin faſt eben ſo feſt überzeugt, daß unter dieſem Namen mehrere von einander verſchiedene, oder wenigſtens vorher bekannte, und beſtimmte Steinarten verſteckt werden, als ich überzeugt bin, daß dieſer Schriftſteller den Gneis an der Piſſevache, und die Kalkfelſen, auf welchen das Schloß Bathiaz oder de la Bathia bey Martigny in Wallis liegt, mit dem nicht minder räthſelhaften Petroſilex verwechſelt hat *).

Nicht weniger Vergnügen, als die Merkwürdigkeiten der Natur, die wir bey Herrn von Erlach fanden, machten uns die Meiſterſtücke der Kunſt, die uns der Ihnen ſchon aus meinen vorigen Briefen bekannte Herr Pergot zeigte. Dieſer große Künſtler in Arbeiten von Haaren und Elfenbein hat in den letzten Jahren noch mehr an Kunſt, als an Ruhm zugenommen. Wir ſahen bey ihm mancherley Arbeiten, an welchen Erfindung, oder Wahl der Gegen-

ſtände,

---

*) Dies bemerkte ſchon Beſſon 1. S. 36 — 41. Eben dies bemerkten nachher mehrere andere, deren Anſehen und Kenntniſſe viel größer, als die von Beſſon ſind. — Da ich aber die Stellen, an denen Herr von Sauſſüre von dem Walliſiſchen Petroſilex redet, nochmahls nachleſe; ſo finde ich es faſt unglaublich, daß Herr von S. Kalkſtein und Petroſilex verwechſelt haben ſollte. Man ſehe II. 498. 509.

ſtände, und Zeichnung eben ſo glücklich, als die Arbeit im höchſten Grade vollendet war. Das größte unter allen Kunſtwerken war ein Medaillon, das der Prinz Eduard für ſeine Königliche Mutter beſtellt hatte, und das, wenn ich nicht irre, zwey und zwanzig Schildlouisd'or koſten ſollte. Ohne eine ſolche Arbeit geſehen zu haben, kann man es ſich nicht vorſtellen, daß man in Elfenbein eine Schweizeriſche Landſchaft ſo unnachahmlich ausdrücken könne, als der Künſtler ſie dargeſtellt hatte. Ein zweytes Medaillon, das, wie dieſes, zur Zierde eines Königlichen Armbandes beſtimmt war, hatte Herr Pergot ſchon vor einiger Zeit abgeliefert. Als wir die Werkſtätte des Künſtlers verließen, war uns noch kaum ſo viel vom Tage übrig, als wir brauchten, um das Signal zu erſteigen, und die Gegend von Lauſanne noch einmahl zu überſchauen. Ein Flor von herbſtlichen Nebeln aber, die ſich bald in Regenwolken zuſammenzogen, verengte den Geſichtskreis, und vermehrte das trübe Dunkel, was der ſich ſchon neigende Tag über den See, und deſſen Geſtade verbreitete.

Auch in Lauſanne iſt dieſes Jahr das Gedränge von Fremden ſo groß, daß Reiſende oft mehrere Tage liegen bleiben müſſen, weil ſie keine Pferde bekommen können. Beynahe hät-

te

ſt dies Schickſal auch uns getroffen. Nur mit genauer Noth erhielten wir zwey Pferde, da wir wegen unſers ſchweren Gepäcks drey verlangten, und gerne bezahlen wollten. Weil der Kutſcher verſprach, uns mit zwey Pferden eben ſo geſchwind nach Genf zu bringen, als ein anderer mit drey thun würde; ſo mußten wir uns auch gefallen laſſen, ihm für drey Pferde zu zahlen. Dieſer Kutſcher verdient alſo in zween Tagen, in welchen er nach Genf, und zurück fährt, ohne Trinkgeld, und die wahrſcheinliche Rückfuhr, ſechs franzöſiſche Thaler, oder anderthalb Schild Louisd'or.

Genf, am 27ſten Abends um 6¾ Uhr.

Der Kutſcher hat in der That Wort gehalten. Wir reiſten heute erſt gegen 7 Uhr von Lauſanne ab, waren um 12 Uhr in Nyon, und kamen gleich nach ſechs Uhr in Genf an, wo wir mit 10 bis 12 andern Wägen einfuhren. Wir traten diesmahl auf die Empfehlung einiger Freunde in dem Ecû de Généve ab, wiewol man jetzo auch aux balances viel beſſer, als vor ſechs Jahren bedient werden ſoll. In dem Gaſthofe, den wir jetzo bewohnen, ſind Zimmer, Betten, und Wäſche äußerſt reinlich; Treppen und Gänge aber ſind, wie in den übrigen

gen Franzöſiſchen Wirthshäuſern Die Ausſicht aus den Zimmern des Ecu de Génève iſt nicht ſo frey, und lebhaft, als aus den balances; viel ſchöner aber muß ſie aus dem uns gegenüber liegenden Hauſe ſeyn, das nahe am Hafen ſteht, und das unſer Wirth gemiethet hat, weil ſein geräumiges Haus die Fremden nicht alle faſſen kann, die ſeit einigen Jahren nach Genf zuſtrömen.

So ſtark und raſch die Pferde unſers Lauſanner Kutſchers waren; ſo würden wir doch ohne die neue Chauſſee, welche der Canton Bern von Lauſanne aus hat führen laſſen, viel ſpäter in Genf angekommen ſeyn. Dieſer neue Weg iſt einer der prächtigſten und bequemſten, die ich jemahls geſehen habe, und man fährt, wie zwiſchen Bern und Thun, zwiſchen Schwetzingen und Mannheim, und auf den beſten Bairiſchen Chauſſeen ganze, halbe, oder viertel Sunden, ohne auch nur den Stoß eines Steinchens zu empfinden. Eben dieſe Straße iſt höher, als der alte Weg angelegt und man überſieht daher das ſchöne Pays de Vaud viel beſſer, als der alte, nahe am See herlaufende Weg es geſtattete. Unterdeſſen findet man doch immer noch einige öde Stellen auf der erſten Hälfte des Weges zwiſchen Morges und Rolle; die andere Hälfte iſt um deſto ſorgfältiger angebaut. Es muß einem jeden Reiſenden auffallen, daß die Rebſtöcke in der Waat lange ſo hoch nicht ſind, als in der Teutſchen Schweiz, und beſonders am Zürcher See.

Am 29. Aug.

Den geſtrigen ganzen Tag brachte ich damit zu, meine hieſigen Freunde zu beſuchen, und mich nach der Lage der Sachen in Genf, und vorzüglich nach dem gegenwärtigen Geiſt der Regierung zu erkundigen. Den heutigen Tag habe ich dazu beſtimmt, Ihnen das Reſultat meiner Erkundigungen mitzutheilen; denn morgen denken wir bey dem fortdauernden guten Wetter, und dem hohen Barometer-Stande nach Chamouni zu reiſen.

Die ganze Stadt frohlockt jetzt über die Wiedererhebung von Necker und den damit wiederkehrenden Credit des Franzöſiſchen Hofes nicht weniger, als ſie vorher durch die ſchreckliche Nachricht niedergeſchlagen war, daß der König von Frankreich in dem erſten halben Jahre alle Zahlungen an die Gläubiger des Staats ausſetzen, und in der Folge nur fünf Achtel bezahlen werde; welcher Entſchluß die Ankündigung eines förmlichen Bankerotts war. So wie keine andere Stadt von gleicher Größe die Speculationen

nen mit den Franzöſiſchen Fonds ſo weit getrieben, und keine ſo viel dadurch gewonnen hat, als Genf; ſo iſt auch keine andere in ſo großer Gefahr, durch einen Franzöſiſchen Bankerott zu Grunde gerichtet zu werden. Es iſt im ſtrengſten buchſtäblichen Sinn wahr, daß die Wohlfahrt von Genf mit der Wohlfahrt von Frankreich, oder vielmehr mit dem Credit des franzöſiſchen Hofes unzertrennlich verbunden iſt. Genf zog in den letzten Zeiten jährlich acht und zwanzig Millionen aus Frankreich, weil nicht nur alle reiche und wohlhabende Familien ihr ganzes, oder den größten Theil ihres Vermögens in die Franzöſiſchen Fonds geworfen, ſondern weil auch die vornehmſten Häuſer ungeheure Summen aus der übrigen Schweiz zu hohen Zinſen, und ſelbſt zu ſechs Procent geborgt haben, um ſie mit großem Vortheil wieder anzulegen. Unter andern haben ſich, wie es heißt, zwanzig der reichſten Familien, alle für eine, und eine für alle verbürgt, um ihren Speculationen eine deſto größere Ausdehnung geben zu können. Sollte alſo der Franzöſiſche Hof jemahls einen ſolchen Entſchluß durchſetzen, wie derjenige war, der den Erzbiſchof von Brienne geſtürzt hat; ſo würden die Genfer nicht nur einen großen Theil ihrer eigenen Capitalien und Zinſen verlieren, ſondern ſie würden noch mehr dadurch gedrückt werden, daß ſie ihre Gläubiger ganz befriedigen, und die ihnen verſprochenen hohen Zinſen ohne Abzug entrichten müßten. Unter ſolchen Umſtänden war es alſo nicht zu verwundern, daß gleich nach der erhaltenen Nachricht von dem Plane des Franzöſiſchen Hofes mehrere der größten hieſigen Speculateurs mit Extra-Poſt nach Paris eilten, um ſich über das, was man zu fürchten, und zu hoffen habe, an Ort und Stelle genauer zu unterrichten, und daß die vornehmſten Häuſer anfingen, ihren Aufwand einzuſchränken, und beſonders die Zahl ihrer Equipagen, und Pferde zu vermindern. Nach Genf hat, wie ich höre, unter den Schweizeriſchen Städten Bern den größten Antheil an den Franzöſiſchen Fonds genommen; und eben deßwegen ſollen des wachſenden Wohlſtandes ungeachtet im Berniſchen die Preiſe der unbeweglichen Güter in den letzten Jahren merklich gefallen ſeyn. Viele Reiche verkauften ihre liegenden Gründe, und forderten ihre Capitalien von einheimiſchen Schuldnern zurück, um ihre Gelder mit größerm Gewinn in Frankreich anzubringen. Ein Franzöſiſcher Bankerott, den manche hier für unvermeidlich halten, wird Genf faſt ganz, und Bern, Freyburg und Baſel zur Hälfte überm Hauſen werfen.

Indem Sie dieſes geleſen haben, iſt Ihnen gewiß dieſelbige Frage aufgeſtiegen, die ich mir ſehr oft aufgeworfen, aber niemahls habe beantworten können: warum man nämlich wider alle Geſetze der Klugheit, die ſonſt von vorſichtigen Großhändlern bey gefährlichen Unternehmungen beobachtet werden, nicht bloß ſein eigenes, ſondern auch fremdes Vermögen ſolchen unſichern Händen, als die Hände der Miniſter eines unumſchränkten Königs ſind, anvertraut, und dadurch ſein ganzes Glück von der Willkühr eines mächtigen Schuldners abhängig gemacht habe, den niemand zwingen kann, und von welchem es ſchon lange bekannt iſt, daß ſeine gewöhnlichen Ausgaben die gewöhnliche Einnahme jährlich um viele Millionen überſteigen? Auf dieſe Frage habe ich von mehrern verſtändigen Männern folgende nicht ganz genugthuende Antwort erhalten. Die erſten kühnen Männer, die es wagten, große Summen in Frankreich anzulegen, erwarben dadurch in kurzer Zeit einen ſolchen Reichthum, daß ſie im Stande waren, einen ungleich größeren Aufwand, als vorher zu machen. Dies Glück der erſten Unternehmer reizte, und nöthigte zum Theil, viele andere, die ihnen ſonſt gleich waren, und gerne gleich bleiben wollten, zur Nachahmung. Der durch dieſe Speculationen plötzlich vermehrte Wohlſtand, und Luxus der vornehmſten Häuſer in Genf erhöhte die Preiſe aller Dinge, und zwang die Familien vom Mittelſtande, die ſich nicht zum Pöbel rechnen laſſen wollten, koſtbarer zu leben, und mehr auf Tiſch, Kleidung, Putz und Hausrath zu wenden, als vormahls geſchehen war. Dieſen größern Luxus aber hätte man nicht beſtreiten können, wenn man nicht angefangen hätte, in den Franzöſiſchen Fonds zu ſpielen, und Geld zu höhern Procenten, als ſonſt zu nutzen. Was alſo wenige unternehmende Köpfe anfingen, das wurde durch Nacheiferung fortgeſetzt, und zuletzt durch Nothwendigkeit vollendet, und allgemein gemacht. Ungeachtet der große Gewinn, den die reichen Genfer in den Franzöſiſchen Fonds gemacht haben, Pracht und Aufwand um viele Grade vermehrt hat; ſo kann man doch, wie man mir verſichert, kein angeſehenes Haus nennen, das, weit entfernt mehr zu verſchwenden, als es einnähme, nur ſeine ſichern jährlichen Einkünfte ganz verzehrte. Eine vernünftige Sparſamkeit leitet die Genfer mitten in dem glänzendſten Aufwande; und dieſer Aufwand belebt daher Handwerke, Gewerbe, Künſte, und Handel, ohne das Glück der Reichen und Vornehmen zu untergraben. Am meiſten wenden die Reichen auf

ſchäſchöne Pferde, und Equipagen. Unter allen Handwerkern ſind daher Sattler, Wagner, und Schmiede am lebhafteſten beſchäfftigt. Faſt in allen Straßen ſieht man Wägen, an denen noch gemahlt, oder lackirt, oder ſonſt gearbeitet wird; und außer Wien habe ich in keiner Stadt ſo viele ſchöne Pferde, und Fuhrwerke aller Art, als in Genf gefunden.

Die Geſinnungen gegen die Teutſchen, und die Urtheile über unſere Litteratur haben ſich hier ſeit ſechs Jahren unter dem erleuchteten Theile der Einwohner ſehr geändert. Manche der würdigſten Genferiſchen Gelehrten haben unſere Sprache wenigſtens ſo weit erlernt, daß ſie proſaiſche Schriften ohne Schwierigkeit leſen können. Es iſt ſogar eine Niederlage von Teutſchen Büchern entſtanden, und die Freunde der teutſchen Litteratur haben ſich in eine Geſellſchaft vereinigt, in welcher die wichtigſten teutſchen Wochen- und Monatsſchriften gehalten werden. Nach dem herrſchenden Geſchmack unſers Zeitalters lieſt und ſchätzt man die Werke unſerer berühmteſten Mineralogen, Chemiker, und Naturforſcher am meiſten: und nach dieſen die neuſten theologiſchen Schriften mehr, als die philoſophiſchen; am wenigſten die Dichter, die den Ausländern zu ſchwer, und zu fremd ſind. Die neuſten Veränderungen in der Philoſophie kennt man faſt nur aus den Zeitungen, und vom Hörenſagen; und aus ſolchen Quellen iſt die Meynung entſprungen, die ich hier mehrmahl gehört habe, daß Teutſchland jetzo mit Unglauben, und Paradoxomanie angefüllt ſey. Herr Bonnet hat ſich der Sage nach einen beträchtlichen Abſchnitt aus Herrn Kant's Kritik der reinen Vernunft überſetzen laſſen, und hat ſich aus allen Kräften bemüht, den Sinn dieſes Weltweiſen zu ergründen. Einige der hieſigen Kenner und Liebhaber unſerer Litteratur erheben die Verdienſte der Teutſchen bey allen Gelegenheiten ſo ſehr, daß es andere zum Neide reizt; und gegen ſolche zu warme Bewunderer der Teutſchen machte ein hieſiger Gelehrter neulich die Bemerkung, daß zuletzt keine große Erfindung mehr übrig bleiben werde, die man nicht den Teutſchen werde zuzueignen ſuchen. Mehrere angeſehene Familien laſſen ihre Kinder von teutſchen Hofmeiſtern erziehen, und in den letzten Jahren ſind ſelbſt in das benachbarte Frankreich teutſche Erzieher, und Jugendlehrer verſchrieben worden. Die Treue und Kenntniſſe der teutſchen Hofmeiſter werden in Genf allgemein anerkannt, und nach Verdienſt geſchätzt. Zugleich aber will man gefunden haben, daß ſie weniger geſchmeidig, oder um den wahren Ausdruck beyzubehalten, viel kitzlicher ſeyen, und ſich nicht ſo viel gefallen laſſen, als die Franzöſiſchen: ein Urtheil, das mich im Namen unſers Volks, und ſeiner edlen Söhne innig erfreut hat. Eben ſo angenehm war mir die Nachricht: daß die teutſchen Handwerker, die ſich hier in großer Zahl niedergelaſſen haben, den Franzöſiſchen wegen der größeren Güte, und Wohlfeilheit ihrer Arbeit vorgezogen werden. Aller dieſer günſtigen Urtheile, und Vorurtheile ungeachtet iſt dennoch unter den meiſten Vornehmen und Geringen, die mit dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Vaterlandes weniger bekannt ſind, noch vieles von den falſchen Begriffen übrig, die man vor nicht gar langer Zeit von Teutſchland, und den Teutſchen allgemein hatte. Man denkt ſich Teutſchland ſehr häufig noch als ein rauhes, und rohes Land, in welchem junge Leute ſich nicht lange aufhalten könnten, ohne an ihren Manieren, oder äußern Sitten Schaden zu nehmen, und merklich barbariſirt zu werden: als ein Land, in welchem vielleicht viel Gelehrſamkeit, aber wenig Genie, viele fleißige und geſchickte Arbeiter, aber wenige Künſtler und Erfinder ſeyen. Als ich einem Uhrhändler meine Secunden-Uhr von dem berühmten Pfarrer Hahn in Echterdingen zeigte, te, gab er ſie mir ganz kalt mit den Worten zurück, daß ſie pour un ouvrage d'Allemagne ganz leidlich gearbeitet ſey.

Die Genferiſchen Schriftſteller klagten ſchon lange mit Recht darüber, daß viele der vornehmſten Familien in Genf die Thorheit der Franzöſiſchen Financiers angenommen hätten. Dieſe Nachahmung fremder Sitten beſtand aber doch mehr in der Nachäffung eines blendenden Pompes, in einem affectirten Stolze, oder unrepublicaniſcher Kälte gegen Geringere, und in einer lächerlichen Eitelkeit, und Galanteriesucht, als in einer kühnen und hohnſprechenden Verachtung aller Sittlichkeit. Vielleicht giebt es in Europa keine Stadt von gleichem, oder ähnlichen Reichthum, wo das höhere Publicum eine ſo ſtrenge Sitten-Zucht gegen ſeine Mitglieder ausübt, als in Genf geſchieht. Mehrere Freunde, die nichts weniger, als Bewunderer von Genf waren, haben mir verſichert, daß unter den Vornehmern keine einzige Familie ſey, in welcher die Frau vom Hauſe es wagte, oder wagen dürfte, ungeſcheut in verbotenen Verbindungen zu leben. Wenn eine angeſehene Frau einen Fehltritt begehe, der anderswo ganz ungeahndet bleiben, oder höchſtens belacht werden würde; ſo verliere ſie in Genf unfehlbar alle Achtung, und ſelbſt ihre bisherige Freundinnen zögen ſich von einer ſolchen Sünderinn zurück. Die patriciſche Jugend hingegen macht ſich von der väterlichen Gewalt, oder vielmehr von dem Anſehen, welches die Väter in Teutſchland während der ganzen Jugendzeit ihrer Söhne behaupten, noch viel früher, als in Bern los. Wenn die Söhne aus guten Häuſern die Gränzen des Knabenalters kaum erreicht, oder überſchritten haben; ſo ſehen ſie ſich als freye und unabhängige Herren an, wählen ihre Arbeiten, ihre Vergnügungen, und Geſellſchaften ganz nach ihrem Wohlgefallen, gehen mit ihren Vätern und Müttern, wie mit fremden Perſonen um, und verlangen von ihren Eltern eben die Nachſicht, eben die Schonung und Aufmerkſamkeit, wie von andern Menſchen, denen ſie gar keine Verbindlichkeit haben. Dieſe Ungebundenheit der Genferiſchen Jugend verleitet manche junge Leute in einem Alter, wo man dergleichen in Teutſchland kaum für möglich hält, in Verirrungen und Abenteuer, aus welchen ſie ohne den unerſetzlichen Verluſt ihres guten Namens und des Glücks, welches ſie in ihrer Vaterſtadt erwartete, nicht gerettet werden können. Bey dem geringen Anſehen, welches die Väter über ihre Söhne ausüben, iſt es noch ein Glück, daß die

Obrigkeit, und vorzüglich die Syndics als gemeinſchaftliche Väter der Genferiſchen Jugend, die ihnen von den Geſetzen empfohlene Sittenzucht ungeſchwächt erhalten haben. Junge Genfer, welche die Abſicht haben, in die Regierung zu kommen, oder ſonſt zu ehrenvollen Stellen befördert zu werden, müſſen ſich, wenn ſie nicht die Gunſt ihrer Obern, und das darauf ſich gründende Glück verlieren wollen, in ihrem ganzen Betragen viel mehr beobachten, als junge Leute von gleichem Stande in Teutſchland nöthig haben. — So unläugbar übrigens die gewinnſüchtige Gierigkeit der gemeinen, und die kluge Sparſamkeit der reichen Genfer iſt, eben ſo unläugbar iſt es auch, daß eben dieſe reichen Genfer gegen Arme und Nothleidende viel mildthätiger, und freygebiger ſind, als man ihnen auswärts zutraut. Wenn alſo auch die Beyſpiele von Filzigkeit nicht erdichtet ſind, die man einigen Genferiſchen Millionärs nacherzählt: ſo that man doch den übrigen Reichen das größte Unrecht, wenn man ſie nach dieſen wenigen Niederträchtigen beurtheilte. Ich fürchte faſt, daß ich ſelbſt durch meine vormahligen Schilderungen zur Ausbreitung des gemeinen Vorurtheils wider die Menſchlichkeit der vornehmen Genfer etwas beygetragen habe. Sollte dieſes wirklich geſchehen ſeyn; ſo würde ich es eben ſo ſehr bereuen, als ich es bedaure, daß ich bey meinem erſten Aufenthalte nicht ſo glücklich war, ſo viele ſchöne, und liebenswürdige Genferinnen zu ſehen, als mir ſchon heute, und geſtern vorgekommen ſind. Wenn Genf in Rückſicht der Schönheit ſeiner Töchter auch nicht mit Wien, und einigen andern großen teutſchen Städten wetteifern kann; ſo kann es meinen jetzigen Beobachtungen nach, wenigſtens mit einer jeden andern Schweizeriſchen Stadt einen Wettkampf eingehen. Es gewährt einen angenehmen Anblick, und giebt zugleich einen günſtigen Begriff von der Größe, und Allgemeinheit des Wohlſtandes der hieſigen Einwohner, daß ſelbſt die Frauen und Töchter gemeiner Bürger, und noch mehr die Dienſtmädchen in angeſehenen Häuſern faſt ohne Ausnahme in weißen und ſauber gewaſchenen Muſſelin gekleidet ſind. Auffallend war es mir, daß viele, und vielleicht die meiſten ſonſt gut gekleideten Frauensperſonen von der geringern Claſſe nicht in Schuhen, ſondern in Pantoffeln, oder in niedergetretenen Schuhen gehen. Aus dieſer Gewohnheit leite ich den ſchwankenden und ungewiſſen Gang der gemeinen Genferinnen ab, wenn nicht etwas Eigenthümliches in ihrem Cörperbau zum Grunde liegt.

In Genf habe ich es abermahls erfahren, wie ſchwer es auch dem vorſichtigſten, und die Wahrheit aufrichtig ſuchenden Reiſenden werde, den wirklichen Zuſtand der Dinge zu erforſchen, ſelbſt alsdann, wenn er ſich an einſichtvolle, rechtſchaffene, und dem Schein nach unparteyiſche Männer wendet. Ich fragte mehrere Perſonen von entgegengeſetzten Parteyen, ſo wohl ehemahlige Repräſentanten, als Negatifs, die in aller Rückſicht unverwerflich ſchienen, über die Wirkungen des Edicts von 1782 und über den Geiſt der gegenwärtigen Regierung; und von allen, die ich zuerſt fragte, erhielt ich dieſelbige Antwort: daß die neue Geſetzgebung äußerſt verderblich, die darauf gegründete Regierung eben ſo verhaßt, als deſpotiſch, und die Unzufriedenheit mit beiden ganz allgemein ſey. Das Edict von 1782 nannte man nicht anders, als das blaue oder ſchwarze Buch. Der kleine Rath, verſicherte man, ſey mächtiger, als jemahls: die Mitglieder des großen Raths, und die aus der Bürgerſchaft erwählten Adjuncten ſeyen bloße Ja-Herren: und Handel und Wandel verfalle von Tage zu Tage, ſo wie Auswanderungen ſtets zunähmen, oder fortdauerten. Wenn die Oligarchie der ehemahligen Negatifs nicht bald gemildert, oder aufgehoben werde; ſo würden Betriebſamkeit und Wohlſtand, gleich der Freyheit, aus den Mauern von Genf entfliehen, und mit dieſer Tochter des Himmels in glücklichere Gegenden wandern. Als ich dieſe traurigen Nachrichten nach wiederholten Beſtätigungen ſchon als zuverläſſig angenommen hatte, ſo führte mich ein günſtiger Zufall in die Geſellſchaft eines Mannes, der eben ſo gut, als meine bisherigen Gewährsmänner unterrichtet, aber weniger, als dieſe gegen die Regierung eingenommen war. In dem Edict von 1782, ſagte dieſer, ſeyen freylich manche Puncte, womit weder die Repräſentanten, noch die Negatifs zufrieden ſeyen; allein nichts ſey falſcher, als daß Bevölkerung, Handlung, und Gewerbe ſeit der letzten Revolution abgenommen hätten. Vielmehr habe Genf nie eine ſo große Volksmenge, und ſo blühende Manufacturen, und Handlung, als in den letzten Jahren gehabt. Eigenthum, und perſönliche Sicherheit ſeyen heiliger und unverletzlicher, als jemahls: nur ſuche die Regierung ganze Corpora, und namentlich die Geiſtlichkeit zu ſchwächen, und daher rühre die Unzufriedenheit der Nicht-Layen, und aller derer, die mit dieſen genau verbunden ſeyen, oder gleiches Intereſſe hätten. Die Obrigkeit habe es ſich zum Grundſatz gemacht, den alten Parteygeiſt,

geiſt, und die daher zu befürchtenden Gährungen durch eine weiſe, und milde Regierung auszurotten. Sie unterſtütze Arme, und noch mehr fleißige Arbeiter mit fürſtlicher Freygebigkeit: begünſtige die ehemahligen Repräſentanten, wo ſie ohne Schaden des gemeinen Beſtens könne, und nähere ſich der gemeinen Bürgerſchaft mit viel mehr Herablaſſung und Güte, als ſie ſonſt gethan habe. Gerade dieſe Bemühungen aber, die Liebe der Bürger, und vorzüglich der Repräſentanten zu gewinnen, veranlaßten manche Negatifs zu Klagen, indem dieſe ſich in ihren Erwartungen getäuſcht fänden. Man brauche nur die erſten Abſchnitte des Edicts von 1782 einzuſehen, um ſich zu überzeugen, daß der kleine Rath unmöglich eine größere, oder nur eine ſo große Gewalt, als vor 1782 beſitzen, und die Macht des kleinen Raths wieder in den Händen einiger wenigen Familien ſeyn könne. Es ſey ſtadtkündig, daß ſeit wenigen Jahren ſechs Familien, die vormahls nie zu dieſer Ehre gelangt ſeyen, das Glück gehabt hätten, Perſonen aus ihrem Mittel in den kleinen Rath zu bringen. Eben ſo notoriſch ſey es, daß der große Rath in weniger, als einem Jahre, über hundert Vorſchläge, oder Entſchließungen des Senats aufgehoben hätte, und daß die ſechs und dreyßig Beyſitzer,

ſitzer, oder Adjoints des großen Raths, die durch das Loos aus der Bürgerſchaft gewählt werden, eben ſo freymüthig und nachdrücklich, als die wirklichen Mitglieder des großen Raths redeten. — Dieſe letztere Schilderung der gegenwärtigen Verfaſſung und Lage von Genf war mir um deſto glaubwürdiger, weil ſie mit den mir bekannten Urtheilen eines großen Staatsmannes übereinſtimmte, den ich vor meiner Ankunft in Genf zu ſprechen das Glück hatte, und der Genf genauer kennt, als die meiſten ſeiner ſelbſt aufgeklärten Einwohner.

Um aber Sie, mein wertheſter Freund, in Stand zu ſetzen, über den Werth der jetzigen Verfaſſung, und des Edicts von 1782 zu urtheilen, iſt es unumgänglich nothwendig, daß ich Ihnen einen kurzen Entwurf der wichtigſten Revolutionen dieſes Freyſtaats vorlege; denn nur alsdann, wenn man die ehemahligen Schickſale von Genf, und beſonders die letzten Klagen der Bürgerſchaft, ſo wie die letzten Anmaaßungen der Obrigkeit, und der vornehmſten Familien kennt, nur alsdann iſt man fähig, zu entſcheiden, ob, und in wie ferne das Edict von 1782 den einen abgeholfen, und auf die andern Rückſicht genommen: ob es eine drückende Oligarchie, oder ein gemäßigtes Volksregiment gegründet habe?

Die Bürger von Genf *) beſaßen ſchon Jahrhunderte lang unter der Regierung der Biſchöfe alle Vorrechte der höchſten Gewalt, entweder uneingeſchränkt, oder mit geringen Einſchränkungen. Sie wählten ihre vornehmſten Magiſtratsperſonen, gaben ſich ihre eigenen Geſetze, legten ſich ſelbſt Schatzung auf, ſchloſſen Bündniſſe, und rathſchlagten über alle wichtige Angelegenheiten, welche die Gemeine betrafen. Als die Biſchöfe zur Zeit der Reformation ihren bisherigen Wohnſitz verließen; ſo fielen alle die Vorrechte, welche ſie bis dahin noch ausgeübt hatten, dem ganz entfeſſelten Volke zu, das nun im Calvin nicht bloß den Urheber einer reinern Lehre, nicht bloß den Wiederherſteller der Sitten, ſondern auch einen ewig unvergeßlichen Geſetzgeber verehrte, und bis auf den heutigen Tag verehrt. Die ausübende Gewalt lag von den erſten Zeiten der Freyheit her vorzüglich in den Händen der vier Syndics, die jährlich von der verſammelten Bürgerſchaft aus der ganzen Bürgerſchaft gewählt, und unter der Regierung der Bi-

ſchöfe

---

*) Dictionnaire geogr. et hiſt. de la Suiſſe I. p. 265. Tableau hiſt. et polit. des Revol. de Genéve. à Genéve 1782. par M. d' Ivernois p. 4.

ſchöſſe als die Fürſprecher und Vertheidiger der Rechte des Volks angeſehen wurden. Dieſe vier Syndics wählten wiederum ſeit undenklichen Zeiten aus den angeſehenſten, und verſtändigſten Bürgern eine beliebige Zahl von Beyſitzern, mit welchen ſie ſich bey wichtigen Vorfällen berathſchlagen konnten; und aus dieſen von den Syndics freywillig erwählten Beyſitzern erwuchs endlich im Jahr 1457 der Senat, oder der kleine, und enge Rath, der auch der Rath der Fünf und Zwanziger genannt wird, weil er noch jetzo aus ſo vielen Mitgliedern beſteht. Zwanzig Jahre nach der Errichtung des kleinen Raths fand es die Bürgerſchaft nöthig, daß die Syndics, und ihre beſtändigen Räthe bey gewiſſen Angelegenheiten eine noch größere Anzahl von Bürgern, als bisher, zu ihren Berathſchlagungen zuzögen. Auf dieſe Art entſtand der Rath der Funfziger, oder Sechsziger, der gleichfalls noch jetzo fortdauert, aber nur ſelten zur Vorbereitung von auswärtigen Angelegenheiten zuſammenberufen wird. Dieſer größere Rath wurde allmählich vermehrt, und im Jahr 1526 nach dem Beyſpiele der vornehmſten Schweizeriſchen Republiken auf 200 feſtgeſetzt. Zehn Jahre nach der Stiftung des Raths der Zweyhunderte ließ ſich die Bürgerſchaft zu der Satzung bewegen: daß der kleine und große Rath in's künftige ſich gegenſeitig ergänzen, und jährlich erwählen ſollten. Die Freunde der Freyheit halten dieſe Satzung mit Recht für das größte Gebrechen ihrer Verfaſſung, und für die wahre Quelle alles Unglücks, und aller Unruhen, die in dieſem Jahrhundert in Genf entſtanden, und niemahls ganz und auf eine dauerhafte Art beygelegt worden ſind *). Nachdem die beiden Räthe das Vorrecht erlangt hatten, ſich gegenſeitig zu erwählen; ſo wurde die jährige Wahl ſehr bald eine bloße Cärimonie, indem die Glieder des einen die Glieder des andern beſtätigten, um von dieſen wieder beſtätigt zu werden; und beide Räthe fühlten ſich eben ſobald als unabhängige Cörper, die von dem Unwillen, und dem unmittelbaren Einfluſſe des Volks weiter nichts zu fürchten hätten. Durch die Wahlordnung vom Jahr 1536 wurde eins der älteſten Grundgeſetze des Staats vereitelt: daß nämlich keiner im Amte ſeyn ſolle, der dem Volke nicht gefällig ſey: denn da die Bürgerſchaft ſo wohl der Wahl, als der Beſtätigung der beiden Räthe, und ihrer Mitglieder entſagt hatte; ſo mußte es nothwendig oft geſchehen, daß Perſonen, welche ſie verabſcheute, in die Regierung, und

in

---

*) Revol. de Génève p. 8. 9.

in die von beiden Räthen abhängigen Aemter kamen. Die ſchlimmſte Folge der Unabhängigkeit beider Räthe von dem Volke *) war dieſe, daß der kleine Rath unausgeſetzt darnach trachtete, ſowohl die Gewalt der Syndics, als die Vorrechte des großen Raths in ſich zu vereinigen. Dieſem Streben nach einer beſtändigen Vermehrung von Macht widerſetzten ſich die Syndics nicht, weil ſie nur alle vier Jahre Syndics ſeyn konnten, und hingegen ihr ganzes Leben durch Mitglieder des kleinen Raths blieben; und der Rath der Zweyhunderte that es eben ſo wenig, weil jedes Mitglied des großen Raths dereinſt in den kleinen Rath zu gelangen hoffte. Schon im ſechszehnten Jahrhundert war der kleine Rath ſo eigenmächtig, daß er eins, oder mehrere ſeiner Mitglieder, welche der große Rath entſetzt hatte, wegen der wichtigen Dienſte, die ſie dem Vaterlande geleiſtet hätten, in ihren Würden beſtätigte. Eben ſo früh entkräftete der Senat das Vorrecht der Zweyhunderte: ſich an jedem erſten Montage eines jeden Monats zu verſammeln, um über Sachen, die das gemeine Beſte betreffen, zu rathſchlagen, und dem kleinen Rath Vorſchläge zu thun. Der kleine Rath maaßte ſich das aus-

---

*) inamovibilité.

ausſchließende Vorrecht an: alle Vorſchläge zu unterſuchen, und wenn ſie ihm mißfielen, zu verwerfen: eine Anmaaßung, welche die Mitglieder des großen Raths ſchweigen machte, oder unerhört ließ. Da die verſammelte Bürgerſchaft, oder das ſogenannte Conſeil général im Jahr 1568 das Geſetz gab, daß in dem Rath der Zweyhunderte nichts zur Berathſchlagung kommen ſolle, was nicht vorher im kleinen Rath abgehandelt worden, und wiederum im Conſeil général nichts, worüber man nicht im kleinen ſowohl, als großen Rath gerathſchlagt habe *); ſo zog der Senat bald die vornehmſten Zweige der ausübenden Gewalt an ſich: Verwaltung nämlich der Finanzen, oberſte Aufſicht in Polizey- und Kriegsſachen, die höchſte bürgerliche, und peinliche Gerichtsbarkeit, die Vorbereitung aller Geſetze, und die Vergebung aller Aemter, die dem großen, und allgemeinen Rath nicht ausdrücklich vorbehalten waren.

So ſehr aber auch der kleine Rath ſeine Macht vergrößerte, und in einzelnen Fällen mißbrauchte; ſo veranlaßte er doch im ſechszehnten, und ſiebenzehnten Jahrhundert keine gefährliche Unruhen, oder Ausbrüche von Unzufriedenheit.

Im

---

*) ib. p. 15. 19.

Im ſechszehnten Jahrhundert vereinigte die beſtändige Furcht vor den Anſprüchen, und Unternehmungen von Savoyen den Magiſtrat, und die Bürgerſchaft, und machte, daß der erſtere ſeine Mitbürger ſchonte, und die andere ihre Obrigkeit nicht ſo ſcharf, als im ſichern Frieden beobachtete, oder auch manche Schritte durch die Nothwendigkeit ſchleuniger Maaßregeln entſchuldigte. Als im vorletzten Jahrhundert die Furcht vor Savoyen im Frieden von 1603 verſchwand; ſo erhielt die Einfalt der Sitten, die geringe Ungleichheit der Glücksgüter, und die daher entſtehende vertrauliche Gemeinſchaft der Magiſtratsperſonen, und der übrigen Bürger die innere Ruhe unverrückt noch mehrere Menſchenalter fort. Die Häupter des Staats weigerten ſich nicht, die Kinder der geringeren Bürger zur Taufe zu halten. Aus dieſer Gevatterſchaft entſprang ein natürliches Verhältniß von Patronen und Clienten, wodurch die Vornehmen ſich zur Beſchützung der Geringern verpflichtet glaubten, und dieſe in jenen treue Helfer, Rathgeber, und Fürſprecher fanden. Wie unbedeutend Handel und Gewerbe in dem jetzt ſo blühenden und volkreichen Genf vor der Aufhebung des Edicts von Nantes *) geweſen

---

*) l. c. S. 26.

weſen ſeyen, erhellt allein daraus, daß noch in der letzten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts das Gras in den Straßen der Stadt wuchs, und daß man Häuſer nicht einmahl gegen die Unterhaltung der Dächer vermiethen konnte, ungeachtet man im funfzehnten Jahrhundert 2485, und im ſechszehnten 3222 neue Bürger angenommen hatte. In Anſehung des Bürgerrechts verhielt es ſich in Genf eben ſo, wie in Bern, und andern Städten. So lange die Einwohner von Genf mancherley Gefahren, oder Beſchwerden zu fürchten hatten, nahm man alle brauchbare Fremdlinge, die ſich niederlaſſen wollten, mit der größten Bereitwilligkeit auf, und in bedenklichen Zeitläuften zwang man oft Fremdlinge, entweder die Stadt zu räumen, oder ſich als Bürger einſchreiben zu laſſen. Als aber die Zeiten ruhiger, und die Lage der Genfer Bürger, verglichen mit dem Schickſale der benachbarten Staaten beneidenswerth wurde, da erſchwerte man auch die Erlangung des Bürgerrechts; und nun entſtanden die verſchiedenen Claſſen der Einwohner, deren Urſprung von einigen ſchon in ſehr alte Zeiten hinaufgerückt wird. Vollkommene Bürger, oder Citoyens ſind diejenigen, deren Großeltern ſchon das Bürgerrecht gehabt haben, und die allein das Recht beſitzen, in den großen, und kleinen Rath, ſo wie in alle Aemter zu kommen. Klein-Bürger hingegen, oder Bourgeois nennt man ſolche, die entweder ſelbſt, oder deren Eltern das Bürgerrecht erhalten haben. Dieſe können zwar in den Volksverſammlungen ihre Stimmen geben; allein ſie haben keinen Antheil an der Regierung, und an den Aemtern der Republik. Von beiden unterſchieden ſich die Inſaſſen, oder Habitans, und deren in Genf geborne Kinder, oder die ſogenannten Natifs nicht bloß dadurch, daß ſie von den Volksverſammlungen, und der Regierung ausgeſchloſſen waren, ſondern daß ſie auch nicht einmahl Handel, und die höheren Künſte und Profeſſionen treiben konnten.

Unter den vielen Tauſenden von Flüchtlingen, welche die Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieb, kamen auch viele nach Genf, und wurden von dem Magiſtrat, der in dieſem Falle weiſer, als die Bürgerſchaft war, mit offenen Armen aufgenommen. Weil manche Bürger ſich der Aufnahme der Fremdlinge widerſetzten; ſo ſagte der damahlige erſte Syndic, Jean Lambert: ich wundere mich ſehr über eure Abneigung gegen dieſe Fremdlinge; denn wie viele ſind unter euch, die nicht erſt ſeit hundert Jahren in dieſe Stadt gekommen ſind?

das Vermögen, die Künſte, und die Thätigkeit, welche die neuen Bürger nach Genf brachten, erweckten Handel und Gewerbe bis zu einem Grade, dem ſie vorher nie in Genf erreicht hatten. Aus dem aufblühenden Handel und Induſtrie entſtand Ungleichheit der Güter. Die Reichen und Vornehmen entfernten ſich allmählich von der geringern Bürgerſchaft, und bauten ſich auf dem obern Theile der Stadt an. Die Rathsherren-Würde wurde in einigen wenigen Familien beynahe erblich, und auch die Mitglieder des großen Raths wurden verhältnißmäßig nur aus einer kleinen Zahl von Geſchlechtern gewählt.

Dieſer Hang der Verfaſſung zur Oligarchie erregte Unzufriedenheit unter der Bürgerſchaft, unter welcher ſich ſchon zu viel Wohlſtand und Aufklärung fand, als daß ſie nicht die eingeſchlichenen Mißbräuche, und die Mittel dagegen hätte rügen, und erkennen ſollen. Die Bürgerſchaft verlangte daher im Jahre 1707, daß die ſeit funfzig Jahren in den großen Rath eingeführte Gewohnheit, nicht laut und mündlich, ſondern durch Billete zu ſtimmen, auch in den Volksverſammlungen gebraucht: daß ferner alle politiſche Verordnungen gedruckt, alle bürgerliche Geſetze nachgeſehen, und gleichfalls bekannt gemacht: daß die Zahl der Perſonen von demſelbigen Namen und Geſchlechte, die in beiden Räthen ſitzen könnten, eingeſchränkt: und daß endlich das Volk zu beſtimmten Zeiten zuſammengerufen werden ſolle, um über die innern Angelegenheiten zu rathſchlagen. Es gelang der Obrigkeit, die meiſten von dieſen Forderungen zu vereiteln, indem ſie dieſelben zugeſtehen zu wollen ſchien. Die Ankunft von fremden Truppen in der Nachbarſchaft von Genf diente dem Magiſtrat zum Vorwande, ſich zur Sicherheit der Stadt von Zürch und Bern eine Beſatzung auszubitten. Als dieſe angelangt war, fing der Senat ſogleich an, ſcharfe Unterſuchungen gegen diejenigen anzuſtellen, welche die Rechte der Bürger am muthigſten vertheidigt hatten. Zween dieſer edlen Verfechter der Freyheit, **Le Maitre** und **Fatio** wurden auf die ungerechteſte Art, der eine öffentlich, der andere im Gefängniſſe hingerichtet. An den übrigen, die entflohen waren, ließ man ähnliche Strafen in effigie vollziehen, oder man verbannte ſie, oder belegte ſie ſonſt mit ſchimpflichen Strafen. Die Bürgerſchaft, die durch die fremden Hülfsvölker in Furcht geſetzt war, ertrug dieſe blutigen Gewaltthätigkeiten mit einem ſtummen Schmerze, und ließ ſich ſogar im Jahre 1712 bereden, die periodiſchen Volksverſammlungen, und das Opiniren, oder das Reden und Rathſchlagen bey dem Stimmengeben in den Conſeils généraux abzuſchaffen.

Das Recht, neue Auflagen zu bewilligen, gehörte unläugbar einzig und allein dem Conſeil général, oder dem verſammelten Volke zu. Nichts deſto weniger erhöhte die Obrigkeit die Auflagen, die zur Vollendung der nach einem zu großen Plan angefangenen Feſtungswerke erfordert wurden. Man erklärte die Vorſtellungen, die der bekannte Micheli dagegen machte, und die beſſern Vorſchläge, die er that, für aufrühreriſch, beraubte ihn ſeines Bürgerrechts, und ſeines Vermögens, verwies ihn aus der Stadt, und vermochte die Regierung von Bern dahin, daß ſie Micheli aufheben, und auf die Feſtung Aarburg bringen ließ. Nicht zufrieden, die Bürgerſchaft eigenmächtig mit Auflagen zu beſchweren, nahm man ſogar gegen geringe und willkührlich feſtgeſetzte Preiſe manche kleine Grundſtücke weg, welche in die Feſtungswerke hineingezogen werden ſollten. Als die Bürger hierüber Klagen erhoben, wies man ſie als unruhige Schreyer zur Ruhe. Bald nachher aber wurden die durch das Betragen des Magiſtrats ſchon gereizten Gemüther im höchſten Grade aufgebracht, als man entdeckte, daß die Obrigkeit allerley heimliche Maaßregeln zur Entwaffnung der Bürger, und zur Bewaffnung der Arbeiter an den Feſtungswerken genommen hatte. Der Magiſtrat ſuchte zwar in Verbindung mit den Geſandten von Zürch und Bern die Bürgerſchaft zu beſänftigen; allein endlich drang dieſe drohend darauf, daß ſechs obrigkeitliche Perſonen, die man für die Haupturheber der Verſchwörung wider das Volk hielt, verwieſen, und auch die wichtigſten Beſchwerden abgeſtellt wurden. Dieſe Gerechtigkeit verſchaffte ſich die Bürgerſchaft gegen das Ende des Jahres 1734. Weit entfernt, durch dieſen muthigen Schritt Frieden zu erhalten, erbitterte man dadurch die unterliegende Partey nur noch mehr gegen die ſiegreiche. Die Anhänger der Verwieſenen boten in, und außer der Stadt alles auf, um ihre Freunde wieder zurück zu bringen: und da man dieſe Abſicht durch Vermittelung und Güte nicht erreichen konnte; ſo ließ man es endlich auf den Ausſchlag der Waffen ankommen. Am 21 Aug. 1737 entſtand ein allgemeines Kriegsgeſchrey. Die Partey der Verwieſenen kam mit den Bürgern in ein blutiges Handgemenge, in welchem aber die letztern die Oberhand behielten. Durch dieſen Aufſtand war die Obrigkeit, und das Volk in Genf ſo ſehr entzweyt worden, daß es ſchien, als wenn die eine, und das andere ſich ohne die

Da=

Dazwiſchenkunft fremder, und uneingenommener Mittler nicht wieder vereinigen würden. Der Franzöſiſche Hof, und die Republiken Zürch und Bern ſchickten deßwegen Abgeordnete nach Genf, und dieſe brachten das berühmte Edict vom 1738 zu Stande, in welchem keine Partey unterdrückt, und die gegründeten Rechte und Forderungen von beiden, ſo viel es möglich war, verbunden, und befriedigt wurden. Man hat zwar dieſem Edict den Vorwurf gemacht, daß es dem Senat zu viel Macht gelaſſen oder gegeben, und daß es beſonders die Obrigkeit durch die beſtändige Fortdauer der Auflagen, die vor 1714 eingeführt geweſen, von dem Volke ganz unabhängig gemacht habe; allein dieſe Vorwürfe ſind ungegründet, oder wenn auch der kleine Rath ein, oder das andere neue Vorrecht erhielt, ſo wurden dieſe der Bürgerſchaft durch die genaue Beſtimmung aller Theile der ihr zukommenden höchſten Gewalt, und durch die Abſchaffung vieler Mißbräuche und Staatsgebrechen mehr als vergütet. Indem das Edict von 1738 die Abgaben, die älter, als 1714 waren, gleichſam verewigte; erkannte es zugleich dem Volke das ihm ſtreitig gemachte Recht zu, neue Auflagen zu bewilligen, und ließ die Abgaben zur Ausführung der Feſtungswerke im Jahre 1750 aufhören. Wenn ferner das Edict von

Univ. Bibl.

von 1738 verordnete, daß im Rath der 200 nichts vorgetragen werden ſolle, was nicht im kleinen Rath abgehandelt und gebilligt werden, und wiederum im Conſeil général nichts, was nicht der große ſowohl, als der kleine Rath unterſucht, und gutgefunden hätte; ſo wurde auf der andern Seite der Bürgerſchaft die geſetzmäßige Erlaubniß gegeben, ohne Verweiſe, oder Verantwortung fürchten zu dürfen, ihre Klagen bey der Obrigkeit vorzubringen. Das Edict ſchwächte die oligarchiſche Gewalt des kleinen Raths, und der mächtigen Familien durch viele weiſe, und auch in der Folge unter allen Revolutionen beybehaltene Artikel. Es ſchloß mehr, als die bisherigen Sitten, Blutsverwandte, oder auch andere nahe Verwandte vom kleinen Rath aus. Es geſtattete keinem Candidaten vor dem dreyßigſten Jahre den Zutritt zu dem großen Rath, und vermehrte den letztern bis auf 250 Mitglieder. Es gab einem jeden peinlich angeklagten Bürger, und Einwohner von Genf die Freyheit, einen Procurator, einen Advocaten, und zween bis vier Freunde zu ſeinen Vertheidigern und Beyſtänden zu wählen, und von dem Urtheil des kleinen Raths an den großen zu appelliren, durch welche Verordnungen die furchtbare Gewalt des kleinen Raths über Leben und

Tod gebrochen, und die Freyheit, das Leben und Vermögen der Bürger viel mehr, als vormahls geſichert wurden. Endlich unterſagte das Edict von 1738 alles Einlaſſen von Hülfsvölkern, alle Vermehrung der Garniſon, die auf 720 Mann feſtgeſetzt wurde, und geſtattete den Natifs, oder den Ingebornen von Genf den Zugang zu allen Handwerken, in welchen ſie eben ſo gut, als die Bürger, Meiſter werden konnten, wenn ſie das leiſteten, was in ſolchen Fällen auch die Bürger leiſten mußten. Wenn in dem unparteyiſchen Edict von 1738 irgend ein Theil begünſtigt genannt werden konnte; ſo wäre es unläugbar nicht der kleine, ſondern der große Rath, und die Bürgerſchaft: und wenn man etwas daran tadeln wollte; ſo wäre es die gänzliche Unbeſtimmtheit, worin es die Bürger in Anſehung der Mittel ließ, wodurch ſie die Obrigkeit zur Abſtellung ihrer Beſchwerden nöthigen, oder Beſchwerden und ſtreitige Puncte vor das Conſeil général zur Entſcheidung bringen konnte. Allein man kann die Vermittler deßwegen nicht anklagen, daß ſie künftige Fälle nicht vorausſahen, an welche ſelbſt die Bürgerſchaft nicht dachte, und daß ſie ein Geheimniß nicht fanden, nach welchem man in Genf ſelbſt bis 1782 vergebens geſucht hat. Das Edict von 1738 verdiente es alſo vollkommen, daß es von der Bürgerſchaft beynahe einſtimmig, und mit der dankbarſten Freude angenommen, und als ein Grundgeſetz gutgeheißen wurde.

Das neue Edict beſtimmte nicht bloß die Rechte der verſchiedenen Stände, und ſtellte nicht bloß Ruhe und Frieden wieder her; ſondern es wurde auch die Quelle der außerordentlichen Betriebſamkeit, und des hohen Wohlſtandes, die ſich ſeit einem halben Jahrhundert in Genf immer vermehrt haben. Weil die Natifs zu allen Profeſſionen zugelaſſen wurden; ſo legte man ſich mit einem eben ſo allgemeinen, als glücklichen Eifer auf die Uhrmacherkunſt, die nicht, wie andere Fabriken, einige wenige Unternehmer bereichert, indem ſie die fleißigen Arbeiter darben läßt, ſondern vielmehr die letztern mit Wohlhabenheit lohnt, und ſie dadurch freyer, und fähiger macht, ſich ſelbſt und ihre Kinder auszubilden. Mit dem verbeſſerten Zuſtande der Natifs nahm auch zugleich ihre Zahl ſo ſehr zu, daß man ſie im Jahre 1782 der Zahl aller Bürger gleichſchätzte. Das Emporkommen des Standes der Natifs erfüllte die Obrigkeit mit ängſtlichen Beſorgniſſen, indem ſie nicht ohne Grund befürchtete, daß höheres Glück, und beſſere Kenntniſſe immer neue Wünſche der Vermehrung ihrer Rechte erwecken möchten. Je mehr die Natifs, und geringern Bürger an Vermögen und Aufklärung zunahmen, deſto mehr zogen ſich die Vornehmen von ihnen zurück; und es kam alſo bald dahin, daß die Reichen die Caffeehäuſer, und ſelbſt die Uebungsplätze der Bürgerſchaft gänzlich mieden.

Ungeachtet der Magiſtrat mehrere Bedingungen des Edicts von 1738 nicht erfüllte, oder gar übertrat; ſo würde ſich doch die Bürgerſchaft wahrſcheinlich noch lange ruhig verhalten haben, wenn nicht die Obrigkeit ſich durch die Familie Tronchin im Jahr 1761 hätte verleiten laſſen, den Emil und Contrat Social von Rouſſeau als ärgerliche, und für die Religion nicht weniger, als für den Staat gefährliche Schriften zu verdammen, und durch die Hand des Büttels zerreißen zu laſſen. Nachdem man ſich alle mögliche Mühe gegeben hatte, die Vollziehung der Strafe aufzuhalten; ſo überreichte zuerſt eine kleine Zahl von Freunden des gekränkten Schriftſtellers eine Vorſtellung, worin ſie um die Aufhebung des widerrechtlichen gegen ihren Mitbürger gefällten Urtheils bat. Der Senat verwarf dieſe Vorſtellung als ungültig mit ſtolzer Verachtung. Rouſſeau's Freunde, die ſich täglich vermehrten, wiederholten ihre Beſchwerden, und Forderungen; und der kleine

Rath ſchlug ſie immer von neuem ab, weil er, wie er behauptete, das droit negatif, oder das Recht beſitze, alle Vorſtellungen der Bürgerſchaft, die er für grundlos, oder bedenklich halte, abzuweiſen. Wenn dieſes nicht wäre, ſagte die Obrigkeit; ſo würde jede Vorſtellung der Bürger ein Befehl an die Obrigkeit ſeyn, den Inhalt derſelben zu bewilligen, oder gleich dem verſammelten Volke vorzutragen; und bey einer ſolchen Bewandtniß der Sachen, würde man eine jede Neuerung einführen, und die heiligſten Geſetze umſtoßen, oder erſchüttern können. — Sobald der Magiſtrat mit dieſen Anſprüchen hervortrat; ſo verlor die Bürgerſchaft die erſte Hauptveranlaſſung zu ihren Beſchwerden aus den Augen, und erhob ſich gegen das droit négatif, als gegen den Zerſtörer ihrer Freyheit und Verfaſſung. Wenn die Obrigkeit, ſagten die Bürger, das Recht beſäße, alle unſere Vorſtellungen über beleidigte Geſetze unerhört bey Seite zu legen; ſo würde ſie alle Geſetze verdrehen, und übertreten können, wie ſie wollte, ohne daß die Bürger dieſes zu hindern im Stande wären. Sie würde Richterinn in ihrer eigenen Sache, und als willkührliche Auslegerinn der Geſetze unumſchränkte Geſetzgeberinn werden, wofür das Edict von 1738 einzig und allein die rechtmäßig verſammelte Bürgerſchaft erklärt hat. — Von dieſer Zeit an wurden die Benennungen der Négatifs und Répréſentants gewöhnlich.

Zu den erwähnten Streitigkeiten geſellten ſich andere über das Recht, welches der Magiſtrat anſprach, jeden Bürger vorläufig in Verhaft zu nehmen, und über die Freyheit der Bürgerſchaft die Candidaten des Syndicats, die ihr von dem Senat vorgeſchlagen würden, entweder zum Theil, oder auch ganz zu verwerfen. Weil der Magiſtrat verzweifelte, daß er die Bürger bewegen würde, von ihren Forderungen abzuſtehen, und die angemaaßten Rechte der Obrigkeit anzuerkennen, ſo rief er abermahls den Franzöſiſchen Hof und die Republiken Zürch und Bern als vermittelnde Mächte an. Die Abgeſandten dieſer Staaten neigten ſich faſt ganz auf die Seite des Magiſtrats, und entwarfen einen Friedensplan, in welchem die Gewalt des Senats weit über die Gränzen, die ihr im Edict von 1738 geſetzt worden waren, erweitert, in eben dem Verhältniſſe die Rechte der Bürgerſchaft eingeſchränkt, und für alle die Opfer, die man von ihr verlangte, keine andere Entſchädigung gegeben wurde, als daß bey jeder Ergänzung des großen Raths aus jedem der Quartiere ſieben Mitglieder erwählt, und ein Tribunal von 79 Perſonen niedergeſetzt werden ſollte, das über die Gültigkeit aller Vorſtellungen der Bürgerſchaft zu entſcheiden habe. In dieſes wichtige Tribunal wollte man aber nur ein Drittel der Mitglieder aus der Bürgerſchaft, und die übrigen zwey Drittheile aus dem Rath der Sechsziger und Zweyhunderte genommen wiſſen. Die Bürgerſchaft verwarf dieſen Plan aller Drohungen ungeachtet, wodurch der Franzöſiſche Hof ſie zu ſchrecken ſuchte, am 15 Dec. 1761 mit 1095 Stimmen gegen 515. Gleich nach dieſem Schritt zogen ſich die Geſandten der vermittelnden Mächte aus Genf zurück. Der Handel, und alle übrige Gemeinſchaft der Repräſentanten mit Frankreich wurde aufgehoben, und ſowohl durch dieſe Sperrung, als durch die plötzliche Zurückforderung der Gelder, welche die reichen Negatifs den repräſentantiſchen Bürgern vorgeſtreckt hatten, wurden viele Häuſer zu Grunde gerichtet. Nichts deſto weniger beharrten die Bürger unerſchütterlich auf dem Vorſatze, ihre Freyheiten und Vorrechte nicht kleinmüthig aufzuopfern. Zum großen Glücke der Repräſentanten fing der Herzog von Choiſeul endlich an wahrzunehmen, daß er von dem Agenten des Magiſtrats hintergangen worden, und daß die Repräſentanten kein ſolcher verächtlicher Hauſe von Aufrührern ſeyn, als man ihm dieſelben abgemahlt hatte. Er ſchrieb daher an den Senat, daß er ihn in der Bemühung, ſich mit der Bürgerſchaft zu vergleichen, nicht ſtören wolle. Der Magiſtrat lehnte zwar den Vorſatz eines friedlichen Vergleichs mit den Bürgern aus allen Kräften von ſich ab, und ſuchte den Franzöſiſchen Hof von neuem zu bewegen, der Bürgerſchaft die verworfenen Bedingungen durch fortgeſetzte Strenge aufzudringen; allein der Herzog von Choiſeul war einmahl der Genferiſchen Streitigkeiten, und der fruchtloſen Verſuche, ſie beyzulegen, müde, und ließ den Senat in Genf ohne die kräftige Unterſtützung, auf welche er gewiß gerechnet hatte. Die kalte Gleichgültigkeit des Franzöſiſchen Hofes nöthigte zuletzt die hülfloſe Obrigkeit, ernſtliche Schritte zur Ausſöhnung mit der Bürgerſchaft zu thun. Dieſe Ausſöhnung kam nach einer kurzen Unterhandlung glücklich zu Stande, und wurde am 11. März 1768. in einem feierlichen Vergleich, oder Edict, mit einer überwiegenden Mehrheit von 1207 Stimmen gegen 37 beſiegelt. In dieſem Edict entſagten die Obrigkeit und die Bürgerſchaft beiderſeits mehrern Anſprüchen; doch erhielt die Obrigkeit nicht ſo viel, als ſie zugeſtand, und auch die Bürger gewannen weniger, als die Natifs. — Die Gränzen des droit négatif blieben unbeſtimmt. Die Bürger thaten auf ihr bisheriges Recht, die ihnen vorgeſchlagenen Candidaten des Syndicats zum Theil, oder auch ganz zu verwerfen, Verzicht, erlangten aber ſtatt deſſen bey jeder Ergänzung des großen Raths die Wahl der Hälfte der neuen Mitglieder, und dann das gefährliche Recht, jährlich vier Mitglieder des kleinen Raths abſetzen zu können, welches Recht man das droit de réelection nannte. Damit dies Recht nicht unter dem Einfluſſe einer noch friſchen Erbitterung, und einer perſönlichen Rache ausgeübt würde; ſo ſetzte man feſt, daß es fünf Jahre ruhen ſolle, und alsdann erſt vollzogen werden könne. Auch ſolle es nie wider die vier abgehenden Syndics Statt finden, und die erledigten Stellen ſollten nicht von der Bürgerſchaft, ſondern von dem großen Rath wieder beſetzt werden. Die Obrigkeit verſprach ferner, daß in Zukunft kein Bürger in Verhaft genommen werden ſolle, bevor er nicht, wenn er es verlange, zu einem der vier Syndics, oder zum Lieutenant geführt worden; und dieſe ſollten dann unterſuchen, ob Gefängnißſtrafe nothwendig, oder ob eine Bürgſchaft-Leiſtung hinreichend ſey. Noch wichtiger waren die neuen Vorrechte der Bürger: daß die Garniſon nie in Privathäuſer eindringen ſolle, ausgenommen um Miſſethäter aufzuſuchen, und auch alsdann nur, wenn ſie mit einem Befehl des Syndic de la garde verſehen ſey: daß jeder Angeklagte die Freyheit habe, die Mittheilung der Proceßacten zu verlangen, und ſich durch einen Anwald vertheidigen zu laſſen: daß endlich der Senat nicht mehr die Macht haben ſolle, ſolche, die wegen ſogenannter delits mineurs angeklagt würden, vorläufig gefangen nehmen zu laſſen. Die Natifs erhielten die Freyheit, mit den Arbeiten ihres Gewerbes zu handeln, auswärtige Commiſſionen zu übernehmen, und Aerzte, Wundärzte, und Apotheker, ſo wie Gildenmeiſter in allen Profeſſionen zu werden, wo mehr als zwey vorhanden ſeyen. Das Urtheil wider Rouſſeau wollte der Magiſtrat durchaus nicht zurücknehmen. Ueber die Vermehrung der Beſoldungen der Syndics, und der Rathsherren gab er bloß unbeſtimmte Verſprechungen. Auch wollte er ſich nicht dazu verſtehen, jährlich ſo viele neue Bürger aus dem Stande der Natifs zu nehmen, als um welche die Bürgerſchaft ſich vermindern würde: bey welcher Verabredung in jedem Jahre ohngefähr zehn Natifs das Bürgerrecht zu erlangen hätten hoffen können. Fünf war die höchſte Zahl von Natifs, welchen der Magiſtrat jährlich das Bürgerrecht zu ſchenken verſprach.

Es ließ ſich freylich vorausſehen, daß die oligarchiſche Partey das Edict von 1768. im Herzen verfluchte, und über kurz, oder lang daſſelbe zu vernichten ſuchen würde; allein kaum hätte man vermuthen ſollen, daß die ſo ſehr begünſtigten Natifs ihre Unzufriedenheit viel heftiger, als die eingeſchränkten Oligarchen äußern, und zwar gegen die Bürger äußern würden, die ſich ihrer ſtets treulich angenommen hatten, und ihnen gerne noch größere Vorrechte verſchafft hätten, als der Senat zugeſtehen wollte. Auch war die Unzufriedenheit der Natifs mit dem letzten Edict, und mit den Repräſentanten größtentheils erkünſtelt, oder ſie wurde, um mich keines zweydeutigen Ausdrucks zu bedienen, meiſtens durch künſtliche Aufhetzungen erweckt. Die Häupter der Negatifs beklagten es mit einem ſcheinbar aufrichtigen Leidweſen, daß ſie den Wunſch der Natifs, den Bürgern gleich zu werden, nicht kräftig unterſtützen könnten, weil ihnen durch das Edict von 1768. und durch die der Bürgerſchaft geſtattete Reelection aller Einfluß wäre benommen worden. Noch mehr, als durch dieſe Klagen, wurden die Natifs durch die Vorſpiegelungen des damahligen Franzöſiſchen Reſidenten, Hennin, und des mit ihm einverſtandenen alten Dichters von Ferney in Flammen geſetzt.

Hennin verſprach den Natifs die Unterſtützung des Franzöſiſchen Hofes, um ſie dadurch zu Meutereyen zu reizen, von denen er hoffe, daß ſie die Unzufriedenen bewegen, oder nöthigen würden, Genf zu verlaſſen und ſich in Verſoy zu beſetzen. Der Herzog von **Choiſeul** erlaubte es, daß der Reſident ſeinen Namen mißbrauchte, weil er gerade damahls ſeinen Lieblingsplan aus Verſoy eine blühende Handelsſtadt, und eine Nebenbuhlerin von Genf zu machen, mit dem größten Enthuſiasmus betrieb, und weil **Hennin** ihm geſchrieben hatte, daß die unzufriedenen Natifs wahrſcheinlich nach Verſoix kommen und die Uhrmacherey mitbringen würden. Die Einblaſungen der liſtigen Negatifs, und des verſchmitzten **Hennin** erhöhten die Begierde der Natifs nach bürgerlicher Gleichheit zu einer Art von Wuth, in welcher ſie die giftigſten Spottlieder auf das Edict von 1768 abſangen, die unüberlegteſten Drohungen gegen die Obrigkeit, und die Bürgerſchaft ausſtießen, und zuletzt öffentliche und ernſtliche Anſtalten zu einer blutigen Empörung machten. Wenn die Bürger von Genf damahls auch ſchon fähig geweſen wären, alle ihre geſetzmäßigen Vorzüge aufzuopfern, und den Natifs, oder deren Nachkommen gleiche bürgerliche Rechte mit ſich ſelbſt zuzugeſtehen; ſo würde der Gedanke einer ſolchen Wohlthat durch die unbeſonnenen Gewaltthätigkeiten der Natifs unterdrückt worden ſeyn. Anſtatt alſo aus Liebe zum innern und dauerhaften Frieden den Forderungen der drohenden Natifs nachzugeben, vereinigten ſich vielmehr die Bürger mit der Obrigkeit gegen dieſelben, und entwaffneten ſie mit Gewalt, als dieſe am 15 Febr. 1770 ohne vorhergegangene gemeinſchaftliche Verabredung in einzelnen Haufen zu den Waffen zu greifen anfingen. Die triumphirende Bürgerſchaft und Obrigkeit brauchten ihren Sieg mit einer Großmuth und Mäßigung, die ihrer Menſchlichkeit und Weisheit gleich viel Ehre bringt, und die um deſto mehr Lob und Bewunderung verdient, wenn man ſie mit der unverſöhnlichen Rachbegierde anderer Schweizeriſchen Regierungen gegen unruhige Bürger, und Unterthanen zuſammenhält. Man nahm alle diejenigen Natifs, die durch Erziehung, Kenntniſſe, Vermögen und untadeliges Betragen einer ſolchen Ehre würdig ſchienen, als Bürger an: den übrigen ſchenkte man einige neue Rechte, und verwies nur acht Natifs, die den meiſten Antheil an den Unruhen gehabt hatten; freylich ohne gerichtliche Unterſuchung und Urtheil, aber doch durch die Stimme des Volks, oder des Conſeil général, das ſich allein über die gewöhnliche Gerichtsordnung hinausſetzen durfte, wenn dieſes jemahls ſelbſt dem Geſetzgeber erlaubt ſeyn könnte.

Kaum war die Gefahr wieder verſchwunden, welche die Obrigkeit und Bürgerſchaft vereinigt hatte, als die Parteyen der Negatifs, und Repräſentanten ſich abermahls zu ſpalten anfingen. Dieſe Spaltung, und der daher entſtehende geheime Krieg wurde immer mehr durch den Unglauben und die Sittenloſigkeit befördert, welche die genaue Verbindung der vornehmſten Familien mit Voltaire, und die häufigen Reiſen der jungen, und reichen Genfer nach der Hauptſtadt Frankreichs erzeugten, und verbreiteten. Die Söhne aus den vornehmſten Familien brachten aus Paris neben einer thörichten Eitelkeit eine ungemeſſene Prachtliebe, eine kühne Verachtung der Religion, einen entſchiedenen Geſchmack an Schauſpielen, und andern glänzenden Vergnügungen, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen republicaniſche Einfalt und Gleichheit, und vorzüglich den unſeligen Hang mit, in den Franzöſiſchen Fonds zu ſpielen. Während daß die Reichen ſich nach den franzöſiſchen Philoſophen, und General-Pächtern bildeten, und ihre Schätze durch glückliches Spiel verdoppelten, ſtärkten ſich die repräſentantiſchen

Familien durch eine unabläſſige Betriebſamkeit, und durch eine ſorgfältige Erziehung ihrer Kinder, auf welche ſie viel mehr Mühe und Koſten, als vormahls, wandten, weil ſie nach dem Edict von 1768 hoffen konnten, ihre Söhne in den großen Rath zu bringen. Auch hatte die Volks-Partey im de Lüc, Roveray, Claviere, Reybaz, und mehrern andern ſolche Vertheidiger, die den Häuptern der Gegenpartey an Talenten und Kenntniſſen nicht weniger, als an Tugenden überlegen waren.

Nach dem Frieden, oder wenn man lieber will, nach dem Waffenſtillſtande von 1768 war die erſte Veranlaſſung neuer, und öffentlicher Streitigkeiten zwiſchen dem Magiſtrat, und der Bürgerſchaft eine vollſtändige Sammlung aller politiſchen Geſetze, welche die Obrigkeit ſchon 1738 verſprochen, aber noch immer nicht geliefert hatte. Die Bürger glaubten ſich um deſto mehr berechtigt, auf eine ſolche Sammlung von Geſetzen zu dringen, da der Senat ſich bald auf alte, dem Volke unbekannte Geſetze berief, bald auch bekannte Geſetze unter dem Vorwande übertrat, daß ſie ſchon lange durch verjährte und entgegengeſetzte Gewohnheiten aufgehoben ſeyen. Die Obrigkeit gab endlich im Jahr 1774 den erſten Verſuch eines Geſetzbuchs heraus, womit aber die Bürgerſchaft nicht zufrieden war, weil dieſe Arbeit weder eine vollſtändige Sammlung aller Geſetze, noch eine mit ihrer Bewilligung veranſtaltete Reviſion, und Verbeſſerung der veralteten, und unbrauchbaren Geſetze enthielt. Da der Senat die Bitte der Bürgerſchaft, eine vollſtändige Sammlung aller Geſetze machen zu laſſen, hartnäckig abſchlug: ſo ſtrafte die Bürgerſchaft dieſen Eigenſinn dadurch, daß ſie im Anfange des Jahrs 1777 zum erſtenmahle von dem droit de réelection Gebrauch machte, und vier der hitzigſten Oligarchen ihrer Rathsherrenwürde entſetzte. Die entſetzten Mitglieder des kleinen Raths wurden durch dieſe Strafe ſo wenig gebeugt, daß ſie ſich vielmehr als Märtyrer der guten Sache anſahen; und vier Jahre nachher hatten ſogar vier abgeſetzte Senatoren die Unverſchämtheit, ſich gleich am folgenden Tage von neuem wählen zu laſſen. Der größere Theil des kleinen und großen Raths wurde aber doch durch die unerwartete Vereinigung der Bürgerſchaft ſo erſchüttert, daß er ſich dazu verſtand, eine Commiſſion niederzuſetzen, die zur Hälfte aus Negatifs, und zur Hälfte aus Repräſentanten beſtehen, und eine unpartheyiſche Reviſion aller Geſetze zu Stande bringen ſollte. Sobald die erſte Probe der Arbeit dieſer Geſetzcommiſſion erſchien;

ſchien; ſo erhoben die Häupter der oligarchiſchen Partey, die während der Zeit einen feſten Fuß im Cabinet zu Verſailles gefaßt hatten, ein ſolches Geſchrey über den demagogiſchen und demokratiſchen Ton der neuen Geſetzgebung, daß der große Rath eigenmächtig, und ohne vom kleinen Rath, wie die Verfaſſung von Genf es mit ſich brachte, dazu aufgefordert zu ſeyn, die Geſetzcommiſſion aufhob, und rund heraus erklärte, daß er keine andere Sammlung und Reviſion der Geſetze zugeben würde, als die von gutgeſinnten, daß heißt, von oligarchiſch geſinnten Männern gemacht würde. Die Häupter der Negatifs würden nicht das Herz gehabt haben, den Rath der Zweyhunderte zu einem ſo geſetzwidrigen Betragen zu verleiten, wenn es ihnen nicht unterdeſſen gelungen wäre, durch einen heimlichen Abgeordneten und zwey Tronchins den Grafen von Vergennes zu gewinnen, und dieſem ſogar ihren Gönner, den ehemahligen Reſidenten in Genf, Hennin zum erſten Commis im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu empfehlen. Vergennes verhehlte es gar nicht, daß er die demokratiſche Regierungsform haſſe, und daß er Genf, ſo lange es dieſe Verfaſſung habe, für eine Pflanzſchule von Aufruhr halte, der ſich von dort aus leicht in die benachbarten Staaten verbreiten könne.

können. Man hatte überdem dem Grafen von Vergennes eingebildet, daß bisher alle Franzoſen, die mit Genfern in Streitigkeiten verwickelt worden ſeyen, ihre Proceſſe verloren hätten, wenn ihre Forderungen gleich noch ſo einleuchtend geweſen wären; und daß der Franzöſiſche Hof nie auf die Verbindung mit Genf, und beſonders auf die Behauptung des für Frankreich ſo wichtigen Paſſage du Rhone rechnen könne, ſo lange das Regiment in den Händen des Volks, und nicht in den Händen der Obrigkeit ſey. Der Entſchluß, die Regierungsform in Genf zu ändern, war von Vergennes ſchon lange vor der Abſetzung der Magiſtratsperſonen gefaßt, die er in der Folge als eine Haupturſache ſeiner Abneigung gegen die Genferiſche Demokratie anführte. Seine Beſchützten in Genf hingegen ſuchten ihre Verbindung mit dem Franzöſiſchen Hofe, und ihre gemeinſchaftlichen Abſichten noch im Jahre 1779 durch wiederholte feierliche Verſicherungen zu verbergen: daß das Edict von 1768 ihnen ein heiliges Geſetz ſey, und daß es ihnen die äußerſte Unbeſonnenheit ſcheine, dem Volke die darin ausgemachten Rechte ſtreitig machen zu wollen. Gegen das Ende deſſelbigen Jahrs bot Vergennes in einem drohenden Briefe, in welchem er die Vertheidiger der Volksrechte als mit dem Geiſte der Herrſchſucht und der Zwietracht beſeſſen ſchilderte, ſeine Vermittelung zwiſchen der Obrigkeit, und Bürgerſchaft an, und lud zugleich die Cantone Zürch und Bern zu dieſer Vermittelung ein. Beide Republiken lehnten die Einladung zu dieſer Vermittelung ab, weil ſie dieſelbe den Rechten der Stadt Genf, und ſelbſt den Verträgen, welche man mit ihr geſchloſſen habe, zuwiderlaufend hielten. Dieſe Weigerung der beiden mächtigſten Staaten Helvetiens erbitterten Vergennes gegen dieſe, ohne ihn in ſeinem Vorſatze, die Regierungsform von Genf umzukehren, im geringſten wankend zu machen. Der Graf wurde vielmehr immer hitziger in der Verfolgung ſeines Entwurfs, je mehr Schwierigkeiten ſich ihm entgegenſtellten; und dieſe Hartnäckigkeit war um deſto unverzeihlicher, da er ſelbſt bekannte, daß er den Zuſtand des Staats, den er neu einrichten wollte, nur ſehr wenig kenne. Der parteyiſche Eigenſinn des Franzöſiſchen Miniſters beſtärkte den großen Rath in Genf in dem Gedanken, alle Vorſchläge zur Ausſöhnung mit der Bürgerſchaft zu verwerfen, welche der von den heimlichen Unterhandlungen der vornehmſten Oligarchen nicht genug unterrichtete Senat demſelben verlegte.

Necker der um dieſe Zeit Finanzminiſter war, und den die Repräſentanten als den Schutzgeiſt der Freyheit ihrer Vaterſtadt verehrten, konnte ſich zwar nicht geradezu in die Angelegenheiten des Grafen von **Vergennes** miſchen; allein er vermochte dieſen doch dahin, daß er nicht bloß die Abgeordneten einer Partey, ſondern auch die Fürſprecher des Volks hörte. **Necker** entbot daher **Claviere** und dü **Roveray** nach Paris. Beide wurden von **Vergennes** mit vieler Freundlichkeit, und unter den Aeußerungen der billigſten und friedfertigſten Geſinnungen aufgenommen. Der Miniſter hatte aber hierbey bloß die Abſicht, von den genannten Männern ſchriftliche Vorſtellungen ihrer Gedanken und Vorſchläge herauszulocken, um ſagen zu können, daß er beide Parteyen gegen einandert abgehört habe. Nachdem **Claviere**, und **Roveray** ihre Memoiren übergeben hatten; ſo erfuhren ſie zu ihrer größten Verwunderung, daß die Abgeordneten der Gegenpartey, mit welchen ſie zu unterhandeln ſich vorgenommen hatten, von Paris abgereiſt ſeyn, und daß der Graf von **Vergennes** ſeinen Entwurf einer billigen Friedensſtiftung nächſtens bekannt machen würde. Um dieſe Zeit fingen die Negatifs zuerſt an, ihre Unzufriedenheit mit dem Edict von 1768 zu erkennen zu geben. Die angeſehenſten Oligarchen konnten aber doch den Senat nicht bewegen, die Garantie von Frankreich, von Zürch, und Bern anzurufen. Dies hinderte unterdeſſen den Grafen von Vergennes nicht, den beiden Cantonen, und der Obrigkeit in Genf ſeine ſogenannte Baſes de reconciliation mitzutheilen, welche der Verfaſſung von Genf, und der übernommenen Garantie ſo entgegenſetzt waren, daß Zürch und Bern ſie zurückſchickten, ohne ſich nur einmahl in eine umſtändliche Prüfung derſelben einzulaſſen. Bey dieſer Standhaftigkeit der Mitgarants, ſahen die Negatifs, und ihr Beſchützer der Graf von Vergennes keinen andern Weg vor ſich, endlich zu dem erwünſchten Ziele zu gelangen, als, die Natifs in Genf an ſich zu locken, und wider die Bürger aufzuhetzen, um dem Franzöſiſchen Hofe durch irgend einen Ausbruch von Gewaltthätigkeit Anlaß zu geben, ſich mit Ernſt der Angelegenheiten in Genf anzunehmen. Die Negatifs brauchten zu dieſer verabſcheuungswürdigen Abſicht einen gewiſſen Cornuaud, der unglücklicherweiſe eben ſo argliſtig und ränkevoll, als verworfen und beſtechlich war, und der jetzo ein nicht minder ſchamloſer Prophet der Gottesleugnung iſt, als er vormahls von Unfrieden, und Meuterey war.

Durch dieſen Menſchen verſprachen die Ariſtokraten den Natifs alle nützliche Rechte der Bürger, wenn ſie ſich nur in dem Streite zwiſchen der Obrigkeit, und der Bürgerſchaft neutral verhalten würden. Dieſe Verheißungen machten um deſto mehr Eindruck, da Vergennes ſich ſo weit erniedrigte, dem Cornüaud ſeinen Schutz zu verſichern und ſich mit ihm in einen Briefwechſel einzulaſſen. Weil die Gährungen unter den Natifs, und die Wichtigkeit des Cornüaud mit jedem Tage zunahmen; ſo gab endlich der Procureur général Roveray, vermöge ſeines Amtes, den Beförderer der innern Unruhen als einen Feind des Vaterlandes, und zwar mit einer Freymüthigkeit an, die den Senat, wie ſeine Freunde in gleiches Schrecken, und Bewunderung verſetzte. Wirklich glaubte ſich Vergennes durch die Remontrance des Genferiſchen Volks-Fürſprechers ſo beleidigt, daß er von dem Senat verlangte, die Schrift ſolle vom Henker zerriſſen und verbrannt, ihr Verfaſſer ſeines Amtes entſetzt, aus der Zahl der Mitglieder des großen Raths ausgeſtrichen, und auf ewig aller Würden unfähig erklärt werden: eine Rache, welche die Obrigkeit in Genf zu vollziehen ſich nicht weigern konnte. Kurz vorher, ehe Roveray den Cornüaud belangt hatte, te, war es dem Procureur' général gelungen, den größten Theil der Bürger zu bereden, daß ſie freywillig alle droits utiles, die ſie bis dahin vor den Natifs beſeſſen hätten, aufgeben, und ihnen überdem zur Erlangung des Bürgerrechts Hoffnung machen möchten. Dieſes freywillige Opfer vereinigte auf einmahl den größten Theil der Natifs mit den Bürgern wieder, und Cornüaud behielt nur einen kleinen Reſt von Leuten aus dem niedrigſten Pöbel übrig, die für ihre Anhänglichkeit bezahlt wurden. Die fortdauernde Gnade des Franzöſiſchen Miniſters gab dem elenden Waffenträger der Reichen die Kühnheit, ſeine Spießgeſellen ohne Scheu an beſtimmten Orten zu verſammeln, und ſelbſt in den Waffen zu üben. Dieſe Zuſammenkünfte, und Waffenübungen hatten bald die Folge, daß im Febr. 1781 ein plötzlicher Auflauf entſtand, in welchem die Untergebenen des Cornüaud einen von ihrer eigenen Partey erſchoſſen, zween andere verwundeten, aber alsdann gleich von den herbeyeilenden Bürgern entwaffnet wurden. Auch dieſesmahl verlangten die Bürger von ihren Gegnern weiter nichts, als daß ſie den Natifs die ihnen von den Repräſentanten zugeſtandenen Vorrechte bewilligen, hundert derſelben auf einmahl zu Bürgern annehmen, und auf alle fremde Vermittelung Verzicht thun ſollten. Der Senat geſtand dieſe Bedingungen aus Furcht vor den drohenden Natifs zu. Der große Rath, aus welchem ſich aber die meiſten Mitglieder entfernt hatten, bewilligte ſie gleichfalls, und das Edict, wodurch ſie eine geſetzliche Kraft erhielten, wurde am 10 Febr. 1781 vom Conſeil général mit einer großen Ueberzahl von Stimmen angenommen. Bey der erſten Nachricht, welche man in Zürch und Bern von den Vorfällen in Genf erhielt, ſchickten dieſe nachbarliche Regierungen Friedensboten ab, um fernere Unruhen zu verhüten, und wo möglich, die Negatifs und Repräſentanten mit einander zu vereinigen. Unter den Geſandten der Cantone gewann keiner das Zutrauen, und die Hochachtung der Bürger von Genf in einem ſolchen Grade, als der jetzige Herr Schultheiß von **Steiger** in Bern, deſſen Andenken in Genf noch lange in Segen bleiben wird. Dieſer verehrungswürdige Staatsmann machte durch ſeine Klugheit, und Unparteylichkeit in dem ihm aufgetragenen Friedenswerk ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er es gewiß in kurzer Zeit vollendet haben würde, wenn er nicht von dem Grafen von **Vergennes** aus ſeiner ehrenvollen Laufbahn wäre herausgeriſſen worden. **Vergennes** beſchuldigte die Schweizeriſchen

riſchen Geſandten einer offenbaren Parteylichkeit für die Repräſentanten, und beſtand darauf, daß die angefangenen Unterhandlungen nicht in Genf, ſondern in Solothurn fortgeſetzt werden ſollten. Bern und Zürch mußten ſich dieſes gefallen laſſen, und man fing von neuem an, mit dem Vicomte von Polignac zu arbeiten. Das Ausſöhnungsgeſchäfft erhielt abermahls einen erwünſchten Fortgang, als der Vicomte im Namen des Miniſters erklärte, daß er die Unterhandlungen ſo lange abbrechen müſſe, bis in Genf, ſo drückte der Geſandte ſich aus, alles in ſtatu quo ſey, wie es vor dem Jahre 1768 geweſen. Die Abgeordneten und Regierungen von Zürch und Bern wandten alle ihre Beredtſamkeit an, um Vergennes von einer ſo parteyiſchen, und die Unabhängigkeit von Genf ſo ſehr kränkenden Zumuthung abzubringen; allein der Graf blieb unbeweglich, und nun entſagten Zürch und Bern förmlich der Theilnehmung an einer Negotiation, die ſogleich mit einer alles umwerfenden Gewaltthätigkeit anfangen ſollte. Der feſte Sinn der Cantone demüthigte den Miniſter nicht ſo ſehr, als das, was er bald nachher in einem Staatsrath zu Verſailles erfahren mußte. Der Graf von Maurepas nämlich, der das Verfahren von Vergennes ſchon lange gemißbilligt hatte, ſtimmte im Conſeil dahin, daß man ſich um der Zänkereyen in Genf willen nicht mit der ganzen Eidgenoſſenſchaft überwerfen, ſondern vielmehr die Garantie von Frankreich zurücknehmen, und Genf entweder ſich ſelbſt, oder der Vermittelung ſeiner Nachbaren überlaſſen ſolle. Dieſe Losſagung von der Garantie meldete Vergennes den Cantonen Zürch und Bern in dem unhöflichen, und verfänglichen Schreiben, das ich Ihnen ſchon im Jahre 1782 mitgetheilt, und nachher habe drucken laſſen. Weil Vergennes den nicht weit mehr entfernten Tod des Grafen von Maurepas vorausſah; ſo faßte er die Losſagung in ſolchen zweydeutigen Worten, und mit ſolchen Wendungen ab, daß er für die Zukunft immer freye Hand behielt.

Vergennes wartete nicht einmahl den Tod des Premierminiſters ab, um ſeine Entwürfe gegen die Freyheit von Genf auszuführen. Weil er aber keine Gewalt brauchen konnte; ſo nahm er ſeine Zuflucht zu gelindern Mitteln. Erſt ließ er die Repräſentanten bitten, daß ſie ihm zu Gefallen ſein in ſtatu quo annehmen möchten. Da Bitten nichts fruchteten; ſo ging er zu Drohungen fort. Als auch dieſe vergeblich waren; ſo ließ er einige hundert Mann Soldaten an die Gränzen marſchiren. Jetzo hielten es Zürch und

Bern für die höchſte Zeit, der Garantie von Genf gleichfalls zu entſagen: doch mit dem Vorbehalte, daß ſie ſich vermöge ihrer ältern Verbindungen der benachbarten Republik annehmen könnten. Während, daß dieſes gegen das Ende von 1781 und im Anfange von 1782 geſchah, wurden die Negatifs dreiſter, als jemahls; und der Senat trug kein Bedenken, den Vergleich von 1781 ein ungültiges Edict zu nennen, das mit Gewalt erzwungen, und unter den Waffen gemacht worden ſey. Dieſe Aeußerungen des Senats gaben dem nichtswürdigen Cornüaud neuen Anlaß, Argwohn gegen die Aufrichtigkeit der Bürger zu erregen. Er breitete in Geſprächen, und durch Schriften den Verdacht aus, daß die Bürger den Natifs bloß zum Schein Bedingungen ausgemacht hätten, von welchen ſie zum voraus überzeugt geweſen wären, daß ſie nie würden erfüllt werden. Um dieſe Beſchuldigung von ſich abzuwälzen, verlangte der größte Theil der Bürgerſchaft zweymahl von der Obrigkeit die Vollziehung des letzten Edicts, und die Befriedigung der gerechten Wünſche der Natifs. Auf die zweyte Bitte antwortete der Senat am 7 April 1782 in den härteſten Ausdrücken: daß er unwandelbar bey dem Entſchluß beharre, nie ein Edict zu vollſtrecken, welches er ſtets als nichtig angeſehen habe.

Dieſe Antwort brachte die Natifs in eine ſo heftige, und allgemeine Bewegung, daß die Häupter der Repräſentanten bald vorausſahen, was geſchehen würde. Da die Bürger bey den geringſten Gewaltthätigkeiten am meiſten, oder vielmehr alles wagten; ſo wandten ſie ihr ganzes Anſehen an, um die Natifs zu beſänftigen. Allein die Wuth des größten Theils der Natifs war zu groß, als daß man ſie hätte aufhalten können. Viele Natifs brachten die letzte Hälfte des 8 Apr. in den Wirthshäuſern vor den Thoren zu, um ſich durch die Kraft des Weins zu dem Vorhaben zu begeiſtern, welches ſie gegen die Nacht ausführen wollten. Die Häupter der Repräſentanten waren ſo edel, die Negatifs, die von der Rache des Pöbels am meiſten zu fürchten hatten, von den Gefahren zu benachrichtigen, die ihnen, und der ganzen Stadt bevorſtänden. Gegen die Nacht griffen die von Wein und Zorn berauſchten Natifs zwey Thore an, und drangen dann in dichten bewaffneten Haufen in die obere Stadt, und gegen das Rathhaus hin. Unter dieſen Umſtänden hatten die Bürger keine andere Wahl, als entweder ihre Freunde die Natifs anzufallen, oder ſich unter dem Schein von Helfern unter ſie zu miſchen, um ſie von einer blutigen Rache zurückzuhalten. Dieſen Zweck erreichreichten ſie ſo ſehr, daß auch nicht einer der Negatifs getödtet, und kein einziges Haus geplündert wurde. Man nahm die vornehmſten Oligarchen gefangen, ſäuberte beide Räthe von den Mitgliedern, die ſich den Bitten der Bürger am meiſten widerſetzt hatten, und nahm die nöthigſten Maaßregeln, um die Stadt von innen und außen ſicher zu ſtellen. Die vorzüglichſten dieſer Maaßregeln beſtanden darin, daß man das Pulver aus der untern Stadt, die bey einer Belagerung am meiſten ausgeſetzt geweſen wäre, in die obere Stadt, und zwar theils in die Hauptkirche, theils in die Häuſer einiger Negatifs brachte, und daß man eine Commiſſion de ſureté von eilf Mitgliedern ernennte, welche die für die Sicherheit, und Befeſtigung der Stadt nothwendigen Anſtalten treffen ſollte. Ein unglaublicher Enthuſiaſmus ergriff alle Stände, und Alter. Vornehme und Geringe, Weiber, Greiſe, und Kinder arbeiteten wetteifernd an den Feſtungswerken; und der Muth der Arbeitenden fiel nicht allein nicht, ſondern ſtieg vielmehr noch, da man die bewaffneten Schaaren von drey Mächten anrücken, und ſich in der Nähe der Stadt lagern ſah. Der Sardiniſche Hof ſchickte in eben der Abſicht, in welcher es der Canten Bern that, Truppen nicht ſowohl gegen Genf, als nach Genf, um nicht Frankreich

reich allein in einer Stadt ſchalten zu laſſen, deren Lage für beide Staaten gleich wichtig war. Zürch hingegen blieb ſeinen bisherigen Grundſätzen treu, und weigerte ſich, feindſelig gegen eine freye, und verbündete Republik zu handeln. So gehäſſig das Verfahren von Sardinien und Bern auch ſchien; ſo waren ſie es doch nicht bloß ſich ſelbſt ſchuldig, das zu thun, was ſie thaten, ſondern ſie trugen dadurch gewiß auch vieles dazu bey, daß man ſo gelinde gegen die Stadt, und ſelbſt gegen die Häupter der Repräſentanten war. Nachdem die Anführer der verſchiedenen Truppen ſich der Stadt ſo weit genähert hatten, daß man ſie in kurzer Zeit hätte erſteigen können; ſo ließen ſie die Stadt am 29 Jun. zur Uebergabe auffordern: mit dem Verſprechen, daß 21 Männer, die ſich vorläufig entfernen mußten, Geleitsbriefe erhalten ſollten: daß man die ſtrengſte Kriegszucht beobachten; daß man die Freyheit und Unabhängigkeit der Republik unangetaſtet laſſen, und ſich gleich wieder zurückziehen würde, ſo bald der Friede auf eine dauerhafte Art wiederhergeſtellt worden. Weil die Bürger noch immer glaubten, daß die Belagerer keinen ernſtlichen Angriff wagen würden, und daß die Feſtungswerke der Stadt ſtark genug ſeyen, um einen erſten Angriff auszuhalten;

weil überdem manche wirklich entſchloſſen waren, ihre Vaterſtadt und Freyheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen: ſo ſchlug man die erſte Einladung, und deren Bedingungen in allen Zirkeln, oder Bürgergeſellſchaften ab. Die Mitglieder der Sicherheitscommiſſion hingegen, die von dem ſchlechten Zuſtande der Feſtungswerke beſſer unterrichtet waren, ſahen es nur zu ſehr ein, daß die Belagerten nicht im Stande ſeyen, auch den erſten Anfall abzuhalten: daß die vereinigten Truppen nach den ſchon gemachten Zurüſtungen gewiß nicht abziehen würden, ohne die Stadt zur Uebergabe zu zwingen: daß, wenn dieſes mit Gewalt und durch Ueberrumpelung geſchehe, doch immer viel Blut werde vergoſſen, und eine große Verheerung werde angerichtet werden: daß ſie beſonders ihr Leben und Vermögen, ihre Weiber, und Kinder den größten Gefahren ausſetzen, und ſich hingegen durch die Annahme der angetragenen Bedingungen mehr um ihre Mitbürger verdient machen würden, als wenn ſie durch einen kurzen, und ohnmächtigen Widerſtand Verderben über ſich ſelbſt, und über ihre Vaterſtadt brächten. So vernünftig dieſe Betrachtungen waren; ſo kamen ſie doch zu ſpät, und man hatte daher auch das Herz nicht, ſie den verſammelten Zirkeln mitzutheilen. Die Mitglieder der Sicherheitscommiſſion

ſion erſuchten deßwegen die zwölf Zirkel, einen Ausſchuß zu ernennen, welchem ſie den Zuſtand der Feſtungswerke vorlegen, und mit welchem ſie über die Vertheidigung der Stadt rathſchlagen könnten. Dieſes geſchah, und es kam zu dieſen Abſichten eine Verſammlung von ohngefähr hundert Perſonen zuſammen. Viele von dieſen wurden ſchon durch die bloße Beſchreibung der ſchwachen Feſtungswerke zum Entſchluß für die Uebergabe der Stadt beſtimmt. Die meiſten aber waren für eine mäßige Vertheidigung der Stadt, bis einer von dem höchſten patriotiſchen Heroiſmus befeuert auftrat, und mit einer das Innerſte der Zuhörer erſchütternden Stimme ſagte: daß gar nicht mehr von einer mäßigen Gegenwehr die Rede ſey, ſondern daß man den Feind mit unerſchrockenem Muth erwarten, daß man ihn von Feſtungswerk zu Feſtungswerk, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus zurückſchlagen, und wenn man endlich von der unwiderſtehlichen Menge überwältigt werde, daß alsdann jeder ächte Bürger ſeinen Feind ergreifen, und ſich mit ihm unter den Ruinen des Vaterlandes begraben müſſe. Dieſe pathetiſche Rede brachte eine Wirkung hervor, die derjenigen ganz entgegengeſetzt war, welche der Redner davon erwartet hatte. Sie ſchlug den Muth der Zuhörer nieder, an ſtatt ihn zu erwecken, indem ſie alle die ſchrecklichen Folgen ſchilderte, die mit einer mäßigen, und die mäßige leicht überſchreitenden Gegenwehr verbunden ſeyn würden. Bald nach dieſer Rede beſchloß man mit 57 Stimmen gegen 40, daß man die Stadt auf die angebotenen Bedingungen übergeben wolle: nur bat man es ſich noch von den feindlichen Anführern zur Gnade aus, daß den Verwieſenen erlaubt ſeyn möchte, ihre Familien und ihr Vermögen ohne Hinderniß aus Genf zu ziehen, ſo bald ſie deßwegen die nöthigen Maaßregeln genommen hätten. Als die Entſchließung, welche der Ausſchuß der Zirkel mit der Sicherheits-Commiſſion in der Nacht vom erſten Julius auf den zweyten genommen hatte, in der Stadt bekannt wurde, ſo entſtand ein allgemeines Wehklagen unter den Bürgern, die ihre Häupter als feige Verräther verfluchten. Man ſuchte ſie allenthalben auf, und würde ſie in der erſten Verzweyflung wahrſcheinlich umgebracht haben, wenn man ihrer habhaft geworden wäre. Die Gefahren, die ihnen von innen drohten, beſchleunigten ihre Flucht noch mehr, als die Furcht vor den äußern Feinden; und dieſe ſchleunige Flucht zog ihnen bey Einheimiſchen und Fremden viele nicht ganz unverdiente Vorwürfe zu. Der Hauptgrund aller Fehltritte, welche die Häupter der Repräſentanten machten, und zuletzt zum Theil mit offenen Augen machen mußten, war die falſche Vorausſetzung: daß die garantirenden Mächte eine benachbarte Stadt, von welcher ſie nicht beleidigt worden, nicht belagern laſſen, ſondern vielmehr, bevor man dieſen gehäſſigen Schritt thäte, den Bürgern von Genf eine ehrenvolle Capitulation anbieten würden. In dieſer Vorausſetzung verbargen ſie den Zuſtand der Feſtungswerke vor ihren Mitbürgern bis auf den letzten Augenblick, wo ſie denſelben ohne Lebensgefahr nicht offenbaren konnten, und hielten auch den Eifer und den blinden Muth der an den Feſtungswerken arbeitenden, und ſie beſetzenden Bürger nicht zurück, den ſie vielleicht auch anfangs zu mäßigen nicht im Stande geweſen wären. Als ſie ſich endlich in ihren Erwartungen betrogen ſahen, und die wahre Beſchaffenheit der Feſtungswerke nicht länger verhehlen konnten; ſo ſtürmten auf einmahl ſo viele Schrecken auf ſie zu, daß ſie keine ordentliche Capitulation entwerfen, die Antwort der belagernden Feldherren nicht abwarten, und auch für die innere Ruhe der Stadt bis zur Stunde der Uebergabe nicht gehörig ſorgen konnten. Wenn man aber auch die Volksführer in Genf von dem Vorwurf eines Mangels an Klugheit, und männlicher Gegenwart des Geiſtes nicht freyſprechen kann; ſo iſt es doch ungerecht, ſie unredlicher Unterhandlungen mit den Feinden zu beſchuldigen. Hätten die Genferiſchen Demagogen, wie man noch jetzo in Genf glaubt, die Ehre der Stadt ihren perſönlichen Vortheilen aufopfern, und geheime günſtige Bedingungen für ſich, und die Ihrigen erſchleichen wollen; ſo würden die Feldherren dieſe Niederträchtigkeit gewiß nicht verſchwiegen, und die Gegenpartey würde die Verräther längſt öffentlich beſchämt haben. Die ſtrenge Kriegszucht, welche die Anführer der belagernden Truppen nach der Eroberung der Stadt beobachten ließen, ſchützte die Genfer gegen alle Gewaltthätigkeiten an ihren Perſonen und Gütern. Nicht bloß die gemeinen Soldaten, ſondern auch die Officiere brachten faſt drey Tage und Nächte auf den Straßen, und öffentlichen Plätzen der Stadt zu, um ihre Krieger, die ſich eine reiche Beute verſprochen hatten, von aller Plünderung abzuhalten.

In den Unterhandlungen über die neue Verfaſſung von Genf, die gleich nach der Uebergabe der Stadt anfingen, und zu welchen die Republik Bern die Herren von Steiger und von Watewille ſchickte, hatten freylich der Franzöſiſche und Sardiniſche Geſandte ein offenbares Uebergewicht über die Berniſchen Abgeordneten, und die letztern konnten vieles nicht hindern, was Vergennes den erſtern vorgeſchrieben hatte; allein die Genfer haben es unſtreitig der Klugheit und Standhaftigkeit des Herrn von Steiger, und ſeines Gehülfen zu danken, daß das neue Edict nicht noch viel unterdrückender geworden iſt, daß viele Gebrechen der bisherigen Regierungsform gehoben, und viele Lücken ausgefüllt wurden, die man in allen bisherigen Revolutionen nicht hatte heben, und ausfüllen können.

Wenn das Edict von 1782 auch noch viel größere Vortheile verſchafft hätte, als es wirklich verſchaffte; ſo kann man es doch den Repräſentanten nicht übel nehmen, daß ſie es als ein Werk und Werkzeug des willkührlichſten Deſpotiſmus verabſcheuten. Man überließ es nicht der freyen Wahl der Bürgerſchaft, ob ſie eine Geſetzgebung, welche ſie und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten verbinden ſollte, annehmen wollte, oder nicht; ſondern die Geſandten der garantirenden Mächte ſchloſſen vorläufig von dem Conſeil général, welchem das Edict vorgelegt werden ſollte, alle diejenigen aus, die am achten April oder in der Folge die Waffen ergriffen hätten: und in der Volksverſammlung alſo, in welcher das neue Edict beſtätigt wurde, war kaum ein Drittel der Bürger gegenwärtig, die das Recht hatten, über die Gültigkeit oder Ungültigkeit neuer Geſetze zu ſtimmen. In dem Edicte ſelbſt nahm man dem Volke die wichtigſten Rechte, oder ſchränkte ſie wenigſtens ein. Man entriß der Bürgerſchaft das Recht, die Hälfte der Mitglieder des großen Raths zu wählen, vier Mitglieder des kleinen Raths abſetzen, und ihre Klagen oder Vorſtellungen der Obrigkeit übergeben zu können. Dies letztere Recht übergab man einer Geſellſchaft von ſechs und dreyßig Adjuncten des großen Raths, die jährlich durch das Loos aus den wohlhabenden Bürgern gezogen werden, und in den Verſammlungen des großen Raths gegenwärtig ſind, ſo oft über nützliche Neuerungen, oder ſchädliche Mißbräuche gerathſchlagt wird. Man ſchränkte ferner das Wahlrecht der Bürger dahin ein, daß ſie die Syndics, und andere vornehme Magiſtratsperſonen, wenn ſie vermöge eines alten Brauchs nach vier Jahren in ihre Würden wieder eintreten ſollten, nicht wie vormahls durch die Mehrheit, ſondern nur durch das Dreyviertel der Stimmen ausſchließen können. Man beſtätigte nicht bloß alle alte Abgaben, ſondern führte auch manche neue ein, und gab beiden eine endloſe Dauer, um die Obrigkeit deſto unabhängiger von den Bürgern zu machen. Noch ſchmerzhafter aber, als alle dieſe Verluſte, war den Bürgern ihre gänzliche Entwaffnung, die Aufhebung der Zirkel, der Bürgermiliz, und aller bürgerlichen Uebungen, die bisher die froheſten Volksfeſte geweſen waren. Um endlich die Geiſter, wie die Leiber zu feſſeln, unterſagte man alles Reden und Schreiben über öffentliche Angelegenheiten, und errichtete eine Garniſon von tauſend Mann, die nicht bey den Bürgern, ſondern in beſondern Caſernen, wie in Feſtungswerken wohnen ſollte. Den Natifs ertheilte man alle nützliche Rechte der Bürger, und dem Senate die Freyheit, Fremdlingen unter dem Namen von Domiciliés die Erlaubniß zu geben, ſich auf ein Jahr in Genf niederzulaſſen, und Handwerke und andere bürgerliche Gewerbe treiben zu können.

Wenn man bloß die jetzo angeführten Geſetze betrachtet; ſo kann man nicht anders, als den Repräſentanten beypflichten, welche das Edict von 1782 ganz allein für eine Arbeit von Vergennes, und ſeinen Rathgebern erklären. Das Edict enthält aber auch manche Artikel, denen man es anſieht, daß ſie unter dem Einfluſſe eines beſſern Genius gemacht worden, und dieſe Artikel muß man nicht vergeſſen, wenn man das Edict unparteyiſch beurtheilen will.

Das Edict von 1781 arbeitete zuerſt dadurch der oligarchiſchen Gewalt der reichſten Familien entgegen, daß es mehr, als die bisherigen Satzungen, nahe Verwandte von den gleichzeitigen Sitzen im kleinen und großen Rath ausſchloß, und auch die Zahl der Perſonen von demſelbigen Namen, und derſelbigen Familie einſchränkte, die zugleich im großen Rath ſeyn können. Eine noch kräftigere Schutzwehr gegen den Geiſt der Oligarchie war die Verminderung der Gewalt des kleinen, und die Vermehrung der Vorrechte des großen Raths. Das Edict von 1782 beſtätigte den großen Rath nicht nur als den höchſten Richter in peinlichen Sachen, ſondern erhob ihn auch zum oberſten Aufſeher über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, über die untern Bedienten des Staats, über die Lehranſtalten und Sitten, über Künſte, Handwerke und Gewerbe, und alle wichtige Zweige der Policey, in ſo fern dieſe für die Preiſe der Dinge, für die Reinlichkeit und Verſchönerung der öffentlichen Straßen, Spatziergänge und Gebäude ſorgt. Der große Rath erhielt ſogar dadurch einen Theil der geſetzgebenden Gewalt, daß er über die Erziehungsinſtitute in Genf, über den Luxus, und über Spiel Verordnungen machen, und über die Gültigkeit und Ungültigkeit der Klagen und Vorſtellungen der Fürſprecher der Bürgerſchaft entſcheiden kann. Wenn der groſe Rath dies letztere droit negatif ſtets nach den Wünſchen der Bürgerſchaft braucht; ſo erhält dadurch die Verfaſſung von Genf eine Feſtigkeit, die ſie vorher nicht haben konnte, ſo lange es unentſchieden war, welcher Stand, oder welcher Cörper über die Beſchwerden der Bürgerſchaft, und über die Weigerungen des Senats abſprechen ſolle. Durch die neuen Vorrechte, die man dem großen Rath ertheilte, mußte dieſer ein Anſehen gewinnen, das ihm bey der ehemahligen großen Gewalt des Senats ganz unerreichbar war.

So ſehr auch die eifrigſten Repräſentanten das Edict von 1782 herabzuſetzen ſuchen; ſo können ſie doch nicht läugnen, daß dieſes Edict ihnen die Sicherheit ihres Vermögens, ihres Lebens, ihrer Freyheit und Ehre geſchenkt habe, die ſie in dieſem ganzen Jahrhundert vergebens zu erkämpfen bemüht waren. Zuerſt beſtätigte das letzte Edict die Bedingungen früherer Vergleiche, nach welchen kein Bürger in Verhaft genommen werden darf, ohne daß er vorher, wenn er es verlangt, vor den kleinen Rath, oder vor einen der Syndics, oder zum Lieutenant geführt wird; und weder Häſcher, noch Soldaten in Bürgerhäuſer eindringen dürfen, ausgenommen wenn man einem Uebelthäter nachſpürt, und wenn die Suchenden mit einem Befehl des Syndics verſehen, und von dem Quartiermeiſter, oder einer Perſon aus der Nachbarſchaft begleitet ſind. Nicht weniger wichtig waren folgende Verordnungen. Nach dem Edict von 1782 darf bey peinlichen Unterſuchungen der Beklagte jedes Verhör ſelbſt durchleſen, oder ſich verleſen laſſen, und alsdann die nöthigen Veränderungen machen. Auch haben peinlich Beklagte die Erlaubniß, ſolche Richter, gegen welche ſie gegründete Einwendungen vorbringen können, auszuſchließen, und zu allen Zeiten entſchuldigende, oder rechtfertigende Facta anzuführen. Wenn die Acten geſchloſſen ſind, ſo kann der Beklagte ſich einen Advocaten, einen Procurater, und zween Verwandte, oder Freunde wählen, kann ſich eine Copey des ganzen Proceſſes zum Gebrauch ſeiner Anwälde, und Beyſtände ausbitten, und am Tage des Urtheils noch zween andere Freunde zu Hülfe nehmen. Die Folter iſt durch das Edict von 1782. ganz abgeſchafft worden: und Todesurtheile, welche der kleine Rath ausſpricht, ſind nur alsdann gültig, wenn ſie eine Ueberzahl von zween Stimmen für ſich haben. Beſtätigungen von Todesurtheilen durch den großen Rath erhalten nach dem letzter Edict nicht eher eine rechtmäßige

Kraft, als bis ſie durch eine Mehrheit von fünf Stimmen die vom Tode losſprechende Meynung überwiegen. Todesurtheile ſind nicht die einzigen, wo man vom kleinen Rath an den großen appelliren kann. Eben dieſes iſt jetzo auch in allen Fällen erlaubt, in welchen der kleine Rath die Strafe eines ſechsmonatlichen Gefängniſſes, oder einer jährigen Verweiſung, oder einer fünfjährigen Suſpenſion von den bürgerlichen Rechten, oder von der Sitzung im großen Rath, oder von fünf hundert Thalern, oder von Ehrloſigkeit verhängt. — Wird ein peinlich Angeklagter unſchuldig befunden; ſo muß man ihm nach dem Edict von 1782 eine Entſchädigung geben, die von drey durch den Losgeſprochenen zu wählenden Mitgliedern des kleinen Raths, und von zween durch das Loos gezogenen Adjuncten des großen Raths beſtimmt wird. Eine ſolche Entſchädigung darf für jeden Tag der unſchuldig ausgeſtandenen Leiden nicht weniger als ſieben, und nicht mehr, als funfzig Florins betragen. Eben ſo nachahmungswürdig, als dieſes Geſetz, iſt ein anderes, wodurch allen Hausvätern, deren Vermögen nicht 25000 Thlr. beträgt, und die drey Kinder haben, ein Drittel, und denen, die ſechs und mehr lebende Kinder haben, die Hälfte des Wachtgeldes erlaſſen wird.

Dieſem kurzen Gemählde der Verfaſſung von Genf, und der Haupt-Revolutionen dieſes Freyſtaats will ich noch einige Betrachtungen anhängen, die dadurch in mir veranlaßt worden ſind. Es wird mich ſehr freuen, wenn ich in der Folge höre, daß ſie mit den Gedanken übereinſtimmen, welche meine Nachrichten in Ihnen erweckt haben müſſen.

Das Beyſpiel von Genf beweiſt, daß in demokratiſchen Staaten Freyheit ein leeres Wort, und die geſetzgebende höchſte Gewalt des Volks ein bloßes Schattenbild iſt, wenn die Obrigkeit, welche die ausübende Macht beſitzt, weder von dem Volke gewählt oder beſtätigt, noch auch die Magiſtratsperſonen, mit welchen es unzufrieden zu ſeyn Urſache hat, in geſetzmäßigen Volksverſammlungen zur Rechenſchaft gezogen, oder ihrer Würden entſetzt werden können. Vor 1738 waren die Bürger von Genf eben ſowohl Mitglieder des geſetzgebenden Cörpers, und Theilnehmer der höchſten Gewalt, als jetzo. Nichts deſtoweniger wurden unſchuldigen Perſonen Leben, Vermögen, Bürgerrecht, und Ehre auf die willkührlichſte Art genommen, und alle Beſchwerden der Bürger wurden verworfen, weil das Volk gar keinen Einfluß auf die Wahl, und Beſtätigung der Mitglieder des Senats, und gar kein rechtmäßiges Mittel hatte, den Mißbrauch der willkührlichen Gewalt zu ſtrafen, und ſich ſelbſt Gebühr und Gerechtigkeit zu verſchaffen. Damit alſo die Obrigkeit nicht in Verſuchung komme, ihre Macht zur Unterdrückung des Volks anzuwenden, und Mißbräuche, welche ſie ſelbſt eingeführt hat, gegen ausdrückliche Geſetze in geſetzliche Gewohnheiten zu verwandeln; ſo muß das Volk in allen Demokratien einen immerwährenden Einfluß auf ſeine Stellvertreter und Machtverweſer behalten. Dieſen Einfluß kann das Volk auf vielfache Weiſe ausüben: entweder durch die Wahl ſeiner Magiſtratsperſonen, oder durch Beſtätigungen derſelben, oder durch die Freyheit, zu gewiſſen Zeiten verhaßte Mitglieder der Regierung entlaſſen zu dürfen, oder ſie vor dem Volke anzuklagen, oder durch eine jährliche Erneuerung der Abgaben, oder endlich durch einen ſolchen Ausſchuß der Bürgerſchaft, dergleichen die Adjoints in Genf ausmachen, welche die Beſchwerden des Volks vor ein Tribunal ziehen können, das vom Magiſtrat unabhängig iſt, und das Zutrauen der Bürgerſchaft beſitzt. Eine jede dieſer Arten des Einfluſſes hat ihre Vortheile, und Nachtheile. Wenn die Obrigkeit nach dem Sinne des Volks regiert; ſo braucht ſie ſich vor keiner derſelben zu fürchten.

Nichts iſt in einem demokratiſchen Staate gefährlicher, als die Uebertragung der höchſten bürgerlichen, und peinlichen Gerichtsbarkeit an den täglichen Rath, oder an denjenigen Cörper, welchem die unausgeſetzte Verwaltung des Staats anvertraut iſt. Die höchſte Gerichtsbarkeit reizte den Magiſtrat in Genf, und vielen andern Republiken zur Tyranney, und das Volk zu immer neuen Empörungen. Die Gerechtigkeit wird beſſer gehandhabt, die öffentlichen Gelder werden gewiſſenhafter verwaltet, und alle Aemter beſſer beſetzt, wenn die Gerechtigkeitspflege, der Schatz, und die Vergebung von Ehrenſtellen nicht ganz allein in den Händen der beſtändigen Obrigkeit, ſondern auch zum Theil eines größern Ausſchuſſes der Bürgerſchaft ſind, dergleichen der große Rath in Genf iſt. Man hat daher viele Veranlaſſungen künftiger Unruhen dadurch aufgehoben, daß man in allen peinlichen Fällen die Appellation an den großen Rath geſtattet, und ihm die Beſetzung vieler Aemter, ſo wie die Durchſicht der Rechnungen aller Caſſen übergeben hat.

Es iſt beynahe unbegreiflich, daß man in Genf, und andern Demokratien dem Senat nicht bloß die Gewalt über Leben und Tod, über Ehre und Vermögen übergab, ſondern daß man es auch jemahls erlaubte, daß der peinliche Proceß, bey welchem nicht zu große Publicität ſeyn kann, als ein Staatsgeheimniß behandelt wurde. Es brauchte mehrere Revolutionen, und wiederholte Unterhandlungen der Bürgerſchaft mit dem Senat, um das Recht zu erhalten, was in allen Staaten heilig und unverlierbar ſeyn ſollte: bey peinlichen Klagen ſich Anwälde und Beyſtände, und die Mittheilung der Acten zu erbitten.

Der Magiſtrat in Genf wagte noch in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts während der anfangenden, oder wenig verbreiteten Aufklärung mehrere gewaltthätige Schritte, die er jetzo nicht mehr wagen würde, weil er überzeugt iſt, daß die Strafen einer unrechtmäßig gebrauchten Gewalt über kurz oder lang auf die Ausüber derſelben zurückfallen. Die Aufklärung nützt daher kleinen und großen Staaten nicht bloß dadurch, daß ſie die Völker über ihre Rechte beſſer unterrichtet, ſondern daß ſie auch die Obrigkeiten vorſichtiger und milder macht.

Mit der ſchnellen Vermehrung und Verbreitung des Handels, und der Induſtrie in Genf hörte die ehemahlige vertraute Gemeinſchaft zwiſchen den obrigkeitlichen Perſonen, und zwiſchen der Bürgerſchaft auf, und der Staat ſpaltete ſich in zwo Parteyen, die ganz entgegengeſetzte

Richtungen erhielten. Die Reichen ſtrebten darnach, ſich durch Vorrechte und Anſehen über die weniger reichen Mitglieder zu erheben, wie ſie durch ihre Schätze über dieſelben erhaben waren. Die Bürgerſchaft hingegen, die eben ſo ſehr an Kenntniſſen, als an Wohlhabenheit zunahm, widerſetzte ſich dieſen Anmaaßungen, und drang darauf, daß der Senat, und die patriciſchen Familien manche Rechte aufgeben ſollten, welche dieſe entweder durch Verjährung, oder durch die Unwiſſenheit, und Nachſicht der Vorfahren erhalten hatten. Die Neigung der Reichen zur Oligarchie, und die des Volks zu einer weniger beſchränkten Demokratie rangen eine Zeitlang wie ein paar ſtreitende Kämpfer mit einander, bis endlich die geringere Kraft nachgeben mußte, und die Volkspartey nach jedem Streite einen vollkommneren Sieg erhielt. Der Senat verlohr allmählich die höchſte bürgerliche, und peinliche Gerichtsbarkeit, verlohr die höchſte und einzige Aufſicht über die öffentlichen Gelder, und alle übrige Theile der Staatsverwaltung, verlohr das droit negatif, und mußte es zugeben, daß die Natifs immer größere Rechte erhielten, und daß die Bürgerſchaft nach beſtimmten Geſetzen ergänzt würde. Alle dieſe Veränderungen waren rechtmäßig, weil ſie heilſam waren, und weil es Unſinn wäre, zu behaupten, daß Bürger und Einwohner, Handel und Gewerbe unterdrückt bleiben müßten, damit eine kleine Zahl von Familien und Menſchen ihre erſchlichenen oder uſurpirten gemeinſchädlichen Rechte behaupten möchten. Wenn es auch in andern Staaten bisweilen ungewiß geworden iſt, daß alle Gewalt vom Volke komme; ſo ſollte man dies wenigſtens nie in Demokratien vergeſſen haben, wo das Volk die höchſte Gewalt beſitzt, und wo es, ſo wie alle übrige Geſetze, alſo auch diejenigen verändern kann, wodurch bisher die Gränzen der obrigkeitlichen Gewalt beſtimmt wurden. Geſetze und Verfaſſungen ſind, und ſollen beide gleich wenig unveränderlich ſeyn, weil ihre Nützlichkeit und Schädlichkeit ſehr oft von veränderlichen und veränderten Lagen, und Umſtänden abhängt. Es iſt ganz ungedenkbar, daß die höchſte Gewalt ſich ſelbſt jemahls ſo ſehr einſchränken ſollte, um ſich zu Geſetzen und Einrichtungen ſelbſt alsdann zu verpflichten, wann ſie als verderblich erfunden würden. Es finden alſo auch in einem freyen demokratiſchen Staat gegen die höchſte Gewalt des Volks, die einzige und beſtändige Quelle aller Geſetze, und aller Rechte der Diener des Staats, keine verjährte Gewohnheiten und Satzungen ſtatt.

So lange die Genfer in ihrer alten Einfalt und Armuth lebten, und die obrigkeitlichen Perſonen mit den übrigen Bürgen, wie Väter mit ihren Kindern umgingen, ſo lange duldete das Volk es ohne Eiferſucht, daß ſeine Häupter eine faſt unumſchränkte väterliche Gewalt beſaßen und ausübten, weil es beynahe unerhört war, daß man dieſe Gewalt zum Schaden der Mitbürger brauchte. Als aber die Obrigkeit ein Haufe von Bedrückern wurde, und mit der Aufklärung und Wohlhabenheit der Bürger die Minderjährigkeit verſchwand, worin ſie bisher geweſen, und gehalten worden waren; ſo bewieſen dieſe ihren ſeynwollenden Herren, daß ſie nur Knechte des Volks ſeyen; daß willkührliche Gewalt niemahls, am wenigſten bey Völkern, die das jugendliche Alter zurückgelegt haben, recht mäßig werden könne; und daß Nationen nicht für ihre Regenten geſchaffen, ſondern daß dieſe zur Beglückung von Nationen beſtellt ſeyen. Handel, Gewerbe, Reichthum und Aufklärung erwecken unfehlbar den Geiſt der Freyheit, und ſtürzen auch in demokratiſchen Verfaſſungen den oligarchiſchen Deſpotiſmus, wenn er ſich anders in Zeiten der Unwiſſenheit, und des Elendes eingewurzelt hat.

In allen demokratiſchen Staaten, in welchen eine große Ungleichheit der Güter ſtattfindet, zeichnen ſich immer einzelne Familien und Bürger durch Fähigkeiten, Kenntniſſe, Fleiß, Tugenden und Vermögen ſo ſehr vor andern aus, daß das Volk gerne ſolche hervorſtechende Vorzüge und Verdienſte durch alle Belohnungen, die in ſeiner Gewalt ſind, zu ermuntern, und zu vergelten ſucht. So lange Ehrenſtellen und Anſehen, Belohnungen von wahren Verdienſten bleiben; ſo lange erregen ſie keine ſchädliche Eiferſucht unter den übrigen Bürgern, wenn auch gleich Würden und Anſehen mehrere Menſchenalter durch denſelbigen Geſchlechtern zu Theil werden. So bald aber Cabalen und Familien-Verbindungen ſich der Belohnungen von Verdienſten bemächtigen, und Männer von großen Fähigkeiten und Tugenden von Würden und Anſehen ausſchließen; ſo entzünden ſich in dem Herzen der Verdrängten Unwille und Eiferſucht, und dieſe erwecken gefährliche Demagogen, die ihren verſteckten Ehrgeiz wol gar ſelbſt für Patriotiſmus halten. Ein jeder demokratiſcher Frey-Staat alſo, der nicht die fähigſten, und muthigſten Bürger zu Feinden der Obrigkeit machen, und durch dieſe beſtändige Klagen und Meutereyen veranlaſſen will, muß es, ſo viel als möglich, verhüten,

ten, daß Würden nicht erblich, oder ein Eigenthum von wenigen mächtigen Familien werden. Höchſt weiſe, und angemeſſen alſo waren für einen Staat, der ſo reich an aufgeklärten, und genievollen Männern iſt, als Genf, die Geſetze, die ſeit 1738. beſtändig ſind geſchärft und erweitert worden, und wodurch das zu ſtarke Eindringen der vornehmen Geſchlechter in die Regierung, und in die vornehmſten Aemter verhütet wird.

Ich könnte vielleicht den angefangenen Faden von politiſchen Betrachtungen noch länger fortſpinnen; allein es gebricht nur an Zeit, wenn ich auch nicht fürchtete, Sie durch meine Raiſonnements zu ermüden.

Chamouni am 31ſten Auguſt,
Abends nach ſechs Uhr.

Wir ſind etwa vor einer halben Stunde nach einer höchſt glücklichen und vergnügten Reiſe, wiewol zuletzt ein wenig durchgenäßt, hier angekommen. Auf dem Rückwege von dem Gletſcher Boſſon, den man auf der Hinfahrt nach Chamouni zu beſuchen pflegt, wurden wir von einem Gewitterregen überraſcht, der uns bis Chamouni begleitete, und ſich faſt in einen anhaltenden Landregen verwandeln zu wollen ſcheint. Nachdem ich meine Wäſche und Kleider

gewechſelt habe, ſetze ich mich an ein ſehr erquickendes Caminfeuer hin, um Ihnen unſere Reiſe hieher zu erzählen.

Zu den bisherigen lieben Gefährten unſerer Schweizer-Reiſe geſellte ſich in Genf noch Herr Doctor Martin, einer unſerer ehemahligen hoffnungsvolleſten Akademiſchen Mitbürger, der in den nächſten Tagen zum Lehrer des Staatsrechts ernennt werden wird: eine Stelle, deren er ſich durch ſeine Talente, und Gelehrſamkeit vollkommen würdig gemacht hat. Wir fuhren geſtern Morgen um 7 Uhr in zween Wägen von Genf ab, und kamen ſchon um 11 Uhr in Bonneville an, wo wir zu Mittage aßen, aber Eſſen und Wein nicht einmahl mittelmäßig fanden. Die Gegend zwiſchen Genf und Bonneville kann man eher traurig als ſchön nennen. Die Dörfer, durch welche man kommt, ſind armſelig und verfallend: die Menſchen ſchmutzig und elend: und Felder und Weinberge ſehr ſchlecht angebaut. Beſonders ſind die Weinberge häufig mit Gras und Unkraut überwachſen, und die ungeſtützten Reben ein beſtändiges Spiel von Winden und Regengüſſen. Dieſe Vernachläſſigung iſt um deſto auffallender, da man Gurken, wie bey uns Rebſtöcke an Geländern zieht.

Die Gegenden bis Bonneville täuſchten mich auf keine ſehr unangenehme Art, da ich mir nicht viel davon verſprochen hatte. Um deſto mehr aber betrog mich die Arve in meinen Erwartungen. Um ſo viel, dachte ich vorher, als der Montblanc über den Gotthart, den Baduz, die Furka, und Grimſel erhaben iſt; um ſo viel wird die Arve reißender, und mit Granitfelſen verſchütteter ſeyn, als der Rhein, die Reuß, die Aar und die Rhone. Allein bis Salenche ſieht man in der Arve gar keine, oder äußerſt ſelten Granitblöcke, die ihren Zorn reizten, ſondern ſchwarzen Schieferſchlamm; und ihre Gewäſſer ſind nicht weißgelblich, wie die von andern Gletſcherſtrömen, ſondern ſchwarz und ſchmutzig: und dieſe Farbe erhält ſie durch die vielen von Schieferbergen herabkommenden Bäche, und Waldwaſſer, die ſich zwiſchen Servoz, und Salenche von beiden Seiten in die Arve ſtürzen, und ihre urſprüngliche Farbe verkehren.

Je öder die Landſchaften zwiſchen Genf und Bonneville ſind; deſto überraſchender ſind die zwiſchen der letzten Stadt, und zwiſchen Salenche. Die Oerter, die Berge, und andere Natur-Merkwürdigkeiten, die ſich zwiſchen dieſen beiden Städten finden, ſind ſo oft genannt, und beſchrieben worden, daß ich ihre Namen und Schilderungen nicht wiederholen mag; und ich begnüge mich alſo damit, Ihnen nur das anzuführen, was mich vorzüglich, oder auf eine eigenthümliche Art afficirt hat. Die Berge zwiſchen Bonneville und Salenche werden an beiden Seiten ſowohl zur Rechten, als zur Linken immer höher, und zugleich ſchöner, indem ſie entweder mit den trefflichſten Alpen, oder mit Wäldern bedeckt ſind. Die meiſtens engen Thäler ſcheinen eine Verkettung von Obſtgärten zu ſeyn, weil in den reichen Wieſen alle Arten von Fruchtbäumen angepflanzt ſind. Getraidefelder erblickt man nur an ſolchen Stellen, wo die Berge nackter, oder das Thal breiter wird; und wo man alſo nicht nöthig hat, alles cultivirbare Land zum Wieſewachs zu beſtimmen. Ungeachtet man den höchſten Schneebergen immer näher kommt; ſo findet man doch bis in das Chamouni-Thal hinein kleine Rebenpflanzungen, die freylich nicht den beſten Wein geben. Unter den beiden Waſſerfällen, die man vor Salenche antrifft, iſt der zweyte, der nicht weit von dieſer Stadt entfernt iſt, der merkwürdigſte. Er hat eine ſehr große Aehnlichkeit mit dem Staubbach im Lauterbrunner Thale, und ſeine Wellen werden faſt ganz in einen gelblichen Dunſt aufgelöſt. Wir vergaßen aber dieſen Waſſerfall, ſo wie alles andere, was uns den ganzen Tag vorgekommen war, als wir nahe vor Salenche den erhabenſten, und ehrwürdigſten aller Europäiſchen Berge, den Montblanc, in einer Glorie erblickten, deren gleichen ich vorher nie geſehen hatte, und vielleicht auf dieſer Erde auch nie wieder ſehen werde. Die Häupter des Montblanc, und ſeiner Nachbaren ſtrahlten nicht von dem roſenfarbnen Glanze, womit man an heitern Abenden und Morgen die Spitzen der Schneeberge umkränzt ſieht, ſondern ſie waren von einem goldgelben Schimmer erleuchtet, der eben ſo überirdiſch lebhaft als milde war, und der aus höheren und reinern Regionen, als in welchen unſere Sonne brennt, herabzufallen ſchien. Dies goldene empyreiſche Licht glühte nicht ſo ſtark, als der gewöhnliche Purpur der Schneeberge, allein es leuchtete viel mehr, indem es einen gemilderten Abglanz auf die tiefer liegenden Schneegefilde warf, die dadurch gleichſam zu Staffeln des Throns der nahen Gottheit erhöht wurden. Dieſe Erſcheinung dauerte mehrere Minuten, und verſetzte uns alle in ein ſolches Entzücken, daß wir uns gegenſeitig mit Ungeſtüm zum Anſchauen und Anſtaunen aufforderten, und uns dann in harmoniſchen Jubeln glückwünſchten, daß die Natur ſich uns in ihrer ganzen göttlichen Herrlichkeit geoffenbart habe. Lange nachdem der Scheitel des Montblanc den goldenen Nimbus verlohren hatte, wallte um ſeine hohe Stirn noch immer das weißlich-blaue Licht, das nur in den hellſten Nächten an den höchſten Schneebergen ſichtbar wird, und das, wie ich hier erfuhr, ſelbſt vom gemeinen Mann mit Bewunderung betrachtet, und wenn ich nicht irre, mit einem beſondern Worte bezeichnet wird. Die Meynung, daß der Montblanc der höchſte Berg der alten Welt ſey, giebt dieſem Urgebirge ein unglaubliches Intereſſe, wenn man ihm ſo nahe iſt, als in Salenche, wo man ihn beſſer und tiefer herab, als ſelbſt im Chamouni-Thale überſehen kann. Wir gingen geſtern Abend, und heute Morgen unzählige mahl auf die Straße, oder ans Fenſter, und doch wurde unſere Neugierde und Wißbegierde nicht befriedigt. Auch verdient es kein anderer Berg ſo ſehr, daß man ſich ſein Bild tief und unauslöſchlich einprägt, als der Montblanc, der erlauchteſte unter den erſtgebohrnen Söhnen der mütterlichen Erde, aus deren Schooß er wahrſcheinlich gleich nach ihrer Bildung hervorbrach, und in deren Schooß er wahrſcheinlich nicht eher zurückkehren wird, als bis das Innerſte derſelben wird erſchüttert, oder zerſchmettert werden. Der Anblick des

Montblanc aus ſolchen Standpuncten, wo man ihn in ſeiner ganzen Höhe überſchauen kann, muß etwas vernichtendes, und zu Boden drückendes haben. Bey fortgeſetzter Beobachtung aber kann er kaum mehr Ehrfurcht, und eine lebhaftere Vorſtellung von einer alles überſteigenden, und überwältigenden Größe hervorbringen, als er bey Salenche hervorbringt, wo ſeine untere Hälfte durch andere Berge verdeckt iſt. Alle Berge, die den Montblanc umgeben, tragen jedes Zeichen von Hochgebirgen vom erſten Range an ſich. Ihre Häupter und Rücken ſind tief herab mit ſchimmerndem Schnee bekleidet. In ihren Zwiſchenräumen ſenken ſich Gletſcher gegen oder gar bis in das untenliegende Thal herunter, und aus den Gletſchern ſtürzen gewaltige Gletſcherwaſſer hervor. Und über alle dieſe prächtigen Berge ragt der Montblanc, wie ein Götterſohn über gemeine Menſchen hinaus. Gegen die Spitze hin iſt die blendende Schneedecke, womit er umhüllt iſt, an einigen Stellen durch Felsſpitzen zerriſſen, die zu ſcharf abgeſchnitten ſind, als daß auch ſie Schnee tragen könnten. Dieſe Hörner, die gegen den Schnee ſchwarz erſcheinen, vermindern die Schönheit ſeines Gewandes nicht ſo ſehr, als ſie die Größe des Eindrucks vermehren. Sie erinnern den Beſchauer an den unvergänglichen Stoff, aus welchem der ſonſt unſichtbare Körper des Montblanc gebildet iſt.

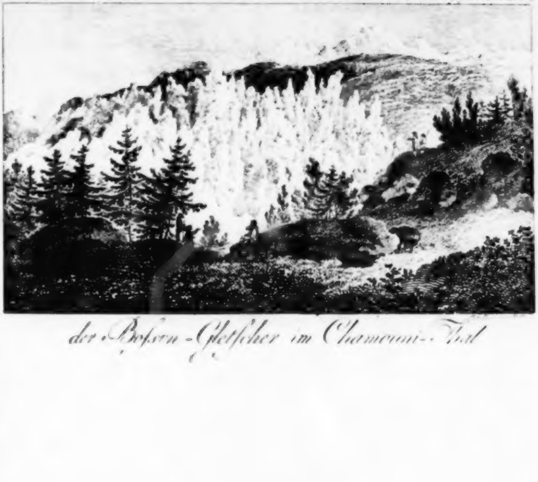
Unſer gutes Glück fügte es ſo, daß wir geſtern Abend die erſten waren, die nach Salenche kamen. Bald nach uns langten noch mehrere Kutſchen mit Franzoſen, Engländern, Genfern, und deren Frauen an. Wir aßen Abends in einer ſo zahlreichen Geſellſchaft, als man oft nicht in den Gaſthöfen großer Städte findet. Was den Speiſen an guter Bereitung, und dem Landwein an Annehmlichkeit abging, das erſetzte der Wirth durch ſeine gefällige Dienſtfertigkeit. In der ganzen übrigen Schweiz iſt für die Keuſchheit junger Reiſenden nicht ſo gut geſorgt, als in dem Gaſthofe in Salenche. Unter den Mädchen oder Frauen, die uns aufwarteten, war keine, glaube ich, unter ſechszig Jahren: welche Betagtheit aber ihrer Munterkeit, und flinken Beweglichkeit keinen Abbruch that.

Unſerer frühen Beſtellungen, und unſers frühen Treibens ungeachtet, wurde Herr von Sauſſüre aus Lauſanne mit ſeiner Geſellſchaft dieſen Morgen dennoch früher, als wir befördert. Unſere Frauen ſetzten ſich in einen Char-à-banc, der ſo kurz war, daß nur ſie allein bequemen Platz darin hatten. Die beiden Pferde, von welchen er gezogen wurde, waren nicht neben einander, ſondern eins hinter dem andern geſpannt, weil die Wege zwiſchen Salenche und Chamouni oft ſo ſchmal werden, daß zwey Pferde nicht neben einander Platz haben. Meine Freunde beſtiegen Maulthiere; ich hingegen ein kleines Pferd, das aber ſo träge war, und ſo unſanft ging, daß ich den Bidet in der erſten halben Stunde an unſern Bedienten gab, und dagegen deſſen Platz vorne auf dem Char-à-banc einnahm. Auf dieſem Plätzchen war ich mit dem Geſicht gegen die Pferde gekehrt, und meine Füße hatten keine andere Stütze, als die Queerhölzer, die an der Deichſel befeſtigt waren. Ich folgte daher nicht nur allen Erſchütterungen der Axe, auf welcher ich unmittelbar ſaß, ſondern auch den unaufhörlichen unregelmäßigen Bewegungen der Deichſel, die meinen Füßen, und durch dieſe meinem übrigen Cörper den einzigen Halt gab, der zu finden war. Wenn es ſteil bergab ging; ſo mußte ich meine ganze Aufmerkſamkeit, und alle meine Kräfte anwenden, um nicht durch einen unvorhergeſehenen Stoß zwiſchen die Pferde geworfen zu werden. Schlug die Deichſel plötzlich links oder rechts; ſo war ich in Gefahr, mit meinem Fuße gegen und unter das Fuhrwerk gequetſcht zu werden. Hob ſich endlich der hintere Theil des Char-à-banc ſchnell in die Höhe: ſo erhielt ich von der Decke deſſelben einen Schlag auf den Kopf, oder an die Schulter. Aller dieſer Fährlichkeiten ungeachtet brachten mich einige Stunden Uebung im Balanciren auf meinem Sitze ſo weit, daß ich ohne Furcht durch die tiefen, mit großen Felsſtücken belegten Bette von Waldwaſſern fuhr. Von Salenche aus geht der Weg über eine Stunde lang durch ein ebenes, und niedriges Thal, das von der anſchwellenden Arve häufig überſtrömt, und zum Theil verſchüttet wird. Den erſten Halt machten wir bey dem Dorfe Chede, um den Waſſerfall zu ſehen, den ein ſtarker Bach zwiſchen den nahe liegenden Hügeln bildet. Dieſer Bach iſt in Anſehung der Höhe des Falls, der Art des Sturzes, und der Form des Beckens, in welches er ſich hinabwirft, dem Reichenbach ſehr ähnlich; allein in Anſehung der betäubenden Gewalt kann er mit dem letztern nicht verglichen werden. Nicht weit hinter dem Dorfe Chede läuft der Weg einen ſo ſteilen Berg hinan, daß die Pferde nur kaum das leere Fuhrwerk hinan ſchleppen konnten. Unſere Frauen mußten alſo ausſteigen, und da ſie durch das Hinanklimmen gegen den rauhen und abſchüſſigen Berg bald ermüdet wurden; ſo waren ſie gezwungen, ſich auf Mauleſel zu ſetzen.

Nichts iſt ſcheuslicher, als die ſchwarzen Schieferberge, zwiſchen welchen man von Salenche bis Servoz durchreiſt, wenn ſie unbekleidet, und in ihrer natürlichen Nacktheit ſind. Selbſt die Bäche, und Waldwaſſer, die von dieſen Schiefergebirgen herabſtürzen, haben eine ſchwarze ſtygiſche Farbe, die Grauen und Eckel erregt. Eben dieſe Bäche verderben häufig durch ihre plötzlichen Ergießungen weite Strecken des Weges, den ſie entweder auswühlen, oder mit Centnerſchweren Felsſtücken belegen, über welche weder Wägen, noch Pferde wegkommen können. Wir ſelbſt trafen eine ſolche vor Kurzem verwüſtete Strecke an, die man kaum ſo weit wieder hergeſtellt hatte, daß unſer Char - à - banc ſich durcharbeiten konnte. Die Bauern, welche den zugefügten Schaden des Waldwaſſers ausbeſſerten, baten uns höflich um ein kleines Weggeld, das gewiß nie aus gerechtern Urſachen gefordert wurde. Gegen Mittag kamen wir in ein großes Dorf, wo wir beſſern Wein, und beſſeres Eſſen fanden, als wir gehofft hatten. Auf der Arve-Brücke gleich hinter den Schmelzhütten im Thal Servoz begegneten wir Herrn Bourrit, und ſeinem Sohne, die nach Genf zurückgingen. Da ich ſchon von ſeinem Verſuch, in Geſellſchaft einiger reichen Ausländer den Montblanc zu beſteigen gehört hatte; ſo bat ich ihn, mir kürzlich den Ausgang ſeines Unternehmens zu erzählen. Er klagte mir mit vieler Wärme des Ausdrucks in Stimme, Geberde, und Worten: daß er und ſeine Begleiter den Montblanc glücklich bis etwa zweyhundert Klafter unter ſeiner Spitze erſtiegen hätten. Hier aber ſeyen ſie auf einmahl von einem ſolchen Sturme, und einem ſolchen Schneegeſtöber überfallen worden, daß es ihnen unmöglich geweſen ſey, weiter zu gehen. Selbſt ſeine Führer fielen, oder legten ſich erſtarrt auf den Schnee hin; et tous mes guides, ſetzte Herr Bourrit in ſeiner kräftigen Sprache hinzu, etoient morts. Ein Engländer, der den Gedanken nicht ertragen konnte, ſich dem Ziele mit ſo vielen Koſten, und ſo groſſer Mühe genähert, und es nicht erreicht zu haben, beſtand darauf, dem Ungewitter zu trotzen, und auf den Gipfel des Montblanc loszugehen. Er ſetzte, wie es heißt, ſeinen Vorſatz aber mit Gefahr ſeines Lebens, durch, indem ihm einige Zähen und Finger erfroren.

Von der Arve-Brücke hinter Servoz läuft der Weg über den Rand eines ſteilen, hohen, und fürchterlich abgeſchnittenen Gebirges weg, das mir in Anſehung ſeiner Beſtandtheile, und wegen der Bruchſtücke, womit es überſäet iſt, eines der merkwürdigſten in den Thälern Servoz und Chamouni zu ſeyn ſcheint. Da uns aber ein naher Regen drohte, ſo hatte ich keine Zeit, mich dabey aufzuhalten. Wenn das Chamouni-Thal auch ſonſt nicht ſo reich an allen Arten von Naturſchönheiten wäre, als es wirklich iſt; ſo würde es allein wegen der Berge, womit es an der rechten Seite ummauert iſt, vor vielen andern hohen Bergthälern verdienen, beſucht zu werden. In der ganzen übrigen Schweiz, ſo weit ich ſie kenne, iſt keine Gegend, wo man in einer ſolchen Nähe eine ſo majeſtätiſche Kette von Schneebergen ſieht, als diejenigen ſind, welche die Natur wie Trabanten vor, und um den Montblanc hergeſtellt hat. Alle dieſe Berge ſind ſo hoch, und mit ſo vielem Schnee bedeckt, daß man ohne die Nachbarſchaft des Montblanc kaum glauben würde, daß es noch höhere geben könne. Noch eigenthümlicher, als ihre Höhe, iſt die Art, wie ſie geordnet, an einander gerückt, und gegen das Thal gewandt ſind. Sie ſtehen alle in einer Linie, als unvergängliche Denkmähler der Schöpfung da, die von der Hand des Allmächtigen nach einem Plane, in einem Nu, und zu gleichem Zweck aufgeführt worden. Durch ihre Nähe, und regelmäßige Folge erheben ſie ſich gegenſeitig, und machen ein eben ſo harmoniſches, als großes Ganzes aus, das gewiß geſchwächt werden würde, wenn die Berge aus einander geriſſen, oder aus ihrer Reihe herausgeſchoben würden. Endlich kehren ſie ſich ſo vortheilhaft gegen das Thal, daß man ihre Geſtalt, ihre Höhe, die Größe, und Durchmeſſer ihrer Schneedecken, die Breite der Eistafeln, die wie ein Saum um den höher liegenden Schnee hergezogen ſind, den Lauf und die Wendungen der Gletſcher mit einem Blick überſehen kann. Der prächtigſte unter den Gletſchern, die von dieſer Kette von Schneebergen herabſteigen, iſt der Buiſſon oder Boſſon. Dieſer Gletſcher fällt gleich am meiſten in die Augen, ſo bald man in das Chamouni-Thal kommt. In der Ferne ſcheint er nicht bloß durch einen Tannenwald, an welchem er herläuft, und den er zum Theil niedergeworfen hat, durchzubrechen, ſondern queer durch das ganze Thal bis nahe an die Arve, und das gegenüberliegende Gebirge zu gehen. Wenn man aber in das Dorf kommt, das unter dem Gletſcher, und in gleicher Linie mit ihm liegt; ſo muß man doch noch eine gute halbe Stunde ſteigen, bevor man ihn erreichen kann. Frauenzimmer können den größten Theil dieſes Weges zu Pferde, oder auf Maulthieren machen. Der Boſſon hat in mehrern Stücken ſelbſt vor dem Rhone-Gletſcher unterſcheidende Vorzüge. Zuerſt übertrifft er ihn in der Höhe und Größe des Schuttdamms, den er allmählich zuſammen gehäuft hat. Wenn man auf dem oberſten Rande dieſes Schuttdamms ſteht; ſo hat man an der einen Seite die Bäume des nahen Waldes tief unter ſich, und an der andern muß man vielleicht einige hundert Schuh hinabſteigen, um an die erſten Klumpen, oder Pyramiden von Eis zu kommen. Der Grund, warum der Boſſon gerade an der rechten Seite einen ſo ungeheuern Schuttdamm hat, liegt in der Beſchaffenheit des Schlundes, in welchen er herabhängt. Dieſer Schlund iſt an der Seite, die nach Chamouni gekehrt iſt, mit einem hohen Fels-Geſtade begränzt, das der Gletſcher nicht überſteigen, und vor welchem er ſich nicht ausbreiten kann. Der Gletſcher wendet ſich daher nach der niedrigeren Seite hin, und wirft vorzüglich hier alle die Trümmer von Steinen und Graus ab, die auf ſeine Oberfläche herabgefallen ſind. Im Winter und Frühling wächſt der Gletſcher ſo ſehr an, daß ſeine Eistafeln, und Eiszacken mit dem höchſten Rande des Damms in gleicher Linie ſtehen. Ich ſtieg ſowohl bis an den Fuß des Gletſchers hinab, als eine beträchtliche Strecke an dem Damme hinauf; allein ich wagte es nicht, mit meinen jün-

4te Band gegenüber Seite 180



der Boſsen-Gletſcher im Chamouni-Thal

Univ. Bibl.
München

jüngern Reiſegefährten auf den Gletſcher ſelbſt zu klettern, weil das Steigen ſehr mühſelig, und der Gletſcherwind ſehr kalt war. Das Geſchiebe des Gletſchers, oder die Blöcke, und kleinen Steine, die er abgeworfen hatte, beſtanden mehr aus Hornſtein, als aus Granit.

Ein anderer Vorzug, oder wenigſtens eine andere Eigenthümlichkeit des Boſſon iſt die überraſchende, und faſt möchte ich ſagen, einzige Geſtalt, unter welcher er ſich darbietet. Man ſieht den Boſſon nicht, wie gewöhnlich andere Gletſcher von vorne, oder da, wo er aufhört, ſondern von der Seite, und gleichſam im Profil. Dieſer Anblick ſchadet freylich der Größe des Schauſpiels, dergleichen der hohe, breite, und amphitheatraliſch emporſteigende Rhone-Gletſcher gewährt. Eben dieſer Anblick aber zeigt auch eine gewiſſe Gletſcher-Größe, die man ſonſt nicht ſieht, und die wirklich in Erſtaunen ſetzt. Wenn man nämlich Gletſcher an ihren äußerſten Enden betrachtet, ſo nimmt man zwar wahr, daß ſie aus dicken Eisgewölben, und hohen Eisſäulen beſtehen; allein man ſtellt ſich die einen nicht ſo dick, und die andern nicht ſo hoch vor, als ſie wirklich ſind, weil man ſie nicht mit den Augen meſſen kann, oder die einen die andern bedecken. Die offene Seite des Boſſon hingegen zeigt mehrere Reihen von Eis-Pyramiden, unter welchen die kleinſten die Höhe von mittelmäßigen, die größten aber die Höhe von hohen Häuſern erreichen, ungeachtet dieſe Eismaſſen kaum halb ſo hoch waren: als ſie im Frühling geweſen ſeyn müſſen. Einige dieſer Eis-Pyramiden, die ihrem Umſturze am nächſten waren, ſtanden einzeln da. Die meiſten waren noch an ihren Füßen verbunden, und ließen durch dieſen Zuſammenhang errathen, daß ſie vielleicht noch vor einigen Monaten eine horizontale Eistafel ausmachten, die aber durch die große Hitze des Sommers, durch warme Regen, und durch Gletſcherbäche, in Reihen von hohen Eiszacken zerſchnitten worden. Die Höhen, Formen, und Senkungen dieſer Pyramiden waren ſehr verſchieden; allein die Farbe von allen war das reinſte und lebhafteſte Himmelblau, das durch die Verſchiedenheit der auffallenden Lichtſtrahlen bald verſtärkt, und bald geſchwächt wurde.

Die Ankunft ſo vieler Fremden, als von welchen Chamouni ſeit mehrern Jahren beſucht wird, hat den Einwohnern eine ſo induſtrieuſe Dienſtfertigkeit eingeflößt, daß ſie den Reiſenden äußerſt zur Laſt wird. So bald wir ſtille hielten, um den Boſſon zu beſuchen; ſo waren wir mit einem ganzen Haufen von Menſchen umringt,

ringt, von welchen die einen Milch, die andern Erdbeeren oder Blumen, und noch andere Pferde, oder Mauleſel, oder ihre Dienſte, als Träger und Führer anboten. Wir wurden von dieſem Haufen nicht frey, als wir den Weg zum Gletſcher wirklich antraten. Männer, Weiber, und Knaben rannten uns nach, um uns wiederum Milch, oder Erdbeeren nachzutragen, oder um uns an beſchwerlichen Stellen die Hand zu reichen, oder andere kleine Dienſte zu verrichten; und ein jeder dieſer ungebetenen Begleiter und Begleiterinnen machte auf ein kleines Geſchenk Anſpruch, wir mochten etwas von ihnen erhalten, oder nicht erhalten, ſie gebraucht, oder nicht gebraucht haben.

Als wir in Chamouni ankamen, fuhren wir vor mehrere der bekannteſten, und von Reiſenden empfohlnen Wirthshäuſer, die aber alle ſchon mit Fremden angefüllt waren. Endlich kamen wir in der Ville de Londres unter, wo Zimmer und Betten reinlich ſind, und die Bedienung recht gut iſt. In mehrern Zimmern, beſonders im Saale iſt ein Blatt vom Bourrit angeſchlagen, in welchem er ſich als den Hiſtoriographen des Thals Chamouni ankündigt, und den Reiſenden ſeine Zeichnungen der größten Natur-Merkwürdigkeiten dieſes Thals anbietet. Bourrit wird im ganzen Thale außerordent-

lich

ſich geliebt, weil man glaubt, daß er das Thal zuerſt bekannt gemacht habe, und der erſte Urheber des Wohlſtandes ſey, den die Ankunft und Freygebigkeit von Fremden unter einem Theile der Einwohner verbreitet haben. Herr von Sauſſüre wird gleichfalls als ein Wohlthäter des Thals angeſehen und geſchätzt. Dieſer Gelehrte brachte in dem gegenwärtigen Sommer vierzehn Tage auf einer der Spitzen des Geant zu, der zu den höchſten Bergen gehört, womit das Eisthal des Montanvert umgeben iſt. Er kam einmahl in die größte Lebensgefahr, weil ſich während ſeines Aufenthalts auf dem Geant ein ſo heftiger Sturm erhob, daß beynahe ſeine Wohnung, und ſeine Inſtrumente fortgeführt worden wären.

Das Chamouni-Thal iſt an allen Stellen, die nicht jährlich von der Arve, oder andern Gletſcherwaſſern zerſtört werden, vortrefflich angebaut. Mit der Schönheit, und dem Anbau des Thals machen aber die meiſten Häuſer in den Dörſern, und deren Bewohner einen niederſchlagenden Contraſt. Die Männer ſind freylich im Durchſchnitt groß, ſtark, und von freundlicher redlicher Mine; allein die Weiber ſind faſt alle häßlich, die Kinder blaß und kachektiſch, und die Hütten verfallen, und durchſichtig. Die Fenſteröffnungen ſind oft mit zerriſſenem Papier überklebt, oder gar mit Brettern zugenagelt, und manche Capellen ſehen Ställen ähnlicher, als Andachthäuſern.

Am 1ſten Sept. Abends um 7 Uhr.

Jetzo können wir ſchon ſagen, daß wir unſere Rückreiſe angetreten haben. Wir ſind nämlich vor einer Viertelſtunde von dem äußerſten Ziel unſerer Reiſe, von dem Eismeer des Montanvert, und der Mündung des Arveiron zurückgekommen, und denken morgen, entweder bis Salenche, oder bis Bonneville zu gehen.

Der heftige Regen, der uns geſtern bis Chamouni begleitete, hielt die ganze letzte Nacht an, und dauerte faſt ohne Unterbrechung bis dieſen Morgen um acht Uhr fort. Dann wurde er allmählich gelinder, und verwandelte ſich gegen neun Uhr in einen feinen Staubregen, der kaum ſo merklich, als ein ſtarker Nebel war. Sobald ſich der erſte Anſchein eines beſſern Wetters zeigte; ſo ließen wir kaltes Eſſen, und Wein einpacken, ſo viel wir für uns ſelbſt, und unſere Führer brauchten, die ſchon einige Stunden verſammelt und reiſefertig waren. Weil aber die Guiden es nicht wagten, uns einen ſchönen Tag zu verſprechen, und die Gipfel und Seiten der

Berge noch immer mit dichten Regenwolken behangen waren; ſo dauerte es bis zehn Uhr, ehe wir den Entſchluß faßten die Reiſe an das Eismeer anzutreten. Auf die Vorſtellungen der Guiden, daß unſere Frauen den Montanvert nach dem Regen der letzten Nacht nicht würden beſteigen können, theilten wir uns in zwo Parteyen. Die Frauen ſollten bis an das Ende des Thals fahren, und dann auf Mauleſeln an der linken Seite des Eismeers bis an den ſogenannten Chapeau vordringen, auf welcher Felsplatte ſelbſt Herr Bourrit uns verſichert hatte, daß man das Eismeer faſt eben ſo gut, als vom Montanvert ſehen könne. Ich hingegen, und meine jüngern Freunde (denn unſern Spittler hatte das Loos zum Begleiter der Frauen beſtimmt), blieben bey dem Vorſatze, auf den Montanvert loszugehen. Wir theilten uns in den zubereiteten Vorrath, und in die Guiden, und eilten ſo ſchnell, als möglich, von Chamouni fort. Der Weg von dieſem Dorfe bis auf den Montanvert wird auf vier Stunden geſchätzt. Wir ſtiegen aber ſo unverdroſſen, daß wir in drittehalb Stunden auf der Höhe des Montanvert anlangten. Der Berg iſt freylich ſehr ſteil, und der Fußſteig meiſtens ſchmal und rauh; allein wir fanden doch nicht ſo viele

Schwierigkeiten, als wir gefürchtet hatten. Gefährlich iſt, oder ſcheint der Weg nur an einer einzigen Stelle, wo man über einen glatten, gegen einen ſteilen, tiefen, und unbekleideten Abhang ſich neigenden Felſengrund weggehen muß. An dem größten Theile des Berges wird man durch nahe Bäume und Geſträuche vor allem gefährlichen Fallen, und vor Schwindel geſchützt, der ſonſt ungeübte Bergſteiger oft anwandeln würde. Sehr mahleriſch iſt der Rückblick in das immer mehr und mehr wegſinkende Thal, und auf die Kette von beſchneieten Gebirgen, womit es eingefaßt iſt. Ganz neu war mir das Schauſpiel eines Regenbogens, der an dem Fuße des gegenüberliegenden Berges ſchwebte, und viel länger gedehnt, oder auseinander gezogen war, als Regenbogen ſonſt zu ſeyn pflegen. Die ſehnſuchtsvolle Erwartung, womit ich auf den oberſten Rücken des Montanvert kam, ſchadete dem Eindruck, den die erſte Ausſicht auf das Eismeer, und die an den Geſtaden des Eismeers ſich erhebenden Urgebirge in mir hervorbrachten. Das ſogenannte Mer de Glace iſt eine Eismaſſe von unbeſtimmlicher Dicke, die eine, oder anderthalb Stunden breit, acht Stunden lang iſt, und alle die Thäler ausfüllt, die von dem Fuße des Montblanc, und der benachbarten Berge auslaufen.

Man kann das Eismeer nicht ſeiner ganzen Länge nach überſchauen; allein man ſieht es ſehr gut, wie beide Arme deſſelben ſich unter dem Geant vereinigen. Der eine dieſer Arme kommt vom Montblanc, der andere hingegen von den Gebirgen hinab, die links vom Geant weg liegen. So lange man nicht über die Urſachen, und die Entſtehung des Eismeers nachdenkt; ſo hat weder die Breite, noch die Länge, noch die Geſtalt deſſelben etwas wahrhaft Großes, und nicht einmahl etwas überraſchendes an ſich. Denn wer in einiger Entfernung einen großen ſich krümmenden Fluß mit Eiſe belegt geſehen hat, und wer hat dieſes nicht geſehen? der kann ſich ein richtiges, oder wenigſtens ſehr annäherndes Bild von dem Eismeere des Montanvert machen. Die ſchmutzige Farbe des Eismers, ſeine ſtarre Unbeweglichkeit, und Grabeskälte flößte mir mehr Grauen, oder Grauſen, als Bewunderung ein. Selbſt die höchſten unter den Felsſpitzen, die das Eismeer begränzen, der Dent du Dru, der Tacul, und Geant bleiben ſehr weit hinter dem Montblanc, und deſſen beeisten Nebengipfeln zurück. Da ich die ganze Scene der erſtorbenen Natur in's Auge gefaßt hatte, kehrte ich am häufigſten zum Anſchauen des Dent du Dru wieder, der dem Beobachter am nächſten, gerade jenſeit des Eismeers ſteht. Dieſe hohe Fels Pyramide hatte deswegen ſo viel Anziehendes für mich, weil ſie der ſchwarzen Farbe nach nicht aus Granit, ſondern aus Hornſtein zu beſtehen ſchien *), und weil ſie durch Verwitterung viel mehr, als die übrigen Hochgebirge dieſer Gegenden gelitten hat. Die Seite des Dent du Dru, die gegen das Eismeer gekehrt iſt, iſt durch die vereinigten Kräfte von Hitze und Kälte, von Regen und Schnee, von Schmelzwaſſer, und Stürmen ſo angegriffen worden, daß ſie beynahe bis an die Spitze ſenkrecht, und unerſteiglich abgeſchnitten iſt. Die Trümmer, welche die Zeit von dem Berge abgeriſſen hat, liegen noch großentheils auf ſeinem letzten Abhange, und dieſe verkündigen es, daß Jahrtauſende bey den feſteſten Urgebirgen eben das vermögen, was Jahrhunderte bey den Werken menſchlicher Hände auszurichten im Stande ſind.

Da wir unſern neugierigen Blick einigermaaßen befriedigt, und unſere erhitzten Lebensgeiſter durch eine kurze Ruhe beſänftigt hatten; ſo ließen wir uns den mitgenommenen Vorrath von kalter Küche, und von Wein herbringen.

So

---

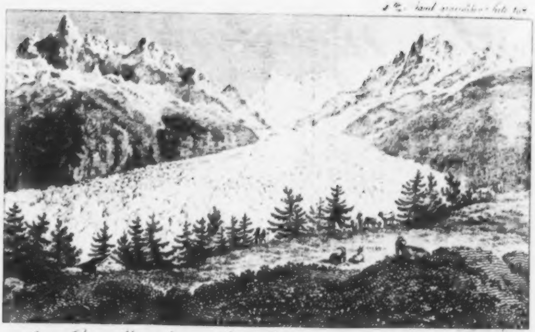
*) Dieſer Schein trügt. Denn Herr von Sauſſüre, der den Berg unterſucht hat, verſichert, daß er aus Granit beſtehe.

So einfach unſere Speiſen, unſere Tafel, und unſere Sitze waren; (wir ſaßen auf hervorragenden Felsſtücken) ſo hätten wir doch Gegenſtände des Neides von berühmten Schlemmern werden können; denn alle Erfindungen der Kochkunſt geben den ſeltenſten Leckereyen den Wohlgeſchmack nicht, den trockenes Brodt und kaltes Fleiſch durch das Lechſen aller Gefäße nach neuer Labung und Stärkung erhalten. Wir alle wünſchten Sie und andere Göttingiſche Freunde unter uns. Wenn Sehnſucht und Liebe Seelen entkörpern, und Abweſenden vergegenwärtigen könnten; ſo würden unſere Geiſter ſie in der heutigen Mittagsſtunde angeweht, und zu gleichen Empfindungen geſtimmt haben.

Wir waren kaum mit unſerm Mittagsmahle fertig, als wir Herrn von Sauſſüre von Lauſanne mit ſeiner Geſellſchaft, und unter dieſer ſelbſt ſeine Gemahlin ankommen ſahen. Ohne den unverwerflichſten Augenſchein hätte ich es nie geglaubt, daß eine ſo zart gebaute Dame als Madame de Sauſſüre iſt, den Montanvert hätte erſteigen können. Ein kleiner Regen trieb uns alle in die ſogenannte Blair's Hütte hinein, die ein Engländer dieſes Namens hat erbauen laſſen. Das Dach dieſer Hütte iſt jetzo ſo baufällig, daß wir kaum ſo viel Platz, als

Frau

1 Th. Band gegenüber Seite 107



das Eis-Meer hinter dem Montanvert im Chamoun-Thal.

Univ. Bibl.
München

Frau von Sauſſüre einnahm, finden konnten, wo es nicht durchregnete. Ein ſtarkes Feuer, welches unſere beiderſeitigen Führer anmachten, war uns allen ſehr willkommen; denn wenn in dieſer Jahrszeit die Sonne durch Wolken bedeckt, und die Luft durch Regen abgekühlt wird, ſo empfindet man auf dem Montanvert gleich Herbſt- oder Winterkälte.

So bald der Regen aufhörte: ſo ſtiegen meine Freunde und ich gegen das Eismeer hinab, um ſeine Oberfläche, und Ufer näher zu betrachten. An dem Rande des Eismeers fand ich faſt keine andere Steine, als Granite, und Bitterſteine, die gar nicht ſelten waren. Auf das Eismeer kann man noch bequemer, als auf den Rhone-Gletſcher kommen. Wenn man auf dem Eismeer ſelbſt iſt: ſo zeigt es ſich ganz anders, als wenn man es in der Ferne, und von oben wahrnimmt. In einiger Entfernung bemerkt man es nicht, daß die Oberfläche des Eismeers ſo uneben iſt, als ſie wirklich iſt. Die ganze Eismaſſe beſteht aus lauter kleinen Eishügeln, und Eisthälern, unter welchen die erſtern eben ſo verſchieden von Größe, als die letztern in Anſehung der Tiefe, Länge, Breite, und Richtung ſind. Die Gipfel der Eishügel ausgenommen, war das übrige Eismeer allenthalben mit

Schmelzwaſſer bedeckt, das ſich bald in kleinen Seen ſammelte, bald tiefe Löcher eingefreſſen hatte, bald aber in lebendigen Bächen gegen die nächſten Schründe zueilte. Unſere Führer reichten uns von dieſem Schmelzwaſſer, und behaupteten, daß man es ohne Gefahr nach der größten Erhitzung trinken könne. An den Schründen hörte man nicht blos das Rieſeln und Plätſchern der kleinen hineinfallenden Bäche von Schmelzwaſſer, ſondern auch das dumpfe und ſtarke Rauſchen der Gletſcherſtröme, die unter dem Eismeere fortſchoſſen. Keine unter den Schründen, an welche ich kam, war ſo weit, daß ich bis auf den Grund hätte ſehen können. Auch ſtand ich nicht gerne lange an dem Rande derſelben, weil ich wußte, daß gerade ſolche Ränder am leichteſten einſtürzen. Man muß mehr Uebung im Gletſcher-Wandeln haben, als wir hatten, um ohne Furcht und Führer darauf herum zu laufen.

Unſern Rückweg von Montanvert nahmen wir an dem öſtlichen Abhange dieſes Berges, der ſich gegen die Mündung des Eismeers und den Ausfluß des Arveiron hinzieht. Dieſe Seite iſt noch viel ſteiler, als diejenige, an welcher wir heraufgekommen waren, und iſt überdem größtentheils ohne alle Bäume und Geſträuche, an welche man ſich halten könnte. Ein Fehltritt würde den Fallenden zwar nicht ganz hinunterwerfen; allein er würde ihn leicht zehn und mehrere Klafter ſehr unſanft hinabrutſchen machen. Frau von Sauſſüre und ihre Begleiter folgten uns bald nach, und ich glaube, daß dies Hinabſteigen, das feſte Kniee und einen ſichern Tritt erfordert, Frauenzimmern viel peinlicher, als das Hin aufſteigen wird. Ohngefähr an der Hälfte des Berges zeigten uns unſere Führer eine Stelle, wo eine Teutſche Prinzeſſinn von Erſchöpfung und Athemloſigkeit hingeſunken war, und ihrem Tode nahe zu ſeyn geglaubt hatte. Die untere Hälfte des Berges iſt weniger abſchüſſig, als die obere; und hier beſchleunigten wir unſern Lauf ſo ſehr, daß wir in anderthalb Stunden an die erſten Anfänge der prächtigen Ruinen kamen, womit der Vorgrund des Gletſchers des Bois, oder des Endes des Eismeers weit und breit bedeckt iſt. Hier, und faſt möchte ich ſagen, auch hier erſt, fand ich mich für alle Mühſeligkeiten des heutigen Tages belohnt. Die zuſammengehäuften Ruinen von Perſepolis, von Palmyra, und andern in Staub liegenden Königsſtädten würden, glaube ich, hinter den Trümmern des Eismeers vom Montanvert eben ſo weit zurückbleiben, als die größten Werke menſchlicher Kunſt hinter den großen Werken der Natur. An dieſen erſtaunlichen Trümmern erkennt, und fühlt man die Majeſtät der Natur, die Größe der Berge, die das Eismeer umgeben, und die unwiderſtehliche Kraft, womit dieſe todte, und unbeweglich ſcheinende Eismaſſe in gewiſſen Augenblicken wirkt, und fortſchreitet, viel lebendiger und tiefer, als auf dem Montanvert, und dem Eismeere ſelbſt. Wenn der Spielraum des Rhone-Gletſchers auch ſo groß iſt, als der mit Trümmern bedeckte Vorgrund des Eismeers, oder des des Bois Gletſchers; ſo kann doch der erſtere in Anſehung der Ruinen gar nicht mit dem letztern wetteifern. Die Trümmer vor dem des Bois Gletſcher beſtehen faſt ganz allein aus größern oder kleinern Blöcken des ſchönſten, reinſten und unverſehrteſten Granits. Viele von dieſen Granitblöcken ſind kleinen, und ſelbſt mäßigen Häuſern an Größe und Höhe gleich. An manchen Stellen liegen ungeheure Granitmaſſen in beträchtlichen Haufen zuſammengethürmt, und über einander hingeworfen, und auf einem dieſer aus Granitblöcken beſtehenden Hügel trafen wir unſere Frauen mit ihren Führern an. Die Einwohner des Thals holen die beweglichſten unter den Granitblöcken ab, um damit ihre Wieſen und Felder einzufaſſen, und kaum glaube ich, daß man die dort liegenden Schätze von Granit erſchöpfen würde, wenn man auch mehrere große Städte daraus erbaute. Wenn der Gletſcher im Winter anwächſt, und vorrückt: ſo ſchiebt er die ſchwerſten unter den Granitmaſſen eben ſo leicht als die kleinſten Bruchſtücke vor ſich her. Einen der größten Blöcke ſah ich an dem Rande des kleinen Waldes liegen, in welchem man aus dem Vorgrunde des Gletſchers kommt. Der Druck des Gletſchers, der dies viele Centner ſchwere Stück vorwärts trieb, hatte es ſo ſtark an einen ziemlich dicken Baum hinangeſchoben, daß dieſer ſich ſchon überzubeugen angefangen hatte. Wäre der Druck nur noch ein wenig verſtärkt worden; ſo würde der Baum, und alles Geſträuch, das ihn umgab, entwurzelt und vernichtet worden ſeyn. Allein gerade in dem Augenblicke, wo ſein Untergang unvermeidlich ſchien, mußte das Fortrücken des Gletſchers aufgehört haben; und dem geretteten Baume wurde alſo noch eine neue Lebensfriſt bis zu dem Zeitpuncte vergönnt, wo das anwachſende Eismeer den nahen Feind zu ſeinem Verderben über ihn hertreiben wird. Wenn ſolche Maſſen, als man vor dem Gletſcher des Bois ſehr häufig ſieht, von den Gipfeln der Urgebirge herabſtürzen, wie muß da das Eismeer erbeben, und wie furchtbar müſſen davon alle Thäler, und alle Höhen wiederhallen! Welche dicke und unverwüſtliche Eisgewölbe werden erfordert, um ſolche Maſſen von dem Fuße der Gebirge, wozu ſie gehörten, bis an den Vergrund des Gletſchers hinzutragen! Die ſogenannte Bouche de l' Arveiron, oder das Eisgewölbe, aus welchen der Arveiron hervorbrauſt, übertrifft alle übrige ähnliche Eisgewölbe, die ich geſehen habe, ſelbſt das des Rhone-Gletſchers, an Größe eben ſo ſehr, als die Granitdämme, die vor derſelben hergezogen ſind, die Schutthaufen andrer Gletſcher übertreffen. Das Eisgewölbe, aus welchem der Arveiron hervorbricht, war nach dem Augenmaaß wenigſtens hundert Schuh hoch, mehrere hundert Schuh breit, und lief ohne große Eisklumpen in dem Bette des Arveiron immer ſpitziger zu, ſo daß es die Form eines großen Trichters hatte. Wäre das Eis dieſes erhabenen Gewölbes ſo rein und blau, als das des Rhone-Gletſchers: ſo würde ſeine Schönheit eben ſo einzig, und unübertrefflich, als ſeine Größe ſeyn. An der Mündung des Arveiron fand ich Bruchſtücke von Bitterſtein in noch größerer Menge, als an der Seite des Eismeers, die gegen den Montanvert gekehrt iſt.

Auf dem Rückwege von der Mündung des Arveiron bis nach Chamouni, den ich größtentheils zu Fuße machte, reinigten ſich die Berge, und der Himmel von allem Gewölke, womit beide den ganzen Tag wenigſtens an einigen Stellen umzogen geweſen waren. Die Strahlen der Abendſonne ſchmückten den Gipfel des Montblanc, der Aiguille de Gouté, und des Dome de Gouté mit dem prächtigſten Roſenroth, und dadurch wurde der letzte meiner Wünſche befriedigt, der Wunſch nämlich: den Montblanc in der Nähe in allen, oder doch den wichtigſten Erleuchtungen zu beobachten, worin die auch in ihren Verzierungen unerſchöpfliche Natur ihn darzuſtellen pflegt.

Weil die Luft ſo außerordentlich heiter, und der Montblanc, und die benachbarten Spitzen ſo lebhaft erleuchtet wurden; ſo ließ ich mir von unſern Führern ſo genau, als möglich, den Weg zeigen, den man zu nehmen pflegt, wenn man den Montblanc erſteigen will. Unter unſern Führern iſt keiner, der nicht dieſe große Reiſe ein-, oder mehrmahl gemacht hätte. Man geht an der rechten Seite des Boſſon hinauf, und bleibt die erſte Nacht an dem Rande des ewigen Schnees. Am zweyten Tage arbeitet man ſich über Gletſcher und Schnee-Felder ſo hoch hinauf, daß man nur noch die letzten Gipfel des Montblanc zu gewinnen hat. Am dritten Tage erſteigt man die Spitze des Montblanc, und kehrt entweder bis zur Ruheſtätte der vergangenen Nacht, oder noch etwas weiter zurück, und am vierten Tage kann man bequem zum Mittagseſſen in Chamouni anlangen. Wenn man vom Thale aus dem Wege nachſieht, der auf den Montblanc führt; ſo wundert man ſich, daß man dieſen Berg nicht ſchon lange erſtiegen hat, ſo leicht und ſicher ſcheint er zu erklimmen zu ſeyn. Allein wenn man ſeinem Fuß und ſeinen Seiten nahe kommt; ſo entdeckt man erſt alle die Gefahren, und Schwierigkeiten, womit er bisher die kühnſten und erfahrenſten Gemsjäger abgeſchreckt hatte, und auch jetzo noch oft zurückſchreckt. Die Reiſe auf den Montblanc kann nie ſo allgemein Mode werden, als die Reiſen in die Schweiz, und in das Chamouni-Thal, nicht blos deswegen, weil man ihn nicht hinanreiten, und hinanfahren kann, ſondern weil das Hinangehen ſelbſt mit eben ſo groſsen Koſten, als Beſchwerden verbunden iſt. Das Tragen eines Zelts, der Speiſen, des Weins, des Geſchirrs und Holzes, daß man für ſich und ſeine Begleiter braucht, erfordert wenigſtens 12, 16 bis 18. Führer, wovon ein jeder we-

wegen der Gefahren und Mühſeligkeiten dieſer Reiſe täglich einen Laubthaler erhält, und ein einziger Unternehmer alſo kann die Reiſe nie unter 20. bis 30. neuen franzöſiſchen Louisd'or machen.

Genf am 3ten Sept. Abends.

Unſere Rückreiſe von Chamouni war eben ſo glücklich, als unſere Hinreiſe; und das Wetter war auf der Rückreiſe noch ſchöner. Ungeachtet wir geſtern Morgen erſt um 10. Uhr von Chamouni, und Abends um 6. Uhr von Salenche wegfuhren; ſo kamen wir doch um 10. Uhr in Bonneville an, wo wir in den drey Mohren zwar kein vorzügliches Abendeſſen, das wir auch nicht erwarteten, aber gute Betten und Zimmer fanden. Heute langten wir ſchon vor 11. Uhr in Genf an.

Als wir vorgeſtern Abend unſere Guiden bezahlten, brachte faſt jeder einen kleinen Vorrath von Cryſtallen, und andern Mineralien zu Kauf mit. Durch die öftere Begleitung des Herrn von Sauſſüre und anderer Naturkündiger haben die Guiden in Chamouni die vornehmſten Steinarten kennen gelernt; doch hielten ſie alle den Gneis, aus welchem der Montanvert beſteht, für Roche de Corne, und der Bitterſtein,

ſtein, oder Jade war ihnen unbekannt. Auch unſern Erfahrungen nach verdienen die Guiden aus Chamouni den Ruhm von Höflichkeit, Dienſtfertigkeit, und Gutmüthigkeit, der ihnen von allen Reiſenden beygelegt wird. Nur ein einziger ſchmälerte dieſen Ruhm, und zwar gerade derjenige, um den wir es am wenigſten verdient, und den wir ſchon von Salenche mitgenommen hatten. Dieſer Mann verlangte, in einer doppelten Rückſicht, oder in doppelter Geſtalt bezahlt zu werden: als Beſorger der Mauleſel, die wir in Salenche mietheten, und zugleich als Guide ſelbſt an den beiden Tagen, wo wir nach Chamouni, und von Chamouni zurück gereiſt waren. Die Forderungen des Mannes waren bey dem ſtarken Trinkgelde, das wir ihm gegeben hatten, ſo unbillig, daß ſelbſt der Wirth in Salenche, und andere, die davon hörten, ſie mit Unwillen verwarfen. Wenn die Guiden in Chamouni zu den beſſern in der Schweiz gehören; ſo werden ihnen ihre Dienſte gewiß auch am beſten belohnt. Sie erhalten nämlich außer der freyen Zehrung täglich 20 Batzen, oder einen kleinen Franzöſiſchen Thaler bis zu 25, 30 bis 40 Batzen, je nachdem die Zahl der Reiſenden, und die Beſchwerden der Wege, für welche man ſie mitnimmt, größer oder kleiner ſind.

Ueberdem empfängt jeder noch ein Trinkgeld, das ihm von der Perſon, oder im Namen der Perſon gereicht wird, die er vorzüglich bedient hat; denn jeder Guide wählt ſich aus einer Geſellſchaft eine Perſon beſonders aus, oder wird auch von dieſer gewählt, um ihr ſtets zur Seite zu ſeyn und beyzuſpringen. Die erfahrneren Guiden beſitzen eine Sammlung von Empfehlungsſchreiben von berühmten, oder vornehmen Perſonen, die ſie geführt haben; und in ſolchen Zeugniſſen werden die Führer gemeiniglich den Landsleuten der Gefährten auf das angelegentlichſte empfohlen. Da ich unſern Führer bat, mich zu den von mehrern Reiſenden beſchriebenen Albinos zu führen; ſo antwortete man mir, daß dieſe unglücklichen Geſchöpfe jetzo in Paris ſeyen.

Die Reiſe nach Chamouni iſt die theuerſte, die man in der Schweiz machen kann, weil in dieſem Thale alle Nothwendigkeiten, und Annehmlichkeiten des Lebens wegen des weiten, und koſtbaren Transports höher im Preiſe ſind, als anderswo; und weil man zugleich mehrere Fuhrwerke, Maulthiere, und Führer bezahlen muß. Unter dem Vorwande, daß in Salenche alles außerordentlich theuer ſey, fährt kein Kutſcher nach dieſer Stadt, ohne ſich für zwey Pferde täglich 2½ Franzöſiſche Thaler bezahlen zu laſſen. Dieſer

Kutſcher bleibt in Salenche liegen, und erhält täglich ſeine volle Bezahlung, bis man von Chamouni zurückkommt. In Salenche muß man friſche Pferde und Maulthiere nehmen, die einen nach Chamouni bringen, und die wieder in Chamouni ſtehen bleiben, wenn man am folgengen Tage auf den Montanvert geht. Zu dieſer Reiſe kann man die Pferde und Mauleſel von Salenche eben ſo wenig, als die Genfer Pferde, und Kutſchen nach Chamouni brauchen; und während der Zeit alſo, daß man den Genfer Kutſcher in Salenche, und die Salencher Pferde, und Maulthiere in Chamouni bezahlen muß, iſt man genöthigt neue Guiden in Chamouni zu miethen, die man auch alsdann zu Hülfe nehmen muß, wenn man, wie unſere Frauen, mit den Pferden und Maulthieren von Salenche auf den Chapeau reiſt. Die Wirthsrechnungen in Salenche und Chamouni waren freylich ſo hoch, als ſie in den größten Städten nur ſeyn können; allein ſie ſchienen uns nichts deſtoweniger äußerſt billig, weil alles, was die Wirthe den Fremden verſehen müſſen, in dieſen Orten viel theurer, als in den größten Städten iſt. Das Eſſen in der Ville de Londres in Chamouni war mehr als gewöhnlich gut; und dies Lob würden wir dem Abendeſſen in Chamouni gegeben haben, wenn wir auch nicht von beſchwerlichen Tagereiſen einen ungewöhnlich ſtarken Appetit mitgebracht hätten.

Auf der Rückreiſe gab ich vorzüglich auf den hohen Berg Achtung, an welchem herab man über die Arve, und zu den Fonderies in Servoz kommt. Dieſer Berg macht allem Anſcheine nach einen höchſt merkwürdigen Uebergang von dem quarzreichen Schiefer, oder dem ſogenannten Kieſelſchiefer, aus welchem die Gebirge von Salenche bis Servoz beſtehen, zu dem Granit des Montblanc, und ſeiner Nachbaren. Sein Stoff iſt ein äußerſt harter mit Goldglimmer durchſprengter Hornſtein, der glasartiger, und an den Enden durchſichtiger iſt, als irgend eine andere Art dieſes Geſteins, die mir in der Schweiz vorgekommen iſt. An dem Abhange dieſes Berges fand ich Blöcke des ſchönſten Granits, der größtentheils aus reinem Quarze beſtand, und mit den vollkommenſten Glimmer-Cryſtallen durchſprengt war. An manchen Stellen hatte der Quarz eine halbe Violetfarbe, und ging in wirklichen Amethyſt über. An andern Stellen aber war ſeine Schönheit durch verwitterte Glimmer-Cryſtallen entſtellt, deren aufgelöſte Theile den umgebenden Quarzſtoff beſchmutzt, und durchdrungen hatten.

Wir waren nicht ſo glücklich, den Herrn Exchaquet, den Directeur des Fonderies de Servoz en Savoie anzutreffen; allein wir ſahen doch die merkwürdigen Nachahmungen des berühmten Werks des Herrn General Pfyffer in Lucern, die Herr Exchaquet angegeben hat, und noch immer von geſchickten Arbeitern unter ſeiner Aufſicht verfertigen läßt. So wie der Herr General Pfyffer den Canton Lucern, und die benachbarten Cantone en bas relief dargeſtellt hat; ſo hat Herr Exchaquet das ganze Thal Chamouni mit allen begränzenden, oder darin enthaltenen Bergen, Schneefeldern, Gletſchern, Wäldern, Alpen, Oertern, Wieſen, Flüſſen und Bächen auf eine ähnliche Art ausgearbeitet. Eine ſolche Carte, oder ein ſolches Bas relief hat die Größe einer gewöhnlichen Tiſchplatte, und iſt alſo etwa 3 . 4 bis 5 Fuß lang, und 2½ bis drey Fuß breit. Der Stoff des Bas relief oder das Haupt-Subſtratum beſteht aus Holz, aus welchem die Berge, Schründe, und Thäler nach Anleitung der Natur mit genauer Beobachtung ihrer verhältnißmäßigen Größen, Abhänge, und Tiefen ausgeſchnitzt werden. Der Schnee der Hochgebirge wird durch eine Maſſe aus Schwerſpath, die Gletſcher durch zerſtoßene Cryſtaliſtücke, und

Wälder, Alpen, und Wieſen werden durch richtige Schattirungen von Farben angedeutet, und nachgeahmt. Ungeachtet der Maaßſtab, nach welchem Herr Exchaquet alles dargeſtellt hat, kleiner iſt, als der des Herrn General Pfyffer; ſo wird doch dadurch die Aehnlichkeit der nachgeahmten Gegenſtände nicht allein nicht vermindert, ſondern vielmehr hervorſtechender gemacht. Ein jeder von uns erkannte ſogleich die Berge, Gletſcher, und Ströme, die wir in den letzten Tagen mit ſo vieler Aufmerkſamkeit betrachtet hatten; und ihre Formen, Richtungen, und Verhältniſſe fielen uns in der treuen Nachahmung mehr, als in der Natur ſelbſt auf. Die größern Basreliefs, dergleichen Herr Exchaquet ſchon nach England, und Holland, nach Turin und Lauſanne geſchickt hat, koſten zwey und dreyßig, und die kleinern zwanzig neue Louisdor. Der Canton Bern hat den Herrn Exchaquet erſucht, die Landvogtey Aelen, oder Aigle auf gleiche Art auszuarbeiten, wie er das Thal Chamouni geliefert hat. Bey eben dieſem verdienſtvollen Naturkenner kann man für anderthalb, oder zween neue Louisdor vollſtändige Sammlungen aller Steinarten haben, die im Chamouni-Thal, und auf den angränzenden Bergen gefunden werden. In einer ſolchen

Sammlung iſt jede Steinart in doppelten Probeſtücken, oder Fragmenten vorhanden.

Gleich nachdem wir heute Mittag geſpeiſt hatten, fuhren wir, von Herrn Doctor Martin begleitet, erſt nach St. Jean, um die Campagne des Herrn Conſtant wiederzuſehen, und dann nach Petit Sacconex. In der zuletzt genannten Gegend beſuchten wir mehrere Gärten, unter welchen der Garten, oder das Landgut eines Kaufmanns Serre im Morillon alle anderen verdunkelte, und vergeſſen machte. Die Ausſicht aus dieſem Garten übertrifft die Landſchaften, die ich bisher in der Schweiz bewundert habe, und ſelbſt die Ausſicht von Aubonne ohne Vergleichung an Ausdehnung, ſo wie an Reichthum, Mannigfaltigkeit, und Größe der Gegenſtände. Man überſieht aus dieſem Garten den nahen prächtigen See ſeiner ganzen Länge nach von Lauſanne bis Genf mit allen ſeinen mahleriſchen Buſen, unter welchen der äußerſte mit der ſchönen Stadt, die ihm den Namen giebt, wie mit einer Ehrencrone geſchmückt iſt. Das diesſeitige ſanft gegen den See hinabfallende Ufer zeigt in ſeinen Gärten, und Landhäuſern, womit es bedeckt iſt, lauter Denkmähler von hohem Wohlſtande, und weiſem Lebensgenuß. An dem linken, oder nördlichen Ende des

Sees ſtreckt der Jorat in großer, aber noch immer deutlich zu erkennender Ferne ſeinen blauen Rücken bis an die Berniſchen und Walliſiſchen Schneeberge fort, unter welchen ich den Dent de Midi, und den ihm gegenüber ſtehenden Dent de Morcle genau unterſcheiden konnte. Jenſeit des Sees erhebt ſich das Chablais mit ſeinen Wieſen, Aeckern, Weinbergen, Städten, und Dörfern bis an die nackte Felſenkette hinan, womit es zunächſt eingefaßt iſt. Hinter dieſer Felſenmauer ragen die beſchneyten Spitzen, des Argentiere, des Buet, des Mont-Blanc, des Dome, und der Aiguille de Gôuté, der Aiguille de Midi, des Dent du Dru, und anderer Savoyiſchen Urgebirge hervor, und ungeachtet dieſe Eisberge zwanzig, bis fünf und zwanzig Stunden, und noch weiter entfernt ſind: ſo ſahen wir ſie doch in dem roſenfarbnen Glanze der Abendſonne ſo klar, als wenn wir ſie von Salenche, oder Chamouni aus betrachtet hätten. An dem letzten weſtlichen Schneegebirge ſchließt ſich die Reihe der gleichfalls erhabenen Berge an, die man auf dem Wege von Bonneville nach Salenche zur rechten Hand hat, und unter welchen wir diejenigen, die ſich in der Nähe durch ihre Höhe und Geſtalt ausgezeichnet hatten, beſonders den hohen und oben wie abgebrochenen

Felsſtock bey Salenche ohne Mühe wiederfanden. In dem Zwiſchenraume endlich zwiſchen dem kleinen und großen Saleve erblickt man die Gipfel der äußerſten Savoyiſchen Berge in einer Entfernung, die gewiß viel größer iſt, als ich ſie zu ſchätzen wage. Da ich mich in die Betrachtung und den Genuß der vor mir ausgebreiteten, und alle Beſchreibung überſteigenden Natur-Scenen verſenkte, bedauerte ich es mehr als jemahls, daß ich der Schweiz nicht nahe genug wohnte, um ohne große Koſten und Zeitverluſt, ſo oft ich wollte, in dieſe auserwählte Gegend kommen, und hier einige Wochen, oder Monate zubringen zu können. Der Beſitzer des Landguts, deſſen Lage ich Ihnen mit roher Hand gezeichnet habe, war nach Italien verreiſt, und Garten und Haus waren dieſen Sommer an Engländer vermiethet geweſen, die erſt vor einigen Tagen die Gegend um Genf verlaſſen hatten. Man rechnet, daß ſich dieſen Sommer wenigſtens hundert Engländer, großentheils mit ihren Familien in der Nachbarſchaft von Genf aufgehalten haben. Wenn man das Petit Saconex, das eine kleine Stunde von Genf entfernt iſt, mit zu der umliegenden Gegend dieſer Stadt rechnet; ſo iſt Genf in Rückſicht auf Lage die Königin unter allen Schweizeriſchen, und ſo weit ich unſern Erdtheil kenne, ſelbſt unter allen Europäiſchen Städten. Bey dieſem gerechten Lobe, das ich der in vieler Rückſicht bewundernswürdigen Stadt ſo willig, als irgend einer ihrer Anbeter bringe, würde ich die Lage der eigentlichen Stadt ſelbſt, und das, was ſie zunächſt umgiebt, auch nach dem zweyten Wiederſehen nicht anders, als das erſtemahl beſchreiben.

Am 4ten Sept.

Morgen reiſen wir von hier nach Neuchatel ab. Jetzo nur noch einige Anmerkungen über die angenehmen Begegniſſe des heutigen Tages! Meinen nächſten Brief erhalten Sie aus Baſel, oder erſt aus Strasburg.

Wir gingen heute Morgen in die St. Peterskirche, die ſo außerordentlich voll war, daß wir nur mit vieler Mühe gute Plätze erhielten. Der großen Menge von Menſchen ungeachtet herrſchte in der ganzen Verſammlung die feierlichſte Stille, und da Herr Profeſſor Claparede die Canzel beſtieg, hörte man mit allgemeiner, und ununterbrochener Aufmerkſamkeit zu. Der verehrungswürdige Redner verglich den vormahligen, und jetzigen bis zum Neide blühenden Zuſtand der Stadt Genf, machte aber ſeine Zuhörer ter zugleich auf das Ungewiſſe dieſes hohen Wohlſtandes aufmerkſam, indem ein einziger Kopf mehr, oder weniger in der Welt, oder in der Gnade des Königs von Frankreich, den ganzen Staat heben und erhalten, oder auch ſtürzen könne. Er forderte den Magiſtrat mit einem ſeinem Alter, und ſeinen Verdienſten angemeſſenen Ernſte auf, der immer mehr und mehr einreißenden Gleichgültigkeit gegen die Religion, der wachſenden Zügelloſigkeit der Jugend, und der verderblichen Prachtliebe zu ſteuern, und durch weiſe Geſetze und muſterhafte Beyſpiele die Tugenden der Vorfahren zurückzurufen. Während des ganzen Gottesdienſtes ſahe ich auch nicht eine Spur von der empörenden Irreligioſität, die mich vor ſechs Jahren in eben dieſer Kirche ſo ſehr beleidigte, und die alſo mehr eine Folge der damahligen allgemeinen Verwirrung, als eines wirklichen und allgemeinen Mangels von Religion, und Achtung gegen den öffentlichen Gottesdienſt, geweſen ſeyn muß.

Nach der Kirche, und nach Tiſche nahmen wir von unſern Freunden Abſchied, und gegen Abend begleitete mich der Herr Pfarrer Fels auf Plein Palais, weil die kleine Bürgerſchaft von Genf nach einer alten Gewohnheit ſich an dieſem Tage auf der eben genannten Promenade in ihrer ganzen Pracht zu zeigen pflegt. Hier konnte ich den faſt unglaublichen Luxus recht bemerken, welchen die geringere Claſſe der Einwohner in Kleidern und Putz treibt. Weiber und Töchter von Bedienten, von gemeinen Schneidern, Schuſtern, und andern Handwerkern gingen in ſo koſtbaren, und modiſchen Kleidern, Hüthen und Hauben einher, daß man ſie nach ihren Gewändern und Verzierungen für Frauenzimmer aus den erſten und reichſten Familien hätte halten können.

Abends beſuchte ich den ehrwürdigen Herrn Profeſſor Diodati, wo ich ſo glücklich war, den Herrn Claparede, und den Herrn von Salegas anzutreffen. Den letztern, der mir ſchon als ein großer Freund der Gelehrſamkeit, und beſonders der teutſchen Litteratur bekannt war, hatte ich mehrmahl vergebens in ſeinem Hauſe aufgeſucht, und war auch eben ſo vergeblich von ihm aufgeſucht worden. In der Geſellſchaft dieſer verdienſtvollen Männer brachte ich eine der angenehmſten Stunden in Genf zu; und da ich mich von ihnen trennen mußte, beklagte ich es aufrichtig, daß unſere beſchränkte Zeit es mir unmöglich machte, einen ſo lehrreichen Umgang länger genießen zu können.

An-

Anhang

zu dem vorhergehenden Briefe.

Wenn die Schilderung der vornehmſten Schickſale, und der Verfaſſung von Genf, wie ich ſie bey meinem letzten Aufenthalt in dieſer Stadt fand, die Theilnehmung meiner Leſer nur einigermaaßen erregt hat; ſo darf ich mir ſchmeicheln, daß ſie es nicht ungerne ſehen werden, wenn ich mich ſelbſt auf eine kurze Zeit unterbreche, und zur völligen Befriedigung ihrer Neugierde, oder Wißbegierde die Urſachen, Umſtände und Folgen der bald nach meiner Abreiſe entſtandenen Revolution ohne unzweckmäßige Weitläuftigkeit anhänge *).

Ungeachtet der Magiſtrat in Genf nach der Bekanntmachung des Edicts von 1782. mit der größten Milde regierte, einige Beyſpiele von übermäßiger Strenge ausgenommen, die noch

Wir-

---

*) Weitläuftigere Nachrichten über die neueſte Revolution, und die verbeſſerte Verfaſſung von Genf findet man in dem erſten und zweyten Stücke des fünften Bandes des hiſtoriſchen Magazins, und im zweyten Bande des Tableau hiſtorique et politique des deux derniéres Révolutions de Génève par M. d'Ivernois, Londres 1779.

Wirkungen von friſcher Rache, oder friſcher Furcht waren: ungeachtet er die öffentlichen Einkünfte mit nie beargwohnter Treue verwaltete: Recht und Gerechtigkeit unparteyiſch handhabte: Künſte und Betriebſamkeit ermunterte, und väterlich unterſtützte: und durch eine ſich nie verleugnende Schonung und gefliſſentliche Annäherung gegen die überwundene Partey der Repräſentanten den Schmerz der Niederlage zu mildern, und vergeſſen zu machen ſuchte; ſo waren doch alle dieſe guten Künſte, die verwundeten Gemüther zu heilen, und die verlohrnen Herzen wieder zu gewinnen, vergeblich. Die widerrechtliche Gewalt, womit das letzte Edict auf Anſtiften der Häupter der Negatifs durchgeſetzt worden worden war: die Schmälerungen, welche die Unabhängigkeit des Staats, und die Rechte des Volks gelitten hatten: das beſtändige Schauſpiel, das man eingeführt: die ſtarke aus Fremden beſtehende, und von Fremden angeführte Garniſon, die man errichtet: die prächtigen Feſtungsähnlichen Caſernen, die man erbaut hatte: die Demüthigung endlich der Geiſtlichkeit, und die Entwaffnung der Bürgerſchaft waren fortdauernde Urſachen von Mißvergnügen, welche die Obrigkeit nicht heben wollte, und die Bürgerſchaft nicht vergeſſen, und verzeihen konnte.

Die Zahl der Unzufriedenen wurde immer größer, weil viele Negatifs es je länger, je mehr bereuten, daß ſie eine Partie begünſtigt hatten, die ungleich weiter gegangen war, als ſie jemahls geglaubt, und gefürchtet hatten. So lange der Graf von Vergennes, der Urheber, und die Stütze der neuen Regierung noch lebte, blieben die Klagen der Mißvergnügten meiſtens in ihrem Herzen, oder in dem Buſen ihrer vertrauteſten Freunde verſchloſſen. Als aber dieſer geſchworne Feind der Genferiſchen Freyheit ſtarb, und Necker, ihr treuer Gönner und Vertheidiger wieder in das Miniſterium kam; da ſtiegen die Hoffnungen, und der Muth der Repräſentanten in eben dem Verhältniſſe, in welchem das Zutrauen der herrſchenden Partey zu der gegenwärtigen Verfaſſung abnahm. Nichts deſto weniger ließen es ſich auch die wärmſten Patrioten nicht einfallen, die auf Gewalt gegründete Regierungsform durch Gewalt umzuwerfen. An einen ſolchen Umſturz dachte man aus einem doppelten Grunde nicht: erſtlich deßwegen nicht, weil man ſich dadurch die Rache der garantirenden Mächte zuzuziehen fürchtete; und dann, weil man allgemein überzeugt war, daß die entwaffnete Bürgerſchaft unmöglich die ſtarke, auf teutſchen Fuß diſciplinirte Garniſon überwältigen könne. Unvorhergeſehene zufällige Begebenheiten thaten für die Befreyung von Genf mehr, als die muthigſten Volksfreunde zu wünſchen wagten, und als die weiſeſten Bürger auszurichten ſich eingebildet hatten.

Die grimmige Kälte, die gegen das Ende des Jahrs 1788. einfiel, und unter den ärmern Einwohnern von Genf nicht weniger Elend als anderswo hervorbrachte, erweckte die reichen und wohlhabenden Bürger zu einer außerordentlichen Mildthätigkeit, und zu einer beyſpielloſen brüderlichen Eintracht im Wohlthun. Männer von den entgegengeſetzteſten Parteyen und Grundſätzen näherten ſich, und verbanden ſich durch die Bande brüderlicher Liebe, um ihre nothleidenden Mitbrüder deſto kräftiger unterſtützen zu können. Dieſe Annäherung von Menſchen von ſtreitenden Parteyen wurde bald durch einen Verfall noch mehr befördert, der ſich im Theater zutrug, das die Häupter der Oligarchie wegen der Zerſtreuungen, die es verſchaffte, als eine Hauptſtütze ihrer Macht anſahen, und das zu ihrer größten Beſtürzung und gerechten Beſtrafung der Geburtsort der unterdrückten Freyheit wurde. Eine junge Actrice, die ſich in den Sohn einer angeſehenen Magiſtratsperſon verliebt hatte, erhielt den Befehl, Genf am 10. Dec. zu verlaſſen, weil der Vater des jungen Mannes fürchtete, daß die Verbindung mit der Actrice dem Glücke ſeines Sohnes gefährlich werden möchte. Dieſe Verweiſung einer Schauſpielerin, welcher das Publicum gewogen war, erregte den Unwillen, und das Mitleiden ihrer Gönner, ſo wie der Freunde ihres Liebhabers. Man warf am letzten Abend, da ſie ſpielte, ein Abſchiedsgedicht auf die Bühne, und verlangte, daß dies Gedicht recitirt werden ſolle. Der Vater des jungen Mannes, der als Policeyherr gegenwärtig war, unterſagte dieſes, ſo wie das Vorleſen anderer Papiere, die man am folgenden Abend mit noch größerem Ungeſtüm auf die Bühne warf. Dies zweyte Verbot brachte die Freunde der Schauſpielerin, und ihres Geliebten ſo ſehr auf, daß ſie die Schauſpieler durch Rufen, und Pfeifen ſo lange ſtörten, bis dieſe abtreten, und das angefangene Stück abbrechen mußten. Unter den Unruhigen fanden ſich drey Söhne aus den vornehmſten Familien. Dieſen ließ der Auditeur de la Police Stillſchweigen gebieten; und da dieſer Befehl den Lärm nur noch größer machte, ſo forderte die Magiſtratsperſon einen derſelben, der Officier in Preußiſchen Dienſten iſt, und auf Urlaub zu Hauſe war, vor ſich: welches aber der Entbotene unter dem Vorwande abſchlug, daß man ihm auf eine grobe Art habe begegnen laſſen. Die Weigerung veranlaßte den neuen Befehl, die Loge zu räumen; und da auch dieſes wieder nicht geſchah, ſo beorderte der Auditeur vier Policeydiener, die den Ungehorſamen wegſchaffen ſollten. Allein nun kamen dem Widerſpenſtigen ſeine Freunde, und viele aus dem Parterre zu Hülfe, und ſchlugen die Huiſſiers unter lautem Geſpötte zurück.

Die offenbare Empörung der drey Jünglinge gegen die Obrigkeit, die ihnen namentlich Stillſchweigen aufgelegt hatte, zog die leicht vorherzuſehende Folge nach ſich, daß die Ungehorſamen in's Gefängniß wandern mußten. Weil man dieſer Strafe ungeachtet ähnliche Auftritte befürchtete; ſo verſtärkte man am nächſten Abend die Wache, und es fanden ſich außer den vier Auditeurs der Lieutenant de Police, und der Syndic militaire im Schauſpielhauſe ein, um durch ihre Gegenwart den Zuſchauern ein ehrerbietiges Stillſchweigen einzuflößen. Die Freunde der Gefangenen verhielten ſich auch wirklich ganz ruhig, um das Schickſal der letztern nicht zu verſchlimmern. Das Parterre hingegen erhob in dem Augenblick, in welchem der Vorhang aufgezogen wurde, ein ſo heſtiges und vermiſchtes Getöſe, daß die Schauſpieler nicht reden konnten. Man ließ zwar die Urheber des Lärms ergreifen; allein die Wache wurde zurückgetrieben, die Magiſtratsperſon beſchimpft, und die Fenſter des Schauſpielhauſes eingeworfen.

Nach dieſem heftigern Ausbruche von Unzufriedenheit ſchloß man das Comödienhaus ſechs Tage lang, und während dieſer Zeit verurtheilte man die drey Gefangenen dahin, daß zween derſelben noch dreyßig, und der dritte noch vierzehn Tage im Verhaft bleiben ſollten. Dieſe Strafe ſchien nicht bloß denen, welche ſie traf, und deren Angehörigen, ſondern dem größten Theil der Einwohner ſo unverhältnißmäßig hart, daß man zur Bezeugung ſeines Misvergnügens vermöge einer allgemeinen Verabredung aus dem Theater ganz wegblieb. Der Unwille der Bürgerſchaft, auf deren Seite die Beſtraften, und deren Familien und Freunde übergegangen waren, äußerte ſich noch furchtbarer in dem Vorſatze, die vier Syndics, die im Anfange des Jahrs in ihre Würden wieder eintreten ſollten, zu verwerfen, ungeachtet man gegen dieſe Männer ſelbſt nichts einzuwenden hatte. Die Syndics erhielten auch wirklich nur drey Achtel der Stimmen, und würden alſo ihrer Stellen entſetzt geweſen ſeyn, wenn nicht nach dem Edict von 1782. drey Viertel Stimmen erfordert worden wären, um obrigkeitliche Perſonen, die nach vier Jahren in ſchon verwaltete Aemter wieder zurückkehren, ſolcher Aemter unfähig zu machen.

Die Erbitterung der Bürger gegen die Obrigkeit war noch ganz friſch, als dieſe einen neuen Schritt wagte, wodurch das Misvergnügen nothwendig um viele Grade vermehrt werden mußte, und deſſen Unvorſichtigkeit ſich daher auf keine Art entſchuldigen läßt. Die Commiſſion, die über die Verwaltung der öffentlichen Magazine geſetzt iſt, aus welchen alle Becker ihr Getraide kaufen müſſen, that dem Senat den Vorſchlag, den Preis des Getraides und Brodtes zu erhöhen, weil man fürchtete, daß die heftige Kälte den Feldfrüchten möchte geſchadet haben, und weil das Brodt der Genferiſchen Becker auch häufig von Auswärtigen gekauft würde. Der kleine und groſe Rath billigten beide dieſen Vorſchlag, und es wurde alſo am 26. Januar 1789. bekannt gemacht, daß man es nöthig gefunden habe, den Preis des Brodtes um einen halben Sou zu erhöhen. Gleich nach dieſer Ankündigung lief alles, was ſein Brodt gewöhnlich vom Becker kaufte, den Beckerläden zu, um das Brodt noch zu dem alten Preiſe zu erhalten. Die Menge der Käufer machte, daß ſchon gegen Abend kein Brodt mehr zu haben war. Aus dieſem Brodtmangel entſtanden zwiſchen 8 und 9 Uhr unbedeutende Aufläufe von kleinen Pöbelhaufen, die ſchreyend in den Straßen umherrannten, und einige Beckerläden plünderten. In der Nacht wurde und blieb alles ruhig. Als aber am Dienſtag Morgen um 9 Uhr der gewöhnliche Wagen mit Brodt in das Quartier St. Gervais kam, das von der übrigen Stadt durch die Rhone getrennt iſt; ſo wurde dieſer Wagen, der Bedeckung von Soldaten ungeachtet, die ihn begleiteten, von Männern, und Weibern angefallen. Der Officier, der die Soldaten anführte, ſuchte zwar dieſe vom Feuern zurückzuhalten; allein nichts deſtoweniger ſchoſſen einige, und durch dieſe Schüſſe wurde ein unſchuldiger junger Mann getödtet, und ein anderer verwundet. So bald dieſes geſchehen war, griff man die Soldaten von allen Seiten ſo mit Steinwürfen an, daß ſie ſich zurückziehen mußten. In einem Augenblick wurden alle Buden in St. Gervais geſchloſſen, und alle Straßen, und Plätze mit Menſchen angefüllt. Man verrammelte die beiden Rhone-Brücken mit Balken, Tonnen, Säcken, vorzüglich mit Miſt; und in dieſe Verhacke oder Bruſtwehre ſtellte man zwo große Feuerſpritzen, die man mit heißem Waſſer füllen wollte. Man brach die Straßen auf, oder deckte die Häuſer ab, um Steine und Ziegel zum Werfen zu erhalten; und diejenigen, die verborgene Waffen beſaßen, luden ihre Gewehre, um ſich gegen den Angriff, den man erwartete, vertheidigen zu können. Während dieſer Anſtalten baten mehrere Mitglieder der Geiſtlichkeit, und viele Mitglieder des großen Raths, und der vornehmen Bürgerſchaft den Senat, die unglückliche Verordnung wegen des erhöhten Brodtpreiſes zurückzunehmen. Allein der kleine Rath war unbeweglich, und ertheilte durch den Kriegsrath den Befehl, daß einige Compagnien die beiden Rhone-Brücken, es möchte koſten, was es wolle, angreifen ſollten. Die Soldaten rückten zwiſchen 1 und 2 Uhr in zwo Colonnen auf die Rhone-Brücken, und gegen die von dem Volke aufgeworfenen Bruſtwehren los. Indem ſie ſich dieſen näherten, wurde der Hauptmann Fatio erſchoſſen, ein Sergeant verwundet, und die Soldaten ſelbſt mit einem ſo heftigen Regen von Steinen, und heißem Waſſer empfangen, daß ſie umkehrten. Kurz vorher, ehe dieſes vorging, hatte ſich ein Theil der Einwohner von St. Gervais des Thors Cornavin, das zu ihrem Quartier hinausführt, bemeiſtert. Der Lieutenant des Art, der an dieſem Thore commandirte, wurde unglücklicher Weiſe auf dem Rückzuge an der Lende verwundet: welches die Soldaten, die er bey ſich hatte, ſo ſehr erbitterte, daß ſie wieder ſchoſſen, und eine Madame Richter tödteten, die bey offenem Fenſter ihr Kind ſtillte. Nach dem zurückgeſchlagenen Angriff wurde das Volk in St. Gervais, und andern Quartieren, noch viel dreiſter, und bemächtigte ſich in weniger als 2 Stunden der meiſten Thore und Poſten der Stadt. Da nun der Senat und Kriegsrath ſahen, daß man mit Gewalt nichts ausrichten könne; ſo ſchickte man drey beliebte Magiſtratsperſonen an das Volk ab, und ließ durch dieſe nicht nur die Brodverordnung widerrufen, ſondern auch eine völlige Vergeſſenheit alles Geſchehenen, und die Loslaſſung der Gefangenen verſprechen, die man am Morgen feſtgeſetzt hatte. Dieſe Nachgiebigkeit des Magiſtrats beſänftigte auf einmal das aufgebrachte Volk ſo ſehr, daß es alle gewonnene Thore, und Poſten wieder an die Garniſon auslieferte. Gegen Abend war es in der ganzen Stadt ſo ruhig, als wenn am Tage gar nichts ungewöhnliches vergefallen wäre.

Ungeachtet durch den hergeſtellten Frieden alle Dinge wieder in ihre vorige Lage zurückgekehrt zu ſeyn ſchienen; ſo war doch von dieſem Tage an die Sache der Oligarchie unwiederbringlich verlohren. Das Phantom der militäriſchen Gewalt,

walt, auf welches man von der einen Seite ein ſo feſtes Zutrauen geſetzt, und daß man von der andern nicht weniger gefürchtet hatte, war nun verſchwunden. Die Bürger hatten es zu ihrer größten Verwunderung erfahren, daß die Garniſon nicht ſo unüberwindlich ſey, als ſie bisher geſchienen hatte, und die Obrigkeit konnte es ſich ſelbſt nicht verhehlen, daß es dem Volke keine große Mühe gekoſtet hätte, die Garniſon zu überwältigen. Dieſe geheime Ueberzeugung erweckte in der Obrigkeit eine übertriebene Furcht, und die übertriebene Furcht verleitete zu unzeitigen Maaßregeln, wodurch das, was man verbergen wollte, vielmehr geoffenbart, als die Bürgerſchaft in Schrecken geſetzt wurde. Der Kriegsrath ließ nämlich die Straßen, oder Eingänge in die obere Stadt, wo die meiſten Reichen wohnen, und zugleich das Rathhaus, das Zeughaus, und andere öffentliche Gebäude ſind, befeſtigen und mit Soldaten, und Kanonen beſetzen. Alle Vorſtellungen, die man gegen dieſe kriegeriſchen Anſtalten machte, waren vergeblich, bis endlich der große Rath am 28. Jan. gegen Mittag befahl, daß man die Befeſtigungen und Beſatzungen der obern Stadt aufheben ſolle. Die unüberlegten Vorkehrungen beleidigten die Negatifs, die nicht innerhalb der befeſtigten Gränzen der obern Stadt wohnten, und ſelbſt viele vornehme junge Leute nicht weniger, als die gemeine Bürgerſchaft. Am vorhergehenden Tage war es ein eben ſo neues Schauſpiel geweſen, daß einige vornehme junge Leute die Bürgerſchaft angeführt, als daß unter den Empörern ſich vorzüglich die ſo genanten Domicilies ausgezeichnet hatten, von welchen man hätte glauben ſollen, daß ſie die treuſten Anhänger der Obrigkeit ſeyn würden.

Die Fehltritte des 28. Jan. waren kaum einigermaaßen wieder gut gemacht, als der kleine Rath, und der Kriegsrath am 29. Jan. einen noch größern begingen, der endlich die nun reife Revolution vollends zu Stande brachte. Am Donnerſtage ſollte um zwey Uhr der junge Mann, und um drey Uhr die Mutter begraben werden, die am 27ſten waren erſchoſſen worden. Man konnte vorherſehen, daß dieſe Leichenbegängniſſe eine große Begleitung haben würden; und man hätte es alſo auch der Obrigkeit nicht verdenken können, wenn ſie auf eine nicht ſo ſehr auffallende Art auf ihrer Hut geweſen wäre. Zu ihrem Unglück aber ließ ſie ſich von einem falſchen Angeber überreden, daß man bey Gelegenheit des Leichenzuges die Garniſon überfallen, und entwaffnen wolle. Alle verſtändige Bürger beeiferten ſich, ihr dieſen auf ein falſches Gerücht ge-

gründeten Irrthum zu benehmen, und ſie von gefährlichen Entſchließungen zurückzuhalten. Allein ihr Sinn war einmal verſtockt, und ſie wurde alſo auch in ihrer Verblendung dahingegeben. Die Garniſon erhielt den Befehl, daß ſie in eben dem Augenblicke, in welchem der Leichenzug vorüberziehen werde, in Reihen und Gliedern mit Canonen und brennenden Lunten vorrücken, und ſich durch die Bereitſchaft zum Streit vor allem Ueberfall ſichern ſolle. Dieſe feindlichen Vorbereitungen machten den größten Theil der Begleiter des Leichenzugs glauben, daß man die Bürgerſchaft angreifen wolle, und auch diejenigen, die in den drohenden Anſtalten bloße Wirkungen von Furcht und Mißtrauen ſahen, wurden dadurch als durch einen treuloſen Bruch der verheißenen Amneſtie beleidigt. In kurzer Zeit entſtand in allen Quartieren der Stadt ein allgemeines Waffengeſchrey. Alles, was Waffen hatte, machte ſich zum Streite fertig. Man griff abermahls die Thore, und Poſten an, wobey einige Menſchen erſchoſſen und verwundet wurden; und in wenigen Stunden hatte die Bürgerſchaft drey Viertel der Stadt in ihrer Gewalt. Der Sieg wurde auch diesmal den Bürgern ſehr leicht, weil die Officiere ſich wirklich ſchämten, die Trabanten einer verhaßten Obrigkeit

keit zu ſeyn, und weil die Soldaten einen erklärten Widerwillen hatten, ſich gegen die Bürger brauchen zu laſſen. Ein großer Theil der Garniſon deſertirte, worin die Fliehenden von den Bürgern unterſtützt wurden.

Die ſiegreichen Bürger übten keine Rache, keine Art von Gewaltthätigkeit, und Unordnung aus; vielmehr hielten ſie die Thore und Poſten eben ſo ſorgfältig, als vormals die Soldaten beſetzt, und ſchickten auf gleiche Art Patrouillen umher. Da die Obrigkeit, überzeugt von der Unzuverläſſigkeit aller militairiſchen Gewalt, und von der Unmöglichkeit, unter den bisherigen Bedingungen herrſchen zu können, ſich der Bürgerſchaft zu nähern anfing; ſo kam dieſe dem Magiſtrat mit den aufrichtigſten Geſinnungen von Mäßigung und Eintracht entgegen. Die beſten und einſichtsvollſten von beiden Parteyen waren der langen Trennung, und des endloſen Kampfes müde, und ſahen ein, daß ein dauerhafter Friede nicht anders, als in einer Verfaſſung beſtehen könne, wodurch weder das Volk, noch die Obrigkeit ſich unterdrückt glaube. Die Abgeordneten des einen, und der andern wurden bald über die vorläufigen Bedingungen des künftigen Friedens, und der künftigen Verfaſſung einig. Man brachte die Artikel des neuen Vergleichs, und des neuen Edicts am 9. Febr. vor den großen Rath, von welchem ſie mit 138 Stimmen gegen 9 gebilligt wurden; und am folgenden Tage trug man ſie dem Conſeil général vor, welches ſie mit 1321. Stimmen gegen 52, alſo faſt einmüthig beſtätigte. So bald das neue Grundgeſetz von dem verſammelten Volke angenommen war; ſo kündigte man dieſe frohe Begebenheit durch das Läuten aller Glocken, und durch das Löſen aller Canonen den Einwohnern der Stadt, und des benachbarten Landes an. Die Mitglieder des kleinen Raths wurden beym Herausgehen aus der Hauptkirche, wo die Volksverſammlungen gehalten werden, mit lautem Jauchzen, und Händeklatſchen empfangen. Ein Haufe von jungen Leuten, die einerley Uniform trugen, ſchloß die obrigkeitlichen Perſonen mit einem Blumenkranze ein, und begleitete ſie bis auf das Rathhaus, wo ſie von dem ganzen Volke die rührendſten Segenswünſche und Dankſagungen empfingen. Bald darauf feierte man in allen Kirchen ein allgemeines Freudenfeſt, um der Gottheit für die Wiederkehr des Friedens zu danken, und um die dauerhafte Erhaltung dieſes köſtlichen Kleinods zu bitten. Den übrigen Tag brachte man in gegenſeitigen Glückwünſchen, und Freudenbezeugungen zu. Am Abend wurde die ganze Stadt erleuchtet, und die vornehmſten Magiſtratsperſonen, und Bürger beſchloſſen dieſe Verſöhnungs-Feier durch ein prächtiges Friedensmahl, welches man im Garten des Herrn Faſi veranſtaltet hatte.

Die Hauptartikel des neuen Friedens, und Grundgeſetzes waren folgende: Man hob zuerſt das drey Viertel von Stimmen bey der Wahl der Syndics, und anderer Magiſtratsperſonen auf, und führte ſtatt deſſen die alte Wahlordnung wieder ein. Man ertheilte dem Volk das Recht, den kleinen Rath zu ergänzen, und von drey Mitgliedern des großen Raths, die von dieſem vorgeſchlagen würden, eins zu erwählen: doch ſolle dies Wahlrecht erſt nach zehn Jahren ausgeübt werden. Man verhieß allen Natifs der vierten Generation, die, oder deren Eltern keine Almoſen empfangen hätten, oder dem Staate nichts ſchuldig geblieben ſeyen, umſonſt das Bürgerrecht. Man erlaubte die ſogenannten Zirkel wieder, unterſagte aber alles Rathſchlagen und Stimmen über öffentliche Angelegenheiten. Man geſtattete den Adjuncten des großen Raths die Freyheit, bei der Ablegung der Rechnungen im großen Rath gegenwärtig zu ſeyn, befreyte ſie von dem Eide des Stillſchweigens, den ſie ſonſt bey peinlichen Proceſſen leiſten mußten, und verband ſie hingegen in ihrem Eide, über die Erhaltung der gegenwärtigen Conſtitution zu wachen. Man beſtätigte den Mitgliedern der Geiſtlichkeit das Recht, über Gegenſtände, die zu ihrem Amte gehörten, bey dem kleinen Rath Vorſtellungen zu machen, und ſich ſelbſt beym großen Rath eine Audienz auszubitten, wann dieſer über geiſtliche Angelegenheiten rathſchlage. Man erlaubte allen Bürgern, Natifs, Habitans, und Unterthanen der Republik Waffen zu haben: ſtellte ein Bürger-Regiment, und die jährlichen bürgerlichen Schützen-Uebungen wieder her, verminderte die Garniſon bis auf ſechs hundert Mann, und verordnete, daß die Soldaten bey den Bürgern einquartiert, die Caſernen hingegen zu andern Abſichten angewandt werden ſollten. Man ſetzte endlich alle Verwieſene, alle Entwichene, und alle diejenigen, welche den Bürgereid von 1782. nicht geleiſtet hätten, in ihre bürgerlichen Rechte wieder ein, wenn ſie anders ſchwören wollten, der neuen Verfaſſung treu und hold zu ſeyn: nur gab man den verwieſenen Häuptern der Repräſentanten bloß ihre bürgerlichen Rechte, aber nicht ihre ehemaligen Ehrenſtellen wieder, die ſie nachher durch die Bemühungen des Franzöſiſchen Hofes erlangt haben.

Als man ſich in Genf zuerſt von der ängſtlichen Ungewißheit, in welcher man vor der Friedensſtiftung ſchwebte, und dann von der ſchwärmeriſchen Freude erholte, in welche man durch den glücklich geſchloſſenen Vergleich verſetzt worden war; ſo fingen beide Parteyen an, die Eilfertigkeit zu bedauern, womit ſie das Ausſöhnungswerk betrieben hatten, und jede Partey glaubte, daß ſie von der andern überliſtet, und übervortheilt worden ſey. Die Negatifs machten ſich Vorwürfe darüber, daß ſie zuviel aufgeopfert, und die Repräſentanten, daß ſie nicht genug verlangt hätten. Die letztern beklagten es insbeſondere, daß man nur allein die Auflage auf Kalb- und Hammelfleiſch vermindert, und hingegen alle übrige Abgaben auf ewige Zeiten verwilligt, und dadurch den Senat vom Volke unabhängig gemacht: daß man nicht die Einſchränkungen der Preßfreyheit aufgehoben, die höchſte Gerichtsbarkeit vom kleinen Rath auf den Rath der Sechziger übertragen, und ſtatt der Ergänzung des kleinen Raths die des großen ſich ausbedungen habe; denn da der große Rath Mittler und Richter zwiſchen dem Volke und dem Senate ſeyn ſolle, ſo ſey nichts billiger, als daß in dieſe die Nation vorſtellende Verſammlung ſich keine Mitglieder einſchleichen könnten, zu welchen ſie kein Zutrauen habe, und die ſie nicht für ihre Repräſentanten erkennen könne Viele Volksfreunde glauben, daß eine neue Revolution nicht weit entfernt ſey, in welcher die Mängel der letzten Verfaſſung nicht durch Gewalt, oder ungeſtüme Forderungen einer Partey, ſondern durch beiderſeitige Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der noch fehlenden guten Einrichtungen werden gehoben werden, und daß man alsdann die Regierungsform von Genf mit Recht als das höchſte Muſter einer vollkommnen Demokratie werde empfehlen können. Wenn die benachbarten Mächte bey dem Entſchluß beharren, den Frankreich ſchon erklärt hat, ſich nie wieder in die Angelegenheiten von Genf zu miſchen, und die Republik ganz allein ſich ſelbſt zu überlaſſen; ſo kann man mit Grunde hoffen, daß alle wahre Gebrechen, die ſich jetzo noch in der Verfaſſung von Genf finden, mit der wachſenden Aufklärung, und öffentlichen Glückſeligkeit allmählich werden gehoben werden.

Neunter Brief.

Neuſchatel am 8ten Sept. 1783.

Wertheſter Freund,

Die Reiſe von Genf nach Neuſchatel hat uns ſo ſehr ermüdet, daß wir, die wir jetzo nichts ſo ſehr, als unſere Zeit ſparen, uns dennoch entſchloſſen haben, heute hier auszuruhen. Unſere Ermüdung rührt gar nicht von ungewöhnlich ſtarken Tagereiſen her, (denn wir haben in drey Tagen nur vier und zwanzig Stunden zurückgelegt,) auch nicht von Faſten und andern Creuzigungen, die man uns wider unſern Willen hätte dulden laſſen, und ſelbſt nicht von gefährlichen oder äußerſt ſchlechten Wegen, wiewol die Straßen zwiſchen Rolle und Neuſchatel ſehr rauh und uneben ſind; ſondern am meiſten von der Langſamkeit, und der daher nothwendig entſtehenden Langweiligkeit der Reiſe, indem wir zu den vier und zwanzig Stunden zwiſchen Genf und Neuſchatel faſt drey volle Tage gebraucht haben. Weil kein Kutſcher in Genf den Weg nach Neuſchatel für weniger, als drey Tagereiſen hin,

und

eben ſo viele zurück, rechnen und ſich bezahlen laſſen wollte; ſo dachten wir, daß bey einer ſo langſamen Fahrt wol drey Pferde hinreichen würden, uns in eben ſo vielen Tagen nach Neufchatel zu bringen. Allein für drey Pferde war unſer Wagen, und Gepäcke zu ſchwer, und wir mußten es uns alſo gefallen laſſen, daß der Kutſcher faſt immer nur einen ſchleichenden Schritt fuhr.

In Rolle fanden wir à la tete noire eine ſehr gute und billige Bewirthung. Gleich nachdem wir angekommen waren, ging ich dem entgegengeſetzten Ende der Stadt zu, um das Schloß, das nahe am See liegt, und die daran ſtoßende Promenade zu beſehen. Der Beſitzer des Schloſſes, Herr Baron von Kilchberger aus Bern, war eben ſo wenig gegenwärtig, als ſein Sohn, den auch Sie in Göttingen gekannt haben. Als ich in dem Garten des Schloſſes, und in den äußerſten Gängen der ſchönen öffentlichen Promenade umherwandelte, verbreitete ſich die milde zu ſüßen Träumereyen einladende Dämmerung, die aus den letzten Ueberbleibſeln eines hellen Herbſttages, aus den ſchwachen Strahlen des neugebohrnen kaum ſichtbaren Mondes, und aus dem Schimmer eines unbewölkten geſtirnten Himmels entſteht. Gegen das Ende der Promenade hörte ich nichts, als das Geliſpel der Blätter, die eine gelinde Abendluft ſanft bewegte, und das melodiſche Schlagen der Wellen, welche der See in langſamen und regelmäßigen Würfen an das nahe Ufer, und in die am Ufer ſtehenden Gebüſche wälzte. Dieſem Geflüſter der Bäume, und dieſem Schlagen des Sees horchte ich ſo lange zu, bis die Schatten ſo dunkel wurden, daß ſie düſtere Bilder von öder unſicherer Einſamkeit erweckten.

Als wir vorgeſtern um 6 Uhr von Rolle abreiſten, verließen wir bald die große Straße nach Lauſanne, und fuhren den Jura hinan. Wir kamen ganz nahe vor der Stadt Aubonne vorbey, ſahen aber von der Promenade, die man vor der Stadt angelegt hat, kaum eine Spur der reichen Landſchaft, die ich vor ſechs Jahren auf dieſer Höhe bewunderte. Der Himmel war ſo heiter, und die Luft ſo trocken, als ſie an dem ausgeſuchteſten Herbſttage nur ſeyn kann; allein die Atmoſphäre war mit dem feinen Duft angefüllt, der gewöhnlich im Sommer und Herbſte an den ſchönſten Morgen, wie ein Schleier über die ganze Natur verbreitet, und der vorzüglich auf Bergen, und bey Ausſichten in die Tiefe ſichtbar iſt. Unſern Mittag hielten wir in La Sarra, einem ſchmutzigen Flecken, und in einem noch ſchmutzigeren Wirthshauſe, in welchem Diele, Treppen, Zimmer, und Möblen ſeit Menſchendenken weder gewaſchen, noch ausgeſtäubt ſchienen. Die Thäler und Höhen des Jura, durch welche und über welche man zwiſchen Rolle und Yverdon kommt, ſind ſehr ſtark bevölkert; allein die Dörfer und Flecken, und deren Einwohner ſehen viel armſeliger, als in der teutſchen Schweiz aus, wovon man uns die ſtarken Abgaben, welche der Landmann an die Grundherren zu bezahlen hat, als die Haupturſache anführte. Auf dem letzten Bergrücken, von welchem man nach Orbe hinabfährt, entdeckten wir eine ſo lange Kette von Schneebergen, von der Abendſonne auf das prächtigſte erleuchtet, als ich noch keine in der Schweiz geſehen hatte, und ich glaube faſt, daß dieſe Bergkette mit dem Montblanc und deſſen Nachbaren anfing, und ſich mit dem Gotthart, oder den zunächſt an den Gotthart ſtoßenden Bergen endigte.

Die Gegend um Orbe verdient mit Recht den Ruhm, daß ſie eine der romantiſchſten in der Schweiz ſey. Die brauſende Orbe, die in einem tiefen Felſenbett nahe bey der Stadt mehrere von **Aberli** gezeichnete Waſſerfälle macht, die

Ruinen des Schloſſes, die zu den prächtigſten in Helvetien gehören, das lachende mit Gärten und Rebhügeln überſtreute Thal, das ſich um die Stadt her ausbreitet, und die mächtigen Gebirge, womit dies Thal nach mehrern Seiten hin umſchloſſen iſt, bilden Gruppen und Contraſte, die des Studiums eines Landſchafts-Mahlers vorzüglich werth ſind. Die Stadt iſt gut gebaut, und lebhafter, als die kleinern Landſtädte in der Schweiz zu ſeyn pflegen. Einige Straßen ſind ſo ſteil, daß keiner von uns es wagte, im Wagen zu bleiben.

Unſer Verhängniß fügte es ſo, daß wir gerade an eben dem Tage von Yverdon wieder abreiſten, an welchem wir vor ſechs Jahren in dieſer Stadt angekommen waren. Es war nämlich geſtern der große Buß- und Communion-Tag, der aber von der geringern Claſſe von Menſchen nicht ſo bußfertig beſchloſſen, als angefangen wird. Als ich geſtern Morgen die Promenade, und den Hafen von Yverdon beſuchte, herrſchte in den Alleen, und an den Geſtaden des Neuenburger-Sees faſt eben die feierliche Stille, die mich den vorletzten Abend am Genfer See ſo gefeſſelt, und erweicht hatte. Um deſto lärmender war der Weg nahe vor Neuchatel, und die Straßen dieſer Stadt ſelbſt. Schon eine

Stunde vor Neuchatel begegneten uns zu Fuße und auf kleinen Wägen betrunkene Arbeiter aus den umliegenden Fabriken, die in der Stadt geweſen waren; und die Straßen von Neuchatel ertönten von dem Geſange von Handwerksburſchen, die gleich den Fabrikarbeitern den Bußtag nicht, wie es ſich gebührt, zu feiern glauben, wenn ſie ihn nicht mit Rauſch, und Geſang endigen.

Geſtern überzeugte ich mich abermahls, daß unter allen großen Straßen, welche die vornehmſten Städte der Schweiz mit einander verbinden, keine in Anſehung der ſchönen naheliegenden Landſchaften mit dem Wege verglichen werden könne, der von Yverdon nach Neuchatel, vorzüglich aber bis Baumarcüs führt. In dem Zwiſchenraume, den dieſe beiden Oerter einſchließen, ſteigt und fällt der Weg alle Augenblicke mit den Hügeln, über welche er wegläuft, und ändert mit jedem Augenblick ſeine Entfernung vom See, und vom Jura, zwiſchen welchen er durchgeht. Entzückend ſind beſonders die Ufer des Sees, und der herrliche Spiegel des Sees ſelbſt. Der See behielt geſtern den ganzen Tag eine ſo reine, und dunkle Himmelsbläue, wie man in unſern Gegenden nur ſelten am Himmel ſieht. Die Wieſen am Ufer hatten ein ſo friſches Grün, daß man ſich in den Frühling verſetzt glaubte; und eben dieſe Frühlingsfarbe hatte das Laub der Fruchtbäume, womit die Wieſen umpflanzt waren, und die oft ſo nahe am See ſtanden, daß man ſeine Gewäſſer unter den Gipfeln der Bäume durchſchimmern ſehen konnte.

Am Abend deſſelbigen Tages.

Neuchatel hat ſich mit der umliegenden Gegend in den letzten Jahren mehr, als irgend eine andere Schweizeriſche Stadt verſchönert: und beſonders iſt in keiner andern Stadt auf öffentliche Gebäude, und Wege, auf Promenaden, und Canäle, auf Erziehungs- und Lehranſtalten, ſo viel, als in Neuchatel verwandt worden. Die Urſache dieſes außerordentlichen öffentlichen Wohlſtandes iſt die mehr als königliche Wohlthätigkeit eines einzigen Bürgers von Neuchatel, Daniel Püry, deſſen Name verdiente, unter allen Nationen der Erde geprieſen, und verehrt zu werden.

Der eben genannte unſterbliche Wohlthäter ſeiner Vaterſtadt, wurde im Jahre 1709 in Neuchatel von armen Eltern gebohren, und auf öffentliche Koſten, wie einige ſagen, in dem Waiſenhauſe der Stadt erzogen. Als der junge

Püry die Jahre der Jugend erreichte, entſchloß er ſich, nach Liſſabon zu gehen, weil er hoffte, daß er ſich in dieſer großen Handelsſtadt eher, als anderswo, durch Fähigkeiten, Fleiß, und Treue emporheben könne. Die Vorſehung ſegnete die Bemühungen des arbeitſamen, und einſichtsvollen Bürgers von Neuchatel ſo ſehr, daß er in ſeinem reifern, und höhern Alter einer der reichſten Banquiers, und Diamantenhändler in Liſſabon wurde. Püry verheirathete ſich niemahls, wie es ſcheint, vorzüglich aus Patriotiſmus, weil er ſeine Liebe nicht gerne zwiſchen dem Vaterlande, und Weib und Kindern theilen wollte. Wenigſtens hielt Püry während ſeines ganzen Lebens ſeinen Blick auf das auch in der Ferne geliebte Vaterland, und deſſen Bedürfniſſe gerichtet. Er gab großentheils die Gelder her, womit das neue Armenhaus in Neuchatel erbaut wurde, und das deßwegen die leicht mißzudeutende, und auch von mir nicht recht verſtandene Inſchrift: Civis pauperibus, erhielt. Lebend ſchoß Püry die großen Summen zur Erbauung einer neuen Chaußee nach Baſel, und zur Errichtung eines neuen Rathhauſes her, das jetzo faſt vollendet iſt, und eine Million Livres koſten wird. Lebend endlich begabte er die Caſſe, die zur Unterhaltung armer

Predi=

Predigerwitwen geſtiftet wurde. Wegen dieſer ausgezeichneten Verdienſte ernannte Friedrich der Große den Kaufmann Püry zum Baron, welche Ehre wahrſcheinlich während der langen Regierung des glorreichen Königs keinem Würdigern ertheilt worden iſt. Püry ſetzte ſchon lange vor ſeinem Tode die Stadt Neuchatel zur Haupterbinn ſeines Vermögens ein. Als nach ſeinem Abſterben, das im Jahre 1786 erfolgte, das Teſtament des großen Mannes eröffnet wurde, erfuhr man, daß Püry außer etwa 125000 Cruſaden, die Bekannten, Freunden, Armen, treuen Bedienten, und entfernten Verwandten ausgeſetzt waren, ſein ganzes aus drey Millionen Livres beſtehendes Vermögen an ſeine Vaterſtadt, und zwar mit der Bedingung vermacht hatte, daß die eine Hälfte zur Verſchönerung der Stadt, und ihres Gebiets, und die andere Hälfte zur Verbeſſerung von Kirchen, Schulen, und Armen-Anſtalten verwendet würde. Zum Verwalter der reichen Stiftung, die er dem Vaterlande auf ewige Zeiten heiligte, ſetzte er den Rath von Neuchatel ein. Den Verordnungen des Teſtators zufolge führt die Obrigkeit nicht nur den Bau des Weges nach Baſel, und des neuen Rathhauſes fort; ſondern ſie wird auch alle übrige Wege um Neuchatel neu anlegen laſſen, wozu man ſchon Anſtalten gemacht ſieht. Man arbeitet jetzo an einem neuen prächtigen Canal aus Quaderſteinen, und fährt fort, an der Stadt den See einzudämmen, damit die beiden Promenaden, die bisher durch einen Buſen des Sees getrennt waren, mit einander verbunden werden. Endlich heißt es, daß man einen neuen, und geräumigen Gaſthof erbauen werde, den keine andere beträchtliche Stadt in der Schweiz ſo ſehr, als Neuchatel, nöthig hat.

Damit aber auch die zweite Hauptabſicht des Püryſchen Teſtaments erfüllt würde; ſo erhöhte man die bisher ſchlechten Beſoldungen aller Schullehrer, und Prediger um 20, 30 bis 40 neue Louisd'or. Man vermehrte die Anzahl der Schullehrer, wie der Claſſen, und gab der ganz verfallenen lateiniſchen Schule eine durchaus veränderte Geſtalt. Man unterſtützt fähige Köpfe viel mehr, als vormahls, und ſucht auch die vorher ſchon blühende Handlung und Induſtrie von Neuchatel dadurch zu beleben, daß man ſichern Kaufleuten und Fabricanten große Summen gegen geringe Procente vorſtreckt. Zur Bezeugung ſeiner Dankbarkeit wird der Rath in dem Verſammlungsſaale des neuen Rathhauſes ein marmornes Bruſtbild von Püry aufſtellen, und an der Chaußee nach Baſel eine Pyramide errichten laſſen, die allen vorübergehenden die Wohlthaten des größten Patrioten, ſo wie die dankbaren Geſinnungen ſeiner Mitbürger verkündigen ſoll. Ich ſah das einzige Gemählde, das Neuchatel von Püry beſitzt, und das der Sage nach ſehr getroffen iſt. Dies Gemählde wird mit Recht als ein öffentliches Heiligthum betrachtet, und inskünftige ſollte kein Freund der Tugend Neuchatel verlaſſen, ohne zu dieſem Bilde gewallfahrtet, und vor demſelben ſeine Andacht verrichtet zu haben.

Eine der ſegenreichſten Wirkungen der Freygebigkeit von Püry gegen ſein Vaterland war die Erweiterung und Verbeſſerung aller Lehranſtalten, und beſonders des Collége, oder der lateiniſchen Schule. Dem Collége in Neuchatel erging es, wie den meiſten alten Schulen, die keine wichtige Veränderungen erhalten, und eben deßwegen aufgehört haben, den Bedürfniſſen unſerer Zeiten entſprechend zu ſeyn. Es wurde mit jedem Jahre weniger beſucht, weil Eltern und Kinder einſahen, daß man acht Jahre beſſer, als zur Erlernung einer todten Sprache anwenden könne, die in der Folge vielen nicht den geringſten Nutzen ſchaffte. Die lateiniſche Schule in Neuchatel verfiel zuletzt ſo ſehr, daß ſie nicht den ſechſten Theil der Jugend der Stadt in ſich faßte, und daß man ſie vielleicht gerne ganz aufgehoben hätte, wenn man nicht durch den Gedanken, daß eine Stadt ohne lateiniſche Schule etwas ſchimpfliches ſey, wäre zurückgehalten worden.

Nachdem nun aber das Vermächtniß des Baron Püry das Haupthinderniß wegräumte, wodurch in den meiſten Gegenden die Verbeſſerung der Lehranſtalten erſchwert wird; ſo gab der verdienſtvolle Herr Petit-Pierre, ehemahliger Prediger in La Chaux de Fond, der wegen gewiſſer Zweyfel gegen die Ewigkeit der Höllenſtrafen ſeine Pfarre hatte verlaſſen müſſen, im letzten Jahre einen Eſſai ſur les Etudes à faire dans le Collége de Neuchatel heraus, um ſoviel, als möglich, zur Vervollkommnung der öffentlichen Erziehungsanſtalten beyzutragen. Der Hauptinhalt dieſes Verſuchs iſt folgender. Damit die Schule von Neuchatel für alle junge Bürger gemeinnützig werde; ſo iſt es, ſagt Herr Petit-Pierre, unumgänglich nothwendig, ſie in zwo verſchiedene Anſtalten zu theilen, in eine franzöſiſche und lateiniſche Schule. In der franzöſiſchen Schule, die man wieder in zwo Claſſen zerlegen kann, muß das Studium der Mutterſprache, und der franzöſiſchen Grammatik das Hauptwerk ſeyn, und mit dieſem Studio der Muterſprache, und ihrer Grammatik läßt ſich bequem der Unterricht in der Religion, in den Anfangsgründen der Geographie, der Geſchichte, der Mythologie, und Mathematik verbinden. Wenn Knaben einige Jahre in der Franzöſiſchen Schule zugebracht haben, und ſich dann den Wiſſenſchaften widmen wollen; ſo können ſie, ausgerüſtet mit einer genauen und richtigen Kenntniß der Grammatik ihrer Mutterſprache die alten Sprachen viel leichter, als vorher lernen, da ſie die ihnen ganz unbekannte Wiſſenſchaft der Grammatik mit und an einer ſchweren und todten Sprache lernen mußten. Die Lateiniſche und Griechiſche Sprache, beſonders die erſtere ſollte nicht anders, als eine jede andere lebende Sprache, das heißt, mehr durch Uebung, als durch Regeln erlernt werden. Herr Petit Pierre dringt alſo darauf, daß man viel mehr, als bisher, Lateiniſche Schriftſteller leſen, und daß die Lehrer mit allen Schülern, die nicht ganz Anfänger ſeyen, bloß Lateiniſch in den Stunden reden müßten.

Die Obrigkeit in Neuchatel, oder vielmehr die von ihr niedergeſetzte Schulcommiſſion nahm in dem neuen Plan d' Education publique de Neuchatel, den ich vor mir habe, die Hauptgedanken des Herrn Petit Pierre über die Einrichtung des Collège, und die darin zu beobachtende Lehrart an. Ueberdem aber vermehrte und verbeſſerte ſie die niedrigen Schulen. Sie errichtete außer den beiden Trivial-Schulen, die bisher da waren, eine dritte, und zwar alle drey blos für Knaben: dann noch eine Armenſchule für die Kinder unbegüterter Bürger, denen außer dem Unterricht auch Bücher, Papier, Dinte und Feder umſonſt gereicht werden ſollen, und endlich zwo Mädchenſchulen, in welchen Mädchen vom achten oder neunten bis in das fünfzehnte, oder ſechszehnte Jahr im Rechnen, Schreiben, und Leſen, in der Geographie, und Religion, im Singen und Zeichnen, und vorzüglich in weiblichen Arbeiten unterrichtet werden ſollen. Für die Uebungen in weiblichen Arbeiten ſind täglich die beiden Nachmittagsſtunden von ein Uhr bis drei beſtimmt. Alle dieſe neuen Einrichtungen nehmen dieſen Herbſt ihren Anfang *).

Auch in Neuchatel beſteht der größte Theil der Handwerksleute, und wie jemand mir ver-

ſicher

---

*) Ausführlichere Nachrichten über die Schrift des Herrn Petit Pierre, und den neuen Erziehungs-Plan in Neuchatel habe ich im 1ſten Stück des fünften Bandes des hiſtoriſchen Magazins mitgetheilt.

ſicherte, neun Zehntel derſelben aus Teutſchen, deren Arbeiten man hier, wie in Genf, und in der übrigen Schweiz, den Arbeiten der Franzoſen vorzieht. Die Eingebohrnen widmen ſich mehr den ſogenannten hautes Profeſſions, oder den Arbeiten in den zahlreichen Fabriken und Manufacturen die einträglicher ſind, als die gemeinen Handwerke, oder wenigſtens für einträglicher gehalten werden. Wenn es wahr iſt, was ich hier gehört habe, daß die Sitten unter den geringern Claſſen viel verdorbener, als unter den höhern ſind; ſo rührt dieſes Verderben gewiß am meiſten von den Baumwollen-Manufacturen her, die in der Gegend von Neuchatel in faſt unglaublicher Menge angelegt worden ſind. Fremde können das Bürgerrecht in Neuchatel für 700 Thaler unſers Geldes erhalten. Wohlhabende Ausländer, die ſich hier niederlaſſen, zahlen dieſe Summe gerne, weil das Bürgerrecht mit einer Befreyung von allen Abgaben, und mit einer uneingeſchränkten Freyheit von Handel und Wandel verbunden iſt. Bürger können Handel und Wandel von andern in ihrem, oder unter ihrem Namen treiben laſſen.

La Chaux de Fond, am 9ten Sept.

Wir fuhren heute früh in einem neuen leichten unbedeckten Wagen, weil kein anderer zu haben war, von Neuchatel ab. Jetzo iſt nicht nur der Weg nach Locle und La Chaux de Fond ganz fertig, ſondern dieſe beiden Oerter ſind auch mit denen im Val de Travers durch bequeme, oder erträgliche Wege ſo verbunden worden, daß man die Reiſe durch die hohen Bergthäler des Fürſtenthums Neuchatel ohne Mühe in drei Tagen machen kann. Alle Oerter, durch welche wir kamen, ſchienen mir größer, lebhafter, und beſſer angebaut, als vor ſechs Jahren: ſo wie auch das Wirthshaus auf La Tourne, wo wir wieder frühſtückten, viel beſſer als im Jahr 1782. eingerichtet iſt. Vor allen andern Dörfern und Flecken aber hat Locle gewonnen. In dieſem Flecken iſt gewiß die Hälfte der Häuſer in den letzten Jahren neu gebaut worden, oder es wird auch jetzo noch daran gebaut. Mehrere der neuen Häuſer haben das Anſehen von Palläſten, und dieſe gehören faſt alle den Courvoiſiers, die für die reichſten Kaufleute in dieſen Thälern gehalten werden. Zugleich mit uns kam ein Kaufmann aus Paris an, der Uhren einkaufen wollte. Dies geſchieht jetzt ſeltener, als vormahls, weil die hieſigen Kaufleute ihre Bedienten durch ganz Europa umherſchicken, und ihre Waaren ausbieten laſſen. Man behauptet, daß die Bevölkerung von Locle und der Nachbarſchaft in den letzten fünf Jahren von 5000. auf 7000. geſtiegen ſey. Der Weg von Locle nach La Chaux de Fond iſt jetzo faſt eine ununterbrochene doppelte Reihe von netten Häuſern, deren jedes ein Gärtchen hat, das mit Mauern von Steinen umgeben iſt. Hin und wieder ſieht man noch Hütten der alten Zeit mit verfallenen Schindeldächern, und kleinen und niedrigen Fenſtern, die nur um einige Fuß über die Erde erhaben ſind.

Kaum aber haben ſich Locle, und La Chaux de Fond ſelbſt ſo ſehr verſchönert, als die umliegenden Gegenden. Die Thäler und Hügel in der Nachbarſchaft dieſer Oerter hatten ein ſo friſches Grün, als die Alpen im Appenzellerlande gegen das Ende des Julius, und der Graswuchs ſchien in den Gründen, wie an den Bergen ſo reich, als in den fetteſten künſtlichen Wieſen zu ſeyn. Die Urſache dieſer hohen Cultur liegt darin, daß man ſich im Neuenburgiſchen, wie im Basler Gebiet, auf das Mäſten von Ochſen zu legen angefangen hat. Die Oekonomen in der übrigen Schweiz ſind gegen dieſe Art von Benutzung von Wieſen und Alpen ſehr eingenommen, weil dadurch, wie ſie glauben, die Erzielung von Butter und

Käſe, und die Nachzucht des jungen Viehs gemindert; und die Bevölkerung und Betriebſamkeit aufgehalten werde, indem ſechs Knaben das Vieh von eben ſo vielen Bergen beſorgen könnten, die vormahls nicht weniger Familien von Kuhhirten ernährt hätten. Dieſe Gründe kommen mir nicht genugthuend vor; denn unſtreitig iſt diejenige Benutzung des Bodens die beſte, welche die meiſten Vortheile bringt, und die wenigſten Koſten verurſacht. Die Hände, die bey der Anlegung der ſogenannten Maſtweiden erſpart werden, kann man zu andern nützlichen Arbeiten brauchen. Wenn die grünen und fetten Hügel in der Nähe und Ferne mit neuen Häuſern beſetzt, und mit kleinen Gruppen von Bäumen bepflanzt ſind: ſo entſtehen ländliche Ausſichten, die kein Mahler lieblicher erfinden könnte. An einigen Stellen ſtanden Gerſten- und Haberfelder noch unabgemäht.

Unſere Abſicht war, heute von Locle an den Waſſerfall des Doux zu fahren, auf welchen mich kein anderer Reiſender ſo ſehr, als Herr Cammer-Secretär **Meier** in Hannover, und deſſen würdige Gemahlin aufmerkſam gemacht hatten. Allein der Wirth in Locle hielt uns mit dem Mittageſſen ſo lange auf, und ſtellte uns den Weg an den Waſſerfall ſo lang und ſo mühſelig vor, daß wir dieſe Fahrt, wiewohl höchſt ungerne aufgaben. Wir brachen daher gleich nach der Mahlzeit nach La Chaux de Fond auf.

Neuchatel, am 10ten Sept.

Heute Morgen beſahen wir in La Chaux de Fond mehrere Magazins d' horlogerie, wo wir aber nichts Merkwürdiges fanden, weil man die beſten Sachen auf die Frankfurter Meſſe geſchickt hatte. Wir gingen nachher in die Werkſtäte von mehrern Künſtlern, oder künſtlichen Arbeitern, unter welchen Herr Perret uns am meiſten intereſſirte. Dieſer geiſtvolle Mann hat das Geheimniß erfunden, auf convexen Uhrgehäuſen alle Arten von erhabenen Figuren eben ſo rein und ſchön zu drehen, als ſie von der Hand des beſten Künſtlers ausgearbeitet, können. Das Muſter, und das zu bearbeitende Werk ſind beide an einer Axe befeſtigt, und die erſtaunlich zuſammengeſetzte Drehmaſchine iſt ſo eingerichtet, daß alle Bewegungen des Muſters der Copey durch zween Wege mitgetheilt werden, ohne daß das eine oder die andere durch gegenſeitige Ungleichheiten verdorben würde. Herr Perret hat lange in Pforzheim gearbeitet. Die beiden berühmten Droz ſind von La Chaux de Fond weggezogen. Der Sohn hat ſich in Genf niedergelaſſen, welches ich erſt nach meiner Abreiſe aus dieſer Stadt erfuhr.

Gleich nach Mittag fuhren wir von La Chaux de Fond weg. Man muß vier Anhöhen nach einander erklimmen, bevor man von La Chaux de Fond aus in den Eingang des wegen ſeiner Schönheit ſelbſt in der Schweiz geprieſenen Val de Ruz kommt. Auf den höchſten dieſer Anhöhen blickt man an der einen Seite in die Franche Comté hinein, und auf der andern ſieht man das Val de Ruz, den Neuenburger See, und die ganze Kette der beſchneyten Alpen vor ſich ausgebreitet. Die Schneeberge wurden unſern Augen durch weißliche Wolken entzogen, in welche ſie eingehüllt waren. Im Val de Ruz aber entdeckten wir faſt mit dem erſten Blick ſechszehn größere, und kleinere Oerter, deren kundige Perſonen 23. ſollen aufzählen können. Ein friedliches Thal, das ſo ſtark bevölkert, und ſo gut angebaut iſt, als das Val de Ruz, macht immer einen angenehmen Eindruck, wenn es auch nicht in dem Feierkleide des Frühlings erſcheint; allein das Val de Ruz rührte mich doch nicht ſo ſtark, als ich erwartet hatte, weil der Herbſt ſchon den Feldern ihre Zierden genommen, und Wälder, Alpen, und Wieſen mit der Farbe der Verweſung angehaucht hatte. Deſto mahleriſcher waren die Geſtade des Neuenburger Sees, die von der Sonne beſchienen wurden, und deren Abglanz man ſehr deutlich in dem Spiegel des Sees wahrnehmen konnte. Wenige Oerter in der Schweiz haben eine ſo wilde und beängſtigende Lage, als der Flecken Vallengin, der in eine gräßlich dunkle Tiefe hinabgeſenkt, und ganz nahe mit hohen Bergen, und dicken Wäldern umgeben iſt. Durch den Flecken rauſcht der unbezähmbare Seyon, der in Neuchatel ſchon oft die fürchterlichſten Verheerungen angerichtet hat. Die Wege zwiſchen La Chaux de Fond und Vallengin, und ſelbſt bis an die neue Chauſſee, die nach Baſel hin angelegt wird, ſind äußerſt rauh und beſchwerlich, und können nicht anders ſeyn, weil ſie meiſtens an ſteile Berge hinan, oder hinablaufen, und die Erde, womit die Steine anfangs bedeckt ſind, durch Regengüſſe weggeſpült wird. An den letzten Abhängen gegen Neuchatel finden ſich noch große unbebaute Strecken, die mit niedrigem Gebüſche überwachſen ſind. Als wir uns der Stadt näherten, war der ruhige See nicht weniger ſchön von dem Schimmer des jungfräulichen Mondes, als vor einigen Tagen von dem Glanze der prächtigen Sonne erleuchtet.

Biel, am 11ten Sept.

Heute freuten meine Frau und ich uns den ganzen Tag darauf, unſer liebes Niedau wieder zu ſehen. — Die neue Straße, welche der Canton Bern von der Gränze ſeines Gebiets bis an die große von der Hauptſtadt kommende Chaußee hat bauen laſſen, iſt allerdings bequemer, als der alte Weg, aber lange nicht ſo unterhaltend, weil er immer in beträchtlicher Entfernung vom Bieler-See bleibt. Da wir in Niedau einfuhren, war es uns faſt, als wenn wir in unſern Geburtsort zurückkehrten. Wir ſtiegen vor dem Pfarrhauſe aus, das jetzo von einem jungen unverheiratheten Prediger bewohnt wird, und eilten in den Garten, wo wir ſo viele glückliche Stunden verlebt hatten. Das Gärtchen trauerte nicht weniger, als wir, über den Verluſt ſeines vorigen Pflegers, des Herrn Pfarrers Feer, der nach Bruck verſetzt iſt, und den ich vielleicht noch in Baſel ſehen werde. — Unter allen Gaſthöfen in der Schweiz kommt jetzo keiner in Anſehung der Sauberkeit der Zimmmer, und der Neuheit und Nettigkeit der Möblen, der Crone in Biel gleich, die dem Herrn Rathsherrn Wiſard, einem ſehr thätigen, und dienſtfertigen Mann gehört.

In Biel ſelbſt und in der Nachbarſchaft dieſer Stadt iſt noch alles von den Abenteuern und Curen des Grafen Caglioſtro voll. Dieſer berüchtigte Mann ging auf Anrathen ſeines Freundes, des Mahlers Lauterburg, bei welchem er in London wohnte, und der ihm auch nachher die Gräſinn zuführte, in die Schweiz, wo Herr Saraſin von Baſel für ihn ein ſchönes und geräumiges Haus miethete, das vor Biel nahe an der Promenade nach dem See zu liegt. Die Obrigkeit und Bürgerſchaft in Biel freute ſich über die Ankunft des geheimnißvollen Fremdlings ſo ſehr, daß zwo der angeſehenſten Magiſtratsperſonen dem Grafen einige Stunden weit entgegen reiſten, und ihn mit einem prächtigen Gaſtmahl bewillkommten. Caglioſtro nährte die hohen Erwartungen, die man von ihm hatte, durch die Verſicherungen, daß bald viele vornehme Engliſche Familien nach Biel kommen, und ſich in dieſer Stadt niederlaſſen würden. Man fing an, die vermiethbaren Quartiere in der Stadt aufzuſchreiben, und Anſtalten zu machen, daß die Ankömmlinge ſich nach ihrem Belieben mehr, oder weniger koſtbar ſpeiſen laſſen könnten. Die verheißenen Engländer kamen zwar nicht; übrigens ſtrömten in den erſten Monaten ſo viele Fremde und Kranke nach Biel zuſammen, daß die Gaſthäuſer in der Stadt ſie nicht faſſen konnten. Der Graf lebte in Biel nicht ſo prächtig, als in Straſsburg und Paris, aber doch anſtändig; auch nahm er für ſeine Mühe und die Arzeneyen, die er ſelbſt gab, weder von Reichen, noch von Armen die geringſte Belohnung. Die Arzeneyen hingegen, die er verſchrieb, mußte man bei einem gewiſſen Apotheker machen laſſen, und dieſer Apotheker ſoll, wie ich von einer ſichern Perſon gehört habe, verpflichtet geweſen ſeyn, die Vortheile mit dem Grafen zu theilen. Wegen ſeiner Heftigkeit überwarf ſich Caglioſtro bald mit dem Apotheker, und nicht lange nachher mit einem jungen unwiſſenden Menſchen, der die Arzeneyen für die Kranken in des Grafen Hauſe zubereiten ſollte; und dieſe Leute machten hierauf die mediciniſchen Geheimniſſe des Grafen, und die mit ihm genommenen geheimen Verabredungen kund. Zu dieſen Verdrießlichkeiten kam ein heftiger Zwiſt, der zwiſchen ihm, und ſeinem Freunde und Gaſte, dem Chevalier Lauterburg ausbrach. Ich habe eine actenmäßige Geſchichte dieſes lächerlichen Zwiſtes in Händen; allein ich halte es nicht der Mühe werth, Ihnen einen Auszug davaus mitzutheilen. Genug, beide Parteyen gingen viel weiter, als ſie um ihrer eigenen Ehre willen hätten gehen ſollen; doch Caglioſtro nicht ſo weit, als ſein Gegner. Der Chevalier Lauterburg ließ den Grafen durch zween der angeſehenſten jungen Bürger von Biel auf einen Zweykampf mit Piſtolen herausfordern, den aber der herausgeforderte ablehnte; und von dieſem Augenblick an theilte ſich die Stadt in zwo Parteyen, die bis zum Bürgerkriege gegen einander erhitzt wurden. Die Obrigkeit nahm den Grafen in Schutz, und der Chevalier Lauterburg reiſte nach dem Ernſte, den die Richter in Biel zeigten, aus dieſer Stadt ab, nachdem er wegen der Quitungen, die der Graf für berichtigte Auslagen verlangte, Bürgſchaft geleiſtet hatte. Caglioſtro machte in Biel eine Entdeckung, die ihn mehr aufbrachte, und betrübte, als alle Beleidigungen, die er von ſeinen Feinden hatte dulden müſſen. Er fand in einem Briefe an ſeine Gemahlin, der ſich zu ihm verirrte, daß die Gräfin den Antrag ſeiner Verfolger in Frankreich: ſie ſtandesmäßig zu verſorgen, wenn ſie ihren Gemahl verlaſſen wolle: angehört hatte, und eine Zeitlang unſchlüſſig geweſen war, ob ſie dieſe Anerbietung annehmen wolle, oder nicht? Caglioſtro ließ in der erſten Hitze ſeine Gemahlin vor einem Notarius und Zeugen über ihr Vorhaben vernehmen, und legte eins der Protocolle, das bey dieſem Verhör gehalten wurde, in der Bieler Canzley nieder. Selbſt Sachverſtändige bekennen, daß der Graf bey allen den Charlatanerien, deren er ſich bedient habe, einige Arzeneyen beſitze, die außerordentliche Wirkungen hervorbringen. Beſonders rühmt man einen Balſam, der in wenigen Augenblicken unfehlbar die heftigſten Krämpfe ſtillen ſoll.

Am 12ten Sept.

Einen ſeligeren Tag, als der heutige war, haben wir auf der ganzen Reiſe nicht verlebt. Wir brachten ihn ohne Zeugen und Zwang in den Armen der Freundſchaft, und der ſchönen Natur auf der reizenden Peters-Inſel zu. Ein friſcher Oſtwind führte uns dieſen Morgen in wenigen Stunden an die Ufer des paradieſiſchen Eylandes, und wir kamen früh genug an, um es nach allen Richtungen durchirren zu können. Heute habe ich die eigenthümlichen Vorzüge der Peters-Inſel noch viel lebhafter, als vormahls empfunden. Man kann faſt keine Art von zahmen und wilden Bäumen und Geſträuchen, keine Gattung von ländlichen Scenen, und von ſchönen oder großen Ausſichten erdenken, die nicht auf dieſer Inſel verſammelt wäre, oder gefunden werden könnte. Indem ich unter den belaubten Gränzen des hohen Ufers in einſiedleriſchem ſtillen Entzücken hinwandelte, und dann mit wehmüthiger Rührung bedachte, daß ich in kurzer Zeit dieſe lachenden Geſtade nicht mehr ſehen, daß ich das Säuſeln dieſer Luſthaine, und das mit dieſem Säuſeln ſich vermiſchende Plätſchern des ſchönen Sees in wenigen Stunden nicht mehr hören würde; ſo entwickelte ſich zur Beſänftigung meiner Sehnſucht ein Vorſatz, deſſen Keim ſchon lange im Grunde meiner Seele verborgen gelegen hatte: der Vorſatz, noch einmahl in meinem Leben in die Schweiz zurückzukehren, und dann meine Zeit zwiſchen den lieblichen Ufern des Zürcher- und Genfer-Sees, und zwiſchen der Peters-Inſel ſo zu theilen, daß ich ohne gelehrte Unterſuchungen und Arbeiten ganz allein mir leben; und gleichſam mit mir ſelbſt eine große, oder Haupt-Abrechnung halten könne, dergleichen man von Zeit zu Zeit halten ſollte, und in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens und der Geſchäffte zu halten gehindert wird. Nachdem dieſer Vorſatz gefaßt war, genoß ich das Gegenwärtige ruhiger und reiner, als vorher; und da ich die Inſel verließ, zweyfelte ich nicht mehr daran, daß ich ſie nicht bald wieder ſehen, und genauer kennen lernen würde. In dem Zimmer, das

Rouſſeau bewohnte, iſt jetzo keine Spur von dem Geräthe mehr, daß der philoſophiſche Anachoret gebraucht hatte. Die Wände waren aber noch viel mehr, als vor ſechs Jahren beſchrieben, und wir ließen auch diesmahl unſere Namen zum Andenken unſers zweyten Hierſeyns für die Freunde zurück, die nach uns kommen werden. Unſere Rückfahrt war wegen des widrigen Windes langſam und beſchwerlich. Wir ſtiegen bei Niedau aus, um von unſern Niedauiſchen Freunden Abſchied zu nehmen, und ihnen abermals für die vielen Gefälligkeiten zu danken, die ſie uns vormahls erwieſen hatten.

Baſel, am 14ten Sept.

Unter den beiden Wegen, die von Biel nach Baſel führen, wählten wir den durch das Münſterthal, ſo ſehr ſich auch anfangs der Kutſcher dagegen ſträubte. Unſern lieben Reiſegefährten mußte dieſer Weg ohne Vergleichung intereſſanter ſeyn, als der über Solothurn; und auch meine Frau und ich ſahen die Wunder der Natur im Münſterthal lieber noch einmahl wieder, als die Gegenden zwiſchen Solothurn und Baſel zum erſtenmahle.

Das Wetter war geſtern bis gegen den Untergang der Sonne ungewöhnlich ſchön, und wir konnten alſo ausſteigen, gehen, und uns aufhalten, wie wir wollten. Wir aßen zu Mittage in einem neuen Gaſthofe in Mallerai, wo die Tafel für uns, und andere Fremde, die kurz vorher angekommen waren, in einer Stunde bereitet, und ſehr gut beſetzt wurde. Das Hammelfleiſch in dieſen Gegenden iſt mit Recht als das zarteſte und ſchmackhafteſte im ganzen Bisthum Baſel berühmt. Zum Nachtlager brachte uns unſer Kutſcher nach Soihier, oder Saukert in ein gemeines Wirthshaus, wo wir mit Kutſchern, Fuhrleuten, und allerley Fußgängern in einer Stube eſſen mußten, und nachher Betten und Schlafzimmer erhielten, wie ich ſie kaum anderswo in der Schweiz angetroffen habe. In einigen Jahren wird man in Soihier wahrſcheinlich ſo gut, als in den beſten Gaſthöfen auf dem Lande aufgenommen werden; denn der Wirth hatte ein großes und prächtiges Haus aufgeführt, das aber noch nicht ausgebaut war.

Nachdem wir heute in Arlesheim gegeſſen hatten; ſo war der Herr Baron und Domherr von Ligertz ſo gütig, uns in den von ihm, und der Baroneſſe von Andlau angelegten Engliſchen Garten zu begleiten. Die Wahl, und Anlage dieſes Gartens macht dem Geſchmack ſeiner edlen Urheber die größte Ehre. Die Natur hatte hier freylich mehr, als anderswo vorgearbeitet; allein ihre Schätze konnten auch ſchwerlich beſſer benutzt werden, als ſie in Arlesheim benutzt worden ſind. Der Garten enthält alles, was man in Engliſchen Gärten zu ſuchen, und zu wünſchen pflegt: einen ſchönen See, mannigfaltige Quellen, Waſſerfälle, und Bäche; Salons, Tempel, und einfache Wohnhäuſer; Einſiedeleyen, beſchattete Ruheplätze, abwechſelnde Gänge und Brücken: ausgebreitete Ausſichten; vorzüglich aber die merkwürdigſten Grotten, überhangende, oder durchbohrte, und geſpaltene, oder eingeklemmte Felſen und Felsſtücke. Die drey Anhöhen, welche der Garten in ſich ſchließt, ſind in einer vortrefflichen Gradation mit einander verbunden worden. Auf der erſten hat man das friedliche kleine Thal unter ſich, in welchem einige ländliche Hütten, und ein größeres Verſammlungshaus um den See hergebaut ſind, und an Sonntagen das Landvolk aus den umliegenden Gegenden ſich zu allerley Spielen verſammelt. Auch wir trafen heute viele an, die ſich durch die Gegenwart der vornehmen Geſellſchaft im benachbarten Saal im geringſten nicht ſtören ließen. Auf dem zweyten höhern Hügel entdeckt man das berühmte Schlachtfeld von Dornach, wo 1499 ſechs tauſend Schweizer ein dreymahl größeres Heer von Oeſterreichern ſchlugen; und auf dem dritten Gipfel überſieht man nicht nur die Landſchaften, die man vorher einzeln betrachtet hatte, ſondern man beherrſcht auch die fruchtbaren Thäler bis an den Fuß der Vogeſiſchen Gebirge hin. Unter den natürlichen Grotten iſt die Grotte des Todes, und der Auferſtehung, welche der Mahler Lauterburg angegeben hat, die größte und ſehenswürdigſte. Man kommt durch ein hohes Felſengewölbe zuerſt in den Tempel des Todes, wo die Inſchrift einer Urne den Wanderer daran erinnert, daß jeder Tag ein Schritt zum Tode ſey; und aus dieſem in den Tempel der Auferſtehung, wo eine aus dem Grabe erſtandene Figur ihre wiederbelebten Hände gegen eine erhabenere Glorie ausſtreckt. Es iſt zu bedauern, daß dieſe wunderbare Felshöhle ſo kalt und feucht iſt, daß man an warmen Tagen ſich nicht lange genug darin aufhalten kann, um alles mit Ruhe und Aufmerkſamkeit zu beobachten. Die Kalkfelſen, in welche dieſe, und andere Grotten von der Natur ſelbſt, oder durch die Kunſt hinein gearbeitet ſind, haben eine ſehr verſchiedene Härte, und Korn. Hin und wieder ſind ſie ſo mürbe, daß ſie ſich leicht abbröckeln laſſen. Anderswo hingegen iſt die Steinart ſo hart, daß ſie am Stahl Feuer giebt. Im Garten von Arlesheim wohnt Herr Stunz, ein genievoller Landſchaftsmahler, der mit dem nicht weniger großen Künſtler Herrn Hartmann in Biel mehrere Schweizeriſche Gegenden gemeinſchaftlich dargeſtellt hat. Der Garten von Arlesheim wird jährlich erweitert, und kann noch vielmahl größer werden, als er jetzo iſt. Die Inſchriften ſind alle eben ſo paſſend und lehrreich, als die Plätze, wo man ſie angebracht hat, glücklich gewählt, und verziert ſind; nur werden die erſtern manchem Reiſenden zu ſehr gehäuft, ſo wie vielleicht einige Partieen des Gartens zu nahe zuſammengedrängt ſcheinen. Die Einwohner von Baſel luſtfahren häufig nach Arlesheim; und freuen ſich, daß ſie in der Nachbarſchaft ihrer Stadt eine Merkwürdigkeit mehr haben, die ſie Fremden zeigen können.

Am 15ten Sept.

Außer meinen Baſeler Freunden habe ich das Glück gehabt, den Herrn Rath Schäfer und den verehrungswürdigen Herrn Profeſſor Merian von Berlin hier anzutreffen. Herr von Mecheln, deſſen prächtige Niederlage von Kunſtſachen wir nicht weniger, als andere Reiſende bewunderten, iſt noch in Wien, wo wir ihn perſönlich kennen lernten, und viele angenehme Stunden in ſeiner Geſellſchaft zubrachten. Bey dem berühmten Künſtler Haas ſahe ich eine von deſſen Sohn entworfene, und noch nicht ganz vollendete Carte von demjenigen Theile von Graubündten, der die Quellen des Rheins enthält. Der junge Haas iſt der erſte Sterbliche, der Muth genug hatte, einen Weg aufzuſuchen, auf welchem man die Quellen des Vorder-, des Mittel- und des Hinter-Rheins ſehen könnte. Er war ſo glücklich, einen ſolchen Weg zu entdecken, und ſobald er von ſeiner Reiſe nach Rußland zurückkommt, wird er ſeine geographiſchen Entdeckungen, mit einer genauen Charte begleitet herausgeben.

In Baſel, wie in den übrigen Schweizeriſchen Städten, wird die Zahl der bürgerlichen Familien mit jedem Jahre kleiner, und die Zahl der Einwohner hingegen mit jedem Jahre größer, vielleicht die letzten Jahre ausgenommen, wo Handel und Gewerbe durch verſchiedene Urſachen gelitten haben. Das Franzöſiſche und kaiſerliche Verbot der Einfuhr fremder Fabrikwaaren, und beſonders baumwollener Waaren, hat auch den hieſigen Fabricanten geſchadet. Die Bandfabriken erhielten durch die Seltenheit, und hohen Preiſe der Seide einen gefährlichen Stoß.

Fabricanten, die nicht große Vorräthe von Seide aus beſſern und wohlfeilern Zeiten liegen hatten, mußten aufhören zu arbeiten: und der daher entſtehende Mangel von Verdienſt zog ganze Schaaren von verarmten fabricirenden Landleuten in die Stadt, wo ſie in der Mildthätigkeit der Obrigkeit, und der reichen Einwohner Hülfe ſuchten, und auch fanden. Die Reichſten und Größten unter den Bandfabricanten gewannen in den Zeiten der Seidetheurung eher, als daß ſie verlohren hätten. Sie ließen zwar weniger Waaren verfertigen; allein dieſe wurden beſſer bezahlt, ungeachtet ſie die Seide in wohlfeilen Zeiten eingekauft hatten. In dieſem zeitigen Einkauf der Seide ſoll der Hauptvortheil von Bandfabriken beſtehen; und da dieſer große Fonds vorausſetzt, ſo können ſolche Fabriken nur von ſehr reichen Häuſern mit beträchtlichem Gewinn unternommen werden. Manche Bauern ſollen den Weberſtuhl verlaſſen, und den Pflug wieder ergriffen haben. Man wünſcht hier, wie es ſcheint, noch lebhafter, als anderswo, daß dieſes allgemeiner geſchehen wäre. Wenn die fabricirenden Bauern auch mehr verdienen, als die ackerbauenden Landleute, ſo bringen ſie doch faſt ohne Ausnahme alles wieder herdurch; und im ganzen Basler-Gebiet ſind nur diejenigen Landleute wohlhabend, deren Hauptbeſchäfftigung der Ackerbau iſt. Man verſichert, daß der Basler Bauer mit dem Elſaſſiſchen und Schwäbiſchen nicht gleiche Preiſe halten könnte, wenn er eben ſo viele Abgaben, als dieſe zu entrichten hätte. Der Boden ſey im Basler Gebiet ſo ſchwer, daß er nur mit vier Ochſen gepflügt werden könne; und bey dieſer mühſeligen und koſtbaren Bearbeitung, die er verlange, bringe er doch nicht mehrfältige Früchte, als der in Schwaben und im Elſaß.

Strasburg, am 17ten Sept.

Wir machten geſtern die dreyßig Stunden Weges, die zwiſchen Baſel nach Strasburg gerechnet, oder wenigſtens bezahlt werden, in vierzehn Stunden Zeit; allein wir langten doch erſt eine halbe Stunde nach dem Thorſchluſſe vor Strasburg an, und mußten alſo die Nacht in einem Wirthshauſe vor der Stadt bleiben. Man kann dieſe Unannehmlichkeit vermeiden, wenn man vorher an einen Freund in Strasburg ſchreibt, und durch dieſen bitten läßt, daß das Thor, durch welches man in die Stadt will, bis zu einer gewiſſen Zeit offen bleibe.

Strasburg hat ſich merklich verſchönert. Es wird noch immer in allen Straßen gebaut, und die Preiſe und Miethen der Häuſer ſteigen mit jedem Jahre.

Einige Strasburgiſche Patrioten brauchen dieſe Erſcheinungen, als untrügliche Beweiſe, daß die Bevölkerung, der Handel, und Wohlſtand der Stadt zunehmen.

Andere hingegen läugnen die Richtigkeit dieſes Schluſſes, und behaupten, daß zwar die Bevölkerung, die Miethen, und Preiſe der Häuſer, aber nicht der Handel und Reichthum der Stadt vermehrt würden. Der Wachsthum der Bevölkerung entſtehe allein daher, daß man immer mehr Katholiken, und Franzoſen herzuziehen ſuche. Dieſe erhöhten zwar die Miethe, und die Preiſe der Lebensmittel; allein wenn ſie eine Zeitlang Schulden gemacht hätten, ſo gingen ſie durch, und hülfen den Verfall der Stadt befördern, den man am ſicherſten aus den immer häufigern Bankerotten abnehmen könne.

Wenn aber auch der ſteigende Wohlſtand der Stadt zweyfelhaft wäre; ſo iſt es der des Landmanns im Geringſten nicht. Der Taback- und Hanfbau wird immer erweitert, und vervollkommt; und dieſe beiden Producte machen zween der wichtigſten Artikel des Strasburgiſchen Handels aus. Es ſoll Bauern geben, die jährlich 30 Centner von ſelbſt gewonnenem Hanf verkaufen, ſen, die 12 Pferde halten, und 6000 Fl. baar Geld beſitzen.

Wenn man aus der gegenwärtigen Verfaſſung des Elſaſſes auf die übrigen Provinzen, und von der Denkungsart der Franzoſen, die wir auf unſerer Reiſe angetroffen haben, auf die Denkungsart des ganzen Volks ſchließen darf; ſo ſteht Frankreich eine Revolution bevor, worüber Europa erſtaunen wird. Alle Franzoſen, mit denen ich geſprochen habe, redeten mit einer Art von Wuth von den Greueln des Deſpotiſmus, die man bisher mit ſchamloſer Frechheit an einem tapfern und geiſtreichen Volke ausgeübt habe. Alle betheuerten, daß die Provinzen, und vorzüglich der Landmann nicht allein nicht mehr Laſten, als man ihm aufgebürdet, ſondern daß er unmöglich auch nur die bisherigen Laſten forttragen könne. Alle endlich redeten mit heißer Sehnſucht von Freyheit, von der Sicherheit des Eigenthums, und der Unverletzlichkeit der Rechte des Menſchen und des Bürgers; und die tiefe Ehrerbietung gegen die Königliche Würde, und der Stolz auf die Größe und Macht ihres Königs, den man ſonſt den Franzoſen angebohren glaubte, iſt ganz dahin. Es iſt jetzo nicht etwa eine Partey, oder Hofcabale, die eine andere Partey, oder Hofcabale ſtürzen will. Nein!

die ganze Nation iſt in Harniſch gegen das Ungeheuer des Deſpotiſmus, und wird, wenn man ihre allgemeinen und gerechten Wünſche nicht befriedigt, ihre bisherigen Bedrücker zu einer ſchrecklichen Rechenſchaft fordern. Dieſer rege und mächtige Freyheitsſinn iſt zuerſt durch die Werke der beſten Franzöſiſchen Schriftſteller erweckt, und dann durch den Ausgang des Americaniſchen Krieges, und die aus dem befreyten America zurückkehrenden Truppen beſonders in der Hauptſtadt, und in der Armee angefacht, und verbreitet worden. Selbſt dieſe Urſachen aber würden nicht ſo ſchnell gewirkt haben, wenn nicht die ſchnöde Verſchwendung des Hofes, und ſeiner Günſtlinge während der größten öffentlichen Armuth alle Stände und Provinzen zum höchſten Unwillen entflammt, und zum Nachdenken über die entſetzlichen Folgen des Mißbrauchs willkührlicher Gewalt aufgefordert, und gleichſam gezwungen hätte. Alle diejenigen, die weiter ſehen, halten die Zuſammenberufung der Reichsſtände für unvermeidlich. Wenn der Hof auch nicht durch die ungeheure Laſt muthwillig gemachter Schulden, und durch die Unmöglichkeit, neue Hülfsquellen zu entdecken, dazu genöthigt würde; ſo würde er doch dem lauten Verlangen der Nation nach einer beſſern Verfaſſung nicht länger widerſtehen können. Man wagt, und wird deſto mehr gegen den Hof wagen, da man weiß, daß in ſeiner ganzen Partey auch nicht ein einziger Kopf vom erſten Range iſt.

Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn die Nation über kurz oder lang bey ihrem Erwachen aus dem Schlummer der Knechtſchaft alle Mäßigung, ſo wie jetzo ſchon alle Geduld verlöhre, und wenn ſie alsdann in ihrem Grimm das lang gelittene Unrecht an Schuldigen und Unſchuldigen rächte. Das Elſaß war eine von den privilegirten Provinzen, die noch viel gelinder, als die im Innern des Reichs behandelt wurde; und doch erlaubten ſich die Königlichen Bedienten ſelbſt im Elſaß und Strasburg alle die Bedrückungen, von welchen wir in Teutſchland uns einbilden, daß ſie nur von Türken ausgeübt, und ertragen werden könnten. Pour le service du Roi griff man Waldungen, und jede andere Art des Eigenthums gerade zu, und ohne weitläuftige Entſchuldigung an. Wenn ein Intendant einer ſeiner Creaturen etwas zuwenden wollte; ſo ſchickte er einen unwiſſenden Menſchen, wohin es ihm einfiel, unter dem Vorwande der Beſichtigung von Dämmen, Wegen, Brücken, Kirchen, oder andern öffentlichen Gebäuden. Die Einwohner der Stadt, oder des Fleckens, und des Dorfs, wohin ein ſolcher Abgeordneter kam, mußten dieſem nicht nur hohe Diäten bezahlen, ſondern mußten ihn auch noch überdem beſtechen, damit er nicht bey ſeiner Rückkunft einen Damm, oder eine Brücke u. d. g. als verfallen, und einer großen Ausbeſſerung, oder gar gänzlichen Erneuerung bedürftig ſchildern möchte; denn in dieſem Fall mußten die Gemeinen unter ſehr koſtbarer Aufſicht ausbeſſern, oder bauen, ſie mochten wollen, oder nicht. Die Schulzen plackten die Bauern, weil ſie mit den Amtleuten einverſtanden waren, und die Amtleute die ihnen unterworfenen Diſtricte, weil ſie von den höhern Bedienten geſchützt wurden. Auch in Strasburg wurde jede Gefälligkeit, die man dem königlichen Bedienten erwies, ſogleich zur Pflicht gemacht, und immer mehr ausgedehnt. Die Bitten und Empfehlungen der erſten königlichen Bedienten durften nicht vernachläſſigt werden, und man ſah es beynahe für ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät an, wenn man bey den Kränkungen, oder Einſchränkungen der wichtigſten Rechte beſcheidene Klagen erhob. Dieſe Zeiten des Deſpotiſmus ſind Gottlob! ſchon vorübergegangen. Die Ausſchüſſe der Stände der ganzen Provinz, und der verſchiedenen Diſtricte nehmen Bürger und Bauern gegen jede Gewaltthätigkeit in Schutz, und aus dem gedruckten Tagebuche der Verhandlungen der Provinzial-Stände ſieht man, daß man alle bisherige Mißbräuche mit der größten Freymüthigkeit gerügt, und jede Art von Verbeſſerung mit dem wärmſten Patriotiſmus empfohlen habe. Man hat den Schulzen die Verwaltung des Gemeinguts abgenommen, und den angeſehenſten Einwohnern (Notables) eines jeden Orts übergeben. Die Notables wetteifern mit einander, welcher zuerſt ſeinen Flecken, oder Dorf ſchuldenfrey machen werde; und manche Gemeinden ſollen wirklich ſchon jetzo ohne Schulden ſeyn.

Am 18ten Sept.

Endlich iſt es auch mir gelungen, einen magnetiſchen Saal mit ſeinem ganzen Apparat zu ſehen. — Als wir geſtern in den hieſigen Magnetiſchen Saal eintraten, ſaßen etwa acht bis zehn Perſonen von allerley Stande um das ſogenannte Baquet, und hielten ein jeder eine aus dem Baquet auslaufende eiſerne Stange an den leidenden Theil, meiſtens an den Magen, oder Unterleib. Alle ſtrichen dieſe Stangen unaufhörlich, ohne daß eine ſichtbare Wirkung erfolgte: geringe Krämpfe ausgenommen, wovon ein Frauenzimmer befallen wurde. Die am nächſten Zuſammenſitzenden waren mit einem Stricke umſchlungen, das ſie wahrſcheinlich in eine magnetiſche Sympathie ſetzen ſollte. An den Seiten und in den Ecken des Zimmers magnetiſirten ohngefähr eben ſo viele, als um das Baquet verſammelt waren, ſich ſelbſt, oder wurden von andern magnetiſirt. Eine gemeine Weibsperſon fiel, wie man ſagte, in den magnetiſchen Schlaf, ohne daß ich in der Stellung des Cörpers und den Zügen des Geſichts ein anderes Zeichen des Schlafs, als geſchloſſene Augen hätte entdecken können. Der Magnetiſirer, eine angeſehene Magiſtratsperſon, legte der Schlafenden Fragen vor, die ſie unverzüglich beantwortete; allein der Magnetiſirer, und die Magnetiſirte redeten beide ſo leiſe, daß ich nur wenig verſtehen konnte. Als ich näher hinzutrat, um das, was gefragt, und geantwortet wurde, beſſer zu verſtehen, gab mir der Magnetiſirer einen Wink, damit ich mich entfernen ſollte, weil durch meine Annäherung der Einfluß der magnetiſchen Kraft geſtört werden würde. Die Stellungen, welche die Magnetiſirer gegen magnetiſirte Frauen und Mädchen annehmen, und noch mehr die Berührungen, die mit dem vermeyntlichen Magnetiſiren verbunden ſind, müſſen nothwendig einem jeden, der nicht daran gewöhnt iſt, höchſt unehrbar vorkommen. Uebrigens haben die Operationen ſo etwas langweiliges, und lächerliches, daß, wenn man vor zehn Jahren ſo viele Perſonen in ſolchen Attitüden ſich ſelbſt, oder andere, oder eiſerne Stangen hätte ſtreichen geſehen, man nothwendig hätte glauben müſſen, daß ſie eine unverſtändliche Farce ſpielten, oder daß ſie gar ihres geſunden Verſtandes beraubt ſeyen.

Hätten die großen Propheten des Magnetiſmus nicht auffallendere Erſcheinungen hervorgebracht, als wir in Strasburg ſahen, ſo würden ſie gewiß nicht ſo viele gläubige Anhänger und Anhängerinnen gefunden haben.

Wir reiſen morgen, oder übermorgen von hier ab. Wenn es mir möglich iſt, ſo lege ich dieſem Briefe noch einige allgemeine Betrachtungen über den Zuſtand der Schweiz bey, die ich allmählig gemacht, und ſchon lange in meinem Kopfe herumgetragen habe.

Kein anderer Staat auf dem feſten Lande Europens iſt von den benachbarten Reichen durch ſo natürliche Gränzen abgeſondert, als die Schweiz. Sie macht gleichſam eine Inſel aus, die durch den Jura von Frankreich, durch die

Kette der hohen Alpen von Italien, und durch den Rhein, und den Boden-See von Teutſchland abgeſchnitten wird. Dieſer natürlichen Gränzen ungeachtet iſt die Schweiz gegen fremde Einfälle nicht ſo geſichert, als ein offenes und flaches Land, das durch eine Reihe von Feſtungen vertheidigt wird. Die Berge, welche Helvetien von Teutſchland und Frankreich trennen, haben zu viele Oeffnungen, und ſind an zu vielen Orten erſteiglich, als daß ſie gehörig verwahrt, und beſetzt werden könnten. Gebirge, Flüſſe, und Seen ſchützten die Helvetier nicht gegen die Herrſchaft der Römer, und die Römer nicht gegen die Einbrüche Teutſcher Völker. Die Schweizer konnten nur ſo lange auf die natürliche Feſtigkeit ihres Landes trotzen, als Kriege faſt ganz allein mit einer ſchwer bewaffneten Reuterey geführt wurden.

Mit eben der Hand, womit die Natur Helvetiens Gränzen abſteckte, zog ſie durch das Innere des Landes nach allen Richtungen lange Strecken von Gebirgen her, die entweder ganz, oder doch den größten Theil des Jahrs unerſteiglich ſind, und oft die Gemeinſchaft mit den nächſten Nachbaren unmöglich machen. Durch dieſe Scheidewände wurde der von den äußerſten Gränzen eingeſchloſſene Raum in eine Menge von ungleichen Theilen zerſchnitten, und dieſe Zerſchnittenheit iſt die vornehmſte Urſache, daß kein anderes Land von gleicher Größe eine ſolche Mannigfaltigkeit von Völkerreſten, von Sprachen, und Mundarten, von Verfaſſungen und Sitten, von Lebensarten und Beſchäfftigungen, von Aufklärung und Barbarey, von Wohlhabenheit und Armuth enthält, als Helvetien. In derſelbigen natürlichen Beſchaffenheit muß man den Grund ſuchen, warum die Bewohner keines andern Europäiſchen Landes von gleicher Größe einander ſo fremd, und der politiſchen Vereinigung ungeachtet gegen einander ſo eingenommen ſind, als die verſchiedenen Schweizeriſchen Völkerſchaften.

Unter allen Ländern Europens iſt die Schweiz ſo wie das höchſte, alſo auch das abhängigſte, weil ſie von allen Seiten mit mächtigeren Nachbaren umgeben iſt, nirgends eine unmittelbare Verbindung mit dem Meere hat, und alſo nach keiner Seite hin das, was ſie entbehren kann, ungehindert ausführen, und was ſie braucht, ungehindert einführen kann: am meiſten aber deßwegen, weil ſie zwo der unentbehrlichſten Nothwendigkeiten des Lebens, Getraide und Salz von ihren Nachbaren kaufen muß. Ohne Franzöſiſches und Teutſches Salz könnte der größte Theil der Schweizeriſchen Käſe nicht verfertigt werden; und ohne Elſaſſiſches und beſonders Schwäbiſches Getraide müßte der größte Theil der Einwohner zu Grunde gehen, oder auswandern.

Als das höchſte und gebirgigſte Land in Europa enthält die Schweiz die meiſten und größten Schönheiten der Natur, die meiſten und fruchtbarſten Alpen, die trefflichſten Heerden, und Producte der Viehzucht, und die meiſten Flüſſe, und Seen. Die Berge erſetzen durch die herrlichen Kräuter, die ſie tragen, ihre innere Armuth; denn die Schweizeriſchen Gebirge können, ſo weit man ſie erforſcht hat, in Anſehung ihres innern Gehalts gar nicht mit unſern Teutſchen verglichen werden. Die meiſten Flüſſe ſind wegen der häufigen und ſchrecklichen Verheerungen, die ſie anrichten, mehr ein Fluch, als ein Segen des Landes, in welchem ſie entſtehen. Die Seen hingegen erleichtern außer den übrigen Vortheilen, die ſie gewähren, die Gemeinſchaft zwiſchen ihren Anwohnern.

Wegen der hohen Lage, und der unermeßlichen Laſten von Schnee und Eis, womit die Spitzen und Seiten vieler Berge, und ſelbſt der Grund von vielen Thälern bedeckt iſt, würde die Schweiz ein viel kälteres und rauheres Land ſeyn, als ſie wirklich iſt, wenn nicht eben die Gebirge, auf welchen ein ewiger Winter herrſcht, die kalten Winde abhielten, und in den engen Thälern, welche ſie bilden, die Sonnenſtrahlen mit vielfach verſtärkter Kraft wirkten. Wenn man die Alpen ausnimmt; ſo iſt das Erdreich in der flächern Schweiz weniger fruchtbar, als in den glücklichſten Gegenden von Teutſchland. Auch ſchien mir das Gemüſe und Obſt im Durchſchnitt weniger ſchmackhaft, als in unſerm Vaterlande zu ſeyn; ſo wie die beſten Schweizeriſchen Weine den beſten Teutſchen ſehr weit nachſtehen.

Wenn die Einwohner von Hirtenländern nicht durch natürliche Trägheit, oder durch eine ſchlechte Regierung, oder durch eine zu große Entfernung von Handelsſtädten zurückgehalten werden; ſo ergeben ſie ſich leichter und eifriger allerley Fabrikarbeiten, als die Bewohner von fruchtbaren und getraidereichen Thälern, und Flächen. Das Hirtenleben läßt viel mehr Muße übrig, als der Ackerbau; und ſo leicht es dem Hirten wird, einen zahlreichen Haufen von Kindern aufzuziehen; ſo unmöglich wird es ihm, ſie alle, wenn ſie erwachſen ſind, zu ernähren, zu beſchäfftigen, und in ſeiner Heimath unterzubringen. Entweder alſo muß der jährliche Ueberſchuß von Menſchen auswandern, oder die Hände, die auf den Alpen, und in den Sennereyen nicht beſchäfftigt werden können, müſſen zu Hauſe Fabrikarbeiten vornehmen. Aus demſelbigen Grunde alſo, aus welchem die gebirgigen und unfruchtbaren Gegenden Teutſchlandes reicher an Fabriken ſind, als die ergiebigeren und flächeren Provinzen, aus eben dem Grunde iſt die Schweiz in Rückſicht auf Fabriken betriebſamer, als das fruchtbare Schwaben, oder Elſaß, oder ähnliche Länder. Unterdeſſen iſt in Anſehung der Induſtrie, und des Wohlſtandes, welchen Fabrikarbeiten bringen, ein ſehr großer Unterſchied unter den verſchiedenen ſonſt ähnlichen, und ſelbſt benachbarten Theilen Helvetiens. Die Hirten in Graubündten, in Uri, Unterwalden, Schwyz, Wallis, Appenzell Inner-Rhoden, auf den Alpen des Cantons Lucern, und in den Berniſchen, und Freyburgiſchen Oberländern ſind mit allen den Erwerb-Arten ganz oder faſt ganz unbekannt, wodurch ſich die Landleute in Glaris, in Appenzell Außer-Rhoden, in Toggenburg, im Zürcher-, Berner- und Baſler-Gebiet, und die Bewohner der hohen Jurathäler im Fürſtenthum Neuenburg ſo ſehr bereichert haben. Wenn Chur, Sion, oder Vevay und Lauſanne, Thun oder Bern, Freyburg und Lucern eine ſolche Verfaſſung, oder einen ſolchen Handel hätten, als Zürch, St. Gallen, Neuchatel und Baſel; ſo würden die Landleute in den meiſten bisher unbetriebſamen Theilen der gebirgigen Schweiz vielleicht nicht weniger fleißig, und Kunſtreich, als diejenigen ſeyn, die jetzo für die Kaufleute, und Unternehmer in den zuletzt genannten Städten arbeiten. So wie unter den Schweizeriſchen Handelsſtädten keine weniger Menſchen außer ſich ſelbſt beſchäfftigt, als Genf, die reichſte unter allen; ſo ſind unter den betriebſamen Bergbewohnern Helvetiens keine ſelbſtändiger, und von den benachbarten Städten unabhängiger, als die Künſtler und Kunſtreichen Arbeiter in den Jurathälern des Fürſtenthums Neuenburg. Dieſe finden alle Werkzeuge, und Materialien, die ſie brauchen, bey einheimiſchen Kaufleuten, und können alle ihre Arbeiten an einheimiſche Kaufleute abſetzen, ohne beſchwerliche, oder zeitverderbende Reiſen in die benachbarten Städte machen zu müſſen, wie die Toggenburger, und Appenzeller, oder die Landleute des Zürcher- und Baſler Gebiets zu thun gezwungen ſind. In Trogen und Heriſau im Canton Appenzell Außer-Rhoden, und in Langenthal im Canton Bern ſind Handelshäuſer, die denen in St. Gallen, oder Zürch und Bern nichts nachgeben, und die daher den benachbarten Fabrikarbeitern die Vortheile von Städten verſchaffen.

Der lange Friede, den die Schweiz genoſſen hat, und die Abweſenheit koſtbarer ſtehenden Heere verſchafft, und erhält dieſem Lande das ſeltene Glück, daß Bürger und Unterthanen weniger Abgaben, als in irgend einem andern Reiche bezahlen, und demnach die Staaten, als Staaten, oder die Regierungen reicher, als die der reichſten, und mächtigſten Nationen Europens ſind. Wenn ich Genf ausnehme, das aber auch in wenigen Jahren wieder frey ſeyn wird; ſo ſind alle übrige Schweizeriſche Republiken nicht nur unverſchuldet, ſondern haben auch, einen kleinern, oder größern Schatz, und kleinere oder größere Capitalien, deren Zinſen in Bern und Freyburg einen Hauptzweig der öffentlichen Einkünfte ausmachen.

So gewiß es iſt, daß die Abweſenheit ſtehender Heere die Schweiz von vielen Laſten befreyt, welche die übrigen Länder Europens tragen, eben ſo gewiß iſt es auch, daß ſie durch ihre unbewaffnete Wehrloſigkeit in der politiſchen Waagſchaale der Europäiſchen Reiche und Staaten viel leichter und unbedeutender wird, als ſie ſonſt nach dem Verhältniſſe ihres Umfangs, ihres Reichthums, und ihrer Bevölkerung ſeyn würde. Man kann jetzo aus wichtigen Gründen zweyfeln, ob es gut gethan war, daß die

Schweiz ſich vom Teutſchen Reiche ganz trennte. Wenn die Schweiz mit dem Teutſchen Reiche in einer ſolchen Verbindung ſtünde, als die größern Fürſten unſers Vaterlandes; ſo würde ſie allem Anſehen nach freyer, und ſicherer, als jetzo ſeyn, und ſchwerlich würde der Kaiſerliche Hof ſie jemahls auf eine ſolche Art behandelt haben, als der Graf von Vergennes ſie in den letzten Jahren behandelt hat. Die Abhängigkeit von Frankreich wird es der Schweiz ſchwerlich erlauben, dem Füſtenbunde beizutreten, der ſie mächtiger als Frankreich beſchützen würde. Es iſt noch nicht gar lange, wo der Schweiz größere Gefahren drohten, als ſie ſeit dem Anfange ihrer Freyheit zu fürchten gehabt hat. Dieſe Gefahren ſind glücklich vorübergegangen, und es werden vielleicht Jahrhunderte verfließen, bevor alle Umſtände, die ihrer Verfaſſung den Untergang bringen können, von neuem zuſammenkommen. Es iſt ein Glück für die Schweiz, daß nicht alle die Mächte, welche die Theilung derſelben nachdrücklich zu hindern im Stande ſind, ihre unmittelbaren Nachbaren ſind, und alſo nicht leicht als Genoſſen der Beute zugelaſſen werden können.

Der hohe, und weit verbreitete Wohlſtand, den der Genuß eines langen Friedens, die Abweſenheit oder Mäßigkeit öffentlicher Abgaben, und Handel und Induſtrie hervorbrachten, ſetzten in der Schweiz verhältnißmäßig viel mehr, als in andern Ländern, genievolle Männer in den Stand, ihrer natürlichen Neigung zu gewiſſen Arbeiten, Künſten, und Wiſſenſchaften nachzuhängen. Die Schweiz hat daher auch in dem gegenwärtigen Jahrhundert unter allen Ständen, ſelbſt unter Landleuten, und Handwerkern verhältnißmäßig mehr berühmte Erfinder, Künſtler, und Schriftſteller, als die übrigen Europäiſchen Länder hervorgebracht, und dieſe Erfinder, Künſtler, und Schriftſteller zeichneten ſich faſt alle durch eine merkwürdige Originalität in ihren Werken aus, weil ſie ſich größtentheils durch eigenen Fleiß, und eigenes Nachdenken gebildet hatten. Ungeachtet aber der große Wohlſtand, und die glückliche Muße, die er verſchaffte, die Entwickelung vieler vorzüglichen Köpfe begünſtigte; ſo blieb doch die Schweiz in Anſehung der wiſſenſchaftlichen Aufklärung ſehr weit hinter dem proteſtantiſchen Teutſchland zurück, weil die Regierungen nicht daran dachten, die ſogenannten Lateiniſchen, und vorzüglich die hohen Schulen ſo zu verbeſſern, wie ſie in Teutſchland verbeſſert worden ſind. In der ganzen Schweiz iſt keine einzige hohe Schule, auf welcher

cher die Gottesgelahrtheit, die Rechtsgelehrſamkeit, die Arzneykunde, die Geſchichte und Philoſophie, mit allen helfenden oder verwandten Wiſſenſchaften in einem ſolchen Umfange gelehrt würden, und ſo leicht und bequem gelernt werden könnten, als auf den beſten Teutſchen Univerſitäten. Eine natürliche Folge der Unvollſtändigkeit und mangelhaften Einrichtung der höhern Lehranſtalten iſt dieſe, daß diejenigen Stände und Perſonen, denen die Verwaltung des Staats, die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit, die Belehrung des Volks, und die Erhaltung der Geſundheit anvertraut iſt: Magiſtratsperſonen, Richter, Anwälde, Prediger, Aerzte und Wundärzte im Durchſchnitt genommen weniger unterrichtet ſind, als im Proteſtantiſchen Teutſchland. Die Lehrer an den Schulen, und auf den Akademien werden zu ſchlecht belohnt, und auch ſonſt zu wenig unterſtützt, als daß man von ihnen einen ſolchen Fleiß, und vorwärts ſtrebenden Eifer, als von den Lehrern in Teutſchland erwarten könnte. Unglücklicher Weiſe bleibt man auch in den meiſten Staaten der alten Gewohnheit treu, die Lehrer der Jugend ganz allein unter Eingebohrnen, höchſtens unter Schweizern zu wählen, oder wol gar durch das Loos wählen zu laſſen. In den katholiſchen, und ſelbſt in den reformirten demokratiſchen Cantonen ſind Schulen und Akademien noch ſeltener und mangelhafter, als in der übrigen Schweiz, und daher kommt es, daß in den katholiſchen, und in den demokratiſchen Cantonen die Aufklärung der höhern Stände noch geringer, und die Unwiſſenheit des Volks noch viel größer iſt, als in den Städten Helvetiens. Allem Anſehen nach werden ſelbſt Spanien und Portugal den Aberglauben der vorigen Zeiten eher ablegen, und die Lehren und Gebräuche der Religion eher reinigen, als die demokratiſche und Städteloſe Schweiz. Ungeachtet Glaris ſich durch die Hinrichtung der angeblichen Hexe im Jahr 1782. dem gerechten Tadel der übrigen Schweiz und des benachbarten Teutſchlands ausgeſetzt hat; ſo ſind doch die Einwohner dieſes Cantons dadurch nicht vorſichtiger geworden; denn es heißt, daß man in dieſem ſonſt ſo betriebſamen Ländchen beynahe ein eben ſo ſchimpfliches Schauſpiel wiederholt hat, als um welches willen die Glarner einige Jahre vorher ſo laut und bitter verſpottet worden ſind. Die Töchterſchule in Zürch, und die neuen Schuleinrichtungen in Neuchatel ſind vortreffliche Anſtalten, die ſelbſt im Proteſtantiſchen Teutſchland nachgeahmt zu werden verdienen. Sonſt habe ich in der Schweiz von

Jn-

Induſtrieſchulen eben ſo wenig, als von Schulmeiſter-Seminarien gehört. Der Verfall der Akademien iſt für die Hauslehrer nicht weniger nachtheilig, als für den übrigen Lehrſtand. Hauslehrer, die bloß auf den Schweizeriſchen Akademien gebildet worden ſind, können unmöglich im Durchſchnitt ſo mannigfaltige Kenntniſſe beſitzen, als andere von ähnlichen Gaben, und Fleiße, die ſich auf einer, oder einigen der beſten Teutſchen Univerſitäten aufgehalten haben. Auch werden Hauslehrer in der Schweiz weniger belohnt und geſchätzt, als in Teutſchland. Auf einigen Akademien müſſen junge Gelehrte, die ſich um eine Profeſſorſtelle bewerben, ſo genannte Proben machen; allein künftige Anwälde, Aerzte, Wundärzte, Richter, und andere Magiſtratsperſonen werden entweder gar nicht, oder nicht ſo ernſtlich, als in Teutſchland geprüft.

In Anſehung der Policey-Anſtalten haben die ſtädtiſchen Cantone vor den Wald-Cantonen unbeſtrittene Vorzüge, und unter den größern Republiken hebt ſich in dieſem Stücke Bern über alle übrigen empor. Kein anderer Schweizeriſcher Staat hat ſo treffliche Chauſſeen, ein ſolches Arbeitshaus und Zuchthaus, und ſolche Anordnungen zur Reinigung der Stadt, und zur Steurung der Betteley, als Bern. Uebrigens aber kommt auch Bern, und noch viel weniger die übrige Schweiz in Anſehung der Policey den gutgeordneten Teutſchen Staaten gleich. Die Waiſenhäuſer, die Kranken- und Armenhäuſer ſind im Durchſchnitt in der Schweiz mehr glänzend, als nützlich. Für die öffentliche Sicherheit iſt bisher in der Schweiz faſt noch weniger, als in Oberſchwaben geſorgt worden; und dieſe öffentliche Sicherheit, ſo wie die gleichförmige Einrichtung von Münzen, Maaß, und Gewicht, und andere wichtige Policey-Anſtalten verdienten die Aufmerkſamkeit der verſammelten Stände in Frauenfeld eben ſo ſehr, als die meiſten Puncte, die dort jährlich zur Berathſchlagung kommen. Die Vagabonden und Verbrecher aus den benachbarten Landen können ſich ungehindert in alle Cantone, und ſelbſt in die Städte einſchleichen. In manchen Städten giebt es ſogar Hoſpitäler, wo ſolche Vagabonden beherbergt, geſpeiſt, und beſchenkt werden. Einbrüche, Diebſtähle, und Diebsherbergen, waren bisher in Ober-Schwaben nicht häufiger, als in der Schweiz; und ich weiß es aus dem Munde von manchen Perſonen, die auf dem Lande wohnen, daß ſie auch bey einer zahlreichen Hausgenoſſenſchaft in beſtändiger Furcht von Ueberfällen ſchweben. Auf den Gebirgen in Neuchatel begegneten uns mehrere Franzöſiſche Streifer von ſehr verdächtigem Anſehen, die man, ungeachtet ſie mit Feuergewehr bewaffnet waren, unangefochten gehen ließ. — An die Anlegung von Stutereyen zur Erhaltung und Verbeſſerung der Pferdezucht, an Forſt- und Jagdämter, an das Zuziehen von gelernten Förſtern und Jägern, und an die genaue Beobachtung von heilſamen Forſt- und Jagdverordnungen iſt bisher in der Schweiz eben ſo wenig, als an die ernſtliche Aufſuchung und wiſſenſchaftliche Bearbeitung von Bergwerken gedacht worden: bey welcher letzten Bemerkung ich die Berniſchen Bergwerke in Aelen, und im Haßlithal ausnehme. Die Extra-Poſten hat man auf das Geſchrey von Wirthen und Fuhrleuten wieder abgeſchafft. In den meiſten Cantonen ſind weder den Wirthen, noch den Fuhrleuten, und Schiffern beſtimmte Taxen vorgeſchrieben, und dieſer Vorwurf trifft die größern Cantone viel mehr, als die kleineren. Wenn das Gedränge von Fremden groß iſt; ſo erhöhen die Fuhrleute ungeſtraft das gewöhnliche Fuhrgeld, und eben ſo eigenmächtig beſtimmen ſie zu ihrem Vortheile die Zahl von Tagereiſen, um welche Städte von einander entfernt ſind. Ungeachtet der Weg von Zürch nach St. Gallen nur 14¼ Stunden beträgt; ſo laſſen ſich doch die Kutſcher in Zürch dieſen Weg als einen Weg von vier Tagereiſen bezahlen. Faſt eben ſo unverantwortlich iſt es, daß man die Reiſe von Genf nach Neuchatel, die vier und zwanzig Stunden ausmacht, als eine ſechstägige zu bezahlen gezwungen wird. Noch viel unverſchämter, als die Kutſcher in den Städten, ſind die Bauern in den von Fremden häufig beſuchten Gegenden, ſo bald ſie glauben, daß man ſie nothwendig braucht. Zu Unterſeen hatte ein Bauer das Herz, für die Fahrt nach Lauterbrunnen fünf große neue Thaler zu fordern, weil außer ſeinen Pferden und Wagen keine andere zu haben waren. Unter den Gaſtwirthen in den Städten ſowohl, als auf dem Lande ſind freylich viele ehrliche und kluge, die Bekannten und Unbekannten gleiche und billige Rechnungen machen; allein man kann auch ſelbſt in den größten Städten mehrere der berühmteſten Gaſthöfe nennen, wo man ſich kein Bedenken macht, Reiſende, die in der Schweiz ganz fremd ſind, auf eine räuberiſche Art zu überſetzen. Solche Prellereyen haben in den letzten Jahren ſo überhand genommen, daß viele Fremde nicht eher abtreten, als bis ſie ſich vorher nach den Preiſen des Frühſtücks, der Tafel, und der Zimmer erkundigt, und mit den Gaſtwirthen, oder deren Bedienten verglichen haben. Die Concurrenz von mehrern andern hält gierige Gaſtwirthe nicht immer im Zaume. An manchen Orten fällt dieſe Concurrenz ganz weg, oder iſt auch nur ſcheinbar; und dieſer letztere Fall tritt allenthalben ein, wo ein einzelner Gaſthof entweder durch ſeine Lage, oder durch ſeine Neuheit, und Größe, oder durch die Schönheit der Zimmer und Möblen beträchtliche, und oft unerreichbare Vorzüge vor den übrigen hat. Ich habe dieſen Sommer mehrere Reiſende geſprochen, die in berühmten Gaſthöfen für ein Mittageſſen an der Wirthstafel 30, 40 bis 50 Batzen hatten bezahlen müſſen, da der gewöhnliche Preis nur 15 höchſtens 20 Batzen beträgt. Wir ſelbſt haben in Locle, wo nur Ein Wirthshaus iſt, für ein Mittageſſen von 4 Perſonen einen neuen Louisd'or bis auf wenige Sols bezahlt. Wenn man nicht dieſem Unfug von Seiten der Obrigkeit bald ſteuert; ſo wird die Schweiz in wenigen Jahren in einen ſo übbeln Ruf kommen, daß manche Reiſende ſich vor ihr fürchten, und zu ihrem Vergnügen lieber andere merkwürdige Gegenden beſuchen werden. Indem ich von Polizey-Einrichtungen rede, ſollte ich vielleicht auch des Mangels von Brand-Caſſen und Wittwen-Coſſen erwähnen. Allein die Schweiz kann bey der großen Mildthätigkeit der Regierungen

gen und Privatperſonen, und der Menge und dem Reichthum frommer, oder bürgerlicher, oder Familien-Stiftungen, ſolcher Caſſen viel eher, als die meiſten Provinzen in Teutſchland entbehren.

Ueber die Vortheile und Nachtheile der Schweizeriſchen Verfaſſungen will ich mich hier nicht ausbreiten, da ich ſie im Vorhergehenden, ſo weit ich ſie kenne, beurtheilt habe. Allein der Grund der vorzüglichen Anſprüche auf Freyheit, welche die Schweizer machen, verdient kürzlich geprüft zu werden. In den demokratiſchen Cantonen iſt die höchſte politiſche Freyheit da, indem alle Landleute, wenn ſie kaum das jugendliche Alter erreicht haben, Theilnehmer der höchſten Gewalt, und zugleich alle zu allem fähig oder wählbar ſind. In eben dieſen Staaten aber artet dieſe allgemeine und unnatürliche Freyheit ſehr oft in ein tyranniſches Regiment aus, wo die Reichen und die Obrigkeit Sclaven des Pöbels werden, oder auch ein Theil des Volks von einer mächtigen Faction unterjocht wird. In den ariſtokratiſchen, und oligarchiſchen Staaten kommt die politiſche Freyheit nur allein den regierenden Familien zu; die nicht regimentsfähigen Bürger hingegen, und die Unterthanen haben viel weniger politiſche Freyheit, als in monarchiſchen Staaten, wo ein jeder Eingebohrner und ſelbſt

Fremder ſich durch Fähigkeiten, Kenntniſſe und Tugenden zu den höchſten Ehrenſtellen hinaufſchwingen kann. Der Abſtand, in welchem in den ariſtokratiſchen Republiken die Nichtbürger von den Bürgern, und die nicht regimentsfähigen Bürger von den regierenden Geſchlechtern ſtehen, iſt ohne Vergleichung drückender, und demüthigender, als in unſern Verfaſſungen die Verſchiedenheit der Stände, oder die Abhängigkeit aller von einem durch Grundgeſetze, durch Landesſtände, und Collegia eingeſchränkten Fürſten iſt. Wenn die bürgerliche Freyheit darin beſteht, nichts thun, und nichts leiden zu dürfen, als was den Geſetzen gemäß iſt; ſo iſt dieſe bürgerliche Freyheit in der Schweiz oft da am geringſten, wo die politiſche am größten iſt. Bürgerliche Freyheit iſt ein Unding, oder wenigſtens nicht geſichert, wo keine vollſtändige, beſtimmte, und allgemein bekannte Geſetze, und wo keine der Geſetze kundige und unparteyiſche Richter und Richterſtühle ſind. In der Schweiz iſt kein einziger Staat, der eine vollſtändige Sammlung von peinlichen Geſetzen hätte, und kein Staat, wo man von allen denen, die über das Leben, die Ehre, und Freyheit von Bürgern und Unterthanen richten ſollen, verlangte, daß ſie in den Rechten ſo erfahren ſeyen, als man in Teutſchland von den Mitgliedern der höhern, und höchſten Gerichte ſordert. Auch ſind in der Schweiz gemeiniglich Kläger, Beklagte, und Richter einander ſo nahe, und in ſo mancherley Verhältniſſen, daß man von den Richtern ſelten die vollkommne Unparteylichkeit erwarten kann, die in Teutſchland ſtattfindet, wo der Regel nach in den meiſten wichtigen Sachen die letzten und höchſten Richter Kläger und Beklagte nicht anders, als aus den Acten kennen. Wenn die Schweizer ſo viel wahre Freyheit beſäßen, als ſie zu beſitzen wähnen; ſo würden ſie im Reden und Schreiben nicht ſo gebunden ſeyn, als ſie wirklich ſind. So lange ſie alſo weder die Erlaubniß, noch den Muth haben, über ihre Geſchichte, ihre Verfaſſungen, und Regierungen ſo frey zu reden, und zu ſchreiben, als wir Teutſche können; ſo rathe ich ihnen, mit den wegwerfenden Namen, von Fürſtendienern, und Fürſtenknechten, die manchen Schweizeriſchen Schriftſtellern ſo geläufig ſind, ſparſamer, als bisher zu ſeyn.

Von dem Zuſtande der Sitten in der Schweiz rede ich im Ganzen aus eben dem Grunde nicht, aus welchem ich von den Verfaſſungen geſchwiegen habe. Nur ſcheinen mir einige Tugenden, die den Schweizern als eigenthümlich zugeſchrieben zu werden pflegen, Ehrlichkeit nämlich, oder Redlichkeit, und Aufrichtigkeit, oder Freymüthigkeit, einer genauern Prüfung zu bedürfen. Die erſte unter dieſen Tugenden ſtreite ich den Schweizern im geringſten nicht ab; allein ich glaube nicht, daß ſie den Ruhm derſelben mehr, als ihre Teutſchen Nachbaren verdienen. Wenigſtens haben ich und viele andere Teutſche gefunden, daß die Wirthe, Kaufleute, Kutſcher, Schiffer, Bediente und Handwerker in der Schweiz es ſich nicht weniger, als anderswo, angelegen ſeyn laſſen, von Fremden allen möglichen Nutzen zu ziehen. Aufrichtigkeit oder Freymüthigkeit findet man in den demokratiſchen Cantonen, wo der Bauer ſich oft weder vor der Obrigkeit, noch vor den Geſetzen fürchtet, und ſich deßwegen ein unumſchränkter Herr zu ſeyn dünkt; ſie geht aber auch, wie in einigen Teutſchen Handelsſtädten, und in einigen Provinzen des ſüdlichen ſowohl, als des nördlichen Teutſchlandes in Grobheit und unerträglichen Bauern-Stolz über. In den Städten hingegen, und beſonders in den ariſtokratiſchen Städten herrſcht nach meinen eigenen Erfahrungen, und nach den Geſtändniſſen vieler Schweizer, mit denen ich bekannt geworden bin, ſo wenig Freymüthigkeit, daß ich vielmehr Verſchloſſenheit, und Mißtrauen als charakteriſtiſche Züge der Gemüthsart der

Schweizeriſchen Städte-Bewohner angeben möchte. In den Schweizeriſchen Städten fürchten ſich die Obrigkeiten vor den Bürgern und Unterthanen, und dieſe vor jenen viel mehr, als in gemäßigten monarchiſchen Staaten; und beide beobachten ſich daher viel ängſtlicher, als anderswo, um keine Blößen zu geben. In eben dieſen Städten haben zu viele Perſonen und Familien an der Regierung Theil, als daß nicht Eiferſucht, und Parteyen entſtehen, und die wirklichen, oder künftigen Mitglieder der Regierung, und deren Verwandte in feindſelige Factionen ſpalten ſollten. Solche Familien-Spaltungen ſind in den Schweizeriſchen Städten viel häufiger, viel heftiger, und langwieriger, als in den Teutſchen. Weil nun faſt jede angeſehene Familie ihre Partey, und Gegenpartey hat; ſo nehmen ſich alle, ſo viel ſie können, in Acht, um ihre Abſichten, oder Entwürfe nicht merken zu laſſen, und jede lauert ihren Gegnern mit unausgeſetzter Aufmerkſamkeit auf, um ihnen etwas anzuhängen, oder abzugewinnen. Aus dieſer Lage der Dinge entſtanden die engen Cotterien, auf welche der Umgang faſt ganz allein eingeſchränkt iſt, und die Abweſenheit großer gemiſchter Geſellſchaften, in welchen Perſonen von allerley Ständen, Geſchlechtern und Altern ſich zu freundſchaftlichen Unterredungen, oder andern geſelligen Vergnügungen verſammeln. Aus eben dieſer Quelle entſpringen die Zurückhaltung, und die Vorſicht, die den ſtädtiſchen Schweizern ſo ſehr zur Gewohnheit werden, daß ſie dieſelben auch gegen Fremde, die ſie kennen und ſchätzen, weniger und ſpäter, als im Durchſchnitt die Teutſchen ablegen. Wer es für nothwendig hält, oder gewohnt iſt, ſtets auf ſeiner Hut zu ſeyn, der iſt auch geneigt, manche Reden und Handlungen anderer, denen er nicht traut, mißzudeuten, und ich glaube daher bemerkt zu haben, daß die ſtädtiſchen Schweizer reizbarer, und leichter zu beleidigen ſind, als die Teutſchen.

7

Geſchichte

des

weiblichen Geſchlechts

von

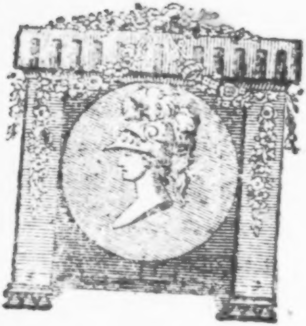
C. Meiners

ordentlichem Lehrer der Weltweisheit in Göttingen.

BIBLIOTHEC.
REGIA
HANNOVERENSIS

Erſter Theil.

Hannover,
im Verlage der Helwingſchen Hofbuchhandlung,
1788.



Vorrede.

Ich unterſuche in dieſer Schrift nicht ſowohl die Geſchichte der Sitten, als die Geſchichte des urſprünglichen Werthes, der daraus entſtehenden Rechte und Pflichten, und der darauf gegründeten

Achtung, oder Verachtung, und der glücklichen oder unglücklichen Lage des andern Geſchlechts in allen Zeiten und Ländern. Dieſer erſte Theil enthält die Geſchichte der Weiber unter allen, ſelbſt den Europäiſchen Völkern bis gegen das Ende der Ritterzeit; der zweyte Theil wird die Beſchreibung des Zuſtandes der Weiber unter den heutigen aufgeklärten Europäiſchen Nationen, und deren Colonien von der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts an bis auf unſere gegenwärtigen Zeiten in ſich faſſen.

In dem erſten Theile habe ich mir nur alsdann Betrachtungen erlaubt, wenn ſie mir nöthig ſchienen, entweder die vorgetragetragenen Data mit einander zu verbinden, oder die Aufmerkſamkeit der Leſer auf ſolche Puncte zu leiten, die ich einer ſolchen Aufmerkſamkeit vorzüglich werth hielt. In dem zweyten Theile werde ich vielleicht der ganz vollendeten Geſchichte des andern Geſchlechts mehrere allgemeine Betrachtungen anhängen, die ſich als letzte Reſultate aus der Ueberſicht des Zuſtandes der Weiber in allen Ländern, und Zeiten ergeben, und die man als eine Scala, oder als einen Maaßſtab des Werths, der Sitten, und der Achtung des andern Geſchlechts wird brauchen können.

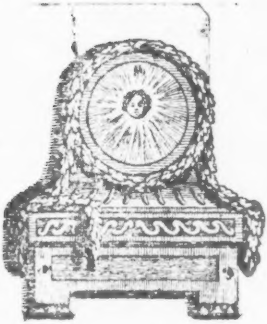
Vielleicht komme ich bis dahin auch zu der endlichen Entſcheidung einer Frage, die ich mir unzählige male aufgeworfen habe, ohne ſie auf eine befriedigende Art beantworten zu können, und die ich deßwegen meinen Leſern und Leſerinnen zur beliebigen Mituntersuchung vorlege: ob es nämlich für die Erziehung, Bildung, und das darauf gegründete wahre Glück der Teutſchen Frauen und Jungfrauen gut geweſen ſey, daß unſere Vorfahren die älteſten Teutſchen Geſetze, wodurch den Bräuten alle eigentliche Mitgabe, den Töchtern das Recht, ihre Väter zu beerben, und allen Weibern der eigenthümliche Beſitz unbeweglicher Güter entzogen wurde, daß man dieſe vaterländiſchen

Geſetze gegen die ſpätern Römiſchen Geſetze vertauſcht habe. Die allgemeine Aufnahme der Römiſchen Geſetze ſpricht für die Zweckmäßigkeit, und Nützlichkeit derſelben. Auf der andern Seite aber kömmt es mir unläugbar vor, daß Jungfrauen ſorgfältiger erzogen werden, ſich ſelbſt ernſtlicher bilden, und viel öfter, als jetzo, ſich glücklich vermälen würden, wenn ſie ſich nicht durch reiche Mitgaben, und Erbſchaften, ſondern allein durch perſönliche Vorzüge, und Verdienſte empfehlen könnten.

Die Vergleichung meiner Schrift mit des Franzöſiſchen Redners Thomas Eſſai ſur le caractere, les moeurs,

& l'eſprit des femmes, und des Engländers Alexander Geſchichte der Weiber wird einen jeden unparteyiſchen Leſer lehren, daß ich für meine Abſichten nicht viel Belehrung in den genannten Büchern finden konnte.

Göttingen am 25 Febr. 1788.



Geſchichte

des weiblichen Geſchlechts.

Die Geſchichte keines Volks, und keines andern Standes bietet ein ſo empörendes, und Abſcheu und Mitleiden in ſo hohen Graden erregendes Schauſpiel dar, als die Geſchichte des Zuſtandes des weiblichen Geſchlechts unter den meiſten Völkern der Erde. Selbſt das Schickſal von Sclaven war von jeher beneidenswerth, wenn man es mit dem Looſe des andern Geſchlechts vergleicht; und vermöge eines unbegreiflichen Widerſpruchs wurden die Gefährtinnen des Lebens, und die Mütter gemeinſchaftlicher Kinder gerade unter den Nationen am meiſten niedergedrückt und verachtet, unter welchen ſelbſt gefangene Feinde, als Knechte am meiſten geſchont, und am gelindeſten behandelt werden. Unter mehr, als der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts war das ganze irrdiſche Daſeyn von Weibern eine aneinander hängende Kette von Mühſeligkeiten, und Erniedrigungen, deren ſtilles Dulden die Kräfte der menſchlichen Natur zu überſteigen ſcheint; und der Zuſtand von Mädchen, Frauen und Witwen war ein Zuſtand von immer ſteigender Knechtſchaft und Elend, in welchen alle Beſchwerden und Uebel des menſchlichen Lebens hineingeworfen, und wovon hingegen faſt alle Freuden und Güter ausgeſchloſſen wurden. Noch jetzo werden in vielen Gegenden Mädchen, bevor ſie des Tages Licht erblicken, oder in den erſten Jahren der Kindheit von ihren Vätern verkauft, und wenn dieſes auch nicht geſchieht, ſo wuchern die Eltern mit den Reizen ihrer Töchter, überlaſſen ſie einem

nem jeden, der für den kurz daurenden Genuß ein kleines Geſchenk darbringt, und verhandeln ſie endlich ohne ihre Einwilligung an den erſten den beſten, der am meiſten dafür bietet, oder am längſten dafür dienen will. Der Anfang der Ehe iſt für Wildinnen der Anfang der härteſten, und ſchmäligſten Sclaverey, weßwegen auch manche Mädchen die Ehe mehr, als den Tod ſcheuen. Junge Weiber müſſen entweder alle, oder die ſchwerſten Arbeiten des Hauſes, und des Feldes verrichten, und müſſen nicht nur für ihre und ihrer Kinder Nahrung und Kleidung, ſondern auch für die Nahrung und Kleidung ihrer trägen und harten Ehemänner ſorgen. Dieſe unaufhörlichen Arbeiten, unter welchen manche erliegen, oder die wenigſtens manche in Verzweiflung ſtürzen, werden den Weibern nicht allein nicht durch Liebe und zärtliche Dankbarkeit belohnt, ſondern werden vielmehr durch natürliche, und ſelbſt erkünſtelte Verachtung vergolten, die in den heftigſten religiöſen Abſcheu übergeht, wenn Weiber die periodiſchen Abſonderungen erfahren, und ſelbſt wenn ſie ihren gefühlloſen Tyrannen die erſten Vaterfreuden verſchaffen wollen, oder wenn ſie die heiligſten

Pflichten von Müttern erfüllen. Schwangere und ſäugende Weiber, und noch mehr ſolche, die den regelmäßigen weiblichen Unpäßlichkeiten unterworfen ſind, erhalten nicht allein keinen Troſt und keine Hülfe in Zuſtänden, die unter uns auch die härteſten Herzen erweichen, ſondern ſie werden vielmehr als anſteckend und als Gegenſtände des göttlichen Zorns geflohen, und verſtoßen, und dürfen oft nicht einmal mit ihren Männern in denſelbigen Hütten wohnen, geſchweige daß ſie mit denſelben eſſen, oder ſie berühren dürften. Nicht genug aber, daß ſchwangere und ſäugende Weiber die Geſellſchaft ihrer Männer, und die Freuden der Ehe entbehren; ſie müſſen es auch ohne Murren leiden, daß ihre Männer andern Mädchen oder Weibern nachgehen, und ſie ſogar in die Hütte aufnehmen; ja wenn die erſten Frauen ihre Reize zu verlieren anfangen, oder die Männer ihrer überdrüſſig werden, ſo müſſen ſie ſich gefallen laſſen, ihren jüngern, und übermüthigen Nachfolgerinnen als Sclavinnen zu dienen. Dies unerträgliche Joch würden vielleicht die ihren Männern an Gefühlloſigkeit ähnlichen Weiber noch ertragen, wenn die Liebe und Ergebenheit ihrer Kinder einen Theil deſſen erſetzte, was ihnen durch die Gleichgültigkeit und Grauſamkeit der Gatten entzogen wird. Allein unter einem großen und vielleicht dem größten Theile der Völker, unter welchen die Weiber am unglücklichſten ſind, haben die Mütter über ihre Kinder, und beſonders über ihre heranwachſenden Söhne nicht die geringſte Gewalt, vielmehr müſſen ſie ſich von dieſen mißhandeln laſſen, worinn die Natterbrut oft eine Ehre ſucht, und wenn die Mütter ſich unterſtünden, ihre unbändigen Knaben auch auf das gelindeſte zu züchtigen, ſo würden ſie dafür von den liebloſen Vätern auf das ſchrecklichſte beſtraft werden. Wenn aber die Weiber auch noch ſo unaufhörlich arbeiten, und die Beſchimpfungen von kalten Gatten, undankbaren Kindern, und übermüthigen Nebenbuhlerinnen noch ſo geduldig ertragen, ſo iſt doch dieſer ſchreckliche Zuſtand von Unterwürfigkeit und Leiden nicht einmal ſicher; ſondern Frauen werden bey den geringſten Anläſſen verſtoßen, oder verkauft, oder ungeſtraft umgebracht und verzehrt. Selbſt nach dem Tode ihrer Männer können Witwen ſelten eine Milderung ihres Zuſtandes, viel öfter eine Erſchwerung ihrer Leiden erwarten. Entweder nämlich werden ſie von den Anverwandten des Mannes abermals verkauft, oder ſie werden aus ihrer Hütte ausgeſtoßen, ihrer kleinen Haabe beraubt, und ſterben ſehr oft den ſchrecklichſten Hungertod, nachdem ſie vorher ihre kleinern Kinder auf eine ähnliche Art haben umkommen ſehen. Wenn aber Weiber auch nicht von Hunger und Elend aufgerieben werden, ſo ſind ſie doch bey der Herannäherung des Alters keinen Tag ihres Lebens ſicher. Denn es darf nur irgend einem blödſinnigen Wilden ein Unfall begegnen, deſſen Urſache er ſonſt nirgends finden kann, um eine oder die andere alte Frau als die Urheberinn des ſchädlichen Zaubers anzuſehen, und des Unglücks, das ihn getroffen hat, und eine ſolche Zauberinn ohne alle Anklage, Verhör und Urtheil aus der Welt zu ſchaffen.

So, wie ich ſie jetzo geſchildert habe, iſt die Lage des andern Geſchlechts faſt unter allen unedlerern Völkern Mongoliſchen Urſprungs beſchaffen, die man als Mittelweſen zwiſchen den Europäern, und den unvernünftigen Thieren, oder als eine Art von Halbmenſchen anſehen kann, die ſich ſehr oft den Thieren weit mehr, als dem

Eu=

Europäer nähern. Zu allem verpflichtet, und zu nichts berechtigt genießen die Weiber unter den Mongoliſchen Nationen nicht einmal diejenigen Vorzüge, die wir Europäer als unverletzliche Rechte der Menſchen betrachten, und die unſere Sitten und Geſetze ſelbſt den verworfenſten Knechten, und den gefährlichſten Feinden zugeſtehen. Der bejammernswürdige Zuſtand der Weiber unter den thierartigen Völkern wird durch den heftigſten Hang, oder durch das dringendſte Bedürfniß der ſinnlichen Liebe, und durch die höchſte Cultur, deren dieſe Nationen fähig ſind, wenig oder gar nicht verbeſſert, oder gar noch verſchlimmert. Die brünſtigen Negern verachten und mißhandeln ihre Weiber faſt eben ſo ſehr, als die kalten Americaner, und die großen Nationen des ſüdlichen Aſiens, die ſich unter allen Völkern von Mongoliſcher Abkunft am meiſten über den Stand der Wildheit erhoben haben, begegnen, wenn es möglich iſt, ihren Töchtern, Weibern, und Witwen mit noch größerer Härte, als ſelbſt die Americaner und Negern thun. Unter den übrigen nicht Mongoliſchen Völkern war von jeher das Schickſal des ſchwächern Geſchlechts um deſto erträglicher, oder beſſer, je mehr dieſe Nationen wahre Menſchlichkeit, oder die den edlern Menſchen unterſcheidenden eigenthümlichen Vorzüge beſaßen. Weil nun die ſogenannten Morgenländer viel träger, gefühlloſer und brünſtiger ſind, als die Sclaviſchen Völker unſers Erdtheils, ſo waren die Weiber von jeher unter jenen viel gedrückter und eingeſchränkter, als unter dieſen, ſo wie ſie unter den letztern weniger geachtet, und geſchont wurden, als unter den Nationen von Celtiſcher Abkunft, deren höherer Adel ſich auch ſelbſt im Zuſtande der Barbarey durch ihr Betragen gegen die Weiber offenbarte. Je edler, oder menſchlicher Völker waren, deſto weniger war die Gewalt von Vätern und Gatten über Töchter und Weiber unumſchränkt, deſto mehr wurden die Töchter bey ihrer Vermählung zu Rathe gezogen, deſto freyer und ſelbſtändiger wurden ſie als Frauen, ohne deßwegen einer zügelloſen Ungebundenheit zu genießen, deſto geringer war die Gefahr, ohne gegründete Urſachen verſtoßen zu werden, und deſto geſicherter endlich wurde ihr Schickſal, ſelbſt alsdann, wenn die Gatten ſich freywillig von ihnen trennen wollten, oder ihnen durch den Tod entriſſen wurden. Unter den edelſten Völkern hatte die höhere, oder geringere Ausbildung des Geiſtes auf die Achtung gegen das andere Geſchlecht nur einen geringen Einfluß; denn die Weiber beſaßen unter den geiſtvollſten und tapferſten Europäiſchen Nationen in den Zeiten der Barbaren eben ſo große, und faſt noch größere Vorzüge, als nach der Ausbreitung von Künſten und Wiſſenſchaften; allein ſchnell und mächtig wirkten Reinigkeit, oder Verdorbenheit der Sitten auf den Zuſtand der Weiber. Je laſterhafter beyde Geſchlechter werden, deſto ſchwächer, oder geſchwächter werden die Männer, deſto kühner und männlicher die Weiber, deſto mehr werden die ſchaamloſen Weiber verachtet, und die ſchwachen Männer unterjocht und gemißhandelt, deſto mehr nehmen endlich die Rechte und Reichthümer der Weiber, und die Unterdrückung der ſelbſtſüchtigen, und ehrloſen Männer zu. Auch unter den Mongoliſchen Nationen ſind einige, unter welchen die Weiber ihre Männer, wie unumſchränkte Herrinnen beherrſchen, und an ihren Sclaven das Unrecht rächen, welches ihr Geſchlecht unter den übrigen Völkern gleichen Urſprungs leidet.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den heidniſchen Völkern in Sibirien, und unter den urſprünglichen Einwohnern von America.

Der Zuſtand der Weiber unter den heidniſchen Völkern in Sibirien, und unter den urſprünglichen Einwohnern von America, die aus dem nord-öſtlichen Aſien abſtammen, beweiſt allein ſchon die eine Hälfte der von mir vorgetragenen einleitenden Bemerkungen: daß nämlich Weiber um deſto weniger geachtet, und deſto mehr gemißhandelt werden, je träger, unempfindlicher, und geiſtloſer die Männer ſind. So wie aber die Sclaverey ganzer Nationen niemals allein die Wirkung der Eigenmacht, und Grauſamkeit von Deſpoten, ſondern auch der Schwäche, oder Verdorbenheit der unterdrückten Sclaven iſt, ſo entſteht die Erniedrigung und Unterdrückung des weiblichen Geſchlechts nicht bloß aus den Gebrechen und Laſtern der Männer, ſondern auch aus den Untugenden der Weiber; und unter allen Völkern in Sibirien und America alſo, unter welchen das andere

dere Geſchlecht auf das grauſamſte behandelt wird, ſind die Weiber eben ſo tugendleer, und beſonders eben ſo unbeſtändig, untreu und ſchaamlos, als die Männer hart, träge und unempfindlich ſind. Männer von edlerer Art würden ſelbſt ſolche Weiber, dergleichen Sibirien und America hervorbringen, nicht in dem Grade mißhandeln, in welchem ſie von den urſprünglichen Einwohnern dieſer fernen Welttheile gemißhandelt werden, allein eben dieſe harten, und mitleidsloſen Wilden würden auch edlere Weiber nicht ſo unterdrücken, als ſie die ihrigen unterdrücken, ſo wie auch Europäerinnen ſich gewiß nicht nach Sibiriſcher, und Americaniſcher Art würden tyranniſiren laſſen. Es gilt daher von den Weibern, was ich anderswo von ganzen Nationen geſagt habe; daß beyde nur da mit unumſchränkter Herren Gewalt beherrſcht werden, wo ſie durch ihre Unwürdigkeit oder Uebelartigkeit ein ſolches Schickſal verdienen, und zu ertragen im Stande ſind.

Eine der Haupturſachen der Verachtung und Verworfenheit, worinn die Sibiriſchen und Americaniſchen Weiber leben, iſt das unter den Männern allgemein verbreitete Vorurtheil, daß die Weiber unreine, den Göttern verhaßte Geſchöpfe, daß ihre periodiſchen Reinigungen, ihre Schwangerſchaften, Entbindungen, und ſelbſt das Säugen, Wirkungen des göttlichen Zorns, oder anſteckende Zufälle ſeyen, wodurch Menſchen, Thiere, und andere Gegenſtände, welche die Weiber berührten, zu gottesdienſtlichen Handlungen untüchtig, und der göttlichen Strafen theilhaftig würden. Dies Vorurtheil war unter allen Völkern um deſto tiefer eingewurzelt, je unvermögender ihr Geiſt, und je weniger ſie fähig waren, die Urſachen und Abſichten aller der weiblichen Natur eigenthümlichen Veränderungen einzuſehen *); und eben dieſes Vorurtheil brachte wiederum einen deſto größern Abſcheu, und eine deſto härtere Behandlung des weiblichen Geſchlechts hervor, je gefühlloſer die Männer gegen die Reize, die Verdienſte, und die Leiden der Weiber waren. Die geiſtreichſten Völker der

---

*) Man ſehe meine Abhandl. über die religiöſe Unreinigkeit der Weiber im Februar der Berlin. Monatsſchrift 1787.

der Erde, die Nationen reinen Celtiſchen Urſprungs hielten ſelbſt als Barbaren ihre Weiber in den vorher genannten Zuſtänden nicht allein nicht für unrein und verabſcheuungswürdig, ſondern bewieſen, und beweiſen ihnen alsdann gerade am meiſten ihre Zärtlichkeit, ihre Theilnehmung und ihren thätigen Beyſtand. Die Griechen und Römer waren zwar in dem unceltiſchen Vorurtheile, daß Weiber in den Zeiten der Reinigung, und bey und nach der Niederkunft anſteckend oder befleckend ſeyen; allein dieſer Wahn verlor ſich in den Zeiten der Aufklärung, und er war alſo unter dieſen Völkern weniger unausrottlich, als unter den Morgenländern, unter welchen er noch bis auf den heutigen Tag herrſcht, und zwar um deſto mehr herrſcht, je roher ſie ſind *). Selbſt unter den Morgenländern aber brachte dieſelbige Meynung von der religiöſen Unreinigkeit der Weiber nicht ein ſolches Betragen gegen die letztern hervor, dergleichen ſie unter allen oder den meiſten Mongoliſchen Völkern erzeugt hat. Die Morgenländer liebten doch immer Weiber

zu

---

*) Man ſehe die vorher angef. Abhandlung.

zu ſehr, als daß ſie ſich durch den Wahn von ihrer Beflecktheit zu ſolchen Beſchimpfungen und Unterdrückungen hätten verleiten laſſen können, als in welche faſt alle unedlere Völker, und unter dieſen zuerſt die Heiden in Sibirien gefallen ſind. Die Lappen, Samojeden und Oſtiaken, die Burätten, Tunguſen, und übrigen Sibiriſchen Nationen ſtimmen ſo wie in Sprache, Bildung und Gemüthsart, als auch darinn überein, daß ſie ihre unpäßlichen, ſchwangern, entbundenen und ſäugenden Weiber nicht nur als unrein verabſcheuen, ſondern daß ſie dieſelben auch aus ihren Hütten verſtoßen, oder ſie wenigſtens auf eine ſolche Art von ſich entfernen, daß ſie weder die Männer ſelbſt, noch ihre Speiſen und Geräth berühren können. Unter mehrern von dieſen Völkern werden die Weiber auch in den Zeiten, in welchen ſie weder unpäßlich, noch ſchwanger, noch neu entbunden ſind, für ſo unrein gehalten, daß ſie ſich niemals dem heiligen Feuer, und noch vielweniger den Göttern, und Opferplätzen des Volks nähern dürfen, und daß man es für nöthig hält, alles, was ſie berührt haben, vor dem Gebrauch durch Feuer zu reinigen, damit man nicht durch die den Speiſen, oder Kleidern, oder Geräthſchaften mitgetheilte Unreinigkeit befleckt und beſchädigt werde*).

Das Elend der Sibiriſchen Weiber wird außer den mitgetheilten Zeugniſſen noch durch viele andere davon beſtätigt. In Sibirien und beſonders in den öſtlichen Inſeln ſind mehrere Völker, die auch nicht einmal einen Schatten von Ehe haben, und unter welchen Weiber in einem beſtändigen Umlauf, ſo wie in einer beſtändigen Unſicherheit des Lebens und Unterhalts ſind; allein unter den meiſten kauft man Bräute entweder gegen Waaren, und Geld, oder gegen Dienſte, welche der Bräutigam dem Brautvater leiſtet. In jedem Fall frägt der Vater ſeine ſieben- oder achtjährige Tochter eben ſo wenig um Rath, als wenn er ein Rennthier, oder einen Zobelpelz verhandelte. Gewöhnlich geben die liebloſen Väter den verkauften Töchtern gar keinen Brautſchatz, oder ſie geben ihnen höchſtens den vierten Theil der Kaufſumme, oder des Werths des Waaren mit, die ſie als den Brautpreis empfangen haben *). Kein Wunder alſo, wenn die Männer ihre Weiber als Sclavinnen, oder als ihnen eigenthümlich zugehörige Laſtthiere, oder Hausthiere anſehen, über welche ſie nach Wohlgefallen ſchalten können. So wenig die Väter ſich bey der Verheirathung von Töchtern um die Einwilligung der letztern bekümmern, ſo wenig fragen die Männer ihre Weiber, wenn ſie mit den Reizen derſelben guten Freunden dienen, oder ſonſt einen ehrlichen Gewinn machen können. Man ſieht es in Sibirien als eine Pflicht der Gaſtfreundſchaft an, Fremdlingen, oder einkehrenden Bekannten Weiber und Töchter anzubieten; und eben ſo gehört es zu den Sibiriſchen Rechten des Ehemannes, daß er ſeine Frau, wie ſeine Rennthiere, oder Hunde und Schlitten gegen die Gebühr auf eine Zeitlang abtreten kann **). Die Männer halten es freylich für einen Eingriff in ihr Eigenthumsrecht, wenn die Frauen ſich andern, und beſonders Einheimiſchen

---

*) l. c.

---

*) Georgi's Beſchreibung der Rußiſch. Völker. S. 324.

**) Georg. S. 349. 356. 372.

miſchen ohne ihr Wiſſen übergeben, allein ſie laſſen ſich leicht befriedigen, wenn ihnen ein Schaaf zur Entſchädigung angeboten wird *). Findet jemand, daß ein Nachbar eine beſondere Neigung auf ſeine Frau geworfen hat, ſo tauſcht er dieſe entweder gegen die Frau des andern aus, oder er gibt ſie auch bisweilen für eine Blaſe voll Thran hin, ohne daß die Weiber gegen einen ſolchen Tauſch, oder Handel das geringſte einwendeten **). Wenn man ſich über dieſe Bereitwilligkeit der Sibiriſchen Weiber wundert, ſo wird man noch mehr erſtaunen, wenn man lieſt, daß Frauen, die das Verſchwinden ihrer Jugend und Fruchtbarkeit fühlen, nicht ſelten ſelbſt ihren Männern jüngere Weiber ſuchen, und als Sclavinnen derſelben alle ſchwere Arbeiten des Hauſes verrichten ***). Ungeachtet man kein großes Mitleiden mit Weibern haben kann, die ſich willig von ihren

---

*) ib. S. 311.

**) Georg. S. 341. Pallas Beyt. I. S. 261.

***) Webers neu verändertes Rußl. I. S. 156.

Männern verkuppeln, die ſich wie andere Hausthiere veräußern, oder vertauſchen laſſen, die endlich jüngern Nebenbuhlerinnen als Sclavinnen dienen, und ſich ohne Schaam dem erſten dem beſten in die Arme werfen, ſo iſt es einem doch faſt eine Art von Troſt, wenn man vernimmt, daß dann und wann gegen die Unterdrücker ein Recht der Wiedervergeltung ausgeübt wird. Der ältere Gmelin war ſelbſt Zeuge, daß ein alter Tunguſe von ſeiner jungen Frau und von ſeinem erwachſenen Sohne geprügelt wurde, weil er ſein Mißfallen über die blutſchänderiſche Vertraulichkeit zu erkennen gab, worinn ſeine Frau und Sohn faſt vor ſeinen Augen lebten *). Die Tunguſen, zu welchen dieſer gemißhandelte Vater und Gatte gehörte, ſind zwar noch unbärtiger, und auch eben ſo ſchwach, als die übrigen heidniſchen Völker in Sibirien; allein ſie äußerten doch bey den Einfällen der Ruſſen den meiſten kriegeriſchen Muth, der ſich auch ihren Weibern mitgetheilt zu haben ſcheint. Wenigſtens reiten die Weiber

---

*) **Gmelins** Reiſen II. S. 213.

ber und Töchter mancher Tunguſen eben ſo geſchickt, wiſſen ſich des Bogens eben ſo gut, als die Männer zu bedienen, und ziehen ſogar mit dieſen in den Krieg *). Bey aller dieſer anſcheinenden Männlichkeit werden die Tunguſinnen eben ſo oft vertauſcht und verkauft, als die Weiber der übrigen Völker in dem öden und ungeheuren Sibirien **).

Von allen andern Sibiriſchen Völkern unterſcheiden ſich die Kamtſchadalen auf eine merkwürdige Art durch das unumſchränkte Weiberregiment, welches ſie über ſich ausüben laſſen. Unter den Kamtſchadalen werden Töchter zwar gegen die Arbeiten einer bald kürzern, bald längern Dienſtzeit von den Vätern verkauft; allein die Väter übergeben ihre Töchter nicht dem erſten dem beſten, ohne ihre Neigung zu Rathe zu ziehen ***). Der Braut Vater

---

*) *Isbrand* im 8ten B. der Voy. au Nord p. 83. 199.

**) Man ſehe *Isbrand* am angeführten Orte S. 198.

***) Steller S. 341.

erlaubt weiter nichts, als daß der Bräutigam für ſeine Hütte arbeite, daß er ſich ſeiner Tochter, ſo viel ihm möglich iſt, nähere, und daß er mit derſelben in einer Hütte wohne und ſchlafe; allein wenn das Mädchen einen Freier verſchmäht, ſo wird es vom Vater nicht zur Ehe oder zur Uebergabe gezwungen, und alle Arbeit, die der Bewerber in dem Hauſe ſeines hoffentlichen Schwiegervaters verrichtet hat, iſt verloren, ohne daß er ſich beſchweren, oder Schadenerſetzung verlangen kann. Selbſt alsdann, wenn ein Mädchen einem Bräutigam gewogen iſt, kann weder dieſer, noch der Braut Vater den Tag der Hochzeit beſtimmen. Dem Vater geſtattet die Sitte des Volks nur dieſes, daß er dem Schwiegerſohn die Erlaubniß giebt, ſich ſeiner Tochter bey der erſten günſtigen Gelegenheit mit Gewalt zu bemächtigen; und dem Bräutigam bleibt nichts übrig, als daß er ſolche Gelegenheiten mit Gefahr ſeiner Geſundheit, oder wenigſtens ſeiner Haut zu benutzen ſucht. Will das Mädchen die Spröde machen, ſo mißlingen faſt immer die erſten Verſuche einer gewaltſamen Ueberrumpelung der Braut, indem dieſe alle ihre Freundinnen herbey ſchreyt, die den angreifenden Theil wetteifernd mit Nägeln und Fäuſten von der Beſitzergreifung abhalten, und ihn für ſeine unzeitige Kühnheit ſtrafen. Ungeachtet die Kamtſchadalen ſo träge ſind, daß, wenn ſie einen gehörigen Vorrath von Lebensmitteln zu haben glauben, ſie ſich nicht bewegen, und wenn auch die Eiche zu ihnen ans Land, und die Zobel, welches vormals nicht ſelten geſchah, in die Hütte kämen *), ſo ſind doch die Arbeiten unter beyde Geſchlechter in Kamtſchatka billiger getheilt, als unter den übrigen Wilden in Sibirien **), und die Männer übernehmen mancherley Geſchäfte, wodurch andere Wilde entehrt zu werden ſich einbilden. Die Männer in Kamtſchatka kochen nicht bloß, wie unter den Lappen, ſondern ſie verrichten auch willig eine jede Arbeit, die ihnen von ihren Frauen angewieſen wird ***). Die Anhänglichkeit, oder vielmehr Unterthänigkeit der Kamtſchadalen iſt ſo groß,

---

*) ib. S. 286.

**) ib. S. 316.

***) S. 28[illegible].

daß ſie ohne Murren zugeben, daß ihre Weiber alles, was ſie von Werth beſitzen, verwahren, und ihnen, ſo wie ſie etwas brauchen, nach dem Ermeſſen der Gebieterinnen austheilen. Wenn die Männer ſich gegen ihre Weiber verſündigen, ſo verſagen die letztern den erſtern nicht nur die eheliche Umarmung, ſondern auch den Taback, der den Kamtſchadalen, und den meiſten übrigen Völkern von Mongoliſcher Abkunft noch unentbehrlicher, als Brantewein iſt. Dieſes Bedürfniß, und die Gunſtbezeugungen ihrer Weiber erzwingen die Männer nicht mit Gewalt, ſondern durch die demüthigſten und anhaltendſten Bitten, und Liebkoſungen. Wenn Mangel und Hunger die Kamtſchadalen aus ihren Hütten heraustreiben, um Fiſche, oder Wildprett zu fangen, ſo gehen ſie nicht weiter, als daß ſie am Abend wieder zu Hauſe kommen, und ſich an der Seite ihrer Weiber von ihren Arbeiten und Beſchwerden erhohlen können. Werden ſie aber gezwungen, länger, als einen Tag auszubleiben, ſo bewegen ſie ihre Frauen mitzureiſen, weil ſie ohne dieſe nicht leben können. Die Kamtſchadalen ſind zwar nicht beſtändiger, als die übrigen Sibiriſchen und Mongoliſchen Wilden; und ſie verlaſſen daher leicht ihre Weiber, wenn ihnen andere beſſer gefallen, oder ſie nehmen wenigſtens neue zu denen, die ſie bisher hatten, hinzu; allein ſo lange ſie ſich von ihren Frauen nicht trennen, müſſen ſie vor dieſen ihre verliebten Gänge ſorgfältig verbergen, da die Weiber hingegen es gar nicht der Mühe werth finden, die Gunſtbezeugungen, die ſie andern geſchenkt haben, vor ihren Männern geheim zu halten.

Eine ſolche Herrſchaft der Weiber, und eine ihr entſprechende Unterthänigkeit der Männer, dergleichen man in Kamtſchatka antrift, muß nothwendig in phyſiſchen Beſchaffenheiten des einen, oder des andern Geſchlechts, oder auch beyder Geſchlechter gegründet ſeyn, und ich glaube nicht unrichtig zu rathen, wenn ich dies ſonderbare Phänomen auf folgende Art zu erklären ſuche.

Die Kamtſchadalinnen haben zwar alle unterſcheidende Merkmale der Mongoliſchen Bildung: große Köpfe, platte Geſichter, eingedrückte Naſen, blinzelnde kleine Augen, dicke Lippen, hervorragende Backenknochen,

u. ſ. w. allein ſie bleiben allem Anſchein nach viel länger friſch, als die übrigen Sibiriſchen Weiber, indem ihre kleinen runden Brüſte noch im vierzigſten Jahre ziemlich hart ſind. Gewiß aber ſind ſie viel ſchöner, und blühender von Farbe, als die Weiber aller, oder der meiſten übrigen Mongoliſchen Völker *). Die Haut der Kamtſchadalinnen iſt durch die wohlthätige Wirkung ihres Klima ſo weiß, als die von Europäerinnen, und ihre Wangen ſind nicht weniger, als die der letztern, durch einen lebhaften Purpur gefärbt. Die Kamtſchadalinnen ſind aber nicht bloß ſchöner, als die übrigen Sibiriſchen Weiber, ſondern ſie ſind auch viel geiſtreicher, als dieſe, und ſelbſt als ihre Männer, und in dieſen höhern Fähigkeiten ſuchte ſchon Steller die Urſache der außerordentlichen Gewalt, welche ſie über ihre Männer erlangt haben **). Zu dieſen Vorzügen der Weiber kömmt endlich die negernartige Ueppigkeit der Männer hinzu, die ſo groß iſt, daß die Umarmungen der Weiber ihnen eben ſo nothwendig, als die tägliche Nahrung ſind. Da nun die Männer durch ihren heftigen Hang zur ſinnlichen Liebe mehr, als andere Sibiriſche Wilden zu den Weibern hingezogen, und durch die vorzüglichern Reize der letztern mehr, als anderswo gefeſſelt werden, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſie zugleich von den ausgezeichneteren Fähigkeiten der Weiber auf eine ſolche Art, wie ich beſchrieben habe, unterjocht worden ſind.

---

*) Steller S. 298-300.

**) S. 254.

Bey allen den Vorzügen aber, welche die Kamtſchadalinnen vor ihren übrigen Sibiriſchen Schweſtern, und ſelbſt vor ihren Männern beſitzen, bleiben ſie doch immer mit den letztern in demſelbigen Range ſtehen, und machen mit dieſen eine Mittelart von Halbmenſchen aus, denen viele, beſſern Völkern eigenthümliche menſchliche Vollkommenheiten fehlen. Die Kamtſchadalinnen ſind nicht weniger ſchaamlos, als ihre Männer, und üben nicht nur, wie dieſe, öffentlich, und ſelbſt vor den Augen von Kindern die unnatürlichſten Lüſte aus[*],

---

[*] S. 288. 289.

ſondern ſie kommen auch öffentlich nieder, und überlaſſen ſich den Umarmungen ihrer Männer und Liebhaber ohne allen Scheu gleich den unvernünftigen Thieren. Ihre Sinnlichkeit iſt ſo thieriſch, und unwiderſtehlich, und ihre Sittſamkeit, oder Treue ſo geringe, daß ſie ſich einem jeden Mann Preis geben, weßwegen Steller auch von ihnen ſagt, daß ſie die Weiber aller Männer, ſo wie die Männer die Beyſchläfer aller Weiber ſind. Wegen ihrer unerſättlichen Ueppigkeit ziehen ſie die ſtärkern und mannhaftern Coſacken und Ruſſen ihren ſchwächern Landsleuten, die ſie verachten, unendlich vor, und ſie waren es daher auch, die den fremden Eroberern faſt alle Verſchwörungen ihrer Väter, Männer, und Brüder verriethen *). Bey der erſtern Be-

---

*) Steller S. 226. 299. Die merkwürdige Schilderung der Organiſation der Geſchlechtstheile von Männern und Weibern, die von den Europäiſchen Formen ſo ſehr abweicht, und wahrſcheinlich in allen Mongoliſchen Völkern wie in den Kamtſchadalen beſchaffen iſt, bot ſchon Stellern den vornehmſten Grund dar, warum die Kamt-

Beſetzung des Landes erbeuteten die Coſacken oft einen Harem von 10. 20. 30 Mädchen, und Weibern, die ſie, wie andere Waaren aufs Spiel ſetzten. Auf dieſe Art wurde ein Mädchen oft drey oder viermal an einem Abend verſpielt, und von dem Gewinner ſogleich in Beſitz genommen. Dieſe unwürdigen Schändungen brachten die leidenden Geſchöpfe nicht nur nicht auf, ſondern ſie waren ſo erfreut darüber, daß, wenn dieſes nicht geſchah, ſie voll Verzweyflung davon liefen, und ſich ſelbſt umbrachten *). Selbſt noch zu Stellers Zeiten konnte man keine Kamtſchadalinn durch die gröſten Verſprechungen und Belohnungen bewegen, für jemanden zu nähen, zu waſchen, oder andere kleine Dienſte zu verrichten: die einzige Art, wie man ſich alle dieſe Dienſtleiſtungen verſchaffen konnte, war durch Ge-

---

Kamtſchadalinnen den Europäern viel mehr, als ihren Landsleuten anhingen. Selbſt die Weiber und Beyſchläferinnen der Coſacken aber legen ihre alte Natur nicht ab, ſondern überlaſſen ſich, wie vorher, einem jeden, der ſich ihnen darbietet.

*) S. 289.

Gegendienſte der Liebe, die man keiner bewies, ohne daß ſie ſich dieſer Ehre nicht im ganzen Oſtrog, oder Dorfe gerühmt hätte *).

Wenn man die Kamtſchadalen ausnimmt, ſo werden die Weiber unter den übrigen Sibiriſchen Heiden wahrſcheinlich auf eben die Art behandelt, wie ich jetzo zeigen werde, daß man ſie unter den Americanern behandelt; nur ſind die Nachrichten von den Sibiriſchen Weibern nicht ſo genau und umſtändlich, als von den Americanerinnen. Es iſt aber nicht der Mühe werth, alles, was ſich über die letztern in allen Reiſebeſchreibern findet, zuſammen zu ſuchen. Die Bewohner keines andern Erdtheils ſind ſich in allen Stücken ſo ähnlich, als die urſprünglichen Bewohner der neuen Welt; und wenn man daher den Zuſtand der Weiber unter allen Völkern von America, die uns bekannt geworden ſind, beſchreiben wollte, ſo wäre das eben ſo viel, als wenn man jemanden unzählige Copieen deſſelbigen Gemäldes hinter einander vor-

---

*) ib. S. 288.

vorlegen wollte. Zweckmäßiger ſcheint es mir, einige der treuſten und ausführlichſten Schilderungen von der Lage des andern Geſchlechts in der nördlichen ſo wohl, als ſüdlichen Hälfte von America mitzutheilen, und dieſen die kleinen Abweichungen und Ausnahmen, die ſich hin und wieder zeigen, einzuſchieben, oder anzuhängen.

Unter den Grönländern, die, wenn man ſo reden darf, leibliche Brüder der Eskimos, und anderer Americaner ſind, iſt allein die Kindheit von Weibern derjenige Theil ihres Lebens, welchen zu verwünſchen ſie keine gerechte Urſache haben. Bis in das vierzehnte Jahr beſtehen die Beſchäftigungen von Mädchen in weiter nichts, als bloß in kindlichen Spielen, in Singen, Tanzen und Plaudern, welche kindliche Spiele dann und wann durch das Warten von Kindern und durch Waſſerhohlen nicht ſo wohl unterbrochen, als abwechſelnd gemacht werden *). Vom vierzehnten Jahre an bis an die Zeit ihrer Verheirathung, (die gewöhnlich erſt gegen das zwanzigſte Jahr

---

*) Cranz S. 225.

Jahr vor ſich geht,) lernen Mädchen die weiblichen Arbeiten, und fangen unter der Aufſicht ihrer Mütter an, zu nähen, zu kochen, zu gerben, und zuletzt in Weiberböten zu rudern, und Häuſer zu bauen. Bey allen dieſen Arbeiten werden die unverheiratheten Mädchen weder von ihren rechten, noch von ihren Pflegeeltern, oder von ſolchen Familien, welche ſie in ihren Dienſt aufgenommen haben, über Vermögen angetrieben, oder ſonſt gemißhandelt; denn ſelbſt an Kindes Statt angenommene, oder auch um den Unterhalt, und Wohnung dienende Mädchen können, wenn ſie mit ihrem Zuſtande unzufrieden ſind, die Hütte ihrer Wohlthäter, oder Herren verlaſſen, wenn ſie wollen, und die letztern würden allgemein beſchimpft werden, wenn ſie ihren Pflegetöchtern, oder ihren Mägden die geringſte Gewalt anthäten. Bey der Verheirathung werden die Töchter der Grönländer eben ſo wenig, als die der Sibiriſchen Wilden zu Rathe gezogen. Oft verſprechen Eltern ihre Kinder ſchon in der unmündigſten Kindheit mit einander *).

Wenn

---

*) S. 208. 209. ib.

Wenn dieſes aber auch nicht geſchieht, ſo ſagen die Eltern ihre Töchter dem erſten Freier, der ſich meldet, ohne weitere Umſtände zu, und die Töchter müſſen gehorchen, der Bewerber mag ihnen gefallen oder nicht gefallen. Es iſt freylich ſehr oft bloße Ziererey, wenn mannbare Grönländerinnen, die mit ihren Bräutigamen einverſtanden ſind, bey den erſten Heirathsanträgen ein heftiges Geſchrey erheben, ihre zuſammengeflochtenen Haare auseinander reißen, und aus der Hütte laufen. Nicht ſelten aber ſind dieſe Zeichen des Abſcheus gegen das Heirathen ungeheuchelt, und es gibt alſo auch der Beyſpiele nicht wenige, daß Mädchen, die angeſprochen werden, ſich in Einöden verlaufen, oder gar ihre Haare abſchneiden, welches in Grönland die größte Schmach und Entſtellung iſt, nach welcher ein Mädchen ſicher iſt, von Freiern nicht weiter angefochten zu werden. Wenn Mädchen ihre Abneigung gegen das Heirathen nicht ſo weit treiben, ſo werden ſie von den Brautwerberinnen, und deren Gehülfinnen aufgeſucht, und mit Gewalt in die Wohnung des Bräutigams geſchleppt, wo ſie einige Tage niedergeſchlagen, und mit zerſtreuten Haaren ſitzen, ohne etwas zu ſich zu nehmen. Dauert der Schmerz der trauernden Bräute zu lange und hartnäckig fort, ſo werden ſie durch Schläge genöthigt, ſich den jungen Männern zu überlaſſen, deren und deren Mütter Sclavinnen ſie von dem Augenblicke ihres veränderten Standes an werden. Vom zwanzigſten Jahre an, ſagt Cranz, iſt das Leben der Weiber eine Kette von Jammer, und Mühſeligkeiten *). Die Arbeit der Männer beſteht allein im Jagen und Fiſchen, allein ſie geben ſich nicht einmal die Mühe, die Fiſche, die ſie gefangen haben, in die Hütte zu tragen: vielmehr würden ſie glauben, ewig dadurch beſchimpft zu werden. Die Männer verfertigen freylich ihr Jagd- und Fiſchergeräth, und zimmern auch ihre Böte, allein ſelbſt dieſe müſſen die Weiber überziehen, ſo wie ſie, das Holzwerk ausgenommen, Häuſer und Zelte allein zu bauen, und auszubeſſern verpflichtet ſind **). Wenn die Weiber zu den Winterhütten Steine zutragen, daß ſie unter der Laſt erliegen möchten, ſo ſehen die Männer mit kaltſinniger Ruhe zu, ohne ihnen ihre Arbeit durch die kleinſte Hülfe zu erleichtern. Die Weiber müſſen endlich allein ſchlachten, kochen, gerben, und aus den bereiteten Fellen für ſich, ihre Kinder und Männer Kleider, Schuhe und Stiefeln verfertigen, und dieſes alles mit ſo wenigen, und ſo einfachen, oder unvollkommenen Werkzeugen, womit die kunſtreichſten Arbeiter in Europa dergleichen nicht verfertigen könnten *). Bey allen dieſen harten und unaufhörlichen Arbeiten werden die armen Weiber oft von ihren Schwiegermüttern, welche die Oberherrſchaft in den Häuſern ihrer verheiratheten Söhne führen, und noch mehr von ihren Männern gemißhandelt, die nur allein gegen ihre Weiber gewaltthätig ſind; auch müſſen ſie nicht ſelten ein, oder mehrere zänkiſche, und begünſtigte Weiber neben ſich dulden, die, wie in Kamtſchatka, bisweilen durch einen gewaltſamen Ueberfall erbeutet werden **). Ueberdem ſchweben ſie in beſtändiger Gefahr, von ihren Männern verſtoßen zu werden, beſonders wenn ſie nicht gleich in dem, oder in den erſten Jahren Kinder gebähren. Wenn eine Frau verſtoßen wird, ſo ſieht ſie ſich meiſtens genöthigt, bey andern Grönländern in den Dienſt zu gehen, wo ſie zwar weniger, als in der Hütte ihres Mannes gemißhandelt wird, aber auch keinen Augenblick ihrer Lage, und des damit verbundenen Unterhalts verſichert iſt. Stirbt hingegen der Mann, und läßt ſeine Frau mit mehrern unmündigen Kindern zurück, ſo iſt es ein großes Glück für die Witwe, wenn ſie mit ihren Kindern irgendwo als Magd unterkömmt, nicht nur wegen des Unterhalts, den die Kinder verlangen, ſondern auch wegen der Furcht, daß die Witwe, ſo bald ihre Kinder, und beſonders ihre Söhne erwachſen ſind, fortziehen, und ihren bisherigen Wohlthäter in einem hülfloſen Zuſtande verlaſſen möge. Witwen, die keine nahe Anverwandte haben, werden in den Augenblicken des heftigſten Schmerzes, wenn ſie ſich mit ihren Kindern auf der Erde umher wälzen, und den Tod des Mannes und Vaters beweinen, aller oder ihrer beſten Haabe ſelbſt von denen beraubt, die in ihre Hütte kommen, um ihnen ihr erkünſteltes Beyleid zu bezeugen. Die ausgeplünderten Witwen und Waiſen finden weder Geſetze und Richter, noch auch mitleidige Freunde, die das ihnen angethane Unrecht zu rächen ſuchten. Vielmehr müſſen ſie ſich bey denen, die ihnen das meiſte heimlich entwandt haben, einzuſchmeicheln ſuchen, um von denſelben aufgenommen zu werden. Dieſe Diebe erhalten die Witwen eine Zeitlang, werden ihrer aber bald überdrüßig, und ſtoßen ſie mit ihren verwaiſeten Kindern zur Hütte hinaus. Wenn ſie alsdann auch noch einmal, oder einige male eine ähnliche Aufnahme finden, ſo werden ſie faſt immer eben ſo bald fortgejagt, bis ihnen zuletzt alle Herzen und Hütten verſchloſſen werden. In dieſem Zuſtande einer gänzlichen Hülfloſigkeit bringen ſie ſich eine Zeitlang mit Fiſchen, Muſcheln und Seegraſe durch, allein da ſie keine Hütten, und keinen Seehundsfänger mehr haben, ſo erfrieren und verhungern ſie bald, und dieſes Umkommen von Witwen und Waiſen können die Grönländer mit einer ſolchen Gleichgültigkeit anſehen, als wenn die Sterbenden nicht Menſchen, ſondern Geſchöpfe von ganz anderer Art wären *). Wenn man dieſe und ähnliche Proben von ſcheußlicher Härte und Mitleidsloſigkeit der Wilden von Mongoliſcher Abkunft lieſt, ſo kann man nicht umhin, bey ſich ſelbſt den Schluß zu machen, daß dieſe Halbmenſchen in vielen Stücken bösartiger, und verabſcheuungswürdiger, als die blutgierigſten unter den reißenden Thieren ſind.

---

*) l. c.

**) S. 215. 16. 17.

---

*) S. 216.

**) l. c. und S. 209. 210.

Wenn aber Weiber erwachſene Söhne haben, dann wird ihr Zuſtand, mit dem Zuſtande anderer minder glücklichen Weiber verglichen, beneidenswerth. Zuerſt ſind ſolche Mütter vor der Verſtoßung ſicher, denn die Kinder, und ſelbſt erwachſene Söhne, die einzigen Stützen des Alters, folgen der Mutter, und nicht dem Vater, und kehren nicht einmal nach dem Tode der Mutter zum Vater zurück, der ihnen ganz fremd wird. Wenn aber auch den glücklichen Müttern von erwachſenen Söhnen die Männer abſterben, ſo ſind ſie nicht nur gegen alle Beraubung, und gegen alle Sclaverey in fremden Hütten geſchützt, ſondern ſie

---

*) S. 244. 248.

ſie werden auch noch viel unabhängiger, als ſie bey Lebzeiten der Männer waren. Durch eine unerklärliche Sonderbarkeit in der Natur der meiſten Mongoliſchen, und aller Americaniſchen Wilden beweiſen eben die Söhne, die ſich in ihrer Kindheit weder um Vater, noch Mutter bekümmern, und oft beyde mißhandeln, in ihrem reifern Alter den ſchwachen Müttern die gröſte Ehrerbietung, und einen faſt uneingeſchränkten Gehorſam, und die verwitweten Mütter bleiben daher nach wie vor in der Hütte der Söhne, die mit den väterlichen Böten, und Geräthſchaften den väterlichen Erwerb fortſetzen, ja ſie werden ſogar Herrinnen der Frauen, welche die Söhne ſich beylegen *). So wie ſie aber dieſe Herrſchaft nicht einer natürlichen Zärtlichkeit ihrer Söhne, ſondern einem bisher nicht genug enträthſelten Vorurtheil oder Aberglauben zu danken haben, ſo können ſie durch ein anderes Vorurtheil, oder eine andere Art des Aberglaubens eben dieſe Herrſchaft ſamt dem Leben verlieren. Alte Frauen geben ſich entweder aus eigennütziger Verſchmitztheit,

---

*) S. 211.

oder weil ſie ſich wirklich übernatürliche Künſte zutrauen, ſehr häufig mit Wahrſagen und Zaubern ab. Wenn ſie ihre angebliche Zauberey öffentlich treiben, oder auch derſelben nur heimlich verdächtig werden, ſo darf einem Grönländer nur eine Frau, oder ein Kind ſterben, oder die Flinte darf nur verſagen, oder er darf mit ſeinen Pfeilen nur einige male des Ziels verfehlen, und eine ſolche Zauberinn wird ſogleich auf die Angabe eiferſüchtiger Angekocks oder männlicher Zauberer entweder von allen Nachbaren geſteinigt, oder in die See geworfen, oder in Stücke geſchnitten. Man hat ſogar Beyſpiele, daß Söhne ihre Mütter, und Brüder ihre Schweſtern im Angeſicht aller übrigen Bewohner der Hütte ungeſtraft erſtechen, wenn die Mütter oder Schweſtern zu dem Verdachte von ſchädlicher Zauberey Anlaß gegeben haben *). Die Gefahr eines gewaltſamen Todes ſteht den Müttern auch alsdann bevor, wenn ſie ein zu hohes Alter erreichen, und in dieſem hülfloſen Alter ſich und andern beſchwerlich werden. In dieſem Fall wer-

---

*) S. 217. 218. 250.

werden ſie bisweilen auf ihre eigene Bitte, manchmal aber auch ohne dieſe durch die Hände ihrer harten Söhne lebendig begraben. Man hat in Grönland, wie in dem übrigen America die Beobachtung gemacht, daß die Weiber aller Beſchwerden und Gefahren ungeachtet, denen ſie ausgeſetzt ſind, dennoch im Durchſchnitt ein viel höheres Alter, als die Männer erreichen. Die Grönländer werden ſelten funfzig, oder über funfzig Jahre alt; die Weiber hingegen leben oft über ſiebenzig, achtzig und noch mehr Jahre hinaus, wenn ſie nicht in einem frühen, und hülfloſen Witwenſtande vor Hunger und Kälte umkommen *).

Unter den übrigen Americaniſchen Wilden iſt der Zuſtand des weiblichen Geſchlechts, kleine Verſchiedenheiten abgerechnet, eben derſelbige, wie unter den Grönländern. Unter allen werden ſie zu den Zeiten der Reinigung, der Schwangerſchaft, der Niederkunft und des Säugens für befleckend und vergiftend gehalten **),

und

---

*) S. 218.

**) Die oben angef. Abhandl. S. 111. 112.

und da die Americanerinnen bis in das dritte, und nicht ſelten bis in das ſechſte und ſiebente Jahr ſäugen, ſo kann man leicht denken, daß fruchtbare Weiber den gröſten Theil ihres Eheſtandes von dem vertrautern Umgange mit ihren Männern ausgeſchloſſen ſind, weßwegen auch viele, wenn ſie ſich ſchwanger fühlen, die Frucht abtreiben *). Die meiſten Wilden der neuen Welt bieten Fremdlingen ihre Weiber und Töchter an **). Viele Wilde verſprechen ihre Kinder, und beſonders ihre Töchter ſchon in der früheſten Kindheit ***), und faſt alle verkaufen ſie entweder um eine gewiſſe Dienſtzeit, oder auch gegen gewiſſe Geſchenke, ohne ihre Töchter zu fragen, ob ſie jetzo ſchon, oder ob ſie die ihnen zugedachten Männer heirathen wollen †). Wenn man

---

*) *Charlevoix* p. 288. 303.

**) *Boſſu* p. 249. *Carver* p. 131. Hiſtory of the Boucan. I. 238. *Falkner* p. 126. Curtis in Sprengels Beytr. I. S. 110. Cranz S. 248.

***) Man ſehe meine Abhandlung von frühen Ehen.

†) Meine Abhandl. von Brautpreiſen, und *Charlev.* p. 285.

man diejenigen Völker ausnimmt, unter welchen Mädchen und Jünglinge ohne alle Feierlichkeiten zuſammenlaufen, und ſich auch wieder verlaſſen, ſo ſind ſelbſt die Hochzeitsgebräuche ſymboliſche Zeichen der Knechtſchaft, welcher die Töchter von ihren Vätern überantwortet werden. Die Braut empfängt nämlich im nördlichen America ein Halsband, das aus einem langen und breiten ledernen Riemen beſteht, einen Keſſel und einen Holzſtoß: das erſtere, um anzudeuten, daß ſie die Laſten des Hauſes auf ſich nehmen; den andern, daß ſie für den Mann und die Kinder kochen; und den dritten, daß ſie alles Holz tragen müſſe *). In manchen Gegenden iſt es ſogar gewöhnlich, daß Bräute vor der Hochzeit alles Holz für den ganzen künftigen Winter zuſammenſchleppen. Wenn man Fiſchfang und Jagd nebſt der Verfertigung von Waffen und Böten ausnimmt, ſo liegen den Weibern alle übrigen Arbeiten des Hauſes und Feldes auf, welche ſie faſt keinen Augenblick raſten laſſen. Nur wenige unter den Wilden helfen den Weibern entweder

---

*) *Charlev.* p. 287.

bey der Reinigung des Feldes, oder auch bey der Einſammlung der gewonnenen Früchte *). Wenn die Männer von Zeit zu Zeit mit einer Büchſe, oder mit einem leichten Bogen auf die Jagd gehen, ſo müſſen die Weiber täglich, oft mit einem Kinde an der Bruſt und mit einem andern auf dem Rücken in Wäldern und Sümpfen umhergehen, um Pflanzen, Wurzeln, und Baumfrüchte zu ſuchen **). Ja ſie müſſen oft den ganzen Tag mit einem neugebornen Kinde an der Bruſt im Regen, oder in der heftigſten Hitze faſt ohne alle Nahrung auf dem Felde arbeiten ***). An ſtatt daß ferner die Männer Abends ohne alle Laſt zu Hauſe kommen, werden die Weiber außer den Kindern durch die gefundenen Nahrungsmittel, oder auch durch das Wild niedergedrückt, was die Männer erlegt haben, und die Frauen oft aus großen Entfernungen herbey ſchleppen müſſen, ohne daß ihre Tyrannen ihnen die Gegend, wo

---

*) Man ſ. *Charlev.* p. 330. **Bonevere** S. 112.

) *Gumilla* II. p. 134. **Vergl. S. 282-284.

***) Voy. au Nord V. 48.

es liegt; anders, als durch unbeſtimmte Winke anzeigten *). Wenn endlich die Männer nach geendigter Jagd ſich mit ihren Bekannten unterhalten, und den Magen füllen, oder Chica ſaufen, oder vom Fraß und Soff ausruhen, ſo müſſen die armen Weiber Holz und Waſſer hohlen, und einen großen Theil der Nacht durch Maiz mahlen, um am folgenden Tage von neuem Chica machen zu können. Alle dieſe ſchweren und unaufhörlichen Arbeiten werden den Weibern durch die ſcheußlichſten Mißhandlungen vergolten **), die den leidenden Geſchöpfen in manchen Gegenden ſo gewöhnlich werden, daß ſie dieſelben als Zeichen der Liebe ihrer Gatten anſehen, und ſie durch vorſetzliche Vergehungen ſich zuziehen, wenn ſie zu lange damit verſchont bleiben ***). Dieſe ſchrecklichen Arbeiten, und Mißhandlungen der Americaniſchen Weiber bewogen faſt alle Reiſende, die ſich lange unter den Wilden aufhielten, die

---

*) Voy. au Nord V. 48.

**) ib.

***) Boyer S. 134.

Americanerinnen für den unglücklichſten und am meiſten verachteten Theil ihres ganzen Geſchlechts zu erklären *). Eben dieſe Arbeiten, und Mißhandlungen ſind die Urſachen, daß viele Wildinnen die Früchte ihres Leibes abtreiben, oder ihren neu gebornen Töchtern den Hals brechen, oder ſie lebendig begraben, um ſie früh dem Elende zu entziehen, wodurch ſie ſelbſt faſt bis zur Verzweiflung gebracht werden **). Eben dieſe Arbeiten und Mißhandlungen enthalten auch unſtreitig den Hauptgrund, oder doch einen Mitgrund, warum junge Americanerinnen eine ſolche Abneigung gegen die Ehe haben, und dieſe Abneigung faſt auf dieſelbige Art, wie die Grönländerinnen zu erkennen geben ***).

Auch in America ſind einige Völker, unter welchen Weiber ihre Männer eben ſo ungeſtraft verlaſſen, als dieſe jene verſtoßen können; allein unter den meiſten Wilden, un

---

*) *Gumilla* l. c. *Charlev.* p. 287.

**) *Gumilla* II. p. 234.

***) *Dobrizhofer* II. p. 214. 216.

unter welchen Weiber durch Dienſte, oder durch Kleidungsſtücke, Hausrath und andere Waaren gekauft werden, ſind ſie ein Eigenthum der Männer, denen ſie ſich eben ſo wenig als Sclavinnen ihren Herren nach ihrem Belieben entziehen können *). Ungeachtet der **) Bräutigam manchmal ein ganzes Jahr und noch länger mit der übergebenen Braut zuſammenwohnt, ohne ſie zu berühren, oder die Ehe zu vollziehen, ſo ſind doch deßwegen die unnatürlich kalten Americaner nichts weniger, als treu. Wenn ſie ſich auch in ihrer Hütte mit einem Weibe begnügen, ſo haben und finden ſie doch Beyſchläferinnen in allen Gegenden und Dörfern, wohin ſie auf der Jagd kommen, weil allenthalben die Eltern ihre Kinder, die Männer ihre Frauen, und die Weiber und Mädchen ſich ſelbſt für eine Kleinigkeit ei-

---

*) Man ſehe unter andern *du Tertre* II. 376. 379. Unter den Miamis im nördlichen America hatte der Mann vormals das Recht, der Frau, die ihn boshafter Weiſe verlaſſen hatte, die Naſe abzuſchneiden, wo er ſie antraf p. 283. 84. *Charlevoix*.

**) *Charlevoix* p. 286.

einem jeden, der ihnen in den Wurf kömmt, überlaſſen *). Viele Wilde begnügen ſich zwar zu gleicher Zeit nur mit einer Frau, allein die jedesmalige Frau jagen ſie mit ihren Kindern weg, wenn es ihnen einfällt **), und ſie wechſeln daher, wie Dobrizhofer ſagt, ihre Weiber häufiger, als die Europäer ihre Hemden wechſeln ***). Wenn aber die erſten Frauen auch nicht weggeſchickt werden, ſo müſſen ſie ſich gefallen laſſen, einer oder mehrern jüngern Weibern als Sclavinnen zu dienen †). Als ſolche Sclavinnen müſſen ſie nicht nur für ihre jüngern Nebenbuhlerinnen arbeiten, ſondern ſie dürfen auch gar nicht murren, wenn dieſe ihre Kinder ſchlagen, oder ſie ſelbſt mißhandeln, aus Furcht, daß ihre ehemaligen Männer alles deſſen, was ſie in einer vieljährigen Ehe für ſie gethan haben, gänzlich uneingedenk den übermüthigen

---

*) Voy. au Nord V. 287. *Charlevoix* p. 283.

**) Man ſehe meine Abhandl. über die Urſachen der Vielweiberey im 2ten St. des 2ten B. des hiſtor. Magazins.

***) *Dobrizhofer* II. 219.

†) *Charlevoix* p. 283. *Gumilla* II. 242.

gen Nebenweibern zu Hülfe kommen möchten. Unter den polygamiſchen Wilden ſind die Weiber da am glücklichſten, wo eine jede Frau in einer beſondern Hütte wohnt, wie in Braſilien die Weiber der Vornehmen zu thun pflegen *), oder wo wenigſtens durch eine uralte Sitte die Anſprüche, Rechte, und Arbeiten der Weiber beſtimmt ſind, wie unter den Chilienſern und Caraiben. Unter den erſtern kocht diejenige Frau, welche die vorhergehende Nacht bey dem Manne geſchlafen hat, am folgenden Tage für ihn, ſattelt ſein Pferd, und verrichtet die übrigen häuslichen Arbeiten **). Unter den Caraiben hingegen hat eine jede Frau ihren Monat, wo ſie der Regel nach mit dem Manne zuſammenwohnt, ſeine Küche beſorgt, und ihn auch in andern Stücken bedient ***). Wenn eine Frau, die von ihrem

---

*) *Marcgraf* p. 28.

**) *Frezier* p. 125.

***) *du Tertre* II. 379. Unter den Caraiben auf den Inſeln werden dreyerley Sprachen geredet: die eine von den Weibern, welche die Männer zwar verſtehen, deren ſie ihrem Mann verſtoßen worden iſt, oder ihn durch den Tod verlohren hat, noch jung iſt, ſo findet ſie mit ihren Kindern eine leichte Aufnahme; iſt ſie hingegen alt, und ſchwach, ſo ſteht ihr eben das Schickſal, wie unter den Grönländern bevor. Junge Weiber, die ihre Männer verlieren, werden durch den Tod ihrer Herren nicht ganz frey, ſondern fallen mit der übrigen Verlaſſenſchaft der Männer der Familie des Mannes zu, die ſie an einen andern verkaufen, oder verſchenken kann *); und nur alsdann, wenn die Familie des Mannes einer Witwe keinen Mann wiedergibt, kann dieſe ſich nach ihrer eigenen Wahl verheirathen. Unterdeſſen hört die Abhängigkeit der Witwen von der Familie des Mannes auf, wenn ſie

---

ſie ſich aber nie bedienen, weil ſie ſich dadurch zu beſchimpfen einbilden: die andere von den Männern, welche dieſe wahrſcheinlich von dem feſten Lande mitgebracht haben: die dritte von Kriegern, und Alten, und dieſe braucht man bey geheimen Berathſchlagungen, die man vor Weibern und jungen Leuten verbergen will. *Labat.* VI. p. 127.

*) *Charlevoix* p. 283. 284. 376.

ſie erwachſene Söhne haben; denn alsdenn ſind ſie zu alt, um ſich wieder zu verheirathen, und werden ſelbſt als Häupter von Familien betrachtet. Erwachſene Söhne gehorchen nicht bloß ihrer alten Mutter, und alle Kinder folgen nicht bloß der Mutter, wenn ſie von dem Manne verſtoßen wird, ſondern die Kinder gehören auch unter vielen Völkern im nördlichen America ſelbſt während der Ehe der Mutter gleichſam eigenthümlich und ausſchließlich zu, und ungeachtet Kinder den Mann ihrer Mutter, als den Herrn der Hütte anſehen, ſo achten ſie ihn doch als ihren Vater eben ſo wenig, als wenn er ihnen ganz fremd wäre *). Unter den Caraiben hingegen gehorchen die Söhne während ihrer Kindheit und Jugend den Vätern eben ſo wenig, als den Müttern. Wenn aber die Väter alt und unvermögend werden, ſo werden ſie von den Söhnen wieder in ihre Hütte aufgenommen, und als die Herren der ganzen Familie verehrt. Als ſolche redet man ſie nicht, wie andere in der zweyten,

---

*) *Charlevoix* p. 287.

ten, ſondern zur Bezeugung der Ehrfurcht in der dritten Perſon an *).

In ganz America findet ſich kein Volk, unter welchem man nicht die gewöhnlichſten Unfälle, und natürlichen Uebel einem ſchädlichen Zauber zuſchriebe, unter welchem nicht die Jongleurs dieſen ſchädlichen Zauber von alten Frauen ableiteten, und alte Frauen deßwegen häufig, und ungeſtraft umgebracht würden **). Im ſüdlichen America gibt es ſogar menſchenfreſſende Nationen, die nicht bloß gefangene Feinde verzehren, ſondern ihre eigenen Kinder und Weiber, beſonders die leztern ſchlachten, und wenn ſie recht fett ſind, ihre Freunde und Nachbaren darauf zu Gaſte bitten ***).

Mit den bisherigen Nachrichten über das Elend der Weiber in America ſcheinen die Erzählungen mehrerer Reiſenden von weiblichen Regenten, und von dem großen Anſehen der Weiber unter verſchiedenen Nationen zu ſtreiten. Beyde Hälften der neuen Welt enthalten allerdings einige Völker, die dem Scheine nach von Weibern regiert werden *): noch mehrere aber, unter welchen man alles im Namen der Weiber zu verrichten, und ſie in den wichtigſten Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen ſcheint. Dies hörte und erzählt Charlevoix insbeſondere von allen den Jägervölkern im nördlichen America, welche die huroniſche Sprache reden. Unter dieſen Nationen iſt die Fürſtenwürde erblich, und pflanzt ſich nur allein durch die Weiber fort, ſo daß nicht der Sohn des verſtorbenen Anführers, ſondern ſein Schweſterſohn als Haupt des ganzen Volks nachfolgt. Wenn die regierende Linie ausſtirbt, ſo wählt die angeſehenſte Frau einen neuen Regenten. Weiber erkieſen ferner die Räthe, die dem jedesmaligen Anführer als Beyſtände zugeordnet werden, und ohne deren Einwilligung er nichts Wichtiges un-

---

*) Oldendorp I. S. 28.

**) Man ſehe meine Relig. Geſch. im Artikel von der Zauberey.

***) Man ſehe meine Unterſuchungen über menſchenfreſſende Völker in den Commentarien der Gött. Societät.

---

*) Man ſehe unter andern *Boſſu* p. 242.

ternehmen darf. Bisweilen ſollen ſogar Weiber als Rathgeberinnen des Haupts der Nation zugezogen werden. Wenn man über wichtige Dinge rathſchlagen will, ſo überläßt man die Vorberathſchlagung den verſammelten Weibern, die ihre Meynung dem Haupte oder Vorſteher des Volks mittheilen, von welchem ſie wieder dem aus den Aelteſten beſtehenden großen Rath vorgetragen wird *). — Wenn aber, ſetzt Charlevoix hinzu, die Weiber vormals alle dieſe Rechte hatten, oder wenn ſie ihnen noch jetzo in Worten zugeſtanden werden, ſo ſtimmt der heutige Brauch gar nicht mit dem alten, oder auch nicht mit den wörtlichen Verſicherungen der Männer überein. Ungeachtet alles im Namen der Weiber geſchieht, und die Häupter nur als Stellvertreter derſelben angeſehen ſeyn wollen, ſo reden die Männer doch ſelten von wichtigen Sachen mit den Weibern, und ſagen dieſen nicht mehr, als was ſie wiſſen ſollen **). Ueberdem iſt der Zuſtand der Weiber unter denjenigen Völkern, unter wel-

---

*) *Charlevoix* p. 267-269.

**) ib.

welchen ſie in öffentlichen Angelegenheiten das gröſte Gewicht zu haben ſcheinen, von dem Zuſtande der Weiber unter denjenigen Nationen gar nicht verſchieden, die ihren Frauen weder in Worten, noch in der That ein hohes Anſehen zugeſtehen. Die einen ſind, wie die andern Sclavinnen der Männer, und beyde müſſen dieſelbigen Arbeiten verrichten, und dieſelbigen Mißhandlungen dulden *).

Es läßt ſich leicht erklären, warum Nationen, die ihre Weiber in einem ſolchen Grade verachten, und mißhandeln, wie die Americaner, dennoch Frauen zu ihren Scheinregentinnen wählen können. Dies geſchieht unter den Americanern, wie unter andern Nationen, die mit ihnen gleichen Urſprungs ſind, und ihren Weibern auf eine ähnliche Art begegnen, durch die Eiferſucht der Vornehmſten des Volks, die keinem aus ihrem Mittel die Fürſtenwürde zugeſtehen wollen, und ſie lieber einem ſchwachen Weibe übergeben, von welchem ſie keine Einſchränkung ihrer Macht zu fürch-

---

*) ib. p. 287.

fürchten haben. Ganz unerklärlich aber iſt es mir, wie man unter Völkern, dergleichen die huroniſchen Wilden ſind, den gedrückten und verſchmähten Weibern auch nur den Worten nach ſolche Vorzüge einräumen konnte, als ihnen zugeſtanden werden. Wenn nur gewiſſe Weiber, oder die Weiber aus gewiſſen Familien die Vorberathſchlagung von öffentlichen Angelegenheiten, und die Wahl von Fürſten und deren Räthen hätten, ſo würde man dieſe Vorrechte, wie die Vorrechte der Weiber und Töchter aus den regierenden Geſchlechtern unter den Natchez und ähnlichen Völkern erklären können. Da ſie aber allen Weibern gemein ſeyn ſollen, ſo finde ich in der ganzen Denkart und Gemüthsart der Americaniſchen Wilden kein einziges Datum, aus welchem ich die räthſelhaften Scheinvorzüge ihrer Weiber abzuleiten im Stande wäre.

Unter den Natchez, und einigen benachbarten Völkern ſahen ſich die regierenden Familien als Abkömmlinge der Sonne an, und wurden daher auch von den Unterthanen als übermenſchliche Weſen verehrt. Weil unter eben dieſen Völkern dem jedesmaligen Fürſten nicht der Sohn, ſondern der Sohn der nächſten weiblichen Anverwandtinn folgte, und alſo die fürſtliche Würde durch die Weiber fortgepflanzt wurde, ſo nahmen alle Frauen und Töchter der regierenden Familie an den göttlichen Ehrenbezeugungen Theil, die man den jedesmaligen Regenten erwies *). Die Mutter des Fürſten, oder der Sonne (denn mit dieſem Namen wurden die Häupter der Natchez, wie die Yncas in Peru belegt,) wurde bey ihren Lebzeiten, und beſonders nach dem Tode faſt noch mehr, als der unumſchränkte Sohn verehrt. Auch an den Gräbern anderer Prinzeßinnen opferten die Söhne bisweilen ihre eigenen Väter, wenn dieſe anders von gemeiner Herkunft, und nicht aus königlichem Geblüte waren. Alle Fürſtentöchter hatten das Recht über Leben und Tod, und konnten einen jeden, der ihnen zu mißfallen das Unglück hatte, von ihren Wachen auf der Stelle umbringen laſſen. Wenn Fürſtentöchter Gemeinen die Ehre erwieſen, ſie zu ihren Gatten zu erwählen, ſo muſten dieſe ihren erlauchten Beherr-

ſche-

---

*) Man ſehe *Charlevoix* p. 421. u. f. S.

ſcherinnen den vollkommenſten Gehorſam, und die unverbrüchlichſte Treue beweiſen; denn bey dem geringſten Zeichen von Widerſetzlichkeit, oder Untreue konnten Prinzeßinnen ihre Männer, wie andere Gemeine hinrichten laſſen. Die Prinzeßinnen hingegen ſahen es als ein angeſtammtes Vorrecht ihrer göttlichen Abkunft an, daß ſie thun, und leben konnten, was, und wie ſie wollten, ohne daß ihre unterthänigen Gatten ſich zu beklagen, oder ſie zu beſtrafen das Recht hätten *).

In den beyden größern Reichen der neuen Welt, welche die Spanier bald nach der Entdeckung derſelben zerſtörten, näherte ſich der Zuſtand des andern Geſchlechts dem Zuſtande der Weiber im ſüdlichen Aſien: doch waren die Weiber und Töchter in Mexico weniger abhängig, als in Peru, wo der unumſchränkteſte Deſpotismus die heiligſten natürlichen Rechte der Eltern vernichtet hatte. In Mexico wurden die Töchter zwar von den Vätern verkauft, allein die Töchter erhielten eine dem Stande und Ver-

---

*) ib.

Vermögen ihrer Eltern gemäße Ausſtattung, die ſtets ihr Eigenthum blieb. So wie der Mann ſeine Frau verſtoßen konnte, wann er wollte, ſo konnte die Frau ſich nach Belieben von dem Manne ſcheiden, und in beyden Fällen erhielt die Frau ihr Eingebrachtes, und theilte mit dem Manne die Kinder, ſo, daß ihr die Töchter, und dem Mann die Söhne zufielen. Getrennte Eheleute durften bey Strafe des Todes ſich nie wieder zuſammenfügen *).

In Peru hatten die Väter nicht die geringſte Gewalt über ihre Kinder, wenigſtens nicht bey ihrer Verheirathung. Zu gewiſſen Zeiten ließ der regierende Ynca alle mannbaren Mädchen und Jünglinge aus königlichem Geſchlechte ſo wohl, als aus den Häuſern der vornehmſten Männer des Reichs zuſammenkommen, und vermählte ſie mit einander. Auf eben die Art verfuhren die Befehlshaber in Städten und Dörfern, ohne auf die Abſichten der Eltern, die Neigungen der jungen Leute, und auf andere, als den erſten Grad von Ver-

---

*) *Acoſta* fol. 246. 247.

wandſchaft, die geringſte Rückſicht zu nehmen. Frauen, die Hohen und Niedrigen auf eine ſolche Art von dem angebeteten Fürſten, oder deſſen Stellvertretern zugetheilt wurden, erhielten allein die Vorzüge rechtmäſſiger Frauen. Sie allein trauerten nach dem Tode des Mannes, und wahrſcheinlich wurden ſie auch, wie im ſüdlichen Aſien, als die Mütter der Kinder der übrigen Beyſchläferinnen verehrt. Außer der rechtmäßigen Frau konnte ein jeder Mann ſo viele Kebsweiber, oder Beyſchläferinnen nehmen, als er wollte. Allein wenn eine Frau ſich mit einem andern Manne verging, ſo wurde die Ehebrecherinn ſo wohl, als der Verführer mit dem Tode beſtraft: ausgenommen, wenn der Mann für ſie um Gnade bat, und ihr Verzeihung ihres Fehltritts wiederfahren ließ. Alsdann wurde die Schuldige zwar geſtraft, aber doch nicht mit Todesſtrafe belegt *). Das Feld bearbeiteten die Gemeinen und ihre Weiber mit gemeinſchaftlichen Kräften; doch gab es einzelne Gegenden, in welchen die Weiber

---

*) *Acoſta* Liv. VI. c. 18. *Garcilaſſo* L. IV. Ch. VI. etc. ferner Ch. 13.

der allein das Feld bauten, während daß die Männer zu Hauſe weibliche Arbeiten verrichteten. Die Weiber der Vornehmen waren in Peru eben ſo ſehr, als in Mexico eingeſchloſſen, und beſchäftigten ſich vorzüglich mit dem Spinnen und Weben von Wolle und Baumwolle. Auch unter den niederen Claſſen lag den Weibern die Verfertigung von Kleidungsſtücken; den Männern aber die Verfertigung der Bedeckungen von Füßen und Beinen auf, womit ſich ſelbſt die Fürſten des regierenden Hauſes beſchäftigten. Witwen, die Kinder hatten, verheiratheten ſich niemals wieder. Kinderloſe Witwen ſehr ſelten. Eine natürliche Folge der Verheirathung junger Leute in Peru war dieſe, daß die Väter ſich um die Ausſtattung der Kinder weniger, als anderswo bekümmerten. Die Wohnungen von neu vermählten Yncas, oder Fürſten und Fürſtinnen des regierenden Hauſes wurden von den Unterthanen der Provinzen erbaut, denen dieſe Arbeit angewieſen war: das Hausgeräth aber und die übrigen Zierrathen und Nothwendigkeiten muſten von den nächſten Verwandten beſorgt werden. Eben dieſe Ausſtattung lag auch den Verwandten von neu vermählten aus den übrigen Ständen auf: die Häuſer oder Wohnungen aber aller jungen Leute wurden auf Koſten der Stadt, oder der Gemeinheit aufgeführt, zu welcher ſie gehörten: woraus man ſchon ſchließen kann, daß dieſe Wohnungen ſo ſchlecht als möglich ſeyn muſten.

* * *

Zweyter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den Negervölkern in Afrika.

Wenn man von den Negern in Afrika handeln will, ſo muß man ſtets diejenigen, die es bloß durch die Farbe ſind, von denen unterſcheiden, die es durch ihre ganze äußere, und innere Bildung ſind. Die erſtern ſtammen unfehlbar entweder von den Mauren, oder von den Habeſſiniern ab, denen ſie in Anſehung der Form des ganzen Körpers, und beſonders aller Haupttheile des Geſichts vollkommen ähnlich ſind. Dieſe ſchönen Neger ſind viel fähiger, gutartiger, reinlicher, thätiger, und gebildeter, als die häßlichen, die alle unterſcheidenden Merkmale der Mongoliſchen Bildung haben: ſie verlangen Jungfrauſchaft, bezahlen höhere Brautpreiſe, geben reichere Ausſteuer, feiern prächtigere Hochzeiten, und dringen mehr auf die Treue der Weiber, als die häßlichen Negern, die den Americanern, ſo wie in Anſehung der Abſtammung und Geſtalt, alſo auch in Anſehung der Gemüthsart, und Sitten, und namentlich der Behandlung der Weiber gleichen.

Unter den eigentlichen, oder häßlichen Negern haben Väter und Männer über ihre Töchter, und Weiber eben ſo viel Gewalt, als in America. Die Negern bieten ihre Weiber und Töchter den Europäiſchen Fremdlingen eben ſo häufig, oder noch häufiger, als die Americaner an, und rechnen es ſich zu einer hohen Ehre, wenn die einen, oder die andern von Europäern ſchwanger werden *). Die Väter können mit den Reizen ihrer Töchter um deſto ſicherer wuchern, da eine Menge von begünſtigten Liebhabern, und wiederhohlte Proben von Fruchtbarkeit nicht allein keine Schande bringen, ſondern vielmehr Empfehlungen von Mädchen ſind: weßwegen dieſe auch nicht immer auf den Befehl der Väter und Mütter warten, um Liebhaber zu beglücken, ſondern eben ſo oft ihrem eigenen Triebe

auch

---

*) *Dampier* II. 86. *Flacourt* p. 85. *Gentil* II. 515. *Pages* II. 104. *des Marchais* I. p. 103. II. 177. *Lobo* p. 27. *Carazzi* I. 226. *Loyer* p. 71. *Labat* V. 67. Bosmann S. 33. 242. 249.

auch aus dem Grunde folgen, um ſich ein kleines Peculium oder Heirathsgut zuſammen zu ſparen *). Die Eltern verkaufen ihre Töchter nicht bloß an Liebhaber, ſondern auch an Bewerber, ohne an der Einwilligung ihrer Töchter zu zweyfeln, oder ſich darnach zu erkundigen, indem den Negerinnen und Americanerinnen ein junger Kerl aus ihrem Volke ſo gut, wie der andere iſt, ſo wie die Americaner und Negern unter Mädchen und Weibern von gleichem Alter von Seiten der Schönheit ſelten oder niemals Unterſchiede zu machen pflegen. Die meiſten Negern erhalten für ihre Töchter nur einige Flaſchen Brantewein, und höchſtens einige Kleidungsſtücke, und wenn dieſe Brautpreiſe überliefert ſind, ſo führen die Väter ihre willigen Töchter in die Hütten der Bewerber, oder der jungen Männer hin **). Gleich beym Eintritt in die Hütte befiehlt der Bräutigam der jungen Braut, Waſſer, oder Holz, oder andere Nothwendigkeiten zu hohlen ***), um ſie ſchon im erſten Anfange der Ehe an die Unterthänigkeit zu gewöhnen, welche ſie ihrem Herrn ſchuldig iſt. Ein Neger mag ſein Weib ſo ſehr lieben, als ein Neger nur lieben kann, ſo geſtattet er doch niemals, daß ſie mit ihm ißt, weil er ſich dadurch zu verunreinigen, oder ſeiner Herrenwürde etwas zu vergeben glauben würde; und in dieſer beſchimpfenden Entfernung halten ihre Weiber ſogar die Negerſclaven in Weſtindien, wo man doch glauben ſollte, daß die härteſte gemeinſchaftliche Sclaverey Mann und Frau auf das engſte verbinden würde *). Der ärmſte, und elendeſte Neger läßt ſich, ſelbſt als Sclav in Weſtindien, von ſeiner Frau wie von einer Sclavinn meiſtens knieend bedienen: knieend müſſen die Negerinnen ihren Männern Taback, und Getränke reichen: knieend ſie begrüßen, wenn ſie von der Jagd oder einer andern Reiſe zurück kommen: knieend endlich von ihren ſchlafenden Männern die Fliegen wegſcheuchen **). Zur Zeit ihrer Reinigung dür-

---

*) ib.

**) *des Marchais* II. 178. *Snellgrave* p. 210 Proyart I. S. 68.

***) *Labat* II. p. 299.

---

*) *Lab.* ll. c. *Adanſon* p. 32. **Oldendorp** I. S. 376

**) ll. cc. & *Moore* p. 86.

dürfen die Negerinnen gar nicht in die Hütten der Männer kommen; auch ſind ſie in den Zeiten der Schwangerſchaft, und des Säugens, welches letztere ſie zwey bis drey Jahre fortſetzen, von den Umarmungen der Männer gänzlich ausgeſchloſſen *).

Es gibt einzelne Gegenden am Gambia, wo die Männer und Weiber die Feldarbeiten gemeinſchaftlich verrichten **). Auch laſſen ſich reiche Negerinnen von Sclaven und Sclavinnen bedienen, ohne zu ſchweren Arbeiten verbunden zu ſeyn ***): allein unter den meiſten Negervölkern müſſen die Weiber alle Arbeiten des Hauſes und Feldes, wie in America, übernehmen. Der Mann ſorgt außer ſeinen Waffen und Werkzeugen für die Erhaltung der Hütte, und dann und wann auch für die Kleider, und den Putz ſeiner Frauen. Vorzüglich aber geht er auf die Jagd, und den Fiſchfang, und theilt das, was er gefangen hat, zu gleichen Theilen unter alle ſeine Frauen aus, oder wenn es zu wenig iſt, ſo gibt er es allein derjenigen, die an dem Tage, oder in der Woche ſeine Küche beſorgt. Die Weiber hingegen müſſen nicht bloß den Mann bedienen, nicht nur ihre Kinder in Acht nehmen, und meiſtens eins an der Bruſt ſelbſt bey den ſchwerſten Arbeiten tragen; ſondern es liegt ihnen auch ob, Baumwolle zu ſammlen, und daraus Kleider für ſich, ihre Kinder und den Mann zu verfertigen, ferner Maiz, Hirſe, Taback und Reis zu bauen, zu reiben, oder zu ſchneiden, das Eſſen und Trinken zu bereiten, die Hütten rein zu halten, das häusliche Vieh in Acht zu nehmen, und Waſſer und Holz zu hohlen *). Von allen dieſen Arbeiten ſind die meiſten Weiber und Beyſchläferinnen der Könige nicht befreyt, ſondern man ſieht dieſe gleich andern auf dem Felde arbeiten **).

---

*) Man ſehe meine Abh. in der Berliner Monatsſchrift S. 112. 113.

**) *Moore* p. 90.

***) Demanet II. S. 44.

Die Negern haben viel häufiger, als die froſtigen Americaner mehrere junge Weiber zu gleicher Zeit, deren Verhältniſſe, Vorrechte, und Pflichten unter verſchiedenen

---

*) Proyart S. 85. und *Labat* II. 301.
**) Proyart l. c.

nen Völkern in Afrika ſehr verſchieden ſind: welche Abweichungen man entweder aus der Nachahmung von benachbarten Mahomedanern, oder aus der Abſtammung von ſchwarzen Völkern, die nicht eigentliche Negern ſind, nämlich von den Mohren oder Habeßiniern ableiten muß. Unter vielen Negern haben alle junge Weiber gleiche Vorrechte, wie gleiche Laſten. Eine jede Frau wohnt in einer beſondern Hütte, empfängt einen gleichen Theil von dem Ertrage der Jagd, oder des Fiſchfangs des Mannes, und erwartet, oder beſucht den Mann in ihrer Woche oder in ihrem Monate, um die Freuden der Ehe zu genießen, und die Küche des Mannes zu beſorgen *); auch erben alle ihre Kinder zu gleichen Theilen. Anderswo hingegen erhält entweder diejenige Frau, welche der Mann zuerſt gewählt, oder die den erſten Sohn gebohren hat, große Vorzüge vor den übrigen Weibern und Beyſchläferinnen **). Eine ſolche Glückliche wird auf eine gewiſſe Art die Ge-

---

*) *Labat* V. 326.

**) *des Marchais* I. 139. 286. 87. *Labat* II. 301. de Manet II. S. 53. 54.

bieterinn aller übrigen: hat die Schlüſſel und die Oberaufſicht über das ganze Haus: theilt den Sclaven, und Beyſchläferinnen ihre Arbeiten aus, und ſchläft drey Nächte bey ihrem Manne, wenn die übrigen Weiber dies Glück nur eine Nacht genießen. Solche Frauen können nur im Fall des Ehebruchs verſtoßen, oder verkauft werden, und hin und wieder haben ſie ſogar das Recht, daß der Mann ohne ihre Einwilligung keine neue Beyſchläferinn nehmen darf, welches ſie aber gern zugeben, da ſolche Beyſchläferinnen und deren Kinder den vornehmſten Reichthum der Negern ausmachen *). Uebrigens ſind die gemeinen Negern ſo wohl, als ihre Könige eben ſo ſcheußlich undankbar, als es die Americaner ſind. Wenn Frauen und Beyſchläferinnen reizlos und unfruchtbar werden, ſo müſſen ſie den jüngern dienen, oder ſie werden auch als Sclavinnen verkauft. Selbſt der König von Whida ſchickte vormals von Beyſchläferinnen, deren er überdrüſſig geworden war, ganze Dutzende zu

Mark-

---

*) Man ſehe auch **Bosmann** S. 239. u. f. *Loger* p. 139.

Markte, um ſie an die Europäer zu verhandeln *).

So wie außer der erſten Frau keine andere vor dem Unglück, an die Europäer verkauft zu werden, geſichert iſt, (und ſelbſt die erſten Frauen werden manchmal verkauft, wenn Negern gleich geſchworen haben, es nicht zu thun,) ſo ſchweben die Weiber der Negern auch in beſtändiger Gefahr, von ihren Männern verſtoßen zu werden **), anſtatt daß ſie ſelbſt wie Sclavinnen an ihre Herren unauflöslich gebunden ſind. Wenn die Negern ihre Weiber verſtoßen, ſo können ſie alle Kinder derſelben mit wegjagen; ſie haben aber zugleich das Recht, zu behalten, welche ſie wollen, ja ſogar eine lange Zeit nach der Verſtoßung alle diejenigen, die ſie wollen, wieder zu nehmen ***). In Madagaſcar dürfen die verſtoßenen Weiber ſich nicht einmal wieder verheirathen, als bis ſie ihren ehemaligen Männern den

---

*) ll. cc. II. p. 64. 70.

**) *Moore* p. 94. de Manet II. 74. *Flacourt* p. 104. *Labat* & *des Marchais* ll. cc.

***) *Moore* l. c.

für ſie ausgelegten Brautpreis zurück bezahlt haben *).

Wenn Streitigkeiten unter den Weibern entſtehen, ſo iſt der Mann der einzige und höchſte Richter. Beyde Parteyen tragen ihre Nothdurft knieend vor, während der Mann mit untergeſchlagenen Füßen die feierlichſte Richtermine annimmt. Sobald er ſein Urtheil ausgeſprochen hat, entfernen ſich Klägerinnen und Beklagte mit dem ehrerbietigſten Stillſchweigen, und unterwerfen ſich ohne Murren oder Gegenreden dem Urtheil, das über ſie gefällt worden iſt **).

Den Mandingos in Afrika iſt dieſes hausrichterliche Amt, und die herriſche Gewalt, die ſie über ihre Frauen ausüben, noch nicht genug; ſondern alle Männer haben einen furchtbaren Bund, und ein geheimes Gericht wider die Weiber errichtet, das der Spaniſchen Inquiſition gar nichts nachgibt. Zuerſt haben ſie, wie die Ca-

rai-

---

*) *Flacourt* l. c.

**) Proyart I. S. 84.

raiben, eine geheime Sprache *), welche die Männer nur alsdann unter ſich reden, wenn ſie etwas wider die Weiber unternehmen wollen. Wenn eine Frau ſo neugierig wäre, dieſe Sprache lernen zu wollen, ſo würde ſie gewiß, ſobald die Männer ihre Gelehrſamkeit erführen, ohne Gnade als eine Verrätherinn und Entweiherinn heiliger Geheimniſſe umgebracht werden. Nicht weniger unzugänglich iſt ein geheimer Männerorden, der zur Bändigung oder Beſtrafung ſchuldiger Weiber geſtiftet worden iſt. In dieſen geheimen Bund wird kein Jüngling unter ſechszehn Jahren aufgenommen, und wer darinn eingeweiht wird, muß den furchtbarſten Eid ſchwören, daß er die Geheimniſſe des Ordens keinem Profanen, und am wenigſten einer Perſon des andern Geſchlechts offenbaren wolle. Die Uebertretung dieſes Gelübdes wird ſelbſt an den vornehmſten Perſonen mit unabbittlicher Todesſtrafe geahndet **). Als daher im Jahr 1727 ein König von Jagra die Abſichten und Entwürfe des Ordens einem ge-

---

*) *Moore* p. 28. 82.

**) p. 82. 83.

liebten Weibe offenbarte, und dieſes Weib unvorſichtig genug war, die ihr anvertrauten gefährlichen Myſterien andern Freundinnen auf eine ſolche Art mitzutheilen, daß die übrigen Ordensbrüder es wieder erfuhren, ſo wurden der König und ſeine Gemahlinn ſogleich vor das Capitel des Ordens gerufen, ihres Vergehens überführt, und als Todesverbrecher hingerichtet.

Der furchtbare Repräſentant, und Richter, oder Rächer des Ordens iſt ein Popanz, oder eine Schreckgeſtalt, die von den Weibern im Ernſte, oder weil ſie es am ſicherſten finden, ihre wahre Meynung nicht merken zu laſſen, für einen wilden Mann gehalten wird. Dieſe Schreckgeſtalt, die man Mumbo-Jumbo nennt, iſt ein verkappter Mann, der mit einem Kleide von Baumrinde angethan, und mit einer Crone, oder einem Buſch von Stroh geziert iſt: wodurch er bis zu einer Höhe von acht bis neun Fuß anwächſt. Dieſes Geſpenſt erſcheint immer nur in der Nacht, um einen deſto tiefern Eindruck zu machen, und erregt ein Geräuſch, das man für das Geräuſch eines unbekannten wilden Thiers halten ſollte. Wenn die Weiber das Geſchrey

ſchrey des Mumbo-Jumbo hören, ſo entfliehen ſie ſo ſchnell, und weit, als ſie nur immer können. Allein der verlarvte Weiberrichter läßt durch die Trabanten, mit denen er umgeben iſt, diejenigen wieder einhohlen, die eine Züchtigung verdient haben. Dieſe werden entweder gegeißelt, oder auch kurz und gut umgebracht, denn alle Negern, die das Geſpenſt begleiten, müſſen die Winke und Befehle deſſelben augenblicklich vollſtrecken *). Mit dieſer Verfahrungsart gegen die Negerinnen darf man nur noch die Erzählung mehrerer glaubwürdiger Schriftſteller verbinden, daß in der ſüdlichen Hälfte von Afrika viele Häupter und Fürſten zahlreiche Haufen von jungen Mädchen haben, nicht bloß um mit denſelben ihre Brunſt, ſondern auch ihre tigerartige Begierde nach Menſchenfleiſch zu ſtillen **), um einzuſehen, daß das Schickſal der ſchwarzen Weiber in Afrika nicht minder hart, als das der Braunen in America ſey.

---

*) *Moore* p. 82. 83.

**) Meine Abhandl. über die Menſchenfreſſer.

Eine ſolche Uebereinſtimmung in den Satzungen und dem Betragen der Bewohner zweener Erdtheile, die weder unmittelbar von einander abſtammen, noch ſonſt jemals die geringſte Gemeinſchaft mit einander gehabt haben, läßt ſich durchaus nicht anders, als aus einer verwunderswürdigen Aehnlichkeit in dem Grundſtoff, und der Organiſation ſolcher Völker erklären. Die Aehnlichkeit, oder vielmehr Gleichheit der Natur der Americaner und Neger wird außer den bisher angeführten Uebereinſtimmungen auch noch dadurch dargethan, daß die Negern ſich eben ſo, wie die Americaner, von Weibern beherrſchen, und von Fürſtentöchtern mißhandeln laſſen.

Die Töchter von Negerkönigen *) haben das doppelte Recht, ſich aus dem ganzen Volke zu wählen, welche ſie wollen, und dieſe Gatten zu zwingen, daß ſie keine andere Weiber, oder Beyſchläferinnen nehmen dürfen. Weil dieſe letzte Bedingung den Jünglingen und Männern aus königlichem Geblüt zu hart ſcheint, ſo gibt es

unter

---

*) Proyart I. S. 80-82. 121.

unter denſelben ſelten einen, der Luſt hätte, ſich mit Prinzeßianen zu vermählen. Selbſt gemeine Negern fürchten ſich vor der Ehre, zu Gatten von Königstöchtern erkohren zu werden. Allein wenn ihnen dieſe Ehre angetragen wird, ſo dürfen ſie dieſelbe bey Verluſt der Freyheit, oder gar des Lebens nicht ausſchlagen. Der Hochzeitstag iſt, wie der gute Proyart ſagt, allemal der Sterbetag der Freyheit ſolcher Negern, die weniger Gatten, als Sclaven und Gefangene ihrer vornehmen Weiber ſind. Anſtatt daß verheirathete Prinzeßinnen leben können, wie ſie wollen, ſo dürfen ihre Männer andere Frauensperſonen nicht allein nicht berühren, ſondern oft nicht einmal anſehen. Die eiferſüchtigen oder herrſchſüchtigen Prinzeßinnen laſſen ihre Männer nicht anders, als unter einer ſtarken Bedeckung ausgehen, die alle Mädchen und Weiber, die ſich auf Straßen und Wegen finden könnten, vertreiben müſſen. Wenn dieſer Vorſicht ungeachtet eine fremde Weibsperſon ſich den bewachten Männern näherte, oder nur von denſelben aufmerkſam angeſehen würde, ſo wäre ſie unfehlbar verloren, und würde auf eine ſchimpfliche Art hingerichtet werden. Eine gleiche Strafe würde die

Män=

Männer treffen, wenn ſie an ihren Herrinnen Untreue begiengen. Selbſt die vollkommenſte Unſchuld aber ſchützt die Ehemänner von Prinzeßinnen nicht vor dem Unglück, von ihren unbeſtändigen Weibern erwürgt, oder wenigſtens verſtoßen zu werden. Wenn das leztere geſchieht, ſo dürfen die Verworfenen nicht einmal eher heirathen, oder ihre erſten Frauen, von welchen man ſie gewaltſam getrennt hatte, nicht eher wieder nehmen, als bis ſie von dem Könige die Erlaubniß dazu erhalten haben. Da die Prinzeßinnen alles ungeſtraft thun, und nichts ungeſtraft leiden dürfen, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn ſie ſich eben [illegible] furchtbar, als die Könige ſelbſt machen, [illegible] faſt noch mehr als dieſe gemieden, und verabſcheut werden *).

Die Töchter von Fürſten und Königen ſind aber nicht die einzigen, die eine unumſchränkte Gewalt über ihre Männer ausüben: eben dieſe Herrſchaft ſteht auch den Prieſterinnen mancher Gottheiten, und beſonders den Prieſterinnen der großen Schlan-

---

*) II. ec.

Schlange in Whida zu *). Die Dienerinnen der Schlange in Whida werden als die Gemalinnen, oder Töchter der höchſten Gottheit des Landes angeſehen, und die Ehrfurcht, die man gegen dieſelben hegt, verliert nichts durch das zügelloſe Leben, welches ſie führen. Die Männer dieſer Prieſterinnen der großen Schlange wagen es nicht, ihren Weibern etwas zu befehlen, oder ihnen Vorwürfe zu machen, oder ſie zu beſtrafen. Wenn ein Mann jemals die Ehrerbietung aus den Augen verlöre, die er ſeiner geheiligten Gattinn ſchuldig iſt, ſo würden ſie mit ihren Gehülfinnen über den Verbrecher herfallen, ohne daß dieſer ſich gegen die Gewaltthätigkeiten unverletzlicher Perſonen wehren dürfte. Vorhergegangene Knechtſchaft der Prieſterinnen ſchmälert die Vorrechte im geringſten nicht, die ihnen über ihre Männer zukommen. Auch wenn ſie aus der Sclaverey bis zum Prieſterthum erhoben worden ſind, müſſen ihnen die Männer eben ſo demüthig und in ſolchen knieenden Stellungen aufwarten, in

---

*) Man ſehe beſ. **Bosmann** S. 463. *des Marchais* V. II. p. 146.

in welchen die übrigen Männer von ihren Weibern bedient werden.

Dieſelbige gränzenloſe Gewalt, welche die Königstöchter und Prieſterinnen der großen Schlange vorzüglich über ihre Männer ausübten, dieſelbige Gewalt übten, und üben in manchen Gegenden von Afrika Königinnen über ganze Nationen aus *). Die Königinnen der Negern unterſcheiden ſich von den Fürſtinnen in America, und den meiſten Gegenden des ſüdlichen Aſiens dadurch, daß ſie nicht bloß dem Namen nach Königinnen ſind, ſondern eben ſo unumſchränkt, als die gröſten Deſpoten in Afrika regieren, und zwar über die kriegeriſchſten, und blutgierigſten Völker regieren. Um ihre königliche Macht ſicher und ungetheilt zu erhalten, vermählen ſich die Negerköniginnen niemals, ſondern begnügen ſich mit Beyſchläfern, die ſie wegſchicken, oder vernichten können, wann es ihnen einfällt. Damit es auch keinem ihrer Söhne, oder Unterthanen einfalle, ſich des

Throns

---

*) Man ſehe beſ. *des Marchais* I. 220. *Smith* p. 209. *Cavazzi* II. p. 105. &c.

Throns zu bemächtigen, ſo haben ſie das Geſetz gemacht, oder veranlaßt, daß nicht Söhne, oder andere männliche Erben, ſondern nur ihre Töchter, oder die nächſten weiblichen Anverwandten folgen können. Eine ſolche Gewalt, und ſolche Rechte laſſen ſich nicht ohne männliche Stärke, und andere Vorzüge behaupten, und alle Schriftſteller alſo, die von den Königinnen der Negervölker in Afrika reden, bezeugen auch, daß ſie ihre Krieger in die Schlacht geführt, und gleich den Männern, oder noch muthiger, als dieſe gefochten hätten.

Zu den Nationen, die wenigſtens vormals von unumſchränkten Männinnen beherrſcht wurden, gehören beſonders die Gager, das wildeſte und ſcheußlichſte unter allen menſchenfreſſenden Völkern in Afrika, und ſelbſt auf der ganzen Erde. Dieſe Gager *) machten unter Königinnen die gröſten Eroberungen: erhielten durch Königinnen ihre Verfaſſung, und nahmen von Königinnen Geſetze an, die nicht von Menſchen, am wenigſten von einem Weibe, ſon-

---

*) *Cavazzi* l. c.

ſondern von einer Tigerinn geſchrieben zu ſeyn ſcheinen, und von denen es faſt unglaublich iſt, daß ſie jemals beobachtet werden. Eine Königinn war es, die befahl, daß man keinem Feinde Gnade wiederfahren laſſen, ſondern ſie alle erwürgen, und ſich dann mit ihrem Blute laben, und mit ihrem Fleiſche ſättigen ſollte. Eben dieſe Königinn verordnete, daß keine Frau bey Todesſtrafe im Lager niederkommen, daß bey eben der Strafe keine Zwillinge, keine Kinder mit natürlichen Gebrechen, und überhaupt keine Söhne aufgezogen werden, und wenn ja einige gleich nach der Geburt den Geſetzen der unumſchränkten Beherrſcherinn entrückt würden, daß unter dieſen wenigſtens ſolche, denen die obern Zähne vor den untern ausbrächen, ohne Gnade umgebracht werden ſollten, weil es ein Verhängniß ſey, daß das Volk der Gager durch ſolche Perſonen dereinſt zu Grunde gerichtet werde. Als die Königinn, die allen Söhnen ihrer Krieger und Kriegerinnen den Tod ankündigte, dies unnatürliche Geſetz geben, und dem Volke empfehlen wollte, ließ ſie ſich im Angeſicht des ganzen Heers ihren einzigen noch ſäugenden Sohn bringen, warf ihn in einen Mörſer, und zerſtieß ihn, ohne ſich durch das Geſchrey des Kindes, und durch den entſetzlichen Anblick der zermalmten Ueberbleibſel ihres Sohns rühren zu laſſen. Da der Cörper des Kindes in eine unförmliche Maſſe zuſammengeſtoßen war, ſetzte ſie dieſe Maſſe mit allerley Kräutern, Pulvern, Blättern, und Oehlen auf ein Feuer, und bereitete eine Salbe daraus, von welcher ſie verſicherte, daß ſie dadurch ganz unverwundbar würde gemacht werden. Dieſe Verſicherung, und das Beyſpiel der Königinn beſiegte die Natur in allen Kriegern und Kriegerinnen, die den Fahnen des gecrönten weiblichen Ungeheuers folgten. Man zerſtieß im ganzen Lager die neugebornen, oder unerwachſenen Söhne, und behielt dieſe Sitte viele Jahre lang bey. Unter den Negerinnen, die Cavazzi taufte, geſtanden einige mit Thränen, daß ſie fünf, andere daß ſie ſieben, und noch andere, daß ſie zehn Kinder mit ihren eigenen Händen umgebracht hätten. So groß aber das Anſehen der Geſetzgeberinn der Gager war, ſo konnte ſie es doch durch das geſchärfteſte Verbot nicht dahin bringen, daß ihre Krieger ſich von dem Fleiſche von Weibern enthalten hätten. Mächtige und reiche Krieger unterhielten nach wie vor, ganze Schaaren von jungen Mädchen, wie von Lämmern, Kälbern, oder andern Thieren, und ließen alle Tage einige für ihre Tafel ſchlachten, indem die Gager Menſchenfleiſch einer jeden andern Art von Fleiſch vorziehen, und unter den verſchiedenen Arten von Menſchenfleiſch das von jungen Mädchen über alles ſchätzen *).

---

*) *Cavazzi* II. 123.

◆

Drit-

Dritter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand der Weiber unter den Bewohnern der Mongoley, und des ſüdlichen Aſiens, auch der Oſtindiſchen, und Südſeeinſeln.

Unter den urſprünglichen Hirtenvölkern in der Mongoley, und den von ihnen abſtammenden Nationen des ſüdlichen Aſiens, ſo wie unter den Bewohnern der Oſtindiſchen und Südſeeinſeln iſt der Zuſtand der Weiber eben ſo wenig vollkommen gleich, als unter den Negern, Americanern und Sibiriſchen Wilden. Unter vielen großen Völkern im ſüdlichen Aſien ſind die Weiber noch unglücklicher, als unter den Americanern und Negern: unter andern iſt ihre Lage erträglicher, und noch andere endlich laſſen ſich, gleich den Kamtſchadalen, von den Weibern beherrſchen, und mißhandeln.

Unter den Mongoliſchen großen Völkern auf dem feſten Lande Aſiens verdienen die Calmycken den Ruhm, daß ſie ihre Weiber unter allen am wenigſten verachten und drücken. Die Väter verkaufen zwar auch unter den Calmycken ihre Töchter, ohne ſie vorher zu fragen, und nicht ſelten verſprechen ſie dieſelben ſchon im Mutterleibe, freylich unter der Vorausſetzung, daß ſie als Mädchen geboren werden *): allein die Väter geben ihren Töchtern eine Ausſtattung mit, die dem Brautpreiſe am Werth gleich kömmt, und zu ſolchen Ausſtattungen werden die Väter ſelbſt durch ausdrückliche Geſetze angehalten **). Da nun die Brautpreiſe unter den Calmycken ſehr anſehnlich ſind, und für eine Fürſtentochter z. B. dreyßig Kameele, funfzig Pferde, und 400 Schaafe, und für die Tochter eines wohlhabenden Gemeinen 15 Pferde und Kühe, drey Kameele, und 20 Schaafe gegeben werden, da ferner dieſen Brautpreiſen die Ausſtattungen entſprechen, und dieſe Ausſtattungen das Erbtheil der Witwen nach dem Abſterben der Männer, und ihr Eigenthum im Fall einer Verſtoßung werden, ſo ſieht man leicht, daß durch die reichen Ausſtattungen der Calmyckiſchen Bräute muthwillige Verſtoßungen erſchwert, oder wenigſtens das Schickſal von verſtoßenen, ſo wie von verwitweten Frauen geſichert wird. Die Calmyckiſchen Weiber müſſen freylich den Beſitz des Mannes mit vielen Nebenbuhlerinnen theilen, indem die Fürſten und Gewaltigen dieſes Volks große Harems, oder Serails haben; allein Geſetze und Sitten machen doch unter rechtmäßigen Frauen, und unter bloßen Beyſchläſerinnen einen großen Unterſchied, und als rechtmäßige Frauen werden allein diejenigen geehrt, die einen Brautſchatz mitgebracht haben, und von Lamas, oder Prieſtern eingeſegnet worden ſind *). Die Calmycken ſind eben ſo wenig, als die übrigen Aſiatiſchen Völker von dem Vorurtheile frey, daß die Weiber zur Zeit ihrer Reinigung, und nach der Niederkunft anſteckend, oder beſleckend ſeyen: beſonders müſſen ſich Kindbetterinnen nach der Geburt von den Männern entfernen, und weder ihre Speiſen, noch Geräthe berühren, bis ſie ſich gewaſchen haben; allein die Calmycken glauben doch, daß ihre Weiber nach einer Zeit von drey Wochen wieder rein, und gefahr-

---

*) Pallas Reiſen I. 361. 362.

**) Pallas Mong. Völk. I. S. 200.

---

*) Lepechins Reiſ. I. S. 297.

los ſeyen, meiden ihre Weiber nicht, ſo lange ſie ihre Kinder ſäugen, welches bisweilen vier bis fünf Jahre fortgeſezt wird, ſtehen ihren gebährenden Frauen auf das thätigſte bey, und achten gar nicht auf die periodiſchen Unpäßlichkeiten mannbarer Mädchen, die ihnen ganz unbedeutend ſcheinen *). Die Calmycken ſind ferner andern von ihnen abſtammenden Völkern darinn ähnlich, daß ſie ihren Weibern mehrere, und mannichfaltigere Arbeiten aufgebürdet, als ſelbſt übernommen; man muß ihnen aber auch wieder die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie ihren Weibern weniger aufgelegt haben, und dieſe geringern Arbeiten öfter zu erleichtern, und zu theilen pflegen, als die Sibiriſchen Heiden, oder als die Americaner, und Neger **). Die Weiber hüten Kinder und Heerden, beſonders das junge Hausvieh, bereiten das Eſſen und den Kumyß, oder Brantewein von Pferdemilch, ſcheeren die Schaafe, gerben die Felle, bereiten Filze, und Decken zu Betten und Kleidung ſo wohl, als zur Ueberziehung von Hütten, flechten Stricke, und errichten, und brechen ihre Wohnungen ab, allein dagegen verfertigen und beſorgen die Männer Waffen und Reitzeug, jagen, oder weiden, und tränken die Heerden, erneuern oder beſſern die Hütten aus, ſchlachten das nöthige Vieh, zerſchneiden das Fleiſch zum Dörren, hohlen und zerhacken Brennholz, und helfen ſehr oft ihren Weibern bey dem Abbrechen, Aufhacken und Wiedererrichten von Zelten, und andern häuslichen Arbeiten. Am meiſten Ehre aber bringt den Calmycken die Achtung und Schonung, womit den Weibern ſelbſt in ihren Geſetzen, den unverfälſchteſten Ausflüſſen ihres Nationalgeiſtes, begegnet wird. Alle Beleidigungen, die gegen Weiber ausgeübt werden, ziehen eine härtere Strafe nach ſich, als wenn man dieſelbigen Beleidigungen wehrhaften Männern angethan hätte *). Wenn Weiber zu einem Fürſten gehen, und dieſe um die Erlaſſung einer entweder ihnen ſelbſt, oder den Ihrigen zuerkannten Strafe bitten, ſo werden

---

*) Pallas Mong. Völk. I. S. 165.

**) Pallas Mong. Völk. I. S. 143. Deſſelben Reiſen I. 314. Lepechin I. 140. 141.

---

*) Pallas Mongol. Völk. I. S. 194.

den ihnen geringere Bußen ganz nachgelaſſen, und härtere Strafen werden um die Hälfte gemildert. Endlich iſt eine Frau, wenn ſie den ihr eigenthümlichen Platz in der Hütte behauptet, und nicht aus der Hütte herausgeht, auf eine gewiſſe Art eine unverletzliche Perſon. Eine Frau mag auf ihrem häuslichen Poſten einen Fremden ſchimpfen, ſo viel ſie will, oder gar mit Holz, oder Hausrath nach ihm werfen, ſo darf ſie deßwegen nicht angetaſtet werden *). — So ſehr die Calmycken ſich durch alle dieſe Sitten und Satzungen von andern ihnen ähnlichen Völkern unterſcheiden, ſo ſehr nähern ſie ſich dieſen wieder durch Mangel von Eiferſucht, durch die Freygebigkeit mit ihren Weibern, und durch die Leichtigkeit, womit ſie ſich von untreuen Weibern und deren Buhlen befriedigen laſſen **). Der beleidigte Ehemann läßt ſich unter den Calmycken von der ehebrecheriſchen Frau vier, und von dem Verführer fünf Stück Vieh geben, als wenn ein Schade an ſeinen Heerden, oder Hütten erſetzt werden ſollte. Hat aber jemand die Ehre einer Frau mit Gewalt beſtürmt, ſo muß der Thäter den dadurch zugefügten Schaden allein tragen, und neun Stück Vieh geben *).

---

*) Pallas ib.

**) Pallas Mong. Völk. I. 105 206.

In Sina, Siam, und faſt allen übrigen ſüdlich Aſiatiſchen Reichen **) iſt der Zuſtand des weiblichen Geſchlechts, und beſonders der Beyſchläferinnen ſo entſetzlich, daß er einem Europäiſchen Leſer nothwendig das Herz zuſammenpreſſen muß, wenn er auch gleich überzeugt iſt, daß die geiſtloſen, ungebildeten, und knechtiſchgeſinnten Sineſinnen ihren Zuſtand nicht einmal ſo lebhaft fühlen, als der theilnehmende Europäer, der ihr Elend in einem fernen Welttheile beſchrieben lieſt. Die Sineſen verſprechen ſehr oft, wie ihre Stammväter die Calmycken, Söhne und Töchter, wenn ſie noch nicht einmal geboren ſind, und verkaufen oder verheirathen beyde ohne ihre Einwilligung. Töchter, die ohngefähr ſo viel an Ausſtattung von ihren Eltern erhalten, als dieſe von den Bewer-

---

*) ib.

**) du *Halde* II. p. 141. &c. *Loubère* I. 160. *Borbinais* II. 80. &c.

bern an Brautpreiſen empfangen haben, erlangen dadurch freylich die Rechte geſetzmäßiger Frauen, und eine tyranniſche Gewalt über alle Beyſchläferinnen des Mannes und deren Kinder; nichts deſtoweniger müſſen ſie dem Mann einen eben ſo blinden und vollkommenen Gehorſam, als die Söhne ihren Vätern, und die Unterthanen ihren Königen leiſten *). Da die Sineſen wider die Gewohnheit der Calmycken und Mongolen, und ſelbſt der meiſten übrigen Nationen des ſüdlichen Aſiens in einem ſolchen Grade eiferſüchtig ſind, daß ſie den Weibern gar keine Beſuche von Männern geſtatten, und ſie ſelbſt auf Reiſen nicht anders, als in feſten mit eiſernen Gittern verwahrten Gehäuſen tragen laſſen, ſo bleiben die Weiber freylich ſo roh, als ſie aus den Händen ihrer Mütter und Wärterinnen hervorgegangen ſind, allein ſie haben doch auch wiederum den Vortheil, daß ſie nicht zu den harten Arbeiten des Feldes, und andern beſchwerlichen Geſchäften, die ſich bey einer ängſtlichen Eingeſchloſſenheit nicht ver-

---

*) Memoires concernant les Chinois III. p. 368.

verrichten laſſen, angehalten werden *). Wenn die Weiber ihrer Eingeſchloſſenheit ungeachtet eine Untreue an ihren Männern begehen, ſo haben dieſe das Recht, die Ehebrecherinnen in Gegenwart ihrer Verwandten umzubringen **). Eheſcheidungen ſind in Sina, Siam ***) und den benachbarten Reichen ſelten, wenn aber Loubére recht beobachtet, oder gehört hat, ſo ſollen die Männer in Siam ihren Weibern, wenn ſie darauf dringen, die Eheſcheidung nicht verſagen, ungeachtet ſie es könnten, und bey ſolchen Eheſcheidungen ſoll der Mann der Frau das Eingebrachte zurück geben, und die Kinder ſo mit ihr theilen, daß ſie das erſte, dritte, fünfte und ſo weiter, und er das zweyte, vierte, ſechſte u. ſ. w. bekömmt, bey welcher Art zu theilen die Frau, wenn nur ein Kind da iſt, dies einzige Kind, und wenn eine gleiche Zahl von Kindern da iſt, eins mehr, als der Mann behält: lauter Satzungen, die ich mit dem harten ſelbſtſüchtigen Geiſte der ſüdlichen

---

*) le Comte II. 73.

**) *Hamilton* II. p. 275.

***) *du Halde* II. 143. *Loubére* I. 151

Aſiaten, und mit der unumſchränkten Gewalt der Männer über ihre Weiber nicht zu vereinigen weiß, und die mir daher verdächtig ſcheinen.

Die erſten, oder rechtmäßigen Weiber der ſüdlichen Aſiaten werden nur auf eine unwürdige; allein die Kebsweiber werden auf eine unmenſchliche Art behandelt, und dieſe ſind es eigentlich, die noch elender und verworfener, als die Negerinnen und Americanerinnen ſind. Dieſe unglücklichen Geſchöpfe *) ſind meiſtens die Töchter von armen Eltern, von denen ſie nach dem Grade ihrer größern, oder geringern Schönheit theurer, oder wohlfeiler verkauft werden. Die Beyſchläferinnen werden nicht bloß die Sclavinnen der Männer, ſondern auch der Frauen, die beyde eine gränzenloſe Gewalt über ſie ausüben. Sie mögen den barbariſchen Herren ſo viele Kinder geboren, und ſo viele Treue und Dienſte geleiſtet haben, als ſie wollen, ſo können ſie von dieſen, wann es ihnen einfällt, verkauft, und lieder-

---

*) *du Halde & Loubère* ll. cc. ferner Memoires concer. les Chinois II. 80. 81. III. 368. IV. 288. 289.

derlicher Weiſe verſpielt werden. Die eiferſüchtigen Eheweiber treiben ihnen nicht ſelten die Frucht ab, und mißhandeln ſie auch ſonſt ſo ſehr, daß die Männer gezwungen werden, ihre Beyſchläferinnen außer dem Hauſe zu unterhalten, um ſie den Verfolgungen der Frauen zu entziehen. Alle dieſe Grauſamkeiten ſind aber doch vielweniger empörend, und unnatürlich, als folgende, die durch die Sitten und Geſetze der meiſten ſüdlich Aſiatiſchen Völker auf eine gewiſſe Art geheiligt ſind. Die Kinder der Beyſchläferinnen werden als Kinder der rechtmäßigen Frau angeſehen, und betrachten ſich auch ſelbſt als ſolche. Sie erweiſen daher ihren wahren Müttern nicht die geringſte Ehrerbietung, ſitzen oft, wenn dieſe ſtehen müſſen, und trauren nicht um dieſelben, wenn ſie ſterben, ſondern nur um die rechtmäßigen Frauen, welche ſie ſich als ihre Mütter zu verehren gewöhnt haben: eine Liebloſigkeit, die nur unter ſolchen Völkern Statt fand, unter welchen man das Geſetz geben konnte, daß Mütter aufhören ſollten, Mütter zu ſeyn, daß Mütter auf die Freuden der Mutterliebe, und Kinder auf die ſüßen Pflichten kindlicher Liebe Verzicht thun ſollten. Nicht weniger verabſcheuungswürdig iſt das Recht, welches die Geſetze in Sina und Siam den rechtmäßigen Frauen und deren Söhnen nach dem Tods der Männer und Väter über die Kebsweiber, und deren Kinder geſtatten. Die rechten Frauen ſchließen die Beyſchläferinnen und deren Kinder, wenigſtens die erſteren von der Erbſchaft ganz aus, (denn hin und wieder erben die Söhne oder Beyſchläferinnen als angenommene Kinder der rechtmäßigen Frau mit den Kindern derſelben,) und können auch beyde, beſonders die Beyſchläferinnen verſtoßen, oder verkaufen, ohne daß dieſe irgendwo Schutz fänden. Solche Sitten und Geſetze brauchen keiner Auslegung oder Anwendung, um daraus den Schluß zu ziehen, daß ſie eine ganz andere Einrichtung der menſchlichen Natur vorausſetzen, als wir unter den Völkern unſers Erdtheils antreffen.

Unter den Völkern des ſüdlichen Aſiens und deren Abkömmlingen ſind, wie es ſcheint, die Javaner, die ganz, oder größtentheils ven den Sineſen abſtammen, die einzigen, die eben ſo eiferſüchtig, oder noch eiferſüchtiger, als die Sineſen ſind, indem es nicht einmal den erwachſenen Söhnen erlaubt iſt, ihre eigenen Mütter zu ſehen*). Unter den übrigen Oſtindiſchen Völkern ſind freylich noch einige, die Ehebrecher und Ehebrecherinnen am Leben, oder mit dem Verluſte der Freyheit ſtrafen, allein die meiſten laſſen ſich durch Geſchenke beſänftigen, und ſogar bewegen, die aus Ehebrüchen erzeugten Kinder, als die ihrigen anzuerkennen **). Wenn man die Sineſen, und Javaneſen ausnimmt, ſo bieten alle übrige Völker des ſüdlichen Aſiens, und alle Bewohner der Oſtindiſchen und Südſeeinſeln den Europäern ihre Weiber und Töchter an, oder zwingen ſie gar, ſich den Fremdlingen Preis zu geben, und zwar thun dieſes nicht bloß Gemeine, ſondern die Vornehmſten, die es ſich, wie die Neger zur Ehre und zum Glück anrechnen, wenn in ihren Familien Kinder von weißen Vätern geboren werden ***). Solche Völker, die ihre Weiber und Töchter verkaufen, oder ſie, wie die niedern Caſten in Hindoſtan nach Art anderer Mongoliſcher Völker gegen einander austauſchen *), ſchließen freylich ihre Weiber nicht ſo enge ein, als die Sineſen und Javaner, aber dagegen bürden ſie ihnen auch alle die Arbeiten auf, welche den Americanerinnen, und Negerinnen obliegen. Dies geſchieht unter den niederen Caſten in Hindoſtan **), und Ceylan ***), in den Reichen des ſüdlichen Aſiens mit Ausnahme von Sina, und Java †), und auf den Molukkiſchen und Philippiniſchen Inſeln ††). In allen dieſen Reichen und Inſeln werden die Weiber für ſo unrein gehalten, daß ſie ſich nach der Niederkunft mehrere Tage, und ſelbſt vier bis fünf Wochen lang an einem Feuer, oder über einem Roſte räuchern, und ausbraten laſſen müſſen †††). Sie werden ſo ſehr verachtet, daß es ihnen nie erlaubt wird, in Gegenwart der Männer zu eſſen, oder ſich nur niederzuſetzen *). Sie werden endlich nicht bloß von ihren Männern, ſondern auch von ihren Kindern auf das ſchändlichſte gemißhandelt, ohne die letztern ſtrafen zu dürfen **). Die Mütter in Otaheite ***), und wahrſcheinlich in allen übrigen von ſchönen Völkern bewohnten Inſeln der Südſee haben zwar mehr Gewalt über ihre Kinder, auch ſind ſie weniger mit Arbeiten belaſtet, und namentlich von den Arbeiten des Feldes befreyt †): zugleich aber ſind ſie ſo verachtet, daß ſie mit den Männern nicht allein nicht eſſen dürfen, ſondern ſogar von den beſten Speiſen, beſonders vom Genuſſe des Fleiſches ausgeſchloſ-

---

*) Beſchreib. von Batavia I. S. 69.

**) S meine Abh. von den Strafen des Ehebruchs im hiſtor. Magazin.

***) *Dampier* II. 6. 86. *Forſter's* Voy. I. 212. II. 71.

---

*) Voy. des Holland. III. p. 675.

**) *Ives* p. 48.

***) *Knox* p. 89. 94.

†) *Dampier* l. c.

††) *Pages* I. p. 382. 83. *Valentyn* II. 147.

†††) Die Abhandlung in der Monatsſchrift S. 110. 111.

---

*) ll. cc.

**) Von gewiſſen Caſten in Hindoſtan verſichern es die Lettres Edifiantes XII. p. 81. Nouv. Edit. Die Engländer waren ſelbſt Zeugen davon, daß eine Mutter in Neu-Seeland von ihrem Manne geprügelt wurde, weil ſie ihren bösartigen Buben, der mit einem Steine nach ihr geworfen, gezüchtigt hatte. *Forſt.* I. p. 510.

***) *Forſt.* Obſerv. p. 351.

†) Cooks letzte Reiſe I. S. 391. des Engliſchen Originals.

Bayerische Staatsbibliothek München

ſchloſſen werden, und nicht einmal die Erlaubniß haben, ſich den Morais, oder heiligen Begräbnißplätzen, den einzigen Tempeln der Südſeeinſulaner zu nähern*).

In Sina, und allen übrigen Reichen des ſüdlichen Aſiens, deren Bewohner mit den Sineſen gleichen Urſprung, oder wenigſtens gleiche Verfaſſung, Religion, Sitten und Erziehung haben, üben Väter über ihre Söhne, die ſie ausſtatten, und denen ſie Bräute kaufen müſſen, eine eben ſo vollkommene väterliche Gewalt, als über die Töchter aus. So wie ſie dieſe ohne, oder wider ihren Willen verkaufen, ſo verheirathen ſie jene, ohne ſie zu fragen, und die Söhne müſſen aus der Hand des Vaters eine jede Braut annehmen, die ihnen angeboten wird, ohne ſie vorher geſehen zu ha-

---

*) ib. III. p. 130. 163. Faſt gewiß haben die Südſeeinſulanerinnen es nicht der Hochachtung der Männer, ſondern dem Mangel von Eiferſucht zu danken, daß ſie eine eben ſo große Freyheit genießen, als die Bewohnerinnen des Kaukaſus. Man ſehe unterdeſſen **Forſters** Beob. S. 365.

haben *). Unter den kleinern und ärmern Völkern, und wahrſcheinlich auch unter den niedrigſten Claſſen der größern Nationen, unter denen die Väter die Söhne nicht ausſtatten, und ihnen auch nicht die Bräute kaufen, ſondern die Söhne ſelbſt von dem Erſparten die Brautpreiſe bezahlen, oder Jahre lang für die Bräute dienen, unter dieſen Völkern und Claſſen ſind die Söhne eben ſo frey, als unter den Negern und Americanern, und wählen, welches Mädchen ſie wollen. Anſtatt daß aber die von den Vätern gekauften Bräute gleichſam ein Eigenthum, oder Sclavinnen der Söhne werden, bleiben ſolche junge Männer während der Dienſtzeit, oder ſo lange der Brautpreis noch nicht ganz abgetragen iſt, von den Brautvätern abhängig, und müſ-

---

*) *du Halde* & *Loubère* l. c. In Bantam und dem übrigen Java verſprechen die Väter ihre Kinder eben ſo fruh, als in Sina, aus Furcht, daß ſie ihnen ſonſt für die Harems der Könige möchten geraubt, oder nach dem Tode der Väter von den alles erbenden Königen als Sclavinnen möchten verkauft werden. Vogel S. 649. Voy. des Holl. I. 149. &c.

ſen auch in den Hütten der letztern als Mitglieder ihrer Familien wohnen. So iſt es in den Philippinen *), in Corea, und Formoſa **), und wahrſcheinlich in vielen andern Oſtindiſchen Reichen, und Inſeln. In Sumatra gab es ſogar vormals eine Art von Ehe, vermöge deren der Bräutigam in einem ſolchen Grade Sclav des Brautvaters wurde, daß er niemals Eigenthum erwerben, ja daß der Schwiegervater und die Familie der Braut die Kinder des Schwiegerſohns als Knechte verkaufen konnte: eine ſchädliche Verbindung, welche die Engländer in ihrem Gebiet auf Sumatra zu vernichten geſucht haben ***).

Die Völker des ſüdlichen Aſiens, und die Bewohner der Oſtindiſchen, und Südſeeinſeln ſtimmen in ihrem Betragen gegen die Weiber mit ſich ſelbſt eben ſo wenig, als die Americaner und Negern überein. Ungeachtet ſie die Weiber verachten und drücken, ſo laſſen ſich doch viele Völker von

---

*) *Gentil* II. 72.

**) Hiſt. Generale de la Chine XIII. p. 170. 181.

***) *Marsdin* p. 193. 225.

von Weibern beherrſchen, oder ehren ſie wenigſtens als Königinnen. Die gröſten Vorzüge ſcheinen die Königinnen auf der Halbinſel Indiens, und auf den von Hindoſtan aus bevölkerten Inſeln der Südſee zu genießen. An der Malabariſchen Küſte *), wo, wie bekannt, die Vielmännerey ſehr gemein iſt, und den herrſchenden Gewohnheiten nach die Töchter und Geſchwiſterkinder erben, regieren mehrere Königinnen allem Anſehen nach unumſchränkt, und verdienen auch zum Theil Regentinnen zu ſeyn. Wenigſtens hatte eine Königinn in der Nachbarſchaft von Bombay, die etwa fünf tauſend Reuter in's Feld ſtellen konnte, den in Aſien auch unter Männern beyſpielloſen Muth, den Fürſten der Maratten, der ihren Sohn in einem Gefecht erſchlagen hatte, zu einem Zweykampfe herauszufordern, welchen aber der Marattenfürſt mit der Antwort ablehnte: daß die Partie zwiſchen ihm, und der Königinn nicht gleich ſey, indem ſie, wenn ſie das Glück hätte, ihn zu beſiegen, unſterb-

---

*) Lettr. edifiant. XII. 297. *Groſe* I. 234. 244.

ſterblichen Ruhm erlangen, er aber, wenn er ein Weib beſiege, wenig oder gar keine Ehre dadurch erwerben würde *). In den meiſten Gegenden, wo Weiber herrſchen, iſt es wahrſcheinlich, wie im Königreiche Attinga Grundgeſetz, daß nur Königinnen den Thron beſteigen können **). Solche Königinnen dürfen ſich einem andern Grundgeſetze zufolge nicht vermählen; allein ſie können zu ihren Liebhabern wählen, welche ſie wollen, und gemeiniglich machen daher die ſchönſten Jünglinge des Hofes ihr Serail aus. Die Söhne der Königinnen ſinken in den Rang bloßer Edelleute hinab, und nur allein ihre Töchter haben gerechte Anſprüche auf die Thronfolge.

Königinnen mit ähnlichen Vorzügen fand man unter den ſchönen Inſulanern der Südſee. Die auch unter uns bekannt gewordene Königinn Oberea in Otaheite hatte nicht nur Schaaren von Liebhabern aus ihrem Volke um ſich, ſondern überließ ſich auch ohne Scheu den Engländern, ohne dadurch ihre Unterthanen zu ärgern. Auf

der

---

*) *Groſe* I. 214.
**) ib. p. 244.

der letzten Reiſe in die Südſee nahm **Cook** zu ſeiner großen Verwunderung auf den freundſchaftlichen Inſeln eine Matrone wahr, in deren Gegenwart ſelbſt der König nicht eſſen durfte, und deren Fuß er zur Bezeugung ſeiner tiefſten Unterthänigkeit auf ſein königliches Haupt ſetzte, oder mit ſeinem Haupte berührte *). Vielleicht war dieſe über den König erhabene Frau die Mutter deſſelben: welchen Königsmüttern unter den meiſten außer-Europäiſchen Völkern eben ſo große oder noch größere Ehrerbietung, als den Königen ſelbſt erwieſen wird. Bey den letzten Beſuchen der Engländer, die ſie den Bewohnern von Otaheite machten, wurde die Königinn Oberea viel weniger, als ſonſt verehrt, und war vielleicht ihrer königlichen Würde beraubt worden.

Die Königinnen in den übrigen ſüdlich-Aſiatiſchen Reichen, beſonders in Patane, Malacca, und in Achim auf Sumatra *) ſind mehr Schattenbilder von Königinnen, als wahre Beherrſcherinnen, und ſie

---

*) I. p. 308.

**) *Loubére* I. 251. *Dampier* III. 173. &c.

ſie werden unleugbar nur deßwegen gewählt und geduldet, weil die Orankaien, oder Häupter und Fürſten des Volks keinen ihres Gleichen über ſich erheben wollen. In den genannten Reichen nimmt man immer nur alte Jungfern, oder Frauen, die keiner Liebe und Gegenliebe mehr empfänglich ſind, zu Fürſtinnen, weil man fürchtet, daß es ſonſt einer jungen Königinn einfallen könnte, einen ihrer Liebhaber neben ſich auf den Thron zu ſetzen. Man wählt dieſe Königinnen zwar immer aus denſelbigen Familien, allein zu Dampier's Zeiten drangen mehrere Fürſten, oder Häupter von Stämmen im Königreiche Achim darauf, daß keine Schattenköniginn, ſondern ein wirklicher König erwählt werden ſollte, worüber Krieg entſtand. Die Königinnen in Achim, und Patane, bey aller der Ehrerbietung, die man ihnen beweißt, haben wenig oder gar keine Gewalt, die in den Händen ihrer Verweſer, oder Orankaien iſt. Die Königinn in Achim war zu Dampiers Zeiten noch unſichtbarer, als die übrigen Beherrſcher des weſtlichen und ſüdöſtlichen Aſiens. Sie wurde das ganze übrige Jahr durch gleich einer Gefangenen in ihren Pallaſt eingeſchloſſen, ausgenommen an einem einzigen Tage, wo ſie in weißen Feierkleidern auf einem Elephanten nach dem Fluſſe ritt, um ſich darinn zu baden.

Unter allen Bewohnern des ſüdlichen Aſiens, und der Oſtindiſchen, und Südſeeinſeln findet, oder fand ſich nur ein einziges Völkgen, nämlich die Einwohner der Ladroniſchen oder Marianiſchen Inſeln, unter welchen wenigſtens vormals die Männer von den Weibern beherrſcht wurden, als wenn ſie insgeſammt Königinnen, oder unverletzliche Prieſterinnen großer Volksgötter geweſen wären *). In dieſen Inſeln, erzählt Gobien, haben ſich die Weiber Rechte angemaßt, in deren Beſitz auf der ganzen übrigen Erde die Männer ſind. Die Frau iſt unumſchränkte Beherrſcherinn ihres Hauſes, und der Mann darf nichts ohne ihre Einwilligung vornehmen, oder veräußern. Wenn der Mann ſich nicht ſo beträgt,

---

*) Ich ſage mit Fleiß vormals, weil die Bewohner der Ladroniſchen Inſeln größtentheils aufgerieben, oder ausgeſtorben, und ihre traurigen Reſte von einem menſchenfreundlichen Spanier Tobias auf der Inſel Guam zuſammengebracht ſind.

oder ſeiner Herrinn nicht ſo begegnet, wie dieſe es wünſcht, ſo mißhandelt ſie ihn, oder verläßt ihn auch. Bey einer ſolchen Trennung nimmt die Frau ihr Eingebrachtes, und alle Kinder mit, und die leztern ſehen den neuen Mann, den die Mutter ſich wählt, als ihren Vater an. Wenn die Frau eine Untreue begeht, ſo kann der beleidigte Ehemann ſich an dem Ehebrecher rächen, wie er will, und ihn ſogar umbringen; der Frau darf er aber kein Leid zufügen. Merkt hingegen die Frau, daß der Mann mit andern Mädchen und Weibern in zu genauen Verbindungen ſteht, ſo ahndet ſie dieſes auf eine exemplariſche Art. Entweder wendet ſie ſich an alle übrigen Weiber des Dorfs und der Nachbarſchaft, oder auch an ihre eigenen Verwandten. Im erſtern Fall erſcheinen die von Rache entflammten Männinnen mit dem Hute ihrer Männer auf dem Kopf, und einer Lanze in der Hand, und in dieſer Rüſtung rücken ſie gegen die Wohnung des ſchuldigen, oder angeklagten Ehemannes an. Den Anfang der Feindſeligkeiten machen ſie damit, daß ſie die Felder ihres Widerſachers zerſtören, und ſeine Bäume ihrer Früchte berauben. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo fallen ſie über das Haus her, plündern es rein aus, und mißhandeln den unglücklichen Bewohner ſelbſt auf das grauſamſte, wenn er ſich darinn betreffen läßt. Auf eine ähnliche Art verfahren die Anverwandte der Frau, wenn ſie dieſe zuerſt zur Rache aufgefordert hat.

Die Furcht vor ſolchen Mißhandlungen, oder vor einer ewigen Sclaverey ſchreckte vormals viele Jünglinge vom Heirathen ab. Man kaufte und unterhielt auf gemeinſchaftliche Koſten Mädchen, von welchen man Herr und Eigenthümer war, und daraus entſtand eine Gemeinſchaft von Weibern, dergleichen ſich auf den meiſten Inſeln der Südſee findet. — Wenn meine Leſer mich fragen, wie ich eine ſolche Weiberherrſchaft erklären wolle, ſo geſtehe ich aufrichtig, daß ich dieſe Frage um deſto weniger zu beantworten im Stande bin, da die Bewohner der Marianiſchen Eylande zu den gröſten und ſtärkſten Menſchen auf den Oſtindiſchen und Südſeeinſeln gehören.

Vierter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand der Weiber unter den Morgenländiſchen Völkern.

Unter Morgenländiſchen Völkern verſtehe ich, wie ich ſchon anderswo *) erinnert habe, nicht alle Aſiatiſche Völker, und auch nicht Aſiatiſche Völker allein, ſondern die Bewohner des weſtlichen Aſiens bis an den Indus, mit Inbegriff der Kaukaſiſchen Völker, dann die höhern Caſten in Hindoſtan, die Tatariſchen Völker in Sibirien, den Buchareys, und in den übrigen Gegenden bis nach Thibet hin, und endlich alle Nationen des nordweſtlichen Afrika dieſſeits der Nilfälle, des Atlas, und des Senegal. Alle dieſe Völker ſind einander in Rückſicht auf Bildung eben ſo ſehr, als in Anſehung ihrer Fähigkeiten, Gemüthsarten, Verfaſſung, Sitten, und des Betragens gegen das weibliche Geſchlecht ähnlich.

---

*) In der zweyten Abhandl. des zweyten Stücks im erſten Bande des hiſtoriſ. Magazins.

Ungeachtet unter den Morzenländiſchen Völkern die Männer edler gebildet, und ungleich ſtärker, geiſtreicher und muthiger, als unter den ſüdlichen Aſiaten ſind, ungeachtet auch die Weiber dieſer Völker ohne Vergleichung ſchöner, als unter allen Mongoliſchen Nationen ſind, und zum Theil zu den ſchönſten auf der ganzen Erde gehören; ſo haben doch die Morgenländiſchen Frauen und Jungfrauen bey aller ihrer Schönheit nicht Geiſt und Tugend genug, um den Männern wahre Liebe und Hochachtung einzuflößen, und die Männer ſind zu wenig menſchlich, edelmüthig und gefühlvoll gegen andere, als cörperliche Schönheiten, um die Weiber, die ihnen ihrem eigenen Geſtändniſſe nach unentbehrlich ſind, und ihnen die gröſten unter allen Vergnügungen gewähren, als ihres Gleichen, oder als vollſtändige Menſchen zu behandeln, und ihnen die Rechte vollſtändiger Menſchen zuzugeſtehen. Der Zuſtand der Morgenländiſchen Weiber iſt nur um wenige Grade, oder vielmehr nur in einigen Stücken beſſer, als die der Weiber des ſüdlichen Aſiens, aber unendlich unglücklicher, als das Schickſal der Sclaven, die oft viel theurer verkauft werden. Die Ausbildung, und Bezähmung der Männer hat allenthalben die Sclaverey der Weiber um einige Grade gemildert, allein mit der Erhabenheit des Standes wird das Elend von Frauen und Beyſchläferinnen faſt durchgehends wieder erſchwert, und erreicht den höchſten Grad in den Harems der Könige, welche die fürchterlichſten Gräber aller Freuden, aller Freyheit und Menſchlichkeit ſind.

Wenn man das Betragen der Morgenländer gegen die Weiber in einzelnen abgeriſſenen Fällen betrachtet, ſo ſollte man glauben, daß das andere Geſchlecht nirgends ſo ſehr verehrt, und ſelbſt angebetet würde, als im Morgenlande. Wenn man Weibern, und beſonders vornehmen Weibern begegnet, ſo entfernt man ſich eben ſo geſchwind, oder wendet ſich eben ſo ehrerbietig weg, als wenn man den unſichtbaren, und göttergleichen Beherrſchern begegnete *). Nach den blutigſten Schlachten, und in den wildeſten Verheerungen und

---

*) In Java weicht ſogar der König den Weibern aus, die ihm entgegen kommen. **Beſchreib. von Batavia am angeführten Ort.**

und Plünderungen von Städten ſchont man der Weiber noch mehr, als der Prieſter, und die Wohnungen der Weiber ſind die einzigen Schutzörter, vor welchen das würgende Schwerdt des nach Blut und Beute gierigen Kriegers vorübergeht *). Wenn in Aegypten die Beys ſich einander vertreiben, oder erſchlagen haben, ſo werden die Harems der Ueberwundenen eben ſo wenig beunruhigt, als wenn die Beſitzer ſelbſt Sieger geblieben wären **). Die Harems ſind endlich die einzigen Aſyla, in welchen die Morgenländiſchen Sclaven vor den Verfolgungen und der Rache ihrer Obern, und faſt vor dem ſonſt ſtets auf ihrem Nacken liegenden Schwerdte der Beherrſcher ſicher ſind. Gerichtsbediente und Henker dringen faſt niemals in die Harems von Perſonen ein, deren ſie ſich als Verbrecher bemächtigen ſollen, ausgenommen wenn die Schuldigen, oder Unglücklichen für Majeſtätsverbrecher erklärt worden ſind. In dieſen Fällen ergreifen die Gerichtsbedienten ihr Schlachtopfer, wo ſie es finden. Bevor

---

*) *Dow* III. p. 19.

**) *Irwin* p. 346.

vor ſie aber in das Heiligthum der weiblichen Wohnungen einbrechen, rufen ſie laut und ängſtlich, daß die Bewohnerinnen ſich entfernen, und zwar beſonders von dem Verbrecher ſich entfernen möchten *). Allein alle dieſe Proben von ſcheinbarer Schonung und Ehrerbietung haben die Weiber des Morgenlandes nicht ihrer eigenen Heiligkeit, oder der hohen Meynung, die man von ihrem Werthe hat, ſondern einzig und allein der unbegränzten Eiferſucht der Männer zu danken, die ſich gegenſeitig auch da ſchont, wo man alle Geſetze der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit mit Füßen tritt.

So unverletzlich die Weiber der Morgenländiſchen Völker Feinden und Obrigkeiten ſind, ſo verachtet und verächtlich ſind ſie nach dem allgemeinen Urtheile der Morgenländer, ſo abhängig von Vätern, Brüdern, oder andern, in deren Gewalt ſie ſind, ſo gedrückt und gemißhandelt von Männern und Verſchnittenen, ſo verlaſſen von Geſetzen und Richtern, ſo verworfen endlich nach den Ausſprüchen der Religion, und

---

*) *Arvieux* VI. p. 423.

und ſo troſtlos oder hofnungslos in Anſehung der Zukunft, die ihnen nach dieſem Leben bevorſteht. So wenig man im Morgenlande nach dem Befinden der Weiber und Töchter ſeines beſten Freundes fragen darf, weil dieſes gleich Verdacht von unerlaubten Abſichten und Verbindungen erregen würde; eben ſo wenig geſtattet es die Wohlanſtändigkeit, von ſeinen Weibern und Töchtern zu reden. Man begreift ſie unter den übrigen Hausthieren, oder unter der allgemeinen Benennung von Haus und Familie. Wenn aber ein Morgenländer gezwungen wird, ſeiner Frau oder Tochter gegen den Arzt, oder gegen eine andere Perſon, welcher er Achtung oder Ehrerbietung ſchuldig iſt, zu erwähnen, ſo ſezt er allemal: mit Erlaubniß, oder eine andere Entſchuldigungsformel hinzu, wie, wenn man in Europa von ſchmutzigen, oder Abſcheu erregenden Perſonen, oder Handlungen zu reden gezwungen wird *). Dieſem Aſiatiſchen Vorurtheile gemäß nahm Tamerlan es

---

*) *Arvieux* I. 229. 30. Auch meine Abhandl. in der Berliner Monatsſchrift S. 115.

es dem überwundenen Türkiſchen Kaiſer Bajazet höchſt übel, daß er ſolcher unreinen Geſchöpfe, dergleichen die Weiber in den Augen der Morgenländer ſind, gegen ihn zu erwähnen wagte *). Ungeachtet Mahomet die Vergnügungen, welche Weiber geben, über alle andere Freuden ſchätzte, und allen Gläubigen die Umarmungen himmliſcher Jungfrauen als die höchſten Belohnungen ihres Glaubens, und ihrer guten Werke verhieß, ſo redete er doch in ſeinem Koran von Weibern nicht als von vollſtändigen Menſchen, und viele Mahomedaner zweyflen, oder läugnen ſogar, daß die Weiber Seelen haben, und an den Freuden des Paradieſes Theil nehmen werden **). Selbſt die weichherzigeren Muſelmänner, die den armen Weibern Fortdauer und Glücklichſeyn nach dieſem Leben nicht abſprechen mögen, behaupten wenigſtens, daß ſie nicht in das Paradies der Männer kommen, ſondern in abgeſonderte glückliche Wohnungen eingehen werden ***): eine Behauptung, die

---

*) ib.
**) *Volney* II. 442. *Chardin* IV. 26.
***) *Chardin* l. c.

die in unſerm Erdtheil niemals Glauben, und wie ich hoffe, unter beyden Geſchlechtern einen gleich allgemeinen Widerſpruch gefunden hätte. Eine ſolche Geringſchätzung der Weiber, dergleichen Mahomets Koran ankündigt, war etwa nicht bloß den Arabern, oder ihrem Geſetzgeber eigenthümlich, ſondern Mahomet ſchöpfte ſie aus der allgemeinen Denkungsart der Morgenländer, die ſeit undenklichen Zeiten von dem äußerſten Vorgebürge des nordweſtlichen Afrika an bis an die Ufer des Ganges, und bis an die Thebetaniſchen Gebürge herrſchte, und noch jetzo in eben dieſen Gegenden nicht bloß unter Mahomedanern, ſondern auch unter Heiden und Chriſten herrſcht. Ungeachtet es Mahomet nicht verboten hat, ſo geſtatten es die Morgenländer eben ſo wenig, als ihre älteſten Vorfahren es zugaben, daß ihre geliebteſten Weiber in ihrer Gegenwart eſſen, oder ſich nur niederſetzen dürfen, weil man beydes für eine Herabwürdigung des Mannes, als eines Herrn der Weiber anſehen würde. Wenn die Morgenländer in ihre Harems gehen, ſo ſchmeicheln und liebkoſen ſie ihre geliebten Weiber und Beyſchläferinnen niemals, ſondern die letztern küſſen ihren Gebietern ehrfurchtsvoll die Hand, und es iſt unter den Türken und andern Morgenländern ſogar ſchimpflich, wenn einer das Anſehen hat, als wenn er eins ſeiner Weiber lieben könnte *). Die Perſer, Hindus, und andere Morgenländer ſehen es als einen unumſtößlichen Erfahrungsſatz an, und ſagen es auch im Sprüchworte **), daß die Weiber einzig und allein zu den Vergnügungen des Genuſſes für die Männer, und zur Zeugung von Kindern hervorgebracht worden ſeyen. Die Perſer und andere Morgenländer ſchätzen daher die Weiber auch gar nicht nach ihren Fähigkeiten, Geſchicklichkeiten, Kenntniſſen und Fleiß, ſondern nach dem Grade des ſinnlichen Vergnügens, das ſie geben können: weßwegen eine gewiſſe Rundheit und Fettheit von Mädchen und Weibern in ihren Augen einen größern Werth hat, als die vollkommenſte Schönheit, oder als die gröſten Talente, die

---

*) *Ruſſel* p. 115. it is a Kind of reproach amony them to be thought fond of theis women, or to ſheu them much tenderneſs, or reſpect.

**) *Chardin* III. 391. *Gentoo-Laws* p. 250.

die ſchätzbarſten Kenntniſſe, und die erhabenſten Tugenden *). Die Morgenländer achten und verlangen von den Weibern nicht allein gar keine Tugenden, ſondern ſie trauen denſelben ohne Ausnahme alle Laſter zu, deren Weiber nur fähig ſind, und wodurch Weiber am meiſten verunſtaltet werden. Die Luſt eines Weibes, heißt es in den Geſetzen der Hindus **), kann eben ſo wenig befriedigt, oder geſättigt werden, als ein verzehrendes Feuer durch brennbare Materialien, die man hinein wirft, oder als das Weltmeer durch die Flüſſe, die ſich darein ergießen, oder als das Reich der Todten durch die Menſchen und Thiere, die davon verſchlungen werden. — Das Weib, fährt der Genius der Hindoſtaniſchen Geſetzgebung weiter fort, hat ſechs Untugenden: zuerſt eine unordentliche Begierde nach koſtbaren Kleidern und Schmuck, und nach ſeltenen Leckereyen: zweytens einen unmä-

---

*) *Chardin* l. c. und meine Abhandl. über die Schönheit und Häßlichkeit von Völkern im 2 Stück des 2 Bandes des hiſtoriſchen Magazins.

**) p. 250.

ßigen Hang zum ſinnlichen Vergnügen; drittens eine unnatürliche Reizbarkeit gegen Beleidigungen; viertens eine tiefe und verſteckte Rachbegierde; fünftens eine angeborne Bösartigkeit, vermöge deren alles Gute in andern Menſchen ihnen als etwas Böſes erſcheint; und ſechſtens eine Neigung zu allen laſterhaften Handlungen: eine Aeußerung, die mehr als alles vorhergeſagte in ſich ſchließt.

Mit dieſen Grundſätzen ſtimmt das Betragen der Morgenländer vollkommen überein, wie man ſich gleich aus dem folgenden überzeugen wird. Wenn nun ſo viele Nationen, als unter der Benennung von Morgenländern begriffen werden, Jahrtauſende lang auf eine gleichförmige und übereinſtimmende Art denken und handeln, ſo kann man eine ſolche unwandelbare und harmoniſche Denk- und Handlungsart nicht aus den Einfällen oder Satzungen einzelner Geſetzgeber, und Religionsſtifter ableiten, ſondern man muß annehmen, daß ſie Wirkungen unveränderlicher natürlicher Urſachen ſeyen, und daß die uneingeſchränkteſte Herrſchaft von der einen, und die härteſte Sclaverey von der andern Seite aus den natürlichen Anlagen und Verhältniſſen beyder Geſchlechter gegen einander entſpringen, eine Vermuthung, die man bey einer nähern Unterſuchung durch die ſicherſten Data beſtätigt findet.

Die frühe und kurzdaurende Jugend der Morgenländerinnen macht wenigſtens für viele Männer die Vielweiberey nothwendig, und dieſe Vielweiberey macht wiederum unter ſo eiferſüchtigen Völkern, als die Morgenländer ſind, die Eingeſchloſſenheit der Weiber unentbehrlich. Bey der ſtrengen Eingeſchloſſenheit aber, zu welcher mannbare Mädchen (mannbar werden Mädchen in den Morgenländern ſchon im achten, neunten und zehnten Jahre,) und Frauen verdammt ſind, wird es ihnen unmöglich, die ſchönen und nützlichen Kenntniſſe zu erlangen, welche nur der Unterricht und Umgang von Männern gewähren kann. Selbſt die Geſchäfte der Haushaltung werden im Morgenlande in allen Häuſern der Großen, Reichen, und Wohlhabenden von Sclaven verrichtet; und Mädchen und Frauen übernehmen dieſe ſclaviſchen Arbeiten eben ſo wenig, als Väter und Männer ihnen dieſelben anvertrauen mögen *). Bey dem kindiſchen Alter, in welchem Mädchen verheirathet, und Frauen geliebt werden, bey der Ungebildheit ihres Geiſtes, der Leerheit an allen angenehmen und nützlichen Kenntniſſen, der Unfähigkeit zu allen nützlichen Arbeiten, und der gänzlichen Unbekanntſchaft mit der Welt, und den Angelegenheiten des Lebens iſt es unmöglich, daß ſie in ihren Männern etwas anders, als Begierden erregen, unmöglich, daß ſie ihnen Freundſchaft, Liebe, und Hochachtung einflößen, unmöglich endlich, daß ſie ihre Männer in den Stunden der Muſſe angenehm unterhalten, in den Tagen der Trübſale tröſten und aufrichten, und in wichtigen Angelegenheiten rathen können. Die Morgenländerinnen ſind allerdings im Durchſchnitt das, wofür ſie von ihren feurigſten Liebhabern gehalten werden, ſeelenloſe Kinder, oder halbbeſeelte Geſchöpfe, die nur zum Genuß, zum Empfangen und Gebähren von Kindern geſchickt und beſtimmt ſind.

So

---

*) *Chardin* l. c.

So begreiflich unter ſolchen Umſtänden der Mangel von Liebe in den Morgenländern iſt, eben ſo leicht läßt ſich die tiefe Verachtung erklären, welche eben dieſe Völker gegen die ihnen unentbehrlichen Weiber äußern. In ſo kindiſchen, rohen, unwiſſenden, und geſchäftloſen Geſchöpfen, als die Morgenländiſchen Mädchen und Weiber ſind, in welche das Klima eine unbezähmbare Sinnlichkeit nicht weniger, als in die Männer gelegt hat, in ſolchen Geſchöpfen muß die Begierde nach einer jeden Art des ſinnlichen Genuſſes, müſſen überdem alle Leidenſchaften kleiner, roher, niedergedrückter Seelen ohne Vergleichung heftiger ſeyn, als in den Weibern unſers Erdtheils, weil alle angeborne Unarten weder durch Bildung des Geiſtes und Herzens, noch durch eine heilſame Geſchäftigkeit gemildert, ſondern vielmehr durch Einſchränkung, und durch die Täuſchung natürlicher Triebe unendlich gereizt werden. Auch ſchildern alle Geſetze und Religionen, alle Sittenlehrer und Reiſebeſchreiber des Morgenlandes Weichlichkeit, Trägheit, Völlerey, Leckerhaftigkeit, Geldgeiz, Begierde nach Schmuck und koſtbaren Kleidern, Ueppigkeit, Neid, Eiferſucht, und die unnatürlichſten Lüſte als gemeine Laſter der Morgenländerinnen, die faſt durch keine einzige weibliche Tugend bedeckt, oder erſetzt werden. Darf man ſich alſo noch wundern, wenn die Morgenländer ihre Weiber nicht allein nicht lieben, ſondern verachten, und ſelbſt verächtlich zu werden fürchten, wenn man ſie einer Zärtlichkeit gegen ihre Weiber argwöhnen könnte. Die Verachtung der Morgenländer gegen ihre Weiber iſt zu allgemein, und unausrottlich, als daß ſie unverdient ſeyn könnte; zugleich aber iſt es zu beklagen, daß es bey ſolchen Anlagen, als die Weiber von der Natur ihres Klima empfangen, bey einem ſolchen Mangel von Erziehung und Unterricht, bey einer ſolchen Eingeſchloſſenheit und Unterdrückung, als unter welchen die Weiber ſeufzen, unmöglich iſt, daß ſie weniger verächtlich werden könnten, als ſie ſind.

Weil die Morgenländerinnen beſtändig Kinder am Verſtande bleiben, ſo werden ſie auch nach den Geſetzen aller orientaliſchen Völker ihr ganzes Leben durch als Kinder angeſehen, die keinen Willen haben, oder die unfehlbar ſich ſelbſt und andere in's

Ver:

Verderben bringen würden, wenn man ſie ihnen ſelbſt überließe *). Weiber und Mädchen ſind ſtets entweder von Vätern, oder Brüdern, oder männlichen Anverwandten abhängig, bleiben ſtets Mitglieder von Familien, können nie Beſtandtheile des Volks werden, und können auch für ſich keine gültige bürgerliche Geſchäfte verrichten. Die Gewalt der Väter über die Kinder iſt in den Morgenländern ſo groß, daß gewöhnlich die Söhne eben ſo wenig, als die Töchter bey Verheirathungen zu Rathe gezogen werden **). Gemeiniglich ſind die Mütter die Stifterinnen von Heirathen. Wenn eine Mutter einen mannbaren Sohn hat, ſo ſucht ſie in allen Harems, in welchen ſie bekannt iſt, oder in den Bädern, die ſie beſuchen darf, ſo lange herum, bis ſie ein Mädchen findet, von welchem ſie glaubt, daß ſie ſich für den Sohn ſchicke. So bald eine ſolche gefunden, und der Mann mit der Verbindung zu-

---

*) *Chardin* & *Gentoo-Laws* ll. cc.

**) *Chardin* I. 231. &c. *Ruſſel* p. 111. &c. *Ricaut* II. Ch. 21. Niebuhrs Beſchreib. von Arabien S. 75.

zufrieden iſt, ſo macht entweder die Mutter, oder der Vater des Bräutigams, oder eine in ihrem Namen abgeordnete Perſon die Anwerbung. Scheint alsdann die Partie den Eltern der Braut annehmlich, ſo unterhandelt man über den Brautpreis, die Ausſtattung, den Brautſchatz, und das Witthum ſo lange, bis man ſich endlich von beyden Seiten vereinigt. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo wendet man ſich entweder an einen Cadi oder an eine geiſtliche Perſon, von oder vor welcher durch Abgeordnete der Braut und des Bräutigams der Heirathscontract aufgezeichnet wird. In der Türkey iſt der Bräutigam, aber nicht die Braut, in Perſien hingegen iſt die Braut, aber nicht der Brautvater gegenwärtig. Letzteres empfängt die geiſtliche und Gerichtsperſon, ſamt dem Bräutigam und deſſen Vater, und Procurator in ſeinem Hauſe, allein wenn der Contract geſchloſſen und aufgeſchrieben werden ſoll, ſo zieht er ſich zurück, damit der Bräutigam ſeine volle Freyheit habe. Wenn der Stellvertreter der Braut dieſe dem gegenwärtigen Bräutigam zum Weibe verſprochen hat, ſo tritt der Geiſtliche, oder Richter an die halbgeöfnete Thür eines Seitenzimmers, in welchem ſich die verſchleierte Braut unſichtbar mit ihren Verwandtinnen und Freundinnen findet, und frägt dieſe, ob ſie mit der Heirath, und den Bedingungen derſelben, wie ihr Procurator ſie geſchloſſen und gemacht habe, zufrieden ſey, welche Frage ſie unfehlbar mit Ja beantwortet, indem dies Fragen der Braut, ſo wie die Entfernung des Brautvaters bloße Cäremonie iſt. Die Braut ſieht den Bräutigam vor der Hochzeit niemals, und der Bräutigam die Braut ſehr ſelten, außer, wann es etwa einem oder dem andern gelingt, die Aufſeherinn der Bäder, welche die Braut zu beſuchen pflegt, zu beſtechen *). Wenn dieſes nicht geſchehen iſt, ſo erblickt der Bräutigam ſeine Braut, oder junge Frau nicht eher, als nach vollzogener Ehe; denn am letzten Tage der Hochzeit wird die Braut verſchleiert in das Haus des Bräutigams geführt, wird gegen Abend erſt in der Brautkammer entkleidet, und in dem dunkeln Brautgemach dem Bräutigam übergeben, der ſchon im Beſitz ſeiner jungen Frau

---

*) *Dow* III. p. 33. *Anquetil* Voy. p. 356. *Chardin* & *Ruſſel* ll. cc.

Frau iſt, bevor er ſie geſehen hat. Wo junge Leute weder ſich ſelbſt, noch ihren Stand, oder Vermögensumſtände anders, als durch die Nachrichten von Anverwandten kennen lernen, da kann es ihnen gar nicht einfallen, eine ihnen von den Eltern angebotene Partie auszuſchlagen, weil ſie in der Folge gar nicht hoffen können, den oder diejenige, womit ſie ihr Leben hinbringen ſollen, genauer kennen zu lernen, und fürchten müſſen, daß ſie ſich das nächſte mal eben ſo wohl verſchlimmern, als verbeſſern können.

Wenn eine Braut ihrem Bräutigam übergeben, und als Jungfrau befunden worden iſt, ſo geht ſie aus der väterlichen Gewalt in die Gewalt des Mannes über, die nicht minder groß, als die des Vaters, und der Regel nach viel drückender iſt. Doch gibt es unter allen Morgenländiſchen Völkern Fälle, in welchen rechtmäßige Frauen den Schutz der Geſetze anflehen können: noch mehr aber hängt es von dem Willen und Vermögen der Väter ab, den Zuſtand ihrer verheiratheten Töchter zu erleichtern.

Wenn reiche Wollüſtlinge Töchter von armen Eltern kaufen *), ſo müſſen ſich ſolche unbegabte und eigentlich gekaufte Frauen gefallen laſſen, daß ihr Beyſchläfer und Herr ſo viele Frauen, als die Geſetze erlauben, und ſo viele Beyſchläferinnen, als er will, in ſeinem Harem verſammlet, und ſie können ſich gar nicht beklagen, wenn er ſie im Fall der Unfruchtbarkeit verkauft, oder nachdem er ihrer überdrüßig geworden iſt, ſie verſtößt. Wenn hingegen eine Frau eine reiche Ausſteuer mitgebracht hat, und die Ehe vor Gericht beſtätigt worden iſt, dann iſt ſie vielweniger in Gefahr, verworfen zu werden, weil der Mann ſeiner verworfenen Frau ein beſchwerliches Witthum zu bezahlen hätte. Reiche Väter geben ihre Töchter manchmal an ihre eigenen Freygelaſſenen nicht nur ohne Brautpreiſe, ſondern mit einer prächtigen Ausſtattung, und einer großen Mitgabe, oder mit großen Geſchenken, aber auch zugleich mit der Bedingung, daß die Schwiegerſöhne keine andere Frauen neben ihren Töchtern nehmen, und dieſe niemals verſtoßen, oder ihnen im Fall

---

*) Script. citat.

Fall der Verſtoßung ein ſo beträchtliches Witthum ausſetzen ſollen, bey welchem der Mann gar nicht daran denken kann, ſich von ſeiner Frau zu ſcheiden. Solche Frauen ſind auf eine gewiſſe Art Herrinnen ihrer Männer, indem ſie unter den Türken und Arabern ſtets im Beſitz ihrer Ausſtattung und Mitgabe bleiben *). In Perſien **) erhalten die Töchter nur Ausſtattung, und keine Mitgabe, und im Fall der Verſtoßung oder Scheidung fällt die erſtere dem Manne zu, doch muß dieſer der Frau das verſprochene Witwengehalt geben. Nach dem Tode des Mannes erbt die Frau unter den Mohren in Afrika und den meiſten übrigen Morgenländern nichts, behält aber ihr Eingebrachtes ***). Unter den Arabern behält die Witwe mit den kleinen Kindern das Zelt voraus, und theilt das übrige mit den erwachſenen Söhnen und Töchtern zu gleichen Theilen †). In Hindoſtan liegt die Unterhaltung der Witwe, und die Ver-

---

*) **Niebuhr** l. c.
**) *Chardin* III. p. 409.
***) *Shaw* p. 239.
†) *Arvieux* III. 338.

Verſorgung der Schweſtern dem älteſten Sohne, oder den nächſten männlichen Erben ob *). In den meiſten Morgenländiſchen Reichen haben die Söhne, beſonders die älteſten Söhne große Vorzüge vor den Töchtern. In Perſien nimmt der älteſte Sohn zwey Drittheile des Vermögens voraus, der Reſt der Erbſchaft fällt den übrigen Kindern zu, doch ſo, daß die Töchter nur halb ſo viel, als die Söhne ziehen **).

Ungeachtet die Morgenländer eben das Recht haben, welches die alten Juden hatten, ihre Weiber zu verſtoßen, ohne irgend eine Urſache anzugeben, ſo ſind doch ſolche Verſtoßungen unter angeſehenern Perſonen höchſt ſelten, weil dieſe nicht bloß durch den Schaden, der ihnen dadurch zuwächſt, ſondern auch durch die Furcht vor der Schande zurückgehalten werden ***). Männer von Stande, ſagt **Chardin** †), würden

---

*) Sonnerat I. S. 60.

**) *Chardin* III. 409.

***) *Chardin* und Niebuhr ll. cc.

†) I. p. 219.

den lieber ſterben, als ihre Weiber verſtoßen, ſo wie ſie ihre Weiber eher umbringen, als ihnen die Eheſcheidung zugeſtehen würden. Anſtatt alſo daß die Männer ſich ihres Rechts, zu verſtoßen ſelten bedienen, dürfen die Weiber das Recht, ſich von ihrem Manne zu ſcheiden, welches die Geſetze ihnen zugeſtehen, faſt niemals ausüben. Eben ſo ſelten iſt es, daß die Weiber ein anderes Recht anſprechen, welches die Geſetze ihnen verliehen haben: das Recht nämlich, in jedem Monat einer beſtimmten Zahl von Umarmungen des Mannes gewürdigt zu werden *). Wenn ſolche Klagen vorkommen, ſo wiſſen die Männer immer Ausflüchte zu finden, womit ſie ihre vernachläſſigten Weiber ſelbſt vor Gericht täuſchen. Das Zwangsgeſetz, welches die Mahomedaner anhält, ihren Weibern die eheliche Pflicht wie einen ſchuldigen Dienſt, oder eine Abgabe zu leiſten, fand ſich auch unter den Juden **), und war unſtreitig der Lage, und Denkart der Morgenländer an-

---

*) *Ricaut* l. c.

) **Michaelis Moſ. Recht II. S. 163 - 185. und S. 304.

angemeſſen, allein es braucht keine Erinnerung, daß dieſes Geſetz Begriffe von den Abſichten der Ehe, und von den Verhältniſſen der Eheleute vorausſetze, die ſich unter den Völkern unſers Erdtheils niemals gefunden haben.

Noch viel empörender, als das zuletzt angeführte Gebot, iſt ein anderes Geſetz Mahomets über Eheſcheidungen, das noch jetzo unter allen mahomedaniſchen Völkern gilt, und das einen von den vielen Beweiſen enthält, wie weit der Arabiſche Geſetzgeber unter dem Iſraelitiſchen war. Moſes machte die Eheſcheidungen und Wiedervereinigung von Eheleuten eben ſo leicht, als nachher Mahomet, allein er verordnete zugleich, daß ein Mann ſeine verſtoßene Frau nur alsdann wieder zu ſich nehmen könne, wenn ſie noch keinen andern Mann geheirathet habe *). Mahomet hingegen erlaubte nicht nur, daß ein Mann ſeine Frau dreymal ungeſtraft verſtoßen, ſondern daß er ſie auch zum dritten male wiedernehmen könne, wenn er vorher eine an-

---

*) Michaelis Moſ. Recht II. S. 310. u. f.

dere Mannsperſon bey derſelben habe ſchlafen laſſen. Mahomet wollte durch dies ſcheußliche Geſetz die zu häufigen Eheſcheidungen hindern, allein er erreichte dieſen Zweck nicht, und hinterließ zugleich ein merkwürdiges Denkmal von dem kindiſchen Leichtſinn der Morgenländer in den wichtigſten Angelegenheiten, von der Unbeſtändigkeit ihrer Begierden, und von einem Mangel von Sittſamkeit, der mit ihrer Eiferſucht unvereinbar zu ſeyn ſcheint.

So unnatürlich, und faſt unglaublich es iſt, daß ein Mann ſeine Frau dreymal verſtoßen, und wiedernehmen, und dieſe auch immer wiederkehren wolle, daß ferner bey der dritten Wiedervereinigung nicht nur die Frau es leiden, ſondern auch der Mann es zugeben könne, daß die Verſtoßene vorher von einem andern befleckt werde; ſo eräugnen ſich doch ſolche Fälle noch immer unter allen Mahomedaniſchen Völkern. Freylich geſchehen ſolche Wiedervereinigungen meiſtens nur unter Perſonen von der niedrigſten Claſſe; auch werden dieſe Wiedervereinigungen für ſchimpflich, und die Beyſchläfer, die ſich als Mittelsperſonen dabey brauchen laſſen, im höchſten Grade für ehrlos gehalten *), allein dieſer Abſcheu hat doch die kindiſchen Trennungen, und die ſchimpflichen Wiedervereinigungen nicht ganz aufheben können. In den Maldiven, und wahrſcheinlich auch in andern Mahomedaniſchen Ländern hat man ſchon lange einen Ausweg gefunden, wodurch man die geſetzliche Bedingung der dritten Wiedervereinigung von Mann und Frau zwar zum Schein, aber ohne Kränkung der Eiferſucht des Mannes erfüllt. Man dingt nämlich einen elenden Kerl, der eidlich verſichern muß, daß er zwar bey der Frau, die man wiedernehmen will, ſchlafen, aber ſie nicht berühren wolle, und auf dieſe Art glaubt man dem Willen des Geſetzgebers genug zu thun **). Da die Bewohner der Maldiviſchen Inſeln viel unbeſtändiger, als die übrigen Morgenländer ſind, ſo finden ſich unter ihnen auch ſelbſt in den höheren Ständen viel häufigere Eheſcheidungen, und Wiedervereinigungen, als anderswo, und ſelbſt die vornehmſten Frauen

---

*) *Ricaut* L. II. Ch. 21. p. 467. 68. *Chardin* I. 235. *Pyrard* I. 115.

*) *Pyrard* l. c.

müſſen es ſich gefallen laſſen, wenn ſie ſich entſchloſſen haben, zum dritten male zu ihren Männern zurückzukehren, eine Nacht an der Seite eines feilen Menſchen zuzubringen, der allgemein für ehrlos gehalten wird. In den Maldiven kann man ſich zum vierten male trennen, und zum zweyten male durch eine ehrloſe Mittelsperſon wieder vereinigen, allein wenn man ſich dann wieder ſcheidet, ſo iſt das fünfte Zuſammenkommen gänzlich verboten *). Unter den Türken hingegen wird die Ehe unauflöslich, wenn man eine Frau zum dritten male wiedergenommen hat **).

So wenig die Moſaiſchen Geſetze unſern Sitten, Einrichtungen und Begriffen angemeſſen ſind, ſo vortheilhaft unterſcheiden ſie ſich in den meiſten Stücken von den Geſetzen Mahomets, und von den urſprünglichen Satzungen der Morgenländiſchen Völker. Moſes erlaubte zwar, wie Mahomet, einem jeden Iſraeliten, vier rechtmäßige Frauen, und eine unbeſtimmte Zahl von

---

*) *Pyrard* l. c.
**) *Arvieux* VI. p. 448.

von Kebsweibern zu nehmen *): allein er ſorgte viel mehr, als Mahomet, und als die alten Sitten ſeines Volks mit ſich brachten, für das Glück von Sclavinnen und Beyſchläferinnen. Sclavinnen von Iſraelitiſcher Abkunft, wurden, wie Sclaven, im ſiebenten Jahre ohne Löſegeld frey. Wenn ein Herr eine Beyſchläferinn verſchmähte, ſo konnte ſie ſich durch ein mäßiges Löſegeld loskaufen, oder von einem Bräutigam loskaufen laſſen; auch konnte ein Iſraelit die unberührten Sclavinnen aus ſeinem Volk nicht unter eine fremde Nation verkaufen. Selbſt ſolche Kebsweiber, die man entweder im Kriege erbeutet, oder von heidniſchen Sclavenhändlern gekauft hatte, muſten ohne Löſegeld frey gegeben werden, wenn der Herr ihrer überdrüßig zu werden anfieng **). Unter den übrigen Morgenländiſchen Völkern iſt die Knechtſchaft gekaufter Sclavinnen ewig. Keine kann deßwegen, weil der Herr ihrer nicht begehrt, verlangen, daß ſie für einen geringen Preis ver-

---

*) **Michaelis** Moſ. Recht II. S. 186.

) **Michaelis Moſ. Recht II. 116-122.

verkauft werde. Keine kann ihrem Herrn vorſchreiben, an welchen neuen Herrn, und unter welches Volk ſie verkauft, oder nicht verkauft ſeyn will. Keine endlich erhält die Freyheit, wenn der Herr ihrer überdrüßig geworden iſt. Vielmehr kann der Herr ſelbſt ſolche, mit denen er Kinder erzeugt hat, geben oder verkaufen, an wen er will. Manchmal aber erhalten ſolche Sclavinnen nach dem Tode ihrer Herren die Freyheit. Wenigſtens werden in Marocco Negerinnen, die ihren Herren Kinder geboren haben, frey gelaſſen, und dürfen ſelbſt bey Lebzeiten der Herren nicht verkauft werden *). Wenn ein ähnliches Geſetz in alle Harems der Könige und Großen des Morgenlandes eingeführt würde, ſo würden nicht ſo viele Gräuel der Finſterniß ausgeübt, und ſo viele unzeitige Geburten abgetrieben werden, als ich gleich nachher zeigen werde, daß man noch immer in den Serails der Morgenländer tödtet.

So unwandelbar in den Morgenländern Polygamie und Kebsweiberey fortdauren,

---

*) Höſt S. 104.

ren, eben ſo unveränderlich haben ſich bis auf den heutigen Tag die Begriffe der Jſraeliten, und anderer alter Morgenländiſcher Völker über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit erhalten. Fruchtbarkeit iſt den heutigen Morgenländerinnen noch immer, wie den Jſraelitinnen, der höchſte göttliche Segen, und Unfruchtbarkeit das gröſte Unglück, das ein Weib nur treffen kann. Wenn daher vornehme Türkinnen, und andere Morgenländerinnen ihren Leib verſchloſſen finden, ſo kaufen ſie ihren Männern, wie in alten Zeiten, Kebsweiber, oder Sclavinnen, deren Kinder als die ihrigen angeſehen werden *). Auch dieſe Begriffe von Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit ſind zu allgemein und unveränderlich, als daß ſie durch Geſetzgeber und Religionsſtifter allein könnten verbreitet worden ſeyn.

Unter den Morgenländiſchen Königen der alten und neuen Zeit findet ſich in Anſehung der rechtmäßigen Frauen, die ſie hei-

---

*) *Maillet* II. 87. Michaelis Moſ. Recht II S. 124-129.

ratheten, und heirathen dürfen, ein groſser Unterſchied. Die alten Numidiſchen, Aegyptiſchen, Iſraelitiſchen, Aßyriſchen, Perſiſchen und Parthiſchen Könige hatten nicht nur mehrere Königinnen, oder rechtmäßige Gemalinnen, ſondern ſie hatten deren oft eine viel größere Zahl, als Moſes in den älteſten, und Mahomet in ſpätern Zeiten erlaubte *). Die Königinnen in Perſien wurden mit einer königlichen Crone gecrönt, mit dem Purpurmantel, dem Zeichen der königlichen Würde angethan, und an der Rechten des Königs ſitzend dem ganzen Volke vorgeſtellt **). Die Könige ſetzten dieſen rechtmäßigen Gemahlinnen ganze Städte zu ihrem Schmuck, und übrigen Hofhaltung aus, und nur die Söhne der rechtmäßigen Gemalinnen konnten der Regel nach auf dem Thron folgen ***). Auch in unſern Zeiten haben die Könige in Marocco vier rechtmäßige Gemalinnen, unter welchen wiederum eine unter dem Titel Scherifa die vornehmſte iſt *), und eben ſo viele legen ſich die Kaiſer in Java, und andere Könige im ſüdlichen und ſüdoſtlichen Aſien bey, die ſich zur mahomedaniſchen Religion bekennen **). Von dieſen alten und neuern Beyſpielen Morgenländiſcher Könige weichen die neuern Beherrſcher der Türken und Perſer ab. Unter den Türken ***) iſt es Grundgeſetz, daß der Sultan keine rechtmäßige Gemalinn nehmen darf, und die Janitſcharen führten es daher als einen Grund ihrer Unzufriedenheit mit dem ermordeten Kaiſer Osman an, daß er ſich wider die Grundgeſetze der Muſelmänner eine rechtmäßige Gemalinn erkohren habe. Als die Urſache des Geſetzes, das dem Sultan eine rechtmäßige Gemalinn unterſagt, erzählen die Türken, daß Bajazet unter allen Mißhandlungen, die er in ſeiner Gefangenſchaft erduldet, keine ſo tief empfunden habe, als daß er ſeine geliebte Gemalinn Despine in der Gewalt ſeines Feindes, und von dieſem

---

*) Michael. Moſ. Recht I. S. 277.

**) *Briſs.* de regno Perſarum Lib. I. §. 107. &c.

***) ib. §. 105.

---

*) Höſt S. 175.

**) *Valentyn* V. p. 59.

***) *Ricaut* l. c. p. 464. 465.

ſem Feinde auf eine unwürdige Art behandeln ſehen muſte. Von dieſer Zeit an habe man, ſagen die Türken, das Geſetz gemacht, daß kein Sultan eine wirkliche Gemalinn nehmen ſolle, damit nie wieder ein ähnliches Unglück geſchehen könne. Ricaut geſteht ſelbſt, daß ihm dieſe Erklärung der Türkiſchen Sitte nicht genugthuend ſcheine, wie ſie es auch wirklich nicht iſt. Viel wichtiger, und befriedigender ſind die Betrachtungen, die eben dieſer Schriftſteller gleich nachher anführt. Zuerſt hat man dem Sultan zwar Beyſchläferinnen ohne Zahl, aber keine Gemalinn erlaubt, um die ungeheuren Koſten zu vermeiden, welche vier rechtmäßige Sultaninnen erfordern würden. Eine rechtmäßige Gemalinn des Türkiſchen Kaiſers würde eben ſo viel verlangen können, als die Valideh, oder die Mutter des Sultans, deren Einkünfte wenigſtens auf eine halbe Million Thaler ſteigen. Noch mehr aber hat man, oder haben die Türkiſchen Kaiſer ſich ſelbſt das Geſetz, keine rechtmäßige Gemalinn zu nehmen, aufgelegt, um mit keiner einheimiſchen Familie in daurende Verbindung zu kommen, woraus allerley innerliche Unruhen, ſo wie Neid und Eiferſucht entſtehen

hen könnten. Aehnliche Urſachen haben wahrſcheinlich die Könige von Perſien bewogen, ſich mit Beyſchläferinnen zu begnügen, aber keine derſelben zur Königinn zu erheben *). In dem Harem des Königs von Perſien findet daher eben ſo wenig, als in dem Serail zu Conſtantinopel ein Unterſchied zwiſchen ächten und rechtmäßigen, und zwiſchen unächter Söhnen und Töchtern Statt. Alle Kinder ſind gleich ächt, und der erſtgeborne Sohn des Königs wird Thronfolger, wenn er auch von einer Negerinn geboren ſeyn ſollte **). Unter den Türken haben die Kinder von Kebsweibern gleiche Rechte mit denen von rechtmäßigen Frauen, wenn der Vater ihnen bey ſeinem Leben, oder in ſeinem letzten Willen die Freyheit geſchenkt hat. Wenn aber dieſes nicht geſchehen iſt, ſo bleiben die Kinder von Kebsweibern in der Knechtſchaft, und werden Sclaven des älteſten Sohnes von der rechtmäßigen Frau ***).

Nach

---

*) *Chardin* III. p. 391.
**) *Chardin* III. p. 408. 499.
***) *Ricaut* p. 460.

Nach Europäiſchen Begriffen kann es kaum eine härtere, und ſchimpflichere Gefangenſchaft geben, als in welche die Weiber und Beyſchläferinnen der Könige und Großen des Morgenlandes bey dem Eintritt in die Harems ihrer Männer und Gebieter gerathen. Auch läßt ſich in der That kaum ein entſetzlicherer Aufenthalt denken, als in welchem man von unaufhörlichen Gefahren, und den boshafteſten Feinden ſtets umgeben iſt, in welchem die heftigſten Wünſche und Triebe bis zur Wuth gereizt und nie befriedigt, in welchem die peinigendſten Leidenſchaften und die ſchwärzeſten Gedanken und Entwürfe erweckt, genährt, und in der Seele umhergeworfen werden. Die Bewohnerinnen der Harems der Könige und Großen ſind nicht nur der Kälte, dem Ueberdruſſe, den Gewaltthätigkeiten, oder eckelhaften, und oft unnatürlichen Liebkoſungen von Männern und Gebietern, die ſie verabſcheuen, ſondern den ſchimpflichſten Mißhandlungen von Verſchnittenen, dem Uebermuthe der Mütter ihrer Herren, und den Nachſtellungen ihrer Nebenbuhlerinnen ausgeſetzt. Durch die träge und geſchäftloſe Ruhe, in welcher ſie leben, und durch die Nahrungsmittel und Leckereyen, die ſie genießen, werden ihre natürlichen Triebe bis zu einer verzehrenden Heftigkeit entflammt, und da dieſe Triebe in den wenigſten auf eine natürliche Art befriedigt werden, ſo entſtehen daher ſcheußliche Lüſte und Laſter, die in Europa nur den verdorbenſten Ungeheuern in den gröſten Hauptſtädten bekannt ſind. Dieſe unbefriedigten oder unnatürlichen Triebe ſind aber noch die geringſten innern Peiniger, von welchen die Weiber, und Kebsweiber beſtändig gefoltert werden. Neid und Eiferſucht gegen glückliche Nebenbuhlerinnen, und Entwürfe der Rache, um dieſe Nebenbuhlerinnen und deren Hofnungen zu zernichten, nagen faſt immer an den ohnedem verwundeten oder kranken Herzen der Morgenländerinnen.

Alle Reiſebeſchreiber des Morgenlandes ſtimmen darinn überein *), was man auch ohne ihre Verſicherung glauben würde, daß es ohne eine unumſchränkte Gewalt des Mannes, und ſeiner Stellvertreter

---

*) Man ſehe beſ. *Dow* Vol. III. Diſſert. p. 14.

ter unmöglich ſeyn würde, die Begierden, Leidenſchaften, und verbrecheriſchen Unternehmungen ſo vieler Weiber, als die Harems der Großen in ſich ſchließen, im Zaume zu halten. Die Hand des Mannes alſo, und ſeiner Verſchnittenen iſt, wie die Hände der Morgenländiſchen Deſpoten und ihrer Veziere, Baſſen und Agas ohne Unterlaß mit dem Schwerdte, und der Peitſche bewafnet, um eine jede ungehorſame oder ſchuldige Sclavinn ſogleich zu züchtigen und von der Erde zu vertilgen. Das gezuckte Schwerdt, und die aufgehabene Zuchtruthe ſind um deſto unentbehrlicher, je größer die Schaaren, und man kann ſagen Heere von Mädchen ſind, die man in die Harems der Könige zuſammengedrängt. Drey bis vier hundert Weiber und Kebsweiber war die geringſte Zahl, welche die alten Perſiſchen Könige hatten, und welche auch die Könige zu Chardins Zeiten zu halten pflegten *). So anſehnlich dieſer Haufe von Weibern iſt, ſo verſchwindet er doch faſt gegen die ungeheuren Schaaren, welche andere Könige in Aſien und Afrika zu-

---

*) *Briſs.* l. c.

zuſammenbrachten. Es würde faſt unglaublich ſeyn, daß Benſâr, König von Marocco, 8000 Weiber und Beyſchläferinnen gehabt habe *), wenn man nicht wüſte, daß Negernkönige Sammlungen von fünf Tauſenden hatten, und daß die Harem und Wachen der Kaiſer und Könige auf der Inſel Java bis zu zehn tauſend weiblichen Köpfen hinanſteigen **). Wenn man lieſt, daß ſo viele Mädchen um eines einzigen nichtswürdigen Deſpoten willen unglücklich wurden, wer ergrimmt nicht über die gefühlloſe Härte der Ungeheuer, die ohne Rührung unter ſolchen Martyrerinnen umherwandeln konnten, und wer erſchrickt nicht über die Beraubungen erlaubter Freuden, die Unterdrückungen natürlicher Triebe, und die Ausbrüche unnatürlicher Lüſte, Leidenſchaften und Laſter, die durch das Zuſammentreiben ſo großer Haufen verzweyfelnder Jungfrauen veranlaßt werden muſten.

---

*) Höſt S. 49.

**) *Smith* p. 200. 201. *Valentyn* V. p. 59. und andere.

So wenig man die Bewohner der härteſten Gefängniſſe, und Zuchthäuſer durch Liebe zuſammenhalten, und regieren kann, eben ſo wenig fanden die Morgenländer von je her, daß dieſes bey ihren Harems möglich ſey. Alle Geſetzgeber des Orients ſagten daher auch mit Moſes, daß der Mann des Weibes Herr ſey: ein Ausſpruch, der in Europa nie in dem Sinn gegolten hat, und gelten kann, als worinn er in den Morgenländern bis auf die gegenwärtigen Zeiten genommen wird. Wenn nicht die königliche Abkunft von Weibern, oder ausdrückliche Entſagungen von Rechten in den Heirathsverträgen eine Ausnahme machen, ſo iſt der Mann im Orient ſo ſehr Herr ſeiner Frau, daß er ſie, wie eine Sclavinn geißeln, und wie eine Verbrecherinn zwiſchen vier Mauren einſperren, oder tödten laſſen kann, ohne daß man ihn deßwegen vor Gericht fordern dürfte *). Die Freunde und Verwandten einer Frau, die von ihrem Manne gemißhandelt wird, haben die Erlaubniß, ſich bey dem Manne zu beſchweren, allein verklagen können ſie ihn

nicht

---

*) Roger I. C. 14. *Dow* l. c.

nicht *). Einer jeden Frau hingegen befehlen die heiligen Bücher, und Prieſter der Hindus **), daß ſie zuerſt und vor allen Dingen an ihren Mann denken, und daß ihre Gedanken ſtets auf ihn gerichtet ſeyn müſſen. Wenn die Frau ſich auch ſo ſehr mit ihrem Gatten beſchäftige, daß ſie deßwegen nicht an Gott denken könne, ſo werde ihr dieſes nicht zur Sünde angerechnet, indem der Mann an ihrer Statt an die Götter, und an das denke, was ſie den Göttern ſchuldig ſey. Ja wenn der Mann ſeiner Frau befehle, etwas Böſes zu thun, ſo könne und müſſe ſie ihrem Mann gehorchen, indem der Gehorſam ein gutes Werk ſey, und die Miſſethat nicht der Frau, ſondern dem Mann als dem wahren Urheber derſelben zugeſchrieben werde.

Da mehrere Schriftſteller, und unter dieſen eine ſchöne und geiſtreiche engliſche Dame, die Lady Montagu ***), die Europäerinnen haben glauben machen wollen,

---

*) ib.
**) Roger I. Cap. 19.
***) II. Lett. 35.

als wenn die Türkinnen und Morgenländerinnen allein frey ſeyen, indem ſie verſchleiert Beſuche geben, und verkappte Beſuche annehmen könnten, wann und ſo oft ſie wollten, ſo will ich eine kurze Schilderung des Zuſtandes der Weiber und Jungfrauen in den Harems der Könige und Großen in Perſien, und in der Türkey herſetzen. Man braucht bloß die Geſchichte reden zu laſſen, um in einem jeden den Gedanken zu erwecken, daß der Zuſtand der Weiber des Morgenlandes, weit entfernt beneidenswerth zu ſeyn, im höchſten Grade bejammernswürdig ſey. Für den Harem des Königs in Perſien (ich rede von dem, was zu Chardins Zeiten war, eben ſo, als wenn es noch jetzo ſo wäre) werden nicht nur die ſchönſten Jungfrauen aus Georgien und Circaßien zuſammengekauft, ſondern auch aus dem ganzen Perſiſchen Reiche zuſammengeſucht *). Wenn man hört, daß ſich in irgend einer Stadt, oder in irgend einer Familie ein vorzüglich ſchönes Mädchen findet, ſo bitten die königlichen Bedienten ſich dieſes ohne weitere

Um-

---

*) *Chardin* III. p. 385. &c.

Umſtände für den Harem des Königs aus, und die Eltern geben ihre Töchter gerne her, oder ſuchen ſogar durch allerley Wege, ſie in den Harem des Königs zu bringen, weil ſie alsdann eine mit dem Glücke ihrer Töchter ſteigende Penſion empfangen, und überdem hoffen können, andere Beweiſe der Gnade ihres Königs zu erhalten. Sobald die neuen Ankömmlinge in den Harem des Königs eingetreten ſind, ſo ſehen ſie außer ihrem Gebieter kein männliches Geſicht mehr; denn in dem Harem werden alle Handwerke, alle Hofdienſte, und ſelbſt Wachen, ja alle gottesdienſtliche Verrichtungen von weiblichen Perſonen vollzogen. Nicht einmal weiße Verſchnittene dürfen ſich dem Harem nähern, damit ihr Anblick die eingeſchloſſenen Mädchen nicht lehre, daß es noch andere ihrem Könige ähnliche Männer gebe. Nur die häßlichſten, und älteſten Neger aus Afrika, oder von der Küſte Malabar, denen man alle Zeichen und Ueberbleibſel von Mannheit gänzlich genommen hat, nur dieſe dürfen in den Harem kommen, und einer derſelben iſt der oberſte Aufſeher der Weiber, vor welchem ſelbſt die Günſtlinge des Königs zittern müſſen, indem er, wenn er es nöthig findet, geißeln und tödten kann. Eine jede Bewohnerinn des Harems hat ihr abgeſondertes Zimmer, oder höchſtens wohnen zwo in demſelbigen Gemach, eine junge, und eine alte. Keine darf ihre nächſte Nachbarinn, oder ihre beſte Freundinn beſuchen, ohne vorher Erlaubniß erhalten zu haben. Eine jede erhält täglich ihr Eſſen, und zu gewiſſen Zeiten ihre Kleider und Gehalt, welche ihr ausgeſetzt ſind. Auch wird eine jede von ihren beſondern Sclaven und Sclavinnen bedient, unter welchen die erſtern nicht nur entmannt, ſondern auch entweder unter zehn, oder über funfzig ſind. Ihre einzigen Beſchäftigungen ſind Geſang und Tanz vor dem Könige, und einige Stickereyen; die meiſten aber bringen ihr Leben in einem gänzlichen Müßigange zu, indem ſie auf weiche Sophas hingeſtreckt vom Morgen bis an den Abend Taback rauchen, und ſich von ihren Sclaven oder Sclavinnen reiben laſſen, worinn eins der vorzüglichſten Vergnügungen der Aſiaten beſteht. Unter allen Schönen, die dem Könige gefallen, hat nur allein diejenige, die ſo glücklich iſt, den erſten Sohn zu gebähren, Urſache, ihr Schickſal zu ſegnen, weil ſie hoffen kann, dereinſt den Rang und das Anſehen der

Königsmutter zu erhalten, die neben dem oberſten Verſchnittenen die gröſte Gewalt im Harem, und ſelbſt auch außer dem Harem ausübt. Sie vergibt nicht nur die Würden, zu welchen man im Serail erhoben werden kann, wählt nicht nur diejenigen, die verheirathet werden ſollen, und hat nicht nur das Leben der Kebsweiber des Königs in ihrer Hand, ſondern ſie ſteht auch immer mit den Miniſtern in Verbindung, die ihrem Willen meiſtens eben ſo blindlings, als dem Willen des Königs gehorchen. Alle übrigen Beyſchläferinnen, die nach der Erſcheinung des erſtgebornen Sohnes Kinder zur Welt bringen, werden in abgeſonderte Theile des Harems geſteckt, wo ſie viel ſtrenger, als die übrigen bewacht werden, und in unaufhörlicher Gefahr ſchweben, ſamt ihren Kindern von dem regierenden Könige ſelbſt, oder von deſſen Nachfolger hingerichtet zu werden. Unter allen Weibern, die Kinder am Leben, oder geboren haben, oder die nur ſchwanger geweſen ſind, hat keine jemals Hofnung, aus dem königlichen Harem herauszukommen, und an vornehme Staatsbediente verheirathet zu werden, welches der ſehnlichſte Wunſch von allen iſt. Beſonders werden

ſie

ſie nach dem Tode des Königs, deſſen Beyſchläferinnen ſie waren, in ein entferntes Quartier des Harems verſchloſſen, wo ſie auf ewig von dem Harem nicht weniger, als von der übrigen Welt abgeſchnitten ſind. Um dieſen Gefahren, und dieſer rettungsloſen Gefangenſchaft zu entgehen, weichen alle Schönen des Harems den Umarmungen des Königs ſo viel, als möglich aus, oder ſuchen wenigſtens Schwangerſchaften und Geburten durch alle Arten von böſen Künſten zuvor zu kommen, und hierinn liegt ein Grund der häufigen Fruchtabtreibungen in den Harems der Könige. Die ſchönſten Mädchen brauchen allerley Vorwände, am häufigſten den Vorwand ihrer monatlichen Unpäßlichkeit, um die Begierden des Königs zu täuſchen, auf welche Vorſpiegelungen aber die grauſamſten Strafen folgen, wenn ſie entdeckt werden. Abas der Zweyte von Perſien ließ ein Mädchen, das ſich ſeiner Liebe entzogen hatte, in einem Kamin, oder Schornſtein feſtbinden, und durch unten angezündetes Holz langſam verbrennen. Ungeachtet die Weiber des Harems ihren Aufenthalt als einen Verdammungsort, und die Liebe des Königs als ihr gröſtes Unglück anſehen, ſo beneiden und verfolgen ſie ſich doch gegenſeitig auf das feindſeligſte, ſie mögen die Hofnung aus dem Harem herauszukommen haben, oder nicht haben. Die Veranlaſſungen dazu ſind bald größere, oder häufigere Gunſtbezeugungen des Königs, und beſonders reichere Geſchenke, bald das ehrgeizige Streben nach höhern Würden, bald die Begierde, vor der andern außerhalb des Serails vermählt zu werden, und bald verzehrende Eiferſucht in der eigentlichſten Bedeutung, denn die Morgenländerinnen buhlen um die Gunſt von ſchönen Mädchen mehr, als um die von Männern, und lieben ſich unter einander feuriger, als ſie ihre Männer und Gebieter lieben: welche unnatürliche Neigungen einen Haß gegen das männliche Geſchlecht, ſo wie die unnatürliche Liebe der Männer Gleichgültigkeit gegen Weiber hervorbringt. Die Bewohnerinnen der Harems ſind daher in einem beſtändigen Kriege aller gegen alle, in welchem eine jede ihre Widerſacherinnen durch Gift, oder giftige Verläumdungen zu Grunde zu richten ſucht. Die nie aufhörenden Verläumdungen und Meuchelmorde ziehen beſtändige Unterſuchungen, ſchimpfliche Geißelungen und Erniedrigungen, oder fürchterliche Todesſtrafen nach ſich. Einige werden in die entlegenſten Theile des Harems verwieſen, und zu den niedrigſten Arbeiten verdammt; andere werden mit Ruthen oder Stöcken gegeißelt, und noch andere werden erdroſſelt, oder verbrannt, oder lebendig begraben. Durch alle dieſe harten Strafen aber kann der mächtigſte König es nicht verhüten, daß ihm nicht bald ein geliebtes Weib, und noch öfter ſeine Kinder durch Gift, oder auf andere Arten getödtet werden. Die Königinn-Mutter läßt von Zeit zu Zeit mehrere Kinder ihres Sohnes erſticken, wenn die Zahl beſchwerlich groß zu werden anfängt. Die Könige wiſſen dieſes, ohne es zu verhindern, und wenn ſie es verhindern wollten, wie könnten ſie die Wege der Bosheit in dem labyrinthiſchen, und unermeßlichen Harem entdecken? Nur ſelten aber ſind die Harems der Morgenländer ſehr kinderreich. Denn wenn die Männer ſich auch nicht ſo früh erſchöpften, als ſie wirklich thun, wenn ſie ſich auch nicht ſo oft in die Arme von Buhlerinnen würfen, oder der unnatürlichen Liebe ergäben, als gerade von den Beſitzern der meiſten und ſchönſten Weiber allgemein erzählt wird, ſo ließe es ſich doch ſchon aus dem Drucke und der Feindſchaft der eingeſchloſſenen Mädchen und Weiber erklären, warum die Morgenländer im Durchſchnitt genommen weniger Kinder *) aufbringen, als die Europäer, die ſich mit einem geliebten Weibe begnügen. Die Mütter verderben ſchon die Frucht ihres Leibes, noch ehe man es erfährt, daß ſie empfangen haben. Wenn ſie aber auch glücklich gebähren, ſo nimmt ſehr oft heimliches Gift, oder der Befehl einer hartherzigen Großmutter die zum Unglück gebornen Kinder weg.

Der Harem in Conſtantinopel iſt eben ſo, wie der in Hiſpahan eingerichtet **). Selbſt Ricaut hörte noch, daß, wenn der Kaiſer in ſeinen Harem komme, alsdann alle Schönen in eine Reihe geſtellt würden, damit er diejenige ausſuchen und durch ein zugeworfenes Schnupftuch bezeichnen könne, welche ihm in der nächſten Nacht Geſellſchaft leiſten ſolle. Allein neuere Nachrichten erklären dieſes alte und allgemein verbreitete Gerücht für ungegründet. Der Sultan iſt durch

---

*) *Chardin* III. 391. *Ricaut* l. c.

**) *Ricaut* l. c. 9. II. 21.

durch ein Gewohnheitsgeſetz ſeines Serails mehr, als ſeine Unterthanen eingeſchränkt: er kann nämlich nur an hohen Feſten ſeine bisherige Beyſchläferinn verändern *). Chardin verſichert auch von den Königen in Perſien, daß ſie gewöhnlich lange an eine Beyſchläferinn gefeſſelt blieben. So treibt die Natur ſelbſt diejenigen, die alles thun, um ihre Geſetze zu übertreten, oft wider den Willen der Abtrünnigen in ihren Creis, oder auf ihre Wege zurück.

In den Harems der Großen ſind zwar nicht ſo viele Verſchnittene, und ſo viele Weiber und Kebsweiber, als in denen der Könige; ſonſt aber haben die Verſchnittenen der Großen dieſelbige Gewalt, und Beſtimmung, und die Weiber dieſelbigen Leidenſchaften, Laſter, und Schickſale, wie in den Harems der Könige. Die Weiber der Großen dürfen ihre Wohnungen eben ſo wenig, als die des Königs verlaſſen, auch dürfen ſie nicht einmal ihre Freundinnen oder Verwandtinnen zu einer jeden Zeit zu ſich kommen laſſen. Solche Beſuche ſin-

---

*) Buſinello S. 69. *Habesci* p. 168.

finden nur bey Hochzeiten, Kindbetten, oder an großen Feſten Statt, und dauren gewöhnlich acht und mehrere Tage. Die beſuchenden Freundinnen kommen auch nicht heimlich, oder allein, oder in kleiner Begleitung, ſondern ſie führen gewöhnlich alle ihre Koſtbarkeiten, Kleider, und Sclavinnen mit ſich, und werden überdem von einer kleinern oder größern Zahl von Verſchnittenen begleitet, welche die Männer ihnen als Hüter mitgeben *). Ein jeder ſieht, daß es den Bewohnerinnen großer Harems faſt unmöglich iſt, Beſuche zu geben, und zu nehmen, bey denen ſie ihre Männer hintergehen könnten, oder ihre Gebieter etwas zu fürchten hätten.

Man kann freylich von allen Morgenländiſchen Völkern ſagen, daß ſie in einem viel höhern Grade eiferſüchtig ſind, als die Europäiſchen, und auch ihre Weiber viel mehr einſchließen, oder in Acht nehmen, als dieſe, allein es gibt doch auch unter eben dieſen Nationen große Verſchiedenheiten der Grade in der Eiferſucht, und Ver-

ſchloſ-

---

*) *Chardin* III. p. 392.

ſchloſſenheit der Weiber. Unter allen ſind die neuern Perſer die eiferſüchtigſten, ſo wie es ihre Vorfahren im höchſten Alterthum waren *), und denjenigen Leſern und Leſerinnen, die mit Chardin's Nachrichten noch nicht bekannt ſind, werden die Proben der Perſiſchen Eiferſucht, welche dieſer Schriftſteller anführt, Fabeln oder Thorheiten der Einwohner einer andern Welt zu ſeyn ſcheinen. Die Perſer **) ſehen es als eine Vorſchrift ihrer Religion, und als einen Ausſpruch ihres Propheten an: daß man ſeinen Glauben und ſeine Weiber gleich ſorgfältig bewahren müſſe, und daß es alſo Sünde ſey, auf die Wohnungen der Weiber ſeines Nächſten nur einen Blick zu werfen. Wenn man die Wohnungen, oder Gemächer, in welchen ſich Weiber aufhalten, ohne es zu wiſſen, betrachtet, oder ſich denſelben nähert, ſo rufen die Beſitzer, oder Wächter ſogleich,

daß

---

*) *Briſs.* II. §. 261. beſonders *Plutarch.* I. 489. V. 497. Edit. *Reiskii.* Ueber die Eiferſucht der Parther ſehe man Juſtin. 41. c. 3.

**) III. 384 &c.

daß man ſich wegwenden ſolle: welches auch ein jeder augenblicklich thut, weil man ſonſt über den Frevler herfallen, und ihn mißhandeln würde, ohne daß er die geringſte Genugthuung verlangen oder erhalten könnte. Wenn man Weibern auf Reiſen oder auf öffentlichen Wegen begegnet, ſo muß man ſich umdrehen, wenn ſie auch in Sänften, oder Kefigten noch ſo feſt verſchloſſen ſind. Die Eiferſucht der Perſer geht ſo weit, daß ſie bey der Beerdigung von Weibern Zelte über den Gräbern errichten, damit niemand die erblaßten weiblichen Leichname wahrnehmen könne. Den Mädchen und Weibern wird es von der erſten Kindheit an eingeprägt, daß ihre Ehre und Tugend darinn beſtehe, nicht nur den Umgang mit fremden Mannsperſonen nicht zu begehren, ſondern nicht einmal von ihnen geſehen zu werden; und man bildet ihnen ſogar ein, daß die Gläubigen im Paradieſe ihre Augen auf den Wirbel des Hauptes haben werden, damit ſie die himmliſchen Jungfrauen, die andern zugehören, nicht ſehen können. Alle Mahomedaner, und vorzüglich die Perſer nehmen es, als eine heilige Regel an, die auch ſchon unter den älteſten Iſraeliten galt: daß eine Jungfrau, und Frau keine Mannsperſonen ſehen dürfe, welche ſie heirathen könne. Eine verheirathete Frau, die nicht von der niedrigſten Claſſe iſt, ſieht in ihrem ganzen Leben ihre Neffen, und die Brüder ihres Mannes eben ſo wenig, als fremde Mannsperſonen, und ihre männliche Bekanntſchaft ſchränkt ſich bloß auf ihren Mann, und auf ihre Söhne ein; denn zu vornehmen Frauen kommen ſelbſt ihre eigenen Brüder faſt gar nicht. Vornehme Frauen erhalten nicht nur höchſt ſelten Erlaubniß, Beſuche zu geben, ſondern ſie können dergleichen auch nur in der Nacht geben. Wenn dieſes geſchieht, ſo reitet allemal ein Hauſe von Reutern vor und hinter den Sänften her, und ſchreyen aus vollem Halſe: Kuruck, Kuruck, welches ſo viel, als Enthaltung, oder Verbot heißt. Bey dieſem Schreckworte rennt alles weg, als wenn man einen wilden Löwen losgelaſſen hätte. Ueberhört, oder vernachläſſigt aber jemand die warnende Stimme der Vorreuter, ſo wird er von den Verſchnittenen, die zwiſchen dem erſten Trupp Reuter, und zwiſchen den Sänften der Weiber reiten, und mit langen Stäben verſehen ſind, auf das unbarmherzigſte durchgeprügelt *).

Nichts aber iſt in Perſien fürchterlicher, als der Kuruck, der vor den Weibern des Königs hergerufen wird; denn hier gilt es das Leben eines jeden Unglücklichen, der ſich in dem verbotenen Bezirk betreffen läßt, und dieſer Bezirk dehnt ſich nach allen Seiten hin bis an die Linie, oder den Punct aus, von welchem man noch die Kameele ſehen kann, welche die Weiber des Königs tragen. Wenn der königliche Harem durch eine Stadt kömmt, ſo müſſen alle männliche Bewohner der Häuſer, die an den von dem Harem berührten Straßen liegen, ausziehen, und die Seitenſtraßen werden mit Vorhängen verſchloſſen. Als Chardin in Perſien war, reiſete der königliche Harem in den beyden erſten Jahren der Regierung des jungen Monarchen häufig auf das Land, wo der Zug beſtändig durch die Vorſtädte von Hiſpahan gieng. Bisweilen fiel es den Kebsweibern des Königs ein, mitten in

---

*) *Chardin* III. p. 392. &c.

in der Nacht das Serail zu verlaſſen, und alsdann muſte ein jeder, der in der Gegend wohnte, durch welche der Harem getragen werden ſollte, plötzlich aus dem Bett ſpringen, und anders wohin fliehen, er mochte geſund, oder krank, jung oder alt, und das Wetter mochte ſo kalt und naß, und die Wege ſo ſchlecht ſeyn, als ſie wollten. Wenn der Harem über Land reiſet, ſo jägt man einen halben Tag vorher alle Mannsperſonen aus den Dörfern am Wege, und ſelbſt aus ſolchen weg, die eine Stunde von den Straßen entfernt liegen, durch welche der Harem kommen ſoll. Zu dieſer Treibjagd iſt ein ganzes Regiment von Gardereutern beſtimmt. Man hält aber die erſte Aufforderung zur Flucht für die vollkommene Sicherheit der königlichen Weiber noch lange nicht hinreichend; denn daſſelbige Regiment, das einen halben Tag vor dem Aufbruch des Harems reine Bahn machte, reitet abermals zwo Stunden vor dem Anfange des Zuges voraus, und gibt durch beſtändig wiederhohlte Musketenſchüſſe zu erkennen, daß der Harem bald kommen werde. Selbſt dieſe zweyte Warnung iſt noch nicht genug, ſondern eine Stunde vor der Abreiſe des Harems reiten die weißen Verſchnittenen voraus, und forſchen, ob die Wege rein und ſicher ſind. Wenn dieſe jemanden antreffen, ſo bringen ſie ihn ohne alle Barmherzigkeit um, er mag ſo alt und kraftlos, oder in einer ſo unüberwindlichen Unwiſſenheit ſeyn, als er immer will. Chardin erzählt mehrere traurige Fälle, wo Greiſe, die dem Könige Bittſchriften übergeben wollten, und die wegen ihres hohen Alters gleiche Rechte mit Verſchnittenen fordern zu können glaubten, oder Reiſende, die von dem Zuge des Harems nichts wuſten, oder Bediente des Königs, die vor Ermüdung eingeſchlafen waren, entweder von der Hand der Deſpoten ſelbſt, oder von ihren Verſchnittenen als Beleidiger der Majeſtät geſtraft wurden. Zu Chardin's Zeiten war es ſogar verboten, daß Weiber ſich auf dem Wege des Königs, und des königlichen Harems finden ſollten, weil vormals die Armenianerinnen unter allerley Vorwänden ſich dem Könige näherten, um von ihm geſehen zu werden, und weil **Abas der Zweyte** eine ſchöne armeniſche Frau hatte wegnehmen laſſen. Chardin merkt an, daß dieſes das einzige Beyſpiel geweſen ſey, deſſen man ſich in Perſien habe entſinnen können, daß ein König die den Mahomedanern ſonſt ſo heilige Ehe nicht geſchont, und das Weib eines andern geraubt habe *). Die Perſer geben zwar im allgemeinen zu, daß der König in alle Harems ſeiner Unterthanen gehen könne, weil das, was der König berühre, ſtets rein und heilig ſey, allein einſtens hatte der Hauptmann der Wache des Harems, welcher dem Oberbefehlshaber der Heere Abas des Großen gehörte, das Herz, dem Könige, der nach dem Mittagseſſen in dem Harem ſeines Feldherrn ruhen wollte, zu ſagen: daß er keinen andern Baart, als den ſeines Herrn in das Serail laſſen werde: und da der König den Hauptmann fragte, ob er wohl wiſſe, wer er ſey, ſo antwortete der Krieger unerſchrocken: daß Abas zwar der König der Männer, aber nicht der Weiber ſey: welchen Einfall Abas der Große gut aufnahm, und ſelbſt belohnte **).

Nach oder neben den Perſern ſind die Druſen das eiferſüchtigſte Volk in ganz Aſien.

---

*) III. 394.
**) III. 383.

Aſien *). Wenn ein Freund oder Bekannter einen andern nach dem Befinden ſeiner Frau, oder ſeiner Tochter fragte, oder wenn auf Reiſen ein Freund dem andern gute Nachrichten von dem Befinden der Frau und Tochter brächte, ſo würde eine ſolche Frage und ſolche Nachrichten einen Druſen ſo ſehr entflammen, daß er Frau und Tochter als ehrloſe, und ihn entehrende Perſonen umbrächte, und bey der erſten Gelegenheit auch den neugierigen oder zu gelehrten Freund aus der Welt ſchafte. Erkundigungen und Nachrichten, die in Europa ohne alle Bedeutung, oder Beweiſe von Achtung und Aufmerkſamkeit ſind, haben freylich in Aſien viel mehr, als in unſerm Erdtheile zu bedeuten.

Auf die Perſer folgen die Araber, Türken, und Mohren in der Barbarey ſo wohl, als in Hindoſtan **). Unter allen dieſen Völkern ſind die Weiber der Großen eben

---

*) *Arvieux* III. 315.

**) *Arvieux* l. c. *Ricaut* l. c. & *Ruſſel* p. 113. 114. *Maillet* II. p. 115. &c. Höſt S. 103. *Groſe* I. 193.

eben ſo eingeſchloſſen und unzugänglich, als in Perſien. Die Weiber angeſehener und wohlhabender Kaufleute, und geringerer Bediente gehen in Bäder, und an Feſttagen an die Gräber von Heiligen oder Verſtorbenen, und zwar immer entweder von einem, oder mehrern Verſchnittenen, oder von alten Sclavinnen begleitet, die zu ihren Aufſeherinnen beſtellt ſind, und Mütter von ihnen genannt werden. Selbſt die Weiber der Gemeinen gehen nicht anders, als verhüllt, und in mehrern Gegenden nur bey Nacht aus. Der Schleier, in welchen die Morgenländerinnen eingewickelt ſind, verdeckt alle Theile des Cörpers, die Augen, und die Spitze der Naſe ausgenommen. Dies ſorgfältige Vermummen, und Bewachen von Weibern macht verliebte Abentheuer, beſonders von Seiten der Männer ungleich ſchwerer und ſeltener, als in den Abendländern, allein es macht zugleich die Weiber viel verſchmitzter, und unternehmender. Weiber ſind im Orient faſt ohne Ausnahme der verführende, und angreifende Theil. Weil ſie ſelten oder niemals ſchreiben können, ſo haben ſie eine beſondere Zeichenſprache erfunden, wodurch ſie ihren Geliebten ihre Wünſche, und Entwürfe zu erkennen geben. Sie binden entweder Blumen auf eine gewiſſe Art in einen Cranz, oder ſie legen Brod, Stroh, Salz, Holz und andere Kleinigkeiten in ein Schnupftuch zuſammen, und laſſen den einen, oder das andere durch eine treue Sclavinn in ſichere Hände überliefern. Jede Blume, und jede Kleinigkeit in einem zuſammengewickelten Schnupftuch hat ihre beſondere Bedeutung, und auf dieſe Art machen ſie ihren Geliebten die Zeit und den Ort bekannt, wo ſie dieſelben ſehen wollen. Solcher Gelegenheiten, wo die Weiber des Mittelſtandes ihre Liebhaber ſehen können, gibt es mehrere. Entweder laſſen ſie dieſelben in weiblicher Kleidung als Freundinnen, oder als Kaufmannsfrauen zu ſich kommen, oder ſie entziehen ſich bey dem Beſuchen von Gräbern heimlich und auf eine kurze Zeit der Aufmerkſamkeit ihrer Aufſeher und Aufſeherinnen, die auch nicht immer unbeſtechlich ſind, oder ſie wechſeln im Bade die Kleider, und gehen dann vermummt an die Oerter, wohin ſie ihre Liebhaber beſtellt haben. Oft fallen ſogar Haufen von üppigen Weibern Fremdlinge an, denen ſie an einſamen, oder abgelegenen

Oertern begegnen, und zwingen ſie, ihre Wünſche zu erfüllen.

Ungeachtet die Habeßinier Arabiſcher Abkunft ſind, ſo haben ſie doch viel weniger Eiferſucht, und ſchließen alſo auch ihre Weiber lange nicht ſo ſehr ein, als die eigentlichen Morgenländer. Die Weiber der Vornehmen gehen, wann ſie wollen, aus ihren Häuſern, und legen ſogar ohne großes Aergerniß bey fremden Männern Beſuche ab. Die Weiber und Töchter der Geringen ſchlafen, wie unter den Slawiſchen Völkern in Europa, ohne Unterſchied mit Männern und Jünglingen in einer Kammer zuſammen *). Dieſer Mangel von Eiferſucht entſtand unter den Habeßiniern entweder aus der Vermiſchung mit den nicht eiferſüchtigen Negervölkern in Afrika, oder wenigſtens aus der Nachbarſchaft und Gemeinſchaft, worinn ſie ſeit undenklichen Zeiten mit ſolchen Nationen geweſen ſind.

Alle Reiſende merken es an, daß auch ſelbſt die höhern Caſten der heidniſchen Hin-

---

*) *Bernier* I. 191.

Hindus ihre Weiber nicht ſo ſehr einſchließen, als die Mohren in Hindoſtan, und als die übrigen Mahomedaniſchen Völker des Morgenlandes *). Auch ſind die Weiber der Hindus, wenn ſie an öffentlichen Orten erſcheinen, nicht ſo eingehüllt, als die übrigen Morgenländerinnen; denn viele Indiſche Weiber tragen, wie die Inſulanerinnen der Südſee, den Buſen, oder gar die obere Hälſte des Cörpers ganz unbedeckt, welches den Europäern in kurzer Zeit eben ſo wenig, als das Entblößen des Geſichts und der Hände unſerer Frauenzimmer auffällt **). An vielen Orten findet ſogar Gemeinſchaft der Weiber Statt, und noch häufiger werden den Göttern des Landes und deren Prieſtern Opfer der Jungfrauſchaft dargebracht. Aus allen dieſen Umſtänden aber würde man unrichtig ſchließen, daß die Hindus der höhern Caſten in Rückſicht ihres Zutrauens zu den Weibern den Europäern ähnlich ſeyen. Die Hindus nehmen außer dem Ehebruch, den wir mit dieſem Namen belegen, noch zwo andere

---

*) *Chardin* & *Groſe* ll. cc.

**) *Anquetil* Voy. p. 357.

Arten deſſelben an *). Die Geſetze dieſes Volks erklären es ſchon für eine leichte Art des Ehebruchs, wenn jemand mit einem Weibe redet, oder ihr winkt, oder zulächelt, oder wenn man am Morgen, oder Abend, oder in der Nacht, oder zu einer jeden andern unſchicklichen Zeit ſich mit einem verheiratheten Frauenzimmer in ein Geſpräch einläßt, oder wenn eine Mannsperſon ſich mit einer andern, als ſeiner eigenen Frau in einem Garten, oder an einem jeden einſamen Orte betreffen läßt. Für eine zweyte und ſtrafbarere Art des Ehebruchs wird diejenige erklärt, wo jemand einer verheiratheten Frau entweder Leckereyen, oder Koſtbarkeiten und Schmuck zuſchickt. — Ueberhaupt aber ſtrafen die heidniſchen Hindus nicht ſo wohl den Ehebruch, als die unerlaubte Gemeinſchaft der Weiber und Töchter aus höhern Caſten mit Männern von niedrigen Geſchlechtern, denn die Männer von höhern Caſten vermiſchen ſich ungeſtraft mit Weibern von geringerer Art, die es ſich zur Ehre anrechnen, wenn Männer von

höhe-

---

*) *Gentoo-Laws* cap. 19. p. 237. 238.

höherer Abkunft ſich bis zu ihnen herunterlaſſen.

Die Weiber der Hindus haben allerdings eine größere Freyheit, ihre Gemächer und Wohnungen zu verlaſſen, als die übrigen Morgenländerinnen, allein ſie ſehen es als eine Beleidigung an, wenn jemand ſtehen bleibt, um ſie zu betrachten. Gewöhnlich wenden ſie ſich alsdann mit den Worten weg: Kuck, und ſterbe. Wenn eine Frau mit andern Mannsperſonen ſpricht, ihre nächſten Anverwandten ausgenommen, ſo büßt ſie ihre Ehre, und oft ihren Stand, oder ihre Caſte ein. Bey den Erzählungen des vertraulichen Umgangs beyder Geſchlechter in Europa ſchütteln die Braminen bedenklich ihre Köpfe, und bringen ein Indiſches Sprüchwort vor, das in Aſien ſehr bewährt ſeyn mag. Wenn man, heißt es in dieſem Sprüchworte, Butter an die Sonne bringt, ſo kann ſie nicht anders als ſchmelzen *).

In

---

*) *Groſe* I. p. 240.

In Ceylan können Weiber ungeſtraft öffentlich reden, mit welchen Mannsperſonen ſie wollen *). In den Maldiven hingegen hat, wie es ſcheint, die Ankunft Arabiſcher Bekehrer, und die Aufnahme der Mahomedaniſchen Religion eine große Veränderung in der urſprünglichen Denkungsart der Einwohner, und in dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts hervorgebracht. Die Weiber in den Maldiviſchen Inſeln gehen höchſt ſelten bey Tage, und faſt immer nur bey Nacht aus. Bey ihren Beſuchen haben ſie immer einen Sclaven bey ſich, der vor ihnen hergeht, und einem jeden, der ſich nähert, zuruft, daß man ſich in Acht nehmen ſolle. Mannsperſonen wenden ſich auf dieſen Zuruf ſogleich weg, und ſelbſt alsdann, wenn Frauen andern Frauen begegnen, grüßen ſie ſich nicht, außer wenn ſie ſich ſehr genau kennen. Man kann zwar in den Maldiven durch das Thor in den innern Hof der Wohnungen gehen, welches unter den Mauren, Arabern, Türken und Perſern eine tödtliche Beleidigung wäre, allein man darf doch nicht

---

*) *Knox* p. 65.

nicht die Vorhänge aufheben, womit die Oefnungen der Zimmer verhängt ſind, ſondern man muß durch Räuspern, oder ein anderes Zeichen irgend einen der Bewohner der Häuſer hervorlocken *). Die Weiber des Königs kommen ſelten aus den Harems heraus, und ihre Gemächer oder Zimmer haben gar keine Fenſter, ſondern werden allein durch Lampen erleuchtet, die Tag und Nacht brennen. Dieſe Zimmer ſind in mehrere Cabinete durch Tapeten abgetheilt, deren vier bis fünf von der Decke herabgelaſſen ſind. Gewöhnlich halten ſich die königlichen Weiber hinter dem letzten Vorhange auf, den kein Sterblicher, ſelbſt nicht einmal ihre vertrauteſten Sclaven und Sclavinnen aufheben dürfen, wenn ſie nicht gerufen werden.

Herr Pallas **) bemerkte ſchon, daß alle Tatariſche Völkerſchaften an der öſtlichen Seite des Caſpiſchen Meers, und in Sibirien viel eiferſüchtiger ſeyen, und ihre Weiber viel enger einſchließen, oder ſorgfäl-

---

*) *Pyrard* I. 143.

**) Beſchreib. der Mongol. Völkerſch. I, 105.

fältiger bewahren, als die Nationen von Mongoliſcher Abkunft. Unter den Bewohnern des **Kaukaſus** hingegen ſind mehrere, die von der Denkungsart aller Morgenländer abweichen, und der Vielweiberey ungeachtet ihre Weiber und Töchter weder einſchließen, oder nur hüten, noch es auch nach orientaliſcher Art ahnden, wenn dieſe ihre Keuſchheit, oder die eheliche Treue verletzen. Vielmehr ſind unter den Mingreliern, und Circaßiern Weiber um deſto geſchätzter, je mehr Buhlen ſie haben. Männer und Weiber eſſen gemeinſchaftlich in Geſellſchaft des ganzen übrigen Hausgeſindes, und Weiber und Töchter hören und führen in Gegenwart von Männern und Vätern Geſpräche, die **Chardin** wegen ihrer Zügelloſigkeit nicht zu wiederhohlen wagte *). Wenn ein Mingrelier ſeine Frau im Ehebruch antrift, ſo läßt er ſich von dem Ehebrecher ein Schwein geben, das er mit dieſem, und mit der ſchuldigen Frau friedlich verzehrt. In der Ungebundenheit, worinn die Mädchen und Weiber auf dem Kaukaſus von ihrer erſten Kindheit am leben,

---

*) *Tavernier* I. 147. *Chardin* I. 63. &c.

ben, liegt der Grund, warum ſie außer andern buhleriſchen Künſten auch im Schreiben und Rechnen unterrichtet werden, in welchen Künſten nicht nur die Edelleute, ſondern auch die Geiſtlichen, und ſelbſt die Biſchöfe meiſtens unerfahren ſind *). Uebrigens halten es die Mingrelier und ihre Nachbaren, wie die Negern und Americaner. Wenn ihr erſtes Weib den gröſten Theil der Reize verloren hat, ſo nehmen ſie eine zweyte, oder dritte Frau, und die erſte oder die erſten werden Sclavinnen der letztern **).

Ungeachtet ſonſt der Regel nach die Morgenländerinnen um deſto eingeſchloſſener, und unglücklicher ſind, je vornehmer ihr, und ihrer Männer Stand iſt, ſo genießen doch die Töchter der Könige in Perſien ſo wohl, als in der Türkey außerordentliche Vorzüge, die denen der Königstöchter in Afrika und America ähnlich ſind ***). Bräute aus königlichem Geblüte ver-

---

*) *Lamberti* p. 270.

**) ib. p. 267.

***) *Ricaut* I. cap. 9. *Chardin* I. 233.

verlangen, daß ihr Gemal keine andere Frauen habe, und ſich auch keiner Beyſchläferinn nähere; und vor nicht gar langer Zeit muſte ein Großvezier ein geliebtes Weib verſtoßen, weil eine ältliche Sultaninn ſich in ihn verliebt, und ſich ihn von ihrem Bruder zum Gemal ausgebeten hatte *). Eben dieſe Enthaltſamkeit von allen übrigen Weibern muß der Mann alsdann beobachten, wenn die ihm angebotene Braut noch ein Kind, oder ſehr alt, oder auch hunderte von Meilen von ihm entfernt iſt **). Man vermählt oft Sultaninnen von vier oder fünf Jahren mit reichen Paſchas, die ihren unmündigen Bräuten einen ihrer Geburt angemeſſenen Staat, oder Hof halten müſſen, welches mit unermeßlichen Koſten verbunden iſt. Der Sultan Ibrahim im letztern Jahrhunderte verheirathete drey von ſeinen Töchtern in einem ſo unreifen Alter, daß eine derſelben viermal Witwe wurde, bevor ſie die Jahre der Mannbarkeit erreichte. Selbſt da ſie zum fünften male einem achtzigjährigen reichen Paſcha übergeben wurde,

---

*) *Tott* I. p. 207.

**) *Ricaut* l. c. & Niebuhr II. S. 409.

wurde, war ſie noch zu jung, als daß ſie einen Mann hätte glücklich machen können. Solche Fürſtentöchter halten es wider ihre Würde, mit den zu Statthaltern ernannten Männern in entfernte Provinzen zu gehen. Die Sultaninnen bleiben in der Hauptſtadt, und bringen die Schätze wieder herdurch, die ihre entfernten Männer aus dem Schweiße und Blute der unglücklichen Unterthanen zuſammenpreſſen.

Wenn man die Herrſchaft ausnimmt, welche die Töchter von Königen über ihre Männer ausüben, und welche ſie ſelbſt durch das Tragen eines Dolches andeuten ſollen, ſo iſt unter allen heutigen Morgenländiſchen Völkern keins, von welchem man ſagen könnte, daß die Männer ihren Weibern den Zepter übergeben hätten. Griechiſche Schriftſteller aber eignen den Weibern mehrerer Morgenländiſchen Völker des Alterthums Vorzüge zu, die man in der neuern Zeit in eben dieſen Gegenden vergebens ſuchen würde. Zuerſt ſollen unter den Lyciern, wie unter mehrern Negervölkern in Afrika nur die Weiber den Adel fortgepflanzt haben, und die Kinder von edlen Lycierinnen alſo waren der Sage nach edel, wenn ſie auch von einem Sclaven waren erzeugt worden *). Noch viel ſeltener aber, oder vielmehr ganz beyſpiellos wäre die Herrſchaft der Aegyptiſchen Weiber geweſen, wenn ſie ſolche Vorrechte gehabt hätten, als ihnen vom Diodor beygelegt werden **). Weil die Aegyptier, ſagt Diodor, die Iſis als ihre gröſte Gottheit und Wohlthäterinn vor allen andern Göttern und ſelbſt vor ihrem Gemal Oſiris verehrten, ſo entſtand daher die Sitte, daß die Königinnen angeſehener, und mächtiger, als die Könige waren, und daß die Männer in den Heirathsverträgen ihren künftigen Weibern verſprechen muſten, daß ſie dieſen in allen Stücken gehorchen wollten. Allein von dieſer Herrſchaft der Königinnen über die Könige, und von dem in den Heirathscontracten verſprochenen Gehorſam aller Männer gegen ihre Weiber wiſſen alle übrige Schriftſteller gar nichts. Herodot ***) und andere †) erzählen bloß, daß die Aegypti-

---

*) *Herod.* I. 173.
**) I. p. 31. & ibi *Weſſel.*
***) II. 35.
†) *Weſſel. ad Diod.* l. c.

gyptiſchen Weiber wider die Gewohnheit aller übrigen Völker des weſtlichen Aſiens, und des nordweſtlichen Afrika männliche Geſchäfte und Handthierungen getrieben, während daß die Männer zu Hauſe gewebt, und die Angelegenheiten des Hauſes beſorgt hätten. Allein eben dieſes geſchieht noch jetzo in den meiſten Reichen des ſüdlichen Aſiens *), und dieſe Uebereinſtimmung der Beſchäftigungen der Weiber im alten Aegypten, und in dem gröſten Theile des ſüdlichen Aſiens beweißt außer andern Gründen, daß die Aegyptier weder allein aus der weſtlichen Hälfte dieſes Erdtheils, noch auch aus Sina abſtammten, wo die Weiber noch viel mehr eingeſchloſſen, als unter den Morgenländiſchen Völkern ſind.

Wenn man von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts im Morgenlande redet, ſo darf man die ſogenannten Tänzerinnen nicht übergehen, die ſich dem öffentlichen Vergnügen widmen, und auf die Sitten der Morgenländer, wie auf das Glück

---

*) Man ſehe den erſten Band meiner philoſoph. Schriften I. S. 270.

von Familien einen nur zu großen Einfluß haben. Unter Völkern, deren Könige mehrere Hunderte, und deren Großen vierzig oder funfzig Mädchen und Weiber in ihren Harems verſammlen, wo alſo Mädchen entweder ſelten ſind, oder theuer erkauft werden müſſen, unter ſolchen Völkern ſind öffentliche Weiber, und vorübergehende Verbindungen mit gemietheten Weibern viel unentbehrlicher, als in andern Ländern, wo die Mädchen weder ſelten, noch koſtbar ſind. Eben daher iſt das Miethen von Mädchen und Weibern auf eine Zeitlang in allen Morgenländiſchen Reichen als eine beſondere Art von Ehe erlaubt, und wird, wie die wahre Ehe, öffentlich und vor denſelbigen obrigkeitlichen Perſonen geſchloſſen *). Aus demſelbigen Grunde machen die ſogenannten Tänzerinnen in allen großen Afrikaniſchen und Aſiatiſchen Reichen eine beſondere Zunft, oder Stand, oder Schweſterſchaft aus, die unter dem Schutze gewiſſer Obrigkeiten ſteht, und für dieſen Schutz einen beſtimmten Tribut erlegt. In Hindoſtan warten ſie ſogar an gewiſſen Feſten

---

*) *Ricaut* II. Ch. 21. *Chardin* I. 231.

ſten gleich allen übrigen Zünften und Brüderſchaften dem Kaiſer auf, und werden als Dienerinnen und Prieſterinnen der Götter angeſehen, in deren Tempeln ſie wohnen, von deren Prieſtern ſie im Singen, Tanzen, und in den Geheimniſſen der Liebe unterrichtet werden, vor deren Bildniſſen ſie endlich zu tanzen pflegen, weil man glaubt, daß die Götter an den unzüchtigen Tänzen öffentlicher Weiber ein eben ſo großes Wohlgefallen, als die Könige und Großen finden *). Unter allen Morgenländiſchen Völkern gibt es freylich eine gewiſſe Claſſe von

---

*) Ueber die Tänzerinnen in der Türkey und in Aegypten *della Valle* I. 411. 414. *Maillet* II. 75. Haſſelquiſt S. 73. *Savary* I. 149-151. *Volney* II. p. 404. Unter den Arabern *Arvieux* III. p. 19. Niebuhrs Beſchreibung von Arabien S. 27. In Perſien *Chardin* I. p. 224. &c. In Hindoſtan *Groſe* I. 138. 139. *Bernier* II. 60. Sonnerat I. S. 34. *Gentil* I. 170 &c. *Anquetil* I. 345. Tavernier II. S. 40. Im ſüdlichen Aſien, und in Sina, *Mariny* p. 73. *du Halde* II. 60. In Sina muſſen die Tänzerinnen außerhalb der Städte wohnen.

thörichten Jungfrauen, wie man im Mittelalter zu ſagen pflegte, die den Genuß ihrer Reize einem jeden, und wer dieſes wünſcht, ſogar öffentlich überlaſſen *), allein die meiſten barmherzigen Schweſterorden in Afrika und Aſien erfüllen nicht allein ihre Beſtimmung nicht, weiberloſe Männer zu tröſten, ſondern ſie befördern vielmehr die ungeheure Ueppigkeit der Morgenländer, und den ſchleunigen Untergang von vielen Familien, die von den Deſpoten, und Unterdeſpoten geſchont werden. Alle Reiſebeſchreiber verſichern, daß die Tänzerinnen im Morgenlande den Beſitz ihrer Perſon um ausſchweifend hohe Preiſe verkaufen daß ſie nicht bloß Jünglinge, ſondern die vornehmſten Männer häufig zu Grunde richten, daß ſie ſelbſt Könige verſtricken, und nicht ſelten ganzen Völkern künftige Regenten geben, und daß ſie endlich durch ihre wohllüſtigen Tänze und Schauſpiele die Sinnlichkeit der Morgenländer bis zur Wuth reizen. Eine gewiſſe Zahl von ſolchen Weibsperſonen vereinigt ſich unter einer alten Vorſteherinn, die für ihre

---

*) *della Valle* l. c.

ihre Kleidung, Wohnung, Nahrung und ihren Erwerb ſorgt, und an die man ſich wenden muß, wenn man eine, oder mehrere bloß zum Tanzen und zu Schauſpielen, oder auch zu andern Abſichten kommen laſſen will. Eine jede hat ihren beſtimmten Preis, nach welchem ſie auch benannt, und gerufen werden. Ein Toman, oder funfzehn Reichsthaler iſt der geringſte Preis der Tänzerinnen in Perſien. Ihr Werth ſteigt aber bis zu zehn, zwanzig und mehrern Tomans hinauf. Wenn bisherige Genoſſinnen ſo ſehr an Reizen zu verlieren anfangen, daß man ſie nicht einmal mehr für einen Toman verlangt, ſo werden ſie aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen. Die Tänzerinnen in Perſien und Hindoſtan *) ſind in die prächtigſten ſeidenen, oder goldenen und ſilbernen Stoffe gekleidet, und faſt vom Kopf bis zu Fuße mit Perlen und Diamanten behangen, die meiſtens einen Werth von vielen tauſend Thalern haben. **Chardin** kannte viele vernünftige Männer, die einer oder der andern Tänzerinn ſo ergeben waren, daß ſie es ſelbſt für unmöglich hiel-

---

*) *Chardin* & *Groſe* ll. cc.

hielten, ſich aus den Stricken derſelben loszureißen, und dieſe unglücklichen Neigungen entſchuldigten ſie damit, daß ſie von ihren Geliebten bezaubert ſeyen. Man erkennt ſolche Sclaven der Liebe an Brandmalen, die ſie am ganzen Cörper, beſonders an den Armen und in den Seiten haben. Die Perſer machen ſolche Brandmale mit einem glühenden Eiſen, und zwar um deſto mehrere und tiefere, je verliebter ſie ſind, und je mehr ſie ihre Schönen von ihrer Liebe und Ergebenheit überzeugen wollen.

Ungeachtet der getheilte Beſitz ſolcher Buhlerinnen der Denkungsart der Morgenländer höchſt widerſprechend iſt, ſo müſſen ſie doch eben dieſen ſinnlichen Menſchen unwiderſtehlich verführeriſch ſeyn, weil die Tänzerinnen von ihrer erſten Kindheit an in allen buhleriſchen Künſten, im Singen, Spielen, Tanzen, und beſonders in dem Ausdruck der Entzückungen der Liebe durch Blicke, Mienen, Geberden, und andere Bewegungen des Cörpers unterrichtet werden. Dieſe höchſten Freuden der ſinnlichen Liebe machen den einzigen, oder vornehmſten Inhalt ihrer Tänze und Schauſpiele aus, in welchen ſie oft ganz unbekleidet erſcheinen. Alle Reiſebeſchreiber reden mit der höchſten Verwunderung oder gar Bewunderung von der Stärke und Zauberkraft des Spiels der Buhlerinnen, und von der Heftigkeit der Begierden, die dadurch erweckt werden. Dieſe Begierden ſind in manchen Großen in Hindoſtan ſo unerſättlich, daß ſie bisweilen in einer Nacht vier bis fünf Geſellſchaften von Tänzerinnen kommen laſſen, und wenn ſie faſt ganz vernichtet ſind, ſich dennoch in die Arme eines Habeßiniſchen Sclaven werfen *). In Aegypten gibt es gewiſſe Tänzerinnen, die ſich außer den buhleriſchen Künſten andere angenehme Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erwerben ſuchen. Man nennt dieſe Sängerinnen Alme, oder die Gelehrten, und dieſe Alme nehmen keine unter ſich auf, die nicht eine liebliche Stimme hat, eine gewiſſe Kenntniß der Sprache und der Regeln der Dichtkunſt beſitzt, und aus dem Stegereif dichten, oder auf gegenwärtige Perſonen, und Umſtände Verſe machen kann.

---

*) *Anquetil* l. c.

kann. Eben dieſe Alme wiſſen die ſchönſten elegiſchen Geſänge auf die Unfälle von Liebenden, oder auf den Tod von Helden auswendig, durch deren Abſingung ſie ſelbſt die harten Türken bis zu Thränen rühren können *). So verführeriſch aber die Tänzerinnen den Morgenländern von jeher waren, oder noch ſind, ſo wenig ſind ſie es geſchmackvollen, und unverdorbenen Europäern **). Denn bey aller Koſtbarkeit ihrer Zierrathen und Kleidung iſt den Europäern nicht nur der übertriebene Putz der Tänzerinnen, oder die unzähligen Ringe, Bänder und Ketten, womit Ohren, Naſe, Hals, Bruſt, Hände, Arme, Finger, Füße und Zähen behangen und bedeckt ſind, ſondern es ſind ihnen noch mehr die ſcheußlichen Schmierereyen eckelhaft, womit ſie Wangen, Lippen, Augen, Augenbraunen, und

---

*) *Savary* l. c. Weil bloß die Tänzerinnen und ihre Begleiter ſich auf Tanz, Muſik, und Schauſpielkunſt legen, ſo ſind alle dieſe Uebungen und Künſte unter den Morgenländern entehrend und ehrlos. Script. citat.

**) *Groſe* & *Volney* ll. cc.

und ſelbſt Hände und Nägel zu verſchönern ſuchen. Die meiſten punctiren ſich allerley Blumenwerk auf Geſicht, und Arme, oder nähen gar mit einem geſchwärzten Faden einen ſchwarzen Ring um die Augen herum, wodurch das Feuer derſelben ihrer Meynung nach unendlich erhöht wird.

Funf-

Fünfter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den Slawiſchen Völkern in Europa.

Unter den Slawiſchen Völkern unſers Erdtheils iſt der Zuſtand des andern Geſchlechts freylich erträglicher, als unter den Morgenländern, allein in den Hochzeiten und Ehen, und in der ganzen übrigen Behandlung von Weibern und Kindern ſind noch immer Spuren genug vorhanden, die beweiſen, daß die Europäiſchen Slawen Brüder, freylich veredelte Brüder der Orientaliſchen Nationen ſind. Die Europäiſchen Slawen halten noch immer, oder hielten wenigſtens bey Menſchendenken ihre Weiber und Töchter viel mehr eingeſchloſſen, als die Völker Celtiſchen Urſprungs. Sie kauften und kaufen noch immer ihre Bräute, und mißhandeln ihre Weiber im Durchſchnitt als Sclavinnen, die ſie zur Behauptung ihrer männlichen Würde niederdrücken, oder um viele Stuffen unter ſich herabſetzen zu müſſen glauben.

Unter den Ruſſen haben die Bemühungen Peters des Großen, und der nachfolgenden Kaiſerinnen aus teutſchen Häuſern, die Einwanderungen unzähliger Fremden, und die unter den Ruſſen erwachte, oder erweckte Begierde, den Teutſchen und Franzoſen nachzuahmen große Veränderungen in den urſprünglichen Sitten der Nation wenigſtens unter den höhern Ständen hervorgebracht, allein aller dieſer zuſammenwirkenden Urſachen ungeachtet verhandeln die gemeinen Ruſſen noch jetzo ihre Töchter mit eben der kaufmänniſchen Vorſicht und Genauigkeit, wie vor alten Zeiten, und die väterliche Gewalt iſt noch eben ſo unumſchränkt *), wenn auch gleich nicht mehr, wie vormals die Söhne, mit Schlägen zum Heirathen gezwungen, und die Töchter nicht mehr bey den Haaren zum Altar geſchleppt werden **). Selbſt in unſerm Jahrhundert maaßten ſich die Czare eben ſo viel und noch mehr Gewalt über die Kinder

---

*) *Burik* p. 25. Georgi's Beſchr. der Nationen des Ruſſiſchen Reichs S. 493.

**) Webers veränd. Rußl. III. S. 107. 108. Man ſehe auch Straußens Reiſen S. 81.

der ihrer Unterthanen als die Väter derſelben an, und ſchickten, wenn es ihnen einfiel, einem jeden ihrer unvermählten Höflinge, und Edelleute den Befehl, dieſes oder jenes Frauenzimmer zu heirathen, welchem Befehl die Großen auch blindlings gehorchten, wenn ſie ſich gleich vorher mit einer andern Braut verſprochen hatten. Als Peter der Große in den erſten Jahren ſeiner Regierung durch einen ſolchen Befehl ein ſchon geſchloſſenes Eheverlöbniß von zweyen Liebenden ſtörte, und eine unglückliche Ehe zwiſchen dem verſprochenen Bräutigam und einer ihm unbekannten und verhaßten Braut ſtiftete, faßte er den Entſchluß, die verderbliche von ſeinen Vorfahren ausgeübte Gewalt aufzugeben, und ſich nicht mehr in eheliche Verbindungen zu miſchen *). Zu Webers Zeiten wurden vornehme Ruſſinnen und deren Töchter noch ſo ſehr eingeſchloſſen, daß ſie nur die Kirche, und die nächſten Anverwandten beſuchen durften. Sie beneideten daher die Teutſchen Frauen und Jungfrauen nicht wenig, als ſie von Weber hörten, daß dieſe

viel

---

*) ib.

viel weniger bewacht, und niedergedrückt werden *). So ſehr ſich dieſes geändert, und ſo wenig ein Fremder eine Ohrfeige zu fürchten hat, wenn er ſich die Freyheit nimmt, einem Ruſſiſchen Fräulein die Hand zu küſſen **), ſo wenig hat ſich das Verhältniß von Mann und Frau unter dem gemeinen Mann geändert, und ſo wenig ſind ſelbſt unter den höhern Ständen alle Spuren der ehemaligen Knechtſchaft der Weiber verſchwunden. Noch immer ſtellen ſich Damen, als wenn ſie vornehmen Herren die Hand küſſen wollen, welcher Aeußerung Morgenländiſcher Ehrerbietigkeit man dadurch zuvorkömmt, daß man den Schönen einen Kuß auf den Backen gibt ***). Gemeine Weiber müſſen noch immer unaufhörlich arbeiten, müſſen ſich die verderblichſte Lebensart, und die gröbſten Mißhandlungen von Männern gefallen laſſen, und ſind noch immer an die Ausſchweifungen, und Gewaltthätigkeiten ihrer Herren ſo ſehr gewöhnt, daß ſie ſehr ſelten deßwegen Klagen

---

*) ib. I. S. 150.
**) S. 151.
***) Coxe I. S. 390.

gen führen *). Die gemeinen Rußinnen lieben zwar Schläge nicht um ihrer ſelbſt willen, oder ſehen ſie nicht unbedingt, als Zeichen der Liebe ihrer Männer an, allein wenn der Mann aufhört ſeine Frau zu prügeln, ſo iſt dieſes ein ſicheres Zeichen, daß er entweder die Frau als unheilbar aufgegeben, oder daß er ſich ganz an andere Weibsperſonen gehängt habe, ohne ſich um ſeine Frau und ſeine Haushaltung weiter zu bekümmern, und in dieſen Rückſichten, bemerkt Weber **), könne eine Rußinn immer ſagen, daß ihr Mann ſie nicht mehr liebe, wenn er ſie nicht mehr entweder in wüthender Trunkenheit, oder um der Unarten willen, die den Rußinnen häufig ankleben ſollen, zu züchtigen pflegt.

Unter den Illyriern werden Bräute, wie unter allen übrigen Slawiſchen Völkern an den Meiſtbietenden verkauft ***). Ein ſolcher Handel dauret oft ganze Monate, und wenn er ſchon geſchloſſen iſt, und ein

---

*) Georgi l. c.
**) I. S. 151.
***) Taube I. S. 68. II. S. 84.

ein anderer Freier nur einen Eimer Racky, oder Brantewein mehr bietet, ſo wird die Braut dem letztern zugeſchlagen. Weil die Weiber wie Sclavinnen gekauft werden, ſo müſſen ſie auch, wie Sclavinnen arbeiten, während daß die Männer müßig in ihren Hütten liegen. Außer den übrigen Arbeiten des Feldes, und Hauſes verfertigen die Illyriſchen Bäurinnen alles, was zur Bedeckung des Leibes, und zum Hausrath für die ganze Familie nöthig iſt. Man trift daher ſelten eine Illyriſche Bäurinn ohne Spindel an, welches Werkzeug ſie ſelbſt außer Hauſe mit ſich führen, um auch im Gehen ſpinnen zu können. Beſonders haben ſie eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit in der Bereitung von Fellen und Pelzen. Auch wiſſen ſie ſeidene, baumwollene, wollene und linnene Zeuge gleich ſchön und dauerhaft zu färben, welche Färbekünſte ſie aber als ein Geheimniß bewahren, und nicht einmal für Geld mittheilen. Daß die Illyrier nach Morgenländiſcher Art neben ihren Frauen noch Kebsweiber halten *), wird

---

*) Taube I. S. 64.

wird meinen Leſern weniger auffallen, als daß die Bewohner des alten Illyricum, die heutigen Morlakken von ihren Weibern nicht anders, als mit der hinzugefügten Morgenländiſchen Formel: mit Erlaubniß reden, und daß ſelbſt die Edelleute in Dalmatien es unter ihrer Würde halten, mit ihren Weibern in einem Bette zu ſchlafen. Wenn die Gebieter ſich in ihr Bett zur Ruhe legen, ſo müſſen die Frauen vor dem Bette auf der bloßen Erde ihr Nachtlager nehmen *).

Unter den Croaten und Wallachen **) ſind die Männer eben ſo träge, und müßig, wie unter den Ruſſen, Illyriern und Morlakken, und die Weiber werden, wie unter dieſen, gezwungen, an Statt der Männer zu arbeiten. Unter den Wallachen und Moldauern haben ſich bis auf unſere Zeiten die meiſten Spuren Morgenländiſcher Denkungsart in dem Betragen gegen die Weiber erhalten. Vor etwa einem Menſchenalter waren alle, und noch jetzo ſind die mei-

---

*) *Forts* I. p. 80. Anton S. 130.
**) Anton l. c. Sulzer II. S. 352.

meiſten edlen Jungfrauen eben ſo unſichtbar, als im Oriente. Selbſt bey der Hochzeit ſpeiſet die verhüllte Braut in einem abgeſonderten Zimmer, und der Bräutigam ſieht ſie nicht eher, als nach vollzogener Ehe *). Verheirathete Frauen können freylich ausgehen, und Beſuche machen, ohne von ihren Männern gehindert, oder in Verdacht gezogen zu werden, allein bey dieſer größern Freyheit behalten, und bezeugen ſie doch ihren Männern, und auch andern vornehmen Perſonen eben die Ehrerbietung, die den Großen des Morgenlandes erwieſen wird, indem ſie ihnen demüthig die Hand küſſen **). Die Weiber der gemeinen Wallachen dürfen ſich mit ihren Männern eben ſo wenig zu Tiſche ſetzen, als die Morgenländerinnen, ſondern ſie ſtehen, während daß die Männer eſſen, um dieſe bedienen zu können ***). So wie die gemeinen Weiber gleich denen des Morgenlandes arbeiten müſſen, ſo bringen die Bojarinnen ihr Leben eben ſo müßig, als die Bewohnerinnen der

---

*) Sulzer II. 305. 388.
**) ib. S. 384.
***) S. 397.

der Morgenländiſchen Harems hin *). Ihr vornehmſter Zeitvertreib beſteht in dem Geben und Annehmen von Beſuchen, und im Kirchengehen; höchſt ſelten beſchäftigen ſie ſich mit der Spindel, und dem Tamburin. Um die Angelegenheiten der Wirthſchaft bekümmern ſie ſich gar nicht, und kaum kennen ſie ihre Kinder, die gleich nach der Geburt Säugammen und Wärterinnen, und wenn ſie Söhne ſind, im fünften oder ſechſten Jahre einem unwiſſenden Griechen übergeben werden, der ſie in der gemeinen Griechiſchen Sprache, und in der väterlichen Religion, oder vielmehr Aberglauben unterrichtet.

Die Crimmiſchen Tatarn haben in ihrer Sprache ſo viele Teutſche Wörter, und überdem ſo viele Merkmale von Teutſchheit in ihrer Verfaſſung, ihrem Hausrath, und in ihrer ganzen Lebensart, daß man ſie für die einzigen ächten Ueberbleibſel der alten Scythen und Gothen am ſchwarzen Meere halten könnte, wenn ſie nicht gleich den Morgenländiſchen Völkern Polygamen wären,

---

*) ib.

ren, und ihren Weibern und Müttern, wie dieſe begegneten. Die Mütter von Sultanen eſſen nie mit ihren Söhnen, und ſetzen ſich nie in ihrer Gegenwart. Die Mütter betragen ſich gegen ihre Söhne, wie gegen unumſchränkte Gebieter, und werden hingegen von dieſen oft gemißhandelt, oder gar umgebracht *).

---

*) Man ſehe *Peyſſonell* II. p. 246.

Sechſter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechtes unter den Celtiſchen Völkern bis gegen das Ende der Ritterzeit.

Bisher habe ich entweder nur das Elend und die Knechtſchaft, oder auch eine unnatürliche Herrſchaft des weiblichen Geſchlechts geſchildert, und meine Unterſuchungen konnten beſonders meinen Leſerinnen kein anderes Vergnügen gewähren, als was aus dem Anhören einer treuen Erzählung, oder aus der Vergleichung ihres eigenen beſſern Zuſtandes mit dem unglücklichen Schickſal ihrer Schweſtern unter den meiſten Völkern der Erde entſtehen konnte. Jetzo hingegen komme ich an die Geſchichte der Freyheit, und des Glücks des andern Geſchlechts, und meine Leſerinnen werden eingeſtehen, daß die Männer nicht allenthalben Tyrannen waren, ſo wie ſie ſich freuen werden, unter Völkern geboren zu ſeyn, wo die Väter ihren Töchtern ſolche Tugenden geben, und die Männer ſolche Tugenden zu ſchätzen wiſſen. Selbſt die

Griechen und Römer erſtaunten darüber, daß die Germaniſchen und übrigen Celtiſchen Völker im Zuſtande der Barbarey den Weibern ſolche Achtung bewieſen, und ſolche Vorrechte zugeſtanden, dergleichen die Griechen und Römer ihrer großen Aufklärung ungeachtet den Weibern nie bewieſen und zugeſtanden haben. Der Ruhm, oder das Verdienſt der Achtung und Rechte, welche das ſchöne Geſchlecht unter den alten Celtiſchen Völkern genoſſen hat, gebürt beyden Geſchlechtern gemeinſchaftlich, oder zu gleichen Theilen. Wenn die alten Germanier, Scandinavier und andere Völker gleichen Urſprungs nicht ſchon in den älteſten Zeiten, ſelbſt vor der allgemeinen Einführung des Ackerbaues gegen die Treflichkeiten des Geiſtes und Herzens von Frauen und Jungfrauen eben ſo empfindlich, als gegen die Schönheiten des Cörpers geweſen wären, ſo würden ſie ihnen eben ſo wenig ſolche Vorrechte zugeſtanden haben, als die Weiber dergleichen erhalten hätten, wenn ſie nicht ſchon von den älteſten Zeiten her eben ſo reich an Tugenden, an Geiſtesgaben und nützlichen Kenntniſſen geweſen wären, als ſie es an cörperlichen Reizen waren. Die Vergleichung des Betragens verſchiedener Völker gegen ihre Weiber wird meine nachdenkenden Leſerinnen überzeugender, als alle Sittenſprüche, oder Romane lehren, wie ſie ihre Liebhaber und Gatten zu wählen, und zu prüfen haben. Sinnliche, ſchwachköpfigte, ungebildete, und unedelmüthige Männer bereiten ihren Schönen und Weibern das Schickſal der Morgenländerinnen: Verachtung, Gleichgültigkeit und Knechtſchaft; denn ſolche Menſchen lieben nicht, ſondern begehren nur, und wenn die Begierden geſtillt ſind, ſo werden ſie eben ſo gleichgültig gegen die gröſten Schönheiten ihrer Gattinnen, als ſie von Anbeginn an gefühllos gegen ihre Fähigkeiten, Kenntniſſe und Tugenden waren. Je genievoller hingegen, aufgeklärter, und edelmüthiger Jünglinge und Männer ſind, deſto gewiſſer können Mädchen und Frauen hoffen, daß ſie ihnen eben ſo begegnen werden, wie ich jetzo zeigen will, daß unſere edlen Vorfahren ihren Bräuten und Weibern begegneten.

Ungeachtet die Jungfrauen der Germaniſchen und übrigen Celtiſchen Völker ſchöner waren, als unter allen andern Nationen, die ich bisher genannt habe, ſo wurden ſie doch nicht, wie unter den Morgenländern, und Europäiſchen Slawen eingeſchloſſen, weil man ſie ohne Gefahr ihrer jungfräulichen Sittſamkeit, als der ſicherſten Hüterinn ihrer Keuſchheit überlaſſen konnte. Verführungen von Jungfrauen waren unter den alten Germaniern eben ſo unerhört, oder ſelten, als Ehebrüche *), und wenn eine Jungfrau in einem unglücklichen Augenblick die Blüthe ihrer Unſchuld dahin gab, ſo fand ſie keinen Gatten, ſie mochte ſo ſchön, ſo reich, ſo edel ſeyn, als ſie wollte. Die Jugend von beyderley Geſchlecht wurde unter allen Celtiſchen Völkern, beſonders unter den Germaniſchen und Nordiſchen viel langſamer entwickelt, als unter allen übrigen Nationen der Erde, und Mädchen und Jünglinge in Teutſchland, und Scandinavien waren zur Zeit ihrer vollen Reife gewiß zweymal ſo alt, als die Mädchen und Knaben im Morgenlande **). Dieſe ſpäte Vollen-

---

*) *Tacit.* de Mor. Germ. c. 18. 19.

) ib. Zu **Cäſars Zeiten war es eine Schande für einen Teutſchen Jüngling, vor dem 20ſten **Jahre ein Weib** erkannt zu haben. Je dung jugendlicher Cörper, und die daher entſtehende ſpätere Liebe, und Ehen waren nicht bloß Urſachen, daß beyde Geſchlechter länger Früchte brachten, und daß die ſtarken, ſchönen, und geſunden Eltern ihnen ähnliche Kinder zeugten *), ſondern die ſpäte Mannbarkeit und Ehen hatten auch die natürliche Wirkung, daß junge Weiber zu ganz andern Abſichten, als wozu man ſie im Morgenlande beſtimmt glaubt, zur Pflege, und Erziehung ihrer Kinder, zur Beſorgung der Haushaltung, zur Regierung ihrer ſelbſt, und zur Leitung ihrer Männer fähiger wurden. Die Teutſchen, und übrigen Celtiſchen Jungfrauen wurden nicht, wie die acht- oder neunjährigen Bräute des Morgenlandes als willenloſe Geſchöpfe, als Kinder an Geiſt und Körper, und als ein Eigenthum ihrer Väter angeſehen: ſie wurden

---

Je länger einer Enthaltſamkeit übte, deſto ehrenvoller war es für ihn.

*) *Tac.* c. 20. Sera juvenum Venus, eoque inexhauſta pubertas: nec virgines feſtinantur; eadem juventa, ſimilis proceritas, pares, validique miſcentur, ac robora parentum liberi referunt.

den nicht wie dieſe, ohne oder wider ihren Willen als Sclavinnen verkauft, wurden nicht von Männern, welche ſie nie geſehen hatten, und die ſie eben ſo wenig lieben, als von ihnen wieder geliebt werden konnten, eingehandelt, und dann gleich Kindern der Ruthe und Aufſicht elender Verſchnittenen übergeben. Die Väter unter den Teutſchen, und übrigen Celtiſchen Völkern maaßten ſich nie eine ſo große Gewalt über ihre Kinder, als die Morgenländer, und Slawen an. Die Eltern unter den erſtern konnten rathen, oder abrathen, konnten ihre von einer unſeligen Leidenſchaft geblendeten Kinder abhalten, ſich in's Verderben zu ſtürzen, allein ſie konnten weder ihre Söhne, noch ihre Töchter ohne und wider ihren Willen zum Heirathen zwingen. Die Geſchenke, welche der Bräutigam der Braut machte, zeigten, wie Tacitus ſagt, daß die junge Frau nicht als eine Sclavinn, ſondern als eine Gefährtinn des Lebens, und als eine Genoſſinn aller Freuden und Leiden, aller Gefahren und Arbeiten in das Haus des Mannes kam. Der Bräutigam ſchenkte im alten Germanien ſeiner künftigen Frau nicht koſtbare Kleider, und Putzwerk, ſondern kleinere, oder größere Heerden, ein gezäumtes und geſatteltes Pferd, und endlich einen Schild mit Lanze, und Degen *). So lange die Celtiſchen Völker noch mehr Hirten, als Ackerleute waren, und die Arbeiten des Feldbaues für ſchimpflich, oder freyer Männer unwürdig gehalten wurden, ſo lange ließen auch die Gemeinen, oder nicht edlen Freyen ihre Aecker von ihren Weibern, oder Kindern, oder von Alten bearbeiten, und der junge und ſtarke Krieger lag bloß den Arbeiten der Jagd und des Krieges ob **). Als aber die Teutſchen und übrigen Celtiſchen Völker getheiltes und unbewegliches Eigenthum erhielten, als ſie die Wichtigkeit des Ackerbaues immer mehr einſahen, und die Kunſt des Ackerbaues immer beſſer lernten, da ließen freylich die Großen und Edlen, wie in alten Zeiten ***) ihre Aecker von Leibeigenen, oder Freygelaſſenen beſtellen, allein die Gemeinen, die dergleichen nicht hatten, übernahmen nun ſelbſt die Arbei-

---

*) *Tacit.* c. 18.

**) Man ſehe die Zeugniſſe über alle Celtiſche Völker beym *Pelloutier* I. 345.

***) *Tac.* c. 25.

beiten des Feldes, und überließen den Weibern mehr die Beſorgung des Hauſes, und der Kinder. Dieſer häuslichen weiblichen Geſchäfte ſchämten ſich in den älteſten Zeiten die edelſten Teutſchen Weiber nicht. Fürſtinnen und andere edle Frauen nährten ihre Kinder an ihrer Bruſt, und von ihrem eigenen Blute *), und führten die Aufſicht über das Innere der Haushaltung **). Wenn die Männer entfernte, oder langwierige Feldzüge unternahmen, ſo folgten ihnen ihre Weiber und Kinder nach. Dieſe waren nach Taciti und aller übrigen Römer Zeugniſſen ***) die vornehmſten Triebfedern der Tapferkeit unſerer Vorfahren, und die heiligſten Zeugen, ſo wie die wärmſten Lobredner ihrer Thaten. Wenn die Ger-

---

*) *Tacit.* c. 20.

**) Caeteris ſervis, non in noſtrum morem deſcriptis per familiam miniſteriis utuntur. Suam quisque ſedem, ſuos penates regit. Frumenti modum dominus, aut pecoris, aut veſtis, ut colono injungit: & ſervus hactenus paret. Caetera domus officia, uxor ac liberi exſequuntur c. 25. ib.

***) c. 7. 8.

Germaniſchen Helden verwundet wurden, ſo wandten ſie ſich zu ihren Müttern oder Weibern, die ihre Wunden ausſogen, und reinigten, und dann verbanden, indem alle Teutſche, und Nordiſche Frauen ſehr erfahren in den Kräften der Kräuter waren *). Während des Kampfs ſelbſt miſchten ſich Weiber und Mütter in die Reihen der Streitenden, brachten ihnen Erfriſchungen, und erneuerten ihre Bitten und Ermahnungen, tapfer zu fechten, damit ſie und ihre Kinder nicht in feindliche Hände, und in Knechtſchaft fallen möchten **). Sehr oft fochten tapfere Frauen und Jungfrauen in männlicher Rüſtung und mit männlichen Waffen an der Seite ihrer Väter; und Männer, und die Römer nahmen daher nicht ſelten auf dem Schlachtfelde unter den Gefallenen bewafnete Leichname von Weibern wahr ***). Wenn die Teutſchen Krieger

---

*) ib. *Mallet* introd. dans l'hiſtoire de Dannemarc Ch. 12. p. 293. Edit. de Geneve 1763. 12.

**) *Tac.* l. c.

***) Schütz über den Lehrbeg. der alten Teutſchen und Nord. Völker von dem Zuſtande der Seelen nach dem Tode S. 236.

ger dem Eindringen übermächtiger Feinde nicht widerſtehen konnten, und zu weichen anfingen, ſo reizten und ſtärkten die Weiber durch Wehklagen und Vorwürfe ſehr oft ihren ſinkenden Muth von neuem ſo ſehr, daß ſie ſich wieder gegen den Feind kehrten, und ihn mit verdoppelter Kraft angriffen, um ihre theuren Liebespfänder, ihre Weiber und Kinder der Gefangenſchaft zu entreißen *). Waren aber Thränen, Bitten und Vorwürfe zu ſchwach, die geſchlagenen Krieger zur neuen Gegenwehr zu bringen, ſo ſtellten ſich die Weiber und Mädchen auf der Wagenburg, womit die Teutſchen Heere umgeben waren, ihren feigen Brüdern und Männern, wie den Feinden entgegen, und brachten mit Spießen und Schwerdtern die Flüchtlinge ihres Volks, wie die verfolgenden Feinde um **). Wenn daher die Römer die Teutſchen Heere nach den hartnäckigſten Gefechten überwunden hatten, ſo entſtan-

---

*) *Tac.* c. 7. 8.

**) Schütz l. c. und *Pellout.* I. p. 514. &c. haben die Zeugniſſe für dieſe Proben der Tapferkeit der Teutſchen, und anderer Celtiſchen Weiber geſammlet.

ſtanden manchmal noch an der hintern Wagenburg, auf welche ſich die Weiber, Schweſtern, und Töchter der gefallenen Krieger hingeſtellt hatten, ſo gefährliche und blutige Treffen, daß die Sieger geſtanden, daß ſie den Sieg nicht würden erhalten haben, wenn die Männer mit ſo unüberwindlichem Muth; als die Weiber gefochten hätten *). So wie Liebe zur Freyheit die Zärtlichkeit gegen Männer und Kinder überwand, ſo überwog Furcht vor Knechtſchaft in den edlen Weibern aller Celtiſchen Völker die Furcht vor dem Tode unendlich. Sobald die kämpfenden Heldinnen dieſer Nationen eingeſchloſſen und entwafnet wurden, und keine Möglichkeit vor ſich ſahen, einer ewigen Knechtſchaft zu entgehen, ſo brachten ſie ſich gemeiniglich unter einander um, oder erhenkten ſich auch, nachdem ſie vorher ihre Säuglinge erwürgt, oder an Steine zerſchmettert hatten. Dies thaten die Weiber der Teutonen, der Cimbrer, der Chatten, Alemannen und der Cantabrier, nachdem ihre Männer von den Römern erſchlagen, und ſie ſelbſt in die Gefangenſchaft der Sieger

---

*) Schütz S. 236. 238. *Pellout.* l. c.

Sieger gerathen waren *). Als Marius die Teutonen überwunden hatte, ſo erklärte ein kleines Häuflein edler Weiber, die von dem Schwerdte des Siegers verſchont geblieben waren, daß ſie ſich freywillig übergeben wollten, wenn der Römiſche Feldherr ihnen dreyerley Bedingungen zugeſtehen würde: daß ſie nämlich nicht als Sclavinnen öffentlich verkauft würden: daß ihre Keuſchheit unangetaſtet bleibe: und daß man ſie dem Dienſte der Veſta oder einer andern keuſchen Göttinn widmen wolle, indem ſie ihre Keuſchheit eben ſo unverbrüchlich, als die Veſtalinnen bewahren würden. Als der harte Sieger den edlen Teutoninnen dieſe Bitten abſchlug, brachten ſie ſich, und ihre Kinder mit unaufhaltſamem Muthe um; und eben dieſes thaten die Weiber der Chatten und Alemannen, als Antonin ihnen den Tod nicht wollte geben laſſen. Der Römiſche Kaiſer legte den gefangenen Teutſchen Frauen die Frage vor: ob ſie lieber ſterben, oder als Sclavinnen verkauft werden wollten? Die Gefangenen wählten ein-

---

*) Die Zeugniſſe ſtehen beym *Pellout.* l. c.

einſtimmig den Tod vor der Sclaverey, und da der Sieger ſie dennoch nach dem Römiſchen Völkerrechte als Sclavinnen verkaufen ließ, ſo nahmen ſie ſich insgeſammt, und viele auch ihren Kindern das Leben *). Dieſe Tapferkeit und Freyheitsliebe erhielt ſich unter den Celtiſchen Schönen bis in den Anfang unſers Jahrhunderts ungeſchwächt, und ich hoffe, daß dieſe Tugenden der Mütter auch unter ihren ſpäteſten Töchtern nicht ganz erſtorben ſeyen. Die Geſchichte des Mittelalters zeigt unter jedem Volke viele Beyſpiele von dem männlichen, oder mehr als männlichen Muthe, womit Weiber ihre Vaterſtädte, und Kinder gegen den Feind vertheidigt haben **).

Weiber, die ſo treu, ſo keuſch und zärtlich, Hausfrauen, die ſo gewiſſenhaft, fleißig und verſtändig, Mütter, die ſo liebevoll und ſorgfältig, und Gefährtinnen, die ſo muthig und freyheitliebend waren, als die Weiber der alten Germanier, und übri-

---

*) *Pellout.* l. c.

**) *St. Foix* in ſeinen Memoires ſur Paris, & *Thomas* ſur les femmes p. 56. 57.

übrigen Celtiſchen Völker, ſolche Weiber verdienten allerdings eine andere Behandlung, als die kindiſchen Weiber der Morgenländer, die ſich um ihre Kinder meiſtens eben ſo wenig, als um die Haushaltung bekümmern, und die ſich in die Harems der Feinde, oder der Söhne und Nachfolger ihrer bisherigen Gebieter ohne Sehnſucht, und Betrübniß einſchließen laſſen *). Unſere Vorfahren müſten nicht, wie ſie wirklich waren, die edelſten Menſchen, ſondern Ungeheuer geweſen ſeyn, wenn ſie nicht die Verdienſte, und Vorzüge ihrer Weiber anerkannt, und durch die ausgezeichnetſte Hochachtung, und durch die treuſte und zärtlichſte Gegenliebe belohnt hätten. Allein unſere Vorfahren hatten ſelbſt zu viele Fähigkeiten und Tugenden, um gegen die Gaben

---

*) Es iſt bekannt, daß unter allen polygamiſchen Völkern nur diejenigen Kebsweiber der Könige, die geboren haben, oder von ihnen berühret worden ſind, in die ſogenannten alten Serails eingeſchloſſen, die unberührten Jungfrauen hingegen ſogleich als der Harem des Nachfolgers abgeſondert, und angeſehen werden.

ben und Tugenden ihrer Gattinnen unempfindlich zu ſeyn.

Anſtatt, daß andere Völker die Weiber als unreine Geſchöpfe von dem Dienſte der Götter, von dem Zutritt zu den heiligen Oertern, und von der Theilnehmung an gottesdienſtlichen Handlungen, und Feierlichkeiten ausſchloſſen, zogen unſere Vorfahren Jungfrauen und Frauen an die Altäre der Götter, und ließen ſie nicht nur zu Feſten und Tempeln, ſondern zu den innerſten Geheimniſſen der Druiden zu *). Anſtatt, daß faſt alle unedlern Nationen glaubten, daß Weiber nur mit böſen Göttern in Gemeinſchaft wären, und durch die Hülfe derſelben, oder durch andere böſe Künſte ſchaden könnten, trauten die alten Germanier ihren Töchtern und Weibern etwas unterſcheidend heiliges und weißagendes, und vorzügliche Anlagen zur nähern Verbindung mit guten Göttern, und der daher entſtehenden Gabe der Weißagung zu **). Gewöhnlich ehrten ſie eine oder die andere weiſe, oder weißagende Jungfrau, dergleichen vor und zu den Zeiten des Tacitus die Velleda, und Arminia waren *), gleich lebenden Gottheiten. Ganze Völkerſchaften hingen an dem Göttermunde ſolcher Jungfrauen, oder harrten in ehrerbietiger Entfernung von den erhabenen Burgen, auf welchen ſie wohnten, auf die Götterſprüche, welche ſie in Streitigkeiten mehrerer Nationen, oder bey großen Unternehmungen geben würden **). Auf langen Heerszügen hatten ſie gewöhnlich ehrwürdige Prophetinnen bey ſich, in deren Ausſprüchen man den Willen der Götter ſand, und deren Antworten man williger, als dem Ruf oder Befehl von Königen und Feldherren folgte. Anſtatt ferner, daß alle übrigen Völker die Weiber von allen männlichen Geſchäften, und öffentlichen Vergnügungen auf das ſorgfältigſte entfernten, machten die alten Germanier und Scandinavier edle Frauen und Jungfrauen zu Theilnehmerinnen, oder gar Vorſitzerinnen aller öffentlichen Ergötzungen, und fragten ſie in

---

*) Dreyer II. S. 633.

**) *Tac.* de Mor. Germ. c. 8.

---

*) ib.

**) *Tac.* Hiſt. IV. c. 65.

in den wichtigſten öffentlichen Angelegenheiten um Rath *). Anſtatt endlich, daß die meiſten übrigen Völker ihre Weiber von dem Angeſichte von Richtern verbannten, und ihnen nicht einmal geſtatteten, über das ihnen angethane Unrecht zu klagen, ſicherten unſere Vorfahren die Rechte der Weiber nicht weniger, als die der Männer, und ſetzten ſie ſogar als Richterinnen Fürſten und Edlen an die Seite, oder wählten ſie auch allein als Schiedsrichterinnen zwiſchen Königen, und ganzen Nationen. So wählten die Einwohner von Cölln, und die Teutſchen Völker dieſſeits des Rheins den Civilis, einen Fürſten der Gallier, und die weiſe Velleda zu Schiedsrichtern **): und die Gallier ***) verlangten von den Carthaginienſern, daß, wenn dieſe ſich über ſie zu beklagen hätten, alsdann ihre Weiber den Zwiſt ſchlichten, und daß beyde Parteyen ſich ihren Entſcheidungen unterwerfen ſollten. Es war alſo nicht Wirkung der Rit-

---

*) *Tac.* c. 8. beſ. *Plutarch.* VII. p. 13. & *Keisler* Antiq. ſeptent. p. 372. 373.

**) *Tac.* Hiſt. IV. 65.

***) *Plut.* VII. p. 13.

Ritterſchaft, ſondern fortdaurende alt-celtiſche Sitte, wenn im ganzen Mittelalter Fürſten und Herren ſo häufig Fürſtinnen und Frauen, die wegen ihrer Weisheit und Gerechtigkeitsliebe berühmt waren, zu Schiedsrichterinnen erkohren, und unter dieſen Beyſpielen ſind mehrere, wo die Schiedsrichterinnen zum Vortheile der Gegner ihrer eigenen Gemale, oder Anverwandten ſprachen *).

So wenig im elften Jahrhunderte die Ritterſchaft und Turniere, die Liebes- und Heldendichter ohne frühere Muſter und Vorgänger entſtanden, eben ſo wenig war die ehrerbietige Liebe der gröſten Fürſten und Ritter des Mittelalters ganz neu, oder eine bloße Folge der Ritterſchaft. Die Liebe der Oſſianiſchen Helden iſt ſo rein, ſo zart, und ſo unendlich weit über die thieriſche mit Geringſchätzung verbundene Liebe der Homeriſchen Helden erhaben, als es die verliebte Schwärmerey irgend eines irrenden Ritters jemals war **). Allein weil es doch

---

*) **Dreyer** II. S. 643.

**) Dies bemerkten ſchon *Millar* p. 43. und viele andere.

doch immer noch Gelehrte gibt, die an der Aechtheit und dem Alterthum der Oſſianiſchen Gedichte zweyflen, ſo will ich durch andere unverwerfliche Beyſpiele beweiſen, daß die Liebe der alten Teutſchen und Nordiſchen Völker lange vor den Zeiten der Ritterſchaft zu eben ſo großen Thaten entflammte, eben ſolche Prüfungen erfuhr, und eben die Aufopferungen machte, welche nur je die Liebe der tadelloſeſten Ritter gemacht hat.

So unverdorben die Sitten unſerer älteſten Vorfahren, ſo keuſch ihre Ehen, und ſo unbefleckt die jungfräuliche Ehre ihrer Töchter war, ſo häufig waren auch große Leidenſchaften, die durch Schwierigkeiten und Gefahren eher gereizt, als erſtickt wurden. Alle Jahrbücher der Teutſchen Völker erzählen, und die Geſetze derſelbigen ſtrafen gewaltſame, oder heimliche Entführungen von Jungfrauen und Bräuten, die in den älteſten Zeiten keine andere Bewegungsgründe, als alles überwindende Liebe hatten, indem die edelſten Jungfrauen nie den geringſten Antheil an den väterlichen Beſitzungen erlangen konnten, und die Entführer oder Räuber ſich ſelbſt oder ihre Geliebten der Ausſtattungen verluſtig machten, die man nach der älteſten Sitte den Töchtern von Edlen und Herren mitzugeben pflegte. Dieſe häufigen Entführungen brachten in den älteſten Zeiten dieſelbigen Phänomene, wie im Mittelalter hervor: kühne Unternehmungen von muthigen Abentheurern zur Errettung von geraubten, und bedrängten Schönen. Nach den alten Nordiſchen Chroniken und Ueberlieferungen hatte ein Schwediſcher König eine Tochter mit Namen Thora, die im ganzen Norden wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmt war. Um dieſes koſtbare Kleinod gegen Raub oder Entweihung zu ſchützen, übergab er die Tochter der Obhut und Sorgſalt eines treuen Dieners, der ſie in einem feſten Schloſſe bewachen muſte *). Der Hüter der Schönen konnte aber ihren Reizen nicht widerſtehen, und faßte daher den Entſchluß, die Prinzeßinn weder dem Vater, noch irgend einem Liebhaber oder Bewerber auszuliefern. Der troſtloſe Vater verſuchte alles, um die Feſte des Räubers ſeiner Tochter zu erſteigen, allein alle ſeine Be-

---

*) *Mallet* l. c. p. 299.

Bemühungen waren vergeblich. Voll Verzweyflung machte er alſo in allen Nordiſchen Reichen kund, daß, wer den Räuber ſeines Kindes überwinden würde, er möchte ſeyn, von welchem Stande er wolle, daß dieſer die Hand der befreyten Tochter haben ſolle. Unter allen jungen Helden, die nach dem ſchönen jungfräulichen Cranze rangen, war der Däniſche Prinz Regner der glücklichſte. Er brach die Feſte des Räubers, errettete die ſchöne Prinzeßinn, und erhielt ſie zur Gemalinn, welche Unternehmung, wie er ſelbſt in den Ueberbleibſeln eines ſeiner lyriſchen Geſänge ſagt, ihn in den Rang der Nordiſchen Helden ſetzte.

Gefahrvolle Unternehmungen, und große Thaten waren in den älteſten Zeiten nicht nur das ſicherſte Mittel, ausgebreiteten Ruhm, und die Liebe, Ehrfurcht und Belohnungen von Königen und Völkern zu erwerben, ſondern ſie vermochten auch mehr, als hoher Stand, Reichthum und ſeltene Schönheit, die Herzen edler Schönen zu gewinnen. Oft verſchmähten Nordiſche Jungfrauen Fürſtenſöhne, die ihnen an Geburt überlegen, und an Schönheit gleich waren, die ſich aber noch nicht durch eine Reihe von ruhmvollen Thaten ihres Beſitzes würdig gemacht hatten. Harald mit den ſchönen Haaren, einer der mächtigſten Herren, oder Fürſten in Norwegen, war, wie die alten Chroniken ſagen, wegen ſeiner außerordentlichen Schönheit, und wegen der Proben von Tapferkeit, und andern königlichen Tugenden, die er gegeben hatte, der Gegenſtand der geheimſten Wünſche der ſchönſten Prinzeßinnen ſeiner Zeit. Er ſchenkte aber ſeine Liebe keiner von den Jungfrauen, die ſeinen Wünſchen entgegen gekommen wären, ſondern er bot ſeine Hand und ſein Herz der ſchönen Gida, der Tochter eines Normänniſchen Fürſten an. Allein Gida antwortete, daß Harald der Schöne ſich noch nicht genug hervorgethan habe, um ihrer würdig zu ſeyn, und daß er ihren Beſitz nicht anders, als durch die ruhmvolle Eroberung von ganz Norwegen erlangen könne. Weit entfernt, durch dieſe Antwort beleidigt zu werden, rüſtete ſich der edle Jüngling gleich zu der Unternehmung, nach deren glücklichen Vollendung Gida die ſeinige werden wollte. Harald eroberte in kurzer Zeit ganz Norwegen, und mit dieſem

ſem Königreiche das Herz der ſtolzen und ruhmbegierigen Gida *).

Die Liebe der Teutſchen und Nordiſchen Helden war nicht weniger fein, ſittſam, und ehrerbietig, als die der Oßianiſchen, oder als die Liebe der berühmteſten Ritter des Mittelalters. Nach dem Tode ſeiner geliebten Thora **), landete der große König Regner Lodbrog, der Herkules, oder Theſeus des alten Scandinaviens, an der Isländiſchen Küſte, wo gerade die ſchönſte Schäferinn der ganzen Inſel ihre Heerde weidete. Als die Hirtinn die Flotte ſich dem Geſtade nähern ſah, wuſch ſie Hände und Geſicht, und ſchmückte ihr goldenes Haar, das bis auf die Ferſen hinabwallte. Alle Begleiter des Königs, die ausgeſtiegen waren, und die Isländiſche Schäferinn erblickten, wurden über ihre außerordentliche Schönheit entzückt, und brachen nach ihrer Rückkehr auf die Flotte in die höchſten Lobeserhebungen aus. Dieſe übereinſtimmenden Lobſprüche machten den König

---

*) *Mallet* l. c. p. 305. 306.

**) *Mallet* p. 300. &c.

König aufmerkſam, und er ließ alſo die Schäferinn bitten, zu ihm auf ſein Schiff zu kommen. Allein die Hirtinn weigerte ſich, dem Wunſche des Königs zu folgen, bis dieſer ihr verſprochen hatte, daß ihr nichts wiederfahren ſolle, was ihrer Ehre nachtheilig ſeyn könnte. Nach dem erhaltenen königlichen Worte ſtellte ſich die Hirtinn dem Könige dar, der ſie kaum ſah, als er voll Bewunderung zu ſingen anfing: Mächtiger Odin! welch' einen ſüßen, und unerwarteten Troſt würdeſt du mir gewähren, wenn es dieſer jungen, und ſchönen Schäferinn gefallen ſollte, ihre Hand mit der meinigen zu einem ewigen Bunde zu vereinigen. Die beſcheidene Hirtinn nahm dieſe Aeußerung des Königs als Spott, oder höchſtens als eine Schmeicheley an, und antwortete in Verſen: daß dem tapfern, und edelmüthigen Regner gewiß ein Unfall begegnen würde, wenn er das ihr gegebene Wort bräche. Ich habe, ſang ſie, den König gegrüßt, und nun bitte ich, daß er mich zu meiner Heerde, und zu meinen Eltern zurück bringen laſſe. Das kluge, verſchämte, und würdige Betragen der Hirtinn entzündete die Liebe des Königs immer mehr, und dieſer bot ihr daher an, ſie an ſeinen Hof mitzunehmen, und ſie auf eine ſolche Art zu verſorgen, daß ſie den Neid aller ihrer Geſpielinnen erwecken ſollte. Regner unterſtützte ſeine Anerbietungen durch ein prächtiges mit Silber geſticktes Kleid, das ſeine Gemalinn Thora getragen hatte, und das er der Hirtinn mit folgenden Worten darreichte: Nimm dies koſtbare Gewand, ſchönes Mädchen, das deiner Reize würdig iſt. Die ſchonen Hände meiner Thora haben oft daran gearbeitet, und es wird demjenigen ewig theuer bleiben, den der ganze Norden den Fürſten der Helden nennt. Nein, erwiederte Aslauga *), ich würde mich ſchämen, das Prachtkleid der Königinn Thora zu tragen. Ich bin nicht werth, in ſo koſtbaren Kleidern zu prangen. Ein ſchwarzes und grobes Tuch iſt alles, was einer armen Schäferinn geziemt, die in einer niedrigen Hütte wohnt, und auf dem Sande des Ufers umherirrt, um ihre Ziegen zu hüten. — Da der König ſeine Wünſche immer ernſtlicher wiederholte, ſo erklärte die Schäferinn, daß ſie denſelben nicht eher nachgeben würde, als

bis

---

*) Dies war der Name der Schäferinn.

bis ſie von ſeiner Treue, und der Standhaftigkeit ſeiner Liebe überzeugt wäre. Der König, ſagte ſie, ſolle zuerſt den Heereszug endigen, um welches willen er ſein Königreich verlaſſen habe, und wenn er alsdann noch dieſelbigen Geſinnungen gegen ſie hege, die er jetzo äußere, ſo wolle ſie willig denen folgen, die er ſenden werde, um ſie abzuhohlen. Der König muſte endlich in die Bedingungen der ſchönen Schäferinn einwilligen. Die Unternehmung wurde bald und glücklich geendigt. Der ſiegreiche und liebende Regner landete am Isländiſchen Ufer, und die ſchöne Aslauga ließ ſich nun ohne weitere Einwendungen zum Könige führen. Sie beſtand aber darauf, daß ihre Vermälung nicht eher, als nach ihrer Ankunft in Dännemark, und in Gegenwart des ganzen Hofes gefeiert werde, welches Regner ſeiner ungeduldigen Liebe ungeachtet dennoch zugab *). — Wenn man den unermeßlichen Abſtand von Menſchen und Neigungen in einem auffallenden Beyſpiele fühlen will, ſo denke man, wie ein Morgenländiſcher König, und ein Morgenlän-

---

*) *Mallet* l. c.

ländiſches Mädchen ſich unter gleichen Umſtänden würden betragen haben, und vergleiche dieſes Betragen mit der Handlungsart des Nordiſchen Helden, und der Isländiſchen Schäferinn. — Die letzte Erzählung iſt, wie die vorhergehenden, aus den älteſten Nordiſchen Denkmälern genommen, deren Aechtheit von keinem Sachkundigen Alterthumsforſcher bezweyfelt worden iſt, und die Liebe des tapfern Königs Regner zu der Isländiſchen Schäferinn hat ſich bis auf unſere Zeiten in Volksſagen erhalten. Wenn aber auch, wie Mallet ſehr richtig beobachtet *), nicht alles wahr ſeyn ſollte, was die alten Chroniken von dem Helden erzählen, ſo beweiſen die Sagen doch immer, ſo viel, daß die Thaten und Abentheuer, die ſie ihm zueignen, im Geſchmack oder Geiſt der alten Zeit gedichtet waren.

Als einen Beweis gegen die Liebe und Hochachtung, welche die alten Teutſchen und Nordiſchen Völker dem andern Geſchlechte erwieſen, könnte man die Lehre der Scandinaviſchen Religion anführen, wodurch

---

*) p. 304.

durch Weiber aus dem Valhalla, oder aus den glücklichen Wohnungen Odins, und ſeiner unſterblichen Helden ausgeſchloſſen wurden *). Unkundige könnten zwiſchen dieſer Lehre, und den harten Ausſprüchen des Korans eine gewiſſe Aehnlichkeit finden: wenigſtens veranlaßte die Lehre der heidniſchen Scandinavier Keislern zu einer Anmerkung, wovon Schütz ſagte, daß nur ein Hageſtolz ſie hätte machen können: daß nämlich die Weiber wahrſcheinlich von dem Valhalla wären ausgeſchloſſen worden, damit nicht die Ruhe, und Freuden der Seligen durch ihre Klatſchereyen, und Zänkereyen geſtört würden **). Zuerſt aber halte ich es für gewiß, daß weder die Teutſchen, noch die Nordiſchen Völker in den älteſten Zeiten ihre geliebten Weiber aus den Wohnungen der Seligen verwieſen, oder ihnen den Zutritt dazu ſchwer gemacht haben. Von ſolchen Geſinnungen der älteſten Celtiſchen Völker findet ſich in allen Griechiſchen und Römiſchen Schriftſtellern nicht allein gar keine Spur, ſondern dieſe enthalten vielmehr verſchiedene Data, aus welchen man auf eine entgegengeſetzte Denkungsart ſchließen kann. Hieher gehört vorzüglich der Zwang, wodurch die geliebteſten Weiber vieler Gothiſchen und Teutſchen Völker genöthigt wurden, ſich an den Gräbern ihrer Männer entweder ſelbſt das Leben zu nehmen, oder auch von andern nehmen zu laſſen, um den Verſtorbenen in eine andere Welt zu folgen *). Dieſer Zwang ſetzt nothwendig voraus, daß die älteſten Teutſchen, und Nordiſchen Völker mit den meiſten übrigen Nationen der Erde die Meynung gemein hatten, daß der Zuſtand nach dem Tode eine glücklichere Fortſetzung des irrdiſchen Lebens ſey, und daß in dem künftigen Leben eben die Bedürfniſſe, Verhältniſſe, Vergnügungen, und Beſchäftigungen, wie in dem gegenwärtigen, Statt finden würden. Allem Vermuthen nach

---

*) Dreyer II. S. 646. Schütz S. 238.

**) *Keisler* in Antiq. Septent. p. 147. Schütz l. c.

---

*) Man ſehe meine zweyte Abh. über Menſchenopfer in den Schriften der Göttingiſchen Societät der Wiſſenſchaften, oder meine Religionsgeſchichte im Abſchnitt von den Opfern, und beſonders von den Menſchenopfern.

nach entſtand die Lehre: daß Weiber der Regel nach in die Wohnungen der Götter, und ſeligen Helden nicht zugelaſſen würden, in eben den Zeiten, in welchen der Wahn entſtand: daß Krieger entweder in der Schlacht, oder eines gewaltſamen Todes geſtorben ſeyn müſten, wenn ſie in die Geſellſchaft Odins, und ſeiner Helden aufgenommen werden wollten. Dieſer Wahn herrſchte nicht unter allen Celtiſchen, und Teutſchen Völkern, ſondern nur unter den Nordiſchen Völkern in den Jahrhunderten, aus welchen die älteſten Sagen, und Ueberlieferungen derſelben herſtammen, und in welchen ſie anfingen, Raub auf allen Europäiſchen Meeren, und allen großen Europäiſchen Flüſſen auszuüben. Die weiten und gefahrvollen Züge, welche die Normänner im achten, neunten, zehnten, und auch noch in den folgenden Jahrhunderten vornahmen, entflammten den kriegeriſchen Geiſt, und die Begierde der Nordiſchen Helden, ihre Vorgänger zu übertreffen, immer höher, reizten ſie, wie die Creuzzüge die Ritter des Mittelalters, zu immer abentheuerlicheren Thaten, und Proben von Tapferkeit, und brachten durch die höchſte Ueberſpannung kriegeriſcher, oder ritterlicher Schwärmerey zuletzt die unnatürliche Einbildung hervor: daß nur derjenige ein Mann, und der Geſellſchaft und Belohnungen Odins, und ſeiner Helden würdig ſey, der entweder in der Schlacht, oder durch das Schwerdt von Freunden, und Prieſtern ſein Leben verloren habe. Als man nun zu glauben anfing, daß ſelbſt Männer ſich nur durch den Tod der Helden, oder wenigſtens durch eine gewaltſame Todesart den Eingang in Odins Hallen und Vorhöfe eröfnen könnten, durfte man bey den Weibern, und Knechten keine Ausnahme machen, und man lehrte und glaubte deßwegen, daß auch dieſe nur alsdann gleicher Seligkeiten mit ihren Männern und Herren theilhaftig werden könnten, wenn ſie für dieſe, oder mit dieſen ſterben wollten. Wenn alſo auch die Nordiſchen Völker von den älteſten Zeiten her behauptet hätten, daß Weiber nicht anders in die Oerter der Freuden kommen könnten, als wenn ſie Muth genug hätten, mit ihren Männern zu ſterben, ſo würde man ſie doch keiner Ungerechtigkeit, oder Geringſchätzung gegen das andere Geſchlecht beſchuldigen können, weil man den Weibern die Thoren des Valhalla unter eben den Bedingungen, wie den Männern, aufſchloß.

Vielleicht aber iſt ſchon mehrern meiner Leſer, und Leſerinnen die vorher berührte alt-teutſche Sitte aufgefallen, vermöge deren die edelſten Jungfrauen zwar eine ihrem Stande gemäße Ausſtattung an Kleidern und Schmuck, aber gar keinen Brautſchatz erhielten, und auch nach dem Tode der Väter gar keine Anſprüche auf die Stammgüter, und zwar nicht einmal alsdann machen konnten, wenn gar keine Brüder vorhanden waren *). Dieſer Mangel von Brautſchatz, und die Unfähigkeit ihre Väter zu beerben ſcheint eine Kargheit und Härte von Vätern, Brüdern, oder Agnaten gegen Töchter, Schweſtern, und Blutsverwandte zu verrathen. Allein alle dieſe weiſen Einrichtungen unſerer älteſten Vorfahren hatten die Erhaltung edler Geſchlechter, und ihrer Stammgüter, nicht aber die Beeinträchtigung, oder Unterdrückung von Wei-

---

*) Man ſehe der Kürze wegen *Grupens* Uxor theotiſca, und *Gebauer* Diſſert. VII. & XIII.

Weibern und Töchtern zum Zweck. Ungeachtet die Teutſchen Bräute keine Mitgabe, und nach dem Tode der Väter keinen Antheil an den Stammgütern erhielten, ſo hatten doch unſere edelmüthigen Vorfahren durch andere vortrefliche Geſetze auf eine ſolche Art für Jungfrauen, Frauen und Witwen geſorgt, daß ſie Brautſchatz, und Erbrecht ſehr gut entbehren konnten. Ledige Jungfrauen blieben bis zu ihrer Verheirathung auf den Stammgütern, und muſten nach dem Tode der Väter entweder von den Brüdern, oder von den nächſten Agnaten verſorgt, und ausgeſtattet werden. Bräute erhielten von ihren Männern am Morgen nach der Hochzeit eine Morgengabe, und nach dem Tode derſelben ein Witthum, wovon ſie ſtandesmäßig leben konnten, ohne ſich der Gnade der Kinder, oder der Agnaten des Mannes überlaſſen zu dürfen. Wenn die Morgengabe, und das Witthum in unbeweglichen Gütern beſtanden, ſo konnten ſie freylich nur mit Einwilligung der Agnaten feſtgeſetzt werden*),

und

---

*) Unter den Celtiſchen Völkern waren einige, die ſich in Anſehung der Erbſchaftsrechte,

und kehrten nach dem Tode der Genießerinn in die Familie des Mannes zurück; denn nach alt-teutſchem Rechte war nur der männliche Stamm, der ſeine Beſitzungen vertheidigen konnte, der wahre Eigenthümer von unbeweglichen Gütern. Die jedesmaligen Be-

---

und Mitgaben, ſo wie in Anſehung der männlichen und väterlichen Gewalt von unſern alten Vorfahren ſehr unterſchieden. Unter den Cantabriern waren, wenn Strabo recht berichtet (III. p. 251. Edit. Almel.), die Töchter die einzigen Erbinnen der Eltern, und ſelbſt die Brüder wurden von den Schweſtern ausgeſtattet. Unter den Galliern (*Caeſ.* VI. c. 19. de bello Gallico.) hatten die Väter und Männer das Recht des Lebens und Todes über ihre Kinder, und Weiber, und dies ſchreckliche Recht ging ſogar von dem verſtorbenen Mann auf deſſen Agnaten über. Wenn ein Vornehmer ſtarb, und der geringſte Verdacht da war, daß die Frau den Tod des Mannes befördert habe, ſo folterten die Verwandten des letztern die Witwe, wie Cäſar ſagt, gleich einer Sclavinn, und tödteten ſie auf die grauſamſte Art, wenn die Schmerzen der Folter der Gepeinigten das Geſtänd-

Beſitzer hatten bloß den Nießbrauch, ohne die Stammgüter theilen, verſchenken, oder verkaufen zu können. Söhne erbten die Stammgüter nicht durch den Willen der Väter, ſondern durch die Satzungen der Vorfahren, und bey unbeweglichen Gütern ſan-

---

ſtändniß der Schuld abzwangen. Unter den Galliern erhielten Bräute nicht bloß Ausſtattungen, ſondern auch Mitgaben. So viel dieſe Mitgaben betrugen, eben ſo viel ſetzte der Mann von ſeinem Vermögen aus. Die Einkünfte der Mitgabe, und des ausgeſetzten Vermögens des Mannes wurden berechnet, und geſammlet, und fielen dem längſt Lebenden zu. — Alle dieſe Rechte der Gallier, die Cäſar anführt, ſehe ich als Neuerungen an, die durch die Bekanntſchaft dieſes Volks mit den Römern entſtanden ſind. Auch die Teutſchen Völker nahmen die Römiſchen Rechte über Brautſchatz, und Erbſchaft ſehr früh an. Viel mehr aber wundert es mich, daß die Gallier ſich auch die Geſetze der Römer über väterliche und männliche Gewalt zugeeignet haben. Dieſer Umſtand beweiſet wenigſtens, daß die Gallier vor ihrer Vermiſchung mit den Franken nicht ſo galant waren, als ſie in der Folge wurden.

fanden gar keine Teſtamente Statt, weßwegen die nächſten Agnaten ſelbſt bey dem Leben des jedesmaligen Beſitzers wahre Miteigenthümer waren, welches man in der Gemeinſchaft der Güter ſitzen nannte *). Ungeachtet aber die Weiber der alten Teutſchen keine Stammgüter erben, oder eigenthümlich beſitzen konnten, ſo hatten ſie doch eine eben ſo unumſchränkte Freyheit, als die Männer, die ihnen lebenslänglich geſchenkten, oder anvertrauten Güter zu verwalten, oder zu nutzen, und den Ertrag derſelben anzuwenden, wie ſie wollten. Sie waren in ihren Häuſern und häuslichen Angelegenheiten freye Herrinnen, und die Mütter von Königen und Fürſten wurden oft Vormünderinnen ihrer minderjährigen Söhne, und Regentinnen ihrer Länder und Unterthanen. Schon zu Taciti Zeiten waren in Teutſchland und Britannien mehrere Völker, die von edlen Königinnen regiert, und ſelbſt im Kriege angeführt wurden. Die Germaniſchen und Celtiſchen Völker behandelten daher in ihren

---

*) Dreyers vermiſchte Schriften I. S. 97.

Geſetzen ihre Weiber und Töchter nie als unmündige oder unverſtändige Kinder, und die cura ſexus blieb von der Vormundſchaft über Kinder ſelbſt da himmelweit verſchieden, nachdem man mit der Aufnahme der Römiſchen Geſetze den Weibern zwar den eigenthümlichen Beſitz von unbeweglichen Gütern geſtattete, aber auch zugleich verordnete, daß ſie bey der Veräußerung derſelben, ſo wie vor Gericht einen männlichen Beyſtand haben müſten *).

Aus dem bisher geſagten wird einem jeden einleuchten, daß unſere Vorfahren durch die Ausſchließung der Weiber von dem Erben, und eigenthümlichen Beſitze vom Stammgütern eben ſo wenig die Abſicht hatten, ihren Frauen, Witwen und Töchtern Unrecht zu thun, als ſie durch die Beſchränkung der männlichen Beſitzer von Stammgütern auf den bloßen Nießbrauch die Abſicht haben konnten, ihrem eigenen Geſchlechte ſchimpfliche Feſſeln anzulegen. Wenn aber auch einige reiche Erbinnen, oder güterloſe Schweſtern von reichen Stamm-

---

*) *Selchow* Elementa Jur. Germ. p. 642.

Stammherren es unſern Vorfahren übel deuten ſollten, daß ſie das andere Geſchlecht von dem Beſitze und willkührlichen Gebrauche ganzer Stammgüter entfernt haben, ſo werden dieſe ſich vielleicht mit den alten Germaniſchen Völkern wieder ausſöhnen, wenn ſie hören, daß ſobald die Teutſchen mit fremden, das andere Geſchlecht von dieſer Seite mehr begünſtigenden Rechten bekannt wurden, ſie dieſe Rechte zum Theil ſehr ſchnell mit Wegwerfung ihrer uralten väterlichen Geſetze annahmen.

Unter den Teutſchen Nationen, die ſich zur Zeit der großen Völkerwanderung in den eroberten Römiſchen Provinzen niederließen, nahmen die Longobarden in Italien, und die Weſtgothen in Spanien am ſchnellſten die Sitten, und Rechte der von ihnen überwundenen Römer an. Anſtatt daß unter den Sachſen noch im dreyzehnten Jahrhundert, in welchem der Sachſenſpiegel geſchrieben wurde, kein Rittersmann auch nur über fahrendes Gut teſtiren konnte, wenn er nicht ſtark genug war, ſich mit Schwerdt und Schild von einem Ellen hohen Stein auf ſein Streitroß zu ſchwingen *), ſo war es unter den Longobarden ſchon im fünften Jahrhundert erlaubt, in gefährlichen Krankheiten auf dem Bette einen letzten Willen zu machen **). Anſtatt daß Sächſiſche von Adel Gut und Leute nicht anders als mit der Anverwandten Erlaubniß und vor Gericht veräußern durften ***), ſo hatten unter den Weſtgothen kinderloſe Perſonen eine unbeſchränkte Freyheit zu teſtiren †), und unter den Weſtgothen ſo wohl, als unter den Longobarden konnten geſunde und ſterbende Väter über einen beträchtlichen Theil ihres Stammguts zum Beſten der Töchter, oder auch geliebter Söhne ſchalten. Unter den Longobarden war es einem Vater, der mehrere Söhne hatte, erlaubt, dem geliebteſten ein Drittheil mehr, als den übrigen zu vermachen ††), und wenn nur ein Sohn, und eine Tochter da waren, ſo durfte er der Tochter den vierten Theil ſeines ganzen Ver-

---

*) Sachſenſpiegel S. 129.
**) Lex *Longob.* p. 1030.
***) Sachſenſpiegel S. 127.
†) Lex *Wiſigoth.* p. 1966.
††) p. 1085.

Vermögens ſchenken *). Hatte endlich jemand bloß rechtmäßige Töchter, aber natürliche Söhne, ſo geſtattete das Longobardiſche Geſetz dem Vater, den Töchtern die Hälfte, den natürlichen Söhnen ein Drittheil, und den Agnaten, oder geſetzmäßigen Erben ein Sechstheil ſeines Vermögens zu vermachen **). Zugleich aber übergaben eben dieſe Geſetze die Weiber einer beſtändigen Vormundſchaft, oder Curatel, ſo daß ſie ohne Wiſſen ihres Vormunds weder bewegliche, noch unbewegliche Güter verſchenken, noch ſonſt veräußern konnten ***).

Die Weſigothen nahmen die Römiſchen Erbſchaftsrechte faſt ohne alle Veränderung an †). Töchter, Schweſtern und Enkelinnen erbten mit ihren Brüdern zu gleichen Theilen, und zwar brauchte der Wiſigothiſche Geſetzgeber, und Geſetzſammler denſelbigen Grund, und ſogar dieſelbigen

---

*) p. 1080.
**) p. 967. 968.
***) p. 982. Lex *Roth.* 205.
†) Lib. IV. Tit. II. p. 1957. 1958.

gen Worte, die in den Römiſchen Geſetzen vorkommen, weil es nämlich billig ſey, daß diejenigen, welche die Natur mit einander verbunden habe, bey Erbſchaften nicht getrennt würden *). Den Beyſpielen, und veränderten Rechten dieſer Teutſchen Völker, und ihrer Nachkommen muß man es unſtreitig zuſchreiben, daß man auch im eigentlichen Teutſchland ſchon im dreyzehnten Jahrhunderte, alſo faſt zwey hundert Jahre vor der förmlichen Einführung des Römiſchen Rechts in Teutſchland anfing, Stammgüter ohne Einwilligung der Agnaten zu veräußern, Töchter in Stamm- und ſogar Lehngüter folgen zu laſſen, und Gemeinſchaft der Güter unter Eheleuten einzuführen **).

Die

---

*) Nam juſtum omnino eſt, ut quos propinquitas naturae conſociat, hereditariae ſucceſſionis ordo non dividat. l. c.

**) Schmidts Geſch. der Teutſch. III. S. 153. Erſte Ausgabe. *Gebauer* p. 239. *Strube* de Jure Villicorum p. 324. *Scheidtii* Mantiſſa Document. p. 295. An der letzten Stelle ſteht eine merkwürdige Urkunde

Die Weisheit, und der Edelmuth unſerer Verfahren offenbaren ſich nicht weniger, als in ihren übrigen Satzungen, in den Strafen, welche ſie auf alle dem ſchwächern Geſchlecht zugefügten Beleidigungen ſetzten. Anſtatt daß ſie den Todtſchlag eines Römers, oder Leibeigenen nur halb oder ein Viertel ſo hoch, als den eines freyen Mannes aus ihrem Mittel ſtraften, ahndeten ſie den Todtſchlag einer fruchtbaren Frau, die Kinder geboren hatte, und noch gebähren konnte, zweymal oder dreymal ſo hoch, als den eines freyen Mannes *). Nach einem ähnlichen Verhältniſſe wurden andere Ge-

---

kunde über den Verkauf von zween Hufen Landes durch die edlen Herren von Pleſſe, worinn ſie ſagen, daß ſie dieſen Verkauf de unanimi conſenſu uxorum noſtrarum & cohaeredum noſtrorum, videlicet filiorum noſtrorum, & filiarum noſtrarum gemacht hätten. Die Urkunde iſt vom J. 1234, und zeigt alſo, daß das alte Sachſenrecht in dem am wenigſten veränderten alten Teutſchlande ſchon Ausnahmen zu leiden anfing.

*) Lex *Sal.* & *Ripuar.* p. 61. 89. 131. Lex *Aleman.* p. 226. Lex *Longob.* p. 982. Lex *Bav.* Art. XIII.

Gewaltthätigkeiten, die man an Weibern und Jungfrauen verübte, mit höhern Wehrgeldern, als die an Männern gebüßt. Wer eine Freye entweder eine Hure oder Hexe ſchalt, muſte faſt ſo viel Buße geben, als wenn er einen freyen Mann erſchlagen hätte. Wenn jemand einer freyen Frau die Hand, oder den Finger wider ihren Willen entblößt oder berührt hatte, der muſte funfzehn Schillinge oder eben ſo viel geben, als wenn er einem Mann den Mittelfinger abgehauen hatte *). Berührte einer den Arm, ſo muſte er dreyßig Schillinge erlegen, mit welcher Strafe man ſich loskaufen konnte, wenn man einem Freyen den Daumen abgeſchlagen hatte **). Drang einer mit der Hand über den Elbogen, ſo koſtete dieſes fünf und dreyßig, und das Betaſten des Buſens fünf und vierzig Schillinge, und mehr koſtete es nicht, wenn man einen Krieger um die Naſe, oder um drey Finger gebracht hatte ***). Eben ſo ſtrenge, oder noch ſtrenger waren die alten Nordiſchen Völker.

---

*) Lex *Sal.* p. 52. 67.
**) ib.
***) ib.

Völker. Ein Kuß, den man einer Frau, oder Jungfrau wider ihren Willen raubte, wurde mit Verweiſung, und ein ſolcher, den man mit dem guten Willen einer Schönen, aber ohne Wiſſen des Vaters oder Mannes erhalten hatte, mit drey Mark Silbers beſtraft *). Die Allemannen, und Baiern waren freylich weniger ſtrenge, als die Franken, und Scandinavier, allein ſie rächten doch das Unrecht, das man Weibern anthat, wenigſtens doppelt ſo hoch, als wenn man es Männern zugefügt hatte **). Ein unblutiger Schlag, den man einem freyen Allemannier, und Bairen verſetzte, koſtete nur einen Schilling; derſelbige Schlag aber wurde doppelt ſo hoch gebüßt, wenn man ſich an einer Perſon des andern Geſchlechts vergriffen hatte. Wer einer Frau oder Jungfrau das Haar los riß, muſte ſechs, und wer ſie ſo entblößte, daß ihre Kniee oder Schaam ſichtbar wurde, muſte zwölf Solidos geben, womit man eine

---

*) *Mallet* l. c. p. 321. 322.

**) *Lex Alaman.* p. 221. 236. *Bavar.* p. 284.

eine tiefe und gefährliche Kopfwunde gut machen konnte, die man einem freyen Manne beygebracht hatte.

Man kann ſich keinen größern Gegenſatz von Völkern ähnlichen Urſprungs denken, als derjenige war, der ſich zwiſchen den überwundenen Römern, und zwiſchen den ſiegenden Teutſchen zeigte, die ſich in den Römiſchen Provinzen niederließen. Die Römer waren durch alle Laſter verunſtaltet, die entkräfteten und ausgearteten Nationen eigenthümlich ſind: durch Weichlichkeit, und unnatürliche Lüſte, durch niederträchtige Verſtellung und Kriecherey, durch ſchimpfliche Argliſt und Feigheit, und beſonders durch eine Selbſtſüchtigkeit, die keine edle Geſinnung und Handlung zuließ. Die Teutſchen Sieger faßten daher auch eine ſolche Verachtung gegen die unterjochten Römer, daß der Name Römer ein Schimpfwort, und Römern oder Romanizare ein gleichgeltender Ausdruck mit Lügen und Trügen wurde *). Die Römer hingegen wurden mit der größten Bewunderung nicht

---

*) *Grotii* Hiſt. Goth. Proleg. p. 33.

nicht nur gegen die Tapferkeit, ſondern gegen die Gerechtigkeitsliebe, Keuſchheit, und andere Tugenden ihrer Ueberwinder erfüllt *). Sie geſtanden ſelbſt, daß ſie vor ihren barbariſchen Siegern erröthen müſten: daß allenthalben, wo die Gothen und Vandalen herrſchten, viele alte Unordnungen abgeſchaft wären, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, Geringere, Witwen, und Waiſen gegen alle Unterdrückungen geſchützt, und Verbrecher ſtrenge beſtraft würden. Sie ſahen es als ein unerhörtes Wunder an, daß die Gothen und Vandalen ſelbſt die Römer gebeſſert, und keuſcher gemacht hätten, und daß die durch die Laſter der Ueberwundenen befleckten Oerter durch die Unſchuld der Sieger gereinigt worden ſeyen. Auch fürchteten die Griechen und Römer in Italien und Afrika nichts ſo ſehr, als unter die Herrſchaft der Griechiſchen Kaiſer zurück zu fallen. Die Unſchuld und Tugenden aber, welche die Eroberer aus ihren der Ueppigkeit unzugänglichen Wäldern mitbrachten, dauerten nicht lange, ſondern es

---

*) ib. & *Salvian.* de Gubern. Dei Lib. VII. p. 129. *Mallet* Ch. XII. p. 312. 313.

erging den Teutſchen, wie es den Griechen und Römern in Aſien, und allen übrigen nicht ganz aufgeklärten Völkern ergangen war, die reichere, und üppige Nationen unterjocht hatten: ſie beſſerten die Ueberwundenen nicht lange, ſondern wurden von den Ueberwundenen verdorben, mit deren Kenntniſſen, und Künſten ſie auch ihre Laſter annahmen. Die Anſteckung Römiſcher Sitten zeigt ſich ſchon in den Geſetzen der Burgundier, Longobarden, und Weſtgothen, die eine Menge von neuen Verbrechen und Strafen enthalten, die man in den Geſetzen der Saliſchen, und Ripuariſchen Franken, der Frieſen, und Sachſen, der Allemannen, und Bairen vergebens ſucht. Noch mehr aber wird die Verdorbenheit der Teutſchen Völker, die ſich in den Römiſchen Provinzen niedergelaſſen hatten, durch die Capitularien der Fränkiſchen Könige dargethan. Die Geſetze Carls des Großen, und Ludewigs des Frommen ſind eben ſo viele Denkmäler der Anarchie und Laſterhaftigkeit der meiſten dem Fränkiſchen Scepter unterworfenen Völker. Alle dieſe Geſetze ſind voll von Strafen, und zwar von wiederholten und geſchärften Strafen gegen die Gewaltthätigkeiten und Erpreſ-

und prunkende Tapferkeit bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, und ſelbſt bis ins funfzehnte Jahrhundert mit jedem Menſchenalter zu. Der durch die Ritterſchaft und Turniere erweckte allgemeine Wetteifer des Adels, Vorgänger und Nebenbuhler in ritterlichen Thaten und in der Erfüllung ritterlicher Pflichten zu übertreffen, verbunden mit geſchäftloſer Muße, und mit Mangel von wahrer Aufklärung trieb die Ritter faſt immer über die Gränzen der Natur, und der Vernunft hinaus, gab allen ihren Leidenſchaften einen unnatürlichen ſchwärmeriſchen Schwung, und ihren meiſten Thaten ein abentheuerliches lächerlich feierliches Anſehen. Anſtatt den wahren Gott durch eine richtige Kenntniß ſeiner Werke und Wohlthaten, und durch ein unſträfliches gemeinnütziges Leben zu ehren, übten ſie Faſten, Caſteyungen, und andere Werke der Buße mit der Strenge von Einſiedlern aus, verbanden und warteten Verwundete und Kranke, ſtifteten Clöſter und Kirchen, gingen in Gotteshäuſer, um die niedrigſten Arbeiten von Köchen, Schweinehirten, u. ſ. w. zu verrichten, und ließen ſich endlich ſterbend, in die Kleidung irgend eines geiſtlichen Ordens einhüllen, und in dieſer Ordenskleidung begraben, um auf dem Wege zum Himmel gegen alle Anfälle, oder Einwendungen des böſen Feindes geſchützt zu ſeyn. Die Freygebigkeit der Ritter war meiſtens eben ſo mißverſtanden, oder verkehrt, und dabey doch nicht weniger übertrieben, als ihre Frömmigkeit. Sie plünderten Kirchen und Clöſter, beraubten Witwen und Waiſen, überfielen Kaufleute und Wanderer, preßten ihre armen Leibeigenen, und brachten denn die unrechtmäßig geſammleten Schätze in prächtigen Turnieren und Feſten durch, wo ihre vermeyntliche Freygebigkeit ſehr oft eben ſo lächerlich und abentheuerlich wurde, als ihre Frömmigkeit, Liebe, und Tapferkeit waren. Auf einem Turniere zu Beaucaire, das im J. 1174 gehalten wurde, ſchenkte ein Graf von Toulouſe einem einzigen Ritter hundert tauſend Gold- oder Silberſtücke, und dieſer theilte ſie ſogleich wieder an hundert andere Ritter aus. Bertrand Raibaux ließ das Feld, worauf ein Turnier gehalten werden ſollte, mit zwölf Paar Ochſen umpflügen, und dreyßig tauſend Silberſtücke hinein ſäen: welche Thorheit nicht ſelten geweſen ſeyn muß, da in der franzöſiſchen

Sprache die Redensart: Geld ſäen (ſemer de l'argent), übrig geblieben iſt. Ein Guillaume Gros de Martello, der vier hundert Ritter und Knappen in ſeinem Gefolge hatte, ließ ſeine Tafel mit keinen andern Gerichten beſetzen, als die bey Wachslichtern, und Wachsfackeln gekocht worden waren. Ein edler Ramnons de Venans endlich glaubte, ſeine Pracht dadurch zu zeigen, daß er dreyßig der ſchönſten Pferde vor den Augen der ganzen Verſammlung verbrennen ließ *).

Die Aeußerungen der Tapferkeit, und der Kurteſie **) ſind aus den Nachahmungen, und Parodien der Ritterromane bekannter, als die Beweiſe, und wahre Beſchaffenheit der übrigen ritterlichen Tugenden. Die Ritter des Mittelalters wandten ihre außerordentliche Stärke, Herzhaftigkeit und Erfahrenheit in den Waffen viel ſeltener

---

*) *St. Palaye* II. 77. 78.

**) Ich brauche dieſen in die alte Teutſche Sprache aufgenommenen Ausdruck mit Fleiß, weil er der wahre Kunſtausdruck, ſo wie Courtoiſie im Franzöſiſchen iſt.

ner zur Vertheidigung des Vaterlandes, als zur Unterdrückung von Geringern, zur Befehdung ihres Gleichen, zu Empörungen wider ihre Fürſten, und Könige, oder endlich auch zu lächerlichen und blutigen Abentheuern an, und indem man ihren Muth bewundert, kann man nicht umhin, ihre Thaten entweder zu beweinen, oder zu belachen. Auch bewieſen die Ritter ihre Liebe und Hochachtung gegen das andere Geſchlecht nicht durch Treue gegen ihre Weiber, durch eine ſorgfältige Erziehung ihrer Töchter, und durch Ehrfurcht gegen die Tugend der Weiber und Töchter anderer; ſondern bloß durch einen leeren und beſchwerlichen Prunk, der Frauen und Jungfrauen verdarb, anſtatt ſie zu ehren, und der in ſeiner lächerlichſten Uebertriebenheit ohne wahre Liebe und Hochachtung, ſo wie ihre äußere Frömmigkeit ohne wahre Gottesfurcht, und Tugend, und ihre Verſchwendung ohne ächte Wohlthätigkeit war. Man betete aus Gewohnheit Frauen und Jungfrauen an, indem man ſie verführte und verachtete, und kämpfte aus Eitelkeit bis auf den Tod für die Ehre von Damen, von welchen man wuſte, daß ſie keine Ehre hatten. Es gab freylich in jedem Volke, und jedem Jahrhundert Ritter, die, wie der Connetable du Guesclin, der Marſchall de Bouricaut, und der Ritter Bayard alle Gelübde, die ſie bey der Aufnahme in den Orden der Ritter abgelegt hatten, gewiſſenhaft erfüllten, und die gleichſam lebende Ideale aller ritterlichen Tugenden waren; auch fanden ſich in jedem Zeitalter Damen von ungewöhnlicher Vortreflichkeit, die ſich ſolcher Ritter, und ihrer Hochachtung würdig zu machen ſuchten, allein man würde ſich ſehr irren, wenn man nach ſolchen Tugendmuſtern den größern Theil von Rittern, und edlen Frauen, oder die herrſchenden Sitten beyder Geſchlechter in den Zeiten der Ritterſchaft beurtheilen wollte. Die Bewunderer der Ritterſchaft, und die Lobredner des Mittelalters hätten es aus der Einrichtung der menſchlichen Natur, und der Analogie der ganzen Geſchichte ſchon als gewiß vermuthen können, daß, wenn die Sinnlichkeit und die heftigen ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften übermächtiger Barbaren weder durch Erziehung und Unterricht gemildert, noch durch die Furcht vor Strafen und Richtern gezähmt, ſondern vielmehr durch Strafloſigkeit, Beyſpiel, und Religion gereizt und verſtärkt werden, daß alsdenn ſolche Eide und Gelübde, dergleichen die Ritter bey dem Eintritt in den Orden der Chevalerie ablegten, viel zu ſchwach ſeyen, um die Begierden gewaltiger, und geſetzloſer Menſchen im Zaum zu halten, und daß bloße Worte niemals, am wenigſten in rohen und verdorbenen Zeiten, die Stelle von guter Erziehung, bildendem Unterricht, guten Beyſpielen, weiſen Geſetzen und Straſen, und von einer gereinigten, der Wahrheit und Tugend günſtigen Religion vertreten können.

Die Ritter des Mittelalters zogen edle Frauen und Jungfrauen zu allen öffentlichen Handlungen und Luſtbarkeiten zu; und hierinn thaten ſie weiter nichts, als was ihre, und unſere älteſten Vorfahren gleichfalls vorher gethan, und zwar deßwegen gethan hatten, weil ſie ihre Weiber, und Geliebten für die heiligſten Zeuginnen ihrer Tapferkeit, und für weiſe Rathgeberinnen, und Gehülfinnen in Gefahren und Nöthen hielten. Mit der Entſtehung der Ritterſchaft, und Turniere wurden die Vorzüge des andern Geſchlechts, ſo wie die Pflichten von Rittern durch Geſetze und Gelübde be-

beſtimmt, und von dieſer Zeit fing man an, Tugenden nachzuäffen, die man nicht hatte, und Achtung zu erkünſteln, die man nicht mehr empfand, und die vormals eine natürliche Belohnung weiblicher Tugenden und Verdienſte geweſen war. Man ehrte Weiber nicht mehr, weil man ſie ſchätzte, ſondern weil es Sitte war, oder weil man muſte, und Mangel von äußerer Achtung durch ſchimpfliche Strafen geahndet wurde.

Man kann es als ganz gewiß vorausſetzen, daß eben die tapfern Weiber, die den älteſten Germaniern mitten in der Schlacht Erfriſchungen brachten, und ihre Wunden verbanden, und ausſogen, den Männern ſo wohl bey ihrer Rüſtung und Bewafnung, als nach der Rückkehr aus dem Treffen bey ihrer Entwafnung werden geholfen haben. Hieraus entſtand wahrſcheinlich die Gewohnheit des Mittelalters, daß junge Ritter nach ihrer feierlichen Aufnahme in den Ritterorden von edlen Frauen und Jungfrauen entwafnet, und tapfere Streiter vor dem Anfange eines tödtlichen Kampfs von ſchönen Händen zum Kampfe gerüſtet wurden. Wenn die Feierlichkeiten der Aufnahme von Rittern in der Kirche geendigt waren, ſo führte man die Neueingeweihten in voller Rüſtung in den Pallaſt des Königs oder Fürſten, in deſſen Reſidenz die Handlung vorgenommen worden war, und zwar zuerſt in das Zimmer der Königinn oder Fürſtinn, in welchem alle Damen des Hofes, und der Gegend verſammlet waren. Hier nahmen die ſchönſten Frauen und Jungfrauen dem neuen Ritter ein Stück ſeiner Rüſtung nach dem andern ab, und hingen ihm den ritterlichen Prachtmantel um, der mit ſeinem Wapen geſtickt, und mit Hermelin, oder Grauwerk gefuttert, und verbrämt war, je nachdem der neue Ritter aus einem fürſtlichen, oder bloß adelichen Geſchlecht abſtammte. Eben ſo häufig geſchah es, daß die vornehmſten Hofdamen, beſonders aber die Geliebten von tapfern Rittern dieſen ihre Rüſtung anlegten, wenn ſie entweder zur Erhaltung des Glaubens, oder für die Ehre ihres Volks, oder für den Ruhm ihrer Fürſten und Schönen einen gefährlichen Kampf eingehen wollten *).

Eins

---

*) *Colombière* I. 18. 19.

Eins der vornehmſten Gelübde, welche junge Ritter bey ihrer Einweihung ablegten, beſtand darinn, daß ſie die Ehre der Damen weder durch Worte, noch durch Thaten beleidigen wollten. Wenn einer dieſes Gelübde verletzte, ſo wurde er nach den Geſetzen der Turniere auf das empfindlichſte, und ſchimpflichſte dafür geſtraft. Edle Weiber und Jungfrauen nämlich unterſuchten in Geſellſchaft der Turnierkönige, oder Kampfrichter vor dem Anfange eines jeden Turniers die Wapen und Helme der Könige, Fürſten, und Edlen, die Proben ihrer Stärke, und Tapferkeit ablegen wollten. Bey dieſer feyerlichen Schauung ſtand es alsdann einer jeden beleidigten Schönen frey, das Wapen ihres Beleidigers zu berühren *), und ihn dadurch einer ſtrengen, und fürchterlichen Unterſuchung zu unterwerfen. Denn wenn die

---

*) Man ſehe die Turniergeſetze des Königs Philippe de Valois beym *Colombiére* I. 33. und des Siciliſchen Königs René d'Anjou ib. p. 64. 65. womit die Teutſchen Turniergeſetze übereinſtimmten. Turnierb. Fol. 179. Seite a. Auch *St. Palaye* I. p. 86.

Klagen von Damen gegründet befunden wurden, ſo fielen die übrigen Ritter und Knappen über den Beleidiger des ſchönen Geſchlechts her, und prügelten ihn dergeſtalt, daß ſeine Schultern es recht fühlten, und ſo lange, bis er die Damen mit lauter Stimme um Gnade bat, und verſprach, ſich in's künftige vor ähnlichen Vergehungen zu hüten *). So ſtrenge dieſe Strafe auch war, ſo ſieht doch ein jeder ein, daß man auf dieſe Art keine wahre Hochachtung gegen das ſchöne Geſchlecht erzwingen konnte.

Die Damen waren aber nicht bloß die Mitrichterinnen der Turnierenden, ſondern ſie wählten auch einen Ritter der Damen, deſſen Pflicht es war, ſolche Kämpfer, die ſich gegen die Geſetze des Turniers vergan-

gen

---

*) Lors en ce cas, verordnete René d'Anjou l. c. doit être ſi bien battu le mediſant, que ſes Eſpaules ſ'en ſentent bien, — & ſi longuement, qu'il crie mercy aux Dames à haute voix, tellement, que chaſcun l'oye, en promettant, que jamais ne lui advindra d'en medire, où villainement parler.

gen hatten, und die von den übrigen Turnierenden zu unbarmherzig geſchlagen wurden, in Schutz zu nehmen *). Die Kampfrichter erkohren unter den gegenwärtigen Frauen, und Jungfrauen zwo der ſchönſten, und edelſten, und führten dieſe unter Vortragung von Fackeln, und unter dem Vortreten von Herolden und Waffenknechten mehrmalen in dem großen Saale umher, in welchem die Turnierenden verſammlet waren. Endlich blieben die Damen vor demjenigen Ritter, oder Knappen ſtehen, welchen ſie auf Anrathen der Turnierrichter zu ihrem Chevalier auserſehen hatten, und alsdann machte der Waffenkönig dem Glücklichen den Willen der Damen kund, indem er ihm zugleich einen prächtig geſtickten, und mit goldenen Franzen gezierten Schleier überreichte, den er am Tage des Turniers an eine Lanze binden muſte. Sobald der Damenritter dieſe heilige Lanze nach den Winken ſeiner Gebieterinnen auf einen verſchuldeten und gemißhandelten Kämpfer herabneigte, ſo muſten die Verfolger ihre Beute fahren laſſen, weil

---

*) *Colombière* I. 65 - 67.

er durch den Schutz der Damen unverletzlich wurde. Die Rede, welche der Waffenkönig im Namen der Damen an den Ritter der letztern nach ſeiner Wahl hielt, und die Antwort, die er gab, waren alle ſo genau vorgeſchrieben, als die Formeln, die vor und während der Turniere von den Herolden abgerufen wurden.

In den Turnieren ſelbſt trugen, ſagten, und thaten die Ritter nichts, als was Beziehung auf die Damen, und vorzüglich auf ihre Geliebten hatte. Sie nannten ſich Diener, oder Sclaven der Liebe, (ſerviteurs où ſervants d'Amour), welche Benennung ihnen ehrenvoller, als der erhabenſte Titel ſchien *). Als ſolche Sclaven der Liebe ließen ſie ſich manchmal von ihren Schönen an kleinen Ketten oder reichen Bändern, die an dem Kopfriemen der Pferde befeſtigt waren, bis an die Schranken oder bis auf den Kampfplatz führen **). Als ſolche Sclaven der Liebe tru-

---

*) *St. Palaye* I. 90.

) Dies thaten ſelbſt der Marſchall von Boucicaut, und ſeine Waffenbrüder in einem Turtrugen die Ritter die Farbe, und Livree ihrer Damen, und gewiſſe Deviſen, oder Symbole, die nur ihren Freundinnen verſtändlich waren; und dieſe Deviſes d'amour, die ſich an ihrer Rüſtung fanden, ſind die Haupturſache, daß ſich in den Wapen mancher edlen Häuſer einzelne unverſtändliche Worte, oder abgebrochene Redensarten finden *). So erſchien Saintré, der berühmte Waffenbruder des Marſchalls von Boucicaut, auf einem Turnier, das er einer vornehmen Prinzeßinn zu Ehren vor ſeinem Ritterzuge nach Teutſchland anſtellte, auf einem Pferde, das mit einer Decke von weißem Atlas bedeckt war, auf welchem lauter Lilien, und die Worte: **ne m'oubliez mie, geſtickt waren **). Ein nicht weniger weſentlicher Zierrath turnierender Ritter, als die Farbe, oder Deviſen ihrer Geliebten, waren gewiſſe Liebeszeichen, oder Liebesdenkmäler, die im Fran-

---

Turnier, das im J. 1387 gehalten wurde. Vie *de Boucicaut* Cologne 1737 p. 32.

*) *St. Palaye* I. 156. 157.

**) I. 275.

zöſiſchen mit mancherley Namen, am gewöhnlichſten aber faveurs, joyaux, oder empriſes d'amour genannt wurden *). Dieſe Liebeszeichen beſtanden gewöhnlich in gewiſſen Stücken des Putzes, oder der Kleidung von Damen: entweder in einem Schleier, oder in einer Scherpe, oder einem Bande, oder Armbande, oder in Federn und ähnlichen Dingen, die von Damen ſelbſt entweder an einem Theil der Waffen, und Rüſtung, oder des Leibes der Ritter befeſtigt wurden. Als Saintré nach Teutſchland ziehen wollte, band ſeine erlauchte Geliebte mit eigener Hand an den rechten Arm des Ritters ein goldenes Armband feſt, das mit zween Diamanten, ſechs Rubinen, und eben ſo vielen Perlen beſetzt war, und indem ſie dieſes that, küßte ſie ihren Liebhaber, und ſagte zu ihm: Mein Freund, und mein einziges Verlangen: Gott gebe, daß ich dieſes Liebeszeichen in einer ſolchen Stunde und an einem ſolchen Ort befeſtige, damit du mit Ehre gecrönt zurückkommen mögeſt, und wenn dieſes geſchieht, ſo gelobe ich Gott und der heiligen Jungfrau,

---

*) I. 91. 151. beſ. *Colomb.* I. 272.

frau, daß ich ſo viele Freytage, oder Sonnabende keine Wäſche an meinem Leibe tragen will, als du abweſend biſt. Colombiere bemerkte ſehr richtig, daß die Ritter die von ihren Schönen erhaltenen Liebeszeichen nicht bloß als Denkmäler der Gunſt ihrer Damen, nicht bloß als einen Sporn zu großen Thaten, ſondern als heilige Talismane betrachteten, wodurch ihr Muth und ihre Kraft würden vermehrt, und die ihnen drohenden Unfälle würden abgewandt werden *).

Solche

---

*) Die Worte der erhabenen Liebhaberinn von Saintré, und die Antworten des Ritters haben in der Urſprache etwas unbeſchreiblich herzliches und anziehendes, weßwegen es mir nicht überflüſſig ſcheint, ſie herzuſetzen: — & en le baiſant lui dit, mon amy, & mon vray deſir, je prie à dieu, & à notre dame, que en telle heure, & en tel point le vous puiſſe-je mettre, que à tout honneur en puiſſiez revenir, & ſe ainſi eſt, je leur voüe que touts les Vendredis je ne porteray linge ſur ma chair nüe, par autant de Vendredis, où de Samedis, que ſerez dehors. Ha! Madame, dit-il,

Solche Liebeszeichen mochten nun am Helme, oder an der Lanze, oder am Schilde, oder am Arme des Ritters befeſtigt ſeyn, ſo gingen ſie manchmal in der Hitze des Kampfs verloren, und alsdann ſäumten die Damen nicht, ihren Anbetern ſtatt der eingebüßten faveurs, oder empriſes d'amour andere zu ſchicken, damit ſie nie ohne den Schutz des ſolchen Liebeszeichen einwohnenden Schutzgeiſtes ſeyn möchten. Die Ritter waren aber manchmal ſo ſchnell hintereinander unglücklich, und die Damen ſo hülfreich, daß dieſe in der Hitze des Streits, und in den Ausbrüchen ihrer Liebe ſich ſelbſt, und ihre ganze gegenwärtige Lage vergaßen. An einem Turnier, das Perceforeſt beſchreibt, ſchickten die Damen ihren ſtreitenden Freunden ſo oft neue Liebeszeichen aus ihren Haaren, oder von der Beſetzung ihrer Kleider, oder den Hüllen und Umſchleierungen ihrer Buſen, daß ſie zuletzt ohne allen Schmuck und halb ent-

klei-

---

dit-il, & que vous ai-je merité; qu'une telle Dame faſſe tels voeux pour moy. Oui mon amy, dit-elle, car vous eſtes tel, que je vueil.

kleidet da ſtanden. Die erſten, die es bemerkten, in welchem Zuſtande ſie waren, wurden ganz beſchämt, allein da ſie ſahen, daß alle gleich viel für die Freunde ihrer Herzen aufgeopfert hatten, brachen ſie insgeſammt in ein lautes Gelächter aus *). Noch in der erſten Hälfte des letzten Jahrhunderts war es in Frankreich gewöhnlich, daß Damen ihren Liebhabern ſolche Liebespfänder gaben, und daß die Liebhaber ſie öffentlich trugen **).

Um ihre gänzliche Ergebenheit, und Dienſtpflichtigkeit gegen die Gebieterinnen ihrer Herzen zu beweiſen, baten die Ritter vor den Turnieren ihre Damen, ſo wie Fürſten und Könige vor Schlachten, um die Parole, oder um das Wort, das ſie während des Turniers rufen könnten, um ſich dadurch zu ermuntern, und das in den gröſten Gefahren nie verſchwindende Andenken an ihre Damen zu erkennen zu geben ***). Wenn das Turnier geendigt war, ſo brach man gemeiniglich noch zur Ehre der

---

*) *St. Palaye* I. 162.

**) *St. Palaye* l. c.

***) I. p. 156. 157.

der Damen eine Lanze, welches man le coup, oder la Lance des dames nannte *), und auf eben die Art wiederhohlte man den Kampf, wenn man zur Streitaxt, zum Schwerdte, und zum Dolche kam. Nach der gänzlichen Endigung aller Kämpfe erkannten gewöhnlich die Kampfrichter denen, die ſich am meiſten hervorgethan hatten, die Preiſe der Tapferkeit zu: ſehr oft aber waren die Damen die einzigen Richterinnen der Tapferkeit der Ritter, oder wurden wenigſtens bey der Zuerkennung der Preiſe um Rath gefragt, und wenn dieſes nicht geſchah, und die Kampfrichter andere Ritter crönten, als die den Damen des Preiſes würdig ſchienen, ſo theilten dieſe einen zweyten Preis aus, der eben ſo ſehr, oder noch mehr, als der erſte geſchätzt wurde **). Die Preiſe beſtanden entweder in goldenen Ketten, oder in Ringen, und andern Kleinodien aus Edelſteinen, und dieſe Preiſe wurden der Regel nach von den Fürſten und Herren, welche das Turnier angeſagt hatten, in Teutſchland aber, wie es ſcheint,
nicht

---

*) ib. p. 97.
**) I. p. 98. ib.

nicht ſelten von den vornehmſten Damen, die bey dem Turnier gegenwärtig waren, ausgeſetzt. In einem Turnier, welches Graf Florenz von Holland zu Cölln gehalten haben ſoll, verſprach die Gemalinn des Grafen den drey Rittern, die in jeder Art von ritterlichem Kampf alle ihre Nebenbuhler übertreffen würden, drey Kleinode, oder Dänke, einen dreyhundert, den andern zweyhundert, und den dritten einhundert Gulden an Werth *). In einem andern Turnier, welches die Ritterſchaft am Rheinſtrom nach Worms ausgeſchrieben hatte **), brachten vier fürſtliche und edle Frauen vier Dänke von ſehr verſchiedenem Werth denjenigen Kämpfern zu, die ſich am meiſten gezeigt hatten. Den erſten, der zwölfhundert Gulden werth war, und in einem Cranz mit zwölf goldenen Ringen beſtand, übergab eine Gräfin von Montferrat einem Herzoge von Böhmen: den zweyten Dank, der auf vierhundert Gulden geſchätzt wurde, erhielt Graf Ruprecht von Kärnthen aus den Händen einer Fürſtinn von

---

*) Turnierbuch Bl. 91.
**) ib. Bl. 107.

von Lothringen. Den dritten, der zweyhundert Gulden werth war, übergab eine junge Gräfinn von Cleve einem Herrn von Limpurg, und den vierten von hundert und funfzig Gulden werth eine Gräfinn von Bitſch dem Ritter Heinrich von Nußberg. Oft wurden Turniere, und andere öffentliche Ehrenkämpfe mit der Bedingung gehalten, daß die Ueberwundenen ihren Siegern große Preiſe, oder Strafen geben muſten, die faſt immer in koſtbaren Kleinodien beſtanden, und von den Ueberwindern an die Damen ausgetheilt wurden *). Wenn aber die Damen die Preiſe weder ausſetzten, noch zuerkannten, ſo hatten ſie doch das ausſchließende Recht, die Preiſe der Tapferkeit den Siegern zu überreichen. Zu dieſem Ehrenamte wurden die ſchönſten und vornehmſten Frauen, und Jungfrauen erwählt, und die Glücklichen, denen die Preiſe zuerkannt waren, hatten das beneidenswerthe Vorrecht den Schönen, die ſie crönten, einen ehrerbietigen Kuß zu geben **).

Wenn

---

*) *Colombiére* I. 103. 278.

**) I. 99.

Wenn die Ritter das Pfand ihrer Tapferkeit, oder ihres Ruhms erhalten hatten, ſo wurden ſie unter dem Jauchzen des ganzen Volks, unter den Lobeserhebungen der Kampfrichter, und Herolde, mit voller Muſik in der Mitte der Schönen, die ſie gecrönt hatten, und in Begleitung aller Fürſten und Ritter in den Saal oder in den Pallaſt des Fürſten oder Herrn geführt, in deſſen Gebiet, oder auf deſſen Koſten das Turnier gehalten worden war. Hier wurden die Sieger von den Damen entwafnet, und mit prächtigen Feierkleidern angethan, und wenn ſie ſich ein wenig erhohlt hatten, ſo wurden ſie von den Damen in den Speiſeſaal geführt, wo man ihnen die ehrenvollſten Plätze anwies. Nicht ſelten rechneten es ſich die Damen zur Ehre an, tapſere Ritter bey Tiſche zu bedienen *), von denen ſie ſonſt als unumſchränkte Fürſtinnen verehrt wurden. Wenn dieſe Ehrenbezeugungen jungen Rittern wiederfuhren, oder wenn ſolche junge Ritter im Angeſicht eines ganzen ſie anſtaunenden

---

*) *St. Palaye* l. c. p. 101.

Hofes zwiſchen dem Könige oder Fürſten und ſeiner Gemalinn ſitzen muſten, ſo wurden ſie in allem Ernſte von der Laſt der ungewöhnten Ehre niedergedrückt, und in eine mit allen Zeichen von Verſchämtheit und Schüchternheit begleitete Verlegenheit geſetzt. Wenn aber dieſelbige Ehre ſolchen Rittern erwieſen wurde, die ſchon daran gewöhnt waren, ſo muſten ſie doch den Vorſchriften der Ritterſchaft gemäß die größte Beſcheidenheit behaupten, die den erworbenen Ruhm mehr dem Glück, als einer vorzüglichen Tapferkeit zuſchrieb. Auch hier ſcheint es, als wenn alle Reden, Bewegungen, und Handlungen, womit man eine jede Ehrenbezeugung annahm, durch Formulare beſtimmt geweſen wären *).

Der Geiſt des Mittelalters, und die Denkungsart der Ritter entdeckt ſich in den Thaten und Abentheuern der irrenden Ritter, in den Orden, die zur Vertheidigung des ſchönen Geſchlechts geſtiftet, und in den Gerichtshöfen, in welchen Streitfragen der Liebe entſchieden wurden, noch viel mehr,

als

---

*) Man ſehe *St. Palaye* l. c.

als in der Einrichtung der Turniere; und eine jede dieſer Eigenthümlichkeiten der Ritterzeiten verdient daher eine kurze Erwähnung.

Irrende Ritter waren eben ſo alt, als die Ritterſchaft ſelbſt, allein ſie waren von ſehr verſchiedener Art nach der Verſchiedenheit der Abſichten, die ſie zu erreichen ſuchten. In einer gewiſſen Bedeutung waren alle Ritter irrende Ritter; denn ſo nannte man ohne Unterſchied diejenigen, die außer ihrem Vaterlande nicht bloß unbeſtimmte Abentheuer, ſondern in beſtimmten Gegenden und Kriegen Ruhm zu erwerben ſuchten. So braucht der Geſchichtſchreiber des Marſchalls von Boucicaut das Wort Irren von allen den Zügen, die dieſer tapfere Ritter mit ſeinen Waffenbrüdern nach Preußen, und gegen die Türken unternahm, auf welchen Zügen Boucicaut und ſeine Freunde ſogar dem Türkiſchen Sultan Amurat ihre Dienſte wiewohl unter der Bedingung anboten, daß ſie nicht gegen ihre Glaubensgenoſſen fechten dürften *). In einer en-

---

*) Vie *de Boucicaut* p. 27.

gern Bedeutung des Worts hießen diejenigen irrende Riter, welche den Entſchluß faßten, eine beſtimmte Zeit lang in nahen und fernen Landen umher zu ziehen, um bedrückten Witwen, Waiſen und Jungfrauen zu helfen, mächtige Räuber und Friedensſtörer zu bändigen, oder zu vernichten, und dadurch einem der feierlichen Gelübde genug zu thun, das alle Ritter bey der Aufnahme in den Orden ablegen muſten. Den Namen von irrenden Rittern erhielten endlich diejenigen in dem vorzüglichſten Sinn dieſes Worts, die entweder auf Befehl ihrer Schönen, oder aus eigener Bewegung von Dankbarkeit, oder um ſich der Gunſt ihrer Schönen würdiger zu machen, und den Ruhm derſelben zu verherrlichen, in fremde Lande zogen, wo ſie die höchſte Tugend, und Schönheit ihrer Geliebten gegen einen jeden Zweyfler mit Lanze und Schwerdt vertheidigten *).

Diejenigen irrenden Ritter, die ſich zu Beſchützern der Unſchuld, und zu Rettern der Unterdrückten aufwarfen, machten gleichſam

---

*) *Colombière* I. c. 8. *St. Palaye* II. p. 7. &c. 52. &c.

ſam einen innern Orden in dem Orden der Ritter aus, und ſahen ſich als Nachkömmlinge, und Nacheiferer der Ritter von der runden Tafel, oder der Ritter des Königes Arthur an *). Die alten Romanzen und Ritterromane ſchilderten die Ritter von der runden Tafel als tapfere und menſchenfreundliche Abentheurer, die allenthalben Rieſen, und andere gewaltthätige Ritter aufgeſucht hätten, um ſolche Feinde der Tugend, und Unſchuld von der Erde zu vertilgen. Man nannte die Gegenden und Schlöſſer, wo dieſe Rieſen, oder Ritterungeheuer gehaußt hätten, und wo ſie wären überwunden worden; und wenn alle dieſe Oerter und Schlöſſer auch nur im Geiſte der alten Ritterzeit erdichtet ſeyn ſollten, ſo zeigen ſie doch immer, daß die irrenden Ritter anfangs eben ſo wohlthätig, und eben ſo natürliche, und heilſame Früchte geſetzloſer Zeiten waren, als Herkules, Theſeus, und andere Helden der Griechiſchen Fabelzeit. Die Feſten oder Oerter, von welchen aus man in den Zeiten der angeblichen Ritter der run-

---

*) *Colombière* I. 135.

runden Tafel Gewaltthätigkeiten ausübte, hießen bald la douloureuſe Tour, oder le Chaſteau tenebreux: bald le Val ſans retour, oder le Val des faux Amans, oder la terre foraine. Von eben dieſer Art waren le pont perdu, oder le pont ſous l'eau; la ſalle perilleuſe; le Pas des Roches appellé Maupas; le Chaſteau de la douloureuſe Garde; le lit advantureux; la foreſt desvoyable; le Chaſteau du Trespas; le Palais advantureux; l'eſchignier merveilleux: la priſon aux quatre Dames; le Chaſteau de la Blanche Eſpine; le Tartre deſvoyable; la Foreſt perilleuſe; le Chaſteau de l'Isle eſtrange; le lit des merveilles; la foreſt gaſtée; la laure miraculeuſe; l'eſpée briſée, &c. Wenn die Ritter ſolche Oerter des Verderbens eingenommen, und ihre Beſitzer, oder Bewohner erlegt hatten, ſo räumten ſie dieſelben gerechten, und gütigen Rittern ein, und änderten die ſchreckenvollen Benennungen in freudenvollere Namen um. So nannte man la Tour de la douloureuſe garde, la Tour de la belle priſe; und die Namen des Chaſteau du Trepas und des Pont perdu verwandelte man in das Chaſteau des Dames, und pont trouvé *).

Irrende Ritter, die ſich ganz dem Dienſte der Witwen, Waiſen, und anderer Nothleidenden widmeten, genoſſen außerordentliche Vorrechte und Ehrenbezeugungen **). Man ſchätzte ſich allenthalben glücklich, ſolche irrende Ritter aufnehmen, bewirthen, und ſie mit dem Nöthigen verſehen zu können, ohne die geringſte Belohnung dafür zu erwarten. In den Städten waren beſondere Gaſthäuſer, oder Wohnungen für ſie beſtimmt, wo ſie ihrer Geburt und ihrem Verdienſt gemäß empfangen, wenn ſie krank waren, geheilt und gepflegt, und bey ihrer Abreiſe mit allem verſorgt wurden. Außer den Städten ſahen ſie ein jedes Ritterſchloß als ihr Eigenthum an, wurden von edlen Frauen und Jungfrauen ſelbſt bedient, und von den Rittern mit der gröſten Ehrfurcht und Bewunderung angehört. Selbſt Clöſter und Einſiedler beeiferten ſich aus allen Kräften,

---

*) *Colomb.* l. c.

**) ib. p. 129. 130.

den Wünſchen und Bedürfniſſen der irrenden Ritter entgegen zu kommen, und abzuhelfen. Wenn ihre Pferde ein Hufeiſen verloren hatten, oder ſonſt an ihrer Rüſtung, und Reitzeuge etwas verdorben war, ſo wandten ſich die Knappen der Ritter an den erſten den beſten Hufſchmidt, und dieſer war verbunden, ohne Entgeld für irrende Ritter zu arbeiten: weßwegen den Hufſchmieden in den Zeiten der Ritterſchaft alle Abgaben erlaſſen waren, die andere Handwerker zu entrichten hatten. Wenn irrende Ritter weder eine Stadt, noch ein Schloß, oder Dorf erreichen konnten, ſo ſchlieſen ſie in voller Rüſtung unter dem Schatten eines Baums, und in der Nachbarſchaft eines Bachs, um ihren Durſt, und den Durſt ihres Pferdes ſtillen zu können. Den Hunger vertrieben ſie entweder mit dem kleinen Vorrath von Speiſen, den ihre Knappen meiſtens bey ſich führten, oder wenn dieſer ausgegangen war, ſo muſten ihre Begleiter, die deßwegen Pfeil und Bogen bey ſich hatten, ein Kaninchen, oder anderes kleines Wild erlegen, das ſie mit Steinen oder Riemen ausdrückten, mit Pfeffer und Salz beſtreuten, und dann oft ohne weitere Bereitung roh aßen. Man nannte ſolches rohes Kaninchenfleiſch du Chevreuil de preſſe, und in den alten Ritterromanen heißt es daher häufig, daß chevreaux de preſſe nourriture des Héraux ſeyen *). An einſamen Oertern waren gemeiniglich Tiſche von Steinplatten errichtet, auf welchen die irrenden Ritter und ihre Knappen ihre mäßigen Heldenmahlzeiten halten konnten. Bey einer ſo allgemeinen Gaſtfreyheit, und Dienſtfertigkeit brauchten die irrenden Ritter wenig oder gar kein Geld; gewöhnlich aber hatten ſie doch koſtbare Kleinode, oder Goldſtücke bey ſich, um ſich beſſere Rüſtungen, Waffen und Kleider, als ihre gewöhnlichen waren, anſchaffen zu können, wenn ſie dergleichen bey einem Turnier, oder einer andern feierlichen Gelegenheit brauchten. Leider waren die irrenden Ritter nicht immer das, wofür ſie ſich ausgaben. Anſtatt den Räubereyen, und Unterdrückungen zu ſteuren, übten ſie oft ſelbſt dergleichen aus, und wurden wenigſtens in ſpätern Zeiten Räuber, und Friedensſtörer, oder die Genoſſen, und Helfer von ſolchen.

---

*) ib. & *St. Palaye* II. p. 54.

Die verliebten irrenden Ritter waren den nothhelfenden Abentheurern freylich darinn ähnlich, daß ſie gemeiniglich ohne ein beſtimmtes Ziel ihrer Reiſe umherzogen, wiewohl ſie ſich dann und wann, wie Saintré, einen gewiſſen Hof verſetzten, an welchem ſie ihre Tapferkeit, und die Schönheit und Tugend ihrer Damen beweiſen wollten *). Die verliebten irrenden Ritter hatten wahrſcheinlich ſehr oft auch darinn ein gleiches Schickſal mit ihren nothhelfenden Brüdern, daß ſie ſich mit wilden Kaninchenfleiſch, und einem Raſenlager unter freyem Himmel begnügen muſten; ſonſt aber waren ſie ſeltener armſelig, machten nicht ſo oft Anſprüche auf die Vorrechte hülfsbedürftiger Nothhelfer, und ſuchten auch nicht bloß räuberiſche, oder ungerechte, ſondern tapfere Ritter auf, die für ihren eigenen Ruhm, und für die Ehre ihrer Göttinnen eben das wagen wollten, was ſie zu wagen die Abſicht hatten. Alle verliebte irrende Ritter hatten grüne Rüſtungen, Waffen, und Kleidung, um dadurch ihre grünende Jugend, und ihre blühende Stärke anzudeuten.

---

*) *Columb. I. 278.*

ten *). Meiſtens zogen ſie zur Erfüllung von gewiſſen Gelübden aus, die ſie entweder in ihren verliebten Begeiſterungen freywillig abgelegt, oder die auch ihre vergötterten Schönen von ihnen gefordert hatten. Ein edler Galeazzi von Mantua, den die Königinn Johanna von Neapel zum Tanze aufgefordert hatte, wurde durch dies Zeichen der Gnade der ſchönen, aber übel berüchtigten Königinn ſo gerührt, daß er gelobte, in Frankreich, Burgund, England, Spanien, Teutſchland, und andern Ländern ſo lange umherzuziehen, bis er zween Ritter überwunden habe, die er ihr als ihre Sclaven zuführen könne. Er erfüllte dieſes Gelübde wirklich, und brachte der Königinn zween Ritter, denen ſie aber auf die edelmüthigſte Art die Freyheit ſchenkte **). Ueberhaupt war es gar nicht ſelten, daß Ritter, die ſogenannte pas d'armes, oder kleinere Turniere anſtellten, es allen Streitenden, die gegen ſie kämpfen würden, zur Bedingung machten, daß die Ueberwunde-

nen

---

*) *St. Palaye* II. 8.

**) *St. Palaye* II. 53. *Brantome* ſur les duels p. 26.

nen ſich den Damen der Sieger als Gefangene ſtellen, oder wenn ſie dieſes nicht könnten, einen Diamant von hohem Werth als Löſegeld geben ſollten *). Brantome erzählt **), daß die Domherren an der St. Peterskirche in Rom einen überwundenen Ritter, den der Sieger ihnen mit Pferd und Waffen zugeführt hatte, ſein ganzes Leben durch als Gefangenen behalten hätten, wahrſcheinlich, weil es ihm an Mitteln fehlte, das hohe Löſegeld zu bezahlen, welches die geizigen Domherren verlangten.

In dem Zeitalter von Saintré kam ein berühmter fremder, wie es heißt Polniſcher, wahrſcheinlich aber Teutſcher Ritter nach Paris, der das Gelübde gethan hatte, zween goldene Ringe, die mit langen goldenen Ketten ***) über dem Ellbogen

---

*) *Colombiére* I. 271.

**) Dames illuſt. p. 375.

***) Vielleicht ſteigt die Sitte edler Jünglinge, vor ihren Bräuten, und an ihren Hochzeitsfeſten, und die der Ritter, vor ihren Damen oder ihren Damen zu Ehren, mit Feſſeln, oder Bändern an den Beinen zu gen des rechten Arms, und über dem Knöchel des einen Fußes befeſtigt waren, ſeiner Schönen zu Ehren fünf Jahre lang zu tragen, wenn er nicht früher von einem tapfern Ritter überwunden würde. Um nun zu verſuchen, ob er nicht vielleicht in Frankreich

---

zu erſcheinen, über die Zeiten der Turniere oder der Ritterſchaft hinaus. Wenigſtens zeigt ſich auf einem alten Kleinodienkäſtlein, auf welchem die im J. 1195 vollzogene Vermälung des ſchönen Prinzen Henricus Palatinus, eines Sohns **Heinrichs des Löwen**, mit der Pfalzgräfinn **Agnes** vorgeſtellt wird, der Bräutigam mit zween Bändern, die mit Perlen geſtickt, und an den Beinen befeſtigt waren. *Grupens* Uxor Theotisca Einleitung S. 54. 55. Die beyden Mütter dieſer ſchönen Fürſtenkinder entwarfen und veranſtalteten dieſe Vermälung ohne Vorwiſſen ihrer Gemale, und die Mutter der Prinzeßinn machte daher ihrem von einer Reiſe zurück kommenden Gatten die Vermälung ihrer Tochter mit dem Sohn **Heinrichs des Löwen** in einer Allegorie bekannt, die gewiß einen jeden nicht bloß ergötzen, ſondern rühren wird, der mit einiger Verehrung für das erhabene Fürſtenhaus, aus welchem der Bräutigam abreich ſeines Gelübdes werde entledigt werden, ließ er durch ſeinen Waffenherold Brunſvich in Paris bekannt machen, daß er gegen einen jeden Ritter kämpfen, und drey Kleinodien, einen Diamant, einen Rubin und Sapphyr, einen jeden dreyhundert

---

abſtammte, erfüllt iſt. Ich habe, ſagte die Pfalzgräfinn, einen Falken gefangen, der über Feld geflogen kam, und den ihr euer Lebetage nicht ſchöner geſehen habt. Sein Haupt iſt braun, ſeine Kehle blank, ſeine Zaßfedern lang, zu Urkund, daß ſein Vater ihn auf hoher Aſt gezogen, ſeine Klauen und Schnabel zur Köre wohl gebogen.

Ek hebbe eynen Valken uterwelt
der quam her geſlogen over velt,
Gefangen unde behalten
dat des Got im ute walden
Eynen alſo gy over gy geſagen
bi alle juwen dagen
Sin hovet brun, ſine kele blank
to ome ſtan alle mine Gedank.
Seine Zaſs-Federn ime ſo lang
zu urkund ziehet herab
das ine ſein vater hab uf hoher aſt
gezogen
wol zur kore ſein gebogen
ime ſeine Klauen und ſein Schnabel.

dert Thaler an Werth gegen drey ähnliche Preiſe ausſetzen wolle, die dem Sieger in jeder der drey Hauptarten des Kampfs zufallen ſollten. Saintré wurde durch ſeine Dame bewogen, ſich dem Fremdling entgegen zu ſtellen, und er war auch ſo glücklich, ihn in jeder Art des Kampfs zu Pferde, und zu Fuß zu überwinden *).

Eins der ſchwerſten und gefährlichſten Gelübde, welche je ein Ritter abgelegt, und eine Dame gefordert hat, war dasjenige, was eine edle Jungfrau von einem franzöſiſchen Ritter verlangte **). Die Schöne verſprach nämlich dem um ſie werbenden Ritter, ſich ihm mit Herz, und Hand, und ihrem ganzen Vermögen zu übergeben, wenn er ihr die Portraite von dreyßig andern Schönen bringen würde, deren Anbeter er ihr zu Liebe überwunden hätte. Der Ritter nahm dieſe Bedingung an, und zog zur Erfüllung der Wünſche ſeiner Göttinn mit dem Portrait derſelben auf dem Schilde aus. So oft er einen Ritter antraf, der

---

*) *Colombière* I. 277.

**) *Colombière* p. 19.

der nicht geſtehen wollte, daß des irrenden Abentheurers Dame ſchöner, als ſeine eigene wäre, ſo oft zwang er jeden Ungläubigen, mit ihm zu kämpfen, und nach der Niederlage das Bild ſeiner Schönen und ihren Namen unter dem Bilde der Schönen des irrenden Ritters mahlen zu laſſen. Der Geſchichtſchreiber, dem Colombiére folgte, verſicherte, daß der Ritter innerhalb eines Jahrs mit dreyßig Portraiten von Schönen überwundener Ritter zurück gekommen ſey.

Wenn ein Ritter den andern aufforderte, ſeiner Dame zu Liebe *) mit ihm zu kämpfen, und ſein Liebesgelübde erfüllen zu helfen **), ſo geſchah dieſes mit den ausgeſuchteſten Bezeugungen von Höflichkeit, und Hochachtung. In dem Cartel, oder Ausforderungsſchreiben, das man ſeinem Gegner ſchickte, bat man Gott, daß er dem Ritter, womit man kämpfen wollte, Ehre, Freude, und die Erfüllung aller ſeiner

---

*) Pour l'amour de ſa Dame.

**) Das Annehmen eines Kampfs pour l'amour de ſa Dame hieß accomplir le fait d'amour. *St. Palaye* I. p. 286.

ner Wünſche bey ſeiner Dame gewähren möchte, und erſuchte den Ritter zugleich, daß er den Herausforderer ſeiner Dame empfehlen möchte. Wenn der Herausgeforderte nicht zur beſtimmten Zeit und an dem beſtimmten Orte erſchien, ſo fragte man ihn höflich, ob er etwa in die Ungnade ſeiner Dame gefallen, und von dem Hofe des Liebesgottes verbannt worden ſey, indem man ſonſt nicht begreifen könne, warum ein ſo tapferer Ritter ſeinen Entſchluß zu kämpfen geändert habe *)?

Eben ſo häufig, als die Züge und Kämpfe irrender Ritter für die Liebe ihrer Damen, oder als die Gefechte der Ritter kriegender Völker für die Ehre ihrer Nation und Waffen, (pour la gloire des armes) waren die Zweykämpfe, die von Kriegern aus entgegenſtehenden feindlichen Heeren den Damen zu Liebe angeſagt, und gehalten wurden **). Nicht ſelten geſchahen die Ausforderungen zu ſolchen Kämpfen für die Ehre und Liebe der Damen mitten im Getümmel der Schlacht, oder in den Gefahren der Beſtürmung von Städten, und Burgen, und ſobald die kämpfenden Heere, oder die gegen einander erhitzten Belagerer und Belagerten dieſes merkten, ſo ließen ſie ſo lange die Waffen ſinken, bis die verliebten Ritter ihren Zweykampf geendigt hatten. Solche Kämpfe für die Liebe der Damen dauerten bis unter Ludewig dem Vierzehnten fort, waren aber nach den Zeiten der Ritterſchaft niemals häufiger, als unter Heinrich dem Dritten und Vierten. Unter dieſen Königen gab es einen Krieg, den man den Krieg der Verliebten nannte, weil er bloß auf Anſtiften der Geliebten der Häupter beyder Parteyen angefangen wurde, damit die Ritter ihre Tapferkeit, und zugleich ihre Liebe für ihre Schönen zeigen könnten *). Um eben dieſe Zeit wurde ein jeder für eine feige Memme gehalten, der nicht die Ehre ſeiner Dame bis auf das Blut vertheidigte, und wenn es auch notoriſch war, daß ſie mit Recht für das liederlichſte Weib des gan=

---

*) *St. Palaye* I. 256. 257.
**) *St. Palaye* I. 219. &c. 270.

---

*) Vie d'*Aubigné* p. 79.

ganzen Hofes, oder der ganzen Stadt gehalten wurde *).

Wenn verliebte Ritter Ritterzüge unternahmen, um ſich und die Damen, welche ſie liebten, und von welchen ſie wieder geliebt wurden, zu verherrlichen, ſo machten ſie ihren Schönen die Stärke ihrer Begleitung, die Bedeutung ihrer Waffen und Rüſtungen, die Abſicht ihrer Reiſe, und die Zeit ihrer Rückkehr bekannt, und erhielten von dieſen Anweiſungen, die eben ſo andächtelnd, als liebevoll waren, wenn man ſie anders nach den Lehren und Rathſchlägen beurtheilen darf, welche die erhabene Geliebte des tapfern Saintré ihrem Ritter gab. Als Saintré in Begrif war, ſeinen Zug nach Teutſchland anzutreten **), gab er ſeiner Dame das gewöhnliche Zeichen, damit ſie ſich an dem bisherigen Orte ihrer Zuſammenkünfte einfinden möchte. Dies Zeichen beſtand darinn, daß der Ritter ſich das Auge mit der rechten Hand rieb, worauf die Schöne entweder eine Na-

---

*) *Brantome* ſur les duels p. 85.

**) *Colombière* I. 273. &c.

del, oder einen Zahnſtocher an die Zähne brachte, als wenn ſie dieſelben reinigen wollte. Bey dieſer letzten Zuſammenkunft erzählte Saintré, wie viele Ritter und Knappen, wie viele Herolde, Trompeter, Pagen, Bediente und Pferde er mitnehmen werde, und dann erklärte er der Schönen die Bedeutung der Farben, Deviſen oder Figuren, die ſich an ſeinen und ſeiner Begleiter Kleidern, Waffen und Rüſtungen, oder an den Decken ſeiner Pferde fanden. Als die Dame aus der Erzählung des Ritters hörte, daß ein ſo großes Gefolge, als er mitnehmen wollte, ihm ſehr vieles koſten würde, ſo gab ſie ihm noch eine große Summe auf den Weg, wie der König und die Königinn gleichfalls gethan hatten. Beſonders aber bat ſie ihn, daß er am Ende einer jeden Meſſe, nach dem allgemeinen Segen von ſeinem Prieſter noch folgenden Segen über ſich ausſprechen laſſe, den Gott der Herr aus ſeinem eigenen Munde über Moſes ausgeſprochen habe: der Herr ſegne dich und behüte dich: der Herr erleuchte ſein Angeſicht über dir, und ſey dir gnädig: der Herr wende ſein Antlitz zu dir, und gebe dir ſeinen Frieden. Eben dieſen Segen, rieth die Dame ihrem Ritter ferner, ſolle er ſelbſt wiederhohlen, ſo oft er einen Kampf eingehen wolle, und wenn er dieſes genau beobachte, und ſtets als ein Ritter handle, ſo könne ihm nichts begegnen, es ſey Sieg, oder Niederlage, Gewinn oder Verluſt, was nicht zu ſeiner Ehre gereiche. Nachdem ſie dieſes geſagt hatte, ergoß ſich ein ſolcher Strom von Zähren aus ihren Augen, daß ſie nicht weiter reden konnte. Dies rührte den verliebten Rittersmann ſo ſehr, daß er zu ſeiner Dame ſagte: erhabene und unvergleichliche Göttinn, und unumſchränkte Gebieterinn meines Herzens, anſtatt daß ſie mir den Schmerz zu ſcheiden hätten erleichtern ſollen, haben ſie durch den ihrigen mein Herz ſo durchbohrt, daß ich jetzt von hinnen gehen, und in einem fremden Lande ſterben werde. Gott befohlen! mein einziges Verlangen, meine einzige Freude, und mein höchſtes Gut. Bey dieſen Worten wendete ſich der Ritter um, allein die Dame, deren Thränenquelle faſt erſchöpft war (à qui le ruiſſel de ſes larmes eſtoit presque vvide) rief ihn mit einem tiefen Seufzer (par un tres — merveilleux ſoupir) zurück, und redete zu dem tief betrübten Ritter folgender Geſtalt: Du weiſt, mein Freund, daß wir Weiber zärtliche und mitleidsvolle Herzen in allen Dingen haben, die unſere Vielgeliebten betreffen; allein jetzo fühle ich mich ganz wieder geſtärkt und hoffe zu Gott, daß er dich zu meiner großen Freude unverſehrt wieder zu mir führen werde. Höre daher, mein edler Freund, mein einziges Gut, mein einziger Gedanke, und höchſter Schatz meines Lebens, und Todes, ſey ſtets getroſt, und laß dir nichts abgehen, denn um deiner Liebe willen werde auch ich ſtets glücklich und guten Muths ſeyn. Von deinem Befinden aber melde ja mir nichts, ſo lieb dir mein Leben iſt, ſondern meiner Königinn, von welcher ich ſchon alles erfahren werde. Nach dieſer Verabredung küßten ſich, wie der Geſchichtſchreiber des Ritters ſagt, die beyden Liebenden ohne Maaß und Zahl, und jeder Kuß war mit einem rührenden Seufzer begleitet. In dieſem Zuſtande von heimlicher Freude, und ſchmerzhaftem Vergnügen (ſolche Gegenſätze liebten die witzigen Köpfe der Ritterzeit,) brachten die Dame und ihr Ritter bis zur Mitternacht zu. Als die Liebenden zwölf ſchlagen hörten, erſchraken ſie über die Länge ihrer Zuſammenkunft, küßten ſich zum letzten male, und bey dem letzten Abſchiedskuß ſteckte die Dame dem Ritter noch einen koſtbaren Demantring an den Finger *).

Noch gegen das Ende des funſzehnten Jahrhunderts verband man manchmal mit Turnieren ein Bild, oder eine Nachahmung der irrenden Ritterſchaft. An dem letzten Tage eines Pas d'armes, welches der Ritter von Sandricourt, und ſeine Waffenbrüder im J. 1493 nahe bey Pontoiſe gehalten hatten, zogen die Ritter in einen benachbarten Wald, den ſie la Foreſt desvoyable nannten, um Abentheuer aufzuſuchen, und ſich mit einem jeden zu ſchlagen, den ſie in dieſem Walde finden würden **).

Unter allen Jahrhunderten der Ritterſchaft war keins, in welchem die Chevalerie wenigſtens in Frankreich ſo ſehr blühte, und in welchem ſo viele große Ritter hervorgebracht wurden, als im vierzehnten,

---

*) *Colombière* I. 274. 275. Aus der Hiſtoire *de Saintré*, die in eben dem Tone, wie das Leben von Boucicaut geſchrieben iſt.

**) *Colombière* I. 169.

und in eben dieſem vierzehnten Jahrhundert war zugleich der Uebermuth des Adels ſo groß, und ſeine Ungerechtigkeiten ſo häufig, daß faſt täglich am Hofe Klagen von edlen Frauen, und Jungfrauen geführt wurden, die von gewaltthätigen Nachbaren waren verdrängt, beraubt, entführt, oder geſchändet worden *). So oft der Marſchall von Boucicaut, die Blume der Ritterſchaft, ſolche Klagen hörte, ſo unterſtützte er ſie bey dem Könige mit ſeinem ganzen Anſehen. Allein die Könige von Frankreich waren noch zwey Jahrhunderte ſpäter zu ſchwach, um den Gewaltthätigkeiten mächtiger Edlen Einhalt thun zu können. Es entſchloß ſich daher der Marſchall von Boucicaut mit zwölf andern Rittern, an deren Spitze ſich ein Vetter des Königs ſtellte, zur Beſchützung des ſchönen Geſchlechts einen Orden zu errichten, den ſie den Orden de la Dame blanche à l'escu verd nannten, und zu welchem ſie ſich vor's erſte auf fünf Jahre vereinigten. In dem Stiftungsbriefe, den ſie durch ganz Frankreich

---

*) Hiſtoire de Meſſire *Jean de Boucicaut* p. *T. Godefroy* Par. 1620. 4. p. 143 &c.

reich bekannt machen ließen, erklärten die Beſchützer der Damen ihre Abſicht, einer jeden Schönen, die ſie um Hülfe anrufen werde, entweder einzeln, oder auch mit vereinter Macht zu Hülfe zu eilen. Zugleich machten ſie allen Herren, Rittern und Knappen ihrer Nation kund, daß, wenn jemand ein Gelübde gethan habe, oder thun wolle, zum Beweiſe ſeiner Tapferkeit, oder der Liebe gegen ſeine Schöne einen gerechten Kampf einzugehen, er ſich alsdann an welchen der dreyzehn Ritter der weißen Dame mit dem grünen Schilde er wolle, wenden könne, die ſich nicht weigern würden, einem jeden Ritter von gutem Hauſe, und unbeſcholtenem Rufe die Erfüllung ſeines Gelübdes zu erleichtern. Ein jeder von ihnen, den man zu einem Ehrenkampfe auffordere, werde ſich innerhalb vierzig Tage bemühen, einen Kampfrichter, und Kampfplatz ausfindig zu machen. Wenn man aber einen ſolchen Kampfrichter nicht finden könne, ſo werde man dieſes den Herausforderer wiſſen laſſen, damit er Kampfplatz und Kampfrichter beſtellen könne, und ſobald man dieſes erfahre, werde man nach dreyßig Tagen ſich ohnfehlbar an dem beſtimmten Orte einfinden.

Keiner von ihnen werde Bedenken tragen, mit ſcharfen Waffen, auf Leben und Tod (à toute outrance), und ſelbſt unter der Bedingung zu kämpfen, daß der Ueberwundene ein Gefangener des Siegers ſeyn ſolle; doch müſſe vorher durch die Verabredung beyder Parteyen eine Summe beſtimmt werden, womit man ſich zu jeder Stunde loskaufen könne. Das Ordenszeichen dieſes irrenden Ritterordens beſtand in einem goldenen grün emaillirten Schilde, der das Bild einer weißen Dame enthielt, und um den Arm gebunden wurde.

Die Thorheiten aber und Abentheuer der verrückteſten unter den irrenden Rittern ſind gar nichts gegen die Albernheiten und Ausſchweifungen der Gerichtshöfe, oder Höfe der Liebe, (Cours d'amours) und der verliebten Geſellſchaften, die im zwölften, dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte entſtanden, und noch im letzten Jahrhundert nachgeäfft wurden. Unwiſſende Schriftſteller haben die Meynung verbreitet, daß die Zeiten dieſer Liebeshöfe die Zeiten der höchſten Vergeiſtigung, und Erhabenheit der Liebe geweſen ſeyen, und eben dieſe haben die Liebe der guten alten Zeit (amour du bon vieux tems, amour antique) zum ſprüchwörtlichen Ausdruck für edle und reine Liebe gemacht; allein gerade die Einrichtungen und Anſtalten der Ritterzeit, die man auf guten Glauben am meiſten zu bewundern pflegt, gerade dieſe ſind die größten Mißgeburten des Mittelalters und die redendſten Beweiſe der höchſten Verdrehung des Verſtandes, und einer nicht minder großen Verdorbenheit des Herzens, ohne welche ſie nicht Statt gefunden hätten.

Schon im zwölften Jahrhundert brachten die mit der Ritterſchaft und den Turnieren entſtand'ne Galanterie, oder die äußere Ehrerbietigkeit gegen die Damen, die geſchäftloſe Muße, und häufigen Feſte der Fürſten, Herren, und Ritter, und beſonders die Erfindſamkeit der Troubadours ſogenannte Gerichtshöfe der Liebe hervor *). Die meiſten und berühmteſten Gerichtshöfe der

---

*) Cours d'amour, Parlements d'amour, où de courtoiſie & de Gentilleſſe. Man ſehe *Rolland* ſur les prerogatives des Dames chez les Gaulois. Paris 1777. *St. Palaye* II. p. 15. &c. 62. &c.

der Liebe fanden ſich in der Provence, dem Vaterlande der Troubadours. Zu Vorſitzern hatten ſie faſt immer Könige und Fürſten, oder berühmte Prinzeßinnen; und wenn ein König oder Fürſt das Präſidium führte, ſo wurde dieſer Prince d'amour, ou Prince du Pay dans les cours d'amour genannt. Die Gerichtshöfe der Liebe hatten aber nicht bloß Präſidenten, wie andere Tribunale, ſondern auch alle übrige Bedienungen und Titel, die ſich bey den erſten Parlementern der Nation fanden *); und ſolche Bedienungen wurden mit den vornehmſten Herren und Damen beſetzt. Die Scheingerichtsbarkeit der cours d'amour erſtreckte ſich ſehr weit. Sie hörten und entſchieden zuerſt Klagen von Liebenden, machten Verordnungen über die Rechte von Männern und Weibern, von Liebhabern und Liebhaberinnen, führten neue Gewohnheiten ein, und ſchaften andere als Mißbräuche ab, beſonders aber unterſuchten ſie allerley Streitfragen über das Weſen, und die Aeußerungen der Liebe, über die Vollkommenheiten und Gebrechen der Schönen, und

---

*) *Rolland* p. 44.

und über die Rechte, Verbindlichkeiten, und Aufopferungen von Liebenden. Schriftſteller des funfzehnten Jahrhunderts haben Ausſprüche der Liebeshöfe geſammlet, und berühmte Rechtsgelehrte des ſechszehnten Jahrhunderts haben ſie mit großer Gelehrſamkeit, und einem unbegreiflich lächerlichen Ernſt in lateiniſcher Sprache commentirt *), und aus dieſen arrets d'amour, oder areſta amorum ſieht man, wie aus den gleichzeitigen Ritterromanen, daß die Rechtsgelehrſamkeit und Philoſophie der Liebe des Mittelalters der Rechtsgelehrſamkeit, der Theologie, und Philoſophie der Scholaſtiker vollkommen gleich, das heißt, daß ſie eben ſo ſpitzfindig, und unnütz, wenn auch nicht ſo ſchädlich, als dieſe waren. Sittenverderbniß, und Barbarey, oder Mangel und Abnahme von ächter Aufklärung führten von jeher von dem Wege der Wahrheit und Natur in die Labyrinthe der Speculation, und des Irrthums hin; und eben dieſe Urſachen, welche die unfruchtbaren und verderblichen Grübeleyen der alten Sophiſten und der ſpätern Dialektiker der Griechen,

ſo

---

*) *Rolland* p. 146. &c.

ſo wie die Spitzfindigkeiten der neuern Platoniker erzeugten, eben dieſe brachten auch die grundloſen Grübeleyen der Scholaſtiker, und der Troubadours und Ritter, oder der Gerichtshöfe der Liebe im Mittelalter hervor. So wenig man ſchließen kann, oder jemals geſchloſſen hat, daß die Griechen zu den Zeiten der alten Sophiſten, und der ſpätern Dialektiker, oder die Griechen und Römer zu den Zeiten der neuern Platoniker aufgeklärter, beſſer, und ſcharfſinniger, als in andern Zeiten waren, wo ſie nicht ſolchen Grübeleyen nachhingen, eben ſo wenig kann man ſchließen, daß die Scholaſtiker, die Troubadours, und Ritter des Mittelalters die Natur, und die Liebe mehr gekannt haben, als ihre Nachkommen, weil ſie ſpitzfindigere Fragen aufwarfen, und feinere Unterſcheidungen, als dieſe machten. Vielmehr kann man mit Sicherheit ſchließen, daß man um deſto weniger wahre Liebe empfand, je mehr man davon ſchwatzte, und je pomphafter man darüber diſſertirte, und St. Palaye ſagte daher richtig, daß die Verliebten des Mittelalters ihre Sprache und Feinheiten weniger aus dem Plato, als aus dem Scotus genommen hätten. Auch verſchwand die Metaphyſik der Schulen,

len, und die Metaphyſik der Liebe faſt in gleichem Maaße mit der wachſenden Aufklärung, und zunehmenden Sittenbeſſerung im ſechszehnten, und den folgenden Jahrhunderten. Die Akademien der Liebe, die ſelbſt noch von dem großen Cardinal Richelieu, und unter Ludewig dem Vierzehnten im Hotel de Longueville in Paris gehalten wurden, fielen bald, gleich den Ritterromanen unter der Geißel der ſpottenden Satyre, wie ſie es auch verdienten, weil ihre Unterſuchungen eben ſo falſche Weisheit, als die Antitheſen, Wortſpiele, und Blumen der Ritterromane elende Spiele eines falſchen Witzes waren *).

Ohngefähr um eben die Zeit, um welche man gemeiniglich annimmt, daß die förmlichen Gerichtshöfe der Liebe aufgehört haben, nämlich gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, um eben dieſe Zeit entſtand wenigſtens in Frankreich unter Carl

---

*) Man ſehe unter andern *Rolland* p. 56. 57. wo einige Nachrichten von den letzten Nachäffungen der cours d'amour ſtehen, die man nicht ohne Eckel leſen kann.

Carl dem Sechſten, der im J. 1380 zu regieren anfing, ein verliebter Hof (cour amoureuſe), welcher eine eben ſo genaue Nachäffung eines wirklichen großen Hofes, wie die Gerichtshöfe der Liebe Nachahmungen von wirklichen Parlementern waren *). Dieſer verliebte Hof hatte eben die hohen und niedern Bedienten, die ſich am Franzöſiſchen und andern Höfen fanden: Marſchälle, Schatzmeiſter, Kammerherren, und ſ. w. die alle aus den vornehmſten Häuſern gewählt waren, und dann Secretarien, Jäger, Advocaten des verliebten Hofes, die man unter den Hofbedienten des Franzöſiſchen und anderer Höfe ausgeſucht hatte. Unter den Bedienten und Mitgliedern des der Liebe allein geweihten Hofes waren außer den vornehmſten Herren und Damen Doctoren der Theologie, Domherren, Prediger, und auch Geiſtliche von höherem Range: ein unförmlicher Hauſe, der, wie ein neuerer Schriftſteller ſagt, die Verdorbenheit eines rohen Jahrhunderts anzeigt, wo man nicht einmal die leichte Kunſt verſtand, mit einem gewiſſen Anſtande laſterhaft zu ſeyn.

An

---

*) *Rolland* p. 47. 162. &c.

An ſolchen Höfen, und Gerichtshöfen der Liebe redete man von nichts, als von Quaalen und Seeligkeiten der Liebe, und pries nichts, als die Tugenden, Gaben, und Liebenswürdigkeiten der Schönen. Ein jeder hatte eine unumſchränkte Gebieterinn ſeines Herzens, und ſeiner Gedanken (dame ſouveraine de leurs penſées). Dieſe erhob er in den übertriebenſten Ausdrücken, wenn er ſie oft nicht einmal geſehen, ſondern nur von ihr gehört hatte *). Dieſer widmete er ſein Herz, und ſeine Dienſte, dieſer gelobte und ſchwor er ewige Treue, dieſer klagte er ſeine unerträglichen Leiden, und trug er ſeine ehrerbietigen Wünſche vor. Keiner verlangte mehr, als Hand und Mund, Ausdrücke, die man von den Gebräuchen der Belehnungen hernahm, und jeder rechnete es ſich zur Ehre, ſein Daſeyn als ein Lehn von der Gnade ſeiner Gebieterinn zu empfangen. Dieſe erkünſtelten Ausdrücke von Bewunderung und Leidenſchaft begleitete man mit unaufhörlichen Verbeugungen, Niederfallen

---

*) *St. Palaye* l. c.

len auf die Kniee, und ſelbſt Niederwerfungen zur Erde, die eben ſo lächerlich, als beſchwerlich, und eben ſo wenig ernſtlich, als die wörtlichen Betheurungen waren. Alles dies Wortgepränge aber, und dieſer Cärimonienpomp konnte die Natur der Ritter und Damen weder unterdrücken, noch umändern. Mitten unter ihren Anbetungen erlaubten ſich die Ritter die ſchmutzigſten Anſpielungen und Scherze, und die Gedichte oder Erzählungen der erlauchten, und nicht erlauchten Troubadours, und Minneſinger waren voll von Unflätereyen, vor welchen Ovid, oder andere aſotiſche Dichter verdorbener, aber verfeinerter Völker erröthet wären. In eben dieſen ſchmutzigen Gedichten waren die gröſten Unanſtändigkeiten mit den gröſten Andächteleyen, ſo wie in der Denkungsart der Ritter ſehr oft die äußerſte Bigotterie mit der äußern Ausgelaſſenheit im Denken, und in Sitten verbunden. Schon oben habe ich erinnert, daß das Leben der Ritter wenigſtens ſo unrein, als ihre, oder ihrer Troubadours Werke waren, und in dieſem Glauben wird man um deſto mehr beſtätigt werden, wenn man hört, daß es faſt zur Gaſtfreundſchaft von Rittern gehörte, daß ſie oder ihre Gemalinnen edlen Freunden und Fremdlingen ein hübſches Mädchen beylegten, womit ſie ſich die Nacht über die Zeit vertreiben konnten*). Man traue alſo, kann man mit Recht mit St. Palaye ausrufen **), ja den Lobeserhebungen nicht, die ein Jahrhundert dem andern gab, oder zu geben pflegt. Die alte, zärtliche, beſtändige, und reine Liebe, die man als einen Vorzug der Vorfahren anzuſehen pflegt, war von jeher das Muſter, was die Sittenrichter eines jeden Zeitalters ihren Zeitgenoſſen vorhielten, und ſo wie Marot über den Verluſt der Liebe der guten alten Zeit

---

*) *St. Palaye* l. c. beſ. II. p. 69. Eben daher war es eins von den gemeinſten Gelübden der Ritter, daß ſie nicht eher bey einem hübſchen Mädchen ſchlafen wollten, als bis ſie dieſen oder jenen Vorſatz ausgeführt hätten. Auch nahmen die Ritter nach den Regeln der Jagd eins oder mehrere hübſche Mädchen aus ihrem Serail auf die Jagd mit, damit ſie, wenn es ihnen beliebte, jedes Luſtwäldchen in einen paphiſchen Hain verwandeln, und der Liebesgöttinn zu jeder Zeit Opfer bringen könnten.

**) II. 20, 21.

klagte, ſo klagten ſchon Dichter, die zwey bis drey Jahrhunderte vor ihm lebten *). Hugue Brunet, einer der erſten Troubadours, bejammerte es ſchon, daß die Liebhaber ſeiner Zeit dadurch den Sitten eben ſo ſehr, als ihrem eigenen Glücke ſchadeten, daß ſie gleich im Anfange der Liebe die höchſten Belohnungen derſelben verlangten, und daß ſie die Freuden der Liebe, die in der guten alten Zeit den feurigſten Liebhaber drey Monate lang befriedigt hätten, verſchwenderiſch in einem Tage, oder in wenigen Tagen verzehrten. Ich habe noch die Zeit erlebt, ſagt dieſer Dichter, wo ein Band, ein Ring, ein Handſchuh eine hinlängliche Vergeltung für alle die Beweiſe von Liebe und Ehrfurcht war, die ein Liebhaber ſeiner Göttinn während eines ganzen Jahrs gegeben hatte. Heut zu Tage iſt alles verloren, wenn man nicht gleich auf der Stelle erhält, was man verlangt. In jenen glücklichen Zeiten hingegen, die nicht mehr ſind, wollte man das höchſte Gut lieber hoffen, als beſitzen, und warum? Weil der zu bald befriedigte Liebhaber die ſüßen

Sta-

---

*) *St. Palaye* II. p. 21. 70.

Stacheln des Verlangens, von welchen er getrieben wurde, zu ſchnell verloren hätte. Warum? ich wiederhohle es noch einmal, weil die höchſte Gunſt, welche die reine und keuſche Liebe lange vorenthält, tauſendmal ſüßer iſt, als diejenige, welche die unreine Liebe verſchwendet. Wenn dieſer, und andere Dichter aus den erſten Zeiten der Troubadours die Zeiten ihrer Jugend nicht eben ſo partheyiſch lobten, als die Schriftſteller eines jeden Jahrhunderts die Sitten des vorhergehenden zu loben pflegen, ſo muß man annehmen, daß die Ritterſchaft und Turniere eine kurze Zeit in beyden Geſchlechtern einen Wetteifer im Guten hervorbrachten, daß Ritter und Damen eine Zeitlang das waren, oder zu ſeyn ſich bemühten, was ſie in der Folge nur ſcheinen wollten, daß aber dieſe Zeiten, wo die Damen keuſch, und die Ritter treu und bieder waren, eben ſo ſchnell, als die Strebungen nach Aufklärung im Zeitalter Carls des Großen vorübergiengen, daß endlich die erſten Zeiten der Ritterſchaft in den ſpätern Jahrhunderten das Muſter der goldenen Zeit des Mittelalters wurden, von welcher man in jedem Menſchenalter glaubte, daß ſie erſt mit dem vorhergehenden aufgehört habe.

Wenn man mit den Thorheiten der irrenden Ritter, und mit den Ungereimtheiten der Höfe, und Gerichtshöfe der Liebe noch die Albernheiten und Ausſchweifungen der verliebten Orden, oder Brüderſchaften verbindet, ſo wird man ein ziemlich vollſtändiges Bild von dem Geiſte, und der Liebe der Ritterſchaft erhalten. Eine dieſer verliebten Brüderſchaften entſtand in dem Zeitalter des Ritters de la Tour, der ſie unter dem Namen der Galois und Galoiſes beſchrieben hat*). Die Ritter, und Knappen, Frauen und Jungfrauen, die ſich zu dieſem Orden vereinigten, erhoben die Liebe zu ihrer Gottheit, und die Pflichten und den Dienſt der Liebe zu einem wirklichen Gottesdienſt. Die Ordensbrüder, und Ordensſchweſtern ſuchten einander in den Proben ihres Eifers für die Gottheit, die ſie verehrten, und beſonders in den Proben der

---

*) Beym *St. Palaye* II. 62. 63.

der Standhaftigkeit zu übertreffen, womit ſie die Beſchwerlichkeiten der Witterung und Jahrszeiten ertrugen. Männer und Weiber thaten im Sommer, was ſie im Winter hätten thun ſollen, und umgekehrt. Im Sommer trugen dieſe Schwärmer, und Schwärmerinnen die wärmſten Kleider, und dickſten Pelze, und ſuchten die daher entſtehende Hitze noch durch die Anzündungen großer Kaminfeuer zu vermehren. Im Winter hingegen wickelten ſie ſich in die dünnſten Gewänder, ſchlieſen unter den leichteſten Decken, bekränzten ihre Kamine mit Laubwerk und Blumen, wenn ſie dergleichen haben konnten, und hielten es für eine Schande, bey der ſtrengſten Kälte Feuer anmachen zu laſſen, oder ſich daran zu wärmen. Wenn ein Ordensbruder eine verheirathete Ordensſchweſter beſuchte, ſo entfernte ſich der Mann ſogleich, und kehrte nicht eher in ſein Haus zurück, als bis der Ordensbruder wieder weggegangen war: woraus eine Gemeinſchaft der Weiber entſtand, welche auch andere ſchwärmeriſche Secten zu verſchiedenen Zeiten unter ſich einführten. Dieſe Secte der Galois und Galoiſes dauerte, wie der Geſchichtſchreiber verſichert, ſo lange fort, bis die meiſten Ordensmitglieder vor Kälte umkamen, und der gute Ritter zweyfelt nicht, daß die Herren und Frauen, die in ihren Ordenspflichten ſtarben, wahre Märtyrer der Liebe geworden ſeyen.

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den Griechen.

Anſtatt daß die übrigen Völker Celtiſchen Urſprungs in ihrer Art zu wohnen, ſich zu nähren, und zu kleiden, in ihrem Betragen gegen Weiber, Knechte, Kinder, und Ueberwundene, in ihren Geſetzen über Ehe, Eigenthum und Erbfolge, in Lehnsverfaſſung, Turnieren, und Zweykämpfen von den älteſten Zeiten an bis gegen das Ende des Mittelalters auf eine merkwürdige Art mit einander übereinſtimmten, wichen die Griechen und Römer, und zwar die erſtern noch mehr, als die letztern, in allen angezeigten Stücken von den edelſten Nationen der Erde ab. Und wenn man alſo bloß auf die Bauart, Kleidung, und Nahrung der Griechen und Römer, auf ihre Behandlung von Weibern, Knechten, Kindern und Ueberwundenen, auf ihre Geſetze über Ehe, Eigenthum, und Erbfolge, auf ihren Hang zur unnatürlichen Liebe und zu Buhlerinnen Rückſicht nähme, ſo ſollte man glauben, daß ſie mit den Morgenländiſchen Völkern in Aſien, und Afrika, und mit den Slawiſchen in Europa einerley Urſprungs ſeyen. Allerdings waren auch die urſprünglichen Einwohner von Griechenland entweder ganz reine, oder wenig vermiſchte Slawen; und erſt in ſpätern Zeiten wurden dieſe Slawiſchen Völker in Griechenland mit Colonien von edlerer Art vermiſcht. Ohne dieſe Vermiſchung der Pelasger mit den Hellenen würden die Griechen niemals die Leibesübungen der Celtiſchen Völker angenommen, und bis zu einem ſolchen Grade der Vollkommenheit ausgebildet: ſie würden niemals Künſte, Wiſſenſchaften, und andere nützliche Beſchäftigungen in ſo großer Menge erfunden, oder vervollkommnet: ſie würden endlich nie ein ſolches Streben nach Freyheit, eine ſolche Liebe für Vaterland, und andere erhabene Tugenden geäußert, und ſo große Thaten gethan haben, als wodurch ſie ihren Namen unſterblich, und ſich zu Wohlthätern des ganzen menſchlichen Geſchlechts gemacht haben. Ungeachtet aber nach den mannichfaltigen Miſchungen von Slawiſchen und Celtiſchen Stämmen das edlere Blut wenigſtens in einigen Gegenden ob-

obſiegte; ſo blieb doch allenthalben, und ſelbſt in Attika von dem alten Slawiſchen Urſtamm ſo vieles übrig, daß man die Eigenthümlichkeiten deſſelben bis auf die ſpäteſten Zeiten in dem ganzen öffentlichen und häuslichen Leben der Griechen, in den Verhältniſſen von Eltern und Kindern, von Männern und Weibern, von Herren und Sclaven, in allen ihren Geſetzen, ſo wie in ihren herrſchenden Sitten, und Laſtern verfolgen, und angeben kann, und aus dieſem vermiſchten Urſprunge der Griechen läßt es ſich allein erklären, warum dies berühmte Volk, das von gewiſſen Seiten den geiſtreichſten, und edelmüthigſten Nationen unſers Erdtheils ſo ähnlich, oder ihnen gar überlegen war, warum dieſes ſich von andern Seiten, und beſonders in ſeinem Betragen und Geſetzen über die Weiber den Morgenländiſchen und Slawiſch-Europäiſchen Völkern ſo verwandt, oder verbrüdert zeigte.

Ungeachtet ſpätere Schriftſteller verſichern *), daß die Weiber zu den Zeiten des

---

*) *Auguſtin* de civit. Dei Lib. 18. 9.

des Cecrops den öffentlichen Volksverſammlungen beygewohnt, und daß eben dieſer Flüchtling zuerſt daurende Ehen, und zwar Ehen mit einem einzigen Weibe eingeführt habe *), ſo erhellt doch aus dem Homer, und allen ſpätern zuverläſſigen Schriftſtellern der Griechen unwiderſprechlich, daß die Weiber in der alten Zeit eben ſo wenig, als in der ſpätern geachtet, und nicht weniger, als nachher, eingeſchloſſen waren, daß ſie eben ſo, wie unter den Slawiſchen Völkern, gekauft und verkauft wurden, daß gemeine Weiber eben ſo hart, als im Morgenlande arbeiten muſten, und daß Vielweiberey, oder wenn man dieſelbige Ausgelaſſenheit lieber mit einem andern Namen belegt, Concubinat ganz allgemein und tadellos waren. Eben daher hatten die Helden und Könige der Fabelzeit eben ſo viele Söhne, als ſich in den Harems mancher Morgenländiſcher Fürſten finden, und eben deßwegen hatte unächte Geburt von Beyſchläferinnen gar nichts ſchimpfliches, und unächte Kinder genoſſen die-

---

*) *Goguet* Vol. III. p. m. 40. & 121.

dieſelbigen Vorrechte, welche die Söhne von rechtmäßigen Frauen genoſſen *).

Schon Goguet **) machte die richtige Bemerkung, daß in der Denkungsart der Griechen, und dem Betragen beyder Geſchlechter in den Heldenzeiten manche würkliche oder ſcheinbare Widerſprüche vorkommen, von denen man kaum weiß, wie man ſie erklären ſoll. Ungeachtet die Griechen in den Heldenzeiten ihre Frauen und Jungfrauen nach Art der Morgenländer einſchloſſen, ſo ließen ſie doch ihre Gäſte von weiblichen Händen ankleiden und auskleiden, in's Bad und zu Bett bringen, und ſelbſt ſalben ***), welche weibliche Bedienung mit der vorher angeführten Gaſtfreyheit der Ritter des Mittelalters eine große Aehnlichkeit hat, und daher wahrſcheinlich eine Europäiſche Sitte war. Wer ſollte ferner nicht

---

*) Man ſehe die Stellen des Homers beym *Goguet* l. c. p. 130. 386. *Athenaeus* XIII. 1. *Plutarch* I. p. 9. 50. Edit. *Reitzii.*

**) ll. cc. & p. 364.

***) Man ſehe die Stellen beym *Goguet* Vol. II. p. 386.

nicht aus der Eingeſchloſſenheit der Weiber unter den älteſten Griechen vermuthen, daß dieſe viel eiferſüchtiger, als die reinen Celtiſchen Völker geweſen ſeyn, und alſo auch Untreue und Ehebruch viel härter, als dieſe geſtraft hätten? Allein die Griechen in den Heldenzeiten ſahen, wie viele verderbene, oder barbariſche polygamiſche Völker in Aſien und Afrika die Verführung, oder Fehltritte ihrer Weiber nicht als einen unauslöſchlichen Schimpf, ſondern als einen leicht zu erſetzenden Schaden an, und ſie ließen ſich daher von den Verführern ihrer Frauen eine Geldbuße bezahlen, und von den Vätern der Untreuen den Brautpreis wiedergeben *). Eben der Mangel von Delicateſſe, den dieſes Betragen der Ehemänner verräth, zeigt ſich auch in der ganzen Veranlaſſung, und Abſicht des Trojaniſchen Krieges. Agamemnon und Menelaus wiegelten ganz Griechenland auf, und alle Griechiſche Völker und Könige zogen einem gehörnten, oder beſchimpften Könige in einen andern Erdtheil nach, nicht um den gewaltſamen Raub einer tugendhaften,

und

---

*) *Goguet* III. p. 130.

und allgemein geliebten Königinn zu rächen, ſondern um ein veraltetes ehebrecheriſches Weib wiederzuhohlen, das freywillig mit ihrem Liebhaber entflohen war, und zehn Jahre lang mit ihm gelebt hatte, während daß ihr erſter Gemal und ſeine Verbündeten vor den Mauren von Troja ſtritten. So wenig man in der Geſchichte der Celtiſchen Völker eine ſolche Unternehmung, als der Trojaniſche Krieg war, und ein ſolches Betragen von Königen, als das des Menelaus und Agamemnon antreffen wird, eben ſo wenig wird man unter den Europäiſchen Nationen von Celtiſcher Abkunft ſelbſt in den älteſten und roheſten Zeiten einen ſolchen Mangel des Gefühls von Schicklichkeit finden, wovon im Homer häufige Beyſpiele vorkommen, und die man ſehr unrichtig als Beyſpiele von Einfalt der Sitten zu preiſen pflegt. Ungeachtet die Könige und Helden der Fabelzeit viel mehr Sclaven, und ihre Gemalinnen und Töchter viel mehr Sclavinnen zu ihrer Bedienung hatten, als ſich an den Höfen der Könige, Fürſten, und Ritter des Mittelalters, und der höhern Vorzeit jemals Hofbediente, und Zofen oder Cammerfrauen gefunden haben, ſo verrichteten doch die erſtern ſolche niedrige häusliche, und andere Handarbeiten, welche die letztern von jeher ihres Standes, und ihrer Geburt unwürdig gehalten haben. Helden und Fürſtenſöhne ſchlachteten, und brieten ſich ſelbſt Fleiſch: ſpannten Pferde und andere Thiere an, und aus, trugen Laſten von den Wägen in die Wohnungen; und Prinzeßinnen ſcheuten ſich nicht, ſchmutzige Wäſche zu waſchen, und ſich mit den gereinigten Kleidern nach Hauſe fahren zu laſſen *). Wenn man die heutigen Slawiſchen Völker nur bloß aus unvollſtändigen Schilderungen kennt, ſo muß es einem jeden aufmerkſamen Leſer aufgefallen ſeyn, daß ähnliche Beyſpiele von Unſchicklichkeit, und eine ähnliche Miſchung von Pracht, und bäuriſchem Weſen dieſe Völker bis auf den heutigen Tag von den feiner organiſirten, und empfindenden Nationen auszeichnet.

Ich will hier nicht die Schmähungen wiederhohlen, welche die meiſten Griechiſchen Dichter, und Weltweiſen, und zwar unter

---

*) *Goguet* IV. p. 366. 367.

unter den erſtern vorzüglich Euripides, und unter den letztern Plato, der große Lobredner der männlichen Liebe gegen das andere Geſchlecht ausgeſtoßen haben *). Um den Zuſtand des andern Geſchlechts, und die Denkart der Männer unter dem aufgeklärteſten Griechiſchen Volke kennen zu lernen, und kennen zu lehren, iſt es genug, das zu leſen und zu ſagen, was Xenophon in ſeiner Haushaltungskunſt aus dem Munde ſeines Lehrers über dieſe Gegenſtände aufgeſchrieben, und Solon in ſeinen Geſetzen hinterlaſſen hat. Eine treue Darſtellung der Lage, und Rechte des weiblichen Geſchlechts unter den Athenienſern wird die Entſcheidung der Frage leicht machen, ob Männer und Frauen unter den Griechen glücklicher geweſen ſeyen, und ob die letztern die ganze Beſtimmung edler Weiber mehr

er-

---

*) Die Denkungsart des **Plato** über Liebe und Weiber habe ich in einer Abhandlung über die Männerliebe der Griechen, die in meinen vermiſchten Schriften ſteht, und die groben Schmähungen des **Euripides** habe ich in meinem Grundriſſe der Aeſthetik in der Beurtheilung dieſes Dichters angeführt.

erfüllt haben, als unter den aufgeklärten Völkern des heutigen Europa?

In dem Zeitalter des Weiſeſten unter den Griechen, und ſeines edelſten Schülers *) wurden zwar die Töchter aus angeſehenen Häuſern nicht mehr, wie Sclavinnen verkauft, und erhielten von ihren Vätern nicht bloß Ausſtattung, ſondern auch Brautſchatz: allein ſie wurden noch immer ungefragt an Jünglinge und Männer verheirathet, die ſie nicht kannten, und die ſie meiſtens nicht einmal geſehen hatten. Man verheirathete ſie gewöhnlich ſo jung, daß ſie eben ſo wenig, als Kinder wuſten, was ſie ſagen und thun, oder was ſie verſchweigen und laſſen ſollten **). Bis an den Tag ihrer Hochzeit, welche ſie der Regel nach im funfzehnten Jahre, oder noch früher feierten, waren die Jungfrauen in Athen mit der gröſten Sorgfalt eingeſchloſſen, damit ſie ſo wenig, als möglich ſehen, hören, und reden möchten *). Ihr einziger Umgang und ihre einzigen Lehrerinnen waren ihre Mütter, und deren Sclavinnen, und alle ihre Künſte und Kenntniſſe beſtanden in der Wiſſenſchaft des Putzes. Es wurde alſo ſchon für etwas außerordentliches gehalten, wenn junge Frauen in einigen weiblichen Arbeiten, beſonders im Sticken, Spinnen, und Weben erfahren waren **). Weil man in Griechenland, wie im Morgenlande glaubte, daß rechtmäßige Frauen nicht einmal zum Vergnügen, ſondern zum Gebähren von rechtmäßigen Kindern beſtimmt ſeyen, ſo gaben die Mütter von gut erzogenen Töchtern dieſen ihren Kindern keinen andern Rath mit, als daß ſie ſich keuſch und züchtig betragen, und ihren Männern treu ſeyn ſollten. Selbſt die Gattinn des Iſchomachus, die dieſer als das Ideal einer vollkommnen Hausfrau und vortreflichen Mutter aufſtellte, antwortete bald nach der Hochzeit ihrem Mann auf die Frage: ob ſie glaube, daß er ſie bloß um des Vergnügens willen zur Frau genommen habe,

---

*) Man ſehe den Οικονομικος vom Xenophon c. 3. 7. 10. und vergleiche meine Geſch. der Wiſſenſchaften II. S. 72. u. f.

**) *Xenophon* l. c. p. 289. der Leipz. Ausgabe von Thieme.

---

*) ib. p. 313. c. 17.

**) ib.

habe, weiter nichts, als daß ihre Mutter ſie gelehrt habe, ihrem Mann treu zu ſeyn, daß ſie weiter nichts zu thun im Stande, aber doch bereit ſey, ſich von ihrem Mann belehren zu laſſen *). Wenn alſo junge Frauen ihren Männern übergeben wurden, ſo waren ſie mit dieſen nicht weniger, als mit ihren Pflichten, und den Geſchäften der Haushaltung unbekannt. Nach der Hochzeit gehörte eine gewiſſe Zeit dazu, bis ſie ſo zahm wurden, daß ſie mit ihren Männern, oder dieſe mit ihnen zu reden wagten **). Die meiſten Athenienſerinnen bekümmerten ſich, wie es ſcheint, auch während der Ehe um das Innere der Haushaltung eben ſo wenig, als die Weiber des Morgenlandes, denn die wenigen, die es thaten, wurden als Tugendmuſter geprieſen, und muſten erſt von ihren Männern zu guten Hausfrauen gebildet werden. Dies that Iſchomachus, der Freund des Sokrates; dies that, und empfahl der Athenienſiſche Weiſe allen ſeinen Schülern, weßwegen er zu ſagen pflegte, daß, ſo wie eine ſchlecht behaltene Heerde ihren Hirten, ein unbändiges, oder träges Pferd ſeinen Herrn anklage, alſo auch eine nachläſſige, oder ſorgloſe Hausfrau ihrem Mann zum Vorwurfe diene, daß er ſie nicht beſſer unterrichtet, und angezogen habe *). Die vernünftigſten unter den Griechen ſchränkten die Beſtimmung einer vollkommenen Gattinn, Hausfrau, und Mutter darauf ein **), daß ſie ihrem Mann treu ſey, und ſo wenig als möglich außer Hauſe, und von Unbekannten geſehen werde, daß ſie für die Erhaltung, und ſparſame Anwendung deſſen, was der Mann erwerbe, Sorge trage, daß ſie die unerwachſenen Kinder beyderley Geſchlechts mütterlich pflege, und endlich ihre erwachſenen Töchter mit der anhaltendſten Aufmerkſamkeit hüte. Kein Haus, ſagt Sokrates, oder deſſen Freund, den er als das Beyſpiel der Nachahmung für alle Hausväter anſah, kein Haus kann beſtehen, wo nicht das, was mit Fleiß erworben, mit Sparſamkeit zuſammen gehalten und ausgegeben wird.

---

*) ib.

**) ib. p. 289. 314.

---

*) p. 289. l. c.

**) p. 290. 317. &c. beſ. *Plut.* VII. p. 1.

Die Natur hat daher den Mann und das Weib mit ſolchen Eigenſchaften und Kräften begabt, durch deren guten Gebrauch beyde Zwecke erreicht werden können. Der Mann iſt unleugbar für die Geſchäfte hervorgebracht, die außer Hauſe verrichtet werden müſſen. Er hat Kräfte, und Ausdaurung genug, um Hitze und Kälte, Reiſen und Feldzüge, und die Arbeiten des Feldes auszuhalten, und Muth genug, um ſein Weib, ſeine Kinder, und Güter gegen Feinde und Gefahren zu vertheidigen. Dem Weibe hingegen hat die Vorſehung Stärke, Dauerhaftigkeit, und Muth verſagt, und ihr hingegen Schüchternheit, und zärtliche Mutterliebe gegen ihre neugebornen Kinder eingepflanzt, durch welche Einrichtung ihrer Natur das ſchwache und ſchüchterne Weib wie durch einen göttlichen Befehl an die innern Geſchäfte des Hausweſens gewieſen iſt. Selbſt die Furchtſamkeit des Weibes iſt viel heilſamer, als Kühnheit und Muth, um dasjenige zu bewahren, was durch die Stärke und Arbeitſamkeit des Mannes errungen worden iſt. Mäßigkeit, Sorgfalt, und Beſinnungskraft erhielten beyde Geſchlechter ohngefähr zu gleichen Theilen aus den Händen der gütigen

gen Natur, weil beyde Geſchlechter dieſe Vorzüge in gleichem Maaße brauchen, und wenn auch eine oder die andere dieſer Gaben in dem Manne oder in der Frau überwiegt, oder mangelt, ſo dient das Band der Ehe, wodurch Mann und Frau gleichſam zuſammengeſpannt werden, dazu, daß das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird. Die Hausfrau insbeſondere muß der Bienenköniginn gleichen *). So wie dieſe beſtändig in dem Bienenkorbe bleibt, um die arbeitenden Bienen auszuſchicken, um das, was dieſe Bienen einbringen, zu bewahren, und zu ſeiner Zeit auszutheilen; eben ſo muß auch eine gute Hausfrau das Innere ihrer Wohnung hüten, muß diejenigen Sclaven, die außer derſelben arbeiten ſollen, fortſchicken, denen, die ſie bey ſich behält, ihre Geſchäfte austheilen, und alles, was durch dieſe erworben wird, wieder in Empfang nehmen. Ihre Pflicht iſt ferner, das, was täglich und wöchentlich gebraucht wird, herzugeben, damit nicht in einem Monat darauf gehe, womit man ein ganzes Jahr auskommen könnte. Ihr liegt es ob,

---

*) p. 320. &c.

ob, dafür zu ſorgen, daß aus der Wolle der Heerden Kleider und Decken verfertigt, und alle trockene und feuchte Früchte ſo aufbewahrt werden, daß ſie nicht verderben, oder Schaden leiden. Die Hausfrau muß endlich Waffen, Kleider, und Geräth in die ſicherſten und angemeſſenſten Gemächer des Hauſes vertheilen, muß Achtung geben, daß ſie gut und ſauber erhalten, und nach dem Gebrauch wieder geliefert, und an ihre angewieſenen Plätze gebracht werden: ſie muß ſich nicht weniger ihrer kranken Sclaven und Sclavinnen annehmen, muß die treuen und fleißigen belohnen, die trägen und nachläßigen beſtrafen, und die unwiſſenden unterrichten. Wenn du, ſagt Iſchomachus zu ſeiner Gattinn, mit der ſorgfältigen Uebernehmung aller dieſer häuslichen Arbeiten Treue gegen mich, und Liebe gegen deine Kinder verbindeſt, dann kannſt du mich ſelbſt zu deinem Diener machen: dann brauchſt du nicht zu fürchten, daß du im Alter weniger werdeſt geachtet werden, ſondern kannſt vielmehr hoffen, daß du um deſto mehr werdeſt geehrt werden, je mehr du gemeinſchaftlich mit mir dich deines Hausweſens annehmen wirſt. Denn alles Gute und Schöne kommt in die Ehe, ſo wie in das menſchliche Leben, nicht durch cörperliche Reize, die ſich in guten und böſen Menſchen, ſondern nur durch Tugenden, die ſich allein in guten Menſchen finden können.

Selbſt alsdann alſo, wenn die Griechiſchen Weiber am beſten waren, verlangten die Männer von ihnen weiter nichts, als daß ſie ihnen Kinder gebähren, und die Oberaufſicht über die innere Haushaltung führen ſollten. Die häuslichen und öffentlichen Geſchäfte der Männer wurden entweder alle außer Hauſe, oder wenigſtens außerhalb der Weiber Wohnung verrichtet, die von der Wohnung der Männer und Sclaven auch darum durch das Bad abgeſondert war, damit die Sclavinnen ſich nicht ohne den Willen der Herren und Frauen mit den Sclaven verbinden oder zu vertraut werden möchten *). In allen dieſen männlichen Arbeiten und Angelegenheiten konnte es dem Manne nicht einfallen, ſeine Frau um Rath zu fragen, weil ſie vermöge

---

*) *Xenophon* I. p. 334.

möge ihrer Erziehung, und beſtändigen Eingeſchloſſenheit unmöglich etwas davon verſtehen konnte; und aus eben dieſem Grunde konnte es auch der Frau nicht einfallen, ſich in die Sachen ihres Mannes zu miſchen. Weil nun die Frauen in den Angelegenheiten der Männer ganz unwiſſend waren, und auch gar nicht durch den Unterricht, und Umgang von Männern gebildet wurden (denn ehrliche Frauen und Jungfrauen blieben beſtändig von allen männlichen Geſellſchaften ausgeſchloſſen), ſo konnten auch ihre Unterredungen für Männer weder unterhaltend, noch lehrreich werden. Männer ſuchten alſo nur Männer und männliche Geſellſchaften auf, und ſelbſt einer der rechtſchaffenſten Athenienſer, Iſchomachus ſagte von ſeiner Gattinn, daß es unter den Menſchen, die er innig liebe, und verehre, nur wenige gebe, mit welchen er ſo ſelten und wenig, als mit ſeiner Frau rede *). Die gänzliche Verbannung aber aus den Kreiſen, und auf eine gewiſſe Art von dem Angeſichte ihrer Männer hinderte deßwegen die Griechinnen nicht, daß ſie ſich nicht

---

*) L. c. p. 313.

nicht Geſicht und andere Theile des Leibes mit weißer und rother Schminke beſtrichen, und ſelbſt die Augen gefärbt hätten *).

Alle Geſetze Solons, die das andere Geſchlecht betreffen, verkündigen entweder den Morgenländiſchen Geiſt des Geſetzgebers, oder die Morgenländiſchen Laſter und Neigungen der Athenienſiſchen Weiber. So zahlreich, und genau die Geſetze Solons über die Erziehung von Knaben und Jünglingen waren, ein ſo tiefes Stillſchweigen beobachtete er über die Erziehung der Töchter, weil dieſe in der That gar keine Erziehung erhielten, und weil ſie eben ſo wie Sclaven nur als Mitglieder von Familien, aber nicht als Beſtandtheile des Volks angeſehen wurden **). Dem Solon ſchienen die Weiber ſeines Volks noch nicht genug eingeſchloſſen zu ſeyn, oder ihre Tugend durch eine größere Sorgfalt noch mehr geſichert werden zu können. Er verordnete daher, daß Weiber bey Tage nicht

---

*) *Xenoph.* Oecon. c. X.

**) Meine Geſchichte der Wiſſenſchaften am angef. Orte.

anders, als geputzt, und Abends nicht anders, als mit Fackeln, und auf einem Wagen ausgehen, oder ausfahren ſollten *). Solon hatte zu der häuslichen Treue der Weiber nicht mehr Zutrauen, als zu der ehelichen. Um alſo alle Unterſchleiſe zu verhüten, unterſagte er, daß Weiber an Eßwaaren mehr, als einen Obel werth, aus dem Hauſe des Mannes mitnehmen, und auch keinen größern, als cubitaliſchen Korb tragen ſollten **). Unter den Athenienſern im Zeitalter Solons war es, wie im ganzen Morgenlande gebräuchlich, daß die Weiber an den Gräbern der Verſtorbenen wehklagten, Geſicht und Bruſt zerfleiſchten, und dieſes auch lange nach der Beerdigung zu gewiſſen Zeiten wiederholten. Solon verbot nicht nur die meiſtens erkünſtelten barbariſchen Ausbrüche des weiblichen Schmerzes, ſondern auch das häufige Beſuchen der Gräber und Monumente von fremden Perſonen, weil ſolche Beſuche von Gräbern in Athen, wie im Orient Vorwände und Gelegenheiten zu ſträf-

---

*) *Plut.* in Solone I. 359.
**) ib.

ſträflichen Verbindungen, oder Ausſchweifungen waren *). Der Athenienſiſche Geſetzgeber nahm zwar ſeinen Mitbürgern das Recht, das ſie vor ihm gehabt hatten, ihre Kinder und Schweſtern zu verkaufen, allein er erlaubte doch den Vätern, Brüdern und Vormündern dieſes unmenſchliche Recht, wenn ihre Töchter, Schweſtern und Mündel einen Fehltritt begangen, und ihre Unſchuld verloren hatten **). Auch ſuchte Solon die koſtbaren Ausſtattungen der Töchter einzuſchränken, welcher gute Vorſatz aber durch die zu tief eingewurzelte Morgenländiſche Gewohnheit, Kleider, Schmuck, und Geld mit großem Pomp in das Haus des Bräutigams tragen zu laſſen, vereitelt wurde ***). Mitgaben unterſagte Solon nicht allein nicht, ſondern er begünſtigte ſie vielmehr, und es gab alſo in Athen, wie in Rom, reich begabte Jungfrauen, und Erbinnen, die dadurch Herrinnen der Männer wurden, welches

---

*) ib.

**) *Petit.* Leg. Attic. p. 159.

***) ib. p. 450. 451.

auch im Morgenlande nicht ſelten geſchieht *). Erbinnen und Frauen mochten aber ſo reich ſeyn, als ſie wollten, ſo wurden ſie doch von den Geſetzen beſtändig als Unmündige angeſehen, und ſie ſtanden daher unter einer ewigen Vormundſchaft. Nach dem Tode des Vaters kamen unverheirathete Jungfrauen unter die Tutel entweder ihres älteſten Bruders, oder ihres nächſten Anverwandten, und dieſe hatten gleiche Rechte und Pflichten über und gegen ihre Schweſtern und Mündel, welche die Väter gehabt hatten. Brüder muſten ihre Schweſtern ausſtatten, und die nächſten Anverwandten waren nach Solons Geſetzen ſogar verbunden, unverſorgte Waiſen zu heirathen, oder ihnen einen Brautſchatz zu geben **). Der Umgang mit Sclavinnen oder Beyſchläferinnen, und dann mit öffentlichen Buhlerinnen war in Athen eben ſo häufig und unvermeidlich, als in den Morgenländern, und daher wurde auch Solon, wie die Morgenländiſchen Geſetzgeber genöthigt, den Ehemännern, beſonders denen, die Waiſen heirathen würden, zu gebieten, daß ſie ihren rechtmäßigen Frauen wenigſtens dreymal in jedem Monat beywohnen ſollten *). Ein Geſetz, das in Athen eben ſo wenig, als im Orient erfüllt wurde. Solon nahm endlich den Athenienſiſchen Frauen nicht alle Freyheit, ſich von ihren Männern zu ſcheiden, ſo wie dieſe ihre Weiber mit der Rückgabe des Eingebrachten, oder dem Ausſetzen eines geringen Unterhalts verſtoßen konnten, allein der Geſetzgeber erſchwerte den Athenienſerinnen die ihnen gegebene Freyheit, einen nichtswürdigen Mann zu verlaſſen, ſo ſehr, daß wahrſcheinlich die meiſten Weiber lieber alles duldeten, als den von ihrem Geſetzgeber vorgeſchriebenen Schritt wagten. Eine Frau nämlich, die ſich von ihrem Manne ſcheiden wollte, muſte ihre Klage und Bitte in Perſon bey dem Archon anbringen **), wogegen die ſtets verſchloſſenen, und von dem Umgange

---

*) ib.

**) *Petit.* p. 452. *Meurſ.* Lect. Attic. V. 1. Themis Attic. II. 13.

---

*) *Plut.* in Sol. I. 356.

**) *Petit.* Leg. Attic. l. c. *Meurſ.* Themis Attic. II. 9.

mit Männern abgeſonderten Athenienſerinnen als gegen die offenbarſte Schande eine unüberwindliche Abneigung haben muſten. Verführer von Frauen, Töchtern, und Schweſtern, die man auf der That ertappte, konnte man ungeſtraft umbringen, allein das Leben von Ehebrecherinnen muſte man ſchonen. Dieſe durften nach Solons Geſetze ſich nicht mehr, wie ehrliche Frauen putzen, durften alſo auch nicht mehr ausgehen, und an öffentlichen Feſten und Luſtbarkeiten erſcheinen. Wagten Ehebrecherinnen das eine, oder das andere, ſo konnte ein jeder ſolche Ehrloſe anfallen, ihren Schmuck und ihre Kleider zerreißen, ſie ſelbſt ſchlagen und mißhandeln, nur nicht tödten, oder verſtümmeln *). Auch zu Solons Zeiten müſſen viele bequeme, oder leicht zu befriedigende Ehemänner in Athen geweſen ſeyn, denn er unterſagt bey dem Verluſt aller bürgerlichen Ehre, oder der Fähigkeit in öffentlichen Volksverſammlungen zu erſcheinen, und öffentliche Geſchäfte und Aemter zu verwalten, ehebrecheriſche

Wei-

---

*) II. S. 53. meiner Geſchichte der Wiſſenſchaften.

Weiber bey ſich zu behalten, oder wieder zu nehmen. Alle dieſe Verordnungen aber waren, wie die Mauren, Riegel, und Hüter der Gyneceen viel zu ſchwach, die Fluth der allgemeinen Sittenverderbniß von den geheimen Wohnungen der Weiber abzuhalten, und die Weiber, die ſich dieſem Strome überließen, im Zaume zu halten. Schon im Peloponneſiſchen Kriege zeigten die vornehmſten Weiber dem Alcibiades und andern ſchönen Jünglingen öffentlich nach, und waren die erſten, welche die Unſchuld dieſer hofnungsvollen jungen Bürger verdarben. Gegen die Zeiten des Untergangs der Freyheit war Ehebruch eben ſo gemein, als Treuloſigkeit, Beſtechungen und Verrätherey des Vaterlandes, und weibliche Tugend war eben ſo ſelten, als es eine jede andere öffentliche und häusliche Tugend war *).

So wie die Athenienſer und meiſten übrigen Griechen in der Schätzung und

---

*) Geſchichte der Wiſſenſch. II. 606. beſ. aber die Geſch. des Luxus der Athenienſer S. 41. die Lemgoer Ausgabe.

Behandlung der Weiber überhaupt mit den Morgenländern übereinſtimmten, ſo waren ſie ihnen auch in ihrem Hange zu Buhlerinnen, und in ihren Begriffen von buhleriſcher Liebe ähnlich. Man duldete Buhlerinnen nicht bloß in Griechenland, ſondern man ſah ſie, wie in den alten Reichen des Morgenlandes, und in dem heutigen heidniſchen Hindoſtan, als Dienerinnen von Gottheiten an *). Zuerſt verehrten die Aſiatiſchen Griechen nach dem Beyſpiele ihrer Nachbaren öffentliche Weibsperſonen als Prieſterinnen der Venus, die ihre eigenthümlichen Gottheiten anbeteten, ihre beſondern Feſte feierten, und ihre eigenen Tempel errichteten und beſuchten. In dem Griechiſchen Mutterlande ſcheinen Buhlerinnen zuerſt in dem reichen, und üppigen Korinth dieſelbigen Rechte, und daſſelbige Anſehen mit ihren Schweſtern in Aſien erhalten zu haben. Nach der Vertreibung des Xerxes ſchrieben die Korinthier die Erhaltung ihrer Stadt, und des übrigen Griechenlandes vorzüglich den Fürbitten

---

*) Meine Preisſchrift über den Luxus der Athenienſer S. 44. u. f.

der Prieſterinnen der Venus, und dem Schutze dieſer Göttinn zu. Die dankbaren Korinthier ließen daher dieſe andächtigen Schönen, die das Vaterland gerettet hatten, ihren Nachkommen zum Andenken und zur Verehrung, wie die Athenienſer die Helden mahlen, die bey Marathon gefochten hatten. An allen Feſten der Venus wandte man ſich vorzüglich an die öffentlichen Buhlerinnen, als die kräftigſten Fürſprecherinnen bey der Göttinn, und man glaubte ein verdienſtliches Werk zu verrichten, wenn man in Gefahren oder Nöthen der Venus neue Prieſterinnen zu weihen gelobte. Selbſt Solon hielt es ſeiner Vaterſtadt erſprießlich, den Dienſt der irrdiſchen Venus in Athen einzuführen, und öffentliche Weibsperſonen als Prieſterinnen der Göttinn einzuladen.

In den erſten Menſchenaltern nach dem Solon richteten die Buhlerinnen keine große Verheerungen in den Sitten und Familien der Athenienſer an, indem es lange für ſchimpflich gehalten wurde, die Wohnungen von öffentlichen Weibsperſonen zu beſuchen. Allein in dem Zeitalter des Perikles, und noch mehr in den folgenden Menſchenaltern bis auf den Untergang der Freyheit Athens wurden Buhlerinnen eine der vornehmſten Urſachen der frühen Verderbung der Jugend, und der unter allen Ständen herrſchenden Sittenloſigkeit. Seitdem Perikles ſelbſt ſich nicht ſchämte, die Aſpaſia in ſein Haus aufzunehmen, und die vornehmſten Athenienſer ſich nicht ſcheuten, der Aſpaſia ihre Weiber und Töchter zuzuführen, ungeachtet es bekannt war, daß ſie junge Mädchen in der Buhlerey, wie in einer Kunſt unterrichtete, und mit ſolchen Verführerinnen der Jugend, und Zerſtörerinnen des häuslichen Glücks ganz Griechenland erfüllte, ſo ſtürzten ſich Jünglinge und Männer von allen Ständen in die Arme von Buhlerinnen, die allerdings viel unterhaltender und gelehrter, als die eingeſchloſſenen Töchter und Frauen der Griechen waren. Nach dem Perikles und Sokrates lebten die berühmteſten Heerführer, Staatsmänner, Redner, Weltweiſe, Dichter, und Künſtler im eheloſen Stande, und unterhielten Buhlerinnen, die ihnen auf Reiſen, und im Kriege folgten, und ſelbſt Demoſthenes durfte es öffentlich vor dem Volke ſagen, daß man Frauen nehme, um rechtmäßige Kinder zu zeugen, Beyſchläferinnen, um eine gute Pflege zu haben, und Buhlerinnen, um die Vergnügungen der Liebe zu genießen *). Buhlerinnen ſammleten Reichthümer, dergleichen kein Grieche durch erlaubte Künſte, und ehrliche Gewerbe, und Handthierungen zuſammenbringen konnte. Sie drängten ſich in die Hörſäle der Weltweiſen ein, von deren Schülern ſie nicht bloß geduldet, ſondern bewundert wurden, und erwarben ſich den Ruhm von ſchönen Schriftſtellerinnen. Man errichtete Buhlerinnen koſtbarere Denkmäler, als man den gröſten Weiſen, oder den Erhaltern und Befreyern des Vaterlandes geſtiftet hatte, und ſchrieb endlich ihre Abentheuer und Einfälle mit einem Wetteifer und einer Genauigkeit auf, womit kaum die Thaten, Schickſale, und Reden der berühmteſten Helden, Staatsmänner, und Weltweiſen aufgezeichnet worden waren **). Mit dem Verfall des Wohlſtandes, der Künſte, und Wiſſenſchaften unter den Griechen verſchwanden zwar die Phrynen, und Aſpaſien, die Ge-

---

*) ib. S. 86.

**) ib [illegible]

Gegenſtände der Wünſche, und Bewunderung von ganz Griechenland, und lebende Muſter der gröſten Meiſterſtücke der Kunſt geweſen waren, allein die Zahl der Buhlerinnen, ihre Raubſucht, ihre Völlerey, Gefräßigkeit, oder Leckerhaftigkeit nahmen mit den noch immer ſinkenden Sitten und Staaten der Griechen in gleichem Verhältniſſe zu *).

Da die heutigen Griechen noch viel unwiſſender, und auch mehr gedrückt ſind, als ihre Vorfahren unter der Herrſchaft der Römer, ſo können ſich freylich jetzo öffentliche Weibsperſonen nicht mehr zu dem Ruhme, und wenn man ſo reden darf, bis zu der Größe der Buhlerinnen in den Zeiten des Perikles, und Demoſthenes erheben; ſonſt aber haben die heutigen, wie die alten Griechen Tänzerinnen, oder öffentliche Weibsperſonen, und auch der übrige Zuſtand des weiblichen Geſchlechts iſt unter den neuern Griechen faſt ohne Ausnahme eben ſo beſchaffen, wie er vor einigen Jahrtauſenden war. Die Griechiſchen Jungfrauen ſind vor der Ehe noch eben ſo unſichtbar, und die Frauen eben ſo eingezogen, wie vormals. Beyde arbeiten, kleiden, und ſchmücken ſich noch eben ſo, wie in alten Zeiten, und ſelbſt die Gebräuche bey Hochzeiten, Niederkunften, und Beerdigungen ſtimmen mit denen der Vorwelt überein *). Nur auf der Inſel Metelin oder auf dem alten Lesbos erben die Töchter mit Ausſchließung der Brüder **), und auch unter den übrigen Griechen ſoll die älteſte Tochter bey ihrer Verheirathung die Hälfte des väterlichen Vermögens zum Brautſchatze erhalten, wenn auch zehn Geſchwiſter vorhanden ſind ***).

---

*) Man ſehe nur die Geſpräche von Buhlerinnen in Lucians Werken.

Von

---

*) *de Guys* I. p. 28. &c.

**) ib. I. 461.

***) *Tournefort* I. p. 50. Außer den angeführten Nachrichten könnte man noch viele andere anführen, aus welchen die unceltiſche, oder Morgenländiſche Sinnesart der Griechen erhellt. Unter keinem edlern Volke unſers Erdtheils erhob man die männliche Liebe ſo öffentlich und ſchwärmeriſch, Von den Athenienſern und allen übrigen Griechen unterſchieden ſich die Spartaner, ſo wie durch die Verfaſſung ihres Senats, und durch die Erziehung ihrer Jugend, alſo auch durch die Behandlung des andern Geſchlechts. Wenn die Spartaner in alten Zeiten ihren Weibern und Töch-

---

meriſch, als in Griechenland, und unter keinem andern Volke waren zur Beſchützung der Unſchuld von Knaben und Jünglingen ſolche Maaßregeln nothwendig, als ſchon **Solon** nöthig fand (II. S. 56. 57. meiner Geſchichte der Wiſſenſch.) Kein Celtiſcher Geſetzgeber dachte daran, daß Eltern, Brüder und Vormünder die Keuſchheit nicht bloß ihrer Töchter und Schweſtern, und weiblichen Mündel, ſondern auch ihrer Söhne, Bruder, und jungen Anverwandten verkaufen könnten, und wenn ſie darzu gedacht hätten, ſo würden ſie ſolche Ungeheuer ganz anders, als **Solon**, geſtraft haben, der die Schänder der Unſchuld von Knaben, die ihnen durch Bande des Bluts verbunden waren, nur durch die Beraubung der bürgerlichen Ehre ahndete. ib. S. 54. Unter welchem Europäiſchen Volke Celtiſchen Urſprungs war es wohl, wie unter den Griechen erlaubt, leibliche Schweſtern zu heirathen, und

Töchtern ſo begegneten, wie die übrigen Griechen, und erſt nach der Geſetzgebung Lykurgs anfingen, ihnen ſo große Freyheiten und Vorrechte zu geſtatten, als ſie von dieſem Geſetzgeber an bis auf den Untergang der Republik beſaßen, ſo kann man, glaube ich, aus der ganzen Geſchichte kein auſ-

---

und wo anders, als unter den Griechen wurde die Schändung einer Jungfrau nicht härter, als durch die Nothwendigkeit, die Geſchändete heirathen zu müſſen, geſtraft? *Petit.* p. 440. 446. Unter welchem andern Europäiſchen Volke endlich würden angeſehene Eltern es zugeben, daß ihre entkleideten Töchter großen Künſtlern als Muſter ſtehen dürften, damit große Maler aus ihren verborgenſten Reizen das Bild einer Göttinn zuſammenſammlen möchten? S. 45. meiner Preisſchrift. So enge die Griechinnen auch eingeſchloſſen waren und noch ſind, ſo haben ſie doch weniger wahre Schaamhaftigkeit, als die übrigen Europäerinnen. Sie verbergen ſich vor Freunden der Väter und Männer, und ſcheuen ſich nicht, öffentlich zu baden, wie die Morgenländerinnen, und die Weiber der Europäiſch-Slawiſchen Völker noch jetzo thun.

auffallenderes Beyſpiel von der Gewalt eines einzigen Mannes, und von dem Einfluß der Staatsverfaſſung und Geſetze auf den Geiſt von Völkern anführen, als die Befreyung der Spartaniſchen Schönen aus ihrer alten Knechtſchaft durch den Lykurg, und das damit verbundene Anſehen enthalten würde. Allein die eigenthümliche Kleidung, die Waffen und Rüſtung, und dann die unterſcheidende Tapferkeit der Spartaner laſſen vermuthen, daß dies Volk eine größere Miſchung von Celtiſchem Blute hatte, als die übrigen Griechen, und eben deßwegen iſt es mir wahrſcheinlich, daß die Weiber der Spartaner nie in einem ſolchen Grade eingeſchloſſen, und ſo wenig geachtet waren, als in dem übrigen Griechenlande. So wenig es einem Geſetzgeber unter den aufgeklärtern Völkern Europens möglich wäre, Väter und Männer zu einer ſolchen Härte zu bewegen, dergleichen die alten Griechen außer den Spartanern, und die heutigen Morgenländiſchen und übrigen Slawiſchen Völker gegen ihre Weiber und Töchter ausüben, eben ſo wenig würde es dem Lykurg möglich geweſen ſeyn, die Spartaner zu einem ſolchen Betragen gegen das andere Geſchlecht, dergleichen ſeine Geſetze vorſchrieben, zu bewegen, wenn die Spartaner, wie die Athenienſer oder wie die Bewohner des Morgenlandes geſinnt geweſen wären. Hätte ein Geſetzgeber die in ihrer innerſten Natur gegründete Denkungsart der Männer, und das von undenklichen Zeiten her beſtimmte Schickſal der Weiber auf einmal umſchaffen können, ſo würden es wahrſcheinlich außer dem Lykurg auch andere Geſetzgeber Griechenlandes verſucht haben, beſonders da ſie ſchon das Muſter Lykurgs vor ſich hatten. Allein Solon und andere Geſetzgeber, weit entfernt das Loos der Weiber zu erleichtern, ſchränkten, wie die ſpätern Religionsſtifter des Morgenlandes, die Weiber noch mehr ein, als ſie vormals geweſen waren. Faſt gewiß alſo waren die Weiber der Spartaner von jeher eben ſo frey und geachtet, als unter den Celtiſchen Völkern, und Lykurg führte nur die unnatürlichen Einrichtungen ein, wodurch die Bande der Ehe auf eine gewiſſe Art aufgelößt, Gemeinſchaft der Weiber begünſtigt, und Mädchen und Weiber in Jünglinge und Männer umgekehrt wurden. So widerſprechend dieſe Neuerungen der Natur und Beſtimmung des andern Geſchlechts waren, ſo übereinſtimmend waren ſie mit der übrigen Verfaſſung des vom Lykurg umgeänderten Staats, in welchem alle häusliche und natürliche Verbindungen, beſonders die zwiſchen Eheleuten, und zwiſchen Eltern und Kindern aufgehoben werden ſollten, damit alle Geſchlechter und Alter deſto feſter mit dem einzigen Bande der Vaterlandsliebe umſchlungen, und angezogen würden. Die Verächtlichkeit, und Verdorbenheit des andern Geſchlechts in den übrigen Griechiſchen Staaten, oder die häufigen Proben von Vaterlandsliebe, und männlichem Muthe, welche die Spartanerinnen gegeben hatten, machten den Plato und andere nicht nur zu ſchwärmeriſchen Bewunderern der Lykurgiſchen Geſetze, ſondern reizten und blendeten ſie auch ſo ſehr, daß ſie eine völlige Gemeinſchaft der Weiber, und eine vollkommne Gleichheit der Erziehung und Beſchäftigungen beyder Geſchlechter in ihre eingebildeten Staaten einführen wollten.

In Sparta *) waren Jungfrauen nicht allein nicht eingeſchloſſen, ſondern ſie übten ſich gleich Knaben und Jünglingen in öffentlichen Gymnaſien in allen den Leibesübungen, die Geſundheit, Schönheit, und Stärke geben können. Manche von dieſen Uebungen verlangten, daß die Kämpferinnen ſich ganz entkleideten, welchen Kämpfen nackter Jungfrauen Hageſtolze nicht zuſehen durften. In Rückſicht auf Beſuche hatten die Spartanerinnen gleiche Freyheit mit den Männern. Auch war ihre Kleidung nicht ſo verhüllend, und ſchwerfällig, als die der übrigen Griechinnen, vielmehr war ſie mit Fleiß ſo eingerichtet, daß eine Schöne keinen Schritt thun konnte, ohne ihr Bein zu entblößen, und daß ſie, wenn ſie es der Mühe werth fand, ohne ſichtbare Coquetterie alle ihre Reize bis an die Gegend des Leibes offenbaren konnte, welche die Mediceiſche Venus mit der linken Hand bedeckt. Durch den beſtändi-

---

*) *Xenophon* de Rep. Lacedaemon. c. I. *Plutarch.* in Lycurgo I. 190. &c. *Goguet* Vol. VI. p. 426. &c.

gen Anblick der weiblichen Reize wurden die Spartaner ſo wenig geſättigt, daß ſie vielmehr ihren Weibern und Geliebten mehr, als andere Griechen ergeben waren, und ihnen zuletzt ſogar unterthan wurden. Für Männer und Jünglinge gab es keine kräftigere Ermunterungen zu großen Thaten, und keine demüthigendere Beſchämungen, als Lobgeſänge, oder Spottlieder von Jungfrauenchören, und als der Beyfall, oder Tadel ehrwürdiger Matronen. Um junge Männer vor ſchädlichem Uebermaaß im Genuß, und vor der Sättigung, die damit verbunden iſt, zu bewahren, verordnete Lykurg, daß junge Ehemänner ihre Weiber nur verſtohlen beſuchen durften, und nach wie vor der Heirath neben andern Jünglingen von gleichem Alter ſchlafen mußten. Nicht ſelten hatten junge Eheleute ſchon Kinder, bevor der Mann ſeine Frau öffentlich beſucht hatte, indem es in Sparta für eine Schande gehalten wurde, wenn ein junger Mann ſich bey ſeiner Gattinn betreffen ließ. Damit endlich dem Vaterlande die meiſten, ſchönſten, ſtärkſten, und muthigſten Bürger geboren würden, erlaubte Lykurg, daß Ehemänner ihre Wei-

ber

der gegen einander vertauſchen könnten, wenn ſie anders hoften, mit einer andern Frau, als der ihrigen, mehrere und beſſere Kinder zu zeugen, daß ein alter Mann einen ſchönen Jüngling zu ſeiner Frau führen durfte, um edlere Söhne, als er ſelbſt zu zeugen im Stande war, zu erhalten, ja daß ſogar ſchöne und tapfere Männer einen jeden Ehemann um ſeine Frau anſprechen durften, um mit den Weibern, die ihnen gefielen, ihnen ähnliche Kinder zu zeugen.

Die männlichen gymnaſtiſchen Uebungen, welche Lykurg den Jungfrauen vorſchrieb, hatten zwar die ſcheinbaren Vortheile, daß die Spartanerinnen alle übrigen Griechinnen durch cörperliche Schönheit, und noch mehr durch männlichen Muth, Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe übertrafen; allein eben dieſe Uebungen, verbunden mit den Anfängen oder Anlagen zur Gemeinſchaft der Weiber, die in Lykurgs Geſetzen enthalten waren, hatten die viel größern Nachtheile, daß dadurch in den Spartanerinnen überweibliche

Kühnheit, und Anſprüche, und zuletzt eine in Griechenland beyſpielloſe Unſittlichkeit hervorgebracht wurde. Die ſchädlichen Wirkungen der unnatürlichen Geſetze Lykurgs über die Erziehung der Töchter, und über die Nichtheiligkeit der Ehe wurden zwar nicht in die Augen fallend, ſo lange die Spartaner den Satzungen ihres Geſetzgebers treu blieben, und ihre alte Armuth, und Einfalt der Sitten, und die Gleichheit oder vielmehr Gemeinſchaft der Güter bewahrten. In dieſen Zeiten der Unſchuld blieben die Keime der Verderbniß, die Lykurg durch ſeine Geſetzgebung ſelbſt in die Herzen der Weiber und Töchter ſeiner Mitbürger ausgeſtreut hatte, unentwickelt, und ich halte es daher für ſehr wahrſcheinlich, was Plutarch an mehrern Orten erzählt, daß der Ehebruch ſo lange unbekannt geweſen ſey, als Reichthum, Ueppigkeit, und Schwelgerey unbekannt waren *. Ein Fremdling, der ſich mit dem Spartaner Geradatus über die Geſetzgebung Lykurgs unter-

---

*) Plut. I. 196. VI. 85.

unterredete, wunderte ſich darüber, daß Lykurg keine Strafe auf den Ehebruch geſetzt habe, und fragete daher, wie man den Ehebrecher zu beſtrafen pflege? Hierauf antwortete der Lacedämonier: wie ſollten in Sparta Ehebrecher ſeyn, wo Reichthum, Prachtliebe, und Begierde ſich zu putzen für entehrend, und Schaamhaftigkeit hingegen, Beſcheidenheit, und Gehorſam gegen die Geſetze allein geachtet und bewundert werden! Die Zeiten, in welchen man ſo etwas mit Wahrheit von den Spartanern ſagen konnte, hörten im Peloponneſiſchen Kriege auf *). Nach den Siegen, welche die Spartaniſchen Krieger und Feldherren in großen Entfernungen von ihrem Vaterlande, und alſo auch von dem Wirkungsreiſe der vaterländiſchen Geſetze und ihrer Aufſeher über die gleich verdorbenen Griechen und Barbaren erfochten, nahmen ſie von dieſen in wenigen Jahren eine unerſättliche Raubſucht, und eine dieſer Raub-

ſucht

---

*) Meine Geſchichte der Wiſſenſchaften II. S. 328. 570.

ſucht entſprechende Schwelgerey und Ueppigkeit an. Als die Spartaner einmal die Grundlagen, oder Stützen ihrer ganzen Verfaſſung, Armuth, und Unſchuld umgeworfen hatten, da wurden, und waren alle Geſetze zu ſchwach, das Eindringen ausländiſcher Schätze und Laſter zurückzuhalten. Nun brach der Saame von Verderbniß, der bisher in den Herzen der Weiber geſchlummert hatte, mit unwiderſtehlicher Gewalt hervor. Frauen und Jungfrauen entehrten ſich ſelbſt, ihre Männer und Väter, verdarben Jünglinge und Mitbürger, und machten eine jede Rückkehr zu der alten Verfaſſung, und zu den Tugenden der Vorfahren unmöglich. Die Spartaner muſten den Abfall von der alten Tugend, und den Ungehorſam gegen Lykurgs Geſetze in kurzer Zeit mit den ſchimpflichſten Demüthigungen ihres ſonſt unüberwundenen Vaterlandes, mit der faſt gänzlichen Entvölkerung ihres Gebiets, und mit einer unheilbaren Entkräftung des gemeinen Weſens büßen, die ſich zuletzt mit einem langſamen Tode endigte.

Schon in dem Zeitalter vom Plato und Xenophon, und noch mehr in dem Zeitalter des Ariſtoteles war weibliche Tugend in Sparta noch ſeltener, als öffentliche Tugenden, und das andere Geſchlecht war in einem ſolchen Grade ausgelaſſen, daß die Spartaniſchen Frauen und Jungfrauen dem ganzen übrigen Griechenlande zum Aergerniß wurden, und die weiſeſten Männer urtheilten: daß die Verdorbenheit der Weiber die Hauptquelle des Verfalls, und der Zerrüttung des Spartaniſchen Staats ſey [*]). Ehebruch war ſo allgemein, daß daraus faſt eine völlige Gemeinſchaft der Weiber entſtand, und eben deßwegen ſo wenig entehrend, daß alle Spartanerinnen ein ehebrecheriſches Weib um einen ſchönen, und tapfern Ehebrecher beneideten, ſo wie die Spartaner ſelbſt den Ehebrecher aufmunterten, ſeine Verbindung nur fortzuſetzen, um dem Staate ihm gleiche

---

*) *Xenophon* de Rep. Lacedaem. am Ende. *Plutarch* in Lycurgo l. c. und beſond. *Ariſtot.* II. 9. de Civitate.

che Söhne zu ſchenken *). Je größer die Ausſchweiſungen der Spartanerinnen wurden, deſto ungemeſſener wurden ihre Anſprüche, und deſto uneinſchränkter ihre Herrſchaft über ihre ausgearteten Männer, die ſich von ihren Weibern, wie von ihren Begierden, und Laſtern unterjochen ließen. Man

---

) *Plutarch* in Pyrrho II. 785. &c. Eine vornehme Spartanerinn **Chelidonis lebte mit einem ſchönen Jüngling **Akrotatus** in einem ſo offenbaren Ehebruch, daß der Mann des untreuen Weibes, **Kleonymus**, aus Verzweyflung ſein Vaterland verließ, und in der Abſicht, ſich zu rächen, zum König **Pyrrhus** überging, der Sparta bekriegte. Als der epirotiſche König die Stadt Sparta ſelbſt angriff, zeichnete ſich **Akrotatus** vor allen andern durch ſeine Tapferkeit aus. Indem er blutig aus dem Gefechte zurückkehrte, ſchien er den Spartanerinnen ſchöner und größer, als jemals. Sie beneideten die **Chelidonis** um einen ſo muthigen und ruhmvollen Liebhaber, und die Spartaner ſelbſt riefen dem Jünglinge zu: fahre fort, **Akrotatus**, die **Chelidonis** zu umarmen, und ſchenke dem Vaterlande Söhne, die deiner würdig ſind.

Man fing an, ihnen als Herrinnen zu begegnen, und ſie auch Herrinnen zu nennen; und ſie wurden nicht bloß Beherrſcherinnen ihrer Männer und Liebhaber, ſondern auch die vornehmſten Beſitzerinnen der unbeweglichen Güter, die ſammt den übrigen Reichthümern in die Hände einiger weniger Erbinnen, oder übermüthiger Weiber kamen *). Die übrigen Griechinnen prieſen die Spartanerinnen wegen der Gewalt, die ſie über die Männer hatten, glücklich, und als einſt eine Fremde den aus dem Scheinglücke der Spartanerinnen entſtehenden Neid nicht undeutlich merken ließ, gab eine Spartanerinn die kecke Antwort: wir ſind werth, über Männer zu herrſchen, weil wir allein Männer zur Welt bringen **). Das Weiberregiment war in Sparta, wie in allen edleren aber verdorbenen Völkern das ſicherſte Zeichen, daß Männer, die ihren Weibern dienten, nicht mehr werth ſeyen, über andere Männer zu herrſchen.

---

*) Script. cit. imp. *Plut.* I. 190. 191.

**) ib. p. 192.

Die Spartanerinnen ſind eine neue Beſtätigung der alten Bemerkung, daß Tapferkeit in den verdorbenſten Menſchen Statt finden, oder mit der gröſten Laſterhaftigkeit verbunden ſeyn könne. Sparta hat nicht nur in den Zeiten der Unſchuld, ſondern auch der Sittenverderbniß unter allen Griechiſchen Staaten die meiſten Beyſpiele von Müttern und Weibern aufzuweiſen, die über den Tod der für's Vaterland gefallenen Söhne und Männer frohlockten, oder ihren unwürdigen Söhnen ſelbſt den Tod gaben, und anbefahlen *). Sparta nährte auch in den Zeiten der gröſten Ausartung ſolche Töchter, die durch ihren Muth den Geſetzen Lykurgs Ehre gemacht haben würden, wenn ſie nicht dieſelben durch die Anordnungen ihres übrigen Lebens geſchändet hätten. Nach der Niederlage bey Leuktra gingen die Anverwandten der Erſchlagenen mit der Mine des Triumphs, und in Feierkleidern umher, anſtatt daß die Nachgebliebenen derer, die mit

---

*) *Apopht.* Lac. ap. *Plut.* VI. 894. &c.

mit dem Leben davon gekommen waren, mit niedergeſenktem Blick, und im Schmutze der tiefſten Traurigkeit herumſchlichen *). Als Pyrrhus ſich vor der Stadt gelagert hatte, arbeiteten Frauen und Jungfrauen eben ſo eifrig, als Männer und Jünglinge an einem Graben, wodurch man den erſten Anfall des Feindes abhalten wollte. Bey dem Aufbruche der feindlichen Schaaren übergaben Mütter, Frauen und Jungfrauen, ihren Söhnen, Männern, und Liebhabern die Waffen, und erinnerten ſie daran, wie ſüß es ſey, in den Augen der Vaterſtadt, und in den Händen von Müttern und Weibern auf eine des alten Ruhms von Sparta würdige Art zu ſterben **).

In Plutarchs Abhandlung über die Vorzüge, oder Tugenden der Weiber, die mehr den guten Willen ihres Verfaſſers, als ſeine Fähigkeit beweiſt, dem ſchönen Ge-

---

*) Geſchichte der Wiſſenſch. II. S. 553. 554.

**) *Plutarch.* II. 783.

Geſchlechte ein Ehrendenkmal zu errichten, in dieſer Abhandlung alſo kommen, wie in andern Griechiſchen Schriftſtellern faſt aus der Geſchichte aller Griechiſchen Staaten Beyſpiele von Muth vor, welche Weiber und Töchter in öffentlichen Gefahren geäußert haben. Allein ſolche einzelne Beyſpiele von weiblichem Muthe beweiſen für den Werth und das Glück des andern Geſchlechts im Ganzen genommen eben ſo wenig, als einzelne Beyſpiele der Tapferkeit, und Treue von Sclaven, den Muth und die Herzensgüte der letztern darthun. Unter den weiblichen Heldenthaten aber, die Plutarch erzählt, zeichnet ſich beſonders eine That der Argiverinnen nicht weniger durch die ſeltſamen Folgen, die ſie hatte, als durch ihre Glaubwürdigkeit aus. Als der Spartaniſche König Kleomenes *) einen großen Theil der Argiver in einer gewonnenen Schlacht getödtet hatte, und gegen Argos anrückte, um die Stadt zu beſetzen, flößte die Dichterinn Teleſilla auf einmal ihren

---

*) *Plut.* VII. p. 10. 11.

ihren Mitbürgerinnen, wie durch einen göttlichen Hauch, oder Begeiſterung einen mehr als männlichen Muth ein. Teleſilla war aus einem edlen Geſchlechte, aber ſo ſchwach und kränklich, daß ſie ſich deßwegen an die Götter wandte, um ein Gegenmittel gegen ihre zerrüttete Geſundheit zu erfahren. Die Götter, die ſchon in alten Zeiten gewuſt zu haben ſcheinen, daß in den ſchwächeren Geſchöpfen, in welchen gewöhnlich der Cörper über den Geiſt ſiegt, in einzelnen Fällen der Geiſt viel mehr über das Fleiſch vermöge, als in den ſtärkeren Männern, die Götter alſo riethen der Teleſilla, die Schwachheit ihres Leibes durch die Anſtrengungen der Seele zu bekämpfen, und ſich dem Dienſte der Muſen zu weihen. Teleſilla folgte dem Rath der Götter, fieng an zu dichten, und erwarb ſich durch ihre Gedichte unter ihren Mitbürgerinnen ein ſolches Anſehen, daß ſie im Stande war, die Schönen von Argos zur Vertheidigung der Vaterſtadt zu bewaffnen. Die Argiverinnen beſetzten unter der Anführung der Dichterinn die Mauren, und übrigen Feſtungswerke der Stadt, trieben den Kleomenes ab, und jagten den zweyten Spartaniſchen König Demaratus, der ſchon einen Theil der Stadt eingenommen hatte, wieder zu den Thoren hinaus. Nach der Errettung der Stadt wurden die Patriotinnen, die gefallen waren, neben der öffentlichen Heerſtraße begraben, damit die Nachkommen, und auch fremde Wanderer ſich ihrer Tugend ſtets erinnern möchten. Die übrig gebliebenen Heldinnen aber erhielten die Freyheit, dem Kriegsgotte einen Tempel zu erbauen, und an dem Gedächtnißtage der Erhaltung von Argos durch die Hand der Mitbürgerinnen jährlich ein Feſt zu feiern, welches den Namen des Schimpffeſtes (τα ὑβριστικα) erhielt, weil an dieſem Tage die Männer in weiblichen, und die Weiber in männlichen Kleidern umher gingen. Dies Feſt wurde noch zu Plutarchs Zeiten begangen, und die lange Dauer deſſelben macht der Dankbarkeit der Männer von Argos mehr Ehre, als die Stiftung deſſelben der Großmuth der Argiviſchen Heldinnen brachte. Die Argiviſchen Weiber begnügten ſich nicht einmal mit dem Triumphe, den ſie jährlich über ihre Männer hielten, ſondern ſie führten auch überdem noch die Gewohnheit ein, daß Bräute oder junge Frauen, wenn ſie ihre Liebhaber, oder Männer in das Brautbett, oder Ehebett aufnahmen, einen männlichen Baart anlegen durften. Meine Leſerinnen ſelbſt werden geſtehen, daß große Verdienſte ſich niemals übermäßiger, und übermüthiger belohnt haben, als die Argiverinnen ſich ihre Verdienſte um das Vaterland belohnen ließen.

Viel ſeltener, und ruhmwürdiger, als die Heldenthat der Argiverinnen, war die ſtille und beſcheidene Tugend der Cyaniſchen Schönen, deren Andenken uns Plutarch gleichfalls erhalten hat. Die Cyaniſchen Jungfrauen kamen an allen Feſten mit den Jünglingen zuſammen, und wenn jene ſpielten, und tanzten, ſo waren dieſe theilnehmende Zuſchauer, oder laute Bewunderer. An ſolchen Feſten wurden gewöhnlich die Bande zwiſchen den Herzen von liebenden Mädchen, und Jünglingen geknüpft. Wenn eine Schöne, die von mehrern geliebt wurde, ſich für einen ihrer Liebhaber erklärte, ſo traten die übrigen ohne weitere Zudringlichkeit zurück. Die

Cyaniſchen Mädchen und Frauen rühmten von ſich, daß in einem Zeitraum von ſiebenhundert Jahren keine Ehebrecherinn, und keine Verführte unter ihnen gefunden worden ſey, und wenn dieſes wahr iſt, ſo lag gewiß ein Hauptgrund dieſer beyſpielloſen Sittſamkeit und Keuſchheit in den geſelligen Feſten, an welchen Mädchen und Jünglinge einander kennen lernten, und in der Güte der Eltern, die ohne wichtige Urſachen liebende Kinder nicht trennten, und wider die Gewohnheit der übrigen Griechen beyderſeitige Liebe als den Grund des Glücks künftiger Ehen anſahen.

Achter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des andern Geſchlechts unter den Römern.

Faſt in allen Punkten, in welchen die Athenienſer, und übrigen Griechen, außer den Spartanern, mit den Morgenländiſchen Völkern übereinſtimmten, waren den letztern auch die Römer ähnlich, und zwar aus demſelbigen Grunde, den ich bey den Griechen angegeben habe, weil auch Italien in den älteſten Zeiten nicht mit Nationen reinen Celtiſchen Urſprungs beſetzt war. Die Verwandſchaft der Römer mit den Europäiſchen Slawen, und den Bewohnern des Morgenlandes erhellt am meiſten aus der Behandlung des weiblichen Geſchlechts in den Zeiten der Freyheit, und Unſchuld, wo die Weiber zwar weniger eingeſchloſſen wurden, als unter den Griechen und Morgenländern, aber ſonſt von

Vätern, Brüdern, Männern, oder Vormündern eben ſo abhängig, und faſt noch abhängiger, als unter den letztern waren. Die Knechtſchaft oder Abhängigkeit der Weiber dauerte auch unter den Römern nur ſo lange, als die heiligen Geſetze (Leges Sacratae) des Romulus und Numa, wodurch die Gewalt der Männer, und die Rechte der Weiber beſtimmt worden waren. In eben dem Grade, in welchem nach dem zweyten Puniſchen Kriege die alten Sitten und Tugenden verſchwanden, hörte auch die Gewalt und Strenge der Männer, und die Sittſamkeit und Beſcheidenheit der Weiber auf; und faſt in demſelbigen Verhältniſſe, in welchem die Männer an Werth, und an Rechten verloren, gewannen die Weiber an Freyheit, und geſetzlichen Vorzügen. Als daher unter den Regierungen der Römiſchen Kaiſer alle politiſche Freyheit, und die koſtbarſten Vorrechte Römiſcher Bürger vernichtet wurden, erhielten die Weiber, wie die Sclaven ein Vorrecht nach dem andern, und wurden allmälig von allen den Banden losgemacht, wodurch die Vorfahren, wie der Cenſor Cato ſagt, die Weiber zu feſſeln geſucht, und ſie dennoch nicht hätten im Zaume halten können *).

Der Zuſtand des weiblichen Geſchlechts unter den Römern wich von den älteſten Zeiten her darinn am meiſten von dem Zuſtande der Weiber in den Morgenländern, und in Griechenland ab, daß die Römerinnen niemals eingeſchloſſen, und von der Geſellſchaft der Männer abgeſondert waren. Die Römerinnen konnten gehen und fahren, wann, und wohin ſie wollten, aßen ſtets mit ihren Männern, und wurden nie von feſtlichen Gaſtmälern, an welchen man Fremde oder Gaſtfreunde bewirthete, ausgeſchloſſen **). Anſtatt aber, daß die Männer bey Tiſche auf Polſtern, oder auf einer Art von Canapees lagen, ſaßen die Weiber auf Stühlen, weil man dieſes mit Recht für ſittſamer hielt. Allein ſchon lange vor dem Valerius Maximus hat-

---

*) *Livius* L. 34. c. 3.

**) *Val. Max.* II. c. 1.

hatten die Römerinnen die Sitte ihrer Mütter und Großmütter verlaſſen, und ſich gleich den Männern bey der Tafel hinzulegen angefangen; weßwegen man die Sitte der alten Zeit nur noch allein an den Gaſtmälern ſehen konnte, die man den Göttern und Göttinnen gab. An ſolchen Gaſtmälern ſaßen noch zu Valers Zeiten die Göttinnen auf Stühlen, während daß die Götter auf Ruhebetten gelagert waren. Der größern Gemeinſchaft aber ungeachtet, die in Rom unter beyden Geſchlechtern Statt fand, ſcheinen dennoch die Weiber in alten Zeiten ſehr verſchwiegen, und zurück gezogen, und die Männer gegen ihre Weiber wenig mittheilend geweſen zu ſeyn. Plutarch *) erzählt, daß Numa den Weibern die ſtrengſte Nüchternheit, und Sittſamkeit, und eine ſolche Enthaltung von neugierigen Fragen, und überflüſſigen Reden auferlegt habe, daß ſie ohne ihre Männer nicht einmal von nothwendigen Dingen hätten ſprechen dürfen. Plutarch ver-

wech-

---

*) In *Numa* I. Op. p. 309. 310.

wechſelte hier allem Anſehen nach alte Geſetze mit alten Sitten, ſo wie er auch im Leben des Romulus that [*]). Die alten Römer, und deren Könige, heißt es an der zuletzt angeführten Stelle, machten viele Geſetze und Einrichtungen zu Ehren des andern Geſchlechts. Sie verordneten vorzüglich aus Dankbarkeit gegen die glückliche Ausſöhnung, welche ihre Weiber zwiſchen ihnen, und den Sabinern veranſtaltet hatten, daß die Frauen, und deren Kinder allerley Schmuck und Kleinodien tragen, daß ſie in der Stadt fahren durfſten, daß Männer ihnen ausweichen, und ſich in ihrer Gegenwart nicht allein von allen unehrbaren Entblößungen, ſondern auch von unanſtändigen Reden enthalten ſollten. — Alle dieſe Zeichen von Ehrerbietung werden noch jetzo den Weibern im Morgenlande bewieſen, wo man aber dadurch nicht ſowohl die Weiber, als die Eiferſucht derjenigen ehrt, denen ſie angehören. Auch war es nicht Wirkung der Dankbarkeit, jen:

---

*) I. p. 121. 123.

ſondern alte Morgenländiſche, oder Slawiſche Sitte, wenn die Römer ihren Weibern in den älteſten Zeiten erlaubten, daß ſie ſich viel mehr, als die Männer, putzen durften. Die Römerinnen konnten von jeher ſelbſt in der Stadt in Wägen fahren, konnten purpurne Gewänder, und allerley Kleinodien aus Gold und Silber tragen, und wahrſcheinlich puderten ſie nicht bloß ihr Haar roth *), ſondern ſie ſchminkten ſich auch nach Morgenländiſcher, und Slawiſcher Weiſe. Im zweyten Puniſchen Kriege wurde den Römerinnen die Erlaubniß, in und nahe an der Stadt zu fahren purpurne Kleider, und goldenen Schmuck, der mehr als eine halbe Unze ſchwer war, zu tragen durch das Oppiſche Geſetz verboten **), weil der Staat zu den unentbehrlichſten Bedürfniſſen alles Geld, und alle Koſtbarkeiten brauchte, womit man ſonſt die Frauen geſchmückt, und ihnen Bequemlichkeiten verſchaft hatte. Gleich nach dem

---

*) *Valer. Max.* l. c.

**) *Liv.* L. 34. c. 1. &c:

Kriege aber wurde das Oppiſche Geſetz, ſo ſehr ſich auch Cato dagegen ſträubte, wieder aufgehoben, und die Römerinnen erhielten die Freyheit wieder, wie vormals fahren, und ſich putzen zu können. Ein Grund, womit die Sachwalter der Weiber das Oppiſche Geſetz beſtritten, war dieſer, daß die Weiber der Bundesgenoſſen eben die Bequemlichkeiten genöſſen, und eben den Schmuck trügen, welche die Römerinnen vormals genoſſen und gehabt hätten, und nun wieder zu erhalten wünſchten, weil es unbillig ſey, daß die Frauen des ſiegenden und herrſchenden Volks ſchlechter einhergehen ſollten, als die der Nachbaren, welche man ſo oft überwunden, und von ſich abhängig gemacht habe *).

Unge-

---

*) Wie leicht man ohne eine genaue Kenntniß eines Volks, und eine ſorgfältige Vergleichung aller Geſetze und Sitten deſſelben eine einzelne Gewohnheit mißdeuten, und und aus ganz falſchen rühmlichen, oder un-

Ungeachtet aber die Römerinnen vermöge der älteſten väterlichen Sitte zu dem Tiſche ihrer Männer zugelaſſen, und durch keine ausdrückliche Geſetze, wie die Weiber der Griechen und Morgenländer in ihre Wohnungen eingeſchränkt, oder von Beſuchen abgehalten wurden, ſo waren ſie doch vermöge der uralten Gewohnheit ihres Volks viel eingezogener, erſchienen viel ſeltener an öffentlichen Orten, und wurden mit

---

unrühmlichen Bewegungsgründen ableiten könne, davon mag noch folgendes Beyſpiel eine Probe ſeyn. Unter den alten Römern badeten Söhne und Väter, Schwiegerſöhne und Schwiegerväter nie zuſammen, und von dieſer Gewohnheit ſuchten **Plutarch** (II. 589. in Vita Catonis) **Valerius Maximus** (l. c.) und ſelbſt **Cicero** (I. 35. de Offic.) den Grund in der großen Sittſamkeit oder Verſchämtheit der alten Römer. Allein wenn Schaamhaftigkeit die Urſache geweſen wäre, warum Söhne ſich vor den Vätern nicht entblößten, ſo hätten Männer überhaupt ſich vor Männern nicht entblößen dürfen. Dies durfmit andern Männern viel weniger bekannt, oder vertraut, als in ſpätern Zeiten geſchah. Als die Römerinnen an dem Tage, an welchen über die Abſchaffung, oder Beybehaltung des Oppiſchen Geſetzes gerathſchlagt werden ſollte *), ſich in allen Straßen verſammleten, und alle Senatoren, und Tribunen anhielten, und anredeten, um ſie zu Freunden ihrer Sache, und zu Feinden des Oppiſchen Geſetzes zu machen,

---

durften aber nur die Söhne vor den Vätern nicht thun, weil ſie durch eine ſolche Vertraulichkeit die Ehrerbietung beleidigt hätten, die ſie den Vätern ſchuldig waren; und die Väter thaten es vor den Söhnen nicht, weil ſie dadurch ihrer väterlichen Majeſtät etwas zu vergeben geglaubt hätten. **Plutarch** war in der irrigen Meynung, daß die Römer es erſt von den Griechen gelernt hätten, ſich nackt in allerley gymnaſtiſchen Uebungen zu üben; allein richtiger bemerkt dieſer Geſchichtſchreiber, daß die Römer die Griechen gelehrt hätten, ſich gemeinſchaftlich mit Weibern zu baden.

*) *Liv.* l. c.

machen, ſo tadelte Cato dieſes als eine höchſt gefährliche Umkehrung der alten Zucht, und Ordnung, als eine ſträfliche Empörung wider Männer, Geſetze, und Obrigkeiten, und als einen ſichern Beweis des Verluſtes der männlichen Majeſtät, und Obergewalt, welche die Vorfahren durch ſo viele weiſe Geſetze zu ſichern geſucht hätten; denn wenn jeder Hausherr ſich nach dem Beyſpiele der Väter und Großväter beſtrebt hätte, ſein Weib in der gehörigen Unterthänigkeit zu erhalten, ſo würde man öffentlich mit dem ganzen Geſchlechte nicht ſo vieles zu ſchaffen haben *).

— Es

---

*) Ich ſetze nur den Anfang der Rede her, die Cato für das Oppiſche Geſetz hielt, und die gewiß, das ſchöne Gewand ausgenommen, ächt iſt. Si in ſua quisque noſtrum matrefamiliae, Quirites, jus & majeſtatem viri retinere inſtituiſſet, minus cum univerſis faeminis negotii haberemus. Nunc domi victa libertas noſtra impotentia muliebri, hic quoque in foro obteritur, & calcatur:

— Es war alſo ſelbſt noch in der letzten Hälfte des ſechſten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt Rom etwas ganz ungewöhnliches, daß die Weiber ungeſcheut an öffentlichen Plätzen erſchienen, daß ſie an ſolchen öffentlichen Plätzen andere, als ihre Männer anredeten, und daß ſie ſich ſo lebhaft und öffentlich für eine Angelegenheit intereſſirten, von welcher doch ihre ganze zeitliche Wohlfarth abhing.

Die Zurückgezogenheit des andern Geſchlechts in dem alten Rom offenbart ſich aber noch vielmehr in der Seltenheit der Erſcheinungen von Frauen und Jungfrauen vor Gericht, und in dem unerhörten Aufſehen, welches dieſe Erſcheinungen in Rom erregten. Nach den älteſten Sitten und Geſetzen der Romer war es faſt unmöglich, daß eine Frau in Privatſachen vor Gericht gebracht

gebracht

---

tur: & quia ſingulas ſuſtinere non potuimus, univerſas horremus &c. *Liv.* 34. 2.

gebracht werden konnte *), als aber dieſe Geſetze und Sitten ihre Kraft, oder Anſehen verloren, und die erſte Frau ſich ſelbſt vor Gericht zu vertheidigen anfing, ſah der Senat dieſe männliche Kühnheit als ein Wunderzeichen an, um deſſen Bedeutung man die Götter fragen müſſe **). Man erhielt die Namen der Frauen, die ihre Sache vor Gericht ſelbſt übernommen hatten, oder zu übernehmen pflegten, bis auf die ſpäteſten Zeiten, und eine jede erhielt, oder verwandelte ihren Namen in einen Beynamen, den man nachher ähnlichen Weibern gab. Die eine nannte man Androgyne, oder das Männerweib; und der Name einer andern Afrania wurde zu einem Schimpfworte, womit man kecke und zankſüchtige Weiber belegte ***). Allein zu den Zeiten des Triumvirats des Auguſtus,

---

*) Nach dem **Plutarch** gab ihnen **Romulus** das Recht, nicht einmal vor peinliche Richter geladen zu werden. I. p. 121.

**) ib. I. p. 308.

***) *Val. Max.* L. VIII. c. 3.

ſtus, Antonius und Lepidus bewunderte man die Hortenſia, die Tochter des großen Redners Hortenſius, als ſie die Sache der Weiber, die den räuberiſchen Dreymännern eine große Schatzung bezahlen ſollten, mit dem Geiſte und der Beredſamkeit des Vaters vertheidigte *).

Die Römer erlaubten ihren Frauen, das Andenken der von ihnen geſtifteten Ausſöhnung mit den Sabinern in einem jährlichen Feſte zu feiren, welches den Namen des Frauenfeſtes erhielt **). Sie errichteten

---

*) ib. Eben dieſer Compilator ſagt an einer andern Stelle, II. 1. daß die Geſetze verboten hätten, eine Frau, die man vor Gericht rief, zu berühren, anſtatt daß man Römiſche Bürger mit Gewalt vor Gericht ſchleppen konnte. Ich zweyfle aber ſehr daran, daß in den älteſten Zeiten ein beſonderes Geſetz über die Behandlung von Frauen vor Gericht vorhanden geweſen ſey.

**) Matronalia. *Plutarch.* I. 123. in Romulo.

ten der tapfern Cloelia eine Statua equeſtris *), und zu Ehren des ganzen Geſchlechts einen Tempel der weiblichen Glücksgöttinn **), weil es der Mutter und Gemalinn des Coriolanus gelungen war, dieſen unwiderſtehlichen Helden, den die Männer mit den Waffen nicht abhalten konnten, von dem Gebiete ſeines Vaterlandes wegzuweinen. Die Römer erkannten es mit Dankbarkeit, daß die Weiber ihre Kleinodien, und Gelder willig hergegeben hatten, um die goldgierigen Gallier abzukaufen, und in den bedrängteſten Zeiten des Puniſchen Krieges dem erſchöpften Vaterlande zu Hülfe zu kommen ***); nichts deſtoweniger behandelten die älteſten Könige, und die älteſten Geſetze Jahrhunderte lang die Kinder als Sclaven, und die Weiber als Kinder, die ſtets in der Hand, oder Gewalt irgend eines Mannes ſeyn, und

---

*) *Livius* II. 13.

**) ib. II. 40.

***) Man leſe die Rede des *L. Valerius* beym Livius L. 34. c. 5.

und in einer ewigen Vormundſchaft bleiben muſten *). Die harten Geſetze der alten Römer werden aber doch weniger auffallen, wenn man weiß, daß ſie ihre Töchter gewöhnlich im zwölften Jahre, oder noch jünger verheirathet haben, in welchem Alter Frauen nicht anders als Kinder behandelt werden konnten **).

Eine Römerinn mochte in den alten Zeiten nach welcher der drey eingeführten Arten ſie wollte ***), mit einem Manne verbunden werden, ſo blieb ſie immer in demſelbigen Zuſtande, in welchem ſie vor-

---

*) *Cato* ap. Livium 34. c. 2. Majores noſtri nullam ne privatam quidem rem agere foeminas ſine auctore noluerunt: in manu eſſe parentum, fratrum, virorum.

**) *Plutarch* I. p. 308. in Numa.

***) Aut confarreatione, aut coemtione, aut uſu. Man ſehe *Grupens* vortrefl. Tract. de uxore romana. Hannover. 1727. 8. cap. 3-5.

her geweſen war. Sie änderte freylich ihren Namen, ging aus der Familie, oder Hand, oder Gewalt des Vaters in die Familie, Hand, oder Gewalt des Mannes über, ſonſt aber trat ſie gegen ihren Mann gerade in dieſelbigen Verhältniſſe, in welchen ſie vorher gegen ihren Vater geweſen war, erhielt oder behielt dieſelbigen Rechte und Pflichten, und wurde vom erſten Augenblicke der Ehe an als eine Tochter des Mannes, und in der Folge als eine Schweſter ihrer eigenen Kinder angeſehen *). Nach den heiligen Geſetzen des Romulus und Numa war die Gewalt des Mannes über ſeine Frau eben ſo groß, als die des Vaters über ſeine Kinder, ausgenommen vielleicht, daß der Mann ſeine Frau nicht, wie der Vater ſeine Söhne und Töchter verkaufen konnte **). Eben dieſe Geſetze beſchreiben den Zuſtand einer Frau als einen Zuſtand von Knechtſchaft,

und

---

*) *Grupen* p. 20-23. beſ. *Dionyſ. Halicarn.* II. c. 25.

**) *Grupen* p. 56.

und die Uebergabe an den Mann als eine Uebergabe in eine Art von Sclaverey, in welcher man zwar dem Namen nach die Rechte einer Römiſchen Bürgerinn beybehielt, aber im Grunde alle, oder doch die koſtbarſten Vorrechte freyer Menſchen verlor *). Aus der unumſchränkten Gewalt des Mannes über die Frau, als ſeine Tochter, und dem unbegränzten Gehorſam der Frau als eines Kindes entſtanden ſowohl die Rechte, als die Pflichten, welche die alten Römiſchen Geſetze beyden, der Frau, und dem Mann zugeſtanden, und aufleg-

---

*) Daher die rechtlichen Ausdrücke: in manu ſive poteſtate mancipioque mariti eſſe, marito ſervire, ſuſtinere conditionem liberae ſervitutis ap. *Grupen* p. 21: daher ſah man die conventio in manum, oder die Uebergabe an den Mann, eben ſo wie die Annahme an Kindes Statt als eine minima capitis diminutio an. Ulp. ap. *Grup.* p. 76. minima capitis diminutio eſt, per quam & civitate, & libertate ſalva ſtatus duntaxat hominis mutatur; quod ſit adoptione & in manum conventione.

ten. Als Tochter des Mannes erbte die Frau dieſen allein, wenn keine Kinder da waren, und wenn ſie ihrem Gatten, als geſetzlichem Vater, Kinder geboren hatte, ſo erhielt ſie als eine Schweſter derſelben Kindes Theil, oder einen gleichen Antheil mit ihnen *). Zu den kindlichen Rechten der Römiſchen Frauen gehörte auch vorzüglich dieſes, daß das Band, welches ſie mit dem Manne zuſammen knüpfte, unauflöslich, und daß alſo nach alten Römiſchen Sitten und Geſetzen keine Verſtoßung erlaubt war **). Es vergingen fünfhundert und

---

*) ib. p. 81.

) *Dionyſ.* l. c. *Val. Max.* II. 1. *Grupen* p. 58. 175. 177. 180. Plutarch erzählt, daß nach den Geſetzen des Romulus die Frau ſich gar nicht, der Mann aber von der Frau in drey Fällen hätte ſcheiden können, wenn nämlich die Frau Kinder vergiftet, Schlüſſel verfälſcht, oder Ehebruch begangen hatte. Allein **Dionys von Halikarnaß, der die Ehe nach den heiligen Geſetzen als unauflöslich beſchreibt, verdient mehr Glauben, als Plutarch, weil und zwanzig Jahre ſeit der Erbauung Roms, bevor man von einer Eheſcheidung hörte, nicht, weil alle Ehen bis dahin glücklich, und alle Ehemänner zufrieden geweſen wären, ſondern weil man glaubte, daß man eine Frau eben ſo wenig, oder noch weniger, als ein Kind verſtoßen könne. Als daher der Römiſche Ritter Carvilius ſeine Frau wegen Unfruchtbarkeit entließ, tadelte ihn das ganze Volk, nicht, als wenn man die Urſache der Eheſcheidung zu unwichtig gefunden hätte, ſondern weil man an Trennungen von Ehen gar nicht gewöhnt war, und ſie bisher kaum als möglich gedacht hatte. Aus eben der Quelle aber, aus welcher die Rechte der Römiſchen Weiber entſprangen, floſſen auch ihre Pflichten, oder Obliegenheiten, und Laſten her. Römiſche Frauen konnten eben ſo wenig, als die Kinder der Römer, etwas eigenthümlich

---

weil des erſtern Nachrichten durch die ganze Römiſche Geſchichte, und durch die Beſchaffenheit der älteſten häuslichen Gerichtsbarkeit des Mannes beſtätigt wird.

erwerben, oder beſitzen, ſondern alles, was ſie erwarben, oder beſaßen, erwarben ſie, oder gehörte ipſo jure dem Manne zu *). Der ganze Brautſchatz alſo, und alles, was Römiſche Frauen erbten, wurde ſogleich ein Eigenthum des Mannes, und wenn die Frau vor dem Manne ſtarb, ſo behielt der Witwer alles, was die Frau ihm zugebracht hatte, nicht als Erbe, ſondern weil alles Vermögen der Frau ſchon bey ihren Lebzeiten ſein Eigenthum geworden war. Frauen konnten eben ſo wenig, als Kinder, Teſtamente machen, konnten gegen ihre Gatten eben ſo wenig, als Kinder gegen ihre Väter, Klagen erheben, und konnten nicht einmal von ihren Männern Geſchenke annehmen, weil Geſchenke an die Frau eben ſo nichtig, als Geſchenke, die man ſich ſelbſt gemacht hätte, geweſen wären **). Endlich war die Frau einer eben ſo unbeſchränkten Gerichtsbarkeit des Mannes, als die Kinder der väterlichen

Ge-

---

*) *Grupen* p. 63. &c.

**) ib.

Gewalt unterworfen *). Der Mann war Herr über das Leben und den Tod ſeiner Frau, konnte mit Zuziehung ihrer Verwandten alle Vergehungen derſelben nach Gutdünken ſtrafen, und konnte namentlich nach den heiligen Geſetzen von Romulus eine Frau nicht bloß wegen eines begangenen Ehebruchs, ſondern auch ſogar alsdann tödten, wenn ſie nur Wein getrunken hatte **). In der That muß in den älteſten Zeiten der Hang der Römerinnen zum Weine, und die Unordnungen, die aus Völlerey entſtanden, ſehr groß geweſen ſeyn, weil Romulus dem ſchwächern Geſchlecht den Wein nicht nur ganz unterſagte, ſondern auch auf die Uebertretung ſeines Geſetzes Todesſtrafe ſetzte. Anſtatt daß der Mann ſeine Frau um kleiner Vergehungen willen willkührlich ſtrafen, und ſelbſt um's Leben bringen könnte, muſte die Frau das gröſte Verbrechen, was der Mann nur ge-

---

*) *Dionyſ. Halic.* l. c. *Grupe* p. 49 - 51 und p. 110.

**) ib.

gen ſeine Frau begehen kann, ohne Murren ertragen. Wenn du dein Weib, ſo prahlte noch der ältere Cato *), im Ehebruch antrifſt, ſo kannſt du ſie ohne weitere Klage, und Richter umbringen. Ertappt ſie dich aber auf einer gleichen That, ſo darf ſie dich nicht mit der Spitze ihres Fingers berühren, und das von Rechtswegen. Dieſe und ähnliche Fragmente des Cenſor Cato ſind nicht die einzigen Beweiſe, daß die alte Ehe, und die damit verbundene Gewalt des Mannes in den erſten ſechs Jahrhunderten nach Erbauung der Stadt faſt ganz unverändert fortdauerten. Die lange Erhaltung der Romuliſchen Geſetze, und der darauf gegründeten männlichen Rechte erhellt auch aus der Vollziehung der Strafen, die den Theilnehmerinnen der ſcheußlichen Bacchiſchen Myſterien, und den in dieſen Myſterien ausgeübten Verbrechen zuerkannt wurden. Man übergab nämlich die ſchuldig befundenen Weiber entweder den Männern, oder denjenigen, in deren Gewalt ſie waren, da-

---

*) *Ap. Gellium* X, 23.

damit ſie die Verurtheilten in ihren Häuſern abthun möchten, und nur, wenn ſich unter den Perſonen, in deren Hand die Schuldigen waren, keine fanden, welche die Todesſtrafe vollziehen konnten, oder wollten, nur alsdann wurden die Delinquentinnen öffentlich hingerichtet *).

Mit der ungeheuren Sittenverderbniß, die nach der Zerſtörung von Carthago alle Stände, Geſchlechter und Alter, wie eine anſteckende Seuche ergriff, entſtand in Rom eine vorher ganz unbekannte Art von Ehe, und Ehefrauen, entſtanden neue Verhältniſſe von Eheleuten, und neue Rechte, und Pflichten von Weibern, und Männern.

Nach

---

*) Mulieres damnatas cognatis, aut *in quorum manu* eſſent, tradebant: ut ipſi in privato animadverterent in eas. Si nemo erat idoneus ſupplicii exactor, in publico animadvertebatur. Lib. 39. *Livius* c. 18. Dies geſchah im Jahr 566. ab u. c.

Nach den heiligen Romuliſchen Geſetzen kannte man keine andere Ehen, als ſolche, wo meiſtens unter vielen gottesdienſtlichen Gebräuchen die Frau dem Manne, wie ein Kind ihrem Vater übergeben, und dem Manne zugleich alle bisherigen Rechte des Vaters über ſeine Tochter abgetreten wurden. In dem Zeitraume aber zwiſchen dem ältern Cato, und dem Cicero hörten die alten heiligen Gebräuche und Handlungen bey Hochzeiten faſt ganz auf *). Die Ehen, in welchen der Mann die Rechte der väterlichen Gewalt über die Frau erhielt, wurden immer ſeltener, oder wenn ſolche Ehen auch geſchloſſen wurden, ſo emancipirte man Frauen, wie es bey Kindern zu geſchehen pflegte **). Bräute wollten nun nicht mehr Hausmütter, ſondern bloße Gattinnen werden, über welche der Mann keine väterliche Gewalt erhielt ***), und nur ſolche bloße Gattinnen (uxores tantum) kennen die Geſetze, die von den Kaiſern gegeben wurden, oder unter den Kaiſern geltend waren *). Dieſe neu entſtandenen Frauen konnten außer dem Brautſchatz andere Güter eigenthümlich beſitzen, die zwar den Männern anvertraut, von den Männern verwaltet, und mit ihrer Bewilligung genießbraucht wurden, die aber der Mann nicht veräußern konnte, und wegen welcher die Geſetze den Frauen Sicherheit zu verſchaffen, und Klagen zu geſtatten anfingen **). Man erlaubte aber nicht bloß, daß reiche Mädchen durch das Vermögen, welches ſie ſich vorbehielten, ihre Männer

---

*) l. c. p. 310. &c.

**) p. 95. Ueber die emancipatio, oder Remancipatio uxorum *Grupen* p. 95.

***) Frauen, die den Männern als Kinder überantwortet wurden, hießen Matres familias:

von

---

milias: ſolche hingegen, über welche der Mann keine väterliche Gewalt erhielt, wurden uxores tantum genannt. Video, ſagt Boethius, uxori duas ineſſe formas, quarum una *tantum uxor* eſt, altera materfamilias, quae in manum conventione perficitur. ap. *Grupen* p. 6. 295. wo auch noch andere Beweisſtellen geſammlet ſind.

*) *Grupen* p. 297.

**) *Grupen* p. 314-327. Dieſe Güter hießen parapherna oder bona extradotalia.

von ſich abhängig machen durften, ſondern man erwartete, oder verlangte auch, daß Männer, die einen großen Brautſchatz erhielten, ihren Bräuten ein der Mitgabe entſprechendes Leibgedinge (donationes ante vel propter nuptias) ausſetzten, welche Leibgedinge unter den Kaiſern auch nach der Vollziehung der Ehe beſtimmt werden konnten *). Schon lange vor dem Cicero hatten die durch die allgemeine Sittenverderbniß erweichten Rechtsgelehrten alle Spitzfindigkeiten ihrer gleichfalls in manchen Stücken verdorbenen Wiſſenſchaft dazu angewandt, um die Weiber von aller vormundſchaftlichen Gewalt, ſo wie von der väterlichen Gewalt der Männer frey zu machen, und Cicero ſagt ausdrücklich, daß durch die liebreiche Hülfe von Rechtsgelehrten die Vormünder der Weiber es bloß dem Namen nach, im Grunde aber ganz in der Gewalt der Weiber ſeyen **). Wenn Männer ſich des Vorrechts

---

*) ib. p. 240. &c.

**) Pro Murena c. 12. Nam cum permulta praeclare legibus eſſent conſtituta.
ea

rechts der zwölf Tafeln bedienten, und ihre Weiber verſtießen, oder von ſich ließen, ſo muſten ſie dieſen ihren Brautſchatz, und wahrſcheinlich ſehr oft noch eine Leibzucht oben darein geben; die Weiber hingegen, die ſich wider alle Geſetze von ihren Männern ſchieden, verloren weiter nichts als ihre Mitgabe, und oft dieſe nicht einmal *), die aber in den Zeiten der häufigen Eheſcheidungen gewiß immer nur einen kleinen Theil des Vermögens der Weiber ausmachte. Ehebrüche waren eben ſo gemein und ungeſtraft, als Eheſcheidungen. Höchſtens entließ man eine öffentlich betroffene, oder überführte Ehebrecherinn, und wenn man die in den alten Geſetzen beſtimmten Strafen des Ehebruchs hätte vollziehen wollen, ſo hätte

---

ea Jureconſultorum ingeniis pleraque corrupta, & depravata ſunt. Mulieres omnes propter infirmitatem conſilii majores in tutorum poteſtate eſſe voluerunt, hi invenerunt genera tutorum, qui poteſtate mulierum continerentur.

*) *Grupen p.* 177. 180. über die Eheſcheidungen unter den Römern.

hätte man faſt das ganze ſchöne Geſchlecht in Rom umbringen müſſen *). In den letzten Zeiten der Republik überließen ſich die Römerinnen allen unweiblichen Laſtern und Verbrechen mit eben der ſchaamloſen Frechheit, womit es die kühnſten und mächtigſten Böſewichter thaten. Vornehme Jungfrauen, Frauen und Witwen unterhielten ihre Liebhaber eben ſo öffentlich, als die Männer ihre Buhlerinnen. Weiber waren die vornehmſten Theilnehmerinnen der ſcheußlichſten Verſchwörungen, die Urheberinnen der unnatürlichſten Vergiftungen, und Mordthaten, und die Ausführerinnen der blutigſten und zerſtörendſten Entwürfe, die auf den Untergang des Vaterlandes, und auf die Erwürgung ihrer eigenen Gatten, und Verwandten abzielten. Selbſt die gröſten Staatsmänner unternahmen nichts wichtiges, ohne Weiber um Rath zu fragen, oder ohne ſie wenigſtens als Werkzeuge zu brauchen **), und es fehlte alſo weiter nichts, als daß man Weiber in die Volksverſammlungen, wie in die Amphiteater zugelaſſen, oder ſie, wie Heliogabalus ſeine Mutter förmlich in den Senat eingeführt hätte, um ſie öffentlich für das, was ſie wirklich waren, für Herrinnen ihrer Männer und Liebhaber, und für Regentinnen des ganzen Volks zu erklären.

---

*) Man ſehe meine Schrift über den Verfall der Sitten und Staatsverfaſſung der Römer. S. 199. u. f.

**) ib.

Julius Cäſar, Auguſt, und viele nachfolgende Kaiſer gaben die weiſeſten Geſetze, um fruchtbare Ehen zu befördern, und Eheſcheidungen ſowohl, als Ehebrüche zu hindern, allein aller dieſer Geſetze, und der darinn verheißenen Belohnungen, oder angedrohten Strafen ungeachtet nahmen der Hang zum eheloſen Leben, Ehebrüche, Eheſcheidungen, und die Ausgelaſſenheit und Herrſchaft der Weiber mit der Verderbniß der Sitten, und dem Deſpotismus von einem Menſchenalter zum andern zu. So eifrig man aber auch durch fruchtloſe Geſetze, oder unwirkſame einzelne Beſtrafungen die Laſter beyder Geſchlechter zu beſtreiten ſuchte, ſo war doch unter allen Geſetzgebern und deren Räthen kein einziger, dem es nur eingefallen wäre, das andere Geſchlecht der alten Zucht und Ordnung, und den Geſetzen, worauf dieſe gegründet geweſen waren, näher zu bringen. Vielmehr wurden unter den Kaiſern alle die neuen Rechte der Weiber, die bey der großen Veränderung in den Sitten erſchlichen, und bisher nur als Mißbräuche geduldet worden waren, durch ausdrückliche Geſetze beſtätigt, und die Weiber erhielten endlich durch gute und ſchlechte Kaiſer, mehr aber durch dieſe, als durch jene alle Vorrechte von Kindern, ohne eine einzige der in alten Zeiten damit verbundenen Laſten und Obliegenheiten auf ſich nehmen zu dürfen *).

Wenn man Kenner der Geſchichte überzeugen will, daß die Gewalt und Ausgelaſſenheit der Weiber unter den Kaiſern noch immer geſtiegen ſind, ſo darf man ſie nur an das erinnern, was eine Livia und Julia, eine Agrippina und Poppäa, eine Meßalina und Fauſtina, und andere Gemalin-

---

*) *Grupen* p. 81. &c.

malinnen und Töchter oder Beyſchläferinnen von Cäſaren vermocht, und gethan haben. Die Schandthaten und Abentheuer dieſer weiblichen Ungeheuer, unter welchen nur die **Livia** des Auguſtus allenfalls einen gelindern Namen verdient, werde ich zu einer andern Zeit ſchildern, allein um derentwillen, deren Gedächtniß den Beweis nicht führen kann, den ich doch kürzlich geführt wünſchte, will ich eine That der Meßalina erzählen, die, ſo viel ich weiß, die einzige in der ganzen Geſchichte iſt, und die alles weit übertrift, nicht bloß was die mächtigſten und ſchaamloſeſten Weiber, ſondern was die gewaltigſten, und in Verbrechen wetteifernden Böſewichter gewagt, und unternommen haben.

Bey der ungeheuren Menge von Liebhabern, welche die Gemalinn des Kaiſers Claudius bisher öffentlich aus allen Ständen gewählt, und ungeſtraft gewechſelt hatte, wurde ſie endlich, wie Tacitus ſagt *),

---

*) Annal. XI. c. 26. & ſeq. c.

des einfachen Ehebruchs überdrüßig, und entſchloß ſich bey Lebzeiten ihres Gemals, ſich mit ihrem damaligen Geliebten, dem Silius, einem eben ſo vornehmen, als ſchönen Römer im Angeſicht der ganzen Stadt zu vermählen. Sie wählte dazu den Zeitpunct einer Reiſe, die Claudius nach Oſtia machte, und heirathete den Silius mit allem Pomp, und allen Feierlichkeiten, die bey den Vermählungsfeſten von ſo erlauchten Perſonen gebräuchlich waren. Selbſt nachdem Meßalina als Gemalinn eines noch lebenden Kaiſers, den ſie im geringſten nicht zu ſtürzen, oder umzubringen ſuchte, ſich mit ihrem Ehebrecher vermählt hatte, war und blieb ſie ſo ſicher, daß ſie die Weinleſe mit der höchſten Pracht, und Ausgelaſſenheit beging, und bey dieſer Feier ſelbſt als Bacchantinn, ſo wie Silius als Weingott erſchien. Tacitus weiß von der unerhörten Frevelthat der Meßalina keinen andern Grund anzugeben, als daß ſie die Vermälung mit ihrem Ehebrecher gerade um der einzigen Schande willen begehrt habe, indem höchſt verdorbene Menſchen ſelbſt in der Größe von Schande, und Verbrechen eine Ehre zu ſuchen pflegten.

ten *). Der Geſchichtſchreiber erkennt es auch, daß man es mit Recht unglaublich finden werde, daß eine Kaiſerinn ſo etwas, als er erzählen welle, vor den Augen der ganzen, nichts verſchweigenden Stadt unternommen habe, allein er betheuret zugleich, daß er nichts übertreiben, und nichts ſagen werde, als was von glaubwürdigen Männern erzählt, und aufgezeichnet worden.

Da ich von dem beſtändigen Wachsthum der Rechte der Römerinnen in einem beklagenden und mißbilligenden Tone geredet habe, ſo könnte man mich ohne eine kurze Erläuterung leicht mißverſtehen, und glauben, daß ich gegen das ſchöne Geſchlecht eben ſo ungerecht, als mit mir ſelbſt wenig übereinſtimmend ſey, indem ich den Römerinnen die Vorrechte mißgönnte, deren Geſtattung und Genuß ich an unſern Vorfahren und deren Weibern geprieſen hätte. Ich erkläre daher, daß ich das andere Geſchlecht

---

*) Nomen tamen matrimonii concupivit, ob magnitudinem infamiae, cujus apud prodigos noviſſima voluptas eſt.

ſchlecht nicht überhaupt derjenigen Vorzüge unwürdig halte, die den Römiſchen Weibern in den letzten Zeiten der Republik, und unter den Kaiſern ertheilt worden, ſondern daß ich feſt überzeugt bin, daß, wenn die Römerinnen die ihnen ſpäter geſtatteten Rechte in den Zeiten der muſterhafteſten Reinigkeit der Sitten nicht verdienten, ſie derſelben in den Zeiten der Verdorbenheit noch viel weniger werth waren, und daß man die ſtets wachſenden Vorrechte der Weiber nicht ſowohl aus der zunehmenden Aufklärung, als aus der ſich immer vergrößernden Sittenverderbniß ableiten müſſe.

Ende des erſten Theils.

Verzeichniß

der Abſchnitte dieſes erſten Theils.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den heidniſchen Völkern in Sibirien, und unter den urſprünglichen Einwohnern von America. S. 10.

Zweyter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den Negervölkern in Afrika. S. 61.

Dritter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den Bewohnern der Mongoley, des ſüdlichen Aſiens, und der Oſtindiſchen, und Südſeeinſeln. S. 83.

Vierter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den Morgenländern. S. 108.

Fünfter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechts unter den Slawiſchen Völkern in Europa. S. 188.

Sechſter

Verzeichniß.

Sechster Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechtes unter den Celtiſchen Völkern bis gegen das Ende der Ritterzeit. S. 198.

Siebenter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechtes unter den Griechen. S. 313.

Achter Abſchnitt.

Von dem Zuſtande des weiblichen Geſchlechtes unter den Römern. S. 365.

Geſchichte

des

weiblichen Geſchlechts

BIBLIOTHECA

von

C. Meiners,

Königl. Großbritanniſchem Hofrath, und ordentlichem
Lehrer der Weltweisheit in Göttingen.

Zweyter Theil.

Hannover,
im Verlage der Helwingſchen Hofbuchhandlung
1799.

[illegible]is
S[illegible]liothek
[illegible]CHEN

Vorrede.

Es ſind jetzt zehn Jahre ſeit der Erſcheinung des erſten Bandes der Geſchichte des weiblichen Geſchlechts verfloſſen. Wenn ich die wiederhohlten Aufforderungen meines Herrn Verlegers nicht zu vortheilhaft auslege; ſo muß ich vermuthen, daß des langen Zwiſchenraums zwiſchen der Erſcheinung des erſten und des zweyten Theils ungeachtet die Fortſetzung der Geſchichte des andern Geſchlechts nicht ungünſtig werde aufgenommen werden.

In der Vorrede des erſten Theils ſagte ich, daß der zweyte Band die Beſchreibung des Zuſtandes der Weiber unter den heutigen aufgeklärten Nationen bis auf unſere Zeiten enthalten werde. In der That iſt es mir jetzt ſelbſt unbegreiflich, wie ich damahls hoffen konnte, ſo vieles in einem einzigen Bande zuſammenzufaſſen. Der gegenwärtige zweyte Band liefert bloß die Geſchichte des andern Geſchlechts in Frankreich bis an die Regierung Ludewigs XIV *). Und dennoch wird ſchwerlich Jemand darüber klagen, daß ich mich zu weitläuftig ausgebreitet habe. Viel eher werden manche Leſer, und Leſerinnen wünſchen, daß ich dieſe, oder jene ihnen vorzüglich wichtige Puncte noch umſtändlicher aus einander geſetzt hätte.

Die meiſten Menſchen ſind ſo ſehr gewohnt, den Zuſtand der Dinge, welchen ſie von ihrer erſten Kindheit an geſehen haben, für den beſten, oder für den einzig natürlichen zu halten, daß es ſie immer be-

---

*) Er ſollte auch die Geſchichte des andern Geſchlechts unter den übrigen cultivirten Völkern Europens bis an denſelbigen Zeitpunct enthalten; allein die herannahende Meſſe iſt Urſache, daß die dahin gehörigen Abſchnitte für den folgenden Band aufgehoben werden müſſen.

befremdet, wenn ſie vernehmen, daß vor nicht gar langer Zeit in denſelbigen Ländern, oder unter denſelbigen Völkern ein ganz anderer Zuſtand der Dinge Statt gefunden habe. Gewiß werden ſich alſo auch Viele von meinen Leſern und Leſerinnen darüber wundern, daß die Könige und Fürſten der älteren Zeiten ganz anders lebten, als unſere Könige und Fürſten leben: daß die Einrichtung, die Etiquette, und Luſtbarkeiten der Höfe ganz anders beſchaffen waren, als jetzt: daß ſolche Höfe, dergleichen wir kennen, nicht eher, als am Ende des funfzehnten, oder vielmehr erſt im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts entſtanden ſind: und daß dieſe neuern Höfe in den Verhältniſſen und Sitten beider Geſchlechter, wie in ihrer Sprache und Bildung, und ſelbſt in ihrer Kleidung und Putze die gröſten Veränderungen hervorgebracht haben. Es müſte mich alles trügen, wenn nicht die hiſtoriſchen Gemählde, welche in den folgenden Bogen aufgeſtellt ſind, bey unterrichteten, und lehrbegierigen Leſern ein lebhaftes Intereſſe erregen ſollten.

Ich hatte mir anfangs vorgenommen, die Berichtigungen und Zuſätze zum erſten Bande in der Vorrede des zweyten Bandes nachzutragen: auch mich gegen einige ungegründete Einwürfe, und Vorwürfe zu vertheidigen. Nach einer reifern Ueberlegung ſcheint es mir rathſamer, dieſe Zuſätze, Berichtigungen, und Vertheidigungen bis zu dem Zeitpuncte aufzuſparen, wo der erſte Band vielleicht eine zweyte Ausgabe erfahren wird.

Ich kann es nicht beſtimmen, ob der dritte Band die Geſchichte des weiblichen Geſchlechts unter den cultivirten Völkern unſers Erdtheils beſchließen werde. Das aber kann ich gewiß verſichern, daß ich in der Ausarbeitung dieſes Werks ununterbrochen fortfahren, und mich von der Fortſetzung, und Vollendung deſſelben nicht anders, als durch unüberwindliche Hinderniſſe abziehen laſſen werde.

Meines Wiſſens habe ich für die Periode, welche der zweyte Band in ſich begreift, keine nur einigermaaſſen wichtige Quelle ungenutzt gelaſſen. Wohl aber habe ich um einzelner Abſchnitte willen manche Bücher durchgeleſen, ohne meine Mühe auch nur durch eine einzige brauchbare Nachricht belohnt zu finden Sollte mir in den gebrauchten Quellen ein, oder das andere merkwürdige Datum entwiſcht ſeyn; ſo muß man dieſes nicht einem Mangel von Aufmerkſamkeit im Leſen, ſondern einem bisweilen unvermeidlichen Verſehen zuſchreiben. Bey dem Anzeichnen der Seiten, wo man eine merkwürdige Stelle gefunden hat, geſchieht es zwar ſelten, aber doch von Zeit zu Zeit, daß man die unrechte Seite aufſchreibt, und darüber nachher die rechte Seite nicht wiederfinden kann. Auch wiederfährt es Einem, daß man beym Excerpiren eine richtig angezeichnete Seite überſpringt, und alsdann die Data verliert, welche man auf der überſprungenen Seite angemerkt hatte. Dieß ſind Fehler, die einem Jeden begegnen können, und die man alſo auch einem Jeden verzeihen muß.

Ich hoffe, daß die meiſten Leſer den kleinen Anhang über die Lebensweiſe der Deutſchen, Franzoſen, und Italiäner im

16 Jahrhundert gern leſen werden, weil auch dieſer ſie fühlen laſſen wird, wie viele Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens wir vor unſern glücklich geprieſenen Vorfahren voraus haben.

Damit diejenigen Leſer, welche mit der Franzöſiſchen Geſchichte, und mit den Quellen derſelben nicht genau bekannt ſind, nirgend einen Anſtoß finden; ſo will ich zuerſt die Folge der Franzöſiſchen Könige aus dem beſchriebenen Zeitraum, und dann ein vollſtändiges alphabetiſches Verzeichniß der von mir angeführten Schriftſteller herſetzen.

Ludewig *XI.* regierte von 1461-1483. Er war ein Zeitgenoß der beiden letzten Herzöge von Burgund: Philipps des Gütigen, den 1467, und Carls des Kühnen, der 1477. ſtarb.

Carl *VIII.* regierte von 1483-1498. Seine Schweſter Anne de Beaujeu hatte den gröſten Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten.

Ludewig *XII* regierte von 1498-1515. Seine zweyte Gemahlinn, Anne de Bretagne,

tagne, war die erſte Schöpferinn des Damenhofes in Frankreich.

Franz der Erſte regierte von 1515-1547.

Heinrich *II.* von 1547-1559. Seine Gemahlinn Catharina von Medicis ſtarb im J. 1589.

Franz *II.* vom Jul. 1559. bis in den December 1560. Seine Gemahlinn war die nachher ſo unglückliche Maria von Schottland.

Carl *IX.* von 1560-1574.

Heinrich *III.* von 1574-1589.

Heinrich *IV.* von 1589-1610. Heinrich IV. vermählte ſich 1572. mit Margarete von Valois, von welcher er 1599. geſchieden wurde; und zum zweyten Mahle 1600 mit Maria von Medicis, die 1642. zu Cölln im größten Elende ſtarb.

Ludewig *XIII.* von 1610 - 1643. Unter ihrem Sohne herrſchte aber Maria von Medicis als Regentinn unumſchränkt bis an die Ermordung des Marſchalls von Ancre im J. 1617. Noch unumſchränkter regierte der Cardinal von Richelieu von 1624 bis 1642.

Nach dem Tode ihres Gemahls erhielt Anna von Oeſterreich die Regentſchaft, und dieſe Königinn = Mutter übergab ſehr bald ihre ganze Macht dem Cardinal Mazarin, der 1661. ſtarb: in welchem Jahre Ludewig *XIV.* ſelbſt zu regieren anfing.

Anekdoten vom Franzöſiſchen Hofe aus den Zeiten Ludewigs des Vierzehnten, und des Duc Regent, aus Briefen der Herzoginn von Orleans. Straßburg 1789. 8.

T. A. *d'Aubigné* Memoires de la Vie, &c. Amſterdam 1731. 8.

Balzac Lettres choiſies ſuivant la copie imprimée à Paris, 1648. 12. Die Ausgabe iſt Elzeviriſch.

de Baſſompierre Memoires du Marechal de, &c. Amſt. 1692. Zwey Bände in 12.

Bayard Hiſtoire du Chevalier ... par M. C. *Expilly*. Grenoble 1651. 8.

du

Verzeichniß
der
Abſchnitte dieſes zweyten Bandes.

Erſter Abſchnitt.

Ueber das öffentliche, und häusliche Leben des andern Geſchlechts in den Jahrhunderten des Mittelalters.

Zweyter Abſchnitt.

Ueber die Entſtehung der heutigen Europäiſchen Höfe, und über die Erſcheinung und den beſtändigen Aufenthalt des andern Geſchlechts an den Höfen der Europäiſchen Fürſten.

Dritter Abſchnitt.

Ueber die großen Veränderungen, welche gleich nach der anfangenden Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in der Erziehung, und dem Unterricht des andern Geſchlechts vorgingen.

Vierter

Vierter Abſchnitt.

Ueber den Einfluß des Aufenthalts der Damen an den Höfen auf die Sitten des andern Geſchlechts.

Fünfter Abſchnitt.

Ueber den Untergang der alten, und die Entſtehung, und Epochen der neuern Galanterie bis auf die Regierung Ludewigs XIV.

Sechſter Abſchnitt.

Ueber den großen Einfluß des andern Geſchlechts an den Höfen, und auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Siebenter Abſchnitt.

Ueber den Einfluß des beſtändigen Aufenthalts der Damen an den Höfen der Könige und Fürſten auf die Kleidung, und den Putz beider Geſchlechter: nebſt Betrachtungen über den Urſprung, und Wechſel der Moden in den vergangenen Jahrhunderten.

Erſter Abſchnitt

Ueber das öffentliche und häusliche Leben des andern Geſchlechts in den Jahrhunderten des Mittelalters.

Das ſechszehnte Jahrhundert brachte in der Lage des andern Geſchlechts eben ſo große Veränderungen hervor, als in der Kirche und im Staate, in der Religion, in den Künſten, und Wiſſenſchaften, in der Einrichtung der höheren, und niederen Schulen, im Handel und in den Gewerben, in der Denkart und den Sitten der berühmteſten Völker, in den Verhältniſſen der Europäiſchen Reiche gegen einander, oder endlich in dem Verhältniſſe unſers Erdtheils gegen die übrigen. Dieſe großen Veränderungen in der Lage des andern Geſchlechts laſſen ſich nicht gehörig überſehen und ſchätzen, wenn man nicht den Zuſtand deſſelben in den vorhergehenden Jahrhunderten kennt. Als ich meine Gedanken über die Sitten beider Geſchlechter in der Ritterzeit nieder ſchrieb *); hatte ich das häusliche und öffentliche Leben der Frauen und Jungfrauen des Mittelalters noch nicht in den Quellen erforſcht. Wenn aber dieſe Unterſuchungen damahls auch ſchon vollendet geweſen wären; ſo würde ich ſie wahrſcheinlich doch zurückgehalten, und zu einer Einleitung des zweyten Bandes aufgeſpart haben, damit die Geſchichte des weiblichen Geſchlechts im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert durch den Contraſt mit der Schilderung des Zuſtandes voriger Zeiten deſto anziehender und lehrreicher würde. Meine ſchönen Leſerinnen werden ſich gewiß über das, was ihr Geſchlecht vormahls war, eben ſo ſehr wundern, als über die Revolutionen, wodurch ſie das, was ſie jetzt ſind, allmählich geworden ſind. Gewiß aber werden ſie weder die ſo genannte gute alte Zeit zurückſehnen, noch auch wünſchen,

---

*) Man ſehe den ſechsten Abſchnitt des erſten Theils.

das gegenwärtige Zeitalter mit einem der beiden vorhergehenden Jahrhunderte zu vertauſchen.

Die Lage des weiblichen Geſchlechts hängt unter Völkern von ungleichem Urſprunge am meiſten von den natürlichen Anlagen des Geiſtes und Herzens eines jeden Volks ab. Unter Nationen hingegen von gleicher Abſtammung, dergleichen die Deutſchen, und alle von den Deutſchen entſprungene, oder überwundene Völker waren, wird die Lage deſſelben durch die verſchiedenen Verfaſſungen und Sitten, die verſchiedene Cultur und Lebensart einer jeden Nation, ſo wie durch die verſchiedene Situation, Macht, und Gemüthsart der Beherrſcher beſtimmt. Weil alle dieſe Dinge unter den Europäiſchen Völkern im ſechszehnten Jahrhundert anders wurden, als ſie bis dahin geweſen waren; ſo wurde auch der Zuſtand des andern Geſchlechts in gleichem Verhältniſſe mit den beſtimmenden Urſachen abgeändert.

Eine der wichtigſten Urſachen der eigenthümlichen Lage des andern Geſchlechts im Mittelalter war die Art zu leben, zu welcher die Könige, und Fürſten durch den anarchiſchen Zuſtand ihrer Länder gezwungen wurden. Die Beherrſcher der vorigen Zeiten hatten weniger wirkliche Macht, als ihre ſpäteren Nachfolger, wenn ſie gleich viel größere Gewaltthätigkeiten ausübten. Die hohe Geiſtlichkeit war allenthalben von dem weltlichen Arm unabhängig, oder wollte es wenigſtens ſeyn. Wenn der hohe Adel ſich auch nicht eine gleiche Unabhängigkeit anmaaßte; ſo hielt ſich doch jeder Herzog, Graf, und Baron für berechtigt, in ſeinem Gebiet ſo zu ſchalten, als wenn er keinem höhern Oberherrn von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft abzulegen nöthig hätte. Nicht ſelten waren einzelne Vaſallen ſo mächtig, daß ſie ohne fremde Hülfe ihrem Lehnsherrn die Spitze bieten konnten. Um deſto niederdrückender, und überwiegender war ihre Gewalt, wenn mehrere, oder gar alle große Vaſallen ſich gegen ihr gemeinſchaftliches rechtmäßiges Oberhaupt verbanden. Auch die Geringſten von Adel ſahen es als ein angebornes Recht ihres Standes an, einen Jeden ihrer Nachbaren befehden, und Einheimiſche ſo wohl, als Fremde auf den öffentlichen Landſtraßen ungeſtraft berauben zu können. Durch dieſe Räubereyen machte der hohe und niedere

dere Adel die Städte zu ſeinen Feindinnen, und zu natürlichen Bundesgenoſſinnen der Könige und Fürſten, die in ihren guten, und treuen Städten den kräftigſten Beyſtand gegen die Uebermacht der weltlichen und geiſtlichen Vaſallen fanden. Selbſt die Städte aber hingen ihren Herren nur ſo lange an, als dieſe die ſtädtiſchen Freyheiten vermehrten, oder wenigſtens unangetaſtet ließen. Die unbedeutendſten wirklichen, oder eingebildeten Kränkungen ihrer Rechte reitzten die auf ihre feſten Mauern, auf ihre Reichthümer, und ihre kriegeriſche Bürgerſchaft ſtolzen Städte zu den hartnäckigſten Aufſtänden; und alsdann war ſehr oft die vereinigte Macht der Fürſten, der Geiſtlichkeit und des Adels gar nicht, oder nur kaum hinreichend, die Empörerinnen zum Gehorſam zu bringen. Höchſt ſelten waren die Landesherren, und ihre Stände mit einander einig. Wann aber auch Herren, und Stände in Frieden lebten; ſo fanden ſich wenigſtens die Stände in einem ewigen entweder offenbaren, oder heimlichen Kriege; und der hohe Adel, und die hohe Geiſtlichkeit ſtimmten allein darin zuſammen, daß ſie ſich gegen den Bauern ernſtand alles erlaubt hielten, und dieſen durch die unerhörteſten Erpreſſungen häufig zu verderblichen Aufrühren zwangen. War es unter ſolchen Umſtänden zu verwundern, wenn die Könige und großen Fürſten des Mittelalters beynahe unaufhörlich bald in dieſen, bald in jenen Gegenden ihrer Länder Empörungen zu ſtrafen, oder zu dämpfen, blutige oder weitausſehende Fehden und Streitigkeiten zu ſchlichten, oder zu verhüten, gefährliche Verbrüderungen und Verſchwörungen zu vereiteln, erbitterte Gemüther zu beſänftigen, oder wankende zu ſtärken hatten? Die innern Unruhen und Zerrüttungen veranlaßten häufige und langwierige auswärtige Kriege, weil ein Jeder die Schwäche, oder Verlegenheit des Nachbarn dazu benutzte, um alte verjährte Anſprüche geltend zu machen, oder um eine lange zurückgehaltene Rache zu üben. Die Könige und großen Fürſten des Mittelalters wurden daher als oberſte Richter, oder als Anführer ihrer Völker unaufhörlich von einem Theile ihrer Reiche und Gebiete in den andern, von einer Gränze an die entgegengeſetzte hin getrieben; und ihr Leben war eine beynahe an einander hängende Reiſe. Auch im funfzehnten Jahrhundert führten die meiſten Kaiſer, Könige, und großen Fürſten ihre Heere ſelbſt gegen den Feind an, und zogen im Frieden aus einer Provinz und Stadt in die andere umher, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Selbſt im ſechszehnten Jahrhundert ahmten in beiden Stükken die Kaiſer **Maximilian**, und **Carl V.**, und die Könige **Ludewig XII.**, **Franz der Erſte**, **Heinrich der Zweyte**, und **Heinrich IV.** von Frankreich, ſo wie die meiſten großen Deutſchen Fürſten ihren Vorfahren nach *).

Nicht bloß die Kriegszüge, ſondern auch die Reiſen der Könige und Fürſten waren im ganzen Mittelalter mit mannichfaltigen, und großen Gefahren und Beſchwerden verknüpft. Kein Europäiſches Volk oder Regent hatte noch daran gedacht, bequeme und feſte Landſtraßen zu bauen. Vielmehr waren die Wege auch in der Nachbarſchaft von großen Handels- und Reſidenzſtädten ſo ſchlecht, daß es nicht

---

*) In Frankreich nannte man die Kriegszüge, welche die Könige gegen äußere, und innere Feinde unternahmen, bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts Reiſen, voyages. Man ſehe Mem. du Cardinal de Retz II. p. 75-76.

leicht jemanden einfallen konnte, lange Reiſen in bedeckten Wägen zu machen. Selbſt bey einer ungleich beſſern Beſchaffenheit der Landſtraßen würden Könige und Fürſten Bedenken getragen haben, ſich gleich Weibern bedeckter Wägen zu bedienen, da man es für einen Rittersmann ſchon ſchimpflich hielt, ſein muthiges und ſtarkes Streitroß zu verlaſſen, und ſich auf eine ſchwächere und zahmere Stute zu ſetzen *). Die verdorbenen Wege der ältern Zeit waren zugleich ſehr gefährlich durch zahlreiche Schaaren von Räubern, die manchmahl auch der Fürſten, und fürſtlichen Gefolge nicht ſchonten. Viele Flüſſe hatten entweder gar keine, oder ſo ſchwache und treuloſe Brücken, daß Reiſende ſehr oft gezwungen wurden, mit augenſcheinlichen Lebensgefahren durch tieſe und reiſſende Ströme zu ſetzen. Den Wegen und Brücken des Mittelalters entſprachen die Herbergen, welche man außer den Städten, und feſten Schlöſſern fand. Fremde Einfälle, und innere Bedrückungen verheerten das platte Land ſo ſehr, daß man in unbefeſtigten

---

*) Perceforeſt beym La Palaye I. 49 combien que à celui temps un Chevalier ne pouvoit avoir plus grand blaime, que de monter ſus jument.

ten Dörfern und Flecken kaum die erſten Nothwendigkeiten des Lebens, vielweniger ſichere und bequeme Nachtläger antraff. Alle dieſe Beſchwerden und Gefahren, ſo wie die Unbequemlichkeiten der Witterung und Jahrszeiten muſten die Könige und Fürſten mit den Geringſten ihrer Gefolge theilen. Einer der wenigen Vorzüge, welche die Herren vor ihren Dienern auf Reiſen und in Kriegen genoſſen, beſtand darin, daß ſie ſeltener Hunger und Durſt litten, weil ſie ſich entweder Lebensmittel nachbringen, oder an jedem Orte das, was vorhanden war, zuerſt für ſich aufſuchen ließen. Mit Recht alſo zählten die Hofleute und Krieger der Könige und Fürſten die Beſchwerden der Reiſen zu den gröſten Mühſeligkeiten, welche das Hofleben und der Dienſt der Fürſten ihnen auflege *). Die Beſchwerden der Reiſen nahmen im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte ſowenig ab, daß ſich am Franzöſiſchen Hofe ſtets ein allgemeiner Schrecken verbreitete, ſo oft man vernahm, daß die

---

*) Man ſehe die Klagen des funfzehnten Jahrhunderts in den Oper. Aeneae Sylvii p. 733. oder meine Vergleichung des Mittelalters, u. ſ. w. I. 230 S.

Könige oder deren Stellvertreter eine Reiſe in die Provinzen unternehmen wollten *).

Die Könige und Fürſten der vorigen Zeiten konnten ihre Gemahlinnen, ihre Töchter und deren Hoffrauen, und Hoffräulein nicht den Beſchwerden und Gefahren langwieriger Reiſen ausſetzen, vor welchen ſich ſelbſt ſtarke, und erfahrne Krieger fürchteten; und eben deßwegen geſchah es ſehr ſelten, daß Fürſten auf ihren Zügen von ihren Gemahlinnen begleitet wurden. Nur allein die öffentlichen Weiber waren hart, oder abgehärtet genug, um den Königen und Fürſten auf ihren Reiſen und Heerszügen ſo wohl zu Fuß, als zu Pferde zu folgen. So wie die Dienerinnen des gemeinen Vergnügens das ganze Mittelalter durch in allen Städten unter dem Schutze der Geſetze ihr erlaubtes Gewerbe trieben **); ſo wurden ſie auf den Reiſen der Könige und Fürſten, als ein nothwendiger Theil ihres Gefolges, und im Kriege als ein unentbehrlicher Theil des Troſſes angeſehen; weßwegen ſie auch am Hofe und im Lager, wie in den Städten, ihre Vorgeſetzten und Beſchützer hatten *). Ludewig der Heilige war vielleicht der einzige König des Mittelalters, der zwar Bordelle in ſeinem Reiche duldete **), der aber eben dieſe Bordelle auf ſeinem Creuzzuge nach Aegypten und dem gelobten Lande auf das ſtrengſte unterſagte ***), und die Uebertreter dieſes Gebots auf eine ſolche Art ſtrafte, daß die Strafe uns jetzt ſonderbarer ſcheinen muß, als das Uebel, was dadurch gehoben werden ſollte ****). Ludewigs des Heiligen Vorfahren und Nachfolger tröſteten ſich in den Armen der ſchönſten Buhlerinnen wegen der Trennung von ihren Gemahlinnen und Beyſchläferinnen, welche ſie zu Hauſe zurückgelaſſen hatten; und ſahen die aus vielen Hunderten beſtehenden Schaaren von Buhlerinnen als ihren gemeinſchaftlichen

---

*) Man ſehe die Memoires de Sully an vielen Orten.

**) Vergleichung des Mittelalters I. 264. 265 S.

---

*) ib. S. 196.

**) Joinville hiſt. de St. Louis p. 147. Edit. de Paris 1761.

***) ib. p. 37.

****) p. 106. Tout premier vous dirons d'un chevalier, qui fu pris au bordel, auquel l'en parti un jeu ſelonc les uſages du pays. Le jeu parti fu tel, ou que la ribaude le menoit par l'oſt en chemiſe, une corde liée aux genetaires; ou il perdroit ſon cheval, et s'armeure, et le chaceroit l'en de l'oſt. Le chevalier leiſſa ſon cheval au Roy et s'armeure, et s'en ala de l'oſt.

Harem an *). So lange die Obrigkeiten im ſechszehnten Jahrhunderte Bordelle duldeten, und es für die vornehmſten Perſonen, ſelbſt für Prinzen nicht ſchimpflich war, die damahls ſchon höchſt gefährlichen Wohnungen der öffentlichen Unzucht zu beſuchen **); ſo lange blieb es auch Sitte, daß zahlreiche Haufen von Weibsperſonen den Königen auf ihren Reiſen, und im Kriege nach zogen. Während

---

*) Die Schriftſteller des Mittelalters fanden es gar nicht auffallend, daß fünfzehnhundert Buhlerinnen einem königlichen Heere folgten, und daß die Könige, wie die Ritter und gemeinen Krieger, ſich mit den Buhlerinnen ergötzten. Nur das ſchien ihnen ärgerlich, daß die Könige bisweilen die von ihnen geliebten Buhlerinnen wie Prinzeſſinnen herausputzten, daß ſie dieſelben in die Geſellſchaft erlauchter und edler Frauen einführten, und ihre eigenen Gemahlinnen in Gefahr ſetzten, öffentlichen Metzen den Kuß des Friedens zu geben. Man ſehe St. Palaye II. p. 76.

**) Der Herzog von Mayenne zog ſich im J. 1592 in einem Bordell zu Paris zum zweyten Mahle die Liebesſeuche in einem ſolchen Grade zu, daß er in der Folge mehrmahl, wo Thätigkeit entſcheidend geweſen wäre, wegen des übeln Zuſtandes ſeiner Geſundheit unthätig bleiben mußte. Etoile erzählt die Veranlaſſung der Krankheit des Duc de Mayenne als eine alltägliche Begebenheit: Journ. de Henry IV. I. p. 224. Le Duc de Mayenne s'étoit retiré en même-tems à Rouen pour ſe faire traiter une ſeconde fois du Mal de Naples, qu'il avoit gagné quelque tems auparavant à l'hotel de Karnavalet dans une debauche, qui s'y fit.

rend des erſten Reichstages zu Worms, welchen Carl V. hielt, waren alle Straßen dieſer Stadt mit ſchönen Frauen, oder mit feilen Dirnen angefüllt *). Nicht lange nachher folgten dem Heere, welches der Herzog von Alba in die Niederlande führte, vierhundert Buhlerinnen zu Pferde, und achthundert zu Fuße nach **). In ganz Europa enthielten die Spaniſchen und Italiäniſchen Städte, und unter dem letztern vorzüglich die Stadt Rom die meiſten, die gebildetſten, und die reichſten Buhlerinnen, weil in Spanien und Italien ehrbare Frauen und Jungfrauen mehr, als anderswo eingeſchloſſen, und die im Coelibat lebenden Geiſtlichen nirgends zahlreicher, verdorbener und üppiger waren, als in eben dieſen Ländern ***). So wie die Italiäniſchen Buhlerinnen ſich vorzüglich nach den Griechinnen gebildet hatten; ſo wurden ſie wieder die Muſter und Lehrerinnen der Hofdamen zuerſt in Italien, und dann auch in den benachbarten Ländern ſo wohl in der Kunſt ſich zu putzen, als in den eigentlichen buhleriſchen Künſten, durch welche die Reitze der ſinnlichen Liebe erweckt, erhöht, und verlängert werden *).

---

*) Meine Vergleichung des Mittelalters I 326 S.

**) Oeuvres de Brantome IV. 93. im Leben des Herzogs von Alba: quatre cens Courtiſanes à cheval, belles et braves, comme Princeſſes, et huit cens à pied, bien à point auſſi.

***) Man ſehe mein Leben des Cornelius Agrippa im erſten Bande der Lebensbeſchreibungen 307 S., und beynahe alle Schriften Ulrichs von Hutten. Die vornehmſten Stellen findet man in meinem Leben des berühmten Reformators angeführt.

Indem die Gefahren und Mühſeligkeiten der Reiſen und Kriegszüge die Könige und Fürſten des Mittelalters an die Freuden der buhleriſchen Liebe gewöhnten, ſie von ihren rechtmäßigen Gemahlinnen entfernten, und einen fortdauernden wohlthätigen Einfluß der treuen Genoſſinnen des Throns, und des fürſtlichen Ehebetts, auf die Herzen und das Betragen der Beherrſcher hinderten: erſchwerten, oder hielten ſie zugleich das Emporkommen von den in neueren Zeiten ſo genannten Mätreſſen zurück: das heißt von anerkannten fürſtlichen Kebsweibern, welche die ausſchließliche oder überwiegende Liebe ihrer erlauchten Buhlen beſitzen, während der herr-

---

*) Brantome Dames Galantes I. 261. D'autres fois nos Dames françoises n'ont esté si belles, ny si enrichies, comme elles sont aujourdhuy; mais il y a long-temps, que l'Italienne, l'Espagnolle, et la Grecque le sont.

herrſchenden Leidenſchaft der Liebhaber zwar nicht an den Vorzügen des Standes, aber doch an den Schätzen und der Macht derſelben Theil nehmen, und das erlangte ſchädliche Anſehen dazu mißbrauchen, um ſich in die Angelegenheiten des Staats, oder des Hofes zu miſchen. Schon die wilde Liebe zu Buhlerinnen, in welcher ſich die meiſten Fürſten des Mittelalters umherwälzten, widerſetzte ſich dem Entſtehen ſolcher Leidenſchaften, als wodurch Mätreſſen erhoben und erhalten werden: noch mehr aber die Beſchwerden und Gefahren der unſteten Lebensart der Fürſten, welche die Begleitung unzertrennlicher Mätreſſen, und die Befriedigung ihrer Wünſche und Anmaßungen beynahe unmöglich machten. Mätreſſen unterhielten im funfzehnten Jahrhundert nur die ſtillſitzenden geiſtlichen und weltlichen Fürſten in Italien, beſonders die Päbſte, welche von ihren Palläſten aus, mit unumſchränkter Gewalt herrſchten. In der Geſchichte der übrigen thätigen und kriegeriſchen Fürſten des funfzehnten Jahrhunderts ſind Mätreſſen, und Mätreſſen-Regiment unerhört: den einzigen Carl VII. von Frankreich ausgenommen,

men, der aber auch nur während einer kurzen Zeit ſeiner Regierung zu den thätigen, und kriegeriſchen Fürſten gezählt werden kann, und nach dem Tode der ſchönen Agnes Sorel *) in die Weichlichkeit und Wohllüſte eines in ſeinem Harem ſchlummernden Morgenländiſchen Despoten verſank **).

---

*) Mezeray IV 612. Die berühmte Agnes Sorel war gleichſam die Vorläuferinn aller der Mätreſſen, die im 16. 17. und 18. Jahrhundert ſo vieles und großes Unglück über Frankreich brachten. Sie war hochſinniger und edelmüthiger, aber wenigſtens eben ſo ſtolz, als irgend Eine ihrer Nachfolgerinnen, indem ſie ſich den vornehmſten Prinzeſſinnen gleich ſetzte. Beſ. Oliv. de la Marche I. 142. Le Roy avoit nouvellement eſlevé une pauvre Damoiſelle, Gentilfemme nommée Agnes du Sorel, et mis en tel triumphe, et tel pouvoir que ſon eſtat eſtoit à comparer aux grandes Princeſſe du Royaume.

**) Memoires de du Clercq ch. IV. p. 420. Et dit on, qu'icelle Agnés mourut par poiſon, moult jeune, aprés laquelle icelle Damoiſelle de Villecier, gouverna le Roy pareillement ou plus, que ne fait avoit ſa tante. Elle avoit toujours trois ou quatre filles ou Damoiſelles, les plus belles, qu'elle pouvoit trouver, et qui ſuivoient le Roy par tout aux depens du Roy: non-obſtant toutes ces choſes, et que le pere, frere, oncle, et le ſieur de Jeuly fuſſent avertis de tout ce, que j'ai dit, ils y envoyerent Blanche -- et aſſez tôt apres que icelle Damoiſelle Blanche eût eſté un peu de tems avec ladite Damoiſelle de Villecier, la renommée publia, qu'elle eſtoit auſſi tres -- bien en la compagnie du Roy, et pareillement, que la Damoiſelle de Villecier.

Das häufige Umherziehen der Fürſten, und die daraus entſtehenden Trennungen von ihren Gemahlinnen ſetzten auch diejenigen Fürſten, welche Buhlerinnen ihrer Liebe nicht werth hielten, den Verſuchungen aus, in einen Zuſtand von Vielweiberey zu fallen. Fürſten mochten in Ritterſchlöſſer, oder in Städte einkehren, ſo veranſtaltete man allenthalben den hohen Gäſten zu Ehren Luſtbarkeiten, und ſtellte ihnen an ſolchen Feſten die Damen des Hauſes und der Nachbarſchaft, oder die Frauen und Töchter der angeſehenſten Bürger vor. Bey der allgemeinen Verdorbenheit der Sitten kann man annehmen, daß die ſchönſten Frauen und Jungfrauen an den meiſten Orten mit einander wetteiferten, die Augen königlicher oder fürſtlicher Liebhaber auf ſich zu ziehen, und daß man diejenigen glücklich pries, welche die erhabene Gunſt der Beherrſcher auch nur eine kurze Zeit genoſſen hatten *). Aus ſolchen gewöhnlich nur kurz-

dau-

---

*) Im ganzen Mittelalter ſah man es als eine ausgemachte Erfahrung an, daß in allen Städten, wo Päbſte, Könige und große Fürſten ſich eine Zeitlang aufhielten, die Sitten der Frauen und Jungfrauen gänzlich verdorben würden. So ſagt z. B. Agrippa von [illegible] noch im Anfange des ſechs-

dauernden Verbindungen muß man die Erſcheinung erklären, daß, ungeachtet die Fürſten des Mittelalters ſelten Mätreſſen in der neuern Bedeutung des Worts unterhielten, ſie dennoch meiſtens eine viel größere Zahl von unehelichen Kindern erzeugten, als diejenigen unter ihren Nachfolgern, die wegen ihrer Mätreſſen-Liebe am meiſten berüchtigt wurden. Königinnen und Fürſtinnen beklagten ſich über die Untreue ihrer Gemahle nur alsdann, wenn dieſe ſie ganz zu vernachläſſigen anfingen *). Die Geſchichtſchreiber führten

---

zehnten Jahrhunderts: Wehe den Städten, welche der Hof eine Zeitlang zu ſeinem Aufenthalte wählt, weil er unfehlbar einen ſchändlichen Gewinn zurückläßt! Nach ſeinem Abzuge erfahren die Einen, daß ihre Weiber, Andere, daß ihre Töchter verführt, oder ihre Söhne, Bediente, und Mägde verdorben worden. Ich kenne eine berühmte Stadt in Frankreich, welche durch den Hof ſo zu Grunde gerichtet worden, daß man kaum eine ehrbare Frau, oder unverdorbene Jungfrau darin findet. Vielmehr iſt es eine Ehre, eine Hofmetze geweſen zu ſeyn, und die älteren Frauen werden die Kupplerinnen der jüngeren. Dieſer Unfug iſt ſo allgemein, daß man ſich deſſen nicht ſchämt. Selbſt die Männer bekümmern ſich nicht darum, ob ihre Weiber Ehebruch treiben, oder nicht, wenn die Feilheit ihrer Weiber ihnen nur ein gemächliches Leben verſchafft. De Vanitate Scient. c. 78. Meine Lebensbeſchr. berühmter Männer I. 308. 309 S.

*) z. B. die Gemahlinnen Carls VII von Frankreich, und Philipps des Guten von Bur-

ten es zwar als etwas merkwürdiges an, wenn einzelne Fürſten ihren Gemahlinnen die gelobte Treue bewahrten *). Sie tadelten es aber ſelbſt an guten Fürſten nicht, wenn ſie von dem, was man als ein Gewohnheitsrecht der Fürſten und Großen anſah, Gebrauch machten, und einen zahlreichen Haufen von Baſtarden um ſich her verſammelten **). Der Nahme Baſtard war nicht allein nicht beſchimpfend, ſondern er war vielmehr ein Ehrentitel, welchen die nachgebornen unächten Söhne von Fürſten annahmen, wenn ihre älteren Brüder geſtorben wa-

ren

Burgund. Von Beiden ſagt Olivier de la Marche: I 143. toutes deux eſtoient desja Princeſſes aagées, et hors de bruit; et croy bien, qu'elles avoient une meime douleur, et maladie, qu'on appelle jalouſie: et que maintefois elles ſe devisoient de leurs paſſions ſecretement, qui eſtoit cauſe de leurs privautez.

*) Z. B. von Carl dem Kühnen von Burgund ſagt Olivier de la Marche I 407: daß er in ſeiner Jugend geweſen ſey bon Compaignon … avec les [illegible], car il n'eſtoit point marié; car lui marié jamais ne rompit ſon mariage.

**) So ſagt Olivier de la Marche von Philipp dem Guten von Burgund: I p. 143. D'autre part le Duc de Bourgogne fut de ſon temps le plus dameret, et le plus envoiſeux que l'on ſceut, et avoit des baſtards, et baſtardes une moult belle compaignie.

ren *). Fürſtliche Baſtarde konnten freylich der Regel nach ihren Vätern nicht in der Regierung folgen. Uebrigens wurden ſie, wenn ſie ſich die Liebe der Väter erwarben, als Fürſtenkinder behandelt, und von den Kindern der rechtmäßigen Gemahlinnen als Brüder oder Schweſtern anerkannt.

So ſehr die Fürſten der älteren Zeit ſich durch ihre ganze Art zu leben von ihren ſpäteren Nachfolgern unterſchieden; ſo ſehr wich die Hofhaltung der Erſteren auch dann, wann ſie ruhig in ihren Reſidenzen lebten, von den Hofhaltungen der Letztern ab. Im Ganzen war der Hofſtaat der Könige und Fürſten des Mittelalters ohne Vergleichung beſchränkter, und das Geſinde oder Gefolge reicher Dynaſten, oder angeſehener Hof- und Kriegsbedienten zahlreicher, als der

Eine,

---

*) Als der ältere uneheliche Sohn des Herzogs Philipp von Burgund vor Gent getödtet worden war, ſo nahm nun der jüngere, den man vorher Meſſire Anthoine genannt hatte, den Titel des Baſtard de Bourguigne an. *Olivier de la Marche* I. 340. Grand dueil, et grand regret fit le bon Duc à part de ſon Baſtard, que moult aimoit. Auſſi fit le Comte de Charolois, et Meſſire Anthoine Baſtard de Bourgongne ſon frere, et de la en avant ne fut plus appellé ledit Meſſire Anthoine par ſon nom, mais Baſtard de Bourgoigne ſeulement.

Eine, und das Andere in den neueren Zeiten wurden. Die Könige hatten im Mittelalter verhältnißmäßig viel weniger Einkünfte, als in den letzten Jahrhunderten; und wenn ſie auch, wie die Franzöſiſchen Könige vom dreyzehnten Jahrhundert an meiſtens thaten, ihre Einkünfte durch die härteſten Erpreſſungen verdoppelten oder verdreyfachten; ſo wurden doch die geraubten Schätze durch die Söldner, welche ſie unterhielten, durch die Wucherer, die ihnen gegen hohe Zinſen Geld vorgeſchoſſen hatten, und durch die gierigen Werkzeuge ihrer Erpreſſungen augenblicklich wieder verſchlungen *). Reiche Baronen, oder Edelleute hingegen konnten ihre Einkünfte nicht vortheilhafter anwenden, als indem ſie ein zahlreiches Geſinde und Gefolge unterhielten, das ihnen im Frieden Anſehen und Zerſtreuung verſchaffte, und ſie in Zeiten der Fehde in Stand ſetzte, ihre Feinde nachdrücklich zu ſtrafen, oder durch glücklichen Raub große Reichthümer zu erwerben **). Wenn auch keine andere Urkunden vorhanden wären, ſo würden

---

*) Man ſehe meine Vergl. des Mittelalters I. 427–433 S.

**) ib. II. 149 u. f. S.

den es allein die Hausordnungen Ludewigs des Heiligen, und Philipps des Schönen beweiſen, daß der Hofſtaat ſelbſt der Franzöſiſchen Könige, die ſchon in älteren Zeiten die Muſter der meiſten Europäiſchen Regenten waren, unendlich weit hinter dem Hofſtaat der Könige und Fürſten der letztern Jahrhunderte zurückgeblieben ſey *). In eben den Graden, in welchen die Palläſte und Gärten der Fürſten des Mittelalters, ihre Gemächer, und der Hausrath und die Verzierungen der Gemächer ſchlechter waren, als in neuern Zeiten **); in eben den Graden waren alle Claſſen ihres Hofgeſindes weniger zahlreich und weniger gut ge-

---

*) Man ſehe du Cange Obſervations ſur l'hiſtoire de St. Louis p. 104 et ſq. Beide Hausordnungen erläutern ſich gegenſeitig, indem in der des heiligen Ludewigs faſt immer der Sold, oder die Belohnungen der Hofdiener, und in der Philipps des Schönen die Zahl derſelben angegeben iſt. Man vergleiche hiemit ein Fragment des Etat de la maiſon de Charles VI. bey dem Grand D'Auſſi Part. III p. 299 ſeq. aber den Etat de la maiſon de Bourgogne gleich hinter den Memoires d'Olivier de la Marche, und dann les Honneurs de la Cour de Bourgogne im 2ten Bd. von St. Palaye p. 171. et ſq.

**) Man ſehe hierüber meine Vergleichung des Mittelalters II. 114 u. f. S.

gehalten *). Wenn man die vier vornehmſten Hofbeamten, den Oberhofmarſchall, den Obercämmerer, den Oberſchenk, und Obertruchſeß ausnimmt, deren in den Hausordnungen Ludewigs des Heiligen, und Philipps des Schönen keine Erwähnung geſchieht **); ſo unterhiel-

---

*) In der Ordinatio hoſpitii et familiae Domini Regis, Ludovici ſancti wird das Hofgeſinde in folgende Claſſen abgetheilt: Camera, Panetaria, Scancionaria, Coquina, Fructuaria, Scutiferia, Fourreria: In der ordonnance pour l'Hotel de Philippe le Bel wird es unter folgenden Rubriken aufgeführt: Paneterie, Eſchançonnerie, Cuiſine, Fruiterie, Eſcurie, Fourière, Clers, Hotoieres, Fiſiciens trois, Chappellains, Clers de Chappelle, Clers de Conſeil, Surgiens deux, Chevaliers de l'Hotel. Es iſt zu verwundern, mit welcher Genauigkeit der Sold, die Bedienten, die Pferde, die Tafel, der Schlaftrunk, die Wohnung, das Futter der Pferde, oder der Erſatz für alle dieſe Dinge in Rückſicht aller Hofbedienten beſtimmt werden.

) Es wäre der Mühe nicht unwerth, der Geſchichte der allmählichen Entwickelung der Höfe der Europäiſchen Könige, und den wichtigſten Veränderungen derſelben nachzuforſchen. Die Vicomteſſe de Furnes, welche les honneurs de la Cour de Bourgogne gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ſchrieb, redete von den vier vornehmſten Hofbeamten noch auf folgende Art: l. c. p. 261. Auſſi les Gentilshommes de telles maiſons (de Roys, Ducqs, Princes etc.) ſe peuvent appeller, l'un Eſchançon, l'autre Pannetier, l'autre Eſcuyer tranchant, et l'autre Varlet ſervant. Aus der Vergleichung der vorher genannten angeführten Hausordnungen erhellt, daß hielten dieſe Könige, oder wenigſtens **Ludewig der Heilige nicht mehr, als vier Cammerherren, eben ſo viele Schenken, und Stallmeiſter, und nur drey Truchſeſſe, nämlich Einen für die Tafel des Königs, und Zwey für die Tafel des Hofgeſindes *). Die Hofküche war verhältnißmäßig ſtärker, als der Marſtall und die Jägerey beſetzt; und doch wurden für die ganze Hofküche nicht mehr als zwey Wägen mit 4 Pferden, und für die Tafel des Königs eine Karre mit drey Pferden unterhalten **). Der Marſtall beſtand außer vier Stallmeiſtern, aus zwey Hufſchmieden, und drey Gehülfen derſelben, aus vier Stallknechten, und einem [illegible]. Auch verordnete **Philipp der Schöne**, daß nicht mehr, als ſechs Pferde für diejenigen in Bereitſchaft ſeyn ſollten, welche er auf die Jagd mitneh-

---

nicht nur die Benennungen, ſondern auch die Zahl, der Rang, und die Einkünfte der angeſehenſten Hofbedienten nur allein vom dreyzehnten Jahrhundert an in verſchiedenen Zeiten ſehr verſchieden waren.

*) p. 112. l. c. un pour le Roy, et deux pour le commun. In den Hausordnungen Ludewigs des Heiligen, und Philipps des Schönen wird die Tafel des Königs ſtets von le commun unterſchieden; allein dieſe wird nirgend in die Marſchalls-Tafel, und die Tafel für das geringere Hofgeſinde abgetheilt.

**) p. 113.

nehmen würde *). In dem Artikel von der Jägerey finde ich bloß einen Vogelfänger, einen Wolfsjäger, ſechs Falkenirer, drey andere Jäger, einen Jägerburſchen, zwey Bogenſchützen, eben ſo viele Hundewärter, und achtzehn Hunde aufgeführt **). Die erſten Cammerherren, Schenken und Truchſeſſe erhielten nicht mehr, als täglich ſechs Sols; und überdem drey Bediente, die am Hofe aßen, einen Schlaftrunk Wein, Lichter, ſo viel ſie brauchten, und freyen Beſchlag von drey Pferden ***). Jährliche Beſoldungen gab man nur einigen Wenigen der geringeren Hofbedienten ****). Alle übrige Beamte empfingen gleichſam einen Tagelohn, der nur alsdann ausgezahlt wurde, wenn ſie wirklich ihren Dienſt verrichteten *). Sehr viele angeſehene Hofbediente aßen gewöhnlich nicht bey Hofe, und nur die Allerwenigſten hatten eigene Zimmer in dem Pallaſte des Königs, oder die Erlaubniß im Pallaſte zu ſchlafen **). Wenn die Tafeln, Gemächer, und Betten der Franzöſiſchen Könige ſo eckelhaft unreinlich waren, als **Aeneas Sylvius** ***), und ſelbſt **Ulrich von Hutten** ****) die Tafeln, Gemächer, und Betten der Palläſte ihrer Zeit ſchildern; ſo verloren diejenigen ſehr wenig, die weder Wohnung, noch Tiſch an den Höfen der Könige hatten.

---

*) Item ordonné eſt, que le Roy aura 6. Courſiers pour ceux, qui iront avec lui en bois, et pour ſon cors tant que il lui plaira etc.

**) p. 115.

***) p. 108. Cambellani amotis liberationibus ſuis, (ſo nannte man die Hofkleidung oder Livree, welche man jährlich ein- oder zweymahl den meiſten Hofbedienten gab, und von welcher die beſte in den beiden Hausordnungen auf hundert Sols geſchätzt wird, da man hingegen ein gutes Pferd auf 16. Pfunde anſchlägt.) ... quilibet ſex ſol. per diem, et tres valetos comedentes ad curiam; et in ſero dimidium ſextarii vini, de candela unam torchiam per ſeptem, etiam per quinque, aliam per quatuor, et 12 pecias candelae minutae, et fabricam ad tres equos.

****) z. B. dem Oblatius und Quartigarius Panneteriae p. 109.

---

*) Dieß wird bey mehreren Hofbedienten ausdrücklich erinnert, nahmentlich bey den Clers de Conſeil p. 115. Tous iceux hommes ne mangeront point à Court, et prendront chaſcun 5 ſ. de gages, quant ils ſeront à Court, ou en parlement, et leurs manteaux, quant ils ſeront aux feſtes.

**) ib. le Maiſtre de l'oſtel . . . et le Maiſtre de l'oſtel Madame, Monſ Jean du Chaſtellet. . . . et n'auront point de chambre en l'oſtel. -- Gleich darauf wird verordnet, daß auch von den [illegible] Vallet, oder Bedienten, die unter dem Befehl des Maiſtre de l'oſtel ſtanden, keiner im Pallaſte ſchlafen ſolle.

***) Vergleich. des Mittelalters I. 247. 248 S.

****) Degen Leben S. 135. 136.

Schon die Schlöſſer von Baronen, und ſelbſt von gemeinen Edelleuten waren im Mittelalter gleichſam offene Herbergen, wo kommende, und abgehende Knappen und Ritter unaufhörlich aus- und einzogen *), und große Haufen von edlen Gäſten bewirthet werden muſten. An den Höfen der Könige, und anderer mächtigen Fürſten war das Gedränge von Menſchen, welche Gnade oder Recht ſuchten, noch viel größer, ſo lange weder in den Hauptſtädten ganzer Länder, noch in den Hauptſtädten der Provinzen hohe Gerichtshöfe angelegt waren, die im Nahmen der Könige und großen Fürſten die Gerechtigkeit verwalteten. Von einer andern Seite aber verloren die Höfe der Fürſten des Mittelalters in Vergleichung mit den Höfen der letzten Jahrhunderte, wenn auch nicht an Gewicht, wenigſtens an Glanz und Anſehen dadurch, daß nicht nur der Hofämter, und Hofbedienten, ſondern auch der Landesſtellen, und Landesdiener viel weniger waren. Gut organiſirte geheime Räthe, oder Miniſteria mit ihren verſchiedenen Büreaux, und Departements,

---

*) Vergleich. des Mittelalters II. 173. Mein Leben Ulrichs von Hutten 140. S.

ments, ſtark beſetzte Rentcammern, Hofgerichte, Regierungen, oder Juſtizcanzleyen, endlich Conſiſtorien und Kriegscanzleyen waren bis gegen das Ende des Mittelalters gänzlich, oder faſt gänzlich unbekannt, und die Geſchäffte ſolcher Landescollegien wurden von Einem, oder wenigen Männern verrichtet. **Ludewig der eilfte**, und deſſen Nachfolger fingen nach dem Beyſpiele einiger Italiäniſchen Regierungen zuerſt an, in Zeiten der Noth ſo wohl neue Hof- als Landesſtellen zu errichten, oder die vorhandenen zu erweitern, und zu vervielfältigen, um aus dem Verkauf derſelben ſchnell große Summen zu löſen *). Die Vermehrung der Hof- und Landesſtellen wurde ſehr bald auch von ſolchen Fürſten nachgeahmt, welche es nicht rathſam fanden, die neuen Aemter und Würden an den Meiſtbietenden zu verkaufen; und dieſe außerordentliche Vervielfältigung von einträglichen Stellen wurde Eine der vornehmſten Urſachen, wodurch der Adel, der bis dahin gewöhnlich auf ſeinen Schlöſſern wohnte, in die Hauptſtädte, und an die Höfe der

---

*) Man ſehe meine Vergleichung des Mittelalters I. 440-477. S. und dann Mezeray Histoire de la Mere, et du Fils I. p. 300.

Fürſten hingezogen, und alſo auch der Glanz der Höfe vermehrt wurde.

Vor dieſem Zeitpuncte waren die gewöhnlichen Luſtbarkeiten der Höfe von der Art, daß edle und erlauchte Frauen, oder Jungfrauen gar nicht, oder höchſt ſelten Theil daran nehmen konnten. Sie beſtanden nämlich entweder in ritterlichen Uebungen, wodurch die Pagen und Knappen gebildet, oder die ſchon gebildeten Ritter noch mehr vervollkommt wurden: in langdauernden und ermüdenden Jagden: vorzüglich aber in den rohen Freuden der Tafel, die durch ſchmutzige, oder abentheuerliche Erzählungen, Geſänge, und Mummereyen der Tiſchgenoſſen, und Meiſterſänger erhöht wurden, und ſich faſt ohne Ausnahme in allgemeine Niederlagen endigten, wo die Sieger ſich von den Beſiegten bloß dadurch unterſchieden, daß ſie um einige Grade weniger ſinnlos und todttrunken waren [*]). Alle diejenigen, welche im funfzehnten, und ſelbſt noch im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts das Hofleben ihrer Zeit ſchilderten, führten es als eine der größten Beſchwerden deſſelben an: daß die Höfe der Könige und Fürſten Tag und Nacht von dem wilden Geſchrey, oder Geräuſche trunkener, oder muthwilliger Menſchen wiedertönten, und daß es deßwegen beynahe unmöglich ſey, ruhige Stunden zu finden, wo man ſich in ſich ſelbſt ſammeln, oder einer ungeſtörten Muſſe genießen könne. Die erſten Geſetze gegen das ſo genannte Zutrinken, oder das Zwangstrinken *) wurden in dem erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts gemacht. Dieſe Geſetze wurden noch lange vereitelt**), und eben daher oft wiederholt. Aller dieſer Geſetze ungeachtet, dauerte das Zutrinken, und die allgemeinen Berauſchungen an den Tafeln mancher Deutſchen Höfe bis in den Anfang unſers Jahrhunderts fort ***).

---

[*] Vergleich. des Mittelalters I. 230. 231. II. 178. u. f. S. Huttens Leben II. 66.

Aus dem, was ich bisher geſagt habe, leuchtet ohne weitere Erinnerung ein, daß die Lebensart, welche die Fürſten der älteren Zeit führten, und die gewöhnlichen Vergnügungen ihrer Höfe die Damen der Regel nach weder als Begleiterinnen, noch als Theilnehmerinnen zuließen. Die Europäiſchen Fürſten, und Großen des Mittelalters ſchloſſen ihre Gemahlinnen und Töchter zwar nicht in Harems ein; allein erlauchte oder edle Frauen und Jungfrauen erſchienen in dem gewöhnlichen Laufe des Hof- und Ritterlebens eben ſo wenig, als wenn ſie nach Art der Morgenländerinnen, oder Griechinnen eingeſperrt, und ſtrenge bewacht worden wären. Die Wohnungen und das Leben der Fürſtinnen waren von denen ihrer Gemahle ſo ſehr abgeſchieden, daß in den Hausordnungen Ludewigs des Heiligen, und Philipps des Schönen nur ein einziges Mahl, und zwar an der Stelle, wo von dem Maitre de l'oſtel die Rede iſt, der Königinn Erwähnung geſchieht; und ohne dieſe Stelle würde man nach den beiden Hausordnungen glauben müſſen, daß ihre königlichen Verfaſſer gar keine Gemahlinnen und Töchter gehabt hätten. Erlauchte, und andere vornehme Frauen und Jungfrauen zeigten ſich nicht anders öffentlich, als an großen Hof- und Hausfeſten, oder bey anderen glänzenden Feierlichkeiten, die jenen Haus- und Hoffeſten gleichgeachtet wurden. Sonſt beſchäfftigten ſie ſich in ihren einſamen Wohnungen und Gemächern mit der Oberaufſicht über das innere Hausweſen: mit der Erziehung ihrer Töchter, und mit weiblichen Arbeiten, beſonders mit Stikkereyen. Bey dieſen Arbeiten halfen ihnen ihre Hofdamen, oder Cammerfrauen und Cammerfräulein, deren Zahl ſehr beſchränkt war; oder ſie leiſteten ihnen wenigſtens Geſellſchaft *). Wenn die Könige von ihren Gemahlinnen abgeſondert wohnten; ſo fanden ſich in ihren Palläſten keine Perſonen des andern Geſchlechts, als bloß einige geringere weibliche Bediente, die für eine jede große Haushaltung unumgänglich erfordert wurden: Wäſcherinnen, Nätherinnen, u. ſ. w; und ſelbſt dieſe entfernte Philipp der Schöne von ſeinem Hofe **). Eben ſo hatten zu den Palläſten und Gemächern von Königinnen, oder Fürſtinnen, und deren Hofdamen keine andere Männer Zutritt, als die Haushofmeiſter, und die Ritter, oder Knapi-

---

*) Das Zutrinken hieß man im Franzöſiſchen faire carroux Deux, de Brantome IV. p. 19. 20

**) Selbſt die von Carl V. Siehe Brantome l. c.

***) Man ſehe die Memoires du Baron de Pöllnitz.

---

*) Auf dieſe Art lebte und beſchäftigte ſich noch die Gemahlinn des berühmten Herzogs von Sülly: ſ. deſſen Memoires III. 418 S.

**) Ordonnance beym du Cange p. 115. Item toutes les femmes, qui demourent en l'oſtel Le Roy à Paris, ſoient oſtées, c'eſt aſſavoir la contre pointiere, ou celle qui en ſon leu, la Couſturiere, la femme baudran, et toutes les autres, qui ſont en certain office.

Knappen, welche vor den Hofthoren, und den Zimmern der Fürſtinnen die Wache hatten. Bey der Tafel, beym Aufſtehen, und Niederlegen, beym Auskleiden und Ankleiden wurden Königinnen und Fürſtinnen ganz allein von ihren Frauen und Fräulein bedient: welche alte Sitte mehrere Königinnen von Frankreich noch im ſechszehnten Jahrhundert beobachteten. Dieſe Ordnung litt nur einige Ausnahmen in Krankheiten, auf Reiſen, oder in Gefahren. Als Ludewig der Heilige in Paris gefährlich krank war, wurde er von mehrern Hofdamen der Königinn-Mutter gewartet *). Seine Gemahlinn hingegen hatte vor ihrer Niederkunft, die drey Tage auf die Nachricht von der Gefangenſchaft ihres Gemahls in Aegypten erfolgte, einen achtzigjährigen Ritter zu ihrem Wächter. Dieſer eisgraue Krieger faßte die Königinn ſtets an der Hand, und tröſtete ſie, wenn ſie im Schlafe auffuhr, und voll Schreckens ausrief: daß ihr Gemach mit Saracenen angefüllt ſey **). Eben dieſer Ritter verſprach der Königinn, daß er ſie tödten wolle, be-

---

(* Joinville p. 24.
**) p. [illegible]

bevor ſie in die Hände der Ungläubigen falle. — Wenn die Könige und Fürſten Mütter hatten; ſo waren dieſe, wie es ſcheint, die natürlichen, und oft ſehr ſtrengen Oberhofmeiſterinnen ihrer Schwiegertöchter. Die Königinn Blanche, Mutter Ludewigs des Heiligen, wollte es nicht leiden, daß ſelbſt ihr Sohn ſeine Gemahlinn anders, als am Abend beſuche, wo er mit ihr zu Bette gehe *). Wenn der König ſich bisweilen in das Zimmer ſeiner Gemahlinn hinaufſchlich, und während des Beſuchs die Königinn-Mutter herannahte; ſo machten die Trabanten mit ihren Stäben ein verabredetes Geräuſch, damit der König ſich bey Zeiten entfernen könne. Einſt fand die Königinn Blanche ihren Sohn an dem Bette ſeiner Gemahlinn, die von einer zu frühen Niederkunft in Todesgefahren war. Auch dießmahl duldete ſie ihn nicht, ſondern führte ihn mit den Worten zur Thür hinaus: geht weg von hier, wo ihr nichts zu thun habt. Da die kranke Königinn dieſes ſah, ſo rief ſie: ach! ihr wollt, daß ich meinen Herrn weder im Leben noch im Tode ſehe, und fiel in

---

*) p. 126. 127.

in eine ſo tiefe Ohnmacht, daß man ſie wirklich für todt hielt. Der König kehrte nun wieder, und rief ſeine Gemahlinn mit vieler Mühe in's Leben zurück.

Von dem häuslichen Leben der Fürſtinnen des Mittelalters muß man ihr öffentliches Leben an großen Hoftagen, und andern Feierlichkeiten ſorgfältig unterſcheiden. – Schon die Beherrſcher aus dem Carolingiſchen Stamm hielten jährlich zweymahl, und zwar gewöhnlich am Oſter = und Weihnachtsfeſte, große Hoftage, an welchen ſie in ihrem königlichen Ornate, und mit der Crone auf dem Haupte erſchienen, den Großen ihres Hofes und Reichs Hofkleider, oder koſtbare Geſchenke austheilten, und unter das gemeine Volk Geld auswarfen *). Die Capetinger ſetzten dieſe glänzenden Hoffeſte fort, und nach dem Beyſpiele der Franzöſiſchen Könige führte ſie **Wilhelm der Eroberer** in England ein. Nur hielten die Erſtern die großen Hoftage gemeiniglich um Oſtern und Allerheiligen, und der Normänniſche Eroberer wenigſtens drey=
Mahle

---

*) Man ſehe die fünfte Diſſertation von du Cange des cours, et feſtes Solennelles des Roys de France p. 157 et ſq.

Mahle im Jahre, nämlich i an den drey großen Feſten; und jedesmahl wurden alle Vaſallen der Crone durch ein königliches Ausſchreiben eingeladen *). Einige Schriftſteller nannten die periodiſchen Hoffeſte gecrönte Hoftage, weil die Könige ſich mit der Crone auf dem Haupte zeigten. Gewöhnlicher aber wurden ſie Cours plenieres, oder ſolennelles, publiques, generales oder ouvertes genannt **). Die beſtimmten großen Hoftage, wo Könige und Fürſten ihre mächtigen Vaſallen um ſich her verſammelten, hörten allmählich auf, weil ſich außerordentliche Gelegenheiten genug fanden, wodurch die Könige und Fürſten zu feierlichen Hofhaltungen, oder Hoflägern veranlaßt wurden. Dergleichen Veranlaſſungen zu großen Hoffeſten waren die Nothwendigkeit, mit den guten Getreuen über einen zu befürchtenden oder zu unternehmenden Krieg, oder Creuzzug zu rathſchlagen: die Crönungen von Königen: die Einhohlung, und der feſtliche Empfang von Königlichen Bräuten, oder neu vermählten Königinnen, oder andern vornehmen Gäſten,

---

*) l. c. p. 162.
**) l. c. p. 159 160.

ſten, und Geſandten, welche man ehren wollte: die Geburten, oder Vermählungen von königlichen, und fürſtlichen Kindern: Stiftungen und Gedächtnißfeſte von Ritterorden: oder endlich auch nur der Wunſch, ſeine Pracht in glänzenden Feſten, oder ſeine Stärke und Geſchicklichkeit in den Waffen an öffentlichen Turnieren zu zeigen, und ſich dadurch die Gunſt geliebter Perſonen zu erwerben. In allen von mir angezeigten Fällen ergingen Aufgebete, oder Aufforderungen an die Vornehmſten des Reichs, ſich zu einer beſtimmten Zeit an den Höfen der Könige, oder Fürſten einzufinden; und ſolchen Aufforderungen durften ſich diejenigen am wenigſten entziehen, welche Hofämter, und beſonders erbliche Hofämter bekleideten. Meiſtens waren den Aufforderungen an die Vaſallen ſelbſt, Befehle oder Bitten der Könige und Fürſten, oder auch der Königinnen und Fürſtinnen hinzugefügt, daß ſie ihre Gemahlinnen und Töchter an den Hof mit bringen möchten *). Glänzende Turniere, oder Ritter

---

*) So hatte zum Beyſpiel der junge König Eduard an dem großen Hoftage, welchen er 1327. dem Grafen Johann von Hennegau, und des-

terfeſte wurden nicht bloß in den Landen der Könige und Fürſten, welche ſie halten wollten, ſondern in allen benachbarten Reichen durch Herolde angekündigt **). Die Feſtlichkeiten der großen Hoftage beſtanden vorzüglich in feierlichen Aufzügen, in Turnieren, und in koſtbaren Mahlzeiten, auf welche Prachtbälle folgten. Die Damen nahmen an allen dieſen Vergnügungen Theil. Die Art, wie ſie Theil nahmen, iſt ſehr merkwürdig, weil ſie beweiſet, wie ſich die ſo ſehr gerühmte Curteſie der alten Ritter äußerte, wo ſie die lange nicht genug beachtete ſtrenge Etiquette der Höfe beſiegte, oder wo die Ehrfurcht gegen die Schönheit, und Tugenden des andern Geſchlechts der Ehrfurcht

---

deſſen Rittern zu Ehren hielt, über 300. Ritter an ſeinem Hofe; et Madame la Royne tint ſa cour, et ſa teſte au dortouer, et eut bien, à ſa table ſeans, ſoixante Damoiſelles, *qu'elle avoit prinſes*, pour feſtoyer ledit Meſſire Jehan de Haynaut, et ſes autres Seigneurs. Froiſſart Vol. I. p 16. Am dem Stiftungsfeſte des Ordens vom blauen Hoſenbande Le Roy aſſembla de tout ſons pays Comtes, Barons et Chevaliers; . . . et devoit eſtre accompaignee la Royne d'Angleterre de trois cens Dames, et Damoiſelles, toutes nobles, et gentils-dames, et parees richement de paremens ſemblables. id. I ch. 102. p. 116.

**) l. c.

furcht gegen Geburt, und Stand weichen muſte.

Bey den feierlichen Aufzügen der älteren Zeiten kam es ſehr darauf an, ob Damen es waren, welche geehrt werden ſollten, wie bey den Einzügen von königlichen, oder fürſtlichen Bräuten, oder neuvermählten Königinnen und Fürſtinnen in ihre künftige Reſidenzen; oder ob erlauchte und edle Frauen ſelbſt erlauchten, und edlen Männern Ehre erweiſen wollten.

Im vierzehnten, und funfzehnten Jahrhundert hielten königliche und fürſtliche Bräute, oder neuvermählte Königinnen bald in prächtigen bedeckten Wägen *), bald in eben ſo ſchön gezierten, entweder bedeckten, oder offenen Sänften, die

---

*) So Iſabelle von Baiern bey ihrem erſten Einzuge in Paris Froiſſart II. ch. 164. p. 288. 89. Im ſechszehnten Jahrhundert waren die Prachtwagen ſo eingerichtet, daß die Damen vor den offenen Thüren ſaßen, damit man ſowohl ihre Perſonen, als ihre Kleidung und Schmuck ganz ſehen konnte. So erſchien die verwittwete Herzoginn von Lothringen bey der Crönung Carls des neunten zu Rheims: Brantome Dames Gal. II. p. 167. Elle ſe mit dans un caroſſe fort ſuperbe, . . . qui eſtoit traiſné de quatre chevaux Turcs blancs, . . . attellez tous quatre à front, en maniere de chariot triomphant. Elle eſtoit à la portière fort bien habillée etc.

die von Pferden getragen wurden *): meiſtens aber zu Pferde ihren feierlichen Einzug **). Erlauchte, oder edle Frauen, und Jungfrauen mochten bey feierlichen Einzügen fahren, oder reiten, oder ſich tragen laſſen; ſo hatten ſie ſtets erlauchte, oder edle Männer zur Seite, oder als Begleiter, aber faſt immer ſolche, deren Stand und Rang um einen, oder einige Grade geringer waren, als der Stand und Rang der Damen, welchen Ehre erwieſen wurde. Es war daher eine außerordentliche Curteſie, daß der erwählte Römiſche König, und nachherige Kaiſer Friedrich der Dritte neben der Sänfte der

---

*) So Iſabelle von Baiern bey einem ſpätern Einzuge in Paris Froiſſart [illegible] Bey eben dieſem Einzuge waren andere Damen in bedeckten Sänften, oder in bedeckten Wagen, oder auch zu Pferde. Das Reiten in Sänften blieb in Frankreich bis an das Ende des lezten Jahrhunderts üblich. Frau von Sevigne erwähnt dieſer Art zu reiſen in ihren Briefen mehrmahl.

**) So Philippa von Lancaſter, Braut des Königs von Portugal. Froiſſart [illegible] 172. Im J. 1514 hielt die Engliſche Prinzeſſinn Maria, nachherige Gemahlinn Ludwigs XII. [illegible] ein, anſtatt daß ihre Damen im Wagen ſaßen. Memoires de Fleuranges p. [illegible]. Bey dem erſten Einzuge Ludwigs XI. in Paris hatte der Herzog Philipp von Burgund auf

der Herzoginn von Burgund herritt *). Sonſt gingen Könige ihren Bräuten und Gemahlinnen, höhere Fürſten geringeren Fürſten nur bis an die Treppen, oder Thore ihrer Palläſte entgegen, wo die Damen ſich auf ihre Kniee niederließen, und dann aufgehoben und umarmt wurden: welche letztere Ehre die Könige und Fürſten auch den Damen des Gefolges widerfahren ließen **). Das Küſſen von Damen, die zuerſt vor vornehmeren Herren erſchienen, war eben ſo gemein ***), als das Niederknieen von Damen, wenn ſie vornehmeren Herren zuerſt vorgeſtellt wurden, oder wenn ſie ſich irgend eine Gnade erbaten, oder für irgend eine Gnade dankten. Die Königinn Iſabelle von England küßte nicht nur im J. 1323 ihren Bruder den König Carl von Frank-
reich

---

auf ſeinem Prachtpferde die Herzoginn von Orleans hinter ſich, und die ſchöne junge Tochter eines Bürgers von Paris vor ſich. Observ. [illegible] Memoires de du Clercq p. 529.

*) Olivier de la Marche I. p. [illegible]

**) Man leſe den Empfang der Philippa von Lancaſter, beym Froiſſart III. 172. 173. und 175. S.

***) Selbſt Päbſte küßten Damen, welche ihnen aufwarteten, auf den Mund; wenigſtens, wenn ſie Anverwandtinnen waren. Froiſſart III. p. 362.

reich knieend um Hülfe an *), ſondern ſie wollte auch aus Dankbarkeit vor dem Grafen **Johann von Hennegau**, welcher ihr Hülfe verſprach, niederknieen, ſo wie ſie ſich dem Grafen auf den Fall geleiſteter Hülfe als ſeine Magd, oder Vaſallinn, und ihren Sohn als ſeinen Knecht, oder Vaſallen verpflichtete **). Im J. 1353. dankten die beiden verwittweten Königinnen **Johanna**, und **Blanche**, ſo wie der König, **Carl der Grauſame** von Navarra, knieend dem Könige von Frankreich für die Huld, womit er dem letztern den Mord des Connetable **von Cliſſon** verziehen, und ihn wieder zu Gnaden aufgenommen hatte ***).

---

*) Froiſſart Vol. I. c. 6. p. 5. Adoncques La Dame s'agenouilla, vouſiſt le Roi ou non, tout bas à terre, etc.

**) I. c. 9. p. 17. Adoncques la Reine, (qui ſe ſeoit, et meſſire Jehan devant elle) ſe dreça en eſtant, et ſe voulut agenouiller, de la grande joye, qu'elle avoit, ... mais le gentil meſſire Jehan ſe leva appertement, et prit la Dame entre ſes bras, et luy dit: ne plaiſe ja à Dieu, que la Royne d'Angleterre face ce: mais Dame, reconfortez vous ſe vous me voulez faire ce, que vous me promettez par Courtoiſie, je deviendray votre ſerve, et mon fils votre ſerf à touſjours: et mettrons tout le Royaume d'Angleterre en votre abandon, et à bon droit.

***) I. ch. 154. p. 177.

Nach dem Beyſpiele von Königinnen und Fürſtinnen fielen auch edle Frauen und Jungfrauen vor ihren Wohlthätern auf die Kniee nieder *); und es war eine große Curteſie, wenn die Ritter einer ſolchen Ehrenbezeugung zuvor kamen, oder die knieenden Damen ſchnell aufhoben, und ſie umarmten, oder ihnen gar nach Italiäniſcher Sitte die Hand küßten **). Regierende Königinnen redeten ihre Gemahle nicht anders, als mein Herr, Mon Seigneur an; die Könige ſagten aber zu ihren Gemahlinnen nicht Madame, ſondern bloß Dame ***); und dieſes Wort brauchten ſo gar Grafen und Herren gegen Königinnen, wenn ſie nicht Vaſallen

---

*) So die Mutter und beiden Töchter, welche der Chevalier Bayard bey der Eroberung von Brescia vor Tod, und Entehrung geſchützt hatte. Vie de Bayard c. 51. p. 259. und eine Parlements-Räthinn in Bourdeaux vor dem Herrn von Vieilleville. Mem. du Marech. de Vieilleville II. p. 4.

**) Vie de Bayard l. c. So verſtehe ich wenigſtens folgende Worte: il leur toucha à toutes en la main.

***) Die ſterbende Königinn Philippa von England, bat ihren Gemahl, mit welchem ſie eine ſehr glückliche Ehe geführt hatte, um drey Dinge. Froiſſ. I. ch. 273. p. 377. Le Roy tout en plorant, et en larmoyant reſpondit, et dit: Dame demandez . . . und die Königinn: Monſeigneur je vous prie.

len derſelben waren *). Im funfzehnten, und ſechszehnten Jahrhunderte wurde Madame ein Ehrennahme, welchen man bloß den Gemahlinnen von wirklichen Rittern beylegte **). Andere Edelfrauen, deren Gemahle noch nicht zu Rittern waren geſchlagen worden, wurden Damoiſelles, Demoiſelles, Mesdemoiſelles genannt ***). Nachdem die Ehre der Ritterſchaft durch die häufige Verſchwendung an Unwürdige vernichtet, oder wenigſtens geſchmälert worden war, und ſelbſt die Frauen von Doctoren anfingen, ſich den Titel Madame anzumaaßen; ſo waren manche angeſehene Edelfrauen ſo beſcheiden, oder ſo ſtolz, den Titel Madame nicht eher anzunehmen, als bis ihre Männer zu Rittern von berühmten königlichen, oder fürſtlichen Orden ernannt worden waren *). Erſt in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurden die Bedeutungen der Wörter Madame, und Madamoiſelle allgemein dahin abgeändert, daß man mit jenem Worte eine jede angeſehene edel- oder nicht edelgeborne Frau, und mit dieſem eine jede angeſehene Jungfrau anredete. Bis ge-

---

*) So ſagte der Graf Johann von Hennegau zu der Hülfe ſuchenden Königinn von England: I. Ch. 9. p. 7. Certes, Dame, veezcy votre Chevalier. Die Königinn redete ihn Sire an.

**) Brantome Vies des hommes illuſtres III. 178. … que l'on tenoit pour un grand cas des'eſtre trouvé en une bataille, et ycouroit-on, comme à un jubilé, l'un pour gagner le ſalut de ſon ame, et l'autre pour gagner l'honneur de Chevalerie, et faire appeller ſa femme Madame. Beſ. Carloix Mem. du Maréchal de Vieilleville II. 104. Or il y a une couſtume en France, de toute ancienneté obſervée, que l'on y appelle les Dameyſelles de ce titre de Madame, quand leur marys ſont honorez du grade de Chevalerie; et ſont ſi friandes de ceſt honneur, qu'elles ne veulent pas perdre cette qualité, ny de faillir à marcher devant une plus riche, ſi ſon mary n'eſt chevalier.

***) Dieß dauerte bis zum Ausgange des ſechszehnten Jahrhunderts. Man ſehe Etoile Journal de Henri III. et Henri IV. an vielen Orten: beſ. II. 269. Selbſt im vergangenen Jahrhundert wurde die nachher ſo berühmte Maintenon, als Witwe des Dichters Scarron, Mademoiſelle genannt. Hiſtoire amoureuſe des Gaules IV. p. 85.

---

*) Carloix l. c. Mais Madamoyſelle d'Eſpinay fuſt ſi reſpectueuſe, et diſcrette, qu'elle ne voulut jamais eſtre appellée Madame, . . et proteſta, qui plus eſt, de ne recevoir ce tiltre, que M. ſon mary ne fuſt Chevalier de l'ordre: mepriſant l'auſtre Sorte de Chevaliers comme trop commune, que les Roys deportent indifferemment à toutes perſonnes en une armée, ſans choix ny reſpect d'extraction, ny de merite; et qu'elle auroit trop de compaignies, entre aultres, les femmes des gens de Juſtice; car elle cognoiſſoit une douzaine de Preſidens, et de Conſeillers pour le moins, qui faiſoient ronfler leur contrat et ordonnances bien hautement de cette qualité, qu'ils diſent meriter pour avoir faict leurs cours enclez aux loix, à cauſe duquel ils ſont paſſez Docteurs en l'un et l'aultre droict.

gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts war es in Frankreich und am Burgundiſchen Hofe Sitte, daß königliche und fürſtliche Perſonen ihren Anverwandten das Beywort, oder den Schmeichelnahmen ſchön gaben *).

Weil Fürſten und Ritter oft abweſend waren, ſo geſchah es nicht ſelten, daß erlauchte und edle Frauen die Ehre ihres Hauſes machen, und erlauchte, oder edle Gäſte nach Würden empfangen muſten. Bey ſolchen feierlichen Empfängen **) kam nicht bloß der Stand der ankommenden Gäſte, ſondern auch dieſes in Betrachtung: ob die Empfängerinnen ihren Gäſten ſehr verpflichtet waren, oder nicht. Wenn die Gäſte viel vornehmer waren, als die Empfängerinnen, oder wenn ſie ſich große Verdienſte um dieſelben erworben hatten; ſo gingen, oder ritten gar die Damen den Ankommenden weit entgegen. So ſtieg die ſchöne **Gräfinn von Salisbury** von ihrer Burg herab, als der König **Eduard** von England ſich näherte, um ihr einen Beſuch zu machen, ließ alle Thore weit öffnen, ging dem hohen Gaſte bis über die Thore der Burg entgegen, knieete vor ihm nieder, führte ihn zuerſt in den Ritterſaal, und dann in ſein Schlafgemach, beurlaubte ſich auf eine kurze Zeit, um dem Gefolge des Königs die gebührende Ehre zu beweiſen, kehrte aber bald zurück, um den König bis zum Anfange des Mittagsmahls zu unterhalten, und dann an die Tafel zu begleiten *). Bald nachher kam die **Gräfinn von Blois** in Bretagne dem **Gautier de Manny**, und andern Engliſchen Rittern, welche ſie von ihren Feinden befreyt hatten, aus dem Schloſſe entgegen, und küßte ihren Erretter, und deſſen Begleiter zu wiederhohlten Mahlen **). Als der Dauphin und nachherige König Ludewig XI. im J. 1456. bey dem Herzoge Philipp von Burgund gegen die Verfolgungen ſeines Vaters Schutz ſuchte, begaben ſich bey ſeiner Ankunft die Gemahlinnen des Herzogs, und ſeines Sohns nebſt einer Prinzeſſinn von Cleve bis an das äußerſte Schloßthor, und ließen ſich vor dem Dauphin, da er vom Pferde geſtiegen war, auf die Kniee nieder *). Der Erbe der Franzöſiſchen Crone wollte der Herzoginn den Rang geben, und ſie am Arme in den Pallaſt zurückführen. Die Fürſtinn von Burgund lehnte die ihr zugedachte Ehre mit der Erklärung ab: daß dieſelbe ihr nicht zukomme. Es entſtand hierüber eine Rangſtreitigkeit, die länger als eine Viertelſtunde dauerte. Endlich mußte der Dauphin ſich gefallen laſſen, den Ehrenplatz einzunehmen, und ſich von der Herzoginn in ſein Zimmer führen zu laſſen, wo ſie mit einer tiefen Kniebeugung Abſchied von ihm nahm. Beym Entgegengehen ließ die Herzoginn die Schleppe ihres Kleides von einer ihrer Hofdamen, und ihre Schwiegertochter, die Gräfinn von Charolois die ihrige von

---

*) Les honneurs de la Cour p. 262. Eſt auſſi à ſçavoir, que quand les Roys, Roynes, Ducqs, Ducheſſes, Princeſſes ont des parents, niepces, couſins germains, et autres de grand linage, puisqu'ils ſont de ſang royal, les doibvent appeller beaux nepueux, belles-niepces, beaux-couſins, belles-tantes, et belles couſines, etc. Perſonen von gemeinem Adel durften dieſes nicht thun. p 263.

**) Da man Anfänge ſagt, ſo ſollte ich denken, daß man auch Empfänge ſagen könnte.

---

*) Froiſſart, I. c. 78. p. 93. 94.

*) I. ch. 82. p. 99. Lors deſcendit la Comteſſe, du Chaſtel, à joyeuſe chere: et vint baiſer Meſſire Gautier de Manny et ſes compaignons, les uns après les autres deux fois ou trois, comme vaillante dame.

---

*) Les honneurs de la cour p. 209 et ſq.

von einem Hofcavalier tragen. So bald beide Damen den Dauphin gewahr wurden, ſo traten die Schläppträgerinn der Erſtern, und der Schleppträger der Zweyten zurück. Die Gräfinn von Charolois trug von dieſem Augenblick an die Schleppe ihres Kleides allein. Der Herzoginn half zwar ein Cavalier die Schleppe tragen, allein auch ſie hatte beſtändig die Hand daran *). Die Herzoginn von Burgund ließ ſich in Gegenwart des Dauphins niemahls weder ihre Speiſen, noch ihren Becher bedeckt auftragen und zubringen; oder ihre Speiſen, und ihren Wein vorher koſten: welches beides ſonſt allemahl bey fürſtlichen Perſonen geſchah. Vielmehr koſtete, und brachte ſie nach der Tafel dem Dauphin das Backwerk, oder Zuckerwerk dar; und eine Prinzeſſinn von Cleve ſervirte ihm den Weinbecher **).

Als der König Carl VIII. von Frankreich auf ſeinem Zuge nach Neapel ſich der Stadt Turin näherte; ſo ritt ihm die verwittwete Herzoginn Blanche aus dem

---

*) p. 210. ſq.

**) ib. p. 233.

Hauſe Montferrat in dem prächtigſten Schmucke mit einem großen Gefolge von Damen und Rittern entgegen, führte den erlauchten Gaſt in die Reſidenz ein, ſtellte ihm an dem Thore des Schloſſes ihren jungen Prinzen vor, und bot ihm alles, was ſie und ihr Land vermöchten, zu ſeinen Dienſten an *). Dieſe Anerbietung war kein leeres Wortgepränge. Sie verſetzte ihren eigenen koſtbaren Schmuck, und die Juwelen ihres Hauſes, um dem dürftigen Könige mit einer großen Summe Geldes beyſtehen zu können **).

So wie vornehme Herren, Damen von geringerem Stande mit einem Gnadenkuſſe beehrten; ſo gaben vornehmere Damen ſelbſt noch im ſechszehnten Jahrhunderte Männern von geringerem Stande einen Ehrenkuß ***). Als der Kaiſer Ferdinand der Erſte in der Audienz, in welcher der Marſchall von Vieilleville

zu

---

*) Brantome Femmes Gal. II. p. 110. 111.

**) ib.

***) Die Königinn Blanche, Mutter des heiligen Ludewig, küßte einem jungen Deutſchen Prinzen aus Andacht die Stirn, weil ſie hörte, daß ſeine Mutter, die heilige Eliſabeth von Thüringen, ihn oft an der Stirn geküßt habe. Joinville p. 22.

zuerſt der Vermählung der Prinzeſſinn Eliſabeth mit dem jungen Könige Carl IX. von Frankreich erwähnt hatte, dem Franzöſiſchen Geſandten ſeine Nichte vorſtellte; ſo wollte die Prinzeſſinn ihm einen Kuß geben. Der Herr von Vieilleville lehnte zuerſt dieſe zu große Ehre durch eine tiefe Verbeugung ab [*]). Da aber die Prinzeſſinn darauf beſtand, ſo gab der Marſchall nach, und erklärte dabey: er habe den Kuß auf den Mund als die gröſte Ehre angenommen, die ihm in ſeinem Leben widerfahren ſey. Nun aber möge die Prinzeſſinn auch erlauben, daß er ihr die Hände küſſe, zum Zeichen ſeines beſtändigen Gehorſams, und ſeiner ewigen Ergebenheit gegen eine Fürſtinn, welche dazu beſtimmt ſey, dereinſt als Königinn über ihn zu herrſchen. In der Abſchiedsaudienz ſteckte der Herr von Vieilleville der künftigen Braut ſeines Königs einen ſchönen diamantenen Ring an den Finger. Die Prinzeſſinn nahm dieſes Geſchenk gnädig auf, und beehrte den Marſchall mit dem dritten Kuſſe [**]).

---

[*]) IV. p. 309.

[**]) l. c p. 323. Et lui mettant cette belle et riche bague au doigt, elle l'honora du troiſieſme baiſer.

Vielleicht fällt es manchen Leſern weniger auf, daß eine vornehme und tugendhafte Prinzeſſinn den Geſandten eines großen Königs küßte, als daß ſchöne, und geliebte Mätreſſen von Königen Andere, als ihre erlauchten Liebhaber, küſſen durften. Heinrich IV. befahl der ſchönen Gabriele d' Etrees, daß ſie ihre Maske, dergleichen man damahls trug, abnehmen, und ſeinen Freund d' Aubigne küſſen ſolle *). Zu einer andern Zeit küßte der Marſchall von Baſſompierre eben dieſer Dame ehrerbietig den Rock: worauf Heinrich IV. ſich abſichtlich ein wenig entfernte, damit ſeine Geliebte dem Herrn von Baſſompierre einen Kuß auf den Mund geben könne **). Weil vornehme Damen ſolchen Rittern, welche ſie ehren, oder denen ſie danken wollten, einen oder mehrere Küſſe auf den Mund gaben, und die Ritter zum Zeichen der Ergebenheit den Damen die Hand küßten; ſo wurden Hand und Mund die Merkmahle der unſchuldigen und ehrerbietigen Liebe; und auch ſolche Liebhaber, welche die letzten Gunſtbezeu-

---

*) Memoir. p. 135.

**) Memoires de Baſſomp. I. p. 48.

gungen ſchon erhalten hatten, oder zu erlangen hofften, baten ſich von ihren Schönen doch immer nur Hand und Mund aus *).

Aus den bisherigen Nachrichten wird man keinen hohen Begriff von der Achtung der alten Ritter gegen das ſchöne Geſchlecht ſchöpfen. Die Ehrfurcht gegen das andere Geſchlecht wich allenthalben der Ehrerbietung gegen Stand, und Geburt. Wenn Damen nur um einen oder einige Grade weniger edel geboren waren, als die Ritter, welchen ſie Ehre erweiſen wollten, oder von welchen ſie empfangen wurden; ſo muſten ſie gleich Sclavinnen vor denſelben niederknieen, und muſten ſie als Mägde bedienen.

Ein ganz anderes Verhältniß von Rittern und Damen zeigt ſich an den Turnieren, welche man mit Recht die Glänzendſten unter allen Feierlichkeiten, und die Anziehendſten unter allen Vergnügun-

gen

---

*) Der Chevalier Bayard hingegen meynte es ernſtlich, wenn er ſich von der Frau von Fluxas bloß Hand und Mund ausbat: ch. XII p. 64. Je ſuis aſſuré, que je n'en auray jamais, que la bouche, et les mains; car de vous requerir d'autre choſe je perdrois ma peine, auſſi ſur mon ame j'aymerois mieux mourir, que vous preſſer de deshonneur.

hen des Mitelalters nennen kann. Eben die Etiquette, welche in den bisher erwähnten Situationen die weibliche Tugend und Schönheit ſehr weit unter die zufälligen Vorzüge der Geburt und des Standes von Männern herabſetzte, und ſelbſt Fürſtinnen gleichſam zu Mägden von noch vornehmeren Fürſten machte; eben dieſe Etiquette erhob im Widerſpruche mit ſich ſelbſt an den Turnieren die weibliche Schönheit und Tugend, und meiſtens jene allein ſehr weit nicht nur über alle Vorzüge des Standes und Ranges, ſondern auch über die gröſten Verdienſte der Männer empor, und ſetzte ſie zu Richterinnen ein, welche über den Werth, den Ruhm, und die Belohnungen der erlauchteſten und edelſten Männer entſcheiden, und mit beynahe unumſchränkter Willkühr ſtrafen und belohnen konnten. — Ich muß hier meinen Leſern kürzlich das in's Gedächtniß zurück rufen, was ich im erſten Theile weitläuftiger aus einander geſetzt habe.

Eine der wichtigſten Vorbereitungen von feierlichen Turnieren war dieſe, daß die Helme und Wapen der Könige, Fürſten, und Ritter, welche Proben ihrer

Stärke und Tapferkeit ablegen wollten, öfentlich ausgeſtellte wurden *). Dieß geſchah in der Abſicht, damit die Damen in Geſellſchaft der Turnier-Könige den Helm eines jeden Ritters, der ihre Ehre in Worten oder Thaten angetaſtet hatte, berühren, und ihn dadurch von dem bevorſtehenden Turniere ausſchließen könnten. Wenn die ausgeſchloſſenen Ritter ſchuldig befunden wurden, ſo ſchlug man ſie ſo lange, und ſo unbarmherzig, bis ſie die beleidigten Damen um Gnade anflehten, und von dieſen Verzeihung erhielten. Mit dem Strafrechte, welches man den Damen zugeſtand, verband man ein noch ausgedehnteres Begnadigungs-Recht. Die Damen erwählten nämlich vor der Eröffnung des Turniers einen ſo genannten Damen-Ritter, und zeichneten ihn durch einen an eine Lanze gebundenen Schleier aus, damit er einen jeden Ritter, der im Getümmel des Kampfs die Geſetze deſſelben verletzt hatte, im Nahmen der Damen in Schutz nehmen, und von den verdienten Strafen befreyen könne. Vor dem Anfange eines jeden Turniers leiſteten alle Fürſten, Herren und Ritter, welche

---

*) Geſch. des weibl. Geſchl. I. 261. u. f. S.

welche in die Schranken einritten, den Damen, die auf hohen und koſtbar verzierten Gerüſten verſammelt waren, ihre Huldigung, nannten ſich Knechte der Liebe *) und trugen als ſolche, die Farben, oder Livree der Schönen, welchen ſie ihre Dienſte gewidmet hatten: ja ſie baten ſich endlich von ihren Damen nicht nur irgend ein Liebespfand, als ein ſchützendes Amulet, ſondern auch die Parole, oder das Wort aus, wodurch ſie ſich in den Gefahren des Kampfs ermuntern und zu erkennen geben könnten. Nach geendigtem Hauptkampfe brach man noch eine Lanze zu Ehren der Damen, und erwartete dann mit ängſtlichem Harren von dem Ausſpruche der Damen, welche entweder die einzigen, oder wenigſtens Mitrichterinnen waren, die Dänke, oder Preiſe der Tapferkeit, die den Siegern von den edelſten, tugendhafteſten und ſchönſten Frauen und Jungfrauen zugebracht wurden. Manche Ritter gingen in ihrem Dienſteifer ſo weit, daß ſie ſich während einer gewiſſen Zeit beſchwerliche Enthaltungen und Selbſtpeinigungen auflegten, bis ſie zu Ehren ihrer Damen au-

ßer-

---

*) ſervants d'amour.

ßerordentliche Thaten der Tapferkeit würden verrichtet haben *). Andere gelobten, während einer gewiſſen Zeit auch im ernſtlichen Kampfe dieſe oder jene Theile des Cörpers nicht zu bedecken, als wenn ſie durch den Schutz ihrer Göttinnen kräftiger, denn durch die ſtärkſten Rüſtungen geſichert würden **). Noch Andere thaten das Gelübde, eine Zeit lang in allen Reichen der Chriſtenheit umher zu ziehen, und einen jeden Ritter, welchem ſie begegnen würden, zu dem Geſtändniſſe zu zwingen, daß ihre Dame die ſchönſte ſey; oder ihr Umherirren ſo lange fortzuſetzen, bis ſie eine gewiſſe Zahl von Rittern überwunden, und genöthigt hätten, ſich den Damen der Sieger als ihre Sclaven darzuſtellen *).

---

*) Unter den jungen Engliſchen Kriegern, welche im J. 1336. nach Valenciennes kamen, um den König von Frankreich zu bekriegen, waren Mehrere, welche ſich das eine Auge verbunden hatten. Froiſſ. I. ch. 29 p 37. Et ſi avoit entre eux pluſieurs jeunes Bacheliers, qui avoyent chacun un oeil couvert de drap, afin qu'ils n'en peuſſent veoir; et diſoit on, que ceux là avoyent voué entre Dames de leur païs, que jamais ne verroyent que d'un oeil, juſques à ce, qu'ils auroyent fait aucunesároueſſes de leur corps au Royaume de France.

**) Hierauf bezieht ſich die alte Romanze des trois Chevaliers, et del Chainſe beym St. Palaye III, p. 128. et ſq. Drey Ritter bewarben ſich zugleich um die Gunſt einer Dame. Die Schöne gab Einem ihrer Knappen ein Hemd, mit dem Befehl, den drey Liebhabern zu erklären, daß ſie denjenigen Hand und Herz ſchenken würde, welcher Muth und Liebe genug hätte, das Hemd ſtatt des Küraſſes anzulegen, und in dieſem Hemde einen ernſtlichen Kampf zu beſtehen.

Alle dieſe Betheurungen von gänzlicher Ergebenheit, alle dieſe inbrünſtig ſcheinenden Gelübde, alle dieſe Aufopferungen waren weiter nichts, als ein eitles Gepränge, wodurch man erhabene Empfindungen, und große Leidenſchaften erheucheln wollte, deren in dem ganzen Zeitraume der Ritterſchaft nur wenige Edle, und zwar ſolche Männer fähig waren, welche auch ohne den Flitterprunk der Chevalerie Helden der Tugend, und der reinen Liebe geworden wären. Eben deßwegen, weil der Götzendienſt der Damen in der Ritterzeit bloße Gleißnerey war, eben deßwegen wurde er über alle Gränzen der Wahrheit und Natur hinausgetrieben, und zugleich durch das Leben, oder die herrſchende Handlungsart der Ritter widerlegt. Nie wurden im

Mit-

---

*) Ein ſolches Gelübde that Galeazzo von Mantua der Königinn Johanna von Neapel zu Ehren. Brantome Dames illuſtres p. 376-378.

Mittelalter mehr edle Frauen und Jungfrauen entführt, beraubt, und geſchändet, als gerade im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, wo die Ritterſchaft in ihrer gröſten Blüthe war *). Wenn die zügelloſen Krieger in dieſen beiden Jahrhunderten belagerte Städte eroberten, oder feſte Schlöſſer erſtiegen; ſo war es gemeines Kriegsrecht, Frauen und Jungfrauen zu ſchänden, und ſehr oft, wenn man ſie geſchändet hatte, auf eine grauſame Weiſe hinzurichten **). Eben die Ritter, welche die Frauen und Töchter ihrer Feinde ſchändeten, und mordeten, verführten die Weiber und Kinder ihrer Freunde und Unterthanen, und bekümmerten ſich meiſtens wenig darum, wenn man an ihren Weibern und Töchtern das Vergeltungsrecht ausübte *).

---

*) Man ſehe Hiſtoire de Meſſire Jean de Boucicaut p. T. Godefroy Par. 1620. 4. p. 143 et ſq. Meine Geſch. des weibl. Geſchl. I. S. 296. u. f.

**) Froiſſart I ch. 125. p. 147. Nul de Seigneurs n'y eſtoit (au chaſteau de Poys): fors deux belles Damoiſelles, filles au ſeigneur de Poys: qui toſt euſſent eſté violées, ſi n'euſſent eſté deux Chevaliers d'Angleterre: meſſire Jehan Chandos, et le Sire de Baſſet. Die wenigen Ausnahmen von dem gemeinen Kriegsrecht waren ſolchen Männern zu verdanken, dergleichen Boucicaut, du Guesclin, Saintré, Chandos, Bavard u. ſ. w. waren. Das alte Kriegsrecht wurde noch den gröſten Theil des ſechszehnten Jahrhunderts durch ausgeübt.

Wenn es nach ſolchen Factis noch eines Beweiſes bedürfte, daß die Anbetungen der Schönen, womit die Ritter der vorigen Zeiten beſonders an Turnieren ſtolzierten, keine reine und wahre Verehrung war; ſo könnte man dieſen leicht in den abentheuerlichen Uebertreibungen des weiblichen Götzendienſtes finden. Selbſt die Narrenfeſte des Mittelalters waren nicht lächerlicher, als die Liebeshöfe, und Liebesorden **) unter welchen die Letztern zwar viele Märtyrer ihrer beyſpielloſen Thorheit, aber nicht der ächten Liebe hatten. Ganz im Geſchmack der älteren Liebeshöfe, und Liebesorden waren die Beweiſe von Galanterie, welche mehrere Ritter im funfzehnten Jahrhundert an dem Burgundiſchen Hofe gaben.

Im J. 1468. meldete ſich an dem prächtigen Turnier, welches der Baſtard von Burgund der zweyten Gemahlinn Carls des Kühnen, der Prinzeſſinn Margarete von England zu Ehren veranſtaltete, ein Burgundiſcher Ritter

---

*) Geſch. des weibl. Geſchl. I. 249 u. f. S.

**) Geſch. des weibl. Geſchl. I. S. 299. 310.

Jehan de Chaſſa, und bat in folgendem an die verſammelten Damen gerichteten Schreiben, um die Gnade, den ritterlichen Kämpfen beywohnen zu dürfen. „Erlauben Sie, Hochgeborne, und Großmächtige Fürſtinn, und Frau, und Sie, meine übrigen gnädigen Prinzeſſinnen und Damen, daß Ihnen ein Ritter-Knecht, geboren im Königreich der Knechtſchaft *) ſeine Ankunft in dieſer edeln Stadt, und zwar in Geſellſchaft eines irrenden Fräuleins kund thut, deren Leitung er durch den Befehl ſeiner ſchönen Gebieterinn übergeben worden iſt. Der edle Ritter wagt es nicht, ſich der durchlauchtigen Herzoginn, und der übrigen erlauchten und edeln Geſellſchaft darzuſtellen, bevor er ſie über ſeine Lage vollkommen unterrichtet hat. Der Ritter-Knecht kann mit Wahrheit verſichern, daß er ſein ganzes Leben durch einer Dame in Sclavonien aus allen Kräften gedient, und daß die Dame ihn zwar mit Hoffnungen hingehalten hatte, aber ſich nie entſchließen konnte, ihn zu ihrem Diener anzunehmen. Da ſeine Liebeskrankheit

---

*) un Chevalier Eſclave, ne du Royaume d'Eſclavonie II. p. 170.

heit ſo ſehr zunahm, daß er ihre Quaalen nicht länger ertragen konnte; ſo unterſtand er ſich in einem Zuſtande von verzweifelnder Hoffnung, um Mitleid, Gnade, und Linderung ſeiner Liebespein zu flehen, deren er ſich zwar nicht würdig fühlte, welche er aber doch durch ſeine treue Ergebenheit verdient zu haben glaubte *). Dieſer demüthigen Bitte ungeachtet fuhr die erwähnte Dame in ihrer ſtolzen Gleichgültigkeit, in ihrem Ungehorſam gegen die Liebe, und in ihrer Vergeſſenheit der weiblichen Tugend der Barmherzigkeit immer fort, und raubte ihm alle Hoffnung, dereinſt in dieſer Welt glücklich zu werden, ſo ſehr, daß er ſich voll Wuth und Kummer in eine einſame Wohnung zwiſchen Felſen, Gebirgen, und dicken Waldungen zurück zog, und hier neun Monathe lang von Nichts,

---

*) Dieſe Antitheſen und Wiederſprüche nehmen ſich in Original noch beſſer aus: II. 171. *Olivier de la Marche:* Toutesfoyes ledit Chevalier, par maladie d'amour aggravée, longuement nourrie en ſon coeur, a ſouffert l'angoiſeuſe, et travaillable peine, qu'il n'eſtoit plus puiſſant de porter, ne juſtrir, et par une eſperance deſesperée, s'eſt enhardy ledict Chevalier de requerir miſericorde, grace, et guerdon d'amours, ſoy tenant indigne de l'avoir, mais toutesfoyes l'avoir loyaument merité et deſſervy.

Nichts, als von Reue, Seufzern und Thränen lebte. Wenn dieſer Zuſtand länger gedauert hätte; ſo würde der geängſtigte Ritter bald das Ende ſeines irdiſchen Lebens erreicht haben. Nachdem aber die Dame von ſeinem Zuſtande Nachricht erhalten hatte; ſo empfand ſie Reue über ihre ſündliche Undankbarkeit, ſchickte das erwähnte irrende Fräulein, welches ihn führen ſollte, und ließ ihm durch dieſe Dame viele ſchöne Vorſtellungen machen: daß die Seligkeiten der Liebe durch langes Harren, durch langwierige Drangſale, und durch unausſprechliches Dulden erkauft werden müſten: daß ihre Freuden um deſto köſtlicher ſeyen, um einen je höhern Preis man ſie erworben habe: und daß es in der Liebe keine größere Sünde gebe, als die Verzweyflung. Das Fräulein rieth daher dem Ritter-Knechte, daß er die Hoffnung ſtatt der Verzweyflung, und guten Muth ſtatt Kleinmüthigkeit ergreifen ſolle. Auch beredete ihn das irrende Fräulein, zur Zerſtreuung ſeines Kummers eine Reiſe zu unternehmen, auf welcher die Schöne verſprach, ihn ein Jahr lang zu begleiten, theils um ihn in ſeinen Leiden zu tröſten, ſien, theils um ſeiner Dame Nachricht von ſeinen Abentheuern zu bringen. Der Ritter folgte dieſem Rathe, ungeachtet er aus Sclavonien iſt, und gar keine Bekanntſchaften in dieſen Gegenden hatte. Da aber gedachter Ritter ſich erinnerte, daß ſelbſt mehrere Ungläubige nahmentlich der tapfere Saladin nach Frankreich gekommen ſeyen, um Ruhm zu erwerben; und daß ſie in dieſem edeln Königreiche auf das ehrenvollſte aufgenommen worden: beſonders da er den Ruhm, und die hohen Tugenden des erlauchten Burgundiſchen Hauſes preiſen hörte, und vernahm, daß Fremde nirgend beſſer empfangen, und ritterliche Uebungen und Thaten nirgend fleiſſiger geübt würden, als in eben dieſem hohen Hauſe; ſo begab er ſich in Geſellſchaft des irrenden Fräuleins dahin, und traff als ſein erſtes glückliches Abentheuer das edle Unternehmen des Ritters vom goldenen Baume, und den Anfang des glänzenden Turniers an. Eben daher bittet er die durchlauchtige Fürſtinn und Frau, Herzoginn von Burgund, und die übrigen Prinzeſſinnen, Damen und Fräulein, ſich bey dem hochgebornen Herrn und Herzoge von

Burgund und Brabant dahin zu verwenden, daß es ihm erlaubt ſeyn möge, an dem berühmten Turniere Theil zu nehmen, u. ſ. w.”

An eben dieſem Turnier kam ein Zwerg auf einem kleinen weiſſen Pferde angeritten, in der rechten Hand eine Bittſchrift, und am linken Arm einen Schlüſſel zu dem Thore eines geheimnißvollen Schloſſes, das ſich langſam hinter dem Zwerge herbewegte. Dieß Schloß beſtand aus vier hohen Thürmen, die an den vier Ecken ſtanden, und durch vier hohe Mauern mit einander verbunden waren. Als der Zwerg und das Schloß, welches einem Grafen von Roußy zu Pferde, und in voller Rüſtung enthielt, vor dem Gerüſte der Damen anlangte; ſo übergab der Zwerg den Damen eine Bittſchrift folgenden Inhalts *): „Durchlauchtige, hochgeborne, und edelgeborne Prinzeſſinnen, Frauen und Fräulein! Der Ritter, welcher ein Gefangener ſeiner Dame iſt, entbietet denenſelben ſeinen ehrerbietigſten Gruß. Seine Lage iſt kürzlich dieſe. Die Gefahr beſitzt den

Schlüs-

---

*) l. c. p. 182.

Schlüſſel zu dieſem Gefängniſſe, und hat ihn in die Hände ihrer Dienerinn der geringen Hoffnung, übergeben *). Der Ritter wird gewiß niemahls aus ſeinem Kerker befreyt werden, als durch ihre Gnade und Barmherzigkeit. Eben daher bittet der gefangene Ritter Sie, durchlauchtige Fürſtiannen, und edelgeborne Frauen und Fräulein, daß ſie geruhen wollen, ihren tugendreichen Frauenrath zu verſammeln, (denn unter Vielen könnte doch Eine seyn, welcher die Gefahr die Befreyung des Ritters nicht abſchlagen könnte), in der Abſicht, der ſchwachen Hoffnung, welche ihn führt, zu befehlen, daß ſie den Gefangenen aus ſeinem peinlichen Kerker entlaſſe, weil er ſonſt nicht an dem gegenwärtigen Turnier kämpfen, und das Abentheuer des goldenen Baumes nicht vollenden helfen könnte: welches er eben ſo ſehr wünſcht, als die Ehre, ein treuer Diener der hochgebornen Fürſtinnen, und aller übrigen Edelfrauen und Edeltöchter zu bleiben." — Die Damen erwogen die Bitte des Ritters, und gaben bald darauf Befehl, daß er entkerkert werden ſollte. Der Zwerg

öff-

---

*) Son cas eſt tel, que danger tient la clef de ceſte priſon et l'a mis ès mains de petit eſpoir.

öffnete die Thür, und nun ſprengte auf einmahl der Graf von Roußy auf einem herrlich geſchmückten Pferde, und in voller Rüſtung hervor.

Ein dritter Ritter ließ ſich durch eine ſchöne Jungfrau, welche den Nahmen der Dame blanche trug, in die Schranken führen. Die Dame blanche war in weiſſen Atlaß gekleidet, ſaß auf einem weiſſen Pferde, und übergab den Damen eine gereimte Bittſchrift, worin ſie erklärte, daß der Ritter, welchen ſie führe, ihr Diener ſey, und daß ſie alſo für ihn um die Gnade bitte, an dem Turniere des Ritters vom goldenen Baume mitkämpfen zu dürfen, um ſich dadurch ihrer Liebe würdiger zu machen *). — Wenn die Galanterie der alten Ritter auch nicht lächerlicher Götzendienſt war; ſo muß man wenigſtens geſtehen, daß ſie kindiſches Spielwerk geweſen ſey.

Turniere wurden allemahl mit feierlichen Mittags- oder Abendmahlzeiten beſchloſſen, je nachdem ſie am Morgen, oder nach der Tafel gehalten worden waren. Auch zu dieſen feſtlichen Mahlen

wur-

---

*) l. c. p. 175. 176.

wurden die Damen zugezogen. Sie figurirten aber an den Hofmahlen ganz anders, als man ſich gemeiniglich vorzuſtellen pflegt.

Bey den Hofbanqueten kam es vorzüglich auf zwey Puncte an: ob ſie nämlich an großen Hoftagen gegeben wurden, oder nicht: und ob die Gemahlinnen der Könige und Fürſten, welche die feſtlichen Mahlzeiten veranſtalteten, zu denen gehörten, welche Andere ehren, oder die Ehre der Crone und des Fürſtenhauſes behaubten wollten, oder vielmehr zu denen, die ſelbſt geehrt werden ſollten. In einem jeden dieſer Fälle beobachtete man eine andere Ordnung, oder Etiquette. Ein Geſetz aber galt an allen großen Hoftafeln: daß nämlich alle Damen und Herren, die nicht vom erſten Range waren, niemahls in gemiſchter Geſellſchaft, oder in bunten Reihen, ſondern ſtets die Damen allein, und die Herren allein zu Tiſche ſaßen.

Wenn Könige und Fürſten ihre Bräute, oder neuvermählten jungen Gemahlinnen ehren wollten; ſo wurden dieſe, ſammt den Prinzeſſinnen des Hauſes, oder den vornehmſten Damen, welche ſie be-

begleitet hatten, an die königliche, oder fürſtliche Tafel gezogen. Alle übrige Damen hingegen brachte man an Eine, oder mehrere Tafeln zuſammen. So ſaßen an dem erſten großen Gaſtmahl, welches **Carl VI.** ſeiner Gemahlinn **Iſabelle von Baiern** nach ihrem feierlichen Einzuge in Paris gab, an der königlichen Tafel außer einigen Biſchöfen neben dem Könige die junge Königinn, an der Seite derſelben ein König von Armenien, und dann lauter Prinzeſſinnen, die zum königlichen Hauſe gerechnet wurden *). Mehr als fünf hundert andere Edelfrauen und Fräulein ſpeisten an zwey abgeſonderten großen Tafeln **). An dem Gaſtmahle, welches **Carl der Kühne** den Tag nach ſeiner Vermählung mit der Engliſchen Prinzeſſinn **Margarete** veranſtaltete, ſpeisten an der Tafel des Herzogs bloß die Mutter der neuvermählten Fürſtinn, und die Herzoginn **von Norfolk**, weil die Mutter und Gemahlinn des Herzogs in ihren Zimmern aßen. Die übrigen Engliſchen Damen wurden an einer zweyten, ſo wie die Eng-

---

*) Froiſſart IV. Ch. 2. p. 5.

**) A deux autres tables tout environ le Palais, ſeoyent plus de cinq cens Damoiſelles

Engliſchen Herren an einer dritten Tafel bedient *). Nach denſelbigen Regeln ſetzte der Graf Gaſton de Foix an dem glänzenden Mittagsmahle, zu welchem er den ganzen Franzöſiſchen Hof eingeladen hatte, ſeine erlauchten und edlen Gäſte von beiderley Geſchlecht **).

Ganz anders verhielt es ſich, wenn Könige, oder Fürſten, und deren Gemahlinnen oder Mütter an großen Hoftagen gemeinſchaftlich die Ehre der Crone, oder des Hauſes behaupten, und die um ſie verſammelten Fürſten und Herren ſammt ihren Gemahlinnen und Töchtern ehren wollten. Alsdann ſpeisten die Könige, oder Fürſten an einer, und ihre Gemahlinnen, oder Mütter an einer andern Tafel. An der Tafel der Könige ſaßen die vornehmſten Fürſten, und Herren: an der Tafel der Königinnen die vornehmſten Fürſtinnen und Damen. Für die übrigen Ritter war eine Marſchallstafel, ſo wie für die weniger vornehmen Damen, die ſich an dem Hofe der Königinnen

---

*) Olivier de la Marche II. p. 168. Aux autres deux tables furenten l'une toutes les Dames, et en l'autre tous les Cavaliers et ſeigneurs Anglois.

**) Grand d'Auſſy III. p. 236.

nen verſammelt hatten, eine Damentafel. So ſpeiſte Ludewig der Heilige an dem großen Hoftage, welchen er zu Saumür hielt, mit ſeinen Fürſten und Herren in Einer, und die Königinn Blanche mit ihren Damen in einer andern Halle; und beide wurden von den vornehmſten Vaſallen der Crone bedient *). Nach derſelbigen Etiquette bewirthete der junge König Eduard von England im J. 1327. ſeine Fürſten und Herren in einem, und die Königinn-Mutter ihre Damen in einem andern Saale **). Auch an dem Hochzeitmahle Carls VII. im J. 1413. ſpeiſten die Fürſten und Herren an zwey Tafeln in dem Speiſeſaale des Königs, und die Fürſtinnen und Edelfrauen an eben ſo vielen Tafeln in dem Speiſezimmer der Königinn; und an dieſen letztern Tafeln war kein männlicher Gaſt vorhanden ***).

Wenn Könige oder große Fürſten, und deren Gemahlinnen keinen ei-

---

*) Joinville p. 21. 22.

**) Froiſſ. I. Ch. 17. p. 14.

***) Les Honneurs de la Cour p. 195. Et diſnoient le jour des nopces toutes les Dames en la ſalle, où la Royne diſnoit, et nuls hommes n'y eſtoient aſſis.

gentlichen Hof hielten; ſo ſpeisten ſie häufig zuſammen, und zogen an ihre Tafeln ſolche Herren und Damen, welche an großen Hoftagen eine ſolche Ehre nicht hätten erwarten können. Im J. 1454. gab die Gemahlinn **Philipps des Guten** von Burgund acht Tage nach der Vermählung ihres Sohns, des Grafen **von Charolois**, ein großes Mittagsmahl, zu welchem alle Damen von Lille eingeladen wurden. Die eingeladenen Damen ſpeisten ohne Ausnahme an der Tafel der beiden Fürſtinnen, weil dieſe wegen der Abweſenheit des regierenden Herzogs keinen eigentlichen großen Hoftag halten konnten *). Im J. 1387. begaben ſich mehrere Franzöſiſche Ritter an den Hof des Herzogs **von Lancaſter**, um die Engliſchen Ritter zu einem ernſtlichen Ehrenkampfe aufzufordern. Nachdem dieſer ohne Unfall vollendet worden war, ſo zog der Herzog die Franzöſiſchen Ritter zur Tafel, und ſetzte den vornehm-

ſten

*) Les Honneurs de la cour p. 137. Huit jours après les nopces Madame Iſabeau, la Ducheſſe, fit un beau banquet, où toutes les Dames de Lille furent, mais on s'aſſit toutes enſemble, comme par couſtume l'on fait en Banquet, *ſans que Mesdames tinſſent Etat*, comme à tel cas appertenoit.

ſten dieſer Fremdlinge ſeiner Gemahlinn zur Seite. Nach aufgehobener Tafel nahm die Herzoginn den Meſſire Regnaud le Roye bey der Hand, und führte ihn in das Audienzzimmer, wo ſie ſich mit ihm unterhielt, bis der Wein, und das dazu gehörige Zuckerwerk gebracht wurde *).

Weil nun an feſtlichen Hofbanqueten die Damen der Regel nach von den Cavalieren getrennt waren; ſo hatten dieſe an ſolchen ſtattlichen Mahlzeiten keine andere Gelegenheit, gegen Frauen und Jungfrauen Curteſie zu üben, als wenn die Könige und Fürſten mit den Herren und Rittern, welche ſie bewirthet hatten, nach aufgehobener Tafel in die Speiſezimmer der Gemahlinnen, und ihrer Damen gingen, oder ſie auch, wenn ſie gleichfalls ſchon aufgeſtanden waren, in dem Audienz- oder großen Geſellſchaftsſaale beſuchten **). Eine andere Gelegenheit zum Curteſiren war das Hinführen oder Zurückführen der Damen zu Turnieren, Gaſtmahlen, und Bällen *): bey welchen Begleitungen ſich aber doch nur wenig Stoff zur Unterhaltung darbieten konnte, weil die Damen entweder zu Pferde, oder in Sänften und Wägen kamen und zurück kehrten **).

---

*) Froiſſ. III. ch. 59. p. 183.

**) Les Honneurs de la cour, p. 195.

Freyer und inniger war die Geſellſchaft und Unterhaltung an ſolchen Mahlzeiten, welche auf Turniere folgten, die in den letzten Zeiten der Ritterſchaft auf die Bitte einzelner Damen, oder den Damen einer einzigen Stadt zu Ehren ohne große Zurüſtungen von berühmten Rittern und deren Freunden und Bekannten gehalten wurden. Zu ſolchen Mahlzeiten führten die jungen Cavaliere die Damen am Arme, und aßen mit ihnen in Geſellſchaft bey denjenigen Rittern, welche das Turnier unternommen, oder den höchſten Preis davon getragen hatten. Bey den Begleitungen ſo wohl, als an den Mahlzeiten redete man ohne Zwang von Liebe, oder führte auch andere muntere Geſpräche, die an feſtlichen Banqueten gar nicht Statt fanden ***). Ritter und

---

*) Froiſſ. IV. p. 8.

**) ib.

***) Vie de Bayard ch. 10. p. 49. . . . euſſiez veu les jeunes Gentilshommes prendre les Dames par des-

und Knappen, welche die Regeln der alten Curteſie beobachten, und die Kunſt zu lieben gehörig ausüben wollten*), muſten die Schönheit und Tugend der Damen über alles Maaß und Ziel preiſen: muſten das Lob der Tugend um deſto eifriger ausbreiten, je öfter man ſie ihnen ſchon aufgeopfert hatte: muſten endlich mit blinder Ergebenheit den Damen ihrer Herzen in allen Stücken beyſtimmen, ſelbſt gegen die offenbarſte Wahrheit, und die Zeugniſſe ihrer eigenen Sinne. Es war unmöglich, daß Ritter und Knappen, welche ihren Damen wie launigen, oder böſen Göttinnen dienten, und ſchmeichelten, um ſie zu verderben, wahre Liebe und Hochachtung gegen dieſelben empfinden und behalten konnten.

Wenn die feierlichen Gaſtmahle an Höfen auch nicht durch die Entfernung von

---

deſſous les bras, et icelles mener parlans d'amours, et autres joyeulx devis jusques au logis du dict bon Chevalier. In älteren Zeiten vertheilte man bisweilen große Geſellſchaften von Rittern und Damen paarweiſe, ſo daß ein Ritter und eine Dame an einem kleinen Tiſche zuſammenkamen, und beide aus einer Schüſſel aßen, welches man manger à la même ecuelle nannte. Grand d'Auſſi III. 268. aus dem Roman de Perceforeſt.

*) Man ſehe die inſtructions d'amour aus den alten Provenzal-Dichtern beym St. Palaye II. 144. 145. 146.

von männlicher Geſellſchaft, und Unterhaltung freudenlos geworden wären; ſo würden ſie es durch die ſtreitige, oder ſtrenge Etiquette in den älteren Zeiten haben werden müſſen. Bey aller Genauigkeit, welche in den Geſetzen der alten Etiquette herrſchte, entſtanden doch beynahe an allen Hoffeſten, wo mehrere Hunderte von Damen zuſammenkamen, verdrießliche Rangſtreitigkeiten, durch deren Entſcheidung Eine Partey unzufrieden gemacht wurde. Am Franzöſiſchen und Burgundiſchen Hofe war es eine allgemeine Regel: daß die Damen dem Range ihrer Männer folgten. Nach dieſem Grundſatz wurde an dem Hochzeitsmahle Carls VII. von Frankreich eine Gräfinn von Namur an die Damentafel, und zwar unter alle Gräfinnen, eine einzige ausgenommen, geſetzt. In der Mitte des Mahls kam der König in das Speiſezimmer der Königinn, und führte die Gräfinn von Namur, die bisher in dieſer Qualität an dem Damentiſche geſpeiſt hatte, an die Tafel der Königinn, damit ſie als eine nahe Anverwandtinn des Königs die übrige Mahlzeit durch die Ehre ihrer hohen Geburt genießen möchte *). Wie groß dieſe Ehre geweſen ſey, kann man aus folgendem Facto abnehmen. Die Herzoginn **Iſabeau von Burgund**, eine geborne Prinzeſſinn **von Portugal**, ging im J. 1445. nach Paris, und hielt ſich ſieben Wochen lang am Franzöſiſchen Hofe auf. Während dieſer ganzen Zeit wurde die Herzoginn nicht ein einziges Mahl weder an die Tafel des Königs, noch an die der Königinn gezogen. Die Dauphine hingegen beſuchte ſie häufig, und beide Prinzeſſinnen lebten oft zwey oder drey Tage unzertrennlich zuſammen **).

Die Etiquette, welche die Könige und Fürſten ſo weit über alle andere Menſchen erhob, und die Geburt und den Stand zu dem einzigen Maaßſtabe des Werths von Menſchen machte, galt bloß an den großen Hoftagen, wo die Könige und Fürſten mit allen Inſignien, und dem ganzen übrigen Pompe ihrer hohen Würde umgeben waren. Außer den großen Hoftagen ließen ſich die Könige und Fürſten viel mehr herab, und der Adel und Bürgerſtand vermiſchte ſich viel häufiger und inniger, als in ſpäteren Zeiten.

---

*) Les honneurs de la Cour p. 195. qu'il falloit, que le demeurant du diſner elle fuſt aſſiſe comme ſa couſine germaine, et la fit aſſeoir à la table de la Royne.

**) Les honneurs de la Cour. p. 207.

Nach dem Tode Carls VII. führte der Herzog **Philpp von Burgund** im J. 1461. den bisherigen Dauphin, und nunmehrigen König **Ludewig** XI. in ſeine Hauptſtadt zurück, und verweilte eine Zeitlang bey ſeinem erlauchten Gaſte, welchen er mit brüderlicher Liebe und fürſtlicher Freygebigkeit mehrere Jahre lang unterhalten hatte. Während dieſes Aufenthalts in Paris gab er den Damen zu Ehren häufige und prächtige Mahlzeiten, und Bälle; und zu ſolchen Luſtbarkeiten wurden ſtets die Frauen und Töchter der angeſehenſten Bürger von Paris eingeladen *). **Ludewig der Eilfte** ſpeiste ſehr oft nicht nur bey Mitgliedern des Parlements, ſondern auch bey andern Bedienten der Crone und der Hauptſtadt; und dieſen

---

*) Olivier de la Marche II. p. 62. Le Duc de Bourgongne eſtoit logé en ſa maiſon d'Artois, auquel lieu il fit par pluſieurs fois, et comme tous les jours, grande aſſemblée de Dames, de Damoiſelles, et auſſi des plus notables Bourgeoiſes de la ville, et leur donnoit grans ſoupers, et grans banquets, etc.

Mahlzeiten wohnten allemahl außer mehreren Prinzeſſinnen, und Edelfrauen auch die Frauen und Töchter der vornehmſten Bürger von Paris bey *). Selbſt die Gemahlinn Ludewigs XI. weigerte ſich nicht, mit ihren Prinzeſſinnen und Hofdamen bey dem erſten Parlements-Präſidenten zu ſpeiſen, welcher für die Königinn nicht nur eine reiche Tafel, ſondern auch vier koſtbar geſchmückte Bäder bereitet hatte. Die Königinn konnte ſich zwar wegen einer kleinen Unpäßlichkeit der Bäder nicht bedienen; allein ihre Prinzeſſinnen und Damen verſchmähten ſie nicht, und in Eins von dieſen Bädern ſtiegen eine Hofdame der Königinn mit einer Bürgerfrau von Paris hinab **).

Die

---

*) Les Chroniques de Louis XI. p. 10. Le Roy avec les ſeigneurs, et aucuns Gentilshommes de ſa maiſon ſouppérent en l'hoſtel de Maiſtre Guillaume de Corbie lors Conſeiller en ſa cour de Parlement . . . et là y furent pluſieurs Damoiſelles, et honneſtes et Bourgeoiſes dudit lieu de Paris. Et en ce temps le Roy eſtant audit lieu de Paris fiſt de grandes, honneſtes et bonnes cheres en divers lieux et hoſtels de Paris. Eben ſo wieder p. 29. u. p. 50.

**) p. 64. 65. La Reyne accompagnée de madite Dame de Bourbon, et Mademoiſelle Bonne de Savoye, ſoeur de la Reyne, et pluſieurs autres Dames de ſa compagnie ſoupperent en l'hoſtel de Maiſtre Jean Dauvet, premier Preſi-

Die Könige und Fürſten der ältern Zeit waren ohngefähr in eben der Lage, in welcher jetzt einzelne adeliche Familien in den kleinern Deutſchen Städten, oder in größeren Flecken ſind. Wenn die Könige und Fürſten außer den großen Hoftagen das Vergnügen gemiſchter Geſellſchaften, und beſonders zahlreicher Tanzgeſellſchaften genießen wollten; ſo mußten ſie die Frauen und Töchter der angeſehenſten Einwohner ihrer Reſidenzen zu Hülfe nehmen, weil ihre Gemahlinnen und die übrigen Prinzeſſinnen faſt keine andere Damen um ſich hatten, als von welchen ſie wirklich bedient wurden; und dieſe machten nur eine geringe Zahl aus.

Eine andere Urſache, um welcher willen die Frauen und Töchter von Bürgern in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters zu den Gaſtmahlen, und Bäl-

---

ſident en Parlement, et elles furent receues et feſtoyées moult noblement, et à grand largeſſe, et y eut faits quatre moult beaux bains, et richement ornez cuidant que la Reyne ſe y duſt baigner, dont elle ne fiſt rien, pourcequ'elle ſe ſentit un peu mal diſpoſée, et auſſi que le temps eſtoit dangereux; mais en l'un des dits bains ſe y baignerent madite Dame de Bourbon, Madamoiſelle Bonne de Savoye, et en l'autre bain au joignant ſe baigneret Madame de Montglat, et Perrette Chalons, Bourgeoiſe de Paris, et la firent bonne chere.

Bällen des Hofes eingeladen wurden, lag in der Macht, dem Reichthum und dem daher entſtehenden Anſehen der großen Städte. Die großen Städte unſers Erdtheils ſchloſſen im dreyzehnten, vierzehnten, und funfzehnten Jahrhundert viele Tauſende von ſtarken, tapfern, und in den Waffen geübten Bürgern, und ſelbſt von ſolchen Bürgern in ſich, die in allen ritterlichen Uebungen nicht weniger erfahren, und deren ritterliche Waffen und Rüſtungen nicht weniger vortrefflich waren, als die der gröſten Fürſten und Baronen *). Der Menge, und dem Muthe ihrer Krieger entſprach der Reichthum der Städte, der durch Handel und nützliche Gewerbe errungen worden war, und ſtets vermehrt wurde: die Höhe und Feſtigkeit ihrer Mauern: die Größe und Schönheit ihrer Häuſer, und die Fülle und Koſtbarkeit ihres Hausraths. Einzelne Städte waren mächtig genug, mit den gröſten Fürſten langwierige Kriege zu führen. In mehreren Ländern drohten die Städte dem hohen und niedern Adel

---

*) S. Meine Geſch. der Ungleichheit der Stände 391. u. f. S.

Adel den Untergang; und wo dieſes auch nicht geſchah, machten wenigſtens die Städte den mächtigſten Stand aus. Fürſten und Herren bewarben ſich um das Bürgerrecht in den Städten, oder um die Ehre, mächtigen Städten als Söldner dienen zu dürfen. Die Bürger mancher Städte erhielten alle Vorrechte des Adels; und Herren von Adel ſuchten häufig theils ſelbſt, theils durch die Dazwiſchenkunft von Kaiſern, Königen und Fürſten um die Hand der Töchter und Witwen von reichen Bürgern nach *). Die großen Städte machten Geſetze gegen ſolche Verbindungen von Bürgerwitwen und Bürgertöchtern mit Herren von Adel, und ſie erkauften oder erzwangen von den Fürſten Privilegien, in welchen dieſe feierlich dem Rechte entſagen, Witwen und Töchter von Bürgern gewaltſam mit Dienern, und Rittern ihres Hofes zu vermählen. Aller dieſer Privilegien und Entſagungen ungeachtet war das Bewerben des verarmten Adels um die Töchter und Witwen von reichen Bürgern ſo dringend, daß die Fürſten ſich immer zu neuen Anweiſungen auf reiche Erbinnen

oder

---

*) l. c. 391. 430 u. f. S.

oder Beſitzerinnenn in dem Städten verführen ließen. Dieſer Tyranney machten ſich ſelbſt die wegen ihrer Milde und Gerechtigkeitsliebe ſo ſehr geprieſenen Burgundiſchen Fürſten ſchuldig *). Es fiel ſo gar in manchen Gegenden eben ſo wenig auf, wenn Perſonen von hohem Adel reiche Bürgerstöchter heiratheten **), als wenn Perſonen vom höchſten Adel ſich mit andern vermählten, die um einen oder mehrere Grade unter ihnen ſtanden ***). Bey dieſem großen Anſehen

der

---

*) Memoires de du Clercq Chap. p. 417. 418. 6. Car en ce temps par tout le Pays du Duc de Bourgongne, ſytoſt, qu'il advenoit que aulcun marchand, laboureur, et aucune fois bourgeois d'une bonne ville, ou Officier treſpaſſoit s'il eſtoit riche, ou s'il delaiſſoit femme riche Le duc, ſon fils ou aultres de leur gens vouloient marier lesdites veuves à leurs archiers et à leurs ſerviteurs, etc. . . . . et pareillement quand ung homme eſtoit riche, avoit - il fille à marier, s'il ne la marioit bien jeune, il eſtoit travaillé comme ay dit cy - deſſus.

**) So ein Graf von Geldern die Tochter eines reichen Kaufmanns in Mecheln. Froiſſart III. 263.

***) Es fiel z. B. gar nicht auf, als noch im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts die königliche Wittwe Ludewigs XII. den Herzog von Suffolk heirathete: Vie de Bayard p. 362. Als der Herzog von Lancaſter ſeine bisherige Beyſchläferinn Katharine de Ruet heirathete,

Froiſder Städte, und den großen Vorrechten und Vorzügen der Bürger in den Städten war nichts natürlicher, als daß Könige und Fürſten die Weiber und Töchter von Bürgern zu ihren Gaſtmahlen und Tanzgeſellſchaften einladeten: daß Fürſtinnen und Edelfrauen die Weiber und Töchter von Bürgern zu ihren Zirkeln und Vergnügungen zuließen: daß die Diener, und Herren an den fürſtlichen Höfen ſich in Ermangelung von Edelfrauen und Edeltöchtern an die Weiber und Töchter der Bürger der Hauptſtädte wendeten: und daß eben deßwegen die Sitten der Weiber in den Reſidenzen ſo verdorben wurden, wie die Sitten der Einwohnerinnen von Wien und andern großen Städten im funfzehnten Jahrhundert geſchildert werden *).

Ue-

Froiſſart IV. Ch. 71. p. 225. 226. ſo erhoben zwar die Damen vom königlichen Hauſe ein gewaltiges Geſchrey, und verbanden ſich mit einander, dieß bisherige Kebsweib nicht anzuerkennen, und keine Gemeinſchaft damit zu haben. Allein der Herzog von Lancaſter unterſtützte ſeine neue Gemahlinn, und dieſe behauptete, ſo lange ſie lebte, den erſten Platz gleich nach der Königinn.

*) Meine Vergleichung des Mittelalters I. S. 258-261.

Ueber die Bälle, an welchen die Damen am meiſten glänzten, und auch am meiſten Gelegenheit hatten, ſich mit den Rittern zu unterhalten, will ich nur einige Umſtände anführen, welche auf den Abſtand der älteren Zeiten von den unſrigen aufmerkſam machen. Weil man vor einigen Jahrhunderten früher zu Mittage, und zu Abend aß, als in dem letzten und gegenwärtigen Jahrhundert; ſo fingen die Bälle auch gewöhnlich früher an, und hörten früher auf, als jetzt geſchieht. Zu des Ritters Bayard Zeiten *) hielt man es für ſehr ſpät, wenn bis ein Uhr nach Mitternacht getanzt wurde; doch fehlt es auch in älteren Zeiten nicht an Beyſpielen, daß man das Vergnügen des Tanzes bis zum anbrechenden Tage verlängert habe **). Die Tanzſäle erhielten ihre Erleuchtung ganz allein von größeren, oder kleineren Wachsfackeln, die von Rittern und Knappen getragen wurden. Wenn königliche Perſonen tanzten, ſo tanzten zwey Ritter mit brennenden Fackeln vor ihnen her, um ihnen Platz zu ma-

---

*) Vie de Bayard p. 49.

**) Froiſſart IV. p. 6.

machen, und Licht zu verſchaffen *). Auf dieſe Menge und dieß Vortragen von Fackeln bezog ſich an dem Ball, wo Carl VI. von Frankreich und fünf andere junge Ritter und Knappen als Wilde, in Hemden von gepichter Leinwand mit langen Zotten erſcheinen wollten, der königliche Befehl, daß alle diejenigen, welche Fackeln trügen, ſich von den Reihen der Tanzenden entfernen, und an die Wände des Saals hinſtellen ſollten. Unglücklicher Weiſe kam der Herzog von Orleans mit einer Begleitung von ſechs Fackeln in den Saal, ohne etwas von dem Befehl, und von der Vermummung des Königs zu wiſſen. So bald alſo die ſechs Wilden erſchienen, ſo ging der Herzog mit ſeinen Fackeln hinzu, um ſie zu beleuchten. Die gepichte Kleidung fing Feuer, und alle Begleiter des Königs bis auf Einen, der ſich in ein Gefäß mit Waſſer ſtürzte, kamen elendiglich um. Der König wurde dadurch gerettet, daß er gleich bey der Ankunft in den Saal von der Herzoginn von Berry

an-

**) Wenn z. B. der Römiſche König Friederich am Hofe zu Burgund tanzte; toujours deux Chevaliers à tout chacun une torche danſoyent devant lui, eux tenans par la main.

angehalten worden war, und bey dem Brande ſeiner Begleiter mit dem Kleide, oder der Schleppe des Kleides der Prinzeſſinn bedeckt wurde *). Masken-Bälle waren ſelten. Wenn ſie aber gehalten wurden, ſo fielen gewöhnlich die gröſten Unordnungen vor, indem die Ehre von Frauen und Jungfrauen mit der gröſten Kühnheit beſtürmt, und mit einer gleichen Leichtigkeit preisgegeben wurde **).

---

*) Froiſſart IV. ch. p. 52. 271.

**) Man ſehe die Beſchreibung eines ſolchen Balls unter Carl VI. beym St. Palaye II. p. 68.

Zweyter Abſchnitt

Ueber die Entſtehung der heutigen Europäiſchen Höfe, und über die Erſcheinung und den beſtändigen Aufenthalt des andern Geſchlechts an, den Höfen der Europäiſchen Fürſten.

Die meiſten großen Veränderungen, welche im ſechszehnten Jahrhundert vorgingen, wurden ſchon im vorhergehenden Jahrhundert angefangen, oder wenigſtens vorbereitet. Dieß kann man auch von dem veränderten Zuſtande des ſchönen Geſchlechts, und von den Veränderungen der Staaten und Höfe ſagen, wodurch jener Zuſtand bewirkt wurde. Schon die Fürſten des funfzehnten Jahrhunderts fingen an, ihre Herrſchergewalt und ihre Einkünfte außerordentlich zu vermehmehren, und zum Theil dieſe vermehrte Gewalt, und Einkünfte zur Erweiterung und Verherrlichung ihrer Höfe anzuwenden. Die Verherrlichung der Höfe lockte die reichſten und edelſten Männer, Frauen, und Jungfrauen an die Höfe der Fürſten; und dieſer beſtändige Aufenthalt des Adels von beiderley Geſchlecht an den Höfen brachte die meiſten übrigen Veränderungen hervor, welche die gegenwärtige Lage des andern Geſchlechts zur letzten Wirkung hatten.

Im funfzehnten Jahrhundert waren keine Länder in Europa blühender, keine Unterthanen glücklicher, keine Fürſten reicher, mächtiger und angeſehener, als die Burgundiſchen*), wenigſtens bis zu dem Zeitpuncte, wo Carl der Kühne durch ſeinen aus geheimen Wahnſinn entſtehenden, und zuletzt in offenbare Verrücktheit übergehenden Ehrgeitz und Hartnäckigkeit das Glück ſeines Hauſes, und aller ſeiner Fürſtenthümer, und Herrſchaften zerſtörte. Carl der Kühne ſtrebte eben ſo ſehr darnach, für den Prächtigſten, als für den Furchtbarſten aller Fürſten ſeiner Zeit gehalten zu werden; und er gab daher ſeinem Hofe einen Glanz, dergleichen ſelbſt der Burgundiſche Hof niemahls, und noch viel weniger ein anderer Europäiſcher Hof erreicht hatte *).. An ſeiner Schloßcapelle

---

*) Man ſehe Comines p. 14. 15. Pour lors avoient les ſubjets de cette maiſon de Bourgogne, grandes richeſſes, à cauſe de la longue paix, qu'ils avoient eüe, pour la bonté du Prince ſoubs qui ils vivoient: lequel peu tailloit ſes ſubjets: et me ſemble, que pour lors ſes terres ſe pouvoient mieux dire terres de promiſſion, que nulles autres ſeigneuries, qui fuſſent ſur la terre .... und p. 291. je cuide avoir veu, et connu la meilleure part d'Europe; toutesfois je n'ai connu nulle ſeigneurie, ne pays, tant pour tant, ny de beaucoup plus grande etenduë encores; qui fut ſi abondant en richeſſes, en meubles, et en edifices. et auſſi en toutes prodigalitez, deſpenſes, feſtoyements, cheres, comme je les ay veus, pour

wa-

---

pour le temps, que j'y eſtois. Ungeachtet die Burgundiſchen Länder glücklicher waren, als alle übrigen; ſo herrſchten doch ſelbſt unter Philipp dem Guten eben die Mißbräuche, wiewohl in geringeren Graden, über welche man in allen andern Reichen und Landen klagte. Man ſehe du Clercq. Memoir. p. 427. A verité dire en ce temps, on faiſoit ſy peu de juſtice: pourquoi on faiſoit tant d'occiſions, et de larcins ſans nombre, et ny avoit pas homme de peu, laboureur, marchand ny autres quy oiaſſent aller par les champs, ſans porter un eſpieu, hache ou aultre baſton, à cauſe de mauvais garçons, etc.

*) Comeines V. ch. 9. p. 289. Il eſtoit fort pompeux en habillemens, et en toutes autres choſes, un peu trop. Il portoit fort grand honneur aux Ambaſſadeurs, et gens eſtrangers. Ils eſtoient fort bien feſtoyez, et recueillis chezluy: Il deſiroit grande gloire, . . et euſt bien volu reſſembler à ces anciens princes, dont il a eſté tant parlé après leur mort.

waren nicht weniger, als vierzig Perſonen angeſtellt, die insgeſammt von dem Beichtvater des Herzogs, einem Biſchofe, abhingen *). Eben ſo groß war die Zahl ſeiner Cammerdiener, die geringeringeren Bedienten nicht einmahl gerechnet, denen es unter andern aufgetragen war, ſo oft der Herzog öffentlich erſchien, das zudringende gemeine Volk mit weiſſen Stäben zu entfernen **). Unter dem Oberſtallmeiſter ſtanden funfzig andere Stallmeiſter, oder Knappen, und zwölf Edelknaben, die dem Herzoge ſtets zu Pferde folgten, und ihn bey der Tafel bedienten ***). Vier Wundärzte, und ſechs Leibärzte wachten für die Geſundheit des Herzogs, und die letzteren muſten beſonders die Beſchaffenheit der Speiſen unterſuchen, welche man ihrem Herrn vorſetzte ****). Olivier de la Marche gibt die Zahl der Cammerherren nicht beſtimmt an. Doch bemerkt er, daß ſechszehn derſelben die Gemächer des Herzogs nic nie verlaſſen, und ihn in den Stunden der Erhohlung bald durch Geſang, bald durch das Vorleſen von Geſchicht- und Ritterbüchern ergötzt hätten *). Carl der Kühne gab ſechs Herzögen, zwölf andern Fürſten, Grafen und Marquis, und hundert und dreyßig großen Baronen und vornehmen Rittern ſtarke jährliche Penſionen, damit ſie, ſo oft er ſie verlange, an den Hof kommen, und das Gepränge ſeines Hofes erhöhen möchten **). Die Penſionen, welche allein die ſechs Herzöge, und die zwölf übrigen Fürſten, Grafen und Marquis erhielten, ſtiegen jährlich auf 200000. Livres, da die gewöhnliche Unterhaltung ſeines Hauſes nicht mehr, als 400000. Livres koſtete ***). Carl der Kühne hatte ferner eine Garde zu Pferde, die aus 120. jungen Edelleuten beſtand, zu welchen eine Fußgarde von Armbruſtſchützen, und Pikenirern gehörte ****). Noch angeſehener war das Gefolge von vierzig Rittern, von welchen ein Jeder einen voll-

---

*) Man ſehe den Extrait de l'Eſtat de la Maiſon du Duc Charles de Bourgogne, dit le Hardi, compoſé en 1474 par Olivier de la Marche II. p. 341. et ſq.

**) ib. p. 345. 46.

***) ib.

****) p. 344.

ſtän-

---

*) ib.

**) p. 343. 344.

***) p. 343. La depenſe ordinaire de la Maiſon du Duc . . montoit à quatre cent mille livres par an.

****) p. 344.

kommen gerüſteten und bewaffneten Krieger zu Pferde hinter ſich hatte *). Die eigenthümlichſte Zierde aber des Hofes **Carls des Kühnen** war eine glänzende Schaar von Hofdamen, deren Beſoldungen jährlich eine Summe von 40000. Thalern ausmachten **). Wenn auch die Damen den Herzog und ſeinen Hof auf Reiſen nicht begleiteten; ſo kann man es doch ſehr wohl glauben, was **Olivier de la Marche** verſichert, daß keine Stadt groß genug geweſen ſey, das ganze zahlreiche Gefolge **Carls des Kühnen** zu faſſen ***). Dieſer Fürſt vermehrte nicht bloß ſeinen Hof, ſondern auch die Landesſtellen. Die öffentlichen Einkünfte und Ausgaben wurden von einem Finanz-Collegio, ſo wie alles, was die Armee und den Krieg betraff, von einem beſondern Kriegs-Collegio beſorgt ****). Die innern Landes-Angelegenheiten und die auswärtigen Geſchäffte waren dem geheimen

---

*) ib. Quarante autres Chevaliers etoient gagés à l'année, chacun d'eux avoit un homme d'armes à ſa ſuite.

**) l. c. On en peut dire autant de l'etat des Dames, et de leur penſion, qui alloit à quarante mille ecus.

***) p. 348.

****) p. 342. 43.

Rath anvertraut, der zugleich das höchſte Hofgericht war. Der Canzler führte nicht nur den Vorſitz im geheimen Rath, ſondern hatte auch die Oberaufſicht über die Finanzen. Der Herzog ſelbſt kam zweymahl in der Woche in den geheimen Rath, von allen vornehmen Bedienten ſeines Hauſes begleitet *). Nach den angeführten Datis ſollte man vermuthen, daß die jährlichen Ausgaben **Carls des Kühnen** ſich höher, als auf zwey Millionen belaufen hätten: welche Summe **Olivier de la Marche** angibt **).

Der gröſte Feind **Carls des Kühnen**, **Ludewig XI.** von Frankreich, erpreßte von ſeinen Unterthanen noch viel mehr, als ſein gefürchteter Gegner. Auch war er freygebiger, als der Herzog von **Burgund**. Allein er wandte ſeine Schätze nicht an prächtige Palläſte, oder an einen glänzenden Hof, ſondern auf die Unterhaltung von zahlreichen Heeren und die Erbauung von vielen und ſtarken Feſtungen ***). Er vernachläßigte ſeine Per-

---

*) p. 341. 342.

**) l. c. 349.

***) Comines p. 332. et 335. Mais un bien avoit en luy noſtre bon maiſtre: c'eſt, qu'il ne met-

toit

Perſon bis zum affectirten Schmutzer, und ſchränkte ſeine und ſeiner Gemahlinn Hofhaltung viel mehr ein, als ſie es unter Carl VI. und Carl VII. geweſen war *).

Anna von Bretagne, Gemahlinn Carls VIII. und dann Ludewigs XII., welcher ſie zuerſt, und den auch ſie wieder geliebt hatte, wurde die erſte Schöpferinn des Franzöſiſchen Hofes, der bis dahin mehr ein Kriegs- oder Ritterlager, als ein Sitz der Pracht, des Vergnügens, und der Schönheit geweſen war **). Die Königinn Anna behielt auf dem Franzöſiſchen Throne die Regierung, und die Einkünfte ihres Erblandes bey ***); und ſie war ſtolz auf die

---

toit rien en threſor: il prenoit tout, et deſpendoit tout: il fit de grands edifices à la fortification et deffenſe des villes et places de ſon Royaume: et plus, que tous les autres Roys, qui ont été devant luy.

*) Grand d'Auſſi III. p. 302. L'Etat de la maiſon de la Reine Charlotte, femme de Louis XI. avoit été beaucoup plus modeſte. Par exemple, elle n'avoit eu, que deux Panneticrs, et quatre Maitres d'hôtel. Mais on ſait, que Louis XI. n'aimoit point le faſte, et qu'il ne cheriſſoit point aſſez ſa femme pour lui accorder un conſiderable,... lorsque lui-même n'en étaloit presque aucun.

**) Grand d'Auſſi III. 237. Nos Rois ne commencerent à avoir vraiment une cour, que quand la Reine Anne y eut attiré les Dames.

***) Brantome Dames illuſt. p. 8.

die Ehre, regierende Fürſtinn ihres Herzogthums Bretagne zu ſeyn *). Als Königinn und regierende Fürſtinn errichtete ſie einen Hof, wie ihn bis dahin nicht allein keine Königinn, ſondern auch kein König in Frankreich gehabt hatte. Sie beſtellte zuerſt alle hohe und angeſehene Hofbeamte in eben ſo großer oder noch größerer Zahl, als ſie ſich bisher an den Höfen aller, oder der meiſten Franzöſiſchen Könige gefanden hatten **). Sie ſtiftete eine Nobel-Garde, die der ihres Gemahls gleich war, und meiſtens aus Edelleuten aus Bretagne beſtand

---

*) Grand d'Auſſi l. c. p. 302. Anne, malgré ſa devotion, conſerva toujours ſur le throne une certaine morgue, voulant repréſenter non-ſeulement, comme Reine de France, mais encore comme Ducheſſe ſouveraine de Bretagne.

**) La Maiſon d'Anne, . . . etoit compoſée d'un grand Maître d'hôtel, d'un premier Maître d'hôtel, d'onze Maîtres d'hôtel ordinaires, d'un premier Pannetier, de neuf autres Pannetiers, d'un premier Echanſon, de ſept autres Echanſons, d'un premier Ecuyer-Tranchant, de quatre autres Tranchans, de treize Ecuyers, et de treize Officiers-de-cuiſine, de cinq Officiers de panneterie, de quatre de fruiterie, de quatre Sommeliers, et de deux Aides d'Echanſonnerie, de quatre Clercs-d'Office, enfin de trois Garde-Vaiſſelle. Pour ſon commun elle avoit cinq Ecuyers de Cuiſine, dont un premier; ſept Officiers de panneterie, ſept d'Echanſonnerie, et quatorze de cuiſine. l. c.

ſtand *). Ueberdieß aber ernannte und beſoldete ſie eine große Menge von Hofdamen, und unterhielt eine noch größere Zahl von Edeltöchtern, welche man aus allen Provinzen von Frankreich an ihren Hof ſchickte, weil ſie unter ihrer Aufſicht trefflich erzogen, und durch ihre Sorgfalt und Gnade beſſer verſorgt wurden, als die Eltern ſie hätten erziehen und verſorgen können **). Ludewig XII. gab keinem fremden Geſandten, oder anderm hohen Gaſte Audienz, ohne daß er ihn nicht gleich zu ſeiner Gemahlinn hätte führen laſſen, damit er derſelben gleichfalls die gebührende Ehre erweiſen möchte ***). Die

---

*) Brantome l. c. p. 10. Nach dem Marſchall von Fleuranges p. 20. et ſq. waren doch die Garden Ludewigs XII. zahlreicher.

**) Brantome p. 9. 10. Ce fut la premiere, qui commença à dreſſer la Cour des Dames, que nous avons veües depuis elle jusques à cette heure: car elle en avoit une trés-grande ſuitte, et de Dames, et de filles, et n'en refuſa aucunes; tant s'en faut qu'elle s'enqueroit des Gentils-hommes leurs peres qui eſtoient à la cour, s'ils avoient des filles, et quelles elles eſtoient: . . ſa cour eſtoit une fort belle eſcole pour les Dames; car elle les faiſoit bien nourrir, et ſagement, et toutes à ſon modelle, ſe faiſoient, et ſe façonnoient tres ſages et vertueuſes

***) l. c. p. 11. Depuis il ne venoit jamais en ſa cour prince eſtranger ou Ambaſſadeur, qu'aprés

Die Königinn **Anna** ertheilte fremden Geſandten Audienz ſelbſt wenn ſie krank war, und zu Bette lag *); und **Brantome** rühmt von ihr, daß ſie Geſandte und andere vornehme Fremdlinge als eine beredte Königinn zu unterhalten gewußt habe **). Kein Ehrennahme iſt glorreicher, als der eines Vaters ſeines Volks, welchen die verſammelten Stände nicht nur einmüthig, ſondern ſelbſt mit einer rührenden Zudringlichkeit dem Könige **Ludewig XII.** gaben ***). Weniger glorreich, aber auch ehrenvoll iſt der Nahme einer Mutter des Franzöſiſchen Adels, und der Armen, welchen **Anna von Bretagne** mit dem vollkommenſten Rechte verdiente ****). Unter **Ludewig XII.** und **Anna von Bretagne** war Frankreich glücklicher, als es ſeit Jahrhunderten geweſen war, und auch im ſechszehnten Jahrhundert nicht wieder wurde

---

l'avoir veu, et ouy, il ne l'envoyaſt faire la reverence à la Reyne, voulant, qu'on lui portaſt le meſme reſpect, qu' à luy.

*) Eine ſolche gab ſie 1512. dem **Andreas de Burgo**. Lettres de Louis XII. et du Card. Amboiſe III. p. 258.

**) l. c.

***) Lettres de Louis XII. et du Cardin. d'Amboiſe I. p. 44.

****) Brantome l. c.

wurde. Die Leidenſchaften und Laſter Franz des Erſten, Heinrichs des Zweyten, und ſeiner Söhne zehrten ein ganzes Jahrhundert an dem Wohlſtande, welchen das Reich durch die Weisheit und Milde Ludewigs XII. erlangt hatte *).

Un-

---

*) Keine Lobrede kann die Regierung Ludewigs XII. mehr erheben, als folgende Facta, welche der Biſchof Claude de Seyſſel in der Vergleichung Ludewigs XI. und Ludewgis XII. anführt: im 2ten Bde von Comines p. 299. 300. l'on voit genéralement par tout le Royaume baſtir grands édifices, tant publics, que privés, et ſont pleins de dorures, non pas les planchers tant ſeulement, et les murailles, qui ſont par le dedans, mais les couvertes, les toicts, les tours, et images, qui ſont par le dehors, et ſi ſont les maiſons meublées de toutes choſes, trop plus ſomptueuſements, que jamais ne furent, et on uſe de vaiſſelle d'argent en tous eſtats, ſans comparaiſon plus, que l'on ne ſouloit, tellement, qu' il a eſté beſoin ſur cela faire ordonnancé pour corriger celle ſuperfluité, car il n' y a ſortes de gens, qui ne veuillent avoir taſſes, gobelets, aiguieres, et cuilleres d'argent du moins, et au regard des Prelats, Seigneurs, et autres groſſiers, ils ne ſe contentent pas d'avoir toute ſorte de vaiſſelle, tant de table, que de cuiſine, d'argent, s'il n'eſt doré, et meſmes aucuns en ont grande quantité d'or maſſif: auſſi ſont les habillemens, et la maniere de vivre plus ſomptueux, que jamais on ne les vit . . . . Er führt ferner an, daß der Preis der liegenden Gründe, der Ertrag der öffentlichen Abgaben, und der Handel um das doppelte, oder vielfache geſtiegen ſeyen, u. ſ. w.

Unter Franz dem Erſten war die Nation viel weniger glücklich, als unter Ludewig XII., weil Jener die königliche Gewalt, und die willkührlichen Auflagen ungleich weiter ausdehnte, als alle ſeine Vorgänger, und die Schätze und das Blut ſeiner Unterthanen in langwierigen verderblichen Kriegen verſchwendete. Wenn Franz der Erſte ſein Volk weniger beglückte, als Ludewig XII., ſo vermehrte er dagegen das ſtehende Heer, die Landesſtellen, den Hofſtaat, oder das Hofgeſinde, und die Pracht ſeines Hofes. Er übertraff alle Franzöſiſche Könige durch die Menge und den Glanz von Hoffeſten *), ſo wie durch die Zahl, den Reichthum, und die Eleganz der Hoftafeln, und Jagden **). Einen nicht ge-

---

*) Brantome l. c. p. 267.

**) Brantome, hommes illuſtres I. 269. Quant à ſa maiſon, jamais les ordinaires ny ſales, ny tables n'en approcherent; car il avoit ſa table, celle du grand maiſtre, du grand Chambellan, et Chambellans, des Gentilshommes de ſa chambre, des Gentilshommes ſervans, des valets de chambre, et tant d'autres, et tres-bien ſervies, que rien n'y manquoit; et ce qui eſtoit tres-rare, c'eſt que dans un village, dans des foreſts, en l'aſſemblée l'on y eſtoit traité comme ſi l'on euſt eſté dans Paris. Ueber die Verſchwendung der Jägerey, ſ. St. Palaye III, p. 299. et ſq. Man nannte Franz den Erſten Le Pere de la Venerie.

geringen Theil des Schadens, welchen Franz der Erſte durch ſeine übrige Verſchwendung ſtiftete, erſetzte er durch die außerordentliche Ermunterung, die er Künſten und Wiſſenſchaften widerfahren ließ. Keiner ſeiner Vorfahren erbaute ſo viele, und ſo ſchöne Schlöſſer: keiner möblirte ſie ſo koſtbar und ſo geſchmackvoll: und keiner reizte die Großen ſeines Reichs in beiden Stücken ſo mächtig zur Nachahmung, als Franz der Erſte *). Viel weniger rühmlich und nützlich waren die Jahrgelder, die Geſchenke, die koſtbaren und abwechſelnden Luſtbarkeiten **), und

---

*) Brantome l. c. I. 267. 268. 274. Carloix I. 219. François le Grand . . . na laiſſé de baſtir dix ou douze Chaſteaux et maiſons de la plus ſuperbe ſtructure, qu'il y en ait en toute l'Europe; et ſi admirables à cauſe de leur variété, que les Architectes de toutes nations les viennent contempler pour y apprendre. De ſorte, qu'il n'y a Roy ny Monarche ſur la terre, qui ſoit logé en ſi grande majeſté, que le Roy de France. Ayant les Roys, qui lui ont ſuccedé, les Princes, Prelats, grands ſeigneurs, riches Gentilshommes, et autres gens de moyen de ce Royaume, ſi bien fait bâtir, à ſon imitation, que la France ſe peut vanter d'eſtre la plus decorée d'excellentes, et magnifiques maiſons, que tout autre Royaume, qui ſoit ſous le ciel.

) Brantome l. c. I. 267. Il n'y avoit nopces grandes qui ſe fiſſent en cour, qui ne fuſſent ſolemniſées ou de tournois, oude combats, ou de und die dringenden Ermahnungen an Väter und Gatten, oder gar die unerlaubten Künſte *), wodurch er die ſchönſten Edelfrauen und Edeltöchter aus ganz Frankreich an den Hof zu locken ſuchte. Einſichtsvolle Zeitgenoſſen tadelten es ſchon, daß er den Hof zu einem gewöhnlichen Aufenthalt des weiblichen Adels, und eben dadurch zu einem Schauplatze und Muſter aller Arten von Verführung und Verſchwendung für ganz Frankreich gemacht habe **). Dieſen Vorwurf konnte nur ein ſolcher höfiſcher Schutzredner und Lobredner von Fürſten und Fürſtinnen, wie **Brantome war, auf folgende Art zu entkräften ſuchen ***).

„Was

---

de maſcarades, ou d'habillemens fort riches, tant d'hommes que de Dames, lesquelles en avoient de lui de grandes livrées. J'ay veu des coffres, et garderobbes d'aucunes Dames de ce temps-là ſi pleines de robes, que le Roy leur avoit données en telles magnificences et feſtes, que c'eſtoit une tres-grande richeſſe.

*) Von dieſer Art waren die Künſte, durch welche man die Gräfinn von Chattenbrian an den Hof brachte. Galant. des Rois de France II. p. 4. et ſq.

**) Brantome hommes illuſt. I. p. 277. 278. Un grand prince . . . le blaſma . . . pour avoir introduit en la cour les grandes aſſemblées, abords, et reſidence ordinaire des Dames. . .

***) ib.

„Was die Damen betrifft, ſo muß man geſtehen, daß ſie vormahls nur ſelten, und in kleiner Zahl an den Hof kamen. Die Königinn Anna fing zwar an, an ihren Hof mehr Damen zu ziehen, als die vorhergehenden Königinnen gethan hatten. Allein Franz der Erſte war es, welcher den Hof viel mehr, als bis dahin geſchehen war, mit Damen zu bevölkern ſuchte, weil er überzeugt war, daß die Damen die einzige Zierde von Höfen, und daß ein Hof ohne Damen ein Garten ohne ſchöne Blumen ſey, und mehr dem Hofe eines Morgenländiſchen Satrapen, oder Despoten, als dem Hofe eines Chriſtlichen Königs gleiche. Wenn der König einen Haufen von liederlichen Weibern errichtet hätte, dergleichen Heliogabalus in ſeinem kaiſerlichen Pallaſt verſammelte; ſo hätte man ihn mit Recht tadeln können. Allein die Damen ſeines Hofes waren lauter Frauen und Töchter von guten Häuſern, die an dem Hofe ihres Königs, wie einſt die Göttinnen auf dem Olymp erſchienen. Wenn Einige derſelben ihren Liebhabern ihre ganze Gunſt ſchenkten, was konnte der König dafür? Er ließ eine Jede ihre ei-

eigene Feſtung bewahren, und wenn die Eine, oder die Andere ſich überraſchen ließ, ſo war es nicht ſeine Schuld. Ich möchte wiſſen, welches lobenswürdiger an dem Könige war, entweder eine ſo edle Schaar von Frauen und Jungfrauen an ſeinen Hof aufzunehmen, oder in die Fußſtapfen ſeiner älteren Vorgänger zu treten, und eine Menge von feilen Dirnen in ſeinem Gefolge zu dulden, über welche der ſo genannte Roy de Ribaux die Aufſicht führte, indem er ihnen ihre Wohnungen anwies, und ſie gegen Gewaltthätigkeiten ſchützte. Mich dünkt, daß eine ſolche öffentliche, und ausgelaſſene Hurerey viel ſchädlicher ſeyn muſte, als eine verſchleierte Liebe gegen geſunde und ſaubere Damen, welche die Diener des Königs nicht zu ſeinem Dienſte untüchtig machten, wie es nur gar zu häufig in den Bordellen geſchieht *). — Allein, ſagt der oben gedachte Prinz, wenn bloß

---

*) Il me ſemble, que tel putaniſme débordé et public, et tout plein de verole, ne pouvoit eſtre ſi bien, qu'un ſecret, diſcret, et caché lieu de nos Dames, qui eſtoient tres nettes, et ſaines, au moins aucunes, et qui ne gaſtoient ny rendoient les Gentilshommes impuiſſans comme celles des bordels, dont puis après le Roy n'en eſtoit d'eux mieux ſervy.

die Hofdamen wären verdorben worden, ſo hätte dieſes noch hingehen mögen. Die Hofdamen wurden aber die Muſter für die übrigen Weiber nicht nur in der Kleidung, im Putze, im Tanze, und in andern Annehmlichkeiten, ſondern auch in ihren Ausſchweifungen: — als wenn, ſetzt Brantome hinzu, nicht vorher auch ſchon liederliche Weiber ſo wohl in den höheren, als mittleren und niederen Ständen, und zwar in Privathäuſern, wie am Hofe vorhanden geweſen wären *). Ich ſelbſt habe zwar den Hof des großen Königs nicht geſehen, allein ich bin dennoch der Meynung, daß nie etwas Beſſeres eingeführt worden, als die beſtändige Gegenwart der Damen am Hofe. Ich habe unſere Könige oft bes

---

*) p. 281. Mais, diſoit ce Prince, ſ'il n'y euſt eu, que ces Dames de cour, qui ſe fuſſent debauchées, c'euſt eté tout un, mais elles donnoient tel exemple aux autres de la France; que ſe façonnans ſur leurs habits, leurs graces, leurs façons, leurs dances, et leurs vies, elles ſe vouloient auſſi façonneur à aimer, et paillarder, voulans dire par là, à la cour on s'habille ainſi, on dance ainſi, on y paillarde auſſi, nous en pouvons faire ainſi, comme ſi auparavant le Regne du Roy François il n'y euſt eu des putains par toute la France, auſſi-bien des grandes, moyennes, petites, que communes, et auſſi bien en leur pais et maiſons, qu'ailleurs.

begleitet, wenn ſie ohne die Damen kleine Reiſen machten. Allein wenn wir nur acht Tage von den Damen, und ihren ſchönen Augen getrennt waren, ſo kam uns dieſe kurze Trennungszeit ſo lang wie ein Jahr vor. Wir wünſchten ſehnlichſt an den Hof zurück zu kehren, und fanden den Hof nicht da, wo der König, ſondern wo die Damen waren *). Es iſt nicht genug, viele Prinzen, und große Generale, viele Hofleute, und Räthe zu haben, und dieſe vom Kriege, von öffentlichen Angelegenheiten, oder von der Jagd reden zu hören, oder allerley Spiele mit ihnen zu ſpielen. Alle Unterhaltungen und Spiele ermüden bald, nur des Umgangs mit ſchönen Damen wird man nie überdrüſſig. Wenn man auch in den Krieg gehen, oder eine andere Reiſe antreten muſte, was war da für einen Mann von Adel erfreulicher, als irgend ein Liebespfand ſeiner Geliebten mit zu nehmen, im Dienſte ſeines Fürſten, und ſeiner Schönen zu Ehren ſein Leben zu wagen, und dann bey der Rückunft gnädiger und liebevoller Umarmungen gewür-

---

*) N'appellans la cour bien ſouvent là, où eſtoit le Roy, mais où eſtoit la Reyne, et les Dames.

würdigt zu werden? Auch ſagte unſer große König, daß die Liebe der Damen den Muth ſeiner Edelleute wenigſtens eben ſo ſehr befeure, als die Stärke ihrer Degen. Kurz und gut, ein Hof ohne Damen, iſt ein Hof ohne Hof *)."

Bey aller der Zügelloſigkeit der Damen, welche an dem Hofe Franz des Erſten lebten, waren die Hoffräulein der Königinn **) äußerſt eingeſchränkt. Die Hoffräulein wohnten und ſchliefen unter der Aufſicht von älteren Damen, oder von Hofmeiſterinnen in abgeſonderten Zimmern, wohin kein Hofcavalier ſich wagte. Die Fräulein durften ſich ohne den Willen der Königinn nicht allein nicht verheirathen, ſondern auch nicht einmahl mit den Cavalieren, die ſich um ſie bewarben, unterhalten: welche Abhängigkeit zu manchen unverdienten Verfolgungen Anlaß gab ***). An Faſttagen erſchienen die Fräulein der Königinn gar nicht ****): wahrſcheinlich, weil nach einem alten Geſetze der Etiquette des Franzöſiſchen und Burgundiſchen Hofes an Faſttagen keine Aſſembleen weder in den Gemächern des Königs, oder Herzogs, noch in denen der Königinn, oder Herzoginn gehalten wurden *).

---

*) Pour fin une Cour ſans Dames, eſt une cour ſans cour, pour dire le vray.

**) les filles de la Reine.

***) Nouvelles de la Reine de Navarre II. p. 7. et ſq.

****) ib.

Beynahe in eben dem Verhältniſſe, in welchem Franz der Erſte die Pracht ſeines Hofes weiter getrieben hatte, als Ludewig der Zwölfte, und Anna von Bretagne, in eben dem Verhältniſſe übertraffen Heinrich II. und deſſen Gemahlinn Catharina von Medicis ihren erlauchten Vorfahr, in deſſen Fußſtapfen zu treten Beide ſich rühmten, und zur Ehre anrechneten. Die vornehmſte Urheberinn der noch immer ſteigenden Pracht und Ausgelaſſenheit des Hofes war Catharina von Medicis, erſt als regierende Königinn, und dann als Königinn-Mutter unter den Regierungen ihrer drey Söhne, Franz des Zweyten, Carls des Neunten, und Heinrichs des Dritten. **). Die koſtbaren

Ta-

---

*) *Olivier de la Marche* II. p. 178. . . . On ne mangeoit point de chair, ains on mangeoit du poiſſon, et à celle cauſe n'y eut nulle aſſemblée.

**). Brantome Dames illuſtres p. 107. Cette Reyne faite de la main de ce grand Roy François, qui avoit

Tafeln *), und Jagden **): das Erbauen und Verſchönern von Palläſten und Luſtſchlöſſern wurde unter Heinrich dem Zweyten, wie unter Franz dem Erſten fortgeſetzt ***). Die Feſte und Vergnügungen des Hofes wurden noch viel mannichfaltiger ****): der Zuſammenfluß von Damen viel größer, und der Umgang mit den Hofdamen viel freyer, als er unter Franz dem Erſten geweſen war. Catharina von Medicis hatte beſtändig wenigſtens eine Schaar von dreyhundert erlauchten, oder edlen Frauen und Jungfrauen um ſich: eine Zahl, die, wie ſelbſt Brantome anmerkt, ſelten an jenen großen Hoftagen übertroffen wurde, welche die älteren Könige nur einige Mahle im Jahre hielten, und nach deren Endigung Herren und Damen wie

---

avoit introduit cette belle bombance, n'a voulu rien oublier, ny laiſſer de ce, qu'elle avoit appris, mais l'a voulu touſjours imiter, voire ſurpaſſer, et luy ay veu dire trois ou quatre fois en ma vie ſur ce ſujet.

*) Brantome Hommes illuſt. I. 272. Le feu Roy ſon fils et ſucceſſeur les entretint de meſmes que luy.

**) St. Palaye l. c. und Brantome Hommes Illuſt. II. 45.

***) Hommes illuſt. de Brantome II. 83.

****) Dames illuſt. p. 45-48. 82. 83. 87.

wieder auf ihre Schlöſſer, oder in ihre Städte zurückkehrten *). Dieß Damenheer begleitete die Königinn nicht bloß von einem Luſtſchloſſe auf das andere, ſondern ſelbſt auf weiten Reiſen, und in den Krieg, **). Die Königinn mochte in Paris, und in den benachbarten Schlöſſern, oder ſie mochte auf Reiſen und im Lager ſeyn; ſo waren ſo wohl ihre eigenen Gemächer, als die Zimmer ihrer Hofdamen, und Hoffräulein beſtändig offen, und die Herren des Hofes hatten zu beiden einen ungehinderten Zutritt ***).

Es

---

*) Dames illuſt. de Brantome p. 90. mais quoy ces belles et grandes aſſemblées et compaignies ne ſe faiſoient, ny ne ſe jouoient que trois ou quatre fois l'an, et puis au partir de la feſte ſe departoient, et ſe retiroient en leurs terres et maiſons jusques à une autre fois. Das Verzeichniß der Damen am Hofe Catharinens von Medicis findet man l. c. p. 92. 100 - 104 et ſq.

**) ib. mais la cour de notre Roi Henry II. et de notre Reyne eſtoit ordinaire, tant en guerre, qu'en paix, fut ou pour reſider, ou pour demeurer en un lieu pour quelques mois, fut, qu'elle ſe remuaſt en autre maiſon de plaiſance, et Chaſteaux de nos Rois, qui n'en ont point de faute, et en ont plus que Roy du monde. Cette belle et grande compaignie touſjours, au moins la plus grande part, marchoit et alloit avec la Reyne; ſi d'ordinaire pour le moins ſa cour eſtoit pleine plus de trois cens Dames ou Damoiſelles.

***) l. c. p. 93. ſa chambre n'eſtoit nullement fermée aux honneſtes Dames, et honneſtes gens, voire

à

Es waren gewiß keine ungegründete Lobſprüche, wenn die Franzöſiſchen Hofleute behaupteten: daß kein anderer Hof ſo viele, ſo ſchöne und ſo liebenswürdige Damen gezeigt habe, als der Hof **Heinrichs des Zweyten**, und ſeiner Gemahlinn *): wenn ſie den Hof der Königinn **Catharina** ein wahres Paradies nannten, wo die Damen an großen Feſten, wie überirdiſche Göttinnen erſchienen ſeyen **): wenn ſie endlich nach dem Tode der Königinn klagten, daß der Franzöſiſche Hof kein Hof mehr ſey, und daß nie eine ſolche Königinn = Mutter wieder kommen werde ***).

Heinrich der Zweyte, und deſſen Gemahlinn befeſtigten, und verbreiteten den Ruhm, welchen **Ludewig** XII. und

Franz

à tous, et à toutes, ne la vouloit reſerrer à la mode d' Eſpagne, ny d'Italie ſon pays . . . diſant, que tout ainſi, que le Roy François ſon beaupere, qu'elle honoroit fort, la luy avoit dreſſée et fait libre, qu'elle la vouloit ainſi entretenir à la vraye Françoiſe. Carloix III. p. 351. Le Comte de Saulx alloit ſouvent en la chambre des filles de la Reyne.

*) Brantome Dames Galant. I. p. 312.

**) Dames illuſt. p. 88. 89.

***) ib. p. 89. Bref ſa cour a eſté telle que quand elle a eſté morte on a dit par vive voix de tous, que la cour n'eſtoit plus la cour, et que jamais plus il n'y auroit en France une Reyne Mere.

Franz der Erſte gegründet hatten: daß die Franzöſiſchen Könige die mächtigſten Könige der Chriſtenheit, und der Franzöſiſche Hof der Prachtvollſte unter allen Europäiſchen Höfen ſey; und von dieſer Zeit an wurde die Franzöſiſche Nation auf die Größe ihrer Könige, und auf den Glanz ihres Hofes ſo eiferſüchtig und ſtolz, wie kaum auf irgend einen andern Vorzug *). Die Franzöſiſchen Geſandten und Generale mochten in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts nach Deutſchland **), oder nach England ***), oder nach Italien kommen; ſo fanden ſie allenthalben bey Perſonen von gleichem, oder noch höherem Stande Armſeligkeit, und beſonders ſchlecht beſetzte Tafeln; und die Ausländer hingegen erſtaunten über den Aufwand der Franzoſen, noch mehr aber über die Fülle, die Leckerhaftigkeit, und Eleganz ihrer Tafeln, und ihres Tafelgeſchirrs*). Alle Europäiſche Fürſten erkannten die Ueberlegenheit der Franzoſen in der Kochkunſt, und in der Anordnung und Verzierung der Tafel dadurch an, daß ſie Köche, und andere Bedienten der Tafel aus Frankreich kommen ließen**). Unausſprechlich groß war die Bewunderung Deutſcher und anderer fremder Fürſten und Herren, wenn ſie ſelbſt an den Fran-

---

*) Carloix II. p. 229. Par toutes leſquelles deſpences . . . comprenant la valeur, et richeſſe des preſents . . . on peult bien juger, que la grandeur d'ung Roy de France ſurpaſſe et excelle tous aultres Roys, et n'y en a aulcun, en tout ceſt univers, qui luy ſoit comparable. Carloix ſetzt hinzu, daß wegen der prächtigen Bewirthung, und der reichen Geſchenke die vornehmſten Deutſchen Fürſten, und Herren ſich um die Ehre geſchlagen hätten, als Geſandte an den Franzöſiſchen Hof geſchickt zu werden. Les plus grands Seigneurs de leur pays briguent à vive force ceſte charge, et ſe battent à la perche pour y eſtre préferez.

**) Carloix III. 309-322.

***) I. p. 302. et ſq. II. 117. 118.

---

*) ib. I. 430. Auſſi à la verité la deſpenſe du François eſt de tout temps bien auſtre, que celle nonſeulement de l'Italien mais de toute auſtre nation.

**) Carloix II. p. 112. Quant aux cheres magnifiques . . . perſonne ne peult ignorer, puisque c'eſtoit en la maiſon d'un Roy de France, qu'elles ne fuſſent incomparables, et nompareilles; car les auſtres Roys de la Chreſtienté, voire de l'univers, n'approchent nullement de nos excellentes delicateſſes, ny ſinguliéres façons de triompher en feſtins, ny leurs officiers, de ſi friandement, et proprement accouſtrer les viandes, ny les deſguiſer, comme les noſtres; n'en voulant auſtre temoignage, que tous les Princes eſtrangiers envoyent chercher des cuiſiniers, et paſticiers en France, et auſtres ſerviteurs pour l'uſaige de bouche, et tout ſervice de table.

zöſiſchen Hof reisten, und hier Zeugen von den prächtigen Tafeln, Jagden, und anderen Feſten der Franzöſiſchen Könige wurden *). In einer zahlreichen Geſandtſchaft von Deutſchen Fürſten, Herren, und Deputirten der Reichsſtädte, welche im J. 1551. nach Paris ging, war ein Graf von Naſſau der Einzige, welcher Franzöſiſch verſtand **). Der Glanz des Franzöſiſchen Hofes verſchaffte in wenigen Jahren der Franzöſiſchen Sprache eben ſo viele Bewunderer und Liebhaber, als der Franzöſiſchen Kochkunſt. Unter den Regierungen der Söhne Heinrichs II. war in Deutſchland, England, und den übrigen cultivirten Ländern unſers Erdtheils kein fürſtliches, oder anderes vornehmes und angeſehenes Haus, in welchem man nicht einen Lehrer der Franzöſiſchen Sprache unterhalten hätte ***). Franz der Erſte,

---

*) Ueber die den Deutſchen Fürſten ganz unbekanten prächtigen Jagden Heinrichs II. Carloix II. p. 227. et ſq. Ueber die Tafeln und Bälle II. 223. 225. puis furent amenez en la grande ſalle, qu' ilz trouverent ſi richement parée, et le couvert de quatre longues tables, ſi bien ordonné, qu' ils en tomberent en une inexprimable admiration.

**) Carloix II. 161.

***) Les Oeuvres de Paſquier II. p. 5. 6.

Heinrich II., und deſſen Söhne hatten beſtändig viele Tauſende von Deutſchen Landsknechten, und nachher von Deutſchen Reutern im Solde, welche von Deutſchen Fürſten und Herren angeführt wurden. Alle dieſe vornehmen und gemeinen Krieger brachten bey der Rückkehr in ihr Vaterland nicht nur Franzöſiſches Geld, ſondern auch Franzöſiſche Sitten, und die Franzöſiſche Sprache mit; und es war daher ſehr natürlich, daß von der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts an der Franzöſiſche Hof und die Franzöſiſchen Großen immer mehr und mehr die Muſter der Deutſchen Höfe, und des Deutſchen Adels wurden.

Bevor ich den Hof Heinrichs II. und ſeiner Gemahlinn verlaſſe, muß ich noch auf zwey Sonderbarkeiten der Etiquette aufmerkſam machen. Die königliche Gewalt war von den Zeiten Ludewigs XI. und beſonders Franz des Erſten an ſo ſehr ausgedehnt worden, daß ſie nur kaum eines Zuwachſes, oder größern Mißbrauchs fähig zu ſeyn ſchien. Im umgekehrten Verhältniſſe mit der ſteigenden königlichen Macht nahm die äußere Ehrerbietung gegen die Könige in derſelbigen Zeit, und mit gleicher Geſchwindigkeit ab. Noch gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ſielen mächtige regierende Fürſten, und ſelbſt regierende Fürſtinnen vor den Franzöſiſchen Königen und Cronerben auf die Kniee nieder. Schon im J. 1547. war das Knieen vor den Königen den Franzoſen ſo fremd, daß ſelbſt die Pagen, die den König bey der Tafel bedienten, es nicht mehr verrichteten; und der Herr **von Vieilleville**, und deſſen Begleiter konnten ſich daher über die Tyranney der Engliſchen Könige, und die Sclaverey des Engliſchen Adels nicht genug wundern, als ſie wahrnahmen, daß die vornehmſten Cronbeamten dem jungen **Eduard** bey der Tafel knieend aufwarteten *). Auch weigerten ſich der bekannte d'Aubibigné, und andere Deputirte der Hugenotten, welche der Königinn **Marie von Medicis** vorgeſtellt werden ſollten, dieſe durch eine Kniebeugung zu verehren, weil die Deputation bloß aus Edelleuten und Geiſtlichen beſtehe, die der Königinn zwar eine tiefe Verbeugung des Cörpers, aber keine Kniebeugung ſchuldig ſeyen *). Faſt eben ſo wiederſprechend, als der Zuwachs der königlichen Macht, und die Abnahme der äußern Ehrerbietung gegen die Könige, war die von **Catharine von Medicis** eingeführte ungebundene Gemeinſchaft beider Geſchlechter am Hofe, und ihre Abſonderung an den Hoftafeln. **Heinrich** II. und die Herren ſeines Hofes ſpeisten beſtändig in beſondern Zimmern und an beſondern Tafeln, und eben ſo die Königinn und ihre Damen **). Dieſelbige Etiquette wurde auch beobachtet, als der ganze Hof den Marſchall **von Vieilleville** zu Düreſtal beſuchte. Der Herr **von Vieilleville** bewirthete den König, die Prinzen, und die Herren des Hofes: ſeine Gemahlinn

---

*) Carloix I. 234. 34. Et ſervirent les Millorts Chevaliers de l'ordre de la Jartiere . . . mais approchant de la table, ils ſe mettoient à genoux . . . . ce, que nous trouvâmes fort étrange, de voir ſi anciens chevaliers, gens de valeur, et grands Capitaines des plus illuſtres maiſons d'Angleterre, faire l'eſtat que ſont les enfans d'honneur, et pages de la chambre, devant noſtre Roy, qui ont ſeulement les teſtes nües, portants le ſervice; mais ils ne s'agenoillent nullement, et en ſont quittes pour une reverance d'entrée, et d'iſſüe de la ſalle, où ſe fait le feſtin. Man ſehe auch Memoir, partic, p. 115.

---

*) Memoir. d'Aubigné p. 167. . . qui ne devoient à leurs Majeſtez, que la reverence, et non la genuflexion.

**) Brantome Hommes illuſt. II. p. 49.

linn die Königinn, die Prinzeſſinnen, und übrigen Hofdamen *).

Catharina von Medicis fuhr auch nach dem Tode ihres Gemahls fort, ihren Hof zu erhalten, wie er zur Zeit Heinrichs II. eingerichtet worden war. Ganz anders war es mit den Höfen ihrer beiden jüngeren Söhne, und deren Gemahlinnen beſchaffen. Franz II. behielt die Hoftafeln bey, wie ſein Vater und Großvater ſie angeordnet hatten. Carl IX. hingegen und Heinrich der Dritte wurden durch die inneren Kriege, und Heinrich der Dritte durch die unerhörten Verſchwendungen ſeiner Lieblinge ſehr oft genöthigt, den Aufwand der Hoftafeln ſo ſehr einzuſchränken, daß die Hofleute nicht ſelten hungern muſten **);

und

---

*) Carloix II. 107. 108. Ce qui rendoit la chere très-admirable, eſtoit, que ſi le maiſtre traictoit les hommes, Madame de Vieilleville s'eſtoit chargée de faire le ſemblable, aux femmes; et tenoit maiſon aux Princeſſes, Dames d'honneur, d'atour, gouvernantes, et filles de la Royne.

**) Brantome Hommes illuſt. I. 272. 73. Les autres deux Ryos, Charles, et Henry troiſieme entretinrent tres-mal leurs tables, le plus ſouvent la marmite ſe renverſoit. Wann ſolche Zeiten der Noth nicht da waren, ſo trieb Heinrich III. die Verfeinerungen der Tafel, und die Umſtänd-

lich-

und hierauf gründete ſich die Antwort des Königs von Spanien auf die Nachricht von einer von Heinrich III. zu fürchtenden Kriegserklärung. Ich fürchte nicht, ſagte der ſtolze Spanier, daß ein König, der meiſtens nichts zu eſſen hat, meine Länder mit Krieg überziehe *). Die Gemahlinnen Carls IX. und Heinrichs III., **Eliſabeth von Oeſterreich** und **Louiſe von Lothringen** folgten nicht den Beyſpiele der Königinn-Mutter, ſondern hielten ihre und ihrer Damen Gemächer gewöhnlich verſchloſſen **). Kein König übertrieb die Errichtung und dem Verkauf von neuen Hof- und Civilſtellen mehr, als Heinrich der Dritte. Wenn er dadurch das Gedränge an ſeinem Hofe auch eine Zeit lang vermehrte, ſo war ſelbſt dieſes Gedränge nur kurz dauernd, weil er durch das Geſchrey des Volks, oder durch Noth ge-

---

lichkeit der Bedienung viel weiter, als ſein Vater und Großvater. Journal de Henry III. Vol. IV. p. 132. 138.

*) l. c. Il reſpondit, qu'il ne le craignoit pas, car la plus-part du temps *no tenia da comer.*

**) Brantome Dames illuſt. p. 88. Elle (Catharine von Medicis) ne la vouloit reſerrer à la mode d'Eſpagne ny d'Italie ſon pays, ny-meſme comme nos autres Reynes Elizabeth d'Auſtriche, et Louiſe de Lorraine ont fait.

zwungen wurde, die meiſten von ihm geſchaffenen Stellen bald gewaltſam wieder aufzuheben *). Am meiſten aber ſtritt mit der ungebundenen Zügelloſigkeit, welche Franz der Erſte, und Catharine von Medicis ſo ſehr begünſtigt hatten, die förmlichere Etiquette, welche Heinrich der Dritte einführte, und wodurch er die königliche Majeſtät zu erhöhen ſuchte **). Beſonders behauptete er bey Audienzen und andern feierlichen Gelegenheiten nach dem Beyſpiele der Spaniſchen und Morgenländiſchen Monarchen eine ſtatüenmäßige Unbeweglichkeit, die in den Augen der Franzoſen nichts Ehrfurcht gebietendes haben konnte, und was ſie davon hatte, durch den weibiſchen Putz des Königs ***), und durch ſeine weibiſchen Beſchäfftigungen und Tändeleyen verlor ****). Hein-

---

*) Busbeq. Epiſt. in ipſ. oper. p. 535. Nihil eſt huic regno gravius multitudine officiorum, quibus rex illud onerat, dum ſibi pecuniam conflat. .. Habebat verbi gratia rex ad centum quinquaginta miniſtros cubicularios. .. Exauctorati expunctique nunc omnes praeter ſedecim. .. Sic factum iri putant de caeteris, cum magno compendio, et allevamento populi, cujus id totum humeris incumbebat.

**) Oeuvres de Paſquier II. p. 414.

***) Etoile Journal de Henry III. Vol. I. 183. 204.

****) ib. p. 179. beſ. aber Memoires de Sully I. p. 103. Je me ſouviendrai toujours de l'attitude, et

Heinrich IV. zerbrach alle die Feſſeln der Etiquette, womit ſein Vorgänger die Könige ſelbſt hatte binden, oder eine große Kluft zwiſchen dem Monarchen, und den Dienern ſeines Hofes hatte befeſtigen wollen. Glücklich, wenn er bloß die Geſetze der Etiquette übertreten hätte! Heinrich IV. aß und trank, ſcherzte, und ſpielte mit ſeinen Vertrauten, wie ein Waffenbruder mit den andern *). Er überraſchte ſeine Freunde oft kurz vor der Mahlzeit, und aß nicht bloß mit ihnen, ſondern brachte eine, oder mehrere Nächte in ihren Häuſern zu **). Im Anfange ſeiner Regierung war er mehrmahl in einer ſo großen Verlegenheit, daß er ſich bey An-

---

et de l'attirail bizarre où je trouvai ce Prince dans ſon cabinet. Il avoit l'épée au côté, une cape ſur les épaules, une petite tôque ſur la tête, un panier plein de petits chiens pendu à ſon cou par un large ruban; et il ſe tenoit ſi immobile, qu'en nous parlant il ne remua ni tête, ni pieds, ni mains.

*) Von dieſer Vertraulichkeit, faſt kann man ſagen, Cameradſchaft Heinrichs IV. mit ſeinen Kriegern und Hofleuten finden ſich nirgend mehrere, und rührendere Proben, als in den Memoires d'Aubigné.

**) Am häufigſten aß und ſchlief er bey Zamet, mit welchem er gewöhnlich ſpielte. Sully II. p. 330.

dern zu Gaſte bitten muſte, um nur nicht Hunger zu leiden. Nachdem er aber ſeine Feinde überwunden, und Sülly ſeine Finanzen in Ordnung gebracht hatte; ſo ſtellte er die Hoftafeln, die Jagden, und alle übrige Vergnügungen mit eben der Pracht her, wie ſie unter Franz dem Erſten, und Heinrich II. geweſen waren *). Heinrich IV. machte dieſen Aufwand nicht ſeiner Gemahlinn, ſondern ſeinen Mätreſſen zu Ehren, um derentwillen er alle Geſetze der Tugend und der Kirche, der Klugheit, und des Wohlſtandes mehr, als irgend ein anderer König von Frankreich übertrat. Weil der König ſelbſt ſich in der Liebe alles erlaubt hielt, ſo glaubten die Cavaliere, und Damen ſeines Hofes, daß auch ihnen alles erlaubt ſey; und daher entſtand eine Zügelloſigkeit der Sitten, welche ewig ein Fleck in der Regierung Heinrichs IV. bleiben wird. Wenn dieſe Zügelloſigkeit hin und wieder eingeſchränkt, oder ihre Ausbrüche bisweilen geſtraft wurden; ſo kamen dieſe Einſchränkungen und Strafen nicht von dem Könige her. Im

J. 1604.

---

*) Dieſen königlichen Aufwand billigte ſelbſt der Cardinal Richelieu Teſtam. polit. I. p. 256.

J. 1604. wurde der Baron de Termes in dem Gemache der Hoffräulein der Königinn mit Einem derſelben im Bette betroffen, und das Fräulein nach genauerer Unterſuchung ſchwanger befunden. Dieſer Vorfall empörte die Königinn, **Maria von Medicis**, ſo ſehr, daß ſie den König bat, dem Verführer den Kopf abſchlagen zu laſſen, der ſich aber durch eine ſchleunige Flucht aller weitern Strafe entzogen hatte. Das Fräulein wurde auf das ſchimpflichſte fortgejagt, und die Königinn würde der Schuldigen noch ſchlimmer mitgeſpielt haben, wenn nicht der König ſich in's Mittel gelegt hätte *). Im J. 1608. hatte Heinrich

---

*) **Etoile III. p. 171.** . . **de la Reine**, qui s'en ſentoit ſi fort offenſée, qu'elle pria le Roy de lui faire trancher la tête . . . La Sagonne fut ignominieuſement chaſſée, et maltraitée de la Reine, et l'eût été pis, ſi le Roy ne ſe fût mis entre deux, et interpoſé en ce fait ſon autorité. Bey dieſer Strenge der Königinn iſt es zu verwundern, daß ſie ihre Fräulein dreymahl zu dem verwundeten Baſſompierre ſchickte, um ihm die Zeit zu vertreiben. Mem. I. 140. Il ne ſe peut dire, combien je fus viſité pendant ma bleſſure, et principalement des Dames. Toutes les Princeſſes y vinrent, et la Reyne y envoya trois fois ſes filles, que Mademoiſelle de Guiſe y amenoit paſſer les après-dinées entieres. In der erſten Zeit der Regierung Ludewigs XIV. war

rich IV. Schauſpieler aus Italien kommen laſſen, welche vorzüglich im Arſenal zu Paris ſpielten. Auf den Befehl des Dúc de Súlly wurden für die Zuſchauer außer einem geräumigen Parterre mehrere Reihen von Logen über einander erbaut, von welchen man zwey Reihen den Damen des Hofes einräumte. Der ſtrenge Súlly erlaubte durchaus nicht, daß irgend ein Cavalier in die Logen der Damen gehen durfte; und um dieſer Einſchränkung willen fanden die Hofleute an den Schauſpielen lange nicht ſo viel Vergnügen, als der König gehofft hatte *).

Unter der Regentſchaft der verwitweten Königinn Marie von Medicis nahm die Verſchwendung des Hofes, und der begünſtigten Hofleute in unglaublichen Graden zu, ſo lange die Schätze dauerten,

---

war der Zugang in den Zimmern der filles de la Reine allen Cavalieren, und ſelbſt dem Könige ſo verſchloſſen, daß dieſer ſich mit einem Hoffräulein, welches er ſchätzte, nur durch eine Ritze unterhalten konnte. Motteville V. p. 272.

*) Sully III. 53. 54. Deux de ces galeries etoient destinées pour les femmes; aucun homme n'y entroit avec elles: c'etoit un point de ma police, que je ne souffrois pas, qu'on renversat: et dont je ne regardois pas au-dessous de moi, de prendre moi-même le soin . . . Tous les Courtisans ne trouvoient nulle part autant d'agrémens dans les spectacles de Théatre.

ten, welche Heinrich IV. zu ſeinen groſſen Entwürfen geſammelt hatte *). Eine ganz andere Geſtalt erhielt der Hof unter Ludewig XIII., und unter der Regentſchaft der Königinn Anna von Oeſterreich. Ludewig der Dreyzehnte war ein Gefangener des Cardinals von Richelieu **), der zwar nicht unempfindlich gegen die Reitze des ſchönen Geſchlechts war, aber doch die geheime Liebe von Buhlerinnen der mühſeligen Verehrung der Hofdamen vorzog ***): die Königinn-Mutter verjagte, und die regierende Königinn, welche ſeine Liebe verſchmäht hatte *), bis an ſeinen Tod unterdrückte, und von ihrem Gemahl entfernt hielt. Wenn Ludewig XIII. auch nicht in die mächtigen Hände ſeines großen Miniſters gefallen wäre; ſo würde er zwar immer unwürdige Lieblinge, wie de Luynes und St. Mars erhalten, allein ſeine natürliche Kälte, und ſeine ängſtliche Frömmigkeit würden ihn beſtändig vor einer ſolchen Weiberliebe bewahrt haben, wodurch die Pracht des Hofes hätte erhöht werden können **). Indem Richlieu die königliche Gewalt, und das Anſehen der Franzöſiſchen Crone bis zum Erſtaunen von ganz Europa vermehrte und unerſchütterlich befeſtigte, ließ der finſtere Monarch den Glanz, der den Thron von Königen umgeben ſollte, ſo ſehr verſchwinden, daß ſein Hof mehr einem Gefängniſſe oder Cloſter, als einem Hofe ſeiner Vorfahren ähnlich wurde. Die Hoftafel verſchlechterte ſich ſo ſehr, daß nicht einmahl die Cammerdiener und ge-

---

*) Die Verſchwendung war ſo ärgerlich, daß das Parlement darauf drang, de defendre la vaiſſelle d'or, et la profanation de celle d'argent, jusqu' aux moindres uſtenciles de feu, et de cuiſine. Hiſt. de la Mere, et du Fils I. 331.

**) Motteville I. 72. . . . faiſant de ſon maître ſon Eſclave, et de cet illuſtre Eſclave un des plus grands Monarques du Monde.

***) Mem. du Card. de Retz I. p. 10. . . . ſes galanteries, qui en vérité ne repondoient en rien à la grandeur de ſes actions, ni à l'eclat de ſa vie. Marion de Lorme, qui étoit un peu moins, qu' une proſtituée, fut un des objets de ſon amour, et elle le ſacrifia à des Barreaux. Madame de Frages, que vous voyez trainante dans les cabinets ſous le nom de vieille femme, en fut une autre. La premiere venoit chez lui la nuit, il alloit auſſi la nuit chez la ſeconde, qui etoit deja un reſte de Buckinkan, et de l'Epienne. Man ſehe auch Galant. des Rois de France III. 122. 125. 149. 180.

---

*) de Retz I. p. 9. 10. Eine boshafte Dame brachte einen Liebesbrief, der für die junge Königinn beſtimmt war, in die Hände der gegen ihn erbitterten Königinn-Mutter. ib. auch Motteville I. p. 35.

**) Motteville I. 51. 77-82. 396.

gemeinen Trabanten, viel weniger die Prinzen des Hauſes und die erſten Beamten des Hofes, die unter **Heinrich IV.** beſtändig am Hofe gegeſſen hatten, daran ſpeiſen mochten; und ſelbſt die königliche Tafel wurde nicht von Edelknaben, oder Edelleuten, ſondern von gemeinen und ſchmutzigen Küchenbedienten ſervirt *).

Unter der Regentſchaft der verwittweten Königinn **Anna von Oeſterreich** verſchwand zwar der finſtere Ernſt und der Schmutz, welchen **Ludewig der Dreyzehnte** um ſich her verbreitet, oder wenigſtens hatte entſtehen laſſen. Allein die Pracht und Vergnügungen des Hofes nahmen nur um wenige Grade zu. Die Regentinn haßte aus Bequemlichkeit den Hofpomp eben ſo ſehr, als die ernſtlichen Geſchäffte; und überließ beide gern dem Cardinal **Mazarin**, der die Damen verachtete, oder zu verachten affectirte, und nur ein einziges Mahl einigen wenigen Damen ein mäßiges Abendeſſen gab, weil er ſie nicht hungrig entlaſſen konnte **). **Anna von Oeſterreich** liebte das

---

*) Teſtament du Card. de Richelieu I. 256. par de ſimples et ſales marmitons.

**) Motteville I. 429. C'eſt le ſeul regal, qu' il nous ait fait en ſa vie, qui ne fut pas grand. Il nous das Theater, und deßwegen war die Bühne das Einzige, worauf Mazarin zum Vergnügen des Hofes etwas wandte *).

Die Regierung Ludewigs des Dreyzehnten, und die Regentſchaft ſeiner Witwe, Anna von Oeſterreich beweiſen, daß nach dem einmahl eingeführten gewöhnlichen Aufenthalte der Damen an den Höfen der Fürſten die Denk- und Handlungsart der Fürſten, und ihrer Stellvertreter zwar den größern oder geringern Glanz der Höfe, die Menge oder Seltenheit der Hofluſtbarkeiten, und den unmittelbaren Einfluß der Weiber auf die erſten Gewalthaber beſtimmen, aber übrigens in der durch den gewöhnlichen Aufenthalt der Damen an den Höfen hervorgebrachten Lage der Dinge nichts weſentliches verändern konnte. Die Verwaltungen der beiden Cardinäle Richelieu und Mazarin umfaſſen einen Zeitraum von beynahe einem halben Jahrhundert, (1624 - 1661.) wo ſo wohl diejenigen, denen die Ausübung der höchſten

---

nous traita avec beaucoup de, indifference, et de froideur. Il mepriſoit les Dames, et ne croioit pas, qu' elles fuſſent dignes de ſon eſtime, etc.

*) ib. I. 409. 410.

ſten Gewalt gehörte, als welche ſie wirklich in Händen hatten, die erklärteſten Gegner des andern Geſchlechts, oder wenigſtens aller Anſprüche der Damen waren, ſich in die Angelegenheiten des Hofes und des Staats zu miſchen; und dennoch ſind die Verwaltungen von Richelieu und Mazarin in der Geſchichte des weiblichen Geſchlechts eben ſo merkwürdige Epochen, als es die Verwaltungen dieſer beiden Männer in der Geſchichte der Franzöſiſchen Nation ſind. Wenn gleich Ludewig XIII., Richelieu, und Mazarin weder geliebte Gemahlinnen, noch unter den Damen des Hofes geliebte Mätreſſen, und eben ſo wenig Anna von Oeſterreich unter den Hofcavalieren erklärte Liebhaber hatte; ſo ſetzten dennoch die Prinzen des königlichen Hauſes, die Geſchäfftsmänner und Hofleute ihre Bewerbungen bey den Damen, und die Damen ihre Eroberungskünſte gegen die Cavaliere fort. Der Hof verlor allerdings dadurch, daß Ludewig XIII., Anna von Oeſterreich und ihre beiden Miniſter ſelten öffentliche Tafeln gaben, und andere glänzende Luſtbarkeiten veranſtalteten; allein deßwegen hörten weder die täglichen, oder häufigen Zuſammenkünfte des Adels von beiderley Geſchlecht, noch die prächtigen Mittags- und Abendmahlzeiten, die fröhlichen Tanzgeſellſchaften, und andere Vergnügungen auf, ſondern wurden vielmehr in den Palläſten der Prinzen, und übrigen Großen ununterbrochen fortgeſetzt. Und eben deßwegen darf man ſich nicht wundern, daß gerade unter der Verwaltung des Cardinals Mazarin, welcher die gröſte Verachtung gegen das andere Geſchlecht beſaß, oder wenigſtens affectirte, die Damen eine merkwürdigere Rolle ſpielten, als ſie ſelbſt unter Franz I., Heinrich II., und Heinrich IV. geſpielt hatten.

So wie die vergrößerte Macht, und die vermehrten Einkünfte der Franzöſiſchen Könige den gewöhnlichen Aufenthalt der Damen an ihren Höfen veranlaßten; ſo brachte eben dieſer Zuſammenfluß des Adels an den Höfen, oder in den Reſidenzſtädten, und neben dieſem die veränderte Kriegskunſt in den Luſtbarkeiten der Höfe mancherley Veränderungen hervor, die einer kurzen Erwähnung nicht unwerth ſind.

Den erſten Rang unter den Luſtbarkeiten der großen Hoftage, oder Hoffeſte der ältern Zeit verdienten die Turniere, welche ſchon im vierzehnten, und funfzehnten Jahrhundert viel weniger blutige, und gefährliche Ehrenkämpfe, als prächtige Schauſpiele waren, an welchen die Augen der Zuſchauer und Zuſchauerinnen durch die Koſtbarkeit und Mannichfaltigkeit der Kleidungen, Waffen und Rüſtungen, durch die Schönheit der Ritter und ihrer Streitroſſe, und endlich durch die Stärke, Behendigkeit und Geübtheit der Streiter ergößt wurden. Die kämpfenden Ritter waren durch ihre feſten Rüſtungen an allen Theilen des Cörpers ſo ſicher bedeckt, daß ſelbſt an ſolchen Turnieren, die mehrere Wochen hinter einander dauerten, und an welchen man täglich ſo wohl Morgens, als Nachmittags viele Lanzen brach, höchſt ſelten Jemand getödtet, oder verwundet wurde *). Man hielt es ſchon für einen nicht geringen Unfall, wenn ein Ritter dem andern das

---

*) Z. B. an dem berühmten Turnier, welches der berühmte Boucicaut, und deſſen Waffenbruder im J. 1389. bey Calais gaben. Froiſſart IV. p. 20-8. Eben ſo an dem Turnier des Baſtard von Burgund; Olivier de la Marche II. p. 195. et ſq.

Viſier aufſprengte; und der Gröſte unter den gewöhnlichen Unfällen beſtand darin, daß die Lanze des Gegners Jemanden ſo hart traff, daß er entweder auf den Rücken des Pferdes, oder gar vom Pferde herabfiel. Die Turnierſiege, und die Preiſe der Siege, die Dänke, erkaufte man nicht durch Wunden, oder vergoſſenes Blut, ſondern bloß durch Lanzen, welche man an den Rüſtungen ſeiner Gegner zerbrochen hatte. Dieſe Lieblingsſchauſpiele der Ritterzeit wurden noch häufig unter **Franz dem Erſten** *), und ſelbſt unter **Heinrich dem Zweyten**, wiewohl mehr von einzelnen Rittern, als von Königen und Fürſten, und auch von dieſen nie mehr mit der verſchwenderiſchen Pracht gefeiert, womit man ſie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert unternommen hatte. Der immer zunehmende Gebrauch nicht nur des groben Geſchützes, ſondern auch des tragbaren Schießgewehrs machte die höchſt beſchwerlichen alten Waffen und Rüſtungen je länger, je mehr unnütz **),

und

---

*) Man ſehe la Vie de Bayard.

**) Den gröſten Stoß gaben der alten Gendarmerie, und dem Gebrauch der ritterlichen Waffen und mit dem Verſchwinden dieſer Waffen und Rüſtungen hörten auch allmählich die Ehrenkämpfe auf, welche man in und mit denſelben gehalten hatte. Unter Heinrich dem Zweyten konnten ſich nicht einmal alle Gens d'armes, und deren Hauptleute, ſondern nur allein ſolche, die von Männern, dergleichen der Herr von Vieilleville war, gebildet worden waren, in ritterlichen Waffen und Rüſtungen an Turnieren zeigen *). Der gröſte Theil hingegen der Franzöſiſchen Edelleute war ſchon im J. 1548. in ritterlichen Waffen und Spielen ſo ungeübt, daß ſie an Turnieren zu Gegenſtänden eines allgemeinen Geſpöttes wurden. Auch war es bloße Ungeſchicklichkeit des Grafen von Montgommery, daß Heinrich II., welcher ritterliche Spiele ſehr liebte, und ſehr erfahren darin war, durch den Reſt einer zerbrochenen Lanze tödtlich im Auge verwundet wurde **). Der Tod Heinrichs II.

ſen und Rüſtungen die Deutſchen Reuter, die von den Franzoſen Piſtoliers genannt wurden, weil ſie mit kurzen Schießgewehren bewaffnet waren. Man ſehe Montluc Mem. IV. p. 148. Brantome Hommes illuſt. III. 38. 45. 50. 52. 207-9.

*) Carloix II. p. 33. 216.

**) Carloix IV. p. 174.

war weder die Urſache, noch der Zeitpunct des Verſchwindens der Turniere, und der Ritterſchaft, wie St. Palaye glaubte *). Heinrich der Dritte hielt Turniere, an welchen er als Amazoninn gekleidet erſchien **); und unter Heinrich IV. veranſtalteten die vornehmſten Herren des Hofes im J. 1605. ein Turnier, an welche der Marſchall von Baſſompierre von dem Duc de Guiſe gefährlich verwundet wurde. Dieß Turnier war das letzte in Frankreich, an welchem man mit ſcharfen Waffen kämpfte; und die Verwundung des von Baſſompierre wurde der Grund, daß man nie wieder ***) die ritterlichen Kämpfe nachzuäffen ſuchte; indem auch das letzte Turnier weiter nichts, als bloße Nachäffung geweſen war. Die Schauſpiele, die bald nachher in die Stelle der Turniere traten ****), waren mehr Uebungen und Proben

---

*) II. p. 39.

**) Etoile I. p. 183. au Roy, lequel cependant veſtu en amazone couroit la bague.

***) Mem. de Baſſomp I. 139. Le Roy, dès que je fus bleſſé, fit ceſſer les Tournois, et ne permiſt, qu' aucun autre couruſt depuis. Cette courſe de champ ouvert ayant eſté la ſeule, qui ayt eſté faite cent ans auparavant en France, et n'a eſté recommencée depuis.

****) ib. 269. 270.

ben der Geſchicklichkeit im Reiten, als Schattenbilder der alten Turniere, weil man weder ritterliche Waffen und Rüſtungen, noch auch ritterliche Kämpfe an denſelben wahrnahm.

Die feſtlichen Mahlzeiten an den großen Hoftagen der ältern Zeit waren allerdings prächtiger, als in ſpäteren Zeiten: nicht durch die größere Menge, und beſſere Bereitung der Speiſen, oder durch die Koſtbarkeit des Tafelgeſchirrs, oder durch die glänzenderen Verzierungen der Tafeln, ſondern durch mannichfaltige Schauſpiele, wodurch man die Gäſte beluſtigte und überraſchte. Dieſe Schauſpiele an den Tafeln der Fürſten und Großen wurden in Frankreich entremets genannt, und beſtanden entweder in den Kämpfen von Rittern, oder in künſtlichen Automaten, oder endlich in pantomimiſchen und opernähnlichen Vorſtellungen berühmter Thaten und Begebenheiten der Vorzeit. An einem Gaſtmahle, welches Carl VI. von Frankreich den Damen gab, kamen während der Tafel zwey Rittter, Regnaud de Roye, und Meſſire Bouciquaut in den Speiſeſaal geritten, und brachen einige Lanzen gegen einander.

Nachdem dieſe Ritter ihren Kampf geendigt hatten, folgten ihnen mehrere Paare von andern Rittern, die ein Gleiches thaten *). An einem Gaſtmahle Carls V. im J. 1378. wurde während der Tafel zuerſt die Creuzfahrt Gottfrieds von Bouillon nach dem gelobten Lande, und dann die Eroberung von Jeruſalem vorgeſtellt **). An dem Gaſtmahle, welches Carl VI. am Tage der Ankunft ſeiner Gemahlinn Iſabelle von Baiern gab, ſtellte man die Belagerung von Troja vor ***). Man ſah ein ungeheures Schloß, welches außer vier Thürmen an den Seiten einen fünften Thurm in der Mitte hatte. Die Wapen und Schilde, die an den Mauern hingen, zeigten, daß das Schloß die Stadt Troja, und der Thurm in der Mitte die Feſte Ilium ſey. Nicht weit von dieſem Schloſſe erblickte man ein ſehr geräumiges Zelt, deſſen Wapen die Griechiſchen Belagerer ankündigten. Dem Zelte zur Seite fand ſich endlich ein Schiff, das wenigſtens hundert Krieger faſſen konnte. So wohl das Schloß, als das Zelt, und das Schiff wurden durch Räder bewegt, ohne daß man die Triebwerke und Arbeiter wahrnahm. Es entſtand zwiſchen den Griechiſchen Helden im Zelte, und in dem Schiff und zwiſchen den Trojaniſchen in dem Schloſſe ein heftiger Kampf, der aber nicht lange dauerte, weil das Gedränge, und die daher entſtehende Hitze ſo groß waren, daß mehrere Perſonen erſtickt und noch mehrere gequetſcht, oder ſonſt beſchädigt wurden.

---

*) Froiſſart IV. ch. I. p. 8.

**) Grand d'Auſſy III. p. 321. Dieſer Schriftſteller glaubt, daß dieſe Entremets die erſten ſeyen, deren die Geſchichte erwähne.

***) Froiſſ. l. c. p. 5. 6.

An dem Burgundiſchen Hofe hatte man für künſtliche Automaten, und Abbildungen von Thieren eine entſchiedene Vorliebe. An dem Gaſtmahle des Vermählungstages Carls des Kühnen mit der Engliſchen Prinzeſſinn Margarete kamen drey Entremets zum Vorſchein. Zuerſt trat ein großes Einhorn hervor, auf deſſen Rücken ein Leopard lag. Der Leopard hatte in der einen Klaue das große Panier von England, und in der andern eine Margareten-Blume. Nachdem das Einhorn um alle Tafeln herum gegangen war, ſo blieb es endlich vor dem

Herzoge ſtehen, wo dann ein Maitre d' Hotel das Margareten-Blümchen dem Leoparden abnahm, und dem Herzoge mit einer zierlichen Anrede übergab. Auf das Einhorn folgte ein großer vergoldeter Löwe, der die Zwerginn der Prinzeſſinn von Burgund als eine prächtig gekleidete Schäferinn mit dem großen Panier von Burgund trug. Bey dem Eintritt in den Saal öffnete der Löwe, und ſchloß ſeinen Rachen, wie ein lebendiger Löwe. Der vergoldete Löwe that aber noch mehr, als ein lebendiger Löwe hätte thun können: er ſang ein galantes Lied auf die herzogliche Braut ab. Nach dem Löwen kam ein Dromedar mit einem Reuter, der wie ein Saracen gekleidet und bewaffnet war. Während des Umherreitens im Saale zog der Saracene aus ſeinem Korbe allerley ausländiſche Vögel hervor, welche er um ſich her, und ſelbſt auf die Tafel warf *).

An dem Abendeſſen des dritten Tages der Vermählungsfeier erſchienen fünf Entremets. Vier wilde Eber blieſen auf Trompeten: drey Ziegen und ein Bock führten mit verſchiedenen Inſtrumenten ein

---

*) Olivier de la Marche II. 163 - 167.

ein Concert auf. Vier Wölfe ließen ſich ſich auf der Flöte hören, und vier Eſel tanzen ein Rondeau ab, welches man im **Olivier de la Marche** nachleſen kann. Den Beſchluß machten vier Affen, die einem ſchlafenden Kaufmann einen Streich ſpielten, und dann tanzten *).

Mehr, als alle dieſe Entremets bewunderte man diejenigen, welche man an dem Gaſtmahle des erſten Tages ſah, wo der Baſtard **von Burgund** als Ritter des goldenen Baumes ſein Turnier eröffnet hatte. An dieſem Gaſtmahle traten zuerſt zwey ungeheure Rieſen in prächtigen Kleidern, Rüſtungen und Waffen herein; und dieſen folgte ein Wallfiſch, wie **Olivier de la Marche** betheuert, der Gröſte, welchen man jemahls als Entremets geſehen habe. Das Meer-Ungeheuer war 60 Fuß lang, und ſo hoch, daß zwey Ritter auf den gröſten Pferden, die zu beiden Seiten deſſelben geweſen wären, einander nicht würden wahrgenommen haben. Zu den Augen des Wallfiſches hatte man die beiden gröſten Spiegel genommen, welche man hatte auftreiben können. Der Wallfiſch regte ſeine Finnen, ſeinen Schwanz und übrigen Cörper, als wenn er lebend geweſen wäre. Nachdem er ſich im ganzen Saale herumbewegt hatte, ſo öffnete er ſeinen Rachen, aus welchem zwey Sirenen und dann zwölf Meerritter hervorſprangen. Die Sirenen ſangen eine Zeitlang, wurden aber bald durch das Geräuſch einer Trommel unterbrochen, die ſich in dem Bauche des Wallfiſches hören ließ. Nach dieſem Trommelſchlage fingen die Meerritter mit den Meerfräulein an zu tanzen. Die Meerritter wurden auf einander eiferſüchtig, und erhoben einen lebhaften Kampf, den die beiden Rieſen zuletzt dadurch endigten, daß ſie die Meerritter und Sirenen in den Bauch des Wallfiſches zurückjagten. Es war gewiß, ſagt der Geſchichtſchreiber, ein herrliches Entremets, weil über vierzig Perſonen in dem Bauche des Wallfiſches verborgen waren *).

---

*) ib. p. 169.

Wenn keine Entremets gegeben wurden; ſo waren Geſpräche, oder das Spiel und der Geſang der Menetriers, welche ſich aber auch ſehr oft erſt nach der Tafel hö-

---

*) p. 201. Et certes ce fut un moult bel entremets, car il y avoit dedans plus de quarante perſonnes.

hören ließen *), die einzigen Unterhaltungen bey Tiſche. In kleinern gemiſchten Geſellſchaften ſangen und tanzten Damen und Herren bisweilen nach Tiſche **). Nach der Tafel-Muſik brachte man Zuckerwerk und Wein, worauf ſich die Damen, wenn dergleichen mitgeſpeiſt hatten, gewöhnlich zu entfernen pflegten ***).

Die Herren und Damen verloren nicht viel an den Entremets, die im funfzehnten Jahrhundert aufhörten; und das Wenige, was Einige vielleicht einzubüßen glaubten, wurde von mehrern Seiten reichlich erſetzt. Anſtatt daß Herren und Damen vormahls nur wenige Tage im Jahre die Ehre gehabt hatten, am Hofe zu ſpeiſen; genoſſen ſie von den Zeiten Ludewigs des Zwölften, und Franz des Erſten an dieſes Vergnügen täglich. Wenn Heinrich der Zweyte, der hierin höchſt wahrſcheinlich ſeinem Vater folgte, abgeſpeist hatte; ſo ließ er ſich nicht Wein und Zuckerwerk bringen, um mit ſeinen Hofleuten zu zechen, ſondern er führte ſeine Cavaliere in das Zimmer der Königinn, wo ſie, wie Brantome ſagt, eine ganze Schaar von menſchlichen Göttinnen, die eine noch ſchöner, als die andere antraffen, und ein Jeder ſich mit derjenigen Göttinn unterhalten konnte, welche er am meiſten anbetete *). Dieſe Aſſembleen dauerten gewöhnlich zwey Stunden, und wurden nach dem Abendeſſen wiederhohlt, wenn man nicht tanzte **). Sehr oft erhöhte die Königinn das Vergnügen der Unterhaltung durch treffliche Concerte, welche ſie von den gröſten Virtuoſen aufführen ließ ***).

---

*) Froiſſart III. ch. 76. 217.

**) Eine Gräfinn von Nevers beſuchte den Herzog Philipp von Burgund zu Lille. Bey ihrer Abreiſe ließ der Herzog dieſe Dame durch den Grafen Adolph von Cleve, und fünf andere Ritter begleiten. Eine Viertelſtunde von der Stadt ſtieß der Graf von Charolois mit einem Gefolge von Rittern dem wackern Adolph von Cleve auf, und verſperrte ihm den Weg. Es erfolgte ein Impromptü von Turnier, nach welchem man die Damen in ein benachbartes Haus führte, wo der Graf von Charolois ein herrliches Mittagsmahl hatte bereiten laſſen. Momoir. de du Clerc p. 426. et après menger chanterent, et danſerent, et apres les Dames remonterent à cheval.

***) Froiſſart III, p. 133.

Für

*) Brantome Hommes illuſt. II. 48. Auſſi toſt, qu'il avoit diſné il s'en alloit avec ſa cour dans la chambre de la Reyne ſa femme, qu' il aymoit fort, et là trouvant une troupe de deeſſes humaines les unes plus belles, que les autres, chaque ſeigneur et gentilhomme entretenoit celle, qu'il aymoit le mieux.

**) ib.

***) Dames illuſt. p. 87. 88.

Für die Vergnügungen des Tanzes gewannen die Herren und Damen des Hofes von den Zeiten Franz des Erſten an wenigſtens eben ſo viel, als für die Freuden der Tafel, und des Umganges. Franz der Erſte liebte das Vergnügen des Tanzes ſo ſehr, daß er nicht einmahl Witwen erlaubte, ſich demſelben zu entziehen *). Unter Heinrich dem Zweyten tanzte man häufig nach der Abendtafel, aber doch nicht ſo oft, als unter den Regierungen ſeiner Söhne, die von ihrer Mutter zu dem Vergnügen des Tanzes erweckt wurden **). Catharine von Medicis war eine große Künſtlerinn im Tanzen, indem ſie ſelbſt neue Tänze, und ſchöne Ballete erfand **); und in dieſer Liebe und Kunſt des Tanzes eiferten ihr, wenn auch nicht alle ihre Kinder, wenigſtens Heinrich der Dritte, und Margarete von Navarre nach ***). Unter den Regierungen Heinrichs des Zweyten, und des Dritten tanzte man nicht bloß Franzöſiſche, ſondern Deutſche, Spaniſche und Italiäniſche Tänze, und zwar lebhafte eben ſo wohl, als ernſthafte ****). Unter Heinrich IV. zeigten ſich die jungen Herren und Damen vorzüglich in pantomimiſchen

---

*) Brantome Dames Galantes II. p. 114. . . . du temps du Roy François, qui vouloit ſa cour libre en tout, et meſme que les vefves y danſoient, et les prenoit-on auſſi librement, que l'on faiſoit les filles, et les femmes mariées . . . Aujourdhuy cela leur eſt deffendu comme ſacrilege. . Ueber die Unzüchtigkeit der Tänze im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts Agrippa de vanit. Scient. c. 18. und meine Lebensbeſch. I. B. S. 293.

**) Hommes illuſtres II. p. 49. Les ſoirs après ſouper ce devis avec les Dames ſe faiſoit de meſme, s'il n'y avoit bal, qui ſe faiſoit aſſez ſouvent, mais non ſi frequemment, comme nous avons veu depuis au regne de nos derniers Roys, lesquels la Reyne leur mere a voulu et entretenu à imiter leur pere en telles actions, comme ce Roy Henry s'eſtudia de meſme à imiter le Roy François ſon pere.

**) Dames illuſt. p. 45. 48.

***) ib. p. 256. et ſq.

****) Brantome Dames illuſt. p. 258. 259. Margarete von Navarre tanzte zur allgemeinen Verwunderung des ganzen Hofes, und aller anweſenden Fremden La Pavanne d'Eſpagne, le Pazzamento d'Italie, und le branle à la torche, lauter ernſthafte Tänze. Nach dem großen Mittagsmahl, welches Heinrich II den Deutſchen Fürſten und Herren im J. 1551. gab, tanzte man zuerſt la danſe royale, dann Allemmanden, und unter dieſen die Gaillarden. Carloix II. p. 215. Et après la danſe royale, qui de deux à deux, que le Roy avoit commencée et menée, on leur ſonna des allemandes, parceque c'eſt leur danſe ordinaire, et qu' ils entendent le mieux; et parmi elles, des gaillardes, pour leur monſtrer la diſpoſition, et bonnes graces de notre jeuneſſe Françoiſe. Après laquelle, il ne s'y preſenta pas ung ſeul de leur trouppe, fors le prince d'Oranges, qui s'en acquitta fort dextrement, et euſt emſchen Tänzen *); Maskeraden wurden von Franz dem Erſten an vielleicht unter allen Königen von Frankreich gleich oft gehalten: unter keinem aber mit einer größern Ausgelaſſenheit, als unter Heinrich III., wo man einſt plötzlich die Lichter auslöſchte, um alles unternehmen zu können **). Wenn am Hofe keine große Tafeln, keine Bälle, Maskeraden, Aſſembleen, und Concerte gegeben wurden; ſo ſtellte man alle dieſe Luſtbarkeiten in den Palläſten der Großen des Hofes und der Hauptſtadt an ***).

Un-

---

emporté le prix de la gaillarde, ſi avec ſes deſpoſtes, capriolles, tours, et deſtours, fleurettes druës et menues, gamberottes, bonds, et ſaults fort ligiers et adroicts, il euſt obſervé la cadence.

*) Baſſompierre I. p. 59. 60. Mrs. de Biron, et d'Auvergne danſerent le Balet des Turcs, et trois jours enſuite Mss. de Montpenſier, de Guiſe, et le Grand danſerent celvy des Amoureux, duquel j'eſtois. Mrs. le Comte d'Auvergne, et quelques uns de nous danſerent à l'improviſte celvy des lavandieres, et peu après celvy des Nymphes; finalement Ms. de Nemours dania celvy des docteurs Gratiens.

**) Der Verfaſſer der Galanteries des Rois de France II. 174. drückte dieß ſehr gelinde aus: pendant l'obſcurité la pudeur des Dames eut beaucoup à ſouffrir.

***) Z. B. an den prächtigen Feſten, womit der Connetable de Montmorency die Geburt ſeines nachher ſo unglücklichen Sohns ſei-

Unter allen Hofluſtbarkeiten der ältern Zeit behauptete ſich keine in ſo unverrücktem Anſehen, als die Jagd. Während daß die Turniere, und Ritterſchaft, die ritterliche Galanterie und alte Hofetiquette untergingen, behielt die edle Jägerey nicht nur ihren ganzen Werth, ſondern ward auch an den neugeſchaffenen Höfen feuriger und allgemeiner geliebt, und viel mehr vervollkommt, als ſie im Mittelalter geweſen war. Unter allen Franzöſiſchen Königen der drey letztern Jahrhunderte war **Heinrich** III., der Einzige, der keine entſchiedene Leidenſchaft für die Vergnügungen der Jagd hatte. Hingegen trifft man in eben dieſem Zeitraum zwey Beyſpiele von Königen an, welche frühzeitige Opfer ihrer nicht genug gemäßigten Liebhaberey für die Jagd wurden *). Im ganzen Mittelalter hielt man die Jagd bloß für eine ritterliche Uebung, und für ein Vorſpiel des Krieges; und eben deßwegen nahmen Damen niemahls

---

eite: Etoile Journal de Henry IV. II. p. 338. Ballets, Maſcarades, muſiques de toutes ſortes. pantalomiſmes, et tout ce, qui peut ſervir d'amorce à la volupté, ... ſuivirent ces beaux feſtins.

*) Carl IX. und Ludewig der Dreyzehnte.

mahls oder höchſt ſelten an dieſer ritterlichen Uebung theil. Sobald aber die Damen ihren bleibenden Wohnſitz an den Höfen der Könige und Fürſten aufgeſchlagen hatten; ſo drängten ſie ſich ſelbſt zu den Lieblings-Luſtbarkeiten der Fürſten zu, oder wurden von dieſen hinein gezogen. **Ludewig der Zwölfte** nahm ſeine junge Tochter **Claude**, und alle Frauen und Fräulein, welche dieſe Prinzeſſinn bedienten, auf die Jagd mit *). **Franz der Erſte** hatte unter den Damen ſeines Hofes eine kleine Schaar als Prieſterinnen der **Diana** auserwählt, in deren Geſellſchaft er ſich oft auf acht, zehn, und mehrere Tage von Hofe entfernte, um deſto ungeſtörter das Vergnügen der Jagd genießen zu können **). Anfangs gehörte die Dauphine, und nachherige Königinn **Catharine von Medicis** nicht zu den auserwählten Jagdgenoſſinnen des großen Königs. Da ſie ihn aber darum erſuchte, an den Jagdpartien Theil nehmen zu dürfen; ſo gewährte **Franz der Erſte** dieſe

---

*) Lettres de Louis XII. et du Cardinal d'Amboiſe III. p. 27. Ueber den Jagd-Etat Ludewigs XII. ſehe man Fleuranges p. 16. et ſq.

**) Brantome Dames illuſt. p. 46. 47.

Bitte nicht allein, ſondern liebte ſie auch um deſto mehr, und ſtellte ihr zu Liebe häufigere Jagden an, als er ſonſt gethan hätte. **Catharine von Medicis** war **Franz dem Erſten** ſtets zur Seite, und begleitete nachher auch ihren Gemahl, und ihre Söhne beſtändig auf die Jagd, bis ſie zu ihrem großen Leidweſen durch die Schwäche des Alters daran verhindert wurde *). Nach dieſen Muſtern bildeten ſich **Heinrich IV.**, **Marie von Medicis**, **Ludewig XIII.**, **Ludewig der XIV.**, und die Hofdamen dieſer Könige, welche nicht weniger eifrig, und unermüdlich, als ihre Beherrſcher waren **).

Die Theilnahme an der Jagd hatte nicht bloß auf die Vergnügungen der Damen, ſondern auch auf ihre Erziehung und Bildung einen wichtigen Einfluß. **Franz der Erſte** und deſſen Nachfolger vernachläſſigten zwar den Vogelheerd, die Falkenjagd, und das Erlegen des von Hunden aufgetriebenen Wildes durch Schüſſe von Armbrüſten, und Büchſen nicht; allein ſie zogen doch allen dieſen Zweigen der älteren Jagd das Hetzen von Hirſchen in Geſellſchaft von hundert und mehrern Piqueurs weit vor; und dieſe Hetzjagd war noch in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ein eigenthümliches Vergnügen des Franzöſiſchen Hofes, das man in Deutſchland nicht kannte *). Die Damen, welche ſich zu den hetzenden Piqueurs geſellen, und alle übrige Arbeiten und Vergnügungen der Jagd theilen wollten, muſten nothwendig im Reiten und Schießen gleich den männlichen Jägern geübt ſeyn. Catharine von Medicis wurde auch hier die Lehrerinn und das Muſter der Franzöſiſchen Hofdamen **). Sie ſaß ſo gut zu Pferde, als irgend einer ihrer Hofcavaliere; und ſie war die Erſte, welche ſich eines männlichen Sattels bediente, und das eine Bein auf den Sattel

---

*) ib.

**) Memoires hiſt. ſur la Chaſſe, im dritten Bande von St. Palaye 349. u. f. S. Hiſt. amoureuſe des Gaules III. 208.

---

*) Carloix II, 227. Dequoy les Allemands furent très-aiſes, car il leur fut entierement departy; mais merveilleuſement eſtonnez, de veoir cent ou ſix-vingts picqueurs, qui avec leurs trompes diſoient la mort du cerf; car en leur pays, ceſte façon de chaſſer ne s'exerce pas, ains chaſſent ſeulement avec la harquebuze, ou arbaleſtre, et l'abbayeur.

**) l. c. II. Brantome Dames illuſt. p. 339. 341.

tel legte *). **Catharine von Medicis** ſchoß mit der Armbruſt eben ſo gut, als ſie ritt, und ſie ließ ſich daher beſtändig eine ſolche Waffe nachtragen **).

Das Vergnügen der Jagd war ſchon durch die Einführung der Hirſchhetzen ohne Vergleichung koſtbarer geworden, als es vormahls geweſen war: noch koſtbarer wurde es durch die Begleitung der Damen. Die Könige und Fürſten wagten es nun nicht mehr, in jedes Bauer- oder Jägerhaus einzukehren; oder im freyen Walde, oder unter Zelten zu übernachten. **Franz der Erſte**, und deſſen Nachfolger erbauten viele prächtige Jagdſchlöſſer, wo ſie Herren und Damen nach Würden aufnehmen und bewirthen konnten ***). Jagdkleider, Jagdgeſchirr,

---

*) Brantome Dames illuſt. p. 47. Elle eſtoit fort bien à cheval et hardie, et s'y tenoit de fort bonne grace, ayant eſté la premiere, qui avoit mis la jambe ſur l'arçon, dautant, que la grace y eſtoit bien plus belle, et apparoiſſante, que ſur la planchette.

**) ib. p. 48.

***) Memoires ſur la Chaſſe p. 308. C'eſt dans cette vûe, qu'il bâtit les ſuperbes chateaux de Chambord, de Villers-Coterêts, la Meutte près de St. Germain, Folembray dans la forêt de Coucy, etc. et qu'il augmenta d'un prodigieux nombre de bâtimens l'ancienne maiſon de nos Rois à Fontainebleau, qu' eux-mêmes jusqu' alors n'avoient appellée, que leur déſert.

Jagdmahlzeiten wurden nicht bloß zum nothdürftigen Gebrauch, ſondern mit immer ſteigender Pracht zum Vergnügen der Damen eingerichtet. Alle übrige Götter, und Göttinnen des Vergnügens vereinigten ſich mit der bisher ſo ſpröden und keuſchen Göttinn der Jagd. Die blutigen, oder öden Wildbahnen und Wildgehege verwandelten ſich in reitzende Luſthaine, und die Prieſter und Prieſterinnen der Diana opferten häufig an dem Altare der Cypris *).

Wenn weder Jagden, noch Tanzgeſellſchaften angeſagt waren, ſo ergötzten ſich die beiden königlichen Ritter Franz der Erſte, und Heinrich der Zweyte entweder mit Uebungen im Fechten, oder mit dem Dreſſiren edler Pferde, oder mit mehrern Arten von Ballſpiel **); und zu allen dieſen Zeitvertreiben ließen ſie ihre Gemahlinnen und die Damen des Hofes einladen ***). Von dem ſo genannten Maille-Spiel wurde zu Hein-

---

*) Man ſehe z. B. die Geſchichte Ludewigs XIV. und der ſchönen Fontanges in der hiſt. amoureuſe des Gaules III. 191. 192.

**) Hommes illuſt. II. 46. 48. à la balle à emporter, ou au ballon, ou au maille.

***) Et faloit tousjours convier les Dames pour voir tous ſes esbats.

richs II. Zeiten die Partie um 2. 3. höchſtens 500. Thaler: unter Heinrich IV. um 4. 6. 12000. Thaler geſpielt *). An dieſem Spiel nahmen die Damen ſchon unter Carl VIII. Theil **), und Catharine von Medicis war in dieſem Spiele eben ſo geübt, als ſie erfinderiſch in Geſellſchaftsſpielen war ***). Im Winter ging Heinrich II. mit ſeinen Hofleuten auf das Eis, um zu rutſchen; oder man erbaute Feſtungen von Schnee, die mit Schneebällen beſtürmt und vertheidigt wurden ****). In einem ſolchen Gefechte mit Schneebällen erhielt Franz der Erſte eine ſo ſchwere Wunde am Kopfe, daß er ſich den Kopf ſcheeren laſſen muſte. Die Hofleute ahmten ihrem Könige nach, und darüber wurde das Tragen von kurzen Haaren herrſchende Mode. — In England gehörten im J. 1547. Gefechte von großen Hunden, von Bären, und Affen zu den Luſtbarkeikeiten, welche man fremden Geſandten zu Ehren anſtellte *).

---

*) ib.

**) Bey dieſem Spiel zerfielen die Regentinn Anne de Beaujeu, und der Herzog von Orleans, und nachheriger König Ludewig XII. auf das heftigſte. Dames illuſt. p. 290. 291.

***) ib. p. 48.

****) Hommes illuſt. II. 46.

Die meiſten von den zuletzt genannten Luſtbarkeiten wurden unter **Heinrich dem Dritten**, **Heinrich dem Vierten**, und deren Nachfolgern durch zwey neue Vergnügungen verdrängt, von welchen das Eine faſt gänzlich unbekannt, und das Andere zwar bekannt, aber viel weniger gemein geweſen war, als es gegen das Ende des ſechszehnten, und im ganzen ſiebenzehnten Jahrhundert wurde: ich meine die Unterhaltung durch Glücksſpiele, und dann durch Komödien, Tragödien, und Opern.

Höchſt wahrſcheinlich ſpielte man ſchon an den Höfen **Franz des Erſten**, **Heinrichs des Zweyten**, und **Heinrichs des Dritten** Hazardſpiele. Wenn dieſes aber auch geſchah, ſo geſchah es ſeltener, und mit mehr Mäßigung, als unter **Heinrich IV.**, unter deſſen Regierung alle Tagebücher, und Zeitſchriften mit Nachrichten und Klagen über die Wuth des Spiels angefüllt wurden. Der ſparſame und freymüthige **Sülly** vermochte ſeinen König eben ſo wenig vom

hohen

---

*) Carloix I. p. 248.

hohen Spiele, als von untreuen Mätreſſen zurück zu bringen; und man kann, in ſeinen Memoiren, wenn man will, die Summen nach ſehen, welche er für das Eine, und die Andern auszahlen muſte. Heinrich IV. ſpielte zu allen Zeiten, an allen Orten, man kann beynahe ſagen, mit allen Perſonen, welche ſich zum Spiel anboten. Nicht ſelten war die geringſte Marque, welche man auf eine Karte ſetzte, funfzig, und die höchſte fünfhundert Piſtolen; ſo, daß man von ſolchen Marquen für mehr, als funfzig tauſend Piſtolen in der Hand halten konnte *). Da der König und die Hofleute faſt täglich ſpielten, ſo ſpielten die Damen gleichfalls; und ſelbſt die Königinn wuſte ſich nach ihrer Niederkunft keine angenehmere Unterhaltung zu verſchaffen, als ein Hazardſpiel, zu welchem ſie den Marſchall von Baſſompierre, Einen der gröſten Spieler, an ihr Wochenbett einladen ließ **). Baſſompierre gewann in einem Jahre eine halbe

---

*) Baſſompierre I. 172. 173.

**) ib. I. p. 148. et pendant ſes couches, lorsqu' elle commença à ſe mieux porter, elle me faiſoit entrer pour jouer avec elle.

Million *); und der Marſchall von Biron verlor in derſelbigen Zeit eben ſo viel **).

Die Raſerey des Spiels wurde nach den Zeiten Heinrichs IV. noch immer heftiger, und allgemeiner, und breitete ſich vom Hofe unter alle, auch die niedrigſten Volksclaſſen der Hauptſtadt aus. Am Hofe ſelbſt ward das hohe Spiel ein ſtehendes Vergnügen, oder vielmehr ein ſtehendes Gewerbe, durch welches Menſchen aus dem Pöbel ſich in die Geſellſchaften der vornehmſten Damen und Herren, und ſelbſt bis an den Thron hinan drängten, und in kurzer Zeit ein unermeßliches Vermögen erwarben: Reiche und Vornehme hingegen ſehr oft in wenigen Tagen in die äußerſte Armuth geſtürzt wurden. So bald Hunderttauſende im Spiel gewonnen und verloren werden konnten; ſo ſchämten ſich die vornehmſten Herren und Damen nicht, Spielhäuſer zu eröffnen, und ſelbſt böſe

---

*) ib.

**) Sully II. 92. Journ. de Henry IV. Vol. p. 505. 6. ad a. 1609. En ce mois ſe ſont etablies force nouvelles academies de jeu, où les Bourgeois de tout genre expoſent des ſommes conſiderables, . . . On a vû un fils d'un Marchand perdre dans une ſéance ſoixante mille ecus, etc.

Künſte zu brauchen, deren Entdeckung mit Ehrloſigkeit geſtraft wurde. Manche Damen, welche ihre Spielſchulden nicht in Gelde bezahlen konnten, trugen ſie durch die Aufopferung ihrer Ehre ab; und in allen dieſen Rückſichten wurde das hohe Spiel eine der vornehmſten Quellen der Sittenverderbniß der Höfe.

Im J. 1611. verlor der Marquis d'Ancre, Günſtling der Regentinn **Maria von Medicis**, an einem Tage hundert und zwanzig tauſend Piſtolen *). **Ludewig der Dreyzehnte** und **Anna von Oeſterreich** liebten das Spiel nicht; und doch nahm der Hang zum Spiel mit einer furchtbaren Progreſſion zu. Zur Zeit der Fronde verſpielten die älteſten und weiſeſten Mitglieder des Parlements ihr ganzes Vermögen an einem Abend, ohne dadurch ihrem guten Ruf den geringſten Abbruch zu thun **). Der Cardinal **Mazarin** ſetzte alle Abend drey bis vier tauſend Piſtolen auf's Spiel, und erlaubte ſeiner Niece, der Gräfinn von

---

*) Etoile Journ. de Henri IV. Vol. 223.

**) De Retz II p. 74. ce Parlement, dont le plus ſage, et le plus vieux en ce temps.là, jouoit gayement tout ſon bien en un ſoir, ſans faire tort à ſa reputation.

Soiſſons, noch viel größere Summen zu wagen, während daß er der jungen Königinn die gewöhnlichen monatlichen Nadelgelder von 1000. Thl. mit dem Ausrufe erſchwerte: Ach! wenn die Königinn wüßte, woher dieß Geld kommt, und daß es das Blut des Volks iſt, ſo würde ſie nicht ſo freygebig damit ſeyn *). Um eben dieſe Zeit erwarben Gourville, und andere Glücksritter durch das Spiel allein, oder vorzüglich das große Vermögen, wodurch ſie die Vertrauten und Geſchäfftsträger der Prinzen, und Vornehmen des Hofes wurden **). In den erſten Jahren der Selbſtregierung Ludewigs des vierzehnten beſtahlen die Weiber ihre Männer, die Kinder ihre Eltern, um das Baſſett-Spiel ſpielen zu können. Selbſt die Bedienten ſahen über die Schultern der Spieler zu, und baten dieſe, daß ſie ein Jahrgehalt ihres Lohns auf eine Karte ſetzen möchten ***). Weil viele Familien durch ein anderes Hazardſpiel, Hoca, zu Grunde gerichtet wurden;

---

*) Motteville V. 139.

**) Memoires de Gourville paſſim, beſ. I. S. 253. Gourville war ſonſt ein Mann von trefflichem Charakter.

***) Hiſt. amour. des Gaules V. p. 102 - 103.

den; ſo verbot Ludewig XIV. dieſes Spiel in Paris bey Todesſtrafe, und erlaubte, daß daſſelbige Spiel in Verſailles Morgens und Abends geſpielt wurde *). Als die Königinn an einem Morgen zwanzig tauſend Thaler verloren, und darüber die Meſſe verſäumt hatte; ſo konnte Ludewig XIV. nicht umhin, zu ſagen: laſſen ſie uns doch einmahl zuſammen rechnen, Madame, wie viel dieſes in einem Jahre bringt **). Auch nahm er einem Edelmann ſeine Ehrenſtelle, und verwies ihn aus Paris, weil der Spieler überführt worden war, daß er durch aſſiſtirte Karten fünfmahl hundert tauſend Thaler gewonnen habe ***).

Regelmäßige Luſtſpiele und Trauerſpiele ſchloſſen ſich früher an die Luſtbarkeiten des Franzöſiſchen Hofes an, als Hazardſpiele; allein ſie wurden viel ſpäter zu täglichen, oder gewöhnlichen Vergnügungen erhoben.

---

*) Lettres de Madame de Sevigné III. 266. On joue des ſommes immenſes à Verſailles; le Hoca eſt defendu à Paris ſur peine de la vie, et on le joue chez le Roi; cinq mille piſtoles en un matin, ce n'eſt rien.

**) ib. p. 347.

***) ib. I. 117.

Vor Heinrich dem Zweyten kannte man in Frankreich keine andere Schauſpiele, als die ſogenannten Farçen, die von den Schülern in den Clöſtern, oder von den Studenten in den Collegiis, oder von den Schreibern des Parlements in Paris, oder von umherziehenden Poſſenſpielern aufgeführt wurden *). Die Süjets dieſer Farçen waren entweder aus der heiligen Geſchichte, und den Legenden, oder auch aus der Geſchichte des Tages genommen; und im letztern Fall wurden lebende Perſonen, oder wenigſtens Handlungen und Begebenheiten lebender Perſonen, ſo wie die Mißbräuche und Thorheiten ganzer Stände auf das Theater gebracht. **Ludewig** XII. erlaubte den Poſſenſpielern, alle Perſonen, alle Thaten und Abentheuer welche ſie wollten, vorzuſtellen: nur durften ſie ſich nicht an der Königinn und ihren Damen vergreiſen *). Dieſe Farçen und die Freyheit der Schauſpieler, Begebenheiten des Tages auf die Bühne zu bringen, erhielten ſich wenigſtens bis gegen das Ende der Regierung Heinrichs IV. Eroile führt ein merkwürdiges Beyſpiel von einer Farçe an, in welcher des Königs, und ſeiner Auflagen eben ſo wenig, als des Parlements geſchont wurde. Der König lachte bey der Vorſtellung dieſer Farçe bis zu Thränen, und ſetzte die Schauſpieler, welche das Parlement wegen der Ausfälle gegen die Diener der Gerechtigkeit in's Gefängniß hatte werfen laſſen, ſogleich wieder in Freyheit **). Catharine von Medicis lachte eben ſo gern, und fand eben ſo viel Wohlgefallen an Poſſenſpielen, als Heinrich IV. ***). Zu Heinrichs IV. Zeiten hatten die Poſſenſpieler ihre Bühne im Hotel de Bourgogne aufgeſchlagen ****).

---

*) Brantome Dames Gal. II. 352. Hommes illuſt. II. p. 21. Auch an den Höfen wurden bisweilen von den Hofdamen Schauſpiele aufgeführt. Z. B. an dem Hofe der Königinn Margarete von Navarra. Man ſehe den folg. Abſchnitt. Intereſſante Nachrichten über die heiligen Schauſpiele in der Mitte des 16. Jahrh. ſtehen in Vie de St. Evremond par Ms. des Maizeaux p. 141. et ſq.

Das erſte regelmäßige Schauſpiel in Frankreich wurde in Lyon vor Heinrich dem

---

**) Brantome Dames galant. l. c. il pardonnoit aux Comediens de ſon Royaume comme Eſcoliers, et Clercs du Palais en leurs baſaches, de quiconque ils parleroient, fors de la Reyne ſa femme, et de ſes Dames et Demoiſelles.

**) Journ. de Henry IV. III. p. 409.

***) Dames illuſt. p. 48.

****) Eroile l. c.

dem Zweyten unter dem Nahmen einer Tragikomödie von Italiäniſchen Schauſpielern und Schauſpielerinnen aufgeführt, welche der Cardinal von Ferrara mit ungeheuren Koſten hatte kommen laſſen*). So großen Beyfall dieſes Schauſpiel auch fand, ſo dachte doch Heinrich II. noch nicht daran, nach dem Beyſpiele des Oheims ſeiner Gemahlinn, des Pabſtes Leo X. ein Theater an ſeinem Hofe zu errichten. Dieſen Gedanken führte zuerſt Heinrich III. aus, welcher im J. 1577. eine Geſellſchaft von Schauſpielern, li Geloſi genannt, aus Venedig verſchrieb, und ſie erſt in Blois, und dann zu Paris im Hotel de Bourbon ſpielen ließ**). Die Geloſi erhielten eine größere Menge von Zuhörern, als vier der beſten Prediger, ungeachtet jede Perſon 4. Sols für ihren Platz bezahlen muſte. Die Geloſi führten, wie es ſcheint, bloß Luſtſpiele, und zwar ſehr zügelloſe Luſtſpiele auf. Wenigſtens unterſagte das Parlement ihnen ihr Gewerbe, weil ſie nichts, als Unzucht lehrten***). Dieſes Verbots ungeachtet

---

*) Hommes illuſt. de Brantome II. p. 20.

**) Etoile Journ. de Henry III. Vol. I. 202. -212.

***) l. c. p. 209. pour ce, qu'elles n'enſeignoient, que des paillardiſes tet erlaubte Heinrich der Dritte den Geloſi, in Paris fortzuſpielen. Unter eben dieſem Könige verfertigte ein Dichter St. Gelais das erſte Trauerſpiel, Sophonisbe, nach einem Italiäniſchen Muſter, was vor Leo dem Zehnten geſpielt worden war *). Catharine von Medicis ließ das Trauerſpiel des St. Gelais von den Herren und Damen ihres Hofes in Blois ſpielen: worüber ſie ſich nachher bittere Vorwürfe machte, weil ſie glaubte, daß ſie dadurch Unglück über Frankreich gebracht habe **). Sie duldete daher auch in der Folge keine Trauerſpiele mehr: wohl aber Komödien, Tragikomödien, und alle Arten von Farçen. Die Unruhen in den erſten Jahren der Regierung Heinrichs IV.; trieben die fremden Schauſpieler wieder von Paris weg. Heinrich IV. muſte im J. 1608. eine neue Geſellſchaft von Schauſpielern aus Italien kommen laſſen, welche er ganz auf ſeine Koſten unterhielt, und eben deßwegen nach Fontaineblau entbot, wenn er ſich hier eine Zeitlang aufhielt ***). Dieſe letzte Geſellſellſchaft beluſtigte den Hof nicht bloß durch Komödien, ſondern auch durch Ballete, die bis dahin gewöhnlich nur von Herren und Damen des Hofes getanzt worden waren. Corneille wurde, wie bekannt, der Schöpfer des Franzöſiſchen Theaters durch ſeinen Cid, welchen er in J. 1635. verfertigte, ſo wie er ſeine beſten Arbeiten zwiſchen den Jahren 1644-50. lieferte. Mazarin ließ im J. 1646. die erſten Opern von Italiäniſchen Sängern und Sängerinnen aufführen; und wiederhohlte dieſe Luſtbarkeit im folgenden Jahre *). Anna von Oeſterreich liebte das Theater ſehr, und unter ihrer Regentſchaft wurde daher die Schaubühne eine beſtehende Luſtbarkeit des Hofes, indem entweder täglich, oder einen Tag um den andern abwechſelnd bald ein Italiäniſches, und bald ein Franzöſiſches Schauſpiel gegeben wurde **).

---

*) Brantome Hommes illuſt. II. p. 21. Dames illuſt. p. 48.

**) Dames illuſt. l. c.

***) Sully III. p. 53. 54.

Die immer zunehmende Pracht, und Verſchwendung der Höfe, das Zuſammendrängen, und beſtändige Zuſammenleben des vornehmſten Adels von beiderley Geſchlecht an den Höfen der Könige

---

*) Motteville I. 353. 413. et ſq.

**) ib. 409. 410.

und Fürſten, die Entfernung der gröſten Gutsbeſitzer von ihren Gütern und Unterthanen; und der unaufhörliche Wirbel von Vergnügungen und Zerſtreuungen, in welchem die Hofleute und Hofdamen umhergetrieben wurden, brachten zuerſt in den Verhältniſſen, und Sitten beider Geſchlechter, dann aber auch in Sprache, und Geſchmack, im geſellſchaftlichen Leben, und ſelbſt in der Behandlung von öffentlichen Angelegenheiten die wichtigſten Veränderungen hervor, die ich insgeſammt genauer unterſuchen werde, wenn ich vorher meine Leſer mit einer groſſen Revolution in der Erziehung der edelſten und erlauchteſten Frauen und Jungfrauen werde bekannt gemacht haben, welche ohngefähr in eben den Zeitpunct fiel, wo das andere Geſchlecht die vornehmſte Zierde der Höfe auszumachen anfing.

Dritter Abſchnitt

Ueber die großen Veränderungen, welche gleich nach der anfangenden Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in der Erziehung, und dem Unterricht des andern Geſchlechts vorgingen.

Unter keinem Europäiſchen Volke, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühten, blieben dieſe innerhalb der Gränzen des ſtärkern Geſchlechtsſtehen. Auch Frauen, und Jungfrauen nahmen an beiden einen größern oder geringern Antheil: die Meiſten, um ihren Geiſt, und ihr Herz deſto mehr für die Erfüllung ihrer Pflichten auszubilden: Manche aber auch in der Abſicht, umſich, wie ſie glaubten, über ihr vernachläſſigtes oder niedergedrücktes

Geſchlecht zu erheben, und mit den arbeitſamſten, und berühmteſten Männern in dem Ruhme, und den Werken des Fleiſſes, und des Genies zu wetteifern. Das alte Griechenland, und Rom, und ſelbſt die Jahrhunderte des Mittelalters brachten viele gelehrte Weiber, und berühmte Schriftſtellerinnen hervor. Ungeachtet im alten Griechenlande, und im neuern Italien die Weiber beynahe nach Morgenländiſcher Art eingeſchloſſen waren; ſo fehlte es doch in beiden Ländern nicht an Beyſpielen von Frauen und Jungfrauen, welche mit männlicher Hand die Schlöſſer, und Riegel ihrer Harems zerbrachen, und mit männlicher Kühnheit auf öffentliche Lehrſtühle traten, um ſelbſt die männliche Jugend in den erhabenſten und ſchwerſten Wiſſenſchaften zu unterrichten *). Es war alſo auch gar nichts auſſerordentliches, daß der lebendige Enthuſiasmus für die alten Sprachen und Denkmähler, und für die Wiederherſtellung aller Künſte und Wiſſenſchaften, der im vierzehnten Jahrhundert entſtand, und im funfzehnten, und ſechszehnten Jahr-

---

*) Thomas ſur les femmes p. 61. führt mehrere ſolche Beyſpiele an.

Jahrhundert fortdauerte, mehrere glücklich organiſirte Perſonen des andern Geſchlechts ergriff: daß Frauen und Jungfrauen die Griechiſche und Römiſche, oder gar die Morgenländiſchen Sprachen erlernten, und durch die Früchte ihres Fleiſſes und ihres Genies großen Ruhm erwarben, oder wenigſtens zu erwerben ſuchten: daß endlich mehrere Weiber ſich als öffentliche Rednerinnen, oder als Lehrerinnen von Sprachen und Wiſſenſchaften hervorthaten *). Das hingegen kann man als ein eigenthümliches Merkmahl des funfzehnten, und noch mehr des ſechszehnten, und der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts anſehen, daß der Eifer für Wiſſenſchaften, und für gelehrte Sprachen unter den Frauen und Jungfrauen der höchſten, und höheren Stände am gröſten, und allgemeinſten war: daß in eben den Zeiten, wo der gröſte Theil der Fürſten, und des männlichen Adels die Gelehrten, als Schreiber und die Wiſſenſchaften, als Entehrungen ihres erhabenen Standes verachteten, die erlauchteſten und edelſten Weiber ſich der Gelehrten und Wiſſenſchaften

---

*) Thomas l. c.

mit dem lebhafteſten Intereſſe annahmen: daß Königinnen, und Fürſtinnen ſich nicht allein nicht ſchämten, ſondern eine Ehre darin ſuchten, Dichterinnen und Schriftſtellerinnen zu werden: und daß zuletzt diejenigen erlauchten und edlen Frauen und Jungfrauen, welche keinen Unterricht in gelehrten Sprachen, und in den Schulwiſſenſchaften erhalten hatten, ſich wenigſtens mit den gebildeten Sprachen, und den beſten Werken der neueren Völker bekannt machten, und ſich aus allen Kräften bemühten, ihre eigene Mutterſprache richtig und ſchön zu ſprechen, und zu ſchreiben, und über die Producte des Witzes und Geſchmacks, wie über Menſchen, und menſchliche Angelegenheiten richtige Urtheile zu fällen.

Das ſchöne Land, in welchem die Griechiſche und Römiſche Sprache zuerſt wiedererweckt, und die Denkmähler des Griechiſchen und Römiſchen Alterthums zuerſt wiedergefunden wurden, dieß ſchöne Land war auch derjenige Theil von Europa, wo erlauchte und edle Frauen und Jungfrauen zuerſt nach den neuentdeckten Schätzen alter Weisheit ſtrebten. Die Beyſpiele der Italiänerinnen entflammten in kurzer Zeit ihre ſchönen und geiſtreichen Schweſtern in Frankreich, England, Spanien, und Deutſchland. Man kann den Franzöſiſchen Damen den Ruhm nicht ſtreitig machen, daß ſie ſich im funfzehnten, ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert durch ihre Bildung überhaupt, und beſonders als Schriftſtellerinnen am meiſten ausgezeichnet haben, und daß ſie alſo auch mit Recht die Muſter ihres Geſchlechts in ganz Europa geworden ſind.

Schon in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts wurden nicht bloß Fürſtenſöhne, ſondern auch Fürſtentöchter in der Griechiſchen, und Lateiniſchen Sprache unterrichtet. Der berühmte General des Camaldulenſer-Ordens, **Ambroſius Traverſarius**, fand in den Jahren 1433. und 1435. in der trefflichen Schule, welche **Victorin** zu Mantua geſtiftet hatte, außer andern edlen, oder hoffnungsvollen Zöglingen einen Prinzen und eine Prinzeſſinn von Gonzaga, welche ihre Mitſchüler durch Fleiß, Kenntniſſe, und Talente eben ſo ſehr, als durch ihren hohen Stand übertraffen. Beſonders ſchrieb die zehnjährige Prinzeſſinn ſo ſchön Griechiſch, daß **Ambroſius** ſich ſchämte, daß unter allen, welche er im Schönſchreiben unterrichtet hatte, faſt keiner dieſer jungen Dame gleich gekommen war *). In der letzten Hälfte deſſelbigen Jahrhunderts nahm die Zahl gelehrter Frauen, und Jungfrauen in gleichem Verhältniſſe mit der Ausbreitung der alten Literatur zu. Beſonders preiſt **Politian** eine **Alexandra Scala**, und eine **Caſſandra** **), wegen der ſchönen Lateiniſchen, und Griechiſchen Gedichte, wodurch ſie den Neid, oder die Bewunderung der gleichzeitigen Dichter, und Liebhaber der Dichtkunſt erregten. Gegen das Ende des funfzehnten, und im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts hielt man es, wie es ſcheint, ſchon für nothwendig, den Geiſt junger Prinzeſſinnen nicht nur durch die Erlernung der Lateiniſchen Sprache, ſondern auch anderer nützlichen Wiſſenſchaften zu zieren. **Renata**, die jüngſte Tochter **Ludewigs** XII. von Frankreich war in allerley Wiſſenſchaften, ſelbſt in der

---

*) Meine Lebensbeſchr. berühmter Männer II. S. 292.

**) Deſſen Leben l. c. S. 185-204.

Sternkunde ſo ſehr erfahren, daß der gröſte Gelehrte und Weltweiſe nicht gründlicher, als ſie that, über Gegenſtände aus dieſen Wiſſenſchaften hätte reden können *). Sie wurde mit dem Herzoge **von Ferrara** vermählt, und gebar ihrem Gemahl drey ſchöne Töchter, welche ſie in allen ſchönen und nützlichen Kenntniſſen ſo ſorgfältig unterrichten ließ, daß man von dieſen Prinzeſſinnen ſagte: ihre Seelen ſeyen wenigſtens eben ſo ſchön und gebildet, als es ihre Cörper ſeyen **). Ohngefähr um dieſelbige Zeit lernte **Louiſe von Savoyen**, Mutter **Franz des Erſten**, **Catharina**, Gemahlinn **Heinrichs VIII.** ***), und die beiden erlauchten Regentinnen der Niederlande, **Margarete von Oeſterreich**, und **Maria von Ungarn** das Lateiniſche ſo vollkommen, daß ſie die Werke der berühmteſten Schriftſteller, die ihnen gewidmet, und die Briefe, welche an ſie geſchrieben wurden, nicht nur ohne Dollmetſcher leſen, ſondern auch die letztern in derſelbigen Sprache beantworten konnten *). Die liebreiche Mutter **Franz des Erſten** ließ nicht nur ihrem Sohne, ſondern auch ihrer Tochter, nachherigen Königinn von **Navarra** eine gelehrte Erziehung geben. Die Tochter nutzte den jugendlichen Unterricht beſſer, als der Sohn, ungeachtet **Franz der Erſte** zu den gelehrten Fürſten des ſechszehnten Jahrhunderts gehörte. **Margarete von Navarra** verband mit einer ſeltenen Schönheit und mit den ehrwürdigſten weiblichen Tugenden einen gebildeten männlichen Geiſt, und eine Stärke der Seele, dergleichen man ſelbſt in großen Männern nicht häufig findet *). Alle Gelehrte erhoben ſie ohne Schmeicheley als Eine der gröſten Zierden ihres Geſchlechts, und als eine mächtige Beſchützerinn der Wiſſenſchaften. Auch widmeten die Gelehrten dieſer Prinzeſſinn wenigſtens eben ſo oft ihre Werke, als dem freygebigen Könige **Franz dem Erſten** **). Dieſer verehrte ſeine Schweſter eben ſo ſehr, als er ſie liebte; und ſehr häufig ließ er die Entſcheidung der wichtigſten Angelegenheiten auf ihren Rath, oder Ausſpruch ankommen ***). Die gröſten Dienſte leiſtete **Margarete von Navarra** ihrem

---

*) Brantome Dames illuſt, p. 300. 302. Elle avoit fort eſtudié, et l'ay veu fort ſçavante diſcourir fort hautement, et gravement de toutes ſciences jusques à l'aſtrologie, et la connoiſſanc des aſtres . . . . . que le plus grand philoſophe du monde n'en ſçauroit mieux parler.

**) l. c.

***) Eraſmi Epiſt. 937. T. I p. 1062.

---

*) Lateiniſche Briefe an alle dieſe drey Prinzeſſinnen finden ſich unter den Briefen des Agrippa. Man ſehe deſſen Leben im I. B. der Lebensbeſchreibungen berühmter Männer S. 358. Agrippa widmete der Prinzeſſinn Margarete von Oeſterreich ſeine Rede von dem Adel, und der Vortrefflichkeit des weiblichen Geſchlechts. ib. S. 231. und Erasmus der Königinn Maria ſeine Vidua Chriſtiana, vid. Epiſt. Eraſmi MCXXII. im 2. B. p. 1298. Erasmus hatte von der Königinn Maria ein eigenhändig geſchriebenes Brieſchen erhalten. Epiſtolium tua manu ſcriptum, tanquam animi tui charisſimum pignus inter ea reponetur, quae mihi maxime ſunt cordi. Er rühmt an dieſer Prinzeſſinn ihre Liebe für Lateiniſche Schriftſteller: Epiſt. MXXXII. p. 11 1. Caeſaris germana Maria Latinos codices habet in deliciis. Von der Mutter Franz des Erſten iſt noch ein Journal de Louiſe de Savoye vorhanden, und es wundert mich daher, daß ſie in der hiſtoire litteraire des femmes françoiſes Paris 1769. 8. 5. Bände nicht genannt worden iſt.

---

*) Man ſehe Brantome Dames illuſt. p. 307. et ſq. und Eraſmi Epiſt. DCCLXIV. Vol. I. p. 890. 891. Jam pridem enim et admiratus ſum, et amavi tot praeclara Dei dona in te, prudentiam vel philoſopho dignam, caſtimoniam, temperantiam, pietatem, infractum animi robur, et mirum quendam rerum omnium fluxarum contemptum.

**) Brantome p. 308.

***) Brantome p. 309. Il l'appelloit touſjours ſa mignonne, p. 312. bien ſouvent lorsqu'il avoit des grandes affaires, les remettoit à elle en attendant ſa definition, et totale reſolution.

Bruder während ſeiner Gefangenſchaft in Spanien. Sie half ihrer Mutter, das Reich retten, und regieren; und auf die Nachricht von der tödtlichen Niedergeſchlagenheit Franz des Erſten reiste ſie ſelbſt nach Spanien, und rief den todtkranken König durch ihre Gegenwart, und ihren kräftigen Troſt in's Leben zurück: welche Wohlthat er nachher oft und öffentlich anerkannte *). Dem Kaiſer, der ſeinen erlauchten Gefangenen durch unwürdige Mißhandlungen bis an den Rand des Grabes gebracht hatte, ſtellte ſie die Härte, und ſelbſt die Unklugheit des bisherigen Benehmens ſo nachdrücklich vor, daß er andere Maaßregeln ergriff, und dem Könige von Frankreich freundlicher begegnete **). Mit gleicher Kraft redete ſie vor dem hohen Rathe von Spanien, oder den geheimen Räthen des Kaiſers, welche ihre Beredſamkeit nicht weniger bewunderten, als alle Geſandte, die an den Hof ihres

---

*) ib. p. 316. et p. 313. Le Roy le diſoit ſouvent, que ſans elle il eſtoit mort, dont il lui avoit cette obligation qu'il reconnoiſtroit à jamais et l'en aymeroit comme il a fait juſques à ſa mort, etc.

**) p. 314. 315.

Bruders kamen, und ihr gewöhnlich die Aufwartung machten *).

Der nicht geringe Antheil, welchen **Franz der Erſte**, und ſeine Mutter, die Königinn **von Navarra** an der Verwaltung des Reichs nehmen ließen, zog dieſe von den Wiſſenſchaften, und von gelehrten Arbeiten im geringſten nicht ab. Keiner war glücklicher, als ſie, in der Erfindung der ſo genannten Deviſen, oder Denkſprüche, welche in Tapeten, Betten, u. ſ. w. eingeſtickt, oder eingegraben wurden. Sie verfertigte deren eine zahlloſe Menge in Lateiniſcher, Franzöſiſcher, und andern Sprachen **). Sie entwarf ferner viele Schauſpiele, welche man damahls Paſtoralen nannte, und die ſie von ihren jungen Hofdamen aufführen ließ ***). Ihre zahlreichen Gedichte wurden von ihren Hofleuten geſammelt, und unter dem Titel Marguerite des Marguerites herausgegeben ****).

---

*) p. 312. 315. Or ſi cette Reyne parla bien à l'Empereur, elle dit encore pis à ceux de ſon conſeil, où elle eut audience, là où elle triompha de bien dire, et bien haranguer, et avec une bonne grace, dont elle n'eſtoit point depourvüe, etc.

**) l. c. p. 321.

***) ib. p. 308.

****) ib. et Oeuvres de Paſquier II. p. 664. 665.

Den gröſten Ruhm aber erwarb ſie ſich als Schriftſtellerinn durch ihren Heptameron, oder les cent nouvelles de la Reine de Navarre, welche man ſchon zu ihrer Zeit den Erzählungen des Boccaccio vorzog, und denen man auch jetzt noch vor dem Muſter, welches ſie nachahmte, mit Recht den Vorzug gibt *). Sie ſchrieb dieſe Novellen meiſtens auf Reiſen in ihrer Sänfte, und zwar mit einer ſolchen Leichtigkeit, als wenn ſie ihr von einem Andern wären dictirt worden **).

Eine der hervorſtechendſten Tugenden der Königinn von Navarra war ihre ungeheuchelte Frömmigkeit. Sie trug die Religion nicht auf den Lippen, ſondern im Herzen, und dachte ernſtlich über ihre großen Wahrheiten nach. Unter den Wahrheiten der Religion war allem Vermuthen nach keine andere für die fromme und nachdenkende Königinn mit ſo undurchdringlichen Schleiern umgeben, als die wichtige Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, und von der ewigen Dauer der Belohnungen der Tugend nach dem Tode. Brantome erzählt hierüber einige Anekdoten, die von mehreren Seiten höchſt intereſſant ſind. — Als die Königinn einſt hörte, daß eins von ihren Cammerfräulein, welches ſie ſehr liebte, in den letzten Zügen liege; ſo ſetzte ſie ſich an das Bett der Sterbenden, und betrachtete dieſe unverwandt, bis ſie verſchieden war. Die Hofdamen konnten nicht umhin, ihre Gebieterinn zu fragen, warum ſie ihre Augen ſo lange auf einen ſo unangenehmen Gegenſtand, wie eine ſterbende Perſon ſey, gerichtet gehabt habe. Die Königinn antwortete: daß ſie dieſes gethan, um die Wahrheit des Ausſpruchs berühmter Weltweiſen zu erfahren, welche behaupteten, daß in der Stunde des Todes die Seele ſich vom Leibe trenne. Sie habe daher Acht gegeben, ob nicht der Geiſt der Sterbenden ſeine bisherige Wohnung auf irgend eine ſichtbare oder hörbare Art verlaſſen werde *). Sie habe nichts dergleichen wahr-

---

*) Paſquier l. c. livre fait à l'imitation du Decameron de Boccace, et non moins plaiſant, mais, beaucoup plus ſage, . . . compoſitions honorées par la plus grande partie des beaux eſprits de noſtre temps. . . .

**) Brantome p. 321.

---

*) p. 319. Ayant tant ouy diſcourir à tant de ſçavans Docteurs, que l'ame et l'eſprit ſortoient du

wahrgenommen, und ſie würde alſo nicht wiſſen, was ſie von der angeblichen Trennung des Leibes und der Seele denken ſolle, wenn ſie nicht feſt im Glauben wäre, und ihre Pflicht erkennte, die Wahrheiten der Religion anzunehmen, wenn ſie dieſelben auch nicht ergrübeln könne. — So oft man vor der Königinn von Navarra von dem Tode, und von der Seligkeit der Frommen redete; ſo antwortete ſie: das alles iſt wahr, allein wir ſchlafen ſo lange in der Erde, bis wir dahin kommen *). Die Furcht vor dieſem langen Schlafe war auch die Urſache, daß die Nachricht von ihrem eigenen nahen Tode für ſie eine ſehr bittere Nachricht wurde. Die weiſe und fromme Königinn meynte, daß ſie noch nicht ſo alt ſey, um nicht noch mehrere Jahre mit Vergnügen und Nutzen leben zu können.

Die Schweſter Franz des Erſten war nicht, wie man damahls in einem ſehr natürlichen Wortſpiele zu ſagen pfleg-

---

du corps auſſi-toſt qu'il treſpaſſoit; elle voulut voir, s'il en ſortiroit quelque vent ou bruit où le moindre raiſonnement du monde au deloger et ſortir, mais qu'elle n'y avoit rien apperçu, etc.

*) p. 317.

pflegte, die einzige Perle der Franzöſiſchen Crone, welche den Glanz ihrer Geburt durch den Glanz ihrer Gelehrſamkeit vermehrte. Zwey andere Prinzeſſinnen gleiches Nahmens erwarben ſich in demſelbigen Jahrhundert durch ihre Kenntniſſe eben ſo viele Bewunderer, als durch ihre Schönheit, oder hohe Geburt. Die Erſte unter dieſen Franzöſiſchen Prinzeſſinnen war die Tochter Franz des Erſten, die nach dem Tode ihres Vaters mit dem Herzoge Emanuel von Savoyen vermählt wurde *). So wie man die Schweſter Franz des Erſten die Mutter der Franzöſiſchen Dichtkunſt nannte; ſo nannte man die Tochter die Mutter der Franzöſiſchen Dichter, welche ihre Beſchützerinn insgeſammt als die Franzöſiſche Minerva beſangen **). Sie wandte die Nachmittage regelmäßig zum Studieren, oder zum Umgange mit gelehrten Männern an. Während ihrer Ehe nahm ſie den Fran=

---

*) Brantome p. 323. et ſq. Paſquier l. c. p. 665. 668.

**) U. a. Die Herzoginn von Savoyen hatte zu ihrer Deviſe einen mit Schlangen umwickelten Oehlzweig gewählt, um welchen die Worte ſtanden: rerum ſapientia cuſtos.

zöſiſchen Adel, und die Franzöſiſchen Krieger, welche in Italien ihre Geſundheit oder ihr Vermögen verloren hatten, eben ſo ſehr in Schutz, als ſie in ihrem Jungfrauenſtande die Dichter, und Gelehrten geſchützt hatte *).

Bevor ich zu der dritten Margarete von Frankreich fortgehe, muß ich nothwendig ihrer Mutter, der Catharina von Medicis, und ihrer Schwiegermutter, der Königinn Johanna von Navarra mit einigen Worten erwähnen. Dieſe beiden Fürſtinnen hatten, ſo viel man weiß, keinen eigentlichen gelehrten Unterricht empfangen; allein ſie hatten ihren Geiſt durch das Leſen der beſten Italiäniſchen, Spaniſchen und Franzöſiſchen Schriftſteller, und durch den Umgang mit gelehrten Männern in einem ſo hohen Grade ausgebildet, daß ſie durch ihre Beredſamkeit, ihre Menſchenkenntniß, und Staatskunde beynahe unwiderſtehlich alle Herzen gewannen, und alle Schwierigkeiten, die ſich ihren Unternehmungen entgegen ſetzten, aus dem Wege räumten **). Die Königinn **Johanna** erhielt den Beynahmen **Goldmund**, welchen Beynahmen **Catharina von Medicis** in gleichem Maaße verdiente.

---

*) ib.

**) Brantome l. c. p. 85. 86. 225.

Unter allen Fürſtinnen, welche ich bisher genannt habe, kann keine in Rückſicht auf Schönheit, Geiſtesgaben, und Gelehrſamkeit mit der Königinn **Margarete von Navarra**, erſten Gemahlinn **Heinrichs IV.**, und mit der unglücklichen **Maria von Schottland**, Gemahlinn **Franz des Zweyten**, verglichen werden. Schade, daß dieſe beiden Königinnen die vielen und großen Wunder, welche Natur, Kunſt und Glück in ihnen verſammelt hatten, ſelbſt manche erhabene Tugenden, durch ein zügelloſes Leben verunſtalteten!

So wie die ältere Königinn **Margarete von Navarra**, und die Herzoginn von Savoyen, **Margarete von Frankreich** ihre beiden Brüder, **Franz den Erſten**, und **Heinrich den Zweyten** in Anſehung der Geiſtesbildung weit hinter ſich zurück gelaſſen hatten; ſo ließ auch die Tochter der Königinn **Catharina von Medicis** ihre drey Brüder, **Franz den Zweyten**, **Carl IX.**, und **Heinrich III.**

in noch gröſſerer Entfernung zurück. Die jüngere Margarete von Navarra war in der Lateiniſchen Sprache ſo ſehr erfahren, daß ſie einem Pohlniſchen Geſandten, der ſie mit einer Lateiniſchen Rede beehrt hatte, auf der Stelle ſo ſchön und treffend antwortete, daß alle Anweſende ſie einſtimmig für eine zweyte Minerva, oder Suada erklärten *). Eine noch gröſſere Bewunderung erregte ſie, als ſie in Bordeaux drey Rednern hinter einander, einem Jeden mit gleicher Anmuth und Majeſtät begegnete, wo ſelbſt gelehrte Kenner geſtehen muſten, daß ſie nie in ihrem Leben ſo ſchön hätten reden hören **). Sie hatte beſtändig an ihrer Tafel mehrere Gelehrte, welchen ſie gewöhnlich irgend eine wichtige Frage zur gemeinſchaftlichen Unterſuchung vorlegte. Die Königinn ſagte ihre Meynung, und ließ ihre Meynung eben ſo freymüthig prüfen, wie irgend Einer der übrigen Tiſchgenoſſen ***). Margarete von Na-

---

*) Brantome p. 223.

**) ib. p. 225. Le dit ſieur preſident . . . qui s'entendoit en telles merceries . . . me vint dire, qu' il n'avoit jamais ouy mieux dire en ſa vie quiconque fuſt.

***) Paſquier p. 666.

Navarre muſte ſehr viel Edles und Großes in ihrem Charakter haben, weil die ſtrengſten Sittenrichter ihrer und der folgenden Zeiten von ihr das Urtheil fällten, daß ſie bey allen ihren Schwachheiten Eine der vollkommenſten Prinzeſſinnen ſey, welche es je gegeben habe *). Ihre Memoires ſind beſſer geſchrieben, als alle übrige ähnliche Werke, die aus der Regierung Heinrichs IV. zu uns gekommen ſind.

Unter den Fürſtinnen des ſechszehnten Jahrhunderts war keine andere der Gemahlinn Heinrichs IV. durch Vorzüge, und Schwachheiten ſo ähnlich, als Maria von Schottland. Brantome zählt dieſe Königinn nicht ohne Grund unter den Franzöſiſchen Prinzeſſinnen auf, weil ihre Mutter aus dem Hauſe Lothringen, und weil ſie ſelbſt von ihrer erſten Kindheit am Franzöſiſchen Hofe erzogen, und an Franz II. vermählt worden war. Die Mutter der ſchönen und geiſtvollen Maria half der glücklichen Natur ihrer Tochter ſo ſehr nach, daß dieſe ſchon in

---

*) Paſquier l. c. Sully I. 528 N. 41. II. 4. N. 34. p. 346. 47. 541. N. 9. 10. Mezeray Hiſtoire de la mere et du fils I. p. 325-27.

einem Alter von 14. Jahren vor dem Könige, der Königinn, und dem ganzen Hofe eine Lateiniſche Rede halten, und in dieſer Rede den Satz beweiſen konnte: daß es ſich auch für Weiber ſchicke, ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften zu legen *). **Maria von Schottland** entſagte den Wiſſenſchaften weder unter den Zerſtreuungen, und Geſchäfften des Hofes, welche ihr Herz verdarben, noch unter dem Jammer eines ſchmachvollen Kerkers, wodurch ihr verdorbenes Herz wieder geläutert, und geheilt wurde. Man rechnete die ſchöne **Maria** unter die erſten Franzöſiſchen Dichter, und nach der rührenden Elegie zu ſchließen, welche **Brantome** in ihrem Leben aufbehalten hat, wurde ſie gewiß von keinem der gleichzeitigen Dichter übertroffen **).

Die letzten gelehrten Prinzeſſinnen des Franzöſiſchen Hauſes, welche ich aus dem 16. Jahrhundert anführen kann, waren **Catharina**, Schweſter **Heinrichs IV.**, und **Maria von Medicis**, zweyte Gemahlinn dieſes Königs. Jene hatte häufig Stellen aus Lateiniſchen Au-

tos

---

*) Brantome Dames illuſt. p. 114.

**) p. 121. et ſq.

toren, dieſe aus der lateiniſchen Ueberſetzung der Pſalmen im Munde *).

Außer den Prinzeſſinnen machten ſich im ſechszehnten Jahrhundert viele andere vornehme, oder angeſehene Franzöſiſche Frauen und Jungfrauen durch Schriften, oder durch ihre Gelehrſamkeit berühmt. Am meiſten zeichneten ſich Anne und Philippine Düprat, die drey Schweſtern Morel, und die Herzoginn von Retz durch ihre große Kenntniß der älteren, und neueren Sprachen aus **). Die Ducheſſe de Retz antwortete den Pohlniſchen Geſandten wenigſtens in eben ſo gutem Latein, als in welchem ſie von denſelben war angeredet worden.

Der Geiſt der Zeiten, welcher erlauchte und vornehme Weiber zu den alten Sprachen, und zu allen Arten von Wiſſenſchaften hinzog, bewegte Hein-

---

*) Sully I. p. 583. N. 41. Journ. du Cardinal Richelieu I. p. 20.

**) Hiſt. litter. des femmes franç. I. p. 119 - 121. Mademoiſelle de Gournay, die beſte Vertheidigerinn von Montagne darf unter den gelehrten Damen des 16. Jahrhunderts nicht übergangen werden. Ihre Preface ſur les Eſſais de Montaigne iſt ein wahres Meiſterſtück. Man ſehe die Preface du Journal de Voy. de Montagne p. XXXII.

rich III., nach dem Beyſpiel der Mediceer eine Akademie an ſeinem Hofe anzulegen. Unter allen ſo genannten Akademien, die in neueren Zeiten geſtiftet worden, war gewiß keine unnützer, und vergänglicher, als dieſe; und doch wurde auch die verſpottete Akademie Heinrichs III. von den Damen ſeines Hofes beſucht *).

Nach den Franzöſiſchen Damen legten ſich im ſechszehnten Jahrhundert die Engliſchen mit dem gröſten Eifer auf alte Sprachen und auf Wiſſenſchaften; und die Letzteren hatten vor den Erſteren in einem wichtigen Puncte einen unläugbaren Vorzug, daß ſie im Ganzen genommen ihrer Gelehrſamkeit durch unſträfliche Sitten viel mehr Ehre machten, als die Franzöſinnen. Die Königinn **Catharina Parr**, die letzte Gemahlinn Heinrichs VIII. überſetzte ſelbſt ein gelehrtes Werk **). Noch gelehrter waren die Königinnen Marie und Eliſabeth, die Beide gleichfalls Schriftſtellerinnen wurden ***). Die Erſtere ſchrieb ſchöne La-

---

*) Brantome Dames Gal. II. p. 181.

**) Hume VII. p. 442 Baſler Ausgabe.

***) ib.

Lateiniſche Briefe *), und die Letztere antwortete Pohlniſchen Geſandten aus dem Stegereiſe in Lateiniſcher Sprache. Die ſchöne, tugendhafte, heldenmüthige, und unglückliche Johanna Gray, die in jeder Rückſicht des erſten Thrones der Erde würdig war, wird von Hume mit Recht ein Wunder von Gelehrſamkeit genannt **). Nie liebte ein Weib, und ſehr ſelten ein Mann die Wiſſenſchaften ſo um ihrer ſelbſt, oder um des Vergnügens und Nutzens willen, welchen ſie dem Geiſte und Herzen gewähren, als die edle Johanna Gray, die mit mehr Entſchloſſenheit auf das Blutgerüſte, als auf den Thron ſtieg, und ihre Schweſter in eben der Sprache tröſtete, in welcher Plato über die Unſterblichkeit der Seele geſchrieben hatte ***). Außer den Königinnen waren mehrere Hofdamen aus den vornehmſten Geſchlechtern, eine Lady Bur-

---

*) Eraſm. Epiſt. MXXXII. p. 1171. Habemus Angliae reginam foeminam egregie doctam, cujus filia Maria ſcribit bene epiſtolas latinas . . Scena ſetzt **Erasmus** hinzu, rerum humanarum invertitur. Monachi literas neſciunt, et faeminae libris indulgent.

**) I. e. Lady Jane Gray conſidering her age, and her ſex, and her ſtation may be regarded as a prodigy of literature

***) Hume VI. p. 104. 113 - 143. 44.

Burleigh, eine Lady **Bacon**, und deren beide Schweſtern ſtolzer auf ihre Kenntniß der alten und neuern Sprachen, als auf ihre Geburt, ihren Rang, oder ihre Reichthümer [*]). Das Haus des Canzlers **Morus** war ein ächter Muſenſitz [**]). Seine drey Töchter, beſonders aber **Margareta**, die nachher an einen jungen **Roper** verheirathet wurde, ſchrieben ſchon in ihrer Kindheit Lateiniſche Briefe, deren ſich berühmte Literatoren nicht hätten ſchämen dürfen [***]). Vielleicht waren es die drey Töchter des Canzlers **More**, oder die drey Geſchwiſter **Seymour**, welche das Andenken der ältern Königinn **Margarete von Navarra** durch Lateiniſche Gedichte ehrten [****]).

---

[*]) Hume VII. 442. Even the ladies of the court valued themſelves on knowledge: Lady Burleigh, Lady Bacon, and their two ſiſters were miſtreſſes of the ancient as well as modern languages; and placed more pride in their erudition than in their rank and quality.

[**]) Eraſm. Ep. MXXXII. l. c. Thomas Mori domus nihil aliud, quam Muſarum eſt domicilium.

[***]) Eraſmi Epiſt. DCV. p. 679. MLXXV. p. 1232. Append. Epiſt. CCCLII. p. 1743. beſ. CCCLVII. VIII. p. 1766.

[****]) Paſquier l. c. trois jeunes Damoiſelles Angleſches ſoeurs l'honorerent de pluſieurs diſtiques latins,

Im ſechszehnten Jahrhundert lebten in keinem andern Europäiſchen Reiche ſo viele Lehrer, Kenner, und Beförderer der alten Literatur, und der wahren Gelehrſamkeit überhaupt, als in Deutſchland; und es konnte daher auch nicht fehlen, daß nicht ein Theil des allgemeinen Enthuſiasmus für die alten Sprachen, und für die Wiederherſtellung der Religion und der Wiſſenſchaften zu den Frauen und Töchtern der Freunde der wahren Aufklärung übergegangen wäre. Unterdeſſen iſt es immer zu verwundern, daß in jenen Zeiten der gröſten Gährung, und Spannung der Geiſter nicht mehrere Deutſche Frauen und Jungfrauen durch ihre Kenntniſſe und Schriften einen Nahmen erhalten haben. Wenn man die im Anfange dieſes Abſchnitts erwähnten Prinzeſſinnen des Oeſterreichiſchen Hauſes ausnimmt; ſo kann man nur noch Eine und die Andere edle Deutſche nennen, weche ſich im ſechszehnten Jahrhundert durch ihre Gelehrſamkeit, oder durch Achtung gegen Gelehrte hervorgethan hat.

tins, qui furent diverſement repreſentez par des quatrains françois, par Ronſard, du Bellay, Baïf, chacun à l'envy l'un de l'autre, etc.

hat. **Charitas**, eine Schweſter und Schülerinn des berühmten **Wilibald Pirkheimers**, und Aebtiſſinn zu St. Clara in Nürnberg las Griechiſche Schriften, und ſchrieb Lateiniſche Briefe, von welchen man eine kleine Sammlung in den Werken ihres Bruders findet *). **Ulrich von Hutten** preiſt die ſchöne Conſtantia, eine Tochter des gelehrten Peutinger in Augsburg, welche dem Fränkiſchen Ritter den Lorbeercranz flocht, womit er von dem Kaiſer Maximilian zum Dichter gecrönt wurde **).

Spanien blieb in Rückſicht auf die Zahl und den Eifer der Freunde der Aufklärung hinter allen übrigen cultivirten Ländern Europens ſehr zurück. Und doch ſtanden in dieſem Lande mehr Damen, als in Deutſchland auf, welche nicht nur die Griechiſche und Römiſche, ſondern ſo gar die Hebräiſche, und andere Morgenländiſche Sprachen erlernt hatten, oder auch als öffentliche Rednerinnen auftraten, um den Pabſt und die Cardinäle in Verwunderung zu ſetzen,

---

*) Oper. Pirkheimeri p. 340. et ſq.

**) Huttens Leben, im dritten Bande meiner Lebensbeſchreibungen S. 113.

oder die hartnäckigen Juden zu bekehren *).

In der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts nahm der Hang des andern Geſchlechts zur alten Literatur, und zum Studio der eigentlichen Wiſſenſchaften merklich ab. Allein die Begierde nach der Erlernung der neueren cultivirten Sprachen und ihren Werken, und die Begierde, in der Mutterſprache richtig und ſchön zu reden, und zu ſchreiben, breitete ſich immer mehr, am meiſten in Frankreich aus. Anna von Oeſterreich war weder gelehrt, noch gebildet. Gelehrt, oder gebildet hingegen waren die Prinzeſſinnen von Conti **), von Orleans ***), von Bourbon ****), und endlich die Princeſſe Palatine, deren großer Geiſt im Cardinal von Retz einen würdigen

---

*) Man ſehe Thomas ſur les femmes p. 64. 65. Dieſe Spanierinnen waren Iſabelle von Roſeres, Iſabelle von Cordova, Catharina von Ribera, und Aloiſia Sigea von Toledo.

**) Hiſt. litter. des femmes Franç. I. 125. Sie war Verfaſſerinn der Amours de Henri IV. ib.

***) Mademoiſelle de Montpenſier. Verfaſſerinn von ſechs Bänden von Memoires und andern Schriften, l. c. p. 431. et ſq.

****) In den Briefen von Voiture kommen mehrere an dieſe Prinzeſſinn von Bourbon vor, welche zu der gelehrten und galanten Geſellſchaft im hotel de Rambouillet gehörte.

Lobredner fand: die Ducheſſe de Longueville, und de Nemours *): Madame de Motteville **), und de Sevigné ***): die Marquiſe de Rambouillet, und ihre Tochter, die nachherige Marquiſe de Montauſier ****): endlich die Dichterinn de la Suze †), und Mesdemoiſelles Scuderi ††), Bourignon †††), und de l'Enclos ††††), welche alle in Rückſicht auf Gelehrſamkeit von der edeln **Cornara** a), der berühmten Cöllnerinn **Schurmann** b), und von der

---

*) Letztere hinterließ Memoires, v. Hiſt. liter. des femmes illuſt. I. 353. Die Erſtere ſchrieb ein ſchönes Manifeſt gegen den König; Mem. de Motteville III. p. 429; und wurde in den Zeiten ihrer Frömmigkeit die gröſte Beſchützerinn des Port-royal, und der Janſeniſten. Siecle de Louis XIV. II. 278.

**) Ihre fünf Bände von Memoires ſind höchſt intereſſant und lehrreich.

***) Hiſt. lit. I. p. 364 et ſq.

****) Man ſehe die Lettres de Voiture.

†) Hiſtoire lit. des femmes Fr. I. p. 344.

††) Hiſt. lit. I. 142. et ſq.

†††) ib. p. 312.

††††) ib. p. 317. und dann die Vie de Madem. de l'Enclos vor den in ihrer Seele geſchriebenen Lettres

a) Keyßlers Reiſen S. 1047.

b) Man ſehe in den Lettres choiſies de Balzac ein Urtheil des gelehrten Naudé über die Schurmann, p. 212. aus welchem ich nur folgende Worte abſchreiben will. Quaecunque manu confici, et mente concipi poſſunt, tenet una, der Königinn Chriſtina von Schweden übertroffen wurden *). So wenig Mademoiſelle de Scüderi ſich von Seiten der Gelehrſamkeit mit der Vielwiſſerinn Schurmann meſſen konnte; ſo wirkte ſie doch viel mehr auf den Geſchmack ihres Geſchlechts, als die Letztere. Die Romane der Demoiſ. Scüderi waren wenigſtens ein ganzes Menſchenalter durch nicht nur die Lieblingslectür der Weiber, ſondern auch aller Jünglinge und Männer, die den Weibern gefallen, oder ſich mehr ergötzen, als

---

una. Sic pingit, ut nemo melius. Sculpit, fingit ex aere, ex cera, ex ligno ſimiliter. In phrygionica arte, et in omnibus, quae muliebrium ſunt curarum, et operum, omnes antiquas, et hodiernas provocat, ac vincit mulieres. Tot vero doctrinarum dotibus inſtructa eſt, ut neſcias, in qua antiſtet. Tot linguarum donis ornata eſt, ut non contenta Europaeis, in Orientem usque, ſtudio et induſtria perovolarit, comparatura ibi Hebraicas, et Arabicas, Syriacasque, quas adjungeret jam quaeſitis. Latine ita ſcribit, ut virorum, qui tota vita hanc elegantiam affectarunt, nemo politius. Gallicas epiſtolas tales concinnat, ut vix meliores Balzacius. Caeteris in Europa uſitatis linguis aeque bene utitur ac illi, quibus ſunt vernaculae. Cum Judaeis Hebraice, cum Saracenis Arabice, poteſt commercium habere litterarum.

*) treffliche Nachrichten und Urtheile über dieſe ſeltſame Königinn findet man in der Memoires de Madame de Motteville I. 389. IV. p. 444. et ſq.

mühſam unterrichten wollten. Von weniger ausgebreiteter Wirkung, aber von dauerhafterem Ruhme waren die gemiſchten Zirkel oder Geſellſchaften, welche die **Marquiſe de Rambouillet**, und die **Dücheſſe de Longueville** in ihren Hotels verſammelten, und in welchen die geiſtreichſten Männer und Damen ſich entweder durch lebhafte Scherze unterhielten, oder einander ihre Arbeiten und Gedanken vorlegten, oder über die neuſten Producte des Geſchmacks und Witzes urtheilten, oder endlich von intereſſanten Menſchen und Angelegenheiten redeten *).

Nach

---

*) Dieſe regelmäßigen Geſellſchaften wurden anfangs im Ernſte, und nachher im Spott Bureaux d'Eſprit genannt. Die älteſten dieſer geiſtreichen Geſellſchaften war die im hotel de Rambouillet, die, wie man aus den Briefen von **Voiture** und **Balzac** ſieht, ſchon in den erſten Jahren des dritten Decenniums des vergangenen Jahrhunderts beſtand, und bis in die zweyte Hälfte eben dieſes Jahrhunderts fortdauerte. Im J. 1650. ſagte der Herausgeber der Briefe von **Voiture** in der Vorrede: il a eſté ſingulierement aymé de la plus celebre maiſon, où la vertu ſoit aujourdhuy reconnue et honorée, j'entens l'hoſtel de Rambouillet. **Thomas** redet von den converſations de l'hôtel de Rambouillet, und von der ſocieté de Madame de Longueville auf eine Art, welche zu erkennen gibt, daß er die Hauptperſonen nicht gehörig kannte. p. 130. 139. Auch thut er der Tochter der Marquiſe de Rambouillet, der nachherigen Marquiſe de Montauſier p. 139. 140. Unrecht, wenn

er

Nach den Beyſpielen der Marquiſe de Rambouillet, und der Ducheſſe de Longueville machte auch Ninon de l'Enclos ihr Haus zu einem Sammelplatze der auserleſenſten Perſonen des Hofes und der Stadt. Dieß geſchah aber erſt in den Zeiten, wo man die Ninon mehr um ihrer geiſtigen, als cörperlichen Reitze willen aufſuchte: das heißt in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, die außer den Gränzen der gegenwärtigen Unterſuchungen liegt*).

---

er ſagt, daß die Briefe, um welcher willen ſie von allen ſchönen Geiſtern ſo ſehr erhoben worden, nicht ſie, ſondern Voiture zum Verfaſſer gehabt hätten. Die Briefe von Voiture widerlegen dieſe Beſchuldigung am unwiderſprechlichſten. Voiture lobt lettr. LXIII. p. 268. die Briefe dieſer jungen Dame auf folgende Art: Elles ſont beaucoup meilleures, que celles, pour leſquelles je vous admirois tant autrefois, et que je croyois les plus belles du monde; et quoique je ne ſois guere envieux, j'aurois beaucoup de depit, qu'il y euſt un homme en France, qui ſceuſt ecrire auſſi bien, que vous. und Lettre CLXVII. P. 603. 604. Et je vous ſupplie, de quel abiſme avez-vous tiré ce deluge de lettres, que vous avez envoyées icy; toutes belles, toutes admirables, et telles, que chacune d'elles meriteroit pour la faire, autant de temps, qu'il y en a, que vous eſtes abſente.

*) Vie de Madem. de l'Enclos p. 31. La maiſon de la celébre Ninon, dit un auteur moderne, l'Abbé Gedouin, étoit le rendez-vous de ce,

Die Gelehrſamkeit, oder wenigſtens die Geiſtesbildung, wodurch ſich das andere Geſchlecht im funfzehnten, und den beiden folgenden Jahrhunderten auszuzeichnen anfing, hatte viele gute und böſe Folgen, welche man kaum im Allgemeinen vollſtändig angeben, und alſo viel weniger richtig ſchätzen kann. Manche Weiber verfehlten allerdings durch das Streben nach Gelehrſamkeit ihre natürliche Beſtimmung, und gelangten doch nicht zu dem Ziele, welches ſie ſich vorgeſetzt hatten: zu den Verdienſten und dem Ruhme großer Gelehrten und Schriftſteller. Andere mißbrauchten ihre Kenntniſſe dazu, der Religion, der Tugend, und dem Wohlſtande deſto kühner zu trotzen: den Genuß ſinnlicher Lüſte künſtlich zu ſchärfen, und zu vervielfältigen, und andere Menſchen deſto geſchickter zu Werkzeugen ihrer ſträflichen Leidenſchaften, und Ent-

---

que la cour, et la ville avoient de gens eſtimables par leur eſprit. Les meres les plus vertueuſes briguoient pour leurs fils, qui etoient dans le monde, l'avantage d'être admis dans une ſocieté aimable, que l'on regardoit comme le centre de la bonne compagnie. . . . p. 31. ſa maiſon etoit peut-être même dans les derniers tems de ſa vie la ſeule, où l'on oſât encore faire uſage des talens de l'eſprit, et où l'on paſſât des journées entières ſans jeu, et ſans ennui.

Entwürfe zu machen. Wenn man auch alles dieſes, beſonders den vermehrten und ſehr oft nachtheiligen Einfluß der Weiber auf die Angelegenheiten der Höfe und Staaten anerkennt; ſo darf man auf der andern Seite nicht vergeſſen, daß dieſer Einfluß nicht unbedingt ſchädlich, und wenn auch ſchädlich, es nicht durch den Geiſt und die Kenntniſſe der Weiber war: daß ſehr viele gelehrte, und gebildete Frauen und Jungfrauen durch ihre erworbenen ſchönen und nützlichen Kenntniſſe klügere Gattinnen, einſichtsvollere Erzieherinnen ihrer Kinder, angenehmere Geſellſchafterinnen, weiſere Freundinnen, und Rathgeberinnen von Männern, und fähigere Ausführerinnen ſo wohl von häuslichen, als von öffentlichen Geſchäfften wurden. Unter allen Vortheilen aber der Gelehrſamkeit und Geiſtesbildung des andern Geſchlechts in neueren Zeiten ſind keine unläugbarer, als dieſe: daß erlauchte, edle, und angeſehene Frauen und Jungfrauen in einem Zeitraume, wo Wiſſenſchaften und Gelehrte den höheren Ständen unſers Geſchlechts verächtlich, oder verhaßt, oder verdächtig geworden waren, beide in Schutz nahmen:

men: daß ſie vorzüglich die Ausbildung der neueren Sprachen, und Dichtkunſt beförderten: daß ſie endlich die wahre Geſelligkeit, und den Ton der guten Geſellſchaft, der ohne gebildete Weiber nicht möglich iſt, zuerſt ſchufen, und eben dadurch die gröſten Wohlthäterinnen unſers Geſchlechts wurden.

Die außerordentliche Menge von berühmten Weibern, welche entweder durch ihre Kenntniſſe und Schriften, oder durch ihre Thaten die Aufmerkſamkeit ihrer Zeitgenoſſen auf ſich zogen, erweckte zuerſt eine nicht geringe Zahl von Geſchichtſchreibern und Lobſängern, welche die Verdienſte und Tugenden von merkwürdigen Frauen und Jungfrauen prieſen, und dann eine lange Reihe von Apologeten und Lobrednern, welche zu beweiſen ſuchten, daß das andere Geſchlecht dem unſrigen gleich, oder gar demſelben überlegen ſey *). Agrippa von Nettesheim

---

*) **Thomas** p. 69. ꝛc. nennt die meiſten Geſchichtſchreiber, Lobſänger, und Lobredner des ſchönen Geſchlechts aus dem 14 und den drey folgenden Jahrhunderten. Der gröſte Theil dieſer faſt ohne Ausnahme läppiſchen Schriften findet ſich nicht einmahl auf unſerer Bibliothek, und ich vermuthe daher, daß manche derſelben ſchon gänzlich untergegangen ſeyen.

heim war der Erſte *), welcher im J. 1509. die Gunſt der Regentinn Margarete von Oeſterreich durch eine Prunkrede zu gewinnen hoffte, in welcher er die Vorzüge des andern Geſchlechts ſehr weit über die Vorzüge des unſrigen erhob. Agrippa lobte an dem andern Geſchlechte vieles, was gar nicht vorhanden, oder auch nicht lobenswürdig war **), und überging hingegen manche ſchöne und gute Gaben, welche er mit Grunde hätte loben können. Am auffallendſten aber iſt dieſes, daß er, der in ſeinem, und dem vorhergehenden Zeitalter ſo viele Beyſpiele von großen und gelehrten Fürſtinnen, und anderen edlen Frauen hätte aufſuchen können, von den Fähigkeiten der Weiber zu Künſten und Wiſſenſchaften, oder zur Regierung von Völkern nichts ſagt, und hingegen die höhere Vortrefflichkeit des andern Geſchlechts unter andern dadurch zu erhärten ſucht: daß das ſchwächere Weib den

---

*) In ſeiner Declamatio de nobilitate et praecellentia foeminei ſexus in op. T. II. p. 518. et ſq.

**) Einen Auszug der Declamation von Agrippa findet man in ſeinem Leben: im erſten Bande meiner Lebensbeſchreibungen berühmter Männer S. 231-33.

ſtärkern und klügern Mann ſtets hintergangen, und daß die heilige Schrift ſelbſt dieſe über die Stärke und Klugheit des Mannes ſiegende Weiberliſt geprieſen habe *). So ſchlecht Agrippa ſeine Sache auch vertheidigte, ſo traten doch die meiſten nachfolgenden Lobredner des andern Geſchlechts in ſeine Fußſtapfen, und wiederhohlten die Albernheiten, welche er vorgebracht hatte. Auch manche gelehrte Frauen und Jungfrauen bemühten ſich, ihrem Geſchlechte die Ueberlegenheit über das unſrige, oder wenigſtens eine vollkommne Gleichheit zu erſtreiten

---

*) l. c. p. 529. Quodſi etiam quispiam cum Ariſtotele dicat, inter omnia animalia maſculos eſſe fortiores, prudentiores, et nobiliores: huic reſpondet excellentior Paulus, dicens: quae ſtulta ſunt mundi, elegit Deus, ut confundat ſapientes, et infirma mundi elegit Deus, ut confundat fortia, et ignobilia mundi, et contemptibilia elegit Deus, et ea, quae non ſunt, ut quae ſunt, deſtrueret. Er führt hierauf die Beyſpiele von Adam, Samſon, Loth, David, Salomon, Job, Petrus, und ſelbſt von unſerm Herrn Chriſtus an, die alle durch Weiberliſt gefangen worden, und fährt dann fort: Caeterum dicet quis, haec magis in opprobrium mulierum vergere, quam ad laudem accedere, cui mulieres ad hunc modum respondebunt: ſi alterum noſtrum neceſſe eſt aut boni alicujus aut etiam vitae jacturam facere, malo ego te perdere, quam perditum iri.

ten *). Einige der berühmteſten Weiber hingegen fielen in das entgegengeſetzte Aeußerſte, und erklärten laut, daß das weibliche Geſchlecht von der Natur gänzlich verwahrlost, und von dem männlichen unterdrückt ſey, und daß Weiber ſich daher dem männlichen Geſchlechte ſo viel, als möglich, zu nähern ſuchen müßten. Wie ſehr, ſagte **Ninon de l'Enclos** ſehr oft **), ſind die Weiber zu beklagen! Ihr eigenes Geſchlecht iſt ihr gröſter Feind. Sie werden von ihren Männern tyranniſirt, und von ihren Liebhabern verachtet, und nicht ſelten entehrt. Man beobachtet ſie von allen Seiten, und unaufhörlich arbeitet man ihnen entgegen. Sie ſind beſtändig in der Furcht, und im Zwange: ohne Stütze, und Hülfe. Sie haben tauſend Anbeter und keinen Freund. Darf man ſich noch wundern, daß ſie Launen und Verſtellung haben? So bald ich im Stande war, ſetzte ſie hinzu, nachzudenken, und das Schickſal beider Geſchlechter mit einander zu vergleichen; ſo fand ich, daß den Männern das beſte Loos zugefallen ſey, und ich nahm mir deſſ-

---

*) Thomas l. c.

**) Vie p. 34. 35.

deßwegen vor, ein Mann zu werden. — Gleiche Geſinnungen hegte Eine ihrer größten Bewunderinnen, die Königinn **Chriſtina von Schweden**. Chriſtina affectirte in ihrer Kleidung, in ihren Reden, und in ihrem ganzen übrigen Betragen mehr eine Männinn, als ein Weib zu ſeyn *). Ihre wirkliche, oder angenommene Verachtung gegen ihr eigenes Geſchlecht war ſo groß, daß ſie dieſelbe auch da nicht verhehlte, wo ſie in gleichem Grade unhöflich und ungerecht war. Selbſt am Franzöſiſchen Hofe ſprach ſie ſelten oder niemahls mit Perſonen ihres Geſchlechts, weil ſie alle Weiber wegen ihrer Unwiſſenheit verachtete **); und mit Männern hingegen unterhielt ſie ſich über ſchlechte und unanſtändige Materien, wie über gute und anſtändige. Die berüchtigte **Ninon de l'Enclos** war die einzige Perſon ihres Geſchlechts, welcher ſie während des Beſuchs, womit ſie dieſelbe beehrte, einige Merkmahle von Hochachtung gab *).

---

*) Madame de Motteville Memoir. IV. p. 444 et ſq.

**) l. c. p. 455. Elle faiſoit profeſſion de mepriſer toutes les femmes à cauſe de leur ignorance, et prenoit plaiſir de converſer avec les hommes, ſur les mauvaiſes matieres de même, que ſur les bonnes.

---

*) ib. p 457. Elle voulut voir une Demoiſelle, qu' on appelloit Ninon, celebre par ſon vice, par ſon libertinage, et la beauté de ſon esprit. Ce fut à elle ſeule de toutes les femmes, qu' elle vit en France, à qui elle donna quelques marques d'eſtime.

Vierter Abſchnitt

Ueber den Einfluß des Aufenthalts der Damen an den Höfen auf die Sitten des andern Geſchlechts.

Wenn die Gelehrſamkeit und Bildung, welche Perſonen des andern Geſchlechts ſich im ſechszehnten Jahrhundert verſchaffen konnten, auch allgemeiner geweſen wären, als ſie waren; ſo würden ſie doch kaum die weibliche Tugend gegen die neuen Gefahren und Reize des Hoflebens haben ſchützen können. Unter Ludewig XII. hielten das Leben und der Charakter dieſes Königs und ſeiner Gemahlinn die Hofleute und Hofdamen in den gehörigen Schranken *). Unter Franz dem

---

*) Ueber die unverdorbenen Sitten des andern Geſchlechts vor den Zeiten Franz des Erſten findet man

dem Erſten hingegen erlag die Tugend der meiſten Hofdamen unter der immerwährenden Zerſtreuung, und den ſtets wiederkehrenden Vergnügungen des Hofes, unter den beſtändigen Anfällen ſchlauer, und kühner Verführer, und unter den Einflüſſen erlauchter Beyſpiele, und einer allgemein herrſchenden Denkart, welche den Verluſt der weiblichen Ehre für unbedeutend, oder gar rühmlich hielt, wenn er nur durch Reichthümer, Ehrenſtellen, und Gunſt bey den Mächtigen vergolten würde. Die Franzöſiſchen Hofleute und Krieger lehrten ihre Landsmänninnen die verruchten Künſte, welche ſie ſelbſt von Spaniſchen und Italiäniſchen Buhldirnen gelernt hatten *). Nachdem die

---

man merkwürdige Zeugniſſe im **Montagne**: Eſſais Liv. II. Ch. II. C'eſt merveille des contes, que j'ay ouy faire à mon pere, de la chaſteté de ſon ſiécle. . . . Il diſoit, qu' en toute une province à peine y avoit-il une femme de qualité, qui fuſt mal nommée. Recitoit des eſtranges privautez, nommement ſiennes, avec des honneſtes femmes ſans ſoupçon quelconque . . Der Vater von **Montaigne** brachte ſeiner Frau eine jungfräuliche Unſchuld zu, ungeachtet er im Italien gedient hatte, und ſich erſt in 33. Jahre ſeines Alters, nämlich 1523. verheirathete.

*) Brantome Dam. Gal. I. p. 54. Viele Erzählungen des **Brantome** ſind ſo ſchmutzig, daß man ſie nicht ein mahl abſchreiben kann, ohne ſich ſelbſt zu beſchmutzen.

die Franzöſiſchen Hofdamen mit den Künſten der Spaniſchen und Italiäniſchen Buhlerinnen bekannt geworden waren; ſo nahmen ſie auch ihre Kühnheit an, und wurden aus einer angegriffenen Partey die angreifende *). Unglücklicher Weiſe waren es die Hofdamen nicht allein, welche Tugend und Schaamhaftigkeit zugleich einbüßten. Der Hof ſteckte die Hauptſtadt, und die Hauptſtadt die übrigen Städte an.

Franz I. glaubte, daß alle edelgeborne und ſchöne Weiber und Mädchen ſeines Reichs dazu beſtimmt ſeyen, ſeinen Hof zu zieren, und daß er unter dieſen Zierden des Hofes zu ſeinem Vergnügen wählen könne, welche er wolle. Frauen und Jungfrauen rechneten es ſich zu einer großen Ehre an, wenn ſie etwas zum Vergnügen des großen Königs beytragen konnten; und es war allgemein bekannt, wie der König bedient zu werden wünſchte **). Männer und Väter freu-

---

*) ib. p. 81. pluſtot recherchantes, que recherchées.

**) Dames Galant. II. p. 360. 61. Dieſe Stelle gehört mit zu denen, auf welche man zwar verweiſen, welche man aber nicht abſchreiben kann. Gerade dieſe Stelle beweiſt vorzüglich, wie unfreuten ſich über das Glück, welches ihre Weiber und Töchter bey dem Könige machten, nicht weniger, als die Weiber und Töchter ſelbſt. Wenn Einer, oder der Andere, dem ſeine Ehre lieber, als die Gunſt des Königs war, ſich dagegen regen wollte; ſo legte der König ſolchen Ungeduldigen durch die härteſten Drohungen ein ewiges Stillſchweigen auf *). Der Graf von Chateaubrian war der Einzige, der ſeine ungetreue Gemahlinn zu Tode bluten ließ **). Er würde nie dergleichen gewagt haben, wenn nicht der König um die Zeit, als der Graf ſeine grauſame Rache übte, in Spanien gefangen geweſen wäre. Nach der Rückkunft

Franz

---

ungeheuer das Sittenverderben an dem Hofe Franz des Erſten war. Folgende Worte werden Niemanden beleidigen. puis lui faiſoit une grande reverence, le remerciant bien humblement de l'honneur, qu' il luy avoit fait, dont elle n'eſtoit pas digne, en luy recommendant ſouvent quelque avancement pour ſon mary, etc.

*) Brantome Dam. Galant. I. p. 17. Le Roy. . .luy commenda ſur la vie de ne luy faire nul mal, et que s'il luy faiſoit la moindre choſe, qu' il le tueroit, où qu' il luy feroit trancher la teſte, et pour cette nuit l'envoya dehors, et prit ſa place. J'ay oüi dire, que non ſeulement cette Dame, mais pluſieurs autres obtindrent pareille ſauvegarde du Roy.

**) Galant, des Rois de France II. p. 67.

Franz des Erſten muſte der Graf das Reich meiden, weil ſonſt der königliche Liebhaber den eiferſüchtigen Mann gewiß dem Schatten der ermordeten Schönen geopfert hätte.

Franz der Erſte verachtete alle diejenigen, welche, in der Franzöſiſchen Bedeutung des Worts, keine Mätreſſen hatten. Hingegen freute er ſich, wenn er hörte, daß ſeine Krieger und Hofleute in dieſe, oder jene Dame verliebt ſeyen, und bot ihnen vertraulich ſeine Dienſte an *). Selbſt die vornehmen Geiſtlichen, die in großer Zahl an ſeinem Hofe lebten, ſuchten ihm durch ihre verliebten Abentheure zu gefallen. Unter den vornehmen Geiſtlichen that ſich keiner bey den Damen ſo hervor, als der Cardinal von Lothringen. Man behauptete, daß an dem Hofe Franz des Erſten keine Frau oder Jungfrau geweſen ſey, welche nicht der Cardinal von Lothringen durch ſeine Freygebigkeit gewonnen und

und

---

*) l. c. II. 360. J'ay ouy conter à aucunes, qu' il vouloit fort, que les honneſtes Gentilshommes de ſa cour euſſent des maiſtreſſes, et s'ils n'en faiſoient, ils les eſtimoit des fats, et des ſots . . . . bien ſouvent il . . promeſtoit de les y ſervir, et leur en dire du bien.

und dreſſirt gehabt hätte *). Indem Brantome dieſe Anekdote erzählt, kann er ſich nicht enthalten, hinzuzuſetzen, daß ſich wenige oder gar keine unbeſcholtene Frauen und Jungfrauen an dem Hofe Franz des Erſten gefunden hätten **).

Es gab allerdings auch an dem Hofe Franz des Erſten tugendhafte und unbeſcholtene Frauen. Zu dieſen gehörte außer der Königinn, die liebenswürdige Schweſter des Königs. Margarete von Navarra begleitete Franz den Erſten auf allen ſeinen Luſtpartien, ſelbſt auf ſeinen Jagden, und war ſtets fröhlich unter den Fröhlichen ***). Dieſe

---

*) II. 362. J'ay ouy conter, que quand il arrivoit à la cour quelque fille ou Dame nouvelle, qui fuſt belle, il la venoit auſſitoſt accoſter, et la raiſonnant, il luy diſoit, qu' il la vouloit dreſſer. Quel dreſſeur! . . Auſſi pour lors diſoit-on, qu'il n'y avoit guerres de Dames, ou filles reſidentes à la cour, ou fraiſchement venües, qui ne fuſſent desbauchées où attrappées par la largeſſe dudit Monſieur le Cardinal

*) l. c. et peu ou nulles ſont elles ſorties de cette cour femmes et filles de bien

***) Avertiſſ. des Nouv. de la Reine Marguerite und Nouvelle quatrième, wo ſie ihre eigene Geſchichte unter folgender Aufſchrift erzählt: Temeraire entrepriſe d'un Gentilhomme contre une princeſſe de Flandres, et la honte, qu' il en reçut p. 33. et ſq.

Fröhlichkeit der ſchönen Prinzeſſinn, ihre blühende Geſundheit, und ſelbſt ihr Witwenſtand flößten dem Admiral de Bonnivet, dem Schönſten aller Hofleute, und dem Erſten der Günſtlinge Franz des Erſten die Meynung ein, daß Margarete nicht unempfindlich gegen die Liebe, am wenigſten gegen die Liebe eines ſo vollkommenen, und von den Weibern ſo geſchätzten Ritters ſeyn werde, als wofür er ſich ſelbſt hielt. Der zuverſichtliche Bonnivet zögerte nicht lange, der erlauchten Schönen ſeine Wünſche vorzutragen. Die Prinzeſſinn wies die Anträge ab, aber ohne Spuren eines hoch beleidigten Stolzes, oder einer heftig gereitzten Sprödigkeit. Bonnivet wurde dadurch in ſeinen Hoffnungen beſtärkt, und glaubte, daß weiter nichts, als eine günſtige Gelegenheit zur Erfüllung ſeiner Wünſche fehle. Um dieſe Gelegenheit deſto ſchneller herbey zu führen, ladete er den König ſammt dem ganzen Hofe auf eins ſeiner Jagdſchlöſſer ein, und wies der Prinzeſſinn ihre Zimmer gerade über den ſeinigen an. Da er nun einſt in der Nacht hörte, daß in dem Schlafgemach der ſchönen Margarete alles ruhig ſey;

ſo ſchlich er ſich durch eine verborgene Treppe und Fallthür in das Gemach der Prinzeſſinn ein, und legte ſich zu ihr in's Bett, um den erſten Augenblick ihres Erwachens zu benutzen. So bald die Prinzeſſinn die Augen aufſchlug; ſo überfiel Bonnivet dieſelbe, um ſie gleichſam im Sturm zu erobern. Allein die Prinzeſſinn war ſtark genug, ſich aus den Armen des Ehrenräubers loszureiſſen; und da dieſer nach dem erſten heftigen Widerſtande noch nicht ablaſſen wollte, ſo richtete ſie ihn mit ihren Händen, und Nägeln ſo zu, und rief ihre Cammerfrauen ſo laut um Hülfe, daß Bonnivet beſchämt, und ſtark verwundet davon eilen muſte. Am folgenden Morgen ließ Bonnivet dem Könige ſagen, daß er in der Nacht ſehr krank geworden ſey, und nicht mehr das Vergnügen haben könne, ſeinen Monarchen zu ſehen. Franz der Erſte reiste gleich darauf ab, und lachte ſeinen Günſtling bloß aus, da er den mißlungenen Verſuch deſſelben auf ſeine Schweſter erfuhr. Auch Margarete von Navarra begnügte ſich mit der Beſchämung von Bonnivet, und mit den nicht ehrenvollen Wunden, welche ſie ihm auf der

Stelle beygebracht hatte. Die Meiſten meiner Leſer werden bey dieſer Geſchichte dieſelbige Betrachtung mit mir machen: daß man einen ſolchen Angriff, als Bonnivet auf die Ehre einer unbeſcholtenen Prinzeſſinn that, nur in einem Zeitalter unternehmen konnte, wo man weibliche Tugend für ein Unding, und alle Weiber, wenn auch nicht in gleichen Graden, für zerbrechlich und verführbar hielt.

Nach den Erfahrungen, welche Franz der Erſte mit ſeinen Mätreſſen machte [*]), konnte dieſer König nicht anders glauben, als daß kein Weib, wenigſtens kein ſchönes Weib ſich mit einem einzigen Manne begnügen, und Einem Gatten oder Liebhaber treu bleiben könne. Auch äzte Franz der Erſte ſein Glaubensbekenntniß über die Weiber in eine Fenſterſcheibe zu Chambord ein, wo Brantome die von der Hand des Königs eingeſchnittenen Worte las: toute femme varie [**]). Ein älterer Freund von Brantome bemerkmerkte bey dieſem Denkſpruche: daß der König ihn aus Verdruß über die Untreue einiger Weiber, welche er am meiſten geliebt, hingeſchrieben habe. Der Caſtellan des Schloſſes betheuerte, daß unter allen Frauen und Mädchen, welche der König geliebt habe, keine einzige ihrem erlauchten Liebhaber treu geblieben ſey *). **Diana von Poitiers** ging aus den Armen **Franz des Erſten** in die Arme des Dauphins, des nachherigen Königs **Heinrichs des Zweyten** über, welchem ſie eben ſo wenig, als dem Vater, Mätreſſen-Treue bewies **).

---

[*]) Selbſt die Mutter Franz des Erſten konnte dieſen König nicht auf beſſere Gedanken bringen. Ihre verſchmähte Liebe gegen den Connetable de Bourbon iſt bekannt. Galanteries des Rois de France I. p. 27.

[**]) Dames galantes II. p. 187.

Unter der Regierung **Heinrichs II.**, und ſeiner drey Söhne, unter welchen **Catharina von Medicis** ſtets den größten, oder doch wenigſtens einen großen Einfluß auf den Hof behielt, nahm alles das noch immer zu, was den Franzöſiſchen Hof unter **Franz dem Erſten** zu einer Schule, und zu einem Schauplatze von Sittenverderbniß gemacht hatte: Ver-

---

*) Le Concierge, qui nous ouyt, dit: c'eſt mon vrayement, ne vous en penſez pas mocquer: car de toutes celles, que je luy ay jamais veuë et connüe je n'en ay veüe aucune, qui n'allat au change plus, que ces chiens de la meute à la chaſſe du cerf.

**) Galant. des Rois de France II. p. 74. et ſq.

ſchwendung der Beherrſcher, und ihrer Günſtlinge: Menge und Glanz von Luſtbarkeiten: Zuſammenfluß, und beſtändige Gemeinſchaft der reichſten, vornehmſten, und ſchönſten Perſonen von beiderley Geſchlecht: verführeriſche Beyſpiele: Mangel von Achtung gegen weibliche Tugend, und jungfräuliche Ehre; und endlich hohe Belohnungen, welche auf die Aufopferung der weiblichen Tugend, und die Hingebung, oder Verführung der jungfräulichen Ehre geſetzt wurden. Nothwendig muſte der Hof unter dieſen Umſtänden immer ſelbſt verdorbener, und ein gefährlicher Verderber der Sitten der Nation werden.

Wenn Catharine von Medicis auch ihrem Gemahl die eheliche Treue, und nach ſeinem Tode die Heiligkeit ſeines Andenkens, und ihres Witwenſtandes unverletzt bewahrte, welches noch immer ſehr zweyfelhaft iſt *); ſo verwandelte ſie wenigſtens ihren zahlreichen Damenhof in ein allgemeines Bordell, welches ſie zur Ausführung ihrer ehrgeitzigen, oder rachſüchtigen Abſichten brauchte. Eben deßwegen nahm ſie alle, oder we-

nig-

---

*) Journ. de Henri III. II. 440.

nigſtens die Schönſten ihrer Hofdamen beſtändig auf ihren Reiſen, und ſelbſt in den Krieg mit, damit ſie da, wo ſie durch Ränke und Beſtechungen nicht durchdringen konnte, durch die Reitze ihrer Hofdamen ſiegen möchte *).

Nach dem Tode **Carls IX.** fürchtete **Catharina von Medicis** nichts mehr, als daß ihr dritter Sohn, **Heinrich III.**, bey ſeiner Rückkehr nach Frankreich ſich mit der Prinzeſſinn **von Condé**, einer genievollen herrſchſüchtigen Dame, welche Heinrich vormahls geliebt hatte, vermählen, und alsdann ſeine eigene Mutter von der Theilnehmung an den Staatsgeſchäfften ausſchließen möchte. Um dieſer Gefahr zu entgehen, bot ſie die Schönheiten und Verführungskünſte aller ihrer Hofdamen auf. Am erſten gelang es einer Mademoiſelle de Chateauneuf, einen gewiſſen Eindruck auf das Herz des neuen Königs zu machen: welcher Eindruck aber bald durch die mächtigeren Reitze der Mademoiſelle d'Elboeuf ausgelöſcht wurde. Auch dieſe muſte einer Madame de Sauve weichen, in welche ſich Heinrich III. ernſtlich ver-

---

*) Journ. de Henry III. Etoile I, p. 164. 165.

liebte. Ungeachtet dieſe Dame damahls die heftigſte Leidenſchaft für den König von Navarra, nachherigen Heinrich IV. gefaßt hatte; ſo diente ſie doch den Abſichten der Königinn-Mutter ſo weit, daß ſie die Bewerbungen Heinrichs III. duldete, ihn von der Prinzeſſinn von Condé ableitete, und der Prinzeſſinn von Lothringen zuführte, womit ſich Heinrich III. nicht lange nachher vermählte *).

Nach dem Tode ihres Gemahls lag Catharinen von Medicis alles daran, die beiden Prinzen aus dem Hauſe Bourbon, den König von Navarra, und den Prinzen von Condé zu gewinnen. Der Letztere konnte gerechte Anſprüche auf die Regentſchaft machen, und die mächtigſten Häuſer und Parteyen des Königreichs, die Montmorency's, die Chatillons, die Calviniſten, und ſelbſt der beſſere Theil der Katholiken ermunterten den König von Navarra, ſeine Anſprüche durchzuſetzen. Catharina von Medicis hintertrieb dieſes durch die Ducheſſe de Montpenſier, welche eine ſolche Gewalt über den König hatte, daß

---

*) Galant. des Rois de France II. 168. 169.

daß man ſie am Hofe nicht anders, als die Sirene nannte *). Nachdem die Ducheſſe de Montpenſier der Königinn-Mutter durch ihren Ehrgeiß verdächtig geworden war; ſo trug dieſe den Schönſten unter ihren filles d'honneur, einer Mademoiſelle du Rouet, und einer Mademoiſelle de Limeuil die Eroberung des Königs von Navarra, und des Prinzen von Condé auf. Beide nahmen entgegen geſetzte Wege zu den Herzen, welche ſie beſiegen wollten. Mademoiſelle du Rouet ſagte allenthalben ſo viel Gutes von dem Könige von Navarra, daß der geprieſene Fürſt nicht umhin konnte, ſich nach den Urſachen zu erkundigen, um welcher willen das ſchöne Fräulein ſo vortheilhaft von ihm urtheile. Mademoiſelle de Limeuil hingegen erklärte in allen Geſellſchaften, daß der Prinz von Condé wegen ſeiner Flatterhaftigkeit der Letzte ſey, welchen ſie lieben würde; und reißte eben dadurch den Prinzen, die junge Dame eines Beſſern zu belehren. Beide edle Jungfrauen büßten ihre Gefälligkeit gegen die Zumuthung

---

*) Galant. des Rois de France II. p. 144.

der Königinn = Mutter mit dem Verluſt ihrer Ehre. Beide wurden ſchwanger, und zwar die ſchöne de Limeuil mit einem ſolchen öffentlichen Aergerniß, daß die Regentinn ſie von ihrem Hofe entfernen muſte *).

Maria von Schottland, als Gemahlinn **Franz des Erſten**, und dann die beiden Königinnen **Eliſabeth von Oeſterreich**, und **Louiſe von Lothringen** lebten noch unbeſcholtener, als **Catharina von Medicis**. Die Tochter der Letztern hingegen, **Margarete von Navarra**, eiferte den Meſſalinen der ältern und neuern Zeit nach, und wechſelte ihre Liebhaber viel häufiger, als ihr Bruder, **Heinrich der Dritte**, ſeine nichtswürdigen Mignons. Wenn man auch annimmt, daß in den Schandſchriften, welche über und gegen dieſe Königinn bey ihren Lebzeiten erſchienen, ſehr vieles übertrieben worden ſey; ſo kann man doch nicht läugnen, daß ihre Ausſchweifungen mit Menſchen aus allerley Ständen, ſelbſt mit den häßlichſten und niedrigſten Menſchen eben ſo ungeheuer, als ihre Schönheit, ihre Talente, ihre

---

*) l. c. p. 143. 147. 157.

Kenntniſſe, und manche herrliche Tugenden bewundernswürdig waren *). Die Königinn Margarete gab durch ihre Liebeshändel ein ſo unerträgliches Aergerniß, daß ihr eigener Bruder ſie von ſeinem Hofe verweiſen muſte, und die Meiſten von ihren Vertrauten einziehen ließ, um in eigener Perſon eine ſcharfe Unterſuchung über das bisherige Betragen ſeiner von ihrem Gemahl entfernt lebenden Schweſter anzuſtellen **). Heinrich III. ſchickte Heinrich IV. ſeine Gemahlinn ſammt einer Schilderung ihres bisherigen Lebens zu; und die Letztere war Urſache, daß

---

*) Die beiden giftigſten Schriften gegen die erſte Gemahlinn **Heinrichs** IV. ſind das Divorce ſatyrique, où les amours de la Reine Marguerite im 4. Bde des Journal de Henry III., und dann Manifeſte d'Henri IV. ſur ſon Divorce d'avec la Reine Marguerite, im 2. Bde der Galant. des Rois de France 240. u. f. S. Ich wundere mich darüber, daß ſelbſt **Bayle** das angebliche Manifeſt für ächt hielt. Aus den Memoires du Duc de Sully allein erhellt, daß **Heinrich** IV. zu der Zeit, als er die Scheidung von ſeiner erſten Gemahlinn am ernſtlichſten betrieb, nicht eine ſolche Schandſchrift bekannt machen laſſen konnte, wenn es auch nicht ſchon an ſich durchaus unglaublich wäre, daß ein großer König von ſeiner eigenen Gemahlinn im Angeſicht von ganz Europa ſo geurtheilt hätte, als in dem angeblichen Manifeſt geſchehen iſt.

**) Etoile Journal de Henri III. Vol. I. p. 403. 404.

daß Heinrich IV. die erſtere nicht annehmen wollte. Dieſe und andere Folgen der harten Maaßregeln gegen ſeine Schweſter vermochten Heinrich III., auf das ernſtlichſte in Heinrich IV. zu dringen, daß er ſeine Gemahlinn nicht verſtoßen möchte; und zugleich die Letztere gegen alle böſe Gerüchte, und ſo gar gegen die Beſchuldigungen zu vertheidigen, welche er ſelbſt an Heinrich IV. geſchickt hatte. In dieſer Schutzſchrift hieß es unter andern *): „Die Könige können es oft nicht vermeiden, hintergangen zu werden, und ſelbſt die tugendhafteſten Prinzeſſinnen ſind der Verläumdung ausgeſetzt. Ihr wißt, mein Bruder, wie übel man von eurer verſtorbenen Mutter geredet hat.“ Heinrich IV. lachte bey dem Leſen dieſes Entſchuldigungs-Schreibens, und ſagte in Gegenwart ſeines ganzen Hofes: „Der König erweiſt mir in der That durch ſeine Briefe viele Ehre. In dem erſten nennt er mich einen Hahnreih, in dem andern einen Hurenſohn. Ich danke ihm großgünſtigſt dafür.“ Unter den Ausbrüchen der wilden Leidenſchaften der Königinn von Navarra verdient folgender vorzüglich

---

*) l. c.

lich ausgehoben zu werden. **Margarete von Navarra** war zu eben der Zeit in einen Edelmann La Molle verliebt, in welcher ihre Freundinn, Madame de Nevers einen Andern, mit Nahmen Coconas liebte. Beide Liebhaber wurden wegen angeſchuldigter Verſchwörungen öffentlich enthauptet, und ihre Köpfe auf Pfähle geſteckt. Das Schwerd, welches die beiden Liebesritter tödtete, tödtete die Liebe ihrer Damen nicht. Beide Heldinnen verkappten ſich in der erſten Nacht nach der Enthauptung ihrer Liebhaber, fuhren auf den Richtplatz, nahmen mit eigenen Händen die Köpfe ab, und ließen dieſe Köpfe einbalſamiren, um ſie unter ihren theuerſten Liebespfändern aufzubewahren *).

Heinrich der Vierte behandelte als König **von Navarra** die Prinzeſſinn **von Condé** auf eine ähnliche Art, wie **Heinrich III.** ſeine eigene Schweſter behandelt hatte. Ein Herr **von Noailles**, welchen dem Gerüchte nach die Prinzeſſinn **von Condé** liebte, ſpielte einſt am Hofe die Laute, und ſang beſonders

---

*) Memoir. de Nevers I. p. 75. Journal de Henry III. T. IV. p. 491.

ders die Worte: Je ne vois rien, qui me contente, abſent de ma divinité, mit einem ungewöhnlichen Nachdruck. Da er das Wort divinité oft und leidenſchaftlich wiederhohlte; ſo ſagte der König von Navarra: nennt doch meine Tante nicht ſo, indem ſie die Menſchlichkeit zu ſehr liebt *).

Es iſt vielleicht mehr zu verwundern, daß die erklärten Mätreſſen von Königen, als daß verheirathete Prinzeſſinnen ihre heimlichen Liebhaber hatten. Heinrich II. liebte die Diana von Poitiers, welche er nach dem Tode ſeines Vaters zur Ducheſſe de Valentinois erhoben hatte, ſelbſt in ihrem ſinkenden Alter mit einer ſeltenen Zärtlichkeit. Auch in dieſem ſinkenden Alter befriedigte die Herzoginn die Liebe des königlichen Ritters nicht. Sie nöthigte den Marſchall de Coſſé-Briſſac gleichſam mit Gewalt, ihre Liebe, welche ſie ihm offen erklärt hatte, mit allen Merkmahlen der Gegenliebe zu erwiedern **). Die Ducheſſe gab ſich nicht ſo viel Mühe, ihre Untreue gegen den König zu verbergen, als Heinrich II. ſich gab, ſeinen Liebeshandel mit der ſchönen Hamilton vor ſeiner alten Mätreſſe geheim zu halten *). **Brantome** ſah die Herzoginn, die bis an ihren Tod eine gleiche Gewalt über den König behielt, in ihrem ſiebenzigſten Jahre; und fand ſie ſo ſchön, daß man ihr kaum die Hälfte ihres Alters hätte zutrauen ſollen **).

---

*) Journal de Henry III. I. 126.

**) Galant. des Rois de France II. p. 123 et ſq.

Heinrich II. war darin glücklicher, als Carl IX., daß er wenigſtens nicht erfuhr, daß ſeine Geliebte ihm untreu geworden ſey. Mademoiſelle **Touchet**, Mätreſſe Carls IX., liebte den jungen **Monlüc**, und unterhielt mit ihm einen lebhaften Billet-Wechſel. Einſt ſagte man dem Könige, daß Mademoiſelle **Touchet** einen Liebesbrief von **Monlüc** erhalten habe. Um hinter die Wahrheit zu kommen, ladete Carl IX. viele Damen, und unter dieſen ſeine Geliebte zum Abendeſſen ein, und beſtellte zugleich zwölf geſchickte Beutelſchneider, welche den Damen ihre Taſchen, oder Arbeitsbeutel wegpraktiſiren muſten. Der König fand in der Taſche, oder dem Arbeitsbeitsbeutel der **Touchet** wirklich einen Liebesbrief, und die Empfängerinn konnte es zuletzt nicht läugnen, daß der Brief von Monlüc geſchrieben worden. Carl IX. verheirathete ſeine Mätreſſe bald nachher an den Balzac d'Entragues, um ſie dadurch von ihrer Liebe gegen den Monlüc abzuziehen *).

---

*) ib. p. 133.

**) Dames Gal. II. p. 228. 229.

Wenn die Mätreſſen von Königen ihren Begierden freyen Lauf ließen; ſo kann man leicht denken, daß die übrigen Hofdamen ihren Launen und Lüſten noch weniger Schranken ſetzten. Viele Hofdamen und Hoffräulein an den Höfen Carls IX. und Heinrichs III. hatten aller weiblichen Schaamhaftigkeit ſo ſehr entſagt, daß ſie ſich von ihren männlichen Bedienten ankleiden und auskleiden, zu Bette bringen, und ſelbſt ihre Hemden anlegen ließen. **Brantome** bemerkt, daß eine ſolche Schaamloſigkeit ſehr häufig die höchſten Vertraulichkeiten nach ſich gezogen habe **).

---

*) Galant. des Rois de France II. p. 161-63.

**) Dames galant. II. 37. Car les levant, couchant, deshabillant, chauſſant, deſchauſſant, et leur baillant leurs chemiſes, comme j'ay veu beaucoup de filles à la cour, et ailleurs, qui n'en faiſoient aucune difficulté, ny ſcrupule.

Heinrich III. trieb die unnatürliche Liebe gegen ſeine Mignons ſo weit, daß er ſich nach dem Beyſpiele von Nero mit Einem derſelben, dem Maugiron, förmlich vermählte *). Unter den Damen ſeines Hofes waren viele, welche ſchönen Mädchen und Frauen, wie die feurigſten Liebhaber nachſtellten **). Die unnatürliche Männerliebe ſtarb unter Heinrich IV., und unter mehrern folgenden Regierungen wenigſtens eine Zeit lang am Franzöſiſchen Hofe aus. Die unnatürliche Weiberliebe dauerte von Heinrich III. bis auf den Untergang der Monarchie ununterbrochen fort.

Heinrich III. und ſeine Mignons lebten, wie Weiber, und kleideten ſich, wie Weiber ***). Die Hofdamen liebten, wie Männer, und kleideten ſich wie Männer; oder vielmehr kleideten ſie ſich noch viel unverſchämter, als Männer je gewagt

---

*) Galant. II. p. 182.

**) Brantome Dames Gal. I. 204. 5.

***) Etoile Journ. de Henri III. T. I. 176. 203. 204. Le Roy . . . faiſoit des Ballets, et Tournois, où il ſe trouvoit ordinairemet habillé en femme, ouvrant ſon pourpoint, et decouvrant ſa gorge, y portant un collier de perles, et trois collets de toile, deux à fraizes, et un renverſé ainſi, que les portoient les Dames de la cour.

wagt hätten. An einem glänzenden Feſte, welches der König zu Pleſſis-lez-Tours gab, warteten die Damen in männlicher Kleidung bey der Tafel auf. Die aufwartenden Damen waren halb nackt, und trugen fliegende Haare, wie Bräute *). Solche Hofdamen konnten ſich nicht beſchweren, wenn der König ihnen an den Feſten ſelbſt ungebührliche Dinge zumuthete, und ſeine Diener ermunterte, daß auch ſie nach ſeinem Beyſpiele Gewalt brauchen möchten **).

Die Könige und Fürſten gaben die Beyſpiele der Ausſchweifungen mit Weibern; und eben ſie waren es auch, welche die Beyſpiele der höchſten Geduld bey den augenſcheinlichſten Beweiſen der Untreue ihrer Geliebten gaben. Die Langmuth der Beherrſcher ſtimmte die Hofleute zu einer ähnlichen Nachſicht. Nur unter Heinrich III. übten manche Ehemänner eine grauſame Rache an ihren untreuen Weibern aus, welche ſie entweder einſperrſperrten und langſam verſchmachten ließen, oder auch durch Gift und Dolch hinrichteten, nachdem ſie bisweilen ihre Liebhaber vor ihren Augen auf das unmenſchlichſte gemartert hatten *). Das gröſte Aufſehen machte die That von Villequier, einem Lieblinge Heinrichs des Dritten. Villequier tödtete nämlich in dem Schloſſe zu Poitiers, wo er nicht weit von den Zimmern des Königs wohnte, ſeine ſchwangere Frau durch fünf Dolchſtiche, und außer der Frau das Cammermädchen, welches ihr in ihren Liebeshändeln behülflich geweſen war. Dieſer Mord fiel um deſto mehr auf, da der Mörder ſeine Frau funfzehn Jahre lang ganz nach ihrer Laune hatte leben laſſen: da er kurz vor den Morde bey ihr geſchlafen und mit ihr geſcherzt hatte, und da er endlich in dem Pallaſte des Königes wohnte, wo jede Gewaltthätigkeit um deſto ſtrafbarer wurde. Heinrich III. ahndete den ſchrecklichen Mord nicht allein nicht, ſondern er behandelte den Mörder

---

*) l. c. p. 205. les Dames veſtuës de verd en habits d'hommes, à moitié nuës, et ayans leurs cheveux épars comme epouſées, etc.

**) Galant. des Rois de France II. 182. . . forcer les dames derriere les tapiſſeries, et ordonner à ſes domeſtiques, de ſuivre ſon exemple, etc.

---

*) Brantome Dames galant. I. p. 10. 11. 34. La moindre punition, qu' aucuns de nos Grands font à leurs femmes, c'eſt de les mettre en chartre perpetuelle, au pain et à l'eau, et les faire mourir, ou les empoiſonnent, ou les tuent.

eben ſo gnädig, wie vormahls; und hieraus ſchloß man, daß der König ſelbſt den Befehl zu dieſem Meuchelmorde gegeben habe *).

Der Hof Heinrichs III., wo nach dem Zeugniſſe Eines der glaubwürdigſten Geſchichtſchreiber die Unzucht öffentlich von den Damen getrieben, und für Tugend gehalten wurde, war ſo verdorben, daß man es kaum glauben wird, daß die Sitten beider Geſchlechter unter einem Könige, wie Heinrich IV. war, noch verdorbener wurden. Und doch iſt nichts gewiſſer, als dieſes, wie alle diejenigen geſtehen werden, welche die Tagebücher, und andere hiſtoriſche Zeitſchriften aus den Regierungen beider Könige geleſen haben. Die vornehmſte Urſache der noch immer wachſenden Sittenverderbniß am Franzöſiſchen Hofe lag in **Heinrich dem Vierten** ſelbſt. **Franz der Erſte**, und die Meiſten ſeiner Nachfolger hatten erklärte Mätreſſen gehabt, und hatten um

der

---

*) Journ. de Henri III. I. 215. Ce meurtre fut trouvé cruel, comme commis en une femme groſſe de deux enfans, et étrange, comme fait au logis du Roy, ſa Majeſté y étant, et encore à la cour, *où la paillardiſe eſt pulbliquement pratiquée entre les Dames, qui la tiennent pour vertu*, etc.

der Mätreſſen willen vieles gethan, und unterlaſſen, was ſie nicht hätten thun, und unterlaſſen ſollen; allein keiner unter allen Franzöſiſchen Königen von Franz dem Erſten an hatte ſeinen Mätreſſen zu Liebe ſo ſehr und ſo oft die Würde der Crone, und ſeiner Perſon *), die Wohlfahrt des Reichs **), die Ruhe ſeines Lebens, und den Frieden ſeines Hauſes ***): das Anſehen der Geſetze ****),

---

*) Heinrich IV. gab mehrern unter ſeinen Mätreſſen Eheverſprechungen, beſonders der Ducheſſe de Beaufort, und der Marquiſe de Verneuil. Sully I. p. 525-545. II. p. 332. et ſq. Heinrich IV. würde die ſchöne Gabriele d'Eſtrees unfehlbar geheirathet haben, wenn nicht dieſe Mätreſſe eines eben ſo ſchleunigen, als ſchrecklichen Todes geſtorben wäre.

**) Unter vielen Beyſpielen iſt das Bekannteſte die gefahrvolle Reiſe in Bauernkleidung zu der ſchönen Gabriele, welche dieſes Abentheuer durch Verachtung belohnte. Amours du grand Alcandre im 4. Bde des Journ. de Henri III. p. 348. 349.

***) Man ſehe unzählige Stellen in den Memoir. de Sully beſ. III. p. 50. 68.

****) Die Marquiſe de Verneuil war in eben die Verſchwörung verwickelt, um welcher willen der Marſchall von Biron hingerichtet wurde. Die Richter verurtheilten ſie zum Tode. Heinrich IV. hob nicht nur dieſes Todesurtheil auf, ſondern begnadigte auch den Comte d' Auvergne, und d' Entraguer Sully II. 317. Journ. de Henri IV. Vol. III. 265. 66. Die Marquiſe de Verneuil ließ ſich nie zu Bitten herab. Vielmehr ſchrieb ſie und die Achtung für den natürlichſten Wohlſtand: die Heiligkeit der Ehe, und der Freundſchaft [*]): den Rath ſeiner treuſten Freunde und Diener, nicht ſelten die Freunde und Diener ſelbſt, ja ſo gar ſeine eigene geſunde Vernunft aufgeopfert, als Heinrich IV Er geſtattete den Dienern ſeines Hofes, und ſeines Reichs dieſelbige Geſetzloſigkeit, oder Uebergeſetzlichkeit, welche er ſich ſelbſt anmaaßte; und freute ſich ſo gar, wenn die ehrwürdigſten Männer eben die Fehltritte begingen, in welche er gefallen war [**]). Heinrich IV. muſte ein ſo großer Held, ein ſo weiſer und guter Regent, ein ſo treuer Freund, und ein ſo verſöhnlicher Wiederſacher ſeyn, als er wirklich war,

um

ſie die Bedingungen vor, unter welchen ſie die Gnade des Königs annehmen wolle.

[*]) Der Marſchall von Baſſompierre war mit der ſchönen Tochter des Duc de Montmorency verſprochen. Heinrich IV. zwang ihn, die ſchöne und geliebte Braut aufzugeben, damit er ſie mit einem Andern vermählen könne, welchen ſie weniger lieben würde. Memoir. de Baſſomp. I p 187 - 190.

[**]) Journ. de Henri III. Vol. IV. p. 363. Cet homme, (le Chancelier de Chiverny) dans une charge ſi ſerieuſe, et ſi eminente, ne cachoit point ſa paſſion; et le Roy, qui eut voulu, que tout le monde eût été auſſi pris, que lui, etoit bien aiſe - qu' un tel perſonnage ſe trouvât embaraſſé du même mal, que le ſien.

um nicht durch die Mätreſſen-Liebe Einer der verächtlichſten Könige von Frankreich zu werden.

Schon bey gemeinen Menſchen, noch viel mehr aber bey Fürſten iſt ſehr oft die Art, wie etwas geſchieht, viel wichtiger, als das, was geſchieht; oder das öffentliche gute und böſe Beyſpiel ſtiftet viel mehr Schaden und Nutzen, als die gute, oder böſe Handlung, welche ausgeübt worden iſt. Dieſe Bemerkung muß ſich einem Jeden darbieten, der die Mätreſſen-Geſchichte **Heinrichs IV.**, und der Meiſten ſeiner Vorgänger und Nachfolger mit einander vergleicht.

Franz der Erſte, Heinrich der Zweyte, und deſſen Söhne hatten erklärte Mätreſſen, und erkannten die Kinder an, die ihnen von den Mätreſſen gebohren wurden. Keiner dieſer Könige aber erlaubte ſich gegen ſeine Mätreſſen, und geſtattete dieſen Mätreſſen, was **Heinrich der Vierte** ſich erlaubte, und ihnen geſtattete. Es war **Heinrich dem Vierten** nicht genug, ſeine geliebte **Gabriele**, als **Marquiſe de Monceaux** beſtändig zur Seite zu haben. Er küßte ſie oft und öffentlich vor dem ganzen Hofe, oder im geheimen Rath, wohin ſie ihm folgte; und die Marquiſe nahm ihm allenthalben die Maske ab, welche man damahls trug, um ihn küſſen zu können *). Als Dücheſſe de Beaufort ließ dieſelbige Mätreſſe ihren zweyten Sohn mit aller der Pracht taufen, womit ſonſt nur die rechtmäßigen Kinder Franzöſiſcher Könige, oder die Enfans de France getauft worden waren. Nach geendigter Cärimonie ſchämte ſich der König deſſen, was geſchehen war, und er wuſte ſich gegen den gerechten Tadel von Sülly mit weiter nichts zu entſchuldigen: als daß man ſeine Befehle überſchritten habe **). Die Hofleute hielten dieſe Entſchuldigung für ſo wenig ernſtlich, daß ſie auch nach der Taufe fortfuhren, dem zweyten Sohne der Dücheſſe de Beaufort den Titel Monſieur zu geben, der in Frankreich nur dem einzigen Bruder des Königs, oder dem präſumtiven Erben der Crone gebührte ***).

---

*) Journal de Henri IV. Vol. II. 325. Comme de fait il la baiſoit devant tout le monde, et elle lui en plein conſeil. et p. 333. ayant toujours la Marquiſe à ſon coté, qui le demaſquoit, et le baiſoit par tout, où il entroit.

**) I. p. 538.

***) Sully I. p. 538.

Nach dem Tode der Dücheſſe de Beaufort vergaß Heinrich IV. um der Marquiſe de Verneuil willen noch öfter, als vorher, was er ſeiner königlichen Würde, was er der neuvermählten Königinn, was er der ganzen Nation, und dem öffentlichen Wohlſtande ſchuldig war. Die junge Königinn, Maria von Medicis, war kaum in Paris angekommen, als Heinrich IV. der erſten Hofdame der Königinn, der Dücheſſe de Nemours, befahl, der Monarchinn ſeine Mätreſſe vorzuſtellen. Die Dücheſſe de Nemours wandte ein, daß ſie dadurch alles Zutrauen ihrer Gebieterinn verlieren würde. Heinrich IV. hörte dieſe vernünftige Vorſtellung ſo wenig an, daß er vielmehr gegen ſeine Gewohnheit den gegebenen Befehl in einem rauhen Tone wiederhohlte, und die Dücheſſe de Nemours zwang, gegen alle Geſetze der Schicklichkeit und des Wohlſtandes der Königinn ihre geliebte Nebenbuhlerinn zuzuführen. Die Königinn war über den Beſuch der Marquiſe betroffen, und empfing ſie ſehr kalt *). Bald nachher beſänftigte die ſchlaue Leonora Conchini

---

*) Journ. de Henri III. Vol. IV. p. 97. 398.

das Gemüth der eiferſüchtigen Königinn ſo ſehr, daß ſie der Marquiſe de Verneuil freundlich begegnete. Nach dieſer Veränderung glaubte der König, ſich in dem Umgange mit ſeiner Mätreſſe gar keinen Zwang mehr auflegen zu dürfen. Er nahm die Marquiſe in das königliche Schloß auf, und wies ihr ihre Zimmer ſo nahe an den Gemächern der Königinn an, daß er keine von Beiden beſuchen konnte, ohne daß es nicht gleich bemerkt worden wäre. Hieraus entſtanden beſtändige Streitigkeiten, die um deſto mehr Aergerniß gaben, da die junge Königinn, und die Marquiſe **de Verneuil** zu gleicher Zeit ſchwanger waren, und die eben ſo heftige, als hochmüthige Mätreſſe die ungezogenſten Reden gegen die Königinn ausſtieß *).

Je mehr Ruhm und Verdienſte **Heinrich** IV. ſich als Regent erwarb, und je mehr er an Alter und Erfahrung zunahm; deſto mehr ſetzte er ſich über die Urtheile des Publicums hinweg. Während daß er gegen die Marquiſe de

---

*) l. c. Elles etoient toutes deux groſſes .... elles etoient logées ſi près l'une de l'autre, que l'on ne s'en pouvoit cacher, et c'etoit une brouillerie perpetuelle.

Verneuil als eine Staatsverbrecherinn die ſtrengſten Unterſuchungen anſtellen ließ, nicht um ſie zu ſtrafen, oder fortzujagen, ſondern nur um ſie zu demüthigen, wählte er ſich in der Mademoiſelle de Beuil, nachherigen Comteſſe de Moret eine neue Mätreſſe. Er verheirathete dieſe neue Mätreſſe an den jungen Chanvalon auf eben die Art, wie er die ſchöne Gabriele d'Eſtrees verheirathet hatte. Der angebliche Ehemann hatte zwar die Ehre, zuerſt bey ſeiner Frau zu ſchlafen, allein in einem Zimmer, das von vielen Wachslichtern erleuchtet, und mit mehrern Hofleuten beſetzt war, welche Acht geben muſten, daß der Ehemann ſeine Rechte nicht geltend mache. Am folgenden Tage ſchlief Heinrich IV. bey der jungen Frau, und blieb bis zwey Stunden nach Mittage im Bette. Man ſagte in Paris, daß der Ehemann in derſelbigen Nacht über dem Schlafgemach des Königs geſchlafen habe; und hierauf gründet ſich ein Wortſpiel, das ſich nicht gut in eine andere Sprache überſetzen läßt *).

Nie

---

*) Journ. de Henri IV. Vol. III. p. 241. On diſoit, que ſon mari etoit couché en un petit galetas

Nie verdienten Mätreſſen ſolche Aufopferungen, dergleichen Heinrich IV. machte, weniger, als die Ducheſſe de Beaufort, die Marquiſe de Verneuil, und die Comteſſe de Moret. Die ſchöne Gabriele ſetzte als Mätreſſe Heinrichs IV. den Umgang ungeſcheut fort, welchen ſie ſchon vor der Liebe des Königs mit dem Duc de Bellegarde unterhalten hatte. Der untrüglichſte Beweis ihrer Vertraulichkeit mit dem Duc de Bellegarde war die frühzeitige Geburt ihres erſten Sohns, der den Nahmen Cäſar erhielt, und allen Geſetzen der Natur zum Trotze von Heinrich IV. anerkannt wurde. Dieſe Anerkennung würde einen jeden andern König, als Heinrich IV., um deſto lächerlicher gemacht haben, da ein alter Arzt im Anfange der Bekanntſchaft des Königs mit der ſchönen Gabriele Heinrich dem Vierten offenherzig geſagt hatte, daß eine Unpäßlichkeit der jungen Dame, über welche er gefragt worden war, von einer Schwangerſchaft von ſechs Monathen her-

---

rus au-deſſus de la chambre du Roy, et ainſi étoit deſſus ſa femme, mais il y avoit un plancher entre deux.

herrühre, und die Beſtimmung dieſes Arztes auch durch den Erfolg auf das vollkommenſte beſtätigt wurde *). Einem Liebhaber, den ein ſolcher Vorfall nicht ſtutzig machte, konnte man viel bieten, und die ſchöne **Gabriele** that dieſes auch wirklich. Allein ein Ohngefähr hätte beynahe dem verblendeten **Heinrich IV.** die Augen geöffnet. Der König ſagte eines Tages ſeiner Geliebten, die eine Unpäßlichkeit vorgab, daß er um einer bekannten Angelegenheit willen einen Ritt von mehrern Meilen vornehmen müſſe. Der **Dúc de Bellegarde** ſuchte dieſe Abweſenheit ſo gleich zu nutzen, und ließ ſich von der vertrauten Cammerfrau der ſchönen **Gabriele** heimlich in ein kleines Cabinet führen, das an das Schlafgemach ihrer Gebieterinn ſtieß. So bald die übrige Geſellſchaft ſich von der unpäßlichen Schönen entfernt hatte, kam der verſteckte Liebhaber aus ſeinem Schlupfwinkel hervor. Beide Geliebte hatten kaum angefangen, ſich ihrer gegenſeitigen Zärtlichkeit zu überlaſſen, als die erſchrockene Cammerfrau die Nachricht

---

*) Man ſehe die ganze ſonderbare Geſchichte in den Memoires de Sully I. p. 386. 387.

brachte, daß der König zurückkomme, und ſehr nahe ſey. Der Dúc de Bellegarde hatte kaum Zeit genug, in das kleine Cabinet zu entwiſchen, wo er vorher verborgen geweſen war, und das hinter ihm verſchloſſen wurde. Der König verlangte gleich nach ſeiner Rückkunft einige Confituren, von welchen er wuſte, daß ſie ſich in dem kleinen Cabinete fänden. Die angſtvolle Schöne antwortete, daß ihre Cammerfrau den Schlüſſel habe, und gerade ausgegangen ſey. Dieſe Antwort erregte in dem Könige Verdacht, und er befahl daher, daß die Thür aufgebrochen werden ſolle. Weil nicht gleich Jemand bey der Hand war, ſo ſtieß er ſelbſt mehrmahl auf das heftigſte mit dem Fuß gegen die Thür: ſo ſehr auch ſeine Geliebte klagte, daß ihre Kopfſchmerzen durch das Geräuſch vermehrt würden. Die wiederhohlten Stöße des Königs gegen die Thür zwangen den Dúc de Bellegarde, aus dem Fenſter des Cabinets in den Garten zu ſpringen; und er war glücklich genug, den Sprung ohne merklichen Schaden zu thun. So bald die Cammerfrau merkte, daß der eingeſperrte Liebhaber ſich gerettet habe, ſo erſchien ſie mit dem Schlüſſel des Cabinets, und bedauerte nicht wenig, daß ſie den König habe warten laſſen. Heinrich IV. wurde angenehm betroffen, als er das nicht fand, was er gefürchtet hatte. Nun aber brach die ſchöne Gabriele in eine Fluth von Thränen über das Betragen des Königs, und über ſeine grundloſe Eiferſucht aus. Heinrich IV. bekannte, daß er Unrecht habe, und bat ſeine ſchlaue Mätreſſe knieend um Verzeihung *).

Die Marquiſe de Verneuil, und die Comteſſe de Moret liebten beide den Prinzen von Joinville, wie die ſchöne Gabriele den Dúc de Bellegarde geliebt hatte. Die Erſtere hatte an ihren Galan viele zärtliche Briefe geſchrieben. Einen der zärtlichſten gab der Prinz an die Marquiſe de Villars, um dieſer Dame die Stärke ſeiner Liebe gegen ſie, und den Tod ſeiner ehemahligen Leidenſchaft zu beweiſen. Die Marquiſe de Villars hatte dieſen Brief kaum in ihren Händen, als ſie damit zum Könige lief, um die Marquiſe de Verneuil, welche ſie tödtlich haßte, zu Grunde zu richten. Hein-

---

*) Etoile Journ. de Henri III. Vol. IV. p. 365. 66. Galant. des Rois de France II. p. 201. et ſq.

Heinrch IV. kam mit dem Briefe in der heftigſten Bewegung zu ſeinem Freunde Sülly, und ging dann zu der Marquiſe, um derſelben ihre Untreue und Undankbarkeit vorzuwerfen. Die Mätreſſe, welche an ähnliche Aufwallungen ſchon gewohnt war, behauptete mit einer verwundernswürdigen Dreiſtigkeit und Ruhe: daß ſie den Brief nicht geſchrieben, ſondern daß der Prinz ihn aus Bosheit untergeſchoben habe. Dieſe Behauptung beruhigte den König um deſto mehr, weil die Marquiſe ſich auf den Dûc de Sülly, von welchem der König wuſte, daß er kein Freund derſelben ſey, als auf einen ſtrengen Richter berief. Der Dûc de Sülly, und der König ſtellten in Gegenwart der Beklagten eine genaue Unterſuchung der zu dem Proceſſe gehörigen Papiere an. Während der Unterſuchung redete der König mehrmahl ſo heftig, und die Marquiſe weinte ſo laut, daß man das Eine, und das Andere in den entferntern Zimmern hörte. Der Proceß endigte ſich mit einer Ausſöhnung des Klägers und der Beklagten, und dann mit der Verweiſung ſo wohl des Prinzen von Joinville, als der Marquiſe de Villars *). Sülly beſchließt ſeine Erzählung mit der Bemerkung: daß der Prinz von Joinville ſich glücklich hätte ſchätzen können, mit einem Könige, wie Heinrich IV. zu thun zu haben, beſonders da er ſich bald nachher in einen ähnlichen Liebeshandel mit der Comteſſe de Moret eingelaſſen habe. — Die Letztere wäre unfehlbar mit dem Prinzen von Joinville betroffen worden, wenn der Marſchall von Baſſompierre ſie nicht bey Zeiten gewarnt hätte **). Eben dieſe Gräfinn war ſo ausſchweifend, daß ſie von ihren Zeitgenoſſen zu den victimis publicarum libidinum am Hofe gezählt wurde ***).

Nichts war natürlicher, als daß die Hofleute ihrem Könige, und die Hofdamen den Mätreſſen des Königs nachahmten. Die Jahrbücher, und Tagebücher jener Zeiten erzählen, daß dieſes wirklich geſchehen ſey.

Un-

*) Memoires de Sully III. 75. 76. und die Noten zu dieſen Seiten. Journal de Henri III. Vol. IV. p. 402. 3.

**) ib. et Baſſomp. I. p. 205.

***) Mem. de Sully l. c. Note 15.

Unter Heinrich dem Vierten wurde die Geſchicklichkeit, Frauen und Jungfrauen zu verführen, zu allererſt zu einer Kunſt ausgebildet; und dieſe Kunſt wurde am Hofe höher, als eine jede andere Kunſt des Krieges, oder des Friedens geſchätzt. Nie enthielt der Franzöſiſche Hof eine ſo große Menge von ſchönen und liebenswürdigen Perſonen beiderley Geſchlechts, als unter Heinrich IV. *). Drey der ſchönſten und liebenswürdigſten jungen Männer erhielten den Nahmen der Gefährlichen **); und dieſen drey Gefährlichen konnte man ohne Bedenken den Duc de Bellegarde an die Seite ſetzen, indem man von ihm ſagte, daß er der geliebteſte Damen-Ritter ſey ***). Die Gefährlichen wurden um deſto mehr geehrt unv hervorgezogen, je mehr Weiber und Mädchen ſie verführt hatten, und mit je mehr Weibern und Mädchen ſie zu gleicher Zeit einen vertrauten Umgang unterhielten. Der Marſchall von **Baſſompierre** hatte im J. 1608. auf einmahl drey Mätreſſen, und war ſo ſtolz darauf, als ein Held auf den glorreichſten Sieg nur ſeyn kann: daß er dieſe drey Damen an einem Hoffeſte ſo unterhalten und bedient habe, daß keine eiferſüchtig auf die andere geworden ſey *). Unter dieſen drey Damen war Mademoiſelle d'Entragues, eine Schweſter der Marquiſe de Verneuil. Er brachte mit dieſer jungen Dame häufig die Nacht zu, ohne daß ſeine vornehmen Nebenbuhler ihn entdecken konnten, oder die Mutter der Schönen das geringſte von der verbotenen Verbindung merkte **). Auch dieſe Feinheit vermehrte den Ruhm des Liebesritters. Endlich wurde es bekannt, daß die ſchöne d' Entragues im ſiebenten Monath ſchwanger ſey; und zwar um eben die Zeit, als ein Ehe-

---

*) Im J. 1598. tanzten zwölf junge Cavaliere, und zwölf junge Hofdamen einen ſo genannten Branle am Hofe. Der Hof wurde über den Anblick der ſchönen Tänzer, und Tänzerinnen ſo ſehr entzückt, daß man den Tanz noch einmahl tanzen ließ: welches nachher nie wieder geſchah. Baſſomp. I. p. 49. Toute la cour fut ſi ravie de voir un choix de ſi belles gens, etc.

**) ib. p. 168. Carmail, Termes, et moy, qu' on nommoit alors les dangereux.

***) le plus cheri des Dames. Memoir. partic. I. p. 74.

---

*) Memoir. I. p. 168. 171. Je fus ravi de voir, que j'avois contenté toutes celles, avec qui j'avois intelligence, et que pas une n'eut pris ombrage d' une autre: ce, qui eſt bien rare en de telles occaſions.

**) I. 155-158.

mann den Liebeshandel ſeiner Frau mit dem Marſchall von Baſſompierre entdeckt hatte, und die Gläubiger des Letztern mehr als anderthalb Millionen von ihm forderten, von welchen er keinen Sol zu bezahlen wuſte *). Alle dieſe Schulden und Verführungen thaten dem Marſchall von Baſſompierre weder in dem Urtheile des Königs, noch des ſchönen Geſchlechts, oder des übrigen Publicums den geringſten Abbruch, ſondern vermehrten vielmehr ſeinen Ruhm und ſeine Liebenswürdigkeit. Baſſompierre war Einer der geliebteſten Vertrauten Heinrichs IV. Die Königinn ſpielte mit keinem lieber, als mit eben dieſem Verſchwender. Da er in einem Turnier verwundet worden war; ſo erhielt er von allen Prinzeſſinnen und Hofdamen unaufhörliche Beſuche, und die Königinn ſchickte dreymahl

---

*) I. 339. Je me trouvay à ce retour en de très-grandes perplexités, non ſeulement à cauſe de cette affaire-là, mais auſſi pour plus de ſeize cent mille livres, que je devois à Paris . . Il y avoit auſſi brouillerie dans une maiſon, entre un mary et une femme, dont j'etois le principal ſujet, qui me mettoit en peine Mais plus que tout une fille groſſe de ſept mois, que je n'attendois que l'heure, qu'on s'en aperçuſt, avec un grand ſcandale, et une mauvaiſe fortune pour moy.

mahl ihre Hoffräulein, um ihn zu tröſten und zu ermuntern *). Nicht lange nach ſeiner Wiederherſtellung machte er eine kleine Reiſe von drey Wochen nach Lothringen. Während dieſer Abweſenheit verging kein Tag, an welchem die Damen ihm nicht Couriere, Briefe und Geſchenke geſchickt hätten; und bey ſeiner Rückkunft hohlten ihn vier der ſchönſten Damen als den Liebling des Hofes ein **). Merkwürdiger aber, als alle übrige Zeichen von Achtung und Liebe, war dieſes, daß der Connetable de Montmorency ihn von freyen Stükken zum Bräutigam ſeiner Tochter erkohr, die nicht nur eine der gröſten Schönheiten der damahligen Zeit, ſondern auch Eine der gröſten Partien in ganz Frankreich war ***). Weil Heinrich IV. ſich in die ſchöne Montmorency verliebt hatte; ſo wollte er nicht, daß ſie den gefährlichen Baſſompierre, ſondern den Prinzen von Condé heirathen ſolle,

---

*) I. p. 140 - 141.

**) ib. p. 171. Il ne ſe peut dire le ſoin, que les Dames eurent de me faire ſçavoir ſouvent de leurs nouvelles, et de m'envoier des couriers, des lettres, et des preſens. L'Eſtoile de Venus etoit bien en aſcendant ſur moi alors.

***) I. p. 187. et ſq.

von welchem der König glaubte, daß er ſich mehr um die Jagd, als um ſchöne Damen bekümmere[*]). Baſſompierre gab den Bitten des Königs nach, aber mit einem Schmerze, der in dem vielweibiſchen Galan eben ſo auffallend iſt, als es die Wahl des Connetable, und der Antrag Heinrichs IV. war. Baſſompierre ſchloß ſich am Tage der Verlobung ſeiner ehemaligen Braut ein, und härmte ſich zwey Tage und Nächte bey einer gänzlichen Beraubung von Schlaf und Nahrungsmitteln ſo ſehr ab, daß, da ihn Einer ſeiner Freunde wieder hervorzog und an den Hof brachte, der ganze Hof darüber erſtaunte, daß er in ſo kurzer Zeit ſo blaß und mager geworden ſey[**]).

---

[*]) Der Antrag Heinrichs IV. an Baſſompierre, von der ſchönen Montmorency abzulaſſen, iſt ſo original, daß man ihn gewiß gern leſen wird: l. p. 187. Alors il me reſpondit, apres un grand ſoupir, Baſſompierre je te veux parler en ami. Je ſuis devenu non ſeulement amoureux, mais furieux et outré de Mademoiſelle de Montmorency. Si tu l'eſpouſes, et qu' elle t'ayme, je te hayray: ſi elle m'aimoit, tu me hairois. Il haut mieux, que cela ne ſoit point cauſe de rompre notre bonne intelligence: car je t'ayme d'affection, et d' inclination.

[**]) l. c. l. p. 19

Ein wenigſtens eben ſo gefährlicher, eben ſo geliebter und geſchätzter Mann, als der Marſchall von Baſſompierre, war der Duc de Bellegarde. Bellegarde liebte neben der ſchönen Gabriele die nicht weniger ſchöne Prinzeſſinn von Lothringen, und deren Mutter, die verwittwete Ducheſſe de Guiſe *); und alle dieſe Damen waren wiederum ſterblich in ihn verliebt. Er behandelte die beiden jüngeren Damen ſo geſchickt, daß ſie, die ſich einander vorher als Nebenbuhlerinnen der Schönheit tödtlich gehaßt hatten, die vertrauteſten Freundinnen wurden. Auch wuſte er ſeine Liebe für die Tochter, der Mutter ſo gut zu verbergen, daß dieſe nicht eher etwas von dem Verhältniſſe der Tochter und des Duc de Bellegarde erfuhr, als bis die Tochter zu Falle kam. Die verwittwete Ducheſſe de Guiſe war von dem Duc de Bellegarde ſo bezaubert, daß ſie nichts mehr von alle dem glaubte, was man ihr ſonſt von der Theilnahme deſſelben an dem Tode ihres zu Blois ermordeten Gemahls ge-

---

*) Journal de Henri III. Vol. IV. p. 370. et ſq. Journ. de Henri IV. Vol. II. 302. 303. Galant. des Rois de France II. p. 208. et ſq.

ſagt hatte. — So fehlte eine Prinzeſſinn, welche der Duc de Sully als eine Zierde ihres Geſchlechts, und als ein Muſter nicht nur von weiblicher Liebenswürdigkeit, ſondern auch von weiblicher Tugend ſchildert *)! Man kann leicht denken, wie tief andere Damen in einem Jahrhundert ſanken, von welchem Sülly verſichert, daß es die richtigen Begriffe von Tugend und Laſter gänzlich verloren habe.

Je liebenswürdiger die Herren und Damen am Hofe Heinrichs IV. waren, deſto verführeriſcher wurde ihr Beyſpiel für die übrigen Volksclaſſen. — Die Männer aus den Ständen, welche dem Hofe am näch-

---

*) I. p. 376. Dans tout autre ſiécle, où l'on n'auroit pas perdu comme dans celvi-cy la veritable notion des vertus, et des vices, cette femme auroit été l'ornement de ſon ſèxe, par le caractère de ſon coeur, et celvi de ſon eſprit. C'étoit une droiture ſi vraie et ſi naturelle, qu'on s'appercevoit, qu'elle n'avoit pas même l'idée du mal, ſoit pour le ſuivre, ſoit pour le conſeiller; et en même temps un ſi grand fond de douceur, qu'elle ne connoiſſoit pas davantage le plus petit ſentiment de haine, de malignité, d'envie, où ſimplement de mauvaiſe humeur. Je ne crois pas, que jamais femme ait eu une converſation plus remplie de graces; et joint à un tour d'eſprit fin et delié une naiveté, et une ſimplicité plus agreable: ſes reparties etoient pleines de ſel, et de legereté; on la trouvoit tout enſemble douce, et vive, tranquile et gaie.

nächſten waren, wurden eben ſo unverſchämt, oder noch unverſchämter, als die Cavaliere des Hofes. Ein junger Parlementsrath zu Paris fing ſeine Liebeserklärungen damit an, daß er den Schönen die vorzüglichen Gaben vorlegte, womit die Natur ihn ausgerüſtet hatte. Der Faun machte auf dieſe Art lange ſein Glück, wurde aber zuletzt aus dem Hauſe eines ſchönen Frauenzimmers, das er nach ſeiner Methode hatte entzünden wollen, durch den Schuß einer Armbruſt an dem Theile geſtraft, mit welchem er ſo oft gegen den öffentlichen Wohlſtand geſündigt hatte *). Dieß Beyſpiel von Schaamloſigkeit klagt den Zuſtand der Sitten unter Heinrich IV. mehr an, als die Nachricht: daß es damahls etwas ſehr gewöhnliches war, daß geſchwächte Mädchen die Früchte ihrer verbotenen Liebe in Abtritte warfen **). Und um eben dieſe Zeit fanden ſich nicht bloß in Spanien und Italien, ſondern auch in Frankreich fromme Thoren, die öffentliche Weibsbilder hei-

ras

---

*) Journ. de Henri IV. Vol. III. p. 283. un jeune Conſeiller de la cour pour ſe faire aimer des Dames, tenoit une procedure une peu bien vilaine, et bien orde, leur faiſant ordinairement montre de ſes pieces principales pour les mettre en rut, et en appetit.

**) Journ. de Henry II. p. 327.

ratheten, um chriſtliche Seelen von der Hölle zu erretten *).

Schwerlich waren ſonſt je Vater und Sohn in Rückſicht auf Neigungen und Gemüthsart mehr von einander verſchieden, als **Heinrich IV.** und **Ludewig XIII.** Jener fand in dem Beſitz ſchöner Weiber ſeine gröſte Glückſeligkeit. Dieſer kannte das Bedürfniß der Weiber gar nicht. Selbſt mit ſeiner jungen und ſchönen Gemahlinn brachte ihn bloß der Zufall einige Mahle zuſammen; und nur dem Zufalle hatten **Ludewig XIV.** und deſſen Bruder ihr Daſeyn zu danken **). **Ludewig XIII.** zeichnete unter den Damen ſeines Hofes zuerſt die Mademoiſelle de Hautefort, und dann die Mademoiſelle de la Fayette ſo ſehr aus, daß man ſagte: er liebe ſie. Dieſe Liebe war aber ſo unſchuldig, wie die von verklärten Geiſtern; und wenn der König

---

*) Brantome Dames Galantes I. p. 148. Que dirons nous d'aucuns qui eſpouſent des putains, et courtiſanes, qui ont eſté tres-fameuſes, comme l'on fait aſſez couſtumiérement en France, mais ſurtout en Eſpagne, et en Italie, lesquels ſe perſuadent de gagner les oeuvres de miſericorde, par librar una anima chriſtiana del inferno, comme ils diſent, en la ſainte voye.

**) Mad. de Motteville I. p. 82.

nig mit dieſen ſchönen Mädchen ſprach, ſo ſprach er nicht von Liebe und Gegenliebe, ſondern von Vögeln, Hunden und der Jagd *). Heinrich IV. liebte fröhliche Geſellſchaften und glänzende Vergnügungen. **Ludewig XIII.** zog die Einſamkeit und die Jagd allen andern Luſtbarkeiten vor; und daher wurde ſein Hof ſo finſter und freudenleer, wie ſein Gemüth war.

Man würde falſch ſchließen, wenn man glaubte, daß, um eben ſo viele Grade, als um welche Heinrich IV. durch ſein Beyſpiel die Ausgelaſſenheit der Sitten des Hofes befördert hatte, **Ludewig XIII.** ſie durch ſein Gegenbild eingeſchränkt habe. Die Verderbniß der Sitten iſt Eine von den Wirkungen, die nicht gleich wieder verſchwinden, wenn auch die Urſachen aufhören, wodurch ſie hervorgebracht worden. Wenn **Ludewig XIII.** durch ſeinen kalten Ernſt, und ſeine heiße Frömmigkeit etwas beſſerte; ſo waren es nicht ſowohl die Sitten ſelbſt, als das äußere Betragen ſeiner Hofleute. Man lebte vielleicht, wie unter Heinrich IV. Nur hütete man ſich, ſolche öffentliche Aergerniſſe zu geben, als man ſonſt gegeben hatte. Allem Anſehen nach trug die Spaniſche Galanterie, die unter Ludewig XIII. bey einem nicht geringen Theile des Hofes in großem Anſehen ſtand, mehr als das Muſter des Königs dazu bey, daß die Cavaliere nicht ſo unternehmend, und die Damen nicht ſo nachgiebig waren, als ſie unter Heinrich IV. geweſen waren. Anna von Oeſterreich war eine erklärte Freundinn dieſer Galanterie; und im Geiſte dieſer Galanterie duldete ſie die Bewerbungen ſo wohl des Duc de Montmorency, als des Herzogs von Buckingham *). Hingegen erſchrak ſie nicht wenig, da der Letztere ſich etwas mehr herausnehmen wollte, als die Dames du Palais in Madrid ihren Anbetern zugeſtanden **). Wenn der Cardinal von Richelieu Theſes über die Liebe aufgab ***); ſo that er es bloß, weil die Metaphyſik der Liebe herrſchende Mode war. Sonſt haßte er die Liebe, als ernſtliche, oder große Leidenſchaft; und zog unter den

---

*) Motteville p. 51. 77. 80.

---

*) Motteville I. p. 15. 17.

**) ib. p. 21.

***) Thomas p. 118.

Schönen diejenigen vor, deren Liebe er kaufen konnte.

In der Geſchichte des andern Geſchlechts iſt die Regierung Ludewigs XIII. zuerſt durch die Erziehung aller der Damen merkwürdig, die bald nachher in den Zeiten der Fronde eine wichtige Rolle ſpielten; und dann durch die erſte Erſcheinung ſolcher Aſpaſien, dergleichen Marion de Lormes, Ninon de l'Enclos, und die nachher ſo groß und berühmt gewordene Madame de Maintenon war. Marion de Lormes glich den vornehmen Curtiſanen, welche ſich ſchon lange an den Höfen, und in den großen Städten von Spanien und Italien gefunden hatten *). Ninon verkaufte entweder niemahls **), oder nur ein einziges Mahl, und zwar den erſten Genuß ihrer Reitze, an den Cardinal de Richelieu, von welchem Ninon die letzte Gunſt erhalten haben ſoll ***). Sonſt überließ ſie ſich einem

---

*) Die Stellen habe ich ſchon im vorletzten Abſchnitt angeführt.

**) Dieß behauptet der Verfaſſer der Vie de Ninon de l'Enclos vor den in ihrem Nahmen geſchriebenen Briefen.

***) Man ſehe den Brief von Voltäre über die Ninon in der Hist. lit. des femmes Franç. I. p. 317.

nem Jeden, der ihr Liebe einflößte, aber nur ſo lange, als ihre Liebe dauerte. Sie that dieſes aus Neigung und Grundſatz, weil ſie in der Liebe einen beſtändigen Wechſel, und in der Freundſchaft Beſtändigkeit für das wahre Glück des Lebens hielt. Die berühmteſten Dichter und Schriftſteller, die gröſten Helden, und die galanteſten Hofleute unter den Regierungen Ludewigs XIII. und XIV. wurden nach einander ihre Liebhaber, und nachdem ſie andern Platz gemacht hatten, ihre Freunde. Bisweilen folgte ein Liebhaber ſo ſchnell dem Andern, daß es zweyfelhaft wurde, wer von ihnen Vater des Kindes ſey, womit Ninon ſchwanger war. Ein ſolcher Streit über die Ehre der Vaterſchaft entſtand unter dem Grafen d'Eſtrées und dem Abbé d'Effiat. Beide kamen endlich dahin überein, daß ſie das Loos ziehen wollten. Das Loos entſchied für den Grafen, welcher daher das Kind, das Ninon gebar, als ſeinen Sohn erziehen ließ. Ninon machte ſo wenig Anſpruch darauf,

eine

p. 317. et ſq. Je vous dirai d'abord en Hiſtoriographe exact, que le Cardinal de Richelieu eut les premieres faveurs de Ninon, qui probablement eut les dernieres de ce grand miniſtre.

eine femme honnête zu werden: daß ſie vielmehr ſagte: ſie habe von jeher nur Ein Gebet zu Gott gebetet, dieſes nämlich: mein Gott, mach aus mir einen ehrlichen Mann, aber nie eine ehrliche Frau *). Dieſe Denkart und Handlungsart hinderte nicht, daß nicht die vornehmſten Männer ihre Söhne, und die vornehmſten Frauen ihre Töchter zu ihr geführt hätten, um unter ihrer Leitung in die große Welt einzugehen, und in ihrem Hauſe den Ton der guten Geſellſchaft anzunehmen **). Es gab einen Zeitpunct in dem Leben der **Ninon**, wo ſie zwar nicht ihre Art zu denken und zu handeln änderte, aber doch dieſelbe mäßigte. Dieſe Veränderung geſchah nach dem unglücklichen Ausgang der Liebe ihres Sohns, den ſie mit dem Marquis de Gerſai gezeugt hatte. Der Chevalier de **Villiers**, welcher nicht wuſte, daß er von der **Ninon** geboren worden war, faßte die heftigſte Liebe für ſeine Mutter, und wurde zuletzt in ſeinen Anträgen ſo ungeſtüm, daß **Ninon** demſelben ihr Verhälthältniß zu ihm entdecken muſte. Dieſe Nachricht ſetzte den jungen Mann ſo außer ſich, daß er ſich gleich entfernte, und ſich ſelbſt das Leben nahm. Ninon war um die Zeit, als ſie ihrem Sohne eine ſo heftige Leidenſchaft einflößte, ſechszig Jahre alt *). Mademoiſelle de l'Enclos wie man ſie in ihrem reifern Alter nannte, machte noch in ihrem ſiebenzigſten und ſogar in ihrem achtzigſten Jahre Liebhaber glücklich **). Sie beſaß unſtreitig viele Tugenden eines ehrlichen Mannes ***), und hatte auch um die Bildung des guten Tons der Geſellſchaft in Frankreich wichtige Verdienſte. Dieſe Tugenden und Verdienſte wurden von ihren weiblichen Schwachheiten, und Fehltritten weit überwogen. Sie war in Frankreich die Erſte, welche die feine, oder hohe Buhlerey nicht nur öffentlich übte, ſondern auch in ein Syſtem brachte; und durch ihre Grundſätze vielleicht noch mehr, als durch ihr Beyſpiel ſchadete. Wenn die vornehmſten Familien die Ninon ihren Kindern als ein Muſter vorſtellten; muſte da nicht der ſchönſten und edelſten Jugend die buhleriſche Liebe ein großer Vorzug ſcheinen, und die eheliche Treue und Liebe lächerlich werden?

---

*) Hiſt. litt. des femmes franç. I. p. 319. mon Dieu, faites de moit un honnête homme, et n'en faites jamais une honnete femme.

**) ll. cc.

---

*) Vie de Ninon p. 24.

**) ib. p. 30. 31.

***) Man ſehe die Geſchichte mit Gourville p. 15. 16. in der Vie de Ninon.

Unter der Regentſchaft der Königinn-Mutter war der Franzöſiſche Hof ſo ſehr verdorben, als er jemahls, oder vielleicht nie geweſen war. Edle Jungfrauen unterhielten öffentlich ihre Liebhaber, und die vornehmſten Hofdamen wechſelten ihre Anbeter eben ſo oft, als die ausſchweifendſten Hofcavaliere ihre Beyſchläferinnen wechſelten. Anna von Oeſterreich verſchuldete nur einen geringen Theil der empörenden Laſterhaftigkeit ihrer Hofleute und Hofdamen. Die Saat des Verderbens, die von Franz dem Erſten, und deſſen Nachfolgern ausgeſtreut, und gepflegt worden war, ſchlug vermöge ſeines innern Triebes von neuem aus, als der finſtere Ludewig XIII., und ſein gewaltiger Miniſter geſtorben waren.

Die genauſten Vertrauten der Königinn-Mutter konnten ihre Verbindung mit dem Cardinal Mazarin höchſtens verdächtig finden *). Wenn ſie aber auch wirklich den Cardinal geheirathet, hatte, wie man in ſpätern Zeiten behauptet hat **); ſo blieb ſie ihrem Gatten wenigſtens treu, und gab im Angeſichte ihres Hofes kein Aergerniß. Der Cardinal zog ſchöne Knaben den ſchönſten Weibern vor. Anna von Oeſterreich verhehlte dieſen Italiäniſchen Geſchmack des Cardinals vor ihren Vertrauten nicht ***). Dieß Geſtändniß würde für die Unſchuld der Verbindung der Königinn-Mutter mit dem Cardinal zeugen, wenn nicht de la Porte erzählte, daß Anna von Oeſterreich abſichtlich ſehr ſtarke Anzeigen unterdrückte, welche bewieſen, daß der Cardinal ſelbſt den jungen König Ludewig XIV. gemißbraucht hatte ****). Aus dem Bewuſtſeyn von geheimer Schuld allein läßt es ſich erklären, warum Anna von Oeſterreich an ihrem Hofe überhaupt, und ſelbſt in den Gemächern ihrer Cammerfräulein ſolche Ausgelaſſenheiten duldete, dergleichen unter ihren Augen vorgingen. Unter ihren ſechs filles d'honneur war nur eine Einzige, die einen unbeſcholtenen Ruf hatte *). Die übrigen alle ergaben ſich mehrern begünſtigten Liebhabern. Eins dieſer Fräulein, das ſchon vier oder fünfmahl Mutter geworden war, wurde zuletzt **) von dem Duc de Vitry ſchwanger, welcher darauf beſtand, daß ſie zur Rettung ihrer Ehre ſich die Frucht ihrer Liebe abtreiben laſſen ſolle. Mademoiselle de Guerchi, dieß war der Nahme des fruchtbaren Fräuleins, ſtarb unter der Operation, worüber der Duc de Vitry ganz untröſtlich war.

---

*) Man ſehe das Urtheil der Madame de Chevreuſe, der einzigen Vertrauten der Königinn Anna von Oeſterreich in ihren früheren Zeiten beym Cardinal de Retz II. 345. 3.6.

**) Anekdoten vom Franz. Hofe aus den Briefen der Herzoginn von Orleans, 36. u. f. S.

***) Madame de Motteville erwähnt deſſelben mehrmahl.

****) Memoires de Ms. de la Porte p. 215.

Der Geiſt der Empörung, welcher in den Zeiten der Fronde alle Stände, Alter und Geſchlechter ergriff, ſchwächte mit der Achtung gegen die Geſetze des Reichs auch die Achtung für die Geſetze des Wohlſtandes und der Sittlichkeit. Alle Urtheile ſtimmten darin überein,

---

*) Galant. des Rois de Franc. III. 168.

**) ib. p. 186.

daß die Ducheſſe de Montbazon, und die Ducheſſe de Longueville die ſchönſten Damen des Franzöſiſchen Hofes ſeyen; nur waren die Schönheitskenner darüber nicht einig, ob ſie der Erſtern, oder der Letztern den Preis zuerkennen ſollten. Die Herzoginn von Longueville, eine Schweſter des großen Condé, liebte zuerſt den Duc de Beaufort *), vertauſchte dieſen gegen den Prinzen von Marſillac, nachherigen Duc de Rochefaucault **), und opferte endlich auch den Duc de Rochefaucault dem Herzoge von Nemours auf ***). Die ſchöne Herzoginn büßte die Verirrungen ihrer Jugend durch die erbauliche Frömmigkeit ihres ſpätern Alters ab ****). Bey der Ducheſſe de Montbazon wäre es ein vergebliches Unternehmen, ihre Liebhaber aufzählen zu wollen, welche ſie ſelbſt nicht anzugeben im Stande geweſen wäre. Sie hatte Stirn genug, ſich für das anzukündigen, was ſie wirklich war; und der Cardinal de Retz lernte unter den verdorbenen Weibern ſeiner Zeit keine kennen, die im Laſter ſo wenig äußere

---

*) Galant. des Rois de France III. p. 156.

**) Motteville I. 455. 56.

***) ib. IV. 342.

****) ib. III. 547. 548.

Achtung für die Tugend behalten hätte, als die Ducheſſe de Montbazon *). Alle übrige Damen, welche in den Zeiten der Frondeeine Rolle ſpielten, ſtanden zwiſchen der Ducheſſe de Longueville, und de Montbazon gleichſam in der Mitte. Die Ducheſſe de Chatillon **), Madame la Palatine ***), Madame de Guimenée ****), Madame und Mademoiſelle de Chevreuſe †) hatten insgeſammt erklärte Liebhaber, und wechſelten ihre Liebhaber in kurzer Zeit oft um. Mehrere von dieſen Damen, beſonders Mad. de Guimenée und de Chevreuſe behielten das Bedürfniß zu lieben bis in das Alter bey, wo ſie von allen Reitzen verlaſſen waren, und liebten ohne Wahl bloß,

---

*) I. p. 262. Je n'ai jamais vû une perſonne, qui ait conſervé dans le vice ſi peu de reſpect pour la vertu. Die Art, wie die Ducheſſe de Montbazon von ihrem erklärten Liebhaber dem Duc de Beaufort zum Cardinal de Retz redete, beweist die Wahrheit des Urtheils des Letztern II. 30. Elle diſoit à qui la vouloit entendre, qu' il etoit impuiſſant: qu' il ne lui avoit jamais demandé le bout du doigt: qu' il n' etoit amoureux, que de ſon ame, etc.

**) Motteville III. 360. Rabutin hiſt. Gaul. I. p. 197.

***) de Retz I. 202. II. p. 226. Ueber die Abentheuer dieſer Dame ſehe man beſ. Memoires de Mad. de Montpenſier I. p. 220.

****) ib. I. p. 349.

†) ib. I. 201. III. 123.

bloß, weil ſie etwas zu lieben haben muſten. Madame de Chevreuſe geſtand offenherzig, daß ſie, den einzigen Duc de Buckingham ausgenommen, nie das geliebt habe, was ſie am meiſten geſchätzt hätte. Eben dieſe Ebentheurerinn geſtattete ihrer Tochter dieſelbige Freyheit, welche ſie von jeher gebraucht hatte; und dieſe öffentliche Mätreſſe des Cardinals de Retz ſollte doch an den Prinzen von Conti vermählt werden. Da die Heirath ſich zerſchlug, ſo hielt ſich der Cardinal für verpflichtet, ſeiner Geliebten Genugthuung zu verſchaffen *). Nicht lange nach dieſem Ritterdienſte verließ Mademoiſelle de Chevreuſe den Cardinal de Retz aus unerklärlicher Laune, um ſich dem Abbé Fouquet in die Arme zu werfen **). Der Cardinal de Retz blieb immer der Liebling des Pariſer Pöbels, und der Pariſer Geiſtlichkeit, ungeachtet er außer der Mademoiſelle de Chevreuſe noch mit der Madame de Guimenée und Madame de Pomereu in einem verbotenen Umgange lebte ***). Der Cardinal war noch ein Heiliger in Ver-

---

*) II. 302. 303.
**) III. p. 123.
***) ib. I. 349.

Vergleichung mit den Meiſten ſeiner Anhänger, von welchen er ſelbſt ſagt, daß ſie grauſam ausgeſchweift, und durch häufige und große Aergerniſſe ihm und ſeiner Sache geſchadet hätten *).

Im ſechszehnten Jahrhundert waren die Beyſpiele eben ſo häufig, als in der Ritterzeit, daß Frauen und Jungfrauen gleich den Männern an den Feſtungswerken belagerter Städte arbeiteten, oder gar die Feinde von ihren Wällen und Mauern abtrieben. In Italien erwarben ſich die Damen von Pavia **), und beſonders von Siena ***), durch ihre kriegeriſchen Arbeiten, und ihren kriegeriſchen Muth einen großen Ruhm. Gleiche Verdienſte erlangten in Frankreich die Einwohnerinnen von Rochelle ****), von St. Riquier, Peronne, Sancerre, und Vitré. Die Damen der

---

*) I. 349. La ſocieté de Meſſieurs de Briſſac, de Vitry, de Matra, de Fontrailles, qui etoient demeurez en union avec moi, n'etoit pas une benefice ſans charge. Ils etoient cruellement debauchez; et la licence publique leur donnant encore plus de liberté, ils s'emportoient tous les jours dans des excés, qui alloient jusqu' au ſcandale.

**) Dames Gal. de Brantome II. 297.

***) ib. I. 338 340. II. p. 299-301.

****) II. 297. 299. 300.

damahligen Zeit waren nicht tapferer, als die heutigen. Verzweyflung gibt aber ſelbſt den Schwachen und Furchtſamen Muth und Stärke. Die Damen wuſten, was ſie der Regel nach von ſiegreichen Belagerern zu erwarten hatten: wovon ich unten bey einer andern Gelegenheit reden werde.

Charakteriſtiſcher, als die angeführten Proben von soldatiſcher Tapferkeit, ſind die Beweiſe von heldenmüthiger Entſchloſſenheit und Kühnheit, welche mehrere der berühmteſten Franzöſiſchen Damen in den Zeiten der Fronde gaben. Mademoiſelle d' Orleans, welche man nachher Mademoiſelle de Montpenſier nannte, ging im Angeſichte der königlichen Armee nach Orleans, öffnete ſich einen Eingang in die Stadt, und entſchied durch ihre Entſchloſſenheit, wie durch ihre Beredſamkeit, die wankende Bürgerſchaft zum Vortheil der Fronde *).

Bald

---

*) III. p. 86 Ihr furchtſamer und unentſchloſſener Vater fand die Unternehmung auf Orleans lächerlich. Enfin, ſagt der Cardinal de Retz, tout ce ridicule réüſſit par la vigueur de Mademoiſelle, qui fut effectivement très grande. Sie ſelbſt erzählt dieſes alles ſehr naiv und intereſſant: Mem. I. 274-77 II. 4. 9. 16. 18. 52. auch wenn ſie als Weib vor Verdruß weinte p. 37.

Bald nachher rettete ſie den vom Marſchall von Türenne geſchlagenen großen Condé, indem ſie die Bürger von Paris zu ſeiner Hülfe entgegen führte, die Thore der Stadt öffnen, und die Canonen der Baſtille auf die königlichen Truppen abfeuern ließ *). Nicht weniger kühn war der Entſchluß der Mademoiſelle de Chevreuſe, den großen Condé, den Prinzen Conti, und die Ducs de Beaufort, und de Nemours, welche gerade in der Bibliothek des Herzogs von Orleans verſammelt waren, durch das bloße Umdrehen des Schlüſſels einzuſperren und gefangen zu nehmen **). Mehr lächerlich, als kühn hingegen war

---

*) ib. III. 146. de la Porte p. 292. Mem. de Montpenſier II. 79. 89. Die letzte Stelle zeigt, daß es falſch ſey, was Frau von Motteville erzählt: Mademoiſelle habe es nicht geſtehen wollen, daß ſie von der Baſtille auf das königliche Heer habe ſchießen laſſen; allein der König, die Königinn-Mutter, und das ganze Publicum wären vom Gegentheil überzeugt geweſen. Mad. de Motteville IV. p. 3[illegible]7.

**) de Retz II. 208. Ils ſont allez dans le Cabinet des Livres, repondit Mademoiſelle de Chevreuſe, attendre votre Alteſſe royale; il n' y a qu' à donner un tour de clef pour les y enfermer. J' envie cet honneur au Vicomte d' Autel; ce ſera une belle choſe, qu' une fille arrête un gagneur de Batailles! Elle fit un ſaut, en diſant cela, pour y aller.

der Einfall der Madame de Guimenée, welche der Königinn verſprach, den Cardinal de Retz eine Zeitlang aus den Wege zu räumen, wenn die Königinn ihr nur die Verſicherung geben wolle, daß der Cardinal allein in ihrer ſichern Verwahrung bleiben werde. Madame de Guimenée hatte die Abſicht, den Cardinal in ein Gewächshaus einzuſperren, viel weniger um ihn von dem Kampfplatze der ſtreitenden Parteyen, als um ihn von der Verbindung mit der Mademoiſalle de Chevreuſe zu entfernen *). — Der Heroismus der Mademoiſelle d' Orleans und ihrer Zeitgenoſſinnen entſprang eben ſo natürlich aus der Ueberſpannung der Gemüther in den gefahrvollen Augenblikken einer allgemeinen Empörung, als die unweibliche Kühnheit der damahligen Weiber im Laſter aus der allgemeinen Zügelloſigkeit der Fronde entſtand.

*) ib. II. p. 135.

Fünfter Abſchnitt

Ueber den Untergang der alten, und die Entſtehung, und Epochen der neuern Galanterie bis auf die Zeiten Ludewigs des Vierzehnten.

Meine Leſer und Leſerinnen wiſſen, daß die Galanterie der Ritterzeit nicht ein wahrer, und natürlicher Ausdruck von Liebe, Ergebenheit und Achtung gegen das andere Geſchlecht, ſondern ein meiſtens leeres, und eben deßwegen lächerliches und übertriebenes Gepränge von Worten und äußern Handlungen war, wodurch man Empfindungen, welche man nicht hatte, erkünſtelte. Ich darf es ferner als bekannt vorausſetzen, daß die Formeln der Curteſie, durch welche die

Ritter den Damen Liebe, Ergebenheit und Ehrfurcht in Worten, oder in Verbeugungen des Cörpers, oder in wirklichen Handlungen ausdrückten, faſt eben ſo genau, als der Rang und das Betragen der verſchiedenen Claſſen der höheren Stände gegen einander beſtimmt waren; und daß man dieſe Formeln der Curteſie zwar übertreiben, aber nicht verletzen durfte. Ich habe endlich bewieſen, daß Ritter und Damen in den älteren Zeiten ſelten, und faſt immer nur bey großen, Feierlichkeiten und Feſten zuſammenkamen; und daß die Curteſie der Ritter die Damen nie mehr erhob, und vergötterte, als an den Turnieren.

Durch den beſtändigen Aufenthalt der Damen, und nicht bloß der Damen, ſondern auch des vornehmſten männlichen Adels an den Höfen der Könige und Fürſten muſten nothwendig in der alten Galanterie ſowohl, als in der alten Etiquette große Veränderungen hervorgebracht werden. Die künſtlichen, und ſchwerfälligen Complimente gegen Fürſten und Damen ſetzten ſeltene und feierliche Erſcheinungen vor Beiden voraus; und muſten alſo aufhören, oder abgekürzt werden, ſo bald man die Einen täglich zu ſehen, und mit den Andern täglich umzugehen anfing. Ein wichtiger Theil der Curteſie bezog ſich auf die Turniere; und dieſer Theil muſte allmählich verſchwinden, als die ritterlichen Kämpfe neuen Vergnügungen Platz machten. Ein anderer Theil der Ritterpflichten entſprang aus den Gewaltthätigkeiten, welche man gegen edle Frauen und Jungfrauen ausübte, und welche jeden Ritter verbanden, nothleidenden Schönen zu Hülfe zu kommen. Die Verbeſſerung der Verfaſſungen der Europäiſchen Staaten, und die wachſende Macht der Fürſten machten den ehemahligen Gewaltthätigkeiten ein Ende, in deren Stelle ſchlaue Verführung trat. Die Ritter der alten Zeit widmeten ſich oft dem Dienſte von Damen, welche ſie nie geſehen, oder nur eine kurze Zeit geſehen hatten; und ein ſolcher Dienſt weit entfernt die Ehre von Damen zu kränken, verherrlichte ſie vielmehr. Durch die Vereinigung beider Geſchlechter an den Höfen erhielt der Dienſt der Damen eine ganz andere Geſtalt, und einen andern Sinn. Glückliche Knechte der Liebe durften nicht mehr ſo öffentlich, wie vormahls, mit den Pfändern der belohnten Liebe prangen, ohne die Ehre der Damen in Gefahr zu ſetzen.

Die vielen und wichtigen Veränderungen, welche im ſechszehnten Jahrhundert mit den Europäiſchen Höfen in dem Verhältniſſe beider Geſchlechter vorgingen, konnten die bisherige Denkart, und die daraus entſtandenen uralten Gewohnheiten nicht auf einmahl vernichten. Manche Regeln der Ritter-Carteſie wurden das ganze ſechszehnte, und einige bis in die letzte Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts beobachtet.

Wenn die Ritter der alten Zeit ſich dem Dienſte irgend einer Dame übergaben, ſo thaten ſie nicht ſelten beſchwerliche, oder gefahrvolle Gelübde, um dadurch die Beſtändigkeit und Größe ihrer Liebe zu beweiſen. Dieſe Gelübde gehören zu den erſten Merkmahlen der ritterlichen Curteſie, die mit der Ritterſchaft ſelbſt ausſtarben. Ich habe im ſechszehnten Jahrhundert kein anderes Beyſpiel eines im Geiſte der Ritterzeit gethanen Gelübdes gefunden, als das des Herzogs von Nemours, welcher ſeiner

Schönen zu Liebe *), vom Ellbogen bis an die Hand keinen Harniſch trug: in dem feſten Zutrauen, daß dieſer unbedeckte Theil des Cörpers durch den Schutz ſeiner Göttinn genug werde vertheidigt werden. Der Duc de Nemours war in jeder Rückſicht ein ſo ſchöner, und vollkommner Ritter, als die Jahrhunderte der Ritterzeit kaum Einen hervorgebracht hatten **).

Eine andere Probe der Curteſie von Rittern beſtand darin, daß ſie ſich die Erlaubniß nahmen, oder ausbaten, die Farben der Damen, deren Dienſt ſie ſich widmeten, tragen zu dürfen, wie die Dienſtleute der Fürſten die Farben ihrer Herren trugen. Auch dieſe Curteſie übte noch im ſechszehnten Jahrhundert der Herzog von Nemours. Er beſuchte im J. 1512. die Herzoginn von Ferrara, und brachte von dieſem Beſuche die Farben der Herzoginn, ſchwarz und grau mit *). Von dem Tragen der Livree der Damen finde ich in der Folge keine Spur mehr. Dagegen entſtand eine andere Galanterie, welche die Herren ſich von den Damen ausbaten. Zu Brantome's Zeiten erſuchten viele Liebhaber ihre Schönen, neue ſeidene Strümpfe, welche ſie für ſich gekauft hatten, acht oder zehn Tage zu tragen, und ſie dadurch gleichſam einzuweihen **). Dieß Einweihen von Mannsſtrümpfen durch Damen ſcheint entweder eine andere Dimenſion der Beine von Herren und Damen, oder eine andere Fabrication von ſeidenen Strümpfen vorauszuſetzen, als wir jetzt kennen.

---

*) Pour l'amour de ſa Mye. Fleuranges p. 115.

**) Brantome Hommes illuſt. III. p. 2. 3. Il aymoit toutes ſortes d'exercice, et ſi y eſtoit ſi univerſel, qu' il eſtoit parfait en tous: . . . . . qui l'a veu, le peut baptizer par tout le monde la fleur de toute Chevalerie, et pour ce fort aymé de tout le monde, et principalement des Dames, deſquelles il en a tiré des faveurs, et bonnes fortunes plus, qu' il n'en vouloit, etc.

Viel allgemeiner, als das Tragen der Farben von Damen, war das Tragen von Liebespfändern, welche ſich die Ritter von den Damen, die ſie liebten oder ehrten, erbaten, oder die Damen freywillig ihren Liebhabern und Verehrern ſchenkten. Das Geben und Tragen der ſo genannten faveurs, dauerte bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts fort. Bloß der Stoff und die Form derſelben änderten ſich allmählich ab. — In den erſten Feldzügen, welche der tapfere Bayard in Italien machte, traff er in der Stadt Carignan die Dame wieder an, die er in ſeiner Jugend, und während ſeines Aufenthalts am Savoyiſchen Hofe am meiſten geliebt und geehrt hatte *). Der biedere Krieger verſicherte der Dame ſeines Herzens, die an einen Herrn de Fluxas vermählt war, ſeine fortdauernde unſträfliche Liebe und Verehrung, und erſuchte ſie, ihm Gelegenheit zu verſchaffen, wodurch er ihr und den übrigen Damen der Stadt ſeine Ergebenheit bezeugen könnte. Die Dame wünſchte, daß der Ritter ein Turnier veranſtalten möchte. Bayard verſprach dieſes zu thun, und bat die Dame zugleich, ihm Einen von ihren Manchons zu geben. Madame de Fluxas gewährte dieſe Bitte, und

---

*) Vie de Bayard Ch. 47. p. 260. ce gentil Duc de Nemours . . . . en rapporta les couleurs de la Ducheſſe, qui eſtoient de gris et de noir.

**) Dames gal. I, 325. J'ay connu force Gentilshommes, qui premier de porter leur bas deſage, prioient premier leurs maiſtreſſes de les eſſayer, et porter devant eux quelques huit ou dix jours de plus, que du moins, et puis les portoient en une tres grande veneration, et contentement d'eſprit et de corps.

---

*) Vie de Bayard. Ch. XIII. p. 61. 62.

und nun machte der Ritter gleich am folgenden Tage bekannt, daß er am nächſten Sonntage ein Turnier halten, und als den Preis des Sieges einen Manchon ſeiner Dame, ſammt einem Rubin von hundert Ducaten ausſetzen werde. Die Franzöſiſchen und Italiäniſchen Ritter turnirten an dem anberahmten Tage mit allgemeinem Beyfall. Nach geendigtem Turnier erkannten die Kampfrichter, und die Damen dem Ritter Bayard den Preis zu. Bayard erklärte erröthend, daß er dieſe Ehre nicht verdiene; denn wenn er ſich auch gut gehalten habe, ſo verdanke er dieſes der Madame de Fluxas, die ihm ihren Manchon geborgt habe. Eben deßwegen überliefere er auch ihr den Preis, damit ſie denſelben nach Gutbefinden ertheilen könne, wem ſie wolle. Die Dame gab den Rubin dem Ritter, der ſich nach Bayard am beſten gezeigt hatte, und behielt den Manchon als ein Andenken des Ritters, welchen ſie einſt geliebt hatte, und von welchem ſie bey der Wiedereröffnung des Feldzugs mit Thränen Abſchied nahm. Die ehrbare Liebe des Ritters und der Dame dauerte bis an den Tod, und es verging kein

Jahr, wo ſie ſich nicht einander Geſchenke ſchickten *).

Einige Jahre nachher wurde der Ritter Bayard bey der Eroberung von Breſcia ſchwer verwundet, und in das Haus eines reichen Edelmanns gebracht, der ſich ſelbſt in ein Cloſter geflüchtet, und ſeine Frau, und beide Töchter ihrem Schickſale überlaſſen hatte. Der verwundete Ritter war kaum von denen, welche ihn trugen, niedergeſetzt worden, als die Dame und ihre beiden Töchter ihn unter vielen Thränen baten, das Haus, und alles, was darin enthalten ſey, als ſeine verdiente Beute anzunehmen, aber nur ihre und ihrer Töchter Ehre gegen die wilden und ſiegreichen Krieger zu ſchützen. Der Ritter Bayard beruhigte die Damen, und ſtellte mehrere von ſeinen Leuten vor die Thüre des Hauſes hin, um die plündernden Soldaten abzuhalten. Die Edelfrau und ihre beiden Töchter thaten alles, was

---

*) p. 68. Ce faict, conveint aller prendre congé de ſes premieres amours la Dame de Fluxas, qui ne feut pas ſans tomber larmes de la part d'elle, et de ſon coſté eſtoit le coeur bien ſerré. L'amour honneſte a duré entre eulx deux juſques à la mort, et n'eſtoit année qu'ils ne s'envoyaſſent preſens l'un à l'autre.

ſie konnten, um dem Ritter Bayard die Heilung zu erleichtern, und die Zeit angenehm zu vertreiben. Nachdem er wieder hergeſtellt war, und Abſchied nehmen wollte; ſo bot die Dame des Hauſes dem tapfern und untadelichen Ritter ein Schatzkäſtchen mit 2500. Ducaten als ein geringes Merkmahl ihrer Dankbarkeit an. Der Ritter, der immer gute Menſchen mehr, als das beſte Gold geliebt hatte, ſchlug zuerſt das Geſchenk gänzlich ab. Da aber die Dame hierüber ganz untröſtlich wurde; ſo ließ er die beiden Töchter kommen, ſchenkte einer Jeden von der Summe, welche er erhalten hatte, tauſend, und die übrigen fünf hundert Ducaten den Frauenklöſtern der Stadt, die nach der Eroberung geplündert worden waren. Indem er zu Pferde ſteigen wollte, brachten die beiden Fräulein dem Ritter zwey Stücke, welche ſie während ſeines Krankenlagers mit eigener Hand gearbeitet hatten: ein Paar niedlicher Armbänder, und einen ſeidenen Geldbeutel. Bayard ließ ſich die Armbänder gleich anlegen, und ſteckte den Beutel in ſeinen Ermel, mit der Verſicherung: daß er beide den Geberinnen zu Liebe und zu Ehren ſo lange tragen werde, als ſie dauern würden *).

Zu den Zeiten Heinrichs III., Heinrichs IV., und **Ludewigs XIII.** ſchenkten die Damen ihren Liebhabern gewöhnlich Kleinodien, welche eine bedeutende Form hatten, und durch ihre Form entweder die Größe und Beſtändigkeit der Liebe der Geberinnen, oder der Größe und Beſtändigkeit der Liebe, welche man von den Verehrern erwarte, anzeigten. Als die Königinn **Margarete von Navarra** den d'**Entragues** zu ihrem Liebhaber erkohren hatte, verlangte ſie von ihm, daß er zum Beweiſe ſeiner aufrichtigen Liebe das diamäntne Herz ausliefern ſolle, welches er von der Marſchallinn **von Retz** als ein Liebespfand erhalten habe **). Im J. 1633. verliebte ſich **Puylaurent**, ein Günſtling des Herzogs **von Orleans** in die Prinzeſſinn von **Chimay**, und von dieſem Augenblick an trug er die faveur nicht mehr, welche eine Prinzeſſinn **von Pfalzburg** ihm geſchenkt hatte. Dieß Liebespfand beſtand in einer

---

*) p. 291. Et pour plus les honorer, ſe feit mettre les bracelets au bras, et la bourſe ſe meit en ſa manche, etc.

**) Memoires d'Aubigné p. 79.

blauen Schleife, durch welche ein kleiner Degen ging, mit der Deviſe: ewige Treue der blauen Farbe *). Unter der Regierung Ludewigs XIII. hörte der große Werth auf, welchen man ſeit Jahrhunderten auf die faveurs gelegt hatte. — Der Duc de Bellegarde hatte ſeines Alters ungeachtet durch die Galanterie, welche er an den Höfen Heinrichs III. und Heinrichs IV. ſo lange geübt hatte, der jungen Königinn Anna von Oeſterreich gefallen. Er verſcherzte aber dieſe Gunſt auf einmahl, als er bey ſeiner Abreiſe nach Rochelle die Königinn um keine andere faveur bat, als daß ſie das Heft ſeines Degens mit ihrer Hand berühren möchte **). Anna von Oeſterreich fand dieſe Galanterie ſo abgeſchmackt, daß ſie von dem widrigen Eindruck derſelben nie wieder zurück kommen konnte. Man verlor allmählich den Geſchmack an den ſymboliſchen Liebespfändern. Die Leichtigkeit größerer Gunſtbezeugungen machte die geringeren vernachläſſigen. Weil die Liebe der Hofleute nicht bloß innerhalb hochtrabender Worte ſtehen blieb; ſo ſuchte man eine glückliche Liebe eher zu verbergen, als die Merkmahle derſelben zur Schau zu tragen.

---

*) Memoir. du Duc d'Orleans p. 112. . . et quittoit la marque de chevalerie, que Madame la Princeſſe de Phalsbourg lui avoit donnée, un noeud bleu traverſé d'une petite epée, avec la deviſe: fidelité au bleu - mourant.

**) de Retz. I. 345. Que M. de Bellegarde, vieux, mais poli et galant, à la mode de la cour de Henri III. lui avoit plû; qu' elle s'en etoit degoutée, parcequ' en prenant congé d'elle, lors qu'il alla commander l' Armée à la Rochelle, et lui ayant demandé en general la permiſſion d' eſperer d' elle une grace avant ſon depart, il s'etoit reduit à la ſupplier de vouloir bien mettre la main ſur la garde de ſon epée; qu'elle avoit trouvé cette maniere ſi ſotte, qu' elle n' en avoit jamais pû revenir.

In den Ritterzeiten machte man häufig die faveurs, welche man von den Damen ſeines Herzens erhalten hatte, zu Empriſes, oder denjenigen Theilen des ritterlichen Schmucks, und der ritterlichen Rüſtung, die ein Jeder berühren muſte, der mit dem Inhaber, oder Träger der Empriſe einen Ehrenkampf eingehen wollte *). Insbeſondere zeichneten ſich die irrenden Ritter durch Empriſes aus, welche ſie von ihren Damen als Liebespfänder empfangen hatten. Von ſolchen irrenden Rittern finde ich in Frankreich nur ein einziges Beyſpiel in den erſten Jahren des ſechszehnten Jahrhunderts.

---

*) Olivier de la Marche I. ch. 14.

Im J. 1505. nämlich baten und erhielten von der Königinn Anna von Bretagne Antoine d' Arces, und drey ſeiner Waffenbrüder die Erlaubniß, als irrende Ritter die vier Königreiche England und Schottland, Spanien und Portugal zu durchziehen, und allenthalben mit unbeſcholtenen Rittern zur Vermehrung ihres eigenen Ruhms, und zu Ehre ihrer Damen zu kämpſen **). Die vier Ritter machten ihr Vorhaben in einem Manifeſt, oder Ausſchreiben kund, und ſetzten in dieſem Ausſchreiben zugleich die Bedingungen des Kampfs, die Belohnungen des Siegers, und die Strafe des Ueberwundenen feſt. Der Ritter d' Arces trug eine weiße Empriſe am Halſe, und nannte ſich deßwegen den weißen Ritter. Wer dieſe Empriſe berührte, konnte gleich erklären, ob er bloß um ſeines eigenen Ruhms willen, oder für die Ehre ſeiner Dame ſtreiten wolle. Im letztern Fall wurde derjenige, welcher unterlag, ein Gefangener der Dame ſeines Siegers; und wenn er nicht Luſt, oder Zeit hatte, ſich dieſer Dame in Perſon zu ſtellen, ſo konnte er ſich mit einem Diamanten von

300

**) Supplement à l' hiſtoire du Chevalier Bayard p. 443-447.

300. Thl. loskaufen, welchen er dem Sieger innerhalb vier Tagen zu Handen ſtellen muſte *).

Die irrende Ritterſchaft ſtarb zwar im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts aus; allein ihre Urſachen und Wirkungen dauerten noch über ein Jahrhundert fort. Die Reſte und Nachwirkungen der irrenden Ritterſchaft wurden unendlich verderblicher, als ſie ſelbſt in der Zeit ihres höchſten Flors jemahls geweſen war.

Manche irrende Ritter gingen auf Abentheuer aus, entweder, weil ſie von ihren Schönen aufgefordert worden waren, ſich der Gunſt derſelben durch Heldenthaten würdig zu machen; oder weil ſie auch ohne ausdrückliche Aufforderung glaubten, daß ſie die Liebe der Schönen durch gefahrvolle Kämpfe für ihren Ruhm verdienen müſten. Andere irrende Ritter zogen in nahen und fernen Landen umher,

---

*) l. c. Et s'il advient, qui celvy, qui aura touché à la dite empriaſe, ait declaré les accomplir pour ſa dame . . . ſoit mis outre, et rendu, ſera tenu s'en aller rendre priſonnier, et à la Mercy de la mieux aymée Dame de celvy à qui le cas ne ſera advenu. Et au cas, qu' il ne voulſiſt aller en perſonne au lieu, où ſera ladite Dame, ſera racheptable d' un diamant de trois cens eſcus, lequel Diamant ſera baillé . . . dedans quatre jours.

um bedrückten Frauen und Jungfrauen beyzuſtehen, und das ihnen angethane Unrecht an den Beleidigern zu rächen. Gewaltthätigkeiten gegen die Perſonen und das Eigenthum von Damen hörten zwar auf, oder wurden nicht mehr von einzelnen Rittern, ſondern von Gerichten geahndet. Allein die Vertheidigung ihrer Ehre erwarteten die Damen noch immer von ihren Liebhabern, oder Freunden; und daher dachte und handelte der Adel des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts in den angezeigten Puncten, wie die irrenden Ritter der älteren Zeit gedacht und gehandelt hatten.

Der Ruhm der Damen war im ganzen ſechszehnten Jahrhundert, wenigſtens in Frankreich, Spanien und Italien ein eben ſo mächtiger, oder noch mächtigerer Sporn zu Heldenthaten, als die Begierde nach eigenem Ruhme, oder als die Liebe des Vaterlandes, und des Fürſten. Aus dieſer Ueberzeugung entſprang die Verachtung Franz des Erſten gegen alle Edelleute, die keine Mätreſſen hatten, und zugleich der Wunſch, daß alle ſeine Krieger und Hofleute von heftiger Liebe gegen irgend eine Schöne entzündet ſeyn möchten. Die tapferſten Krieger legten das ganze ſechszehnte Jahrhundert durch das Bekenntniß ab, daß ſie in allen Gefahren und Kämpfen vielmehr von der Begierde ihren Damen zu gefallen, als von irgend einer andern Triebfeder wären geſtärkt, und befeuert worden *). Viele tapfere Männer wagten, oder opferten gar in der Schlacht ihr Leben auf, um dadurch ihren Damen zu beweiſen, daß ſie in ihnen würdige Verehrer gefunden hätten **).

Wenn die Begierde, den Damen zu gefallen, keine andere Wirkungen gehabt hätte, als den Muth edler Krieger in der Schlacht zu beleben; ſo würde man ſie als eine Schweſter der Liebe des Vaterlandes haben hochpreiſen müſſen. Leider wurde dieſe Begierde von falſchen Begriffen der Ehre irre geleitet; und nun verwandelte ſie die liebenswürdigſten Schönen entweder in gefährliche Thörinnen, oder in Furien, welche die Fackeln der Zwietracht zwiſchen Freunden, Verwandten, und Waffenbrüdern ſchüttelten; und die tapferſten Männer und Jünglinge in ſinnloſe Wagehälſe, oder gar in Mörder und Henker, die den Boden des Vaterlandes mit den Leichnamen ſeiner edelſten Söhne, und ihre Hände mit dem Blute ihrer Freunde, oder wenigſtens ihrer Mitbürger befleckten.

---

*) Z. B. der tapfere Buſſy unter Heinrich III. Brantome Dames Galant. II. 21. 74. 75. Je luy ay ouy dire ſouvent, qu'en temps de guerre, comme en une rencontre generale, et es combats ſinguliers, (car il en a fait prou) où il s'eſt jamais trouvé, et qu'il a jamais entrepris, ce n'eſtoit point tant pour le ſervice de ſon Prince, ny pour ambition, que pour la ſeule gloire de complaire à ſa Dame. Vorzüglich Heinrich IV., der im J. 1587. die gewonnenen Fahnen zu den Füßen der Gräfinn de Guiche niederlegte. Sully. I. p. 128.

**) Z. B. der tapfere de Bordes in der Schlacht bey Dreux: l. c. p. 274. En partant il dit', ha! je m'en vais combattre vaillamment pour l'amour de ma maiſtreſſe, où mourir glorieuſement: à ce il ne faillit, car ayant percé les ſix premiers rangs il mourut au ſeptieſme, porté par terre.

Stolze, oder ſchwärmeriſche Weiber des ſechszehnten Jahrhunderts mutheten ihren Verehrern eben ſo unvernünftige, und halsbrechende Abentheuer, als in den Ritterzeiten zu. Eine Dame am Hofe Franz des Erſten hörte ſehr viel von der Tapferkeit eines Monſieur de Lorges, der ſich um ihre Gunſt bewarb. Um zu prüfen, ob der Muth des Herrn von Lorges ſo groß ſey, als das Gerücht ſagte, ließ ſie an einem Tage, wo

Franz der Erſte eine Löwenhetze anſtellte, Einen ihrer Handſchuhe in den Löwenbehälter fallen, gerade, da dieſe Thiere am meiſten gereitzt waren. Nach dem Verluſte des Handſchuhs wandte ſie ſich an den Herrn von **Lorges**, und bat ihn, den Handſchuh wieder zu hohlen, wenn er ſie anders ſo ſehr liebe, als er vorgebe. Der tapfere Mann bedeckte ſeine linke Hand mit dem Biret, welches man damahls trug, hielt mit der rechten ſeinen Degen vor, und trat ſo mitten unter die ergrimmten Löwen, die ihn glücklicher Weiſe nicht hinderten, den Handſchuh der Dame aufzunehmen. De Lorges warf den Handſchuh voll Unwillens der Thörinn in's Geſicht, die ſein Leben ſo frevelhaft in Gefahr geſetzt hatte, oder entſagte wenigſtens einem Weibe, deſſen Eitelkeit ſo gefahrvolle, und zugleich unrühmliche Proben von Muth verlangte *).

Unter Heinrich dem Dritten wurde ein Herr von Genlis auf eine ähnliche Probe, wie Monſieur de Lorges geſtellt **). Als er eines Tages mit ſeiner Schönen auf der Seine fuhr, warf dieſe abſichtlich ein koſtbares Schnupftuch in's Waſſer, und bat ihren Liebhaber, daß er ſich in den Fluß ſtürzen, und das Tuch wieder hohlen möchte. Monſieur de Genlis machte die Einwendung, daß er nicht ſchwimmen könne. Dieſe Bedenklichkeit zog ihm den Vorwurf zu, daß er ein ſehr furchtſamer Liebhaber ſey *). Nach dieſem Vorwurfe ſprang er ohne weiteres Bedenken in die Seine, und er würde unfehlbar ertrunken ſeyn, wenn ihm nicht gleich ein nahes Fahrzeug zu Hülfe gekommen wäre.

---

*) Brantome Dames gal. II. 255.

**) ib. 267.

Zumuthungen dieſer Art waren aber doch eben ſo ſelten, als die Zweykämpfe, welche man ohne alle Beleidigung von der einen, oder andern Seite ſeiner Dame, oder überhaupt den Damen zu Liebe, und zu Ehren einging **). Ohne Ver-

---

*) Que c'eſtoit un coüard amy, et nullement hardy.

**) Bey der Belagerung von Paris forderte Jemand von der anti-königlichen Partey einen Krieger aus dem Heere des Königs zu einem coup de piſtolet pour l'amour des Dames heraus, und der Duc de Bellegarde nahm dieſe Aufforderung an. Memoir. particul. I. p. 74. Der Lord Cherbury bot dem berühmteſten Franzöſiſchen Schläger, Monſieur de Balagny an, zu beweiſen, daß er eine liebenswürdigere Schöne habe, als ma-

Vergleichung ſchädlicher wurden die häufigen Duelle, welche im ſechszehnten, und im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, nicht bloß aus den Beleidigungen der Ehre von Edelleuten, ſondern auch der Ehre ihrer Schönen entſtanden.

Von dem Zeitpuncte an, wo die Einführung des groben und kleinern Feuergewehrs den Gebrauch der ſchweren Waffen und Rüſtungen immer unnützer und ſeltener machte, (und dieſen Zeitpunct kann man vom Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts anrechnen) von dieſem Zeitpuncte an traten in die Stelle der alten gerichtlichen- und Ehrenkämpfe die Duelle der neuern Zeit ein, in welchen Männer und Jünglinge anfangs ohne eine völlige, und bald ohne alle Bedeckung des Cörpers meiſtens mit Stoßdegen, ſeltener mit Piſtolen gegen einander fochten. Die leichteren Waffen und Rüſtungen hatten ſchnell die traurige Folge, daß die Ehrenkämpfe ungleich zahlreicher und gefährlicher wurden, als ſie in älteren Zeiten geweſen

---

Balagny. Der Schläger hatte keine Luſt, deßwegen einen Zweykampf einzugehen, und ſchlug dem ritterlichen Cherbury eine Liebesprobe vor, welche dieſer mit den Worten verwarf: he ſpoke more like a Pandard than a Cavalier. Life of Cherb. p. 83.

ſen waren. Die ſchweren Rüſtungen der Ritterzeit bedeckten den Cörper ſo vollkommen, daß Jemand mehrere hundert Mahle mit ſcharfen Waffen gegen Andere kämpfen konnte, ohne ein einziges Mahl gefährlich verwundet zu werden. In den neueren Duellen hingegen koſtete es gemeiniglich einem, nicht ſelten beiden Kämpfern das Leben, weil der Cörper durch nichts, als durch die Kunſt der Fechter geſchützt war. Die alten ritterlichen Kämpfe erforderten mancherley Zurüſtungen, und waren mit vielen feierlichen Cärimonien begleitet; und während dieſer Vorbereitungen wurden manche Streitigkeiten beygelegt, oder die Gemüther der Widerſacher beſänftigten ſich wenigſtens. Nachdem man aber zu einem Zweykampf weiter nichts brauchte, als einen leichten Degen, welchen Edelleute und Krieger ſtets mit ſich umhertrugen; ſo konnte man zu jeder Zeit, und beynahe an jedem Ort ein Duell anfangen oder zumuthen. Wenn man im ſechszehnten, und im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts Beyſtände, oder Secundanten wählte; ſo gaben dieſe nicht darauf Acht, daß der Herausforderer und der Herausgeforderte einen gerechten Kampf kämpfen möchten, ſondern ſie nahmen ſelbſt an dem Gefechte Theil, und ſtritten gegen einander, als wenn auch ſie ſich gegenſeitig beleidigt hätten. Daher geſchah es oft, daß von drey, vier, oder noch mehrern Paaren von Kämpfern Wenige oder gar keine übrig blieben, ſondern daß ſie alle erſtochen, oder gefährlich verwundet wurden. Mit der Menge und Gefährlichkeit der Duelle ſtieg auch der Werth, den man darauf ſetzte. Unter Heinrich III. und noch mehr unter Heinrich IV. ſchätzte man keinen Krieger, und Edelmann, der ſich nicht in einem, oder mehrern Duellen gut gehalten hatte; und ein Klopffechter, der ſo glücklich geweſen war, viele Gegner in Duellen zu erlegen, wurde beſonders von den Weibern höher geſchätzt, als der gröſte Feldherr. Zu der Zeit, ſagt der Lord Cherbury, als ich den Hof Heinrichs IV. beſuchte, war der Hang der Franzoſen zu Duellen ſo groß, daß man keinen Menſchen irgend einer Achtung werth fand, der nicht Einen, oder den Andern im Duell erlegt hatte. Der Stallmeiſter des Connetable von Montmorency bat einen Herrn von Deſancourt, daß er ihm ſeine Nichte zur Frau geben möchte. Herr von Desancourt gab zur Antwort: daß es für Monſieur Mennon, dieß war der Nahme des Stallmeiſters, noch nicht Zeit ſey, zu heirathen. Erſt müſſe er zwey, oder drey Menſchen im Duell tödten, und dann heirathen, und Kinder zeugen; ſonſt würde die Welt durch ihn weder etwas gewinnen, noch verlieren *). — An einem Hoffeſte klopfte Jemand ſtärker, als es Ort und Zeit zu erlauben ſchienen, an die Thür des Tanzſaals. Da der Anklopfer hereintrat, entſtand ein allgemeines frohlockendes Geflüſter, und alle ſagten: C' eſt Monſieur Balagny. Die Damen wetteiferten mit einander, ihn an ihre Seite zu bringen; und wenn er irgendwo eine kurze Zeit geſeſſen hatte, ſo verlangten Andere, daß man ihnen den Herrn von Balagny auch überlaſſen ſolle. Der Lord Cherbury war über den Wetteifer der Damen um deſto mehr verwundert **), da Monſieur de Balagny gar nicht ſchön von Perſon, und ſehr ſchlecht gekleidet war. Auf ſeine Frage: wer der Liebling der Damen denn ſey, gab man ihm endlich den Beſcheid: Herr von Balagny ſey einer der tapferſten Männer in der Welt. Er habe acht, oder neun Männer im Duell getödtet. Eben deßwegen ſchätzten ihn die Damen ſo, weil alle Franzöſinnen glaubten, daß ſie einem ſolchen Manne am eheſten die Vertheidigung ihrer Ehre anvertrauen könnten *). Bey ſolchen Begriffen von Muth und Ehre konnte es nicht fehlen, daß nicht Männer und Jünglinge in Duellen Ruhm, und Achtung bey den Damen geſucht, und ſehr viele Damen die Bereitwilligkeit der Männer zu Zweykämpfen dazu gebraucht hätten, ihre Rache an Perſonen zu üben, von welchen ſie glaubten, Beleidigungen empfangen zu haben. Die meiſten Duelle wurden auf Antrieb, oder wenigſtens auf Veranlaſſung von Damen gefochten; und man kann mit Sicherheit annehmen, daß von den viertauſend Edelleuten, die bloß um

---

*) Life of Cherbury p. 63. 64.

**) p. 70.

---

*) l. c. I was told, that he was one of the gallantest men in the world, as having killed eight or nine men in ſingle fight, and that for this reaſon the Ladies made ſo much of him, it being the manner of all French women to cheriſh gallant men, as thinking they could not make ſo much of any elſe with the ſafety of thier honour.

unter der Regierung Heinrichs IV. in Duellen fielen *), die größere Hälfte Schlachtopfer der Leidenſchaften von Weibern geworden ſeyen. Es erhielt ſich bis in die letzten Jahre Heinrichs IV. die Meynung: daß jeder Soldat, und Edelmann, und noch mehr ein jedes Mitglied irgend eines Ritterordens verpflichtet ſey, jedem Frauenzimmer auf den erſten Wink mit Hand und Degen gewärtig zu ſeyn. Man flößte dieſe Meynung den Mädchen von ihrer erſten Kindheit ein, und unerwachſene Kinder machten ſchon auf das Privilegium ihres Geſchlechts Anſpruch. — Lord Cherbury ging eines Tages in Geſellſchaft von mehrern Franzöſiſchen Hofleuten mit der Enkelinn des Connetable von Montmorency, einem Kinde von 10 - 11. Jahren, ſpatzieren **). Während des Spatzierganges fiel es einem der begleitenden Cavallere ein, der jungen Dame eine Schleife zu rauben, welche ſie an ihrem Kopfe trug. Das Kind wurde hierüber aufgebracht, und forderte die entwandte Schleife zurück. Da der Räuber ſich weigerte, die Beute wiederzugeben; ſo wandte ſich die junge von Montmorency an den Lord Herbert, und bat ihn, daß er ihr die Schleife wiederverſchaffen möchte. Lord Herbert ging höflich zu dem Cavalier, und erſuchte ihn, daß er die Schleife der jungen Dame wiederzuſtellen möchte. Allein der Franzoſe erwiederte in einem rauhen Tone: glauben ſie, daß ich ihnen etwas wieder geben werde, was ich der jungen Schönen abgeſchlagen habe? Hierauf verſetzte Lord Herbert: in dieſem Falle will ich ſie bald mit Gewalt zwingen, das Geraubte auszuliefern. Indem er dieſes ſagte, eilte er auf den Räuber der Schleife los. Dieſer entwiſchte aber, und nun lief Lord Herbert hinter ihm darein. Als der Franzoſe merkte, daß ſein Verſolger ihn bald einhohlen würde; ſo drehte er ſich ſchnell um, und ſtellte der jungen Montmorency das Bouquet zu. Herbert ergriff ihn aber beym Arme, und ſagte: ich bin es, Mademoiſelle, der ihnen das Band gibt. Die junge Dame, welche das Verlorne von dem Entwender ſelbſt ſchon wiedererhalten hatte, antwortete: nein! der Herr da hat es mir wieder zurück geliefert. Ich will Ihnen nicht widerſprechen, verſetzte Lord Cherbury; wenn aber der Herr ſich unterſteht, zu behaupten, daß ich ihn nicht zur Wiedergabe gezwungen habe; ſo fordere ich ihn zum Zweykampfe heraus. — Der Franzoſe ſchwieg hiezu ſtille, und führte die junge Dame in das Schloß zurück. **Lord Cherbury** ließ den Edelmann am folgenden Tage wirklich fordern, der aber keine Luſt hatte, ſich wegen dieſer Sache zu ſchlagen. — Ich handelte, ſo ſchließt der Lord ſeine Erzählung, auf die erwähnte Art, weil ich mich vermöge des Eides, den ich als Ritter des Bath-Ordens geſchworen hatte, verbunden glaubte, der jungen Dame beyzuſtehen, und die Beleidigung zu rächen, welche ihr widerfahren war.

---

*) Sully III. p. 81. Note.

**) Life of Cherb. p. 59. 60.

Eine der heiligſten Ritterpflichten, und der erſten Regeln der Curteſie beſtand darin, von den Damen nichts Böſes, ſondern vielmehr alles Gute und Schöne zu ſagen. **Ludewig XII.**, **Franz der Erſte**, und **Heinrich II.** hielten ſtrenge auf dieſe Ritterpflicht. **Ludewig XII.** erlaubte, daß man in den Poſſenſpielen von allen Ständen, ſelbſt von den Hofleuten ſagen konnte, was man wollte. Nur die Königinn und die Damen ihres Hofes muſte man unangetaſtet laſſen *). Franz der Erſte hatte keine günſtige Meynung von der weiblichen Tugend, und hörte im Kreiſe ſeiner Vertrauten ſehr gern alle luſtige, oder ärgerliche Geſchichten, welche man von den Damen erzählte. Nichts deſto weniger litt er durchaus nicht, daß man öffentlich am Hofe von den Damen übel ſprach. Als einſt ein Cavalier in den Faſten den Dames de la petite bande die Ueberbleibſel der Fleiſchſpeiſen von der königlichen Tafel brachte, und bey dieſer Gelegenheit einen unanſtändigen Spaß über die Begierde der Damen nach rohem und gekochtem Fleiſche ausſtieß **); ſo wurde der König ſo erboßt, und fluchte ſo ſchrecklich, als man noch nie geſehen und gehört hatte. Der Beleidiger der Damen entwiſchte zu ſeinem Glück, weil der König ihn ſonſt gewiß hätte henken laſſen. Der König erklärte bey dieſer Gelegenheit ganz laut, daß er einen Jeden, der die Ehre

---

*) Brantome Dames Galant. II. p. 352.

**) l. c. p. 355. que ces Dames ne ſe contentoient pas de manger de la chair crüe en careſme, mais en mangeoient de la cuite, et tout leur ſaoul.

der Damen verletzen werde, ohne Gnade werde aufknüpfen laſſen *).

Heinrich II. und deſſen Gemahlinn **Catharina von Medicis** beharrten in den Grundſätzen **Franz des Erſten** **); und auch **Carl IX.** bewieß in ſeiner Jugend den Damen nach alter Ritterſitte ſehr groſſe Ehrerbietung ***). Unter ſeiner Regierung fingen aber doch die üblen Nachreden, die Pasquille und Spottgedichte gegen die Damen an ****); und nahmen unter **Heinrich dem Dritten** unglaublich zu, weil dieſer König und deſſen Mignons das gröſte Wohlgefallen daran hatten, die Fehler und Fehltritte der Damen bekannt zu machen, und ihnen, ſo viel als möglich, ihren guten Nahmen zu rauben †). Freylich gaben die Damen unter **Carl IX.** und **Heinrich III.** ſo viel

---

*) le Roy avoit alors dit tout haut, que quiconque toucheroit à l'honneur des Dames, ſans remiſſion il ſeroit pendu.

**) l. c. II. 365.

***) ib. p. 375.

****) p. 376. 379 391. 99.

†) ll. cc. und Etoile Journ. de Henri III. Vol. II. 281. Il ſe divertiſſoit encore de la licence, qu' il donnoit à ſes Mignons d' attenter à l' honneur des Dames, et ſouffroit, que leur indiſcretion malicieuſe, où leur envie contre leur vertu, les expoſaſſent, chaſtes où non chaſtes, au même peril de leur réputation.

Stoff zum Spott, und zu übler Nachrede her, daß es unendlich ſchwer werden muſte, Zunge und Feder im Zaume zu halten. Heinrich IV. liebte frohen Scherz, und bittern Spott ſelbſt zu ſehr, als daß er ſeinen Hofleuten nicht ein Gleiches hätte erlauben ſollen. Im ſiebenzehnten Jahrhundert ſchonte man die Damen eben ſo wenig, als die Männer; und man wuſte kaum mehr, daß die Ehre und der gute Nahme von Damen noch vor einigen Menſchenaltern unverletzlich geweſen ſey.

Mit der Curteſie der Ritterzeit, in ſo fern man ſie im ſechszehnten, und ſiebenzehnten Jahrhundert beybehielt, ſtimmten die übrigen Reden und beſonders das Betragen der Nachahmer der alten Ritter eben ſo wenig, als die Reden und Thaten der Ritter ſelbſt überein. Ich will die auffallendſten Beyſpiele der Unehrerbietigkeit und des Mangels von wahrer Achtung gegen das andere Geſchlecht aus der erwähnten Periode anführen, damit meine Leſerinnen ſich immer mehr und mehr überzeugen, daß man ihr Geſchlecht in den Zeiten, wo der gröſte Pomp in Worten, und eine kriechende Demuth in Geberden, und Verbeugungen des Cörpers Curteſie hieß, nicht wahrhaftig ehrte, und daß nothwendig ein gebildeter Geiſt, und ein gebildetes Herz dazu erfordert werden, um die weiblichen Vollkommenheiten gehörig zu ſchätzen, und die weiblichen Schwachheiten ſo zu tragen, wie es das wahre Wohl beider Geſchlechter verlangt.

Ludewig XII. hatte den Ruf Eines der galanteſten Ritter ſeiner Zeit; und eben dieſer galante König war, auf das gelindeſte geſagt, ſelbſt in ſeinen Curteſien übermäßig naif, und in ſeinen Repartien gegen die Damen auf eine unerwartete Art unhöflich. Er hatte die nachherige Regentinn der Niederlande, Margarete, als eine junge Prinzeſſinn am Franzöſiſchen Hofe gekannt, bevor ſie ihren Eltern zurück geſchickt wurde. In Beziehung auf dieſe Bekanntſchaft ſagte er dem Geſandten der Regentinn an ſeinem Hofe, **Andreas de Burgo**, daß er ſeine Vaſallinn lieber küſſen möchte, als ihren Geſchäfftträger, und daß er bey dem nächſten Wiederſehen ſeine gute Couſine daran erinnern wolle, wie er ſie vormahls an einem Theile des Cörpers geſchlagen habe, an welchem nur Kinder gezüchtigt zu werden pflegen *). Es ſieht dahin, wie Margarete von Oeſterreich das letzte Compliment aufgenommen habe. Die Regentinn von Frankreich, Anne de Beaujeu, wurde tödtlich durch eine Gegenantwort beleidigt, welche Ludewig XII., da er noch Herzog von Orleans war, in der Hitze gegen ſie ausſtieß. Ludewig XII. ſpielte einſt mit andern Cavalieren à la paume, und die Regentinn und ihre Hofdamen ſahen dem Spiele zu. Mitten im Spiele entſtand ein Streit zwiſchen dem Duc d' Orleans, und ſeinen Gegenſpielern über einen Schlag, der geſchehen war. Der Streit wurde den Damen vorgetragen, und die Regentinn entſchied gegen den Herzog. Dieß verdroß den Prinzen ſo ſehr, daß er ausrief: wenn ein Mann den Ausſpruch gethan habe, ſo ſey er ein Lügner, und wenn eine Dame, ſo ſey ſie eine Hure **). Der Duc d' Orleans wurde für dieſe

---

*) Lettres de Louis XII. et du Card. d' Amboiſe II. 257. I. 149. Andreas de Burgo ſchrieb einmahl an ſeine Gebieterinn: pour mon devoir je vous ay voulu advertir du tout, et le Diable emporte ceux, qu' ils font ſi mauvais office. III. p. 95.

**) Brantome Dames illuſt. p. 291.

Grobheit hart beſtraft. Die Regentinn verfolgte ihn ſo feindſelig, daß er Paris, und das ganze übrige Frankreich verlaſſen, und in Bretagne Schutz ſuchen muſte.

Franz der Erſte drang wenigſtens ſo ernſtlich wie ſein Vergänger darauf, daß den Damen die gebührende Ehrfurcht bewieſen werde. Dieſer Geſinnungen des Königs ungeachtet begegnete der Cardinal von Lothringen einer regierenden Fürſtinn noch gröber, als Ludewig XII. gethan hatte. Der Cardinal kam auf einer Reiſe nach Rom durch Piemont, und ſtattete dem Herzoge und der Herzoginn von Savoyen einen Beſuch ab. Indem er ſich der Herzoginn, einer gebornen Prinzeſſinn von Portugal, näherte, hielt dieſe ihm nach der Sitte des Spaniſchen und Portugieſiſchen Hofes die Hand zum Kuſſe dar. Der Cardinal ließ die Hand der Fürſtinn unberührt, und machte eine Bewegung, als wenn er die Herzoginn auf den Mund küſſen wolle. Die Herzoginn zog ſich zurück. Der Cardinal rückte nach. Endlich wurde der Cardinal der Zierereyen überdrüſſig, ergriff die Fürſtinn beym Kopfe, und küßte ſie zwey bis = dreymahl, ſo heftig ſie auch ſchreien mochte. Wie, rief er nach den erzwungenen Küſſen aus, kann man gegen mich ſolche Manieren machen? Ich küſſe meine Gebieterinn, und Königinn, welche die gröſte Königinn auf der Erde iſt; und ich ſollte ſie, eine kleine ſchmutzige Prinzeſſinn nicht küſſen? Wiſſen ſie dann, daß ich bey Damen ſchlafe, die viel ſchöner, und aus viel größern Häuſern ſind, als Sie *).

Im ganzen ſechszehnten Jahrhundert blieb es Kriegsſitte, daß die Einwohner von Städten, welche man mit Sturm erobert hatte, getödtet, oder geplündert, und ihre Weiber und Töchter geſchändet wurden. Bey der Einnahme von Brescia ſchützte die Wirthinn, und ihre ſchönen Töchter, welche den Ritter **Bayard** aufnahmen, bloß die Gegenwart dieſes edeln Gaſtes gegen Plünderung,

---

*) Brantome Dames illuſt. p. 364. Comment, dit-il, eſt-ce à moy à qui il faut uſer de cette mine et façon? je bayſe bien la Reyne ma Maiſtreſſe, qui eſt la plus grande Reyne du monde, et vous, je ne vous baiſerois pas, qui n' eſtes, qu' une petite Ducheſſe crottee? et ſi veux que vous ſçachiez, que j'ay couché avec des Dames auſſi belles, et d'auſſi ou plus grande maiſon, que vous. Poſſible pouvoit-il dire vray.

rung, und Entehrung *). Nach der Erſtürmung von Rom verſchmähten die wilden Krieger die ſchönſten Curtiſanen. Sie wollten ihre Lüſte bloß mit den vornehmſten Frauen und Jungfrauen büßen, welche ſie häufig in Gegenwart der Ehemänner und Väter entehrten: weßwegen die gemißhandelten Damen in der Folge den Beynahmen der Reliquien der Eroberung von Rom behielten **). Im J. 1590. nahm der Prinz von **Parma** die Stadt Corbeil mit ſtürmender Hand ein, und erlaubte den Soldaten, daß ſie die Stadt plünderten, und Weiber und Mädchen nothzüchtigen: welcher Gewaltthätigkeit nur Wenige entgingen ***). Die Ungebundenheit der Krieger, und zwar der vornehmen Krieger war ſo unbezwinglich, daß ſelbſt ein ſo ſtrenger und aufmerkſamer Befehlshaber, wie der Marſchall von **Vieilleville** war, die Officiere der Garniſon in Metz nicht zurückhalten konnte, ſchöne Nonnen, oder die ſchönen Weiber und Töchter der Einwohner mit Gewalt zu rauben, und ſie in verborgene Oerter als Opfer ihrer ſträflichen Begierden einzuſperren *). Was halfen nun alle Anbetungen einzelner Weiber, die man verführen wollte, wenn man immer fortfuhr, das ganze Geſchlecht auf eine Art zu mißhandeln, welche ſelbſt die roheſten Barbaren geſchändet hätte?

---

*) Vie de Bayard l. c.

**) Les Reliques du ſac de Rome. Brantome Oeuvres IV. p. 268.

***) Journ. de Henri IV. Vol. I. 95.

Unter Franz dem Erſten eräugnete ſich ein Vorfall, wo ein vornehmer Herr, und eine vornehme Dame anfangs gegen einander die gröſte Curteſie übten, und zuletzt mit einer gegenſeitigen Indelicateſſe endigten, bey welcher man zweyfelhaft bleibt, ob die Dame den Cavalier, oder der Cavalier die Dame übertroffen habe. Im J. 1538. ſtarb der Marſchall de Monte-Jan, oberſter Franzöſiſcher Befehlshaber in Piemont, und hinterließ eine junge, ſchöne, und ſehr reiche Witwe ohne Kinder **). So bald man es ſchicklich konnte, ſo bewarben ſich viele Cavaliere um die Hand der eben ſo reichen, als ſchönen Witwe. Unter dieſen Freyern fand ſich auch der Marquis de Saluces, deſſen Anträge die Dame freundlich anhörte, weil ſie dadurch Gelegenheit erhielt, in ſicherer Begleitung nach

---

*) Carloix l. c.

**) Carloix l. p. 94. et ſq.

Frankreich zurück zu kehren, wohin der Marquis durch einen königlichen Befehl entboten worden war. Wirklich reiſeten der Marquis, und die verwittwete Marſchallinn zuſammen nach Frankreich ab. Unter Weges betrug ſich der Marquis allenthalben, wie der Verliebte der ſchönen Dame, die in ſeiner Geſellſchaft war. Beſonders kaufte er in Lyon vieles ein, um einen deſto prächtigeren Einzug in Paris halten zu können. Nachdem das Reiſepaar die Vorſtadt St. Marceau erreicht hatte, ſo ließ die Marſchallinn ihre Leute und Gepäcke einen andern Weg nehmen, als welchen der Marquis nahm. Auf die Frage des Marquis: warum dieſes geſchehe, antwortete die ſchöne Witwe: daß ihre Ehre ihr nicht erlaube, mit dem Marquis in einem Hauſe zu wohnen. „Sie trenne ſich aber von ihm nur dem Leibe nach: denn ihr Herz laſſe ſie bey ihm zurück, welches ſie in gutem Gewahrſam zu halten bitte" *). Dieſe Worte richteten den Marquis um deſto mehr auf, da die Marſchallien ihm beym Abſchiede einen Kuß gab. — In den

fol-

---

*) l. c. p. 104. cette departie n'eſt, que de corps ſeulement; car je vous laiſſe mon coeur, duquel il vous plaira faire bonne garde.

folgenden Tagen merkte der Marquis bald, daß er in dem Prinzen de Roche-ſuryon einen gefährlichen Nebenbuhler habe. Die Zögerungen und Ausflüchte der Dame brachten ihn endlich zu dem Entſchluſſe, ſie vor das Parlement laden zu laſſen, und darauf zu dringen, daß ſie das gethane Eheverſprechen erfülle. Die Marſchallinn erſchien, und erklärte, daß ſie, um alle Schikanen abzuſchneiden, hiemit feierlich zu Gott und dem Könige ſchwöre, daß ſie dem Marquis de Saluces nie ein Eheverſprechen gegeben und auch nie daran gedacht habe. Wolle Jemand dieſe Betheurung in Zweyfel ziehen, ſo habe ſie hier einen Ritter, den Herrn von **Vielleville**, von welchem ſie hoffe, daß er mit Gottes Hülfe einen ſolchen Gegner Lügen ſtrafen werde. — Der Präſident des Parlements fragte den Marquis, was er zu der Erklärung der Marſchallinn ſage. Ich will, antwortete der Marquis, keine Frau mit Gewalt haben. Wenn ſie mich nicht will, ſo will ich ſie auch nicht. —

So wenig der Marſchall von **Vielleville** unter **Heinrich** II. die Officiere in Metz im Zaume halten konnte; ſo wenig der König ſeine Hofleute. Ein Herr de Mathas hatte die Ungezogenheit, einem Fräulein der Königinn in's Geſicht zu ſagen, daß ſie ein jument et grande courſiere bordable ſey *). Der Grobian wurde nicht weiter geſtraft, als daß er einige Tage den Hof meiden muſte. Nicht härter war die Züchtigung eines Sieur de Gerſay, der ſich noch viel gröber verging. Dieſer Hofmann ſah die Pagen mit dem Gemächte eines Bocks von ungewöhnlicher Größe ſpielen. Er nahm dieß Spielwerk der Pagen zu ſich, und ſteckte es einem Hoffräulein, das in dem Gemach der Königinn nach damahliger Sitte auf der Erde ſaß, zwiſchen das Ober- und Unterkleid. Da das Fräulein aufſtand, fiel das Spielwerk der Pagen ſehr hörbar auf den Boden, und machte mehrere Sprünge. Die Königinn creuzigte und ſegnete ſich bey dieſem Anblick, und fragte das Fräulein, wie ſie zu dem Dinge komme. Das Fräulein, bis zum Tode beſchämt, antwortete, daß ſie nichts davon wiſſe: daß ſie aber glaube, Herr von Gerſay habe ihr dieſen Streich geſpielt. Der Angeklagte wurde geſucht, aber nicht ge-

---

*) Brantome Dames gal. II. 366.

gefunden. Einige Tage waren hinreichend, den Zorn der Königinn zu ſtillen, und das gegebene Aergerniß vergeſſen zu machen *).

Die ſchönſte, oder Eine der ſchönſten Damen am Hofe Heinrichs des Zweyten war die Ducheſſe de Guiſe. Dieſe Dame ritt an einem Sommertage, von einem Cammerfräulein, einem Pagen, und zwey Bedienten begleitet, von Paris nach St. Germain, wo der Hof ſich gerade aufhielt. Ungeachtet die Hitze des Tages noch ſehr groß war, ſo eilte ſie doch, ſo viel ſie konnte, um zu rechter Zeit zur Abendtafel ihres Gemahls zu kommen, welche auch die Vornehmſten im ſechszehnten Jahrhundert ſehr früh hielten. Unter Weges ſtieß ein Capitän zu ihr, der aus Italien zurück kam, und weder die Herzoginn, noch ihre Livree kannte. Der Krieger fing zuerſt an, mit der Prinzeſſinn über ihr ſtarkes Reiten in einer ſo großen Hitze zu ſcherzen, wurde dann immer vertraulicher und dreiſter, und machte zuletzt nicht undeutlich Miene, die Dame an ihrem ſchönen Beine zu kitzeln, das ihm beſonders rei-

---

*) Brantome l. c. p. 367. 68.

reitzend in die Augen fiel. Die Herzoginn ließ den Scherzen, und dem Geberdenſpiel des Kriegers einen ungehinderten Lauf, und nahm vor dem Hotel de Guiſe höflichen Abſchied von demſelben. Nun erſchrack der Hauptmann über die Freyheiten, welche er ſich gegen eine ſo vornehme Dame erlaubt hatte. Die Herzoginn verzieh gern, was geſchehen war; und dieſes Verzeihen ſelbſt iſt ein Beweis, daß die Sünde des Kriegers eine leichte und gemeine Sünde war *).

Unter Heinrich dem Dritten wurden Mißhandlungen der Damen in Worten und That durch das Beyſpiel des Königs herrſchende Hofſitte. Heinrich III. fand ein Vergnügen daran, die Hofdamen durch ſeine Hofleute, und öffentliche Mädchen durch ſeine Schweizer nothzüchtigen zu laſſen **). Ein Prinz ſeines Hauſes, oder wenigſtens ſeines Hofes machte einen ſilbernen Pokal zur gröſten Zierde ſeines Schenktiſches, auf welchem nicht nur die berüchtigten Figuren von Aretin, ſondern auch die verſchiedenen Ar-

---

*) Brantome Hommes illuſt. I. p. 110. 111.

**) Galanter. des Rois de France II. p. 182.

Arten des Zuſammenpaarens von allerley Thieren mit großer Kunſt eingegraben waren *). So oft der Prinz die Damen des Hofes zu Gaſte bat, und dieß geſchah ſehr häufig, ſo oft wurde dieſer Pokal, und nur dieſer Pokal hergegeben, indem die Bedienten am Schenktiſche die gemeſſenſten Befehle hatten, keiner Dame anders, als in dem Lieblings-Pokale Wein zu reichen. Einige Damen, ſagt Brantome, wurden bey dem Anblick der Figuren des Bechers ganz betroffen und beſchämt. Andere erklärten, daß ſie aus dem Pokal nicht wieder trinken würden. Noch Andere lachten heimlich oder gar laut, und verſicherten, daß der Wein aus dem Pokal eben ſo gut, als aus jedem andern ſchmecke. Bald fragte man die Damen, warum ſie beym Trinken die Augen zudrückten: bald, ob ihnen das Trinken, oder das Sehen der Figuren mehr Vergnügen mache: bald endlich, welche von den Figuren ſie den übrigen in der Ausübung vorziehen würden. Am meiſten ergötzte man ſich an der Verlegenheit, oder dem Erſtaunen junger und unſchuldiger Mädchen, die ganz neu an den Hof gekommen wa-

---

*) Brantome Dames gal. I p. 44. et ſq.

waren *). Keine Dame führte die Drohung aus, welche man oft hörte: daß ſie nicht wieder kommen wolle. Viele gewöhnten ſich bald an den Pokal, und verſuchten das, was ſie an demſelben gelernt hatten **).

Faſt eben ſo ſchändlich, als dieſer Pokal, war das, was ein Prinz von Montpenſier in den bürgerlichen Kriegen ausübte, und ein anderer Prinz öffentlich an der Tafel erzählte ***). Der Prinz von Montpenſier verabſcheute die Hugenotten ſo ſehr, daß er alle Männer, die in ſeine Hände fielen, auf der Stelle hinrichten, und alle Weiber nothzüchtigen ließ. Wenn die Frauen und Mädchen ſchön waren, ſo ſchickte er ſie zu Einem ſeiner Officiere, welchen die Natur zum Liebeskampfe ungewöhnlich ausgerüſtet hatte: mit den Worten, je vous re-

---

*) p. 46. Mais ſur-tout à mon gré le plus beau, et le meilleur eſtoit à contempler ces filles innocentes, ou qui ſeignoient l'eſtre, et autres Dames, nouvellement venües, à tenir leur mine froide, riantes du bout du nez où des levres, ou à ſe contraindre à faire des hypocrites, etc.

**) Enfin elles s'y accouſtumerent ſi bien, qu' elles ne firent plus de ſcrupule d' y boire . . . aucunes s'en desbaucherent pour en faire l' eſſay, car toute perſonne d' esprit veut eſſayer tout.

***) Brantome Hommes illuſt. III. p. 281. 282.

recommende à Monſieur Mon Guidon, qu' on la luymene. Der Duc de Guiſe erzählte dieſe Behandlung der Hugenotten mit allen Umſtänden in Gegenwart ſeiner Frau, und vieler anderen Frauen und Fräulein von Hofe. Die Frauen und Fräulein lachten über die Geſchichte eben ſo herzlich, als die Männer; und es blieb lange unter den Herren und Damen des Hofes eine ſcherzhafte Formel: Je vous recommende au Guidon de Monſieur de Montpenſier *).

Wenn gleich unter Heinrich IV. die Damen das verlorne Recht der Unverletzlichkeit nicht wieder erhielten; ſo wurde doch ſeine Regierung, wie ich gleich zeigen werde, als der Zeitpunct der ſchönen Galanterie in Frankreich angeſehen. Und in dieſem Zeitpuncte der ſchönen Galanterie war es eine allgemeine Sitte, daß Cavaliere, die ihre bisherigen Mätreſſen verlaſſen hatten, und ſich einer neuen em-

---

*) l. c. et ne fut ſans bien rire, et homme, et femme: et ſi ce mot ſe dit un long-temps à la cour parmy les Dames et Galans de la cour, qui leur diſoient, Je vous recommende au Guidon de Monſieur de Montpenſier, dont aucunes, qui en ſavoient le *tu autem* . . . diſoient, ou pour timidité, ou par hypocriſie, Ah! Dieu nous en gard. D'autres diſoient, Il nous feroit, que la raiſon.

pfehlen wollten, der Letztern die Liebesbriefe der Erſtern auslieferten *). Der **Duc de Bellegarde** wurde für Eins der erſten Muſter der Galanterie am Hofe Heinrichs IV. gehalten. Wer ſollte ſich alſo nicht darüber wundern, daß dieſer galante Hofmann folgende Probe von Curteſie gegen die regierende Königinn ablegte. **Maria von Medicis** ging eines Tages mit ihren Damen in den Tuilkerien ſpazieren, als auf einmahl einige Hagelkörner auf die Monarchinn, und ihre Begleiterinnen herabfielen. Man erfuhr bald, daß der König ſelbſt in dem Garten geſchoſſen habe, und ließ ihn von der Gegenwart ſeiner Gemahlinn benachrichtigen. Unter den herbeyeilenden Hofleuten, welche die Königinn beruhigen, oder ſich nach ihrem Befinden erkundigen wollten, war auch der Duc de Bellegarde. Die Königinn fing an, ihren Spaziergang fortzuſetzen, und nun ſtahl ſich der Duc de Bellegarde leiſe hinter die Königinn, um kleines Zuckerwerk in ihre Haare zu ſtreuen, und ſie abermahls glauben zu ma-

---

*) Sully III. p. 74. Il eſt du bel uſage, en pareille occaſion de faire à la Dame, qu' on aime, le ſacrifice des lettres de celle, qu' on n' aime plus.

machen, daß ſie von herabfallendem Schrot getroffen werde. Der Lord Cherbury ſagte zu dem unzeitigen Spaßmacher: wie ſehr es ihm auffalle, daß ein ſo alter Hofmann, wie er, Damen nicht anders zu unterhalten wiſſe, als daß er ihnen Furcht einjage *).

Während der unruhigen Regentſchaft der Königinn Anna von Oeſterreich gab es eine Zeit, wo Kälte, und Trotz gegen die Damen Modeton waren. Vielleicht befremdet deßwegen folgendes Betragen des Marſchalls D' Hocquincourt gegen die Düchesse de Chatillon weniger, als es in andern Zeiten befremden würde.

Der Marſchall hatte die Herzoginn zärtlich geliebt, und wurde endlich gewahr, daß dieſe ſich in einen neuen Liebeshandel mit dem Abbé Fouquet eingelaſſen habe. Nach dieſer Entdeckung ſchonte der Marſchall der Untreuen nicht mehr, ſondern machte allenthalben die Beweiſe ihrer Verrätherey, und was er ſonſt nachtheiliges von ihr wuſte, öffentlich bekannt. Die Düchesse de Chatillon glaubte dem Marſchall Stillſchweigen auf-

---

*) Life of Cherbury p. 147. 148.

zulegen, und zugleich ſich zu rechtfertigen, wenn ſie den Verläumder in Gegenwart von Andern zur Rede ſtellte, und gleichſam zur Rechenſchaft zöge. Sie wählte hiezu das Haus des Marquis de Sourches, an deſſen Urtheil ihr beſonders viel gelegen war. Der Marſchall merkte ihre Abſicht, und brachte die Dücheſſe gleich durch folgende vertrauliche und unhöfliche Anrede in eine Verwirrung, von welcher ſie ſich nicht wieder erhohlen konnte. „Wie geht es, mein gutes Kind? Wie ſteht es mit deinem kleinern Hintern? Iſt er noch immer ſo mager*)? Die Herzoginn hatte ſo viel Gewalt über ſich, um nicht die Farbe zu verändern. Sie war aber doch nicht vermögend, ein Wort vorzubringen. Der Marſchall vertheidigte ſich gegen die Bemerkung des Marquis de Sourches: daß ein braver Mann Damen niemahls geradezu und feindſelig angreifen müſſe **). In dieſer Vertheidigung ſagte er noch Manches harte über den Unverſtand der Weiber, welche zur Untreue ge-

---

*) Hiſt. amour. des Gaules I. p. 197. Dieu te garde, ma pauvre enfant, comment ſe portent mes petites feſſes? ſont elles toujours bien maigres?

**) Les braves hommes ne doivent jamais rompre en viſière aux Dames.

gegen ihre LiebhaberSpott und Verläumdung hinzufügten. Er ſchloß damit, daß er wenigſtens darüber erſtaune, daß Madame de Charillon noch Schaam genug beſitze, um allesdas, was er ihr geſagt habe, mit dem geduldigen Bewuſtſeyn von Schuld an zuhören. Auch da ſchwieg die Herzoginn, die bey dem Weggehen des Marſchalls mehr todt, als lebendig war.

Die Regierung Heinrichs IV. wurde wenigſtens ein halbes Jahrhundert nach ſeinem Tode, beſonders von den Damen, für das goldene Zeitalter der ſchönen Galantrie gehalten. „Der Düc de Bellegarde, erzählt die Frau von Motteville, war bey der Ankunft der jungen Königinn Anna von Oeſterreich, zwar ſchon alt, allein er war doch Einer von denen, welche die Königinn liebten. Bellegarde war der Liebling zweyer Könige geweſen. Das öffentliche Urtheil war ihm noch immer ſo günſtig, daß die Königinn ſich nicht weigerte, von ihm einen Weyrauch anzunehmen, der ihre Tugend nicht beflecken konnte. Sie gab es zu, daß er mit ihr auf eben die Art umgehe, wie er mit den Damen in ſeinen ſchönen

Zeiten umgegangen war, welche man als das Reich der Galanterie, und der Damen pries" [*].

Gegen das Ende des J. 1646., berichtet die Frau von **Motteville** an einem andern Orte, ſtarb der berühmte **Baſſompierre**, der ſich ſchon in dem verfloſſenen Jahrhundert durch ſeine Galanterie einen ſo großen Nahmen erworben hatte [**]. Dieſer Hofmann, welchen **Heinrich IV.** ſo ſehr geliebt, **Maria von Medicis** ſo ſehr geſchätzt, und der ganze Hof in ſeiner Jugend ſo ſehr bewundert hatte, wurde in unſern Zeiten nicht bedauert. Er behielt in ſeinem Alter noch immer einige Reſte ſeiner ehemahligen Schönheit. Er war höflich, verbindlich, und freygebig; allein die jungen Leute konnten ihn nicht ausſtehen. Sie ſagten von ihm, daß er nicht nach der Mode ſey: daß er zu oft kleine Geſchichten erzähle, und daß er beſtändig von ſich ſelbſt und von ſeiner ſchönen Zeit rede. Ich habe ſo gar Einige gekannt, die ungerecht genung waren, ihn deßwegen lächerlich zu machen, daß er ſie tractiren wolle, wenn er ſelbſt nicht einmahl etwas zu eſſen habe. Außer den übrigen Fehlern, welche ſie an ihm fanden, und wovon ich Einige eingeſtehen muß, warfen ſie es ihm als ein großes Verbrechen vor, daß er zu gefallen ſuche, daß er den Aufwand liebe, und daß er fortfahre, nach den Grundſätzen eines Hofes zu leben, wo Höflichkeit und Ehrfurcht gegen die Damen geherrſcht hatten. — In der That waren die Reſte des Marſchalls von **Baſſompierre** mehr werth, als die Jugend von Manchen, die jetzt für die Artigſten gehalten werden wollen *).

---

[*] I. p. 15. 16. Et ſouffrit, qu' il en uſa avec elle à la mode du ſiècle, où il avoit vécu, qui avoit été le regne de la Galanterie, et celui des Dames.

[**] I. 395 - 397.

Wenn Madame **de Motteville** andere Menſchen nicht richtiger geſchätzt hätte, als den Marſchall von **Baſſompierre**; ſo würden ihre Urtheile einen ſehr geringen Werth haben. Meine Leſer werden durch das, was ich ſo wohl über dieſen Mann, als über den Hof Heinrichs IV. angeführt habe, in Stand geſetzt ſeyn, die Natur der Galanterie zu den Zeiten Heinrichs IV. richtiger zu würdigen, als die Frau von Motteville. Worin beſtand die ſo ſehr geprieſene Galanterie unter der Regierung Heinrichs IV? Etwa in einem ernſtlichen und gleichförmigen Beſtreben, ſchönen, geiſtreichen und tugendhaften Frauen und Jungfrauen unverdächtige Beweiſe der Liebe, der Achtung und Ehrfurcht zu geben, und nicht nur ihren guten Nahmen zu ſchonen, und zu vertheidigen, ſondern auch aus allen Kräften für ihr wahres Beſtes zu ſorgen? Mit nichten! die Galanterie zu den Zeiten Heinrichs IV. beſtand vielmehr in der Kunſt, die Unſchuld von Jungfrauen, und die Tugend von Frauen zu verführen, den Geiſt und das Herz von Beiden zu verderben, und denen, welchen man Unſchuld und Tugend geraubt hatte, auch noch die Ehre oder den guten Nahmen zu rauben. Dieſe Verführungskunſt verlor dadurch nur wenig von ihrer innern Gehäſſigkeit, daß die Verführer ſich prächtig kleideten und ſorgfältig putzten: daß ſie die Damen, welche ſie verführt hatten, oder verführen wollten, durch Schmeicheleyen, oder lu-

---

*) Qu' étant d' une Cour, où la civilité et le reſpect etoient en regne pour les Dames, il continuoit à vivre dans les mêmes maximes . . . Les reſtes du Marechal de Baſſompierre valoient mieux, que la jeuneiſe de quelques-uns des plus polis de ce tems-là.

ſtiſilge Erzählungen unterhielten: daß ſie auf jede Gelegenheit lauerten, den Damen kleine Dienſte zu erweiſen, welche ihnen ihre Cammerdiener, und Cammermädchen hätten erzeigen ſollen: daß ſie zu ihrem Vergnügen auf Unkoſten anderer Menſchen glänzende Feſte anſtellten: daß ſie den Weibern allein ihre Kräfte, und ihre Zeit ſchenkten, welche ſie im Dienſte des Vaterlandes nützlich hätten anwenden ſollen. Wie war es möglich, daß ſelbſt vernünftige Frauen den Zeitraum als die Periode der Herrſchaft ihres Geſchlechts und der ächten Galanterie anſehen konnten, wo man zwar für die Weiber ſo viel that, aber ſie zugleich auf eine ſolche Art behandelte, als unter Heinrich IV. geſchah? Die Art, wie die großen Meiſter der Galanterie an dem Hofe Heinrichs IV. die Damen unterhielten, und von ſich ſelbſt redeten, war der männlichen Jugend unter der nächſten Regierung ſchon eben ſo lächerlich, als es ihr veralteter Putz, und der veraltete Schnitt der Kleider waren.

Ludewig XIII. hatte weder die Gabe, den Weibern zu gefallen, noch den Willen, ihnen zu ſo dienen, und ſie ſo zu unterterhalten, wie ſein Vater und deſſen Höflinge gethan hatten *). In beiden Stükken glichen ihm der Cardinal Richelieu **), und deſſen Nachfolger, der Cardinal Mazarin ***). Das Beyſpiel des Königs und ſeines großen Miniſters ſtimmte in kurzer Zeit den Ton des gröſten Theils des Hofes um; und dieſen neuen Ton erhielt der Cardinal Mazarin. Die Galanterie der letzten

---

*) Wenn er ſich bisweilen mit den Damen unterhielt, ſo wurde es als etwas außerordentliches bemerkt. Baſſomp. II. 605. Je ſalvay le Roi parmis les Dames, galand et amoureux, contre ſa couſtume. Zu der Zeit, als der König die ſchöne Hautefort liebte, veranſtaltete er drey mahl in der Woche Concerte bey der Königinn. Die Arien, welche man ſang, waren meiſtens von der Compoſition des Königs: bisweilen waren es auch die Worte. Dann und wann war Ludewig XIII. ſo galant, daß er ſich bey Collationen, welche er auf dem Lande gab, nicht zu Tiſche ſetzte, ſondern vielmehr ſelbſt die Damen bediente. Memoir. de Mademoiſ. de Montpenſier I. p. 31. Nach den Verſicherungen des Duc de St. Simon war es reine Tugend, daß er die ſchöne Hautefort bloß im Geiſte anbetete. X. 175. Eben dieſer Schriftſteller eignet Ludewig XIII. das Verdienſt mehrerer großen Unternehmungen zu, die gewöhnlich dem Cardinal Richelieu zugeſchrieben werden.

**) de Retz I. p. 10.

***) Mad. de Motteville I. 397. Cette ſeverité du regne du feu Roi, et l'humeur du Cardinal Mazarin avoient beaucoup contribué à cette rudeſſe.

Regierung verſchwand, und es wurde ſogar Sitte, die Damen zu vernachläſſigen, und ihnen unhöflich zu begegnen *). Selbſt der große Condé, der ſonſt ein warmer Verehrer der Damen und der ſchönen Galanterie geweſen war, erklärte ſich nach den glorreichen Siegen, welche er über die Spanier erfochten hatte, für einen Widerſacher der Galanterie **), und ihm folgten die Schaaren ſeiner Anhänger, welche man petits maitres nannte, weil ſie, ſtolz auf den Ruhm ihres Führers, die Wichtigen und Allmächtigen am Hofe ſpielten ***). Die ſchöne Galanterie entwich beynahe ein halbes Jahrhundert von dem Franzöſiſchen Hofe, und wurde nicht eher, als von dem jungen und galanten Könige **Ludewig** XIV. zurück geführt. Die verwieſene Galanterie ſuchte und fand Schutz bey einigen Damen, welche durch Schönheit, Geiſt, und Tugend ein großes Anſehen beſaßen, und ihr eine ganz andere Geſtalt, und andere Abſichten gaben, als ſie unter Heinrich IV. gehabt hatte. Man kann dieſe neue Galanterie, die unter dem kleinern, und ausgeſuchtern Theile des Franzöſiſchen Hofes herrſchend wurde, die hohe, oder Spaniſche Galanterie nennen.

---

*) Mad. de Motteville I. 396. Il (le Marechal de Baſſompierre) continuoit à vivre dans les mêmes maximes dans une cour, où tout au contraire les hommes tenoient quaſi pour honte de leur rendre quelque civilité.

**) ib. I. 430. Il faiſoit le fanfaron contre la galanterie, et diſoit ſouvent, qu' il y renonçoit.

***) l. c. p. 417. Ses Favoris, qui étoient la plûpart des jeunes ſeigneurs, qui l'avoient ſuivi dans l' Armée, et participant à ſa grandeur, comme ils avoient eu part à la gloire, qu' il y avoit acquiſe, avoient été appellez les *petits Maitres*, parcequ' ils étoient à celui, qui le paroiſſoit être de tous les autres; et ce titre avoit effacé celui des Importans.

Die Schöpferinn der neuen Galanterie war die Marquiſe de Sablé, welche zu der Zeit, als die junge Königinn Anna nach Frankreich kam[*]) zu den Damen gehörte, die durch ihre Schönheit und ihren Geiſt das gröſte Aufſehen erregten[**]). Madame de Sablé war eben ſo ſtolz, als ſchön, und eben deßwegen fand ſie ſo viel Geſchmack an den Spaniſchen Romanen, Komödien, und andern Gedichten, welche damahls häufig in Frankreich geleſen wurden: noch mehr aber an der Spaniſchen Galanterie, die in den Modeſchriften dieſer Nation herrſchte, und von welcher man glaubte, daß die Spanier ſie von den Mohren angenommen hätten *). Sie war überzeugt, daß die Männer ohne alle Schuld zärtliche Empfindungen für Weiber hegen, und äußern könnten: daß die Begierde zu gefallen die Männer zu den ſchönſten, und gröſten Handlungen begeiſtere: daß die Liebe den Geiſt der Männer erwecke, und ihnen Freygebigkeit, und alle übrige Tugenden einflöße: daß aber die Weiber, welche die Zierde der Welt, und die Gegenſtände der Verehrung, und Anbetung der Männer ſeyen, von dieſen weiter nichts, als Aeußerungen dieſer Ehrerbietung und Anbetung dulden müſten **). Sie gab dieſen Geſinnungen und Grundſätzen durch ihre Schönheit und ihren Geiſt ein großes Gewicht; und die Zahl und das Anſehen ihrer Verehrer machten bis unter die Regent-

---

[*]) In den Jahren 1616., und den folgenden.

[**]) *Memoires de Motteville I. p. 13. et ſq.*

---

*) l. c. p. 14. On trouvoit une ſi grande delicateſſe dans les Comedies nouvelles, et tous les autres ouvrages en Vers, et en Proſe, qui venoient de Madrid, qu' elle avoit conçu une haute idée de la Galanterie, que les Eſpagnols avoient appriſe des Mores.

**) ib. mais que d' un autre coté les femmes, qui etoient l' ornement du monde, et étoient faites pour être ſervies et adorées des hommes, ne devoient ſouffrir, que leurs reſpects.

gentſchaft der Königinn Anna das fortdauern, was die Spanierinnen fucezas nannten. Unter den Anbetern der Marquiſe de Sablé war auch der Duc de Montmorency, der durch ſeine Tapferkeit, ſeine Schönheit, und ſeine Pracht die erſte, oder eine der erſten Stellen unter den Franzöſiſchen Hofleuten einnahm. Als dieſer Herzog nach Spaniſcher Ritter Art Geſinnungen der ehrerbietigſten Liebe gegen die junge und ſchöne Gemahlinn Ludewigs XIII. zu äußern anfing; ſo wurde die Marquiſe durch dieſe Untreue ſo ſehr beleidigt, daß ſie ihn nicht mehr ſehen wollte, indem ſie ſich nicht entſchließen konnte, die Verehrungen des Ritters mit der gröſten Königinn der Welt zu theilen *).

Anna von Oeſterreich brachte aus Spanien eben die Begriffe von Liebe und Galanterie mit, welche die Marquiſe de Sablé nur aus Spaniſchen Schriften geſchöpft hatte. Sie ſah die Beweiſe von ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit, welche der Duc de Montmorency, der Duc de Bellegarde, und nachher der ſchöne Herzog von Buckingham öffentlich gegen

ſie

---

*) ib.

ſie an den Tag legten, als einen Tribut an, welchen die ganze Welt ihrer Schönheit ſchuldig ſey *). Sie war der Meynung, daß eine unſchuldige Galanterie, und ein durch zärtliche Ehrfurcht gewürzter Umgang eben ſo wenig tadelnswürdig ſey, als es die Liebeshändel der Spaniſchen Hofdamen waren, die, wie Nonnen, lebten, die bloß in Gegenwart des Königs, und der Königinn mit den Cavalieren redeten, die ſich nichts deſtoweniger ihrer Eroberungen rühmten, welche weit entfernt, ihren Ruf zu ſchmälern, vielmehr ihren Ruhm am meiſten verherrlichten **). Um deſto mehr erſchrack ſie, als der Herzog von Buckingham auf einem Spatziergange in dem königlichen Garten nicht bloß bey den Verſicherungen einer ehr-

---

*) l. c. p. 15. comme un tribut, qu' elle croioit être dû par tout le monde à ſa beauté.

**) l. c. étant jeune, elle ne comprenoit pas, que la belle converſation, qui s' appelle ordinairement l' honnête Galanterie, où on ne prend aucun engagement particulier, pût jamais être blamable, non plus, que celle, que les Dames Eſpagnoles pratiquent dans le Palais, où vivant comme des Religieuſes, et ne parlant aux hommes, que devant le Roi, et la Reine d' Eſpagne, elles ne laiſſent pas de ſe vanter de leurs Conquêtes, et d' en parler, comme d' une choſe, qui bien loin de ôter leur réputation leur en donne beaucoup.

furchtsvollen Zärtlichkeit ſtehen blieb, ſondern ſich Freyheiten erlaubte, welche die Spaniſchen Hofdamen ihren Verehrern nicht geſtatteten *). Die Königinn that einen Schrey der ängſtlichen, oder leidenden Tugend, und wollte, wie ihre Vertraute ſagt, lieber eine kleine Nachrede über ſich ergehen laſſen, als Schaden an ihrer Tugend nehmen. Die Königinn verzieh dem ſchönen, und zärtlichen Fremdling ſeine Kühnheit ſehr bald. Sie bemerkte es nicht ohne Rührung, daß er beym Abſchiede Thränen vergoß **). Auch nahm ſie einen gewagten Ritterſtreich nicht übel auf, welchen der Herzog nach dem letzten Abſchiede ausführte. Der Herzog von Buckingham hatte die Braut ſeines Königs ſchon bis Calais begleitet, als er plötzlich vorgab, daß er durch einen Auftrag ſeines Monarchen gezwungen werde, noch einmahl an den Franzöſiſchen Hof zu gehen. Er eilte auf den Flügeln der Liebe zurück, und bat ſich eine Audienz bey der Königinn-Mutter aus, um es zu verſtecken, daß er bloß in der Abſicht zurückgekommen

---

*) l. c. p. 18. 19.

**) l. p. 19. et ſq.

men ſey, die regierende Königinn noch einmahl zu ſehen. Anna von Oeſterreich erfuhr es augenblicklich, daß, und warum ihr Verehrer zurückgekommen ſey. Sie nahm den Herzog in Gegenwart ihrer Oberhofmeiſterinn im Bette an. Der Herzog knieete vor dem Bette der Königinn nieder, und küßte das Betttuch mit einer Leidenſchaft, welche noch heftigere Ausbrüche ſeiner Liebe fürchten ließ. Die Oberhofmeiſterinn erinnerte ihn vergebens daran, daß ein ſolches Betragen gegen alle Etiquette ſey. Er antwortete, daß er als ein Fremder nicht verbunden ſey, die Geſetze des Franzöſiſchen Hofes zu kennen, und ſagte zugleich der Königinn die zärtlichſten Dinge von der Welt. Die Königinn konnte ihn nur durch wiederhohlte Befehle dahin bringen, daß er ſich entfernte: war aber nach der Vermuthung der Frau von Motteville vielleicht nicht erzürnt darüber, daß der Herzog ſeine Liebe auf eine ſo lebhafte Art ausgedrückt hatte *).

Die Marquiſe de Sablé war nur eine Vorläuferinn der Marquiſe de Rambouillet, die in den letzten Jahren

---

*) p. 21.

des dritten Decenniums des vergangenen Jahrhunderts einen Hof der ſchönſten, geiſtreichſten, und gebildetſten Perſonen von beiderley Geſchlecht um ſich verſammelte, und ihr Haus bis unter die Regierung **Ludewigs des Vierzehnten** zu dem vornehmſten Sitze der Galanterie, und des Geſchmacks in Frankreich machte [*]. Madame de **Rambouillet** hatte dieſes mit der Marquiſe de Sablé gemein, daß ſie die Liebe zu entſinnlichen, und ſie zu einer reinen und doch feurigen Seelen-Freundſchaft zu erheben ſuchte. Sie unterſchied ſich aber von derſelben darin, daß ſie neben dem Throne der Galanterie einen Altar für die Muſen erbaute, und nicht bloß ſchöne, oder galante Herren und Damen von Stande, ſondern auch Dichter, und andere gelehrte und geſchmackvolle Männer in ihre Zirkel zuließ.

---

[*] Das Haus der Marquiſe wurde gewöhnlich l' hotel de Rambouillet genannt. Nicht ſelten aber nannte man es auch den Hof von Rambouillet: z. B. Menagiana p. 187. O que Mademoiſelle de Scudéry a fait dans ſon Cyrus une jolie deſcription de la petite cour de Rambouillet. Noch ſtärker drückt ſich die Marquiſe de Sevigné aus: Lettres V. p. 295. . . . avant que Madame de Montauſier fut au Louvre, l' hôtel de Rambouillet etoit le Louvre.

Die Merkwürdigſten unter den Damen, welche ſich täglich, oder wenigſtens oft in dem Hotel de Rambouillet verſammelten, waren die Prinzeſſinn von Bourbon, Mutter des großen Condé, ihre Tochter, die nachherige Ducheſſe de Longueville, die Ducheſſe de Chatillon, die Marquiſe de Sablé, Madame de Viegan, und deren Töchter, Madame de la Lane, Madame le Boſſu, und Mademoiſelle de Scuderi *). Unter den Männern behaupteten der Cardinal de la Vallette, der große Condé vor ſeinen glänzenden Siegen **), der Marquis de Montauſier, welcher nachher Mademoiſelle de Rambouillet heirathete, nebſt Balzac, Voiture, Menage, Chapelain, Sarrazin, und andern ſchönen Geiſtern der damahligen Zeit die erſten Plätze ***).

Unter den Damen, die das Hotel de Rambouillet beſuchten, oder darin gebildet wurden, waren Mehrere, welche allmählich die geiſtige Galanterie der ir-

---

*) Oeuv. de Voiture Pref. und dann p. 365. 621.

**) Ueber die Liebe des großen Condé gegen die Mad. de Viegan und das plötzliche Verſchwinden derſelben, Memoires de Montpenlier I. p. 81.

***) ib.

tiſchen Liebe aufopferten, oder wenigſtens beide mit einander verbanden, und nur die Liebe durch einen Firniß der hohen Galanterie zu verſchönern, oder zu veredeln ſuchten. Zu den Letztern gehörten die Prinzeſſinn von Bourbon, Mutter des großen Condé, und ihre Tochter die Herzoginn von Longueville. Die Prinzeſſinn von Condé ſcherzte einſt mit der Königinn Anna von Oeſterreich über ihre ehemahligen Liebeshändel. Sie bedauerte, daß nicht ſtatt des Cardinals Pamfili ihr alter Freund der Cardinal Bentivoglio Pabſt geworden ſey, weil ſie ſich alsdann hätte rühmen können, Liebhaber aus allen Ständen, Päbſte und Könige, Cardinäle und Prinzen, Herzöge, Marſchälle von Frankreich, und bloße Edelleute zu ihren Anbetern gehabt zu haben *). Die Tochter trat in die Fußſtapfen ihrer Mutter. Die Herzoginn von Longueville hatte zu den Zeiten ihres Flors einen zahlreichen Hof von galanten Verehrern und ſchönen Geiſtern um ſich. Weder die Galanterie, noch der Witz in den Geſellſchaften der Herzoginn von Longueville war ſo

---

*) Motteville III. 358.

ſo unbeſcholten, als im Hôtel de Rambouillet. Man warf der erſtern Dame vor, daß der Witz, welchen ſie liebe, ſehr oft in boshafte Spöttereyen ſelbſt gegen ihre Freunde und Verehrer ausarte *). — Im Hôtel de Rambouillet war mehr Galanterie, als Liebe; und wenn auch die Liebe ſich zur Galanterie geſellte, ſo war dieſe Liebe eine hohe Leidenſchaft, welche niemahls die angenommenen Geſetze des tiefſten Reſpects verletzte **). Ein Mitglied des kleinen Hofes von Rambouillet führt hievon folgenden Beweis an, der zwar das nicht darthut, was dadurch bewieſen werden ſollte, der aber wenigſtens für die Ehrerbietigkeit der Galanterie im hôtel de Rambouillet zeugt. Der Dichter Voiture wollte es einſt wagen, die Hand, oder den Arm der Mademoiſelle de Rambouillet zu küſſen. Die junge Dame gab aber dem Dichter ihr Mißfallen an ſeiner Kühnheit ſo nachdrücklich zu erkennen,

---

*) ib. I. 458. la fine raillerie, dont elle et ſes Courtiſans faiſoient profeſſion, tomboit ſouvent ſur ceux, qui en lui voulant rendre leur devoirs etc.

**) Menagiana p. 186. Il n' y avoit, que de la galanterie et point d' amour a l' hoſtel de Rambouillet.

nen, daß er ſich in der Folge nie wieder dergleichen einfallen ließ *).

Das Hôtel de Rambouillet hatte über ein Menſchenalter den Ruhm, daß es der Sitz des guten Geſchmacks, und der guten Geſellſchaft, ſo wie eine Schule der edeln Galanterie ſey. Aus den Schriften der Männer und Damen, welche am meiſten den Ton angaben, läßt es ſich allein beurtheilen, in wie fern dieſer Ruhm verdient war, oder nicht.

Alle diejenigen, welche das Hôtel de Rambouillet beſuchten, ſtrebten darnach, ſchön und richtig zu reden und zu ſchreiben. Aus dieſem Grunde gab man nicht nur auf ſich ſelbſt, und auf Andere beym Reden ſorgfältig Acht, ſondern ein Jeder legte auch den Uebrigen Gedichte, Briefe und andere Aufſätze zur gegenſeitigen Prüfung vor, oder man unterſuchte Franzöſiſche, Italiäniſche und Spaniſche Werke, die ſo eben erſchienen waren. Von den männlichen Mitgliedern der Geſellſchaft im Hôtel de Rambouillet war es zweyfelhaft, ob Balzac, oder Voiture am beſten rede und ſchreibe; und es ſcheint faſt, als wenn die Männer dem Erſtern, und

---

*) ib.

und die Damen dem Andern den Preis der ſchönſten Sprache zuerkannt hätten. Voitüre beſuchte das hôtel de Rambouillet viel länger, und fleiſſiger, als Balzac, und blieb bis an ſeinen Tod der Liebling der Damen *). Wenn hingegen die Männer den Voitüre und Balzac mit einander verglichen; ſo ſagten ſie: den Voitüre lobt man gern: den Balzac muß man loben **). Menage nannte Balzac den Urheber und Wiederherſteller der Franzöſiſchen Sprache, der noch beſſer geredet, als geſchrieben, und alle Andere im Reden und Schreiben ſo ſehr übertroffen habe, daß, wenn ſie auch ins geſammt ihre Kräfte vereinigt, ſie doch nie einen vollkommneren Perioden zu Stande gebracht hätten, als die Balzacſchen Perioden gewöhnlich geweſen ſeyen ***). Die Aengſtlichkeit, womit

---

*) Pref. des Oeuvres de Voiture. Car dans la delicateſſe du gouſt des Dames, et l' extréme politeſſe, qu'elles demandent dans les écrits, et dans l' entretien, il a toujours eu le bonheur de leur plaire, et de réuſſir aprés d' elles

**) Menagiana p. 262. C' eſt à mon gré un eſprit juſte, que celvy, qui a dit: on aime à louer Voiture: on eſt forcé à louer Balzac.

***) p. 182. M. de Balzac eſt le reſtaurateur de notre langue . . . . M. de Balzac eſt l' auteur de nôtre langue telle qu'elle eſt aujourdhui.

Balzac*) und Voiture richtig und ſchön zu reden ſuchten, muſte ihren Reden und Schriften allein ſchon etwas Steifes und Gezwungenes geben. Menage ſah in ſeinem ſpätern Alter die Fehler von Beiden ein **). Allein er wiederrief deßwegen die Lobſprüche nicht: daß dieſe beiden Schriftſteller, und die übrigen ſchönen Geiſter des Hótel de Rambouillet, beſonders Balzac, die Franzöſiſche Sprache zuerſt gebildet, und die Kunſt, gut zu ſchreiben, zu einer gemeinen Kunſt gemacht hätten ***).

Außer der Vervollkommnung der Sprache erwarb ſich das Hótel de Rambouillet noch ein anderes großes Verdienſt: daß es den Ton der guten Geſellſchaft zwar nicht fand, aber vorbereitete, und ein Bedürfniß, oder Verlangen darnach erweckte. Der geſellſchaftliche Ton im Hótel de Rambouillet hatte dieſelbigen Gebrechen, welche die Sprache und Galanterie in dieſem berühmten Hauſe hatten: er war nicht leicht und natürlich genug, und wurde bey aller ſeiner gekünſtelten Feinheit nicht ſelten ſehr unfein. Keiner gab ſich mehr Mühe, den Ton der guten Geſellſchaft zu erlangen, und den Hof ſo wohl, als die Damen angenehm und lehrreich zu unterhalten, als Voiture *). Die Prinzeſſinn von Condé, die Marquiſe de Sablé, und de Montauſier bevollmächtigten den Herausgeber der Werke von Voiture nach deſſen Tode öffentlich zu erklären, daß Voiture ihrem Urtheile nach dem Muſter eines vollkommnen Hofmanns, oder wie man in Frankreich ſage, eines galant-homme ſehr nahe gekommen ſey **). Dieſer muſterhaft gute Geſellſchafter badinirte gewiß in ſeinem Umgange, wie in ſeinen Briefen; und eben deßwegen iſt es intereſſant zu leſen, wie er mit dem Cardinal de la Vallette und dem großen Condé ſcherzte. "Ich bildete mir ein, ſchrieb er an den Erſtern, daß Sie zu der Zeit, als Sie mich mit ihrem letzten Briefe beehrten, glaubten: daß meine Achtung Ihnen ein gewiſſes Anſehen in der Welt verſchafft habe: daß ich Ihnen bey allen Gelegenheiten unendlich viele Proben von der Ehre meiner Freundſchaft gegeben: und daß ich Ihnen endlich in einer Verlegenheit, wo Sie ſonſt nirgends Credit finden konnten, ein Paar tauſend Thaler vorgeſtreckt habe. — Wenigſtens muß ich nach der Art, wie Sie mir danken, und wie Sie von mir und von ſich reden, vorausſetzen, daß Sie in Ihren Reverien Einen für den Andern genommen, und ohne daran zu denken mich an Ihre Stelle geſetzt haben. In keinem andern Fall würden Sie ſo geſchrieben haben, als Sie thun; wenn Sie nicht vielleicht dafür halten, daß es kein größeres Glück gebe, als Andern gutes zu thun, und alſo glauben, daß diejenigen Sie verpflichten, die Ihnen Gelegenheit verſchaffen, ſich dieſelben verbindlich zu machen", u. ſ. w. *). — An den Prinz von Condé ſchrieb er nach der Schlacht bey Rocroy **): "Die Wahrheit zu ſagen, Monſeigneur, ſo weiß ich nicht, woran Sie gedacht haben; denn es war, ohne zu lügen, in Ihrem Alter zu viel Dreiſtigkeit und Ungeſtüm, zwey oder drey betagte Generale anzugreifen, welche Sie hätten reſpectiren ſollen. — Ich weiß nicht, was der Pater Müſnier dazu ſagen wird. Mir ſcheint das alles gegen die guten Sitten, und viel Stoff zu einer künftigen Beichte zu enthalten. Ich hatte immer gehört, daß Sie eigenſinnig, wie ein Teufel, ſeyen, und daß es nicht gut ſey, mit Ihnen zu disputiren; allein ich hätte doch nie gedacht, daß Sie ſich bis zu einem ſolchen Grade vergeſſen hätten. Wenn Sie ſo fortfahren, ſo werden Sie ſich in ganz Europa unerträglich machen, und weder der Kaiſer, noch der König von Spanien werden es mit Ihnen aushalten können". — Noch viel auffallender wird man den Ton finden, in welchem die Hauptperſonen des Hótel de

---

*) Menage führt hierüber eine artige Anekdote an: p. 164.

**) p. 324. M. de Balzac étoit trop pompeux; Voiture avoit un ſtile trop enjoué.

***) l. c. p. 324. Au commencement, que je vins à Paris, il n' y avoit, qu' une douzaine de perſonnes, qui ecriviſſent raiſonnablement en François. Preſentement tout le monde écrit bien.

---

*) Pref. de ſes Oeuvres. Je me trompe, ſi le ſuffrage d' aucun homme luy eſt plus avantageux, que l' approbation de ces femmes illuſtres, qui ont fait de ſon entretien et de ſes ecrits un de leurs plus agreables divertiſſements.

**) Cette princeſſe, et ces Dames veulent bien, que je die d' elles pour la gloire de noſtre Autheur, qu' elles ont jugé, qu' il approchoit de fort prés des perfections, qu' elles ſe ſont propoſées, pour former celvy, que les Italiens nous deſcrivent ſous le nom de parfait Courtiſan, et que les François appellent un galant-homme.

---

*) Oeuvr. p. 274.

**) ib. p. 469.

Rambouillet mit ihrem Liebling ſcherzten. — **Voitüre** war ein ſchwächliches Männchen, das durch ſeine Kleinheit und Schwächlichkeit gutgearteten, und richtig denkenden Perſonen Mitleiden einflößen muſte. Mademoiſelle de **Rambouillet** ſpottete in den meiſten Briefen, welche ſie während einer Reiſe von **Voitüre** nach Spanien, Portugal, und den Niederlanden an ihn ſchrieb, auf eine bittere Art über ſeine Kleinheit und Schwächlichkeit. Sie ſchrieb im Nahmen ihres Zwergs einen Ausforderungsbrief, welchen **Voitüre** höflich ablehnte, den er aber ſchwerlich mit Vergnügen leſen konnte *). Ein anderes Mahl drückte ſie durch eine Exclamation das große Vergnügen aus, was ſie empfinden würde, wenn er bey ſeiner Abfahrt von Liſſabon von den Seeräubern gefangen genommen, und nach Algier gebracht würde **). Bald nachher wünſchte ſie, daß **Voitüre** gehenkt, aber doch nicht eher gehenkt werden möchte, als bis ſie das Vergnügen haben könne, Zeuginn von der Execution zu ſeyn. In demſel-

bidigen Briefe hatte ſie geſchrieben: "ich weiß nicht, wie ich mich ſo weit erniedrigt habe. Schmählen Sie nicht mehr. Schreiben Sie mir lieber jede Woche". **Voiture** antwortete auf alle dieſe unfeinen Späße *): "Wenn Sie nicht die liebenswürdigſte Perſon von der Welt wären, ſo würden Sie die haſſenswürdigſte ſeyn. Sie haben einen Stolz, der in allen andern Menſchen unerträglich wäre. Sie erbitten den Frieden auf eine Art, wie andere Menſchen ihn geben, und brauchen zur Ausſöhnung Wörter, womit man einen Krieg anfangen könnte". Madame und Mademoiſelle de **Rambouillet** ließen es nicht bloß bey kräftigen Scherzen bewenden. "Am letzten Freytage, ſchrieb **Voiture** an die Mademoiſelle de Bourbon **) wurde ich geprellt, weil ich Sie nicht zu der Zeit hatte lachen machen, welche man mir dazu beſtimmt hatte. Madame de **Rambouillet** gab auf die Bitte ihrer Tochter, und der Mademoiſelle de Poulet den Befehl dazu. Ich mochte ſchreien, und mich wehren, ſo viel ich wollte. Mein Sträu-

---

*) Oeuvres de Voit. p. 219.

**) ib. p. 226.

---

*) p. 243. 244.

**) l. c. p. 287.

ben half nichts. Man brachte die Decke her, und ſuchte vier der ſtärkſten Bedienten zur Vollſtreckung aus. So viel kann ich Ihnen ſagen, Mademoiſelle, daß nie ein Menſch höher flog, als ich, und daß ich nie geglaubt hätte, daß das Glück mich ſo ſehr erheben würde. Bey jeden Wurf verlor man mich aus dem Geſichte, und ich ſtieg höher, als Adler ſteigen. Ich ſah die Berge unter mir erniedrigt. Ich ſah die Winde und Wolken unter meinen Füßen wegwandeln. Ich entdeckte Länder, die ich nie geſehen, Meere, von denen ich nie etwas gehört hatte. Es iſt nichts ergötzender, als ſo viele Dinge auf einmahl wahrzunehmen, und mit einem Blick die Hälfte der Erde zu überſchauen. Unterdeſſen verſichere ich Ihnen, daß man alle dieſe Herrlichkeiten nicht ohne eine gewiſſe Unruhe ſieht, wenn man in der Luft iſt, und gewiß weiß, daß man wieder nieder fallen muß. Am meiſten erſchreckte mich dieſes, daß, wenn ich in der Höhe war, die Decke mir ſo klein ſchien, daß ich es beynahe für unmöglich hielt, wieder hinein zu fallen". —

Die Galanterie, welche die Männer im Hôtel de Rambouillet gegen die

Damen ausübten, war der Gegenſatz von der Art zu ſcherzen, welche die Damen gegen die Herren, und die Herren gegen einander brauchten. Man erklärt die Galanterie des Hôtel de Rambouillet richtig, wenn man ſie eine ewige Kette von Betheurungen der höchſten und reinſten Seelenliebe, einer knechtiſchen Ehrerbietigkeit, und einer entzückten Bewunderung der Vollkommenheiten der Damen nennt; und zwar von ſolchen Betheurungen, die faſt alle in hyperboliſchen Antitheſen ausgedrückt waren. Ich kann dieß Urtheil nicht anders rechtfertigen, als durch Proben aus den Werken der beiden Schriftſteller, welche als die Muſter der feinen Galanterie angeſehen wurden. Madame de Rambouillet hatte dem Freunde ihres Hauſes, Balzac, der ſich auf das Land zurückgezogen hatte, Nachricht gegeben, daß er nächſtens eine kleine Kiſte mit allerley wohlriechenden Sachen erhalten würde. Für dieſes Geſchenk dankt der galante Briefſteller auf folgende Art *): "Die Römiſchen Dichter rühmen zwar die Eſſenzen, welche die Liebesgöttinn, und ih-

---

*) p. 97.

ihre Liebesgötter einer ſchönen Römerinn geſchenkt hätten. Allein die Eſſenzen, welche ich erwarte, kommen von einer beſſern Hand, als von der Hand jener gemeinen Venus, und ihrer Kinder her: nämlich von der wahren himmliſchen Liebesgöttinn, und ihrer anbetungswürdigen Tochter: von der Tugend ſelbſt, die ſich den Augen der Menſchen ſichtbar gezeigt hat: von der Vollkommenheit, die aus den Höhen des Himmels herabgeſtiegen iſt. Ich rühme mich dieſer Geſchenke öffentlich. Ich betrachte alle Güter der Erde, alle menſchliche Dinge weit unter mir. So wie es aber keinen Ruhm gibt, der dem Meinigen gleich kommt; ſo habe ich die Ehre zu verſichern, daß es auch keine Dankbarkeit gebe, die mit der meinigen verglichen werden könnte. Ich bin nicht im Stande, nur den kleinſten Theil deſſen, was ich empfinde, in Worten auszudrücken. Das Meiſte bleibt im Herzen zurück".

Voitûre gab ſeinem Nebenbuhler in der Galanterie nichts nach. "Es iſt ſchon lange, ſo heißt es in einem Briefe an Mademoiſelle de Rambouillet *),

daß

---

*) p. 129.

daß ich von den meiſten Dingen, die ſich in Ihnen finden, keine natürliche Urſachen mehr aufſuche. Ich weiß, daß eine Perſon, die voll von Wundern iſt, auch Wunder thun kann. So groß aber auch die Wunder ſind, welche Sie gethan haben, ſo iſt doch das Gröſte unter allen dieſes: daß Sie einem Menſchen in einer ſolchen Lage, als worin ich bin, Freude gewährt, und daß Sie Jemanden glücklich gemacht haben, der zugleich arm, verbannt, und krank war. Sie haben durch dieß Wunder bewieſen, daß das Glück, was die Welt unter ſeinen Füßen hat, unter Ihren Füßen iſt, und daß Sie denjenigen Gnade widerfahren laſſen können, welche das Schickſal zum Unglück verdammt hat". "Ich geſtehe Ihnen, ſchreibt er zu einer andern Zeit an dieſelbige junge Dame *), ich fürchte Sie mehr, als ſonſt irgend Etwas in der Welt. Zugleich aber liebe ich Sie noch mehr, als ich Sie fürchte, wenn anders die Ehrerbietung, welche ich Ihnen ſchuldig bin, es erlaubt, dieſes zu ſagen. Ungeachtet Sie mir bisweilen Furcht einjagen, ſo finde ich doch ein Vergnügen

---

*) p. 218.

daran, Sie unter allen den Geſtalten zu ſehen, in welchen Sie ſich zeigen: und wenn Sie ſich auch jede Woche einmahl in einen Drachen verwandeln ſollten, wie diejenigen zu thun pflegen, von welchen Sie mir Eine zu ſeyn ſcheinen; ſo würde ich auch alsdann Ihre Krallen, und ihre Schuppen lieben. Die Wunder, die ich in Ihrer Perſon entdecke, machen mich glauben, daß dieſe Verwandlung einmahl geſchehen könne. Der Umſtand, welchen Sie mir melden, daß ſich dreymahl in jedem Monathe mit Ihnen gar nicht umgehen laſſe, ſcheint mir ſchon eine Anlage dazu zu verrathen".

Mademoiſelle de Rambouillet machte eine kleine Reiſe, und nun drückte ihr galanter Verehrer den Schmertz der Trennung in folgenden Zeilen aus *): "Nach Ihrer Abreiſe iſt bis jetzt Niemand geſtorben, als ich. Ich trage kein Bedenken, Ihnen dieſes geradezu zu ſagen, weil ich mir einbilde, daß Sie ſich nicht viel darum bekümmern werden. — Wiſſen Sie alſo, Mademoiſelle, daß ich von dem Tage Ihrer Abreiſe an nicht mehr eſſe, nicht mehr rede, nicht mehr ſehe;

---

*) p. 351.

ſehe; und daß weiter nichts fehlt, als daß ich noch begraben werde. Ich erſuche Sie, nicht über das zu lachen, was ich Ihnen ſchreibe. Es würde kein gutes Herz verrathen, der Todten zu ſpotten; und wenn Sie an meiner Stelle wären, ſo würden Sie gewiß nicht wünſchen, daß man ſo gegen Sie verführe".

Die ehrerbietige Galanterie nahm mit der Geburt und dem Range der Damen zu. Mademoiſelle de Bourbon hatte in einen Brief der Mademoiſelle de Rambouiller einige Zeilen hineingeſchrieben, und zugleich die Aufſchrift des Briefes an Voiture gemacht. Man leſe die Aeußerungen des Danks für dieſe hohe Ehre *). "Weil die Ehre, welche Sie mir erweiſen, mich zu lieben, die erſte Veranlaſſung der Gewogenheit der erhabenen Dame gegen mich geworden iſt; ſo bitte ich Sie demüthig, mir in den Dankſagungen beyzuſtehen, welche ich ihr ſchuldig bin, und ihre Gnade wenigſtens auf die Art zu vergelten, wie ich es jetzt zu thun vermag. Ich küſſe tauſendmahl die Füße der unvergleichlichen Prinzeſſinn, die vier oder fünf Worte in Ihren letzten Brief

---

*) p. 229.

Brief hineingeſchrieben, und dadurch einem Geſchenk, das ſchon an ſich ſelbſt ſehr koſtbar war, einen unvergleichlichen Werth ertheilt hat“.

Nichts iſt einförmiger, als ſolche Uebertreibungen, in welche man im Hôtel de Rambouillet das Weſen der ächten Galanterie ſetzte. Wenn **Voitûre** an andere, oder von andern verdienſtvollen Damen ſchrieb; ſo brauchte er ohngefähr dieſelbigen Hyperbeln, welche er ſchon in den Briefen an Madame und Mademoiſelle de Rambouillet abgenutzt hatte. Sie haben mir, ſchreibt er an einen Engländer Gordon von der Gräfinn von Carlisle *), in einer einzigen Perſon mehr Schätze, und zugleich mehr Löwen und Leoparden gezeigt, als der Tower in London enthält. — Es findet ſich auf der ganzen Erde keine andere Perſon, von welcher man ſo viel Gutes und ſo viel Böſes ſagen kann. Mit ſo vielen Gefahren auch das Andenken an ſie verbunden iſt, ſo habe ich mich doch bisher nicht zurückhalten können, beſtändig an ſie zu denken; und ich würde in Wahrheit das Bild, was von ihr in meiner Seele zurückgeblieben iſt, nicht für das Schönſte weggeben, was ich je geſehen habe. Man muß geſtehen, daß ſie eine Dame voll von Bezauberungen iſt; und es würde unter dem Monde keine ſo liebenswürdig ſeyn, wenn ſie nur wüßte, was Liebe iſt, und wenn ſie ein ſo empfindliches Herz, als einen durchdringenden Verſtand beſäße" *).

---

*) p. 222.

"Ich ſchlafe, ſo ſchrieb Voitüre an eine Mademoiſelle de M. . . . . **), nur wenig, und mit großer Mühe. Ich habe den Geſchmack an allen Dingen verloren. Selbſt der Genuß der Luft iſt für mich nicht mehr frey, indem ich nicht ſo wohl athme, als ſeufze. In dieſem Zuſtande bin ich, ſeit ich Sie geſehen habe. Ich weiß freylich nicht gewiß, woher dieß alles rührt: ob von meinem Schnupfen, oder von meiner Liebe. Es iſt aber doch immer am wahrſcheinlichſten, daß Sie die Haupturſache meines Uebels ſind, weil ich die gröſte Erleichterung empfinde, wenn ich an Sie ſchreibe, u. ſ. w".

Allem Anſehen nach war es dieſelbige junge Dame, an welche Voitüre in einem ſpätern Briefe ſchrieb: “Sie beſitzen ſo viele Reitze, ſo viel Geiſt, ſo viel Urtheilskraft, ſo viel Muth, Stärke, und Seelenadel, daß man alle dieſe Vollkommenheiten nicht auf einmahl überſehen kann. Ich weiß nicht, ob ich mich irre; allein es ſcheint mir, als wenn ich Sie jetzt ganz habe kennen lernen. Nun aber iſt mein Geiſt auch ſo voll von Ihnen, daß für keinen andern Gegenſtand Platz übrig iſt. Meine Seele iſt ganz damit beſchäfftigt, Sie zu betrachten, und zu ergründen. Dieß thue ich mit ſo vielem Vergnügen, daß, ungeachtet ich am Rande des ſchrecklichſten Abgrundes ſtehe, ich doch meine Gefahr nicht wahrnehme, und mich in eben dem Augenblicke, wo ich meinem Untergange nahe bin, darüber freue, Sie gefunden zu haben. Ich ſchwöre Ihnen, meine liebe M, daß ich Ihnen nichts ſchreibe, was ich nicht empfinde, und daß das, was ich ſchreibe, nur der kleinſte Theil von dem iſt, was ich empfinde. Ich kann keine Worte finden, um die Zuneigung auszudrücken, welche ich für Sie habe. Sie überſteigt alles, was man ſagen, und denken kann” *). We-

---

*) Si elle avoit l'ame ſenſitive, comme elle a la raiſonnable.

**) p. 333.

---

*) l. c. p. 540.

Wenigſtens eben ſo galant ſchrieb Voitúre an ein anderes junges Frauenzimmer *). "Die gröſte Freude, welche ich in meinem Leben empfunden, iſt die, Sie geſehen zu haben, und der gröſte Schmerz, Sie nicht mehr zu ſehen. Ich will ſterben, wenn ich ſeit der Zeit, wo ich Sie verließ, etwas reitzendes geſehen habe. Ich habe zu Blois alle Freuden zurückgelaſſen, welche ich ſonſt in Paris fand; und ich fühle hier jetzt mehr Langeweile, als ich ſonſt je an irgend einem Orte in der Welt gefühlt habe. — Es iſt in der That ein ſonderbares Abentheuer, was mir begegnet iſt: daß ich alles, was in der Welt liebenswürdig iſt, in einer Perſon gefunden: daß ich dieſe Perſon in eben dem Augenblicke, wo ich ſie ſah, geliebt, und daß ich ſie auch beynahe in eben der Zeit verloren habe, wo ich ſie zu lieben anfing. In eben dem Augenblick, wo mein Glück ſich mir zeigte, verſchwand es auch wieder; und es iſt daher kein Wunder, daß ich mich in ſo kurzer Zeit ſo ſehr gefreut und betrübt habe".

In einem Briefe an den Cardinal de la Valette ſchilderte Voitúre dieſem ga-

---

*) p. 578.

galanten, und kriegeriſchen Haupte der Kirche eine junge Dame, die demſelben nicht gleichgültig war, und beſchloß die Schilderung mit folgenden Zügen: "Sie entwandte von ihrer erſten Kindheit an dem Schnee, und dem Elfenbein ihre Weiße, und den Perlen ihren Glanz und ihre Reinheit. Sie nahm den Sternen ihr Licht und ihre Schönheit; und es vergeht kein Tag, wo ſie der Sonne nicht einige Strahlen raubt, und ſich vor der ganzen Welt damit ſchmückt. In einer Aſſemblee, die neulich im Louvree war, ſtahl ſie den Damen alle ihre Reitze, und den Diamanten, womit ſie bedeckt waren, ihr Feuer. Sie ſchonte ſelbſt das Geſchmeide der Crone nicht, und eignete ſich alles zu, was ſchön und prächtig daran war. Die ganze Welt kennt die Gewaltthätigkeiten, welche ſie ausübt, und keiner widerſetzt ſich denſelben. Sie thut alles, was ſie will, ungeſtraft", u. ſ. w.

Der Mangel von richtigem Geſchmack, der alle dieſe gekünſtelten Uebertreibungen hervorbrachte, führte den galanten, und ehrerbietigen **Voiture** nicht ſelten über die Gränzen der Schicklichkeit,

keit, und ſelbſt der Sittſamkeit hinaus. — **Anna von Oeſterreich** fuhr im Anfange ihrer Regentſchaft mit der Prinzeſſinn von **Condé** ſpatzieren, und traff auf dieſer Spatzierfahrt den Liebling der Damen in tiefen Gedanken an. Aus Gefälligkeit gegen die Prinzeſſinn, welche den **Voiture** ſehr ſchätzte *), fragte die Königinn den Dichter, woran er den jetzt denke; und **Voiture** machte beynahe aus dem Stegereif folgende Verſe, die ich für ſeine beſten erklären würde, wenn ſie nicht an eine Königinn gerichtet geweſen wären. **Anna von Oeſterreich** wurde dadurch nicht allein nicht beleidigt, ſondern fand ſie ſo artig, daß ſie dieſelben lange in ihrem Cabinete aufbewahrte:

Je penſois, que la deſtinée,
après tant d'injuſtes malheurs,
vous a juſtement couronnée
de gloire, d' eclat et d' honneurs,
mais que vous étiez plus heureuſe,
lorsque vous étiez autrefois,
je ne veux pas dire, amoureuſe;
la Reine le veut toutefois.

---

*) Memoir. de Mad. de Motteville I. 235. Madame de Motteville ſchildert ihn ſo: Cet homme avoit de l'esprit, et par l'agrement de ſa converſation il étoit le divertiſſement des belles ruelles des Dames, qui ſont profeſſion de recevoir bonne compagnie.

Je penſois, que ce pauvre Amour,
qui toujours vous préta ſes armes,
eſt banni loin de votre cour,
ſans ſes traits, ſon arc, et ſes charmes;
Et ce, que je puis profiter,
en paſſant près de vous ma vie,
ſi vous pouvez ſi mal traiter
Ceux, qui vous ont ſi bien ſervie.

Je penſois, car nous autres Poëtes
nous penſons extravagamment,
ce, que dans l' humeur, où vous êtes,
vous feriez, ſi dans ce moment
vous aviſiez en cette place,
Venir le Duc de Bokingham?
et lequel ſeroit en diſgrace,
de lui, ou du Pere Vincent?

Die unſchickliche Kühnheit in dieſem Gedicht läßt ſich noch eher entſchuldigen, als die Stanzen ſur une Dame, dont la Juppe fut retrouſſée en verſant dans un carroſſe à la campagne, von welchen ich nur einige anführen will *):

Phillis je ſuis deſſous vos Loix
et ſans remede à cette fois,
mon ame eſt votre priſonniere:
mais ſans juſtice, et ſans raiſon,
vous m' avez pris par le derriere,
n' eſt ce pas une trahiſon?

Je

---

*) Poeſies p. 99. hinter den Briefen von Voiture.

Je m'eſtois gardé de vos yeux;
et ce viſage gracieux,
qui peut faire paſlir le noſtre;
contre moy n' ayant pas d' appas,
vous m' en avez fait voir un autre,
de quoy je ne me gardois pas.
. . . .

En decouvrant tant de beautez,
les Sylvains furent enchantez,
et Zephyre voyant encore
d' autres appas, que vous avez;
Meſme en la preſence de Flore,
vous baiſa ce, que vous ſçavez.
. . . .

On m'a dit, qu' il a des defaux
qui me cauſeront mille maux,
car il eſt farouche à merveilles:
il eſt dur, comme un diamant,
il eſt ſans yeux et ſans oreilles,
et ne parle, que rarement.

Mais je l' aime, et veux que mes vers
par tous les coins de l' Univers,
en facent vivre la memoire;
et ne veux penſer deſormais,
qu' à chanter dignement la gloire
du plus beau cu, qui fut jamais.

Phillis, cachez bien ſes appas,
les mortels ne dureroient pas,
ſi ces beautez eſtoient ſans voiles;
les Dieux, qui regnent deſſus nous,
Aſſis là-haut ſur les Eſtoilles,
ont un moins beau ſiege, que vous.

Eine der berühmteſten Galanterien des Hôtel de Rambouillet war der Blumencranz, welchen alle ſchöne Geiſter, die in dieſem Hauſe zuſammenkamen, für die Tochter der Marquiſe **von Rambouillet** flochten. Der Cranz beſtand aus einer Reihe der ſchönſten gemahlten Blumen, von welchen eine Jede ein galantes Madrigal unter ſich hatte *). **Menage** gab den Verſen den Vorzug, welche der Dichter **Desmarets** auf das von ihm gewählte Veilchen gemacht hatte:

> Modeſte en ma couleur, modeſte en mon ſéjour,
> franche d' ambition, je me cache ſous l' herbe,
> Mais ſi ſur vôtre front je puis me voir un jour,
> la plus humble des fleurs ſera la plus ſuperbe.

Was das ganze Hôtel de Rambouillet, vorzüglich aber **Balzac** und **Voitüre** für die hohe Galanterie waren, das war Mademoiſelle de Scuderi für die zärtliche, oder vielmehr feierliche und ehrerbietige Liebe. **Menage** behielt die gröſte Hochachtung viel länger für die Ro-

---

*) Menagiana p. 408. Thomas p. 139.

Romane der Mademoiſelle de Scuderi, als für die Werke von Voiture und Balzac, oder für die Galanterie des Hôtel de Rambouillet bey. Er ſagte von ihr in einem ſonderbaren Lobſpruche, daß ſie zuerſt die zärtliche Liebe erfunden habe *); und fuhr beſtändig fort, ihre Werke ähnlichen Schriften ſpäterer Zeiten vorzuziehen. "Es ſind tauſend Dinge **) in den Romanen dieſes gelehrten Frauenzimmers, welche man nicht genug ſchätzen kann. Sie nahm aus den Alten alles, was ſie gutes hatten, und verbeſſerte es, ſo wie der Prinz der Fabel, der alles in Gold verwandelte. Man lieſt ihre Werke mit mannichfaltigem Nutzen, wenn man anders einen empfänglichen Geiſt und ein ernſtliches Verlangen hat, ſich zu unterrichten. Diejenigen, welche ihre Schriften wegen der zu großen Ausführlichkeit tadeln, verrathen eben dadurch ihren kleinen Geiſt. Sollen wir denn den Homer und Virgil deßwegen verachten, weil ihre Gedichte viele Epiſoden enthalten, die allerdings

---

*) p. 334. C'eſt Mademoiſelle de Scudery, qui a inventé l'amour de Tendreſſe.

**) p. 187. et ſq.

dings den letzten Ausgang hinausſchieben? Man muß ſehr unwiſſend ſeyn, wenn man nicht bemerkt, daß die Clelie, und der Cyrus zu den epiſchen Gedichten gehören. — Mademoiſelle de Scüderi hat ihren Stoff ſo trefflich bearbeitet, und ſo viele ſchöne Sachen auf eine geſchickte Art eingeſchaltet, daß in dieſer Art nichts mit ihr verglichen werden kann. Wenn ich einige veraltete Ausdrücke ausnehme, ſo wird das Uebrige ſich beſtändig, und länger, als die Kritiken erhalten, welche man dagegen gemacht hat. Was man nachher von Romanen geliefert hat, iſt ein Beweis des ſchlechten Geſchmacks unſerer Zeit. Es beſteht bloß in kleinen Erzählungen, die dem Geiſte nichts nützliches und erhabenes darbieten. Die Werke der Mademoiſelle de Scüderi hingegen flößen uns große Geſinnungen ein, dergleichen Schriften dieſer Art erwecken ſollen".

Die Schriften der Mademoiſelle de Scüderi hatten einen viel größern und ausgebreiteteren Einfluß, als die von Voitüre und Balzac. Die Jugend, welche ihre Werke mit Entzücken las, glaubte lange, daß die wirkliche Welt ſo be-

beſchaffen ſey, oder ſo beſchaffen ſeyn müſſe, wie die Scüderi die Romanen-Welt geſchildert hatte. “Ich hatte mir, ſagt der Graf von Rabütin *), ſo lächerliche Begriffe von der Ehrerbietung gebildet, welche man den Damen ſchuldig ſey, daß meine ſchöne Witwe vor Bleichſucht bey mir geſtorben wäre, wenn ſie nicht meine Schwäche gemerkt, und mir Muth gemacht hätte. Ich achtete lange nicht einmahl auf die Schritte, welche ſie mir entgegen that. Ich hatte es mir ſo feſt in den Kopf geſetzt, daß man, um von einer Frau von Stande geliebt zu werden, lange Zeit ſeufzen und weinen, bitten und ſchreiben müſſe, daß ich mich nicht der geringſten Gunſt würdig achtete, da ich von alle dieſem noch nichts gethan hatte, u. ſ. w”.

Der Graf von Rabütin kam bald von dem Schwindel zurück, welchen die Romane der Scüderi in ihm erregt hatten. Ganz anders verhielt es ſich mit ſolchen Männern, deren Geiſt dem Tone der Schriften dieſes merkwürdigen Frauenzimmers gleich geſtimmt war. Dieſe redeten, ſchrieben, und handelten ihr

---

*) Memoires I. p. 33.

ganzes leben durch, wie die Romanhelden der Demoiſelle Scúderi. Ein ſolcher Romanheld war der abentheuerliche Herzog von Lothringen, der unter der Regentſchaft der Königinn Anna von Oeſterreich die Macht der Spanier im untern Italien eben ſo angriff, wie die irrenden Ritter der vorigen Zeiten Windmühlen, oder Rieſen und andere Ungeheuer angegriffen hatten. Der Dúc de Guiſe war bey ſeiner Abreiſe nach Italien am meiſten in eine Mademoiselle de Ponts, die Ausſchweifendſte unter den Hoffräulein der Königinn verliebt *). Er ſchickte ſeine Schöne in ein Fräuleincloſter, wo ſie eine uneingeſchränkte Freyheit hatte, nach ihren Launen zu leben, und dieſe Freyheit auch in ihrem ganzen Umfange nutzte. Anna von Oeſterreich fand es ſchicklich, die ausgelaſſene Geliebte des Herzogs von Lothringen in ein anderes Cloſter bringen zu laſſen, wo ſie weniger Gelegenheit hatte, öffentliche Aergerniſſe zu geben. Mademoiſelle de Ponts beklagte ſich hierüber bey ihrem Liebhaber, und der Liebhaber wiederhohlte und übertrieb die

---

*) Motteville II. p. 43. et ſq.

die Klagen ſeiner Geliebten in zwey Briefen an die Königinn und an den Cardinal, welche die Frau von Motteville ihrer Seltſamkeit wegen aufbehalten hat. Der Brief an die Königinn lautete ſo:

"Da ich mein Leben bisher im Dienſte Ew. Majeſtät wagte: da ich Denenſelben Provinzen und Königreiche eroberte: da ich ohne Geld Völker im Gehorſam erhielt, und den Krieg ohne Soldaten, und Munition fortſetzte: da ich endlich mich ſelbſt in tägliche Gefahren von Vergiftung und Verrätherey ſtürzte, um nach allen dieſen Drangſalen meine Tage an der Seite von Mademoiſelle de Pons hinzubringen; ſo hoffte ich, daß Ew. Majeſtät meine Dienſte, welche ſchwerlich ein Anderer zu leiſten im Stande geweſen wäre, durch einige Gnade für meine Geliebte vergelten würden. Mit deſto größerem Schmerze habe ich die Härte erfahren, welche Ew. Majeſtät gegen Mademoiſelle de Pons gebraucht haben. Ich erſuche daher Ew. Majeſtät unterthänig, um der Dienſte willen, welche ich der Crone geleiſtet habe, und noch leiſten werde, die Dame, die ich über Alles liebe, anders zu behandeln, als bisher geſchehen iſt. Ich hoffe dieſes von Dero Gnade, wenn anders Ew. Majeſtät an dem Leben eines Mannes gelegen iſt, der u. ſ. w".

Der Brief an den Cardinal war noch romanhafter geſchrieben. "Ich habe, heißt es unter andern in dieſem Briefe, jetzt kein Gefühl, als für die Leiden meiner Geliebten; und in der Verzweyflung, worin ich bin, muß ich Ew. Eminenz das Bekenntniß ablegen, daß ich die gefahrvolle Unternehmung, in welcher ich mich befinde, nicht aus Ehrgeitz, oder in der Abſicht angefangen habe, um meinen Nahmen durch außerordentliche Thaten unſterblich zu machen. Der einzige Gedanke, der mich beſeelte, war dieſer: durch ruhmvolle Handlungen mich der Liebe von Mademoiſelle de Pons noch würdiger zu machen, und dann den Reſt meines Lebens an ihrer Seite ruhig hinzubringen. Ohne ſie achte ich weder die Schätze und Herrlichkeiten der Welt, noch auch mein Leben ſelbſt. Wenn mir keine Hoffnung übrig bleibt, dereinſt mit ihr glücklich zu ſeyn, ſo entſage ich allen übrigen Freuden und Gütern der Erde, und ich werde mich, je eher, je lieber in den Tod ſtürzen, um einen Kummer nicht zu überleben, der mir Vernunft und Ruhe raubt".

In der Geſchichte des Grafen von **Lauzün**, und der **Mademoiſelle de Montpenſier**, wie der Graf von **Rabütin** ſie erzählt hat, herrſcht durchgehends die ehrerbietige und feierliche Liebe, welche die Demoiſelle **Scüderi** gelehrt hatte *). Die Prinzeſſinn von **Orleans**, welche nachher den Nahmen der Prinzeſſinn von **Montpenſier** annahm, hatte in ihrer ſchönen Jugendzeit mehrere Könige und Fürſten ausgeſchlagen; und ſelbſt die Hand **Ludewigs** XIV, die ihr einmahl angeboten wurde, nicht ſo ſchnell angenommen, als ſie geſollt hätte. Eben dieſe Prinzeſſinn, Eine der heldenmüthigſten, ſtolzeſten, und launigſten Damen ihrer Zeit, verliebte ſich in ihrem vierzigſten Jahre in den Grafen von **Lauzün** ſo heftig, daß ſie ſich herablieſs, den König um die Gnade zu bitten: daß ſie ſich mit ihrem Geliebten vermählen dürfe. **Ludewig** XIV. bewilligte dieſe Bitte anfangs, nahm aber nachher ſein gegebenes Wort zurück. Nichts de-

---

*) Hiſt. amour. des Gaules T. II. p. 156. et ſq.

ſtoweniger glaubte man allgemein, daß Mademoiſelle ſich heimlich mit dem Grafen von Lauzün verheirathet habe. Wenigſtens begegnete er ihr ſehr oft ſo unhöflich, wie er ſchwerlich gewagt hätte, wenn er nicht durch unzertrennliche Bande mit der Prinzeſſinn verbunden geweſen wäre *). — Es erging den Nachahmern der Romanhelden der Scüderi, wie den Mitgliedern des Hôtel de Rambouillet. Indem ſie eine feurige Leidenſchaft auszudrücken ſuchten, drückten ſie ſehr oft indelicate Empfindungen aus, die aber den Romanheldinnen nicht auffielen. — Im Anfange ſeiner Liebe beſuchte der Graf von Lauzün Mademoiſelle früher, als gewöhnlich, und ſah ſie bey dem Eintritt in ihr Zimmer mit entblößter Bruſt vor dem Spiegel ſtehen. Der ehrerbietige Liebhaber zog ſich gleich zurück, wurde aber augenblicklich wieder gerufen; und nun entſtand eine Reihe von galanten Erklärungen und Gegenerklärungen, wobey Lauzün ſich unter andern auf folgende Art äußerte

---

*) Man erzählte, daß er ſie einſt bey ihrem Familien-Nahmen gerufen, und ihr zugemuthet habe, ihm die von der Jagd ſchmutzigen Stiefeln auszuziehen.

te *): „Indem ich die Thür öffnete, war der erſte Gegenſtand, der ſich meinen Augen darbot, Ihre königliche Perſon, und zwar in einem ſolchen Glanze, dergleichen meine Augen nie wahrgenommen haben. Dieſe Ueberraſchung, und die Furcht, den Ihnen ſchuldigen Reſpect zu verletzen, oder ſelbſt Schiffbruch zu leiden, machten, daß ich mit der gröſten Eilfertigkeit zurückging. Alle Reitze und Schönheiten, welche das Auge entzücken können, ſind in Ihrer königlichen Perſon verſammelt. Strahlen dieſer Reitze und Schönheiten fielen, wenn gleich von fern, in mein Auge, und blendeten mich. Die blendende Weiße der Lilien, welche Sie unter Flor oder Seide verbergen, dieſer bewundernswürdige Hals, dieſe ſchneeweiße Bruſt, und dieſe unvergleichliche Majeſtät des Wuchſes brachten in mir eben die Wirkungen, wie in den gröſten Königen der Welt hervor. So viele Wunder hätte ich nicht vereinigt ſehen können, ohne ſie aufmerkſamer betrachten zu wollen. Die Betrachtung ſchöner Gegenſtände gewährt Entzücken: Entzücken erweckt Begierden;

---

*) l. c. p. 18.

den; und Begierden wollen befriedigt ſeyn“ *).

Der geſellſchaftliche Ton und die Galanterie des Hôtel de Rambouillet verſchwanden ſammt der feierlichen Liebe, und den Romanen der Demoiſelle Scüderi unter der Regierung Ludewigs XIV. Ich werde von den Urhebern, und den Folgen dieſer Revolution reden, wenn ich die Geſchichte des andern Geſchlechts unter der Regierung Ludewigs XIV. vortragen werde.

---

*) Je ſai, que la conſideration des belles choſes donne du plaiſir, que le plaiſir allume le deſir, et enfin que le deſir n'aboutit, qu'à la jouiſſance. Als Mademoiſelle von Orleans nach Paris zurück wollte, bat ſie ſich von den Befehlshabern der königl. Armee ſicheres Geleit aus. Die Marſchälle Türenne und Ferté antworteten: que je pouvois commander: que j'etois maitreſſe dans leur armée comme dans la notre Memoir. de Madem. de Montpenſier. II. 133.

Sechster Abſchnitt

Ueber den großen Einfluß des andern Geſchlechts an den Höfen, und auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Die Weiber der alt-Europäiſchen Völker hatten von den älteſten Zeiten her wegen ihrer größeren natürlichen und erworbenen Vorzüge einen mächtigeren Einfluß auf die Männer, als die Weiber aller andern Nationen. Dieſer Einfluß muſte nothwendig von dem Zeitpuncte an um vieles vermehrt werden, da die ſchönſten und edelſten Frauen und Jungfrauen ſich an den Höfen der Könige und Fürſten verſammelten, und eine Cultur des Geiſtes erhielten, welche nicht ſelten die Bildung der von ihnen bezauberten Beherrſcher,

ſcher, und der Freunde der Beherrſcher übertraff. Auch hörte man vom ſechszehnten Jahrhundert an häufiger, als ſonſt, die Bemerkung, oder die Klage, daß die Damen gemeiniglich die Urſachen der gröſten Umwälzungen der Staaten ſeyen *); und eben ſo oft wiederhohlten große Staatsmänner und Krieger den Wunſch, daß die Fürſten und deren Vertrauten die Zungen der Damen bezähmen, ſich vor ihren Eingebungen bewahren, und überhaupt die Weiber ſo viel, als möglich, von allen Geſchäfften entfernen möchten, weil die Weiber durch ihre Schwatzhaftigkeit, und ihre Leidenſchaften nicht ſelten die verdienſtvollſten Männer in'ſ Unglück ſtürzten, und die wichtigſten Angelegenheiten vereitelten **). Im ſechszehnten, und ſiebenzehn-

---

*) Madame de Motteville I. p. 176. Les Dames ſont d'ordinaire les premières cauſes des plus grands renverſements des Etats, et les Guerres, qui ruinent les Roiaumes, et les Empires ne procedent presque jamais, que des effets, que produiſent où leur beauté où leur malice.

**) *Memoires de Montluc III.* 310. Le Roi devroit clorre la bouche aux Dames, qui ſe meſlent de parler en ſa cour. De-là viennent tous les rapports, toutes les calomnies Une habillarde cauſa la mort de Monſieur de la Chataigneraye. *Teſtament politique du Cardinal de Riche-*

zehnten Jahrhundert brachten die Reitze und Talente der Damen, ihre Tugenden, Schwachheiten und Laſter nirgend größere Wirkungen hervor, als in Frankreich, weil die Damen an keinem andern Hofe ſo zahlreich, ſo gebildet, und ſo verführeriſch waren, als am Franzöſiſchen. Die Herrſchaft der Weiber wurde nur wenig unterbrochen, wenn die Könige und ihre Miniſter weder in der Gewalt von geliebten Gemahlinnen, noch von Mätreſſen waren. Die Damen regierten nicht ſelten am unumſchränkteſten in den Zeiten, wo diejenigen, welche die höchſte Macht in Händen hatten, die erklärteſten Haſſer, oder Verächter des andern Geſchlechts, und ihres Einfluſſes auf politiſche Angelegenheiten waren.

Ludewig XII. war der erſte König von Frankreich, der, oder vielmehr deſſen Gemahlinn, Anna von Bretagne, einen Damen-Hof bildete; und unter eben dieſem Könige geſchah es zu-

erſt

---

chelieu II. p. 11. De-là vient, que les femmes pareſſeuſes et peu ſecrétes de leur nature ſont ſi peu propres au Gouvernement, que ſi on conſidere encore, qu'elles ſont fort ſujettes à leurs paſſions, et par conſéquent peu ſuſceptibles de raiſon, et de juſtice, ce ſeul principe les exclud de toutes les adminiſtrations politiques. Der Cardinal gab Ausnahmen zu ib.

erſt, daß mehrere Damen wirkliche Mitglieder des geheimen Raths wurden. **Ludewig XII.** geſtattete nicht nur ſeiner geliebten Gemahlinn, ſondern auch ſeiner ehemahligen Todtfeindinn, der Herzoginn **von Beaujeu**, und zuletzt der Mutter ſeines Schwiegerſohns, der Comteſſe **d'Angoulême** den Zutritt in das Conſeil. Die Herzoginn **von Beaujeu** hatte nach dem Tode ihres Vaters, **Ludewigs XI.**, durch ihren großen Geiſt den erſten Prinzen des Geblüts, den nachherigen König **Ludewig XII.** von der Regentſchaft verdrängt, und hatte die Regentſchaft während der Minderjährigkeit Carls VIII. mit einem ſolchen Glücke geführt, daß dieſer König auch nachher ſeiner Schweſter aus Dankbarkeit die vornehmſte Leitung der Regierungsgeſchäffte überließ *). Wegen der allgemeinen Bewunderung, und der großen Verdienſte, welche Anne de Beaujeu ſich erworben hatte, erlaubte ſelbſt **Ludewig XII.** ſeiner ehemahligen Verfolgerinn, noch fernerhin Theil an den Berathſchlagungen des geheimen Raths zu nehmen. Sie erſchien nach, wie vor, bis der Graf von An-

---

*) Galanteries des Rois de France II. p. 31. 32.

Angoulême die Tochten Ludewigs XII, die Prinzeſſinn Claude heirathete, und die Mutter des Grafen Sitz und Stimme im geheimen Rath erhielt. Anne de Beaujeu, und die Comteſſe d' Angouléme entzweyten ſich bald. Ludewig XII. erklärte ſich für die Mutter ſeines Schwiegerſohns; und von dieſem Augenblick an zog ſich die ſtolze Anne de Beaujeu zurück, mit dem feſten Vorſatze, keine Gelegenheit vorbey zu laſſen, wo ſie ihre Widerſacherinn die verdiente Rache fühlen laſſen könne. Dieſe Gelegenheit bot ſich nur zu bald dar. Die Comteſſe D' Angouléme war von der heftigſten Liebe gegen den Grafen von Montpenſier, nachherigen Connetable de Bourbon, entbrannt *). Der Graf von Montpenſier, der nach dem Tode des Herzogs von Beaujeu der älteſte Prinz des Hauſes Bourbon geworden war, machte aus dieſem Grunde Anſprüche auf die ganze Nachlaſſenſchaft des Herzogs von Beaujeu. Die verwittwete Herzoginn hingegen berief ſich für ihre Tochter Suſanna auf das gemei-

---

*) ib. p. 35.

meine Recht, und wenn dieß Recht auch nicht geltend gemacht werden könne, ſo forderte ſie theils als Brautſchatz und Witthum, theils als Erſtattung der abgetragenen Schulden, welche auf den Bourboniſchen Beſitzungen gehaftet hatten, ſo große Summen, daß das Antreten der Erbſchaft für den Grafen von Montpenſier eher läſtig, als vortheilhaft geworden wäre. Um die Rechte und Forderungen der Herzoginn von Beaujeu und ihrer Tochter auf einmahl zu tilgen, faßte der Graf von Montpenſier den Entſchluß, die Prinzeſſinn Suſanna zu heirathen. Bevor er noch dieſen Entſchluß geäußert hatte, ließ Anne de Beaujeu ihre Tochter dem Grafen antragen, und zwar vorzüglich aus dem Grunde antragen, damit ſie der Comteſſe d' Angouléme den von ihr ſo geliebten Prinzen abwendig machen möchte. Der Graf von Montpenſier nahm das Anerbieten der Herzoginn mit der größten Freude an, und erſuchte ſo gleich Ludewig XII, daß er dieſe Vermählung genehmigen, und in ſeinem Nahmen um die Prinzeſſinn Suſanna anhalten möchte. Der König billigte dieſe

Heirath ſo ſehr, daß er ſie in drey Tagen zu Stande brachte. Die Gräfinn von Angouleme hätte ſich an dem Grafen von Montpenſier gern wegen ihrer verſchmähten Liebe rächen mögen. Allein ſie fand bald, daß ihre Liebe ſtärker, als ihre Rachſucht war. Sie beſtürmte ihren Sohn, der unterdeſſen den königlichen Thron beſtiegen hatte, mit Bitten für ihren undankbaren Geliebten, und erzwang es endlich von Franz I, daß er dem Grafen von Montpenſier den Stab eines Connetable von Frankreich überreichte. Der nunmehrige Connetable von Bourbon nahm alle Wohlthaten der Königinn-Mutter an, ohne deßwegen Liebe mit Gegenliebe zu erwiedern. Deſſen ungeachtet erwachten die Hoffnungen der Gräfinn von Angouleme von neuem, als die Gemahlinn des Connetable im Jahr 1522. im Kindbette ſtarb. Der Canzler du Prat zeigte ihr, daß der Ehecontract zwiſchen dem Connetable, und deſſen verſtorbenen Gemahlinn ungültig ſey, weil die Letztere, da ſie die Ehepacten unterſchrieben, noch nicht volljährig geweſen, und die wenigen Monathe, welche an der Volljährigkeit gefehlt hätten, weder durch die Fülle der königlichen Gewalt, noch durch einen Ausſpruch des Parlements ergänzt worden ſeyen. Wenn alſo der Connetable auch ſonſt nicht geneigt ſeyn ſollte, die Wünſche der Königinn-Mutter zu erfüllen; ſo könne ſie ihn jetzt durch ſein eigenes Intereſſe dazu nöthigen, weil ſie die Erbinn der Bourboniſchen Güter werde, ſo bald der Connetable keine gültigen Anſprüche darauf habe. Die Königinn-Mutter ließ dieß alles dem Connetable durch den **Admiral de Bonnivet** ſagen, der mehr, als irgend ein Anderer den Connetable geſtürzt, oder entfernt wünſchte, und alſo das, was man ihm aufgetragen hatte, eher zu hindern, als zu befördern ſuchte. Der Connetable wurde durch die Zumuthungen der Königinn-Mutter ſo empört, daß auch ein geſchickterer und beſſer geſinnter Unterhändler ihn nicht gewonnen hätte. Er lehnte den an ihn ergangenen Antrag nicht nur ab, ſondern ſtieß auch bey der Weigerung mehrere Worte aus, die für die Ehre der Königinn-Mutter höchſt beleidigend waren *). Die mannichfaltig gereitzte Prinzeſſinn machte nun ihre Klage wirklich anhängig, und du Prat leitete den Proceß ſo ein, daß der Connetable kein anderes, als ungünſtiges Urtheil erwarten konnte. Die Königinn-Mutter that noch einen letzten Verſuch, und ließ ihrem Widerſacher vorſtellen, daß er in kurzer Zeit Einer der ärmſten Prinzen ſeyn würde, wenn er ſich nicht nach dem Willen der ihm ſo innig gewogenen Prinzeſſinn bequemte. Der Connetable blieb auch dießmahl unerſchütterlich. So wohl die Erbitterung über die ungerechten Verfolgungen, welche er litt, als die Furcht, nächſtens Alles zu verlieren, machten ihn geneigt, auf die Anträge zu hören, welche Carl der Fünfte ihm durch einen geheimen Abgeſandten machen ließ. Dieſe Unterhandlungen wurden bekannt. Franz der Erſte wollte dem niedergedrückten Helden verzeihen, und ihn mit ſeiner Mutter ausſöhnen. Die großmüthigen Abſichten des Königs wurden durch das zu große Mißtrauen vereitelt, was der Connetable, und die Königinn-Mutter gegen einander hegten. Der Connetable entfloh heimlich nach Italien, überwand bald nachher Franz den Erſten in der Schlacht bey Pavia, und nahm den König ſelbſt gefangen. Das ganze Reich kam durch die Leidenſchaften von zwey Damen in eine größere Gefahr, als worin es jemahls geweſen war.

---

*) l. c. p. 46 - 48.

Es macht Franz dem Erſten nicht wenig Ehre, daß ſeine Mutter und Schweſter einen größern Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats hatten, als ſeine Mätreſſen. Die Königinn-Mutter fürchtete von Zeit zu Zeit, daß die Mätreſſen ihr Anſehen bey dem Könige ſchmälern möchten; und in ſolchen Fällen machte ſie ſich kein Bedenken daraus, das Intereſſe ihres Sohns, und die Wohlfarth des Reichs ihrer Eiferſucht aufzuopfern. Die Gräfinn von Chateaubrian hatte ihrem Bruder Lautrec die Stelle eines Gouverneurs von Mailand verſchafft. Um den Bruder der Mätreſſe, und durch ihn die Mätreſſe ſelbſt verhaßt zu machen, drang die Königinn-Mutter in den Schatzmeiſter Semblançay, daß er ihr 400000. Thaler, welche für die Armee in Mayländiſchen beſtimmt waren, auf Abſchlag ihrer Forderungen an den königlichen Schatz auszahlen muſte *). Da Lautrec

---

*) l. c. II. p. 17. et ſq.

trec kein Geld erhielt, ſo gingen ſeine Truppen, die meiſtens in fremden Söldnern beſtanden, aus einander. Mayland wurde verloren, und Lautrec kehrte beſchämt nach Frankreich zurück. Bey angeſtellter Unterſuchung rechtfertigte ſich dieſer Befehlshaber vollkommen durch den Mangel der nöthigen Löhnungsgelder. Der Schatzmeiſter wollte ſich durch die Befehle und Quitungen der Königinn-Mutter entſchuldigen. Allein die Königinn-Mutter läugnete, daß ſie die Beſtimmung der Gelder, welche ſie empfangen, gewußt habe. Der Schatzmeiſter wurde in's Gefängniß geworfen, und bald nachher hingerichtet.

Die angeführten Beyſpiele ſind vielleicht die auffallendſten, aber gewiß nicht die einzigen, wo die Leidenſchaften der Mutter und Mätreſſen Franz des Erſten dem ganzen Reiche den größten Schaden zufügten. Die Königinn-Mutter machte den verurſachten Schaden wieder gut durch die heldenmüthige Standhaftigket, womit ſie das wankende Reich während der Gefangenſchaft ihres Sohns aufrecht erhielt. Sie eröffnete Hülfsquellen, wo alles erſchöpft ſchien, und flößte ihrem Volke und ihren Kriegern, ſo wie ihre Tochter Margarete von Navarra dem gefangenen Könige Muth ein. Es war nur Eins ihrer geringſten Verdienſte, daß ſie im J. 1529. mit Margarete von Oeſterreich den Frieden zu Cambray ſchloß, der von den Friedensſtifterinnen La paix des Dames genannt wurde *). Man hatte es ſelbſt in Europa noch nie erlebt, daß zwey Prinzeſſinnen im Nahmen der beiden mächtigſten Könige Friedens-Unterhändlerinnen geworden waren, und daß ſie unter den ſchwierigſten Umſtänden den Frieden eher zu Stande brachten, als man von den gröſten Staatsmännern hätte erwarten können. Dieß war eben ſo unerhört, als daß in demſelbigen Jahrhundert die Königinn-Mutter in Frankreich, Margarete von Oeſterreich, und Maria von Ungarn in den Niederlanden, und Eliſabeth von England, Königreiche, oder zahlreiche Länder mit einem Ruhme regierten, der von den gröſten gleichzeitigen Fürſten nicht übertroffen wurde **). Un-

---

*) Bellay Memoir. II. p. 159.

**) Brantome Dames Gal. II. p. 90 et ſq. Als Maria von Ungarn nach der Abdankung ih-

Unter Heinrich II. von Frankreich dauerte der Einfluß der Damen, wie ihre Gegenwart am Hofe, ihre Reitze, und ihre hervorſtechenden Geiſtesgaben fort. Heinrich II. liebte und achtete ſeine Gemahlinn **Catharina von Medicis** aufrichtig, und er übergab ihr daher auch während ſeines Feldzuges nach Deutſchland die ganze Verwaltung des Königreichs *). Noch mehr aber liebte und achtete er die Herzoginn von **Valentinois**, die ihre Gewalt über Heinrich II. ſelbſt in ihrem ſpäten Alter und auch

---

ihres Bruders die Regierung der Niederlande niederlegte, redete ſie die verſammelten Stände auf folgende Art an: "Seit drey und zwanzig Jahren, wo es dem Kaiſer meinem Bruder gefallen hat, mir die Regierung der Niederlande anzuvertrauen, habe ich alle Kräfte und Mittel, welche Gott mir geſchenkt hatte, angewandt, um die mir aufgetragenen wichtigen Pflichten zu erfüllen. Wenn ich bey dieſen Beſtrebungen irgendwo gefehlt habe, ſo verdiene ich wegen meiner guten Abſichten Entſchuldigung. Ich hoffe meine Herren, daß ſie mir ſolche Fehltritte verzeihen werden. Sollte aber Jemand ſeyn, der mir das, was ich ohne Wiſſen und Willen verſehen habe, nachtragen wollte; ſo iſt dieß mein geringſter Kummer, da der Kaiſer mein Bruder mit mir zufrieden iſt, dem zu gefallen ſtets mein ſehnlichſter Wunſch, und meine angelegentlichſte Sorge war". l. c. p. 95.

*) Brantome Dames illuſt. p. 50.

da noch behauptete, als der König ihr ſchon im Geheimen untreu geworden war *). Die Herzoginn von Valentinois erhob und ſtürzte Miniſter und Feldherren, machte und vereinigte Factionen, und erlangte ein ſolches Anſehen, daß, wenn man Eins von beiden wählen muſte, man ſich lieber der Gefahr ausſetzte, in die Ungnade des Königs, als in die ſeiner Mätreſſe zu fallen **).

Catharina von Medicis erhielt nicht eher ein entſchiedenes Gewicht in Staatsſachen, als nach dem Tode ihres Gemahls, und ihres älteſten Sohns, Franz des Zweyten. Sie war ſchlau genug, dem Könige von Navarra die Regentſchaft während der Minderjährigkeit Carls IX. abzulocken, da ſie ihm dieſelbe mit Gewalt nicht hätte entreiſſen können. Sie erhielt die Macht, welche ſie als Regentinn ausgeübt hatte, während der Regierung Carls IX., und mit geringer Abnahme, und Ausnahme auch unter der Regierung Heinrichs des Dritten, welcher immer der gröſte Liebling unter allen ihren Söhnen geweſen war. Wenn Ca-

---

*) Galant. des Rois de France II. p. 128-133.

**) l. c.

Catharina von Medicis ſo viel Herzensgüte, als Herrſchſucht, und ſo viel ächtes Genie, als feinen Intriguen-Geiſt beſeſſen hätte; ſo würde ſie, wie die vorher genannten regierenden Weiber ihres Jahrhunderts, die Liebe ihrer Zeitgenoſſen und die Bewunderung der Nachwelt verdient haben. Jetzt hingegen fand ſie keine andere Lobredner, als unter den müſſigen, habſüchtigen, und laſterhaften Hofleuten, welche ſie wegen der Pracht und Ungebundenheit ihres Hofes für die Erſte unter allen Königinnen erklärten *). Wenn man die Herren und Damen ihres Hofes ausnimmt, ſo wurde nicht leicht eine andere Fürſtinn im Leben und Tode ſo allgemein und ſo bitter verflucht, als Catharina von Medicis **). Man warf

---

*) Zu ihren eifrigſten Lobrednern gehört **Brantome** Femmes illuſtres p. 21 - 112.

) Im J. 1574. erſchien ein Pasquill unter dem Nahmen [illegible] de ſainte Catherine, welches wahrſcheinlich mit dem Discours merveilleux de la Vie, actions, et deportemens de la Reine Catherine de Medicis einerley war, und im 2ten Bde des Journal de Henri III p. [illegible] et ſq. abgedruckt iſt. Sie ließ ſich die Schrift vorleſen, und lachte ſelbſt darüber. Der Cardinal **de Lorraine geſtand, daß die Hugenotten richtig geſchildert hätten. Man hielt den berühmten **Henri Etienne** für den Verfaſſer. l. c. et Journ. de Henri III. T. I. p. 104. 105.

warf ihr vor, daß ſie die erſte und einzige Urheberinn der fürchterlichen Religionskriege, und der gefährlichen Factionen unter Carl IX. und Heinrich III., vorzüglich der ſcheußlichen Pariſer Bluthochzeit geweſen ſey [*]. Wenn ſie auch nicht die erſte und einzige Urheberinn, ſondern nur Theilnehmerinn und Mitwiſſerinn war; ſo war dieß ſchon hinreichend, ihr Andenken auf ewige Zeiten zu ſchänden. Sie brauchte bald offenbare Gewalt, bald die niedrigſten Ränke, bald die Reitze und Zauberkünſte ihrer Damen, und wo alles dieſes nicht helfen wollte, Dolch und Gift [**]. Sie fand an verworrenen Händeln ein ſolches Wohlgefallen, daß ſie nach dem allgemeinen Urtheile ihrer Zeitgenoſſen ſehr oft Meutereyen und Factionen veranlaßte, um ſie wieder ſtillen, und ausſöhnen zu können. An Perſonen ihres Geſchlechts konnte ſie nichts weniger leiden, als was ihr einziges Dichten und Trachten war:

---

[*] Brantome vertheidigt ſie gegen dieſe Vorwürfe l. c. 63. u. f. S.

[**] Journ. de Henri III. T. II. p. 440. Ich mag nicht alle die Stellen anführen, die hieher gehören. Wem daran gelegen iſt, der findet ſie in dem Regiſter zum journ. de Henri III. unter Catherine de Medicis.

die Angelegenheiten des Reichs und des Hofes zu leiten *). Sie flößte dieſen Abſcheu gegen die Einmiſchung der Weiber in Staatsgeſchäffte ihrem Sohn **Heinrich III.** ein. **Heinrich III.** wurde weder von ſeiner tugendhaften, und anſpruchloſen Gemahlinn, noch von verſchmitzten Mätreſſen beherrſcht. Vielmehr machten er, und ſeine Mignons ſich ein Geſchäfft daraus, die Damen zu mißhandeln, wo ſie konnten. Nichtsdeſtoweniger vermochte es dieſer ſchwache König nicht zu hindern, daß nicht mehrere von ſeinen Lieblingen, und den Lieblingen dieſer Lieblinge, die von ihren Mätreſſen aufgehetzt wurden, einen freylich nicht ſehr blutigen Krieg mit dem Könige Heinrich von **Navarra** anfingen, welcher Krieg la Guerre des Amoureux genannt wurde, weil die Krieger und Anhänger **Heinrichs IV.** von eben den Triebfedern

---

*) Brantome Dames galantes II. p. 329. Voilà pourquoy le feu Roy Henry troiſieſme, et la Reyne ſa mere n'aimoient nullement les dames de leur cour, qui miſſent tant leur eſprit et leur nez ſur les affaires d'Eſtat, ou qui ſe meſlaſſent tant d'en parler, ny de ce, qui touchoit de près en fait du Royaume, comme (diſoient leurs Majeſtés) ſi elles y avoient grande part, et qu'elles en duſſent eſtre heritieres.

dern, wie ihre Gegner, beſeelt wurden *).

Unter Heinrich IV. herrſchten die Weiber unumſchränkt am Hofe, indem Bälle, Gaſtmahle, Jagden, und andere Vergnügungen ganz nach ihren Wünſchen angeordnet wurden. Hingegen war ihr Einfluß auf das Cabinet, und das Conſeil unter Heinrich IV. nicht ſo groß, als unter Heinrich III., ungeachtet der Erſtere ſich ſelbſt, und ſeinen geheimen Rath dadurch beſchimpfte, daß er die ſchöne Gabriele an den Berathſchlagungen über Staatsgeſchäffte Theil nehmen ließ, und im Conſeil Liebkoſungen erwies, und annahm, welche er vor den Augen der ganzen Welt hätte verbergen ſollen **). Sully, der vertrauteſte Freund Heinrichs IV, und der treuſte Geſchichtſchreiber ſeines Herzens gibt zu, daß die Liebe zum Spiel, zu den Weibern, und allen Arten von Vergnügungen ſeinen Herrn zu vielen Fehltritten, beſonders zu thörichtem Aufwande, und zu einem unerſetzlichen Zeitverluſt verleitet

---

*) Man ſehe über dieſe guerre des Amoureux Memoires d' Aubigné p. 79. und ſeine histoire T. II. Liv. IV. chap. 5.

**) Journ. de Henri IV. T. II. p. 315.

tet hätten. Allein er läugnet, daß Heinrich der Vierte ein Sclav der Weiber geweſen ſey, oder wenn man ihn ſo nennen wolle, daß die Mätreſſen jemahls auf die Wahl der Miniſter, auf das Schickſal ſeiner übrigen Diener, und auf den Gang der Staatsgeſchäffte einigen Einfluß ausgeübt hätten *). Dieß Urtheil iſt im Ganzen, und beſonders in Beziehung auf Sülly richtig. Heinrich IV. hatte der ſchönen Gabriele verſprochen, ſie zu heirathen. Gabriele drang nach der Geburt eines zweyten Sohns, die dem Könige unausſprechliche Freude verurſachte, auf die Erfüllung dieſes Verſprechens mehr, als jemahls **). Heinrich IV. konnte den Bitten ſeiner ſchönen Geliebten nicht länger widerſtehen. Er machte ernſtliche Anſtalten, um zuerſt ſeine Ehe mit der Königinn Margarete von dem Pabſte auflöſen zu laſſen, und ſich alsdann mit ſeiner bisherigen Mätreſſe zu vermählen. Sülly und Andere brachten die triftigſten Gründe gegen

---

*) III. p. 264. Que s'il fut, ſi l'on veut, l'eſclave des femmes; jamais pourtant elles ne deciderent, ni du choix des miniſtres, ni du ſort de ſes ſerviteurs, ni des deliberations de ſon conſeil.

**) Sully I. p. 525 - 543.

gen eine ſolchen Verbindung vor. Heinrich IV. ſah das ganze Gewicht dieſer Gründe ein, und entſchloß ſich mehrmahl, nicht weiter an die verſprochene Heirath zu denken. Nichtsdeſtoweniger gewannen die Leidenſchaft für die ſchöne Gabriele, und die Bitten der Letztern immer wieder die Oberhand, und er würde höchſt wahrſcheinlich am Ende beiden nachgegeben haben, wenn nicht der Tod die ehrgeitzige Mätreſſe hingenommen hätte. Unter allen Miniſtern und Vertrauten des Königs erklärte ſich keiner ſo nachdrücklich gegen die Vermählung mit der Dücheſſe de Beaufort, als Sülly. Dieſe Geſinnungen machten die Mätreſſe zur bitterſten Feindinn des Mannes, zu deſſen Erhebung ſie mitgewirkt hatte. Die Dücheſſe de Beaufort konnte ihren Verdruß, und ihren Grimm gegen den gefährlichſten Widerſacher ihres ſehnlichſten Wunſches nicht länger unterdrücken, und äußerte beide bey einer Erklärung, welche Heinrich IV. zwiſchen ihr, und zwiſchen Sülly veranlaßt hatte, in ſehr beleidigenden Ausdrücken. Sülly hinterbrachte ſeinem Könige, was vorgegangen war; und nun fuhr Heinrich IV.

auf der Stelle mit ſeinem Freunde zu ſeiner Mätreſſe *). Die Dücheſſe de Beaufort erwartete dieſen Beſuch, und bereitete ſich auf denſelben mit der Schlauheit einer Buhlerinn vor. Sie kam in dem höchſten Glanze ihrer Schönheit, und mit der einſchmeichelndſten Freundlichkeit dem Könige bis an die Thür ihres vorderſten Zimmers entgegen. Heinrich IV. trat mit einer ernſthaften Miene, und ohne ihr die gewöhnlichen Liebkoſungen zu machen, herein, und ſagte: Laſſen ſie uns in ihr Zimmer gehen. Ich will mit ihnen beiden reden, und ſie friedfertig mit einander leben machen. Nachdem er die Thür abgeſchloſſen, und die benachbarten Zimmer unterſucht hatte, ſo faßte er Sülly und ſeine Mätreſſe bey der Hand, und ſtellte der Letztern vor: daß er ſie vorzüglich deßwegen zu ſeiner Geliebten gewählt, weil er geglaubt habe, daß ſie von einem ſanften Charakter ſey. Er ſehe aus ihrem Betragen gegen ſeinen einzigen treuen, und ihm wahrhaftig ergebenen Diener, daß er ſich geirrt habe. Sie möge daher ihr Be-

---

*) l. c. p. 542. 43.

Betragen ändern, weil er gewiß ſeinen Freund, dem er die gröſten Lobſprüche ertheilte, um ihrentwillen nicht entfernen werde.

Die Dücheſſe de Beaufort fing ihre Verantwortung mit Thränen, Seufzern, und Schluchzen an. Sie erkünſtelte eine demüthige, und liebkoſende Miene, wollte Heinrichs Hand küſſen, und bot alles auf, wovon ſie wuſte, daß es Heinrichs Herz erweichen könne. Nach allen dieſen kleinen Vorſpielen erhob ſie endlich ihre bitteren Klagen: daß ſie ſtatt der Liebe, welche ſie für alle ihre Aufopferungen hätte erwarten können, keinen andern Dank erhalte, als daß er ſie Einem ſeiner Bedienten aufopfere *). Sie führte alles das an, was Sülly feindſeliges gegen ſie, und ihre Kinder unternommen habe, und fiel, als wenn ſie ihrer Verzweyflung unterläge, auf ein Bett zurück, wo ſie betheuerte, daß ſie nach einer ſo blutigen Beleidigung den Tod erwarten wolle. Dieſer Angriff war ſtark. Heinrich hatte ihn nicht erwartet. Er wankte einen Augenblick, faßte ſich aber ſo ſchnell wieder, daß die Mä-

treſ-

---

*) Elle ſe voyoit ſacrifiée à un de ſes valets.

treſſe es nicht wahrnahm. Er fuhr alſo in demſelbigen Tone fort, und ſagte, daß ſie ſich alle dieſe Kunſtgriffe um einer ſo geringfügigen Urſache willen hätte erſparen können. Dieſer Vorwurf war ihr höchſt empfindlich. Sie verdoppelte ihre Thränen und ſchriee laut: ſie ſehe wohl, daß ſie verloren ſey, und daß der König, um ihre Beſchämung, und Süllys Triumph voll zu machen, den Letztern zum Zeugen der härteſten Dinge genommen habe, welche man einem Weibe ſagen könne. Auch dieſe Thränen, und Klagen brachten die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Bey Gott! erwiederte der König, der alle Geduld verloren hatte, ich ſehe wohl, daß man Sie zu dieſem ganzen Poſſenſpiel abgerichtet hat, um mich zu bewegen, einen treuen Diener wegzujagen, den ich gar nicht entbehren kann. Ich erkläre ihnen daher, daß, wenn ich in die Nothwendigkeit geſetzt werde, zu wählen, ich lieber zehn Mätreſſen, wie Sie, verlieren will, als einen einzigen Diener, wie Sülly. Nach dieſer Ergießung ging der König haſtig fort, ohne ſich um den Zuſtand zu bekümmern, in welchem er ſeine Mätreſſe ließ. Heinrich kannte

Madame de Beaufort beſſer, als Sülly, der wirklich getäuſcht, und durch die, wie er glaubte, unverſtellte Traurigkeit der Dame gerührt wurde, bis ſie ihn ſelbſt aus dieſem Irthum riß. Die Mätreſſe fing wirklich an, zu fürchten, daß der König vielleicht zum letzten Mahle weggehen könne, und änderte deßwegen auf einmahl ihre Rolle. Sie eilte, den König aufzuhalten, warf ſich ihm zu Füßen, nicht um ihn zu erweichen, ſondern um Verzeihung zu bitten: zeigte ein ſanftes und heiteres Geſicht, und betheuerte, daß ſie keinen andern Willen gehabt habe, und haben wolle, als den Willen des Königs. Sülly ſah nie eine ſchnellere Veränderung von Decoration, als in der ſchönen Gabriele vorging. Sie benahm ſich gegen Sülly, wie eine liebenswürdige und gefällige Frau, und als wenn alles das, was ſie vorher geſagt und gethan hatte, nur ein Traum oder Spielwerk geweſen wäre. — Gewiß wurde Heinrich IV. kein Sieg über bewaffnete Feinde ſo ſchwer, als der Sieg, den er dießmahl über ſich ſelbſt, und über die Verſtellungskünſte ſeiner geliebten Mätreſſe davon trug. Eben deßwegen aber, weil der Sieg ſo ſchwer, die Feindinn ſo gefährlich, und die Angriffe ſo künſtlich und unerwartet waren; ſo geſchah es auch Heinrich IV. nicht ſelten, daß er überliſtet, oder überwunden wurde: und wie hätte ein verliebter König beſtändig widerſtehen können, wo ſelbſt ein ſcharfſichtiger, kalter und feindſelig geſinnter Miniſter hintergangen, und gerührt wurde! Heinrich IV. erhielt ſeinen großen Miniſter Sülly gegen alle Nachſtellungen und Anfälle von Mätreſſen, wiewohl auch Sülly mehrmahl in Gefahr war, zu Boden geworfen zu werden. Andere Miniſter, oder Geſandten wurden unter Heinrich IV. durch Mätreſſen gewählt, oder fortgejagt. Der König ſelbſt hatte den Duc de Luxembourg zu ſeinem Geſandten in Rom ernannt, damit er die Trennung von ſeiner Gemahlinn Margarete von Navarre negotiiren ſolle *). Die Dücheſſe de Beaufort glaubte, daß dieſer Ambaſſadeur die Sache nicht geſchickt und eifrig genug betreiben, oder wenigſtens nicht genug für ihr Intereſſe ſorgen würde. Sie gewann daher den Miniſter Sil-

---

*) Sully I. 538.

lery, verſprach ihm die Canzlerſtelle, wenn er ihre Abſichten befördere, und da er dieſes verſprochen hatte, bewegte ſie den König, daß er ihren Ergebenen gleich nach der Abreiſe des Duc de Luxembourg nachſchicken ſolle. Sie verhehlte es gar nicht, daß ſie ihren Günſtling zu der wichtigen Ehrenſtelle erhoben habe *). Vielmehr arbeitete ſie ſelbſt an ſeinen Equipagen, und ließ durch den König alle Befehle ausfertigen, die nötig waren, um den Abgeſandten der königlichen Mätreſſe mit dem höchſten Glanze erſcheinen zu machen.

Die ſchöne Gabriele war es, die Heinrich IV. in den erſten Zeiten ihrer Gunſt entſchied, dem großen Sülly die Finanzen anzuvertrauen **); und eben ſie war auch die einzige Urſache, daß Sancy, der ſich ſehr große Verdienſte um Heinrich III. und Heinrich IV. erworben hatte, und Einer der vertrauteſten Geſellſchafter des Letztern war, zuerſt von der Surintendance der Finanzen,

---

*) l. c. La Duchesse nes'embarrassa point de cacher à toute la cour, le titre, dont elle venoit de décorer son favori. Elle travailla elle-même à ses equipages, etc.

**) Sully I. 449.

zen, und nachher vom geheimen Conſeil ausgeſchloſſen wurde. Den erſten Unfall zog ſich **Sancy** durch ſeine ſpöttiſchen Erzählungen über die zu frühe Schwangerſchaft und Niederkunft der ſchönen Gabriele zu *). Die letzte Ungnade veranlaßte er durch eine bittere Antwort, welche er derſelbigen Mätreſſe gegeben hatte. Die Marquiſe **de Monceaux** fragte zu einer Zeit, wo **Heinrich** IV. von neuem verſprochen hatte, ſie zu heirathen, den Freund des Königs **Sancy**, ob die Kinder, welche ſie vor der Vermählung von dem Könige gehabt habe, durch und nach der Vermählung rechtmäßige Kinder werden würden. **Sancy** erwiederte: nein! denn die Baſtarde der Könige von Frankreich werden beſtändig für Hurenkinder gehalten **). Die Dücheſſe **de Beaufort** vergaß dieſe Beſchimpfung

---

*) Sully I. p. 287. Sancy éprouva à ſes depens ce, que peut la haine d'une femme, ſur tout d'une Maitreſſe du Roi. Henry l'aimoit, et lui vouloit du bien: quoiqu' il penchât de lui-même à ſupprimer la ſurintendance des finances, il l'auroit encore conſervée uniquement pour la lui donner; mais Madame de Liancourt ſçut bien l'en empecher.

**) Journ. de Henri IV. T. II. p. 331. Non, Madame, repondit-il, car en France les bâtards de nos Rois ſont toujours fils de putain.

niemahls. Nachdem ſie dem König den zweyten Sohn geboren, und dadurch die Zärtlichkeit des Königs mehr, als jemahls, erworben hatte; ſo forderte ſie ſo oft und ſo ernſtlich die Entfernung von **Sancy**, bis **Heinrich IV.** ſeinen Freund aufopferte. Der König ſchämte ſich, einen um die Crone ſehr verdienten Mann, und einen vieljährigen Vertrauten förmlich zu verabſchieden. Er ließ ihn daher mehrmahl nicht zu den Verſammlungen des geheimen Raths einladen. **Sancy** verſtand dieſes, und zog ſich freywillig auf ſeine Güter zurück *).

Unter der Regentſchaft der verwittweten Königinn **Maria von Medicis** zeigte ſich eine Erſcheinung, die zu den ſeltenſten in der Geſchichte gehört, daß nämlich ein Weib, und zwar eine Königinn, unumſchränkter von einem andern Weibe regiert wurde, als jemahls eine Geliebte von ihrem Liebhaber regiert worden iſt. Dieſe Beherrſcherinn des Willens der Königinn **Maria von Medicis** war **Leonor Galigai**, Gattinn eines Italiäners **Concini**, der durch den Einfluß ſeiner Frau mit Reichthümern, und Ehrenſtellen überhäuft, und zuletzt zu einem Marſchall von Frankreich erhoben wurde **). **Leonor Galigai**, und ihr unwürdiger Gatte verbitterten **Heinrich** IV. ſein Leben mehr, als alle übrige Unfälle, und Feinde, welche er zu ertragen, und zu überwinden hatte. Der König faßte oft den Entſchluß, die Feinde ſeiner Ruhe nach Italien zurückzuſchicken; allein er hatte nie Feſtigkeit genug, dieſen Entſchluß auszuführen: auch da nicht, als **Concini** und deſſen Frau ſich in eine Verſchwörung gegen den König eingelaſſen hatten. Ein allgemeiner und gerechter Verdacht klagte Beide an, daß ſie um die Ermordung **Heinrichs** IV. gewußt, und ſie mit befördert hätten. Deſſen ungeachtet ließ **Maria von Medicis** ſie nicht nur unangefochten, ſondern machte ſie auch gleich in den erſten Tagen ihrer Regentſchaft zu ihren einzigen Rathgebern in den wichtigſten Angelegenheiten des Staats. Durch die Eingebungen dieſes Ehepaars wurde das ganze Regierungs-Syſtem geändert. Man näherte ſich dem Spaniſchen Hofe, zu

---

*) ib.

**) Sully III. 305. 6. l'hiſtoire de la Mere et du fils I. p. 11. et ſq. 120. 127. et ſq.

deſſen Demüthigung Heinrich IV. ſich ſeit vielen Jahren vorbereitet hatte. Die Königinn entließ die verdienteſten Miniſter Heinrichs IV., oder entzog ihnen wenigſtens ihr Zutrauen. Die großen Schätze, welche der ermordete König zur Bekämpfung des Oeſterreichiſchen Hauſes geſammelt hatte, wurden in kurzer Zeit verſchwendet; und einen nicht geringen Theil derſelben eigneten ſich der Marſchall, und die Marſchallinn d' Ancre zu. Das Volk, und die Großen des Hofes wurden durch den Uebermuth der Günſtlinge der Königinn eben ſo ſehr empört, als der junge König und deſſen Vertrauten. Ludewig der Dreyzehnte, von ſeinem Lieblinge Luines aufgehetzt, gab den Befehl, daß der Marſchall d' Ancre gefangen genommen werden ſolle. Die Officiere, welchen man dieß Geſchäfft aufgetragen hatte, erſchoſſen den Marſchall, anſtatt ihn gefangen zu nehmen, weil er ſich ihrem Vorgeben nach zur Wehre geſetzt hatte. Nach dem Tode des Marſchalls nahm man deſſen Witwe in Verhaft, machte ihr als einer Zauberinn den Proceß, und ließ ſie als eine Zauberinn und Staatsverbrecherinn hinrichten. Bey dem Verhör gab die Marſchallinn auf die Frage: durch welche Zauberkünſte ſie den Geiſt und das Herz der Königinn-Mutter ſo ſehr gefeſſelt habe? die Antwort: durch keine andere Zauberey, als welche ſtarke Geiſter über ſchwache ausüben.

Nach der Ermordung und Hinrichtung der beiden Günſtlinge begieng Luynes an der Königinn-Mutter eben ſolche Unwürdigkeiten, als welche der Marſchall, und die Marſchallinn d'Ancre an ihren Gegnern begangen hatten *). Dieſe Drangſale endigten ſich nicht eher, als mit dem Frieden zu Pont de Cé **), nach welchem Maria von Medicis das Zutrauen ihres Sohns, und einen großen Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten wieder erhielt. Sie verlor dieſen Einfluß auf ewig an der berüchtigten Journée des Dupes durch den Cardinal Richelieu, welchen ſie ſelbſt erhoben hatte ***). Die Königinn verlangte an dieſem Tage nachdrücklicher, als je, von ihrem Sohn, daß er den undankbaren, und ihr gehäſſig gewordenen Cardinal entfernen ſolle. Der König willigte nicht gleich in dieſe Bitten. Vielmehr bat er ſeine Mutter, daß ſie dem Cardinal verzeihen, und ſich mit demſelben ausſöhnen möchte. **Maria von Medicis** brach in Thränen und Vorwürfe gegen den König aus, wegen der Parteylichkeit, von welcher ſie glaubte, daß er ſie gegen ſeine Mutter, und für den Cardinal zeige. Während dieſer lebhaften Unterredung zwiſchen dem Könige und der Königinn-Mutter trat auf einmahl der Cardinal herein. Die Wuth der Königinn ſtieg durch dieſe unerwartete Erſcheinung ihres Widerſachers auf den höchſten Grad. Sie nannte den Cardinal einen Verräther, und überhäufte ihn mit andern eben ſo ſchimpflichen Beſchuldigungen. Der Cardinal fiel vor ihr auf die Kniee, und that alles Mögliche, um ſie zu verſöhnen. Sie ſtieß alle ſeine Bitten und Demüthigungen mit der äußerſten Verachtung zurück. Eben ſo unerbittlich blieb ſie, als auch der König vor ihr niederknieete, und ſein Flehen mit den Bitten des Cardinals vereinigte. Gereitzt durch dieſe Unverſöhnlichkeit,

---

*) Hiſt. de la Mere et du fils II. p. 312. et ſq.

**) Motteville I. p. 6.

***) Motteville I. p. 56.

keit, ging der König plötzlich nach Verſailles ab. Auf den Rath des Cardinals **de la Vallette** folgte ihm der Cardinal **Richelieu** auf dem Fuße nach, und ſtimmte den König in wenigen Stunden ganz zu ſeinem Gunſten um, während daß der Hof den Cardinal für verloren hielt. Die Königinn-Mutter wurde bald nachher zu Compiegne in Verhaft genommen. Sie entwiſchte aus dieſem Verhaft, wandte ſich erſt nach Brüſſel, von Brüſſel nach England, aus England nach Holland, aus Holland endlich nach Cölln, wo die Mutter und Schwiegermutter der gröſten Europäiſchen Könige vor Kummer, und in der äuſſerſten Dürftigkeit ſtarb.

In den drey letzten Jahrhunderten waren die Weiber am Franzöſiſchen Hofe nie unbedeutender, als unter **Ludewig dem Dreyzehnten** von der Journée des Dupes an bis an den Tod des Cardinals **Richelieu**. Weder dieſer Miniſter, noch ſein Monarch hatten Mätreſſen, die ſich einen Einfluß auf die Staats-Angelegenheiten hätten anmaaßen, oder verſchaffen können; und **Richelieu's** Geiſt war ſtark genug, um die Weiber und Mätreffen ſeiner Vertrauten in Zaum zu halten. Der Cardinal Mazarin liebte die Weiber weniger, als ſein Vorgänger; und er hätte alſo bey der Allgewalt, welche Anna von Oeſterreich ihm bald nach dem Anfange ihrer Regentſchaft übergab, die Cabalen der Weiber noch leichter vernichten können, wenn er ein ſo niederdrückendes, und zurückſchreckendes Genie gehabt hätte, als der Cardinal Richelieu. Bevor noch die Macht des Cardinals Mazarin recht feſt gegründet wurde, thaten ſich außer den Anhängern des Cardinals, und der Regentinn drey Factionen am Hofe hervor, die alle, oder von welchen wenigſtens zwey vorzüglich von Weibern geleitet wurden: die Faction des Herzogs von **Orleans**: die der Prinzen von **Condé**, und die der Häuſer **Vendome**, und **Lothringen**. Dieſe Parteyen, und der Einfluß der Weiber dauerten während der ganzen Zeit der Fronde fort, wo die Damen eine glänzendere Rolle ſpielten, als ſie bis dahin am Franzöſiſchen Hofe geſpielt hatten *). Noch

---

*) Galanter. des Rois de France III. p. 152. 153. Il y avoit alors trois partis à la cour . . . . les Dames gouvernoient ces Cabales . . *Thomas ſur les*

Noch vor dem Ausbruch der innern Unruhen eräugnete ſich an dem Franzöſiſchen Hofe ein Vorfall, der gleichſam eine Vorbedeutung aller der Uebel war, welche die Leidenſchaften der Weiber anrichten würden. Im erſten Jahre der Regentſchaft nämlich fand eine Cammerfrau der Herzoginn **von Montbazon** in den Geſellſchaftszimmern ihrer Frau einen Brief, den eine unbekannte Dame an ihren Liebhaber geſchrieben, und der gleichfalls unbekannte Liebhaber verloren hatte. **Madame de Montbazon**, welche neben **Madame de Chevreuſe** die regierende Dame in der Partey der Häuſer **Vendome** und **Lothringen** war, forſchte mit Hülfe ihrer zahlreichen Verehrer nach, von welcher Hand der gefundene Brief wohl geſchrieben ſeyn möchte. Man rieth ſo lange umher, bis der Verdacht auf der damahls noch unbeſcholtenen Tochter der Prinzeſſinn **von Condé**, der Herzoginn **von Longueville** hängen blieb: welchen Prinzeſſinnen die Herzoginn von **Montbazon** aus vielen Urſachen, unter

an-

---

les femmes p. 119. La régence d' Anne d'Autriche, et la guerre de la minorité furent une epoque ſingulière. . . Alors tout ſe menoit par des femmes.

andern auch deßwegen nicht gewogen war, weil ſie beide zu dem mächtigen Hauſe Bourbon *) gehörten. Man erzählte bey Madame de Montbazon, daß der geſundene Brief von der Ducheſſe de Longueville an den Grafen von Colligny geſchrieben, und von dieſem verloren worden. Die Erſten, welche ſich dieſe Vermuthung in's Ohr ſagten, glaubten ſie ſelbſt nicht. Das Gerücht, das im Hauſe der Herzoginn von Montbazon entſtanden war, verbreitete ſich ſehr ſchnell, und kam auch bald zu den Ohren der Prinzeſſinn von Condé. Dieſe Prinzeſſinn wurde dadurch unendlich mehr, als ihre Tochter, die Herzoginn von Longueville ſelbſt aufgebracht. Sie ging gleich zur Königinn und klagte die Ducheſſe de Montbazon als eine boshafte Verläumderinn ihrer Tochter an. Dieſer Schritt theilte den Hof in zwey große Parteyen. Alle Damen erklärten ſich für die Prinzeſſinn von Condé, faſt alle Männer hingegen für die ſchöne Herzoginn von Montbazon. Man rechnete, daß nur allein vierzehn Prinzen die Letztere an dem Tage beſucht hatten, wo

---

*) Motteville I. p. 178. et ſq.

wo ſie von der Prinzeſſinn angeklagt worden war. Der große Schwarm von Anhängern verlor ſich bald nachher, da die Königinn ſich auf die Seite der Prinzeſſinn von Condé ſchlug, und der junge Duc d' Enguien, der von dem Ruhme des Sieges bey Rocroy ſtrahlte, öffentlich die Partey ſeiner Schweſter nahm. Die Königinn beſuchte die Dücheſſe de Longueville auf einem Landhauſe nicht weit von Paris, wohin ſie ſich begeben hatte, um ſich den Klatſchereyen des Hofes zu entziehen, oder davon auszuruhen. Auf dieſem Landhauſe führte die Prinzeſſinn von Condé ihre gnädige Monarchinn in ein einſames Cabinet. Hier fielen ſie und ihre Tochter der Königinn zu Füßen, und baten ſie unter Vergießung von vielen Thränen, daß ſie ihnen doch gegen Madame de Montbazon Recht verſchaffen möchte. Die Königinn wurde innigſt gerührt, und verſprach, daß die Beleidigerinn der beleidigten Unſchuld eine vollkommne Genugthuung geben ſolle. Madame de Montbazon erhielt den Befehl, zu der Herzoginn von Longueville zu gehen, und ſich nicht bloß wegen des Geſchehenen zu entſchuldigen, ſondern auch eine öffentliche Ehrenerklärung zu thun. Man unterhandelte lange in Gegenwart des Cardinals Mazarin über die Worte, welche Madame de Montbazon vorbringen ſolle; und man kam endlich über folgende Anrede überein: daß das Gerücht wegen des Briefes ein falſches von boshaften Leuten erfundenes Gerücht ſey: und daß ſie für ihre Perſon es nie für wahr gehalten habe, indem ſie die Tugend der Herzoginn von Longueville ſo wohl, als den Reſpect zu gut kenne, der ihr gebühre. Madame de Montbazon ſagte alles, was ihr vorgeſchrieben war, mit einer ſo hohen, und ſtolzen Miene, als wenn ſie einen Jeden überzeugen wolle, daß ſie ſich über das luſtig mache, was ſie als eine Genugthuung ausſprach *).

Die Herzoginn von Montbazon begnügte ſich nicht damit, den Befehl der Königinn ſo ſchlecht, als möglich, zu erfüllen. Sie widerſetzte ſich ihr bald nachher geradezu. Die Prinzeſſinn von Condé hatte die Königinn um die Erlaub-

---

*) Man ſehe beſ. Memoir. de Montpenſier I. p. 59. et ſq.

laubniß gebeten, da nicht gegenwärtig ſeyn zu dürfen, wo Madame de Montbazon erſcheine. Die Letztere wuſte, warum die Erſtere gebeten hatte, und kam doch zu einer Collation, wozu Madame de Chevreuſe die Königinn eingeladen, und an welcher dieſe nur unter der Bedingung Theil zu nehmen verſprochen hatte, daß Madame de Montbazon nicht dabey ſeyn werde. Die Königinn fuhr in Geſellſchaft der Prinzeſſinn von Condé hin, und hörte zu ihrem Erſtaunen, da ſie eben in die Geſellſchaft eintreten wollte, daß Madame de Montbazon auch gegenwärtig ſey. Die Prinzeſſinn wollte ſich nun entfernen. Allein die Königinn hielt ſie zurück, und ließ Madame de Montbazon bitten, daß ſie irgend ein plötzliches Uebelbefinden vorſchützen, und ſich ihr zu Liebe aus der Geſellſchaft wegbegeben möchte. Die ſtolze Frau weigerte ſich, dieſes zu thun. Vor Verdruß kehrte die Königinn mit ihrer Freundinn zurück, und ſchickte der Herzoginn am folgenden Tage den Befehl zu, daß ſie ſich vom Hofe entfernen, und auf Eins ihrer Güter begeben ſolle. Ihr Anbeter, der Dúc de Beaufort, verlor durch dieſe

Zänkereyen die anſcheinende Gunſt, womit die Königinn ihn in den erſten Tagen der Regentſchaft beehrt hatte. Seine Geliebte reitzte ihn zur Rache gegen den Cardinal Mazarin an. Der Duc de Beaufort ſtieß unvorſichtige Drohungen aus, und zog ſich dadurch bald eine Verhaftnehmung zu. Nachdem er aus dem Gefängniſſe zu Vincennes entwiſcht war, erſchien er und die Ducheſſe de Montbazon in den Zeiten der Fronde auf dem großen Schauplatze in Paris wieder, wo Beide nichts, als Verwirrung anrichteten, und nur der Duc de Beaufort bisweilen ein thätiges Werkzeug in geſchickten Händen wurde. Madame de Montbazon hatte ſo niedrige und doch ſo heftige Leidenſchaften: ſo wenig wahres Geſchick zu Geſchäften, und doch eine ſo unruhige Ränkeſucht: endlich ſo wenig Verſchwiegenheit, daß ſelbſt ihre Verehrer alle wichtige Plane vor ihr verſtecken muſten, weil ſie dieſelben ſonſt verdorben, oder wenigſtens ausgeplaudert hätte.

Unter allen Männern, die in den Zeiten der Fronde unter den Gegnern des Hofes durch Geburt und Rang, oder durch Tugenden und Talente ein großes Ge-

Gewicht erhielten, war Monſieur, oder der Herzog von Orleans der Schwächſte, und gerade dieſer Schwächſte unter den Feinden des Cardinals Mazarin wurde am wenigſten von Weibern geleitet. In den erſten Jahren der Unruhen war der Abbé de la Riviere, und in den letzten Zeiten der Cardinal de Retz derjenige, welcher den Herzog von Orleans am meiſten beherrſchte. Weil aber eine faſt unglaubliche natürliche Furchtſamkeit, und Unentſchloſſenheit die Hauptzüge in dem Charakter dieſes Prinzen ausmachten; ſo waren oft die unbedeutendſten Menſchen und Umſtände, auf welche man ihn nicht vorbereitet hatte, hinreichend, ihn in den feſteſten Entſchließungen wankend zu machen. Daher geſchah es auch, daß bisweilen ſeine Geliebte, Mademoiſelle de Soyon *), häufiger aber ſeine Gemahlinn, und ſeine heldenmüthige Tochter ſeine letzten Schritte beſtimmten. "Madame, oder die Herzoginn von Orleans hatte viel Geiſt, und redete vortrefflich über alles, worüber es ihr beliebte, ſich herauszulaſſen. Aus ihren Reden hätte man ſchließen ſollen, daß ſie Muth und

---

*) Ueber dieſe ſehe man Motteville III. p. 193.

Ehrgeitz beſitze *). Sie liebte ihren Gemahl aufrichtig, und haßte alles, was ihr bey demſelben ſchaden konnte. Sie war ſchön von Geſicht, aber ohne Anmuth; und man ſagte von ihr, daß ſie ſchön ſey, ohne es zu ſcheinen: und daß ſie Geiſt habe, ohne daß man es bemerke, weil ſie ſelten Gebrauch davon mache. Sie war zugleich fett und mager: voll im Geſicht und in der Bruſt: mager an Armen und Händen. Man konnte von ihr noch behaupten, daß ſie keinen ſchönen Wuchs habe, ohne im geringſten mißgeſtaltet zu ſeyn. Ueberhaupt vereinigte ſie in ihrer Perſon und in ihrer Lage beynahe alle erdenkliche Widerſprüche. Monſieur liebte ſie, und liebte ſie auch nicht. Er lebte beſtändig mit ihr: hatte nie die Abſicht ſie zu beleidigen; und wenn er ſie unzufrieden ſah, ſo that er alles mögliche, um ſie wieder zu beſänftigen. Wenn er zu Hauſe war, ſo hielt er ſich ſtets bey ſeiner Gemahlinn auf, und äuſſerte nicht ſelten große Achtung für ihren Kopf und ihre Tugend. Zugleich aber hatte er einen Liebling, den ſeine Gemahlinn haßte, und dem dieſe nie unmittelbar

ſcha-

---

*) Motteville I. p. 444. et ſq.

ſchaden konnte. Der Herzog ſpottete oft über die Sonderbarkeiten ſeiner Gemahlinn: über ihre übertriebene Frömmigkeit: über ihre Vertrauten, welche die albernſten Geſchöpfe in Paris waren. Diejenigen, welche die Herzoginn von Orleans am genauſten kannten, verſicherten, daß ſie von Natur gegen Freundſchaft wenig empfänglich ſey; und daß, wenn ſie ihren Gemahl liebe, dieß keine andere Wirkung habe, als daß ſie beſtändig auf ihren Gemahl ſchmähle: ſo, daß ihr Verhältniß eben ſo unerklärlich, als alles Uebrige war".

Der Cardinal von Retz, den man mit Recht die Seele der Fronde, und das Haupttriebrad ihrer vornehmſten Unternehmungen nennen kann, hatte beſtändig zu gleicher Zeit mehrere Mätreſſen. Er war in keine dieſer Mätreſſen verliebt, und wurde von keiner derſelben beherrſcht. Unterdeſſen hatte doch ſeine Verbindung mit der ſchönen Mademoiſelle de Chevreuſe, und beſonders der Wunſch, ihr Glück durch eine Vermählung mit dem Prinzen von Conti zu machen, einen entſcheidenden Einfluß auf ſeine Maaßregeln *).

---

*) Memoires du Card. de Retz II. 302. 303.

Mademoiſelle und **Madame de Chevreuſe** waren oft bey den wichtigſten Berathſchlagungen gegenwärtig *); und Beide hatten von Zeit zu Zeit Einfälle, die dem gröſten Staatsmann Ehre gemacht hätten. Die Theilnahme von Mademoiſelle **de Chevreuſe** an politiſchen Intriguen hing eben ſo ſehr von ihrer Laune ab, als ihr Geſchmack an Kleidern, Putz, und Liebhabern. So lange ſie Jemanden liebte, ſo gab ihr die Liebe Witz, und Ernſt, oder Gefälligkeit, aber einzig und allein für ihren Geliebten. Allein bald nachher behandelte ſie ihren Liebhaber, wie ihre Kleider, welche ſie, ſo lange ſie ihr gefielen, mit zu Bette nahm, und einige Tage nachher aus Ueberdruß verbrannte **).

Unter den merkwürdigen Weibern der damahligen Zeit hatte keine ſo ſehr den Ruf einer Intrigantinn, als Madame **de Chevreuſe**; und doch war ihre Intrigen-Sucht eine bloße Wirkung der äußern Umſtände, in welche ſie von ihrer erſten Jugend an verſetzt worden war ***).

---

*) II. p. 209.

**) ib. I. p. 202.

***) l. c. p. 201. Si elle fuſt venue dans un ſiecle, où il n'y eut eu d'affaires, elle n'eût pas ſeulement imaginé, qu'il y en pût avoir.

In ihrer ſchönen Zeit wurde ſie eine Märtyrerinn ihrer Anhänglichkeit an der jungen Königinn Anna von Oeſterreich, deren geheime Verbindungen mit dem Spaniſchen Hofe ſie gewuſt, und befördert hatte. Nach ihrer Rückkehr aus der Verweiſung nahm die Regentinn ihre ehemahlige Freundinn und Vertraute nicht ſo gnädig auf, als dieſe durch ihre erlittenen Drangſale verdient zu haben glaubte. Madame de Chevreuſe ſchloß ſich an die Partey der Vendomes, und ihrer Stiefmutter, der Düchesse de Montbazon an, und theilte daher auch die Ungnade, in welche dieſe Partey im Anfange der Regentſchaft fiel. In den Zeiten der Fronde trennte ſie ſich zwar nicht von der Faction, in welche ſie ſich einmahl geworfen hatte; allein ſie hing zugleich durch ihre Tochter mit den eigentlichen Frondeurs zuſammen, und blieb auch immer in einer gewiſſen Verbindung mit der Königinn, welche ſie hatte glauben machen, daß ſie mehr durch ihre Tochter hingeriſſen, als durch ihre eigene Neigung mit den Feinden des Hofes verflochten worden *).

---

*) de Retz II. 227. Il me ſemble, que je vous ai deja dit, que Madame de Chevreuſe avoit toujours

Anna von Oeſterreich hatte ein ſo blindes Zutrauen zu dem Cardinal Mazarin, und ein ſo großes Mißtrauen gegen ihre eigenen Kräfte, daß ſie ſchon aus dieſen beiden Gründen einen weniger thätigen Antheil, als die bisher genannten, und noch zu nennenden Damen an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen muſte, wenn ſie auch nicht von Natur ſo träge geweſen wäre, als ſie wirklich war. Während der Entfernung des Cardinals Mazarin zeigte ſie ſelbſt nach der Erzählung des Cardinals de Retz ſo viel Lebhaftigkeit des Geiſtes, und ſo viel männlichen Muth, daß man nicht verkennen konnte: ſie würde auch nachher viel mehr haben thun können, als ſie wirklich that, wenn ſie nicht das Heft ganz aus den Händen gegeben hätte. Der Cardinal de Retz, der in den größten Gefahren nie die Gegenwart des Geiſtes verlor, und ſelbſt dem großen Conde kühn die Spitze bot, erblaßte und zitterte, als er im J. 1649. nach dem mit dem Hofe geſchloſſenen Frieden dem Könige

und

---

jours gardé aſſez de meſures avec la Reine, et qu' elle avoit pris ſoin de lui faire croire, qu' elle etoit beaucoup plus emportée par ſa fille, que par elle-même à tout ce, qui ſe paſſoit.

und der Königinn im Nahmen der Pariſer Geiſtlichkeit zu ihrer Rückkunft in die Hauptſtadt Glück wünſchte *). Die Königinn machte die Frau von Motteville durch einen Wink aufmerkſam auf das Zittern des Cardinals, und ſagte weiter nichts, als: was iſt es doch für eine herrliche Sache um die Unſchuld! Nach der Cärimonie fügte ſie hinzu: Seine Verlegenheit machte mir Vergnügen. Wenn ich eitel wäre, ſo könnte ich ſagen, daß ſie mir Ehre bringe. In jedem Falle war ſie ſehr ehrenvoll für den Cardinal. — Wenn man dieſe und ähnliche Züge von Anna von Oeſterreich lieſt; ſo wird man geneigt, zu glauben, daß der Cardinal von Retz ihr Bild ein wenig zu ſehr in's Schwarze gemahlt habe **). Uebrigens erwarb ſich keins der übrigen Häupter von Parteyen in den Zeiten der Fronde eine ſo große Liebe und Achtung unter Perſonen von allerley Ständen, Geſchlechtern und Altern, und keins behielt dieſe Liebe und Achtung

*) Motteville III. 186. 187. Etant auprès de la Reine, je remarquai, qu' il devint pâle, et que ſes levres tremblèrent toujours, tant qu' il parla devant le Roi et elle.

**) I. p. 155.

tung auch nach der Dämpfung der innern Unruhen ſo ſehr bey, als der Cardinal von Retz. Der große Mann ließ vor ſeiner letzten Reiſe nach Rom alle ſeine Gläubiger zuſammenkommen, und kündigte ihnen an, daß er ihnen binnen einer gewiſſen Zeit nur eine gewiſſe Summe auszahlen könne: für welche ſein Bruder, der gegenwärtig war, gut ſage. Nach der Anhörung dieſes Antrags riefen alle Gläubiger einſtimmig: ſie ſeyen nicht erſchienen, um Geld von ihm zu verlangen. Vielmehr hätten ſie noch Geld zu ſeinen Dienſten, wenn er etwas brauchen ſollte. Eine Dame unter andern bot ihm funfzig tauſend Thaler an, worüber ſie jetzt disponiren könne. Der Cardinal dankte auf das freundlichſte für dieſe gewogenlichen Anerbietungen, und wandte ſich dann zu einem Huthmacher mit den Worten: dieſer arme Mann iſt der Einzige, von dem es mir leid thut, daß ich ihn nicht ſo befriedigen kann, wie er es verdient, und wie ich es wünſche. Es iſt wahr, antwortete der Huthmacher, daß ich arm bin; allein ich habe deßwegen eben ſo viel Gefühl, und eben ſo viele Ergebenheit gegen

gen Ew. Eminenz, als ihre reichen Gläubiger. Ich verlange kein Geld, ſondern bitte inſtändig darum, daß ſie noch dieſe drey rothen Hüthe mit nach Rom nehmen mögen. Der Cardinal wurde bis zu Thränen gerührt, und dankte Gott dafür, daß ſo vieler Herzen ihm zu Gunſten geſtimmt ſeyen *).

Der Duc d' Enghien, oder nachher ſo genannte große Condé hatte in den Zeiten der Fronde keine Maitreſſe, welche er ſo ſehr geliebt hätte, wie er vormahls Mademoiselle de Viegan geliebt hatte **). Eben deßwegen hatte ſeine Schweſter die Duchesse de Longueville einen eben ſo großen Einfluß auf ihn, wie auf den Prinzen von Conti; und dieſer Einfluß wurde dadurch noch vermehrt, daß ſein Vertrauter, und treueſter Anhänger, der Prince de Marſillac und nachherige Duc de Rochefaucault der Liebhaber ſeiner ſchönen Schweſter war ***). Die Herzogin von Longueville hatte mehr Liebe, als Ehrgeiz. Sie miſchte ſich in die politiſchen Händel, weil ſie von ihren Geliebten hineingezogen

---

*) Menag. p. 20. 21.
**) Motteville I. p. 301. 430.
***) Motteville I. 455-58.

gen wurde. Da ſie aber ihre politiſchen Abſichten ſtets ihrer Liebe aufopferte; ſo wurde ſie, wie der Cardinal de Retz ſagt, ſtatt der Heldinn einer großen Partey bloß eine Abentheurerinn *). Im J. 1652. faßte ſie eine neue Liebe zu dem ſchönen Duc de Nemours. Dieſe Untreue erbitterte den Duc de Rocheſaucault ſo ſehr, daß er ihr unverſöhnlichſter Feind wurde, und alles that, was er konnte, um ſie ſeine Rache empfinden zu machen **). Er entwandte ihr ſo wohl das Herz ihres Geliebten, als das des großen Condé, der mit ſeiner Schweſter gänzlich zerfiel ***). Ungeachtet der große Condé, der Herzog von Rocheſaucault, Madame de Longueville, Monſieur und Madame de Bouillon lauter Geiſter vom erſten oder von vorzüglichem Range waren; ſo handelte doch keine Partey widerſprechender, und planloſer, als dieſe ****). Die Herzoginn

---

*) I. 200. Comme ſa paſſion l'obligea de ne mettre la politique, qu'en ſecond dans ſa conduite; d'heroine d'un grand parti, elle en devint l'avanturière.

**) Motteville IV. 342. 60.

***) II. cc.

****) Memoir. du Card. de Retz II. 313. Madame de Longueville, M. de Bouillon, Meſſieurs de Neginn von Longueville entſagte nicht lange nach dem Tode ihrer Mutter allen Eitelkeiten der Welt, und ſuchte durch ein ſtrenges Leben, und harte Caſteyungen die Fehltritte ihrer Jugend abzubüßen *). Es geſchah unter Ludewig dem Dreyzehnten, unter der Regentſchaft der Königinn Anna von Oeſterreich, und ſelbſt noch unter der Regierung Ludewigs XIV. sehr häufig, nicht bloß daß alternde Damen ungewöhnlich fromm wurden, ſondern daß auch junge Damen auf einmahl die Welt verließen, und in irgend ein Cloſter gingen, um die Schuld jugendlicher Verirrungen durch die Büßungen ihres ganzen übrigen Lebens zu tilgen **).

Um eben die Zeit, als die Herzoginn von Longueville ihr bisheriges Anſehen verlor, wurde ihre Nebenbuhlerinn

---

Nemours, de la Rochefaucault, et de Chavigny formoient un cahos inexplicable d'intentions, et d'intrigues, non pas ſeulement diſtinctes, mais oppoſées. Je ſçais bien, que ceux-mêmes, qui etoient les plus engagez dans leur cauſe, confeſſoient, qu'ils ne pouvoient en demêler la confuſion.

*) III. 547. 548.

**) Memoir. de Montpenſier I. 141. Die Meiſten fanden ſich in dem großen Cloſter der Carmeliterinnen in Paris.

rinn, die verwittwete Dücheſſe de Chatillon wichtig, indem ſie gleichſam in die Stelle, oder die Verhältniſſe der Erſtern eintrat. Mit Hülfe des Duc de Rochefaucault eroberte die Herzoginn von Chatillon den Duc de Nemours, und vermochte ihn dahin, mit der Ducheſſe de Longueville gänzlich zu brechen *). Mit Hülfe deſſelbigen Freundes zog ſie den großen Condé völlig von ſeiner Schweſter ab, und brachte ihn dahin, daß er ihr ein beträchtliches Gut, Marlon ſchenkte. und ſie gleichſam zu ſeiner Unterhändlerinn, oder Geſandtinn bey dem mit dem Hofe zu ſchließenden Frieden ernannte. Sie ging daher mit aller der Pracht, welche der Wichtigkeit ihrer Aufträge angemeſſen ſchien, an den Hof ab. Der Cardinal Mazarin glaubte entweder nicht, daß Madame de Chatillon ſo viel Gewalt über den Prinzen von Condé habe, als ſie vorgab, oder er fand es aus andern Urſachen nicht rathſam, ſich ernſtlich mit ihr einzulaſſen. Er hörte ihre Vorſchläge höflich an, und ſchickte ſie mit guten, aber leeren Hofnungen zurück.

Alle

---

*) Motteville IV. 360. 61.

Alle bisher genannte Damen aus den Zeiten der Regentſchaft der Königinn Anna von Oeſterreich waren nur unbedeutende Intrigantinnen gegen die Palatine, oder die Prinzeſſinn Anna von Gonzaga, welche ſich mit einem Sohne des Churfürſten von der Pfalz vermählt hatte, und deßwegen Princeſſe Palatine, oder la Palatine genannt wurde *). Ich glaube nicht, ſagte der Cardinal de Retz **), daß die Königinn Eliſabeth von England mehr Fähigkeit beſaß, einen Staat zu regieren, als die Palatine. Und man kann dreiſt hinzuſetzen, daß weder die Königinn Eliſabeth, noch irgend eine der Damen, die ſich in den Zeiten der Fronde auszeichneten, oder auch ſelbſt Einer der vielen großen Männer, die den Cardinal Mazarin zu ſtürzen ſuchten, in einem ſolchen Grade, als die Palatine die Kunſt beſeſſen habe, die ſchwerſten Negotiationen glücklich einzuleiten, und auszuführen, und die am heftigſten eingenommenen Gemüther zu gewinnen, und zu ihren Entwürwürfen herüber zu bringen. Die wenigen Proben, welche die Memoiren aus den Zeiten der Fronde über die Unterhandlungs-Gabe der Palatine enthalten, müſſen es einen Jeden bedauern machen, daß von dieſer außerordentlichen Frau nicht mehrere Nachrichten vorhanden ſind *). Die Palatine gehörte zu der ſo genannten Partey der Prinzen, das heißt der Prinzen aus dem Hauſe Bourbon. Um dieſe Partey zu ſtärken, hatte ſie zuerſt die Idee, daß der Prinz von Conti ſich mit Mademoiſelle de Chevreuſe vermählen, und dadurch nicht nur die Häuſer Vendome und Lothringen, ſondern auch die eigentliche Fronde, oder die Partey des damahligen Coadjutors von Retz an ſich ziehen ſolle. Die Prinzen von Condé und von Conti nahmen den Vorſchlag bereitwillig an. Madame und Mademoiſelle de Chevreuſe gingen gleichfalls ohne Bedenken hinein. Nur der Coadjutor wies alle Abgeordnete, welche die Palatine an ihn abſchickte, ohne eine genug-thu-

---

*) Motteville I. p. 207.

**) I. p. 202.

---

*) Ein kleiner vortrefflicher Aufſatz über die Hoffnung von der Palatine ſteht in den Lettres de Buſſy III. 211. et ſq.

thuende Antwort ab. Sie machte ihm daher ſelbſt einen Beſuch, und ſtellte ihm die vorhabende Vermählung ſo wohl für ihn, als für ſeine Geliebte ſo vortheilhaft vor, daß auch er endlich in die Abſichten der Palatine einſtimmte *). Als die Prinzen das der Mademoiſelle de Chevreuſe gegebene Wort nicht hielten, ſo zog ſie den Coadjutor von Retz wieder von ihnen ab **), näherte ihn dem Hofe, und behandelte den Cardinal Mazarin ſo geſchickt, daß er wider ſeinen Willen den Cardinals-Hut auf das Haupt ſeines Feindes, des Coadjutors von Retz fallen laſſen muſte ***). Der Brief, in welchem ſie dem Cardinal Mazarin die Verdienſte des Coadjutors vorſtellte, war Eins der gröſten Meiſterſtücke dieſer Art,

---

*) Motteville III. 582. 83.

**) Madem. de Montpenſier iſt gegen die Palatine nicht gerecht. Sie erzählt, daß die Palatine die Partey der Prinzen ohne Urſache verlaſſen habe. I. 242. Nicht ehrenvoll aber ſind die Intriguen, und Streitigkeiten, die I. 243. V. p. 7. 11. erzählt werden.

***) Memoires du Card. de Retz II 226. Je crois dans la verité lui devoir le Chapeau, parcequ' elle menagea ſi adroitement le Cardinal, qu' il ne put enfin s'empêcher, avec les plus mauvaiſes intentions du monde de le laiſſer tomber ſur ma tête.

die jemahls geſchrieben worden *). Bey aller ihrer Feinheit war die Palatine aufrichtig im Reden und Handeln **). Ihre einzige Schwachheit war die Liebe, von welcher ſie nicht bloß die Verzierungen, ſondern auch das Gründliche ſchätzte ***).

Nach der Rückkehr des Cardinals an den Hof im J. 1653. ſanken alle ſeine Feinde, und auch die Künſte der Weiber vor ihm in den Staub ****). Er herrſchte bis an ſeinen Tod mit einer ſolchen unbeſchränkten Gewalt, und bekümmerte ſich ſelbſt um die Wünſche der Regentinn ſo wenig, daß ſo gar der geduldigen Anna von Oeſterreich das Gefühl ihres Nichts, und die Laſt der Größe ihres Günſtlings beſchwerlich wurde. Unter Ludewig dem Vierzehnten traten die Damen bald wieder aus dem Zuſtande ihrer Erniedrigung hervor.

---

*) l. c. La Palatine écrivit par lui une grande depêche en chiffre au Cardinal, qui eſt une des plus belles pieçes qui ſe ſoit peut-être jamais faite. Elle lui parloit entre autres du refus, que j' avois fait à la Reine de la ſervir à l' egard de ſon retour en France, ſi délicatement et ſi habilement, qu'il me ſembloit à moi-même, que ce fût la choſe du monde, qui lui fût la plus avantageuſe.

**) ll. cc.

***) de Retz I. p. 202.

****) *Motteville VI. p. 399. et ſq.*

Siebenter Abſchnitt

Ueber den Einfluß des beſtändigen Aufenthalts der Damen an den Höfen der Könige, und Fürſten auf die Kleidung, und den Putz beider Geſchlechter: nebſt Betrachtungen über den Urſprung und Wechſel der Moden in den vergangenen Jahrhunderten.

Die alt-Europäiſchen Völker unterſchieden ſich von jeher von allen andern Nationen der Erde nicht nur durch den Schnitt ihrer Kleider, und die Art ihres Putzes, ſondern auch durch die Geneigtheit, die Formen der Kleidung und des Putzes abzuändern, und fremde Trachten oder Verzierungen des Cörpers anzunehmen. Die Germaniſchen, und andere nicht-Slawiſche Völker unſers Erdtheils hatten ſelbſt in den älteſten, und früheren mittleren Zeiten bald etwas längere, oder weitere, bald etwas kürzere, oder engere Ober- und Unterkleider. Sie ſchnitten bald ihr Haupthaar kurz am Nacken ab; bald nährten ſie es, und trugen es entweder frey fliegend, oder auf mancherley Art zuſammengeflochten, und aufgeflochten. Bald ließen ſie ſo wohl den Kinnbart, als den Knebelbart: bald nur den Knebelbaart wachſen; und zu andern Zeiten ſchoren ſie den Baart auf den Lippen, wie am Kinn glatt ab. Auch die Bedeckungen des Kopfs, und der Füße waren in Rückſicht auf Größe und Formen häufigen Abwechſlungen unterworfen. Wenn ein ſolcher charakteriſtiſcher Zug, dergleichen die Geneigtheit zu neuen Moden, oder zu beſtändigen Abänderungen in der Bedeckung, und Verzierung des Cörpers iſt, nicht etwa Eine Nation, ſondern alle Nationen von gleicher Abſtammung durch alle Jahrhunderte, durch alle Stuffen ihrer Cultur, durch alle Revolutionen ihrer Verfaſſung, und Geſetze begleitet; ſo kann man den Grund davon nicht in wandelbaren äußeren Urſachen, ſondern man muß ihn in den eigenthümlichen Natur-Anlagen ſolcher Völker ſuchen. Die alten Germanier, und andere ihnen verwandte Bewohner unſers Erdtheils liebten Veränderungen in Kleidern und Putz mehr, als alle übrige Nationen, weil ſie von Natur eines freyeren, unbefangenern Geiſtes waren, und nicht bloß das Alte und ihnen Eigenthümliche für das einzige Gute hielten, ſondern vielmehr das Neue und Ungewohnte mit dem Alten und Gewohnten unparteyiſch verglichen, und wenn ſie Jenes vorzüglicher fanden, Dieſes willig aufopferten: weil ferner beide Geſchlechter eine lebhaftere Begierde hatten, ſich einander zu gefallen, und ſich eben deßwegen beſtrebten, die Vorzüge des Cörpers durch Kleidung und Putz geltend zu machen, und zu erhöhen, und hingegen die Gebrechen des Cörpers zu verſtecken: weil endlich ſelbſt das Sonderbare, und grell Abſtechende nicht unbedingt mißfiel, ſondern ſehr oft nur ein Mittel wurde, Aufmerkſamkeit zu erregen, ohne Verachtung, und Abſcheu hervorzubringen. Die Morgenländer, und alten Slawen blieben den Trachten, und dem Putz ihrer älteſten Vorfahren unverrückt treu, weil ſie dieſelben für die einzig ſchönen, bequemen und ſchicklichen hielten: weil ſie ihre Weiber ungeſehen kauften, nach der Hochzeit als Gefangene einſperrten, und als Sclavinnen behandelten, weßwegen die Männer wenig oder gar keine Veranlaſſung hatten, den Weibern, und die Weiber keine, den Männern zu gefallen: weil ſie endlich wegen der Trägheit ihres Geiſtes ſo ſehr an dem einmahl Gewohnten klebten, daß das Fremde und Seltſame nicht bloß Aufmerkſamkeit, ſondern Spott, Beſchimpfungen, und Verfolgungen nach ſich zog.

Der natürliche Hang der Europäer zu Veränderungen in Kleidung und Putz muſte ſich um deſto mehr oder weniger äußern, je mehr oder weniger man Gelegenheit hatte, fremde Trachten und Verzierungen zu ſehen: je mehr oder weniger Reitze für beide Geſchlechter vorhanden waren, ſich einander gefällig zu machen: für ein je größeres, oder kleineres Verdienſt es endlich gehalten wurde, ſich durch das Neue und Auffallende in Kleidung und Putz auszuzeichnen. Alle dieſe Bemerkungen werden durch die Ausſprüche der Geſchichte auf das vollkommenſte beſtätigt.

Die Schriftſteller des vierzehnten, und funfzehnten Jahrhunderts reden viel häufiger von Veränderungen der Moden, als die der älteren Zeiten. Die Urſachen davon laſſen ſich wohl in den Hauptbegebenheiten der letzten Jahrhunderte des Mittelalters, als in den Verhältniſſen der Europäiſchen Völker leicht aufſinden. Die langwierigen Kriege der Engländer und Franzoſen; und die Heerszüge der Deutſchen, Franzoſen und Spanier nach Italien brachten ein ſolches Umherſchwärmen von Söldnern, und eine ſolche Miſchung von Völkern hervor, dergleichen ſeit den Zeiten der Creutzzüge nicht Statt gefunden hatten. Die Heere der Engländer, Franzoſen, und Italiäner waren aus gemietheten Kriegern von allerley Völkern zuſammengeſetzt; und die Heere eines jeden Hauptvolks wurden aus ihrer Heimath in fremde Länder fortgeführt. Wenn die Söldner, die viele Jahre in fremden Ländern gedient hatten, in ihr Vaterland zurückkehrten; ſo behielten ſie nicht ſelten die Trachten und Zierrathen bey, welche Beweiſe ihrer merkwürdigen Thaten und Abentheuer waren; und dieſe fremden

Trachten und Putzwerk fanden unter den Mitbürgern der zurückgekehrten Krieger nicht ſelten Beyfall, wenn ſie durch den Stand und die Würde, oder den Ruhm, und die Verdienſte der erſten Einführer empfohlen wurden. Gleiche Wirkungen hatten die Durchzüge von fremden Heersſchaaren *), und die Reiſen von Kaufleuten, welche durch das Aufblühen der Städte, beſonders der Deutſchen, Italiäniſchen, und Niederländiſchen Städte viel häufiger wurden, als ſie in älteren Zeiten geweſen waren. Der Dichter, **Conrad Celtes**, warf es ſo wohl den in allen Landen umherreiſenden Kaufleuten, als den in ganz Europa umherziehenden Deutſchen Fürſten vor, daß ſie die Kleidung und Sprache der Väter verachteten, und neue Kleidung, wie fremde Sprachen einführten **).

Wenn

---

*) So brachten z. B. die Engländer im J. 1365. ganz neue Moden in Strasburg und im übrigen Elſaß auf. Man ſehe Königshofens Chronik S. 137. Meine Geſchichte des Mittelalters II. S. 125.

**) De origine, ſitu, moribus, et inſtitutis Norimbergae c. 6. in oper. Pirkheimeri p. 127. . . veſtium forma, ſaepe mutabili, ut ab externis gentibus, quibuscum negotiantur, corrupti fuerint: utque diverſae nationes induunt, praebentibus

Wenn ſich aber auch gleich Kleidung und Putz im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert öfter, als vorher, veränderten, ſo kam doch dieſer Wechſel der Moden dem Wechſel ſpäterer Zeiten lange nicht gleich. Es gab in Europa bis zum Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts kein tonangebendes Volk: keine tonangebende Hauptſtadt: keine Claſſen von Menſchen, auf welche man als die Muſter in Kleidung und Putz hingeſehen hätte: keine Künſtler, und Künſtlerinnen, welche der modeſüchtigen Welt mit ihren Erfindungen und Arbeiten zu Hülfe gekommen wä-

---

eibus maxime principibus noſtris occaſionem, qui ut jam in multis aliis a priſca Germanorum virtute deſciverunt, ita quoque nedum a patrum ſuorum, verum etiam a patriae moribus degeneraverunt, linguamque novam, veſtemque ſequuntur, et patriae meminiſſe piget, vitaeque prioris, dum pax atque fides fuit, et conſtantia rebus: nunc Sarmatarum more laxa, et ſinuoſa veſte vitta caput redimit, pendentque a corpore pelles. Nunc Pannoniae haſucum, et Italiae cucullum patria veſte commutantes: nunc Gallorum more limbatas chlamydes et manicatas tunicellas induunt, nunc corpus caliga et tunicella interula ſtrictiſſime, ſingulaque membra exprimente ſtringunt: caputio poſteriore parte phalerato et caudiculato ſuprajecto palliolo ad dexteram aperto, vixque ſuper inguina producto: calceis quondam roſtratis, nunc vero obtuſis, et circa talos zonatis, crepidis et ſoleis ſubſtratis in Gallicarum morem fuerunt.

wären. Die neuen Moden wurden ſelten, oder niemahls allgemein, und erſtreckten ſich ſelten, oder niemahls über alle Theile der Kleidung und des Putzes. Wenn auch Einige, oder Manche Perſonen fremde Trachten, und fremden Putz annahmen; ſo warfen ſie deßwegen die vaterländiſchen Trachten, und Zierrathen nicht ganz weg. Jedes Reich, jede Provinz, jede große Stadt behielt ihre eigenthümliche Tracht, die nur bisweilen mit andern Trachten abgewechſelt wurde *).

Im vierzehnten, und noch mehr im funfzehnten Jahrhundert war der Burgundiſche Hof der prächtigſte in ganz Euro-

---

*) Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts trugen zum Beyſpiel die Deutſchen Damen im Durchſchnitt ſchwarze Kleider. Die Königinn Margarete von Navarra ſagt von einer Deutſchen Edelfrau, daß ſie getragen habe des habits noirs à l'Allemande. *Nouvelles* Vol. II. p. 162. Edit. de Berne 1781. Die Damen in Augsburg hatten ſelbſt an feſtlichen Tänzen große Schleier, die ihnen beynahe das ganze Geſicht bedeckten. Der Kaiſer Maximilian ließ die Damen im J. 1517. bitten, daß ſie auf einem bevorſtehenden Geſchlechter-Tanz ihre Schleier ablegen, und mit offenen Geſichtern erſcheinen möchten. Die Damen antworteten durch den Bürgermeiſter Peutinger: daß ſie dem kaiſerlichen Befehl nachzukommen bereit wären. P. von Stetten Geſchichte der Stadt Augspurg I. Th. S. 280.

ropa; und was alſo an dieſem Hofe getragen wurde, das erkannte man allenthalben als ſchön an. Bevor man die Prinzeſſinn Iſabella von Baiern dem jungen Könige Carl VI. von Frankreich zuführte; nahmen die Herzoginn von Brabant, und ihre Tochter, die Herzoginn von Burgund die junge Dame gleichſam in die Schule, lehrten ſie, wie ſie ſich tragen und verbeugen müſſe, und kleideten und putzten ſie neu und prächtig heraus, weil ihre Deutſchen Trachten viel zu einfach waren *). Die Kleidung und der Putz, in welchen die königliche Braut erſchien, wurden am Franzöſiſchen Hofe ſo ſehr bewundert, daß man Iſabelle von Baiern nach zwey Jahrhunderten als die erſte Urheberinn der weiblichen Kleiderpracht nannte **): wiewohl Brantome hinzuſetzt, daß die Pracht der Königinn Iſabella von Baiern in Vergleichung mit dem Luxus ſpäterer Zeiten nur Armſeligkeit geweſen ſey *). Nichtsdeſtoweniger wurden die Burgundiſchen Moden nicht herrſchende Moden an den übrigen Höfen. Vielmehr ahmte man im vierzehnten Jahrhundert die Deutſchen Trachten in fremden Landen nach, und Heinrich von Lancaſter trug im J. 1399. bey ſeinem Einzuge in London nach Deutſcher Art einen kurzen Waffenrock von Goldſtoff **).

---

*) Froiſſart Vol. II. p. 287. et la Ducheſſe, qui moult eſtoit ſage, endoctrinoit la jeune Demoiſelle de Baviere, en maniere, et en contenance: et ne la laiſſa pas en l'habit, qu'elle portoit car il eſtoit trop ſimple, ſelon l'Eſtat de France, mais la fiſt parer, et veſtir, comme propre fille.

**) Brantome Dames illuſtres p. 211. On donne le los à la Reyne Iſabelle de Bavieres femme du Roy Charles ſixieſme, d'avoir apporté en France les pompes, et gorgiaſetez pour bien habiller ſuperbement, et gorgiaſement les Dames.

Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts fand die Modeſucht noch viel mehr Stoff, als ſie in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten gefunden hatte. Durch die Entdeckung der beiden Indien wurden der Handel und die Schifffarth, die Reichthümer, und Gemeinſchaft der Europäiſchen Völker außerordentdentlich erweitert; und in den Kriegen, welche Carl V. ſo wohl mit Franz dem Erſten, als mit den Deutſchen Fürſten führte, hatten die Spaniſchen, Franzöſiſchen, Deutſchen und Italiäniſchen Fürſten, Geſandten und Krieger viel häufigere Gelegenheiten, als bisher, die Trachten und den Putz von vielerley Nationen kennen zu lernen, oder auch für Andere Muſter zu werden. Die Spanier waren unter allen Europäiſchen Völkern dasjenige Volk, das am allerwenigſten die Kleidung und Zierrathen anderer Nationen annahm, und deſſen Kleidung und Putz hingegen in den glorreichſten Zeiten Carls V. am allermeiſten herrſchend wurden. Die Spaniſchen und Italiäniſchen Damen, ſagt Brantome, hielten von jeher mehr auf köſtliche Wohlgerüche, und prächtige Kleider, als die Franzöſiſchen; auch haben die Letztern die Muſter und Erfindungen der Erſtern nachgeahmt *). In Deutſchland, und Italien wurden ſo wohl die männlichen, als die weiblichen

---

*) l. c. Mais à voir dans les vieilles tapiſſeries de ces temps des maiſons de nos Roys, où ſont pourtraittes les Dames ainſi habillées qu' elles eſtoient pour lors, ce ne ſont que droleries, bifferies, et groſſeries au prix des belles et ſuperbes façons, coeffures, gentilles inventions, et ornemens de noſtre Reyne.

**) Froiſſart IV. ch. p. 114. 339. Et avoit adonc veſtu un court jacquet d'un drap d'or à la façon d'Allemaigne.

Spa=

---

*) Dames Gal. I. p. 263. . . ſur tout auſſi celles d' Eſpagne, et d' Italie, qui de tout temps en ont eſté plus curieuſes, et exquiſes, que les noſtres, tant en parfums, qu' en parures de ſuperbes habits, desquelles nos Dames en ont pris depuis les patrons, et belles inventions.

Spaniſchen Trachten allen übrigen vorgezogen *).

Die Herrſchaft, wenigſtens die Alleinherrſchaft der Spaniſchen Moden dauerte nur eine kurze Zeit. Ohngefähr in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts wurde der Franzöſiſche Hof das Muſter aller übrigen Höfe; und die Franzoſen erhoben ſich als diejenige Nation, deren Kochkunſt und Tafel von den übrigen Europäiſchen Völkern am meiſten geſchätzt: deren Sprache am allgemeinſten geredet: und deren Trachten am allgemeinſten nachgeahmt wurden. In Italien behielten die Weiber auch in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts zum Theil die Spaniſchen Moden bey; allein die Männer trugen ſich ganz nach Franzöſiſcher Weiſe, und in Deutſchland waren die Franzöſiſchen Trachten ſo ſehr verbreitet, daß nach Boemens Zeugniß faſt kein Dorf war, in welchem man dergleichen nicht gefunden hätte **).

---

*) Schmidt Geſch. der Deutſchen VII. 137. 138. Joh. Boem. de mor. Gent. III. c. 18. In der Deutſchen Ueberſ. von 1604. Frankf. S. 444.

**) l. c. und III. Cap. 22. S. 473. nach der Deutſchen Ueberſetzung.

Man kann überhaupt annehmen, daß in älteren Zeiten die Trachten der Männer ſich öfter veränderten, und ſchneller mittheilten, als die Kleidung und der Putz der Weiber, weil die Männer häufiger reisten, und alſo mehr ſahen und geſehen wurden, als ihre Frauen und Töchter. Dieß dauerte ſo lange, als die Modeſucht fremde Muſter bloß nachahmte, und nicht neue und eigenthümliche Moden erfand. Während daß die männlichen Trachten in Frankreich von den Italiänern, Deutſchen, und andern Europäiſchen Völkern angenommen wurden; ahmten die Franzöſiſchen Damen noch immer fremde Moden nach. Die ſchöne Maria von Schottland kleidete und putzte ſich als Gemahlinn Franz II. bald nach Schottiſcher, bald nach Franzöſiſcher, oder Italiäniſcher und Spaniſcher Art*). Selbſt noch in den erſten Zeiten Philipps des Zweyten von Spanien ahmten die Franzöſiſchen Damen die Kleidung und den Putz der verwittweten Herzoginn von Lothringen, Chriſtine von Dännemark nach, die ſich an dem Hofe Philipps des Zweyten in den Niederlanden aufhielt *); und mit dieſem Lothringiſchen Putz zeigten ſich die Franzöſiſchen Damen nur an großen Hoffeſten, wenn ſie ſich ungewöhnlich ſchmücken wollten.

---

*) Brantome Dames illuſtres p. 117. Que pouvoit-elle donc paroiſtre ſe repreſentant en ſes belles, et riches parures, fut à la Françoiſe, ou Eſpagnolle, ou avec le bonnet à l'Italienne.

Der Franzöſiſche Hof wurde das Muſter aller übrigen Höfe, weil Ludewig XII., Franz der Erſte, und Heinrich der Zweyte alle andere Könige und Fürſten der Chriſtenheit durch die Menge und Schönheit ihrer Palläſte und Luſtſchlöſſer, durch die Pracht ihrer Möblen, ihrer Tafeln und ihres Tafelgeſchirrs, durch den Glanz ihrer Jagden, und anderer Hoffeſte, am allermeiſten aber durch die Zahl, die Schönheit, und Cultur des an ihren Höfen verſammelten

---

*) Brantome Dames galantes II. p. 97. 98. Madame la Ducheſſe de Lorraine, Chriſtine de Danemark, ... donna à nos Dames de France, et aux ſiennes, le patron, et modelle de l'habiller, qu'on appelloit à la Lorraine, pour la teſte, et pour la coiffure, et le voile, dont il faiſoit fort beau voir nos Dames de cour, et volontiers ne s'en accommodoient, que les bonnes feſtes, ou grandes magnificences, pour mieux ſe parer, et ſe monſtrer, et tout à la Lorraine, et imitation de ſon Alteſſe.

Adels von beiderley Geſchlecht übertraffen. Auch waren die Herren und Damen am Franzöſiſchen Hofe nicht durch eine ſtrenge Etiquette von einander abgeſondert, wie an dem Spaniſchen, oder an den Italiäniſchen Höfen. Sie ſahen ſich etwa nicht bloß an großen Gala-Tagen, und Hoffeſten. Der Umgang beider Geſchlechter am Franzöſiſchen Hofe war eben ſo frey, als er ununterbrochen war. Dieſe beſtändige und ungehinderte Gemeinſchaft des reichſten, vornehmſten, und ſchönſten Adels von beiderley Geſchlecht muſte nothwendig die Begierde zu gefallen unendlich mehr reitzen, als in älteren Zeiten, wo die Ritter und Damen nur ſelten und auf wenige Tage, an Turnieren, oder großen Hoffeſten zuſammenkamen. Die ſtets rege Begierde zu gefallen hatte natürlich die Wirkung, daß Herren und Damen ſich bald durch die Koſtbarkeit, bald durch die ſchönen und neuen Formen ihrer Kleidung und ihres Putzes auszuzeichnen ſtrebten. Eben ſo natürlich war es, daß die Kleidung und der Putz, die an dem glänzendſten, und am meiſten gebildeten Hofe in ganz Europa gefallen hatten, auch von der Hauptſtadt, und dem übrigen Reiche, und nicht bloß von dieſem, ſondern ſelbſt von andern Reichen und Ländern bewundert wurden. Der Zeitpunct alſo, wo **Anna von Bretagne**, Gemahlinn **Ludewigs XII.** zuerſt ihren Damen-Hof bildete*), und **Franz der Erſte**, und **Heinrich der Zweyte** dieſen Damenhof immer erweiterten und verherrlichten, dieſer Zeitpunct war auch die Epoche des Uebergewichts des Franzöſiſchen Hofes über alle andere Europäiſche Höfe; und der beſtändige Aufenthalt der ſchönſten und edelſten Frauen und Jungfrauen an den Höfen der Franzöſiſchen Könige war die vornehmſte Urſache, warum der Franzöſiſche Hof der Sitz und das höchſte Muſter der Moden nicht nur für ganz Frankreich, ſondern für ganz Europa wurde. Die Herrſchaft der Mode in Frankreich entſtand ſpäter, als die des regierenden Königsſtamms; allein ſie gründete ſich feſter, als die Gewalt des Letztern. Der Thron der Könige iſt umgeſtürzt, und

---

*) Brantome Dames illuſtr. p. 9. Ce fut la premiere, qui commença à dreſſer la cour des Dames, que nous avons veües depuis elle jusqu' à cette heure.

die Mode herrſcht noch immer von Paris aus über einen groſſen Theil von Europa.

Unter **Ludewig XII.** nahm der allgemeine Wohlſtand des Reichs, und die Pracht in Häuſern, und Hausrath, in Trink- und Tafelgeſchirr, in Kleidung und Putz außerordentlich zu *). Ich finde aber keine Spuren in den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern, aus welchen ich ſchlieſſen könnte, daß die zahlreichen Schaaren von ſchönen Damen, welche **Anna von Bretagne** zuerſt an ihrem Hofe verſammelte, einen merklichen Einfluß auf den Aufwand und den Wechſel von Kleidern und Putz gehabt hätten.

Unter **Franz dem Erſten** ſtieg die Pracht des Hofes überhaupt, und auch die Pracht in Kleidern und Putz ſo wohl unter den Herren, als unter den Damen des Hofes ſchnell und um viele Grade. An groſſen Hoffeſten ſchenkte der König manchen Damen die koſtbarſten Kleider; und ſelbſt Brantome ſah noch große Sammlungen von reichen Kleidern, welche Franz der Erſte den Damen geſchenkt hatte *). Franz der Erſte zerbrach alle Feſſeln der Etiquette, und ſelbſt der Schicklichkeit, wodurch der freye Umgang beider Geſchlechter, oder die Theilnehmung an den Luſtbarkeiten des Hofes bis dahin gehindert worden war. Witwen durften ſich nicht vom Tanze ausſchließen. Auch konnten Witwen zu ihren Unterkleidern wählen, welche Farben und Stoffe ſie wollten; und ſelbſt zu ihren Roben, oder Oberkleidern durften ſie Incarnat- und Chamois-Farben nehmen **). Edelſteine, und Per-

---

*) Man ſehe beſ. die Comparaiſon des Rois Louis XI. et XII. im 2. Bande der Hiſtoire de Comines par Lenglet du Freſnoy p. 299. 300. Neantmoins a tenu tels moyens, que ſon Royaume eſt beaucoup plus riche d'argent, et de toutes choſes, qu'il ne fût jamais du temps dudit Roy Louys, ni auparavant, . . . auſſi ſont les habillemens et la maniere de vivre plus ſomptueux, que jamais on ne les vit.

---

*) Hommes illuſtres I. 267. Il n'y avoit nopces grandes, qui ſe fiſſent en cour, qui ne fuſſent ſolemniſées, ou de tournois, ou de combats, ou de maſcarades, ou d'habillemens fort riches tant d'hommes, que de Dames, leſquelles en avoient de Luy de grandes livrées. J'ay veu des coffres, et garderobes d'aucunes Dames de ce temps-là ſi pleines de robes, que le Roy leur avoit données en telles magnificences, et feſtes, que c'eſtoit une très-grande richeſſe.

**) Brantome Dames Gal, II, p. 114. J'ouys dire à la Reyne mere du Roy, au Sacre, et aux nopces du Roy Henry Troiſieſme, meſme choſe, que les len waren unter Franz dem Erſten noch ſehr ſelten; und der Schmuck der Damen beſtand daher vorzüglich in goldenen Ketten, Halsbändern, und Armbändern, an welchen man verliebte und ſinnreiche Deviſen anbrachte. Nach der Rückkehr des Königs aus der Spaniſchen Gefangenſchaft beredete ihn ſeine neue Mätreſſe, Madame D'Eſtampes, daß er die Liebespfänder und Kleinodien zurückfordern möchte, welche er ihrer Vorgängerinn geſchenkt hatte. Franz der Erſte war ſchwach genug, dieſe ungroßmüthige Bitte zu erfüllen, und durch einen Cavalier von ſeiner ehemahligen Geliebten die gegebenen Geſchenke abfordern zu laſſen. Die gereizte Dame entſchuldigte es mit einer Unpäßlichkeit, daß ſie die Geſchenke des Königs nicht gleich zuſammenſuchen könne; und bat den Cavalier, daß er in drey

Ta-

---

les veſves du temps paſſé n'avoient ſi grand eſgard à leurs habits, modeſtie, ny actions, comme aujourdhuy: ainſi comme elle avoit veu du temps du Roy François, qui vouloit ſa cour libre en tout, et meſme que les veſves y danſoient. . . Aucunes ay-je veu, qui ſe ſont emancipées ſur le rouge incarnat, et couleur chamois, ainſi que le temps paſſé; car elles pouvoient porter toutes couleurs en leur cottes, et bas de chauſſes, non en robbes, ainſi, que j'ay ouy dire.

Tagen wiederkommen möge. Während dieſer Zeit ſchickte ſie alle vom Könige empfangene Kleinodien zu einem Goldſchmied, und ließ ſie in lauter Goldſtangen zuſammenſchmelzen. Als der Cavalier nach drey Tagen den Befehl des Königs vollſtrecken wollte; ſo gab ihm die Dame die Goldſtangen mit der Antwort: weil es dem Könige gefallen habe, von ihr die empfangenen Geſchenke zurück zu verlangen, ſo ſchicke ſie ihm dieſelben in lauterem Golde ohne den geringſten Abgang zurück. Was aber die Deviſen betreffe, welche die Geſchenke enthalten hätten; ſo habe ſie dieſelben ſo tief in ihr Herz eingegraben, und halte ſie ſo werth, daß ſie ihren Gebrauch, oder Beſitz mit keiner andern Perſon theilen könne. Franz der Erſte nahm dieſe Antwort nicht übel auf, und ließ die Goldmaſſen ſo gleich an ſeine ehemahlige Geliebte zurückbringen *). Edelſteine und Perlen vermehrten ſich, wie der Vorrath von Gold und Silber,

---

*) Brantome Dames Gal. II. 395. 396. Car pour lors les pierreries n'avoient la vogue, qu'elles ont eu depuis, mais pour l'amour des belles deviſes, qui eſtoient miſes, engravées et empreintes, lesquelles la Reyne de Navarre ſa ſoeur avoit faites, et compoſées.

noch im ſechszehnten Jahrhundert ſo ſehr, daß zu **Brantomes** Zeiten einzelne Kaufleute in Portugal und Spanien größere Koſtbarkeiten in Perlen und Edelſteinen beſaßen, als ſich ſonſt in dem Schatze der Könige von Frankreich gefunden hatten *).

Unter Franz dem Erſten ſuchten die Herren und Damen ſich mehr durch die Koſtbarkeit, und Menge ihrer Kleider, als durch neue und abwechſelnde Formen hervorzuthun. Eben die kurzen gefalteten Röcke, die hohen und ſpitzen Kappen oder Birete, endlich die langen Schnäbelſchuhe, die im J. 1467. in Burgund und Frankreich Mode wurden **), dauerten noch zu den Zeiten des Dichters **Celtes** ***), und in der Jugend des **Sabellicus** fort ****); und man ahmte alles dieſes in Deutſchland, und Italien als Franzöſiſche Tracht nach. Faſt eben ſo lange erhielten ſich die weiblichen Moden, die gleichfalls um das J. 1467. entſtanden waren: die Mützen, und großen Schleier, welche am Rücken bis auf die Erde hinabhingen: die breiten Gürtel: das koſtbare Pelzwerk, womit die Kleider gefuttert, oder verbrämt wurden: und die breiten und reichen Bordüren, welche die Stelle der verſchwundenen langen Schleppen erſetzten *). **Maria von Schottland** trug nach dem Tode ihres erſten Gemahls, **Franz des Zweyten**, lange weiſſe Schleier **); und die Kleidung, in welcher **Catharina von Medicis** in ihrer Jugend gemahlt worden war, hatte mit der eben beſchriebenen Tracht viele Aehnlichkeit ***). Weil der Schnitt der Kleider ſich in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts ſo wenig änderte; ſo hob man die koſtbaren Kleider ſo lange auf, daß Brantome manche Kleiderſammlungen aus den Zeiten Franz des Erſten ſehen, und ſie bewundern konnte. Selbſt die Formen des Putzes waren wenig wandelbar. Wie hätte ſonſt Brantome ſagen können, daß die Franzöſiſchen Damen den Kopfputz à la Lorraine nur an großen Feſten gebraucht hätten? Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts war der Luxus in Kleidern wenigſtens in den Burgundiſchen Ländern ſo groß, daß auch geringe Leute, und ſelbſt die Bedienten vornehmer Herren Kleider von Sammt und Seide trugen *). Es iſt daher zu verwundern, daß Franz der Erſte dadurch beleidigt wurde, daß der Connetable von Bourbon bey der Taufe ſeines Sohns fünf hundert Edelleute in Sammt gekleidet, und einem Jeden eine dreyfache goldene Kette um den Hals geſchenkt hatte **).

---

*) Oeuvres de Brantome, Jlluſtr. Eſtrangers IV. p. 39. 41.

**) Chronique ſcandaleuſe de Louis XI. p. 189. Les hommes ſe prirent à ſe veſtir plus court, que oncques mais ils avoient fait, ſi qu'on voyoit leurs derrieres, et leurs devant, ainſi comme on ſouloit veſtir les ſinges, et ſe mirent à porter ſi longs cheveux, qu'ils leur empeſchoient le viſage et les yeux; de plus ils portoient de hauts bonnets ſur leurs teſtes, . . . et des ſouliers à trop longues poulaines.

***) l. ſ. c.

****) Boems l. c.

---

*) Chronique ſcandal. l. c.

**) Brantome Dames illuſt. p. 117.

***) Brant. l. c. p. 44. Nous y viſmes cette Reyne paroiſtre peinte très - bien en ſa beauté, et en ſa perfection, habillée à la Françoiſe d'un Chapperon avec ſes groſſes perles, et une robe à grandes manches de toiles d'argent fourrées de loup cerviers.

---

*) Chron. ſcand. l. c. Les valets meſmement, à l'imitation des maîtres, et les petites gens indifferemment portoient des pourpoints de ſoye ou de velours, choſes trop vaines et ſans doute haineuſes à Dieu.

**) Oeuvres de Brantome, Illuſt. Eſtrangers. IV. p. 281.

Unter Heinrich II. trugen nicht nur die gemeinen, ſondern auch die edlen Krieger lange Beinkleider, ohne Strümpfe *). Ich bin nicht gewiß, ob die große Veränderung in der Kleidung der Männer, deren **Sabellicus** erwähnt, in den letzten Jahren der Regierung Heinrichs II., oder bald nach ſeinem Tode vorgegangen ſey. In dem ſpätern Alter des genannten Schriftſtellers erweiterten und verlängerten ſich die Röcke ſo ſehr, daß ſie bis an die Hälfte der Schienbeine hinabgingen. Die Schuhe verloren ihre Schnäbel, und wurden ſo breit, wie Bärenfüße. Die hohen und engen Birete ſanken in weite und platte Hüthe von Scharlach zuſammen **). Die Gemahlinn Heinrichs II., **Catharina von Medicis** kleidete ſich nicht nur prächtig, ſondern ſie machte auch manche neue und gefällige Erfindungen zur Verſchönerung ih-

---

*) Carloix Memoires du Marech. de Vieilleville IV. p. 325. car en ce temps-là (l'an 1552.) toutes qualitez de gens, j'entends de gentilshommes, de gens de guerre, et des honneſtes hommes et d'eſtat des villes, portoient les chauſſes entieres, le hault tenant au bas; et ne parloit-on lors des gregues, ny de provenſalles, qui ne ſont venus en uſaige que depuis que les bas de ſoye, raz de Millan, et d'eſtame ont eu le cours et la vogue en ce royaume.

**) ap. Boem. III. c. 22. p. 472. 73. Verſ. Germ.

ihrer Kleider, und ihres Putzes *). Eben dieſe Königinn drang darauf, daß ihre Damen ſich prächtig kleideten und putzten, wenn angeſehene Fremde an den Hof kamen **). Die Mätreſſe Heinrichs II., die Dücheſſe de Valentinois führte in ihrem Wittwenſtande eine beſcheidenere Kleidung der Wittwen ein. Sie trug keine andere Kleider, als von weißer und ſchwarzer Seide, die aber ihren ſchönen Hals nicht bedeckten ***). Dieſe Trauerkleidung wurde
über

---

*) Brantome Dames illuſt. p. 44. De plus elle s'habilloit touſjours fort bien et ſuperbement, et avoit touſjours quelque gentille et nouvelle invention. Die Erfindungen der Königinn Catharina von Medicis müſſen nicht ſehr bedeutend geweſen ſeyn, da keine einzige ausdrücklich beſchrieben wird.

**) l. c. p. 89.

***) Brantome Dames Gal. II. 113. . . De ce temps les vefves . . n'eſtoient ſi reſſerrées ny ſi reformées en leurs habits comme elles l'on eſté depuis quelques 40. ans, qu'une grande Dame, que je ſçay, laquelle eſtant fort aux bonnes graces d'un Roy, voire en delices, s'habilla un peu plus à la modeſte; mais de ſoye pourtant touſjours, afin qu'elle pût mieux couvrir et cacher ſon jeu: et par ainſi les vefves de la cour la voulant imiter, en faiſoient de meſme, qu'elle. Si ne ſe reformoit-elle point tant, ny ſi à l'auſterité, qu'elle ne s'habillaſt gentiment et pompeuſement, mais tout de noir et blanc, et y paroiſſoit plus de mondanité, que de reformation, et ſur tout monſtroit touſjours ſa belle gorge.

über vierzig Jahre, und vielleicht noch länger am Franzöſiſchen Hofe beybehalten. Die Herzoginn von **Valentinois**, und die Marſchallinn von **Aumont** ſchminkten ſich gar nicht. Sonſt ſcheint das Schminken ſchon unter **Heinrich II.** gemeiner geweſen zu ſeyn, als das Zutrauen zur natürlichen Schönheit, welches die Mätreſſe **Heinrichs des Zweyten** hatte *).

Die erſten Schöpferinnen neuer Moden, und die Urheberinnen des Wechſels der Moden waren die beiden ſchönen Töchter **Catharinens von Medicis**, **Eliſabeth**, nachherige Gemahlinn **Philipps des Zweyten** von Spanien, und vorzüglich **Margarete**, die im J. 1572. mit **Heinrich IV.** als König von Navarra vermählt, und im J. 1599. von ihm, als König von Frankreich geſchieden wurde. Beide Prinzeſſinnen beſtrebten ſich ſchon in ihrem Jungfrauenſtande, ihre Schönheit durch reiche Kleider, einen koſtbaren Schmuck, und geſchmackvollen Putz zu heben. Weil **Eliſabeth** in der höchſten Blüthe ihrer Schönheit an den traurigen, durch eine ſtrenge Etiquette gebundenen Spaniſchen Hof verſetzt wurde; ſo konnte ſie ihrem Hange und ihrem Genie für die Erfindung neuer Moden nur eine kurze Zeit freyen Lauf laſſen. Sie kleidete und putzte ſich gleich prächtig und ſchön[*]. Ihre Art, das Haar zu friſiren, ahmte bisweilen ſelbſt ihre erfinderiſche Schweſter nach. Da ſie in Spanien Trachten und Putz nicht ſo oft verändern konnte, als ſie gewollt hätte; ſo erhohlte ſie ſich durch die beſtändige Abwechslung der Kleider. Sie trug kein Kleid zweymahl; und die wohlfeilſten unter ihren Kleidern koſteten wenigſtens drey bis vierhundert Thaler[**].

---

*) Brantome Dames Gal. II. 229. 30. Le fard commun, pratiqué de pluſieurs Dames, luy eſtoit inconnu.

Margarete von Navarra herrſchte als Erfinderinn neuer Moden eben ſo unumſchränkt über ihr eigenes Geſchlecht, als ſie durch ihre Schönheit über das männliche herrſchte; und ihr allein hatten es die Franzöſiſchen Damen zu danken, daß ſie durch Kleidung und Putz die Damen aller übrigen Völker übertraffen *). Die Verdienſte der Königinn Margarete um das Reich der Moden werden meine Leſer am beſten aus folgender Stelle von Brantome kennen lernen, welche ich in einer freyen Ueberſetzung mittheilen will **).

---

[*] Brantome Dames illuſtr. p. 196. 197. Elle s'habilloit très-bien et fort pompeuſement, et ſes habillemens luy ſeoient très-bien, entre autres les manches fenduës avec des fers qu'on appelle en Eſpagne puntas.

[**] l. c. Elle ne porta jamais une robe deux fois, et puis la donnoit à ſes femmes, et ſes filles; et Dieu ſçait quelles robes, ſi riches, et ſi ſuperbes, que la moindre eſtoit de trois à quatre cens eicus.

"Die Kleidung und der Putz der Damen der ältern Zeit ſind nur Armſeligkeiten gegen die ſchönen und prächtigen Moden, welche die Königinn Margarete erfunden hat. Indem unſere Damen ſich nach dem Muſter der Königinn kleideten, und ſchmückten, ſahen ſie vielmehr großen Damen ähnlich, als vorher, und wurden zugleich unendlich liebenswürdiger. Als die Königinn-Mutter ihre Tochter dem Könige von Navarra zuführte, kam ſie auch durch Coignac, wo ſie einige Tage ausruhte. Alle Damen der ganzen Gegend machten der Königinn ihre

---

*) Brantome Dames gal. I. 264. Mais aujourdhuy nos Dames Françoiſes ſurpaſſent tout: mais à la Reyne de Navarre elles en doivent ce grand mercy.

**) Dames illuſt. p. 211. et ſq.

Aufwartung: alle waren entzückt über die Schönheit ihrer Tochter, und konnten ſich an der Schönheit der königlichen Braut nicht ſatt ſehen und ſatt loben. Die erfreute Mutter bat daher ihre Tochter, daß ſie ſich den Damen zu Liebe einmahl in ihrer größten Pracht zeigen möchte. Auf dieſe Bitte erſchien die verliebte Königinn in einem Kleide von Silberſtoffe mit hängenden Ermeln, und trug auf ihrem reich geſchmückten Haar einen weißſen, weder zu kleinen, noch zu groſsen Schleier. Die Kleidung, und der Kopfputz theilten der erlauchten Braut eine ſolche Majeſtät, und zugleich eine ſolche Anmuth mit, daß man ſie eher für eine Göttinn des Himmels, als für eine irdiſche Königinn hätte halten können. Die Damen verſtummten vor Entzücken, und ſelbſt die Königinn-Mutter konnte es nicht verhehlen, daß ihre Tochter ſich herrlich geſchmückt habe. Ich will, antwortete dieſe, meine Kleider nur bald tragen; denn wenn ich dereinſt an den Franzöſiſchen Hof zurückkehre, ſo werde ich ſie nicht wieder mitbringen, ſondern ich werde mich bloß mit ſchönen Stoffen verſorgen, um mich nach der neuſten Mode kleiden zu können. Hierauf erwiederte die Mutter: warum ſprichſt du ſo, meine liebe Tochter? Du biſt es ja, die alle ſchönen Moden erfindet. Du magſt hingehen, wohin du willſt, ſo wird der Hof dir allemahl nachahmen. Dieß geſchah auch wirklich. Bey ihrer Rückkunft war nichts ſo ſehr Mode, als was die Königinn Margarete trug".

"Unſere ſchöne Königinn mochte einen Hut, oder eine Haube, oder einen großen Schleier aufſetzen, ſo wuſte man immer nicht, in welchem Kopfputze ſie am ſchönſten war. Sie verſchönerte alles, was ſie anlegte, durch irgend eine neue Erfindung; und wenn andere Damen daſſelbige nachmachten, ſo ſtand es ihnen lange nicht ſo gut, wie ich tauſendmahl wahrgenommen habe. Ich ſah ſie mehrmahl in einem Kleide von weißem Atlaß mit einer reichen Beſetzung, und mit einem Florſchleier, den ſie nachläſſig über den Kopf geworfen hatte. Man mag die Göttinnen und Kaiſerinnen der alten Zeit loben, ſo viel man will. Sie würden gegen unſere Königinn nur als Cammermädchen ausgeſehen haben".

"Wir Hofleute ſtritten oft darüber, welche Kleidung, und welcher Putz ihr am beſten ſtehe. Die Einen ſtimmten für dieſe: die Andern für jene. Was mich betrifft, ſo ſah ich ſie nie entzückender ſchön, als an einem Feſte, welches die Königinn-Mutter den Pohlniſchen Geſandten in den Thuillerien gab. Die Königinn Margarete trug an dieſem Tage ein Kleid von fleiſchfarbenem Spaniſchem Sammt, mit einer reichen Beſetzung *), und eine Haube von demſelbigen Sammt, die ſehr ſtark mit Edelſteinen, und Federn verziert war. Weil man ſie in dieſer Tracht mehr, als jemahls, bewundert hatte, ſo legte ſie dieſelbe in der Folge noch oft an, und ließ ſich auch darin mahlen; und dieß Gemählde iſt das ſchönſte unter allen, die man von dieſer Königinn gemacht hat”.

“Ich ſah die ſchöne Königinn während der erſten Verſammlung der Stände zu Blois, an eben dem Tage, an welchem ihr Bruder, der König, ſeine Rede hielt. Sie trug damahls ein ſchwarzes Kleid, mit orangefarbenen Streifen und Blumen, und ihren großen majeſtätiſchen Schleier. Sie machte auf alle Anweſende einen ſolchen Eindruck, daß ich von

---

*) fort chargée de clinquant. p. 215.

von mehr, als dreyhundert Perſonen hörte: ſie ſeyen in die Betrachtung der göttlichen Schönheit der Königinn ſo ſehr verloren geweſen, daß ſie auf die treffliche Rede des Königs nicht genug hätten achten können. Bisweilen hatte ſie ihr natürliches ſchwarzes Haar, das ſie nach dem Beyſpiele ihrer Schweſter, der Königinn von Spanien, auf manichfaltig ſchöne Arten zu friſiren wuſte. Häufiger aber trug ſie niedliche Perrucken" *).

"Ich würde gar nicht an's Ende kommen, wenn ich alle die ſchönen Formen von Kleidern und Putz, welche ſie erfand, aufzählen wollte. Sie mochte aber die Formen der Kleider und des Putzes ändern, ſo oft ſie wollte; ſo bedeckte ſie nie ihren ſchönen Hals, und ihren ſchönen Buſen, deſſen Anblick ſie der Welt nicht zu entziehen wagte. Die meiſten Hofleute hätten von dem Schmachten, das dieſer weiſſe, volle, und ſchön geformte Buſen erregte, ſterben mögen. Selbſt Mehrere der vertrauten Damen der Königinn wurden dadurch ſo entzückt, daß ſie ſich die

---

*) Pourtant elle ne s'y plaiſoit gueres, et peu ſouvent s'en accommodoit, ſi non de perruques bien gentiment façonnez.

Freyheit nahmen, dieß Meiſterſtück der Natur zu küſſen".

"Die Königinn Margarete trug nur ſelten eine Maske, dergleichen die Damen des Hofes damahls zu tragen pflegten. Mit entblößtem Geſichte ging ſie einſt in der Proceſſion, die am Palmſonntage zu Blois gehalten wurde. Ihr ſchöner Kopf war mit ſo vielen prächtigen Perlen, und Diamanten geſchmückt, daß es ſchien, als wenn ſie mit dem Glanze des geſtirnten Himmels hätte wetteifern können. Ihr hoher und reicher Wuchs wurde durch ein Kleid von dem koſtbarſten Goldſtoff gehoben, den man je in Frankreich geſehen, den ein Herr von Grandchamp von dem Türkiſchen Kaiſer erhalten, und bey ſeiner Rückkehr der Schweſter des Königs geſchenkt hatte. Die ſchöne Prinzeſſinn würde unter dieſem ſchweren Kleide, von welchem eine jede Elle hundert Thaler gekoſtet hatte, niedergeſunken ſeyn, wenn ſie nicht ſo groß, und ſtark geweſen wäre, als ſie war. Sie behielt das Kleid den ganzen Tag an, und hielt während der Proceſſion den Palmenzweig mit einer Würde, und einer Anmuth, daß wir alle dadurch in unſerer Andacht geſtört wurden. Wir glaubten nicht zu ſündigen, wenn wir auf die ſchöne Prinzeſſinn mehr Acht gäben, als auf den Gottesdienſt. Wenn man eine Gottheit auf Erden betrachtet und bewundert, ſo kann die Gottheit im Himmel nicht darüber zürnen, da ſie die erſtere ſelbſt hervorgebracht hat".

Die Zeit der meiſten, und wichtigſten Erfindungen, und Veränderungen, welche die Königinn Margarete in den Formen der Kleider und des Putzes ihres Geſchlechts machte, fiel in die Regierung Heinrichs III., der ſeine Schweſter an Modeſucht unendlich weit übertraff, aber in Anſehung des Geſchmacks eben ſo weit hinter ihr zurückblieb. Es iſt gar nicht übertrieben, was in der berüchtigten Satire gegen Heinrich III., der Deſcription de l'Isle des Hermaphrodites über die Kleidung und den Putz dieſes Königs und ſeiner Mignons geſagt wird. "Ein Jeder, heißt es, in den angeblichen Satzungen der Bewohner der Hermaphroditen-Inſel *), kann ſich kleiden, wie er will, wenn es nur mit Pracht, und ohne Rückſicht auf Stand und Vermögen geſchieht.

---

*) Journal de Henri III. Vol. IV. p. 79.

ſchieht. Der Stoff des Kleides mag ſo koſtbar ſeyn, als er will; ſo muß er nothwendig durch Stickereyen mit Gold und Silber, mit Perlen und Edelſteinen gehoben werden: oder wir erklären ſolches Kleid für unwürdig, daß man es in guter Geſellſchaft trage. Je weibiſcher der Schnitt, und die Verzierungen der Kleider ſind, für deſto ſchöner, und mit unſern Sitten übereinſtimmender halten wir ſie. Dabey aber müſſen ſie in jedem Monath verändert werden. Wer ein Kleid länger trägt, den ſoll man als einen geſchmackloſen, und ſchmutzigen Filz verachten. Ein Jeder behält die Freyheit, alte Formen, die vor ſechszig, oder achtzig Jahren Mode waren, wieder hervorzurufen, und für neue auszugeben. Damit man die nöthigen Veränderungen deſto leichter machen, und den neuen Erfindungen deſto leichter auf die Spur kommen möge; ſo rathen wir unſern Freunden, daß ſie unter ihre Cammerdiener einen geſchickten und genievollen Schneider aufnehmen, mit welchem ſie gemeinſchaftlich neue Muſter ausſinnen, und verſuchen können. Außer dem großen Nutzen, den eine ſolche Wahl mit ſich bringt, werden ſie den wichtigen Vortheil erlangen, daß ſie allmählich viele Kunſtausdrücke lernen, und dadurch Stoff bekommen, ſich mit den Damen, oder mit ihres Gleichen auf eine gründliche und angenehme Art zu unterhalten". Heinrichs III. liebſte Beſchäfftigungen waren: ſich ſelbſt, und die Königinn zu friſiren, und ſeine und ſeiner Gemahlinn Kragen gehörig zu ſtärken, und in Falten zu legen. Dieſe Arbeiten nahmen ihm an ſeinem Crönungs- und nachher an ſeinem Vermählungstage ſo viel Zeit weg, daß man vor ſechs Uhr nicht in die Kirche gehen konnte, und über der Verſpätung der Meſſe das Te Deum zu ſingen vergaß *). An Bällen und Ringelrennen erſchien er gewöhnlich als Amazoninn gekleidet, in weiblicher Tracht, mit offener Bruſt und einem Halsbande von Perlen, das auf der Bruſt

---

*) Journal de Henri III. T. I. p. 179. 180. Schon im J. 1576. erſchien ein Placard, in welchem man Heinrich III. unter andern die Titel gab: Gauderonneur des colets de ſa femme, et Friſeur de ſes cheveux, Mercier du Palais, etc. Den letzten Titel gab man ihm, weil Eine ſeiner größten Vergnügungen darin beſtand, ſeine Kleinodien zu betrachten, zu wechſeln, und anders faſſen zu laſſen.

herabhing. Er trug ferner, wie die Damen ſeines Hofes, eine kleine Toque, über welche er ſelbſt das Haar friſirte, drey Halskragen von feiner Leinwand, über dieſen zwey in Falten gelegte, und endlich noch einen Umgeſchlagenen *). Wegen dieſer Menge von Kragen ſagte man, daß ſein Kopf einem Haupte **Johannis des Täufers** ähnlich ſehe, das dem Könige **Herodes** auf einer Schüſſel dargeboten werde **). Als **Sülly** ihm im J. 1586. aufwartete, hatte er eine kleine Toque auf dem Kopf, eine Kappe auf den Schultern, und ein breites Band um ſeinen Hals, an welchem ein Korb mit kleinen Hunden hing ***). So wie er ſelbſt Weiberkleider anlegte, ſo verlangte er von den Damen, daß ſie ſich wie Männer kleiden ſollten. Die Damen muſten gehorchen, und ſie warteten an einem großen Feſte in männlicher Tracht auf, die aus zweyfarbigem Damaſt verfertigt war *). Bey allen dieſen unnatürlichen Thorheiten hatten manche Veränderungen, welche Heinrich III. in der Etiquette des Hofes vornahm, eine lange Dauer nach ſeinem Tode. Er machte die Feierkleider der Mitglieder des Parlements viel prächtiger, als ſie bis dahin geweſen waren **). Auch war er der Erſte, der ſeinen Bruder in ſchwarzer Kleidung betrauerte, da die Könige von Frankreich ſonſt in violetter Kleidung getrauert hatten ***). Die Damen betrauerten Männer und Liebhaber durch braune Kleider und große Schleier, durch Todtenköpfe, und Todtengebeine, durch Thränen und Thränenſeen, die auf ihren Halsbändern, oder Armbändern gemahlt, oder in Gold ausgearbeitet waren ****). Wenn die Trauer ein wenig nachließ, ſo tauſchten ſie die Todtengebeine und Todtenköpfe gegen kleine Porträte der Verſtorbenen um, welche ſie auf der Bruſt trugen, die aber doch auch noch mit Thränen und kleinen Thränenſeen umgeben waren *).

---

*) ib. p. 183. 203. Cependant faiſoit Ballets, et Tournois, où il ſe trouvoit ordinairement habillé en femme, ouvrant ſon pourpoint, et découvrant ſa gorge, y portant un collier de perles, et trois colets de toille, deux à fraizes, et un renverſé, ainſi que le portoient les Dames de la cour.

**) I. p. 180.

***) Sully Memoir. I. 103. une cape ſur les épaules, une petite toque ſur la tête, un panier plein de petits chiens pendu à ſon cou par un large ruban.

---

*) Journ. de Henri III. I. 205.

**) Paſquier Oeuvres Vol. II. p. 414.

***) Busbequii Epiſt. in ipſ. oper. p. 446. cum antea violacei coloris veſtitu lugere regibus mos fuerit.

****) Brantome Dames Gal. I. 124. II. 137.

Die Franzöſiſchen Damen trugen, wie die Damen in andern Ländern, den gröſten Theil des ſechszehnten Jahrhunderts durch entweder lange Hoſen, die das ganze Bein bis an die Hüften bedeckten, oder kurze Beinkleider, welche nur bis an die Kniee gingen; und in dieſem Fall war das Unterbein entweder mit Strümpfen, oder mit den ſo genannten Chauſſes, oder bas de chauſſes bedeckt **). Die Beinkleider waren aus Gold- und Silberſtoff, oder andern koſtbaren Stofſen *): die chauſſes oder chauſſure aus farbigen ſeidenen Zeugen, oder Filet von Florenz gemacht **). Die Chauſſes mochten von Seide, oder von Filet ſeyn, ſo ſuchten die Damen eine Ehre darin, daß ſie, wie das Fell einer Trommel, angezogen waren ***). Damit die angezogene Chauſſüre nicht nachlaſſe, ſo befeſtigte man ſie durch zierliche Kniebänder, oder Nadeln ****). Die chauſſes de ſoye wurden auch da noch häufig getragen, als die eigentlichen ſeidenen Strümpfe wenigſtens unter den vornehmen Herren und Damen gemein zu werden anfingen †). Damen von hohem Wuchſe trugen ſaubere Schuhe von Sammt oder andern Zeugen ohne alle Abſätze, oder nur mit kleinen Abſätzen: kleine Damen hingegen trugen Schuhe mit Abſätzen, oder vielmehr mit Unterſchuhen von Korkholz, die Einen oder gar zwey Fuß hoch waren *). Die modiſchen langen Kleider waren den kleinen Damen ſehr günſtig, weil ſie hinderten, daß man die ungeheuren Patins nicht ſehen

---

*) l. c.

**) Es gab eine Zeit, aber wie es ſcheint nur eine kurze Zeit, wo die Damen keine Beinkleider trugen. Brantome Dames Gal. I. 298. car pour lors elles ne portoient point de calçons. Brantome unterſcheidet fünf Hauptſtücke der Damen-Kleidung: la robe, oder das Oberkleid, la juppe, le cotillon, les chauſſes, welche er auch bas de chauſſes, oder chauſſure nennt, und calçons, Dames gal. I. 321. 22. II. 114. Les chauſſes unterſcheidet er beſtändig von bas de ſoye I. 325. 343. Ueber das Alter, und die Allgemeinheit von langen geſtrickten Hoſen in England im ſechszehnten Jahrhundert finde ich eine intereſſante, aus der Vorrede von Queen Elizabeth's Progreſſes abgeſchriebene Stelle in F. M. Eden's State of the Poor Lond. 1797. Vol. I. p. 71.

---

*) Dames Galantes I. 322. Mais pour en faire parade quelques fois avec de beaux calçons de toille d'or ou d'argent et autres etoffes, très-proprement et mignonnement faits.

**) ib. p. 327. . . d'une belle chauſſure de ſoye de couleur ou de filet blanc, comme l'on fait à Florence pour porter l'Eſté, dont j'ay veu d'autres fois nos Dames en porter avant le grand uſage, que nous avons eu depuis des chauſſes de ſoye. Die Stelle über das filet blanc iſt nicht unmerkwürdig. Man vergl. Beckmanns Technol. S. 79. 2te Ab §. 1. Note 1.

***) I. 322. 327. Cammermädchen konnten ſich die Gnade ihrer Gebieterinnen am meiſten dadurch erwerben, wenn ſie dieſelben gut zu chauſſiren verſtanden. ib.

****) p. 327.

†) 1552. waren eigentliche Strümpfe für Männer noch unbekannt. Man ſehe die oben angeführte Stelle

---

Stelle des Carloix. Wenn Heinrich II. zuerſt ſeidene Strümpfe in Frankreich trug, ſo muß es nach dem genannten Jahre geſchehen ſeyn. Unter Heinrich III. war es eine Galanterie, daß Cavaliere neue ſeidene Strümpfe einige Mahle von Damen tragen ließen. Dames [illegible] l. 325. Damen hatten ſchon an dem Crönungstage Heinrichs II. weiße ſeidene Strümpfe. [illegible] Ueber diejenigen, welche in England gewirkte Strümpfe zuerſt getragen haben ſollen, ſehe man [illegible] l. 70. 71. Im J. 1591. koſtete ein Paar ſeidene Strümpfe in England 1. Pf. 18. Sch. ib.

*) l. c. 327. 328. Et puis faut accompagner le pied d'un bel Eſcarpin blanc, et d'une mule de velours noir ou d'autre couleur, ou bien d'un beau petit patin tant bien fait que rien plus . . mais ces petits Eſcarpins ſont pour les grandes et hautes femmes: car ils ne ſont propres pour les courtaudes et nabottes, qui ont leurs grands chevaux et patins liegez de deux pieds, autant vaudroit remuer cela, comme la maſſe d'un Géant, ou la marotte d'un fou. Die hohen Patins wurden in Deutſchland Stelzenſchuhe genannt.

hen konnte *). Die Federn ſteckten die Damen auf verſchiedene Arten an ihre Hüte, oder Hauben. Die Königinn Margarete wagte es zuerſt, Federn ſo anzubringen, daß ſie gegen oder über die Stirn herüber wankten. Als eine Hofdame dieſe Adoniſirung nachahmte, ſo ließ Heinrich III. ſie wiſſen: er werde ihr das nächſte Mahl, wo ſie wieder ſo erſcheine, eine Deutſche Flöte reichen laſſen. Man brachte nämlich damahls ſehr häufig ſchlechte Gemählde aus Flandern, auf welchen befiederte Muſikantinnen mit der Flöte im Munde vorgeſtellt waren. Dieſes königlichen Ausſpruchs ungeachtet nahm das Tragen der Stirn beſchattenden Schwungfedern in der Folge doch überhand **).

Hein-

---

*) Remerciez, ſagte eine vornehme Dame zu einem kleinen Cammerfräulein, la faiſon, et les robbes longues, que nous portons, qui vous favoriſent beaucoup, et qui vous couvrent vos jambes ſi dextrement, qu'elles reſſemblent avec vos grands, et hauts patins d'un pied de hauteur, plûtot une maſſuë, qu' une jambe.

**) Brantome I. p. 328. 329. Voila pourquoy il n'eſt bienſeant qu'une femme ſe garçonne, pour ſe faire monſtrer plus belle, ſi ce n'eſt pour ſe gentiment adoniſer d'un beau bonnet, avec la plume attachée à la Guelfe ou Gibelline, ou bien au devant du front pour ne trancher ny de l'un

Heinrich IV. war ein zu großer Mann, als daß er für ſeine Perſon auf prächtige Kleidung und Putz einen großen Werth hätte ſetzen können. Er ſchmückte ſich lieber mit den wenig in die Augen fallenden, aber glorreichen Denkmählern ſeiner Siege, als mit dem Flitterſtaate, den er aus den Händen von Schneidern und Stickern erhalten konnte. Wenn aber gleich Heinrich IV. lange nicht ſo ſorgfältig in der Wahl der Kleider und des Putzes war, als ſein Vorgänger; ſo nahmen doch Pracht in Kleidern und Schmuck, und Wechſel der Moden unter ſeiner Regierung mehr, als unter der des modeſüchtigen Heinrichs III. zu. Heinrich IV. liebte die Weiber, und hatte ein groſſes Wohlgefallen daran, wenn ſeine ſchönen Mätreſſen ſo reich und geſchmackvoll, als möglich

---

l'un ny de l'autre; comme depuis peu de temps nos Dames d'aujourdhuy ſe ſont miſes en vogue; mais pourtant à toutes il ne ſied pas bien, il faut en avoir le viſage poupin, et fait exprès, ainſi qu'on a veu à noſtre Reyne de Navarre, qui s'en accommodoit ſi bien, qu'à voir le viſage ſeulement adoniſé, on n'eut ſçeu juger de quel ſexe elle tranchoit, etc.

lich geſchmückt waren *). Er liebte ferner nicht bloß um der Weiber willen glänzende Feſte und Luſtbarkeiten, die am Franzöſiſchen Hofe nie häufiger waren, als unter ſeiner Regierung **). Unter keinem der vorhergehenden Könige traff eine ſo zahlreiche ſchöne Jugend von beiderley Geſchlecht am Franzöſiſchen Hofe zuſammen, als unter Heinrich IV. Zu ſeiner Zeit entſtand zuerſt am Franzöſiſchen Hofe diejenige Claſſe von Menſchen, deren einzige oder vornehmſte Beſchäfftigung dieſe war, Damen zu verführen, aber auch die Damen, welche man verführt hatte, oder verführen wollte, beſtändig zu unterhalten, und ihnen alle nur erſinnliche Ergötzungen zu verſchaffen ***). Unter ſolchen Umſtänden kann es daher nichts unerwartetes ſeyn, daß Herren und Damen in der Pracht der Stoffe und Verzierungen ihrer Kleider, ſo wie in der Schönheit und Neuheit der Formen mit einander wetteiferten. Etoile, der Verfaſſer des Tagebuchs Heinrichs IV. ſah bey einem Sticker in Paris ein Tuch, welches Madame de Liancourt für neunzehn hundert Thaler bedungen hatte [*]). Edelſteine und Perlen wurden häufig auf den Spitzen, oder Vordertheilen der Schuhe angebracht [**]). Vor der Taufe des Dauphins waren alle Schneider und Sticker in Paris ſo ſehr beſchäfftigt, daß es dem Marſchall von Baſſompierre ſchwer wurde, noch Einen aufzutreiben, der für ihn arbeiten wollte. Endlich erboten ſich ſein bisheriger Schneider und Sticker, ihm ein Kleid zu verfertigen, das alle andere übertreffen ſolle, wenn er Luſt habe, eine große Summe anzuwenden. Beide brachten ihm die Nachricht, daß ſo eben ein Niederländiſcher Kaufmann mit einer ganzen Pferdeladung von Perlen angekommen ſey, und daß er eilen müſſe, um die zum Sticken nö-

---

*) Er fand zum Beyſpiele an der Taufe eines Sohns des Connetable de Montmorency, daß die ſchöne Gabriele, damahlige Marquiſe de Liancourt, nicht Diamanten genug in ihrem Haar habe. Sie hatte deren nur zwölf, und Heinrich IV. war der Meynung, daß ſie fünfzehn hätte anbringen müſſen. Journ. de Henri IV. T. II. p. 337.

**) ib. p. 266. 67.

***) Baſſompierre Memoires I. p. 168. 171. Sie wurden damahls les dangereux genannt.

---

[*]) II. p. 133.

[**]) ib. p. 267.

nöthigen Perlen zu erhalten. Der Marſchall von Baſſompierre wählte zu ſeinem Prachtkleide einen violetten Goldſtoff, mit Palmzweigen, die in einander verflochten waren *). Zur Verzierung des Kleides kaufte er funfzig Pfund Perlen. Das ganze Kleid koſtete vierzehn tauſend, und die Stickerey allein ſechshundert Thaler **). Baſſompierre war unter den Gefährlichen Einer der Gefährlichſten; und doch war der Ruhm ſeiner Galanterie, und ſeines Geſchmacks ſo vergänglich, daß er in ſeinem Alter ein Spott der Jugend wurde ***). Unter Heinrich IV. trugen Herren und Damen nicht nur auf kleinen Reiſen, ſondern ſelbſt bey Beſuchen Masken vor dem Geſichte. Die ſchöne Gabriele nahm ihre Maske ab, um den Freund Heinrichs IV Aubigné mit einem Kuſſe zu beehren †). Eben dieſe Mätreſſe Heinrichs IV. nahm ihrem königlichen Liebhaber allenthalben, wo er hereintrat, die Maske ab,

---

*) I. 163. Je voulus, qu'il fuſt de toile d'or violette et de palmes, qui s'entre-laſſeroient.

**) ib.

***) Memoires de Madame de Motteville I. 376. 377.

†) Memoires d'Aubigné p. 135.

um ihn küſſen zu können *). Der Ruf der Trunkenheit der Deutſchen warf einen ſolchen Schatten auf das ſchöne Geſchlecht in unſerm Vaterlande, daß Heinrich IV. den Gedanken nicht ertragen konnte, eine Deutſche Prinzeſſinn zu heirathen, weil es ihm, wie er ſagte, immer vorkommen würde, als wenn er ein Faß Wein neben ſich im Bette hätte **).

Die Tagebücher, und andere Zeitſchriften aus den Regierungen **Ludewigs XIII.** und der Regentſchaft der Königinn **Anna von Oeſterreich** enthalten weniger Nachrichten über den Wechſel der herrſchenden Moden, als die Denkmähler aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Man ſchließt hieraus meinem Urtheile nach richtig, daß der Aufwand in Kleidern und Putz unter **Ludewig XIII.**, und **Anna von Oeſterreich** eher abgenommen, als zugenommen habe. Ich zweyfle ſehr, daß irgend eine Dame am Hofe **Ludewigs XIII.** im kleinen Putze ſo viel verſchwendet habe, als die Freundinn der berühmten **Ninon de l'Enclos**, **Marion de Lormes**, welcher ſelbſt der große Cardinal Richelieu huldigte: wenn es anders wahr iſt, was von ihr erzählt wird, daß ſie ihrem Liebhaber Emeri in einem Jahre bey einem einzigen Parfümeur für ausgenommene Handſchuhe, Fächer, Pomaden, und Eſſenzen eine Rechnung von funfzig tauſend Thalern gemacht habe *). Nach dem Tode ihres Gemahls legte Anna von Oeſterreich kein Roth mehr auf; und die Hofdamen konnten nicht umhin, dem Beyſpiele der Königinn zu folgen **).

---

*) Journal de Henri IV. II. 333.

**) Memoires de Sully I. p. 522. Je croirois toujours avoir un lot de vin auprès de moi.

Zur Zeit der Vermählung Ludewigs XIV. mit der Spaniſchen Infantinn trugen die Franzöſiſchen Hofleute ſehr enge und kurze, aber reichgeſtickte Röcke, oder vielmehr Wämſer, und ungeheure Hoſen, denen die Bänder und Schleifen an den Knieen durch ihre abentheuerliche Größe entſprachen ***). Die Spaniſchen

---

*) Galant. des Rois de France III. 149. 150. Qui ſit, pour gagner ſes affections, des depenſes ſi extraordinaires, qu'ayant voulu arreter les parties de Martial, fameux parfumeur, chez qui cette fille ſe fourniſſoit de gands, d'eventails, de pommades, d'eſſences, et d'autres parfums, il trouva, qu'elle en avoit pris dans un an pour cinquante mille ecus.

**) Motteville I. p. 221.

***) Motteville V. p. 87. Comme je trouvois alors les habits des François ridicules avec des larges ca-

Hofleute hatten keine Stickereyen auf ihren Kleidern, aber viele und koſtbare Edelſteine *). Die Frau von Motteville fand die Beinkleider der Spanier in eben dem Verhältniſſe zu enge, in welchem die der Franzoſen zu weit waren **).

---

canons, qu'ils portoient aux jambes, et que je trouvois à redire à leurs petits pourpoints, qui ne leur couvroient ni le corps ni l'eſtomac.

*) ib. p. 91. 92.

**) ib.

Geſchichte

des

weiblichen Geſchlechts

von

C. Meiners,

Königlich = Großbritannischem Hofrath, und ordentlichem
Lehrer der Weltweisheit in Göttingen.

Dritter Theil.

Hannover,
im Verlage der Helwingſchen Hofbuchhandlung
1800.

Verzeichniß

der

Abſchnitte dieſes dritten Bandes.

Erſter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts in Spanien, vom Anfange des ſechszehnten bis ohngefähr in die Mitte des letzten Jahrhunderts.

Zweyter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts, unter den übrigen gebildeten Europäiſchen Völkern; vom Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, bis in die Mitte des ſiebenzehnten.

Dritter Abſchnitt.

Ueber die Regierung, und den Hof Ludewig *XIV* von Frankreich, in Rückſicht des Einfluſſes der einen, und des andern auf den Zuſtand des andern Geſchlechts.

Vierter Abſchnitt.

Ueber die Bildung des andern Geſchlechts, unter der Regierung, und beſonders an dem Hofe Ludewigs *XIV*.

Fünfter Abſchnitt.

Ueber die Galanterie am Hofe Ludewigs *XIV*.

Sechſter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand der Sitten, beſonders des weiblichen Geſchlechts unter Ludewig *XIV*.

Siebenter Abſchnitt.

Ueber den Einfluß des andern Geſchlechts, auf die Angelegenheiten des Hofes, und des Staats unter Luedwig *XIV*.

Achter Abſchnitt.

Ueber den Geſchmack in Kleidern, und Putz unter Ludewig *XIV*.

Neunter Abſchnitt.

Ueber den Einfluß des Hofes Ludewigs *XIV*, und der Franzöſiſchen Sitten überhaupt auf andere Europäiſche Höfe, und Völker.

Zehnter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts, unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans.

Eilfter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts, unter der Regierung Ludewigs *XV*.

Zwölfter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts, unter den übrigen gebildeten Völkern Europens, während der Regierung Ludewigs *XV* von Frankreich.

Ver-

Erſter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts in Spanien, vom Anfange des ſechszehnten bis ohngefähr in die Mitte des letzten Jahrhunderts.

Wenn meinen Leſern alles dasjenige lebhaft gegenwärtig iſt, was ich bisher über den Zuſtand des anderen Geſchlechts in Frankreich vom Anfange des ſechszehnten bis in die letzte Hälfte des vergangenen Jahrhunderts vorgetragen habe; ſo werden ſie ſich um deſto mehr über die Schilderung wundern, welche ich jetzt von der Lage der Spanierinnen in demſelbigen Zeitraum entwerfen werde. Die Spanierinnen und Franzöſinnen, und eben ſo die Spanier und Franzoſen waren durch Kleidung und Putz, durch Nahrung und Wohnung, durch Vergnügen und Luſtbarkeiten, durch ihr ganzes häusliches und öffentliches Leben, ſelbſt durch ihren Körperbau, und Körperhaltung ſo ſehr von einander verſchieden, als wenn ſie nicht durch eine einzige Kette von Gebirgen, ſondern durch weite Meere von einander getrennt geweſen wären. Dieſe zahlreichen und wichtigen Abweichungen benachbarter Völker entſtanden weder aus der Verſchiedenheit des Klima und Bodens, noch der Verfaſſung, Cultur, und Religion. Der Grund davon lag vorzüglich in der Verſchiedenheit des Bluts, aus welchem die neuern Spanier, und dann die Franzoſen, und die übrigen gebildeten Völker unſers Erdtheils entſproſſen ſind. Die meiſten Spaniſchen Provinzen waren Jahrhunderte lang mit Mauren, oder den ſo genannten Mohren aus Afrika, und mit vielen hunderttauſenden von Juden bevölkert. Die Herrſchaft der Mohren hörte gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts auf. Man vertrieb mit gleicher Unvernunft und Grauſamkeit zahlloſe Haufen von Juden und Mohren aus den wiedereroberten Reichen.

Aller dieſer Siege und Gewaltthätigkeiten ungeachtet blieb das Mohriſche und Jüdiſche Blut in den meiſten Gegenden von Spanien herrſchend; und dieß Morgenländiſche Blut erzeugte Morgenländiſche Denkart und Sitten, oder gab wenigſtens der Denkart, und den Sitten der Abkömmlinge der alten Hiſpanier, der alten Gothen und anderer deutſchen Völker einen ſolchen Morgenländiſchen oder fremden Anſtrich, dergleichen man unter keinem der übrigen Europäiſchen nicht-Slawiſchen Völker wieder fand.

Die Spanierinnen des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts waren faſt ohne Ausnahme klein, und außerordentlich mager. Sie hatten glänzend ſchwarzes, und reiches Haupthaar, eine bräunliche Haut, große und feurige Augen, eine ſchöne Geſichtsbildung, regelmäßige Züge, zierliche Hände, und ſo kleine Füße, daß Spaniſche Frauen die Schuhe von ſechsjährigen Kindern aus andern Europäiſchen Ländern hätten tragen können *). Blonde Haare, blaue

---

*) d'Aunoy Letters of the Travels into Spain Lond. 1708. p. 125. 138 Ich kann nur die Engliſche Ueber-

Augen, und eine blühende Farbe waren in Perſonen von beiderley Geſchlechts ſehr ſelten. Was den Spanierinnen an blühender Farbe abgieng, das ſuchten ſie durch Glanz zu erſetzen. Sie rieben das Geſicht ſo lange, und ſo heftig, daß die Haut zuletzt glänzte, als wenn ſie mit einem Firniß überzogen wäre *). Die Spaniſchen Damen fürchteten nichts ſo ſehr, als eine aus Geſundheit entſpringende Fülle von Gliedmaaßen, und beſonders als einen vollen Buſen. So bald die Natur die Bruſt von reifenden Mädchen zu heben anfieng, ſo arbeitete man ihr aus allen Kräften entgegen, und hielt den Trieb durch Platten von Bley zurück, welche man auf die ſchwellenden Theile legte. Es gelang den Meiſten ſo ſehr, die Wirkungen der Natur zu unterdrücken, daß man an den Spanierinnen nicht allein

---

Ueberſetzung dieſer lehrreichen Briefe der Madame d'Aunoy anführen, weil das Franzöſiſche Original nicht auf unſerer Bibliothek iſt. Man ſehe ferner Mad. de Motteville V. 87. p. und d'Aunoy Mem. ſur l'Eſpagne p. 116. Elles ſont preſque toutes petites, extremement maigres, et menües; elles ont la peau noire, douce, et fardée, les traits réguliers, les yeux pleins de feu, les cheveux noirs, et en quantité, les mains jolies, et les pieds d'une petiteſſe ſurprenante.

*) Lettres p. 145.

lein keine Erhebungen des Buſens, ſondern vielmehr Höhlen und Vertiefungen ſah *). Um dieſe vermeintlichen Reitze den Augen der Kenner nicht zu entziehen, trugen die Spaniſchen Damen den Hals, und beſonders die Schultern ſo bloß, daß man den braunen und knochigen Rücken bis zur Hälfte hinabſehen konnte **). Je freygebiger die Spanierinnen mit der Ausbreitung der Schönheiten der oberen Theile ihres Körpers waren; deſto ſorgfältiger verbargen ſie die unteren Theile. Ehrbare Frauen hielten ihre Beine und Füße für ſo heilig und unverletzlich, daß ſie lieber das Leben verloren, als die einen, oder die andern einer fremden Mannsperſon gezeigt hätten ***). Damit die Füße nie durch einen kühnen ſpähenden Blick entweiht würden, ſo tru-

---

*) p. 139. l. c. It's reckoned beautiful among them to have no breaſts, and they make care very early to hinder them from growing big. As ſoon as they begin to appear, they bind thin pieces of Lead upon them, as cloſe as one would ſwaddle a Child. And indeed their breaſts are as flatt and even as a ſheet of paper, except the holes and hollowneſs, which their leanneſs cauſes, and thoſe are pretty manny.

**) l. c.

***) ib. p. 125. that ſhe had rather loſe her life, than they ſhould ſee her feet.

gen die Spanierinnen ſo lange Kleider, daß ihre Füße beym Gehen immer bedeckt waren; und bey dem Ausſteigen aus Kutſchen ließ man Fallthüren herab, welche Füße und Beine unſichtbar machten *). Außer der letzten Gunſtbezeugung war keine ſo groß, als wenn eine Geliebte dem Liebhaber ihre Füße zeigte **). Die Füße und Beine der Königinnen waren ſo hochheilig, daß man ohne ein Verbrechen nicht einmahl daran denken, wenigſtens es nicht äußern durfte. Als die Prinzeſſinn Maria Anna von Oeſterreich, als verlobte Braut Philipps IV. nach Spanien kam; ſo machte man ihr unter andern in einer Stadt, wo eine Manufactur von ſeidenen Strümpfen war, viele Paare der ſchönſten Damenſtrümpfe zum Geſchenk. Der Mayordomo der künftigen Königinn warf die Strümpfe voll Unwillens, und mit den Worten zurück: ihr ſollt wiſſen, daß die Königinnen von Spanien keine Beine haben! Da die königliche Braut dieſes hörte, fing ſie bitterlich an zu weinen, und verſicherte, daß ſie nach Wien zurück wolle, und nie einen Fuß auf den Spaniſchen Boden geſetzt haben würde, wenn ſie gewuſt hätte, daß man ihr die Beine abſchneiden werde. Man beruhigte die Prinzeſſinn ſehr leicht, und erzählte ihre Angſt bald nachher dem Könige, der nicht umhin konnte, zu lächeln: welches Eins von den drey Mahlen war, wo er in ſeinem Leben lachte, oder lächelte *). Die erſte Gemahlinn Carls II., eine Franzöſiſche Prinzeſſinn, fand großes Vergnügen am Reiten, und an der Jagd, und der König ſuchte ihr dieß doppelte Vergnügen ſo oft, als möglich, zu verſchaffen. Sie hatte einſt ein ſchönes Andaluſiſches Pferd kaum beſtiegen, als das muthige Thier ſich zu bäumen anfing. In dem Augenblicke, wo es ſchien, daß das Pferd mit ſeiner Reiterinn überſchlagen werde, fiel die Königinn an der Seite herab, und blieb mit dem einen Fuße in dem Steigbügel hängen. Das wilde Thier wurde durch die Laſt, welche es an der einen Seite fühlte, noch mehr gereitzt, und ſchlug auf das hef-

---

*) ib. p. 131 et 139.

**) ib.

---

*) Memoires de Mad. d'Aunoy p. 314. Philipp IV. bewegte bey Audienzen nichts, als die Lippen und Zunge. Voy. en Esp. p. 32. n'ayant rien de mobile en tout ſon corps, que les levres, et la langue.

heftigſte nach allen Richtungen aus. In den erſten Augenblicken der Gefahr und des Schreckens wagte es Niemand der Königinn zu Hülfe zu kommen, weil auſſer dem Könige, und dem Vornehmſten der Meninos, oder der kleinen Edelknaben, kein Menſch die Königinnen von Spanien berühren, am wenigſten am Fuße berühren durfte. Da aber die Lebensgefahren der Königinn mit jedem Augenblicke größer wurden; ſo ſprangen endlich zwey Spaniſche Cavaliere herbey. Der Eine ergriff den Zaum des im Hofplatze herumfliegenden Pferdes; der Andere zog den Fuß der Königinn aus dem Steigbügel, und verrenkte ſich bey dieſer Verrichtung den Daumen. So bald die beiden Cavaliere der Königinn das Leben gerettet hatten, ſo eilten ſie ſchleunig davon, ließen die Beſten ihrer Pferde ſatteln, und wollten ſo eben ihre Flucht aus dem Reiche antreten, als man ihnen die Nachricht brachte, daß die Königinn wegen des Frevels, ihren Cörper berührt zu haben, eine Fürbitte für ſie eingelegt, und daß der König ihnen verziehen habe *).

Beide

---

*) II. 22. 23. Memoires de Madame d'Aunoy ſur l'Eſpagne.

Beide Geſchlechter gelangten in Spanien weit früher zur Reife, als unter andern Europäiſchen Völkern; und daher geſchah in dem erſten Reiche, was noch immer in den Morgenländern geſchieht: daß Knaben, die den Jahren, dem Verſtande und den Kenntniſſen nach Kinder waren, noch jüngere, und kindiſchere Mädchen heiratheten *). Man drang noch zu Brantome's Zeiten in Spanien auf augenſcheinliche Beweiſe einer unbeflekten Keuſchheit; und dieſe Beweiſe wurden am Tage nach der Hochzeit öffentlich zum Fenſter hinausgezeigt: wobey man ausrief, wir halten ſie für eine Jungfrau, oder wir haben ſie als eine unbefleckte Jungfrau befunden **).

Nichts war trauriger, und von der Lage des ſchönen Geſchlechts in andern Europäiſchen Ländern abweichender, als das häusliche Leben der vornehmen Spanierinnen. Angeſehene verheirathete Frauen wurden in Spanien viel mehr,

---

*) D'Aunoy Letters p. 211.

**) Dames Galant. I. p. 94. Ainſi que l'on fait en Eſpagne, qui en monſtrent publiquement le dit linge par la feneſtre, en crians tout haut, *viergen la tenemos*, nous la tenons pour vierge.

als ſehr viele Cloſterfrauen eingeſchloſſen *). Dieſe konnten in manchen Clöſtern vor dem Gitter Beſuche von Männern annehmen, ſo oft ſie wollten. Verheirathete Frauen von Stande durften daſſelbige ohne die Erlaubniß ihrer Männer nie wagen; und wenn die Männer ihnen Freunde und Bekannte zuführten, ſo hatten ſie kaum das Herz, die Augen aufzurichten **). Die Beſuche, welche ſie von Verwandtinnen, Freundinnen, und Bekanntinnen erhielten, oder denſelben gaben, waren wegen des Prunks von Kleidern und Schmuck, und des Zwanges der Etiquette mehr eine Laſt, als eine Unterhaltung ***). Damen vom erſten Range hatten nur im erſten Jahre ihrer Ehe die Freiheit, in Geſellſchaft ihrer Männer die öffentlichen Spaziergänge in Wagen mit offenen Fenſtern zu beſuchen. In der Folge war ihnen auch dieſe kleine Zerſtreuung verſagt. Weniger vornehme Frauen fuhren an gewiſſen Tagen auf die öffentlichen Promenaden

---

*) Letters p. 60. 111.

**) Letters p. 109. but ſhe durſt not, becauſe there were Men, upon whom ſhe did not ſo much, as lift up her eyes, but by ſtealth.

***) Letters p. 141-147.

den, aber in Kutſchen, die von allen Seiten feſt verſchloſſen waren, oder höchſtens kleine Scheiben hatten, durch welche man Andere ſehen konnte, ohne von ihnen wieder geſehen zu werden *). Verheirathete Männer leiſteten ihren Frauen ſelten, oder niemahls Geſellſchaft. Jeder angeſehene Spanier hatte außer ſeiner Frau eine Beyſchläferinn, und dann noch eine Geliebte, welcher er öffentlich als Liebhaber den Hof machte **). Und bey ſolchen mannigfaltigen Verbindungen blieb der Regel nach für die Frau nur ein kleiner Theil der Aufmerkſamkeiten des Mannes übrig. Selbſt bey Tiſche vereinigten ſich Eheleute, Eltern, und Kinder nie zu einem traulichen und liebevollen Zirkel. Der Mann ſetzte ſich allein an einen einſamen Tiſch; die Frau und Kinder ſaßen nach Morgenländiſcher Weiſe mit creuzweiſe untergeſchlagenen Beinen auf Teppichen oder

Pol

---

*) ibid. p. 171.

**) Letters p. 234. It ſeems extraordinary to me, that a Lady, who loves, and is beloved by a Cavallero, is not jealous of his Amancebade, ſhe looks upon her as a ſecond Wife, and believes, ſhe cannot ſtand in competition with her, ſo that a man has his Wife, his Amancebade, and his Miſtreſs, this laſt is generally a Perſon of quality. 'Tis ſhe, that is viſited in the Night, and for whom they venture their lives.

ſtern umher, die auf den Boden hingelegt waren *). Die Spanierinnen waren an dieß Sitzen ſo ſehr gewohnt, daß ſie nicht weniger litten, wenn ſie ſich auf Stühle ſetzen, als Ausländerinnen, wenn ſie nach Spaniſcher Art auf dem Boden ſitzen muſten. Das zerſtreute Eſſen wurde dadurch noch freudenloſer, daß auch die Tafeln der Vornehmſten nur mit Einem, oder einigen mittelmäßigen Gerichten beſetzt waren: daß man ſelten, oder niemahls Gäſte bat; und daß die Spanier ſelten oder niemahls bis zur fröhlichen Geſelligkeit erheitert wurden **). Die Spanier ſelbſt rühmten ſich, daß ſie äßen, um zu leben: anſtatt daß andere Völker lebten, um zu eſſen. Trunkenheit war noch im letzten Jahrhundert ſo verhaßt, daß der Vorwurf derſelben nur durch das Blut des Verläumders getilgt, und ein Mann, der ſich bloß einmahl berauſcht hatte, auf ſeine ganze Lebenszeit für unfähig erklärt wurde, ein glaubwürdiges gerichtliches Zeugniß abzulegen ***).

Die

---

*) p. 129. 143. 221. 230.

**) l. cit.

***) Letters p. 213. Der Verfaſſer der Voyag. a Eſpagne Paris 1665. 4. verſichert, ſelbſt in Deutſch-

Die einzigen, oder wenigſtens gewöhnlichen Unterhaltungen der Spaniſchen

---

Deutſchland nicht ſo viele betrunkene Weiber, wie in Spanien geſehen zu haben. An der Wahrhaftigkeit dieſes Reiſebeſchreibers kann ich nicht zweifeln, und ich weiß daher dieſe Nachricht mit den entgegengeſetzten Nachrichten der übrigen Beobachter nicht anders, als durch die Vermuthung zu vereinigen: daß gerade ein ſonderbarer Vorfall ihm die wenigen betrunkenen Weiber vorgeführt habe, die ſich zu der damahligen Zeit in einem großen Theile von Spanien fanden. Ueber die Sitten der Spanier und Portugieſen gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts findet man höchſt intereſſante Nachrichten in den beiden erſten Briefen des erſten Buchs der Epiſtolarum Nicolai Clenardi Antuerp. 1566. 8. 10-18 p: beſonders über die Menge von Sclaven und Sclavinnen, über die Trägheit der Spanier der Portugieſen und ihrer Weiber, und über die ſchlechte Nahrung, womit ſowohl die Spanier, als die Portugieſen ihren Hunger ſtillten. Handwerke und Handarbeiten wurden für ſchimpflich gehalten; und keine Hausfrau bekümmerte ſich im geringſten um ihr Hausweſen. An tu credis matremfamilias adire forum? emere piſciculos? parare holuſculum? nihi habet, quod uſui ſit, praeter linguam, et quo tuetur nuptiarum titulum. Friami quartam cenſus mei partem largiar, non aſſequar mulierculam, quae more noſtrate mihi curet familiam, aut rem domeſticam. Quomodo ergo, ais, iſtic vivitis? Mancipiorum plena ſunt omnia. Ein bettelhafter Hidalgo, der die ganze Woche durch nichts als Brod, Zwiebeln und Waſſer genoß, und den Sonntag faſtete, weil keine Zwiebeln auf dem Markte waren, hatte doch mehrere Bedienten, die ihm folgten, wenn er ausging. p. 16 Cum enim ſic quotidie ſcriptum eſſet,

(in

ſchen Damen waren Stickereyen, die Geſellſchaft und Geſpräche ihrer Cammerfrauen, und Cammermädchen, beſonders ihrer Zwerge und Zwerginnen, und endlich ihre Andachtsübungen, unter welchen das Beten des Roſencranzes die vornehmſte war *). Lange Roſencränze waren nicht nur nothwendige Werkzeuge des Betens für alle Spanierinnen, ſondern auch unzertrennliche Spielwerke zu Hauſe und in Geſellſchaften. Die Spaniſchen Damen hatten ihre Roſencränze beſtändig in der Hand, ſie mochten am Spieltiſche ſitzen, oder ſich mit ihren Liebhabern unterhalten, oder von ihren Nächſten böſes reden. Sie laſen wenig, und ſchrieben noch weniger **). Um deſto mehr wunderten ſich die fremden Reiſenden von beiderley Geſchlecht, daß die Spanierinnen ſo trefflich redeten, und ſchrieben. Selbſt

---

in dem Haushaltungsbuche eines Portugieſen) in aquam quatuor ceitilia, in panem duo regalia, In raphanum ſeſqui regale, et ita tota hebdomada tam magnificis impenſis decurreret, ratus aliquanto lautiorem futurum diem Dominicum, ſic ſcriptum repperit, hodie nihil, quia in foro non erant raphani. Ejusmodi famulos ραφανοφαγους multos hic reperias, et tamen plures ſecum trahunt famulos, quam domi conſumant regalia.

*) Letters p. 137. 138.

**) ib. p. 144.

Selbſt Franzöſinnen ertheilten in der Zeit, wo ſie glaubten, daß der Hof ihres Königs der einzige Sitz des guten Geſchmacks, und der feinen Lebensart ſey, den Spanierinnen das Lob, daß es kein Land gebe, wo die Damen mehr Geiſt, mehr Lebhaftigkeit, und mehr Gabe zu gefallen hätten, als in Spanien *).

Der Zwang, welchem die Spaniſchen Damen unterworfen waren, ſtieg mit der Höhe ihres Ranges, und ihrer Geburt; und war alſo am drückendſten für die Königinnen. Junge Königinnen wurden von ihren erſten Hofdamen nicht bloß wie Kinder von ihrer Gouvernannte, ſondern wie Gefangene von ihren Kerkermeiſterinnen behandelt. Gegen dieſe ſtrenge Behandlung ſchützte ſie ſelbſt die zärtlichſte Liebe ihrer Gemahle ſehr ſelten, indem die erſten Dames d'honneur ſich durch die ſorgfältige Aufſicht der Königinnen, den Königen zu empfehlen ſuchten, und auch wirklich empfahlen. Die Herzo-

---

*) d'Aunoy Memoir: I. p. 115. A l'ègard des Dames, je dirai en général, qu'il n'y a point de lieu au monde, où elles ayent plus d' esprit, de vivacitè, et de talent pous plaire, qu' en Eſpagne.

Herzoginn von Terra Nova, Camerara Mayor der erſten Gemahlinn Carls des Zweyten, erlaubte nicht, daß die Gemahlinn des Franzöſiſchen Abgeordneten, Madame de Villars, oder andere Damen, welche die Königinn gern geſehen hätte, zu dieſer kommen durften. Sie unterſagte der jungen Königinn, zu den Fenſtern ihrer Gemächer hinaus zu ſehen, die auf den einſamen Garten eines Cloſters hinausgingen. Sie ließ es fremde Reiſende auf eine harte Art wiſſen, daß ſie ſich nicht unterfangen ſollten, wann der König und die Königinn vorüberführen, ſich auf die Seite, wo die Königinn ſitze, hinzuſtellen, und die Königinn anzuſehen. Sie hatte ſogar die Unverſchämtheit, jungen Papageyen, welche die Königinn ſehr liebte, den Hals umzudrehen *). Die Königinn vergalt dieſe boshafte Störung unſchuldiger Freuden das nächſte Mahl, wo die Herzoginn ihrer Gebieterinn die Hand küſſen wollte, mit einem Paar derber Ohrfeigen; und entſchuldigte dieſe Züchtigung damit, daß ſie eine Anwandlung von Lüſternheit gehabt

---

*) d'Aunoy Letters p. 279-282. Memoir. I. 141. 144. 168. II. p. 25. 32. 40.

habt habe, der gleichen man in Zeiten der Schwangerſchaft empfinde *). Die Camerara-Mayor mußte bey dieſer ſchlauen Ausrede der jungen Königinn ſchweigen, da es in Spanien Sitte war, ſchwangern Frauen in lüſternen Launen alles zu erlauben, und nie etwas abzuſchlagen **). Andere Spaniſche Damen konnten über die Schwänke von Zwergen und Hofnarren lachen, ſo viel ſie wollten: die Königinnen durften dieſes nicht.

Als die Zweyte Gemahlinn **Philipp** IV. einſt bey der Tafel über die lächerlichen Geberden und Poſſen eines Luſtigmachers in ein lautes Gelächter ausbrach, ſo erinnerte man ſie daran, daß eine Königinn von Spanien nicht laut lachen dürfe. Die Königinn antwortete, daß man ihr entweder den Poſſenreiſſer wegſchaffen, oder auch erlauben ſollte, über ſeine Poſſenreiſſereyen zu lachen ***). Die Spaniſchen Hofdamen hatten die Freyheit, im Angeſichte des Königs und der Königinn die zärtlichſten Liebeserklärungen ihrer Anbeter anzuhören.

---

*) II. 32.
**) p. 153. Letters of d'Aunoy.
***) p. 32. 33. Voyage d'Espagne.

Die ehrerbietigſte Galanterie gegen die Königinnen wurde mit Gift und Dolch geſtraft. Die Spaniſchen Königinnen durften nicht einmahl mit fremden Prinzen, welche ſich um Spaniſche Infantinnen bewarben, ohne Dollmetſcher, oder in einer anderen, als der Spaniſchen Sprache reden. Carl I. von England machte als Cronprinz eine Reiſe nach Spanien, um ſich eine Spaniſche Infantinn als Braut auszubitten. Während ſeines Aufenthals am Spaniſchen Hofe ſuchte er lange eine Gelegenheit, mit der ſchönen Königinn Eliſabeth ohne Dollmetſcher in ihrer Mutterſprache, nämlich in franzöſiſcher Sprache zu reden. Er fand dieſe Gelegenheit endlich. Die Königinn antwortete leiſe in wenigen Worten: daß ſie in dieſer Sprache mit ihm nicht reden dürfe, daß ſie ſich aber die Erlaubniß dazu ausbitten wolle. Die Erlaubniß wurde ertheilt; und ſie unterhielt ſich nur ein einziges Mahl mit dem fremden Prinzen. Nach dieſer Unterredung gab man dem erlauchten Fremdling einen Wink, daß er ſich nicht mehr mit der Königinn unterhalten möchte, weil es in Spanien Sitte ſey, die Liebhaber von Königinnen

nen zu vergiften *). Der Herzog von Villa Medina, der ſeine Liebe gegen dieſelbige Königinn nach Spaniſcher Ritterart an den Tag legte, wurde um dieſer Kühnheit willen von einem Meuchelmörder umgebracht **).

Die Eingeſchloſſenheit der Frauen ſchützte die Spanier eben ſo wenig, als die Morgenländer, gegen das, was Ehemänner am meiſten fürchten. Die Liſt der Liebe ſiegte über alle Vorſicht der Eiferſucht; und die Macht der Liebe zerbrach alle Riegel und Schlöſſer, wodurch man ſie zu feſſeln ſuchte. Kühne Liebhaber erſtiegen die höchſten Mauern mit augenſcheinlichen Lebensgefahren, um in die Arme ihrer Schönen zu kommen, welche ihre muthigen Verehrer bisweilen an der Seite der ſchlafenden Ehegatten glücklich machten ***). Jüngere Liebhaber legten weibliche Kleider an, ſimulirten ſo gar Schwangerſchaft, und Lüſternheit von Schwangeren, um ſich mit den Damen, welche ſie liebten, unterhalten zu können

---

*) Motteville Memoires I. p. 291.

**) Voy. en Eſpagne p. 43. d'Aunoy Letters p. 88 et ſq.

***) d'Aunoy Letters p. 231.

nen *). Wenn Damen es gefährlich fanden, Beſuche in ihren eigenen Häuſern anzunehmen, ſo vermummten ſie ſich, und ſuchten ihre Liebhaber oder wenigſtens verliebte Abentheuer auf den öffentlichen Spatziergängen auf **). Der gewöhnlichſte Weg, auf welchen die Spaniſchen Damen den Argus-Augen der Männer, und der Duennas oder Keuſchheitswächterinnen entgingen, waren Beſuche bey Verwanttinnen und Freundinnen. Sie ließen ſich öffentlich zu irgend einer Verwandtinn und Freundinn tragen, kleideten ſich plötzlich um, und entwiſchten durch eine Hinterthür, um zu den Geliebten zu gelangen ***). Die Spanierinnen ſetzten einen Ehrenpunct darein, die Geheimniſſe ihrer Mitſchweſtern zu bewahren; und wenn ſie auch die gröſten Feindinnen von untreuen Weibern wurden, ſo verriethen ſie doch nie die Myſterien der Liebe, zu welchen ſie waren zugelaſſen worden. Solche Damen endlich, welche keins der bisher angeführten Mittel brauchen konnten, oder wollten, benutzten die Freyheit der Paſſionswoche dazu,

---

*) ib. p. 153.
**) ib. p. 111. 171.
***) ib. p. 232. 33.

dazu, um ſich für den Zwang der Einſperrung eines ganzen Jahres zu entſchädigen. Sie gingen ſo lange von einer Kirche und Capelle zur andern, bis ſie Gelegenheit fanden, ſich im Gedränge von ihren Duennas los zu machen, und nur auf ſo lange in ein benachbartes Haus zu entweichen, als nöthig war, um den durch geheime Zeichen beſtellten Liebhaber glücklich zu machen. Wenn der das ganze Jahr durch gehegte Wunſch befriedigt war, ſo kehrten ſie in die Kirche oder Capelle, wo ſie die heimliche Flucht genommen hatten, zurück, und überhäuſten ihre Duennas mit den bitterſten Vorwürfen, daß ſie ihre Gebieterinnen ſo lange verlaſſen hätten *). Wo die Zuſammenkünfte von Liebenden ſo ſelten, ſo ſchwer, und ſo gefährlich ſind, als in Spanien; da iſt der Weg zum höchſten Glücke der Liebe viel keuſcher, als anderswo. Die vornehmſten Spaniſchen Damen nahmen es nicht allein nicht übel, wenn ein Cavallier, der mit ihnen allein war, in der erſten halben Stunde um die höchſte Gunſt bat, ſondern ſie ſahen ſogar das Gegentheil als eine Verachtung an, um wel-

---

*) ib. p. 155.

welcher willen ſie Jemanden erſtechen könnten *). Dieſelbige Urſache zwang ſehr oft Frauen und Jungfrauen, ihre Liebe zuerſt zu erklären. Wenn die Väter und Brüder einen ſolchen Schritt erfuhren, ſo brachten ſie ihre Töchter und Schweſtern eben ſo unfehlbar, als beleidigte Ehemänner ihre untreuen Weiber um **).

Ungeachtet die Spanier ihre Weiber beynahe eben ſo enge einſchloſſen, und ſo genau bewachen ließen, als die Morgenländer; ſo unterſchieden ſie ſich doch von den letztern auf eine vortheilhafte Art darin, daß ſie dieſelben nicht wie unreine Geſchöpfe verachteten, ſondern beynahe wie Göttinnen ehrten: daß ſie ſich ganz anders um die Gunſt von Schönen bewarben, und ihnen auf eine ganz andere Art ihre Liebe erklärten, und bewieſen.

---

*) Letters p. 234. The Marchionneſs de Alcannizar, . . one of the greateſt, and moſt virtuous ladies of the Court . . . . very truely ſaid to us, I muſt needs confeſs, that if a Cavallero ſhould be conveniently alone with me half an hour, and did not ask me all that a man could ask, i ſhould reſent it ſo briskly, that I could ſtab him, if I would.

**) Letters p. 203.

Es war unter allen Europäiſchen Völkern ein ſchweres Vergehen: in Gegenwart von erlauchten, und andern vornehmen Damen Streit anzufangen. In Spanien wurden die Erſten von Adel des Todes ſchuldig, wenn ſie in Gegenwart von Königinnen und Infantinnen nur Drohungen ausſtießen, oder in einen Wortwechſel geriethen. *). In andern Europäiſchen Ländern kniecte man nieder, wenn man Königinnen, oder andere vornehme Fürſtinnen bediente, oder ihnen etwas übergab. In Spanien überreichte, und empfing man von keiner Dame etwas, ohne ehrerbietig nieder zu knieen **). Die Franzöſinnen ſelbſt muſten geſtehen, daß das Betragen der Spanier gegen die Damen ohne alle Vergleichung ehrerbietiger, als das ihrer Landsleute ſey; und daß ſie unendlich größere Aufopferungen machten, um den Damen ihre Hochachtung zu beweiſen. Wenn eine Dame etwas lobte, ſo war dieß hinreichend, den Beſitzer zu bewegen, daß er das Geprieſene der Dame zu Füßen legte. Madame

---

*) Brantome Dames gal. II. p. 400.

**) Letters p. 136.

d'Aunoy lobte einſt ein Geſpann von ſechs ſchönen Iſabellen, die dem Sohn des Herzogs von Alra gehörten. Der junge Cavalier ließ die Pferde ſogleich in den Stall der fremden Dame bringen; und die Frau von Aunoy hatte unſägliche Mühe, ſich der Freygebigkeit des edeln Spaniers zu erwehren *).

Die Ergebenheit und Ehrfurcht der Spanier gegen das ſchöne Geſchlecht offenbarte ſich am meiſten in der Art, wie ſie ſich um die Gunſt der Schönen bewarben, und ihnen ihre Liebe zu erkennen gaben. Ein Spaniſcher Liebhaber widmete ſich ſeiner Geliebten mit Leib und Seele, oder widmete ihr wenigſtens ſeine ganze Zeit. Er brachte die Nächte unter ihren Fen-

---

*) Letters p. 136. Nicht ſo lobenswürdig war eine andere Sitte in Spanien, vermöge deren Jemand etwas, das man ihm zum Beſehen gegeben hatte, behalten konnte, wenn er dem Geber oder der Geberinn die Hand küßte. Madame d'Aunoy verlor auf dieſe Art eine goldene Repetir-Uhr, die ihr 50 Piſtolen gekoſtet hatte, an ihren Banquier. ib. p. 7. Sehr unſpaniſch war die gewaltſame Art, wie die Frau des Connetable de Colonna in dem Hauſe ihres eigenen Mannes in Verhaft genommen wurde. Man wollte ihr, wie eine Verbrecherinn die Hände binden. Da ſie ſich gegen dieſe Mißhandlung ſträubte, ſo ſchleppte man ſie halbnackt bey den Haaren fort. Memoires de Madame d'Aunoy II. p. 134.

Fenſtern zu, wo er oft mit den ekelhafteſten Unreinigkeiten überſchüttet wurde; und den Tag über ging er vor ihrer Wohnung auf und ab, um eine Gelegenheit zu finden, ſie am Fenſter zu ſehen, oder hinter den Jalouſien zu unterhalten, oder wenn ſie in die Kirche, oder zu Freundinnen gieng, oder fuhr, oder ſich tragen ließ, ſie begleiten zu können *). Nicht ſelten wurden Schönen ſo genau bewacht, daß ihre Anbeter nicht dahin gelangen konnten, ihnen ihre Liebe in Worten aus zu drücken. Alsdann nahm man ſeine Zuflucht zu einer ſtillen, aber ſehr verſtändlichen Geberdenſprache, welche Kinder von beyderley Geſchlecht von den erſten Jahren an, wie ihre Mutterſprache lernten **). In Spanien waren die Beyſpiele gar nicht ſelten, daß Geliebte mehrere Jahre mit einander einverſtanden waren, ohne jemahls von Mund zu Mund mit einander geſprochen zu haben ***). Wenn Liebhaber nicht ſo glück-

---

*) d'Aunoy Letters p. 67. 111.

**) ib. p. 237.

***) p. 111. I was aſtoniſhed to learn, - - - that there are Perſons, who have been mutually in love for two, or three Years, and yet had never ſpoke to one another.

lich waren, ihre Schönen auf einſamen Spatziergängen in verſchloſſenen Gärten zu treffen; ſo lauerten ſie auf jede Gelegenheit, wo ſie ihnen in der Kirche, oder bey Spatzierfahrten begegnen konnten. Unter Carl II. hatten die Guaps, oder die Petits-Maitres von Profeſſion, welche ſich damahls durch einen Flohr um den Hut auszeichneten, die Gewohnheit, ſich um die Weihkeſſel in den Kirchen herzuſtellen, und allen Damen das Weihwaſſer anzubieten *). Der päbſtliche Nuntius unterſagte dieſe Gewohnheit unter harten geiſtlichen Strafen, wie man glaubte, auf die Bitte von einigen eiferſüchtigen Ehemännern. Dieſelbigen Damenknechte fanden ſich Abends im Prado ein, ſtellten ſich auf die Tritte der Kutſchen, in welchen Frauenzimmer waren, und beſtreuten dieſe mit Blumen, oder beſprützten ſie mit wohlriechenden Waſſern. Dieſe Galanterie wurde bisweilen dadurch belohnt, daß man ſie in die Kutſchen, deren Beſitzerinnen nachſichtige Duennas hatten, zur Unterhaltung aufnahm **). Bey feierlichen Einzügen von Geſandten, oder Königlichen Perſonen ließen die Cavaliere ihre Kutſchen ſo nahe, als möglich, unter den Fenſtern, oder Balcons ihrer Damen halten, um, wenn auch nicht mit dem Munde, wenigſtens mit den Augen und Fingern reden zu können *). Bey gottesdienſtlichen Umgängen blieben die Liebhaber unter den Fenſtern ihrer Damen ſtehen, und geiſſelten ſich viel heftiger, als ſie ſonſt thaten. Die Damen ermunterten ſie durch liebevolle Winke zu dieſem heiligen Werke; und dann war es ein ſchätzbares Merkmahl von Galanterie, wenn die geiſſelnden Cavaliere ſchöne Damen mit ihrem Blute beſpritzten **). Die gröſte und gefahrvollſte Liebesprobe beſtand darin: zu Liebe, und zu Ehren der Schönen, mit einen wilden Stiere einen Kampf einzugehen ***). Die Ritter baten ſich die Erlaubniß von den Damen aus, ihnen zu Ehren kämpfen zu dürfen. Während des Kampfs gaben die Damen den Rittern ihren Beyfall durch das Schwenken eines Schnupftuchs zu erkennen; und wenn die Ritter ihre Feinde glück-

---

*) p. 172. Ueber die Guaps Memoires I. 115. 116.

**) Letters p. 172.

---

*) p. 237.
**) p. 156.
***) p. 186 - 189.

glücklich beſiegt hatten, ſo verbeugten ſie ſich tief gegen ihre Schutzgöttinnen, und küßten ihr Schwerdt, womit die Stiere erlegt, oder tödtlich verwundet worden waren. Die Kämpfe zu Ehren der Damen koſteten manchem edeln Spanier das Leben. Zu der Zeit, als Madame d'Aunoy in Spanien war, hörte ein junger Cavalier, daß man mehrere außerordentlich große und wilde Stiere zu einem bevorſtehenden Stiergefechte gefangen habe *). Dieſe Nachricht flößte dem muthigen Jüngling den Wunſch ein, ſeinen und ſeiner ſchönen Braut Ruhm durch den Kampf mit Einem dieſer furchtbaren Thiere zu verherrlichen. Er trug den Wunſch ſeiner Verlobten vor; und die bekümmerte Schöne ſuchte ihren Geliebten, durch die rührendſten Bitten von ſeinem Vorhaben abzubringen. Alles Flehen, und alle Vorſtellungen waren vergeblich Der ruhmbegierige Liebhaber trat wirklich mit Andern ſeines Standes und Alters in die Schranken ein, und fing den Kampf mit Einem der erſten und gröſten Stiere an, welche losgelaſſen wurden. Das Gefecht hatte kaum begonnen, als ein Unbekannter,

---

*) l. c.

ter, in der Kleidung eines jungen Spaniſchen Bauern herbey eilte, und dem Stier mit einem ſcharfen Wurfſpieß eine empfindliche Wunde verſetzte. Nach dieſer Wunde verließ der Stier ſeinen erſten Feind, und ging wüthend auf den neuen Widerſacher los, den er auch ſogleich mit einem tödlichen Stoße zu Boden ſtreckte. Bey dem Niederfallen zeigte das lange und ſchöne Haupthaar, das ſich aufgelöst hatte, daß der unberufene Feind des verwundeten Stiers ein junges Mädchen, und zwar die Braut des Ritters ſey, der ihr zu Ehren hatte kämpfen wollen. Der verzweyflungsvolle Bräutigam vertheidigte ſeine im Blute ſchwimmende Schöne mit einem bewundernswürdigen Heldenmuth. Auch er aber wurde tödlich verwundet. Beide Liebende ſtarben in wenigen Stunden, und hatten nur noch kaum ſo viel Zeit, als nöthig war, um ſich vor ihrem Tode von einem Prieſter als Eheleute einſegnen zu laſſen.

So ſehr die Galanterie der Spanier überhaupt von der Galanterie anderer Europäiſchen Völker abwich; ſo ſehr unterſchied ſich die Curteſie der Hofleute und Hofdamen von der Galanterie der übrigen Spanier. In dieſer Hofliebe, oder Hof-Curteſie war eben ſo wenig etwas willkührliches, als in allem übrigen, was am Spaniſchen Hofe geſchah. Die vom Philipp dem zweyten vollendete, und verſiegelte Hof-Etiquette, welche das ganze Leben der Spaniſchen Könige und Königinnen, die Zeiten ihrer Vergnügungen, ihrer Tafel, ihrer Ruhe, ja ſo gar den Aufzug, in welchen der König ſeine nächtlichen Beſuche bey der Königinn abſtatten muſte *), auf das genauſte beſtimmte, eben dieſe Etiquette ſetzte auch feſt, wie Herren und Damen lieben, wie die Erſten ihre Anbetungen verrichten, und die Letzteren ſie annehmen ſollten. Die eigentlichen Hofdamen, welche zum

---

*) Memoir. de Madame d'Aunoy II. 218. Letters p. 282. It is this noted in the orders, that when the king comes out of his own Chamber, in the night to go into the Queens, he muſt wear his ſhoes like ſlippers -- his black kloak upon this ſhoulders -- his Brothel, or Bucklar under his arm, and his Bottle faſtned by a ſtring to the other. But jou muſt not think this Bottle holds drink to quench thirſt, it is for a quite contrary purpoſe, which jou muſt gueſs. With all this Accoutrement the king has beſides a long Rapier in one Hand, and a dark Lanthorn in the other; and on this manner he is obliged to go all alone into the Queens Chamber.

zum Dienſte der Königinnen beſtellt waren, und im Königlichen Pallaſt wohnten, waren lauter Witwen, oder Jungfrauen *). Dieſe Damen wurden, wo möglich, noch ſtrenger bewacht, als andere vornehme Spanierinnen, und ſtanden nicht bloß unter der Aufſicht von Duennas, ſondern auch von Guardadamas, welche die Stelle der Morgenländiſchen Verſchnittenen vertraten **). Bey aller dieſer ſtrengen Zucht hatte jede Hofdame die Erlaubniß, einen, oder mehrere Cavaliere öffentlich als ihre Liebhaber anzuerkennen, und jeder Spaniſche Cavalier, ſelbſt verheirathete und ſogar betagte Männer konnten einer Hofdame, als der Geliebten ihres Herzens öffentlich die Cour machen, wenn die Dame mit einem ſolchen Dienſte der Liebe zufrieden war ***).

Die

---

*) Man ſehe die Nachrichten der Frau von Motteville, und ihres Bruders in den Memoires der Erſtern V. p. 51 et ſq. d'Aunoy Letters p. 184. 285. Memoir. I. p. 47. Auch die Bruchſtücke der Lettres de Madame de Villars, in der hiſt. Litter. de femmes franç. I. p. 545 et ſq.

**) D'Aunoy Letters p. 181.

***) Dieſe erlaubte und öffentliche Curteſie hieß im Spaniſchen galanteas. d'Aunoy I. p. 47. Ella lui permit de la galantear. C'eſt le terme uſité, lorsque l'on s'attache à ſervir une Dame du Palais; et c'eſt une choſe ſi commune, qu'encore, qu'un

Die Damen des Pallaſtes erſchienen nicht anders öffentlich, als an großen Gala-Tagen, wo die Königinn ſich an der Seite des Königs dem ganzen Hofe zeigte; oder an feierlichen Proceſſionen, wo die Liebhaber ihre Geliebten unterhalten durften *). Den größten Theil des Jahrs durch ſahen die Liebhaber der Damen des Pallaſtes ihre Schönen nicht anders, als am Fenſter, oder hinter den Jalouſien der Fenſter, und redeten mit ihnen nicht anders, als in der Minen- und Fingerſprache **). Die Spanier hatten dieſe Galanterie auch in Brüſſel eingeführt, wo der Herzog von Orleans, und die franzöſiſchen Herren, die ihn begleiteten, den Hofdamen unter ihren Fenſtern aufwarteten, wo es ſehr ſchwer war, mit ihnen zu reden ***).

Wenn

---

qu'un homme ſoit marié, il ne laiſſe par de rendre publiquement à ſa maitreſſe les mêmes ſoins, que l'on rend à celle, dont on veut faire la femme - - II. p. 119. J'ai vu des gens mariés, et même de grands Peres, qui n'etoient occupez que de l'amour d'une Dame du palais

*) Ce, qu'ils appellent dar Lugar. Mad. de Villars in der hiſt. litter., des femmes Franç. I. 552.

**) II. ci. beſ. Letters p. 284.

***) Memoir: du Duc d'Orleans p. 157. mais c'étoit à l'Eſpagnole, ne ſe voyant que par une jalouſie fort haute, d'où il étoit très - difficile de ſe faire entendre.

Wenn ſehr intereſſante Fremde an den Spaniſchen Hof kamen, und nicht ſo lange blieben, daß ſie die Damen des Pallaſtes an einem öffentlichen Audienztage verſammelt ſehen konnten; ſo erhielten die Damen von dem Könige die Erlaubniß, die Fremden in einem Vorzimmer des Pallaſtes anzunehmen, und einige Stunden mit ihnen zu ſprechen *). An Gala-Tagen unterhielten ſich die Galanteos de palacio in Gegenwart des Königs und der Königinn mit den Schönen, welche ſie anbeteten, und jede Dame hatte die Freyheit, zwey Anbeter an ihrer Seite zu haben, welche ſich ſelbſt in Gegenwart des Königs und der Königinn gleich den Grandes bedecken durften. Man gab von dieſer Freyheit den Grund an, daß die Galanteos von den Reitzen ihrer Damen ſo berauſcht wären, daß ſie nicht wüſten, was um ſie ſey, und was ſie thäten: weßwegen man ihnen auch den Nahmen der Embevicidos. oder der Liebestrunkenen gab **). Wer ſich um die

---

*) Dieſe Ehre widerfuhr dem Marſchall von Baſſompierre. Memoires II. p. 9. 16.

**) ll. cc. et Motteville V. 51. la raiſon, qu'ils m'en donnerent, fut, qu'on les jugeoit être tan die Gunſt einer Dame des Pallaſtes bewarb, muſte ſich durch feinen Witz, hohe Galanterie, und eine ausgeſuchte Sprache unterſcheiden, indem in dem Pallaſte eine eigene Art von Witz, Galanterie, und Sprache herrſchte, die man, wie eine Kunſt lernte *). Wann die Königinn mit ihren Damen ſpatzieren fuhr, oder auf Eins der verſchiedenen Luſtſchlöſſer reiſte; ſo begleiteten die Galanteos de Palacio, welche die Erlaubniß erhalten hatten, die Schönen bald zu Pferde, meiſtens aber zu Fuß, und ſehr oft als Maulthiertreiber, oder als andere gemeine Leute verkleidet, um nicht erkannt zu werden **). Die vornehmſten Herren ließen ſich weder durch die ſchmutzigen Stra-

---

embevicidos, ſi attentifs à voir leurs Dames, ſi enivrez et ſi étourdis de leurs charmes, qu'ils n'avoient point d'yeux que pour elles, et ne voyoient rien de ce, qui ſe paſſoit devant eux.

*) Letters p. 214 One muſt have a certain peculiar ſort or Wit, that's neat and refined; he muſt have choice phraſes and expreſſions, and ſome ways, and modes not common; he muſt underſtand how to write both inu Proſe, and verſe, and that too better, than another. et p. 184. In the Pallace there reigns a certain Genius and Strain of Wit, quite different from that of the city, and ſo peculiar, that one muſt learn it as they do an art, or a trade.

**) ll. cc. inpr. Memoir. de Mad. d'Aunoy II. 119 120.

Straßen der Hauptſtadt, noch durch die moraſtigen Wege nach den Luſtſchlöſſern abhalten, ſich ihren Schönen zu nähern; und wenn dieſe grämliche Duennas, oder Guardadamas hatten, ſo erfuhren die Cavaliere die Kränkung, daß man die Vorhänge an den Wägen dicht zuzog, oder daß man ihnen die Weiſung gab: die feurigſte Liebe ſey zugleich die ehrerbietigſte, und beſcheidenſte. In dieſen Fällen blieb den troſtloſen Liebhabern weiter nichts übrig, als ihre ſchmachtenden Augen reden zu laſſen, oder in tiefe Seufzer auszubrechen. Auch ſeufzten ſie bisweilen ſo laut, daß man es in groſſer Entfernung hören konnte *). Viele Cavaliere richteten ſich durch die koſtbaren Geſchenke zu Grunde, welche ſie ihren Schönen machten: eine Galanterie, von welcher Madame d'Aunoy verſichert, daß ſie erſt zu ihrer Zeit entſtanden ſey **). Viel älter war die Gewohnheit, den Wundärzten ausſchweifende Geſchenke zu geben, welche den Schönen die Ader geöffnet hatten, und dann ihren Anbetern eine Binde, oder ein Tuch überreichten, an

---

*) p. 181.

**) Memoir. II. 118. 119.

welche oder welches etwas von dem koſtbaren Blute der Geliebten gekommen war *). Kein Cavalier, der eine Dame begleitete, wagte es, ihr die Hand zu geben, oder ihren Arm unter den ſeinigen zu nehmen. Die Spanier umwickelten ihren Arm mit dem Mantel, und boten alsdann den Damen den Ellbogen dar, damit ſie ſich darauf ſtützen könnten **). Glückliche Liebhaber küßten ihre Schönen nicht. Die gröſte Liebkoſung der Spanier beſtand darin, die Arme ihrer Geliebten mit den Händen zu umfaſſen, und zärtlich zu drücken ***); ſo wie eine der gröſten Galanterien dieſe war, ein Schnupftuch an den Mund, an die Augen, und an das Herz zu halten ****). Wer wird ſich nach dem, was ich bisher geſagt habe, nicht wundern, daß die Liebesſeuche durch alle Stände, Geſchlechter und Alter in Spanien verbreitet war: daß dieſe ſcheußliche

---

*) Letters p. 285.

**) Letters p. 277.

***) d'Aunoy II. p. 25.

****) ib. I. 162. Le Roi prenant ſon mouchoir dans ſa main le porta pluſieurs fois à ſa bouche, à ſes yeux, et à ſon coeur, cequi eſt une fort grande galanterie en Eſpagne.

Krankheit zu den erſten Hochzeitsgeſchenken gehörte, welche die Spanier ihren jungen Frauen machten: daß Männer und Weiber, Vornehme und Geringe von dieſer Krankheit, wie von einer jeden andern Unpäßlichkeit ſprachen, in die man ohne ſeine Schuld gefallen war *).

Eins der berühmteſten Muſter Spaniſcher Galanterie war der ſchöne, geiſtvolle, und tapfere Herzog von Villa Medina, welcher der Königinn Eliſabeth, Gemahlinn Philipps IV. nicht bloß den Hof machte, ſondern ſie wirklich liebte. Um ſeiner erlauchten Schönen die Empfindungen ſeines Herzens zu erkennen zu geben, trat er einſt in Gegenwart der Königinn an den Altar, auf welchem man reichliche milde Gaben für die Seelen im Fegefeuer geopfert hatte, und ſprach: meine Liebe wird ewig dauern, und eben ſo endlos werden die Quaalen meiner Liebe ſeyn. Die Martern der Seelen im Fegefeuer werden aufhören: die meinigen hingegen werden nie ein Ende haben. Die Hoffnung, das Ende ihrer Leiden zu ſehen, richtet die Seelen im Fegefeuer auf. Ich bin ohne Hoffnung und Troſt, und dieſe mil-

---

*) Letters d'Aunoy p. 109.

den Gaben würden alſo eher mir, als den abgeſchiedenen Seelen gebühren. Nicht lange hernach erſchien er an einem Ringelrennen in einem Kleide, das ganz mit neugeprägten Realen beſetzt war, und hatte zur Deviſe die Worte: mis amores ſon realles. *). Ohngefähr um dieſelbige Zeit ſchrieb er eine Komödie, die einen ſo allgemeinen Beyfall erhielt, daß die Königinn am Geburtstage des Königs bey der erſten Vorſtellung des Stücks mitſpielen wollte. Bey der Aufführung des Schauſpiels gehörte es mit zur Rolle der Königinn, daß ſie ſich in eine Maſchine, welche eine Wolke vorſtellte, verbergen muſte. Der verliebte Herzog hielt ſich in der Nähe der Wolke auf, und hatte veranſtaltet, daß Einer ſeiner treuen Diener auf ein gewiſſes Zeichen die gemahlte Leinwand an der Maſchine wie von ohngefähr anzünden muſte. Das Feuer griff ſchnell um ſich, und ſchien dem Leben der Königinn Gefahr zu drohen. Der Herzog von Villa Medina ſäumte keinen Augenblick, die Königinn aus der Maſchine herauszuheben, und ſie aus dem

bren-

---

*) Dieſe zweydeutigen Worte konnten heiſſen: Meine Liebe iſt Geld, oder ſind Realen, und meine Liebe iſt Königlich.

brennenden Schauſpielhauſe an einen Platz zu tragen, wo ſie von dem Feuer nichts mehr zu fürchten hatte. Man behauptete, daß der Herzog bey dem Forttragen der Königinn einige Gunſtbezeugungen genommen, und beſonders den Fuß der Königinn berührt habe. Wenigſtens meldete der Herzog von Olivarez beides dem Könige; und auf dieſe Angabe ertheilte Philipp IV. den Befehl, daß der Herzog von Villa Medina ermordet werden ſollte *).

Die Spaniſchen Cavaliere affectirten ſehr oft eine romanhafte Liebe gegen Damen, welche ſie wenig, oder gar nicht kannten, denen ſie keine wahre Liebe einflößen wollten, und von welchen ſie keine ernſtliche Gegenliebe erwarteten; und einer ſolchen Prunkliebe opferten ſie nicht ſelten einen großen Theil ihres Vermögens auf. Man kann alſo leicht denken, daß die Aufopferungen unendlich größer wurden, wenn die Liebe ernſtlich war; denn die Spanier, und Spanierinnen liebten viel feuriger, treuer und ſtandhafter, als andere Europäer, und Europäerinnen. Vornehme Spanier nahmen es den Schö-

---

*) Letters D'Aunoy p. 87 88.

Schönen, welche ſie liebten, nicht allein nicht übel, wenn dieſe ihre Liebe ablehnten; ſondern ſie ſchenkten ſogar ſterbend, wenn die Schmerzen der hoffnungsloſen Liebe ſie in's Grab ſtürzen wollten, den unerbittlichen Geliebten ihr ganzes Vermögen, damit ſie deſto glücklicher werden möchten *). Spaniſche Liebhaberinnen verließen Eltern, Geſchwiſter und Vaterland, und ſuchten ihre Liebhaber, die in Türkiſche Gefangenſchaft gerathen waren, in Afrika auf, um ſie, wo möglich, aus der Sclaverey zu befreyen, oder ihnen wenigſtens ihr Schickſal zu erleichtern **). Die Liebe der Spanierinnen wurde weder durch die Abweſenheit ihrer Liebhaben geſchwächt, noch durch die gröſten Unfälle erſchüttert ***). Wenn Spanierinnen einmahl liebten, ſo waren ſie mit Herz und Sinn in die Gegenſtände ihrer Liebe verſunken, und die ganze übrige Welt war ihnen gleichgültig ****). Dieſer unermeßlichen

---

*) Letters p. 69 et ſq..

**) ib. p. 74 et ſq.

***) ib. et p. 93.

****) ib. p. 231. Theſe Ladies never deſire to oblige any other than their Gallants. They are entirely taken up with him, etc.

lichen Liebe entſprach aber auch ihre Eiferſucht, und Rachgier, wenn die ihnen geſchworne Treue verletzt wurde. Männer und Liebhaber brachten ohne Rührung und Reue ihre Weiber und Geliebten; und Geliebte ihre Liebhaber um *).

Die Eingeſchloſſenheit der ehrbaren Frauen und Jungfrauen hatte in Spanien, wie vormahls in Griechenland, und von jeher in den Morgenländern die Folge, daß öffentliche Buhlerinnen geduldet, und

---

*) ib. p. 203. 222. Um die Zeit, als die Frau von Aunoy in Spanien war, lockte eine vornehme Dame ihren Liebhaber, der ihr untreu geworden war, in ein Haus, wo alles ihr zu Gebote stand, oder von ihren Winken abhing. Nachdem ſie dem Untreuen ſeine Treuloſigkeit mit aller Heftigkeit der beleidigten Liebe vorgeworfen hatte; bot ſie ihm einen Dolch, und einen Giftbecher dar, und ließ ihm die Wahl, welchen von beiden er nehmen wolle. Der Liebhaber trank den Giftbecher ohne Zaudern aus, weil er wohl wuſte, daß alles Flehen vergeblich ſeyn würde. Da er das Gift getrunken hatte, ſo beklagte er ſich bloß darüber, daß es ſo bitter geweſen ſey, und befahl der Dame, daß ſie in Zukunft etwas mehr Zucker hineinwerfen möchte. Das Gift war ſo heftig, daß der Liebhaber bald in Convulſionen fiel. Die Convulſionen dauerten ohngefähr eine Stunde, und die Dame wich nicht eher vom Platze, als bis der noch immer von ihr geliebte Ritter den Geiſt aufgegeben hatte.

von der Obrigkeit geſchützt wurden *). Selbſt dieſe Buhlerinnen verlangten während der Zeit, daß man ſie beſuchte, unverbrüchliche Treue von ihren Liebhabern; und wenn ſie merkten, daß dieſe zu andern Mädchen ihres Gelichters gingen, ſo mißhandelten ſie dieſelben öffentlich nicht bloß mit Worten, ſondern ſogar thätlich. Die vonehmſten Spanier übten gegen ſchöne und berühmte Curtiſanen ein eben ſo unſinnige Verſchwendung, wie gegen die erſten Damen des Palaſtes **); und die Curtiſanen nahmen häufig die Perſonen der vornehmſten Damen vom Stande an. Die Könige von Spanien mochten eine Curtiſane, oder ſonſt eine Mätreſſe beſuchen; ſo zahlten ſie nach der Etiquette des Hofes für jeden Beſuch nie mehr, als vier Piſtolen ***). So viel gab alſo Philipp der IV. auch nur einer der berühmteſten Buhlerinnen, welche ihre Gunſtbezeugungen um viele hunderte und ſelbſt tauſende von Dublonen zu verkaufen gewohnt war. Die Curtiſane wurde über den geringen Preis, den der König auf den Genuß ihrer Reize geſezt hatte, ſo ſehr aufgebracht, daß ſie ſich entſchloß, eine der Beleidigung angemeſſene Rache zu nehmen. Sie legte männliche Kleider an, und bat ſich von dem Könige eine Privat-Audienz aus. Als ſie ſich dem Könige zu erkennen gegeben hatte, ſo zog ſie einen Beutel mit vierhundert Piſtolen hervor, und warf ihn mit den Worten auf den Tiſch hin: ſo bezahle ich meine Mätreſſen. Sie nannte den König ihre Mätreſſe, weil ſie in ritterlicher Kleidung zu ihm gekommen war.

---

*) Voy. en Eſpagne p. 46. 132. 33. D'Aunoy Letters p. 112 et ſq. p. 222.

**) l. c.

***) D'Aunoy Letters p. 283.

Die Kleidung und der Putz der Spanierinnen war eben ſo original, und ſo wenig veränderlich, als ihre Lebensart, ihre Galanterie, und Art zu lieben. Vornehme und geringe Weiber ſchminkten ſich ſo unmäßig mit rother und weiſſer Schminke, daß ſie dadurch Fremden, die nicht daran gewöhnt waren, Eckel einflößten *). Sie legten nicht bloß auf die Wangen, ſondern auch auf die Oberlippen, auf die Ohren, auf die Hände und Finger, auf die Stirn und Schultern Roth auf, und machten ſich ſelbſt Augenbrau-

---

*) Voyage en Eſp. p. 48. 90. D'Aunoy Letters p. 140 et ſq.

nen, die wie ein feiner Faden von Haaren gezogen waren [*]). Die große Menge von Schminke, womit ſie das ganze Geſicht überſtrichen, wird als der vermuthliche Grund angegeben, warum die Spanierinnen einander nicht küßten, indem beym Küſſen der Mund der Grüßenden wäre gefärbt, und die Schönheit der Begrüßten wäre vermindert worden [**]). Aeltere Damen trugen Oberkleider von ſchwarzem, oder grauem; jüngere von weißem, oder farbigen Atlas, oder Taffent. Dieſe Kleider ſchloſſen ſich an die Oberhälfte des Cörpers feſt an, und wurden vorn nicht ſelten mit Knöpfen von koſtbaren Edelſteinen zugeknöpft [***]). Sie bedeckten die Bruſt und den Hals gröſtentheils, hinten hingegen waren ſie ſo tief ausgeſchnitten, daß man bis auf den halben Rücken hinab ſehen konnte [****]). Die Oberkleider hatten enge Ermel; nur an den Schultern waren Wülſte, oder, wie Madame d'Aunoy wenigſtens in der Engliſchen Ueberſetzung ſagt, Flügel angebracht

---

*) Letters p. 125. 145.

**) Letters p. 143.

***) Letters p. 82.

****) ib. p. 138.

gebracht. Das Oberkleid war vorn und an den Seiten ſo lang, daß man die Füße dadurch nicht ſo wohl bedecken, als hinein wickeln konnte, und die Spanierinnen übten ſich von Kindheit an darin, auf die Oberkleider zu treten, ohne darüber zu fallen *). Ueber dieß Oberkleid warfen die Spanierinnen noch eine Art von Contuſche, oder Mantille, die bis an die Kniee ging. Die Abſicht dieſes Kleidungsſtücks war ihrem Vorgeben nach dieſe, daß dadurch das Oberkleid länger erhalten werden ſolle. Sie wuſten aber ſelbſt nicht mehr, daß ſie dieſe Art von Pallium von den Mohrinnen erhalten hatten. Das Oberkleid war in ältern Zeiten beſtändig zu Hauſe, wie bey Beſuchen über ungeheure Reifröcke ausgebreitet. Solche große Reifröcke legte man unter Carl II. nur noch alsdann an, wenn man bey Hofe, oder andern feierlichen Gelegenheiten erſchien. Sonſt aber begnügte man ſich mit kleineren Vertügaden, die weniger ſchwer zu tragen, und weniger unbequem beym Sitzen waren **). Unter dem Oberkleide hatten die Spanierinnen

---

*) ib.

**) Letters p. 138.

nen im Winter wenigſtens zehn bis zwölf, im Sommer ſieben bis acht Röcke; und Madame d'Aunoy konnte nicht begreifen, wie ſo kleine und ſchwache Weiber eine ſolche Laſt von Kleidern fortſchleppen konnten *). Die zahlreichen Unterröcke waren aus den koſtbarſten und ſchwerſten Zeugen, aus Sammt, aus Gold- und Silberſtoff, oder Atlas verfertigt, und mit Treſſen, oder Spitzen reich beſetzt. Der unterſte Unterrock war entweder ganz aus Engliſchen Spitzen, oder feinen mit Gold geſtickten Muslin gemacht, und ſo weit, daß er vier Ellen im Umfange hatte. Solche Unterröcke koſteten bisweilen fünf bis ſechshundert Cronen. Vornehme Spanier und Spanierinnen hatten Hemden von feiner Leinwand. Weil aber dieſe ſelten und theuer war, ſo ſchaffte man nur wenige an, und trug ſie ſehr lange, bevor man dieſelben waſchen ließ: weßwegen man in Frankreich die Wäſche der Spaniſchen Hofleute, und Hofdamen ſehr häßlich fand **). Selbſt Angeſehene Herren und Frauen ſchränkten ſich auf Ein Hemd ein, und muſten ſich gefallen laſſen, ſo lange im Bette liegen zu bleiben, bis ihr Hemd gewaſchen und getrocknet war. Ein weſentliches Stück der Spaniſchen Damen-Kleidung waren lange hängende Ermel, die unmittelbar über der Hand befeſtigt, und mit Treſſen, oder Spitzen beſetzt wurden *).

---

*) p. 139.

**) Letters p. 141. Motteville V. 88.

Der Schmuck der Spanierinnen war eben ſo ſchwerfällig, als ihre Kleidung. Ihre Gürtel beſtanden aus Zuſammenſetzungen von Münzen, und Reliquien. Manche Kirchen hatten von den letztern nicht ſo viele, als einzelne Spanierinnen an ihrem Gürtel trugen. Keine Spanierinn war je ohne den Strick irgend eines geiſtlichen Ordens, der aus ſchwarzer, brauner, oder weißer Wolle gewirkt war, und vorn am Kleide herabhing. Madame de **Villars** ſah einſt, daß die Tochter des Herzogs von **Alba** eine Piſtole an einem breiten Bande an der Seite trug **). Die Spaniſchen Damen begnügten ſich nicht mit Einer Garnitur von Juwelen. Sie hatten deren immer mehrere von Diamanten, Rubinen, Smaragden, Türkiſſen, oder Perlen ***). Die Spaniſchen

---

*) Letters, et Motteville II. cc.

**) Hiſt. litter. des femmes franç. I. 554.

***) Letters p. 140.

ſchen Juwelirer faßten das Geſchmeide ſo ſchlecht, daß die Steine und Perlen faſt ganz durch das ſie einſchließende Gold bedeckt wurden. Wenn man die Spanier und Spanierinnen aufmerkſam darauf machte, ſo antworteten ſie, daß das Gold eben ſo ſchön, als Edelſteine und Perlen ſey *). Halsbänder von Steinen, oder Perlen waren in Spanien unbekannt. Deſto häufiger und ſchwerer trug man Ringe, Armbänder, Bruſtſchleifen, Ohrgehänge, und Haargeſchmeide von Edelſteinen und Perlen. An den breiten Bruſtſchleifen von Diamanten, hingen entweder Ketten von ächten Perlen, oder ein Dutzend kleinerer Schleifen von Diamanten, welche man nach der einen oder andern Seite hin befeſtigte **). Die Ohrgehänge waren Händelang, und ſo ſchwer, daß man hätte glauben ſollen: die Ohrlappen müßten dadurch ausgeriſſen werden. Einige trugen ſogar Uhren, kleine Glocken, fein gearbeitete Engliche Schlüſſel, und andere Brelocken als Ohrgehänge ***). Die Haare ſteckten voll von Nadeln,

---

*) ib.

**) Letters p. 141.

***) ib.

deln, die aus allerley koſtbaren Steinen bald in Formen von Fliegen, bald von Schmetterlingen verfertigt waren. In dem Haar- und Kopfputz der Spanierinnen fand eine größere Mannigfaltigkeit, als in ihrer Kleidung, oder in den Formen des Schmuckes Statt. Alle Damen trugen Peruken oder falſche Haare, welche die eigenen Haare bedeckten *). Die Spanierinnen theilten ihr Haar an den Seiten, und wickelten es vorn auf dem Kopfe zuſammen, ſo daß ſie eine breite Friſur und eine ganz entblößte Stirn ohne Locken erhielten. Das übrige Haar wickelte man in mehrere Flechten zuſammen, und befeſtigte dieſe mit Bändern an den Kopf. Die Spaniſchen Bänder waren nicht ſchön: deſto ſchöner waren die Federn, die auf verſchiedene gefällige Arten gefärbt waren **). So ſehr Madame d'Aunoy die Schönheit der Spaniſchen Federn bewunderte; ſo wenig gefielen ihr die Arten, auf welche die Spanierinnen die Federn in ihr Haar ſteckten, weil in Frankreich

---

*) Motteville I. 87-89. d'Aunoy Letters p. 82. 141.

**) Madame d'Aunoy konnte nicht begreifen, warum man ſolche bunte Federn nicht auch in Frankreich machte.

reich bloß Kinder auf eine ähnliche Art mit Federn geſchmückt wurden. Die Braut Ludewigs XIV. trug an ihrem Vermählungstage eine weiße Haube, welche ihre ſchönen Haare ganz bedeckte *). Zwanzig Jahre ſpäter hatten die Spaniſchen Damen weder bey Tage noch bey Nacht ſolche Coeffüren, als womit ſich die Franzöſinnen putzten **); ausgenommen, daß alte Damen Netze von ſchwarzem Flohr, oder ſchwarzen Spitzen über ihr Haar warfen, und die Damen des Palaſtes, wenn ſie ausritten, große Hüte aufſetzten ***). Keine Spaniſche Dame war feſtlich geputzt ohne große Brillen, und hohe Patins. Je vornehmer Perſonen von beiderley Geſchlecht waren, deſto größere Brillen trugen ſie, und dieſe Brillen, welche man für Zeichen, und Vermehrungsmittel der Gravität hielt, trugen Manche den ganzen Tag, bis ſie zu Bett gingen ****). Die Patins waren Ueberſchuhe von Goldſtoff, oder Sammt, mit goldenen Abſätzen, oder vielmehr Geſtellen, wodurch die Damen um einen halben Schuh oder noch mehr vergrößert wurden *). Mit dieſen Patins gingen die Damen ſo unſicher, daß ſie ſich entweder auf zwey Meninos, oder eben ſo viele Edeltöchter ſtützen mußten. Die gewöhnlichen Schuhe der Spanierinnen hatten keine Abſätze; und in dieſen gingen, oder ſchwebten ſie vielmehr ſo leicht und ſchnell über den Boden hin, daß Madame d'Aunoy glaubte: Franzöſinnen würden den leichten und ſchleifenden Gang der Spanierinnen in hundert Jahren nicht lernen. Selbſt noch in den Zeiten der Madame d'Aunoy waren die Kleider der Spaniſchen Damen allenthalben mit Agnus dei, oder kleinen geweihten Bildern beſetzt **). Wenn man die wenigen vorhin bemerkten Veränderungen abrechnet; ſo waren die Kleidung, der Schmuck und Putz der Damen ſchon ſeit mehr als hundert Jahren in Spanien eben ſo geweſen, wie Madme d'Aunoy ſie antraff, und ſchilderte ***). Dieß galt

---

*) Motteville V. 89. Ses beaux Cheveux étoient cachez ſous une maniere de bonnet blanc autour de ſa tête, qui étoit plus propre à la defigurer, qu'à lui donner de l'ornement.

**) l. c. d'Aunoy.

***) ib. p 82. et Memoires I. p. 160.

****) Letters p. 145. 146.

---

*) Letters p. 81. 139. Memoir. II. 23.

**) S. 141.

***) Letters p. 82.

auch von der Trauerkleidung, welche nach dem Urtheile der Franzöſinnen ſelbſt die ſchönſten Damen verunſtaltete *). Dieſe Trauerkleidung beſtand zuerſt in einer Robe von ſchwarzer Serge, über welche eine Mantille von Leinwand bis an die Knie herabhing. Den Kopf bedeckte ein weiſſer Schleier, der hinten tief hinabfiel. Uber den Schleier zog man einen weiten Mantel von ſchwarzem Taffent her, der ſo lang war, daß er hinten die Füße verbarg: und den ſchwarzen Mantel hielt auf Reiſen ein großer Hut feſt, der unter dem Kinn mit ſeidenen Bändern zugebunden wurde **).

Wenn die Spaniſchen Damen ihrer Toilette machten, ſo ließen ſie ſich jedesmahl mahls von ihren Cammerfrauen mit koſtbarem Rauchwerk räuchern, und von Einer der älteſten Cammerfrauen wohlriechendes Waſſer in's Geſicht und auf den übrigen Leib ſpritzen *). Man glaubte in Spanien, daß Orange-Waſſer dadurch kräftiger werde, wenn eine alte Frau es zuerſt in den Mund nehme, und dann zwiſchen die Zähne durch auf ihre Gebieterinn ſpritze. Dieſe ſchmutzige von den Mohren abſtammende Gewohnheit fiel den Ausländerinnen nicht mehr auf, als eine andere Sitte, die gleichen Urſprungs war. Wenn vornehme Spanierinnen ſich bey Beſuchen in trocknen Confituren ſatt gegeſſen hatten; ſo packten ſie von dem übrigbleibenden Vorrath bisweilen vier bis fünf Schnupftücher voll, befeſtigten dieſe Bündel an die Zirkel ihrer Reifröcke, und brachten ſie auf dieſe Art zu Hauſe **). Noch einziger aber war die Liebhaberey der Damen in Bayonne, die bey Beſuchen kleine, mit ſchönen Halsbändern gezierte Ferkel unter dem Arm trugen, wie die Frauenzimmer in andern Ländern kleine Schoßhunde tragen. Die

---

*) Letters p. 59.

**) Die Trauer der Spaniſchen Witwen dauerte zwey Jahre. Im erſten Jahre lebten ſie in feſt verſchloſſenen Zimmern, in welche kein Strahl des Tageslichts fallen durfte, und die mit ſchwarzem Boy' behangen waren. Im zweyten Jahre begaben ſie ſich in ein Zimmer, welches grau ausgeſchlagen war, und gar keine Gemählde, oder andere koſtbare Möblen enthalten, ſo wie die Traurenden an ihrer Perſon gar keine Edelſteine, Perlen, und farbige Stoffe tragen durften. ib. Auch die Trachten der Männer waren untee Carl *II.* noch eben ſo, wie ſie unter Kaiſer Carl *V.* geweſen waren. Motteville V. 91. 92. d'Aunoy Memoir. I. 115. 116.

---

*) Letters p. 126.

**) p. 147.

Schönen in Bayonne konnten ſich von ihren Lieblingsthierchen auch dann nicht trennen, wann ſie zu einen Baile gingen. Während des Tanzes aber muſten ſie die Ferkel auf den Boden ſetzen; und dann liefen die lebhaften Schweinchen grunzend in dem Tanzſaale umher, wo ſie die Tanzenden noch öfter durch ihr Umherrennen, als die Muſik durch ihr Geſchrey ſtörten *).

---

*) Madame d'Aunoy Letters p. 2. Das Franzöſiſche, was die Damen in Bayonne ſprachen, war 1679 ſo ſchlecht, daß Madame d'Aunoy es nicht verſtehen konnte.

Zweyter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts, unter den übrigen gebildeten Europäiſchen Völkern; vom Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts bis in die Mitte des ſiebenzehnten.

Ueber den Zuſtand des Geſchlechts in Italien, Deutſchland, England, Holland und der Schweiz, und das Verhältniß deſſelben zum ſtärkern Geſchlechte während des ſechszehnten, und der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts kann man aus Mangel an Nachrichten nicht ſo ausführlich reden, als über die Lage und Schickſale der Franzöſinnen und Spanierinnen. Doch darf man im Ganzen annehmen, daß die Schönen in Italien ſich den Spanierinnen, und die in den nördlichen cultivirten Ländern Europens ſich den Franzöſinnen am meiſten genähert haben.

Die Italiänerinnen des ſechszehnten Jahrhunderts wurden beynahe eben ſo enge, als die Spanierinnen eingeſchloſſen.

Edle Jungfrauen hatten noch weniger Freyheit, als vornehme Frauen. Jene waren in einer ſo ſtrengen Verwahrung, daß man ſelbſt Fürſtenſöhnen keinen Zutritt zu ihnen geſtattete *); und man ſah es ſchon als etwas außerordentliches an, wenn junge Mädchen aus den beſſeren Häuſern ſich einmahl im Jahre an dem größten Feſte einer Stadt, oder eines Orts zeigen durften **).

Unter den verheiratheten Frauen waren diejenigen, welche zu irgend einem Hofe gehörten, weniger eingeſchränkt, oder hatten wenigſtens häufigere Gelegenheiten, an Galatagen, bey feſtlichen Bällen, und Gaſtmählern öffentlich zu erſcheinen, als andere. Alle Edelfrauen hatten die Erlaubniß, ſich an bürgerlichen und gottesdienſtlichen Feſten an ihren Fenſtern, oder auf ihren Balcons zu zeigen, die Kirche, und das Theater zu beſuchen, und in ihren Kutſchen ſpatziren zu fahren. Der Regel nach blieben die Italiäniſchen Damen bey allen dieſen Veranlaſſungen von den Männern abgeſondert *). In gemiſchte Geſellſchaften kamen ſie nur an den Gala-Tagen der Höfe, an Bällen, und bey prächtigen Mahlzeiten. Selbſt an den Hof-Feſten ſcheint der Umgang von Herren und Damen kaum ſo frey, oder doch nicht freyer, als in Spanien geweſen zu ſeyn. Wenigſtens führt der **Lord Cherbury** es als eine große Gnadenbezeugung an, daß der Herzog von **Savoyen** ihn ſo oft, als er an den Hof gegangen ſey, zu irgend einer ſchönen Damen hingeführt, oder hingeſtellt habe **). Am vertraulichſten wurde die Gemeinſchaft beider Geſchlechter auf Bällen, indem unter den Italiäniſchen Tänzen mehrere waren, welche ſelbſt Franzoſen frey fanden ***). Bey prächtigen Mahlzeiten wurden die Frauen von ihren Männern bedient, die hinter ihren Stühlen ſtanden, und ihnen zu trinken, oder was ſie ſonſt brauch-

---

*) Nouvelles de la Reine de Navarre Vol. III. p. 43. Num. LI. N'ayant pas la liberté de lui parler, comme il vouloit, à cauſe de la bizarrerie de la coutume du pays.

**) Voyage de Montaigne p. 219. ce jour là tout ſe montre en public, jusqu'aux jeunes filles.

---

*) Montaigne l. c. p. 141. Partout où elles ſe laiſſent voir en public, ſoit en coche, en feſte, ou en theatre, elles ſont à part des hommes.

**) Life of Cherbury p. 109. A great favour among the Italians.

***) Montaigne l. c. p. 141. toutefois elles ont des danſes entrelaſſées aſſés libremant, où il y a occaſion de deviſer, et de toucher à la main.

brauchten, darreichten *). Aus dieſer Bedienung der Damen durch ihre Männer muß man ſchließen, daß das Cicisbeat gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts in Italien noch nicht bekannt geweſen ſey. Fürſten ſpeiſten mit ihren Gemahlinnen an derſelbigen Tafel, und geſtanden dieſen den Ehrenplatz zu **). Fürſtinnen boten vornehmen Fremdlingen die Ehre an, ſich von ihnen im Garten ſpatziren führen zu laſſen ***).

Wenn die Nachricht eines Franzöſiſchen Schriftſtellers richtig iſt; ſo hatten die Italiänerinnen in der Mitte des letzten Jahrhunderts noch weniger, als die Spanierinnen, die Freyheit, ohne ihre Männer Beſuche außer Hauſe zu machen. Die Römiſchen Damen warteten der Königinn **Chriſtina von Schweden** nach ihrer Ankunft in Rom auf, und dieſe Aufwartungen wurden für eine Erſchlaffung der alten ſtrengen Zucht gehalten *). Eine viel größere Abweichung von der alten ſtrengen Zucht war die Curteſie, welche die Marquiſe dú Guaſt gegen den Grand - Prieur de France, aus dem Hauſe Lothringen, und deſſen Begleiter in Neapel übte. Die Marquiſe hatten kaum die Anweſenheit des Lothringiſchen Prinzen erfahren, als ſie ihn wiſſen ließ, daß nur ihr Geſchlecht und die Sitte des Landes ſie abhielten, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Auf dieſes verbindliche Compliment warteten der Prinz, und ein Gefolge von zweyhundert Edelleuten und Staatsofficieren der Marquiſe ſo gleich auf. Die Marquiſe hatte nicht bloß ihre beiden ſchönen Töchter, ſondern einen glänzenden Kreis von andern edlen Frauen und Jungfräuen um ſich, welche ihr zu Liebe, und den Fremdlingen zu Ehren gekommen waren *). Die franzöſiſchen Cavaliere, welche Spaniſch oder Italiäniſch verſtanden, unterhielten ſich mit den Neapolitaniſchen Damen ſo frey, als ſie am franzöſiſchen Hofe zu thun gewohnt waren. Madame dû Guaſt bat den Grand-Prieur, und die begleitenden Cavaliere, daß ſie ihr Haus mit ihrer Gegenwart beehren möchten, ſo oft ſie ihre Zeit anderswo nicht angenehmer oder nützlicher zubringen könnten. Die Franzöſiſchen Fremdlinge kamen täglich zu der Marquiſe, und fanden ſtets die ſchönſten und vornehmſten Damen der Stadt und des Hofes vor. Man ſtellte häufig Ringelrennen, Bälle und feſtliche Mahlzeiten an. Man erklärte den Damen ſogar ſeine Liebe, und die Liebeserklärungen wurden nicht abgewieſen. Alle dieſe Höflichkeiten und Freyheiten entſprangen aber aus der Begierde, ſich den Befehlshaber der Flotte, und den Adel eines Reichs zu verpflichten, welchem der Marquis dû Guaſt vieles zu danken hatte. Ohne ſolche außerordentliche Veranlaſſungen lebten

---

*) ib. p. 142. Au ſouper les Dames ſon ſervies de leurs maris qui ſont debout autour d'elles, et leur donnent à boire, et ce, qu'elles demandent. An eben dieſer Stelle kommen merkwürdige Nachrichten über die damahlige Bereitung der Speiſen in Italien, und über die Anordnung prächtiger Tafeln vor

**) l. c. p. 111. Sa femme (die Großherzoginn von Florenz) eſtoit aſſiſe au lieu d'honneur; le Duc au deſſous; au deſſous du Duc, la belle ſeur de la Ducheſſe; au deſſous de celle-cy, le frere de la Ducheſſe.

***) Die Großherzoginn von Florenz, Mutter der Königinn Maria von Medicis bat es ſich von dem Marſchall von Baſſompierre aus, daß dieſer ſie im Garten ſpatzieren führen wolle. Auf dieſem Spatziergange trafen der Marſchall und ſeine Begleiter die Prinzeſſinn Maria an, welcher ſie auch vorgeſtellt wurden. Memoir. de Baſſompierre I. p. 36.

---

*) Galant. des Rois de France III. p. 226. ayant un peu relaché en ſa faveur de la ſeverité, qu'on a accoutumé de pratiquer en Italie.

---

*) Brantome Dames Galant. II. 240-242.

lebten die Damen in Neapel eben ſo zurückgezogen, und der Umgang mit Männern war eben ſo eingeſchränkt, als in dem übrigen Italien *). Aehnliche Nachgiebigkeiten gegen vornehme Fremde von beiderley Geſchlecht ſtimmten ſchon damahls, und noch mehr in der Folge den Ton der alten Strenge in verſchiedenen Gegenden von Italien herab, anſtatt daß man anderswo hartnäckig auf die alten Morgenländiſchen oder Spaniſchen Sitten zu halten fortfuhr. In Viterbo zeigte man noch zu Brantome's Zeiten die Beweiſe der Jungfrauſchaft von Bräuten, wie in Spanien **). Auch verbargen die Damen in mehrern Theilen von Italien ihre Füße eben ſo ſorgfältig, als die Spanierinnen ſie verſteckten ***).

---

*) Brantome p. 240. Il n'y manque, que la familiere libre, et franche converſation avec dames d'honneur, et de reputation. Als die Marquiſe ihre beiden Töchter dem Prinzen vorſtellte, ſo ſagte ſie: Voilà mes deux filles, auxquelles je commenderay, encor qu'elles neſoient ſi accomplies, qu'on diroit bien, de vous tenir compagnie à la Françoiſe, comme de dire, danſer, jouer, cauſer librement et honneſtement, comme vous faites à la cour de France.

**) l. c. I. p. 94.

***) I. p. 342.

Brantome fand die Damen in Neapel ſo ſchön, daß er geſtand, wenn er den Franzöſiſchen und Spaniſchen Hof ausnehme, nirgend ſchönere Damen geſehen zu haben *). **Montaigne** hingegen entdeckte in ganz Italien ſo wenige ſchöne Frauen und Mädchen, daß er verſicherte, in keinem Lande ſo wenige ſchöne Weiber bemerkt zu haben **); und dieſer treffliche Beobachter wiederhohlte den Ausdruck ſeiner Verwunderung über die Seltenheit ſchöner Weiber bey der Beſchreibung der vornehmſten Italiäniſchen Städte ***). Je weniger **Montaigne**

---

*) l. c. p. 241. que hormis nos cours de France, et d'Eſpagne, volontiers ailleurs n'ay-je point veu plus belles trouppes de Dames.

**) Voy. p. 109. M. de Montaigne diſoit, jusques lors n'avoir jamais veu nation, où il y eut ſi peu de belles femmes, que l'Italie.

***) p. 92. Bey der Beſchreibung von Venedig. Il n'y trouva pas cete fameuſe beauté, qu'on attribue aux dames de Veniſe, etc.: von Rom, p. 125. 141. von Florenz 279. Von den Römerinnen ſagte er, p. 141 daß ſie nicht ſchöner, aber liebenswürdiger, als die Franzöſinnen ſeyen: und daß man in Rom nicht ſo viele häßliche Weiber finde, als in Frankreich. Quant à la beauté parfaite et rare, il n'en eſt, diſoit-il, non plus, qu'en France, et ſauf trois où quattre, il n'y trouvoit nulle excellence: mais communement elles ſont plus agreables, et ne s'en voit point tant de ledes, qu'en France.

von der Schönheit der Italiänerinnen gerührt war, deſto mehr pries er ihren Geſchmack in Kleidung und Putz: bloß den Theil der Kleidung ausgenommen, der den Leib bedeckte. Der Franzöſiſche Weltweiſe fand, daß die obere Hälfte des Oberkleides der Italiänerinnen den Leib nicht genug einſchließe, und die Form deſſelben nicht genug ausdrücke, ſo wie er überhaupt glaubte, daß die Italiäner an ihren Schönen Fettheit, und überſtarke Brüſte zu ſehr ſchätzten *). Nach **Montaigne's** Urtheil war der Schmuck der Italiänerinnen ohne Vergleichung koſtbarer: die Art, den Kopf aufzuſetzen, vortheilhafter: der Wurf der Kleider mahleriſcher; und ihr Gang und Haltung liebreitzender, oder majeſtätiſcher, als die der Franzöſinnen **) Reiche Kleider koſteten den Italiänerinnen des ſechszehnten

---

*) p. 141. le cors eſt miens en France; car icy elles ont l'endret de la ceinture trop lache, et le portent, comme nos fames enceintes; — p. 111. Cette ducheſſe eſt belle à l'opinion Italienne, … le corſage gros, et de tetins a leur ſouhait.

**) p. 141. La teſte elles l'ont ſans compareſon plus avantageuſement accommodée, et le bas audeſſous de la ceinture … leur contenance a plus de majeſté, de molleſſe, et de douceur. Il n'y a nulle compareſon de la richeſſe de leurs vetemans aux noſtres; tout eſt plain de perles, et de pierreries.

ten Jahrhunderts weniger, als den Damen in andern Ländern, weil die prächtigſten Stoffe, und Stickereyen in Italien allein, oder doch am beſten verfertigt wurden. Eine ſchöne und vornehme Dame in Pavia, welcher der nachherige Marſchall de Foix und andere edle Jünglinge, und Männer den Hof machten, wählte zu ihrem Prachtkleide himmelblauen Atlas, und ließ in dieſem Atlas von dem beſten Sticker in Mailand lauter brennende Lichter ſticken, die von Schmetterlingen umflattert wurden, und manchen Schmetterlingen die Flügel verbrannten. Als der junge de Foix die Dame in dieſem Kleide zum Tanze führte, und ſie um die Bedeutung der Stickereyen bat; ſo antwortete ſie aufrichtig, daß ſie den Herren, welche ihr die Ehre erzeigten, ſie um ihrer Schönheit willen zu lieben, zu verſtehen geben wolle, ſich nicht zu ſehr zu nähern, weil ſie von ihren Bewerbungen weiter nichts haben würden, als daß ſie ſich gleich den Schmetterlingen des Kleides die Flügel verbrennten *). Nichts überraſchte Montaigne in Italien mehr, als daß die

---

*) I. 130. 131. Brantome Dames galant.

die Bäurinnen in der Gegend von Florenz und Lucca nicht nur meiſtens hübſch von Geſicht und Bildung, ſondern auch wie Frauen von Stande gekleidet waren, und eben ſo ſchön, als dieſe tanzten *). Er ſtellte in den Bädern bey Lucca den ſchönen Bäurinnen zur Liebe einen Ball an, wo er neunzehn Preiſe für die beſten Tänzer und Tänzerinnen ausſetzte, und an welchem die anweſenden Herren und Damen von Adel Theil nahmen **). Die Florentiniſchen Bäurinnen trugen die feinſten Schuhe, und die feinſten Strohhüte, die nirgend ſchöner, als in der Gegend von Florenz gemacht wurden ***). Wahrſcheinlich waren es ſolche Strohhüte, welche die Damen in Siena während der Meſſe, wie die Männer, abnahmen ****). Im Florentiniſchen, im Herzogthum Urbino und in einigen andern

---

*) p. 203. 241. C'eſt véritablement un ſpectacle agréable et rare pour nous autres François, de voir de payſannes ſi gentilles, miſes comme des Dames, danſer auſſi bien, et le diſputer aux meilleures danſeuſes.

**) p. 235. 237.

***) p. 203.

**** p. 117.

dern Gegenden von Italien grüßten die Weiber nach Franzöſiſcher Art durch Knixe *).

Die ſchönſten Weiber traff man in Italien, wie in Paris, unter den Curtiſanen, oder öffentlichen Buhlerinnen an **). Montaigne bewunderte die verrätheriſche Kunſt, womit die Curtiſanen in Rom das, was an ihnen ſchön war, vortheilhaft zu zeigen, und das, was hätte abſchrecken können, zu verbergen wuſten ***). Wenn Jemand eine Nacht bey einer Curtiſane zugebracht hatte, ſo konnte er ihr am folgenden Tage öffentlich aufwarten. Sonſt wurden bloße Unterhaltungen mit Curtiſanen faſt eben ſo hoch, als der Genuß ihrer Reitze bezahlt

---

*) p. 227.

**) p. 125. Au demurant que, comme à Paris, la beauté plus ſinguliere ſe trouvoit entre les meins de celles, qui la mettent en vante,

***) p. 160. Et notammant les courtiſanes, qui ſe montrent à leurs jalouſies, avec un art ſi traitreſſe, que je me ſuis ſouvent eſmerveillé come elles piquent ainſi notre veue; et ſouvant etant deſcendu de cheval ſur le champ, et obtenu d'être ouvert, je admirois cela, de combien elles ſe montroient plus belles, qu'elles n'etoient. Elles ſçavent ſe preſanter par ce, qu'elles ont de plus agreable; elles vous preſenteront ſulement le haut du viſage ou le bas ou le coſté, ſe couvrent ou ſe monſtrent, ſi qu'il ne ſ'en voit une ſule lede à la fenêtre.

zahlt *). Die reichſten Curtiſanen lebten zu Montaigne's Zeiten in Venedig, und die armſeligſten, oder am wenigſten anlockenden in Florenz. In der erſten Stadt erſtaunte er über nichts ſo ſehr, als daß hundert und funfzig Curtiſanen in Hausrath und Kleidung einen Aufwand wie Prinzeſſinnen machten, und daß die vornehmſten von Adel ſolche Buhlerinnen öffentlich beſuchten, und unterhielten **). Die Curtiſanen in Rom und Venedig zeigten ſich bloß an ihren Fenſtern: die in Florenz an den Thüren ihrer Häuſer, die eben ſo ſchlecht und ſchmutzig, als ihre Bewohnerinnen meiſtens häßlich, oder eckelhaft waren ***).

---

*) p. 167. Er beſuchte in Rom quelque fame des publiques, où j'ai trouvé cet'incommodité, qu'elles vandent auſſi cher la ſimple converſation, (qui étoit ce, que j'y cherchois, pour les ouir deviſer, et participer à leurs ſubtilitez), et en ſont auſſi eſpargnantes, que de la negotiation entiere.

**) p 92. Mais cela lui ſembla antant admirable, que nulle autre choſe, d'en voir un tel nombre, come de cent cinquante ou environ, faiſant une dépenſe en meubles et veſtemens de princeſſes; n'ayant autre fons à ſe maintenir que de cete trafique; et pluſieurs de la nobleſſe de là meſme, avoir des courtiſanes à leurs deſpens, au veu, et ſceu d'un chacun.

***) p. 287. 291.

In dem verdorbenen Rom wurde der Charfreytag ſo heilig gefeiert, daß die Damen nicht daran dachten, die Freyheit, welche ſie an dieſem Gedächtnißfeſte genoſſen, zu mißbrauchen; und die Curtiſanen ſelbſt ſetzten ihr Gewerbe aus. Alle Straßen und Kirchen waren mit Frauenzimmern angefüllt. Allein man ſah keine Spur von verliebten Lockungen. Vielmehr ſchien es, als wenn die ganze Stadt an dieſem Tage plötzlich umgewandelt wäre ***).

In Deutſchland, und den vereinigten Niederlanden, in England, Dännemark und Schweden muß man die Höfe von den Städten, die keine Fürſtenſitze enthielten, und unter den Städten diejenigen, in welchen ein herrſchender, oder patriciſcher Adel war, von den übrigen unterſcheiden, die dergleichen nicht hatten. In Deutſchland, und den übrigen genannten Reichen und Ländern waren die Damen, die zum Hofe gehörten, oder zu Hofe

---

***) p. 164. des Dames ſont ce jour-là en grande liberté; car toute la nuit les rues en ſont pleines, et vont quaſi toutes à pied. Toutes fois à la verité il ſamble, que la ville ſoit fort reformée, notamment en cete desbauche. Toutes oeillades, et apparances amoureuſes ceſſent.

Hofe gingen, nicht ſo eingeſchränkt, als in Italien und Spanien. Die Höfe in Deutſchland, u. ſ. w. ahmten die Einrichtung des Franzöſiſchen Hofes in eben dem Grade nach in welchem ſie die Franzöſiſche Sprache, die Franzöſiſche Kochkunſt, die Franzöſiſche Curteſie, und die Franzöſiſchen Moden annahmen *). Alle dieſe Höfe aber blieben in Anſehung der Pracht überhaupt, und beſonders in Anſehung der Zahl, Mannigfaltigkeit und Koſtbarkeit der Vergnügungen ſehr weit hinter dem Franzöſiſchen zurück; und Ringelrennen alſo oder Jagden, Bälle, Maskeraden, feſtliche Mahlzeiten und glänzende Aſſembleen folgten nicht ſo ſchnell und unaufhörlich auf einander, als am Franzöſiſchen Hofe **). Wenn vorneh-

---

*) Carloix II. 117. 118. u. ſ. w. Philanders von Sittenalt Geſchichte I. 659 ⸗ 683. S. Von dem Kaiſerlichen Hofe mochte es nicht ganz unwahr ſeyn, was man der Mademoiselle de Montpensier ſagte: I. p. 106. l'on y vie à l'Espagnole.

**) Die Königinn Eliſabeth von England gab dem Grand Prieur de France aus dem Hauſe Lothringen, und dem ihn begleitenden Adel ein Abendeſſen und einen Ball, an welchem ihre Hoffräulein die Jungfrauen des Evangeliums vorſtellten, und die Königinn ſelbſt mittanzte. Branme Herren prächtige Mahlzeiten gaben, ſo erſchienen ihre Frauen und Töchter, ſo wie die Damen der von ihnen geladenen Gäſte *); allein ein großes und lange unüberwindliches Hinderniß des feinen, und beſtändigen Umganges beider Geſchlechter ſelbſt an den Höfen waren die ungeheuer langen Mahlzeiten, das ſo genannte Zutrinken, und die daher entſtehenden allgemeinen Berauſchungen, welche in den nordiſchen Reichen bis in den Anfang unſers Jahrhunderts fortdauerten **). So lange man Mahlzeiten von vielen Stunden allen übrigen Vergnügungen vorzog: ſo lange alle feſtliche Mahle bloße Trinkgelage waren, und

---

Brantome hommes illuſt. II. 61. Im Haag verließen die Damen noch im J. 1665. ſchon um acht Uhr die Aſſembleen. Der Prinz von Oranien ſpielte eine halbe Stunde länger II. 2. Gourville.

*) Aubery du Maurier Memoires de Hambourg, de Lubeck etc. p. 349.

**) Carloix II. 144. 161. IV. 331. p. du Maurier l. c. p 26. 27. Philander von Sittewalt I. 771 -91. Gegen das Ende des dreyßigjährigen Krieges tranken die Franzoſen wenigſtens die Franzöſiſchen Krieger in Deutſchland ſtärker, als die Deutſchen, und konnten auch, wie Philander von Sittewalt ſagt, ohne Tabackſaufen nicht leben. II. cc.

und die Trinkgelage ſich in allgemeine Berauſchungen endigten: ſo lange man endlich vornehme Fremde dadurch ehrte, daß man ſie zu Wettkämpfen im Trinken aufforderte, und in dieſen Wettkämpfen zu beſiegen ſuchte; ſo lange konnten die Männer die Unterhaltung der Damen, und den Dienſt bey Frauenzimmern nicht zu ihrer vornehmſten, oder einer ihrer vornehmſten Beſchäfftigungen machen.

In den Städten, wo kein Fürſt-Hof hielt, waren alle vornehme und wohlhabende Einwohner in Zünfte, oder Geſellſchaften abgetheilt *). Jede Zunft oder Geſellſchaft hatte ihr Zunfthaus, oder Geſellſchaftshaus, oder ihre Trinkſtube, wo die Männer ſich täglich verſammelten, und Trinken, oder Spielen ihre einzigen, oder vorzüglichſten Ergötzungen ausmachten. Jede Zunft ſtellte jährlich an gewiſſen Tagen feierliche Mahlzeiten an, zu welchen die Weiber und Töchter der Zunftgenoſſen zugezogen, und die mit Tänzen beſchloſſen wurden. Solche Tänze wurden eben ſo oft zügellos, als die Feier von Hochzeiten, oder als die Vergnügun-

---

*) Man ſehe z. B. Heß Geſch. von Hamb. I. S. 402.

gen in den Bädern *). Am anſtändigſten waren in den Städten, welche einen herrſchenden, oder patriciſchen Adel enthielten, die ſogenannten Geſchlechtertänze, die von Zeit zu Zeit, beſonders anweſenden Fürſten, oder andern vornehmen Fremden zu Ehren gehalten wurden **). Montaigne wohnte im Jahr 1580. einem Geſchlechtertanze bey, der in Einem der Fuggeriſchen Palläſte gefeiert wurde. An den Seiten des Tanzſaals liefen zwey Reihen von Bänken her, die mit rothem Tuch überzogen, und bloß für die Damen beſtimmt waren ***). Die Tänzer hohlten ihre Tänzerinnen von dieſen Sitzen, und führten ſie wieder hin, ohne ſich im geringſten mit ihnen, wenn ſie ſaßen, zu unterhalten *). Jedes Tänzerpaar trat aus den Reihen heraus, wenn es ermüdet war, und ſchloß ſich nach einer kleinen Pauſe wieder an die Uebrigen an. Wenn die Tänzer ihre Tänzerinnen wieder aufforderten, ſo küßten ſie ihre eigenen Hände, welche die Damen annahmen, ohne die ihrigen zu küſſen. Bey dem Anfange des Walzens umfaßten die Tänzer nicht bloß ihre Schönen, ſondern legten Backen an Backen, und die Tänzerinnen ließen ihre Hände auf den Schultern der Tänzer ruhen, welche mit unbedeckten Häuptern tanzten **).

---

*) Man ſehe meine Geſch. des Mittelalters im Abſchnitt von den Sitten.

**) Man ſehe z. B. von Stetten Geſchichte von Augsb. I. S. 348. Zu einem öffentlichen Geſchlechtertanz ladeten im J. 1538. eilf junge Leute von den Geſchlechtern alle adeliche Frauen und Jungfrauen ein. Die eilf Ritter trugen alle Wämſer und Hoſen von rothem Atlas, ein ſcharlachenes Mäntelchen auf der rechten Schulter, und auf dem Haupte grüne Cränze, die mit goldenen Schnüren umwunden waren. Die Beinkleider waren mit rothem Doppel-Taffent durchzogen.

***) Voy. p. 57.

In den Städten, wo keine patriciſche Geſchlechter das Regiment führten, wie in Hamburg, Lübeck und Bremen, waren öffentliche Luſtbarkeiten, große vermiſchte Geſellſchaften, und freyer Umgang beider Geſchlechter noch viel ſeltener, als in den Städten, welche eine ariſtokratiſche Verfaſſung hatten. In den rei-

---

*) Eux ne ſe melent pas à elles.

**) Après avoir fait une petite poſe, ils les vont reprendre: ils baiſent leurs mains, les dames les reçoivent ſans baiſer les leur, et puis leur mettant la mein ſous l'aiſſelle, les embraſſent, et joignent les joues par le coſté, et les dames leur metent la main droite ſur l'eſpaule. Ils danſent et les entretiennent, tout decouvers, et non fort richement vetus.

chen und großen Hanſeeſtädten kannte man in den beiden letzten, und ſelbſt noch in der erſten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts faſt keine andere Geſellſchaften, als geſchloſſene Familienzirkel, in welchen Aemter, Reichthümer, und Alter den Rang und das Recht zu reden beſtimmten *). Die Männer hatten gewöhnlich keine andere Kenntniſſe, als welche ihre Würden und Beſchäftigungen nothwendig machten; und Frauen und Jungfrauen bekümmerten ſich bloß um die Haushaltung und einige weibliche Arbeiten. Bey einer ſo geringen Geiſtesbildung muſten die geſchloſſenen Familien-Geſellſchaften in eine nicht geringe Verlegenheit kommen, wenn dann und wann ein nachdrücklich empfohlener Fremder unter ſie eintrat; und Fremdlinge konnten in ſolchen Geſellſchaften kein großes Vergnügen finden, da ſie die Cotterien-Sprache und Cotterien-Scherze nicht verſtanden, und an den Stadt- und Familien-Neuigkeiten, welche man abhandelte, keinen Antheil nahmen. „In Hamburg, Lübeck und Bremen, ſagt Aubery du Maurier, der in dem Jahre 1637. nach Hamburg kam **), denken die

---

*) von Heß Geſch. von Hamburg II. 388 u. f. S.

**) p. 35. 36.

Weiber an nichts, als an ihre Haushaltung. Die Mütter beſchäfftigen ſich mit dem Innern ihres Hauſes, und die Töchter mit Nähen und Spitzenmachen. Die Sitten von Frauen und Jungfrauen ſind untadelich. Eine Coquette wäre ein Ungeheuer. Auch lieſt man keine Romane, welche eine Peſt der Jugend ſind. Man weiß nichts von Karten, oder andern Glücksſpielen, wodurch in Frankreich ſo viele Familien zu Grunde gerichtet werden: nichts von Komödien, Opern, Bällen und nächtlichen Maſkeraden, an welchen man tauſend Thorheiten und ſehr oft die gröbſten Ausſchweifungen begeht".

Montaigne fand die Städte in der Schweiz und in Deutſchland, die Straßen und öffentlichen Plätze in den Städten, die Wohnungen, und den Hausrath der Deutſchen, und Schweizer, ihre Tafeln, und Tafelgeſchirr ſchöner, und reinlicher, als in Frankreich, und Italien *). Allein Kleidung und Puz waren in Deutſchland und der Schweitz weniger prächtig, als in Italien und Frankreich, ſo ſehr auch die Reformatoren, und deren

---

*) Voyag. p. 21. 30. 41. 42. 52. 57. 67. 76. 77. 81. 94. 109.

deren Nachfolger über die einreiſſende Kleiderpracht geklagt hatten, und zu klagen fortfuhren. Montaigne ſah nie reichere Säle, als in den Fuggeriſchen Häuſern *). Um deſtomehr wunderte er ſich, daß die jungen Fugger, und die Söhne von andern Geſchlechtern nicht prächtiger gekleidet waren **) In der Schweiz traf Montaigne einen Landvogt von großem Anſehen mit einem Sohne, und einer Tochter auf der Reiſe in ſeine Landvogtey an. Die Tochter ritt, wie ihr Vater und Bruder, und hatte keinen weiblichen Bedienten bey ſich. Die Trachten waren ſo einfach und gleichförmig, daß man die Verſchiedenheit des Standes nicht an der Kleidung erkennen konnte ***). Die Schweizerinnen trugen damahls wie jetzt, Hüte, die nicht an den Kopf feſtgeſteckt, und entweder mit Seide oder mit Pelzwerk eingefaßt waren. Sie wurden nicht beleidigt, wenn man ihnen dieſe Hüte abnahm, um ſie in bloßem Haare zu ſehen. Ganz junge Mädchen trugen weder Hüte, noch Hauben, ſondern Blumencränze. Man begrüßte Frauenzimmer dadurch, daß man ſeine Hand küßte, und ſich ſtellte, als wenn man ihre Hand berühren wolle. Wenn man den Hut vor ihnen abnahm; ſo ſtanden die meiſten Schweizerinnen nach alter Sitte unbeweglich ſtill. Nur einige beugten den Kopf ein wenig, um wieder zu grüßen.

---

*) p. 57. Ce ſont des plus riches pieces que j'aye jamais veues.

**) ib. non fort richement vetus.

***) p. 29. Elles n'ont pas grande difference de veſtemens, pour diſtinguer leurs conditions.

Die Weiber in Hamburg *) waren in dem vierten Decennio des letzten Jahrhunderts ſehr beſcheiden gekleidet, und gingen mit ernſthaft gemeſſenen Schritten, wenn ſie auf der Straße erſchienen. Sie bedeckten ihren Buſen ſorgfältig, trugen aber wohl goldene Ketten um den Hals, ſo wie ſie auch oft an allen Fingern ſchwere goldene Ringe hatten.

In Deutſchland war die Kleiderpracht nie größer, und der Wechſel der Moden nie ſtärker, als in den letzten Jahren des dreiſſigjährigen Krieges, durch welchen unſer Vaterland zwey Drittel ſeiner Bevölkerung, und ſeines Wohlſtandes verloren hatte. Viele Weiber ſchabten, oder glätteten, und belegten

---

*) l. c. du Maurier.

das ganze Geſicht mit Schönpfläſterchen nach Art der Spanierinnen. Andere rupſten, oder ſchwärzten die Augenbraunen, und mahlten die Backen und den Hals mit rothen und weiſſen Farben. Weite Ermel, dicke Wülſte um die Hüften welche man Weiberſpeck nannte, Reifröcke, und ellenhohe Stelzenſchuhe wurden eben ſo häufig, als Maſken, oder Florſchleier vor dem Geſichte getragen. Vornehme Frauen ließen ſich jeden Monath Puppen aus Paris kommen, um ſich nach dieſen Muſtern zu kleiden, und zu putzen, oder ſie ſchickten gar ihre Hofſchneider in die Hauptſtadt Frankreichs, um die neueſten Moden an Ort und Stelle zu ſtudieren *). Man pries diejenigen Damen als ſeltene Tugendmuſter, die ſich nach alter deutſcher Art in ſchwarze Kleider kleideten, und mit feiner und ſauberer Wäſche begnügten **). Männer und Jünglinge erkannten keine andere Moden für ſchön, als die Franzöſiſchen ***). Man änderte Hüte, Wämſer, Beinkleider,

---

*) Philander von Sittewalt I. 383. 649. 655 657. 701. 703.

**) ib. S 659.

***) ib. S. 645 und f. auch S. 709.

der, Stiefel, Schuhe, und die Form der Bärte gerade, wie die Franzoſen ſie änderten, und wählte auch die Stoffe der Kleider von eben den Farben, die in Frankreich den allgemeinſten Beyfall erhalten hatten *). Manche vornehme junge Leute gingen hauptſächlich deßwegen nach Paris, um außer der Franzöſiſchen Sprache, und den Franzöſiſchen Complimenten auch die Franzöſiſchen Moden kennen zu lernen, und in ihr Vaterland zurück zu bringen.

---

*) Zwiſchen den Jahren 1640 - 1650. waren gemiſchte, und lichte Farben die herrſchenden. Licht, ſagte Philander von Sittewalt hätten die alten Deutſchen gewiſſe Farben deßwegen genannt, weil ſie leichtfertig, oder Zeichen von leichtfertigen Sitten ſeyen. l. c.

Dritter Abſchnitt.

Ueber die Regierung und den Hof Ludewigs *XIV.* von Frankreich, in Rückſicht des Einfluſſes der einen, und des andern auf den Zuſtand des weiblichen Geſchlechts.

Die Regierung Ludewigs XIV. von Frankreich iſt allerdings eine der wichtigſten Epochen der ganzen neuern Geſchichte. Das ſechszehnte, und ſiebenzehnte Jahrhundert brachten manche Könige, und Fürſten hervor, welche Ludewig XIV. an Geiſtesgröße, an Herzensgüte, und an Heldentugenden übertraffen. Allein kein anderer König aus dem angegebenen Zeitraum wirkte durch ſein Beyſpiel, und ſeine Verwaltung ſo mächtig nicht bloß auf ſein Volk, ſondern auf alle übrige Völker und Fürſten des cultivirten Europa. Keiner wurde von ſeinen Unterthanen ſo ſehr geliebt, und bewundert, oder verabſcheut *): Keiner von ſeinen Feinden und Nachbaren anfangs ſo ſehr gefürchtet, und gehaßt, und zuletzt verhöhnt und gemißhandelt: Keiner war ohne Verdienſt ſo glücklich, und durch ſeine Schuld ſo unglücklich, als Ludewig XIV. Der Hof dieſes Königs bot eben ſo viele und große Ungleichheiten, oder Widerſprüche, als ſein Leben und ſeine Regierung dar. An keinem andern Hofe vereinigten ſich in derſelbigen, oder zu verſchiedenen Zeiten ſo viel äußerer Glanz, und ſo viel inneres Elend: ſo mannichfaltige und geräuſchvolle Freuden, und eine ſo einförmige Grabesſtille: eine ſo ängſtliche Frömmigkeit, und eine ſo ſcheußliche Sittenverderbniß: ein ſo pomphaſtes Cärimoniell, und eine ſo ſchaamloſe Verletzung alles natürlichen Wohlſtandes: endlich eine ſolche Verfeinerung der Sprache, und des geſellſchaftlichen Tons, und ein ſolcher Mangel von wahrer Aufklärung, als an dem Hofe Ludewigs XIV. Ludewigs Hof unterſchied ſich von dem Hofe ſeiner Vorfahren faſt eben ſo ſehr, als dieſer ſich ſchon anderthalb Jahrhunderte lang von den Höfen anderer Europäiſchen Könige unterſchieden hatte. Man kann das Eigenthümliche des Hofes Ludewigs XIV nicht kennen lernen, ohne einen Blick auf den Geiſt ſeiner Regierung zu werfen; und ſeine Regierung läßt ſich wiederum nicht richtig beurtheilen, wenn man ſich nicht mit dem Charakter deſſelben bekannt gemacht hat.

---

*) Man leſe die Schilderung des Todes u. der Beſtattung des Königs in Richelieu's Memoiren. I. 315.

Ludewig XIV hatte weder einen vielumfaſſenden und tiefeindringenden, noch einen richtigen oder geſunden Verſtand *). Der große Geiſt ſucht und entdeckt die Wahrheit, auch wenn ſie tief vergraben, oder dicht umſchleiert iſt. Der richtige Verſtand unterſcheidet Wahrheit und Irrthum, Gutes und Böſes, wenn beide ihm gleich nahe liegen, oder zu gleicher Zeit vorgehalten werden **). Ludewig XIV war weder zu dem Einem, noch zu dem Andern fähig. Er verkannte ſich ſelbſt und Andere ſein ganzes Leben durch ſo ſehr, wie große Geiſter, und beſonders Männer von richtigem Verſtande ſich ſelbſt und

---

*) St. Simon l. 6. Nè avec un esprit au deſſous du mediocre, mais un esprit capable de ſe former. Man ſehe auch p. 29 et ſq. St. Simon beurtheilte die Geiſtesgaben Ludewigs *XIV*. richtiger, als alle andere Geſchichtſchreiber, oder Lobredner.

**) Selbſt Duclos fällt ein zu günſtiges Urtheil von dem Geiſte und Herzen Ludewigs *XIV*, wenn er ſagt: l. 167. Ce prince avoit l'eſprit droit, un jugement ſain, un goût naturel pour le beau, et pour le grand, le deſir du vrai et du juſte.

und ihre Nebenmenſchen nie verkennen können. Er hatte keinen ſehnlicheren Wunſch, und keinen feſtern Glauben, als ſelbſt zu regieren, und die Gehülfen ſeiner Regierung ſelbſt zu bilden; und doch wurde er beſtändig von Miniſtern und Mätreſſen bald auf eine feine Art geleitet, bald auf eine plumpe Art gezogen, oder geſtoßen, und zuletzt auf die ſchimpflichſte Art unterjocht. Es wäre **Ludewig** XIV nichts leichter geweſen, als an ſeinem Hofe und in ſeinem Reiche Männer zu finden, welche die Mängel ſeiner Erziehung verbeſſert, die Lücken ſeines jugendlichen Unterrichts ausgefüllt, und ihn über die Rechte des Volkes, über die Pflichten und den wahren Ruhm eines Regenten, über die Unzertrennlichkeit des Intereſſe von Unterthanen und Beherrſchern, über das Weſen ächter Tugend und Religion, und über die Grundſätze einer gleich wohlthätigen und glorreichen Regierung hätten belehren können. **Ludewig** XIV, weit entfernt die großen, die aufgeklärten, die gut geſinnten Männer ſeiner Nation aufzuſuchen, ſcheute, vernachläßigte, und ſtieß vielmehr diejenigen von ſich, welche das Glück ihm zu-

zugeführt hatte; oder freute ſich wenigſtens, wenn der Tod ihm ſolche Diener entriß, die ihm durch ihre Verdienſte drückend geworden waren; und dieſe kleingeiſtige Eiferſucht gegen hervorſtechende Gaben und die natürliche Sympathie mit beſchränkten und unerfahrnen Menſchen, wurden eine Haupturſache der kränkenden Demüthigungen, welche er in den letzten Jahren ſeiner Regierung erfuhr *). Anſtatt mit **Colbert** **) nach den Grundſätzen **Sülly's** und **Heinrichs IV** ſein Reich durch die Beförderung des Ackerbaus, der Gewerbe, des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften glücklich zu machen,

*) St. Simon I. p. 85-98. Voilà où conduiſit l'aveuglement des choix, l'orgueil de tout faire, la jalouſie des anciens miniſtres, et capitaines, la vanité d'en choiſir de tels qu'on ne pût leur rien attribuer . . enfin toute cette deplorable façon de gouverner, qui précipita dans le plus évident péril d'une perte entiere, et qui jetta dans le dernier déſeſpoir ce maître de la paix et de la guerre, ce diſtributeur des couronnes, ce châtieur des nations, ce Grand par excellence, cet homme immortel, etc. Duclos I. p. 182. . il prèferoit la ſoumiſſion aux lumiéres; et diſoit quelquefois, qu'il craignoit les eſprits; crainte ordinarie aux princes, à moins, qu'ils naient eux-mêmes aſſez d'eſprit, pour ne pas craindre le parallèle.

) Man leſe die nachdrücklichen Vorſtellungen **Colberts an den König in den Mem. de Richelieu I. p. 290. 91.

machen, opferte er vielmehr ſein und ſein Volkes Wohlfahrt ſeinen eigenen zügelloſen Begierden, und den Launen des ehrgeizigen, herrſchſüchtigen, und wilden **Louvois** auf. Anſtatt die Freunde der Tugend, und Religion, welche das ehrwürdige Port = Royal des Champes enthielt, oder gebildet und mit ſich vereinigt hatte, zu hören, folgte er niedrigen Schmeichlern, und argliſtigen Jeſuiten, deren Rathſchläge in einem ſolchen Grade verderblich waren, daß man ſo blind, oder verblendet ſeyn muſte, als **Ludewig XIV** war, um nicht die Urheber derſelben in ihren wahren Geſtalt zu erblicken. Die nichtswürdigen, und verabſcheuungswürdigen Menſchen, denen **Ludewig XIV.** ſein Vertrauen ſchenkte, verdrehten ſeinen von Natur mittelmäßigen Kopf ſo ſehr, daß er wenigſtens die gröbſten Irthümer für heilſame Wahrheiten, und die augenſcheinlichſten Wahrheiten für gefährliche Ketzereyen: daß er die erhabenſten Tugenden für ſtrafwürdige Verbrechen, und grauſame Verbrechen für himmliſche Tugenden: daß er das Elend von Millionen Menſchen für das gröſte Glück, und die gröſten Kleinigkeiten für äußerſt wichtig hielt. Wenn auch keine andere Beweiſe vorhanden wären, ſo würden allein ſeyn Urtheil über den Janſenismus und Atheismus, und dann die Beruhigung, welche ihm die Antwort ſeines Beichtvaters **Tellier** auf eine ergangene Gewiſſensfrage verſchaffte, unwiderſprechliche Denkmähler ſeiner Geiſtesſchwäche, oder wenigſtens ſeiner Geiſtes-Mittelmäßigkeit ſeyn. **Ludewig XIV** hörte, daß der **Herzog von Orleans** den Sohn einer berüchtigten Janſeniſtinn mit nach Spanien nehmen wolle. Er fragte ſeinen Neffen, ob dieſes wahr ſey und erklärte, daß er es nicht zugeben werde. Was die Mutter betrifft, antwortete der **Herzog von Orleans**, ſo weiß ich nicht, was ſie geglaubt, oder gethan hat. Allein der Sohn, weit entfernt ein Janſeniſt zu ſeyn, glaubt nicht einmahl an Gott. Iſt es möglich, erwiederte der König, und ſind ſie mir Bürge dafür? Wenn dem ſo iſt, ſo kann er mitreiſen *). Als in den letzten Jahren der Regierung **Ludewigs XIV** die ohne Ende vervielfältigten Abgaben wegen der gänzlichen Erſchöpfung des Reichs nicht hinlänglich waren, die dringenſten öffentlichen Bedürfniſſe zu befriedigen; ſo trat endlich der Miniſter **Desmarets** mit der fürchterlichſten aller Auflagen, mit dem Zehnten hervor. Selbſt der harte, und abgehärtete König erſchrak vor dieſer neuen Laſt, welche man den ausgemergelten Unterthanen auflegen wollte, und er wurde mehrere Tage bis in das Innerſte ſeiner Seele betrübt. Nach einiger Zeit kehrte ſeine Heiterkeit zurück, und nun erklärte er ſeinem Arzt **Marechal** die Urſache, wodurch er bisher beunruhigt, und zuletzt getröſtet worden. Außer dem Mitleiden mit ſeinem treuen Volke habe er Gewiſſensbiſſe darüber empfunden: daß er einem jeden Unterthan ſein Vermögen nehmen werde, und nehmen ſollte. Allein ſein Beichtvater Tellier habe ihn durch die Entſcheidung mehrerer Mitglieder der Sorbonne aufgerichtet: daß das ganze Vermögen aller Franzoſen ein Eigenthum des Königs ſey, und wenn er das Erſtere nehme, daß er alsdann nichts nehme, als was ihm von Gott und Rechtswegen gebühre *). **Ludewig XIV** erkannte die tauſendfachen Aergerniſſe, welche

---

*) St. Simon IV. 153.

---

*) l. c. VI. 172.

er gegeben, und das tauſendfache Unrecht was er an ſeinem treuen Volke ausgeübt hatte, nicht eher, als da ſeine brechenden Augen von den Strahlen der ſchon geöffneten Ewigkeit erleuchtet wurden; und auch da fiel der Schleier noch nicht ganz, womit man die Wahrheit vor ihm verſteckt hatte *). Wenn er richtig urtheilte, ſo war es in Dingen, welche ſeine Eitelkeit lebhaft intereſſirten: in der Kunſt der Repräſentation, in der Kunſt, die Schönheit und Würde ſeiner Perſon in das günſtigſte Licht zu ſtellen; und einem Jeden durch Blicke, Mienen, Geberden, Worte, Einladungen, oder Vernachläßigungen ſo viel von Gnade, oder Ungnade zuzumeſſen, als er ſeiner Meynung nach verdient hatte. Uebrigens entſprach der Geſchmack des Königs ſeiner Urtheilskraft. Die Palläſte, Luſtſchlöſſer und Gärten, welche er bauen und anlegen ließ, waren faſt ohne Ausnahme Ungeheuer der Kunſt, und anklagende Monumente einer ſinnloſen Verſchwendung von Schätzen und Menſchenleben, wodurch er die Natur ſelbſt zu beſiegen wähnte, die ſich aber an ihrem

---

*) ib. p. 217.

ohnmächtigen Widerſacher auf das nachdrücklichſte rächte *).

Ludewig XIV hätte noch weniger Verſtand und Geſchmack, noch weniger Witz und Gabe zu erzählen **), als er wirklich hatte, beſitzen, und dennoch ein mehr als mittelmäßiger König werden können ***), wenn nur ein menſchenfreundlicheres Herz in ſeinem Buſen geſchlagen hätte. Allein er war zu ſehr in ſich ſelbſt verliebt, und mit ſich ſelbſt beſchäfftigt, als daß er andere Menſchen aufrichtig hätte lieben, ihre Vorzüge und Verdienſte anerkennen und ſchätzen, an ihrem Glück und Unglück wahren und innigen Antheil nehmen, und das Glück guter und verdienſtvoller Menſchen eifrig hätte befördern können. Ludewig XIV hielt ſich ſelbſt für den ſchönſten, und liebenswürdigſten Mann, und für den größten und mächtigſten König; und er wollte daher auch vor allen Andern, und ausſchließlich geliebt, geehrt, und gefürchtet ſeyn. Seine Eigenliebe war ſo übertrieben, daß die gröbſten Schmeicheleyen, und die niederträchtig-

---

*) ib. I. p. 188.

**) Die beiden letzteren hatte er in nicht geringem Grade. St. Simon I. 25.

***) et même un aſſez grand roi ib. p. 29.

ſten Kriechereyen ihr nicht genug, oder wenigſtens nicht zu viel thaten *). Je mehr man durch die Schönheit und Majeſtät ſeiner Perſon bezaubert, und vernichtet zu werden ſchien; deſto ſicherer war man, ſeine Gnade zu gewinnen **). Die geringſten Aeußerungen hingegen, welche unter den Anmaßungen des Königs zurückblieben, oder ſie gar beleidigten, brachten ihn ganz unverſöhnlich gegen die Verächter ſeiner Majeſtät auf; und ſolche Aeußerungen machten die Ungnade des Grafen **Büſſi Rabůtin** ewig, ſo wie ſie den Sturz von **Louvois** vollendeten ***). **Ludewig XIV** zerfloß in Thränen, wenn man ſein

---

*) St. Simon I. p. 32. Les flatteries lui plaiſaient à un tel point, que les plus groſſiéres même etoient bien reçues; les plus baſſes etoient le mieux ſavourées, et ce n'étoit que pa là qu'on s'approchoit de lui; ceux qu'il aima n'en furent redevables, qu'à heureuſement rencontrer, et à ne jamais ſe laiſſer dans ce genre.

**) ib. p. 33. La ſoupleſſe, la baſſeſſe, l'air admirant, craignant, dependant, rampant, et plus que tout, de néant, étoient les uniques voies de lui plaire.

***) l. c. Pour peu, qu'on s'en ecartât, on n'y revenoit plus, et c'eſt ce, qui acheva la ruine de Louvois. Ueber den unvorſichtigen Widerſpruch, wodurch Louvois den König entfernte, ſehe man St. Simon I. p. 25. über ſeinen Tod 61 : 73. Ueber die Urſache der Ungnade des Grafen Buſſi Rabutin Siecle de Louis XIV. T. II. p. 41.

Lob in den Prologen von Opern abſang. Er wiederhohlte dieſe Loblieder in ſeinen Gemächern, und ſang ſie ſogar, wie wohl mit gedämpfter Simme, an der Abendtafel, wo der ganze Hof gegenwärtig war *). Man kann **Ludewig** XIV nicht dadurch entſchuldigen, daß Schmeichler ihn verdorben hätten, und daß es für einen Fürſten ſchwer ſey, frey von Anſteckung zu bleiben, wenn ſein Hof von Vergiftern wimmele **). Schmeichler entſtehen nur an Höfen ſolcher Fürſten und in den Palläſten ſolcher Groſſen, von welchen man weiß, daß ſie jedes Lob mehr, als lobenswürdige Eigenſchaften und Thaten lieben. **Ludewig** XIV erweckte die Schmeichler vielmehr durch ſeine ungemeſſene Eitelkeit, als dieſe die Eitelkeit des Königs entzündeten, und vergrößerten. Wegen der übermäßigen Selbſtſchätzung liebte **Ludewig** XIV nicht einmahl ſeinen leiblichen Bruder, und ſeine eigenen rechmäßigen Kinder, weil er jede Aufmerkſamkeit, die dieſen bewieſen wurde, als eine ſträfliche Verminderung der ihm gebührenden ausſchließlichen Anhänglichkeit und Ehrfurcht, und jedes Verdienſt der Seinigen als eine Schmälerung ſeines eigenen Ruhms anſah. Wenn man den ſo genannten **großen Dauphin** um ſei- Verwendung bat, ſo antwortete er: daß dieß das ſicherſte Mittel ſeyn würde, das Gewünſchte nicht zu erhalten. Auch erſchien er ſelten am Hofe des Königs, und wenn er erſchien, ſo näherte er ſich dem Könige nicht als einem Vater, ſondern als einem Deſpoten, der in ſeinem Sohne weniger den Sohn, als den künftigen Nachfolger erblickte *). Gegen den ſo genannten **kleinen Dauphin** wurde **Ludewig XIV.** zuletzt gütiger geſinnt: nicht aus eigenem Antriebe, ſondern weil diejenigen, welche ihn beherrſchten, ſein Gemüth anders ſtimmten, und weil er von dem Gewichte der Regierungsgeſchäffte ſo niedergedrückt wurde, daß er ſich freute ſie auf irgend einen Andern hinwerfen zu können **). **Ludewig XIV** liebte keins von ſeinen Kindern, und betrauerte den Tod

---

*) St. Simon I. 33.

**) Duclos II. 207. Faut-il s'étonner, qu'au milieu d'une cour d'empoiſonneurs, Louis ait pu tomber dans un delire d'amour propre et d'adoration de lui-même?

*) St. Simon V. p. 101 et ſq. auch Richelieu I. p. 134.

**) V. 201 et ſq. p. VI. 37-63.

Tod von keinem ſeiner Kindern ſo heftig, als er die Ducheſſe de Bourgogne liebte, und ihren Verluſt beweinte *). Selbſt aber dieſe von ihm am meiſten geliebte Prinzeſſinn, welche die traurige Einſamkeit und Verlaſſenheit ſeines ſpäten Alters belebte, und erheiterte, war ihm nicht ſo theuer, daß er nicht ihr Leben, und das Leben ihres Kindes in die äuſſerſte Gefahr geſetzt hätte, um nur nicht das Vergnügen ihrer Geſellſchaft auf eine kurze Zeit entbehren zu müſſen. Der König wollte wider ſeine Gewohnheit gleich im Anfange des Frühlings nach Marly abgehen. Die Aerzte ſtellten vor, daß die Ducheſſe de Bourgogne, welche eine beſchwerliche Schwangerſchaft hatte, nicht ohne Gefahr würde mitreiſen können. Dieſe Vorſtellungen änderten den Entſchluß des ſelbſtſüchtigen und hartherzigen Ludewig nicht. Die Prinzeſſinn mußte die Reiſe nach Marly mitmachen, wo bald nach ihrer Ankunft das geſchah, was die Aerzte gefürchtet und vorhergeſagt hatten. Die Düeheſſe de Lüde hinterbrachte dem Könige dieſe unangenehme

Nach-

---

*) VI. 27 Le Roi, et Madame de Maintenon penetrès de la plus vive douleur, qui fut la ſeule veritable, qu'il ait jamais eue en ſa vie.

Nachricht, da er gerade mit den Cavalleren ſeines Hofes um einen Karpfenteich herſtand. Als die Herzoginn ſich wieder entfernt hatte, ſo rief der König voll Verdruß aus: die Ducheſſe de Bourgogne iſt vor der Zeit niedergekommen. Hierauf ſchrie der Herzog von Rochefaucault laut aus: daß dieß ein großes Unglück ſey, weil die Prinzeſſinn ähnliche Zufälle ſchon mehrmahl erfahren habe, und vielleicht keine Kinder mehr bekommen werde. Was, antwortete der König voll Zorn, wenn dies auch geſchähe, was thut mir das? hat ſie nicht ſchon einen Sohn, und wenn auch dieſer ſterben ſollte, iſt nicht der Dúc de Berry alt genug, um Kinder zu erhalten? Was kümmert es mich, wer von dieſen mein Nachfolger wird. Sind ſie nicht alle meine Enkel? Sie iſt zu früh niedergekommen, weil ihr Cörper-Zuſtand ſo beſchaffen war, daß es geſchehen mußte. Ich will in meinen Reiſen und in allen übrigen, was ich zu thun Luſt habe, weder durch Matronen, noch durch Aerzte genirt ſeyn. Ich werde kommen und abgehen, wie es mir einfällt, und man ſoll mich in Ruhe laſſen". Alle Anweſende wurden durch dieſen Ausfall des Königs ſo verſteinert, daß keiner

ner zu ſprechen, oder nur zu athmen wagte. Das tiefe Stillſchweigen dauerte über eine Viertelſtunde, worauf der König ſich entfernte. Der Herzog von St. Simon war gewiß nicht der Einzige, der jetzt zu glauben anfing, oder in dem Glauben beſtätigt wurde: daß der König nur ſich ſelbſt liebe, nur auf ſich ſelbſt Rückſicht nehme: daß er ſelbſt das letzte Ziel aller ſeiner Wünſche und Handlungen ſey [*].

Der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans erwarb ſich bey aller der weiblichen Eitelkeit und Weichlichkeit, worein er verſunken war, durch den Muth und die Entſchloſſenheit, welche er auf einem Feldzuge in Flandern bewies, einen großen und verdienten Ruhm [**]. Nach der Rückkunft des Herzogs ertheilte der König ihm ein kaltes Lob, und ſchickte ihn nie wieder zur Armee, wie Alle, welche Ludewig XIV kannten, vorher geſehen hatten. Gleich nach dem plötzlichen Tode ſeines Bruders, fragte Ludewig XIV die Ducheſſe de Bourgagne und Madame de Maintenon, mit einem Ausdruck voll

---

[*] II. 109. 110. Je me ſais gré, d'avoir jugé, ſans me tromper, ni faire tort au Roi, qu'il n'aimoit, ni ne comptoit que lui, et étoit à lui-même ſa derniere fin.

[**] Voltaire I. 226. St. Simon III. p. 47. et ſq.

Verwunderung, warum ſie dann ſo traurig ſeyen? Er ſuchte dieſe Damen zu ermuntern, und fing ein Spiel an. Etwa vier und zwanzig Stunden nach dem Tode des Herzogs von Orleans fragte der Duc de Bourgogne den Duc de Montfort: ob er eine Partie Brelan ſpielen wolle? Brelan, rief der letztere mit dem höchſten Erſtaunen aus: Monſieur iſt noch ja nicht einmahl kalt. Verzeihen ſie, erwiederte der Prinz. Ich denke hieran ſehr wohl, allein der König will nicht, daß man in Marly lange Weile haben ſoll. Er hat mir daher befohlen, den ganzen Hof zum Spiele zu bewegen, und zuerſt das Beyſpiel zu geben, weil ſonſt vielleicht keiner es wagen möchte, den Anfang zu machen *).

Eben die ungeheure Selbſtſucht, die **Ludewig XIV** von ſeinem Bruder, und ſeinen rechtmäßigen Kindern entfernte, machte ihn zu einem partheyiſchen Gönner ſeiner Baſtarde, und zu einem harten Tyrannen ſeiner Mätreſſen, und aller übrigen Damen, gegen welche er ſonſt galant zu ſeyn ſich beſtrebte. Er erhob ſeine Baſtarde wider alle Grundgeſetze des Reichs, und ertheilte ihnen faſt alle Vorrechte ächter und ehelicher Kinder, weil ſie alles, was ſie waren, ihm allein zu danken hatten, und lebende Beyſpiele ſeiner unbeſchränkten königlichen Gewalt waren. Unter den Baſtarden begünſtigte er keinen ſo ſehr, als den Dúc de Maine, deſſen Herz noch häßlicher, als ſein Cörper war. *).

---

*) III. p. 47.

Man bemerkte es ſehr früh an Ludewig XIV. **), daß er nicht gerade die ſchönſten und geiſtreichſten, ſondern vielmehr ſolche Frauen und Jungfrauen zu ſeinen Mätreſſen wählte, die am heftigſten in ihn verliebt waren, oder ſich wenigſtens verliebt ſtellten, und eben dadurch ſeiner Eitelkeit ſchmeichelten. Die Liebe des Königs mochte ſo friſch, und glühend ſeyn, als ſie wollte; ſo opferte er deßwegen ſeinen Geliebten keinen einzigen gefaßten Vorſatz, auch nicht die kleinſte ſeiner Gewohnheiten auf. Wenn der König auf Eins ſeiner Luſtſchlöſſer, oder zur Armee ging; ſo muſten ſeine kranken,

---

*) St. Simon II. 72. III. 114. 115. VI. 203. 204. Richelieu I. p. 134.

**) de la Fayette hiſt. de Me. d'Henri. d'Anglet. p. 15.

ken, hochſchwangeren, oder vor kurzem niedergekommenen Mätreſſen in ſteifen Hofkleidern mitreiſen: muſten Hitze und Kälte, Regen und Staub ohne Murren ertragen: muſten eſſen und trinken, lachen, ſcherzen und tanzen, ſo oft es dem Könige beliebte. Ludewig XIV that ſich ſelbſt keinen Zwang an, wenn ihn unterwegs ein natürliches Bedürfniß drängte. Seine Mätreſſen und die übrigen Damen wagten lieber Leben und Geſundheit, als daß ſie den König nur einen Augenblick aufgehalten, und ihm dadurch Mißvergnügen erregt hätten *). Ludewig XIV ſah keiner ſeiner Mätreſſen ſo viel nach, und vergaß um keiner andern willen ſo oft ſeine wahre und eingebildete Größe, als um der Madame Maintenon willen **). Auch dies allbeherrſchende Weib muſte ſich mitſchleppen laſſen, wenn ſie gleich ſo krank war, daß man fürchtete, ſie möchte unter Weges ſterben ***).

---

*) St. Simon II. p. 106 115.

**) Beſonders bey der berüchtigten Muſterung von Compiegne im Angeſichte der ganzen Armee. l. c. II. 131.

***) l. c.

Das untrüglichſte Merkmahl eines guten und edeln Herzens iſt eine freudenvolle Anerkennung fremder Vorzüge und Verdienſte, und eine rege Bereitwilligkeit, fremde Verdienſte nach Vermögen zu belohnen. Ludewig XIV. theilte nie aus eigenem Antriebe Lob, Ehrenſtellen und Reichthümer nach dem Verhältniſſe von wahren Verdienſten, ſondern allein nach blinder Gunſt aus, die meiſtens durch Schwachheiten, oder Laſter erſchlichen wurde. Er brauchte ſeine großen Generale und Miniſter nur, wann er mußte: entzog ihnen die verdienten Belohnungen, oder kränkte ſie ſogar durch angenommene Kälte, oder durch die Erhebung von unwürdigen Günſtlingen, die ihm gemeiniglich um deſto theurer waren, je mehr ſie ihm und dem Reiche durch Unfähigkeit, oder durch ihre ſtrafbaren Leidenſchaften geſchadet hatten *). Ludewig XIV wurde für ſeine Gleichgültigkeit und Abgeneigtheit gegen eminente Tugenden und Talente hart geſtraft. Nachdem die großen Männer, welche er vorgefunden hatte, verſchwunden waren; ſo traten allenthalben kleine Männer an

---

*) Man ſehe Memoires de Ms. de la Fare p. 233.

ihre Stelle, und dieſe kleinen Männer brachten den König und das ganze Reich einem unvermeidlich ſcheinenden Verderben nahe *).

Wenn **Ludewig** XIV ſo beſchaffen war, als er bisher geſchildert worden; wodurch, wird man fragen, gewann er dann die enthuſiaſtiſche Liebe und Bewunderung, welche in den erſten zwanzig oder dreyßig Jahren ſeiner Regierung nicht bloß ſeine Schmeichler, ſondern alle Stände, Geſchlechter und Alter, gegen ihn empfanden, und womit man ihm den Beynahmen des Großen und ſelbſt des Größten der Könige aufdrang? Woher entſtand der allgemeine und langdauernde Taumel, in welchem Adel und Geiſtlichkeit, Bürger, Bauern und Krieger, Leben, Eigenthum und ſogar Gewiſſen und Ehre zu ſeinen Füßen legten, und ſich freuten, wenn ſie ſich ſelbſt, und alles, was ſie hatten, zu ſeinem Vergnügen, oder in ſeinem Dienſte hingeben konnten? **).

Die

---

*) II. cc.

**) St. Simon I. 101. Prince heureux, ſ'il en fut jamais: . . . . en ſujets adorateurs prodigant leurs biens, leurs talents, leur ſang, la plupart juſqu'à leur reputation, quelques uns même leur honneur, et même beaucoup trop leur

Die Ermüdung, welche auf die Unruhen der Regentſchaft der Königinn

G 3 Mut-

leur conſcience et leur religion pour le ſervir, ſouvent même ſeulement pour lui plaire. Daß ein König nie allgemeiner, ſtärker, und uneigennütziger von ſeinem Volke geliebt und bewundert worden, als Ludewig XIV in der erſten Hälfte ſeiner Regierung, das erhellt am meiſten aus unzähligen Stellen in den Briefen der Frau von Sevigne und des Grafen Büſſi-Rabütin. Ludewig XIV. hatte den letztern wegen einiger Sarkaſmen durch eine ſiebenzehnjährige Ungnade beſtraft. Endlich erlaubte er dem Grafen, an den Hof zu kommen. Wenn der lange gekränkte Krieger Gott von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hätte; ſo hätte er ſich nicht tiefer demüthigen, nicht lebhafter freuen, nicht ſtärker gerührt werden können, als bey der erſten Audienz geſchah. Lettres IV. p. 439 Die Befehlshaber in den Provinzen freuten ſich, wenn ſie die großen Rollen, die ſie dort ſpielten, eine Zeitlang verlaſſen, und nach Verſailles kommen konnten, bloß um den König zu ſehen, wenn auch ſie keines Blicks wieder gewürdigt wurden. Lettres de Sevigne VIII. 260. Ils ſont ſi paſſionez pour ſa perſonne, qu'ils ne ſouhaitent, que de quitter ces grands rolles de Comédie, pour le venir regarder à Verſailles, quand même ils devroient n'en être pas regardez. Die Minimes eines Kloſters in der Provence widmeten dem Könige eine Theſis, in welcher ſie ihn mit Gott verglichen, und zwar auf eine ſolche Art, daß man deutlich ſah: Gott ſey ihrer Meynung nach nur eine Copie des Königs. Der Biſchof von Meaux ſagte dem Könige, daß er die Theſis nicht dulden könne, und der König war eben dieſer Meynung. Man ſchickte ſie aber doch an die Sorbonne, und die Sorbonne antwortete gleichfalls, daß man die Theſis unterdrücken müſſe. Frau von Sevig-

Mutter folgte, der Widerwille gegen die Verwaltung ſolcher Miniſter, dergleichen Richelieu, und Mazarin geweſen waren, der ernſtliche Antheil, den Ludewig XIV. nach dem Tode des letztern an den Geſchäfften des Reichs nahm, der Nachdruck, womit der junge König die Würde ſeiner Crone gegen Rom, Genua und Spanien behauptete, die herrlichen Früchte der Adminiſtratin von Colbert, welche Handel, Gewerbe, und ſichtbar ſteigenden Wohlſtand über alle Provinzen des Reichs verbreitete, die Größe der Heere und Flotten, welche Ludewig XIV gleichſam ſchuf, die glänzenden Siege und Eroberungen, welche er erfocht, und machte, und ſelbſt die beyſpielloſe Pracht des Hofes und der Hoffeſte trugen nicht wenig zu der Liebe und Bewunderung bey, welche ganz Frankreich zwanzig bis dreyſſig Jahre lang gegen ſeinen angebeteten König hegte. Allein die vornehmſte Urſache der Anbetung Ludwig XIV war die außerordentliche Schönheit, Anmuth und Majeſtät, die

---

Sevigné ſchließt dieſe Anekdote mit den Worten: trop eſt trop: je n'euſſe jamais ſoupçonné des Minimes d'en venir à cette extrémité. VI. 429.

die über ſeine ganze Perſon, über jeden ſeiner Blicke, Mienen, Geberden und Bewegungen, über alle ſeine Worte und Reden verbreitet waren *). Wenn er zu Pferde ſaß, ſo übertraf er alle andere Menſchen ohne Vergleichung, und er bezauberte alsdann das Volk, und das Heer nicht weniger, als die Weiber **). Kein Fürſt erhöhte je die Gnadenbezeugungen welche er erwies, ſo ſehr durch die Art, womit er ſie erzeigte, und wußte das Zweifelhafte, oder Abſchlägige einer Antwort durch ſein Benehmen ſo zu mildern, als Ludewig XV. In ſeiner langen Regierung begegnete es ihm nur Ein- oder einige Mahle, daß er ſich vergaß, und anweſende Perſonen mit einer Heftigkeit anfuhr, welche der ruhigen Majeſtät, die er ſonſt behauptete, nicht angemeſſen war ***). Die Schönheit und Würde ſeiner Perſon, und ſeines ganzen Betragens

---

*) St. Simon I. p. 35. 151 et ſq.

**) Il étoit ſenſible auſſi à entendre admirer, le long des camps, ſon grand air et ſa grande mine, ſon adreſſe à cheval, et tous ſes travaux. Madem. de Montpenſier V. 75. Je ne l'ai jamais vu avoir ſi bonne mine, quoique dans toutes ſes actions il ſurpaſſe en bonne grace tout ce, qu'il y a des gens au monde, je puis dire, qu'il ſe ſurpaſſoit lui-même. Sie redet von einen Carouſſel, das in den Thuillerien gehalten wurde.

***) u. cc.

gens gegen Menſchen von allen Ständen, Geſchlechtern, und Altern machten den verblendeten Hof, und das verblendete Volk geneigt, ihm das Glück, und die Verdienſte ſeiner Vorfahren und Miniſter, ſo wie die Thaten ſeiner Heerführer und Krieger zuzuſchreiben *). Ludewig XIV iſt ein merkwürdiges Beyſpiel nicht nur von der Wichtigkeit cörperlicher Vorzüge, und eines würdigen Betragens in Fürſten, ſondern auch von einer höchſt rührenden, und Ehrfurcht gebietenden Unerſchütterlichkeit, welche der unbiegſamſte Stolz zu erzeugen im Stande iſt. Er ertrug das plötzliche Hinſterben ſeiner zahlreichen Familie, die Vernichtung ſeiner Macht und ſeines Ruhms, den bittern Hohn ſeiner Feinde, und die langſame Annäherung des gewiſſen Todes mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit, die ſich immer gleich blieb, und aufrecht erhielt, wenn gleich alles um ihn in den Staub, oder in Verzweiflung, und Kleinmüthigkeit

---

*) Die Kunſt zu imponiren nannte der Duc de St. Simon ſehr uneigentlich die Kunſt zu regieren. Wenn beide einerley wären, ſo würde allerdings Niemand die Kunſt zu regieren, in höherem Grade beſeſſen haben, als Ludewig *XIV*. Jamais Prince ne poſſéda l'art de regner à un ſi haut point. I. p. 105.

keit hinſank *). Wäre der Grund dieſer Standhaftigkeit rühmlicher geweſen, als man nach dem Charakter des Königs mit Wahrſcheinlichkeit annehmen kann; ſo würde er dadurch allein den Nahmen deß Großen erworben haben, welchen man ihm zu früh beygelegt hatte **). Sein langer und ſchwerer Kampf mit allen Arten von häuslichem und öffentlichem Unglück ſöhnten ſeine Unterthanen, und ſelbſt ſeine Feinde mit ihm aus. Die Erſten ſchenkten ihm ihre Liebe, die Letztern die Achtung wieder, welche ſie ihm in dem Uebermuthe, und Mißbrauch ſeines Glücks entzogen hatten.

Wenn die gränzenloſe Ausdehnung und die willkührlichſte Ausübung der Königlichen Macht einen gegründeten Anſpruch auf den Ehrennahmen eines großen geben könnte; ſo würde allerdings kein anderer Beherrſcher eines cultivirten

---

*) St. Simon VI. p. 169-225.

**) l. c. p. 200. Cette conſtance, cette fermeté d'ame, cette égalité exterieure; ce ſoin, toujours le même, de tenir tant, qu'il pouvoit le timon; cette eſpérance contre toute eſpérance par courage, et ſageſſe, et non pas aveuglement, ces dehors de même Roi en toutes choſes, c'eſt ce, dont peu d'hommes auroient eté capables: c'eſt ce, qui lui avoit pu mériter le nom de grand, qui lui avoit été ſi prémurément donné.

Europäiſchen Volks dieſen Ehrennahmen mehr verdienen, als Ludewig XIV *). Ludewig XIV war feſt überzeugt, daß ein König von Frankreich mit Recht alles thun könne, was er wolle **): daß ſein Wille ſein einziges, und höchſtes Geſetz: daß das Volk um der Könige, und nicht die Könige um des Volkes willen vorhanden ſeyen ***). Vermöge dieſer Begriffe hielt er Reichsſtände, Verſammlungen, Berathſchlagungen und Gerechtſame von Reichsſtänden für aufrühreriſche, und ſtrafbare Einſchränkungen der Königlichen Gewalt; und er war ſo glücklich, dieſe Meynung während ſeiner ganzen Regierung; und noch länger, zur herrſchenden Meynung ſeines Volks zu machen, das gerade auf die Unbeſchränktheit der Macht ſeiner Könige am ſtolzeſten war *). Er vernichtete die noch übrigen Rechte der Provinzen, der höheren Stände, und der Parlemente: vernichtete, oder ſchmälerte das Anſehen der Erenämter, und vornehmſten Hofſtellen, und hetzte den Adel und die Geiſtlichkeit, den Civil- und Militärſtand gegen einander auf, um die Einen nach den Andern, oder durch die Andern zu unterdrücken, und alle ganz allein von ſich abhängig zu machen **). Unter den vorhergehenden Regierungen war es noch immer Regel geblieben, daß die erſten Würden des Reichs, und die vornehmſten Hofſtellen den Herren und Damen vom erſten Range gebürten ***). Unter Ludewig XIV verſchwanden faſt alle Vorzüge der Geburt und des Standes vor der Majeſtät des Königs. Die Königliche Gnade wurde die einzige Quelle alles Anſehens, alles Ranges und aller Macht. Die Söhne aus den gröſten Häuſern muſten, wie jeder Andere, von unten auf dienen; und die Häupter der gröſten Häuſer waren am Hofe, und in der Armee ganz allein das, was ſie durch die Gnade des Königs, und nicht durch die Verdienſte und Wohlthaten ihrer Vorfahren geworden waren *). Die Secretaires d'état, als die geheimſten Vertrauten des Königs, und als die unmittelbaren Werkzeuge ſeines Willens, ſtiegen über den vornehmſten Adel, und ſelbſt über die Prinzen des Hauſes empor **); und dieſe Miniſter wurden, den einzigen Duc de Beauvilliers ausgenommen, insgeſammt, aus der ſogenannten Roture erwählt *). Mit der Macht, und dem Anſehen der Secretaires d'état änderte ſich auch ihre Kleidung, und das Cärimoniell, was ſie gegen Andere beobachteten, und was man gegen ſie beobachten muſte **). Ueberhaupt ſchäzte man die Wichtigkeit von Stellen am meiſten darnach, ob und in wiefern ſie Jemanden dem Könige nahe brachten ***); und eben daher wurden die vertrauteſten Cammerdiener des Königs von den vornehmſten Perſonen von Adel als ihres Gleichen bahandelt: ein unnatürliches Verhältniß, welches Ludewig XIV nicht nur billigte, ſondern ſogar verlangte ****). Wenn Herren, oder junge

---

*) St. Simon I. 192. aus einem Fragment des Duc de Richelieu. Jamais il n'exiſta dans le monde un auſſi puiſſant monarque, jamais Souverain ne mérita à plus juſte titre, le nom de grand, jamais Roi ne ſut réunir, auſſi intimement, le pouvoir législatif, exécutif, judiciaire, et militaire: jamais Souverain n'exerça à la fois tous les pouvoirs auſſi long temps. c'eſt dans ce ſens ſeul, qu'il mérite ce nom de Grand.

**) Der Marquis de la Fare berichtet, daß dieß ſelbſt Colberts Ueberzeugung geweſen ſey. Memoires p. 33.

***) Der kleine Dauphin behauptete öffentlich, qu'un Roi eſt fait pour ſes ſujets, et non les ſujets pour lui . . . . c'etoit, ſagt der Duc de St. Simon I. p. 63 le mot d'un pere de la patrie, mais un mot, qui hors de ſon regne - - - eut été le plus affreux blaſphême.

---

*) l. c. et St. Simon I. 36 et ſq. p. 104 et ſq.

**) l. c. et Richelieu I. p. 207-213 et ſq.

***) Sevigné V. p. 288. 289. On pretend, que toute place, pour laquelle on eſt choiſie dans la maiſon du Seigneur, honore la perſonne nommée; tout eſt rehauſſé maintenant. Autrefois les Dames d'honneur de la Reine étoient des Marquiſes; et toutes les grandes charges de la maiſon du roi, etoient aux ſeigneurs; aujourdhui tout eſt Duc et Marechal de France. Tout eſt monté.

---

*) Memoires de St. Simon Tome I. p. 107 - 109. ce qui fut encore une autre adreſſe pour ruiner les ſeigneurs, et les accoutumer à l'egalité, et à rouler pêle-mêle avec tout le monde; —— invention due à lui, et à Louvois, qui vouloit regner auſſi ſur toute ſeigneurie, et la rendre dependante de lui, en ſorte, que les gens nés pour commander aux autres, demeurerent dans les idées, et ne ſe trouvérent plus dans aucune realité . . . . Il aſſujettit tout . . à debuter pour etre cadet dans ſes gardes du corps, et à faire tout le même ſervice des ſimples gardes du corps . . .

**) Keiner drückte und mißhandelte alles, was groß und erlaucht war, ſo ſehr, als Louvois. Mem. de M. de la Fare p. 214.

---

*) I. 42. V. 43.

**) l. c. I. p. 37-39.

***) I. p. 46. C'eſt là ce, qui rendit les charges, qui approchoient de la perſonne du Roi ſi conſiderables, et ceux qui les poſſedoient, ſi conſiderés.

****) St. Simon l. c. und Duclos I. 183. Der König ſchickte einſt Einen von ſeinen geringeren Bedienten mit einem Briefe an den D. de Montbazon. Der königliche Bediente traf den Herzog gerade, da er ſich zur Tafel ſetzen wollte. Um den König in ſeinem Bedienten zu ehren, nöthigte er den Leztern, den erſten Plaß am Tiſche einzunehmen, und begleitete ihn nach auſjunge Leute von Adel die Gleichheit und die Demüthigungen, welche am Hofe und in der Armee einem Jeden bevorſtanden, ſich nicht gefallen laſſen wollten, oder nicht länger ertragen konnten, und deßwegen keine Dienſte ſuchten, oder den Dienſt wieder verließen; ſo wurden ſie von dem Intendanten der Provinzen bey allen nur erſinnlichen Gelegenheiten gemißhandelt, und nicht ſelten ganz zu Grunde gerichtet. Ludewig XIV vereinigte alle Zweige der höchſten, ſelbſt die oberſtrichterliche Macht, in ſeiner Hand *); und dieſe furchtbare königliche Hand wurde wiederum von Miniſtern und Mätreſſen, und von allen andern Menſchen, welche auf Miniſter und Mätreſſen Einfluß hatten, viel öfter zum Verderben von Unſchuldigen und Verdienſtvollen, als zur Beſtrafung von Schuldigen hingelenkt **). Wenn irgend ein Miniſter

---

aufgehobener Tafel bis auf den Hofplatz zurück. Der König war mit dieſer Begegnung gegen ſeinen Bedienten höchſt zufrieden, und wiederholte die Anekdote nachher oft mit ſichtbarem Wohlgefallen.

*) Vgl. Richelieu I. 207 et ſq über die Lettres de Cachet, und die Königlichen Commiſſionen.

**) St. Simon I. 198. Le Roi vouloit ſe mêler de tout, gouverner toutes les affaires, diriger tous ſes miniſtres, régler, ordonner, arranger toutes choſes niſter, oder ein Mätreſſe, oder ein Günſtling, und Aftergünſtling des Einen oder der Andern Jemanden unglücklich machen wollte; ſo war keine Unſchuld ſo anerkannt, kein Verdienſt ſo groß, kein Stand ſo vornehm, daß man ſich dadurch gegen die Beraubung der Freyheit, des Vermögens, und ſelbſt des Lebens hätte ſchützen können. Die Franzoſen wurden unter Ludewig XIV an den Mißbrauch der königlichen, und beſonders der oberſtrichterlichen Gewalt ſo ſehr gewöhnt, daß ſie willkührliche Verweiſungen und Einſperrungen durch Lettres de cachet, ſo wie die Verletzungen des Geheimniſſes der Poſten für wohlthätige und nothwendige Einrichtungen hielten *). Die willkührliche Gerichtsbarkeit des Hofes erweckte zahlloſe, geheime Angeber und falſche Ankläger, welche ſich an die Schaaren der geheimen Spionen der Polizey anſchloſſen, und viele tauſend Familen ins Ver-

---

choſes, remedier à tous les abus, exercer toute ſa puiſſance, former même les miniſtres, diriger ſes géneraux, et jusqu'aux Directeurs de ſes bâtimens: il vouloit être Général, Magiſtrat, Juge, exercer même la fonction de punir, comme un Lieutenant-criminel, par ſes lettres de cachet.

*) l. c. auch St. Simon I. 144. 146.

Verderben brachten [*]. Ludewig XIV vollendete ohne Mühe und Widerſtand das Werk des Deſpotiſmus, was ſeine Vorgänger ſeit zwey Jahrhunderten planmäßig angefangen und fortgeſetzt hatten. Er war der Glückliche, der alle die Vortheile einerndete, welche ſich Fürſten von jeher von der Erlangung, und Ausübung einer unbeſchränkten Gewalt verſprachen. Er war es aber auch, der ſeinen Nachfolgern das Schickſal vorbereitete, das ſie in unſern Tagen erfahren haben, und das nicht nur Frankreich, ſondern auch einen groſſen Theil des übrigen Europa mit Verwirrung und Jammer erfüllt hat, und vielleicht noch lange erfüllen wird.

Wenn man die Vorzüge und Fehler Ludewig XIV, ſo wie den Geiſt ſeiner Regierung kennen gelernt hat, ſo iſt es nicht ſchwer, die Veränderungen zu erklären, welche er an ſeinem Hofe, in ſeinem ganzen Reiche, ja ſelbſt in vielen andern Europäiſchen Ländern hervorbrachte.

Ludewig XIV verließ zuerſt die uralte Sitte der Europäiſchen Könige, unter den Augen ihres Volks, und in der Hauptſtadt ihres Reichs zu wohnen. Er verlegte ſeinen Hof aus Paris auf das Land, zuerſt nach St. Germain und von da nach Verſailles, von wo aus er jährlich ſeine übrigen Luſtſchlöſſer beſuchte. Der Hauptgrund der Verlegung des Hofes auf das Land war ein heftiger Widerwille gegen die Stadt Paris, welcher er es nie verzeihen konnte, daß ſie ſich während ſeiner Minderjährigkeit empört, und ihn und ſeine Mutter zur Flucht gezwungen hatte *). Zu dieſer Urſache geſellten ſich nachher mehrere andere, die gleichfalls aus der Denkart, und dem Charakter des Königs herfloſſen. Wichtig iſt die Veränderung des gewöhnlichen Aufenthalts der Franzöſiſchen Könige; weil ſie den Aufwand des Hofes, und der Hofleute um vieles vermehrte: weil ſie von mehreren auswärtigen Königen und Fürſten nachgeahmt: und weil dadurch der Hof und das Cabinet von den cours ſouveraines, oder den hohen Landesſtellen getrennt wurden.

---

[*] l. c.

Ludwig XIV mochte lieber groß ſcheinen, als ſeyn, und er zog daher dem Ruhme der größten Heldenthaten, oder der wohlthätigſten Arbeiten des Friedens die eitle Ehre vor, der Mittelpunct eines zahlrei-

---

*) I. 135. 36. St. Simon und Duclos I. 187.

reichen und glänzenden Hofes zu ſeyn. Ludewig XIV vermehrte ſchon vor ſeiner Vermählung, und vor dem Tode des Cardinals Mazarin ſowohl die Corps der Garden, als die Mannzahl eines jeden Corps; und dieſe Corps waren der vornehmſte Gegenſtand der Geſpräche, welche er als Bräutigam, und junger Ehemann ſelbſt mit Damen führte *). Nach dem Tode des Cardinals, und der Königinn-Mutter vermehrte er die Stellen und Beamten nicht bloß an ſeinem, ſondern auch an dem Hofe der Königinn, wenigſtens in eben dem Verhältniſſe, in welchem er das ſogenannte maiſon du Roi vermehrt hatte **). So wie ſeine, und ſeines Bruder Familie ſich erweiterte; ſo entſtanden neue Hofhaltungen und Hofſtellen, welche zwar insgeſammt ihre eigene Bewegung hatten, aber ſich doch zugleich um den Hof des Königs, wie die Planeten um die Sonne bewegten. Das zahlreiche Hofgeſinde, oder die große Menge von beſoldeten Hofcavalieren, und

---

*) Dieß erzählen außer Mademoiſelle de Montpenſier faſt alle übrige Memoires aus jenen Zeiten.

**) V. 131 Mem. de Montpenſier. Dans ce temps-là la Reine navoit, que ſix Dames, dont Madame de Monteſpan en étoit une; le nombre en fut bientot augmenté. Le Roi aime tout ce, qui va à la grandeur.

Hofdamen machte nur einen geringen Theil des königlichen Hofes aus. Ludewig XIV verlangte, daß alle Familien und Perſonen von Stande, deren Vermögensumſtände es nur einigermaaßen zuließen, den Hof zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt wählen, und das prachtvolle Gedränge ſeines Hofes vermehren ſollten*). Er gab beym Aufſtehen, und Zubettegehen, bey ſeiner Mittags- und Abendtafel, bey dem Durchgange durch die Gemächer, und den Promenaden in Verſailles genau Acht, ob Jemand fleiſſig, oder ſelten erſcheine. Wer ſelten, oder niemahls an den Hof kam, der fiel gewiß in Ungnade; und wenn man für einen Solchen um eine Stelle bat, ſo antwortete der König trocken: ich kenne den Menſchen nicht oder ich ſehe ihn niemahls. Wenn Jemand auch in Verſailles den Hof ſo machte, wie der König es wünſchte, und nicht mit nach Fontaineblau ging, oder nicht oft um die Erlaubniß bat, mit nach Marly zu reiſen, geſetzt daß dieſe Erlaubniß beſtändig abgeſchlagen wurde;

---

*) I. 141. St. Simon. Non ſeulement il étoit ſenſible à la preſence continuelle de ce, qu'il y avoit de diſtingué, mais il l'ètoit auſſi aux étages inferieurs.

ſo war dieß in den Augen des Königs ein Verbrechen von ſtrafbarer Unehrerbietigkeit. Perſonen, die zum Hofe gehörten, muſten ſehr wichtige Urſachen anführen, wenn ſie ſich nur auf kurze Zeiten entfernen, und auf ihre Güter gehen wollten. Am wenigſten verzieh es der König, wenn Herren und Damen lieber in Paris, als am Hofe lebten *).

Auch ohne die Vergnügungen des Hofes wären der bekannte Wille des Königs, und die Furcht vor ſeiner Ungnade hinreichend geweſen, den begüterten Adel von ganz Frankreich nach Paris und Verſailles zu ziehen. Die vornehmſten und reichſten Familien des franzöſiſchen Adels bauten, oder kauften Palläſte in der Hauptſtadt, wo ihre Frauen und Kinder ſich den größten Theil des Jahrs aufhielten, auch wenn die Männer und Väter im Kriege, oder auf Geſandſchaften abweſend waren. Die Hotels der Großen

---

*) l. c. Es gab immer Perſonen, welche den Aufenthalt in Paris dem Leben am Hofe vorzogen. Zu dieſen gehörte unter andern die ſchöne Gräfinn de la Riviére. Eine der gröſten Lobrednerinnen der Hauptſtadt. Man ſ. ihre Briefe I 341. II 242 Als man der jungen Gräfinn de Caylus, die Verweiſung vom Hofe angekündigte, ſo freute ſie ſich, daß ſie dadurch der Langeweile des Hofes entnommen werde. Memoires de Mad. de Maintenon II. p 77.

ſen wurden allerdings, wie die Höfe des Königs, und Prinzen, oder Princeſſinnen des königlichen Hauſes, Schulen von Politeſſe *). Sie wurden aber zu gleicher Zeit Schulen, aus welchen mit den Annehmlichkeiten der Perſonen, und des Umgangs die verdorbenen Sitten der Hofleute zuerſt in die Hauptſtadt, aus der Hauptſtadt in die Provinzen gebracht, und wenigſtens eben ſo weit verbreitet wurden, als die Nachahmung der höfiſchen Manieren **). Der Königliche Hof ge-

---

*) Voltaire II. p. 139. Les maiſons que tous les ſeigneurs batirent ou achetérent dans Paris, et leurs femmes, qui y vécurent avec dignité, formérent des écoles de politeſſe, qui retirérent peu à peu les jeunes gens de cette vie de cabaret, qui fut encor longtems à la mode.

**) Es iſt falſch, was Thomas Eſſais ſur les femmes p. 125. von der Regierung Ludewig *XIV.* ſagt: Juſqu'alors les vices de la cour n'avoient guères été ceux de la nation. Wahr hingegen iſt das Urtheil p 129. Tout imita la cour, et d'un bout du royaume à l'autre, les vices circulérent avec les agrémens. Die Ehrfurcht, und der Eifer, womit man alles, was vom Hofe kam, in der Hauptſtadt, und was aus der Hauptſtadt kam, in den Provinzen aufnahm, und nachahmte, erhellen allein aus folgender Stelle von La Brüyere p. 124. 125. Le retour de la cour eſt reçu à la ville dans une ruelle, où il defait le magiſtrat . . . . Il eſt écouté, il eſt aimé; on ne tient guere plues d'un moment contre une écharpe d'or et une plume blanche, contre un homme, qui parle au Roi, et voit les gewann durch den Zuſammenfluß des Adels nicht ſo viel an Glanz, und die Hauptſtadt durch den Aufwand des Hofes, und des Hofadels nicht ſo viel an Erwerbmitteln, und Reitzen der Induſtrie, als die adelichen Familien, und alle Provinzen durch den Aufenthalt der größten Güterbeſitzer in Paris und Verſailles einbüßten. Die meiſten adelichen Geſchlechter geriethen durch den Aufwand, welchen ſie ſtandesmäßig machen mußten, in eine Armuth, oder Schuldenlaſt, bey welcher man nicht begreifen konnte, wie ſie nur zu beſtehen, oder ihre gewöhnliche Weiſe zu leben fortzuſetzen im Stande ſeyen *); und doch fan-

---

les miniſtres. Il fait des Jaloux, et des jalouſes, on l'admire, il fait envie . . . . Un homme de la ville eſt pour une femme de province ce, qu'eſt pour une femme de Ville un homme de la cour.

*) Les Marchands, ſchrieb die Frau von Sevigné ſchon im J. 1672. ſont devenus chrétiens depuis quelque tems. Chacun ſçait ſi je ne dis pas vrai. On eſt au deſeſpoir, on n'a pas un ſou, on ne trouve rien à emprunter, les Fermiers ne payent point, on n'oſe faire de la fauſſe monnoye, on ne voudroit pas ſe donner au diable, et ce, pendant tout le monde s'en va à l'armée avec ſon équipage. De vous dire, comment cela ſe fait, il n'eſt pas aiſe. Le miracle des cinq pains n'eſt pas plus incomprehenſible. Man ſehe auch V. p. 178. Cela me paroît une ſorte de magie noire, comme la gueuſerie des Courtiſans. Ils n'ont jamais un ſou, et ſont tous les

fanden die franzöſiſchen Hofleute bey jeder neuen Gelegenheit in ihrer Begierde dem Könige zu gefallen, unerſchöpfliche Hülfsquellen *). Im J. 1688. war nach einem zehnjährigen Frieden die Schatzkammer des Königs ſo leer, daß ſie nicht einmahl die fälligen Penſionen an die königlichen Bedienten auszahlen konnte; und dieſe Penſionen machten für die Meiſten ihre ſicherſte Einnahme aus **). Je höher

---

les voyages, toutes les campagnes; ſuivent toutes les modes, ſont de tous les bals, de toutes les courſes de bague, de toutes les loteries, et vont toujours quoiqu'ils ſoient abyſmez: j'oubliois le jeu, qui eſt un bel article; leurs terres diminuent, il n'importe, ils vont toujours. Dieß wurde im J. 1680 geſchrieben.

*) Madame de Sevigne in einem 1692. an den Grafen von Rabutin geſchriebenen Briefe, in der Sammlung des Letztern T. II. p. 188. Il y aura un grand bal, où tous ceux, qui diſent, qu'ils n'ont pas un ſou, font des depenſes de deux et trois cents piſtoles. C'eſt ce, qui fait, qu'on ne croit point à leurs miſeres, qui ſont pourtant bien veritables. Mais les François ont des reſſources dans leur envie de plaire au Roi, qui ne trouveroient point de creance dans ce, qu'on nous en pourroit dire, ſi nous ne le voyions de nos propres yeux. Nous verrons donc tous les jeunes, et vieux Courtiſans, parez ſelon leur âge, et toujours magnifiquement.

**) De la Fayette Memoires de la cour de France p. 136. 137. Mais ſur quoi l'on etoit encore plus impatient, c'etoit ſur les penſions, qui ne ſe payoient point du tout. La plûpart des Officiers n'avoient pourtant que cet argent de ſur et die Noth des Hofes und des Hofadels ſtieg, deſto drückender wurden die Bedingungen, unter welchen Beide Geld erhielten: deſto allgemeiner und verzehrender wurde der Wucher: und deſto ſeltener, oder koſtbarer das Geld. Die Frau von Sevigné klagt in vielen Briefen über die Seltenheit des Geldes in der Hauptſtadt: noch mehr aber in den Provinzen, welche durch die harten Abgaben und die faſt beſtändige Abweſenheit der meiſten und größten Gutsbeſitzer erſchöpft wurden. Die Güter der abweſenden Beſitzer wurden ſchlecht, oder untreu verwaltet, und dabey hielt es ſehr ſchwer, den unaufhörlich abnehmenden Ertrag zu Gelde zu machen *). Viele vornehme Ge-

---

et de ſolide. Cela faiſoit appréhender la continuation de la guerre . . . car il paroiſſoit certain, que, puisqu'après dix ans de paix, où peu s'en falloit, et le Roi jouiſſant d'un grand revenu, on ne trouvoit pas un ſol dans ſes coffres, etc:

*) Je tire, ſchrieb der Graf Rabütin an Madame de Sevigne II. 79 plus de mes terres à proportion, que vous ne tirez de Bourbilly, parceque je ſuis ſur les Lieux, et que vous en êtes eloignée. Comme vous dites, Madame, on vit de ſes revenus, quand on les conſomme ſoi-même; et tranſportez ils ne reviennent presque à rien. Pour ce, que vous me mandez, que quand on eſt engagé à la cour, il eſt comme impoſſible de tranſporter ſes revenus, je vous dirai, que j'en demeure d'accord.

Geſchlechter kamen durch Verſchwendung an den Bettelſtab, und ihre Beſitzungen fielen in die Hände von Menſchen, welche ſich durch Wucherkünſte ſchnell bereichert hatten, und die damahls Partiſans genannt wurden [*]). Die Uebrigen retteten ſich entweder durch Raub, welche ſie an den königlichen Caſſen, oder durch Erpreſſungen, welche ſie in den Provinzen ausübten, oder durch Verheirathungen mit den Söhnen und Töchtern von reichen Wucherern und Finanziers. Colbert's Beförderung des Handels, und der ſtädtiſchen Induſtrie war ganz unſchuldig an der Entvölkerung des platten Landes, und dem Vorfall des Ackerbaus. Die wahren Urſachen der letztern lagen in den Kriegen Ludewig XIV, in den vielen und harten Auflagen, welche dieſe nothwendig machten, in der Verarmung des Franzöſiſchen Adels, und in der faſt allgemeinen und beſtändigen Entfernung der Beſitzer von ihren Gütern.

Ludewig XIV verlangte nicht bloß den zahlreichſten, ſondern auch den glänzendſten

---

*) Bruyere p. 187-203.

ſten Hof, den je ein Europäiſcher Monarch gehalten habe. Die gröſten europäiſchen Könige hatten kaum ſo viel Einkünfte, als Ludewig XIV jährlich an ſeine Schlöſſer und Gärten verſchwendete, in Vergleichung mit welchen die Palläſte und Gärten der übrigen fürſtlichen Zeitgenoſſen bloße Hütten, und Küchengärten waren. Der Menge und dem Umfange ſeiner Schlöſſer und Gärten entſprach die Zahl und Pracht ihrer Möblen und Verzierungen: der Tafeln, und des Tafelgeſchirrs *): der Jag-

---

*) Es iſt unbegreiflich, wie **Voltaire** die unerhörte Verſchwendung ſelbſt in den Hoftafeln ſo lobpreiſend erzählen konnte. II 36. Il rétablit les tables instituées par François premier, et les augmenta. Il y en eut douze pour les officiers commençaux, ſervies avec autant de propreté, et de profuſion, que celle de beaucoup de ſouverains . . . Wer die Erlaubniß erhielt, mit nach Marly zu reiſen, pouvait donner des repas dans ſon appartement, on y étoit ſervi avec la même délicateſſe, que le maître. In der Armee hielt der König gleichſam offene Tafel. St. Simon I. 159. Ueber die Etiquette, welche der König an ſeiner eigenen Tafel am Hofe, und in der Armee beobachtete, ſehe man eben dieſen Schriftſteller, l. c. p. 157. und dann die Anekdoten der Herzoginn **von Orleans** S. 77. 78. Durch die Verkäuflichkeit aller Stellen geſchah es, daß viele Bedienungen bey der Königlichen Tafel, oder wenigſtens der Tafel der Königl. Familie an Perſonen aus reichen bürgerlichen Familien kamen ib.

Jagden *), Livreen **), und Equipagen ***). Am allermeiſten aber übertraf Ludewig XIV alle ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen durch den Geſchmack und Glanz von Feſten, welche er gab, und durch den Reitz der täglichen Vergnügungen, welche er an den Hof und in die Hauptſtadt einführte. Trauerſpiele, oder Luſtſpiele und Opern, Spatziergänge, Spatzierfahrten und Waſſerfahrten bey Tage und bey Nacht, Concerte, Bälle, Aſſembleen, Dieners, und Soupers drängten einander unaufhörlich, nicht nur an dem Hofe des Königs, ſondern auch an den Höfen und in den Palläſten der Prinzen, Prinzeſſinnen, und übrigen Großen ****).

---

*) St. Simon I. p. 137. Loin de ces temps réſervés à ſon fils, où les routes, la viteſſe des chiens, et le nombre gagé des piqueurs et des chaſſeurs à cheval, a rendu les chaſſes ſi aiſées et ſi courtes.

**) Er führte eine eigene koſtbare Hofkleidung ein. Es war eine große Gnade, wenn Jemand die Erlaubniß erhielt, dieſe Kleidung tragen zu dürfen. Volt. II. p. 32. St. Simon I. 139. 140.

***) II. 120. Voltaire. Ce fut en ce tems-là, qu'on inventa la commodité magnifique de ces caroſſes ornés de glaces, et ſuſpendus par des reſſorts. Auch die Klingel in den Zimmern wurden unter Ludewig XIV eingeführt. II. 18 St. Simon.

****) z. B. an dem Hofe der Henriette d'Angleterre. ſ. Hiſtorie de Madame Henriette d'Anglet. p. 50. 52.

Dieſer Hang zum Vergnügen und zur Geſelligkeit ging unter keiner andern Regierung ſo ſehr, als unter der von **Ludewig** XIV, von dem Hofe zu den höheren Claſſen in der Hauptſtadt, und von dieſen in die Provinzen über *). Unter der Regentſchaft der Königinn **Anna von Oeſterreich** ſuchten die Biſchöfe zu beweiſen, daß das Schauſpiel ein unerlaubtes Vergnügen ſey. Unter **Ludewig** XIV prieſen ſich die Biſchöfe glücklich, daß man ihnen im Theater einen beſondern Sitz anwies **). Die

häu-

---

52. im 8 B. der Oeuvres de Mad. de la Fayette. Toutes ces perſonnes paſſoient les après-dînées chez Madame. Elles avoient l'honneur de la ſuivre au cours, au retour de la promenade on ſoupoit chez Monſieur, après le ſouper tous les hommes de la cour s'y rendoient, et on paſſoit le ſoir parmi les plaiſirs de la comédie, du jeu, et des violons. - - après ſouper on montoit dans des calèches, et au bruit des violons on s'alloit promener une partie de la nuit autour du canal.

*) Voltaire ſiécle de Louis XIV. T. II. p. 141. Mais les maiſons, les ſpectacles, les promenades publiques, où l'on commençait à ſe reſſembler pour gouter une vie plus douce, rendirent peu a peu l'exterieur de tous les citoiens presque ſemblable. On s'apperçoit aujourdhui juſques dans le fond d'une boutique, que la politeſſe a gagné toutes les conditions. Les provinces ſe ſont reſſenties avec le tems de tous ces changemens.

**) Voltaire II. p. 7.

häufigen Feſte, welche Ludewig XIV beſonders in den erſten zehn Jahren ſeiner Regierung veranſtaltete, erweckten in und außer Frankreich mehr Bewunderung und Nacheiferung, als alle ſeine nachherigen Siege und Eroberungen *). An dieſen Feſten, ſo wie an den Reiſen nach Marly, Trianon, u. ſ. w. konnten nicht alle Hofleute ohne Unterſchied Theil nehmen, ſondern allein diejenigen, welche die Erlaubniß, oder eine Einladung dazu erhalten hatten; und ſolche Einladungen waren eine vorzügliche Gunſt, wodurch der König die Hofleute zum Eifer in ihrem Dienſte ermunterte **). Die Feſte und Vergnügungen des Hofes erzeugten unter den Hofleuten die faſt allgemeine Meynung,

---

*) II. 24-43. Die Vermählung des Duc de Bourgogne fiel ſchon in die traurige Zeit des Franzöſiſchen Hofes, und doch kamen zu dieſem Feſte 36000 Fremde zuſammen. Lettres de Me de la Riviere II. 320. Der Menge der Fremden und der Pracht des Hofes entſprach die Kühnheit der Filour, deren Händen faſt keiner entging 308. 309.

**) St. Simon I. 137-139. Les fêtes fréquentes, les promenades particuliéres à Verſailles, les voyages furent des moyens que le Roi ſaiſit pour diſtinguer et pour mortifier en nommant les perſonnes, qui à chaque fois en devoient, être, et pour tenir chacun aſſidu et attentif à lui plaire.

nung, daß das Hofleben das glücklichſte Leben auf Erden ſey, und daß diejenigen welche die Seligkeiten des Hoflebens einmahl gekoſtet hätten, in keiner andern Lage mehr glücklich ſeyn könnten *). Noch größer war die Meynung von den Herrlichkeiten des Hofes in der Hauptſtadt, in den Provinzen, und ſelbſt im Auslande **). Man opferte Vermögen, Ruhe und häusliche Freuden auf: man ertrug die größten Beſchwerden und ließ ſich, wie Bediente, behandeln *), um nur es ſey auf welche Art es wolle, an den Hof zu kommen **). Wenn die Vergnügungen des Hofes zuletzt den Reitz der Neuheit verloren, ſo entſagte man ihnen doch nicht, weil ſie nun durch die lange Gewohnheit unentbehrlich geworden waren; und man tröſtete ſich für den Verluſt des wahren Glücks mit dem Gedanken, daß man von allen denen, welche die Leerheit, oder die Verdorbenheit, und Quaalen des Herzens nicht kannten, für Einen der wenigen Glücklichen unter vielen Millionen gehalten werde ***). Viele Herren und Damen, welche das vorhin genoſſene Anſehen eingebüßt hatten, ſtürzten ſich aus Verzweyflung in Clöſter ****). Andere fühlten die Beſchwerden des Hoflebens, und die Einförmigkeit der Hoflustbarkeiten ſehr tief †). Allein wenige oder

---

*) Selbſt die Meiſten unter den ſonſt vernünftigen Hofleuten hatten dieſen Wahn. Buſſi Rabutin Lettres T. 3. p. 40. Je n'oublie pas, que les agrémens de la cour etoient toute ma reſſource . . . Je les regrette à tous momens. Nous nous y reverrons un jour, Madame, à cette agréable cour. Eine Tochter von Monſieur vermählte ſich mit dem Herzoge von Florenz. Die Großherzoginn verließ einen Hof, wo ſie herrſchte, weil ſie die Entfernung von dem Franzöſiſchen Hofe nicht ertragen konnte. Der Großherzog ſagte zu einem vornehmen Herrn aus Turin, wohin auch eine Franzöſiſche Prinzeſſinn gekommen war: Lettres de Sevigné IV. p. 340. Ah Monſieur! que vous êtes heureux, d'avoir eu une Princeſſe de France, qui ne s'eſt point fait un martyre de regner dans votre cour.

**) Bruyere p. 227. La province eſt l'endroit d'où la cour comme dans ſon point de vuë paroit une choſe admirable, ſi l'on s'en approche, ſes agrémens diminuent comme ceux d'une perſpective, que l'on voit de trop près.

---

*) Bruyere l. c. l'on s'accoutume difficilement à une vie, qui ſe paſſe dans une antichambre, dans des cours, où ſur l'eſcalier.

**) Lettres de Sevigné V. 304. Vous êtes etonnée, que la preſſe ſoit ſi grande, vous n'êtes pas ſeule; mais la rage eſt d'être là in ogni modo.

***) La Bruyere p. 246. 247.

****) Memoires de Montpenſier I. 141.

†) De la Fayette Memoires de la cour de France p. 101. A l'égard de la cour de France, tout

y

oder gar keine hatten einen ſo geſunden Kopf, daß ſie am Hofe ſelbſt einen Widerwillen gegen das Hofleben, und eine Begierde nach Ruhe gefaßt hätten *).

Der Glanz des Hofes **Ludewigs** XIV und die Meynung von der Glückſeeligkeit des Lebens an dieſem Hofe dauerte nur bis an die geheime Vermählung des Königs mit der **Maintenon** fort. Dieß ſchlaue Weib flößte **Ludewig** XIV einen ſolchen Hang zur einſamen Frömmeley, und zu ſtrengen Andachtsübungen ein, daß er nun ſogar ein Feind von erlaubten Vergnügungen wurde **).Er entſagte nicht nur für ſeine Perſon allen rauſchenden Ergötzlichkeiten, ſondern er ***) mißbilligte es auch,

---

y etoit comme à l'ordinaire. Il y a un certain train, qui ne change point: toujours les mêmes plaiſirs, toujours aux mêmes heures, et toujours avec les mêmes gens.

*) La Bruyere p. 257. Un eſprit ſain puiſe à la cour le gout de la ſolitude, et de la retraite.

**) I. 19. St. Simon. Depuis (1684) juſqu'en 1688 le temps ſe paſſa dans le cabinet, moins en fêtes qu'en devotions, et en contrainte; et ici finit l'apogée de ce regne et ce comble de gloire et de proſpérites.

***) à l'heure, qu'il eſt, ſagt Madame de la Fayette p. 127. hors de la piete point de ſalut à la cour, auſſi bien, que dans l'autre monde — und p. 154. On croyoit, que les appartements recommenceroient auſſi, mais le roi retrancha ces plaiſirs.

auch, daß ſeine Kinder an jugendlichen Vergnügungen Theil nahmen *). Von dieſer Zeit an wurden die Hofbälle ſo traurig, daß ſie nicht einmahl zwey Stunden dauerten **). Ein Theil der Freuden, welche der König von ſeinem Hofe verſcheuchte, entfloh an den Hof von Monſieur, und der Ducheſſe de Bourgogne. Als aber dieſer Prinz, und beſonders die Ducheſſe de Bourgogne ſtarb; ſo bedeckte eine ſchreckliche Finſterniß den ganzen Hof, welche auch bis an den Tod Ludewig XIV immer dicker und ſchrecklicher wurde ***).

So wie Ludewig XIV durch das Herbeyzwingen, oder Herbeylocken des ganzen begüterten Adels, und durch den Glanz ſeiner Palläſte, Gärten, Feſte, und übrigen Luſtbarkeiten gleichſam einen neuen Hof bildete; ſo wurde er durch die Etiquette, welche er einführte, der Geſetzgeber nicht nur ſeines Hofes, ſondern auch der meiſten übrigen Europäiſchen Höfe. Das Cärimoniell am Hofe **Ludwigs** XIV zeichnete ſich auf der einen Seite durch ſeine Ungezwungenheit, und auf der andern durch ſeinen Pomp, oder ſeine Feierlichkeit aus. Kein anderer König geſtattete ſeinen Hofleuten einen ſo freyen Zutritt zu allen Herrlichkeiten ſeiner Palläſte und Gärten: keiner ſorgte ſo ſehr für ihre Vergnügungen, und erleichterte ihnen durch gnädige Herablaſſung, und Entfernung von allem Zwange den Genuß derſelben *): keiner endlich hob

---

*) Mad. de la Fayette p. 131 l. c. Monſeigneur donnoit un peu plus dans les plaiſirs de la jeuneſſe, car il fut trois oú quatre fois au bal. . . Monſeigneur avoit fait une partie avec la Princeſſe de Conti d'y aller. Le Roi ne l'approuva pas, diſant, que Jamais on n'alloit à ces ſortes d'endroits, qu'il n'y eut quelque compte deſagréable, et que les femmes d'un certain air n'y devoient pas aller.

**) p. 133. Les bals de la cour étoient ſi triſtes, qu'ils ne commencoient. qu'après minuit, et ils étoient toujours finis avant deux heures.

***) St. Simon III. 48. 49. VI. 27. Avec elle s'eclipſerent joie, plaiſirs, amuſements même, et toute eſpece de grâces. Les ténebres couvrient toute la ſurface de la cour.

---

*) La Bruyere p. 352. Qu'il ſe faſſe lui même une affaire de leurs plaiſirs: qu'il ouvre ſon Palais à ſes courtiſans, qu'il les admette juſques dans ſon domeſtique, que dans des lieux, dont la vue ſeule eſt un ſpectacle, il leur faſſe voir d'autres ſpectacles, qu'il leur donne le choix des jeux, des concerts, et de tous les rafraichiſſements, qu'il y ajoute une chere ſplendide, et une entière liberté: qu'il entre avec eux en ſocieté des mêmes amuſements, que le grand homme devienne aimable et que le Heros ſoit humain et familier, il n'aura pas aſſez fait.

an ſeinem Hofe alle Unterſchiede von Rang und Stand ſo ſehr auf, und beförderte dadurch die wechſelſeitige Gemeinſchaft ſo ſehr, als Ludewig XIV *). Zugleich aber war kein Fürſt erfinderiſcher in neuen Abtheilungen ſeiner Hofleute, und in neuen Stuffen der Annäherung, welche einzig und allein die verſchiedenen Grade ſeiner Gunſt ausdrückten. Die Herren und Damen ſeines Hofes wuſten es nach den von ihm gegebenen Vorſchriften genau, in welche Gemächer des Pallaſtes ſie ungerufen kommen, oder nicht kommen **): welche bey dem Aufſtehen, dem Zubettegehen, der Mittags- und Abendtafel gegenwärtig, oder nicht gegenwärtig ſeyn, Dienſte leiſten, oder nicht leiſten: welche die Reiſen nach Marly und Trianon mitmachen, den König auf ſeinen Promenaden begleiten, Feſten beywohnen, Hofkleider tragen, während der

---

*) St. Simon, I, p. 106. Il retrancha tout, qu'il put, les cérémonies et les diſtinctions, dont il ne retint, que l'ombre et certaines, trop marquées pour les detruire, en ſemant même dans celles la des zizanies qui les rendoient en partie ridicules.

**) Les grandes et les ſecondes entrées I, p. 46. 47. St. Simon.

Aſſembleen ſtehen oder ſich ſetzen, auf Spatziergängen, oder bey der Tafel in der Armee ſich bedecken durften, oder nicht durften *). Bey der Etiquette, welche **Ludewig** XIV einführte, hatten dieſer König, oder deſſen Miniſter drey verſchiedene Hauptabſichten: erſtlich, alle Hofleute, ſo viel als möglich, einander gleich, und dennoch die Claſſen, die aus der Gnade des Monarchen entſtanden, ſo viel, als möglich, ungleich zu machen: zweytens, nicht bloß den König, ſondern auch die Hofleute in ihrem Umgange mit einander von allen drückenden Feſſeln der Etiquette zu befreyen **) und drittens einem Jeden den Zutritt zu dem Könige zu erlauben, und ihn dennoch vor Vertraulichkeit, und vertraulichen Aeußerungen zu verwahren ***). Vornehme und Geringe konnten den König anreden, wenn er in die Meſſe ging, oder daraus zurückkam: oder in den Wagen ſteigen wollte, u. ſ. w. In ſolchen Fällen muſte man ſein Anliegen in wenigen Worten vortragen. Die Antworten des Königs waren noch kürzer Privat-Audienzen gab er ſelbſt wegreiſenden, oder rückkehrenden Geſandten und Generalen höchſt ſelten; und bey den Audienzen von Generalen war Lauvois ſtets gegenwärtig *).

---

*) St. Simon I. 156-176. Die Damen, welchen keine Tabourets zukamen, hatten die Erlaubniß, ſich hinter ihren Prinzeſſinnen auf die Erde niederzulaſſen, aber ohne Kiſſen. l. c. p. 176. Es gab an der königlichen Tafel ein grand couvert, petit-couvert, tres-petit couvert. Jedes hatte ein anderes Cärimoniell. l. c.

**) Und doch ſchrieb Frau von Maintenon im J. 1692. Lettres T. II. p. 180 Il n'y a point dans les couvens auſterites pareilles à celles, auxquelles l'etiquette de la cour aſſujettie les grands.

***) c. l. I. p. 43.

---

*) c. 1. Das bloße Empfangen, Einführen und Nennen von Perſonen war für die Herzoginn von Richelieu ſo angreifend, daß ſie alles verkehrt machte und angab. Madame de Sevigné machte hierüber folgende Bemerkung: V. p. 446. Cette place eſt dangeureuſe, et fait voir, que les petites choſes font plus de mal, que l'étude de la Philoſophie. La recherche de la verité n'epuiſe pas tant une pauvre cervelle, que tous les complimens, et tous les riens, don celle-la eſt remplie. Frau von Monteſpan war Urſache, daß die filles d'honneur entlaſſen, und an ihrer Stelle Dames du Palais eingeführt wurden. Jene wurden im J. 1697. bey der erſten Dauphine wieder hergeſtellt. Memoir. de Me de Maint. II. 123. Die Ducheſſe de Bourgogne erhielt aber nur Dames du Palais ib. IV. 110.

Vierter Abſchnitt.

Ueber die Bildung des andern Geſchlechts unter der Regierung, und beſonders an dem Hofe Ludewigs *XIV*.

Frankreich machte unter Ludewig XIV in den ſchönen und nützlichen Künſten größere, und in den ſchönen und nützlichen Wiſſenſchaften ſo große Fortſchritte, als irgend ein anderes Land in Europa: was die ernſthaften Wiſſenſchaften betrift, England allein ausgenommen. Schmeichler, und ſelbſt Geſchichtſchreiber eigneten dem ſtolzen und glücklichen Könige die Verdienſte der in ſeinem Reiche lebenden Künſtler und Gelehrten, wie den Ruhm der Unternehmungen ſeiner Generale und Miniſter zu. Erſt in unſerm Zeitalter fing man an, einzuſehen, daß Ludewig XIV an dem Flor der Künſte und Wiſſenſchaften in dem von ihm benannten Jahrhundert noch weniger Theil habe, als Alexander der Große, oder Auguſt an den goldenen Zeiten der Kunſt, und des Genies, welchen man ihre Nahmen beylegte *). Belohnungen in Geld erwecken und beflügeln allein keine große Geiſter: am wenigſten, wenn ſie ſo unbedeutend ſind, ſo kurze Zeit, und ſo ſchlecht bezahlt, und Unwürdigen ſowohl, als Würdigen hingeworfen werden, wie die Penſionen, welche **Ludewig** XIV einheimiſchen, und auswärtigen Gelehrten bewilligte. **Ludewig** XIV ſelbſt hatte weniger Kenntniſſe, als irgend einer ſeiner Vorfahren in den beiden letzten Jahrehunderten gehabt hatte **); und unter ſeinen Miniſtern und Vertrauten war kein einziger wahrer Kenner, kein warmer Verehrer und Beförderer von ächter Kunſt und Wiſſenſchaft ***). Der König und die Vertrauten des Königs hatten nicht einmahl **empfundene Achtung** für diejenigen

---

*) Man ſehe den Herausgeber der Memoires du Duc de St. Simon I. p. 12. 13. Duclos I. 197.

**) Der König ſagte einſt zu dem Duc de Vivonne: mais à quoi ſert de lire; und der Herzog antwortete: la lecture fait à l'eſprit, ce que vos perdrix font à mes joues. Siécle de Louis XIV T. II. p. 52

***) Louvois rühmte ſich, daß er kein Buch leſe. Dieſer eitle Ruhm veranlaßte ſo gar einen de la Bruyere, dem allgewaltigen Miniſter einen großen Lobſpruch zu machen.

gen Künſtler und Schriftſteller, die unmittelbar für das Vergnügen des Hofes arbeiteten; und Beide würden größere Meiſterſtücke geliefert haben, als ſie wirklich lieferten, wenn ſie unabhängig von den Launen des Königs und des Hofes hätten arbeiten können. Außer einigen Dichtern und Hofrednern wurden alle übrige große Schrifſteller zu den Zeiten Ludewigs XIV entweder als Feinde der Religion und des Staats verfolgt, oder wenigſtens gekränkt, und vernachläſſigt *). Die Nahmen Dichter und Autor fanden am Hofe Ludewigs XIV nur alsdann Gnade, wann ſie von hohem Stande und Range unterſtützt wurden. Ohne dieſe Vorzüge waren ſie faſt immer Gegenſtände des Spotts, und der Verachtung **); und einige glückliche Ein-

---

*) Arnaud, Nicole, Pascal, Gassendi, Fenelon, u.ſ.w. Racine ſtarb vor Gram über den Verluſt der Gnade des Königs. Lettres de Ma la Comtesse de la Rivière II 334. 35 III. 24. Colbert nahm dem Geſchichtſchreiber Mezeray ſeine Penſion wegen ſeiner Freymüthigkeit. Man ſehe Preface des Memoir. de Richelieu p. 70. und die Memoires ſelbſt I. 270. 71. Zu den großen Männern, die in Ungnade fielen, gehörte auch Vauban. Ueber die Akademien. Ludewigs *XIV* ib. p. 204. 5.

**) Suite des Caracteres et des moeurs de ce Siécle II. p. 75. Un merite abandonné de la fortune an-

Einfälle oder luſtige Erzählnngen wurden mehr geſchäßt, als die wichtigſten Erfindungen nnd Werke von Mathematikern, Weltweiſen und Aerzten *). Das reine Licht der wahren Aufklärung, welches die unſterblichen Aufklärer gegen das Ende des vergangenen, und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts anzündeten, drang nicht in die Palläſte des Königs und in die Wohnungen der meiſten franzöſiſchen Großen ein, wo vielmehr die Feinde der Freyheit, der Tugend und Religion den Ton angaben, und Aberglauben, falſche Frömmeley, Bekehrungsſucht, und Verfolgungsgeiſt ihre Sitze aufgeſchlagen hatten **).

---

ne ſert qu'à rendre celui en qui il ſe trouve, plus ridicule. Les noms de Poëte, d'Auteur, de Savant ſont des titres injurieux, quand on ne jouit pas de ceux de la grandeur, ou qu'avec eux on eſt dans la baſſeſſe. Ils étoient honorables à Monſieur le Comte de St. Aignan, à Monſieur de Buſſi à Monſieur le Prince; à mille autres on les donne par raillerie, on les prodigue par mépris.

*) ib. p. 107. Faites un compliment à propos, ayez à commandement quelques bons mots, donnez place dans une couverſation à de jolis recits, rempliſſez des bouts-rimez, hazardez un madrigal, un couplet de chanſon, vous ſerez plus admiré, que le Geométre, le Philoſophe, le Theologien; c'eſt le gout du monde.

**) Der Glaube an Vorbedeutungen und Wahrſagerey, an Geiſtererſcheinungen und Zauberey war

Unter der Regierung Ludewigs XIV waren die Weiber der höchſten und höhe-

---

war oder wurde von neuem an den Hofe Ludewigs *XIV* herrſchend. Man ſehe Memoires de Montpenſier V. 232. Lettres de Madame de Sevigné V. 347-58. 469. Lettres Nouv. p. 23. Memoir. de Me de Maintenon II. p. 130. Die Streitigkeiten über den Janſenismus, den Quietismus, und die Bulle Unigenitus ſind eben ſo unläugbare Beweiſe des Mangels von Aufklärung am Hofe Ludewigs *XIV* als der Widerruf des Edicts von Nantes, und die erzwungene Bekehrung der Proteſtanten, wozu Ludewig *XIV*, und Madame Maintenon von den Miniſtern Tellier, Louvois, und Chateauneuf, von dem Pere de la Chaiſe und ſelbſt von dem berühmten Boſſuet angetrieben wurden. Duclos I. 195 bey. Memoires de Me de Maintenon III 17. IV. 141. Madame Maintenon ermunterte in früheren Zeiten ihren Bruder zur Milde gegen die Hugenotten. Lettres I. p. 72. Aiez pitié de gens plus malheureux, que coupables; ils ſont dans les erreurs, où nous avons été nous-mêmes, et d'où la violence ne nous auroit jamais tirés. Henri IV. a profeſſé la même religion, et pluſieurs grands Princes. Ne les inquietez donc point, il faut attirer les hommes par la douceur, et la charité: Jeſus-Chriſt nous en a donné l'exemple; et telle eſt l'intention du Roi. Sie änderte zwar in der Folge ihre duldſamen Geſinnungen, und übte ſelbſt ſehr oft einen, wie ſie glaubte, heilſamen Zwang aus, um alte und beſonders junge Ketzer zu bekehren; allein ſie verabſcheute ſtets Grauſamkeiten Louvois ſowohl, als der P. de la Chaize ſpiegelten ihr und dem Könige vor, daß die Ausrottung der Ketzer keinen Tropfen Bluts koſten werde. Man leſe folgende Stellen aus

dem

höheren Stände nicht nur überhaupt gebildeter, ſondern auch wirklich aufgeklärter, als die Männer. Die trefflichen, moraliſchen und religiöſen Schriften eines **Nicole, Arnaud**, und anderer Mitglieder des Port-Royal fanden den gröſten Beyfall bey dem andern Geſchlecht: einen ſo großen Beyfall, daß ſie ſogar die Romane verdrängten: worüber ſich nachher mehrere ängſtliche Seelen Vorwürfe machten *). Die **Herzoginn von Longueville** erweiterte das Port-Royal,

---

dem 20, und 21 Briefe des zweyten Bandes S. 89. 90. M de Chateauneuf a propoſé des moyens, qui ne conviennent pas: il ne faut point précipiter les choſes il faut convertir, et non perſécuter. Ms. de Louvois voudroit de la douceur: ce qui ne s'accorde point avec ſon naturel, et ſon empreſſement de voir finir les choſes. — Le Roi eſt fort content d'avoir mis la derniére main au grand ouvrage de la reunion des hérétiques à l'egliſe. Le P. de la Chaiſe a promis, qu'il n'en couteroit pas une goute de ſang; et Ms. de Louvois dit la même choſe.

*) Motteville I. 435. Et ils auroient été eſtimez de tout le monde, s'ils avoient évité le reproche, qu on leur peut faire ſans injuſtice, d'avoir appris aux femmes dans un François ſi beau, qu'il leur faiſoit quitter les Romans, de ſi grandes difficultez .... Il nous coute ſi cher, d'avoir voulu apprendre la ſcience du bien et du mal, que nous devons demeurer d'accord, qu'il vaut mieux les ignorer, que de les apprendre. Man ſehe auch Lettres de Me de la Riviere I. 407.

yal, und verſammelte in dem von ihr erbauten Flügel, oder in ihrem eigenen Hotel ſtatt der witzigen, und galanten Geſellſchaften, welche ſie ſonſt gehalten hatte, gleichſam Synoden, wo die gelehrteſten, frömmſten, und tugendhafteſten Männer die großen Wahrheiten der Relliegion und Sittenlehre gemeinſchaftlich prüften, oder kräftig an's Herz legten *). Selbſt nachdem das Port-Royal geſchleiſt, und der Janſenismus als das gröſte Staats-Verbrechen verfolgt, und geſtraft wurde, ſelbſt da lieſſen ſich die Marquiſe de Sevigné, ihre Tochter, und die Freundinnen von beiden nicht abhalten, die lehrreichen Werke von **Arnaud**, **Nicole**, und deren Brüdern zu leſen, und im gröſten Geheim auszubreiten **). **Ludewig XIV** hätte unſtrei-

---

*) Siécle de Louis XIV T. II. p. 278. Les Arnauld, les Nicole, les le Maitre, les Herman, les Saci, beaucoup d'hommes, qui quoique moins célébres avoient pourtant beaucoup de mérite, et de réputation, s'aſſemblaient chez elle. Ils ſubſtituaient au bel eſprit, que la Ducheſſe de Longueville tenait de l'hotel de Rambouillet, leurs converſations ſolides, et ce tour d'eſprit male, vigoureux, et animé, qui faiſait le caractére de leurs livres, et de leurs entretiens.

**) Lettres de M. de Sevigné V. p. 521. Je leur (auf pauvres filles de St. Marie) ai fait prêter un livre ſtreitig beſſer gethan, wenn er ſtatt ſeiner gewaltthätigen, und kurzſichtigen, oder verblendeten Miniſter, und Beichtväter die erleuchteten Schülerinnen des Port-Royal zu ſeinen Rathgeberinnen erwählt hätte.

Wenn die Damen am Hofe, und in der Hauptſtadt ſich auch nicht mehr mit einem ſo allgemeinen Eifer auf alte Sprachen und Gelehrſamkeit, oder auf eigentliche Wiſſenſchaften legten, wie in den vorhergehenden Zeiten; ſo muß man doch immer geſtehen, daß ſie unter der Regierung **Ludewig** XIV nicht nur mehr Geiſt, ſondern auch mehr Kenntniſſe beſaßen, als die Hofleute; und daß ſie die vornehmſten Verbeſſerinnen der Sprache, des guten Tons der Geſellſchaft, und des guten Geſchmacks in Schriften, ſo wie die höchſten Muſter des feinen, und anmuthigen Witzes wurden.

An dem Hofe **Ludewigs** XIV, und in der großen Welt zu Paris machten ſich bloß die Ducs de St. Aignan, St. Simon, Richelieu, und Noailles, der Marquis

livre, dont elles ſont charmées, c'eſt la Frequence; mais c'eſt le plus grand ſecret du monde.

quis de la Fare, die Comtes de Buſſy, und Hamilton, und endlich Monſieur de Bachaumont durch ihre Gedichte, oder Briefe, Romane, und Memoires berühmt; und unter allen dieſen Hofleuten, oder Weltleuten war kein Schriftſteller vom erſten Range; keiner, der einen Cardinal de Retz, oder Herzog von Rochefaucault erreicht, oder einen groſſen Einfluß auf den Geſchmack ſeines Zeitalters gehabt hätte. Ganz anders verhielt es ſich mit den Damen des Hofes und der groſſen Welt in der Hauptſtadt. Die vornehmen gebildeten Weiber übertraffen die Männer ſo wohl durch die Zahl, als den Ruhm ihrer Werke. Meſdames de Sevigné, de Grignan, de Simiane *), de Coulanges **), de la Fayette ***), des Houlieres ****) de Villars †), de Maintenon ††), de la

---

*) Die Briefe der Tochter und Enkelinn der Marquiſe de Sevigné finden ſich in der Lettres nouvelles. Man ſehe auch Lettres de Sevigné V. 147.

**) Lettres de Sevigné V. p. 110.

***) Hiſt. liter. de femmes Franç. I. 460 et ſq.

****) ib. I. 516.

†) I. 45 et ſq.

††) I. 557 et ſq.

Sabliere *), de Villedieu, vorher Mademoiſelle des Jardins **) de Lambert ***) d'Aulnoy ****) de Caylus †), de Murat ††), de Tencin †††) de Gomez ††††): und Meſdemoiſelles de l'Enclos, a). Deſcartes b), de la Force c), Bernard d), de la Rucheguilhem e), Deshoulieres f) und de Luſſan g), ergötzten und belehrten nicht nur Frankreich, ſondern das ganze cultivirte Europa, durch ihre muſterhaften Briefe, Gedichte, Romane, oder durch hiſtoriſche, und moraliſche Schriften [*]). Unter allen dieſen Damen war freylich keine eine ſolche Gelehrte von Profeſſion, wie Madame Dacier [**]); allein manche unter ihnen verſtanden wenigſtens die Lateiniſche Sprache, und laſen die Römiſchen Schriftſteller ſo gut, als die gelehrteſten Hofleute [***]).

---

*) Volt. II. 411. Siécle de Louis XIV. Mademoiſelle de Montpenſier that ihr Unrecht, wenn ſie Madame de la Sabliere bloß eine petite femme de la ville nannte. V. 207. Man ſehe Lettr. de Sevigné VI. p. 57. 58.

**) Hiſt. liter. II. p. 1. et ſq. Lettres de Buſſy III. p. 363.

***) Hiſt. lit. II. p. 75.

****) ib. p. 166 et ſq.

†) ib. p. 359.

††) ib. p. 550.

†††) ib. III. 288 et ſq.

††††) ib. p. 466.

a) Manche von ihren geiſtreichen Briefen ſtehen in den Oeuvres de St. Evremond.

b) Hiſt. Lit. II. 149 et ſq.

c) ib. p. 307.

d) ib. p. 481.

e) ib. III. 70.

f) ib. p. 151.

g) ib. p. 288.

---

[*] Ich übergehe noch ein halbes Hundert von Franzöſiſchen Schriftſtellerinnen aus der Regierung Ludewigs *XIV*, entweder weil ſie nicht ſo berühmt wurden, als die von mir angeführten, oder weil ſie nicht zum Hofe, oder zur großen Welt in Paris gehörten. Man kann ihre Nahmen und Schriften in den drey erſten Bänden der histoire literaire des femmes françoiſes nach leſen. Thomas kannte das Siécle de Louis XIV ſehr wenig, wenn er in ſeinem Eſſai ſur les femmes ſagte: Quoiqu'il en ſoit, les femmes ſous Louis XIV furent preſque reduites à ſe cacher pour s'inſtruire, et à rougir de leurs connoiſſances.

[**] Ueber ihr Leben, und ihre Werke ſ. Hiſt. lit. des femmes franç. II. p. 396 et ſq.

[***] z. B. Madame de Sevigné, de Grignan, de la Fayette, de Maintenon, de Fontevrauld, u. ſ. w. Madame de Grignan war eine eifrige Carteſianerinn. VI. 41. Lettres de Sevigné. Die Marquiſe de Chatelet wurde zwar unter Ludewig *XIV* gebohren; allein ihre Gelehrſamkeit, und der Ruhm ihrer Gelehrſamkeit fielen in ſpätere Zeiten.

Die große Zahl von vornehmen gebildeten Frauen und Jungfrauen unter der Regierung **Ludewigs XIV**. iſt um deſto verwundernswürdiger, da die Eltern durch den Aufenthalt am Hofe, oder in der Hauptſtadt, und durch die damit verbundenen unaufhörlichen Beſchäfftigungen und Zerſtreuungen an der Erziehung ihrer Kinder gehindert, und eben deßwegen gezwungen wurden, ihre Töchter ſo lange in Clöſter, und die Söhne in Schulen, oder Akademien zu ſchicken, bis ſie dieſelben in die große Welt einführen konnten *). Wenn junge Damen im Anfange ihrer reifen Jugend indie große Welt eintraten; ſo konnte es faſt nicht fehlen, daß ſie nicht durch die vielen und neuen Vergnügungen, worein ſie ſich auf einmahl verſetzt ſahen, und durch die Beyſpieſpiele der meiſtens unwiſſenden Hofleute von der Bildung ihres Geiſtes wären abgezogen worden. Nur ungewöhnliche Anlagen, und ein ſeltener Eifer für beſſere Kenntniſſe waren im Stande, die Beyſpiele der großen Welt überwinden zu machen.

---

*) Hierüber klagt Madame de Scüdery Eine der geiſtreichſten Freundinnen des Grafen von Buſſy. Lettres de Buſſy III. 175. Vous faites bien de ne les point élever dans cette ignorance groſſiére, où nous ſommes toutes nourries: Car enfin on dira tout ce qu'on voudra du grand livre du monde. Il faut en avoir lû d'autres, pour ſçavoir profiter de celui-là, et je me plains tous les jours de ce, qu'on ne m'a rien appris.

Wenn man die größere Zahl, und die überwiegenden Verdienſte der Dichterinnen und Schriftſtellerinnen mit der kleinern Zahl, und den geringeren Verdienſten der Dichter und Schriftſteller am Hofe **Ludewigs XIV** zuſammenhält; ſo muß man es nothwendig befremdend finden, daß berühmte Männer und Frauen **Molierens Luſtſpiel, die gelehrten Weiber** betitelt, als die Urſache der Seltenheit und der Verborgenheit gelehrter, oder gebildeter Frauen und Jungfrauen angeſehen haben. "**Moliere**, ſchreibt **Thomas** *), übertrieb das Lächerliche der ge

---

*) Eſſai ſur les femmes p. 130. Er wurde wahrſcheinlich durch die Marquiſe de Lambert verführt, welche in den letzten nicht glorreichen Zeiten Ludewigs *XIV* behauptete, daß man Kenntniſſe in Weibern lächerlich finde, und daß Moliere ſie dazu gemacht habe. Ihre oeuvres p. 176. 77. Man warf ihr vor, daß ſie cotteries litteraires halte. Memoires de Me de Maintenon I. 102.

gelehrten Weiber, und machte es dadurch verſchwinden. Einige Damen beſchäftigten ſich in der Folge mit der Literatur, und ſelbſt mit den Wiſſenſchaften. Dieß war aber nicht herrſchender Geſchmack. Man verzieh es dem andern Geſchlecht in dem aufgeklärteſten Jahrhundert nicht, ſich zu unterrichten. Der Geſchmack an gelehrten Kenntniſſen wurde in Männern von Stande als eine Herabwürdigung, und in Weibern als Pedanterey betrachtet. Einige Damen boten dem Vorurtheile Trotz; allein man rechnete es ihnen zum Verbrechen an". Unter den vielen gebildeten Damen in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war keine, die in ihren vorzüglichen Kenntniſſen nicht eine Ehre geſucht, und auch nicht eine Ehre gefunden hätte. Die Marquiſe de Lambert war die Einzige, welche einige ihrer Schriften, die man ohne ihren Willen gedruckt hatte, zu vernichten ſuchte. Sie that dieſes aber nicht deßwegen, weil gelehrte Kenntniſſe und Verdienſte unter der ganzen Regierung Ludewigs XIV Damen von Stande lächerlich, oder verächtlich machten, ſondern weil ſie ſich vor den öffentlichen Urtheilen überhaupt, und beſonders vor dem Witze der Geſellſchaften in Paris und am Hofe übermäßig fürchtete, welche ſich lieber mit dem Spiele, als mit gelehrten Unterhaltungen beſchäfftigten *). Unter allen Schauſpielen von **Moliere** fand keins ſo wenig Beyfall, als die gelehrten Weiber. Einige Hofleute erklärten den Charakter des Pedanten für einen trocknen und unintereſſanten Charackter. Andere konnten nicht begreifen, wo **Moliere** die gelehrt ſeyn wollenden Weiber aufgeſpürt habe, und dieſe ſetzten hinzu, daß in dem ganzen Stück kein Wort ſey, worüber der Hofmann, oder das Volk lachen könne **). Das Stück würde gänzlich gefallen ſeyn, wenn nicht der König bey der zweyten Vorſtellung geſagt hätte, daß es gut ſey, und es ihm viel Vergnügen gemacht habe. Erſt nach dieſem Urtheile **Ludewigs XIV** wagte es **Moliere**, die gelehrten Weiber im J. 1672 in Paris aufführen zu laſſen.

---

*) Preface des Oeuvres de Me de Lambert p. XII. XIII.

**) Vie de Moliére p. 78. Où a-t-il été deterrer - - ces ſortes de femmes, ſur leſquelles il a travaillé auſſi ſerieuſement, que ſur un bon ſujet? il n'y a pas le mot pour rire à tout cela pour l'homme de cour, et pour le peuple. Ein ſehr richtiges Urtheil ſteht in den Lettres de Buſſy IV. p. 47.

Eine viel größere Wirkung, als die femmes ſavantes von Moliere, brachten die Precieuſes ridicules hervor. Durch dieß Stück verdiente Moliere zuerſt den Titel eines Geſetzgebers des Wohlſtandes, welchen Voltaire ihm nicht ohne Grund beygelegt hat *). Die Nachäffung und Uebertreibung der geſuchten und köſtlichen Sprache des Hotel de Rambouillet hatten um die Zeit, als Moliere ſeine Farce ſchrieb, den höchſten Grad ihrer Höhe erreicht **); und hatten ſich vom Hofe über die Hauptſtadt, und aus der Hauptſtadt über die Provinzen ergoſſen. Die erſten Vorſtellun-

---

*) Siécle de Louis XIV. T. II. p. 186. Il contribua à defaire le public . . . de l'affectation des femmes precieuſes . . . Moliere fut, ſi on oſe le dire, un legislateur des bienséances du monde.

**) Man ſehe Vie de St. Evremond I. p. 44. und La Bruyere p. 175. 177. L'on a vû il n'y a pas long-tems un cercle de perſonnes des deux ſexes, liées enſemble par la converſation, et par un commerce d'eſprit: ils laiſſoient au vulgaire l'art de parler d'une maniére intelligible: une choſe dite entre eux peu clairement entrainoit une autre encore plus obſcure, ſur laquelle on encheriſſoit par de vrayes enigmes . . . . . ils etoient enfin parvenus à n'être plus entendus, et à ne s'entendre pas eux-mêmes.

gen der Precieuſes ridicules machten dieſem falſchen Pompe von Worten und von Witz am Hofe, und unter den höheren Ständen in der Hauptſtadt ein Ende *). Ich war, ſagt Menage **), bey der erſten Aufführung der Precieuſes ridicules gegenwärtig, ſo wie Mademoiſelle de Rambouillet, und alle übrige Perſonen, welche das Hotel de Rambouillet beſuchten. Das Luſtſpiel erhielt den allgemeinſten Beyfall, und ich für meinen Theil war ſo ſehr damit zufrieden, daß ich ſchon damahls die Wirkungen voraus ſah, welche es hervorbringen würde. Beym Herausgehen aus dem Theater, faßte ich meinen Freund Chapelain bey der Hand, und ſagte ihm: Sie, mein Freund, und ich billigten die Thorheiten, die man jetzt mit ſo feinem Witze lächerlich gemacht hat. Um mich einer Redensart zu bedienen, welche Saint Remy gegen den König Chlodewig brauchte: wir werden das verbrennen müſſen, was wir angebetet: und anbeten, was wir vormahls verbrannt haben. Es geſchah, wie ich vorher geſagt hatte. Gleich nach der erſten Vorſtellung kam man von dem Gallimathias, und der dunkeln Sprache zurück, die in dem Luſtſpiel lächerlich gemacht worden waren".

---

*) Man ſtellte dieß Poſſenſpiel zuerſt im Nov. 1659 vor.

**) Menag. p. 232.

Die Rückkehr zum Natürlichen und Ungekünſtelten brachte eine plötzliche, und gänzliche Revolution in der Sprache, und dem Geſchmack der Franzöſiſchen Nation hervor. Man liebte das Natürliche ſo wohl in der Sprache des Umgangs, als in den Planen, und der Schreibart aller Werke, die zum Vergnügen der höheren Stände beſtimmt waren, ſo ſehr, daß man viel eher eine gewiſſe Nachläßigkeit, als den geringſten Schein von Mühſeligkeit, oder von ſtudirter Sorgfalt im Ausdruck, und in den Gedanken ertrug *). Die Liebe für das Einfache und Natürliche machte auf einmahl die endloſen Romane der Mademoiſelle Scuderi fallen. Man fand

---

*) Suite des Caracteres et des moeurs de Ms. de la Bruyere II. 89. . . Tout cela n'eſt plus à la mode. On aime la ſimplicité, ce qui en eſt tant ſoit peu éloigé, n'a point la vogue. Peut-être même ne ſerai-je pas au gout nouveau, pour n'avoir pas dit d'une maniére plus naturelle, qu'aujourdhui la mode étoit de ſe réunir ſur les façons de s'exprimer, au lieu, qu'anciennement la ſingularité étoit recherchée des beaux eſprits.

fand die verwickelten und wunderbaren Abentheuer, die bis zum Ungeheuern hinaufgeſchraubten Geſinnungen, und Charaktere, und die prachtvolle Sprache in dieſen, und andern Ritterromanen, welche man vormahls ſo enthuſiaſtiſch bewundert hatte, lächerlich, oder wenigſtens langweilig. Die Zaide, und die Princeſſe de Cleve der Gräfinn de la Fayette wurden die erſten Muſter der neueren Romane, in welchen Sprache, Empfindungen, Charaktere, Handlungen und Begebenheiten gleich natürlich waren *). Zu den Lieblingsſchriften der großen Welt gehörten unter der Regierung Ludewigs XIV Feenmährchen, in welchen der Graf von Hamilton und Madame d'Aulnoy alle ihre Nebenbuhler und Nachahmer weit hinter ſich ließen. Auch in dieſen waren Sprache, und Empfindungen natürlich; und wenn die Charaktere, und Abentheuer über die Gränzen des Natürlichen und Wahrſcheinlichen hinausgingen; ſo verlangte man nicht,

daß

---

*) Madame de la Fayette war die vertrauteſte Freundinn des berühmten Duc de la Rochefoucault, welcher bey der Ausarbeitung ihrer Romane, beſonders der Princeſſe de Cleves ihr Gehülfe, oder wenigſtens ihr Rathgeber war. Lettres de Buſſy I. p. 265. 275.

daß man das Unnatürliche, und Unwahrſcheinliche natürlich und wahrſcheinlich finden ſollte, indem man mehr die Abſicht hatte, die Phantaſie der Leſer durch neue und glänzende Bilder zu ergötzen, als ihr Herz durch außerordentliche Scenen zu erſchüttern. Racine war in ſeinen Trauerſpielen natürlicher, als Corneille, der ſtets einen Anſtrich der Sprache, der Denkart, und Empfindungsart ſeiner Jugend beybehielt; und Quinault war in ſeinen Opern viel natürlicher, als die Italieniſchen Dichter, welchen er nachahmte. Moliere wurde auch deßwegen der Liebling des Hofes und der Nation, weil Sprache, Charaktere, Geſinnungen, und Situationen in ſeinen beſten Stücken natürlicher waren, als in allen vorhergehenden, und den meiſten nachfolgenden Franzöſiſchen Luſtſpielen.

Das Natürliche drückt mehr die Abweſenheit eines Fehlers, als die Gegenwart eines Vorzugs aus. Das Natürliche wird alsdann erſt eine Tugend, wenn es mit gefälliger Leichtigkeit, oder mit Anmuth, oder mit Feinheit und Wärme von Gedanken und Empfindungen verknüpft iſt. Alle dieſe liebenswürdigen

digen Eigenſchaften waren im Zeitalter Ludewigs XIV viel mehr den geiſtreichen Frauen, als den geiſtreichen Männern eigen.

Leichtigkeit im natürlichen Ausdruck von Gedanken und Empfindungen iſt eben ſo liebenswürdig, als Leichtigkeit in den Bewegungen des Cörpers, und in allen übrigen Handlungen. Wenn man den Unterſchied der natürlichen Einfachheit, und der gefälligen Leichtigkeit kennen lernen will; ſo vergleiche man die Briefe einer **Ninon de L'Enclos**, einer **Sevigné**, einer **Grignan**, einer **Simiane**, einer **Coulanges**, einer **Caylus**, oder **Maintenon** mit den Briefen von **Buſſy**, und **St. Evremond**. Jene ſind ohne Ausnahme nicht nur natürlich, ſondern auch leicht; und der leichte fortreißende Fluß von Worten und Gedanken iſt eine Haupturſache des Vergnügens, das man bey dem Leſen derſelben empfindet. Die Briefe von **Buſſy** und **St. Evremond** ſind natürlich, aber meiſtens nicht mit derjenigen Leichtigkeit geſchrieben, die in den Briefen der vorher genannten Damen ſo auffallend iſt. Allein wenn die Männer auch nicht an die Leichtigkeit der Damen reichten; ſo war doch eine gewiſſe Leichtigkeit im Tragen und in den Bewegungen des Cörpers, ſo wie in dem geſellſchaftlichen Umgange ein Merkmahl, an welchem man einen Hofmann von denen, die nicht in der großen Welt gelebt hatten, faſt unfehlbar unterſcheiden zu können glaubte.

Leichtigkeit iſt ein Beſtandtheil der Anmuth, oder wird wenigſtens in den meiſten Fällen von der Anmuth vorausgeſetzt. Grazie iſt aber viel mehr, als Leichtigkeit, ſo ſchwer, oder unmöglich es auch wird, zu ſagen, worin ſie eigentlich beſteht. In erwachſenen Perſonen findet Anmuth ohne die Gabe und das Verlangen zu gefallen, unſchuldige Freuden zu geben, und zu genießen, nicht Statt, ungeachtet auch dieſe das Weſen der Grazie nicht ganz erſchöpfen. Die Huldgöttinnen hatten am Hofe **Ludewigs XIV** keine andere in einem ſolchen Maaße mit ihren gröſten und geheimſten Reitzen ausgeſtattet, als die Prinzeſſinn Henriette **von England**, erſte Gemahlin des Herzogs **von Orleans**, und einzigen Bruders des Königs; und dann **Adelaide von Savoyen**, Ducheſſe de Bourgoggogne, und nach dem Tode des erſten Dauphins, Dauphine. Henriette von England war wenigſtens kurz vor ihrer Heirath ſo mager, daß der König ſeinen Bruder wegen ſeiner knochigen Liebſchaft bitter verſpottete; und doch gefiel ſie mehr, als die ſchönſten Damen des Hofes *). Die Prinzeſſinn Henriette war ſo gar ein wenig verwachſen. Allein die Grazien, welche um ihr ganze Perſon ſpielten, leiteten die Blicke der verblendeten Beobachter ſo ſehr von dieſem natürlichen Gebrechen ab, daß man ſie ſelbſt wegen der Schönheit ihrer Geſtalt bewunderte **). Sie beſaß nach dem Zeugniſſe ihrer Geſchichtſchreiberinn und Freundinn, der Gräfinn de la Fayette die Gabe zu gefallen, und das, was man im

---

*) Memoires de Montpenſier V. p. 41. Le Roi diſoit à Monſieur, qu'il ne devoit ſe preſſer, d'aller epouſer des os des Sts. Innocens. Il eſt vrai, que Madame étoit extrémement maigre, on ne ſauroit en méme tems diſconvenir; qu'elle ne fût très aimable.

**) l. c. Elle avoit ſi bonne grace à tout ce, qu'elle faiſoit, et etoit ſi honnête, que tous ceux, qui l'approchoient, en étoient ſatisfaits. elle avoit trouvé le ſecret de ſe faire louer ſur ſa belle taille, quoiqu'elle fût boſſue, et Monſieur même ne s'en apperçut, qu'à près l'avoir épouſée.

Franzöſiſchen Graces nennt, im höchſten Grade. Anziehende Reitze waren über ihren Geiſt, über ihre ganze Perſon, über alle ihre Handlungen ausgeſtreut. Nie war eine Prinzeſſinn in gleichem Grade fähig, ſich von den Männern lieben, und von ihrem eigenen Geſchlechte anbeten zu machen *).

Wenn Henriette von England im Zeitalter Ludewigs XIV ihres Gleichen hatte, oder gar übertoffen wurde, ſo wurde ſie es allein durch die Ducheſſe de Bourgogne. Adelaide von Savoyen war eben ſo wenig regelmäßig ſchön, als Henriette von England. Auch die Mängel ihrer Geſtalt wurden von dem Schleier der Grazien bedeckt, oder wohl gar in Liebreitze verwandelt. Der gröſte Zwang, deſſen Gewicht ſie ganz fühlte, ſchien ihr nichts zu koſten. Ihre Gefälligkeit war natürlich, und ſo unerſchöpflich, daß ſie für den ganzen Hof genug hatte. Sie war regelmäßig häßlich, hatte hängende Backen, eine zu ſehr hervortretende Stirn, eine unbe-

deu-

---

*) Histoire de Madame Henriette d'Angleterre im 8 B. der Oeuvres de Mad. de la Fayette p. 37. 38.

deutende Naſe, und große aufgeworfene Lippen. Ihre Haare und Augenbraunen waren Caſtanienbraun: ihre Augen höchſt ſchön und ausdrucksvoll: ihre wenigen Zähne verdorben. Farbe und Haut hingegen waren ſehr ſchön: ihre Bruſt klein, aber bewundernswürdig, ihr Hals lang, und mit einem Anfange von Kropf, der ihr gar nicht übel ſtand. Sie trug ihren Kopf mit gleicher Anmuth, und Majeſtät. Ihr Lächeln war unbeſchreiblich holdſelig: ihre Taille untadelich: ihr Gang, wie der Gang einer Göttinn auf Wolken. Sie gefiel im höchſten Grade. Grazien ſproßten unter ihren Schritten, aus ihren Manieren, aus ihren gemeinſten Unterhaltungen hervor. Ein einfache und naive Miene, eine geiſtreiche Unterhaltung, und eine eigenthümliche Leichtigkeit feſſelten nicht bloß einen Jeden, der ſich ihr näherte, ſondern theilten ſich auch einem Jeden mit. Sie wünſchte den mittelmäßigſten und unbedeutendſten Menſchen zu gefallen, ohne daß es im Geringſten den Anſchein hatte, als wenn ſie gefallen wolle. Ihre jugendliche Fröhlichkeit machte, daß ſie ſich an Alles anſchloß; und ihre nymphenhafte Leichtigkeit

keit führte ſie umher, wie ein Sturmwind der viele Oerter zugleich erfüllt, und allenthalben Leben und Bewegung verbreitet. Sie war die Zierde aller Schauſpiele, die Seele aller Feſte, Vergnügungen und Bälle, an welchen letztern ſie durch die Vortrefflichkeit ihres Tanzes entzückte. Sie liebte das Spiel: ergötzte ſich am kleinen Spiel, weil alles ſie ergötzte, zog aber das hohe Spiel vor, und zeigte ſich auch hier als die liebenswürdigſte Spielerinn. So fröhlich ihr Sinn, und ſo groß ihr Hang zum Vergnügen war, ſo konnte ſie ſich doch auch in Geſellſchaft ihre älteren Hofdamen mit einer ernſthaften Lectür, oder mit andern Arbeiten beſchäfftigen *). Sie ſagte dem Könige und der Frau von Maintenon, und that in Gegenwart von Beiden Dinge, die man allen übrigen Menſchen nie verziehen hätte, die aber von ihr geſagt und

---

*) On s'addonne, ſchreibt Frau von Maintenon im J. 1709. an Madame de Dangeau VII. 67 dans la Ruelle de M. La D. de Bourgogne, à faire de l'eſprit . . . on y parle de logique, de rhetorique, de phyſique . . la princeſſe apprenoit hier à faire des argumens. On y projette une Academie des femmes : elle ſera de quarante, etc.

und gethan ſich in die liebenswürdigſten Naivetäten verwandelten *).

Anmuth überhaupt, beſonders in ſolchen Graden, in welchen **Henritte von England**, und **Adelaide von Savoyen** ſie beſaßen, iſt eine Gabe Gottes, welche der Menſch ſich eben ſo wenig, als eine vollkommene Schönheit, oder als das Genie eines **Cäſar**, oder **Newton** verſchaffen kann. Weil aber dieſe Prinzeſſinnen allen Menſchen, und mehr, als alle Menſchen gefielen; ſo trachteten die Herren und Damen des Hofes darnach, jenen erreichbaren Muſtern ähnlich zu werden, und beſonders ſo viel, als möglich, ihre Ungezwungenheit im Aeußern, und im ganzen Betragen, ihre ſtets gleiche Gefälligkeit, und Heiterkeit nachzuahmen. Aus dieſer Nacheiferung entſtanden die eigenthümliche Politeſſe des Hofes **Ludewigs XIV** **), und die leichten, und anſtändigen Manieren der groſſen Welt, die man den maniéres bourgeoiſes entgegen ſetzte *). Die Höfe der beiden reitzvollen Prinzeſſinnen wurden die Hauptſitze geſchmackvoller Vergnügungen, und die vornehmſten Schulen der guten Geſellſchaft, deren Ton ſich allmählich durch die übrigen Zirkel am Hofe verbreitete, aber in den letzten Jahren der traurigen Regierung Ludewigs XIV ganz wieder ausſtarb **).

---

*) St. Simon VI. p. 14 et ſq.

**) Oeuvres de Me de Lambert p. 21. La Politeſſe eſt un deſir de plaire aux perſonnes, avec qui l'on eſt obligé de vivre, et de faire en ſorte, que tout le monde ſoit content de nous, nos ſuperieurs de nos reſpects; nos égaux de notre eſtime; et nos inferieurs de notre bonté. Enfin elle conſiſte dans l'attention de plaire, et de dire à chacun ce, qui lui convient. Sie unterſcheidet politeſſe d'esprit, et politeſſe des manieres.

---

*) Selbſt den Pariſern gelang es nicht immer, dem Hofe glücklich nachzuahmen. I. 219. Bruyere. Paris pour l'ordinaire le Singe de la cour ne ſait pas toujours la contrefaire: il ne l'imitete en aucune maniére dans ſes dehors agreables, et careſſans, que quelques courtiſans, et ſur tout les femmes y ont naturellement pour un homme de merite.

**) Siécle de Louis XIV. II. 23. Le gout de la ſocieté n'avoit pas encor reçu toute ſa perfection à la cour. . . La princeſſe d'Angleterre . . . . apporta à la cour les agrémens d'une converſation douce et animée, ſoutenuë bientôt par la lecture des bons Ouvrages, et par un gout ſur et délicat . . . Elle inſpira une émulation d'eſprit nouvelle, et introduiſit à la cour une politeſſe et des graces, dont à peine le reſte de l'Europe avoit l'idée. — La Bruyere I. p. 411. Les converſations legeres, les cercles, la fine plaiſanterie, les lettres enjouées et familiéres, les petites parties, où l'on étoit admis ſeulement avec de l'eſprit, tout a diſparu.

Weniger ſelten, als die bezaubernde Anmuth der Prinzeſſinn Henriette von England, und der Ducheſſe de Bourgogne war eine gewiſſe Feinheit des Geiſtes und der Gedanken, man mochte loben und ſchmeicheln, oder ſcherzen und ſpotten, oder erzählen und Betrachtungen anſtellen. Wegen dieſer Feinheit des Geiſtes und der Gedanken ſchätzte man auch in den ſchönſten Zeiten Ludewigs XIV die Schriften von Balzac und Voiture *). Durch dieſe Feinheit der Gedanken und des Witzes machten ſich unter Ludewig XIV der Graf Buſſy-Rabutin, der Chevalier de Grammont **), der Duc de Vivonne, Bruder der Montespan ***), und der Marquis de Grignan ****); unter den Da-

---

*) Lettres de Buſſy II. 200. les Epitres de Balſac et de Voiture, qui toutes ſont les delices de ceux, qui ont de l'eſprit. Lettres de Mad. de Sevigné VI. 220. Bruyere I. p. 87. Je ne ſai, ſi l'on pourra jamais mettre dans des lettres plus d'eſprit, plus de tour, plus d'agrement, et plus de ſtile, que l'on en voit dans celles de Balzac et de Voiture.

**) Man ſehe die Briefe von St. Evremond.

***) Siecle de Louis XIV. T. II. 52 53.

****) Lettr. de Sevigné V. 293. Je voudrois ſçavoir, où il prend ces ſortes de penſées et ces tours nobles, et galans, qui ſont d'une ſatyre la choſe du monde la plus obligeante. und p. 326. Voilà

Damen die Frauen von Sevigné, von Grignan, und Simiane, von Coulanges *), von Cornüel **), von Nangis ***), und von Caylus ****): vor allen andern aber die drey ſchönen und geiſtreichen Schweſtern, Madame de Monteſpan, de Thiange, und de Fontevrauld berühmt †). "Bald nach dem Anfange der Gunſt der Marquiſe de Monteſpan, ſah man die Königinn der Aebtiſſinnen, Madame de Fontevrauld, aus ihrem Cloſter hervorgehen, und mit ihrem Schleier und den Feſſeln des Cloſters am Hofe erſcheinen, wo ſie, wie die ältere Schweſter, Madame de Thianges an allen Feſten und Luſtbarkeiten des Hofes Theil nahm

---

Voilà juſtement de ces choſes, qui lui viennent, quand il parle, et quand il écrit; c'eſt ce, qui fait, que ſes lettres ſont toujours, deux mois durant, l'ornement de toutes les poches.

*) Lettres de Sevigné V. 109. 110. Elle avoit une facilité ſinguliére à dire des choſes fines, et heureuſes, c'eſt ce, qu'on appelloit ſes epigrammes. Frau von Sevigné ſagte daher: que l'eſprit de Madame de Coulanges étoit une dignité.

**) Keine war berühmter wegen ihrer glücklichen bons mots. Lettres de Sevigné II. 49. IV. p. 32. 33. 277. 318.

***) St. Simon II. 153. 154. III. 100.

****) Man ſehe ihre Briefe.

†) Voltaire l. c. p. 52. 53. und beſ. St. Simon II. 5 et ſq. und p. 81. 82.

nahm. . . . Das Haus der Frau von Montespan wurde der Mittelpunct des ganzen Hofes, aller Vergnügungen, des Glücks, der Hoffnungen und des Schreckens der Miniſter und Generale. Es wurde aber auch der Mittelpunct des Witzes, und zwar eines ſo natürlichen, einnehmenden, feinen und eigenthümlichen Witzes, deß man ihn an ſeiner Originalität unfehlbar erkennen konnte. Alle drey Schweſtern hatten unendlich viel von dieſem Witze und zugleich die Gabe, ihn andern mitzutheilen *). Man bemerkt noch mit Vergnügen dieſe einfache und reitzende Wendung des Geiſtes in den Perſonen, welche ſie erzogen, oder mit ſich verbunden hatten. Man würde ſie unter tauſend andern in den gemeinſten Unterhaltungen erkennen. Madame de Fontevrauld beſaß am meiſten von dieſem Familiengeiſte. Auch war ſie die Schönſte der

---

*) l. c. C'ètoit celui de ces trois ſoeurs, qui toutes trois en avoient infiniment, et avoient l'art d'en donner aux autres Siécle de Louis XIV. T. II. p. 52. les quatres perſonnes plaiſaient univerſellement par un tour ſingulier de converſation, melé de plaiſanterie, de naiveté, et de fineſſe qu'on appellait l'eſprit de Mortemar. Elles ecrivaient toutes avec une legéreté, et une grace particuliére.

der drey Schweſtern, und vereinigte mit dieſen Vorzügen eine ſeltene, und ausgebreitete Gelehrſamkeit. Sie war in der Schrift, in den Kirchenvätern, und der Theologie wohl bewandert, und kannte die gelehrten Sprachen ſehr gut. Ihr Geiſt ließ ſich nicht verſtecken; ihre Kenntniſſe hingegen zeigte ſie ſo wenig, daß keiner argwöhnte, daß ſie mehr, als jedes andere Frauenzimmer wiſſe. Sie ſchrieb vortrefflich, ſie mochte Gegenſtände, und Formen wählen, welche ſie wollte. Sie hatte eine ganz beſondere Gabe für die geiſtliche Verwaltung, in dem ſie von ihren Cloſterfrauen angebetet wurde, und dieſelben zugleich in der ſtrengſten Zucht hielt. Der Aufenthalt am Hofe ſchadete ihrem Rufe nicht weiter, als durch die Sonderbarkeit, daß ſie in ihrer Ordenskleidung eine Gunſt, dergleichen die Gunſt ihrer Schweſter war, theilen mochte. Wenn dieß jemahls hätte ſchicklich werden können, ſo würde ſie ſich auch am Hofe nie von den Geſetzen der Schicklichkeit entfernt haben."

"Madame de Thiange herrſchte über ihre beiden Schweſtern, und ſelbſt über den König, den ſie mehr, als ihre

Schweſtern liebte. Sie behielt ihre Gewalt über den König auch nach der Austreibung der Marquiſe de Montespan. Die Letztere war boshaft, launig, und ſtolz, ſelbſt gegen den König. Die Herren des Hofes gingen nicht gern unter ihrem Fenſter weg. Man nannte dieſes, durch die Spießruthen laufen: welche Redensart zum Sprichworte wurde. Frau von Montespan ſchonte Niemanden, ſehr oft bloß in der Abſicht, den König zu beluſtigen. Weil ſie unendlich viel Witz, und beſonders die Gabe der feinen Spötterey hatte, ſo war nichts gefährlicher, als die Lächerlichkeiten, welche ſie auf alle Menſchen ohne Unterſchied warf. — Madame de Montespan *) blieb ſchön bis an den letzten Augenblick. Sie war nie krank, und glaubte doch immer krank zu ſeyn, und bald zu ſterben. Ihre Unruhe unterhielt ſie beſtändig in der Gewohnheit zu reiſen. Auf ſolchen Reiſen hatte ſie ſieben bis acht Perſonen in ihrer Geſellſchaft. Sie war immer die Liebenswürdigſte; und um dieſer Liebenswürdigkeit willen vergaß man ihre Anwandlungen von Stolz und von Laune.

Es

---

*) ib. p. 81.

Es war nicht möglich, mehr Geiſt, und feine Politeſſe, eigenthümlichere Wendungen, und eine größere Beredſamkeit zu beſitzen, als ſie. Dieß alles bildete eine ganz originale höchſt reitzende Sprache, welche ſie durch Umgang ſo ſehr mittheilte, daß ihre Nichten und alle Cammerfrauen, die bey ihr erzogen worden waren, ſich dieſelbe zueigneten, wie man noch immer an den wenigen Perſonen wahrnehmen kann, die aus dem Kreiſe der Frau von **Montespan** übrig ſind. — Der Geiſt des Hauſes **Mortemar**, der am meiſten auf den drey berühmten Schweſtern ruhte, und den ſie mehr oder weniger ihren Vertrauten, und Bekannten einhauchten, dieſer Geiſt war es, den **Thomas**, freylich weder vollſtändig noch deutlich zu ſchildern ſuchte *). "Unter **Ludewig** XIV war ein anderer Geiſt, wenigſtens unter den Damen des Hofes ſehr herrſchend: der liebenswürdige, und anmuthige Geiſt **), der nicht durch Gelehrſamkeit verdorben wird: der ſo wenig drückt, daß man ihm gern verzeiht: der fruchtbar an reitzenden

---

*) p. 131.

**) cet esprit aimable, et qui n'a, que des graces légères.

Kleinigkeiten iſt, und ſich wohl gar bis zu artigen Verſen erhebt: der ohne Anſprüche Geſellſchaften ergötzt, und belebt, Niemanden demüthigt, Allen gefällt, und auch alsdann, wann er am meiſten gefällt, Nachſicht findet, weil ein Jeder fühlt, daß es nicht abſichtlich geſchehen ſey *)."

Auch

---

*) Die Nahmen der Damen, die nach Thomas Meinung von dieſem Geiſte beſeelt waren, zeigen, daß dieſer Schriftſteller die Damen-Welt unter Ludewig *XIV* wenig kannte. Tel fut, comme on ſçait l'eſprit des la Fayette, des Ninon, des la Suze, des la Sablière et des Sevigné, des Thiange, et des Montespan, de la Ducheſſe de Bouillon, et de la belle Hortenſe Mancini ſa ſoeur, enfin de Madame de Maintenon, lorsque jeune encore elle faiſoit le charme de Paris, etc. Der alte St. Evremond, der in die Ducheſſe de Mazarin verliebt war, pries ſie nicht nur als das höchſte Muſter von Schönheit und Liebreitz, ſondern auch von Geiſt und Kenntniſſen. Madame de la Fayette ſchildert ſie ganz anders: p. 29. Hiſtoire de Mad. Henriette d'Angleterre: C'étoit non-ſeulement la plus belle des nièces du cardinal, mais auſſi une des plus parfaites beautés de la cour. Il ne lui manquoit, que de l'eſprit pour être accomplie, et pour lui donner la vivacité, qu'elle n'avoit pas. Auch die Ducheſſe de Bouillon hatte den Geiſt nicht, von welchem Thomas redete. Von Madame de la Sabliere iſt ein ſolcher Vorzug nicht bekannt. Madame de la Süze hätte gar nicht genannt werden ſollen. Madame de Sevigné hatte Leichtigkeit und Witz; aber nicht die gefällige Art von Witz, die der Familie von Mor-

temar

Auch diejenigen, welche in den Briefen von **Balzac** und **Voiture** Feinheit der Gedanken überhaupt, und beſonders Feinheit des Witzes fanden, bekannten, daß ſie leer von wahren Empfindungen ſeyen. “Wahre Empfindungen, ſagt **de la Bruyere**, haben erſt nach den Zeiten dieſer Schriftſteller zu herrſchen angefangen, und dieſe rühren einzig und allein von den Damen her. Das andere Geſchlecht geht in dieſer Art zu ſchreiben viel weiter, als wir. Die Weiber finden gleichſam von ſelbſt Wörter und Wendungen, die bey uns nur die Wirkung von langer Arbeit, und mühſeligem Suchen ſind. Sie ſind ſo glücklich in der Wahl der Ausdrücke und brauchen ſie ſo treffend, daß ſie, wenn ſie auch noch ſo alltäglich ſind, doch den Reitz der Neuheit haben, und ganz allein für die jedesmahlige

---

temar eigen war. Sie ließ ſich nicht ſelten von der zu großen Lebhaftigkeit ihres Witzes und ihrer Laune hinreiſſen, wie ſelbſt der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung, die vor ihren Briefen ſteht, nicht läugnen kann. In den Briefen, welche der **Graf von Büſſy**, und Frau von Sevigne mit einander gewechſelt haben, kommen viele Einfälle vor, die man ſchwerlich in den Zirkeln der Schweſtern von Mortemar vorgebracht hätte. Man ſehe Lettres de Buſſy I. 130. 131. 133. 151. 187. 190. 195.

lige Abſicht gemacht zu ſeyn ſcheinen. Nur die Weiber haben die Gabe, durch ein einziges Wort eine ganze Empfindung auszudrücken, und einen feinen Gedanken auf eine feine Art einzukleiden. Sie ſind unnachahmlich in der Folge ihrer Gedanken, die ohne Zwang auseinander herfließen, und bloß durch den Sinn mit einander verbunden ſind. Wenn die Damen immer correct wären, ſo würde ich ſagen, daß die Briefe von Einigen derſelben dasjenige ſeyen, was in unſerer Sprache am vollkommenſten geſchrieben worden *)". De la Bruyere hatte unſtreitig die Briefe der Frau von Sevigné, ihrer Tochter und Freundinnen im Sinne. "Frau von Sevigné, urtheilt ein berühmter Schriftſteller, ſchrieb ihre Briefe ohne Kunſt nach zufälligen Veranlaſſungen, und lieferte in dieſen Briefen, ohne daran zu denken, ein bezauberndes Werk. In ihrer blühenden Schreibart ſchafft ſie beynahe eine neue Sprache. Faſt in jedem Augenblick wirft ſie Ausdrücke hin, welche der Witz nicht hervorbringt, und nur allein eine empfindungsvolle Seele finden kann. Sie giebt den gemeinſten Wor-

---

*) p. 87.

Worten Nachdruck und Leben. Alle ihre Wendungen ſind gleichſam Bewegungen, die zwar nachläßig, aber um deſto anmuthiger ſind. Die Momente, welche ſie wählt, fixiren ſich unter ihrem Pinſel, und man ſieht ſie noch jetzt. Wie ſie ſich ſelbſt anklagt, oder lobt, oder bedauert! Wie ſanft iſt ihre Freude, wie reitzend ihre Traurigkeit! Wie ſie die ganze Natur für ihre Zärtlichkeit intereſſirt! Wenn ein Weſen exiſtirte, das nicht wüſte, was wahre Empfindlichkeit ſey; ſo müſte man dieſem die Briefe der Frau **von Sevigné** zu leſen geben *)".

Alle Vorzüge alſo des Geiſtes, und des geſellſchaftlichen Umgangs, welche den Hof, und das Zeitalter **Ludewigs** XIV auszeichneten, natürliche Einfalt und Leichtigkeit, herrſchende Gefälligkeit, Feinheit des Witzes, Wärme der Empfindung, muſterhafte Sprache und Schreibart, rührte entweder zuerſt und allein, oder doch vorzüglich von Damen her, und wurden von dieſen dem ſtärkern Geſchlechte nicht nur unter ihrem Volke, ſondern auch unter manchen andern Völkern mitgetheilt. Nur wenige Zeitgenoſſen bemerkmerkten und berechneten die Zahl und Größe der Verdienſte, welche die liebenswürdigſten und geiſtreichſten Damen ſich erwarben. Allein ein dunkles Gefühl der Wohlthaten, welche man von den Urheberinnen der gröſten Zierden und Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens empfangen hatte, brachte ſchon im Zeitalter Ludewigs XIV die Ueberzeugung hervor; daß Jünglinge und Männer nur in der Geſellſchaft von Damen für die Welt, und den geſellſchaftlichen Umgang gebildet, und daß vorzüglich die gefälligen Eigenſchaften, wodurch wir uns andern Menſchen empfehlen, nur allein in der Geſellſchaft von Damen erlangt werden könnten. Unter der Regentſchaft der Königinn Mutter waren Gelehrte und Schriftſteller die vornehmſten Muſter und Richter der guten und ſchönen Sprache. Der Hof ſelbſt muſte ſo reden und ſchreiben, wie Balzac und **Voitüre** redeten und ſchrieben, oder wie die Franzöſiſche Akademie entſchieden hatte. Unter **Ludewig** XIV bildete ſich, meiſtens durch den Eifer und die Beyſpiele von Damen, die Franzöſiſche Sprache am Hofe ſo ſehr aus, daß die Sprache des Hofes das höchſte Muſter

---

*) Thomas p. 136.

ſter des richtigen und ſchönen Redens und Schreibens wurde *), und die größten Schriftſteller nicht anders reden und ſchreiben durften, als man am Hofe redete und ſchrieb. Die Sprache des Hofes war von der Sprache in den Provinzen ſo ſehr verſchieden, daß, wenn Damen aus der großen Welt zu Perſonen ihres Standes kamen, die beſtändig auf dem Lande gelebt hatten, ihnen alsdann das, was ſie hörten, eine ganz neue und fremde Sprache zu ſeyn ſchien **). Schon unter Ludewig XIV warf man den Hofleuten Frivoli-

---

*) **Corbinelli** ein Freund der Frau von Sevigné, und ihres ganzen Cirkels legte dem Grafen von **Büſſi** manche gleichgeltende, oder ſynonymiſch gebrauchte Ausdrücke zu einer genauern Beſtimmung vor. **Büſſi** zog ſeine Tochter, eine verwittwete **Colligny** zu Rathe, und ihre Entſcheidungen wurden als die Beſten befunden. Lettres de Buſſy I. 304-311. ... que nous (Mr. de Buſſy, et l'Evèque d'Autun) diſſions, que le bon air attiroit le reſpect. Ma fille a trouvé, qu'il falloit mettre l'eſtime, et nous y avons ſouſcrit. Pour moi j'avois jugé le bon ſens, et de jugement la même choſe. Madame de Colligny vouloit, que le bon ſens regardaſt les penſées et les expreſſions, et le jugement la conduite. M. d'Autun a été pour elle, et cela m'a fait revenir

**) Lettres de Sevigné V. p. 488. Nous fumes deux heures avec cette compagnie, ſans nous ennuyer par la nouveauté d'une converſation, et d'une langue entiérement nouvelle pour nous.

volität vor. In ſofern dieſer Vorwurf gegründet war, hatten ihn nicht die Damen, deren man am meiſten zu gefallen ſuchte, und denen gefallen zu haben, die gröſte Ehre war, veranlaßt, ſondern die Schuld davon lag vielmehr in der ſchlechten Erziehung, und dem ſchlechten Unterricht, welchen Junge von Adel in den Colléges, oder den Akademien erhielten: in dem frühen Dienſt unter den Truppen, oder am Hofe; und in den beſtändigen Zerſtreuungen des Hofes und der Hauptſtadt, die mittelmäßigen Köpfen keine Luſt, und keine Zeit für ernſthafte und anhaltende Arbeiten übrig ließen. Wenn die Hofleute den Hofdamen in allem Schönen und Guten hätten nachahmen wollen; ſo würden ſie ſich nicht bloß angenehme, ſondern auch nützliche, und gemeinnützige Eigenſchaften zu erwerben geſucht: ſie würden die höchſte Vollkommenheit des Menſchen nicht allein in die Gabe zu gefallen, oder durch witzige Einfälle, luſtige Erzählungen, und niedliche Gedichtchen zu unterhalten, geſetzt: ſie würden ihre Wiſſenſchaft nicht bloß auf einige ergötzende Modeſchriften, oder gar nur auf das, was ihr Taſchenbuch enthielt, beſchränkt;

und würden am allerwenigſten ernſthafte Arbeiten und ernſtliches Nachdenken als lächerlich, oder ſchwerfällig verachtet und geſcheut haben. Wie ſehr aber überhaupt unter **Ludewig** XIV das Bedürfniß und der Geſchmack an Geſellſchaft, und geſelligen Vergnügungen geſtiegen ſey, kann man allein aus der Vergleichung der gleichzeitigen und älteren Werke ſchließen, die zur Ergötzung der feinen und großen Welt beſtimmt waren, Die Romane der Mademoiſelle **Scüderi** beſtanden aus vielen und dicken Bänden; und wurden unter der Regentinn Anna **von Oeſterreich** von Damen wie von Herren, mit der größten Begierde geleſen. Alle ähnliche Schriften, die unter **Ludewig** XIV erſchienen, und Beyfall erhielten, machten ein oder zwey Bändchen aus. Kürze wurde für Menſchen, die vielmehr für Andere, und mit Andern, als für ſich, und mit ſich ſelbſt lebten, eine nothwendige Tugend; und Ausführlichkeit ein unverzeihliches Gebrechen von Schriften, ſie mochten das Vergnügen, oder den Nutzen von Leſern zur Abſicht haben.

Fünf-

Fünfter Abſchnitt.

Ueber die Galanterie am Hofe Ludewigs *XIV.*

Nach dem Tode des Cardinals Mazarin, eines erklärten Weiberhaſſers, hoffte man allgemein, daß nun ein goldenes Alter der Galanterie, dergleichen die Ueberlieferung in die Regierungen Franz des erſten, und Heinrichs IV ſetzte, wieder kehren werde. Nichts war natürlicher, und allem Anſehen nach gegründeter, als dieſe Hoffnung. Auf dem Throne ſaß ein junger König, der durch ſeine Schönheit alle ſeine Hofleute, durch ſeine Macht, Einkünfte, Freygebigkeit und Prachtliebe alle ſeine Vorgänger übertraf, und in Anſehung ſeines Hanges zum ſchönen Geſchlecht wenigſtens keinem Franzöſiſchen König etwas nachgab. Dieſer liebenswürdige und angebetete König verſammelte um ſich her einen ſo zahlreichen und glänzenden Hof, dergleichen man in Europa noch nie geſehen hatte;

und die gröſte Zierde dieſes Hofes war eine Schaar von ſo ſchönen, geiſtreichen, und gebildeten Frauen und Jungfrauen, daß, wenn man bis dahin gar keine Galanterie in unſerm Erdtheile gekannt hätte, ſie, wie es ſcheint, am Hofe **Ludewigs** XIV hätte entſtehen müſſen. Auch prieſen Zeitgenoßen und Nachkommen **Ludewig** XIV als ein Muſter und Lehrer, und ſeinen Hof als den Sitz oder die Schule der feinen Galanterie. Einer gemeinen Sage nach lernte der König die Galanterie an dem Hofe ſeiner Mutter, und der Gräfinn von **Soiſſons**, einer gebornen Mancini, der Erſten, welche ſein empfängliches und unverdorbenes Herz rührte *). Und dieſe Galanterie veredelte er noch durch die Würde und Majeſtät, die über ſeine

ganze

---

*) St. Simon I. p. 8. Ce fut dans cet important et brillant tourbillon, où le Roi ſe jetta d'abord, et où il prit cet air de politeſſe, et de galanterie, qu'il a ſu toujours conſerver, et qu'il a ſu ſi bien allier avec la decence et la majeſtè. et p. 155. Rien n'étoit pareil dans ſes revues et fêtes à ſa galanterie, quand il y avoit des Dames. Il avoit pris ce ton à la cour de ſa mere, et chez la Comteſſe de Soisſons: ſes maitreſſes l'y avoient accoutumè de plus en plus, etc. **Voltaire** II ; 99. Siécle de Louis XIV wiederholt dieſe Nachrichten und Urtheile.

ganze Perſon, und über alle ſeine Handlungen verbreitet waren.

Wenn **Ludewig XIV** altritterliche Galanterie übte, ſo übte er ſie nur eine kurze Zeit. Im Ganzen genommen war er Einer der am wenigſten galanten Könige, und ſein Hof Einer der am wenigſten galanten Franzöſiſchen Höfe in den beiden vergangenen Jahrhunderten.

Ludewig XIV betrug ſich gegen Jedermann, und alſo auch gegen die Damen höflich. Seine Höflichkeit war ſo groß, daß er vor keiner Dame, ſelbſt vor keiner Cammerfrau, oder Cammermädchen vorüberritt, oder ging, ohne ſeinen Hut abzuziehen. Er ſagte keinem Menſchen, und alſo auch keinem Frauenzimmer etwas hartes. Vielmehr ſagte er oft Damen, wie Männern etwas Artiges und Angenehmes *). Er that in dem Laufe ſeiner Liebeshändel vieles, was ein Recht- und Tugendliebender König nicht gethan hatte. Er verletzte manchmahl um ſeiner Mätreſſen willen die Geſetze des allgemeinen Wohlſtandes. Allein höchſt ſelten vergaß er, was er ſeiner Würde und Majeſtät ſchuldig war;

---

*) II. 66.

und gerade dieſe hohen Begriffe von ſeiner Königlichen Würde und Majeſtät, verbunden mit einer natürlichen Trockenheit waren die Haupturſache, daß er nicht auf die Art galant war, wie Franz der Erſte, und Heinrich IV es geweſen waren, ungeachtet er den Nahmen eines dienſtbaren Liebesknechtes mehr verdiente, als dieſe ſeine beiden Vorgänger.

Einen Anſtrich von ritterlicher Galanterie hatte **Ludewig XIV** bloß in ſeinen erſten Liebeshändeln mit den beiden Mancini's *), und nach ſeiner Vermählung mit der zärtlichen **La Valliere** **). Selbſt in dieſen Liebeshändeln zeigte ſich der junge König mehr als einen ſchüchternen, und verliebten Schäfer, denn als einen galanten Ritter. Einen Schein von ritterlicher Galanterie erhielt die Liebe gegen die **Valliere** allein durch die ehrerbietige Verſchwiegenheit, welche der König und der ganze Hof wegen der ſchwangern jungen Königinn beobachteten, und wegen der prachtvollen Feſte, die der König der unbekannten

---

*) Memoires de Mad. de Maintenon I. 153.

**) ib. S. 162 u. f.

Göttin zu Ehren veranſtaltete *). Wenn **Ludewig** das, was er von ſchöner Galanterie an ſich hatte, von irgend einer Dame lernte; ſo lernte er es weder von ſeiner Mutter, noch in dem Hauſe ſeiner erſten Geliebten, der Gräfinn **Soiſſons**, ſondern in dem Umgange mit **Henrietten von England**, die er nach ihrer Vermählung eine Zeitlang eben ſo ſehr aufſuchte, als er ſie vorher geflohen und verſpottet hatte **). Der bloße Verdacht, daß ſeiner Schönen der Marquis de Villequier nicht gleichgültig ſey, hatte alle ſeine Liebe gegen die ältere **Mancini** getödtet, bevor ſie noch mit dem Grafen von **Soiſſons** verheiratet worden war. Nach dieſer Heirath konnte die erſtorbene Liebe um deſto weniger erwachen, da der König gewiß wuſte, daß der Marquis de Vardes der erklärte, und begünſtigte Liebhaber der Gräfinn ſey ***).

---

*) Eben deßwegen ſagt Madame de Motteville: V. 279. Ce, qu'on appelle ordinairement la belle Galanterie produiſit alors beaucoup d'Intrigues.

**) Motteville l. c. und de la Fayette Hiſt. de M. Henriette d'Angleterre.

***) de la Fayette l. c. 19. 20.

Eben der Ludewig, der keinem Frauenzimmer die gewöhnlichen Zeichen der äußern Achtung verſagte, und nie eine Dame durch ein hartes Wort beleidigte, hatte ſo wenig wahre Achtung, und beobachtete ſo wenig Schonung gegen das andere Geſchlecht, daß er die Damen ſeines Hofes, wie gekaufte Sclavinnen behandelte. Wenn er reiſen wollte, ſo muſten die Hofdamen, ſelbſt ſeine Mätreſſen, und die Prinzeſſinnen ſeines Hauſes in jeder Jahrszeit und bey jeder Witterung mitreiſen, ſie mochten ſo ſchwach oder ſo krank ſeyn, als ſie wollten *). Auf dieſen Reiſen bediente er ſich für ſeine Perſon einer jeden Bequemlichkeit und Erleichterung, welche er ſich verſchaffen konnte. Keine Dame hingegen unterſtand ſich, den König nur einen Augenblick aufzuhalten, oder ihn in ſeinen kleinſten Gewohnheiten zu ſtören. Das Gefühl ſeiner Majeſtät, und eine natürliche Trockenheit machten ihn kurzſylbig, und verſchloſſen **). Je weni-

---

*) ſ. l. c.

**) De la Fayette l. c. p. 14. On le trouvera un des plus honnêtes hommes de ſon royaume, et l'on pourroit dire le plus parfait s'il n'etoit point ger er Andere amüſirte, deſto mehr erwartete er von Andern, daß ſie ihn amüſiren ſollten; und hierin beſtand die gröſte Kunſt, und die ſchwerſte Laſt, welche ſeine Mätreſſen zu üben, und zu tragen hatten. Die Frau von Monteſpan ſchüttete ihre Klagen über die Anſtrengungen, welche die Unterhaltung des Königs ihr verurſachte, in den Schooß ihrer Freundinn, der Frau von Maintenon aus; und die Frau von Maintenon war bey aller der Vorſicht und Geduld, welche ſie ſich in den ſchwierigen Lagen ihres Lebens erworben hatte, nicht im Stande, ähnliche Klagen zu unterdrücken.

Unter allen Damen, welche **Ludewig** XIV geliebt hatte, war es keiner gelungen, die Langeweile des Königs ſo glücklich und anhaltend zu zerſtreuen, und den Druck dieſer Langeweile ſo ruhig und ſtandhaft zu ertragen, als es der Frau von Maintenon gelang; und eben dieſe räthſelhafte Frau war es auch, gegen welche **Ludewig** ſich ſo galant bewies, daß

point ſi avare de l'eſprit que le ciel lui a donné, et qu'il voulût le laiſſer paroître tout entier ſans le refermer ſi fort dans la majeſté de ſon rang.

daß er darüber nicht nur ſeinen Stolz, ſondern ſelbſt die Würde eines beſcheidenen Königs vergaß.

“Während der prachtvollen Muſterung bey Compiegne, ſo erzählt der Duc de St. Simon *), gab der König ſeiner ganzen Armee, und einer zahlloſen Menge von Zuſchauern ein Schauſpiel anderer Art, das ich in vierzig Jahren, wie heute, ausmahlen wollte, ſo ſehr frappirte es mich. Frau von Maintenon befand ſich in ihrem Tragſeſſel auf einem Theile des alten Walls von Compiegne, wo man eine herrliche Ausſicht auf die untenliegende Fläche, und auf den Stand und die Bewegungen der Truppen hatte. Auf dem vordern Theile des linken Tragſtocks ſaß die Ducheſſe de Bourgogne: auf dem hintern, die Ducheſſe de Maine, und die Prinzeſſinn von Conti, hinter welchen die Damen und Herren des Hofes einen Halbzirkel bildeten. An der rechten Seite vor dem Spiegelfenſter der Sänfte ſtand der König, und hinter ihm in einiger Entfernung die vornehmſten Männer des Reichs. Der König war faſt beſtändig unbedeckt,

---

*) II. p. 128. et ſq. Vergl. Duclos I. 191.

und bückte ſich alle Augenblicke gegen das Fenſter hin, um der Frau von Maintenon alle Gegenſtände, und die Urſachen derſelben zu erklären. So oft der König mit ihr reden wollte, ſo öffnete ſie das Fenſter vier bis fünf Zoll weit, nie bis zur Hälfte. Einige Mahle öffnete ſie das Fenſter, um an den König Fragen zu thun. Die meiſte Zeit hingegen neigte Ludewig XIV ſich unaufgefordert, um ſie von Allem, was vorgieng, zu unterrichten. Bisweilen bemerkte ſie dieſes nicht einmahl, und dann klopfte der König an das Fenſter, damit es geöffnet werde. Der König redete ganz allein mit der Frau von Maintenon: ausgenommen einige Befehle, die er in wenigen Worten ertheilte, und einige eben ſo kurze Antworten an die Duchesse de Bourgogne, die ſich beſtrebte, ein Geſpräch anzuknüpfen, und mit welcher Frau von Maintenon durch Zeichen redete, ohne das vordere Fenſter nieder zulaſſen, durch welches die Prinzeſſinn ihre Anreden oder Gegenreden nie durch ſchreien muſte. Der Sänfte gegenüber waren an dem Walle Stuffen, und in der alten Mauer eine Oeffnung gemacht worden, damit man von unten die Befehle des Königs einholen könne, wenn es nöthig ſeyn ſollte. Der Fall eräugnete ſich wirklich. Crenan ſchickte Canillac Oberſten des Regiments Bourgogne, Eins der Regimenter, welche die Stadt vertheidigten, zum Könige, um über irgend eine Sache den Willen deſſelben zu vernehmen. Canillac ſtieg herauf ſo daß er etwas häher, als mit der Schulter, über den Wall und die Mauer hervorragte. Beym Heraufſteigen entdeckte er die Sänfte, den König, und die ganze übrige Geſellſchaft, welche die Sänfte umgab: lauter Gegenſtände, die er vorher nicht geſehen hatte. Dieſer Anblick ſetzte den Krieger in ein ſolches Erſtaunen, daß er mit offenen Munde, mit ſtarren Augen, und mit dem Ausdruck der gröſten Verwunderung auf dem Geſichte ſtehen blieb. Unter allen Anweſenden war keiner, der dieſes nicht bemerkte. Dem Könige ſelbſt fiel es ſo ſehr auf, daß er mit bewegter Stimme rief: Nähert euch doch, Canillac! Was iſt euch denn? Canillac kam nun die letzten Stuffen herauf, näherte ſich dem Könige mit langſamen und zitternden Schritten

ten, und warf ſeine verwirrten Blicke nach allen Seiten umher. Ich war nur drey Schritt vom Könige. Canillac ging vor mir vorüber, und ſtammelte einige Worte leiſe in das Ohr des Königs. Was ſagt ihr, fragte der König? redet doch? der Mann konnte ſich nicht wieder erholen, und zog aus ſich hervor, was er in der Angſt finden konnte. Der König verſtand von dem was er hörte, wenig, erkannte, daß er nicht viel mehr aus Canillac heraus bringen würde, antwortete, was ihm gut dünkte, und verließ den Krieger mit den Worten: allez, Monſieur. Canillac ließ ſich dies nicht zweymahl ſagen, eilte nach ſeinem Fußſteige zurück, und verſchwand. So bald er aus dem Geſichte war, ſah der König um ſich her, und ſagte: Ich weiß nicht, was dem Canillac fehlte. Er hatte die Tramontane ſo ſehr verloren, daß er nicht wuſte, was er mir ſagen wollte. Kein Menſch antwortete. Gegen die Zeit, daß die Stadt capituliren wollte, hatte Frau von Maintenon wahrſcheinlich um die Erlaubniß gebeten, ſich entfernen zu dürfen. Der König rief daher: les porteurs de Madame! Die Träger kamen, und trugen die Frau von Maintenon fort. Eine Viertelſtunde nachher begab ſich der König auch weg. Manche redeten leiſe mit einander. Keiner konnte von der Verwunderung über das, was er geſehen hatte, zurück kommen. Selbſt die Soldaten erkundigten ſich, was denn die Sänfte, und das häufige Bücken des Königs gegen die Sänfte bedeutet habe. Man muſte Officiere und Soldaten mit aller möglichen Kunſt ſchweigen machen. Man kann denken, welche Wirkung dieſer Vorfall auf die anweſenden Fremden hatte. Das Gerücht verbreitete ihn eben ſo weit durch ganz Europa, als die prächtige Muſterung bey Compiegne".

Der Bruder des Königs war nicht galanter, oder noch weniger galant, als Ludewig XIV. Monſieur gefiel ſich ſelbſt zu ſehr, als daß er dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen hätte ſuchen ſollen *).

Seine

---

*) Madame de la Fayette p. 12. Il étoit beau, et bien fait, mais d'une beauté et d'une taille plus convenable à une princeſſe, qu'à un prince, auſſi avoit-il plus ſongé à faire admirer ſa beauté de tout le monde, qu'à s'en ſervir pour ſe faire aimer des femmes, quoiqu'il fut continuellement avec elles. Son amour-propre ſembloit ne le rendre capable, que d'attachement pour lui-même.

Seine Schönheit war weibiſch. Seine Neigungen waren es nicht weniger, wenn man einen außerordentlichen perſönlichen Muth ausnimmt, welchen er im Kriege bewies. Er putzte ſich, wie ein Weib, legte Roth und Schönpfläſterchen auf, ſchlief in Weiberhauben, und hegte zärtlichere Empfindungen gegen Perſonen ſeines eigenen, als gegen die Schönſten des andern Geſchlechts *). Er begegnete ſeiner liebenswürdigen Gemahlinn mit einer Härte, die den lebhafteſten Abſcheu gegen ihn einflößt. Selbſt in ihrer letzten tödlichen Krankheit ſagte er ihr in Gegenwart von Andern ſehr oft die unangenehmſten Dinge. Er erzählte eines Tages, da man von Sterndeuterey ſprach, daß ein Aſtrolog ihm vorgeſagt habe: er werde mehrere Gemahlinnen erhalten. Der Zuſtand, ſetzte er hinzu, in welchem Madame ſich befindet, macht mich glauben, daß der Mann richtig prophezeiht habe. Die Prinzeſſinn von Montpenſier begleitet dieſe Anekdote mit der Bemerkung, daß ihr

---

*) Siécle de Louis XIV T. I. 226. Ce prince, qui s'habillait preſque toujours en femme, qui en en avait les inclinations, pui couchait coeffé en cornette, qui mettait du rouge, et des mouches, agit en capitaine et en ſoldat.

ihr dieß ſehr hart geſchienen habe *). Wenigſtens ſo hart war das Betragen der Hofleute in den letzten Stunden der Prinzeſſinn, welche man während ihres ganzen Lebens ſo ſehr geliebt, und bewundert hatte. Während daß die Herzoginn von Orleans die gräßlichſten Schmerzen litt, und kein Arzt ihr Hülfe, oder nur Linderung und Troſt verſchaffte, ſprach, Kam ging, und lachte man, als wenn die Prinzeſſinn ein frohes Feſt gefeiert hätte **).

Monſeigneur, oder der große Dauphin war eher ſchüchtern, als ſtolz, aber noch trockner und verſchloſſener, als ſein Königlicher Vater. Er hatte bey den Lebzeiten ſeiner erſten Gemahlinn einige kurzdauernde Liebeshändel ***), und nach dem Tode derſelben vermählte er ſich mit der gut müthigen, aber gar nicht liebenswürdigen Mademoiſelle Choin. Im Ganzen äußerte er keine heftige Neigung für das andere Geſchlecht, und ſeine Galanterie war noch geringer, als ſeine Weiberliebe. Sein Beyſpiel wurde die Urſache, daß die jungen Hofcavaliere ſich noch mehr, als bis dahin geſchehen war, von dem andern Geſchlecht entfernten *).

---

*) V. 212. Cela me parut fort dur.

**) l. c. 227. On cauſoit, on alloit, et revenoit dans cette Chambre, on y rioit, comme ſi Madame avoit été dans un autre état.

***) Ueber die Galanterien des Dauphins Richelieu I. 138.

Was ſich von Galanterie an dem Hofe **Ludewig** XIV gefunden hatte, das ſtarb viel früher aus, als in den letzten Tagen des Königs, wo die Hofcavaliere ſich vor ihrem Monarchen, wie Mönche vor einem ſtrengen Abt fürchteten **). Man bemerkte ſchon in der Zeit, wo die Liebe des Königs gegen die Frau von Maintenon am heftigſten war, und in ganz Frankreich das gröſte Aufſehen erregte, daß alle Ritterſchaft am Hofe verſchwunden, und daß die Damen mehr, als

---

*) Hiſt. Amour: des Gaules V. 224. Ce, qui étoit cauſe, qu'on les abandonnoit ainſi, c'eſt que Monſieur le Dauphin n'avoit nulle inclination pour le beau ſexe; il n'aimoit, que la chaſſe . . . tous les jeunes gens ſe régloient ſur lui. **La Beaumelle** beurtheilt die Verfaſſer dieſes Werks zu hart in den Memoires de Me de Maintenon I. p. 82. Der ſcharfſinnige Herausgeber des Journal de Henri III. et IV. trägt kein Bedenken, freilich mit Vorſicht, ſich auf das getadelte Werk zu berufen.

**) II, 290. St. Simon: Vers la fin de ſes jours la galanterie des premiers tems avoit disparu; et les courtiſans étoient gênés comme des moines en préſence de l'Abbé.

als die Männer Schuld daran ſeyen *). In der That machten die Damen durch die Leichtigkeit, womit ſie den Begierden der Männer nachgaben, ihre Reitze ſo verächtlich, daß die Hofjugend ſie kaum mehr anſah **). Es entſtand ein geheimer Bund, deſſen Mitglieder ſich verſchworen, die Vergnügungen, welche ſie bisher bey den Damen geſucht hätten, unter einander zu genießen ***). An dieſem unnatürlichen Bunde nahmen mehrere Prinzen von Geburt, und viele Große des Hofes Theil ****). Der König zerſtörte den Bund, jagte die meiſten Mitglieder von ſeinem Hofe weg, und konnte es doch mit aller ſeiner Gewalt nicht dahin bringen, daß die unnatürliche Liebe, und die Völlerey, welche er unter allen Laſtern am meiſten haßte, ausgerottet worden wären. Auch diejenigen Jünglinge und Männer, die dem unnatürlichen Laſter entſagten, kehrten nicht zu den Damen zurück, ſondern erwählten ſtatt der Schönen den Wein deſſen übermäßiger Genuß ſie zu den unerhörteſten Ausſchweifungen verführte *).

---

*) Der Graf Büſſi-Rabütin ſchreibt an die Frau von Scüderi im J. 1673. Vol. IV. p. 51. Je crois, comme vous, que toute chevalerie eſt èteinte à la cour; mais c'eſt plus la faute des Dames, que des chevaliers. Man ſehe auch die Klagen der Marquiſe de Lambert über das Abſterben der Galanterie in ihren Oeuvres p. 83. 193. und Mem. de la Fare p. 58.

**) Hiſt. amour. des Gaules V. p. 1. La facilité de toutes les Dames avoit rendu leurs charmes ſi mépriſables à la jeuneſſe, qu'on ne ſavoit preſque à la cour ce, que c' étoit que de les regarder.

***) ib.

****) l. c. et Lettres de Me de Maintenon I. 189. Memoires de Me de Maint. III. 13. Bekenntniſſe der Herzoginn von Orleans S. 139 Zu den Prinzen, die an dieſem Bunde Theil nahmen, oder wenigſtens die Sünde des Ordens liebten, gehörten der Herzog von Orleans, der Prinz von Conti, der Duc de Vendoſme, etc. ll, cc.

In den glänzendſten Zeiten Ludewigs XIV beſaß keiner die Gnade des Königs, und die Gunſt der Damen in einem höhern Grade, als der Graf und nachherige Herzog von Lauzün. Dieſer Günſtling behandelte die Damen auf eine Art, die kaum Einem der Mignons Heinrichs III verziehen worden wäre. — Die Prinzeſſinn von Monaco konnte den Bewerbungen des Königs nicht widerſtehen, und wollte deßwegen ihren bisherigen Liebhaber, Monſieur de Lauzun ſeinem Herren aufopfern. Dieſe Unbeſtändigkeit empörte den ſtolzen Höfling

---

*) Hiſt. des Gaul. Amour. V. 22. 23.

ling ſo ſehr, daß er ſeinem Könige die gröſten Grobheiten ſagte, und in dem Zimmer der Prinzeſſinn *), welche er ſelbſt nicht fand, einen großen Spiegel zerſchlug. Ludewig XIV ſetzte den wüthenden Liebhaber in die Baſtille, aus welcher dieſer aber bald wieder befreyt wurde, weil der König den Geſchmack an der Prinzeſſinn von Monaco nach dem erſten Genuß verlor, und Lauzün's Umgang nicht entbehren konnte. Nach ſeiner Befreyung nahm Lauzün an ſeiner ehemahligen Geliebten folgende ungroßmüthige Rache. Er ſah eines Tages, daß die Prinzeſſinn von Monaco ſich auf eine Raſenbank geſetzt, und ihre ſchöne Hand auf die Erde gelegt hatte. So gleich ging er hin, trat, wie von ohngefähr, auf die ruhende Hand, und drehte ſich ſo gar auf dem Abſatze herum. Die Prinzeſſinn that einen heftigen Schrey, und brach in die bitterſten Vorwürfe aus, welche Lauzün mit ruhiger Kälte anhörte, und mit kalten Entſchuldigungen erwiederte. — Unter allen Damen, deren Herzen er gewann, liebte ihn keine ſo inbrünſtig und ſtandhaft, und opfer-

---

*) Hiſt. amour. des Gaules III p. 227 - 31.

opferte ihm keine ſo viel auf, als die ſtolze und edle Prinzeſſinn **von Montpenſier**, die den König mehrmahl fußfällig anflehte, ſein zuerſt gegebenes Verſprechen zu erfüllen, und ihre Vermählung mit dem Herrn **von Lauzün** zu erlauben *). Nachdem ſie ihren Geliebten durch die Abtretung eines Fürſtenthums an den Duc de Maine aus ſeinem langwierigen Kerker befreyt hatte; ſo vergalt Lauzün dieſe, und andere großmüthige Aufopferungen durch die ſchwärzeſte Undankbarkeit, und ſelbſt durch die empörendſten Grobheiten. Da er unter andern eines Tages von der Jagd zurückkam, ſo ſagte er zu der Prinzeſſinn, mit welcher er dem Gerüchte nach heimlich vermählt war: **Henriette von Bourbon**, zieh mir die Stiefel aus! Als die Prinzeſſinn ſich über dieſe Inſolenz beklagte, ſo machte er mit dem Fuße eine Bewegung, als wenn er ihr die Schimpflichſte aller Beleidigungen zufügen wollte **). Er ſchlug ſie zuletzt, nicht bloß aus brutaler Heftigkeit, ſondern aus Grundſätzen; und trieb die

---

*) Memoir. de Montp. VI. 70. 74. Memoir. de Mad. de Maint. II. p. 150, 151.

**) Mem. de Maint. l. c. il fit du pié un mouvement, qui étoit le dernier des outreges.

Prinzeſſinn endlich ſo weit, daß ſie ſich gänzlich von ihm trennte *).

Die Abnahme der alten ehrerbietigen Galanterie ſelbſt in den erſten Zeiten der Regierung Ludewigs XIV erhellt aus den veränderten Formeln der Curteſie noch vielmehr, als aus allen von mir angeführten Beyſpielen. Ein Freund zeigte dem gelehrten Menage einen gutgeſchriebenen Brief von einer Dame, der ſich mit der Formel endigte: Votre trés-humble, et trés-obéiſſante ſervante. Menage urtheilte, daß eine Dame nicht ſo ſchreiben müſſe. Am folgenden Tage empfing Menage ein Billet von Mademoiſelle Scüderi, in welchem dieſe ſich auch votre trés-humble ſervante nannte. Einige Tage nachher langte ein Brief von einer andern Dame mit denſelbigen Worten an. Hierauf ging Menagens Freund zur Mademoiſelle Scüderi, und erzählte ihr das, was vorgefallen war. Es iſt wahr, antwortete dieſe, daß die Damen vormahls ſtolzer waren, als ſie jetzt ſind **). — Wenn man, fährt derſelbige Schriftſteller fort, in vorigen Zei-

---

*) St. Simon X. p. 164.

**) Menag. p. 125.

Zeiten an Damen ſchrieb, ſo ſchloß man die Briefe mit den Worten: ich küſſe ihnen die Hände oder gar, ich küſſe ihnen die Füße, und bin, u. ſ. w. *). Dieſe Formeln verloren ſich ſelbſt noch bey Menagens Lebzeiten, ſo wie das Küſſen der Hände ſelbſt.

---

*) ib. p. 263.

Sechster Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand der Sitten, beſonders des weiblichen Geſchlechts unter Ludewig *XIV*.

Unter der Regierung Ludewigs XIV bildete ſich in Frankreich zuerſt der gute Geſchmack. Die Sprache erhielt beynahe den höchſten nur erreichbaren Grad der Vollkommenheit. Man fand die wahre Politeſſe, und den Ton der guten Geſellſchaft, den man bis dahin immer vergebens geſucht hatte. Die höheren Stände, beſonders die Damen, beſaßen nie mehr ſchöne, und nützliche Gaben, und Kenntniſſe, als in dem Zeitalter Ludewigs XIV, von welchem ſie die vornehmſten Schöpferinnen waren. Nichts deſtoweniger herrſchten Aberglaube, und Machiavellismus am Hofe und im Cabinet; und die Sitten ſanken immer tiefer und tiefer. Die nützlichen Kenntniſſe, die unter den höheren Ständen verbreitet waren, blieben nicht ohne Wirkung. Allein ſie waren ein viel zu ſchwacher Damm gegen den Strom der Beyſpiele eines angebeteten Königs, und der verführeriſchen Reitze der Sinnlichkeit, welche er über ſeinen Hof gleichſam ausgoß. Keuſchheit und eheliche Treue wurden lächerlich. Prachtliebe, Verſchwendung, und Ergötzungſucht nahmen noch ſchneller und furchtbarer, als die Ueppigkeit beider Geſchlechter zu, und erzeugten eine Begierde, ſein Glück zu machen, die nichts ſchonte, nichts ſcheute, und der man alles verzieh, weil ein Jeder fühlte, daß er in gleichem Falle auch Religion und Tugend, Ehre und Freundſchaft aufopfern würde. Wenn man alle erlaubte und natürliche Vergnügungen ausgenoſſen hatte; ſo ſtürzte man ſich in den ſtinkenden Pfuhl der gröbſten und pöbelhafteſten Ausſchweifungen, nur um etwas Neues zu genießen, und die erſtorbenen Sinne wieder zu erwecken. Die Laſter des Hofes ſtrömten noch heftiger, als ſeine Annehmlikeiten, über die Hauptſtadt, und das ganze Reich hin. Sie ſteckten ſogar fremde Höfe und Völker an. Die Frömmigkeit des alternden Königs beſſerte nichts in den Sitten des Hofes und der Nation. Die unüberwindwindlichen Laſter verſteckten ſich bloß, und wurden nur noch durch eine allgemeine Heucheley vermehrt *). Die Sittenrichter jener Zeit glaubten, daß das Sittenverderben kaum noch höher ſteigen könne. Die folgenden Regierungen lehrten, daß die Laſterhaftigkeit der Mächtigen, und der Druck der Schwächern noch um viele Grade zunehmen muſten, bis ſie die Schrecklichſte aller Revolutionen hervorbrachten. Frankreich, und das übrige Europa würden jetzt eine ganz andere Geſtalt haben, wenn die Natur und Erziehung aus **Ludewig** XIV einen wahrhaftig aufgeklärten, tugendhaften, und friedliebenden König gebildet hätten.

Das ungeheure Sittenverderben am Hofe **Ludewigs** XIV offenbarte ſich zuerſt durch die Verirrungen, oder Ausſchweifungen, in welche die meiſten Prinzeſſinnen des Königlichen Hauſes fielen. Unbeſcholten waren bloß die beiden Gemahlinnen des Königs: die erſte Dauphine aus Baiern, und die zweyte Gemahlinn von Monſieur aus dem Hauſe Pfalz. Auch unterſchieden ſich die Mätreſſen **Ludewigs** XIV zu ihrem Vor-

---

*) Richelieu I. p. 7.

theile darin von denen Franz des Erſten, Heinrich II, Carl IV, und Heinrich IV, daß ſie ihrem Königlichen Liebhaber treu blieben *). Der liebenswürdigen Henriette von England war es eben ſo unerwartet, als unangenehm, daß die beſcheidene Valliere ihr das Herz des Königs entwandt hatte. Da der König für ſie verloren war, ſo ſchenkte ſie ihre Liebe dem ſchönen Grafen von Guiche, nach deſſen Entfernung ſie die Bewerbungen des Marquis de Vardes duldete **). Die reitzende Ducheſſe de Bourgogne liebte zugleich einen Herrn von Nangis, und einen Herrn von Maulevrier. Wenn ſie vorgab, die Abreiſe ihres Gemahls zur Armee zu beweinen, ſo lachte der Hof, und man war ungewiß, welcher von den beiden Liebhabern aus ihren ſchönen Augen Thränen preßte. ***). Die Liebe dieſer Dauphine zu dem jungen

---

*) Der Dûc de Richelieu will behaupten, daß die Frau von Montespan dem Könige oft untreu geworden ſey. I. p. 101. De la Fare ſagt: der König habe ſeine Mätreſſen ſtets unter dem Schloſſe gehalten. p. 60.

**) Hiſt. de Mad. Henriette d'Angleterre p. 43 et ſq. 119 et ſq.

***) St. Simon III. p. 100 et ſq. La Cour rioit. Si les larmes étoient pour lui, où pour Nangis, cela étoit douteux.

Dûc **de Fronſac** erregte ein ſolches Aufſehen, daß der Liebhaber darüber in die Baſtille geſetzt wurde *). Die Prinzeſſinn **von Conti** erfuhr es vom Könige ſelbſt, daß ihr Liebhaber **Clermont** ſie Einem ihrer Fräulein, der **la Choin** aufgeopfert, und ihrer Zärtlichkeit geſpottet habe. **Ludewig** XIV ſtrafte ſeine Tochter dadurch, daß dieſe ihm ſowohl ihre eigenen Briefe an **Clermont**, als die Briefe dieſes Liebhabers und der **Choin** vorleſen muſte: eine Strafe, während welcher die Prinzeſſinn zu wiederholten Mahlen in Ohnmacht fiel **). Das gröſte Aergerniß gaben die Dücheſſe **de Bourbon**, und die Dücheſſe **de Berry**. Weder der König, noch die Frau **von Maintenon** konnten dieſe beiden zügelloſen jungen Prinzeſſinnen bändigen. Die Dücheſſe **de Bourbon** ſtürzte ſich in die Geſellſchaft und in alle Ausſchweifungen der verrufenſten Weiber, und wies die ſanfteſten Warnungen mit einem bittern Hohne ab ***). Die Dücheſſe de

---

*) Mem. de Richelieu I. p. 33. 149. 150.

**) ib. p. 62 et ſq.

***) St. Simon III. 57. Memoir. de Mad. de Maintenon IV. 160. 161.

Berry quälte ihren Gemahl oft ſo ſehr, daß dieſer voll Wuth und Verzweiflung zum Könige lief, und ihn flehentlich bat, daß er ihn doch von ſeinem Weibe befreyen wolle *). Sie liebte nicht bloß das Laſter, ſondern auch das Geräuſch des Laſters. Sie beſtand darauf, daß la Haye, Stallmeiſter ihres Gemahls, ſie öffentlich, und aus der Mitte des Hofes entführen ſolle.

Die Unſittlichkeit war unter den Hofdamen noch allgemeiner, und größer, als unter den Prinzeſſinnen. Selbſt am Hofe kannte man den Umfang des Uebels nicht in dem Grade, in welchem man es nach der Gefangennehmung des Controleur General Fouquet, und dann des Herzogs von Lauzün kennen lernte. In der Caſſette des Erſtern fand man viel mehr Liebesbriefe, als wichtige Staatspapiere, und zwar Liebesbriefe von Damen, die nie dem geringſten Verdacht ausgeſetzt geweſen waren. Hieraus entſprang das Gerücht, daß alle wegen ihrer Tugend verehrte Frauen des ganzen Königreichs ſich durch das Gold des verſchwenderiſchen Miniſters hätten überwinden

---

*) VI. 209.

den laſſen *). Dieß Gerücht von der allgemeinen Zerbrechlichkeit der vornehmen Weiber wurde durch die Geheimniſſe der Liebe beſtätigt, welche man in den Caſſetten des Herzogs von Lauzün entdeckte. Man fand zuerſt die Porträte einer beynahe zahlloſen Menge von Damen, unter welchen die Eine keinen Kopf, die Andere keine Augen, die Dritte eine gequetſchte Hand hatte. Neben dieſen Bildniſſen lagen die Haare von allen Mätreſſen des Herzogs der Reihe nach ſorgfältig eingewickelt, und dann eine große Menge von Briefen, welche den König überzeugten, daß die Sprödeſten nicht die Unüberwindlichſten ſeyn **).

Der junge Herzog von Candale machte bey den Damen ein eben ſo großes, oder noch größeres Glück, als der Herzog von Lauzün. "In den letzten

---

*) Memoir. de Madame Henriette d'Anglet. p. 71. 72.

**) Memoir. de Me Maintenon II. 21. On trouva dans ſes caſſettes des portraits des femmes ſans nombre, une ſans tête, une autre les yeux crevés, une autre la main écraſée, les cheveux de toutes ſes maitreſſes en ordre, et étiquetés, et des billets, qui aprirent à Louis, que les femmes les plus prudes de la cour n'etoient pas les moins fragiles.

Jahren ſeines Lebens, erzählt ſein Freund **St. Evremond** *), warfen alle unſere Damen ihre Augen auf ihn. Die Eingezogenſten ſeufzten in der Stille: die Galanteſten ſtritten um ihn, wie um ihr gröſtes Glück. Nachdem er ſie durch das Intereſſe ſeiner Liebe getheilt hatte, vereinigte er ſie durch ſeinen Tod in ihren Thränen. Alle fühlten, daß ſie ihn geliebt hatten, und eine allgemeine Zärtlichkeit erregte ein allgemeines Trauern. Diejenigen, welche er geliebt hatte, riefen ihre ehemahligen Empfindungen zurück, und glaubten, jetzt erſt das zu verlieren, was ſie ſchon lange verloren hatten. Andere, die ihm gleichgültig geweſen waren, bildeten ſich ein, daß ſie es nicht immer geblieben wären; und beweinten einen liebenswürdigen Mann, von welchem ſie gehofft hatten, geliebt zu werden. Andere bedauerten ihn aus Eitelkeit, und man ſah Unbekannte mit denen, welche den Herzog gekannt hatten, ſich zu gemeinſchaftlichen Thränen vereinigen, um ſich aus ihrer Galanterie ein Verdienſt zu machen. Seine wahre Geliebte, die Gräfinn **Olonne**, wurde durch die Größe ihres Schmerzes berühmt. Glücklich, wenn ſie ſich nur nicht ſo bald hätte tröſten laſſen! Eine einzige Leidenſchaft bringt den Damen Ehre; und ich weiß nicht, ob eine ſolche ihrem Rufe nicht günſtiger iſt, als das: gar nicht geliebt zu haben *)".

---

*) III. 34. 35.

In der That hielt man diejenigen Frauen nicht für coquett, die außer ihrem Mann nur Einen Liebhaber hatten. Coquett nannte man ganz allein ſolche, die zu gleicher Zeit mehrere Liebhaber unterhielten, oder ihre Liebhaber häufig wechſelten, und dieſes öffentlich bekannten, oder wenigſtens nicht zu verhehlen ſuchten **). So ehrenvoll es war, eine einzige Leidenſchaft zu haben, ſo lächerlich war es, den Ehemann zum Gegenſtande einer Leidenſchaft zu machen. Wenn man es aber auch verzieh, ſeinen Gemahl zu lieben, ſo erklärte man es für unverzeihlich, wenn eine Frau dieſes in Geſellſchaft äußerte, oder wenn ein Mann ſeine Frau zu lieben ſchien. Unter **Ludewig XIV** fingen Eheleute zuerſt an, ſich Einer des Andern zu ſchämen. Mann und Frau würden Gegenſtände des allgemeinen Spottes geworden ſeyn, wenn ſie es gewagt hätten, mit einander öffentlich zu erſcheinen [*]). Die herrſchende Sitte, welche Perſonen, die durch die heiligſten Bande verbunden waren, von einander riß, ſetzte voraus: daß die Frauen allen andern Männern eher, als ihren Gatten; und die Männer allen andern Frauen eher, als ihren Gattinnen zugehörten. "Die Frauen lebten beſtändig in Geſellſchaft fremder Männer: die Männer in Geſellſchaft von fremden Frauen. Mit dieſem Hange zur Geſellſchaft vermehrten ſich die Gelegenheiten der Verführung, und beide Geſchlechter beförderten gegenſeitig ihre Ausartung. Die Männer verloren die Achtung gegen die Weiber: die Weiber das feine Gefühl von Beſcheidenheit und Verſchämtheit. Je mehr man ſich außer Hauſe und in Geſellſchaften zerſtreute, deſto mehr hörte das häusliche Leben auf. Die Weiber, die den Männern am beſten gefielen, waren um deſto ſchlechtere Gattinnen, und Mütter *)". Untreue Weiber waren ſo gemein, daß man ihre Männer weder bedauerte, noch verſpotete. Es gehörte zum guten Ton, Liebhaber zu beglücken. Es gehörte zum guten Ton, daß die Ehemänner über ihre eigenen Hörner lachten **).

---

*) Une ſeule Paſſion fait honneur aux Dames et je ne ſai, ſi ce n'eſt pas une choſe plus avantageuſe à leur Reputation, que de n'avoir rien aimé.

**) p. 122. de la Bruyere: Une femme, qui n'a qu'un galant, croit n'être point coquette. Celle, qui a pluſieurs galands, croit n'être, que coquette.

---

[*]) La Bruyere p. 434. Mais quelle mauvaiſe honte fait rougir un homme de ſa propre femme, et l'empêche de paroitre dans le public avec celle, qu'il s'eſt choiſie pour ſa compagne inſeparable, qui doit faire ſa joye, ſes delices, et toute ſa ſocieté: avec celle, qu'il aime, et qu'il eſtime, qui eſt ſon ornement, dont l'eſprit, le merite, la vertu, l'alliance lui font honneur? que ne commence-t-il par rougir de ſa femme.

Vornehme Coquetten mochten ihre Liebhaber ſo ſehr vervielfältigen, oder ſo oft wechſeln, als ſie wollten; ſo verloren ſie dadurch in der großen Welt nichts von ihrer Achtung, ſo lange ſie Schönheit, Witz, Grazie, und beſonders Gabe der

---

*) Thomas p. 144. 145.

**) Bekenntniſſe der Herzoginn von Orleans: S. 84. "Die Damen vom erſten Range waren faſt durchgehends ihren Männern ungetreu. Dieß gehörte mit zum bon ton, und die Männer lachten über ihre eigenen Hörner. Dieß gehörte wieder zum bon ton.

Unterhaltung beſaßen. Die empörenden Galanterien einer Ninon de l'Enclos*), einer Prinzeſſinn von Monaco **), einer Marechale de la Ferté ***), einer Gräfinn d'Olonne ****), einer Frau von Valentinois †), von Mangis ††), von Polignac †††), und Anderer hinderten nicht, daß ſie nicht von Allem, was am Hofe und in der Hauptſtadt jung und ſchön, geiſtreich und edel war, aufgeſucht worden wären, und daß ſie nicht die am meiſten geſuchten Anbeter, Freunde, und Freundinnen gehabt hätten. "Die Annehmlichkeiten der Perſonen und des Umgangs galten als Tugenden, und machten alle Laſter verzeihen. Niemand hatte das Herz das als niedrig und verdorben zu verachten, was durch mächtige Reitze anzog. Gefallen, und Mißfallen wurden die großen Worte der Hofſprache [*]". Was die Gabe zu gefallen, und die Galanterie betrifft, ſo darf man von den meiſten vorher genannten Damen eben das ſagen, was der Dûc de St. Simon von der Frau von Nangis ſagt [**]): "Man konnte nicht mehr Geiſt, mehr feine Plaiſanterie, mehr Talent, ſich bey einem Jeden einzuſchmeicheln, und ſeine Reden nach dem Charakter und Umſtänden eines Jeden abzumeſſen, beſitzen, als die Frau von Nangis, Tochter der Marſchallinn von Rochefort. Dieſe Frau hatte zugleich den falſcheſten, ſchwärzeſten, intrigantenſten Charakter: erzählte ganze Geſchichten, an denen kein Wort wahr war, mit einer Unbefangenheit und Wahrheitsmiene, daß man ſie nicht bezweyfeln konnte, und war zugleich die bezauberndſte Sirene, der man nicht anders, als durch die Flucht, entgehen konnte, wenn man ſie auch vollkommen kannte. Ihr Umgang war höchſt reitzend. Keine ſtreute mit einem ſo unſchuldigen Geſichte, und einem ſo unerſchöpflichen Witze ſo viele und grauſame Lächerlichkeiten über Perſonen und Gegenſtände aus, die dergleichen wirklich nicht hatten. Uebrigens war ſie mehr, als galant, ſo lange ſie Jemanden fand, der ſich mit ihr einlaſſen wollte. Zuletzt ſank ſie ſo tief, daß ſie ſich um der elendeſten Bedienten willen zu Grunde richtete. Aller dieſer zahlreichen und verderblichen Laſter ungeachtet war ſie der Liebling der Stadt und des Hofes. Ihr Haus war ſtets mit Herren und Damen angefüllt, welche die beſten und glänzendſten Geſellſchaften ausmachten. Am meiſten wurde ſie von den drey Töchtern des Königs aufgeſucht, die ſich um ſie ſtritten: wiewohl ſie ſich an die Ducheſſe de Chartres mehr, als an die beiden andern anſchloß. Sie beherrſchte dieſe Prinzeſſinn unumſchränkt. Die häuslichen Zänkereyen und Spaltungen, die daher entſtanden, die Abneigung, und ſelbſt der Abſcheu, den ſie der Prinzeſſinn gegen ihren Gemahl, und Schwiegervater einflößte, machten, daß man ſie fortjagte. Allein die Thränen der Prinzeſſinn hatten die Wirkung, daß man ſie wieder zurück rief. Sie wurde zu einigen ausgezeichneten Partien des Königs zugelaſſen, und ergötzte dieſen durch ihren Witz ſo ſehr, daß er zur Frau von Maintenon von nichts Anderm, als von Madame de Nangis redete. Frau von Mainteon fing an, die Zauberinn zu fürchten, und richtete es mit der gröſten Vorſicht ſo ein, daß ſie dieſelbe zuletzt ganz entfernen konnte".

---

*) Von dieſem eben ſo berühmten, als berüchtigten Frauenzimmer habe ich ſchon im vorhergehenden Theile gehandelt.

**) Hiſt. Amour. des Gaules III. 231-33.

***) ib. p. 300 et ſq.

****) IV. 251 et ſq.

†) de la Fayette Mem. de la Cour de France p. 291. Madame de Valentinois a plus coquette elle toute ſeule, que toutes les femmes du Royaume enſemble.

††) St. Simon II. 153. 154.

†††) Bekenntniſſe der Herzoginn von Orleans S. 90.

---

[*] Thomas p. 147.

[**]) l. c.

Die Frau von Nangis wurde dem Vorgeben nach wegen der nicht länger zu duldenden Aergerniſſe, welche ſie dem Hofe gebe, im Grunde aber, oder wenigſtens nach dem Urtheile der Hofleute durch die geheime Eiferſucht der Frau von Maintenon fortgeſchickt. So vernichtend ſonſt die Verdammungsurtheile Ludewigs XIV waren, ſo kraftlos wurden ſie gegen liebenswürdige Weiber, deren Reitze ihr gröſtes Verbrechen waren, oder die eben das thaten, was der König, und ſeine Mätreſſen thaten, oder gethan hatten. Es ſchadete auch der ſchönen Gräſinn d'Olonne wenig oder gar nichts, daß der König ſie die Schande ihres Geſchlechts nannte *). **Ludewig** XIV lebte ſelbſt in einem doppelten Ehebruch, und legitimirte einen Sohn, welchen die Marſchallinn de la Ferté bey Lebzeiten ihres Mannes von dem jungen Herzog **von Longunville** empfangen, und welchen ſie in dem Hauſe ihres Mannes geboren hatte, um nachher auch ſeine Baſtarde legitimiren zu können **).

Unter allen berüchtigten Coquetten zu den Zeiten **Ludewigs** XIV war **Ninon de L'Enclos** beynahe die Einzige, die zwar, wie ſie ſelbſt ſagte, ihren Cörper ſo gut nutzte, als ſie konnte, aber doch durch eine gewiſſe Mäßigung im Genuß die Achtung erhielt, welche ſie ſich durch ihren Geiſt und ihre Schönheit erworben hatte. In den meiſten übrigen, der Marſchallinn de la Ferté, der **Gräfinn d'Olonne**, und **du Roure** ***), der Prinzeſſinn von Monaco *), der Frau von Nangis, von Polignac, u. ſ. w. nahmen Schaamloſigkeit und Ueppigkeit mit den Jahren zu. Sie fielen zuletzt in eine allgemeine Verachtung, aus Verachtung in das tiefſte Elend, oder in ſcheußliche Krankheiten, die ihrem Leben vor der Zeit ein Ende machten. Nachdem ſie die jungen Leute am Hofe erſchöpft, oder angeſteckt hatten **); ſo überließen ſie ihre verſchwindenden Reitze zuerſt ſolchen, welche baar bezahlten, oder ſich abſichtlich das Geld am Pharao-Tiſche abnehmen ließen ***). Wenn Niemand mehr zahlen wollte, ſo jagten ſie Schauſpielern, Tänzern ****), Fremdlingen †), oder gar Bedienten

---

*) Hiſt. amour. des Gaules. IV. 25.

**) ib. III. 300

***) An einem Gaſtmahle zu Meudon fing der Prinz von Türenne auf einmahl laut an zu lachen. Der Dauphin fragte nach der Urſache des Lachens. Der Prinz antwortete: c'eſt, que je trouve fort plaiſant, que de neuf que nous ſommes ici, du Roure ſoit le ſeul, qui n'ait pas couché avec Madame. Memoir. de Me de Maine. IV. 156.

---

*) l. c.

**) Die Poliniac, ſagt die Herzoginn von Orleans in ihren Bekenntniſſen, S. 90. hatt ſchir alle junge Leutte von Qualitet verpfeffert.

***) ll. cc. Hiſt. amour. les Gaules.

****) de la Bruyere I. 125.

†) Drey vornehme Damen und unter dieſen die Frau von Polignac, raubten gleichſam den Sohn des Türkiſchen Geſandten, hielten ihn zwey Tage eingeſperrt, und verſuchten, was ein junger Türk vermöge. Bekenntniſſe l. c.

nach, die meiſtens für ihre Ritterdienſte belohnt werden muſten. Keine büßte ihre Sünden härter, als die Prinzeſſinn von Monaco, welche durch die eckelhafte Krankheit, an welcher ſie ſtarb, auf die gräßlichſte Art verunſtaltet wurde *).

An allen Höfen, und in allen Hauptſtädten waren von jeher, und werden auch künftig ſolche Weiber ſeyn, dergleichen ich zuletzt geſchildert habe, wenn gleich nicht in ſo großer Zahl, als am Hofe Ludewigs XIV. Ein größeres Verderben der Sitten waren die Ergötzungsſucht, die Prachtliebe, und Verſchwendung, welche der König erweckte, und zur Nothwendigkeit, oder Gewohnheit machte: die daher entſtehende frühe, und faſt allgemeine Verarmung des Hofadels; und

---

*) Hiſt. amour. des Gaules III. 233. Lettr. de Buſſy I. 269. Madame de Monaco eſt partie de ce monde avec une contrition fort equivoque, et fort confondue avec la douleur d'une cruelle maladie. Elle a été defigurée avant que de mourir. Son Deſſechement a été juſqu'à outrager la nature par le derangement de tous les traits de ſon viſage. Wahrſcheinlich war die Todesart der Prinzeſſinn von Monaco unter den Hofdamen doch noch häufiger, als die Schaamloſigkeit der Frau des Miniſters Lionne, die den Duc de Saulx zwiſchen ſich und ihrer Tochter der Marquiſe de Coeuvres in demſelbigen Bette ſchlafen ließ. Hiſtoires amoureuſes des Gaules T. IV. p. 204.

und die durch dringende Bedürfniſſe und Verlegenheiten erzeugte Begierde nach Gunſt, Ehrenſtellen, und Penſionen, oder die Begierde, ſein Glück zu machen, und zu befördern. In dieſer Abſicht krochen die vornehmen Herren, ſelbſt die Prinzen, vor dem Könige, vor den Miniſtern und Mätreſſen des Königs, und vor deren Günſtlingen, und Aftergünſtlingen; und dieſen Beyſpielen der Männer und Väter ahmten die Frauen und Töchter nach. “Die Weiber fiengen an, in einer niedrigen Vertraulichkeit mit den Geſchäfftsmännern zu leben. Diejenigen, welche nicht zum Controleur-General, und den General-Pächtern gelangen konnten, krochen vor ihren Commis. Sie reichten Entwürfe ein, und ſchlugen neue Taxen vor. Sie verkauften ihre Protection: verkauften ihre Tugend: verkauften das Mark des Volks. Der arbeitende Theil der Nation wurde von dem liebenswürdigen Theile derſelben unterdrückt *)”. Wer Gewalt in Händen hatte, brauchte ſie, um geradezu zu rauben, oder um Andern die Ungeſtraftheit des Raubes und Betruges zuverkaufen.

---

*) Memoir. de Me de Maint. II. p. 114.

Wer nicht rauben durfte, oder wollte, der ſuchte ſich durch glückliche Heirathen zu heben. Die vornehmſten Herren bewarben ſich um die Töchter von reichen Finanziers, oder von Günſtlingen, durch deren Fürſprache man große Mitgiften und Ausſtattungen, ehrenvolle und einträgliche Stellen, oder Penſionen zu erhalten hoffte *). Das Blut des Franzöſiſchen Adels wurde verdorben: der Unterſchied der Stände beynahe aufgehoben, und der Reichthum faſt der einzige Maaßſtab, nach welchen man das Glück und das Anſehen von Perſonen und Familien ſchätzte **). Am ganzen Hofe blieben nur einige ſchöne Damen übrig, welche nicht ihre und ihrer Familie Ehre dem

---

*) Um die Nichte der Madame von Maintenon wagte es ſelbſt ein Prinz aus dem Hauſe Lothringen, und der Sohn des Herzogs von Noailles nicht, zu werben. Der letztere erhielt ſie, und Mademoiſelle d'Aubigny wurde der Anfang des ungeheuern Glücks, welches die Familie von Noailles in der Folge machte. Memoir. de Mad. de Maintenon IV. 253.

**) I. 182. St. Simon: Ce luxe eſt devenu une plaie, et le cancer intérieur, qui ronge les particuliers; car de la cour il s'eſt etendu dans les provinces ou les gens en quelque place ſon comptes à proportion de leur table. Il force les uns à voler pour ſoutenir leur depenſe; il confond les états, et va à la ruine, et au renverſement général.

Könige gegen das Glück der Mätreſſenſchaft angeboten, oder auf den geringſten Wink hinzugeben, ſich bereit gefunden hätten. Gewiß lebte keine Familie am Hofe Ludewigs XIV, die nicht auf die Schönheit ihrer Töchter die Hoffnung eines großen Glücks erbaut, und ſolche Töchter darauf abgerichtet hätte, die Liebe des Königs zu gewinnen *). Die Mätreſſenſchaft wurde für ein ſo unausſprechliches Glück gehalten, daß Mademoiſelle de Fontange bey der erſten Nachricht von der Liebe des Königs in eine Art von Ohnmacht fiel, und eine Zeitlang vor Entzücken kein Wort hervorbringen konnte **). Auch war es für ſtolze und prachtliebende Weiber wohl der Mühe werth, über den Liebesanträgen des Königs in Ohnmacht zu fallen. Mademoiſelle de Fontange wurde zur Herzoginn erhoben, erhielt außer Königlichen Geſchenken monathlich hundert tauſend Thaler zur Unterhaltung ihres Hauſes, und wunderte ſich noch darüber, daß die Mätreſſe eines

---

*) Dieß geſchah bey der Mademoiſelle de la Mothe: Hist. amour. des Gaules II. 24. Eben dieß geſchah nachher bey Mademoiſelle de Fontanges, und vielen Andern.

**) III. 149. l. c.

nes ſo großen Königs ſo dürftig verſorgt werde.

Eben die Bedürfniſſe und Begierden, welche das Streben nach Gunſt, Ehrenſtellen, und Penſionen erzeugten, vermehrten und verbreiteten auch die Spielſucht. Der König unterſagte, wie ich ſchon im vorhergehenden Theile erinnerte, die gefährlichſten Glücksſpiele in der Hauptſtadt bey Todesſtrafe; und duldete ſie zugleich am Hofe. Er ſelbſt ſpielte: die Königinn, die Prinzen, und Prinzeſſinnen ſpielten mit Leidenſchaft. Die Hofleute ahmten dieſen erlauchten Perſonen nach, und ſpielten ſo hoch, daß man bisweilen hundert tauſend Piſtolen in Einem Abend verlor *). Die vornehmſten Herren und Damen unterhielten Spielhäuſer, oder Banken, "die eben ſo viele Lockſpeiſen für den Geitz der Menſchen waren: eben ſo viel Abgründe, die das Vermögen von Familien

---

*) Madame de Sevigny au Comte de Buſſy in den Briefen des Letztern: Pour revenir à la Baſſette, c'eſt une choſe, qu'on ne ſe peut repreſenter. On y perd fort bien cent mille piſtoles en un ſoir. Lettres de Buſſy I. 200. Ueber die fürchterlichen Folgen des hohen Spiels ſehe man die Bekenntniſſe der Herzoginn von Orleans S. 83-85.

lien verſchlangen: eben ſo viele Klippen, an welchen das Glück, die Ehre, und die Tugend von Einheimiſchen und Fremdlingen Schiffbruch litten *). Von dieſen Oertern gingen Emiſſarien aus, welche ausſpüren muſten, wo Jemand eine reiche Erbſchaft oder ein beträchtliches Geſchenk erhalten, oder einen wichtigen Proceß gewonnen, oder ein großes Glück im Spiel gemacht, oder wo ſonſt Jemand Luſt habe, die Gelder von anvertrauten Caſſen auf eine Charte zu ſetzen. — Unzählige Menſchen richteten ſich durch das Spiel zu Grunde, und wuſten ſich durch nichts zu entſchuldigen, als daß ſie vom Spiele nicht ablaſſen könnten **)."

Zügelloſe Ueppigkeit und Habſucht brachten die ſcheußlichen Giftmiſchereyen hervor, die in den Jahren 1676 und 1680 den Hof und die Hauptſtadt mit Schrecken, und ganz Europa mit Abſcheu und Entſetzen erfüllten. Die **Marquiſe de Brinvilliers** vergiftete außer manchen andern Perſonen Vater, Mann, Kind und Brüder ***). Nie, ſagte Frau von Sevigné *), wurden ſo viele Verbrechen ſo gelinde geſtraft. Dieß Ungeheuer von Weib wurde bloß geköpft: ihr Leichnam verbrannt, und ihre Aſche in den Wind geſtreut. Man verſchonte ſie mit der ordentlichen und außerordentlichen Folter. Man fürchtete ſo ſehr, daß ſie reden möchte, daß man ſie Gnade hoffen ließ, weßwegen ſie auch mit ſo viel Entſchloſſenheit zum Richtplatz ging.

---

*) de la Bruyere I. 204.

**) l. c. mille gens ſe ruinent au jeu, et vous diſent froidement, qu'ils ne ſauroient ſe paſſer de jouer.

***) Lettr. de Sevigné IV. p. 44. et ſq. Mem. de M. de la Fare p. 210 et ſq.

Noch viel mehr Aufſehen machte im J. 1636 der Proceß der la **Vigoureur** und **La Voiſin**, deren Verbrechen und Mitſchuldigen die ſogenannte Chambre ardente im Arſenal unterſuchte **). Nachdem die beiden zuletzt genannten Weiber keine perſönliche Reitze mehr zu verkaufen hatten; ſo handelten ſie mit den Reitzen feiler Mädchen, und gaben dieſen gefährlichen Handel gegen einen noch gefährlicheren auf: den Handel mit Gift. Sie verkauften die feinſten und ſtärkſten Gifte von erprobter Wirkung an Weiber, die ihrer Männer, an Kinder, die ihrer Eltern los ſeyn wollten. Der gemeine Mann zog ſie als Zauberinnen, die Hofleute als Giftmiſcherinnen zu Rathe. Anfangs trieben ſie ihre Kunſt ohne großes Geräuſch. Gewinnſucht, oder die Hoffnung, durch die Menge von Mitſchuldigen beſchützt zu werden, machte ſie immer dreiſter, bis ſie zuletzt ihre Arzneyen öffentlich, und ohne alle Vorſicht verkauften. Die Frau von **Montespan** fürchtete ſich vor Gift, und der Miniſter von **Louvois** vor Zauberey. Beide redeten dem Könige ſo lange zu, bis er die Chambre ardente im Arſenal errichtete. Die vornehmſten Herren und Damen des Hofes wurden wegen Giftmiſcherey, oder Zauberey vorgefordert, und dieſe letzten Unterſuchungen machten das ganze Tribunal verdächtig, oder verhaßt. Einer der Beyſitzer hatte den Muth, den Präſidenten de la Reinie zu ſagen: wie ich ſehe, mein Herr, arbeiten wir hauptſächlich auf Zaubereyen und Teufeleyen los, worüber das Parlement in Paris gar keine Klagen annimmt. Unſere Commiſſion geht auf Vergiftungen. Woher kommt es, daß wir andere Dinge anhören. Als der Präſident antwortete: daß er geheime Vorſchriften habe; ſo erwiederte der freymüthige Beyſitzer:

---

*) l. c. p. 198. 199.

**) Lettres de Sevigné V. p. 346 - 372. *Memoires de Me Maintenon* II. p. 129 et ſq.

ſitzer: Schreiben ſie uns eine Regel vor, und wir wollen gehorchen, wie ſie. Allein da ich nicht weiß, was ihnen anvertraut iſt, ſo glaube ich nach Vernunft und Gerechtigkeit zu reden, wenn ich das ſage, was ich ſage *). — Zu den Angeklagten gehörte der Marſchall **von Lüxenbourg**, der, wie mehrere Andere, viele Monathe in der Baſtille ſaß; und die Gräfinn **von Soiſſons**, die erſte Geliebte **Ludewigs** XIV. Letztere entfloh in die Niederlande, wo man ihr dem Gerüchte nach dn Eintritt in mehrere Städte mit der Erklärung verſagte: wir wollen keine Giftmiſcherinnen **). Die Unterſuchung machte im Auslande ſo großes Aufſehen, daß man fürchtete: ein Franzos und ein Giftmiſcher werde in der Zukunft für Eins gehalten werden***). Vorher wurde **Henriette von England** ****), und nachher **Louvois** †), höchſt wahrſcheinlich vergiftet. Faſt gewiß aber ſtarben der Duc und die Ducheſſe de Bourgogne, ſo allgemein auch der Verdacht von Vergiftung war, eines natürlichen Todes *). Wenn Jemand dieſe beiden Königlichen Perſonen durch Gift getödtet hätte, ſo würde er gewiß den jungen Dauphin, und den Herzog von Orleans, oder du Maine nicht am Leben gelaſſen haben.

---

*) Madame de Sevigné V. 358. 59.

**) l. c. p. 372.

***) Madame de Sevigné l. c. C'eſt ainſi, que cela ſe tourne; et déſormais un François dans les pays étrangers et un empoiſonneur, ce ſera la même choſe.

****) St. Simon III. 41. Man vergleiche Memoir. de Montpenſier V. 251.

†) St, Simon I. 75.

Leider ſteckte unter allen Laſtern des Hofes keins einen ſo großen Theil der Nation an, als die Ergötzungsſucht, die Prachtliebe, und Verſchwendung. Die ganze Art zu leben, Kleidung, Wohnung, Hausrath, Bequemlichkeiten und beſonders die Tafel änderten ſich nicht nur unter den höchſten und höheren, ſondern auch unter den mittleren Ständen, welchen die niedrigſten Volksclaſſen, ſo viel ſie konnten, nacheiferten. "Die Römiſchen Kaiſer, ſagt de la Bruyere, machten ihre Triumphe nicht ſo bequem, und ſo geſchützt gegen Regen und Wind, ge-

---

*) Der Duc de Richelieu argwohnte hier, wie bey dem großen Dauphin, und den übrigen Perſonen, die innerhalb 11 Monathe ſtarben, ohne Ausnahme Gift. I. 141 [illegible]. Man vergl. Memoires de Maintenon V. 122.

gegen Staub und Sonne, als der Bürger von Paris ſich jetzt durch die Straßen der Stadt führen läßt. Welcher Abſtand von den Mauleſeln, auf welchen unſere Vorfahren ritten! Dieſe verſtanden die Kunſt noch nicht, ſich des Nothwendigen zu berauben, um das Ueberflüſſige zu haben, oder den äußern Schein dem wahren Nutzen vorzuziehen. Sie ließen ihre Zimmer nicht ſchlecht heitzen, um Wachslichter brennen zu können. Das Wachs blieb dem Altare und Louvre verbehalten. Sie hielten kein ſchlechtes Mittagsmahl, um in einer Caroſſe auszufahren. Sie glaubten, daß der Menſch Beine habe, um zu gehen; und ſie gingen. Bey gutem Wetter blieben ſie ſauber. Bey ſchlechtem bekümmerten ſie ſich eben ſo wenig darum, ihre Schuhe und Stiefeln zu beſchmutzen, als der Jäger, wenn er durch eine ſumpfige Stelle waten, oder der Soldat, wenn er ſich in der Tranſchee beſprützen muß. Man dachte nicht daran, zwey Menſchen an eine Sänfte zu ſpannen; angeſehene Magiſtratsperſonen gingen mit eben der Würde in ihre Gerichtsſäle, womit Auguſt vormahls zu Fuß das Capitol beſtieg.

ſtieg. Zinn glänzte damahls auf den Tafeln, und Credenztiſchen, wie Eiſen und Kupfer in der Küche und auf dem Heerde. Gold und Silber hingegen waren in den Kaſten verſchloſſen. Weiber ließen ſich von Weibern bedienen. Weiber beſorgten ſogar die Küche. Gouverneurs und Gouvernantinnen waren unſern Vätern unbekannt. Man wuſte, wem man die Kinder von Königen, und Fürſten anvertrauen müſſe. Eltern theilten mit ihren Kindern den Dienſt der Bedienten, und wachten ſelbſt und unmittelbar über die Erziehung. Sie rechneten in allen Stücken mit ſich ſelbſt ab, und paßten die Ausgabe der Einnahme an. Häuſer in der Stadt, und auf dem Lande, Bediente, Hausrath und Tafel, alles war nach dem Range, und den Einkünften eines Jeden eingerichtet. Es gab äußere Merkmahle, an welchen man die Frau eines Advocaten von der Frau einer Magiſtratsperſon, und den Bürger oder Bedienten von einem Edelmann unterſcheiden konnte. Unſere Väter dachten weniger daran, ihr Vermögen zu vergrößern, oder zu verſchwenden, als es zu erhalten. Sie übergaben es daher ihren Kindern unvermindert, und hatten nach einem ſtillen Leben einen ruhigen Tod. Sie ſagten nicht: die Zeiten ſind hart: das Elend iſt groß, oder das Geld ſelten. Sie hatten weniger Geld, als wir, und hatten doch genug. Sie waren reicher durch ihre Genügſamkeit, und Sparſamkeit, als wir durch unſere großen Güter und Penſionen. Man war endlich ganz von der Maxime durchdrungen: daß das, was in den Großen anſtändige, oder nothwendige Pracht und Glanz iſt, bey Privatperſonen in Thorheit und Verſchwendung ausarte". Verſchwendung und böſe Lüſte brachten unter den mitleren und geringeren Ständen in der Hauptſtadt, eben die Verbrechen, wie am Hofe hervor. Man hört, ſo ſchrieb die Herzoginn von Orleans an den Geheimenrath von Harling *), von nichts, als tragiſchen Aventuren, Vergiften, Morden, Stehlen. Die größte Mode zu Paris iſt nun, daß man ſich ſelber umbringt, die Meiſten erſäuffen ſich, viel auch ſtürzen ſich den Hals ab, viele erſtechen ſich, und das alles umb das leydige Gelt, als wenn ſie

---

*) Bekenntniſſe S. 87.

ſie reicher ſollten werden, wenn ſie todt ſein, die Leutte werden hir auch abſcheulich barbar. - Man hatt vor drey Tagen Eine Frau an einem Bradtſpieß gefunden, ſo man braten wollen. Eltern ermorden Kinder, Kinder ermorden Eltern, ſolche abſcheuliche Sachen hört man hier alle Tage". Die unnatürliche Lebensweiſe war faſt das Einzige, wodurch die Großen ſich von den mittleren Ständen unterſchieden. Vornehme Damen ſtanden erſt um Mittag auf, und waren kaum um fünf Uhr angekleidet. Dann folgten Komödie, Ball, und Spiel auf einander, und man legte ſich ſelten vor vier Uhr Morgens zu Bette *)".

Dû Clos ſuchte das Sittenverderben unter **Ludewig XIV** nicht zu verſchleiern, wie **Voltaire**. Er glaubte aber doch, daß das Laſter beſcheidener und anſtändiger, als in ſpätern Zeiten geweſen ſey **). Die Herzoginn von

---

*) II. 49. Suite des Caractéres de Ms. de la Bruyere. Der Marſchall d'Humières war der Erſte, welcher Silberſervice mit in's Feld nahm, und im Lager eine koſtbare Tafel gab. Dieß wurde bald nachgeahmt. Memoires de Gourville I. p. 155.

**) I. 202. Il y a aujourdhui moins de decence dans nos moeurs.

Orleans urtheilte *), daß: „Zu den Zeiten der Königinn und der erſten Dauphine am Hofe überall nichts, als Modeſtie und Dignität geweſen ſey, und daß auch diejenigen, die heimlich debauchirt geweſen, ſich doch öffentlich modeſt gehalten hätten. Von der Zeit an aber, wo die alte Maintenon regiert, und die Baſtarde in das Königliche Haus eingeführt habe, ſey alles drunter und drüber gegangen".

Ludewig XIV hatte nicht ſolche Freunde, und lebte mit ſeinen Freunden und Mätreſſen nicht ſo vertraut, als Heinrich IV. Noch weniger überließ er ſich ſolchen niedrigen, und ärgerlichen Ausſchweifungen, als der Herzog von Orleans. Deſſen ungeachtet kann man nicht ſagen, daß in den Sitten des Hofes Decenz geweſen ſey. Oeffentliche Zucht und Ehrbarkeit wurden von dem Könige ſelbſt, von den Prinzen und Prinzeſſinnen, und von den Hofleuten beiderley Geſchlechts auf mannichfaltige und grobe Arten beleidigt.

Die Franzoſen waren ſchon lange daran gewöhnt, daß ihre Könige neben ih-

---

***) S. Anekdoten, und ſ. u. S. 124.

ihren rechtmäßigen Gemahlinnen auch erklärte Beyſchläferinnen unterhielten. Etwas eben ſo gewohntes war es, daß dieſelbigen Könige ihre Mätreſſen wechſelten, und neue Geliebten annahmen, wenn ſie der bisherigen überdrüſſig waren. Allein ganz neu und ſelbſt in Frankreich unerhört war es, daß ein König zugleich mehrere anerkannte Mätreſſen hatte: daß er dieſe Mätreſſen auf Reiſen und in's Feld mit ſich nahm, und in demſelbigen Wagen mit der regierenden Königinn fahren ließ: daß er das Aergerniß vielfacher Ehebrüche, und einer empörenden Vielweiberey ſeinem Volke und ſeinen Heeren zu geben wagte. Von der erſten Zeit der Montespan an, die ihrem Mann mit Gewalt geraubt wurde, figurirte Jahre lang die ſanfte Valliere neben ihrer Nebenbuhlerinn fort, ſo wie von J. 1680 an die Montespan neben der Fontanges und Maintenon figurirte. "Endlich, erzählt der Herzog von St. Simon *) raubt der König dem Manne ſeine Gattin mit einem entſetzlichen Geräuſch, das alle Nationen mit Abſcheu vernahmen, und er gab der Welt

---

*) II. p. 6. 7.

zuerſt das Schauſpiel von zwey erklärten Mätreſſen. Der König führte beide an die Gränze, in Läger, und zu den Armeen mit, und zwar in dem Wagen der Königinn. Das Volk lief von allen Seiten herbey, und zeigte ſich die drey Königinnen". Im J. 1680. ſah man am Hofe, um mit dem großen Haufen der damahligen Zeit zu reden, vier Königinnen. Die Gemahlinn **Ludewigs XIV** lebte noch, freylich ganz vergeſſen. Die Frau von **Montespan** war noch nicht verabſchiedet, und genoß alle Vortheile ihrer Mätreſſenſchaft. Das Fräulein von **Fontanges** wurde zur Herzoginn erhoben, und die Frau von **Maintenon** erfreute ſich einer ſo hohen Gunſt, daß die Frau von **Montespan** über die Letztere viel mehr, als über die **Fontanges** eiferſüchtig und aufgebracht war *).

---

*) Lettr. de Sevigné, V. 445. Madame de Montespan eſt enragée. Elle pleura beaucoup hier; vous pouvez juger du martyre, que ſouffre ſon orgueil, qui eſt encore plus outragé par la haute faveur de Me de Maintenon. Sa Majeſté va paſſer trés-ſouvent deux heures de l'aprés dinée dans la chambre de cette derniére, à cauſer avec une amitié, et un air libre et naturel, qui rend cette place la plus deſirable du monde.

In den erſten Zeiten der glücklichen Liebe erklärte der König der ſchönen Fontanges die Vorſtellungen auf den koſtbaren Tapeten, die nach Le Brün's Zeichnungen gearbeitet worden waren; und befahl dem Düc de St. Aignan, daß er ein Inpromptü darauf machen ſolle. Der Herzog, welcher der Zuführer des Königs, und einer der genaueſten Vertrauten in ſeinen Liebeshändeln war, erfüllte den Wunſch ſeines Herrn auf eine ſo befriedigende Art, daß dieſer ihn bat, denſelbigen Gegenſtand in einem ausführlicheren Gedichte zu behandeln *). Der Herzog verfertigte hierauf ſeinen Triomphe de l'amour ſur le coeur d'Iris **), in welchem er den Sieg des Königs über das Herz der ſchönen Fontanges und zugleich alle andere Siege beſang, welche Ludewig XIV über andere Schönen davon getragen hatte ***). Der König

---

*). Hiſt. des Gaules amour. III. p. 162. et ſq.

** Das Gedichte ſteht l. c. von S. 166-188.

***) l. c. p. 174. 175

Il emporta d'aſſaut le coeur d'Amarillis, (Mancini)
il prit celui d'Amynthe (la Valiere) et celui de Phylis, (Montespan)
Il

ließ dieß Gedicht nach einem Ball, und einer Collation, welche der neuen Mätreſſe zu Ehren waren veranſtaltet worden, öffentlich vor dem ganzen Hofe vorleſen. Selbſt das Umherführen ſeiner Mätreſſen war kaum ein ſo große Verletzung des öffentlichen Wohlſtandes, als der Lobgeſang, den er auf ſeine ehebrecheriſchen Eroberungen verfertigen, und declamiren ließ.

So wenig der König ſeine Ehebrüche, und Vielweiberey verhehlte, ſo öffentlich trugen die Prinzen ſeines Hauſes die unnatürliche Liebe, welcher ſie ergeben waren, und die Prinzeſſinnen ihre Ausſchweifungen, und ſelbſt ihre ſoldatiſchen Ungezogenheiten, zur Schau. Als der Dauphin ſich eines Tages von dem Könige zu Marly beurlaubt hatte, ſtieg er noch zu den Wohnzimmern der Prinzeſſinnen hinauf, und fand zu ſeinem grö-

---

Il accepta les clefs de celui de Climene (du Lude)
et celui de Cloris (Soubiſe) le reconnut ſans peine.

Ces Coeurs n'étoient pas aſſez forts
pour ſoutenir un ſiege, et pour ſe bien défendre;
auſſi l'amour pour les prendre
ne fit pas des grands efforts.

gröſten Erſtaunen, daß die Dücheſſe de Chartres, und die Dücheſſe de Bourbon rauchten, und zwar aus Pfeifen rauchten, welche ſie aus der Schweizer-Wache hatten holen laſſen *). Es war für alte ſo wohl, als junge Hofcavaliere eher eine Ehre, als eine Schande, ſich täglich, oder häufig zu berauſchen. Unter den alten Hofleuten hielt man den für mäßig, der ſich bloß in Wein betrank. Viele hatten den Geſchmack an Wein verloren, und nahmen deßwegen ihre Zuflucht zu Brantewein, und den ſtärkeſten abgezogenen Waſſern **). Unter den jungen Hofleuten wurde Niemand zu den Geſellſchaften der Tonangeber, oder der ſogenannten Petits Maitres zugelaſſen, der nicht an ihren wilden Bacchanalien Theil nahm ***). Die von Wein erhitzten jun-

---

*) III. S. 111.

**) de la Bruyere I. 249. Celvi-la chez eux eſt ſobre et moderé, qui ne s'enyure que de vin. L'uſage trop frequent, qu'ils en ont fait, le leur a rendu inſipide; ils cherchent à réveiller leur gout deja eteint par les eaux de vie, et par toutes les liqueurs les plus violentes.

***) Hiſt. amour. des Gaules V. 28. 185. Je veux parler du vin, à quoi tous les jeunes gens, qui venoient à la cour, etoient obligés de s'adonner, s'ils vouloient faire cotterie avec ceux, qui s'appellent Petits-Maitres. Memoires du Marq. de la Fare p. 85.

jungen Leute begingen nicht nur in Bordellen, und an öffentlichen Weibsperſonen, ſondern an den Einwohnern von Paris und ihren Häuſern, ja ſelbſt an den heiligſten Dingen die ſchrecklichſten Gewaltthätigkeiten, die an jedem Andern mit Feuer und Rad wären beſtraft worden *). Hofleute und ſelbſt ſolche Hofleute, die mit hohen Würden und Ehrenzeichen bekleidet waren, beſuchten noch immer Bordelle und Wirthshäuſer. Der König ſchickte im J. 1689. dem Herrn von **Boufflers**, und dem Marquis d'**Huxelles** durch beſondere Couriere das blaue Ordensband. Der Letztere dankte bloß dem Miniſter **Louvois**, und ſetzte zu ſeiner Dankſagung hinzu: daß, wenn das blaue Band ihn hindern ſollte, Wirthshäuſer und ähnliche Oerter zu beſuchen, er alsdann das Gnadenzeichen zurückſchicken würde **).

Die Völlerey war noch viel unausrottlicher, als die Aergerniß gebende Galanterie. Da der König anfing, der

---

*) Ein ſolches Beyſpiel wird V. 23 l. c. erzählt, wo der Sohn des Miniſters Colbert Einer der Schuldigſten war.

**) Memoir. de Mad. de la Fayette p. 106.

Mätreſſenliebe zu entſagen, und ſtatt ſchöner Weiber den Gott der Jeſuiten nach ihrer Art anzubeten; ſo verbargen ſich die galanten Hofleute und Hofdamen, und bedeckten ihre verbotenen geheimen Verbindungen mit dem Mantel der Andacht oder vielmehr der Heucheley. Schon im J. 1678. war es allgemeine Sitte, daß auch die ſittenloſeſten Herren und Damen täglich die Kirche beſuchten, und zur Erbauung von Andern, beſonders der Bedienten, ihre Andacht verrichteten *). Im J. 1683. war nicht bloß der König, ſondern auch der ganze Hof bekehrt. Die Damen, die vormahls die gröſte Abneigung gegen den Gottesdienſt bewieſen hatten, verließen die Kirche nicht mehr. Die berühmteſten Andächtlerinnen waren nicht eifriger, als die berüchtigſten Coquetten. Die Kirche war an jedem Sonntage eben ſo ſehr angefüllt, als ſie es ſonſt nur am Oſterfeſte war **). Die

Ga-

---

*) I. 112. Lettres de Mad. de Maintenon: — Qu'elle faſſe tous les jours la prière en public. Comptez q'on doit cet exemple à ſes domeſtiques. Ici où on fait le mal avec tant d'effronterie, et le bien avec tant de negligence, on ne manque point à ce devoir.

**) ib. p. 171. Je crois, que la Reine a demandé à Dieu la converſion de toute la cour. Celle du Roi

Galanterie, oder die galanten Verbindungen hörten auf, Mode zu ſeyn *). Ohne Frömmigkeit, oder wenigſtens Scheinheiligkeit war am Hofe eben ſo wenig, als in der andern Welt Heil zu finden **). Kann man nicht ſagen, daß die allgemeine falſche Frömmigkeit zu den gröſten Indecenzen am Hofe Ludewigs XIV gehörte?

Roi eſt admirable. Les Dames, qui en paroiſſoient les plus eloignées ne quittent plus les égliſes. Me. de Montchevreuil, Mes dames de Chevreuſe, et de Beauvillier, la Princeſſe d'Harcourt, et en un mot toutes nos dévotes n'y ſont pas plus ſouvent, que Mesdames de Monteſpan, de Thianges, La Comteſſe de Grammont, la Ducheſſe du Lude, et Me. de Soubiſe. Les ſimples dimanches ſont comme autrefois les pâques. Selbſt die Marſchallinn de la Ferté und die Gräfinn d'Olonne fingen an, ihre Bedienten faſten zu laſſen. I. 94. du Clos.

*) Suite des Caract. de Mr. de la Bruyere II. 91. Il y a dix ou douze ans, que les commerces galans etoient communément pratiquez: on y renonce à préſent, du moins on cache ſon jeu... ainſi la mode a été, la mode n'eſt plus, la mode reviendra. . . .

**) Mem. de la Fayette p. 127. car à l'heure, qu'il eſt, hors de la pieté point de ſalut à la cour, auſſi bien que dans l'autre monde.

Sie-

Siebenter Abſchnitt.

Ueber den Einfluß des andern Geſchlechts auf die Angelegenheiten des Hofes und des Staats unter der Regierung **Ludewigs** *XIV*.

Die Weiber herrſchten an dem Hofe keines andern Franzöſiſchen Königs ſo gewaltig, als am Hofe Ludewigs XIV. Sie herrſchten weniger durch die Reitze des Cörpers, als durch die Vorzüge ihres Geiſtes: weniger durch ihre Tugenden, als durch die Schwäche, oder Verdorbenheit der Männer.

"Die Mätreſſen, ſagt der Dúc de St. Simon *), hatten einen ſolchen Einfluß auf die ganze Regierung des Königs, und zwar auf die öffentlichen ſowohl, als beſonderen Angelegenheiten, daß ich den zweyten Theil meiner Memoires nicht beſſer, als mit dieſem Artikel anfangen kann. — Das Aergerniß, was ſie gaben, verbreitete ſich über ganz Europa, bedeckte Frankreich mit Schande, erſchüt-

*) II. p. 5.

erſchütterte den Staat, und zog ohne Zweifel den Fluch nach ſich, unter deſſen Gewicht der König bald erlegen wäre, und der ſeine rechtmäßige Nachkommenſchaft bis auf einen einzigen Sprößling verſchwinden machte. Dieſe Uebel haben viele Andere hervorgebracht, die wir noch lange empfinden werden".

Die Mätreſſen **Ludewigs** XIV ſtifteten mannichfaltiges, und unſägliches Unglück durch die Wirkungen, welche ihre böſen Beyſpiele am Hofe, und im Volke hatten: durch den verderblichen Aufwand, und die ungeheuren Schulden, welche ihre und ihrer Kinder Unterhaltung, und Etabliſſements verurſachten: durch die Prachtliebe und Verſchwendung, wozu ſie den König, und der König ſeine Hofleute verführte: durch die Begünſtigungen unwürdiger, und die Zurückſetzungen würdiger Menſchen, welche die Launen der Mätreſſen veranlaßten: endlich durch die Verletzungen der Geſetze des Reichs, und die gefährlichen Verwirrungen, welche die Erhebung der Königlichen Baſtarde nach ſich zog. Ich berühre alle dieſe Schäden nur kurz, um zur Schilderung des bis dahin unerhörten

ten Antheils zu kommen, welchen nicht bloß die Mätreſſen des Königs, ſondern die Weiber überhaupt unter **Ludewig XIV** an den Angelegenheiten des Hofes und des Reichs hatten.

Unter den Mätreſſen des Königs war nur eine Einzige, die einen großen und dauernden Einfluß am Hofe und im Cabinet erhielt *). — Die anſpruchsloſe, beſcheidene, und zärtliche **Valliere** war in der Liebe des Königs ſo glücklich, daß ſie ſich um nichts anders bekümmerte; und eben deßwegen rufen alle Geſchichtſchreiber jener Zeiten aus: wollte Gott, daß **Ludewig XIV** die **Valliere** länger behalten hätte, oder daß ihre Nachfolgerinnen ihr ähnlich geworden wären! Mademoiſelle **de Fontanges** hatte zu wenig

---

*) Ueber die Galanterien des Königs ſehe man beſonders Richelieu I. p. 99. Um eben die Zeit, wo Ludewig die **Valliere** zu lieben anfing, hatte er auch zärtliche Geſinnungen gegen ein Fräulein **la Mothe**, fille d'honneur der Königinn. Damit er ſich mit dieſer nicht heimlich unterhalten könne, ließ die Oberhofmeiſterinn, Madame de Navailles mehrere Thüren zumauern. Hiſtoire de Me Henriette d'Angleterre par Me de la Fayette p. 112. Die Prinzeſſinn von **Montpenſier** ſagt, daß man ſich über dieſe Strenge luſtig gemacht habe. Memoires IV. p. 11. V. 67.

wenig Verſtand, und ſtarb zu ſchnell dahin, als daß ſie außer dem Glück ihrer Familie etwas von Bedeutung hätte ausrichten können *). Noch vorübergehender war die Neigung des Königs für die Prinzeſſinn von Monaco, oder die ſchöne Lüde **). Wenn der Geſchmack, welchen der König für die Frau von Soubiſe, und vielleicht noch für eine andere verheirathete Hofdame faßte, auch mehr Beſtand hatte ***); ſo erlangten doch dieſe weniger bekannten Mätreſſen durch die Aufopferung ihrer Ehre nicht viel mehr, als dieſes: daß ſie ihren Männern, Kindern, und übrigen Anverwandten, Würden und Reichthümer zuwendeten. Die Frau von Monteſpan allein hatte Geiſt, und Glück genung, um den König wenigſtens Zehn Jahre lang für, oder wider viele Perſonen einnehmen, und in vielen wichtigen Fällen beſtimmen zu können. Wenn der König bey ihr war, und die Miniſter ihre Vorträge machten; ſo ſtellte ſie ſich, als wenn ſie mit den kleinen Ziegen, oder Ferkeln, oder andern Thierchen

---

*) St. Simon II. p. 10 et ſq.

**) ib. p. 15.

***) l. c. p. 11 et ſq.

chen, welche ſie in ihren Zimmern unterhielt, ſpielte, und gab doch auf alles Acht, was geſprochen wurde. Der König ſcherzte mit ſeinen Miniſtern über die Spielereyen des **Mortemarſchen** Witzes; und die Frau von **Motespan**, von ihren geiſtvollen Schweſtern unterſtützt oder vorbereitet, gab ſehr oft durch einige Worte, welche ſie gleichſam nur fallen ließ, den Ausſchlag *). Alle Hofleute und Geſchäfftsmänner warteten der ſtolzen Frau, wegen ihrer gefährlichen Launen eben ſo treufleiſſig, als dem Könige ſelbſt auf. **Colbert** erhielt von **Ludewig** XIV mündliche und ſchriftliche Befehle, alles zu thun, was Frau von **Montespan** wünſchen werde **); und **Louvois** kam ohne alle Aufforderung von Seiten des Königs den Wünſchen der Mätreſſe ſeines Herrn entgegen, weil dieſe im **Louvois** das höchſte Muſter eines großen Mannes bewunderte, und ihm bey dem Könige die wichtigſten Gegendienſte leiſtete *). Eine ſchöne geiſtreiche, und ehrgeizige Frau, die dem Könige ſelbſt, und ſeinen beiden vornehmſten Miniſtern ſo theuer war, konnte während der Zeit ihrer Gunſt allerdings viel Gutes, und muſte zugleich viel Böſes ſtiften. Auf das Erſtere nahm man zu Paris und Verſailles, auf das Letztere in den Provinzen Rückſicht, als die Frau von Montespan im J. 1675. in einer Anwandlung von Frömmigkeit plötzlich den Hof verließ, und der König vermöge einer ähnlichen Anwandlung die Abweſenheit ſeiner geliebten Mätreſſe eine Zeitlang ohne Ungeduld ertrug. Der Hof und die Hauptſtadt trauerten, und die Provinzen freuten ſich über die Gleichgültigkeit des Königs gegen die entflohene Frau von Montespan. Unſere Könige, ſagte man in Paris und Verſail-

---

*) Dieß erzählt die Frau von Maintenon in mehrern ihrer Briefe.

**) Man ſehe einen Brief des Königs in den Memoires de St. Simon II. p. 201. Continuez à faire ce, que Madame de Montespan voudra.

---

*) Memoires de Me de Maintenon III. 45. Louvois étoit le meilleur ami de Me de Montespan, qui diſoit de lui: il remplit toutes les idees, que j'ai du grand homme. An eben dieſer Stelle wird richtig bemerkt, daß die genaue Freundſchaft zwiſchen Louvois und der Frau von Montespan die erſte Urſache der Abneigung dieſes Miniſters und der Frau von Maintenon gegen einander geweſen ſey.

les *), müſſen entweder eine Mätreſſe, oder einen Erſten Miniſter haben. Die Eine und die Andere können viel Unheil anrichten. Allein ſie ſtiften dadurch unſäglich viel Gutes, daß ſie die Geſchäftsmänner in den Schranken ihrer Pflicht halten. Ein geliebtes Weib mildert die Sitten des Monarchen, macht ihn erbittlich gegen das Flehen der Bedrängten und Unterdrückten, beſänftigt die Aufbrauſungen ſeines Zorns, lenkt ihn auf ſeine Fehler hin, flößt ihm Ruhmbegierde, und Liebe zu den Künſten ein, und theilt ihm endlich die Mäßigung mit, welche die Befehle eben ſo mildert, als ſie den Gehorſam erleichtert. Der Mißbrauch der Gewalt der Diener des Königs wird gehindert. Die Miniſter ſind nicht ganz einig, und erfüllen ihre Pflicht um deſto beſſer. Wer würde das Unglück, König zu ſeyn, ertragen, wenn der Herr das nicht thun dürfte, was der Geringſte ſeiner Unterthanen ſich erlaubt hält? Eine Mätreſſe vermehrt allerdings den Aufwand. Was liegt aber daran, wenn der Luxus dem Volke das

---

*) II. 75. Memoires de Me de Maintenon.

wieder gibt, was die Abgaben ihm nehmen? Wie viele Officiere ſind nicht von der Frau **von Montespan** empfohlen, und befördert, wie viele Bittſchriften von ihr überreicht, wie viele Unglückliche durch ſie gerettet, und unterſtützt worden! Aber die Sitten! — Waren denn die Sitten unter **Ludewig dem Dreyzehnten**, der nichts liebte, reiner? und wurde ſein Cardinal, der Alles liebte, deßwegen vom Pabſte und der Sorbonne weniger geſchätzt? — Aber das Seelenheil des Königs! — Ey! wird er nicht früh genug alt werden? Seine Frömmigkeit iſt mehr zu fürchten, als alle ſeine Liebeshändel. — Man ſpricht endlich von der Geringſchätzung, in welche die vornehmſten Männer dadurch verſinken, daß ſie einer Mätreſſe den Hof machen, und machen müſſen. — Die Ehrfurcht, die wir der Frau **von Montespan** bewieſen, war ein Theil des Dienſtes, welchen wir unſerm Könige ſchuldig ſind. Jetzt müſſen wir ſtatt Eines Weibes, welches wir verehrten, Zwanzig anbeten, und welche Weiber! Madame **Colbert** iſt eben ſo unzugänglich, als ihr Gemahl, und La Dûfrenoi *) eben ſo ſtolz, als ihr Liebhaber Louvois. Und in welchen Winkeln der Vorſtädte ſoll man denn die Creaturen von Seignelay aufſuchen?"

Die Hofleute arbeiteten aus allen Kräften, bis ſie die erſten Dünſte der Frömmeley, die in Ludewig XIV und ſeiner Mätreſſe aufgeſtiegen waren, wieder zerſtreuten, und die letztere an den Hof zurück brachten. Frau von Montespan erhielt auch in kurzer Zeit den Beſitz ihres Königlichen Liebhabers, und ihren vormahligen Einfluß wieder, den ſie aber wenigſtens fünf Jahre vor ihrer Verweiſung vom Hofe wieder verlor. Das Beſte und das Schlimmſte, was die Frau von Montespan während ihrer Mätreſſenſchaft gethan, oder veranlaßt hat, war unſtreitig die frühzeitige Entfernung des Königs von ſeinem ſiegreichen Heere im J. 1672, welche ſie durch ihre verliebten Klagen und Schmeicheleyen

---

*) Mem. de M. de la Fare p. 167. . . Il eſt vrai, combien ce, qu'il y avoit de plus grand de l'un et de l'autre ſexe, étoit appliqué à faire ſa cour à cette femme, qui de ſon coté répondoit avec toute l'inſolence que donne la beauté et la proſpérité jointes à une baſſe naiſſance, et à fort peu d'eſprit.

leyen bewirkte [*]. Mit dem Könige, der auf den Flügeln der Liebe nach St. Germain zurück eilte, entfloh das Glück, das ihn und ſeine Krieger gleichſam im Laufe bis nahe an die Thore von Amſterdam geführt hatte. Holland wurde gerettet, und alle mit ſo vielem Blute und Schätzen erkaufte Vortheile gingen in kurzer Zeit wieder verloren, weil Ludewig XIV die Sehnſucht nach den Reitzen ſeiner ſchönen Mätreſſe nicht länger hatte ertragen können.

Weder die **Frau von Montespan** aber, noch die Mätreſſe irgend eines andern Franzöſiſchen Königs regierte den Hof, das Reich, und einen großen Theil des übrigen Europa ſo lange, und faſt kann man ſagen, ſo unumſchränkt, als **Madame de Maintenon**: eine räthſelhafte Frau, die bisher faſt nur parteyiſche Lobredner, oder Tadler gefunden hat, und deren Verdienſte oder Schuld richtig zu ſchätzen ebendeßwegen beynahe unmöglich iſt [**].

---

[*] St. Simon I. p. 41, und Memoires de Me de Maintenon II. p. 77.

[**] Man vergleiche nur die Memoires du Duc de St. Simon mit den Memoires de Madame de Main-

Françoiſe d'Aubigné *), wurde im J. 1635 in dem Gefängniſſe zu Niort geboren, wohin ihr Vater wegen ſchwerer Vergehungen geſetzt worden, und ihre Mutter freywillig gefolgt war **). Nachdem der Baron von Aubigné ſeine Freyheit wieder erhalten hatte; ſo ging er mit Frau und Kindern nach Martinique, wurde Beſitzer von beträchtlichen Pflanzungen, verſpielte aber ſein ganzes Vermögen, und muſte ſich glücklich ſchätzen, daß er einen kleinen Dienſt erhielt, von welchem er ſich kümmerlich durchbringen konnte. Der Verſchwender überlebte ſeinen letzten großen Unfall nicht lange, und hinterließ ſeine Familie in

---

Maintenon. von Beaumelle. Jener war Feind, dieſer Lobredner der Frau von Maintenon. Aus den Memoires des Duc de Richelieu ſieht man, daß St. Simon im Ganzen mehr Glauben als Beaumelle verdient. Beide beurtheilen nicht nur dieſelbigen Handlungen auf eine verſchiedene Art, ſondern ſie erzählen auch einerley Facta ganz anders. Aus dieſen Widerſprüchen kann man ſich nicht immer mit dem Urtheile von Duclos herausfinden, daß die Frau von Maintenon weder ſo viel Lob verdiene, als ihre Panegyriſten, noch ſo viel Tadel, als ihre Feinde und Neider ihr ertheilen.

*) Dieß war der Familiennahme der nachherigen Frau von Maintenon.

**) Memoir. de Maintenon I. 71.

der bitterſten Armuth. Die hülfloſe Witwe kehrte mit ihren übrigen Kindern nach Frankreich zurück, und gab ihre Tochter, auf deren Bildung ſie einen vorzüglichen Fleiß verwendet hatte, als ein Unterpfand für einige unbezahlte Schulden hin. Da die Bezahlung nicht erfolgte, ſo ſchickte man das Töchterchen einer Anverwandtinn der Mutter zu. Das liebenswürdige Kind fiel aus einer mildthätigen Hand in die andere, unter welchen die der Frau von Neuillant die unſanfteſte war. Eben dieſe Dame brachte ihre Anverwandtinn als ein vierzehnjähriges Mädchen nach Paris, und führte ſie in das Haus des gleich häßlichen und witzigen Dichters Scarron ein, bey welchem die geiſtreichſten Perſonen des Hofes und der Hauptſtadt zuſammenkamen. Francoiſe d'Aubigné wurde bald unter dem Nahmen der ſchönen Indianerinn berühmt, und bezauberte ſelbſt den leidenden Scarron ſo ſehr, daß dieſer ihr ſeine Hand anbot, welche ſie im J. 1651. annahm *). Die gute Geſellſchaft, die ſich in Scarrons Hauſe zu verſammeln pflegte, ſtrömte noch heftiger, als ſonſt her-

---

*) l. c. p. 106.

herbey; und in dieſer Geſellſchaft war es, wo Madame Scarron ihren Geiſt überhaupt, und beſonders für die feine, und ſchöne Welt bildete. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der ganz verkrüppelte und unaufhörlich gemarterte Scarron die Rechte des Ehemannes nie gelten gemacht habe *); allein es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die ſchöne junge Frau, und bald nachher Witwe **) gegen die Bewerbungen ihrer zahlreichen Anbeter ſtets unerbittlich geblieben ſey, wie ihr Lebensbeſchreiber ſeine Leſer glauben machen will ***). Nach dem Tode ihres Mannes beſuchte ſie die Hotels des Marſchalls d'Albert, und des Dúc de Richelieu fleiſſig, wo ſie die Frau von Montespan kennen lernte. Selbſt dieſe Geliebte des Königs konnte nur durch eine faſt mißfallende Zudringlichkeit eine mäßige Penſion für die Witwe Scarron erpreſſen, die ſchon entſchloſſen war, Frankreich zu verlaſſen, und mit der Prinzeſſinn von Nemours nach Portugall zu

---

*) p. 100.

**) Scarron ſtarb 1660 l. c. p. 129.

***) l. c. p. 113. et ſq. beſ. 202. et ſq. Man vergl. II. 17 St. Simon.

geher Je genauer die Frau von Montespn mit der verwittweten Scarron bekant wurde, deſto mehr Neigung und Achtung empfand ſie für dieſelbe, und eben deßwegen ſetzte ſie es auch durch, daß Madame Scarron zur Gouvernante des erſten Kindes ernannt wurde, welches ſie dem Könige im größten Geheim gebar *). Die Fruchtbarkeit der Frau von Montespan vermehrte die Pflegkinder der Madame Scarron bald auf drey, welchen ſie während der häufigen Krankheiten, oder Kränklichkeiten ihres zarten Alters eine wahrhaft mütterliche Liebe bewies **). Frau von Maintenon wohnte anfangs in Paris, oder in Einer der Vorſtädte von Paris, um das Geheimniß der ihr aufgetragenen Geſchäffte deſto beſſer bewahren zu können. In gleicher Abſicht ſah ſie die Frau von Montespan immer nur bey einer gemeinſchaftlichen Freundinn, der Frau von Hudicourt. Es geſchah mehrmahl, daß die Frau von Montespan, durch das Vergnügen der Unterterhaltung gefeſſelt, länger mit Madame **Scarron** zuſammen blieb, als ſie gewollt hatte, und darüber den König in ihren Zimmern auf ſich warten ließ. Einſt fragte der ungeduldige König: was denn die Frau von **Montespan** und Madame **Scarron** zuſammen ſprächen? und die Frau von **Hudicourt** antwortete: ſie reden von ſo gelehrten und erhabenen Dingen, daß ich ſie verlaſſen habe, weil ich nichts davon verſtehe *). Von dieſem Augenblick an faßte **Ludewig XIV** einen Widerwillen gegen die Erzieherinn ſeiner Kinder, weil er ſie für ein ſeynwollendes gelehrtes Weib hielt. Der Widerwille des Königs dauerte noch mehrere Jahre fort, nachdem er die der Madame **Scarron** anvertrauten Kinder an den Hof entboten hatte, um ſie unter ſeinen Augen erziehen zu laſſen, oder ſie wenigſtens ohne Zwang zu ſehen. Frau von **Montespan** ließ Madame **Scarron** alle Abende rufen, um ſich mit ihr während des Auskleidens, und ſelbſt noch im Bette zu unterhalten, und ſich durch den Geiſt einer Perſon, welche ſie in den Stunden der guten Laune als ihre vertraute Freundinn behandelte, für die Langeweile des Tages zu erholen. Dieſe häufigen und langen Unterredungen verdroſſen den König ſo ſehr, daß er ſie ſeiner Mätreſſe unterſagte, damit ſie nicht eine ſolche Precieuſe werden möchte, wie die Gouvernannte ihrer Kinder ſey. Frau von Montespan ſetzte des Königlichen Befehls ungeachtet ihre geheimen Unterhaltungen mit Madame Scarron fort, und ließ nicht nach, ſo heftig und hart ſie auch manchmahl gegen ihre Vertraute war, in den König zu dringen, daß er die Verdienſte der Madame Scarron um ihre Kinder belohnen, und ſie nahmentlich in den Stand ſetzen möchte, die Herrſchaft Maintenon zu kaufen. Der König ſtellte ſich bey dieſer Bitte zuerſt, als wenn er ſie nicht höre. Da die Frau von Montespan immer von neuem anſuchte, ſo antwortete er voll Unwillens: er habe ſchon zu viel für dieſes Geſchöpf gethan. Er begreife die Vorliebe der Frau von Montespan für dieſe Perſon eben ſo wenig, als wie ſie dieſelbe noch immer behalten könne, da er ſie ſo oft gebeten habe, ſie fortzuſchaffen. Er geſtehe: daß Madame Scarron ihm unerträglich ſey. Er wolle aber dennoch das, was ſeine Geliebte verlange, hergeben, wenn ſie ihm nur verſpräche, daß er Madame Scarron nie wieder ſehen, oder etwas von ihr hören ſolle *). Der Widerwille des Königs gegen Madame Scarron, die ſich vom J. 1675 an nach dem Kaufe der Herrſchaft Maintenon Frau, oder Marquiſe de Maintenon zu nennen anfing, wurde durch mehrere Urſachen allmählich geſchwächt: am meiſten durch die Sorgfalt, womit ſie ſich ihrer Pflegekinder annahm, und durch die frühen, und glänzenden Hoffnungen, welche der junge Duc du Maine von ſich gab. Dieſer Baſtard war von Anbeginn an der Liebling der Frau von Maintenon, und wurde auch ſehr bald der Liebling des Königs. Er liebte die Frau von Maintenon mehr, als ſeine Mutter, und

---

*) II. 1 et ſq. Memoir. de Me de Maintenon.

**) l. c. p. 56.

---

*) l. c. p. 7.

---

*) Dieß erzählt der Duc de St. Simon aus dem Munde des Duc de Lorges, der bey dem Geſpräch des Königs und der Frau von Montespan über Madame Scarron gegenwärtig war Memoires du Duc de St. Simon II. 2[illegible] Es iſt alſo gewiß falſch, was der Verfaſſer der Memoires de Mde de Maintenon II. 45. et 49 über die Geſinnungen des Königs gegen Madame Scarron zur Zeit des Kaufs der Herrſchaft Maintenon vorbringt.

und nannte ſie ſtets als ſeine einzige Lehrerinn, wenn der König ſich über die frühen Proben des gebildeten Geiſtes des Knaben freute. Die Zuneigung des geliebten Sohns theilte ſich unvermerkt dem Vater mit. Zu gleicher Zeit nöthigten den König die häufigen böſen Launen der **Frau von Montespan**, die Vertraute ſeiner Mätreſſe gleichfals zu ſeiner Vertrauten zu wählen. **Ludewig XIV** ſchüttete ſeine Klagen in den Schooß der Frau **von Maintenon** aus; und dieſe theilte dem Könige ähnliche Klagen über ihre ſtolze, und ungleiche Gebieterinn mit. **Frau von Maintenon** wurde abwechſelnd die Vermittlerinn und Ausſöhnerinn der beiden Geliebten: häufiger die Anklägerinn der Frau **von Montespan**: am häufigſten die Gewiſſensrügerinn nicht nur der ſchönen Sünderinn, ſondern auch des erlauchten Sünders *). In dieſen traulichen Herzens-Ergießungen entfaltete

---

*) Memoir. de Mad. de Maintenon II. p. 65 et ſq. Der Verfaſſer dieſer Memoires will zwar nicht, daß die **Frau von Maintenon** dem Könige die Wahrheit mit einer [illegible] gepredigt habe. Allein er legt ihr doch an mehrern Stellen Capucinaden an den König in den Mund, welche Frau von **Maintenon** ſchwerlich gehalten hätte.

tete die Frau von Maintenon unſtreitig neben der Würde ihrer Tugend, und der Wärme ihrer Frömmigkeit, und ihres Eifers für das Seelenheil der beiden Verirrten alle Schönheiten und Annehmlichkeiten ihrer Perſon und ihres Geiſtes, um derentwillen ſie ſchon lange als Eine der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts am Hofe und in der Hauptſtadt anerkannt worden war *). In den letzten Jahren des achten Decenniums des vergangenen Jahrhunderts ſtieg die Frau von Maintenon in der Zuneigung und Achtung des Königs in eben dem Verhältniſſe, in welchem die Frau von Montespan zu ſinken anfing. Ludewig XIV konnte ſich von ſeiner bisherigen Mätreſſe nicht ganz trennen, weil er noch immer Bedürfniſſe hatte, welche die Frau von Montespan befriedigte, und die Frau von Maintenon nicht befriedigen wollte. Im J. 1680. wurde es dem ganzen Hofe auffallend, daß Madame de Maintenon in einer höhern Gunſt bey dem Könige ſey, nicht nur als die Frau von Montespan, ſondern auch, ſelbſt als die

---

*) ib. l. c. et p. 11.

die Dúcheſſe de Fontange [*]. In dem eben genannten Jahre entſagte der König allem vertrauten Umgange mit der Frau von Montespan, ernannte die Frau von Maintenon zur zweyten Dame d'Atour der Dauphine von Baiern, und kehrte zu ſeiner lange vernachläßigten Gemahlinn zurück, welche überzeugt war, daß Gott die Frau von Maintenon erweckt habe, um ihr das Herz des Königs wieder zu geben, das ihr von Madame de Montespan geraubt worden [**]. Die Königinn genoß der erneuerten Liebe ihres Gemahls nicht lange, indem ſie im J. 1683. ſtarb. Man thut der Frau von Maintenon kein Unrecht, wenn man annimmt, daß ſie von dieſer Zeit an die Liebe und Frömmigkeit des Königs in gleichen Graden genährt habe, um ihn dahin zu bringen, daß er ſich durch geſetzliche, wenn gleich geheime Bande mit ihr verbinden möchte. Faſt gewiß vermählte ſich der König Ludewig XIV mit der funfzigjährigen Frau von Maintenon gegen das Ende des Jahrs 1635 *). Dieſe Heirath blieb ſelbſt am Hofe und in der Hauptſtadt lange ein Geheimniß, oder wenigſtens ein Räthſel. Im J. 1689. fingen zwar Viele an, zu glauben, daß die Frau von Maintenon mit dem Könige vermählt ſey; allein man nannte ſie doch noch gemeiniglich die alte Mätreſſe des Königs **). Im J. 1699. verbreitete ſich von Neuem das Gerücht, daß der König und die Frau von Maintenon bisher nur in einer Gewiſſensehe gelebt hätten; daß aber dieſe Ehe in dem gegenwärtigen Jahre von dem Erzbiſchofe von Paris eingeſegnet worden ***). Man wollte bemerken, daß die Frau von Maintenon ſeit der Einſegnung ihrer Ehe einen höhern Ton angenommen, und ſich vielmehr, als ſonſt, in Alles gemiſcht habe ****). Bald

---

[*] Lettres de Me de Sevigné V. 445. beſ. VI. p. 279. La faveur de Madame de Maintenon eſt toujours au ſuprême. Le Roi n'eſt que des momens chez Madame de Montespan, et chez Madame de Fontanges, qui eſt fort languiſſante.

[**] Memoires de Me de Maintenon II. 162.

---

*) Memoires de Me de Maintenon II. p. 48 et ſq..

**) I. 340. Lettres de la Comteſſe de la Riviere

***) ib. II. 393.

****) ib. III. 97. Depuis ſon mariage, elle le prend ſur un ton encore plus haut, qu'auparavant. Elle exerce ſon autorité d'une maniére plus abſolue, qu'aucune reine de France n'a jamais fait.

nach ihrer Vermählung ſtellte ſie dem Könige das Aergerniß des Aufenthalts ſeiner Mätreſſe am Hofe ſo nachdrücklich vor, daß er ihr ſelbſt, oder ihrem Zögling dem Duc de Maine den Auftrag ertheilte, der Frau von Montespan die Entfernung vom Hofe anzukündigen *).
Es

Elle ſe mêle de tout, ordonne de tout, réuſſit en tout; et ſon ton deſpotique révolte tous les princes, en particulier Monſeigneur.

*) I. 9. Lettr. de M. de Riviere und Memoires de Me de Maintenon III. 64. Der Duc de St. Simon II. 72. erzählt, daß der Duc du Maine ſeiner eigenen Mutter die Nachricht der Verweiſung gebracht habe. Die leztere Nachricht halte ich für wahrſcheinlicher. Wenn aber Frau von Maintenon es übernahm, ihrer ehemahligen Wohlthäterinn die Nachricht der Ungnade des Königs zu hinterbringen; ſo that ſie etwas, was von gewiſſen Seiten noch mehr getadelt zu werden verdient, als die Handlung, welche St. Simon dem Duc du Maine zueignet. Es heißt ſeiner Leſer ſpotten, wenn man eine ſolche Indelicateſſe und Härte, als welcher Madame de Maintenon ſich ſchuldig gemacht haben ſoll, auf die Art beſchönigt, wie der Verfaſſer der Memoir. de Me. de Maintenon thut: elle ſe flatoit, que l'idée de ce, que cet arrêt avoit d'agréable pour elle, adouciroit dans ſa bouche ce, qu'il avoit de dur pour Me de Montespan. Die Grauſamkeit der Frau von Maintenon wurde um deſto größer, je ſanfter ihre Stimme und Worte waren. Auch gerieth, wie der Lebensbeſchreiber der leztern erzählt, Frau von Montespan in Wuth bey der Nachricht, die ihr aus einem ſolchen Munde angekündigt wurde. Ach! ſchrie

Es war der Frau von Maintenon nicht genug, ſich mit dem Könige vermählt zu haben. Sie ſtrebte darnach, öffentlich als Königinn erklärt zu werden *). **Louvois** erfuhr es, daß der König der Frau von Maintenon das Verſprechen gegeben habe, ſie nächſtens als Königinn von Frankreich zu erklären. Er hinderte die Erfüllung dieſes Verſprechens durch Eine der kühnſten und ſchönſten Handlungen ſeines Lebens. Er ging eines Ta-

---

ſchrie ſie, wenn ich ihm (dem Könige) vor vierzehn Jahren geglaubt hätte; ſo würden ſie mich heute nicht umbringen. Sie rief ihre Kinder, um ſie zu erwürgen, u. ſ. w. Der Dúc de Richelieu erzählt die Entfernung der Frau von Montespan ganz anders, als St. Simon, und Beaumelle I. 105.

*) Der V. der Mem. de Maintenon ſucht allerley ſcheinbare Gründe hervor, um zu beweiſen, daß die Frau von Maintenon viel zu beſcheiden geweſen ſey, um ernſtlich nach der Crone zu trachten. II. p. 5. An einer andern Stelle giebt er zu, daß einige leiſe Wünſche nach der Crone in ihr aufgeſtiegen ſeyn möchten. Ib. 83. Dieſe ſeyen um deſto verzeihlicher, da keine Spuren derſelben vorhanden wären. Allein es ſind Spuren genug da, wie die Memoires du Duc de St. Simon, und die Briefe der Gräfinn de la Riviere darthun. St. Simon iſt in dieſem Stücke viel glaubwürdiger, als der Lebensbeſchreiber der Frau von Maintenon weil er ſeine Nachrichten von der Frau von Rochefort, der vertrauteſten Freundinn von Louvois hatte.

Tages gleich nach aufgehobener Mittagstafel mit einer Rolle von Papieren gerade zu in die Gemächer des Königs. Da der König ihn zu einer ungewöhnlichen Stunde erblickte, ſo fragte er: was ihn jetzt herführe. Etwas ſehr wichtiges, und eiliges! Auf dieſe Worte entfernten ſich die Cammerdiener, welche aber aus Neugierde die Thüren offen ließen, und deßwegen durch die geöffneten Glasthüren alles hören, und ſehen konnten, was vorging. So bald **Louvois** mit dem Könige allein zu ſeyn glaubte, ſo ging er in die Materie ein, um welcher willen er gekommen war. **Ludewig** XIV brauchte allerley Ausflüchte, und fing an, auf das nächſte Zimmer, in welchem die Bedienten waren, zuzueilen, um von dem beſchwerlichen Gewiſſensrath befreyt zu werden. Hierauf fiel **Louvois** dem Könige zu Füßen, und übergab ihm einen kleinen Degen, mit der Bitte: ſeinen treuen und zubringlichen Diener zu tödten, wenn anders der König darauf beſtehe, ſeine Heirath öffentlich bekannt zu machen, und ſich vor den Augen von ganz Europa mit einer Schande zu bedecken, welche er, **Lou-**

vois, weder ſehen noch ertragen könne. Der Miniſter umfaßte ſeinen Herrn ſo feſt, flehte ſo rührend, brachte ſo wichtige und unwiderſtehliche Gründe vor, daß endlich der König abermahls feierlich ſein Wort gab: daß er die Heirath mit der Frau von Maintenon nie erklären werde. Frau von Maintenon erfuhr dieſes nach wenigen Tagen aus dem Munde des Königs. Bald nachher hörte ſie auch, wem ſie den Entſchluß ihres Gemahls zu danken habe. Von dieſem Augenblicke an hielt ſie **Louvois** für ihren tödtlichſten Feind. Sie untergrub ihn ſo langſam, und ſicher in der Gnade des Königs, daß **Louvois** unfehlbar in die Baſtille geſetzt worden wäre, wenn ihn nicht am Tage vorher, da dieß Urtheil vollzogen werden ſollte, entweder ein Schlagfluß, oder Gift weggenommen hätte *). Die Vereitelung der Hoffnung als Königinn von Frankreich öffentlich erklärt, und verehrt zu werden, war ohne Zweifel eine Hauptquelle von Unannehmlichkeiten für das ganze übrige Leben der Frau von Maintenon: beſonders alsdann, wann ſie hörte, daß es noch

---

*) II. 58 et ſq. Memoires du Duc de St. Simon.

noch immer Leute gebe, welche ſie für die Mätreſſe des Königs hielten, oder ſich wenigſtens ſo ſtellten, als wenn ſie dieſe Meynung hätten *).

Da der König ſeine Heirath weder ſelbſt bekannt machen, noch von Andern bekannt gemacht wiſſen wollte; ſo muſte die Frau **von Maintenon** allerdings ihre wahre Lage als ein Geheimniß behandeln. Allein es entwiſchten ſowohl ihr, als dem Könige Aeußerungen, oder Beide ließen ſich abſichtlich gegen einzelne Perſonen Worte entfallen, aus welchen man ihr wirkliches Verhältniß ohne Zweydeutigkeit abnehmen konnte **). Auch ohne ſolche zufällige Winke ergab ſich das, was die Frau **von Maintenon** war, aus der Art, wie der König ſie behandelte, und wie ſie den Prinzen, und Prinzeſſinnen, den Hofdamen und

---

*) Lettr. de Me de la Riviere I. 340. III. 97. Mon mari — m'a dit, que Madame de Maintenon eſt dans une triſteſſe mortelle. Son ennui la devore, et eſt peint ſur ſon viſage. . . . Ses ennemis diſent qu'elle creve d'ambition, et de depit de n'avoir pas le titre de Reine. Elle-même donne lieu à ces ſoupçons.

**) Man findet dieſe Aeußerungen und Winke geſammelt in den Memoir. de Me de Maintenon III. p. 54 et ſq.

Hofcavalieren begegnete. Der König erwies ihr ſelbſt nicht nur im Angeſichte des Hofes und der Miniſter, ſondern der Armee und des Volks, und ließ ihr von Prinzen und Prinzeſſinnen eine Ehrfurcht beweiſen, dergleichen ſelbſt nicht die verſtorbene Königinn, vielweniger eine Mätreſſe genoſſen hatte *). **Frau von Maintenon** ging zu keiner Prinzeſſinn von Geblüt, ſelbſt nicht zu Madame **). So oft ſie mit den jungen Töchtern des Königs reden wollte, ſo ließ ſie dieſelben rufen. Die Prinzeſſinnen erſchienen mit Zittern und Zagen, weil **Frau von Maintenon** dieſelben faſt nicht anders rufen ließ, als wenn ſie ihnen den Kopf waſchen wollte. In ihrem Zimmer ſaß ſie beſtändig in einem Lehnſtuhle, am bequemſten Platze vor dem Könige, und der Königinn von England. Sie ſtand vor Niemanden auf, höchſtens vor Monſeigneur und Monſieur, weil

---

*) St. Simon II. 120. Il auroit été cent fois plus librement avec la Reine, et avec moins de galanterie. C'étoit un reſpect le plus marqué, quoiqu'au milieu de la cour, et en préſence de tout ce, qui vouloit s'y trouver des habitans de Marly. Man erinnere ſich an die Muſterung von Compiegne. ib. p. 128 et ſq.

**) St. Simon II. 84. 85.

dieſe ſelten zu ihr kamen. Vor Perſonen, mit denen ſie nicht vertraut war, und die Audienzen erhielten, hob ſie ſich wohl ein wenig, ohne jedoch aufzuſtehen *). Sie nannte die Dauphine nicht anders, als Mignone, und zwar bis an ihren Tod; und dieß that ſie in Gegenwart des Königs, und der Damen des Hofes. Wenn ſie von der Dücheſſe de Bourgogne, oder der Dücheſſe von Berry, und vor dieſen Prinzeſſinnen ſprach; ſo ſagte ſie nicht anders als la Ducheſſe de Bourgogne, oder La Ducheſſe de Berry, oder la Dauphine, ſelten Madame la Dauphine; und eben ſo le Duc de Bourgogne, le Duc de Berry, u. ſ. w. Es war eben ſo ſchwer, Audienzen bey ihr, als bey dem Könige zu erhalten. Am häufigſten gab ſie ihre Audienzen zu St. Cyr. Wenn man ſonſt mit ihr reden wollte, ſo muſte man warten, bis ſie in Verſailles aus ihren Zimmern hervorkam, oder wieder zurückging. Alsdann konnte man mit ihr, freylich nur einige Worte ſprechen. Das Vorzimmer war die äußerſte Gränze, über welche ſie Niemanden mitnahm, oder mit-

---

**) l. c. p. 118. 119.

mitgehen ließ. Nur wenige Begünſtigte hatten die Erlaubniß, zu ihr zu kommen. Noch kleiner war die Zahl der Glücklichen, bey welchen ſie Beſuche machte, oder das Mittagsmahl einnahm. Bey allen feierlichen Gelegenheiten ließ ſie den Damen des vornehmſten Adels den Rang *). Denen von geringerer Qualität ging ſie nur vor, wenn ſie dazu genöthigt wurde. In allen dieſen Situationen war ſie artig, beſcheiden und ohne alle Anmaaßungen. Ihre gar nicht zahlreiche Dienerſchaft, ihre Equipagen, ihre Kleidung und Putz waren eben ſo beſcheiden, als ihre Betragen. Nichtsdeſtoweniger hatte ſie etwas ſehr imponirendes, und rächte ſich grauſam, wenn Jemand ihr das nicht erwies, was ſie glaubte, daß man ihr ſchuldig ſey.

Die Lobredner und Tadler der Frau von Maintenon ſtimmen in keinem andern Stücke ſo vollkommen überein, als darin: daß ſie von dem Augenblicke ihrer entſchiedenen Gunſt an, und beſonders ſeit ihrer heimlichen Vermählung auf die Angelegenheiten des Hofes und des Reichs einen größern Einfluß gehabt habe,

---

*) P. 92.

habe, als je eine Königinn von Frankreich, oder die Mätreſſe eines Franzöſiſchen Königs. Sie weichen allein darin von einander ab, daß die Einen behaupten: Frau von Maintenon habe ſich abſichtlich in die Regierungsgeſchäffte eingeſchlichen, oder hinein gedrängt: die andern hingegen, ſie ſey von dem Könige wider ihren Willen hineingezogen, und von ihren Beichtvätern und Gewiſſensräthen gleichſam hineingeſtoßen worden *). Der König hatte von ihrem richtigen Verſtande, und ihren Anlagen für Geſchäffte eine ſo hohe Meynung, daß er ſie ſelbſt vor ſeinen Miniſtern vorzugsweiſe die **Vernunft** oder ihre **Gründlichkeit** nannte, und ſie nicht ſelten mit den Formeln fragte: qu'en penſe votre ſolidité, oder Votre ſolidité, Madame, approuve-t-elle cela **)?

Ludewig XIV hielt nur ſelten Conſeil, weil er alles Diſputiren haßte, und die Geſchwindigkeit in den Geſchäfften liebte. Jeder Miniſter kam allein zu ihm, und alle hatten ihre beſtimmten Tage und Stunden, den einzigen **Torcy** ausgenommen, welcher vorwandte, daß ſeine Arbeiten ſich nicht an gewiſſe Zeiten binden ließen, und der ſich eben deßweauch in einer gewiſſen Unabhängigkeit von Madame de Maintenon erhielt *). Es geſchah zuerſt, daß Frau von Maintenon an Tagen, wo der König ſich nicht wohl befand, an ſeinem Bette ſaß, wenn **Louvois** oder andere Miniſter herein traten, um ihre Vorträge zu machen. Frau von Maintenon ſtand auf, um ſich zu entfernen. Allein der König hielt ſie zurück, und ſagte: bleiben ſie hier, Madame. M. de **Louvois** weiß wohl, daß man ſich auf ſie verlaſſen kann. Vielleicht werden ſie uns nicht unnütz ſeyn. **Louvois** und die übrigen Miniſter murrten über dieſe Neuerung. Das Murren half ſo wenig, daß der König vielmehr die Miniſter nicht mehr in ſein Zimmer, ſondern in das Gemach der Fr. von Maintenon kommen ließ, wo zwey Lehnſtühſtühle, Einer für den König, ein Anderer für Madame de Maintenon, und außer dieſen zwey Tabourets ſtanden, von welchen der Miniſter den Einen einnahm, und auf den andern ſeinen Beutel mit Papieren legte, während daß der König und der Miniſter zuſammenarbeiteten. Der letztere redete mit lauter Stimme. Die Dame hörte Alles, ſagte aber ſelten etwas, und noch ſeltener war das, was ſie ſagte, von einiger Bedeutung. Sehr oft aber fragte der König ſie um ihre Meinung. Dann antwortete ſie mit der gröſten Vorſicht, und ſchien faſt niemahls ſich für eine Sache, oder eine Perſon beſonders zu intereſſiren. Allein ſie war mit dem Miniſter einverſtanden, der alſo auch nicht das Herz hatte ,das, was ſie wollte, in ihrer Gegenwart, oder wenn er mit dem Könige allein war, zu hintertreiben. Wenn die Rede von einem Amte, oder einer Gnadenbezeugung war, ſo wurde die Sache unter ihnen ſchon vor dem Tage abgemacht, wo ſie entſchieden werden ſollte. Daher entſtand bisweilen eine Verzögerung, wovon weder der König, noch ſonſt Jemand die Urſache wuſte. Frau von Maintenon ließ nämlich den Miniſter wiſſen, daß ſie ihn vorher ſprechen wolle. Er wagte es alsdann nicht, die Sache auf das Tapet zu bringen, bis der gewöhnliche Gang der Dinge ihm Gelegenheit verſchafft hatte, mit der Frau von Maintenon zu reden. Wenn dieß geſchehen war, ſo entwarf und überreichte der Miniſter dem Könige ein Verzeichniß, ließ ihn ſeine Meynung ſagen, und nahm daher Veranlaſſung, auszuſchlieſſen. Sehr ſelten ſchlug er den vor, den er eigentlich im Sinne hatte, ſondern immer Mehrere, deren Verdienſte er auf eine ſolche Art gegen einander aufwog, daß der König nicht wuſte, für wen er ſich entſcheiden ſollte. Alsdann fragte der König den Miniſter um ſeine Meinung. Der Miniſter gieng hierauf die Candidaten nochmahls durch, und blieb endlich bey dem ſtehen, auf welchen man es von Anbeginn an angelegt hatte. Der König war faſt immer ungewiß, und bat die Frau von Maintenon um ihr Urtheil. Dieſe lächelte, ſtellte ſich als wenn ſie in der Sache keine Stimme geben könne, brachte zum Schein ein Wort für einen Andern vor, und kam endlich, wenn ſie ihn nicht gleich genannt hatte, auf denjenigen zurück, welchen der Miniſter unterſtützt hatte. Auf dieſe Art diſponirte ſie über drey Viertel aller Gnaden-Bezeugungen, und Aemter-Beſetzungen; und ſelbſt über drey Viertheile des letzten Viertels. Wenn ſie ſich für Niemanden intereſſirte, ſo ließ ſie den Miniſter ſchalten, wie er wollte. Der König ahndete von dieſem heimlichen Spiele gar nichts. Er glaubte über Alles zu entſcheiden, da er nur in den wenigſten Fällen ſelbſt ſchaltete, wenn er ſich nämlich Jemanden in den Kopf geſetzt, oder wenn Jemand, dem er wohl wollte, ihm eine Perſon empfohlen hatte.

---

*) Das Erſtere behauptet St. Simon II. p. 94 et ſq. das Andere der Verf. der Memoires de Me. de Maintenon III. p. 168 et ſq. Der Duc de Richelieu tritt dem Erſten bey, dem er überhaupt ein ſehr günſtiges Zeugniß gibt, ungeachtet St. Simon nicht ſehr vortheilhaft von ihm geurtheilt hatte. Memoires de Richelieu I. p. 54.

**) Memoir. de Me de Maintenon l. c. II. p. 170.

---

*) St. Simon II, 101.

“Wenn die Frau von **Maintenon** in Geſchäfften etwas gelingen, oder mißlingen machen, oder anders wenden wollte, welches nicht ſo häufig geſchah, als das Theilnehmen an der Dispoſition über Aemter und Gnadenſachen; ſo fand daſſelbige Einverſtändniß zwiſchen ihr und dem Miniſter Statt, und ſie brauchte daſſelbige Kunſtſtück. Vermöge dieſes Verfahrens that die ſchöne Frau beynahe Alles, was ſie wollte, aber doch nicht Alles ohne Ausnahme, auch nicht wenn, und wie ſie es wollte. Wenn der König eigenſinnig war, ſo gab es noch einen andern Kunſtgriff: die Entſcheidung aufzuſchieben, die ganze Sache zu verwirren und zu verlängern, eine andere unvermerkt auf das Tapet zu bringen, die von der erſtern ableitete, oder auch eine genauere Erkundigung zu empfehlen. Man ließ auf dieſe Art die erſten Aufwallungen verdunſten: kam zu gelegener Zeit auf die Sache zurück, und erreichte manchmahl ſeinen Zweck. Auf dieſelbige Art verfuhr man, um Fehltritte zu vergrößern, oder zu verkleinern, um Anſprüche und Verdienſte geltend zu machen, oder leicht darüber hinzugleiten, und um den Untergang oder das Glück von Perſonen vorzubereiten. Eben daher war das Arbeiten des Königs und der Miniſter bey der Maintenon für Jeden, der vom Hofe etwas verlangte, von ſo großer Bedeutung. Aus demſelbigen Grunde lag der Frau von Maintenon ſo viel daran, die Miniſter in ihrer Abhängigkeit zu haben, und die Miniſter ſtiegen wieder durch ſie ſo hoch empor, indem ſie ihnen, und den Ihrigen aus allen Kräften half, um ſich dieſelben deſto feſter zu verbinden. Wenn die Miniſter ankamen, um mit dem Könige zu arbeiten, oder wenn ſie fortgingen; ſo wählte ſie ihre Zeit, um die Geſinnungen des Königs über ſie auszuforſchen, um ſie zu entſchuldigen, oder zu rühmen, um ſie wegen ihrer vielen Geſchäffte zu beklagen, und ihre Vorzüge in's Licht zu ſetzen. Wollte ſie den Miniſtern etwas zuwenden, ſo waren dieſe auch die Augenblicke, wo ſie den König vorbereitete, und unter dem Vorwande der Beſcheidenheit ſeiner Diener den König darauf brachte, daß man die Miniſter ermuntern, oder ihre Dienſte belohnen müſſe. Es exiſtirte alſo ein Kreis von gegenſeitigen Bedürfniſſen, und Dienſtleiſtungen, welcher machte, daß Einer dem Andern alle nur mögliche Aufmerkſamkeit bewies. Wenn die Frau von Maintenon ohne die Miniſter wenig oder nichts vermochte, ſo konnten dieſe auch nichts ohne jene, und noch vielweniger gegen ihren Willen etwas erhalten. So bald ſie glaubte, daß ſie die Miniſter nicht wieder zurück bringen könne, ſo wurde der Sturz derſelben beſchloſſen, und dieſer blieb nie aus, weil Frau von

Maintenon ihrer Frömmigkeit ungeachtet nie Jemanden verziehen hat. — Sie brauchte Zeit, Vorwände, Kunſtgriffe; und bisweilen von allen dieſen ſehr viel. "Sie ſtürzte Louvois, und auch nach Louvois Tode fiel kein Miniſter, und keiner wurde ernannt, der ihr nicht ſeinen Fall, oder ſeine Erhebung zu danken gehabt hätte. Auf die auswärtigen Angelegenheiten hatte ſie keinen ſteten und dauernden Einfluß, weil dieſe gewöhnlich, oder doch oft durch einen Staatsrath entſchieden wurden, und Torcy in dringenden Fällen zu jeder Stunde zum König kam. Unterdeſſen wurde die Prinzeſſinn des Urſins durch die Frau von Maintenon beynahe unumſchränkte Beherrſcherinn von Spanien, welche deßwegen aus Dankbarkeit im Geiſte ihrer Wohlthäterinn regierte, und dieſer alle Geheimniſſe mittheilte *). Die Angelegenheiten der Kirche und Religion waren der Frau von

---

*) Es wurden bey der Frau von Maintenon zwey große Staatsräthe verſammelt, beſonders derjenige, in welchem darüber gerathſchlagt wurde, ob man das Teſtament des Königs von Spanien, und die Erbſchaft der Spaniſchen Monarchie annehmen wolle, oder nicht. St. Simon III. 154.

von **Maintenon** noch viel wichtiger, als die auswärtigen Geſchäffte. Sie miſchte ſich in beide, ſo viel ſie konnte, und ihre Stimme war bey Beſetzung der geiſtlichen Stellen nicht ſelten entſcheidend *). Allein hier vermochte ſie lange nicht ſo viel, als ſie gewollt hätte. Der Jeſuiter-Orden, und die beiden Beichtväter des Königs **La Chaiſe**, und **Tellier** waren die Einzigen, denen ſie nichts anhaben konnte, denen ſie ſo gar unter harten Kämpfen bisweilen weichen, und ſelbſt ihre Lieblinge, den Cardinal **Noailles**, und den Erzbiſchof **Fenelon** aufopfern muſte. — Indem der Staatsmann, aus deſſen Schriften ich die meiſten bisherigen Nachrichten und Urtheile geſchöpft habe, den Einfluß überdachte, welchen die von **Maintenon** ſo lange ausübte, ſo rief er aus: die Königliche Macht, die öffentliche und allgemeine Anbetung, die Miniſter und Generale, die ganze Königliche Familie, kurz alles war zu ihren Füßen: alles war nur gut und glücklich durch ſie, alles verworfen ohne ſie. Menſchen und Geſchäffte, Ehrenſtellen, Rechts- und Gnadenſadenſachen, ſelbſt die Religion lagen in ihrer Hand, und der König und der Staat waren ihre Opfer. Welche war dieſe unglaubliche Fee? Wie regierte ſie über dreyßig Jahre ohne Unterbrechung, ohne Hinderniß, ohne die geringſte Wolke? — Ein Schauſpiel, dergleichen man in Europa noch nie geſehen hatte! —

---

*) ib. IV. p. 91.

Schwerlich war je ein Weiber-Regiment unerſchütterlicher, und zugleich verderblicher, als das der Frau von Maintenon. Die Miniſter, welche durch ſie emporgehoben wurden, waren alle ohne Ausnahme, die Einen mehr, die Andern weniger, zu den wichtigen Geſchäfften untüchtig, denen ſie vorſtehen ſollten; und den Miniſtern glichen die meiſten Heerführer *). Durch dieſe Miniſter und Generale wurde das Reich erſchöpft, und entvölkert: die Finanzen wurden zerrüttet: die Feinde des Staats vervielfältigt und gereißt: unnöthige und langwierige Kriege angezettelt, und mit dem hartnäckigſten Unglück geführt: Armeen und Flotten aufgeopfert, und die ganze Monarchie an den Rand eines beynahe unvermeidlich-

---

*) St. Simon I. 89. 93. Beaumelle IV. 191. V. 32 et ſq.

ſcheinenden Verderbens gebracht. Wenn die Frau von Maintenon auch die Verfolgungen der Proteſtanten, und ihre gewaltſamen Bekehrungen: wenn ſie ferner die eben ſo heftigen Verfolgungen der Janſeniſten und Quietiſten nicht zuerſt, nicht allein, nicht hauptſächlich erregte *); ſo that ſie wenigſtens nicht alles, um dieſe unheilbaren Wunden des Staats zu verhüten **). Die geſetzwidrige Erhöhung der Baſtarde, und das Teſtament des Königs, wodurch die Baſtarde dem rechtmäßigen Prinzen des Königlichen Hauſes vorgeſetzt wurden, waren hauptſächlich ihr Werk ***). Durch dieſe ihre Entwürfe würde das Leben des jungen

---

*) Auch dieß warfen ihr nicht bloß ihre Widerſacher, ſondern ſelbſt Manche von ihren Freunden vor. Man ſehe Richelieu Memoires I. p. 110. On ſait, que les révolutions principales de la régence viennent du parti, qu'elle prit dans les affaires: elle en fut le principal inſtrument, quand elle n'en fut pas la cauſe premiére. L'humiliation des Janſeniſtes, la perſecution des Proteſtans, l'élévation des enfans naturels du Roi, au deſſus de leur état, et le teſtament qui excluoit le Duc D'Orléans de la regence, furent les plus grandes affaires, dant elle ſe mêla plus ou moins ouvertement.

**) Memoires de Madame de Maintenon III. 17. IV. 141. V. 107.

***) II. cc. und St. Simon II. 114. 115.

gen Königs, und die innere Ruhe des Reichs auf die augenſcheinlichſte Art gefährdet worden ſeyn, wenn nicht der Duc d' Orleans ſo viele Entſchloſſenheit, und der Duc du Maine eine ſo kleine Seele gehabt hätte, als der Eine, und der Andere hatten. Das ſchimpfliche Teſtament erſchlich die Frau von Maintenon nicht, wie ſie ſonſt alles, was ſie wollte, zu erſchleichen pflegte. Sie zwang den König mit ſo offenbarer Gewalt zu einem letzten Willen, den er ſelbſt für ungerecht, und ungültig erklärte, daß er ſeinen Verdruß nicht unterdrücken konnte, ſondern ihn zu wiederholten Mahlen in bittern Klagen äußerte. Er ſagte zur Königinn von England, und zu den Abgeordneten des Parlements, denen er ſeinen letzten Willen übergab: er habe dadurch ſeine Ruhe erkauft: man habe ihm das Teſtament abgedrungen: man habe ihn etwas thun machen, was er nicht gewollt, und wovon er glaubte, daß er es nicht habe thun ſollen *).

Frau von Maintenon beſaß alle Vorzüge, wodurch ein ſchönes Weib die

---

*) St. Simon VI. 204. Richelieu I. 180. Er rief in den letzten Zeiten mehrmahl aus: ah! quand j'etois Roi.

Herzen der Männer feſſeln, und die feinſten Geſellſchaften bezaubern kann *). Ihre ſeltenen Vorzüge wurden durch die Prüfungen, welche ſie erfuhr, und durch die Zirkel, in denen ſie lebte, auf eine verwundernswürdige Art entwickelt. Ihr feiner, reger, und gebildeter Geiſt führte ſie durch eine Reihe der ſchwierigſten Lagen bis an den Thron des gröſten Königs von Europa hindurch. Doch war ihr Ehrgeiß ohne Vergleichung größer, als ihr Verſtand, und eben deßwegen miſchte ſie ſich in eine Menge von Geſchäfften, welche ſie nicht überſehen, und alſo auch nicht anders, als verwirren, oder verderben konnte. Sie war aufrichtig fromm, bevor ſie noch im geringſten vermuthen konnte, daß ihre Frömmigkeit und Tugend ſie zu großen Dingen bringen würden. Sie wollte aber noch frömmer ſcheinen, und bildete ſich auch ein, frömmer zu ſeyn, als ſie wirklich war. Sie täuſchte ſich ſelbſt und den König ſo ſehr, daß ſie oft aus Eifer für Religion zu handeln glaubte, wo ſie von Ehrgeiß, Rachgier, oder

---

*) Man ſehe die Zeugniſſe der Frau von Sevigné in Beaumelle Mem. de Me de Maint. II. p. 11. und St. Simon II. p. 33.

oder andern verſteckten Leidenſchaften getrieben wurde *). Tugend und Frömmigkeit waren weniger die Urſachen, als Vorwände, daß ſie den König von der Montespan abzog: daß ſie die Liebe des Königs gegen ſich entzündete: daß ſie ihn zu einer geheimen Heirath bewegte: daß ſie ſich allmählich in alle Staatsſachen einſchlich, oder eindrängte. So wenig die Frömmigkeit ihren Ehrgeiß und ihre Herrſchſucht unterdrückte; ſo wenig milderte ſie ihren Hang zum Argwohn, und zur Eiferſucht, beſonders die Ungleichheit ihres Charakters und ihrer Laune, von welcher alle ihre Freunde und Freundinnen litten, und welche ſie nur allein gegen den König zu verläugnen wuſte **). Sie war ſparſam, und mäßig in jeder Art von ſinnlichem Genuß. Es wurde ihr nicht ſchwer, ſich ſelbſt manches zu verſagen, um den Armen deſto reichlicher geben zu können. Sie belohnte alle Dienſte und Wohlthaten, welche man ihr im Zuſtande der Niedrigkeit erwieſen hatte, gern und reichlich.

---

*) Dieß geſteht ſelbſt Beaumelle ein Memoires de Me de Maintenon IV. 170.

**) Man ſehe ſelbſt Beaumelle V. p. 198. 199.

Nur allein gegen ihren gröſten Wohlthäter, gegen den König machte ſie ſich der ſchwärzeſten Undankbarkeit ſchuldig. Sie, die den elenden Scarron bis zu ſeinem letzten Hauche treulich gewartet hatte, verließ den ſterbenden König vier Tage vor ſeinem Tode; und mit ihr entwichen der Beichtvater Tellier, und der Geliebteſte unter den Kindern Ludewigs XIV, der Duc du Maine *). Der König fühlte während ſeines langen Todeskampfes die Undankbarkeit derjenigen Perſonen, denen er ſein Gewiſſen, ſeine Famillie, und ſelbſt ſein Reich aufgeopfert hatte, mit dem bitterſten Schmerze. Er verlangte mit Königlichem Ernſte, daß Frau von Maintenon zu ihm kommen ſolle. Sie kam aber nur auf einen Augenblick. Anſtatt den ſterbenden Königlichen Gemahl, der zu ihr allein Zutrauen hatte, in den letzten Stunden aufzurichten, entfloh ſie wieder nach St. Cyr; und der mächtigſte König ſeiner Zeit würde, von aller Welt verlaſſen, ſeinen Geiſt aufgegeben haben, wenn nicht

---

*) St. Simon VI. 227. Richelieu I. 313. 314. Nicht ohne Unwillen kann man das leſen, was Beaumelle zur Entſchuldigung der Entweichung der Frau von Maintenon von dem ſterbenden Könige ſagt. V. p. 171 et ſq.

nicht einige treue Bedienten ein meſchlicheres Herz, als ſeine Gemahlinn, ſein Sohn und ſein Beichtvater gehabt hätten. — Frau von Maintenon wurde ſehr geehrt, und noch mehr gefürchtet, aber nie allgemein geliebt; und ſie verdiente auch nicht, geliebt zu werden. Sie gehörte zu den Menſchen, welche die Merkmahle der Liebe entbehren können, wenn ſie nur ſehen, daß ſie geehrt und gefürchtet werden. Es gab aber doch Augenblicke, wo ihr das Gefühl des Mangels von wahrer Liebe höchſt peinlich war; und in Einem dieſer Augenblicke ſagte ſie zu der Gräfinn de la Riviere: “Wie glücklich ſind ſie, Madame, daß ſie ſo liebenswündig ſind, und von der ganzen Welt ſo ſehr geliebt werden; auf ihrem Geſichte herrſcht ſtets ein Ausdruck von Zufriedenheit *)”.

Frau von Maintenon war eben ſo wenig glücklich, als beliebt. Sie erkannte und wiederholte es beſonders ihrem unerſättlichen Bruder beſtändig, daß ſie Beide vielmehr erreicht, als ſie jemahls hätten hoffen können. Sie erlangte aber das nicht, was ſie am heftig-

---

*) Lettres I. 341.

ſten zu erlangen wünſchte: die Crone einer Königinn von Frankreich; und dieſer unbefriedigte Wunſch kränkte ihren Ehrgeiß mehr, als alle übrige Ehrenbezeugungen demſelben ſchmeichelten. Die Merkmahle von Ehrfurcht, womit man ſie überhäufte, wurden ihr bald ekelhaft, oder wenigſtens alltäglich. Die Spottgedichte und Verläumdungen hingegen, welche der Hof zu Meudon *), und ihre übrigen heimlichen Feinde ausſtreuten, behielten ſtets ihren Stachel, und erfüllten ſie mit Unmuth, mit heimlicher Rachgier, und nicht ſelten mit ängſtlichen Beſorgniſſen, daß das, was ſie kränkte, dem Könige bekannt werden, und einen nachtheiligen Eindruck hervorbringen könne. Frau von Maintenon zog den König von ſeinen Mätreſſen ab, ſchränkte die Feſte und Luſtbarkeiten des Hofes immer mehr ein, machte den König beynahe allen übrigen Menſchen außer ihren Lieblingen und Vertrauten unzugänglich, um ihn deſto ſicherer in ihrer Gewalt zu behalten. Dieſe Iſolirung des Monarchen legte ihr die Gröſte aller Laſten ihres Lebens auf: Die Unterhaltung eines Man-

---

*) Man ſ. z. B. Richelieu Memoir. I. 109. 148.

Mannes, der das möglichſt große Bedürfniß, und die möglichſt geringe Fähigkeit hatte, unterhalten zu werden. „Ludewigs Seele war leer, wie die Seelen aller nicht unterrichteten Fürſten, und er konnte nicht einen Augenblick allein ſeyn *). Er ſuchte kein Vergnügen mehr, ſondern fand es allein in der Vermeidung des Mißvergnügens. Eine unaufhörliche Unbehaglichkeit zwang ihn, ſtets ſeinen Platz und ſeine Beſchäfftigungen zu verändern. Weil er eine kalte Phantaſie beſaß, und ſeine Kenntniſſe nicht durch Bücher vermehrt hatte; ſo war ſeine Unterhaltung trocken. Er redete nur von dem, was er geſehen hatte; und die Augen eines Monarchen, der durch Ehrgeitz verblendet, und durch die Erhabenheit ſeines Standes beynahe unzugänglich iſt, ſehen nicht viele Dinge. Wenn er von der Jagd zurück kam, und ſich ſelbſt wiedergegeben wurde; ſo fand er nichts, als Leerheit, und bot auch andern nichts dar, als ein erſchöpftes Herz, eine oft ungleiche Laune, einen eingeſchläferten, oder überſpannten Geiſt, der ſich noch immer nach Zerſtreuung und Ergötzung

---

*) Beaumelle Mem. de Me de Maintenon IV. 182.

gößung ſehnte, welche aber diejenigen am meiſten fliehen, von denen ſie am inbrünſtigſten herbeygerufen werden. Dieß war der Fürſt, den man erwecken und zerſtreuen muſte! ein Fürſt, der entweder die Angelegenheiten von Europa, oder gar nichts im Kopfe hatte: der Eindrücke und Geſchmacks leicht änderte, der die Herzoginn von Orleans geliebt, und die Valliere verſchmäht, der die Valliere geliebt, und die Montespan verachtet, der die Montespan geliebt, und die Maintenon gehaßt hatte, welche er zuletzt zu ſeiner Gemahlinn erkohr".

"Alle Beweiſe von Achtung und Ehrfurcht entſchädigten die Frau von Maintenon nicht wegen dieſer ewigen Knechtſchaft, dieſer ewigen Wiederſprüche, welche ſie zu dulden hatte, dieſer Vorwürfe, deren mühſelige Unterdrückung die böſe Laune und deren Ausbrüche ankündigten. Da der König ſie eines Tages niedergeſchlagen fand, ſo ſagte er: wie denn Madam, ſie ſind traurig! Von dieſer Zeit an ließ ſie ſich in ihren Bekümmerniſſen nicht mehr überraſchen. Sie brachte ihm ſtets ein heiteres und zufriedenes Geſicht entgegen. Wenn der König

nig ihr Zimmer verließ, ſo warf ſie ſich auf ihr Bett, und ließ ihren Thränen und Seufzern einen freyen Lauf. Ich habe ſie manchmahl, ſagt Mademoiſelle d'Aumalle, wenn ſie ermüdet, verdrießlich, unruhig, und krank war, eine lachende und zufriedene Miene annehmen, den König durch tauſend Erfindungen zerſtreuen, und ihn ganz allein vier Stunden lang ohne Wiederholung, ohne Verläumdung, ohne Gähnen unterhalten ſehen. Wenn er Abends um zehn Uhr zu Bette ging, und man ihre Verhänge zuzog, ſo ſagte ſie mir ſeufzend: ich habe nur kaum ſo viel Zeit, um ihnen zu ſagen, daß ich am Ende bin. Nachdem der König ihr eine Kleinigkeit, um welche ſie für Einen ihrer Verwandten gebeten, abgeſchlagen hatte; ſo ſagte ſie mir: wenn ich mir die Mühe geben wollte, ein wenig verdrießlich zu ſcheinen, ſo würde ich Alles erhalten, was ich verlange. Allein mein Schickſal iſt, im Stillen zu dulden. Der König iſt von Natur ſanft. Er ermuntert mich täglich, ihn um etwas zu bitten. Allein unſere Fürſten denken nicht daran, andern Freude zu machen. — Ich habe ſie oft, fährt das eben genannte Frauenzimmer fort, entſchloſſen geſehen, vor Uebermaaß von Sorgen den Hof zu verlaſſen. — Ach! rief ſie aus, wenn ich doch dieß Land verlaſſen könnte! allein es iſt nicht mehr in meiner Gewalt. Warum, mein Gott, warum haſt du mich daran gefeſſelt? Indem ſie dieſes mehr ſchrie, als ſagte, brach ſie in einen Strom von Thränen aus. Wie tyranniſch, klagte ſie bisweilen, ſind die Männer! ſie ſind keiner wahren Freundſchaft fähig. Es gibt keinen beſſern Mann, als den König; allein man muß von Allen leiden. Gott erlaubt dieſes, um mich von der Welt abzuziehen. Was würde bey den Anbetungen, die mir widerfahren, bey dem Platze, den ich einnehme, aus mir werden, wenn ich nicht einige Bitterkeit hätte? Man muß da ſeyn, wo ich bin, um zu wiſſen, wie hart es iſt, zu leben". —

"Je älter der König wurde, deſto peinlicher wurde die Lage der Frau von Maintenon. Der König ſah ſeine Miniſter aus Gewohnheit, ſeine Gärten aus Liebhaberey, und Frau von Maintenon aus Achtung. Die häufigen, und langen Beſuche des Königs ließen ſie den Werth der Freyheit recht fühlen, deren Verluſt ſie jetzt bedauerte, da ſie für ſie verloren war. Sie liebte die Geſellſchaft, und lebte in einer ewigen Sclaverey. Sie haßte den Pomp, und war beſtändig damit umringt. Sie war von Natur ſo offenherzig, daß der Dúc de Bourgogne von ihr urtheilte; ſie ſey wahr, und das heiße alles ſagen; und bey dieſer Offenherzigkeit war ſie zu einer unaufhörlichen Verſtellung gezwungen. Ich kann es nicht länger aushalten, ſagte ſie einſt zum Grafen d'Aubigné, ich wollte, daß ich todt wäre! Haben Sie denn, antwortete der Neffe, das gewiſſe Verſprechen, Gott den Vater zu heirathen"?

"Der Charakter des Königs war eine Quelle von ganz beſonderen Bekümmerniſſen. Er erwartete viel, ungeachtet er wenig forderte. Er war, wie die meiſten Männer, hart gegen die Weiber, unfähig der feinen Zärtlichkeit, welche das andere Geſchlecht ſo gut kennt, und ſehr geneigt, diejenigen als ſeine Sclavinnen zu behandeln, die nach der erſten Einſetzung der Ehe bloß Freundinnen ſeyn ſollten. Die Ehemänner überhaupt ma-

machen ihre Gattinnen ſelten glücklich: Könige faſt niemahls. Es gibt, ſeufzte die Frau **von Maintenon**, keine ſanfte Ketten, als welche man um Gotteswillen trägt. **Ludewig** XIV verbarg ſeine böſen Launen, wenn er öffentlich erſchien; und für dieſen Zwang entſchädigte er ſich in ſeinem häuslichen Leben. Frau **von Maintenon**, welche ihr Inneres, wie ihr Geſicht beherrſchte, zerſtreute dieſe Wolken bald durch die Vergnügungen der Muſik, bald durch die Reitze des Umgangs im Hotel Richelieu. Es war aber kein Wunder, daß ſie von Zeit zu Zeit aus ihrer erzwungenen Fröhlichkeit in die tiefſte Traurigkeit fiel. Welch' eine Marter, ſagte ſie einſt zur Frau **von Bolingbroke**, einen Menſchen zu amüſiren, der nicht mehr amüſirbar iſt"!

"Die Ausfälle des Königs gegen die Frau **von Maintenon** waren häufig, und nicht ſelten ſehr hart, und widerſprechend. Bisweilen unterbrach er ſie mitten in einem Rath, um welchen er gebeten hatte, mit den Worten: "Madame, warum miſchen ſie ſich in dieſe Sache? Heute tadelten die Miniſter, was die Biſchöfe geſtern gebilligt hatten. Morgen

gen ſchrieb **Ludewig** den unglücklichen Ausgang einer Sache demjenigen zu, der dazu gerathen hatte. . . Sein Zutrauen führte ihn zur Frau **von Maintenon** hin. Seine Ruhmbegier entfernte ihn oft von derſelben. Beide waren nicht auf einerley Art fromm. Frau **von Maintenon** war es ſchon lange Zeit: der König erſt ſeit wenigen Jahren. Beide machten ſich Vorwürfe über die unſchuldigſten Vergnügungen; ſie, aus Strenge: er, aus Unwiſſenheit. Keiner konnte des Andern entbehren; und doch machten ſie ſich einander lange Weile. — Der König hatte einen Widerwillen gegen die Anverwandten der Frau **von Maintenon**, und zeigte dieſen Widerwillen auf eine höchſt beleidigende Art. — Zum Glück gingen dieſe Zwiſtigkeiten faſt immer über, ohne daß eine gegenſeitige Aufklärung nöthig geweſen wäre".

"Das Publicum ſchwieg nicht, ungeachtet der Hof ſeinen Witz, oder ſeine Bosheit verachtete. Bald ſtellte man die Frau **von Maintenon** zwiſchen **Scarron** und dem Könige vor, wie ſie dem Einen zulächelte, und dem Andern Naſenſtüber gab: bald **Ludewig** XIV, wie er durch die Brille der Frau **von Maintenon** ſah, und **von Pontchartroim** an einem feinen Faden geführt wurde. **Wilhelm der Dritte** ſagte: "der König von Frankreich gleicht in keinem Stücke den übrigen Königen. Er hat Miniſter von achtzehn, und Mätreſſen von achtzig Jahren".

"Wer kann, ſo ſchließt **Beaumelle** die bisher mitgetheilten Nachrichten, wer kann nach dieſer Schilderung die höchſte Gunſt ohne Schauder betrachten"? — Was muſte die Frau **von Maintenon** in den letzten Lebensjahren des Königs empfinden, da ſie ſchon im J. 1684. an ihren Bruder ſchrieb: Nach den Menſchen, welche die erſten Stellen beſitzen, kenne ich keine Unglücklichere, als diejenigen, welche jene beneiden *). — In der That, wenn Jemand ſich ſelbſt, oder Andere von glänzendem Ehrgeitze heilen, oder von der Eitelkeit und Gefährlichkeit weltlicher Größen überzeugen will; der darf nur die Geſchichte **Ludewigs XIV**, ſeiner Gemahlinn, Mätreſſen, und Miniſter, und aller Perſonen des Königlichen Hauſes ſtudieren, oder empfehlen.

---

*) Lettres de Me de Maintenon I. p. 179.

Alle dieſe beneideten Menſchen litten mehr, als ihre Neider, nicht bloß in den Zeiten des Unglücks und der Ungnade, ſondern ſelbſt in den Zeiten, wo das Glück allen ihren Wünſchen zuvorzukommen, und alle ihre Entwürfe beynahe ohne ihr Zuthun zu begünſtigen ſchien.

Wenn der ſogenannte große Dauphin ſeinen Vater überlebt hätte; ſo würde er faſt gewiß mit der Mademoiſelle **Choin** eben das Schauſpiel wiederhohlt haben, welches **Ludewig XIV** und Frau **von Maintenon** gegeben, und was man lange für das Einzige ſeiner Art gehalten hatte *). Monſeigneur verliebte ſich zuletzt in die Choin, ein Cammermädchen der Prinzeſſinn **von Conti**, das in Rückſicht auf Geiſt und Cörper hinter der Frau **von Maintenon** noch viel mehr, als der Dauphin hinter ſeinem Vater zurück blieb **).

---

*) St. Simon V. p. [illegible] et ſq. Richelieu I. p. [illegible] et ſq. Beaumelle IV. p. [illegible] et ſq. Dieſe Drey Schriftſteller weichen zwar in manchen Stücken von einander ab, ſtimmen aber doch in den Hauptpuncten zuſammen. Sie ſchreiben ſelbſt den Nahmen verſchieden: Choin, Chavoin, Chouin.

**) St. Simon l. c. Choin n'a jamais été qu'une groſſe camarde, brune, qui avec toute la phyſiono-

Mademoiſelle Choin ahmte der Frau von Maintenon treulich nach. Sie widerſtand den Liebeserklärungen des Dauphins ſo lange, bis dieſer ſich zu einer heimlichen Ehe bequemte. Ludewig XIV kannte, und Frau von Maintenon billigte und beförderte dieſe Verbindung des Dauphins und der Choin: entweder bloß, um durch die leztere den Dauphin günſtiger gegen ſich zu ſtimmen, oder um ihn zu bewegen, daß er ſich der öffentlichen Erklärung der Heirath des Königs nicht länger widerſetzen ſolle *). Mademoiſelle Choin betrug ſich zu Meudon vor dem Dauphin gegen die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes eben ſo, wie Frau von Maintenon zu Verſailles. Im vertraulichen Zirkel ſaß ſie in einem Lehnſtuhle, wenn die Ducheſſes de Berry und de Bourgogne nur auf Tabourets ſaßen; und ſie ſagte eben ſo trocken, als Frau von Maintenon, la Ducheſſe de Bourgogne, la Ducheſſe de Berry, le Duc de Berry, wenn ſie von

---

nomie et le jeu d'eſprit n'avoit l'air que d'une ſervante, qui long-temps avant cet évenement-ci, étoit devenue exceſſivement groſſe et puante.

*) Dieß verſichert der Marſchall von Richelieu.

von dieſen Perſonen der Königlichen Familie redete. Die ſonderbaren Verbindungen des Königs und ſeines Sohns veranlaßten die Ducheſſe de Bourgogne lachend zu ſagen: Ich möchte vor meinem Gemahl ſterben, allein ich möchte zugleich ſehen, was nach meinem Tode vorginge. Ich bin überzeugt, daß er Eine von den ſoeur griſes, oder eine Nonne aus dem Cloſter St. Marie heirathen würde *).

Nach den Beyſpielen des Königs und ſeines Sohns wurden die übrigen Prinzen des Königlichen Hauſes, die Miniſter, Feldherren und deren Günſtlinge von ihren Weibern oder Mätreſſen regiert. Viele der bisher beygebrachten Zeugniſſe und Anekdoten ſetzen dieſes außer Zweifel, und überheben mich der Mühe, den Einfluß der Liebeshändel auf die öffentlichen Angelegenheiten in einem genauern Detail zu verfolgen. Das Anſehen der Weiber muſte nothwendig in eben dem Verhältniſſe zunehmen, in wel-

---

*) St. Simon hörte dieſes Bonmot von zwey Damen am Tage, nachdem es geſagt worden war. Er verdient daher mehr Glauben, als Beaumelle, der den Einfall der Prinzeſſinn etwas anders erzählt. l. c. 179.

welchem die Verwaltung deſpotiſcher, und die wichtigſten Geſchäfte nicht im Conſeil durch die Mehrheit der Stimmen, ſondern zwiſchen dem Könige, und zwiſchen einzelnen Miniſtern, oder andern Vertrauten abgethan wurden.

Achter Abſchnitt.

Ueber den Geſchmack in Kleidern und Putz unter Ludewig *XIV*.

Der Hof **Ludewigs** XIV, und die Hauptſtadt Frankreichs wurden von den Europäiſchen Fürſten, und Völkern in keinem andern Stück ſo ſehr nachgeahmt, als in allen den Dingen, welche unter die Herrſchaft der Mode gehören. Hierin ſtimmten die bitterſten Feinde, wie die gröſten Bewunderer der Franzoſen, und ihres Königs zuſammen. In Frankreich ſelbſt erkannte man, daß die Einführung und Nachahmung franzöſiſcher Moden in dem übrigen Europa unſägliche Vortheile verſchaffe. Man gewinne durch den Verkauf neuer modiſcher Waaren nicht nur ungeheure Summen, ſondern man finde auch Negotiationen, und alle andere Arten von Geſchäfften dadurch ſehr erleichtert, daß die Franzoſen durchgehends als Muſter angeſehen würden, und daß man mit den günſtigſten Vorurtheilen für ſie eingenommen ſey *).

Ludewig ſelbſt ſchuf den Geiſt der Mode, der während ſeiner ganzen Regierung herrſchte. Wegen ſeines Hanges zur Pracht ſuchten die Herren und Damen des Hofes in Kleidern, Putz, und Hausrath mehr das Prächtige, und Glänzende, als das Schöne, oder wählten wenigſtens nie das Schöne, wenn es nicht zugleich glänzend war. In dieſer Pracht, und Koſtbarkeit von Kleidern, Schmuck und Möblen lag der Grund, warum die Moden ſich zwar häufiger, als ſonſt, aber doch lange nicht ſo häufig, als in ſpätern Zeiten änderten. Die neuen

---

*) St. Evremond III. 114. IV. 228. Les Etrangers honteux de leur bon-ſens, comme d'une qualité groſſiere, cherchent à ſe faire valoir chez eux par l'imitation de nos Modes, et renoncent à des qualités eſſentielles, pour affecter un air, et des manieres qu'il ne leur eſt preſque poſſible de ſe donner. Auſſi ce changement eternel aux meubles et aux habits, qu'on nous reproche, et qu'on ſuit toujours, devient ſans y penſer une ſageſſe bien grande; car outre une infinité d'argent, que nous en tirons, c'eſt un interêt plus ſolide, qu'on ne croit, d'avoir les François répandus par tout, qui forment l'exterieur de tous les peuples ſur le nôtre; qui commencent pour aſſujettir les yeux, . . . qui gagnent le ſens en faveur de notre empire, - - etc.

neuen Stoffe und Formen der weiblichen Kleidung, und des weiblichen Putzes wurden von den jüngſten, und ſchönſten Damen des Hofes, beſonders von den Mätreſſen des Königs erfunden; und diejenigen, welche ſich nicht bis zur Ehre der Erfindung erheben konnten, ſtrebten wenigſtens nach dem Ruhm, die neuerfundenen Moden zu übertreiben. Unter den Cavalieren des Hofes wurden keine für ihr Geſchlecht ſolche Muſter, dergleichen die Frau von Montespan, das Fräulein von Fontange, und deren Freundinnen für die Damen waren; und doch gingen in den Trachten, und dem Putze der Männer viel größere Veränderungen, als in denen der Damen vor. Dieſe neuen männlichen Trachten und Arten des Putzes waren zugleich viel dauerhafter, als die weiblichen. Viele erhielten ſich bis in, oder nahe an unſere Zeiten.

Während der Regentſchaft der Königinn Anna von Oeſterreich trugen die Männer, wenn auch nicht allgemein, wenigſtens häufig ihre natürlichen kurz abgeſchnittenen Haare, ohne Friſur und Puder; und zugleich nährten ſie den

Baart, wenigſtens einen Zwickelbaart. Unter Ludewig XIV verſchwand der Baart unter den Hofleuten gänzlich. Man fing an, den Kopf mit ungeheuren Perücken zu bedecken, welche nicht nur tief über die Stirn, und in die Schläfen hinein, ſondern auch den ganzen Rücken hinabgingen *). Die Freunde der alten Zeit, welche ſich nicht entſchließen konnten, ihr eigenes Haar einem künſtlichen Geflechte von fremden Haaren aufzuopfern, gaben der herrſchenden Mode wenigſtens ſo weit nach, daß ſie ihr Haar nach Perückenart kräuſeln und pudern ließen. Dieß that ſogar der große Condé an der Hochzeit ſeines Sohns, des Prinzen von Conti; und der friſirte und gepuderte Kopf des Helden, ſo wie ſein glattes Kinn war, das gröſte Wunder, was man an dem glänzenden Feſte anſtaunte **). Zwiſchen den Jahren 1680-1690.

---

*) Bruyere p. 249. Ceux, qui habitent cette contrée ont une phyſionomie, qui n'eſt pas nette, mais confuſe, embaraſſée dans une épaiſſeur de cheveux étrangers qu'ils preférent aux naturels, et dont ils font un long tiſſu pour couvrir leur tête; il deſcend à la moitié du corps, change les traits, et empêche, qu'on ne connaiſſe les hommes à leur viſage.

**) Lettr. de Sevigné IV. 308. Je vous dirai une grande nouvelle, c'eſt, que Monſieur le Prince

fit

1690. wurde das Tragen von Perücken eine allgemeine Mode, welche die Aelteſten, wie die Jüngſten annahmen. Wenn man auch zugeben muſte, daß Perücken die Phyſionomie der Perſonen, welche zuerſt darin erſchienen, faſt bis zur Unkenntlichkeit veränderten; ſo glaubte man doch dabey, daß dieſe Veränderungen höchſt vortheilhaft ſeyen, und daß man durch eine große Perücke wenigſtens um zwanzig Jahre verjüngt werde *). Noch an dem Vermählungsfeſte **Ludewigs** des

---

fit faire hier ſa barbe; il étoit raſé, ce n'eſt point une illuſion, ni une de ces choſes, qu'on dit en l'air, c'eſt une verité: toute la cour en fut témoin . . . un valet de chambre abuſant auſſi de ſa patience le friſa, lui mit de la poudre, et le reduiſit enfin à être l'homme de la cour de la meilleure mine, et une tête, qui effaçoit toutes les perruques; voilà le prodige de la noce.

*) So ſagt z. B. die Frau von **Sevigné** von ihren alten Freunde **Corbinelli** Lettr. nouv. p. 28. . . . Vous ne pourriez le reconnôitre. Sachez, Monſieur, qu'il a pris une perruque comme un autre homme. Ce n'eſt plus cette petite tête friſotée, ſeule ſemblable à elle. Jamais vous n'avez vu un tel changement. J'en ai tremblé pour notre amitié. Ce n'étoit plus ſes cheveux, à qui je ſuis attachée depuis plus de trente ans. Mes ſecrets, mes confiances, mes anciennes habitudes, tout étoit chàncelant. Il étoit plus jeune de vingt ans, je ne ſavois plus, où retrouver mon ancien ami; enfin je ne ſuis apprivoiſée avec cette tête à la mode, et je retrouve deſſous, celle de notre bon Corbinelli.

des XIV zeichneten ſich die Franzöſiſchen Hofleute durch kurze und enge Wämſer, und durch weite Hoſen mit ungeheuren Bandſchleifen aus. Nach dem Tode des Cardinals Mazarin verwandelten ſich die untern Wämſer in langſchößige Weſten, und die oberen in eigentliche Röcke, welche man am Bauche zuknöpfte. Weil die Hofcavaliere nicht mehr zu Hofe ritten, ſondern fuhren; ſo verlor ſich der Gebrauch der Stiefeln am Hofe gänzlich. Die Kniebänder und Schuhe wurden nicht durch Schleifen, ſondern durch Schnallen befeſtigt. Die Hüte erhielten eine dreyeckige Geſtalt, und wurden nicht bloß mit weiſſen Federn, ſondern auch mit goldenen Treſſen ausgeſchmückt. Mit goldenen Treſſen beſetzte man gleichfalls den Rand, und die Näthe der Weſten und Röcke. Noch gewöhnlicher waren koſtbare Stickereyen, welche man auf den Weſten reichlicher, als auf den Röcken anbrachte. Der Prinz von Conti trug an ſeinem Hochzeitstage einen Rock von ſtrohfarbenem Sammt, mit ſchwarzen Blumen, an deren Umriſſen eine Stickerey von großen Diamanten umherherlief *). Der Mantel des Prinzen war mit ſchwarzem Atlas gefuttert, auf welchen man kleine Sternchen von Diamanten geſtickt hatte **). Der Dûc und die Dûcheſſe **Bourbon** hatten, wie ihre Tochter, drey mit eben ſo vielen Arten von koſtbaren Steinen geſtickte Kleider, um an jedem Tage des Feſtes in neuer Pracht erſcheinen zu können ***). **Ludewig** XIV ſelbſt trug beſtändig einen braunen, oder bräunlichen Rock mit einer leichten Stickerey; und eine reich geſtickte Weſte von rothem, oder blauem, oder grünem Tuche oder Atlaß. Er hatte weder Ringe, noch koſtbare Steine, ausgenommen an ſeinen Schuh- Knie- und Hutſchnallen. Auch war das blaue Ordensband an großen Feſten mit Steinen beſetzt, die auf acht bis neun Millionen geſchätzt wurden ****). Die Hofuniform

---

*) Lettr. de Me de Sevigné V. p. 309 Die Grundfarbe des Kleides fand keinen Beyfall. Madame **de Langeron**, qui étoit l'ame de toute la parure de l'hôtel de Condé, wurde krank davon.

**) La doublure du manteau du Prince de Conti étoit de ſatin noir, piqué de diamans, comme de la moucheture.

***) ib.

****) St. Simon I. 180. 181.

form, um welche man ſich, wie um eine wichtige Gnadenbezeugung bewarb, war koſtbar mit Gold und Silber geſtickt *). Die Weſten wurden auf der Bruſt nicht zugeknöpft, und die Rockermel gingen lange nicht bis an die Hand hinab. Eben daher brauchten auch die Männer Spitzen zu ihren Krauſen und Manſchetten. Dieſe Spitzen waren nie ſo fein, als diejenigen, womit ſich die Damen ſchmückten. Die Frau von Maintenon machte ihrem Bruder Vorwürfe darüber, daß er ſtets das Koſtbarſte wähle, und daß er feinere Spitzen als der König trage. Männer, ſchrieb ſie, hätten wegen des beſtändigen Waſchens nie feine Spitzen. Dieſe ſeyen nur für Damen, welche ihre mit Spitzen beſetzten Tücher ein halbes Jahr anlegten, ohne ſie waſchen zu laſſen **). — Die unaufhörlich ſchaffende und zerſtörende Mode änderte allerdings ſeit den Zeiten Ludewigs XIV unzähliche Mahle an den Geſtalten und

---

*) ib. p. 139.

**) Lettres I. p. 115. Jamais les hommes ne les portent fins à cauſe du continuel blanchiſſage. Ces fins là ſont pour les femmes, qui mettent un mouchoir ſix mois ſans le faire blanchir.

Größen, an den Farben und Verzierungen aller männlichen Kleidungsſtücke. Es muß aber einem Jeden auffallen, daß ſie gleichſam den Grundriß, oder die Hauptformen, und Hauptabtheilungen derſelben bis auf unſere Zeiten beybehalten hat.

An den Damen waren unter **Ludewig XIV**, wie zu allen Zeiten die Haare, und der Kopf diejenigen Theile, an welchen die Mode ihre Schöpferkraft am meiſten übte. — Noch im Anfange des Jahrs 1671 ließen alle Damen des Hofes ihr Haar in hundert kleine Locken legen. Dieſe Mode, für welche ein gewiſſer **Montgobert** der gröſte Meiſter war, hatte eine andere à la Payſanne verdrängt, vermöge deren man das Haar auf eine ſolche Art theilte, daß auf dem Wirbel des Hauptes eine tiefe Furche entſtand, und die Mitte des Kopfes gleichſam entblößt wurde *). In der Zeit, wo die kleinen Locken alle ſchöne Köpfe am Hofe ohne Ausnahme umgaben,

---

*) I. 120. Lettr, de Me de Sevigné I. 120. Toutes des Dames . . . en font encore à cette jolie caeffure, que Montgobert ſçait ſi bien, je veux dire, ces boucles reverſees.

ben, hatten einige der jüngſten und ſchönſten Damen, Frau von Monteſpan, Frau von Thianges, und deren Freundinnen den Einfall, ihr Haar abermahls auf der Scheitel à la Payſanne von einander ſondern, und das getheilte Haar ſo weit abſchneiden zu laßen, daß man es aufwickeln, und größere mit reitzender Nachläßigkeit an einander hinfallende Locken friſiren laſſen könne *). Die Locken gingen an beiden Seiten nur einen fingerbreit über das Ohr hinab, eine größere Locke ausgenommen, welche bisweilen bis auf den Buſen herabfiel **). Man umwand, oder durchzog dieſe Friſur, wie man auch vorher gethan hatte, mit ſchönen Bändern, oder verſchönerte ſie durch einen geſchmackvollen Aufſatz, welchen aber die jungen und modiſchen Damen nicht ſelten wegließen ***). Die ſchö-

---

*) l. c. p. 155.

**) ib. p. 153. Imaginez vous une tête partagée à la payſanne jusqu à deux doigts du bourrelet; on coupe les cheveux de chaque coté d'etage, en étage, dont on fait de groſſes boucles rondes et negligées, qui ne viennent plus bas, qu' un doigt au deſſous de l'oreille . . . . et une groſſe boucle nouée entre le bourrelet et la coeffure, quelquefois on la laiſſe traîner jusques ſur la gorge.

***) l. c. On met les rubans, comme à l'ordinaire, und p. 120. Madame de Nevers n'avoit point de ſchöne Frau von Nevers war Eine der erſten, welche die neue Mode annahmen. Zugleich aber ging ſie viel weiter, als die Erfinderinnen gegangen waren. Sie ließ ſich nämlich nicht bloß die Haare des Vorderhaupts, ſondern alle Haare auf eine ſolche Art abkürzen, daß der ganze Kopf in Locken eingehüllt wurde. Als ſie zuerſt mit dieſer Friſur erſchien, ſo lachte man darüber, wie über die unnatürlichſte Uebertreibung, und verglich ihren Kopf mit einem Kohlkopfe *). Nichtsdeſtoweniger erhielt die Frau von Nevers mehrere Nachahmerinnen, worüber der König, und der größere Theil der Damen, die der alten Mode noch anhingen, ſich faſt zu Tode lachen wollten **). Zu den Lacherinnen gehörte auch

---

de coëſſe. Mais encore paſſe, elle eſt jeune et jolie.

*) l. c. p. 119. Madame de Nevers y vint coëſſée à faire rire. . . . La Martin l'avoit brétaudée par plaiſir, comme un patron de mode exceſſive. Elle avoit donc tous les cheveux coupez ſur la tête, et friſez naturellement par cent papillotes, qui la font ſouffrir toute la nuit; cela fait une petite tête de chou ronde, ſans que rien accompagne les côtez.

**) Mais que toutes ces femmes de St. Germain ſe faſſent têtonner par la Martin, cela eſt au auch die Frau von Sevigné, welche ihrer Tochter am 18 März die erſte Nachricht von der neuen Mode, und von der Uebertreibung derſelben gab. Dieß Lachen und Spotten hinderte nicht, daß nicht die neue Mode in wenigen Tagen aller Augen und Herzen, ſelbſt die der erklärteſten Spötter und Spötterinnen gewonnen hätte. Am 3 April ließen die Königinn, und alle Hofdamen ſich die Haare abſchneiden, weil der König die kurzen Haare, und großen Locken für ſchöner, als die langen Haare und kleinen Locken erklärt hatte *). Frau von Sevigné änderte ihr Urtheil eben ſo plötzlich, als der König. Ein gewiſſes Maaß in der neuen Mode, ſchrieb ſie am 4 April an ihre Tochter, hat mir außerordentlich gefallen; und ich muß dir nur ſagen, daß du dir nicht weiter die Mühe geben mögeſt, hundert kleine Locken um die Ohren herum zu machen, welche kleine Locken in kurzer Zeit ihre Kräuſe verlieren, übel ſtehen, und jetzt eben ſo wenig Mode ſind, als der Kopfputz aus den Zei-

---

point que le Roi, et toutes les Dames en pâment de rire.

*) p. 154. 155.

Zeiten der Königinn Catharina von Medicis. — Auch ich bin zurückgekommen. Die neue Friſur paßt recht für dein Geſicht. Sie iſt in wenigen Augenblicken gemacht. Du wirſt darin wie ein Engel ausſehen. Eine Freundinn der Frau von Sevigné, und ihrer Tochter bedauerte nichts mehr, als daß die letztere die reitzende Friſur nicht ſelbſt erfunden habe, da ſie gewiß zwanzig Mahle der Erfindung nahe geweſen ſey *). Die ſchöne Frau von Soubiſe gab vor, daß ſie von der Scheidung der Haare auf der Mitte des Kopfs Zahnſchmerzen befürchte. Sie ließ ſich daher von Mademoiſelle de la Borde eine neue Coeffüre machen, die an den Seiten eben ſo ſchön war, als die allgemein gewordene neue Mode, aber oben auf dem Kopfe weit hinter dieſer zurück blieb **). Die Frau von Montespan änderte die von ihr erfundene

---

*) ib p. 152. 155.

**) p. 156. Madame de Soubiſe qui craint pour ſes dents . . ne s'eſt point fait couper les cheveux : et Mademoiſelle de la Borde lui a fait une coeffure, qui eſt tout auſſi bien que les autres par les côtez ; mais le deſſus de la tête n'a garde d'être galant, comme celles dont on voit la racine des cheveux.

Friſur in den Zeiten der höchſten Gunſt bloß dahin ab, daß ſie ihr Haar nicht bloß mit ſchwarzem Bande, ſondern mit dem koſtbarſten Geſchmeide ſchmückte, und von jeder Schläfe herab eine Locke auf die Backen fallen ließ *).

Viel länger und weiter herrſchend, als alle Friſuren, welche die Damen am Hofe Ludewigs des Vierzehnten erfanden, wurde und blieb ein Kopfputz, der von der ſchönen Fontange den Nahmen erhielt. Dieſe letzte öffentliche Mätreſſe des Königs begleitete ihn in den erſten Zeiten ihrer Liebe auf die Jagd. Auf dieſer Partie trug ſie außer einem reich geſtickten Kleide, einen kleinen Hut, der mit den prächtigſten Federn geſchmückt war. Gegen Abend erhob ſich ein Wind, der die Geliebte des Königs nöthigte, ihren befiederten Hut abzulegen, und ihr Haar mit einigen Bändern befeſtigen zu laſ-

---

*) Lettres de Me de Sevigné IV. 193. Elle étoit . . . coeffée de mille boucles; les deux des tempes lui tombent fort bas ſur les joues, des rubans noirs à ſa tête, des perles de la Maréchale de l'Hôpital, embellies des boucles, et des pendeloques de diamans de la dernière beauté, trois au quatre poinçons, point de coëffe, en un mot, une triomphante beauté à faire admirer à tous les Ambaſſadeurs.

aſſen, von welchen die Enden, oder Schleifen auf die Stirn herabfielen. Dieſe von Zufall entdeckte Coeffeüre gefiel dem Könige ſo ſehr, daß er ſeine Geliebte bat, ſie den ganzen Abend bey zu behalten. Am folgenden Tage hatten ſich alle Damen auf dieſelbige Art coeffirt, und hieraus entſtanden die hohen Kopfaufſätze, welche man länger als ein Menſchenalter am Franzöſiſchen Hofe trug, und die ſich von dort aus über ganz Europa verbreiteten *). Die Fontangen wurden je länger, je ſchwerfälliger. Die Dücheſſe du Maine, ſchreibt die Frau von Maintenon, erliegt unter dem Golde und Edelſteinen. Ihr Kopfputz iſt ſchwerer, als ſie ſelbſt iſt **). Ludewig XIV eiferte gegen dieſe ungeheuren Aufſätze, aber vergebens. Die Gemahlinn des Engliſchen Geſandten Grafen von Shaftsbury machte ſie lächerlich, und ſie verſchwanden zum gro-

---

*) Hiſt. amour. des Gaules III 189. 190. Voilà l'origine de ces grandes coëffures, qu'on porte encore, et qui de la cour de France ont paſſé presque dans toutes les cours de l'Europe.

**) Lettres II. p. 180. Elle ſuccombe ſous l'or, ſous les pierreries. Sa coeffure peſe plus, que toute ſa perſonne.

ſen Verdruß des ſtolzen Königs in kurzer Zeit. Dennoch dauerten Fontangen von mäßiger Größe noch immer fort. Frau von Maintenon vertheilte die Fräulein zu St. Cyr nach der Farbe ihrer Fontangen, in vier Haufen. — Die Frömmigkeit des Hofes, welche bald nach der Einführung der Fontangen anfing, trug wahrſcheinlich das Meiſte zu ihrer langen Dauer bey.

Das Schminken übertrieben die Franzöſiſchen Hofdamen unter Ludewig XIV mehr, als irgend einen andern Theil ihres Putzes. "Die Weiber am Hofe, ſagt La Bruyere *), beſchleunigen das Verblühen ihrer Schönheit durch die unnatürlichen Künſte, wodurch ſie ſich zu verſchönern glauben. Sie mahlen ihre Lippen und Backen, ihre Augenbraunen und Schultern, welche ſie gleich ihrer Bruſt zur Schau legen, endlich ihre Arme und Ohren. Wenn die Damen, fährt derſelbige Schriftſteller anderswo fort **), ſich in der Abſicht ſchmücken, um den Männern zu gefallen; ſo erkläre ich ihnen

---

*) p. 249.

**) p. 121.

nen hiemit im Nahmen meines ganzen Geſchlechts, oder doch des gröſten Theils deſſelben, daß die weiſſe und rothe Schminke ſie häßlich und ſelbſt eckelhaft, und die rothe Schminke allein alt und unkenntlich macht: daß die Männer ſie eben ſo ungern mit Bleyweiß auf dem Geſichte, als mit falſchen Zähnen im Munde ſehen".

Die Stoffe der weiblichen Staatskleider waren unter Ludewig XIV unglaublich koſtbar. Frau von Montespan trug an dem Tage, wo ſie durch ihre Schönheit, und ihren Putz die allgemeinſte Bewunderung erregte, ein Kleid, das ganz aus den feinſten Spitzen verfertigt war *). Vor der Vermählung der Tochter des Miniſter Louvois ging man zur Beſichtigung der zur Schau ausgelegten Brautkleider, wie in die Oper. Unter den Goldſtoffen war keiner, von welchen die Elle weniger, als zwanzig Louisdor, gekoſtet hätte **).

Ludewig XIV liebte die Frau von Montespan eine Zeitlang, ohne daß

---

*) Lettres de Sevigne IV. 193.

**) V. 199 ib. On va voir, comme l'opera, les habits de Mademoiselle de Louvois. Il n'ya point d'etoffe dorée, que de vingt Louis l'aulne.

ſichtbare Zeichen dieſer Liebe erfolgten. Als endlich die Frau von Montespan ſchwanger wurde, ſo wollte ſie ihren Zuſtand verbergen. In dieſer Abſicht erfand ſie eine Tracht, die den feinen Taillen gar nicht günſtig war, und doch gleich allgemein nachgeahmt wurde *). Man kann nicht vorausſetzen, daß dieſe Mode länger dauerte, als die Gunſt ihrer Erfinderinn.

Bey der erſtaunlichen Pracht in Kleidern und Schmuck iſt es zu verwundern, daß ein mit goldenen Treſſen beſetztes Bett, und ein Cammerdiener für Beweiſe eines Luxus gehalten wurden, welche man ſelbſt vornehmen Hofdamen nicht verzeihen könne. Wenn ich auch funfzig tauſend Livres Renten hätte, ſchreibt Frau von Maintenon; ſo würde ich mir doch kein mit goldenen Treſſen beſetztes Bett, wie Madame de la Fa-

yette

---

*) Mem. de Me de Maint. II. 2. Hiſt. amour. des Gaules III. 240. Cela fut cauſe, qu'elle inventa une nouvelle mode, qui étoit fort avantageuſe pour les femmes, qui vouloient cacher leur groſſeſſe, qui fut de s'habiller, comme les hommes, à la reſerve d'une jupe, ſur laquelle à l'endroit de la ceinture on tiroit la chemiſe, que l'on faiſoit bouffer le plus, qu'on pouvoit, et qui cachoit ainſi le ventre.

yette, noch einen Cammerdiener anſchaffen, wie Frau von **Coulanges**. Iſt das Vergnügen, was ſie davon haben, wohl der Spöttereyen werth, die ſie deßwegen dulden müſſen *)?

---

*) Lettres t. 1. [illegible]. Einer der intereſſanteſten Briefe der Frau von Maintenon iſt der 53te des 1 Bandes, in welchem ſie ihrer Schwägerinn einen täglichen und jährlichen Hausetat für eine Familie von 12 Perſonen macht. Man findet darin die Preiſe der nothwendigſten Bedürfniſſe im J. 1679. angegeben. Eine Familie von 12. Perſonen konnte mit 12000. Livres ſehr anſtändig in Paris leben.

Neunter Abſchnitt.

Ueber den Einfluß des Hofes Ludewigs XIV, und der Franzöſiſchen Sitten überhaupt auf andere Europäiſche Höfe, und Völker.

Als Ludewig der XIV ohne einen erſten Miniſter zu regieren anfing, war der Franzöſiſche Hof ſchon anderthalb Jahrhunderte lang für manche Europäiſche Höfe, und die Franzöſiſche Nation in vielen Stücken, für andere Nationen Muſter geweſen. Ludewig XIV vollendete das, was ſeine Vorfahren nur angefangen hatten, durch ſeine ſeltenen perſönlichen Eigenſchaften, durch den blendenden Glanz ſeines Hofes, durch die unerhörte Macht, die eben ſo unerhörten Einkünfte und den außerordentlichen Ruhm, welche ihm die Talente und Thaten ſeiner angeerbten Miniſter, und Heerführer verſchafften. Von den Jahren 1661 und 1662 an, ſtrebten die meiſten Europäiſchen Fürſten darnach, die Gränzen ihrer willkührlichen Gewalt, und die

Quellen ihrer Einkünfte zu erweitern, um gleich **Ludewig** XIV die Zahl ihrer Krieger, und den Pomp ihrer Höfe vermehren, prächtige Palläſte, Luſtſchlöſſer und Gärten erbauen und verzieren, koſtbare Feſte und Vergnügungen geben und einführen, und endlich ſchöne Mätreſſen unterhalten zu können. Die meiſten regierenden Fürſten, und deren Nachfolger reisten ſelbſt nach Frankreich, um den Monarchen, und den Hof, welchen ſie nacheiferten, in der Nähe bewundern, und ſich darnach bilden zu können; und dem Beyſpiele der Fürſten folgte allenthalben der begüterte Adel nach. Nicht wenige fremde Fürſten und Standesperſonen wurden von reitzenden Franzöſinnen ſo ſehr bezaubert, daß ſie ſich mit denſelben vermählten, oder ſie wenigſtens als Mätreſſen in ihre Länder zurück brachten. Andere verwahrten ſich gegen den Zauber der Liebe, fielen aber dagegen in die Schlingen von Franzöſiſchen Schmeichlern und Günſtlingen, die ſie nachher ſtets ihren eigenen treuen Dienern und Unterthanen vorzogen. Wenn Fürſten und Fürſtenſöhne durch äußere Umſtände abgehalten wurden, den Franzöſizöſiſchen Hof zu beſuchen; ſo war man doch ſo feſt überzeugt, daß Frankreich der einzige Sitz der ächten Politeſſe, des guten Geſchmacks, und der gefälligen Mode ſey: daß man nur in Frankreich oder von Franzoſen lernen könne, wie man ſich tragen, oder betragen, wie man fechten, tanzen und reiten müſſe; daß man mit großen Koſten Franzöſiſche Gouverneurs, oder Geſellſchafts-Cavaliere, Franzöſiſche Exercitien-Meiſter, und Cammerdiener kommen ließ, um durch dieſe einigermaaßen das zu erſetzen, was man ſonſt von Reiſen nach Frankreich erwartete. So bald Franzoſen, oder Franzöſinnen irgendwo feſten Fuß gefaßt, und beträchtlichen Einfluß erlangt hatten; ſo wußten ſie es bald dahin einzuleiten, daß ihre Verwandten, oder Bekannten von beiderley Geſchlecht hervorgerufen, und mit anſehnlichen Stellen, oder Penſionen verſorgt wurden. Unter den angeführten Umſtänden war es ſehr natürlich, daß die meiſten Europäiſchen Höfe mit Franzoſen und Franzöſinnen bevölkert: daß die meiſten Fürſten von den Einen, oder Andern regiert: daß die Franzöſiſche Sprache zur Sprache der groſſen und feinen Welt erhoben: daß die Palläſte, Luſtſchlöſſer, und Gärten, der Hausrath und die Equipagen, die Kleidung und der Putz, die Feſte und Luſtbarkeiten in dem gröſten Theile von Europa von Franzöſiſchen Meiſtern, und nach Franzöſiſchen Muſtern entworfen wurden. Beſonders nahm durch das böſe Beyſpiel Ludewigs XIV die Verſchwendung der Fürſten, und der Unfug von Mätreſſen ſo ſehr überhand, daß dadurch manche regierende Häuſer, und mit den regierenden Häuſern auch ihre Länder auf lange Zeit zu Grunde gerichtet wurden. Die Franzöſiſche Sprache, und die Franzöſiſchen Moden ſchlugen an den meiſten Höfen ſo tiefe Wurzel, daß ſie nicht einmahl durch die Schrecklichſte aller Revolutionen, welche den höchſten und höheren Ständen einen unvermeidlichen Untergang drohte, ausgerottet werden konnten.

Unter allen fürſtlichen Zeitgenoſſen Ludewigs XIV hatte keiner eine gröſſere Vorliebe für Franzöſiſche Sitten, und opferte Keiner dem Franzöſiſchen Intereſſe ſeinen eigenen Ruhm, und ſeines Volkes Wohlfahrt ſo ſehr auf, als Carl II von England. Dieſer König hatte die ſchönſte Zeit ſeines Lebens in Frankreich zugebracht, und eben daher entſprang die Vorliebe für einen Hof, der ihn gegen die Mörder ſeines Vaters in Schutz genommen hatte. Carl II wurde zwar von ſeinem reuigen und ſehnſuchtsvollen Volke zu früh auf den Thron ſeiner Väter zurück gerufen, als daß er ein Zeuge des prachtvollen Hofes Ludewigs XIV hätte ſeyn können. Dieß hinderte aber nicht, daß er nicht dem bewunderten Könige von Frankreich, ſo weit es ſeine Lage erlaubte, hätte nachahmen, und ihm zu Gefallen hätte leben ſollen. Carl II. kam Ludewig XIV in Rückſicht auf Politeſſe, und auf Gabe der Erzählung wenigſtens gleich, und übertraff ihn an lebendigem und gefälligen Witze um viele Grade *). Er theilte ſeine Politeſſe dem Engliſchen Hofe und Volke ſo weit mit, als es der Parteygeiſt, der größte Feind aller Artigkeit, zuließ; und die an ſeinem Hofe gebildeten Hofleute zeich-

nes

---

*) Buckingham's Character of Charles II in der Vorrede zu Rocheſter's Works p. 55. Witty in all ſorts of Converſation, and telling a Story ſo well, that, not our flattery, but the Pleaſure of hearing it, we ſeem'd ignorant of what he had repeated to us ten Times before.

neten ſich lange durch ihr gefälliges und verbindliches Betragen aus *). Carl II war Ludewig XIV von keiner Seite ſo ähnlich, als durch ſeine Mätreſſenliebe; und von keiner ſo unähnlich, als durch den Abſcheu gegen cärimoniöſen Pomp, und Repräſentation. Er haßte beide ſo ſehr, und war zugleich ſo träge, daß er es bey dem glücklichſten Witze und der majeſtätiſchſten Miene nicht über ſich gewinnen konnte, auch nur einen Augenblick im Parlement oder im geheimen Rath den König zu machen **); und daß er alle Unterſchiede der Geburt und des Ranges nicht nur gern ſelbſt vergaß, ſondern auch Andere vergeſſen ließ. Dieſer Abſcheu alles Zwanges, und dieſe Trägheit machten ihn zu einer leichten Beute aller derer, die ihn zunächſt umgaben, und zuletzt auf ihn wirkten. Er hatte eine ſo natürliche Sorgfalt für ſeine Ge-

---

*) XII. 216 Hume. King Charles being in his whole deportment a model of eaſy and gentleman like behaviour, improved the politeneſſ of the nation, as much as faction, which of all things is moſt deſtructive to that virtue, could poſſibly permit. His courtiers were long diſtinguiſhable in England by their obliging and agreeable manners.

**) Buckingham l. c. p 57.

Geſundheit, und war ſo wenig irgend einer Anſtrengung fähig, daß er aus eigenem Triebe ſelbſt nicht einmahl in ſeinem ſtärkſten Hange, der Neigung zum andern Geſchlecht, ausgeſchweift haben würde. Allein eben deßwegen, weil er ohne alle Kraft zum Widerſtande war, ließ er ſich von unwürdigen Günſtlingen und Geliebten zu den niedrigſten und ſchimpflichſten Zügelloſigkeiten hinreiſſen *). Der liebenwürdige König, und ſeine liebenswürdigen Verführer und Verführerinnen ſteckten den ganzen Hof, und die Hauptſtadt an. Die herrſchenden Laſter des Königs und ſeines Hofes beſtiegen in den reitzendſten Geſtalten, das Theater, ſchlichen ſich in die Werke der berühmteſten Schriftſteller ein, und verbreiteten ſich von und durch beide über die ganze Nation. Dichter und Schauſpieler waren in dem vergangenen und gegenwärtigen Jahrhundert nie ſchaamloſer, als unter Carl II, und dieſe Schaamloſigkeit ſchadete den Künſten und Wiſ-

ſen-

---

*) l. c. p. 54. In his Pleaſures he was rather abandon'd, than luxurious; and like our Female-Libertines, apter to be perſuaded into Debauches for the ſatisfaction of others, than to ſeek with Choice, where moſt to pleaſe himſelf.

ſenſchaften eben ſo ſehr, als den öffentlichen Sitten *).

Carl II begnügte ſich nicht damit, mehrere Kebsweiber hintereinander, oder auf eine kurze Zeit neben einander zu haben. Er hatte beſtändig einen Harem von Kebsweibern um ſich, und ſtellte dennoch allen ſchönen Frauen und Jungfrauen der Hauptſtadt nach. Je älter er wurde, deſto zahlreicher wurde ſein Harem, in welchem er zuletzt die gänzliche Ungebundenheit im Reden und Handeln, oder vielmehr das gänzliche Nichts=Thun als die wahre, oder erſte Sultaninn verehrte **). Wenn er ſelbſt Vergnügen und Unterhaltung genoß, ſo kümmerte es ihn nicht, daß Andere Theil daran nahmen. Dieſen Mangel von Eiferſucht nutzten ſeine Mätreſſen *), indem ſie ſich gleich dem Könige ohne Scheu allen ihren Phantaſien und Launen überließen. Ungeachtet er nie eine Einzige ausſchließlich liebte, und beſaß; ſo hatte doch beynahe eine Jede in ihrer Stunde eine ſolche Gewalt über ihn, als wenn ſie die einzige Gebieterinn ſeines Herzens geweſen wäre; und eben daher kam es, wie es in einem Epigramm des Grafen Rocheſter heißt: daß der König, der nie etwas Thörichtes ſagte, doch auch nie etwas Weiſes that, oder ausführte.

---

*) Hume XII, 222. And it was than found, that the unmeaſurable licentiousneſſ, indulged at court or rather applauded was more deſtructive to the fine arts, than even the cant, nonſenſe aud enthuſiaſm of the preceeding period.

**) Buckingham p. 54. I am of opinion alſo, that in his latter Times, there was as much of Lazineſſ as of Love in all thoſe hours he paſſ'd among his miſtreſſes who after all, only ſerv'd to fill up his ſeraglio, while a bewitching Kind of Pleaſure call'd Sauntering, and talking without any conſtraint, was the true Sultana Queen he delighted in.

Den längſten und verderblichſten Einfluß nicht nur auf den König ſelbſt, ſondern auf die ganze Regierung des Königs hatten Miſtreß Palmer, nachherige Herzoginn von Cleveland, und Mademoiſelle de Keroualle, nachherige Herzoginn von Portsmouth. Die Erſtere herrſchte in den zehn erſten Jahren der Regierung des Königes: ein heftiges, rachſüchtiges, räuberiſches, verſchwenderiſches, und wohllüſtiges Weib **)!

---

*) I. c. he wanted Jealouſy in all his inclinations.

**) XI. 56. Hume. A woman prodigal, rapacious, diſſolute, violent, revengeful.

Eine ihrer erſten Thaten war dieſe, daß ſie den edlen Clarendon ſtürzte, um mit ihren Creaturen deſto unumſchränkter ſchalten zu können *). Das überwiegende Anſehen dieſer erſten herrſchenden Mätreſſe wurde durch die Ankunft der ſchöne Keroualle, wenn auch nicht gänzlich vernichtet, wenigſtens ſehr geſchwächt. Die Schweſter Carls II, die erſte Gemahlinn des Herzogs von Orleans, führte ihrem Bruder im J. 1670 die liebenswürdige Franzöſinn zu, damit ſie durch ihre Reitze den leicht zu beſiegenden König gewinnen, und ihn dadurch deſto feſter an den Franzöſiſchen Hof feſſeln möchte. Dieſe doppelte Abſicht gelang. Mademoiſelle de Keroualle flößte Carl II eine ſo heftige Liebe ein, daß er ſie gleich nach der Rückkehr und dem plötzlichen Tode ſeiner Schweſter durch ſeinen Geſandten nach London einladen ließ: welchem Rufe ſie auch willig folgte **). Sie wurde bald nachher als erklärte Mätreſſe zur Her-

---

*) l. c.

**) Hume XI. 148. ſagt: Carl II habe die Schöne gleich aus den Händen der erlauchten Zuführerinn empfangen. De la Fare hingegen bezeugt, daß die Keroualle erſt nach dem Tode von Madame nach London gegangen ſey.

Herzoginn von Portsmouth erhoben: wurde mit Reichthümern überſchüttet, und erhielt und behauptete bis an den Tod des Königs einen größern Einfluß, als um dieſelbige Zeit die Frau von Montespan in Frankreich hatte *). Carl II theilte ſeiner neuen Mätreſſe nicht nur alle Staatsangelegenheiten im Geheim mit. Er wollte auch, oder erlaubte es wenigſtens, daß alle fremde Geſandten mit ihr, wie mit ſeinem erſten Miniſter unterhandelten **). Wenn die Herzoginn von Portsmouth dieſe Gunſt durch ihre große, und beynahe unvergängliche Schönheit verdiente ***); ſo machte ſie ſich derſelben durch ihre unerſättliche Ueppigkeit unwürdig, welche nur ein Fürſt, wie Carl II, mit gleichgültigen Augen anſehen konnte *). Bey aller ihrer Gewalt fixirte ſie Carl II eben ſo wenig, als er ihre gränzenloſe Luſt zu befriedigen im Stande war. Schon in den erſten Jahren ihrer Gunſt unterhielt Carl II außer ihr, und andern Mätreſſen vom Stande, zwey Schauſpielerinnen, die **Davis**, und **Nell Gwin**, unter welchen er die Letztere am meiſten, und längſten liebte **). Die **Keroualle**, ſchreibt die Frau **von Sevigné** an ihre Tochter, hat alles erreicht, was ſie erreichen wollte. Sie wünſchte Mätreſſe des Königs von England zu werden, und iſt es geworden. Der König bringt im Angeſichte des ganzen Hofes beynahe jede Nacht bey ihr zu. Sie ſammelt Schätze, und macht ſich, ſo viel es ihr möglich iſt, von Jedermann ehren, und fürchten. Und doch hatte ſie nicht vorhergeſehen, daß ſie auf ihrem Wege eine junge Schauſpielerinn finden würde,

---

*) Hume l. c. He was extremely attached to her during the whole Courſe of his Life; and ſhe proved a great means of ſupporting his connections with her native country.

**) de la Fare l. c. p. 204. Elle y fit la même figure, que Madame de Monteſpan en France; et encore plus conſidérable en ce, qu'il lui communiquoit toutes les affaires, et que tous les Ambaſſadeurs traitoient avec elle. Il lui donna bientot des ſommes immenſes, et le titre de Ducheſſe de Portsmouth, et elle ne contribua pas peu à la parfaite intelligence, qui fût toûjours entre les deux Rois.

***) Voltaire ſah ſie im höchſten Alter, und bewunderte noch ihre Schönheit. Siécle de Louis XIV. T. II. p. 55.

---

*) Man ſehe beſ. The Works of Rocheſter p. 71-72. [illegible] und dann im 2ten Bande das Gedicht des Grafen von Dorſet 28 u. f. S.

**) Hume XI. 153. Me de Sevigné III. 224.

von welcher der König bezaubert iſt, und wovon ſie ihn auch nicht einen Augenblick abziehen kann. Der König theilt ſeine Zeit, ſeine Sorgfalt, und ſeine Geſundheit zwiſchen Beiden. Die Schauſpielerinn iſt eben ſo trotzig, als die Herzoginn von Portsmouth. Sie bietet dieſer die Stirn, greift ſie an, und entführt ihr nicht ſelten den König. Sie rühmt ſich der Vortheile, welche ſie über ihre Nebenbuhlerinn davon trägt. Sie iſt jung, kühn, ſcherzhaft und wohllüſtig. Sie ſiegt, ſie tanzt, und treibt ihr Gewerbe, wie es ſich gebührt. Sie hat dem Könige einen Sohn geboren, und verlangt, daß er legitimirt werde. Die Herzoginn, ſagt ſie, will eine Perſon von Stande vorſtellen. Sie giebt vor, daß alles, was in Frankreich vornehm iſt, zu ihrer Verwandſchaft gehöre. Wenn irgend ein Großer ſtirbt, ſo legt ſie die Trauer an. Iſt ſie wirklich ſo vornehm, als ſie behauptet, warum hat ſie ſich denn ſelbſt zu einer H. . . gemacht? ſie ſollte vor Schaam ſterben. Was mich betrifft, ſo folge ich meinem Gewerbe. Ich will nichts anders ſcheinen, als was ich bin. Der König unterhält mich, und ihm gehöre ich jetzt allein zu. Er iſt der Vater meines Sohns, den ich geboren habe. Ich beſtehe darauf, daß er ihn anerkenne, und ich bin gewiß, daß er es thun wird, weil er mich wenigſtens eben ſo ſehr, als die Portsmouth liebt. — Dieſe Creatur behauptet den Kampfplatz, und ſetzt die Herzoginn in große Verlegenheit”.

In eben dem Jahre, in welchem die Frau von Sevigné dieſes ſchrieb, kam die Schönſte der Mancini's, deren Hand Carl II einſt zu erhalten geſucht hatte, nach London, um ſich den Verfolgungen ihres Gemahls, des Duc de Richelieu zu entziehen, und wo möglich, die zärtlichen Geſinnungen des Königs wieder zu erwecken *). Es würde ihr nicht ſchwer geworden ſeyn, durch ihre beyſpielloſe Schönheit **) die Herzoginn von Portsmouth, die damahls kränklich war, zu verdrängen, wenn ſie nicht eben ſo zerbrechlich, als Carl II geweſen wäre. Sie verliebte ſich gerade um die Zeit, wo der König ſeine Liebe

---

*) Vie de St. Evremond p. 175-181.

**) St. Evremond IV. 83 u. f. S. macht eine Schilderung davon.

antragen wollte, in den jungen ſchönen Prinzen von Monaco. Dieſer Vorzug verdroß Carl II ſo ſehr, daß er die Penſion von 4000 Pf. St., welche er der Herzoginn von Richelieu anfangs ausgeſetzt hatte, wieder einzog. Die Freunde der ſchönen Richelieu wirkten zwar die Penſion von Neuem aus, allein der König war nur für ſie verloren. Nichtsdeſtoweniger wurde ihr Haus der Sammelplatz alles deſſen, was am Hofe und in der Hauptſtadt durch Geburt, Rang, Geiſt, und Kenntniſſe angeſehen war. Die Herren und Damen von Stande fanden hier eine angenehme Unterhaltung, und die Gelehrten nahmen die Politeſſe der Hofleute an *). Man gab dem Hauſe der Frau von Richelieu den Nahmen des Hofes **): welcher Nahme ſich ſo lange erhielt, bis die Königinn dieſes Hofes von der Wuth des Baſſett-Spiels ergriffen wurde, und Tag und Nacht in der Geſellſchaft von Spielern zubrachbrachte *). Franzoſen und Franzöſinnen mußten den Engländern nicht nur ihre übrigen Sitten, ſondern auch ihre verderbliche Spielſucht mittheilen.

---

*) p. 183. l. c. Les grands ſeigneurs, les Miniſtres étrangers, les Dames les plus qualifiées, s'y rendoient aſſidûment. Les Honnêtes-gens y trouvaient un amuſement agréable, et les Savans y aprenoient à devenir polis.

**) St. Evremond. IV. 163.

Die Bewohner der vereinigten Provinzen waren viel glücklicher, als die Engländer. Sie nahmen Franzöſiſche Moden, und geſellſchaftliche Unterhaltungen an: verwahrten ſich aber zugleich gegen Franzöſiſche Galanterie, und die damit verbundenen Laſter. St. Evremond iſt der unverwerflichſte Zeuge, daß wenige Jahre vor dem furchtbaren Einfall Ludewigs XIV die Einfalt und Unſchuld der Sitten ſelbſt im Haag eben ſo groß war, als ſie in den Zeiten der größten Armuth nur geweſen, oder in den abgelegenſten Winkeln dieſer Freyſtaaten nur ſeyn konnte.

"So wie nichts in dieſer Welt ganz vollkommen iſt, ſchrieb St. Evremond im J. 1665. an den Marquis de Crequi **) ſo ſieht man auch hier mehr rechtſchaffene, als feine Männer, mehr Klugheit in den Geſchäfften, als Annehmlichkeit in den Unterhaltungen. Die Damen

---

*) ib.

**) Oeuvres T. II. p. 400.

men ſind ſehr höflich, und die Männer wenden nichts dagegen ein, daß man ihrer Geſellſchaft den Umgang mit ihren Weibern vorzieht. Die Holländerinnen ſind umgänglich genug, um uns eine Zerſtreuung zu verſchaffen, aber zu wenig belebt, um unſere Ruhe zu ſtören. Glauben Sie ja nicht, daß ſich nicht Einige ſehr Liebenswürdige unter ihnen fänden. Allein es iſt nichts von ihnen zu hoffen, entweder wegen ihrer Tugend, oder wegen ihrer natürlichen Kälte, welche die Stelle der Tugend vertritt. Dieſem ſey, wie ihm wolle: genug in ganz Holland iſt eine gewiſſe Sprödigkeit, und Enthaltſamkeit als alte und herrſchende Sitte hergebracht, die wie eine Art von Religion von Mutter auf Tochter forterbt".

"In der That hat man gegen die Galanterie der Mädchen nichts einzuwenden: man erlaubt ihnen vielmehr dieſelbe, als ein unſchuldiges Mittel, ſich einen Mann zu verſchaffen. Einige endigen dieſen Curs von Galanterie durch eine glückliche Heirath: andere ſchmeicheln ſich mit der eiteln Hoffnung einer Verſorgung, die ſich immer verzögert, und nie zu Stande kommt. Dieſe Verzögerungen darf man nicht einem Vorſatze böslicher Untreue zuſchreiben. Man wird des Mädchens, um welches man ſich eine Zeitlang beworben hat, zuletzt überdrüßig; und dieſer Ueberdruß hindert die Entſchließung, aus der bisherigen Braut eine Frau zu machen. Um aber nicht für einen Betrüger gehalten zu werden, wagt man es nicht, zurück zu treten, ungeachtet man auch nicht zum Ziele kommen will; und auf dieſe Art unterhält man theils aus Gewohnheit, theils aus einer falſchen Ehre von Beſtändigkeit die armſeligen Reſte einer längſt abgenutzten Leidenſchaft. Einige ſolche Beyſpiele bringen die jüngſten Mädchen zum Nachdenken. Sie betrachten das Heirathen als ein Glück, und ihren jungfräulichen Stand als denjenigen Zuſtand, in welchem ſie bleiben ſollen".

"Die Weiber ſind ohne Ausnahme der Meynung, daß, wenn ſie ſich einmahl einem Manne hingegeben, ſie alle freye Gewalt über ſich ſelbſt verloren haben. Sie erkennen bloß die Einfalt ihrer Pflicht, und würden ſich ein Gewiſſen daraus machen, die Freyheit ihrer Neigungen zu behalten, welche ſich anderswo auch die Sprödeſten ihrer ſonſtigen Abhängigkeit ungeachtet heimlich auszubedingen pflegen. Hier erklärt man Alles für Untreue; und Untreue, die an galanten Höfen als ein großes Verdienſt gilt, wird von dieſem guten Volke als das gröſte Laſter verabſcheut, das in ſeinem Betragen und in ſeiner Verfaſſung ſehr weiſe, aber in den feinen Vergnügungen und Manieren wenig gelehrt iſt. Die Männer vergelten die Treue ihrer Weiber mit einer großen Unterwürfigkeit. Wenn ein Ehemann gegen die allgemeine Sitte ſich die Herrſchaft in ſeinem Hauſe anmaaßen wollte, ſo würde man ſeine Gattin allgemein als eine unglückliche Frau bedauern, und der Mann würde weit und breit als ein recht böſer Mann verſchrieen werden *)".

"Ich will Ihnen nichts von dem Haag ſchreiben. Es iſt genug, wenn man ſagt, daß alle Fremde davon bezaubert werden, auch wenn ſie die Pracht von

---

*) Es iſt, ſagt Ker von Kersland Remarks upon Holland, p. 31. eine allgemeine Bemerkung in dieſem Lande, daß, wo die Frau die Direction über den Handel, und den Geldkaſten führt, höchſt ſelten ein Bankerott entſteht, indem eine wahre Holländerinn ſich ganz ihrem Gewerbe widmet.

von Paris, und die Seltenheiten von Italien geſehen haben. . . . Sie finden an demſelbigen Orte Häuſer genug, um eine groſse, und prächtige Stadt daraus zu machen; und wiederum Hölzung, und Alleen genug, um darin, wie in der reitzendſten Einſamkeit zu leben. In der zur Häuslichkeit beſtimmten Zeit *) trifft man die Unſchuld des Handlebens; und in den, dem geſelligen Leben gewidmeten Stunden, das Gedränge der volkreichſten Städte an. In dieſen Stunden ſind die Häuſer im Haag mehr geöffnet, als in Paris; ſo wie ſie in der übrigen Zeit, wo eine zu ſtrenge Hausordnung die Fremden entfernt, und die Familien in ſich ſelbſt zurück zieht, verſchloſſener, als in Italien ſind **)“.

Die Thronbeſteigung Philipps V bewirkte in der Spaniſchen Nation, und ſelbſt am Spaniſchen Hofe viel weniger Veränderungen, als das bloße Beyſpiel der verdorbenen, und despotiſch regirten Franzoſen in dem freyen und verdorbenen Holland bewirkt hatte. Die Franzoſen wünſchten ſehr lebhaft, daß die alte Hofetiquette abgeſchafft werden möchte. Auch brachte es die Prinzeſſinn Urſini dahin, daß die Damen des Pallaſtes den Tontillo, oder die Schleppe der Kleider, welche die Füße bedeckten, ablegten *): daß die Cavaliere ſich an Perücken gewöhnten **), daß ſie der Königinn bey ihrer Toilette aufwarteten, und ſich nicht ärgerten, wenn auch fremde Geſandte hinkamen, oder der König und die Königinn bisweilen nach Tiſche tanzten ***). Der König gab überdem die Erlaubniß, daß ein Jeder ſich an ſeinem Hofe nach Belieben Spaniſch oder Franzöſiſch tragen dürfe ****). Uebrigens fuhren beide Geſchlechſchlechter in Spanien fort, ſich eben ſo zu kleiden und zu putzen, eben ſo zu leben, eben die Galanterien gegen einander auszuüben, wie ſie vormahls gethan hatten *). Selbſt **Philipp der Fünfte**, den die Natur mehr zu einem Spanier, als Franzoſen gebildet hatte, bequemte ſich gern und leicht nach den Spaniſchen Sitten; und eben dieſes thaten die meiſten Franzoſen und Franzöſinnen, welche ihm folgten oder ſich ſchon vorher in Spanien niedergelaſſen hatten. Auch **Philipp der Fünfte** konnte dem gemeinen Schickſale der Könige und Fürſten der damahligen Zeit nicht entgehen, von einer Franzöſiſchen Abentheurerinn eine ganze Reihe von Jahren beherrſcht zu werden. Dieſe Abentheurerinn war die berüchtigte Prinzeſſinn Urſini. **Anne de la Trimouille** **) heirathete zuerſt einen

---

*) Aux heures particuliéres.

**) Die Aſſembleen dauerten nur bis acht Uhr. Wenigſtens zogen ſich die Damen alsdann zurück. Der junge Prinz von Oranien ſpielte höchſten eine halbe Stunde länger Gourville II. p. 2. ad a. 1665. Schon zur Zeit der Fronde dauerten die Aſſembleen bey Mademoiselle d'Orleans in Paris von fünf bis neun Uhr, und in ſolchen Aſſembleen wurde gewöhnlich getanzt. Mademoiſelle de Montpenſier I. p. 250.

---

*) Mem. de Noailles II. 275. 76.

**) Labat I. 165. Noailles II. 224. Die Spanier verlangten, daß zu den Perücken des Königs Haare von adelichen Perſonen genommen werden müßten.

***) Noailles II. 176.

****) II. 62.

---

*) Ueber die Betten, das Sitzen, und Eſſen der Spanier und Spanierinnen, Labat I. 160 61. Ueber die langen Kleider der Spanierinnen, ihre kleinen Schuhe, und das Verſtecken von Füſſen, und Schuhen 162. 63. Ueber die galanten Geiſſelungen der Spanier, und das Beſprützen der Damen mit ihrem Blut: ib. S. 187 Ueber die Freyheiten, welche die Spanierinnen ſich an Feſten und Proceſſionen erlaubten ib. S. 262. 63. Labat war im J. 1706. in Spanien.

**) Dieß war ihr Familiennahme.

nen Prinzen **von Chalais**, der um eines Duells wegen Frankreich verlaſſen muſte. Sie folgte ihrem Gemahl nach Spanien, und ging von da nach Rom, wo ſie die Nachricht erhielt, daß der Prinz von Chalais geſtorben ſey. Als Witwe wandte ſie ſich an die Cardinäle **de Bourbon** und **d'Eſtrees**, die ſich erſt aus Mitleiden, und bald aus Liebe der edeln Verlaſſenen annahmen. Beide Cardinäle brachten den Herzog **Bracciano** dahin, daß er die liebenswürdige Witwe im J. 167[illegible] heirathete. Als Herzoginn bildete ſie ſich durch ihren Geiſt, und ihre Reitze im Pallaſt Urſini einen Hof, den der Herzog dulden muſte, wenn er ihn gleich nicht gern ſah *). Nach dem Tode ihres zweyten Gemahls verkaufte ſie das Herzogthum **Bracciano** an einen Neffen des Pabſtes **Innocenz XI**, und nahm den Titel einer Prinzeſſinn **von Urſini** an. Unter dieſem Nahmen empfahl ſie der Cardinal **d'Eſtrees** einem andern ihrer Liebhaber, dem Cardinal **Portocarrero** als Cammeraramajor der erſten Gemahlinn Philipps V, aus dem Hauſe **Savoyen**. Die Prinzeſſinn erhielt die wichtige Stelle, welche man ihr zugedacht hatte; und nun bemächtigte ſie ſich durch die ſeltenen Annehmlichkeiten ihrer Perſon und ihres Umgangs, noch mehr aber durch die Macht und den Umfang ihres großen Geiſtes des Zutrauens der Königinn, und des Königs ſo ſehr, daß man ſie als die einzige und wahre Beherrſcherinn von Spanien anſehen konnte *). Die erſte Ungnade, welche Ludewig XIV ihr zuzog, hatte keine andere Folge, als daß ſie mächtiger und glorreicher nach Madrit zurückkehrte, als ſie abgereiſt war **). Nach ihrer Rückkunft nahm ihr Einfluß noch immer zu, und da die von ihr gleichſam bezauberte Königinn ſtarb, ſo ging ſie ſo gar mit dem Gedanken um, ſich mit dem Könige von Spanien zu vermählen. Ihr ungemeſſener Ehrgeiz, und die ſtolze Vernachläßigung des Franzöſiſchen Hofes führten ſie endlich an den Rand des Abgrundes, in welchen ſie in eben dem Augenblicke hinabfiel, wo ſie ihr Anſehen unerſchütterlich befeſtigt zu haben glaubte *). Allem Vermuthen nach verſchworen ſich **Ludewig XIV** und ſein Enkel auf Anſtiften der **Frau von Maintenon** heimlich mit der zweyten Gemahlinn **Philipps des Fünften**, einer Prinzeſſinn von **Parma**, zum Untergange der Prinzeſſinn **Urſini**, welche ſich wieder zur Camerara-major hatte ernennen laſſen. Die junge Königinn mißhandelte ihre Oberhofmeiſterinn gleich bey der erſten Zuſammenkunft ohne gerechte Veranlaſſung in den härteſten Worten; und da die Prinzeſſinn **Urſini** ſich entſchuldigen wollte, ſo befahl die Königinn, daß ſie ſich augenblicklich entfernen, und daß man ſie ohne den geringſten Verzug bis an die Gränze bringen ſolle: ein Befehl, der auf das pünctlichſte vollzogen wurde **).

---

*) III p. 176. et ſq. Memoires de St. Simon.

---

*) Man leſe die Schilderung ihrer natürlichen und erworbenen Vorzüge beym St. Simon III. 180. 181.

**) ib. p. 211.

In Italien breiteten ſich die Franzöſiſchen Moden mehr ***), als die Franzöſi zöſiſchen Sitten aus: wie wohl auch dieſe in dem obern Italien dieſſeits der Apenninnen, und ſelbſt in Rom mehr Eingang, als in Spanien fanden. Dieſer Einfluß Franzöſiſcher Sitten war aber weder allgemein, noch dauerhaft. In Rom waren die Häuſer **Urſini** *), und **Colonna** auf Franzöſiſche Art eingerichtet **). In Venedig ließen die Nobili's vornehme Fremde in ihre Familien-Cirkel zu ***). In Florenz war der Umgang beider Geſchlechter im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts beynahe ſo frey und ungezwungen geworden wie in Paris. Dieſe Freyheit ſtritt zu ſehr mit dem eiferſüchtigen Genius der Italiäner der damahligen Zeit, als daß man ſie nicht bald hätte einſchränken ſollen ****). Selbſt in Flo-

---

*) ib. V. 219 et ſq.

**) l. c. p. 22 et ſeq.

***) Labat, der ſich im Anfange dieſes Jahrhunderts an wiederhohlten Mahlen in Italien aufhielt, fand dieſes an mehrern Orten. Man ſehe unter andern II. 248. p. Man wechſelte freylich die Moden nicht ſo oft, als in Frankreich.

---

*) St. Simon l. c.

**) La maiſon étoit ouverte à tout ce, qu'il y avoit de Perſonnes de diſtinction des deux Sexes. On s'y reſſentit encore de cet air de liberté, que la Connetable Marie Mancini y avoit introduit. Saxe Galante p. 118.

***) ib. p. 70.

****) Labat II. 135. Elles avoient ſi fort avancé leurs affaires ſur ce point il y a quelques années, qu'elles auroient bien-tôt mis leurs maris ſur le pied François, ſi ces Meſſieurs ſages, et fort eclairez ſur leurs interêts n'y avoient apporté les remedes convenables.

renz wurden alle angeſehene Jungfrauen vom zehnten, oder zwölften Jahre an bis an den Tag ihrer Hochzeit auf das ſtrengſte eingeſperret. Der grüne Donnerſtag war wie in alten Zeiten, der einzige Tag des ganzen Jahrs, wo ſie das elterliche Haus verlaſſen, und die Kirchen beſuchen konnten. Zu Hauſe durften ſo gar Brüder ihre Schweſteen nicht anders, als heimlich, durch Ritzen, Schlüſſellöcher, oder feſte Gitter ſehen *). In den meiſten Gegenden von Italien konnten nicht einmahl verheirathete Frauen aus den mittleren und geringeren Ständen ſich allein oder ohne Begleitung öffentlich zeigen, auch nicht in den Buden feil bieten. Wenn eine Frau keine Magd hatte, ſo verabredete ſie ſich mit einer, oder einigen von ihren Nachbarinnen, ſich gegenſeitig zu begleiten; oder ſie miethete auch eine von den alten Matronen, deren Gewerbe darin beſtand, daß ſie andere Frauen für ein paar Bajocken eine Stunde lang begleiteten **). Eben die Dienſte, welche anderswo alte Weiber verrichteten, leiſteten in Meſſina Männer von unbeſcholſcholtenem Nahmen, die ſich berufen fühlten, ihre Zeit den Schönen ihrer Stadt zu widmen. Solche Knappen brachten den ganzen Morgen damit hin, daß ſie Damen in die Kirchen, und aus den Kirchen zu Hauſe begleiteten *). Ungeachtet die Sicilianer eiferſüchtiger waren, als die übrigen Italiäner, ſo trugen ſie doch gar kein Bedenken, den Damenknappen von erprobter Treue ihre Gattinnen anzuvertrauen **). Vornehme Frauen durften gar nicht in die Kirchen gehen, ſondern muſten ihre Andacht in den Hauscapellen verrichten. Die weniger Vornehmen, welche die Kirchen beſuchten, waren von den Männern ganz abgeſondert. Dieſe Abſonderung hinderte die Galanterie der Männer, und die Zärtlichkeit der Schönen

---

*) l. c.

**) Labat III. 246.

---

*) P. 142. l. c. Il y a des gens d'une ſageſſe reconnuë, d'une vie irreprochable, d'une fidelité à l'epreuve de toutes les ſollicitations, et de toutes les offres, qu'on pourroit leur faire, qui après avoir fait ſerment de s'acquitter de leur emploi avec honneur, et exactitude, ſont admis à la qualité d'Ecuyers, pour aller prendre les Dames chez elles, les conduire à l'egliſe, et les ramener - - - On peut les appeller des Ecuyers jurez et banneaux, car ils ne ſont pas attachez à une ſeule Dame.

**) ib. p. 143. Quand la probité d'un Ecuyer eſt reconnuë, les maris s'empreſſent, de lui confier leurs femmes.

nen nicht. Man verſtand in Sicilien die Augen und Fingerſprache eben ſo gut, als in Spanien; und ſo wie die Hofcavaliere in Madrit eine Ehre darin ſuchten, irgend eine Hofdame anzubeten, ſo ſuchten die Sicilianiſchen Cavaliere ihre Liebſchaften in den Clöſtern und Conſervatorien auf, wo weder Mauern, noch Gitterwerk den ſehnſuchtsvollen Blicken, und den beredten Fingern den Zugang verwehren konnten *). Ueberhaupt hatten in Italien, wie in Spanien, geiſtliche Frauen viel mehr Freyheit, als die ſchönen Kinder der Welt. Das Cloſter St. Clara zu Neapel enthielt wenigſtens vierhundert Nonnen aus den vornehmſten Häuſern, die keine ſtrenge Clauſur beobachteten. Vielmehr konnten die Bewohnerinnen dieſes Cloſters zu allen Zeiten Beſuche von Perſonen beiderley Geſchlechts annehmen, und große gemiſchte Geſellſchaften halten **). Der ſo genannten Cicisbeen erwähnt Labat bloß bey Genua. Sie waren etwas mehr, als die Damenknappen in Meſſina: nämlich nicht bloß Begleiter der Damen, ſondern auch ihre

---

*) V. 143. 144.

**) V. 266. 67.

Freunde, oder Anbeter. Ein Cicisbeo widmete ſeine Dienſte bloß einer einzigen Schönen; und doch empörte ein ſolcher Cicisbro die Eiferſucht der Männer eben ſo wenig, als die erklärten Anbeter der verheiratheten Spaniſchen Hofdamen. Man kann faſt mit Gewißheit behaupten, daß die Italiäniſchen Cicisbeen entweder von den Spaniſchen Guardadamas, oder von den Galanteos de Palacio entſprungen ſind. Die Italiänerinnen brauchten wirklich in älteren Zeiten Knappen oder Cicisbeen zur Vertheidigung gegen entehrende Gewaltthätigkeiten, welche man noch im Anfange dieſes Jahrhunderts häufig an Damen ausübte, oder auszuüben verſuchte. Dieſe Gewaltthätigkeiten waren von einer doppelten Art. Entweder überſchüttete man ſie mit Blut und Unrath *); oder man zerſchnitt ihnen das Geſicht **). Wenn dieß letztere nicht mit einem ſcharfen Meſſer, ſondern mit einem gerandeten Stücke Geldes geſchah; ſo entſtanden aus dieſen Verwundungen Näthe, welche weder die Zeit, noch die

Kunſt

---

*) Dieß hieß ſmerdare una Dama. III. 31. Labat.

**) Dieß hieß ſfregiare.

Kunſt vermiſchen konnte. Frauenzimmer mochten ſo unſchuldig ſeyn, als ſie wollten, ſo wurden ſie durch die beiden angeführten Beleidigungen ſo entehrt, daß ſie nie wieder öffentlich erſcheinen durften, ſondern ſich entweder in ihren eigenen Häuſern beſtändig eingeſchloſſen halten, oder auch in ein Cloſter begeben muſten *). In dem übrigen Italien war es Sitte, daß bey gottesdienſtlichen Proceſſionen die Damen, welche an den Fenſtern, oder auf den Balcons waren, über das Allerheiligſte, oder die Statuen der Heiligen, welche man herumtrug, Blumen ſtreuten. In Genua warfen die Damen den Cavalieren, welchen ſie wohlwollten, Blumen zu; und dieſe Gunſtbezeugungen wurden durch tiefe Verbeugungen der dankbaren Ritter vergolten **).

Wenn man Schweden unter der Regierung des anti-Franzöſiſchen Carls XII ausnimmt, ſo wirkten Franzöſiſche Mo-

---

*) l. c.

**) II. 67. Les Dames étoient aux fenêtres, et recevoient quantité de profondes réverences de ceux, à qui elles jettoient des fleurs selon la coutume. Von den Bologneſerinnen meldet Labat, daß ſie eben ſo gut, als die Männer Wein tränken. II. 158.

Moden und Sitten auf die Nordiſchen Reiche, und beſonders auf Deutſchland viel ſtärker als auf Spanien und Italien. **Peter der Erſte** hatte freylich weder Franzöſiſche Mätreſſen, noch Franzöſiſche Günſtlinge. Auch zog er im Ganzen die Deutſchen, Holländer, und Engländer den Franzoſen vor. Nichtsdeſtoweniger führte er Trachten, Geſellſchaften und Luſtbarkeiten nach Franzöſiſcher Art ein; und die Franzöſiſche Sprache, und Moden erhielten, und behaupteten in Rußland vor allen übrigen den Vorzug. In Dännemark war eine Prinzeſſinn von **Tremoille** in gleichen Gnaden bey dem König ſo wohl, als bey der Königinn, mit welcher letztere ſie verwandt war. Man gab ihr Schuld, daß ſie Anſchläge auf das Herz des Königs gemacht habe*). Dieſe mißlangen, wenn ſie anders dergleichen gehabt hatte. Dagegen feſſelte ſie den Bruder des Königs, den Prinzen **Georg**, und den Canzler, Grafen

---

*) Memoires de Me de Maintenon III. 24. Mademoiſelle de la Tremoille ſe conſoloit en Dannemarc de n'en avoir pu ſoumettre le roi par la gloire d'en avoir ſubjugé le frere, et le grand-chancelier.

von **Greiſſenfeld**. Der König unterſtützte ſeinen Miniſter: Die Königinn, den Schwager, und ihre Nichte die Prinzeſſinn von **Trimouille**, welche dem Prinzen eben ſo gewogen war, als ſie den Canzler haßte. *) Beide Liebhaber ſuchten einander durch ritterliche Thaten in dem Kriege gegen Schweden, beſonders bey der Belagerung von Wismar zu übertreffen. Der Canzler brachte es endlich dahin, daß der Prinz **Georg** ſich auswärts vermählen muſte **). Die Entfernung des Nebenbuhlers beförderte deßwegen die verliebten Bewerbungen des Königlichen Günſtlings nicht. Die Prinzeſſinn heirathete im J. 1680. den Grafen **Anton von Oldenburg**, den ihr die Liebe, und der König von Dännemark gleich kräftig empfahlen ***).

Der heldenmüthige **Johann Sobieski** heirathete, ehe er noch zum Könige von Pohlen erwählt wurde, eine verwittwete Fürſtinn von Radzivil, Tochter des Marquis d'Arquien *). Der glorreiche Sieger der Türken ließ ſich von dieſer herrſüchtigen Gemahlinn auf eine ſolche Art regieren, daß er darüber die Liebe ſeines Volks, und einen nicht geringen Theil ſeines Ruhms verlor **). Nach dem Tode des Königs lebte ſeine Wittwe viele Jahre in Rom von den Schätzen, welche ſie mit vieler Mühe gerettet hatte, und ſtarb endlich in ihrem Vaterlande auf den Schloſſe Bleis, das ihr zum Wittwenſitze angewieſen worden war ***).

---

*) Lettres de Me de Sevigné III. 251. 52. Frau von Sevigné hörte dieſe Neuigkeiten von der Prinzeſſinn von Tarent, aus dem Hauſe Caſſel, welche ſich zu gleicher Zeit mit ihr in Bretagne aufhielt.

**) ib. 401.

***) Lettres de Me de Sevigné V. 478. 479.

Unter allen deutſchen Höfen franzöſirte ſich der Kaiſerliche Hof am wenigſten. **Friederich der Erſte** von Preusſen hingegen ahmte **Ludewig** XIV, wenn auch nicht in andern Stücken, wenigſtens in verſchwenderiſcher Pracht nach *). Hoff ſie, Italiäniſche Opern, Franzöſiſche Komödien, Tafeln, Trachten, u. ſ. w. wurden alle nach den Muſtern von Paris und Verſailles eingerichtet. Man hielt einen jungen Menſchen von Stande für einen Dummkopf der nicht eine Zeitlang am Franzöſiſchen Hofe gelebt hatte. Die Vorliebe für alles, was Franzöſiſch war, ging in eine Art von Wuth über. Vornehme Weiber am Berliniſchen Hofe ließen nicht nur Kleider und Putz, ſondern ſogar Ehemänner aus Paris kommen **). Die beiden Königinnen von Preußen, **Sophia Charlot**-

---

*) Coyer Hiſt. de Jean Sobieski I. p. 221 et ſq.

**) ib. III. 96. 124. Ein Hofprediger ſagte dem Könige in Gegenwart der Königinn ins Geſicht: Es gäbe Könige, welche die kleinen Sünden beichteten, und von den großen ſchwiegen. Man kenne einen Prinzen, der es nicht für eine Sünde halten müſſe, die Ehrenſtellen der Republik zu verkaufen, und das Vaterland der blinden Liebe für ſeine Gemahlinn aufzuopfern. III. 144.

***) l. c. III. 308-313.

---

*) Memoires de Brand. II. 63. III. 75. 76. 1768. 4. Berlin.

**) l. c. p. 76. Toute l'Allemagne y voyageoit: un jeune homme paſſoit pour un imbécille, s'il n'avoit ſejourné quelque tems à la Cour de Verſailles. Le goût des François régla nos cuiſines, nos meubles, nos habillemens, et toutes ces bagatelles, ſur les quelles la tyrannie de la mode exerce ſon empire. Cette paſſion portée à l'excès dégénera en fureur. Les femmes, qui outrent ſouvent les choſes, la pouſſèrent jusqu'à l'extravagance. Die Mutter des Herrn von Caniß verſchrieb einen jungen und ſchönen Mann aus Paris, erhielt einen nicht jungen und ſchönen, und heirathete ihn doch.

lotte *), und **Sophia Dorothee** **), waren, wie die Churfürſtinn Sophia in Hannover, und die Churbraunſchweigiſche Erbprinzeſſinn, nachherige Prinzeſſinn **von Wales** ***) durch ihre erhabenen Tugenden, ihren hohen Geiſt, und ihre ſeltenen Kenntniſſe die gröſten Zierden ihres Geſchlechts; und alle dieſe Prinzeſſinnen nahmen von den Franzoſen bloß das an, wodurch ſie andere Nationen übertraffen: ihre gebildete Sprache, ihre treflichen Schriftſteller, und ihre eigenthümliche Politeſſe. **Sophie Charlotte** von Preußen veranlaßte die Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, und ſie war es auch, die Leibnitzen bewegte, durch ſeine nachherige Theodicee die Gemüther zu beruhigen, welche Baylens Schriften mit bangen Zweifeln erfüllt hatten. Die Kaiſerinnen **Amalia** und **Eliſabeth** ****), beſonders aber die Churfürſtinn **Sophia**, und die Prinzeſſinn **von Wales**, beehrten Leibnitzen mit eben dem Vertrauen, deſſen ihn **Sophie Charlotte** von Preußen gewürdigt hatte *). Die Churfürſtinn **Sophie** hatte einen nicht geringen Antheil an der außerordentlichen Erhebung des wahrhaftig edeln Welfiſchen Hauſes **), das durch die Schönheit, den Geiſt, die Tugenden und Bildung ſeiner Prinzen und Prinzeſſinnen das Erſte unter allen erlauchten Häuſern unſers Erdtheils war. Die Herzöge **Georg Wilhelm, Johann Friederich**, und **Ernſt Auguſt** beſasſen eine große, die beiden Erſten eine nur zu große Vorliebe für Fremdlinge überhaupt, und beſonders für Franzoſen ***). Ihre Gemahlinnen zogen große Schaaren von Franzoſen in das Land, und an den Hof, welcher letztere faſt ganz franzöſirt wurde ****). Unter **Johann Friederich**, noch mehr aber unter **Ernſt Auguſt** war der Hof zu Hannover Einer

---

*) Memoir. de Brandebourg III. 71.

**) Mem. de Pollnitz I. 40. 41.

***) Spittlers Geſch. von Hannov. II. 322. Ker's of Kersland I. p. 83. et sq.

****) Pollnitz Memoires I. 295-302.

---

*) l. c. Ker of Kersl.

**) l. c. Spittler S. 322.

*** Spittler l. 230. 293. 299. 301. Ker's Remarks p. 113. 114. Memoir. de Pöllnitz I. p. 96-99.

****) l. c. Pöllnitz p. 99.

ner der Prächtigſten, und zugleich Einer der am wenigſten verdorbenen in Deutſchland *) An dem Hofe zu Hannover konnte ſchwerlich ſo etwas geſchehen, dergleichen die Herzoginn **Eliſabeth Charlotte** von Orleans von einem Hoffräulein zu Braunſchweig erzählt **).

Viel prächtiger, als der Hannöveriſche, aber auch zugleich viel verderbener war der Sächſiſche Hof unter dem Churfürſten, und nachherigen Könige von

---

*) He . . . ſagt Ker von Kersland l. c. keeps a very ſplendid court, having in his ſtables, for the uſe of himſelf and Children no leſſ than fifty two ſets of Coach-horſes. In den Lettres Hiſt. vom Monath April 1692. T. I. 462. heißt es: la Cour de Hannover eſt fort leſte. La Conteſſe de Plato y fait grande figure, ayant à ſon ſervice plus de quatre vints Domeſtiques. Elle reçoit les viſites depuis onze heures jusques à midi. A diner elle tient table ouverte, où l'on eſt traité fort magnifiquement. On y jouit d'un grande liberté, qui eſt neanmoins accompagnée d'une grand reſpect. On paſſe les ſoirées au jeu et à d'autres divertiſſements, tantôt chez l'un, et tantôt chez l'autre.

**) Bekenntniſſe S. 71. Ein Hoffräulein ſeufzte ſo laut, daß man es an der ganzen fürſtlichen Tafel hörte. Man fragte ſie endlich: ob dieſe Seufzer ihr durch die Unzufriedenheit mit ihrem Serviteur, (Liebhaber) ausgepreßt würden? — Cherviteur, antwortete ſie, wat Cherviteur, ich habe mich ſo dick gefreſſen, as ein Schindertef.

Pohlen Friederich Auguſt. Dieſer Fürſt hatte ſich die Franzöſiſche Sprache, und Franzöſiſchen Manieren ſo eigen gemacht, daß ſelbſt Franzöſiſche Komödiantinnen durchaus nicht glauben wollten, daß er ein Sachſe ſey *). Friederich Auguſt übertraf Ludewig XIV nicht nur durch die Menge von Mätreſſen, ſondern auch, wenn man die Länder und Einkünfte des Franzöſiſchen Königs, und des Sächſiſchen Churfürſten mit einander vergleicht, durch den verſchwenderiſchen Aufwand in Feſten, Wohnungen, Hausrath, Kleidern und Schmuck, wozu ihn ſeine zahlreichen Mätreſſen verführten **). Die Gräfinn Dönhof koſtete mehr

---

*) Die Du Porc, mit welcher er unter dem Nahmen eines Grafen von Torgau bekannt wurden, ſagte zu ihm: Vous etes François. Vous en avez l'eſprit, l'air, la politeſſe. Saxe Galante p. 250. Friederich Auguſt von Pohlen, Friederich I von Preuſſen, Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig Lüneburg, Churfürſt Johann Wilhelm von der Pfalz, und Landgraf Carl von Heſſen wurden als große Beſchützer der Künſte verehrt. Memoires de Pöllnitz II. 279.

) Man ſehe z. B. die Beſchreibung der Feſte, und der Pracht in Moritzburg am Tage der Uebergabe der Gräfinn von Königsmark. p. [illegible]. Ferner über die Wohnung und das prächtige Ameublement der Gräfinn Coſel ib. p. 295. endlich über die Feſte mehr, als die Gräfinn **Coſel. Allein die Letztere regierte ihren Fürſtlichen Liebhaber und den ganzen Staat am längſten und uneingeſchränkteſten *). Wenn **Friederich Auguſt** auch nicht zwey erklärte Mätreſſen zu gleicher Zeit unterhielt, wie **Ludewig XIV**; ſo hatte er doch gewöhnlich neben einer erklärten noch eine geheime Mätreſſe **). **Ludewig XIV** übertrieb das Prächtige allenthalben, nur nicht an ſeiner Perſon. **Friederich Auguſt** ſchmückte ſich ſelbſt, wie ſeine ſchönen Mätreſſen; und zwar auf eben die Art, wie die jungen Franzöſiſchen Prinzen ſich an den gröſten Feſten zu ſchmücken pflegten ***). Die vornehmſten Frauen und Fräulein kamen Frie-

---

Feſte, die Feſte zu Ehren der Fürſtinn **Lubomirski**. p. 244. ib. Leben des Grafen von **Brühl** S. 37.

*) p. 294. 297. Elle gouvernoit avec un empire ſi abſolu, qu'on peut dire, qu'elle étoit maîtreſſe du Roi et de l'Etat.

) z. B. Die Tochter des Franzöſiſchen Wirths neben der Lubomirski, und die Du Parc neben der **Coſel. 351.

***) z. B. an dem Liebesfeſte der jungen Gräfinn **Königsmark**, ſon habit étoit brodé de diamans, et de perles. l. c. p. 190.

Friederich Auguſt, wie Ludewig XIV entgegen. Das Glück der Mätreſſenſchaft überwog die Schande von Ehebrüchen, oder von hingegebener jungfräulicher Ehre eben ſo weit am Sächſiſchen, als am Franzöſiſchen Hofe.

Kein anderer deutſcher Hof wurde ſo früh ein ſo vollkommenes Nachbild des Franzöſiſchen Hofes, als der Bairiſche Hof, wo eine Mademoiſelle de la Perouſe zu gleicher Zeit die Mutter der Dauphine de Baviere regirte, und Mätreſſe ihres Vaters des Churfürſten war *). Der ganze Franzöſiſche Hof erſtaunte über die Wunder von Geiſt, Politeſſe, und Kenntniſſen, welche man in der jungen Dauphine fand **). Dieſe redete nicht bloß, ſondern handelte, wie eine geborne Franzöſinn, die beſtändig an dem Hofe zu Verſailles gelebt habe: ſo viel Geiſt, Gefälligkeit und Würde waren über alles, was ſie ſagte und that, ausgebreitet *). Bey ihrer Durchreiſe durch Strasburg redeten die Abgeordneten der Stadt ſie in deutſcher Sprache an. Meine Herren, antwortete ſie Franzöſiſch, reden ſie mit mir Franzöſiſch, weil ich das Deutſche nicht mehr verſtehe **). So wie ſie dem Orte und der Zeit nach der Verbindung mit dem Dauphin näher kam, ſo ſchrieb ſie ihrem künftigen Gemahl immer zärtlichere Briefe, und ließ den Ausdruck ihrer Zärtlichkeit in ſo feinen und doch bemerkbaren Nüancen ſteigen, daß man auch daraus auf die Feinheit und Bildung ihres Geiſtes ſchloß ***). Bey der Ankunft in Verſailles gefiel ſie dem Könige, dem Dauphin, und dem ganzen übrigen Hofe eben ſo ſehr, als ſie der Frau von Maintenon, und andern Damen gefallen hatte, welche ihr entgegen geſchickt worden waren. Der König brachte in den erſten Zeiten täglich mehrere Stunden bey der Dauphine zu. So ſehr ſie ſich beſtrebte,

---

*) Mem. de Me de Maintenon II. 23. 24. Des Françoiſes d'une beauté célebre portoient dans des cours étrangéres notre Luxe et nos paſſions. — Mademoiſelle de la Perouſe gouvernoit l'électrice de Baviere, quoiqu'elle fût aimée de l'électeur.

**) Lettres de Me de Sevigné V. 449. Madame la Dauphine eſt une merveille d'eſprit, de raiſon, et de bonne éducation.

---

*) ib. p. 387. 88.

**) ib. . . elle eſt toute Françoiſe. et p 419. c'eſt une perſonne enfin, c'eſt un bel et bon eſprit, elle a des maniéres toutes charmantes, et toutes Françoiſes; elle eſt accoutumée à cette cour, comme ſi elle y étoit née.

***) ib. p. 388.

die Gnade des Königs zu erlangen; ſo handelte und lebte ſie doch nach ihrer eigenen Weiſe. Sie liebte weder das Spiel, noch die Jagd, ſondern die Lectür, den Tanz, die Promenade, oder weibliche Arbeiten und eine angenehme Unterhaltung mit geiſtreichen Perſonen *). Es war täglich nur eine Stunde großer Cirkel bey ihr: ſonſt ſah man ſie weder an ihrer Toilette, noch bey dem Schlafengehen **). Böſe Zungen flüſterten ihr gegen ihre Zweyte Dame d'Atour, die Frau von Maintenon, ungegründete Argwöhne ein. Die Prinzeſſinn erkaltete gegen diejenige, um derentwillen der König ſie ſo ſehr diſtinguirte. Nun erkaltete die Aufmerkſamkeit des Königs gegen die Dauphine gleichfalls; und mit dem Könige entfernte ſich der gröſte Theil des Hofes. Der Hang der Dauphine zur Einſamkeit und Traurigkeit wurde durch die unaufhörlichen Nachrichten und Befürchtungen der Liebeshändel ihres Gemahls ſo ſehr vermehrt, daß ſie zuletzt in eine wirkliche Schwermuth fiel, und nach einem anfangs wenig erfreulichen, und zulezt ganz Freudenloſen zehnjährigen Aufenthalt am Franzöſiſchen Hofe vor der Zeit ſtarb *).

---

*) ib. p. 49.

**) ib. et p. 449.

Die Herzoginn Eliſabeth Charlotte von Orleans, aus dem Hauſe Pfalz war zwar an dem gebildeten Hofe von Hannover erzogen, allein ſie war und blieb ihr ganzes Leben durch eine deutſche Prinzeſſinn, und war ſtolz darauf, eine Deutſche zu ſeyn. Sie hatte Heiterkeit, Verſtand und Witz genug, um ſich durch alle die Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, welche die Ränke des Franzöſiſchen Hofes ihr erregten, glücklich durchzuarbeiten, um ihrem Ge-

---

*) La pauvre Princeſſe, ſchrieb die Gräfinn de la Fayette kurz vor dem Tode der Dauphine von Barern S. 132. Memoir. de la Cour de France, ne voit que le pire pour elle et ne prend aucune part aux plaiſirs. Elle a une fort mauvaiſe ſanté et une humeur triſte, qui, joint au peu de conſidération, qu'elle a, lui ôte le plaiſir qu'une autre, que la Princeſſe de Baviére ſentiroit de toucher presque à la premiére place du Monde. Die lezte Bemerkung macht dem Verſtande der Gräfinn de la Fayette wenig Ehre. Es kann Jemand, ohne die geringſten Vorwürfe zu verdienen, dem erſten Platze auf der Erde nahe, und doch aus mancherley moraliſchen und phyſiſchen Urſachen gegen alle weltliche Größe gleichgültig ſeyn.

mahl und dem König wahre Hochachtung, und allen Uebrigen Furcht oder Ehrfurcht einzuflößen. Die edle Fürſtinn konnte ſich eben ſo wenig an Franzöſiſche Leckereyen, als an Franzöſiſche Intriguen gewöhnen. Sie nahm weder Chocolade, noch Caffee, oder Thee, und aß weder Faſanen, noch Franzöſiſche Ragouts. Rindfleiſch, Kalbsbraten, Hammelſchlägel, Wildprett, und Hüner, Sauer- und Süßkraut, Krautſalat mit Speck, brauner Kohl, Eyerkuchen mit Bücklingen, roher Schinken und Braunſchweigiſche Würſte waren ihre Lieblingsſpeiſen, und die meiſten von dieſen, eigentlich Niederſächſiſchen Gerichten, beſonders die Braunſchweigiſchen Mettwürſte machte ſie am Franzöſiſchen Hofe herrſchend *)

---

*) Man ſehe ihre Bekenntniſſe S. 96.

Zehnter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts, unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans.

Gleich nach dem Tode **Ludewigs** XIV offenbarte es ſich auf eine ſchauderhafte Art, wie groß das heimliche Sittenverderben an dem Hofe dieſes Königs geweſen war, und wie wenig eine mehr, als dreißigjährige Scheinheiligkeit, Tugend, und Frömmigkeit befördert hatte. Der Herzog von Orleans ſetzte als Regent ſein bisheriges Leben fort, und der Hof frohlockte, daß er nun ohne Zwang dem Beyſpiele des Regenten, und ſeinen eigenen Lüſten folgen konnte. Es ging mit dem Anfange der neuen Regierung keine wundervolle, oder gewaltſame Verwandlung vor. Nur zeigte ſich ein Jeder ſo, wie er wirklich war. In die Stelle der bisherigen Heucheley trat eine unbegränzte Schaamloſigkeit. Man ſuchte und liebte das Laſter nicht bloß um des Vergnügens, ſondern auch um des Geräuſches, und um des Ruhmes willen, der mit der höchſten Verfeinerung oder Vergröberung von ſinnlichen Lüſten verbunden war. Gewiß thut man dem Abbé und nachherigen Cardinal Dübois, und ſeinem Zöglinge, dem Herzoge von Orleans Unrecht, wenn man Jenen für den einzigen Verderber des Prinzen, und den Prinzen für den einzigen Verderber ſeines Hofes hält. Bey den natürlichen Anlagen des Herzogs-Regenten würde er, wenn auch kein Dübois geweſen wäre, einem andern Verführer in die Hände gefallen ſeyn, oder er würde ſich ſelbſt verdorben haben; und eben ſo würde der Franzöſiſche Hof ohne das Beyſpiel des Regenten vielleicht nicht ſo lärmend laſterhaft, aber im Grunde wenig beſſer geworden ſeyn, als er nun wurde: den einzigen Fall ausgenommen, wenn es der Vorſehung gefallen hätte, der Franzöſiſchen Monarchie einen König zu ſchenken, der eben ſo viel Weisheit und Kraft, als ächte Tugend beſeſſen, und alle dieſe Gaben Gottes während einer langen Regierung zur Wohlfahrt und Beſſerung ſeines Volks angewandt hätte. Das Syſtem von Law, und die damit verbundene Umkehrung des Glücks von vielen Tauſend Familien wirkte viel nachtheiliger, als das Beyſpiel des Regenten. Selbſt dieſe Wirkungen aber waren nicht ganz eine ſo neue Erſcheinung, als das Syſtem ſelbſt, ſondern gleichfalls nur eine fortſchreitende Entwickelung eines böſen Unkrauts, das ſchon lange vorher ausgeſtreut, und unausrottlich geworden war. Je genauer man das, was unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans geſchah, mit den vorhergehenden, und nachfolgenden Eräugniſſen vergleicht, deſto mehr überzeugt man ſich, daß allenthalben ein natürlicher unaufhaltſamer Fortgang vom Schlimmen zum Schlimmern Statt hatte. Dieſer traurige Fortgang hörte auch nach dem Tode des Regenten, und dem Fall des Lawſchen Syſtems nicht auf, ſondern endigte ſich unter Einem der beſten Könige, welche Frankreich gehabt hat, in einen gänzlichen Umſturz des Throns, und in den Untergang des Adels, und der Geiſtlichkeit, welche hunderttauſende von guten und unſchuldigen Menſchen in ihren gemeinſchaftlichen Ruin hinein zogen: eine Begebenheit, welche weitſehende Patrioten beynahe ein ganzes Jahrhundert vorher, ehe ſie ſich wirklich zutrug, vorher verher verkündigt hatten.

Nach den Zeugniſſen aller gleichzeitigen Geſchichtſchreiber *), vereinigte nicht leicht ein anderer Sterblicher in dem Grade, wie der Herzog-Regent, die glücklichſten Talente für alle ſchöne und nützliche Künſte und Wiſſenſchaften mit einem ſo unerklärlichen Eckel gegen alles Schöne und Gute, was er mit dem gröſten Vergnügen und Eifer gelernt und geübt hatte: eine ſolche Schnelligkeit, Richtigkeit, und Schärfe des Verſtandes mit einer ſolchen Leerheit und Trägheit des Geiſtes: ſo große und herrliche Tugenden, unter welchen ſich Heldenmuth, und unermüdliche Verſöhnlichkeit am meiſten auszeichneten, mit einer ſolchen Neigung zu den ſchimpflichſten Laſtern: eine ſolche Anlage, und Würdigkeit, über andere Menſchen zu herrſchen, mit einem ſolchen Hange, ſich von den nichtswürdigſten Buben unterjochen zu laſſen: kurz ſo viele ſeltene Gaben des Geiſtes und des Herzens mit einem

---

*) Richelieu II. 67. Duclos II. 6. beſ. St. Simon VI. 61-65. 146-151. VIII. 139. 40.

einem ſolchen Unvermögen, alle dieſe Gaben gut anzuwenden. Eben daher erwähnen auch alle Geſchichtſchreiber, einer treffenden Fabel, in welcher die Mutter des Regenten das Eigenthümliche ihres Sohns darſtellte *): Es war einmahl, ſo lautete die Fabel, eine große Prinzeſſinn, die von einem ſchönen Prinzen entbunden wurde. Die erlauchte Mutter ließ nach altem Brauche zur Geburt ihres Sohns alle Feen des Himmels einladen, eine einzige ausgenommen, welche man vergeſſen hatte. Das Feſt wurde mit vieler Pracht gefeiert. Eine Jede der Feen machte dem neugebornen Prinzen ein beträchtliches Geſchenk. Die Eine ſchenkte ihm Tapferkeit: eine Andere, Milde: eine Dritte, Witz: eine Vierte, Verſtand: eine Fünfte, Schönheit: eine Sechſte, Stärke und Munterkeit: noch Andere, Freygebigkeit, und Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften. Nach allen dieſen Gaben kam die vergeſſene Fee herbey, voll heimlichen Verdruſſes über die Vernachläßigung, die ihr widerfahren war. Sie faßte den Entſchluß, dem jungen Prin-

---

*) Richelieu II. 67. Duclos I. 211. St. Simon am angeführten Orte.

Prinzen gleichfalls etwas zu ſchenken, das beym erſten Anblick zwar gut ſcheinen, aber ihm doch im Grunde nachtheilig werden ſollte. Sie ſchenkte ihm Güte, ohne den Grad derſelben zu beſtimmen; und dieſe Güte war ſo groß, daß dadurch alle übrige Gaben, welche der Prinz empfangen hatte, unnütz wurden". In der That war die Güte, oder vielmehr die Schwäche und Weichheit des Charakters des Herzogs-Regenten noch viel größer, als ſie in ſeinem Vater und Großvater geweſen war. Er empfand nicht allein keine Rachſucht bey perſöhnlichen Beleidigungen, ſondern er konnte auch da nicht einmahl ſtrafen, wo das öffentliche Beſte ernſtliche Strafen erfordert hätte *). Er ließ ſich beſtändig von ſchlechten Menſchen, und beſonders von dem Verdorbenſten unter allen ſchlechten Menſchen, dem Dübois beherrſchen, der in Rückſicht auf Kopf und Herz, auf Kenntniſſe und Erfahrung unendlich weit hinter ihm zurück blieb. Er fühlte ſeine ſchmäliche Knechtſchaft

---

*) Duclos II. p. 6. Les bons, et les mauvais procédés, les ſervices et les offences le touchoient foiblement: il donnoit et ne recompenſoit point, pardonnoit facilement, n'eſtimoit guère, et haïſſoit encore moins.

ſchaft ſehr oft auf die ſchmerzhafteſte Art, und hatte doch nicht Muth, oder Kraft genug, ſich davon loszumachen *). Die Schwäche des Herzogs-Regenten war ſo groß, daß er in den wichtigſten Fällen, wo ſeine, oder des Reiches Wohlfahrt auf dem Spiele ſtand, die feſteſten Ueberzeugungen, und Vorſätze mit tiefer Beſchämung aufgab, um nur der Zudringlichkeiten eines Menſchen loszuwerden, dem er mit einem einzigen nachdrucksvollen Worte Stillſchweigen hätte auflegen können, und auch aufzulegen ſich vorgenommen hatte **). Wenn der Herzog **von Orleans** den Eingebungen ſeines eigenen Geiſtes und Herzens gefolgt wäre; ſo würde er Einer der beſten Regenten geworden ſeyn. Nun hingegen wurde er Einer der Schlechteſten, weil er faſt immer nur das that, wozu ihn der Cardinal **du Bois** verleitete, der alles ſeinem Intereſſe aufopferte, und ſeinen gröſten Wohlthäter ſelbſt in den Staub zu treten die Abſicht hatte.

---

*) l. c. Duclos p. 274. Jamais ſervitude ne fut plus honteuſe, que celle, ou ce prince s'étoit mis, qu'il ſentoit douloureuſement, qu'il avoit honte, d'avouer, et dont il n'avoit pas la force de s'affranchir.

**) Man ſehe beſ. St. Simon VII. 149. VIII. 139 140. 146-151.

Zu dieſer Schwäche des Charakters, welche dem frechſten Unglauben und Laſter freyes Spiel und gänzliche Ungeſtraftheit verſchaffte, kamen noch zwey Gebrechen hinzu, die den Regenten in die ſcandalöſeſten Unordnungen ſtürzten, und den Ton der öffentlichen Sitten während ſeiner Regentſchaft beſtimmten. Das erſte Gebrechen war eine ſeltene und räthſelhafte Kränklichkeit des Geiſtes: das Andere, ein heftiger und unbezwinglicher Hang zu den Weibern. Es verhielt ſich mit den Seelenkräften des Herzogs-Regenten, wie mit den Verdauungskräften mancher Perſonen, die einen unordentlichen, und unbeſtändigen Appetit haben, die alles begehren und verſchlingen, und nichts verdauen: die alle Augenblicke Hunger empfinden, und wenn ſie etwas genießen, ſo gleich überſättigt werden. Der Geiſt des Regenten von Frankreich ergriff eine Kunſt und Wiſſenſchaft nach der andern. Kaum hatte er ſie ergründet, oder nur gekoſtet, ſo eckelte ihn davor, oder er fand wenigſtens keine Befriedigung darin; und daher geſchah es, daß er bey den glänzendſten Fähigkeiten, und den mannichfaltigſten Kenntniſſen und Fertigkeiten ſich dennoch nicht für ſich, und noch weniger mit ſich ſelbſt beſchäfftigen konnte. Er war zur Langenweile geboren, muſte ſich ſtets zu ſich ſelbſt hinaus werfen, und fand nirgend Genugthuung, als in dem Getümmel des Krieges, und der Schlacht, oder in wilden und rauſchenden Luſtbarkeiten *). Weder die Vergnügungen der Tafel, noch die der Liebe, und der Geſelligkeit hatten den geringſten Reitz für ihn, wenn ſie nicht bis zur Ausſchweifung übertrieben wurden, und die Geſundheit, den Wohlſtand, und die Sittſamkeit verletzten. Er verſammelte daher einen Haufen von Männern und Weibern um ſich, die ihm gleich geſtimmt waren, und denen er ſelbſt, den Nahmen von Roués gab **).

Wie

---

*) St. Simon, VII. 65. Il étoit né ennuyé, et il étoit ſi accoutumé à vivre hors de lui-même, qu'il lui étoit inſupportable d'y rentrer, ſans être capable de chercher lui-même à s'occuper. Il ne pouvoit vivre que dans le mouvement, et dans le torrent des affaires, comme à la tête d'une armée, , où dans le bruit et la vivacité de la debauche: il y languiſſoit, dès qu'elle étoit ſans bruit, et ſans une ſorte d'excès et de tumulte, tellement que ſon tems lui étoit penible à paſſer.

**) Die vornehmſten Roués von beiderley Geſchlecht findet man genannt in den Mémoires de Ri-

Mit dieſen Geräderten feierte er erſt im Palais Royal zu Paris, und nachher zu St. Cloud ſeine berüchtigten Orgien. Der Regel nach kamen die Roués an jedem Abend um neun Uhr zu einem ausgeſuchten Abendeſſen zuſammen, von welchem aller Zwang, alle Ungleichheit verbannt war. Hier konnte ein Jeder ſagen, und nicht ſelten auch thun, was er wollte. Man löſchte nämlich bisweilen die Lichter aus, damit man auch das unternehmen könne, vor welchem ſich ſelbſt die Blicke der Roués geſcheut hätten. In dieſen zügelloſen Bachanalien vernahm der Regent die Neuigkeiten des Tages. Hier hörte man die ruchloſeſten Spöttereyen gegen die Religion, und gegen alles, was ſonſt heilig und ehrwürdig war. Hier erzählte man die ſcandaloſeſten Anekdoten: hier ſang man die unzüchtigſten Geſänge: hier herrſchte wildes Bachanten-Gelächter, und Bachanten-Geſchrey. Der Regent ſtrebte darnach, einen Jeden ſeiner Genoſſen in dem, was zum Vergnügen der Geſellſchafft gehörte, zu übertreffen. Er ſchätzte Andere um deſto mehr, je weiter ſie es in allen

---

Richelieu II. p. 69-71. St. Simon XII. p. 181 et ſq.

allen Arten von Ausſchweifungen gebracht, und je länger ſie dieſelben ausgeübt hatten *). Die Schmäuſe des Regenten dauerten gewöhnlich bis an den hellen Morgen, wo die erſchöpften Roués mehr in die Betäubung eines Champagner-Rauſches, als in einen erquikenden Schlaf hinabſanken. Der Regent war meiſtens in der erſten Stunde des Erwachens von den Dünſten des Weins noch ſo umnebelt, daß er weder zu ernſthaften Geſchäfften, noch zu ernſtlichen Geſprächen fähig war. So bald er in die Geſellſchaft der Roués eingetreten war, ſo wurde er allen übrigen Menſchen unzugänglich. Damit auch die Gegenwart von Bedienten die Freuden der Tafel nicht ſtören möchte; ſo ließ man Speiſen, und alle übrige Dinge, welche man brauchte, oder ge-

---

*) St. Simon VII. 61. C'eſt ce, qui le porta à en faire ſouvent de ſi étranges et de ſi ſcandaleux, et comme il vouloit l'emporter ſur tous les débauchés, à mêler dans ſes parties les diſcours les plus impies, et à trouver un raffinement precieux à faire les debauches les plus inouïes aux jours les plus ſaints. — Plus on étoit ſuivi, ancien, outré en impiété et en débauche, plus il conſidéroit cette ſorte de debauchés.

gebraucht hatte, durch Maſchienen herein- und auch wieder wegbringen.

Der Cardinal **Dùbois** merkte bald, daß die bisherigen Orgien den Regenten nicht mehr ſo, wie vormahls, intereſſirten. Aus Furcht, daß Reue oder Langeweile den leicht geſättigten, und nie befriedigten Fürſten aus der ſchlechten Geſellſchaft in die gute zurückführen möchten, ſannen er, und ſeine Mätreſſe, **La Tencin** auf eine neue Würze, oder auf neue Reitze, wodurch die nächtlichen Feſte gehoben werden könnten. Man fing zuerſt an, die berüchtigtſten Buhlerinnen aus Paris herbey zu hohlen, um in ihren Umarmungen neue Vergnügungen zu genießen, oder neue Künſte des Vergnügens zu lernen. Damit dieſe außerordentlichen Mitglieder des geheimen Laſterordens nicht wüſten, wohin ſie kämen; ſo verband man ihnen, wenn man ſie abhohlte, die Augen, und der Regent, und die übrigen Roués, welche nicht erkannt ſeyn wollten, trugen während ihrer Anweſenheit Maſken *) Zu andern Zeiten ladete man die ſchönſten Tänzer und Tänzerinnen der Oper ein, welche nackt die üppigſten Ballette tanzten. Nachdem man dieſe wohllüſtigen Schauſpiele, welche man Adamsfeſte nannte, etwa Zwölfmahl wiederhohlt hatte; ſo wurde der Regent ihrer überdrüſſig. Hierauf fiel die erfinderiſche Tencin auf die ſo genannten Feſte der Büßer, oder Flagellanten, an welchen ſich die Roués mit Geiſſeln einfanden, um durch ihre Schläge die trägen Sinne zu erwecken. Der Gedanke dieſer Feſte ſchien dem Cardinal ſo äußerſt wichtig, daß er auf der Stelle zum Regenten lief, um ihm die große Entdeckung mitzutheilen; und da der Herzog ihn nicht gleich ſehen konnte, dringend auf einer augenblicklichen Audienz beſtand, weil ſein Antrag gar keinen Aufſchub leide. Der Regent belohnte den Cardinal durch die heftigſten Ausbrüche von Lachen, und willigte in die vorgeſchlagenen Feſte unter der Bedingung ein, daß der Cardinal denſelben beywohnen, und daß man ihn bis auf's Blut geiſſeln wolle. Zuletzt ſchrieb die Tencin eine Geſchichte aller berühmten Wohllüſtlinge alter und neuer Zeit, ſo wie aller Künſte, wodurch man jemahls zum Genuſſe der ſinnlichen Liebe

---

*) Richelieu III. 303. et ſq.

zu erwecken, oder den Genuß zu erhöhen, zu verlängern, oder zu vermannichfaltigen geſucht hat. Die lebhafteſten Beſchreibungen waren mit den trefflichſten Zeichnungen begleitet, und nach dieſen Beſchreibungen und Zeichnungen wurden die Gräuel der Tibere, und Meſſalinen alter Zeiten zu St. Cloud nachgeahmt *). Je mehr man die Sinne des Regenten anſpornte, je mehr man den Genuß der Freuden der Tafel und der Liebe übertrieb; deſto eher ſtellten ſich Sättigung und Ueberdruß wieder ein. Der Regent ſelbſt geſtand kurz vorher, ehe er den Cardinal Dubois zum Premier Miniſter ernannte, dem Herzoge von St. Simon: daß er das Nachtheilige und Unwürdige ſeiner nächtlichen Feſte vollkommen einſehe: daß er alles das, was ſein Freund St. Simon dagegen geſagt habe, nicht nur nicht läugne, ſondern noch über dem etwas Schlimmeres bekennen müſſe: daß nämlich er, der Regent, nicht einmahl das Bedürfniß der Weiber mehr habe, und daß der Wein ihm kein Vergnügen mehr mache, daß
er

---

*) l. c. Richelieu

er ihm vielmehr zu wider ſey *). Als kein Reitz des Vergnügens den Regenten zu den nächtlichen Ausſchweifungen mehr hinzog, ſo zwang ihn die Gewohnheit gleichſam wider ſeinen Willen dazu; und er mißbrauchte die letzten Kräfte der Natur ſo lange, bis er durch einen frühzeitigen Tod hingeriſſen wurde.

An einem weniger verdorbenen Hofe würden die Bachanallen des Regenten Abſcheu, aber nicht Nachahmung hervorgebracht haben. Am Franzöſiſchen Hofe eiferten dem Regenten nur zu viele nach **). Das gröſte Aergerniß gaben ſiebenzehn Herren des Hofes, die faſt alle den vornehmſten Familien angehörten. Dieſe ſiebenzehn Jünglinge und Männer übten in einer Sommernacht unter den Fenſtern des Königs, und

---

*) VIII. 139. Il me dit, que tout cela étoit vrai, et qu'il y avoit pis encore . . . qu'il n'avoit plus beſoin de femmes, et que le vin ne lui etoit plus rien, et que même il le degoutoit. Mais Monſeigneur, m'écriai-je, par cet aveu, c'eſt donc le diable, qui vous poſſède, de vous perdre pour l'autre monde et pour celui-ci, etc.

**) Richelieu II. 132. La Cour du régent, qui jouiſſoit de tous les plaiſirs, donnoit le ton aux autres princes, et à tous les rangs. Partout on vouloit imiter les orgies de St. Cloud, et du Palais Royal.

im Angeſichte vieler Herren und Damen, welche an die offenen Fenſter gingen, die unnatürlichſten Lüſte *). Der Regent, der Cardinal **Dübois**, und deren Genoſſen lachten über die unerhörte Kühnheit der Sodomiten; und nur das allgemeine Geſchrey des Hofes und der Hauptſtadt zwang den Herzog **von Orleans**, die Schuldigſten in die Baſtille zu ſetzen, oder zu ihren Regimentern, und auf ihre Güter zu verweiſen **). So weit das Sittenverderben ſchon vorher unter **Ludewig** XIV vom Hofe und aus der Hauptſtadt in die Provinzen eingedrungen war, eben ſo weit folgten unter der Regentſchaft die Bachanalien des Herzogs **von Orleans** nach ***).

---

*) Richelieu III. p. 317. et ſq.

) Der gröſte Lehrer der unnatürlichen Liebe war Chevalier **Morell, der öffentlich ſchöne Knaben, wie Pferde verkaufte, und vorzüglich in der Abſicht in die Oper ging, um Käufer aufzufinden, und einen vortheilhaften Handel zu ſchließen Anekdoten der Herzoginn **von Orleans** S. 289.

***) T IV P. II. p. 4. Memoires de Richelieu.... ce libertinage bruyant, qui pervertit nos moeurs, ... fut porté enſuite, vers la fin de la regence, à un tel point de ſcandale, qu'on vouloit l'initer dans les ſociétés particulieres de la capitale: d'où il s'étendit dans toutes nos provinces, . . .

Ein zweytes natürliches Gebrechen des Herzogs von Orleans, das den Ton der Sitten während ſeiner Regentſchaft beſtimmte, war ein heftiger Hang zu den Weibern, ohne wahre Liebe, ohne Eiferſucht, ohne Achtung für das andere Geſchlecht, und ſelbſt für diejenigen, welche er zu ſeinen Beyſchläferinnen wählte. Die Mutter des Regenten ſagte etwas zu nachdrücklich, aber ſehr richtig, daß ihr Sohn die Weiber als ein heimliches Gemach brauche, wo er ſeine dringende Nothdurft verrichte, ohne ſie leidenſchaftlich zu lieben *). Der Regent war einer hohen Liebe gänzlich unfähig, konnte nicht begreifen, was das heiſſe, verliebt zu ſeyn, und glaubte feſt, daß die Leidenſchaft der Liebe ſich nur in Romanen finde **). Wenn Eine ſeiner Mätreſſen ihn ernſtlich und ausſchließend liebte, und eine ſchäferhafte Gegenliebe von ihm erwartete; ſo war dieß genug, mit ihr zu brechen, weil eine ſolche Liebe ihn drückte, und er eine ſolche Gegenliebe

---

*) Anekdoten der Herzoginn von Orleans S. 195. Bekenntniſſe S. 43.

**) Lauter Aeuſſerungen des Regenten ſelbſt. Man ſehe ll. cc.

nicht ſimuliren konnte *). Faſt alle ſeine Mätreſſen hatten neben ihm andere Liebhaber. Er wuſte dieſes, und ſtrafte weder die Untreue ſeiner Geliebten, noch die Kühnheit ſeiner Nebenbuhler. Er entfernte die Letztern nur alsdann, wenn ſie ihm den Beſitz von Schönen ganz raubten, oder ſchwer machten. Die Zahl ſeiner erklärten Mätreſſen war ſehr groß: noch größer die Zahl derer, die er gleichſam im Vorbeygehen ſeiner Gunſt würdigte **). Er verſchmähte kein Weib, das ihm in den Wurf kam, und derer, die ſich ihm anboten, waren ſo viele, daß ſie ſich ſo gar ohne ſein Wiſſen in ſein Bett legten, um Andern zuvorzukommen ***). Am längſten hielt ſich der Re-

---

*) Anekdoten S. 196. "Er hat ſich mit Seri brouillirt, weil, ſagte er, ſie wollte, daß er ſie wie ein Berger lieben ſollte. Er hat mich oft zu lachen gemacht, wenn er mir dieſes ſo ernſtlich geklagt hat, war ganz betrübt darüber — hieraus ſiehet man, daß mein Sohn incapabel iſt, recht verliebt zu ſeyn.

**) Ueber die Mätreſſen des Regenten ſehe man außer den angeführten Stellen Richelieu II. 244. III. 211. 308. et ſq. St. Simon VII. 94. 95. XII. 189.

***) Bekenntniſſe S. 43. Anekdoten S. 197. Seine Mutter machte ihm oft Vorwürfe darüber, daß er ſo wenig delicat ſey, und ſo viele häßliche Weiber liebe.

Regent zu der Frau von Parabere. Weder dieſe aber, noch irgend eine Andere konnte ſich rühmen, die einzige Beſitzerinn ſeines Herzens, und ſeiner Perſon zu ſeyn. Der Regent ergötzte ſich an der Eiferſucht der Weiber, welche er zugleich liebte *). Dieſe Eiferſucht war nur eine Schwachheit der Neulinge. Die geübteren Mätreſſen nahmen die Duldſamkeit ihres gemeinſchaftlichen Liebhabers an, aßen und tranken auf das freundſchaftlichſte zuſammen, und trieben ihre uneigennützige Liebe ſo weit, daß ſie dem Regenten neue Mitſchweſtern aufſuchten **). Die Vornehmſten gingen mit den Geringſten, wie mit ihres Gleichen um; und alle erlaubten ſich eine gleiche

---

*) St. Simon VII. 91. 95. Le Régent vivoit publiquement avec Madame de Parabére. Il vivoit en même temps avec d'autres, et ſe divertiſſoit de la jalouſie et du depit de ces femmes. Il n'en étoit pas moins bien avec d'autres, et le ſcandale de ce ſérail public, et celui des impiétés, et des ordures de ces ſoupers etoit extrême, et connu partout.

**) Richelieu III. 309. La Ducheſſe du Gévres, Madame de Sabran continuoient auſſi leur genre de vie avec ce Prince. Ces Dames n'étoient ni jalouſes, ni ennemies. Elles ſ'invitoient à des fêtes mutuellement, ſe donnoient des rendez-vous, ſe pretoient même leur amans, cherchoient des nouvelles maitreſſes au prince, etc.

Vertraulichkeit gegen den Regenten, der ſeine Freundinnen duzte, und von ihnen wieder geduzt wurde *). Der Regent war noch weniger galant, als er verliebt war, und noch weniger discret, als galant. Er ſchritt gleich zum letzten Ziele, und erzählte einem Jeden, der es hören wollte, was er bey einer Jeden genoſſen hatte **). Wenn ſeine Mutter ihm ſeine Indiscretion vorwarf, ſo antwortete er lachend: ſie kennen unſere liederlichen Weiber nicht. Man erweist ihnen einen Dienſt, wenn man ſagt, daß man bey ihnen geſchlafen hat *).

---

*) l. c. Toutes ces femmes voyoient Emilie, et les autres filles de théâtre; les titrées parloient d'une ton d'égalité à celles, qui ne l'étoient pas. Les vieilles femmes, celles de l'ancienne cour, les dévôtes exceptés, les autres femmes ſouhaitoient en général d'avoir accès dans l'interieur de cette cour. Ein Beyſpiel der Vertraulichkeit findet man in Memoires de Richelieu III. 211.

**) Anekdoten S. 157. — "Mein Sohn . . . hat gar keine Manieren die Leute verliebt zu machen. . . . . Seine Manieren ſind nicht höflich, und poli genug, um ſich anzuſtellen, als wenn er verliebt wäre, fällt alle Zeit mit der Stubenthür in die Cammer. Auch iſt er gar nicht discret, ſecret, erzählt gleich alles, was vorgegangen — ich ſage ihm hundertmal, daß ich mich nicht genug verwundern kann, daß ihm die Weiber noch ſo nachlaufen, ſollten ihn vielmehr fliehen.

Die Schaamloſigkeit des Regenten ermunterte ſeine Töchter, die meiſten übrigen Prinzen, und Prinzeſſinnen, und den gröſten Theil der Herren und Damen des Hofes zu einer ähnlichen Kühnheit im Laſter. Unter den Töchtern des Regenten waren Zwey, welche nicht bloß das Beyſpiel, ſondern noch mehr die blutſchänderiſche Liebe ihres Vaters in der Befriedigung aller ihrer böſen Begierden, und in dem öffentlichen Triumphe über Tugend, Wohlſtand, und Schicklichkeit beſtärkte. Die Dücheſſe de Berry, und die Prinzeſſinn von Valois gehörten zu den Mätreſſen ihres Vaters **), und glaubten deßwegen, daß ihnen alles erlaubt ſey. Beſonders trieb die Erſtere die Befriedigung ihrer wilden und widerſprechenden Launen bis zur offenbarſten Narrheit. Sie war ſo ſtolz und unbiegſam, daß ſie ſich größere Ehrenbezeugungen anmaaßte, als ſich je eine regierende Königinn von Frankreich angemaßt hatte, und nie weder ihrer Mutter, noch ihrem Mann, am wenigſten ihrem Vater zu gefallen lebte, wenn nicht ihre Laune das, was man von ihr verlangte, ſchon vorher geboten hatte. Eben dieß ſtolze und unbiegſame Weib ließ ſich zugleich bis zu ſolchen Geſellſchaften herab, die ihres gebildeten Geiſtes nicht weniger, als ihrer Geburt unwürdig waren, und duldete es mit einer unglaublichen Langmuth, daß ihre Liebhaber eben die Launen gegen ſie übten, wodurch ſie ſelbſt alle übrigen Menſchen quälte. Die Herzoginn von Berry wechſelte ihre Liebhaber faſt eben ſo oft und öffentlich, als ihr Vater ſeine Mätreſſen. Zuletzt aber fixirte ſich ihre gleich unbezähmbare und unbegreifliche Leidenſchaft auf Einen der häßlichſten Menſchen des Hofes, den Grafen von Riom mit einer Wuth, die bis an ihren Tod ungeſchwächt fortdauerte [*]. Der Graf von Riom war gegen alle andere Menſchen ſo artig, als man nur ſeyn kann, ſeine erlauchte Liebhahaberinn hingegen behandelte er, wie ein Tyrann, weil ſein Oheim, der Herzog von Lauzün ihm die Lehre gegeben hatte, daß man verliebte Prinzeſſinnen mit einem eiſernen Zepter regieren müſſe, wenn man etwas aus ihnen machen wolle. Die Dücheſſe de Berry durfte weder ausgehen, noch Kleider und Putz anlegen, oder wählen, ohne ihren geheimen Gemahl, (denn ſie hatte ſich heimlich mit ihm verheirathet) um Rath zu fragen. Sie muſte oft zu Hauſe bleiben, wenn ſie eben in den Wagen ſteigen wollte, um in die Oper zu fahren: oft Kleider und Putz ablegen, wenn ſie ſich ſtundenlang dem Grafen zu Liebe geſchmückt hatte, ſelbſt dann ablegen, wann er ſie vorher gebilligt hatte, und nun, nachdem ſie angelegt waren, nicht mehr ſchön fand. Die Prinzeſſinn ließ ſich in den meiſten Fällen die unvernünftigſten Launen ihres Liebhabers gefallen. Wenn ſie bisweilen Miene machte, den Befehlen des Gebieters etwas mehr als Thränen entgegen zu ſetzen; ſo züchtigte er ſie wie Herren ihre Sclaven, Eltern ihre unmündigen Kinder zu züchtigen pflegen, und wie der Düc de Lauzün die Prinzeſſinn von Montpenſier gezüchtigt hatte. Auch nach den gröbſten Mißhandlungen war die Dücheſſe de Berry immer die Erſte, die unter Thränen der Reue, und mit allen Merkmahlen der inbrünſtigſten Liebe Frieden anbot. So ſtreitend der Stolz dieſer Prinzeſſinn, und ihre Wegwerfung, ihre eigenſinnigen Launen, und unüberwindliche Geduld waren; eben ſo ſtreitend war ihr Unglaube, und ihre Frömmigkeit. In den nächtlichen Feſten ihres Vaters blieb ſie in Rückſicht auf gotteslästerliche Spöttereyen hinter keinem der erklärteſten Gottesläugner zurück; und eben dieſen frechen Unglauben bekannte ſie auch öffentlich vor der Welt. Nichtsdeſtoweniger hatte ſie häufige Anfälle von quälender Reue und Gewiſſensangſt. Wenn dieſe herein brachen, ſo ging ſie auf mehrere Tage in das Cloſter der Carmeliterinnen in Paris, faſtete und betete, ſeufzte, weinte und caſteyte ſich eifriger, als die Frömmſten unter den geiſtlichen Jungfrauen. So bald dieſe Anfälle vorübergegangen waren, ſo lachte und ſpottete ſie ſelbſt über das, was ſie gethan hatte. Düclos ur-

---

*) l. c. Vous ne connoiſſez pas les debauchées d'apréſent. Dire, qu'on couche avec elles, c'eſt leur faire plaiſir.

**) Richelieu II. S. 78-84. und 240.

---

*) l. c. Richelieu. St. Simon VII. p. 11. et ſq. Duclos I. 245. II. 5.

urtheilte richtig, daß ſolche Widerſprüche einen geheimen Wahnſinn vorausſetzten *).

Die übrigen Töchter des Regenten widerſprachen ſich nicht ſo ſehr in ihren Glauben, in ihren Launen, und Handlungen, als die Dücheſſe **de Berry**. Sonſt aber waren ſie derſelben in Rückſicht auf Sittenloſigkeit und auf öffentliche Aergerniſſe ähnlich. Die Prinzeſſinn **von Valois** verhehlte es ſelbſt als Braut des Herzogs **von Modena** weder vor dem Hofe, noch vor ihrem Vater, daß ſie in den Herzog **von Richelieu** verliebt ſey. Sie verſchwendete große Summen, um ihren beglückten Liebhaber in der Baſtille zu beſuchen; und erklärte ihren Vater, daß ſie nicht nach Italien abreiſen werde, wenn er nicht den Herzog **von Richelieu** in Freyheit ſetzte **). Der Regent wurde gezwungen, ſeinen Nebenbuhler, der ihm das Herz zweyer Töchter geraubt, und ſich offenbar gegen ihn verſchworen hatte, ungeſtraft zu entlaſſen. Die Prinzeſſinn **von Valois** folgte dem Rath und Beyſpiele der Großherzoginn von Florenz. Nachdem ſie ihrem Gemahl einige Erben geboren hatte, kehrte ſie nach Frankreich zurück, weil, wie die Rathgeberinn ſagte, kein anderes Land für Franzöſiſche Prinzeſſinnen ſo gut ſey, das heißt, weil ſie an keinem andern Hofe ſo ungebunden leben könnten, als am Franzöſiſchen. Dieſe Ungebundenheit war die vornehmſte Urſache des Heimwehs, welches nach **Dûclos** Bemerkung alle Franzöſiſche Prinzeſſinnen empfanden *).

---

*) II. 10. Ces disparates marquoient certainement un degré de folie.

**) Richelieu II. 137. III. 169-176.

Unter allen Töchtern des Regenten hatte keine ſo vielerley Talente, Kenntniſſe und Fertigkeiten, als die Abbeſſe de Chelles **). Auch dieſe hatte vor ihrem janſeniſtiſchen Eifer nicht nur ihre Lieb-

---

*) Mon enfant, ſagt die Großherzoginn beym Abſchiede zur Prinzeſſinn **von Valois**, faites comme moi, ayez un où deux enfans, et tâchez de revenir en France. Il n'y a que ce pays-là de bon pour nous — Toutes nos princeſſes, ſetzt **Dûclos** hinzu, ont en effet ce, qu'on nomme la maladie du pays. Auſſi la Ducheſſe de Modene y eſt elle revenue dès qu'elle a pu.

**) Richelieu III. 237. 38. On pouvoit dire, qu'elle étoit muſicienne, artiſte, brodeuſe, habile dans les modes, dans l'art de coeffure, dans celui des perruquiers: étoit menuiſiere, phyſicienne, chimiſte, apothicaire, et chirurgienne, théologienne, janſeniſte, et ſachant à fond toutes les parties de cette héréſie ſi ſubtile etc.

Liebhaber am Hofe, ſondern auch ihre Geliebten unter den Jungfrauen ihres Cloſters. Sie theilte dieſen unnatürlichen Hang ihrer Schweſter, der nachherigen Gemahlinn des Königs **Ludewigs des Erſten** von Spanien mit, welche ſich unter den ſchönſten Damen des Pallaſtes ein weibliches Serail bildete, und nach der Rückkehr in ihr Vaterland gleich ihren Schweſtern lebte *). Die übrigen Franzöſiſchen Prinzeſſinnen waren eben ſo, oder nicht viel weniger ausgelaſſen, als die Töchter des Regenten. Die Dücheſſe du **Maine** tröſtete ſich zu Sceaux mit der Liebe eines großen Cardinals, und die Dücheſſe **de Bourbon** mit der des **Duchaila** **). Die ältere Prinzeſzeſſinn von Conti duldete die Bewerbungen ihres Neffen, und die jüngere liebte den La Fare, und den ſchönen Clermont. Unter den Schweſtern des Düc de Bourbon gab die Prinzeſſinn von Charolois das gröſte Aergerniß. Sie verabredete mit ihrer jüngern Schweſter und mit der Dücheſſe de Berry geheime Zuſammenkünfte, wo ſich ihre Liebhaber bald bey dieſer, bald bey jener der Drey genannten Prinzeſſinnen einfanden *). Die Liebe der Prinzeſſinn von Charolois zum Herzoge von Richelieu war ſo heftig, daß ſie den gefahrvollen Entſchluß, ihren Liebhaber in der Baſtille zu beſuchen, nicht nur faßte, ſondern auch zweymahl glücklich ausführte **). Zum zweyten Beſuche verband ſie ſich mit der Prinzeſſinn von Valois, welche ſie vorher mit dem Haſſe der heftigſten Eiferſucht haßte, der ſie ſich aber näherte, um durch ſie ihren Geliebten ſehen, und retten zu können. Sie verſprach ihrer Nebenbuhlerinn, daß ſie ihr den Herzog abtreten, und den Geliebten nie wieder ſehen wolle, wenn ſie ihm bey ihrem Vater Freyheit und Leben auswirke [*]. Dem Herzoge folgten viele andere Liebhaber. Die Prinzeſſinn kam faſt alle Jahre eben ſo öffentlich, als eine Operntänzerinn nieder. Der ganze Hof ließ ſich nach ihrer jedesmahligen Niederkunft nach dem Befinden der Prinzeſſinn erkundigen. Einſt antwortete ein argloſer Schweizer auf eine ergangene Frage von dem Befinden der Prinzeſſinn: dieſe befinde ſich ſo wohl, als ihr Zuſtand es erlaubte; und das Kind auch [**]. Alle dieſe Ausſchweifungen der jüngeren Prinzeſſinnen wären verzeihlich, wenn es wahr iſt, was die ärgerliche Chronick sag[illegible] daß ſelbſt die Mutter des Regenten mit dem ſchönen Abentheurer Law, als mit ihrem Liebhaber öffentlich lebte [***].

---

*) IV. 23. beſ. III. 357. Elle donna alors un libre eſſor à toutes ſes paſſions, et ſe permit des divertiſſements que ſa ſoeur ſe permettoit dans l'Abbaye de Chelles, s'attachant trop intimément à celles de ſes Camoriſtes (Dames d'honneur qui avoient le talent de lui plaire. Die Mutter des Regenten verſichert, Anekdoten S. 293, von einem glaubwürdigen Mann gehört zu haben, daß er die erſte Gemahlinn von Monſieur, Madam Henriette d'Angleterre über dem Genuſſe verbotener Vergnügungen mit der Prinzeſſinn von Monaco betroffen habe.

**) Richelieu II. 243. 43

---

*) II. 123.

**) II. 137. III. 169.

Unter den Franzöſiſchen Prinzeſſinnen waren nur Zwey von unbeſcholtenem Rufe: die Gemahlinn des Regenten, welcher nach ihrer Vermählung, und beſonders während der Regentſchaft ſelbſt die

---

[*] l. c.

[**] Vie privée de Louis XV T. I. P. 181. —

[***] Richelieu II. 242. III. 5.

Verläumdung keine Vorwürfe zu machen wagte, und dann die Gräſinn von Toulouſe *), eine verwittwete von Gondrin, mit welchelcher ſich der Graf von Toulouſe anfangs nur heimlich vermählt hatte. Es macht dem Grafen, wie der Gräſinn gleiche Ehre, daß man ihre Verbindung für die glücklichſte Ehe hielt, die jemahls in Frankreich geſehen worden **). Der Hof zu Rambouillet, wo ſie ſich meiſtens aufhielten, war das Muſter einer beſcheidenen Pracht, der Sitz geſchmackvoller, und unſchuldiger Vergnügungen, der Zufluchtsort wahrer Tugend und Frömmigkeit, die an dem Hofe des Regenten geſchändet wurden, und der Erhalter oder Wiederherſteller der feinen Galanterie, und des guten Tons der Geſellſchaft. Hier lernte der junge König die ächte Politeſſe, welche er beſtändig beybehielt, und welche man beſonders während des Miniſteriums des Cardinals Fleury an ſeinem Hofe bewunderte ***). Außer dem Hofe des Gra-

fen

---

*) St. Simon VII. 50. Richelieu IV. P. I. p. 10. P. II. p. 19-21.

**) Richelieu l. c. Jamais on ne vit en France un mariage auſſi heureux, etc.

***) l. c. C'eſt, dans cette cour, que Louis XV vint apprendre les uſages du monde, que ſe for-

merent

ſen von Toulouſe waren nur wenige vornehme Häuſer, welche ſich gegen die Sittenloſigkeit, die Indecenz, und den Unglauben des Hofes des Regenten verwahrten. Rein und unbefleckt blieben bloß die Hotels der Luynes, der Larochefoucault, der Mortemar, der Sülly, La Valliere, La Feuillade, u. ſ. w. die übrigen Prinzen, und die übrigen Herren und Damen des Franzöſiſchen Hofes ſtimmten willig und leicht in den falſchen Ton ein, welchen der Regent und ſeine Roués angegeben hatten *). Unter den Prinzen war der Graf von Clermont zwar nicht der verdorbenſte; allein er war der Erſte, der ein eigentliches Serail in Paris errichtete: eine Idee, die nicht lange nachher Nachahmer fand **). Das ganze Leben des Cardinals Dúbois

---

merent ſes habitudes ſociales, les maniéres polies et decentes, qu'il ſut conſerver le reſte de ſa vie. . . . Les principes de ce bon gout, et de la veritable galanterie, qu'on devoit admirer dans ſa cour pendant le miniſtere de Fleury.

*) l. c.

**) IV. 2. p. 18. Richelieu. C'eſt à lui, que le Siecle doit la premiere idée d'un ſerail, qu'il remplit des plus jolies Demoiſelles, qu'on peut trouver, pendant quelques années à Paris.

war eben ſo ſcheußlich, als ſein Tod *), und ſeiner waren der Polizey- nachherige Finanzminiſter d'Argenſon, und der abentheuerliche Law würdig **). Der verrückte Dúbois nahm die gemeinſten Metzen wie Prinzeſſinnen auf ***), und behandelte hingegen die vornehmſten, und tugendhafteſten Frauen als die Verworfenſten ihres Geſchlechts. Eine Frau von Cheverny, welche zur Gouvernante der Prinzeſſinnen des Regenten ernannt worden war, wollte auf dringendes Anrathen der Herzoginn von Orleans dem Cardinal eine Dankſagungs-Viſite machen. Dieſe Dame hatte kaum das Wort Monſeigneur ausgeſprochen, als der Cardinal ihr ſchon entgegen brüllte: Oh! Monſeigneur, Monſeigneur, cela ne ſe peut pas. Vergebens ſuchte die Dankſagerinn dem wüthenden Menſchen zu erkennen zu geben, daß ſie nichts von ihm verlange. Bey dem zweyten Monſeigneur, womit ſie ihn anredete, unterbrach der Cardinal ſie mit den Worten: de par tous les diables, quand je vous dis, que cela ne ſe peut pas; und beym dritten faßte er ſie bey den Schultern, zog ſie bis zur Thür, gab ihr einen Stoß in den Rücken, und nahm mit dem Compliment Abſchied: allez à tous les diables, et me laiſſez en repos *). Die Honneurs in ſeinem Hauſe machte die mehrmahl genannte La Tençin, die als Nonne von ihrem Bruder, dem Abbé und nachherigen Cardinal Tençin geſchwängert worden war, nach der Flucht aus dem Cloſter ſich durch ihre vielen Reiße, ihre Buhlereyen, und Intriguen allmählich emporgearbeitet hatte, und zuleßt als Mätreſſe des Cardinals Dübois Eine der erſten Rollen am Hofe des Regenten ſpielte **). In der leß-

---

*) Man ſehe St. Simon VIII. p. 162 et ſq. Rien de ſacré pour lui, nulle ſorte de liaiſon reſpectée, mepris declaré de foi, de parole d'honneur, de probité, de verité; grande eſtime et pratique continuelle de ſe faire un jeu de toutes ces choſes; voluptueux autant, qu'ambitieux, voulant tout en tout genre, ne comptant lui ſeul pour tout, et tout ce, que n'étoit point lui, pour rien, et regardant comme la derniere demence de penſer, où agir autrement

**) Ueber die Scheuſale des d'Argenſon, Richelieu II. 276. Man ſehe auch III. p. 22. ib.

***) Richelieu III. 379. ecoutant le rapport des filles ſurtout et de femmes entretenues, qu'il recevoit dans ſes audineces avec les honnêtes femmes.

ten

---

*) St. Simon VIII. 184. 185.

**) Richelieu III. p. 30 et ſq. Duclos II. 43-45.

ten Qualität erfand ſie die wohllüſtigſten Scenen, die in den nächtlichen Feſten des Regenten aufgeführt wurden, und machte das Haus des Cardinals zu einer Schule der Verführung für junge Perſonen von beiderley Geſchlecht *).

Der Regent, und die Miniſter des Regenten waren nicht die Einzigen, denen ſich die Damen des Hofes mit der Stirnloſigkeit feiler Dirnen aufdrangen. Manche Herren des Hofes wurden von den Damen eben ſo ſehr, oder noch mehr, als der Regent beſtürmt. Unter dieſen Glücklichen zeichnete ſich am meiſten der Herzog von Richelieu aus. Er bediente außer mehrern Prinzeſſiennen eine groſſe Menge von andern Damen **). Der ganze Franzöſiſche Damenhof war, wie der Verfaſſer ſeiner Memoiren ſehr richtig ſagt, ſein Harem, der ſich ihm freywillig geweiht hatte, und die Weiber rühmten ſich auf eine gewiſſe Art der Liebe, welche ſie für einen ſo allgemein geſuchten Mann hegten *). Er fand ſehr oft, wenn er zu Hauſe kam, Zehn bis Zwölf Liebesbriefe auf einmahl vor, in welchen man ſich ſeinen Beſuch in der nächſten Nacht ausbat. Er gab ſich nicht die Mühe, alle dieſe Briefe, die zum Theil in Cyffern geſchrieben waren, zu leſen. Er öffnete nur das Billet der Schönen, welche er beglücken wollte, und verſchloß die Uebrigen unentſiegelt in ſeine Caſſetten **), wo Soulavie ſie als eben ſo viele Denkmähler der Sittenverderbniß des Hofes antraff. Der Hezog fand ein Vergnügen daran, die Weiber, welche, ihm nachliefen, zu kränken, und gegen einander aufzuhetzen. Wenn er Einer los ſeyn wollte, ſo ſchickte er ihr, wie durch ein Verſehen, aber abſichtlich die Liebesbriefe, die für Andere beſtimmt

---

*) Richelieu III. 20. Il en fit comme de ſa femme, et la preſenta au Palais royal. Elle s'établit aux depens de l'Abbé, à la tête d'une maiſon, qui fut le rendezvous de la grande compagnie parmi les jeunes gens ſpirituels et voluptueux.

**) Mem. de Richelieu II. 250. Je faiſois ma cour à un très grand nombre à la fois.

---

*) Richelieu VI. 64. La plupart des femmes de cour en étoient venuës à ce degré de corruption qu'elles ſe glorifioient, en quelque ſorte, de leur amour pour lui. . Tout ce, que les Sultans peuvent réunir de beautés et de plaiſirs dans un ſérail, et ſe les aſſujettir par la puiſſance, le Duc de Richelieu le poſſédoit librement et ſans jalouſie au milieu de la cour.

**) l. c.

waren. Der Herzog hatte ſo wenig Achtung für die Weiber, daß er einſt Einen ſeiner Bekannten und Nebenbuhler in das Schlafzimmer kommen ließ, wo er mit einer von Beiden geliebten Dame im Bette lag. Da dieſe ſich in die Bettücher verkriechen wollte, ſo zog der Herzog dieſe Maſke ſelbſt ab, und enthüllte dem verſteinerten Zuſchauer die Schönheiten der tief beſchämten Geliebten *). Ueberhaupt befolgte er den Grundſatz, der ihm beſtändig gelang, allen, welche er liebte, ein wenig Eiferſucht einzuflößen, ſie gegen einander zu reitzen, und Verdacht von Untreue entſtehen zu laſſen.

Der Duc de Richelieu war die Urſache eines bis dahin unerhörten Zweykampfs zwiſchen zwey Weibern, die ſich um ſeinen Beſitz ſtritten, zwiſchen der Frau von Polignac, und der von Nesle. Es half nichts, daß der Herzog der Erſtern zu wiederholten Mahlen den Abſchied gab. Die Frau von Polignac liebte den Untreuen ſtets mit gleicher Heftigkeit, und ſie war daher auf alle die Damen eiferſüchtig, welche ihr nicht einzeln, ſondern in ganzen Haufen und

---

*) VI. 64. 65.

und auf einmahl gefolgt waren *). In dieſen Quaalen der Eiferſucht ſtieß ſie eines Tages auf Madame de Nesle, und forderte ſie auf Piſtolen in das Holz von Bologne. Die Frau von Nesle nahm die Ausforderung begierig an, in eben der Meynung, welche auch ihre Widerſacherinn hegte, daß ſie entweder ihre Nebenbuhlerinn tödten, und allein im Beſitz des Geliebten bleiben, oder daß ſie durch einen rühmlichen Tod ihre Treue und unausſprechliche Liebe beweiſen würde. Beide Damen erſchienen, und ſchoſſen ihre Piſtolen auf einander los. Die Frau von Nesle fiel, und im Fallen wurde ihre ſchöne Bruſt mit Blute bedeckt. Fahre hin, rief die Siegerinn, ich will dich lehren, einer Frau, wie ich bin, einen Liebhaber abzujagen. Wenn ich die Verrätherinn in meiner Gewalt hätte, ſo würde ich ihr Herz verzehren, wie ich ihr Gehirn verbrandt habe. Ein junger Menſch, der dieſe grauſamen Worte hörte, bat ſie, ſich zu mäßigen, und nicht

---

*) l. c. p. 251. Jalouſe de toutes les Dames, qui lui avoient ſuccédé en grand nombre, non à la file, mais à la fois et enſemble, elle s'en prit un jour à Madame de Nesle.

nicht einer Unglücklichen zu ſpotten, welche ihr wenigſtens durch ihren Muth Hochachtung abzwinge. Schweig, junger Unbeſonnener, rief die Frau von Polignac, es geziemt dir nicht, mir Lehren geben zu wollen. Die Frau von Nesle war nicht, wie man anfangs fürchtete, in der Bruſt, ſondern ſehr leicht an der Schulter verwundet. Als ſie wieder zu ſich kam, fragte man ſie, ob dann der Liebhaber, um deſſen Beſitz ſie gekämpft habe, ſich auch der Mühe verlohne. O ja, antwortete die Verwundete, er verdient, daß man ein noch viel ſchöneres Blut für ihn vergieße. Er iſt der liebenswürdigſte Mann des Hofes. Alle Damen ſtellen ihm Schlingen. Ich hoffe aber, daß der Beweis von Liebe, den ich jetzt gegeben habe, mir ihn ungetheilt verſchaffen werde. Ich habe euch, ſetzte ſie hinzu, zu viel Verbindlichkeit, um euch ſeinen Nahmen zu verſchweigen. Es iſt der Herzog von Richelieu, ja der Herzog von Richelieu, der Erſtgeborne des Kriegsgottes, und der Liebesgöttinn *).

---

*) Den Charakter dieſes Hoffmannes ſchildert Düclos am beſten l. c. II. p. 33.

Wie groß und allgemein das Sittenverderben unter den Damen des Hofes während der Regentſchaft geworden war, entdeckte ſich bey keiner andern Gelegenheit ſo ſehr, als bey der Zuſammenſetzung des Damenhofes der jungen Königinn. Der damahlige Biſchof **Fleury** empfahl die äußerſte Sorgfalt in der Auswahl der Damen, damit nicht die junge und unſchuldige Königinn durch den Anblick der ſchaamloſen Weiber der Regentſchaft beſchämt, oder durch ihren Umgang verdorben werde. Man ſuchte zuerſt eine Dame d'honneur für die künftige Königinn auf, und fand unter den vornehmen Frauen, welche Anſprüche auf dieſe Stelle machen konnten, keine einzige unbeſcholtene, als die Herzoginn von **St. Simon** *). Da man ſich aber zu ſehr vor dem Geiſt, und den Grundſätzen des Mannes fürchtete, ſo wählte man die Marſchallinn von **Bouflers**, die nichts weniger, als unbefleckten Rufes war, und eben deßwegen auch zu der Bemerkung Anlaß gab: daß man aus ihrer Anſtellung ſehen könne, wie tief das andere Geſchlecht während der Verwalwaltung des Herzogs von Orleans geſunken ſey *). Zur Dame d'Atours ernannte man die Gräfinn Mailly, welche nachher die erſte Mätreſſe Ludewigs XV wurde. Bey den Zwölf Dames du Pallais nahm man es nicht ſo genau, weil es ſchwer geweſen wäre, die erforderliche Zahl zuſammen zubringen, wenn man ganz unbefleckte Sitten hätte zur Bedingung machen wollen **).

---

*) Richelieu IV. 48.

Schon unter Ludewig XIV hatte man es lächerlich gefunden, wenn Mann und Frau ſich aufrichtig liebten, noch mehr, wenn ſie dieſes vor dem Publico äußerten, und zuſammen in Geſellſchaften erſchienen. Unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans kam man ſo weit, daß man es für unbegreiflich thöricht, und bürgerlich erklärte, wenn Frauen und Männer von Stande ſich nicht gegenſeitig eine unbegränzte Freyheit geſtatteten, zu leben, wie ſie wollten ***). Auch dieſe Art

---

*) l. c. d'où l'on peut inférer, à quelle corruption s'étoit livré le ſexe; combien la regence avoit favoriſé le libertinage ſcandaleux, etc.

**) Car il eût été trop difficile, dit avec raiſon Maſſillon dans ſes mémoires, d'en remplir les places de femmes intactes du cote des moeurs, ſi on avoit été bien ſcrupuleux.

***) Richelieu II, 121. Peu à peu s'introduiſit en France cette funeſte maxime, que les femmes devo-

Art zu denken breitete ſich vom Hofe über das übrige Frankreich aus *), und ging, wie andere Franzöſiſche Laſter, an fremde Höfe über **). Ein trefflicher Geſchichtſchreiber und Beobachter glaubte, daß das einzige Gute was man von dem Hofe des Regenten ſagen könne, dieſes ſey, daß man damahls noch Diebſtal, und Betrügereyen, die nachher bis zu den höchſten Ständen hinauf geſtiegen ſeyen, für niedrige und verächtliche Laſter gehalten habe ***). Man wird ſich erinnern, daß ſchon unter Ludewig XIV manche Hofleute ſich auch dieſer pöbelhaften Laſter theilhaftig machten.

Dü-

---

voient fermer les yeux ſur les égaremens de leurs maris, obligés d'avoir les mêmes attentions pour leurs femmes; et bientôt parmi les grands ſeigneurs on regarde à la cour comme une folie inconcevable de ſe conduire bourgeoiſement.

*) i. e. ces principes paſſoient de la cour du régent dans le reſte de la France,

**) Ainſi les cours etrangéres ſe mettoient à l'uniſſon, et venoient imiter en France celle du régent, dont les fêtes libres étoient un jeu perpétuel du cérémonial et de l'étiquette, qui contrarioient les plaiſirs et les divertiſſement.

***) VI. P. 2. p. 17. Soulavie dans les Memoires de Richelieu: excepté ceux, que les ſeigneurs de ce temps-là appeloient encore des baſſeſſes, tel que le vol, l'eſcroquerie, et les autres ſemblables delits populaires, que nous avons vu dans la ſuite monter dans les rangs.

Dúclos, und andere Sittenmahler, und Geſchichtſchreiber hatten Recht, wenn ſie ſagten, daß Law's Syſtem durch ſeinen Einfluß auf die Sitten noch vielmehr, als durch die Vermehrung der Staatsſchulden, und den Umſturz des Glücks von vielen tauſend Familien geſchadet habe: daß durch dieſes Syſtem beſonders die Habſucht auch der höheren und höchſten Stände entzündet, der Adel der Seelen vernichtet, und die Ehre noch viel mehr, als vorher, den Reichthümern aufgeopfert worden; allein ſie hatten Unrecht, wenn ſie glaubten, daß das unſelige Syſtem die Seelen zuerſt erniedrigt, oder verſchlechtert, und daß der Adel, der noch immer ſein Leben bereitwillig der Ehre aufgeopfert, nun erſt angefangen habe, die Ehre ohne Scheu der Begierde, ſein Glück zu machen, aufzuopfern *). Wie in dem vergangenen Jahrhundert der Adel und das Militair nur allein von dem Triebe nach Ehre wären

---

*) II. 72. Duclos. Cette Nobleſſe, qui ſacrifie ſi gaiement ſa vie à ſon honneur, immoloit ſans ſcrupule ſon honneur à ſa fortune . . . Si la regence eſt une des époques de la dépravation des moeurs, le ſyſtème en eſt une encore plus marquée de l'aviliſſement des ames. .

wären belebt worden: wenn die Magiſtratsperſonen nur nach Achtung und Anſehen, die Gelehrten nach Ruhm, und die Geiſtlichkeit nach Tugend, oder wenigſtens dem Scheine von Tugend getrachtet: wenn endlich der Kaufmann ſich ſeines erworbenen Vermögens bloß deßwegen gerühmt hätte, weil dieß Vermögen ein Beweis von Fleiß, Ordnung, und Kenntniſſen war *), ſo würde weder das Beyſpiel des Regenten, noch das Syſtem von Law eine ſo plötzliche und gänzliche Umkehrung der Sitten hervorgebracht haben, als man demſelben zuſchreibt. Das Lawſche Syſtem beförderte allerdings den ſchon vorhandenen mächtigen Hang, ſein Glück zu machen, und trug alſo ſehr viel dazu bey, daß man große

Reich-

---

*) l. c. P. 135. Dans le Siècle précedent, la nobleſſe et le militaire n'étoient animés que par l'honneur; le magiſtrat cherchoit la conſidération: l'homme de Lettres, l'homme à talent ambitionnoit la réputation; le commerçant ſe gloriſioit de ſa fortune, parcequ'elle étoit une preuve d'intelligence, de vigilance, de travail et d'ordre. Les Eccléſiaſtiques qui n'etoient pas vertueux, étoient du moins forcés de le paroitre. Toutes les claſſes de l'état n'ont aujourdhui qu'un objet, c'eſt d'être riche, ſans que qui ce ſoit fixe les bornes de la fortune où il pretend.

Reichthümer immer mehr für das höchſte Gut zu halten anfing: daß man dieſem höchſten Gute immer größere Güter aufopferte: und daß man ſich um des höchſten Gutes willen immer größere Uebel, und Demüthigungen gefallen ließ. Als im J. 1718. die Königliche Bank errichtet, und der König gleichſam für den allgemeinen Banquier des ganzen Reichs erklärt wurde; ſo hatten nun Prinzen, Herzöge, und andere Betitelte von Adel kein Bedenken mehr, ſich mit Wechſel- und Wuchergeſchäfften zu befaſſen *). Je mehr die Wuth des Actienhandels zunahm, deſto ſchneller wurde der Wechſel des Glücks. Sehr viele, die vorher reich geweſen waren, kamen in kurzer Zeit an den Bettelſtab; und nichtswürdige Bediente hingegen, und andere ſchlechte Menſchen gewannen ſo große Summen, daß ſie mit den reichſten und vornehmſten Herren wetteifern konnten **). Die glücklichſten Actienhändler ſcharrten in wenigen Jahren ſolche Reichthümer zuſammen,

---

*) Vie privée de Luis XV. T. I. p. 59. et ſq.

**) l. c. I. 67. et ſq wo die intereſſanteſten Anekdoten über den ſchnellen Wechſel des Glücks in jenen Zeiten erzählt werden.

men, wie man ſie noch nie in den Händen von Privatperſonen geſehen hatte; und dieſe Monſtra von Glückskindern reitzten natürlich die Begierden aller Stände bis zur höchſten Wuth *). Nie wurde ein König in Frankreich, vielweniger ein Miniſter ſo ſehr verehrt, als der Schöpfer und Verwalter der betrügeriſchen Papier-Reichthümer, der Controleur-General **Law**. Dücheſſen küßten ihm die Hände, und die verwittwete Herzoginn **von Orleans** glaubte, daß, wenn er gewollt hätte, die Damen ihm gern den Hintern geküßt hätten **). Als er eines Tages Audienz gab, wurde er von einem natürlichen Bedürfniſſe ſo gedrängt, daß er das Audienzzimmer verlaſſen wollte. Die anweſenden Damen widerſetzten ſich ſeiner Entfernung, und da er ihnen endlich aufrichtig erklärte, worauf es ankomme; ſo rieſen die Damen: Monſeigneur, ſi vous n'avez d'autre beſoin, que celui de piſſer, ne vous en allez pas; piſſez ici, et ecoutez nous ***). Die

---

*) l. p. 76. Eine Madame Chaumont aus den Niederlanden wurde 127 Millionen reich.

**) Anekdoten S. 368.

***) l. c. und Richelieu III. 35.

geldgierigen Schönen ließen ſich nicht irre machen, wenn er ſie gerade zu, und zu wiederhohlten Mahlen abwies. Eine Dame befahl ihrem Kutſcher, ſie vor Law's Hotel umzuwerfen, in der Hoffnung, daß der Glücksgott ihr zu Hülfe kommen, und daß ſie mit dem ſonſt Unſichtbaren ſprechen werde: eine Hoffnung, die auch wirklich erfüllt wurde. Eine Andere ſchrie vor einem Hauſe, wo ſie wuſte, daß Law zu Mittage aß, Feuer, Feuer! und als Law auf dieß Geſchrey zum Vorſchein kam, ſo nahm ſie die Gelegenheit wahr, ihr Anliegen anzubringen, welchem ſich aber der Miniſter durch eine ſchleunige Flucht entzog *). Herzoginnen und andere betitelte Damen ſcheuten ſich nicht, der Frau und Tochter von Law in ihrer Kutſche den Ehrenplatz zu laſſen; und ihre Männer ſpotteten ſelbſt darüber, daß ſie, wie Bediente, Tagelang in den Vorzimmern des Miniſters aufwarteten. Duclos bemerkte ſehr wahr, daß eigener Scherz in ſolchen Fällen das ſicherſte Zeichen einer unheilbaren Verdorbenheit ſey **). Von Law's Zeiten an verlor ſich die Makel, die bis dahin dem Finanzſache, und Finanzbedienungen angeklebt hatte. Mitglieder des Parlements gingen in die Finanzen über, und die niedrigſten Finanzbedienungen, womit man ſonſt Bediente belohnt hatte, wurden ſo ſehr geſucht, daß man mehr Edelleute als Bürgerliche darin fand *).

---

*) Anecdoten S. 369.

**) II. 72 Mais le ton plaiſant, déjà uſé, eſt en cette matière le dernier ſymptôme de l'incurabilité. —

Zu den wenigen guten Verfügungen des Regenten gehörte das gänzliche Verbot der Hazardſpiele. Der Dúc **de Tremes** behauptete als Gouverneur von Paris das Recht zu haben, ein privilegirtes Spielhaus halten zu dürfen. Der Regent kaufte ihm dieß vermeyntliche Recht durch eine Penſion von 2000. Livres ab. Wenige Jahre nachher erſchlich die fromme Prinzeſſinn von Carignan das Privilegium, in ihrem Hôtel de Soiſſons eine Bank errichten zu laſſen. Nun that der Dúc des Tremes deßgleichen, und behielt zugleich ſeine Penſion von 2000. Livres bey. Mehrere tragiſche Vorfälle überzeugten den Cardinal **Fleury**, daß die Spielhäuſer Seminarien des Platzes de la Greve, oder des Richtplatzes in Paris ſeyen, und

---

*) II. 135. 136.

er unterſagte die Glücksſpiele abermahls. Nichtsdeſtoweniger fuhren die Befehlshaber in mehrern Provinzen fort, die Erlaubniß, Bank halten zu laſſen, als ein Vorrecht ihrer Stellen anzuſehen *).

Ungeachtet nicht leicht ein Menſch mit ſo vielen eigenen Kräften ſo weich und verführbar war, als der Herzog von Orleans; ſo war er dennoch in Staatsſachen ſo verſchloſſen und undurchdringlich, als der nüchternſte und ſelbſtändigſte Mann nur hätte ſeyn können. Weder ſeine Mätreſſen, noch die Ducheſſe de Berry, und noch viel weniger die übrigen Roués erfuhren das Geringſte von öffentlichen Angelegenheiten, welche der Regent geheim zu halten Urſache hatte **). Eben deßwegen, weil der Regent ſich weder in dem Rauſche des Weins etwas entlocken, oder entwiſchen ließ, ſo vermochten die Weiber auch nicht ſehr viel über ihn *), und man kann mit Recht daran zweyfeln, daß Madame d'Orleans, die Ducheſſe de Berry, und deren Vertraute, die Frau von Mauſy einen groſſen Antheil an dem Sturze des Marſchalls von Noailles hatten, als in den Memoires des Duc de Richelieu vorgegeben wird **).

---

*) Duclos II. 3. 4.

**) St. Simon VII. 94. Et ce, qui eſt fort extraordinaire, c'eſt que ni ſes maitreſſes, ni la Ducheſſe de Berry, ni ſes Roués, au milieu de l'ivreſſe n'ont jamais pu ſavoir de lui rien d'un peu important ſur quoi que ce ſoit de l'Etat. Nach den Memoires des Herzogs von Richelieu konnte ihm ſeine Tochter Mademoiſelle de Valois das Geheimniß des Unbekannten mit der eiſernen Maske nicht anders, als durch ihre letzten Gunſtbezeugungen entreiſſen.

Gleich nach dem Tode des Regenten aber erhob ſich das Regiment der Weiber wieder mit einer Kraft, wie es nur unter Ludewig XIV Statt gefunden hatte. Der Duc de Bourbon war als Premier-Miniſter von ſeiner Mätreſſe, der Marquiſe de Prie in einem ſolchen Grade bezaubert, daß er von ihr, und ihren Vertrauten, den Gebrüdern Paris, in allen wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten geleitet wurde ***) Die ge-

---

*) St. Simon l. c. p. 95. Toutes ces maitreſſes avoient en même temps leur cour. Elles pouvoient peu de choſe, n'avoient pas de part au ſecret des affaires, et tiroient médiocrement de l'argent.

**) I. p. 260.

***) Richelieu IV 5. Madame de Prie . . . eut celui (l'art) d'enſorceler Monſieur le Duc dans toute la force du terme. S. auch Duclos II. 291.

gehäſſigſten Leidenſchaften, Geiz, Haß, Rachſucht, Ehrgeiz, Herrſchbegierde, wütheten in dieſem gefährlichen Weibe in gleichem Uebermaaße, und zu gleicher Zeit; und von dieſen heftigen Leidenſchaften angetrieben, ſetzte ſie alles, was ſie ſich vornahm, ohne Schonung und mit Gewalt durch *). In eben dem Augenblicke, wo ihr Liebhaber die Würde eines Premier-Miniſters erhielt**), wurden alle übrige Miniſter ihre Bedienten, oder Secretaire. Einkerkerungen, Verweiſungen, falſche Anklagen koſteten ihr nichts, wenn ſie ihre Leidenſchaften befriedigen wollte; und ſelbſt ihre Freunde wußten ſie nicht anders zu loben, als daß ſie ſich keiner Vergiftungen und anderer Meuchelmorde ſchuldig gemacht habe ***).

Sie

---

*) St. Simon VIII. 197. Madame de Prie étoit un prodige de l'excès des plus funeſtes paſſions. L'ambition, l'avarice, la haine, la vengeance, la domination la tourmenterent: elle alloit ſur-tout ſans ménagement, ſans meſure . . ſans vouloir ſouffrir la moindre contradiction. Als der Duc de Bourbon ihr einſt eine kräftige Remonſtration der Stände von Bretagne übergab: machte ſie eine Bewegung, als wenn ſie damit den Hintern reinigen wollte, und ſchickte ſie auf ihren Nachtſtuhl. Richelieu IV. 100.

**) Richelieu IV. 7

***) Richelieu IV. 147. Elle avoit l'adreſſe d'employer des lettres de Cachet, l'exil, l'empoiſonne-

Sie hinterging ihren geblendeten Anbeter in der Liebe, wie in Staatsſachen. Als ſie ihm einſt eine ſchimpfliche Krankheit mitgetheilt hatte; ſo bildete ſie ihm ein, daß ſie von ihm angeſteckt worden ſey *). Bey einer großen Promotion der Ritter des heiligen Geiſt-Ordens beförderte ſie mehrere Candidaten bloß um ſolcher Gaben willen, welche ſie im Geheim kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte **). Keine Hofdame war mehr im Stande, als ſie, die junge Königinn, welcher ſie bis Strasburg entgegen reiste, für die bevorſtehende Brautnacht zu unterrichten. Der junge König war ſo unwiſſend und ſchüchtern, daß man ihm kurz vor ſeiner Vermählung einen vollſtändigen ſinnlichen Unterricht in den Werken der Liebe geben muſte. Dieſer Curs beſtand in einer Reihe von zwölf der ſchönſten Gemählde, auf welchen die Fort-

---

nement, et quelquefois même les voies juridiques, pour perdre ceux, qui avoient le malheur de lui déplaire . . . . et ſes partiſans . . . ne pouvoit dire autre bien d'elle, ſinon qu'elle n'avoit jamais ordonné des empoiſonnements ni des aſſaſſinats.

*) Richelieu IV. 147. 148.

**) l. c.

Fortſchritte glücklicher Liebhaber von den erſten ſchäferhaften Liebkoſungen an, bis zum höchſten Genuſſe vorgeſtellt waren. Zur größern Verſtändlichkeit fügte man als einen Commentar die obſcöneſten Werke der Sculptur hinzu, damit der Lehrling das, was er nun ausüben ſollte, nicht bloß ſehen, ſondern auch betaſten möchte *). Nach dem Fall des Duc de Bourbon wurde Madame de Prie von ihrem Liebhaber getrennt, und in eine ferne Provinz gewieſen. Dieſer Unfall überſtieg die Kräfte der herrſchſüchtigen Mätreſſe. Sie ſtarb nach wenigen Monnathen an eben der Krankheit, an welche die meiſten verabſchiedeten Franzöſiſche Miniſter ſtarben, und welche man deßwegen die Miniſter-Krankheit nannte **). Uebrigens war die Marquiſe de Prie Eine von den wenigen Hofdamen zu den Zeiten der Regentſchaft, die ſich durch nicht gemeine Kenntniſſe bemerklich machten ***). Die Prinzeſſinn von

---

*) Richelieu IV. 52.

**) Ces Diſtinctions ſagt Düclos von d'Argenſon II. 110. . . ne le preſervèrent pas de la maladie de miniſtre diſgracié, eſpèce de ſpleen, qui les ſaiſit preſque tout, et dont la plupart periſſent.

***) St. Simon VIII. . . Mde de Prie, qui avec de la beauté, l'air, la taille de Nymphe, beaucoup von Charolois hatte nicht ſo viele und ſo mancherley Kenntniſſe, als die Abbeſſe de Chelles, allein ſie war ſehr glücklich in luſtigen Liedchen, von welchen viele hunderte auf Begebenheiten des Tages in der Stadt, und am Hofe umhergingen *). Eben dieſe Prinzeſſinn war durch ihren feinen und anmuthigen Witz Eine der vornehmſten Zierden des Hofes zu Rambouillet, wiewohl ſie nicht den eigenthümlichen Ton beſaß, den die Gemahlinn des Regenten aus dem Umgange mit der Frau von Montespan geſchöpft hatte **). Feine Galanterie, und ächte Politeſſe fanden ſich zur Zeit der Regentſchaft in den Franzöſiſchen Damen noch ſeltener, als ausgezeichnete Bildung, oder Gelehrſamkeit.

---

coup d'eſprit, et ayant pour ſon âge, et ſa état, de la lecture et des connoiſſances - -

*) Memoires de Richelieu IV. P. 2. p. 25.

**) St Simon VII. 50. . . . une ſingularité dans le choix des termes, qui couloit de ſource, et qui ſurprenoit toujours, avec ce tour particulier à Madame de Montespan, et à ſes ſœurs, et qui n'a paſſé qu'aux perſonnes de ſa familiarité, et qu'elle avoit élevées.

Eilfter

Eilfter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts, unter der Regierung Ludewigs *XV.*

Unter der Regierung **Ludewigs** XV erreichteten der Mißbrauch der Königlichen Macht, die Sorgloſigkeit, und Ueppigkeit des Beherrſchers, die Laſterhaftigkeit und Niederträchtigkeit des Hofadels, die Verſchwendung und Inſolenz der Miniſter und Mätreſſen, die Erſchöpfung und Zerrüttung der Finanzen, und die Armuth und der Unwille des Volks eine ſolche Höhe, daß dadurch die Monarchie bis in ihre tiefſten Grundfeſten erſchüttert wurde. **Ludewig** XV hatte lange nicht ſo viel Kopf, ungleich weniger Kenntniſſe, und nicht mehr Thätigkeit und Selbſtändigkeit, als der Regent in den letzten Zeiten hatte *); und es war daher un-

---

*) Von keinem gilt das, was Soulavie von allen Prinzen des Hauſes Bourbon ſagt, mehr, als von Ludewig *XV*. C'eſt donc cette faculté de l'ame, qu'on appelle la volonté, qui a manqué aux princes de la maiſon de Bourbon,

unmöglich, daß er durch ſich ſelbſt hätte regieren können. Wenn ſo beſchränkte, ſo unwiſſende, ſo ſchwache und träge Fürſten *), dergleichen **Ludewig** XV war, unter die Leitung eines ſo guten, wenn gleich nichts weniger, als tadelloſen Mannes gerathen, wie der Cardinal **Fleury** war; ſo iſt dieß ein bloßer Zufall, auf den man nicht rechnen, oder der nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht lange Beſtand haben kann. Beſchränkte, unwiſſende, ſchwache, und träge Fürſten ſind ein faſt nothwendiger Raub ſchlechter Menſchen, die den Lieblings-Neigungen derſelben ſchmeicheln, oder wenn die böſen Lüſte noch ſchlafen, dieſe durch allerley Reitze zu erwecken, und dann vermöge ſolcher Lüſte die erlauchten

---

hon. Der willenloſe König war, wie alle Menſchen dieſer Art, bisweilen unüberwindlich eigenſinnig, und faſt immer nur im Böſen: z. B. in der Vernichtung der Parlementer, und in der öffentlicher Repräſentation der Dübarry: Hiſt. privée, IV. 160 C'eſt peut-être la ſeule occaſion, où le roidiſſoit contre les difficultes, il ait temoigné une fermeté perſévérante, dont il manquoit dans les choſes les plus importantes.

*) Ueber ſeine ſchlechte Erziehung, Richelieu III. p. 329 et ſq. Einige Kenntniſſe beſaß er im Hofcärimoniel, und in der Liturgie.

ten Sclaven zu unterjochen ſuchen. Hätte der Cardinal Fleury noch länger gelebt, ſo würde man ihn unfehlbar verdrängt haben, wie man ihm ſchon lange vor ſeinem Tode die Alleinherrſchaft über das Gemüth des Königs entwandt hatte. Nach dem Tode des Cardinals ſank der König in eben dem Verhältniſſe, in welchem ſeine Miniſter und Mätreſſen ſich verſchlimmerten; und er wurde zuletzt ſo ſchlecht, als die ſchlechteſten Menſchen ihn nur machen konnten. Man theilte die Regierung **Ludewigs** XV in drey Alter ab. Das goldene Alter umfaßte die Zeit der Verwaltung des Cardinals Fleury: das ſilberne, die Herrſchaft der **Pompadeur**; und das eiſerne endlich, das Regiment der **du Barri**, und der ſcheußlichen Menſchen, die in Verbindung mit dieſer Mätreſſe den König, und das Reich zu Grunde richteten.

Der Cardinal Fleury behandelte die Franzöſiſche Monarchie, wie einen verzweyfelten, oder gefährlichen Kranken, dem man nur durch gelinde Mittel langſam aufhelfen, oder das Leben friſten kann. Unter ſeiner ſparſamen und friedfertigen Verwaltung blüheten Handel, Ge-

Gewerbe, und der öffentliche Credit wieder auf; und würden noch viel mehr geblüht haben, wenn nicht das Reich vom J. 1740 an in blutige Kriege verwickelt worden wäre, wo die friedlichen Tugenden des Cardinals in verderbliche Schwachheiten ausarteten. Es koſtete noch viel mehr Mühe, den frommen und unſchuldigen König zum Laſter, als ſeinen Lehrer und Miniſter zum Kriege zu bewegen. Ludewig XV war der ſchönſte, oder Einer der ſchönſten Männer ſeines Volks *); und man wuſte von ihm, daß er die Königinn nie innig, oder leidenſchaftlich geliebt hatte. Kein Wunder alſo, daß die ſchönſten Frauen und Jungfrauen ſeine Blicke auf ſich zu lenken ſtrebten. Alle dieſe Verſuchungen waren Jahre lang eben ſo fruchtlos, als das Zureden von Hofleuten, welche gern Zuführer hätten werden mögen. Wenn man den unverdorbenen Monarchen auf irgend ein ſchönes Weib aufmerkſam machte; ſo antwortete er ganz kalt: die Königinn iſt doch noch ſchöner **). Unglücklicher Weiſe hatte dieſe Prinzeſſinn einen ſolchen übertriebenen Hang zur Frömmeley, und dieſer Hang wurde von dem beſtochenen Beichtvater ſo ſehr genährt, daß ſie ſich nicht ſelten ein Gewiſſen daraus machte, die Umarmungen ihres Gemahls anzunehmen. Beſonders ſtieß ſie den König einmahl, da er ein wenig berauſcht war, auf eine ſo unſanfte Art zurück, daß er ſchwer, ſich nicht wieder einer ſolchen Beleidigung auszuſetzen. Der ganze Hof ſah ein, daß der verſchmähte, gereitzte und erkaltete Monarch in kurzer Zeit eine Beyſchläferinn wählen werde, und daß es weder für das Reich, noch für diejenigen, welche bisher den König und ſeinen Miniſter geleitet hatten, gleichgültig ſey, welchem Weibe das Herz des Königs zufalle. Mehrere Prinzeſſinnen *) hielten mit Vorwiſſen des Cardinals Fleury, und mit Zuziehung des Herzogs von Richelieu eine Vorwahl, und fanden, daß die Gräfinn von Mailly die angemeſ-

---

*) Richelieu IV. P. II. p. 7. 13 et ſq.

**) Vie privée, II. p. 27.

ſen-

---

*) Die ſitten- und beynahe könnte man ſagen, ehrloſe Prinzeſſinn von Conti, Vie privée I. 127. Die Prinzeſſinn von Carignan, die Vertraute des Cardinals Fleury, Vie privée II. p. [illegible] und ſelbſt die geprieſene und würdige Gräfinn von Toulouſe ib. p. 129.

ſenſte, oder am wenigſten gefährliche Perſon ſey. Die Gräfinn war weder jung *), noch ſchön, aber geiſtvoll, unterhaltend und ſanft, ohne Habſucht, Ehrgeitz und Herrſchbegier. Der Herzog von Richelieu, der im Zuführen faſt eben ſo kühn und glücklich, als in ſeinen eigenen Liebeshändeln war, übernahm es, den König zu einer heimlichen Zuſammenkunft mit der Auserwählten zu bereden. Die Zuſammenkunft geſchah, aber ohne den erwünſchten Erfolg. Der drey und zwanzigjährige König war ſo ſchüchtern, daß er auch nicht einmahl die erſten Schritte zu thun wagte, um der bereitwilligen Schönen die Annäherung zu erleichtern. Nach dem erſten mißlungenen Verſuch koſtete es Mühe, den beſchämten König, und die piquirte Dame zu einem zweyten Tete a Tete zu bringen. Damit der zweyte Verſuch nicht, gleich dem erſten, verunglücken möchte; ſo ſchärfte man der Gräfinn ein, daß ſie den König wie einen Neuling behandeln, und zu den äuſ-

ſer-

---

*) Sie war 1732. wo ſie Mätreſſe des Königs wurde, 35 Jahr alt.

ſerſten Mitteln ſchreiten müſſe, um ihm Muth einzuflößen, und ſeine Sinne zu erwecken. Die Gräfinn gehorchte. Der König wurde durch die handgreiflichen Beweiſe der Liebe der Gräfinn entzaubert, und bezaubert. Er leiſtete nun mehr, als man erwartet hatte. Der erſte unerlaubte Genuß tödtete auf ewig die Schüchternheit und Gewiſſenhaftigkeit, welche ihn bis dahin an ſeine weder ſehr geliebte, noch ſehr liebenswürdige Gemahlinn gefeſſelt hatten *).

Wenn **Ludewig** XV eine Mätreſſe haben muſte, ſo wäre zu wünſchen geweſen, daß die Gräfinn **Mailly** es beſtändig hätte bleiben können. Dieſe Dame liebte **Ludewig** XV eben ſo aufrichtig, als die **Valliere** **Ludewig** XIV geliebt hatte. Sie bat weder für ſich, noch für ihre Anverwandten um Titel, Eh-

---

*) Vie privée II 30. . . après les agaceries préliminaires elle ſe permit les moyens extrêmes des courtiſannes les plus devergondées. Ses attouchemens furent un talisman ſi heureux, que l'amant - - ſe livra à des emportemens d'autant plus violens — Madame de Mailly . . . ſe préſentant à ſes inſtigateurs . . . ne leur dit autre choſe, ſinon: voyez de grace, comme ce paillard m'a accomodée . . Le premier pas fait, le Roi ne ſentit plus rien, qui l'inquietât; il ſe livra ſans remords à ce double adultere.

Ehrenſtellen, oder Reichthümer *). Sie verließ den Hof eben ſo arm, oder vielmehr noch ärmer, als ſie hingekommen war: beladen mit einer Laſt von Schulden, welche ſie ohne Verſchwendung hatte machen müſſen, und welche ihr Königlicher Liebhaber ſich lange zu bezahlen weigerte. Ueberhaupt begegnete **Ludewig XV** ſeiner erſten Mätreſſe, nachdem ſie ſeine Gunſt verloren hatte, auf die härteſte, und ungroßmüthigſte Art: auf eine Art, welche zeigte, daß er noch weniger Herz, als Kopf habe **). Die Gräfinn **Mailly** büßte ihre Fehltritte nicht bloß durch ſtrenge Enthaltungen und Creuzigungen, welche ſie ſich auflegte, ſondern auch durch einen muſterhaften Wandel, in welchem ſie bis an ihren Tod verharrte.

Die gröſten Feindinnen ihrer Ruhe waren ihre drey Schweſtern, Frau von **Vintimille**, Madame **la Tournelle**, nachherige Herzoginn von **Chateauroux**, und Mademoiſelle **de Montcarvel**, nachherige Herzoginn von **Lauraguais** ***).

---

*) l. c. p. 32.

**) Richelieu VI. 84. 85. 116. 117.

***) Hiſt. privée II. 33. Richelieu VI. 57-59. 74. 84. 113 et ſq.

Madame de Vintimille war die Erſte, welche der Gräfinn von Mailly das Herz des Königs entwandte. Nachdem die Frau von Vintimille nach der Geburt des Comte du Luc, welchen man wegen der Aehnlichkeit mit ſeinem Vater Le demi-Louis nannte, geſtorben war; ſo trat bald nachher die dritte Schweſter in den Platz der beiden Vorgängerinnen ein. Indem Madame de Tournelle die Gräfinn von Mailly vom Hofe verdrängte, hob ſie ihre jüngere Schweſter Mademoiſelle de Montcarvel empor. Sie duldete es, daß der König die Letztere liebe, und beförderte aus allen Kräften ihre Vermählung mit dem Duc de Lauraguais, damit ſie ſelbſt nun auch zur Ducheſſe de Chateauroux ernannt werden könnte. Der Duc de Richelieu leiſtete den drey übrigen Schweſtern eben die Dienſte, welche er der Gräfinn Mailly geleiſtet hatte. Er war der Zuführer und Rathgeber der Mätreſſen, und zugleich der Vertraute des Königs, den er ſich am meiſten dadurch verpflichtete, daß er Madame La Tournelle, die in den ſchönen Duc d'Agenois verliebt war, durch allerley niedrige Ränke von dieſem ab-

abzog, und dem Könige geneigt machte [*]). Er war es, der die Dúcheſſe de Chateauroux, und ihre Schweſter Lauraguais antrieb, dem Könige gegen deſſen Willen in's Lager zu folgen, damit die Liebe des Monarchen nicht erkalte, und die Widerſacher der Mätreſſe, und ihres Clienten nicht das Uebergewicht erhalten möchten [**]). Er war es, der während der Krankheit des Königs zu Metz die beiden Schweſtern ſo lange, als möglich, bey dem ſterbenden Könige feſthielt, und da die Mätreſſen endlich mit gleicher Feierlichkeit und Beſchimpfung vertrieben wurden, nicht lange nachher den getäuſchten Liebhaber, und die gekränkte Geliebte wieder zuſammen brachte. An ihm lag es nicht, daß nicht auch die fünfte Tochter aus dem Hauſe Mailly, die Frau von Flavacourt dem Könige überantwortet wurde. Die tugendhafte Dame blieb bey der lenoniſchen Beredſamkeit des Dúc de Richelieu ungerührt, und wies ihn ſtandhaft mit der Erklärung ab: daß ſie die Achtung ih-

---

[*]) Richelieu VI. p. 73. 74.

[**]) VII. 13.

rer Zeitnoſſen der Liebe des Königs vorziehe *).

Madame de Chateauroux überlebte den Triumph über ihre Feinde, und die Wiederherſtellung in die Liebe und Gnade des Königs nur eine kurze Zeit. Angſt, Gram, verhaltene Wuth, Rachgier, und unzeitiger, aber übermäßiger Genuß ſtürzten ſie in eine tödliche Krankheit, die ihrem Leben in wenigen Tagen ein Ende machte. Sie war eben ſo wenig habſüchtig, und verſchwenderiſch, als die Gräfinn von **Mailly**; und wenn ſie auch mehr Ehrgeitz hatte, als dieſe, ſo verabſcheute ſie doch alle niedrige, und unerlaubte Mittel, ſich Einfluß zu verſchaffen, oder die Liebe des Königs zu erhalten **). Ganz Frankreich verdankte es ihr, daß ſie den König aus ſeiner Schlafſucht erweckte, und ihn ermunmunterte, ſich an die Spitze ſeiner Heere zu ſtellen, um ſich dadurch nicht nur der Liebe ſeines Volks, ſondern auch ſeiner edeldenkenden Mätreſſe würdig zu machen. Einer der ſtrengſten Richter von Fürſten, und Günſtlingen von Fürſten ſieht ihren Tod, und den Tod des Cardinals Fleury als die Epoche an, wo Frankreich aufgehört habe, gut regiert zu werden, nach welcher der Charakter des Königs, wie der Zuſtand der Nation je länger, je mehr verſchlimmert worden *).

---

*) VII. p. 25. Voilà donc tout, Monſieur de Richelieu. . . ! Eh bien, je préfère l'eſtime de mes contemporains.

**) l. c. p. 78. 79. Elle n'a preſque rien coûté à la nation, qui lui doit d'avoir reveillé le roi de ſa léthargie, et de l'avoir mis à la tête de ſes troupes. . . . Elle conſerva . . . la dignité, la probité, et les principes de la maiſon de Mailly; dédaignant les baſſeſſes et les moyens malhonnêtes de ſe conſerver la faveur du roi.

Der Cardinal Fleury hatte ſelbſt dazu mitgewirkt, daß der König von der Bahn der Tugend abgewichen war. Nach dieſem erſten Fehltritte zeigte es ſich bald, daß die Urheber deſſelben es nicht mehr in ihrer Gewalt hatten, den König aufzuhalten, oder ſtillſtehen zu machen, wo ſie wollten. **Ludewig XV** vertauſchte die Gräfinn **Mailly** ſehr bald gegen die Frau von **Vintimille**, und ging eben

---

*) Memoires de Richelieu I p. 477: Ce prince, pour bien ou mal gouverner, vouloit être dominé: et tant qu'il le fut par Fleury ou Madame de Chateauroux, qui avoit l'ame élevée, du courage, et des lumières, la France fut bien gouvernée. Depuis la mort de Madame de Chateauroux, les affaires allèrent toujours en declinant.

ſo ſchnell, von dieſer in die Arme der Frau von Tournelle über. Der Cardinal Fleury, und der Graf von Maurepas ſuchten den König auf alle mögliche Arten von der Frau von Tournelle zurück zu bringen. Man ſtreute zuletzt Spottlieder aus, und erdichtete Briefe, in welchen das Betragen des Königs hart getadelt wurde, und welche man auf der Poſt aufgefangen zu haben vorgab. In einem dieſer Briefe hieß es: "der König werde nicht mehr wie ſonſt geliebt. Man mißbillige die Entfernung der Gräfinn von Mailly laut, und ſchätze die dritte Mätreſſe eben ſo wenig, als die Zweyte. Wenn der König ſo fortfahre, ſo werde er bald verachtet werden". Als der König dieſes geleſen hatte, antwortete er ganz kalt, Eh bien, je m'en f . . . . Die Spottlieder machten nicht mehr Eindruck, als das allmählige Zurückziehen des Cardinals von den Geſchäften. Der König ging ungehindert den Gang fort, den man ihn einmahl hatte nehmen machen *). Der Cardinal war der Erſte, der den jungen König iſolirte, und ihn aus der Mitte ſeines Volks in

---

*) Richelieu VI, 97.

in die Einſamkeit von Verſailles führte, um ihn deſto leichter und ausſchließlicher beherrſchen zu können *). Nachdem Ludewig XV ſich in dem Umgange mit ſeinen Mätreſſen zu gefallen anfing; ſo wurde ihm bald die Umgebung ſeines ganzen Hofes beſchwerlich, und er entwiſchte daher von Verſailles nach Choiſy, wo er bloß ſeine Geliebten und Vertrauten um ſich hatte. Daher entſtanden nun die ſo genannten Petits Apportements, und die göttlichen Abendmähler, die den Orgien des Regenten immer ähnlicher wurden **). Eben daher entſtanden auch almählich die Runden, oder die Beſuche, welche er Morgens bey jeder Dame in ihren Gemache ablegte ***).

---

*) Duclos II. p. 217.

**) Vie privée II. 34. etc. C'étoient elles, (Mademoiſelle de Charolois, et la Comteſſe de Toulouſe) qui avoient imaginé ces ſoupers divins, qu'on faiſoit dans des reduits délicieux, acceſſibles aux ſeuls confidens, et deſignés par cette raiſon ſous le num de petits appartemens.

***) VI. 113. Telle étoit la vie de la petite cour de Choiſy. Le roi, qui en éloignoit ſouvent les maris des femmes invitées, et qui, tous les matins, y faiſoit ce, qu'on appelloit ſa ronde, allant faire la converſation avec chaque dame en particulier, cachoit ainſi à ſa favorite, aux autres dames, aux maris, ſes galanteries.

Die Könige in Frankreich verſammelten, und verdarben zuerſt ihren Hof. Da der Hof bis zu einem gewiſſen Grade verdorben war, ſo ſteckte er wieder mit dem immer zunehmenden Gifte ſeiner Laſter auch die unſchuldigſten Könige oder Königinnen an. Die Verſuchungen, welche man den Beherrſchern bereitete, waren ſo unwiderſtehlich einladend, daß eine beynahe mehr, als menſchliche Stärke erfordert wurde, um nicht unterzuliegen. Die vornehmſten Männer, die erlauchteſten Frauen ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie den Lüſten der Könige, und den Launen ihrer Miniſter und Mätreſſen dienen konnten. Als die Herzoginn von Chateauroux und ihre Schweſter dem Könige heimlich ins Lager nach zogen; ſo waren drey Prinzeſſinnen, die Herzoginn von Modena, die Prinzeſſinn von Conti, und die Dücheſſe de Chartres ehren vergeſſen genug, um den beiden Beyſchläferinnen des Königs Geſellſchaft zu leiſten. Das Publicum ſchonte den Stand der Prinzeſſinnen genug, um ſie nicht bey Nahmen zu nennen; allein ſie wurden mit Unwillen durch den Beynahmen der

Läuferinnen bezeichnet *). Es kann kaum etwas niederträchtigeres erdacht werden, als die Emſigkeit, womit der ganze Hof vor den ſchmuzigen Beichtvätern, und dem ſtolzen Cammerdiener des Cardinals Fleury umherkroch. Die Equipagen von Prinzen, und Prinzeſſinnen, ſo wie der übrigen vornehmen Herren und Damen des Hofes verſperrten zuerſt die Straſſe St. Victor, wo Polet der Beichtvater des Cardinals wohnte; und dann den geräumigen Hof von St. Sülpice, nachdem der Miniſter ſeine Beichtväter aus dieſem Seminario gewählt hatte. Alle Bittende muſten vor den Vertrauten des Miniſters nicht nur alle Vorzüge ihrer Geburt und ihres Ranges ablegen, ſondern ſie muſten ſich ſo gar über ihre Rechtgläubigkeit prüfen laſſen, wenn ſie Bisthümer, Pfründen, oder Penſionen für ſich, und die Ihrigen erhalten wollten **). Keiner vom Hofe erröthete, dem Cammerdiener des Cardinals, wie ſeines Gleichen aufzuwarten ***).

---

*) Richelieu VII. p. 13. Les coureuſes.

**) Richelieu IV. p. 44 et ſq. p. 183. 184.

***) ib. p. 49. et ſq. p.

Barjac verlangte es, von Herzögen und andern Vornehmen, als ein Mann behandelt zu werden, der Theil an den Geſchäfften habe, und der das Glück der Vornehmſten machen oder ſtören könne. Der Cardinal war damit zufrieden, daß ſein Vertrauter dieſen Ton annahm, und er ſagte bisweilen, wenn ſeine Tafel zu voll war, zu gewiſſen Hofleuten: allez donc diner chez Barjac. So groß auch die Wichtigkeit war, welche Barjac ſich gab; ſo war doch die Kriecherey der Hofleute noch größer; und dieſe Kriecherey widerſtand dem verſtändigen und rechtſchaffenen Barjac noch mehr, als ihn Vernachläßigung oder Mangel von Aufmerkſamkeit beleidigte. Eines Tages bat ein vornehmer Mann den Cammerdiener des Cardinals um eine Gunſt, woran ihm vieles gelegen war; und ging in ſeinen Bitten über die Gränzen der Delicateſſe hinaus, welche Barjac von einem Jeden beobachtet wünſchte. Der Hofmann breitete ſich weitläuftig über die Tugenden und Einſichten von Monſieur de Barjac aus, eignete ihm den Wohlſtand von Frankreich zu, ladete ſich ſelbſt demüthig zum Eſſen bey Ms. de

Barjac ein, und ſetzte ſich ſeinem Gönner vertraulich zur Seite. Dieſe Unwürdigkeiten empörten den verſtändigen Barjac, der bey aller ſeiner Zuverſicht nie aus ſeinem Stande heraus trat, ſo ſehr, daß er vom Tiſche aufſtand, ſeine Serviette unter den Arm, und einen Teller in die Hand nahm, und ſich ſo hinter den Stuhl ſeines vornehmen Gaſtes ſtellte. Als dieſer erklärte, daß er eine ſolche Bedienung nie zugeben werde; ſo antwortete Barjac, daß er ihm das Gebetene nicht anders verſchaffen werde, als unter der Bedingung, daß er ſich von Barjac bedienen laſſe. Wenn ein Pair von Frankreich in der Abſicht, Barjac zu gefallen, vergeſſe, was er ſey; ſo dürfe es Barjac nicht vergeſſen. Der König, der Cardinal, und der ganze Hof lachten über die beiſſende Lehre, welche Barjac gegeben hatte; und die Hofleute lernten, daß ſie zwar kriechen könnten, aber doch Ziel und Maaß zu beobachten hätten.

Der Tod der Düchesse de Chateauroux ſtürzte den König in eine tiefe Schwermuth, die eine natürliche Krankheit ſeines Temperaments war. Alle

Schönen des Hofes beſtrebten ſich, den trauernden König zu tröſten. Alle Ehrgeizige ſetzten die ſtärkſten und geheimſten Triebfedern in Bewegung, um dem Könige eine Mätreſſe zuzuſpielen. Ja die ganze Nation, oder wenigſtens die Hauptſtadt hielt ſich verpflichtet, den niedergeſchlagenen Monarchen aufzurichten, und ſein erkaltetes Herz durch eine neue Liebe zu erwärmen. In dieſer Abſicht ladete man zu dem prächtigen Feſte, welches die Stadt Paris im J. 1745 zu Ehren des neuvermählten Dauphins anſtellte, außer den Damen des Hofes alle Schönheiten der Hauptſtadt ein *). Der Anblick dieſer Schaaren von ſchönen Frauen und Jungfrauen zerſtreute den König nicht nur, ſondern weckte auch die ſchlummernden Begierden wieder auf. Die reitzende Madame Normand d'Etioles, nachherige Marquiſe de Pompadour feſſelte endlich an dieſem Feſte die Blicke und das Herz des Königs, welchen ſie ſchon lange nachgetrachtet, für welchen ihre Mutter ſie erzogen, und Madame la Tencin, der Cardinal gleiches Nahmens, und Binet, Cammerdiener des Dau-

---

*) Vie privée de Louis XV. II. p. 216. et ſq.

Dauphins, und Anverwandten von Madame d'Etioles ſie ſchon lange beſtimmt und vorbereitet hatten [*]. Madame d'Etioles hatte bey allen ihren Reitzen und Gaben, die durch den Umgang von Fontenelle, Voltaire, und andern ſchönen Geiſtern ausgebildet worden waren, ſolche Rathgeber und Gehülfen nöthig, nicht nur um bis zum Könige zu gelangen, ſondern um ſich auch im Beſitze des Königs zu befeſtigen. Der Monarch war durch den erſten Genuß ſo wenig befriedigt werden, daß er Madame d'Etioles wahrſcheinlich würde verlaſſen haben, wenn ihm nicht der Zuführer Binet eingebildet hätte, daß die Schöne ſterblich in den König verliebt ſey, und daß ihr ohne die Liebe und den Schutz des Königs nichts übrig bliebe, als vor verſchmähter Liebe, und vor Furcht der Rache eines aufgebrachten Gemahls zu ſterben. So viele Leidenſchaft, und Leiden rührten den König. Die zweyte Zuſammenkunft verſchaffte ihm ſo viel Vergnügen, daß er die Frau von Etioles in der Oſterwoche öffentlich als ſeine Mätreſſe anerkannte [**]).

---

[*] l. c. Hiſt. priv. Richelieu VIII. p. 149 et ſq.

[**] Memoir. de Richelieu VIII. p. 154 et ſq.

Auch nach dieſer Erklärung war ihre Lage nichts weniger, als ſicher. Die Parteyen der Königinn, des Dauphins, des Miniſters Maurepas und viele Neider und Neiderinnen vereinigten ſich gegen ſie. Man ſpottete über ihre niedrige Herkunft, um welcher willen man ſie nicht anders, als la griſette, oder petite bourgeoiſe nannte. Man machte ihre niedrigen, oder unhöfiſchen Manieren, Worte, und Stimme lächerlich, die dem Könige ſelbſt unangenehm auffielen, und welche ſie nie ablegen konnte *). Nichtsdeſtoweniger erhielt ſie ſich mit Hülfe ihrer Freunde gegen die Anſchläge ihrer Widerſacher. Sie machte ſich dem Könige, der ſie nie inbrünſtig liebte, durch ihre glückliche Gabe, ihn zu unterhalten, je länger, je nothwendiger, und unterjochte den ſchwachen Fürſten durch eine ihr eigenthümliche Kühnheit des Geiſtes, und Feſtigkeit des Charakters **). Ihre Gewalt über den König und ihr Sieg über Feinde und Neider zeigte ſich dadurch auf eine entſcheidende Art, daß ſie am 14 Sept. 1745. dem Könige, der Köniniginn, und dem Dauphin mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten vorgeſtellt wurde *). So bald dieſe Repräſentation ausgemacht war, ſo eilte ihr alles entgegen, oder beugte ſich alles vor ihr. Die eben ſo verſchwenderiſche und dürftige, als ſittenloſe Prinzeſſinn von Conti führte die neue Mätreſſe bey Hofe ein **). Am Tage der Vorſtellung drängten ſich die Herren und Damen des Hofes in ſolchen Haufen herbey, daß alle Gemächer des Pallaſtes angefüllt wurden ***); über welcher Kriecherey ſelbſt der König erröthete. Wie ſollten ſich aber die elenden Hofſchranzen geſchämt, wie eine Gelegenheit vorbeygelaſſen haben, der allmächtigen Mätreſſe ſelbſt, ihre Ergebenheit zu bezeugen, da ſie ſich nicht ſcheuten, den Bruder der Pompadour, ein der Schule kaum entlaufenes Kind, wie einen Gott zu ehren, und ihm Lakayen-Dienſte aufzudringen. Wenn der Knabe in Verſailles erſchien, ſo verſammelte ſich gleich ein Haufe von vornehmen Herren um ihn her, und er ſagte in ſeiner Einfalt: wenn ich von ohngefähr mein Schnupftuch fallen laſſe, ſo bücken ſich gleich eine Menge von Rittern vom blauen Bande, um ſich die Ehre, das Tuch aufzunehmen, ſtreitig zu machen *). Einige Tage nach der Repräſentation der Marquiſe ließ ſich ſelbſt die tugendhafte, fromme, und duldende Königinn ſo weit herab, daß ſie mit der Beyſchläferinn ihres Gemahls zu Mittage ſpeiſte; und nach dieſem Beyſpiele der Königinn trugen nun auch ihre Damen kein Bedenken mehr, die Griſette, gegen welche ſie ſich anfangs geſträubt hatten, unter ſich aufzunehmen **). Die kecke Griſette fing gleich in den erſten Zeiten ihrer Gunſt an, die Frau von Maintenon zum Muſter zu wählen, und ſo viel als möglich, daſſelbige Cärimoniell zu beobachten, was die geheime Gemahlinn Ludewigs

---

*) Richelieu I. p. 84.

**) VIII. 167.

---

*) Memoir. de Richelieu VII. 205. VIII. 52. 162. 163.

**) Richelieu VII. 52.

***) VIII. 163. Des courtiſans vils et rampans: dévoués à la ſervitude, remplirent ce jour-là tous les appartemens, et jusqu'au cabinet. Le roi en rougit, la griſette en ſoutint avec effronterie le ſcandale.

---

*) Hiſt. privée II. 345.

**) Richelieu VIII. 164.

XIV eingeführt hatte. Sie ließ daher die Prinzen, und Prinzeſſinnen nicht anders vor, als wenn ſie um Audienzen gebeten, oder wenn ſie dieſelben gefordert hatte, um ihnen Verweiſe zu geben. In beiden Fällen muſten ſie, wie andere Herren und Damen des Hofes vor der ſitzenden Mätreſſe des Königs ſtehen. Den Prinzen von Conti, und den Dauphin ausgenommen, ließen ſich alle übrige Prinzen die Impertinenzen der übermüthigen Mätreſſe gefallen *). Dieſe Nachgiebigkeit war der meiſten Prinzen, und Prinzeſſinnen von Geblüt werth, als welche eine Ehre darin ſuchten, die Sitten der Nation zu verderben **), und durch Worte, oder Thaten die gröſten Aergerniſſe zu geben ***).

---

*) l. c. VIII. 162. Madame de Pompadour . . . ſe permit toutes les impertinences poſſibles auprès des princes du ſang. Ils ſ'y ſoumetient preſque tous avec baſſeſſe, excepté, etc.

**) l. c. p. 84. Tous les princes affectoient alors de ſcandaliſer les peuples par leur libertinage; et preſque tous ont eté les plus audacieux corrupteurs de la nation.

*** Zu den Urheberinnen groſſer Aergerniſſe gehörte auch die Ducheſſe de Chartres, nachherige Ducheſſe d'Orleans. Dieſe Prinzeſſinn begleitete die Leiche des erſten Dauphins. Der lang-

ſame

Von der erſten Erſcheinung der Frau von **Etioles** an bildeten ſich am Hofe zwey große Parteyen: die der Ueberfrommen, an deren Spitze der Dauphin ſtand, und die der Politiker, welche von der Mätreſſe des Königs und ihren Vertrauten angeführt wurde *). Wenn die Erſtere der Letztern auch vieles zu ſchaffen machte, ſo blieb doch dieſe ſtets die überwiegende. Die Frau von **Pompadour** fand bald, daß der allgemein geſchätzte Finanzminiſter **Orri** viel zu rechtſchaffen ſey, als daß er alle ihre Wünſche und Forderungen erfüllen werde. Sie warf ihn zu Boden, und **Orri** fiel unter dem Bedauern des Königs, und den Seufzern des Volks. Die Mätreſſe, die den rechtſchaffenen **Orry** verdrängte, konnte es zwar nicht verhindern, daß der von

---

ſame Zug, und der düſtere Ton der ganzen Feierlichkeit machten ihr Langeweile, und ſie unterbrach daher das tiefe Stillſchweigen durch folgende Frage an den Biſchof von **Meaux**, der das Herz des verſtorbenen Prinzen in der Hand hatte: Herr Biſchof, man hat dieſen Morgen geſagt, daß ſie ihre Jungfrauſchaft noch hätten. Der Leichenwagen war mit Damen und Geiſtlichen angefüllt, welche nicht umhin konnten, in ein lautes Gelächter auszubrechen. Memoires de Richelieu VIII. 63.

*) Richelieu VIII. 149.

von ihm empfohlene **Machault** zu deſſen Nachfolger ernannt wurde *); allein auch dieſer **Machault** wurde in der Folge, wie **Maurepas** und alle übrige Miniſter geſtürzt, die nicht in allen Stücken dem Willen der verſchwenderiſchen und herrſchſüchtigen Mätråſſe folgen wollten **). Die Gewalt der **Pompadour** nahm mit ihrem Alter, und dem Verſchwinden ihre Reitze zu, und war am gröſten, da der König wegen einer ekelhaften Krankheit allem vertrauten Umgange mit ihr gänzlich entſagt hatte. Sie wurde die einzige Quelle, und der einzige Canal von Gunſt, Ehrenſtellen, und Reichthümern. Sie ernannte Miniſter, Generale, und Geſandten, und nahm die Beſuche von fremden Geſandten an. Sie unterhielt einen Briefwechſel mit fremden Höfen, und leitete die inneren, wie die auswärtigen Angelegenheiten ***). Sie allein, gewonnen von **Kaunitz**, und geſchmeichelt durch die vertraulichen

---

*) VIII. 170.

**) IX. p. 81. 85. Hiſt. privée II. 262. 334. III. 103. Duclos II. 476. 498.

***) II. cc.

Handſchreiben der Kaiſerinn Maria Thereſia, warf das Syſtem über den Haufen, welches der Franzöſiſche Hof ſeit mehrern Jahrhunderten gehabt hatte: das Syſtem, die Macht des Oeſterreichiſchen Hauſes zu vernichten, oder wenigſtens immer mehr und mehr zu beſchneiden *). Durch die unnatürliche Verbindung mit Oeſterreich, und durch die Anſtellung von unfähigen, oder unzuverläſſigen Geſchäfftsmännern und Generalen **), zog ſie der Franzöſiſchen Monarchie alle die großen Schäden, und Demüthigungen zu, welche der ſiebenjährige Krieg hervorbrachte.

Das wichtigſte unter allen Geſchäfften, denen die Frau von Pompadour vorſtand, war die Sorge für die Unterhaltung, und die Vergnügungen des Königs. Frankreich wäre glücklich gewor-

den

---

*) Memoires de Richelieu VII. 205. IX. 248. 249. beſ. Duclos II. 412 et ſq. p. 498. et ſq.

) Richelieu IV. Elle ſubſtitua à ces hommes, qui avoient approfondi les affaires adminiſtratives, les Rouillier, les Saint Contest, les Paulmy, les Moras, les Cremille, Les Maſſiac, les Berrier, et autres perſonnages obſcurs avant leur miniſtère, et connus depuis par leur malverſations dans les affaires den, wenn die Frau von **Pompadour die Kunſt zu regieren, ſo gut, als die Kunſt zu amuſiren verſtanden hätte *). Sie wuſte jedes Frühſtück **), jedes Mittag- oder Abendeſſen, jede Schlitten- oder andere Luſtfahrt, jede Reiſe, und andere Luſtbarkeit durch neue und eigenthümliche Reitze zu würzen. Beſonders wurde das Theater ein mächtiges Werkzeug in ihren Händen ***). Sie ſelbſt war eine treffliche Schauſpielerinn, und verſtand auch die ſchauſpieleriſchen Gaben von andern ſehr richtig zu würdigen. Die Herren und Damen des Hofes boten ihr wetteifernd ihre Talente für das Theater an, und nicht geringer war das Bewerben um die Ehre, zu den Vorſtellungen, welche die Frau von

---

*) Hiſt. privée II. 262. Mais ſourtout elle préſida aux plaiſirs, et c'eſt en ce moment le ſeul département, qu elle avoit, le ſeul, qui lui convenoit, et qu'elle remplit avec tout le gôut, et tout le talent poſſible.

**) Richelieu IV. 86. Pour plaire au roi, elle ſe déguiſoit, dans de petites maiſons de plaiſance autour de Verſailles, tantôt en payſanne, et tantôt en bergère, ſervant à dejeuner au roi ſous ces coſtumes.

***) VIII 132. La comédie fut bientôt un puiſſant inſtrument dans les mains de la favorite.

von Pompadour, und ihre Geſellſchaft gaben, eingeladen zu werden. Der Hang zur Schauſpielerey pflanzte ſich vom Hofe in die Hauptſtadt und in die Provinzen, ſelbſt bis in die Clöſter fort; und dieſe ſceniſche Wuth vergiftete die Sitten der Kindheit und Jugend mehr, als die übrigen böſen Beyſpiele des Hofes gethan hätten *).

Was die Frau von Pompadour für die Kunſt der Vergnügungen war, das war ihr Bruder für die Kunſt, das Innere von Palläſten und Häuſern auf das bequemſte einzurichten, und mit geſchmackvoller Pracht zu verzieren. Dieſe Kunſt war ſelbſt noch in der Regierung Ludewigs XV in ihrer Kindheit, und dem Marquis de Marigny allein iſt es zu verdanken, daß ſie in ſo kurzer Zeit ſo erſtaunliche Fortſchritte machte, und daß Frankreich das einzige und höchſte Muſter für die Bequemlichkeiten, wie für

---

*) Vie privée de Louis XV. II. 307. C'eſt à elle, qu'on doit ce goût ſcenique, qui s'eſt emparé généralement de toute la France, des Princes, des grands, des bourgeois, qui a pénétré juſques dans les couvens, et qui, empoiſonnant les moeurs de l'enfance par cette foule d'élèves, dont ont beſoin tant de ſpectacles, a porté la corruption à ſon comble.

für die Annehmlichkeiten des Lebens wurde *).

Die Frau von **Pompadour** machte ſich durch keine Bemühung für die Vergnügungen des Königs unentbehrlicher, als daß ſie ihm von der Zeit an, wo ſie ſelbſt wegen ihrer Kränklichkeit die Freuden der Liebe nicht mehr gewähren konnte, würdige Gegenſtände des Genuſſes ausſuchte, und zubereitete. Die Marquiſe übernahm dieß Geſchäfft um deſto lieber, weil ſie dadurch allein einigermaaßen gegen die Gefahr geſichert wurde, daß der König ſich ohne ihr Zuthun in eine Dame von Stande verliebe, die ihrer Herrſchaft bald ein Ende gemacht hätte. Um alſo keine

---

*) Hiſt. privée II. 346. 347. On ne ſauroit croire, à quel degré s'eſt perfectionnée l'invention des commodités dans les logemens depuis 1722 où pour la première fois, on en développa les heureuſes idées au palais Bourbon. Nous avons dit, avec quel étonnement on admira les efforts de cet art à Choiſy — en faveur des premières maitreſſes de Louis XV: il n'étoit encore, que dans l'enfance. Celui des embelliſſemens, des ornemens, des ameublemens . . eſt né en quelque ſorte ſous le Marquis de Marigny, que Pétrone auroit appellé elegantiarum arbiter. Quel prodigieux chemin le Luxe a fait en ce genre! Cote mort en 1725 eſt le premier, qui ait mis des glaces ſur les cheminées. Aujourd'hui le plus petit bourgeois dédaigne un logement, qui n'en eſt pas decoré.

keine gefährliche Nebenbuhlerinn aufkommen zu laſſen, erzog ſie ſchöne Mädchen für die Vergnügungen des Königs, unterrichtete die jungen Kinder auf das genauſte, wie ſie den erlauchten Wohllüſtling ergößen müſten, und brachte ſie jedesmahl dem Könige zu *). Der Anfang dieſer Anſtalt, die bald unter dem Nahmen des parc au-cerf in und außer Frankreich berüchtigt wurde, fällt in das Jahr 1753, wo der König ſich nach einem Miniatur-Gemälde, welches Einer ſeiner Hofleute ihm gezeigt hatte, in ein vierzehnjähriges Mädchen, Mademoiſelle Mürfi, eine Irländerinn von Geburt verliebte **). So bald die Frau von Pompadour die Neigung des Königs erfuhr, ſo bot ſie demſelben ihr einſames Luſthaus an, welches ſie ſich für geheime Vergnügungen im Parc von Verſailles hatte bauen laſſen. So wohl dieſes, als alle andere Häuſer von gleicher Beſtimmung, hatten das Anſehen von

---

*) Memoires de Richelieu IV. 86. Elle ſe dévouoit auſſi à des miniſtéres plus indignes: elle élevoit en ſecret de petites filles pour les plaiſirs du roi, les preparoit à ſa couche, les y plaçoit . . inſtruiſant les malheureux infants ſéduits, des goûts du vieux lubrique, et de ce, qu'il falloit faire pour parvenir à l'amuſer.

**) l. c. 164. 165. Hiſt. privée III p. 16. 17.

Bauern- oder Pächterhäuſern. Das Innere derſelben war mit aller erſinnlichen Bequemlichkeit und geſchmackvollen Einfalt eingerichtet. Die jungen Prieſterinnen, welche dieſe beynahe unzugänglichen Tempel des Vergnügens bewohnten, wurden mit jedem Jahre zahlreicher, und lösten ſich ſchneller ab. Außer der Stifterinn bemühten ſich Miniſter, Hofbanquiers, Cammerdiener und manche andere Perſonen, den Parc-au-Cerf zu beſetzen, und ſelbſt der König warf auf allen ſeinen Reiſen und Spatziergängen neugierige Blicke umher, um junge Schönen auszuſpähen, die ſeiner Umarmungen werth ſeyn. “Den Schaden ungerechnet, den dieß ſcheußliche Inſtitut den Sitten zugefügt hat, koſtete es dem Staat ungeheure Summen. Wer könnte nur allein die Koſten berechnen, welche die lange Kette von Zuführern, und deren Untergeordneten, das Herbeybringen der gefundenen Schlachtopfer aus allen Gegenden des Königreichs, ihr Unterricht in den Künſten des Vergnügens, ihre Kleidung und Putz verurſachten? Hiezu ſchlage man die Summen, welche man den Mädchen geben muſte, denen es nicht gelungen war, die trägen Sinne des Sultans zu erwecken, und die doch für ihre Knechtſchaft, für ihre Verſchwiegenheit und beſonders für ihre Schmach belohnt werden muſſen: ferner die Belohnungen der Nymphen, die glücklich genug geweſen waren, dem Monarchen einen vollen Genuß zu gewähren: endlich die heiligen Verbindlichkeiten gegen die Sultaninnen, welche die koſtbaren Pfänder ihrer Fruchtbarkeit in ihrem Schoße trugen; und man wird finden, daß Eine in die Andere gerechnet dem öffentlichen Schatz leicht eine Million gekoſtet haben mag. Man nehme man an, daß wöchentlich nur zwey, alſo in zehn Jahren tauſend Mädchen durch dieſen ſonderbaren Prüfungszuſtand durchgegangen ſeyn; und man hat ein Capital von einem Milliard, das der Parc-au-cerf gekoſtet hat. — Von dieſer Zeit an wurden die acquits du comptant, oder die Anweiſungen des Königs auf den Schatz ohne die geringſte Erwähnung der Beſtimmung von Geldern, mit jedem Jahre ungeheurer, und das Parlement ſelbſt warf dem Könige vor, daß dieſe acquits du comptant, die unter Ludewig XIV nie zehn Millionen betragen hatten, jetzt über hundert Millionen hinausgingen *)".

Der Geſchichtſchreiber, deſſen Worte ich meinen Leſern mitgetheilt habe, übertrieb vielleicht die Koſten des Parc-au-cerf; ſonſt aber milderte, oder verringerte er die geheimen Greuel der Wolluſt des Königs vielmehr, als daß er ſie vergrößert hatte. — Man verheirathete die Bewohnerinnen des Parc au-cerf, die vom Könige ſchwanger geworden waren, gemeiniglich an Officiere, indem man ihnen einen großen Brautſchatz mitgab. Die Kinder muſten mit ſchweren Koſten erzogen, und nachher verſorgt werden. Ein Hofmann der den Abentheuern des Parc-au-cerf ſo genau als möglich nachgeforſcht hatte, verſicherte dem Abbé Soulavie, daß der König wenigſtens achtzehn hundert von ihm entehrten, oder erzeugten Mädchen eine Verſorgung verſchaft **), oder wie es im Franzöſiſchen heißt, das Glück derſelben gemacht habe. Wenn die Opfer der Königlichen Lüſte zu theuer waren, als daß man ſie kaufen konte; ſo raubte man ſie gerade zu. Dieß geſchah unter Andern vier ſchönen Nonnen des Cloſters Bon-Secours, die mit Gewalt in den parc-au-cerf geſchleppt und geſchändet wurden*). Eltern verloren ihre Kinder, Männer ihre Weiber, ohne daß man entdecken konnte, in welches Verließ ſie gerathen ſeyen. **Ludewig** XV ſah einſt in den Tuillerien ein wunderſchönes Kind von neun Jahren, das für ſein Alter ungewöhnlich groß war, und von ſeiner Gouvernante ſpatzieren geführt wurd. Keiner wuſte, wem das Kind angehörte. Sartine erhielt den Befehl, die Eltern und den Aufenthalt deſſelben auszuforſchen. Man entdeckte die Gouvernante, und kaufte ihr das Kind für funfzig Luisdor ab. **Ludewig** XV hatte den Einfall, das ſchöne Kind ſelbſt zu bedienen und für ſein Vergnügen zu erziehen. Er brachte der jungen Tiercielin**) Eſſen und Trinken: gab ihr Kleider und Spielwerk, und kam in allen Stücken den Wünſchen derſelben zuvor. Der König überwand zuletzt den Widerwillen, den Mademoiſelle Tiercelin anfangs gegen

---

*) Hiſt. privée III. 17. 18.

**) Memoires de Richelieu IV. p. 347 et ſq.

---

*) l. c. p. 355.

**) Dieß war der Nahme des Kindes.

gen ihn gefaßt hatte. Sie gebar ihm einen Sohn. Der König vergalt dieſe Nachgiebigkeit und Fruchtbarkeit durch die Beſtreitung eines jährlichen Aufwandes von 100000. Livres, den dieſe Beyſchläferinn machte *).

Während der Zeit daß **Ludewig** XV die ſchönſten Kinder aus ſeinem Reiche zuſammenkaufen, oder zuſammenſtehlen und rauben ließ, hatte er noch mit manchen Frauen und Mädchen vorübergehende Liebſchaften, wo gleichfalls die gehäſſigſten Ränke oder Gewaltthäthigkeiten angewendet wurden. Der König verſprach einer Mademoiſelle de Romans, welche man wegen ihrer Schönheit ein Wunder der Natur nannte, daß er, wenn ſie von ihm ſchwanger werden ſollte, ihr Kind als ſein Kind anerkennen wolle **). Die ſchöne **Romans** gebar einen Sohn, den ſie als einen Königsſohn mit der gröſten Sorgfalt an ihrer eigenen Bruſt, und in ihrem eigenen Schooße nährte und pflegte. Die eiferſüchtige **Pompadour** beredete den König in Einem ſeiner kalten und gedankdankenloſen Augenblicke, daß er ſeines Königlichen Wortes vergaß, und der Romans ihren Stolz, und ihre Liebe, den einzigen Sohn wegnehmen ließ. Das Kind wurde ſo verſteckt, und dann ſo vernachläſſigt, daß man es nach dem Abſterben Ludewigs XV nur mit genauer Noth wiederfinden konnte. — Eine Frau von Mailli-Brezé ſtarb vor Gram, weil der König ihre Liebe, und aufgeopferte Ehre ſo wenig ſchätzte, daß er ihr eine Gunſt abſchlug, um welche ſie für ihren Mann gebeten hatte *). — Ludewig XV theilte bisweilen den Damen, die zu ſeinem vertrautern Zirkel gehörten, Bonbons mit, die mit Kanthariden-Pulver verſetzt waren. Dieſe Bonbons erregten mehrmahl in den Perſonen, die davon genommen hatten, ſo wüthende Begierden, daß ſie ſich mit unwiderſtehlicher Brunſt einander anfielen und überließen. Man verſicherte, daß mehrere Damen an den Folgen der gefährlichen Arzney, und der Ausſchweifungen, welche ſie veranlaßt hatten, geſtorben ſeyen **). Nicht weniger bekannt,

---

*) l. c. p. 352. 353.

**) Richelieu IV. 350.

---

*) l. c. p. 349.

**) l. c. p. 355.

kannt, als dieſe Scheuſale, war die ſogenannte orgie des échanges, wo der König die Pompadour ſeinem Miniſter Choiſeul überließ, und ſich dagegen mit der Schweſter deſſelben, der Dücheſſe de Grammont letzte. Wenn von einem Fürſten, wie Ludewig XV, irgend etwas unglaublich wäre, ſo müßte man ſo wohl die zuletzt mitgetheilten Nachrichten, als beſonders die Nachricht bezweifeln, daß er eine Frau von Salis mit Gewalt entehrt, und daß dieſe ſich aus Verzweiflung das Leben genommen habe *).

So häufig Ludewig XV ſeine geheimen Beyſchläferinnen wechſelte, ſo ſehr fürchtete er den Wechſel von ſolchen, welche er öffentlich anerkannt hatte **). Eben daher hatte die Frau von Pompadour Zeit, die ungeheuern Reichthümer, und die ſeltenen Schätze der Natur und Kunſt zu ſammeln, welche ſie während ihrer Herrſchaft zuſammen brachte. Der König ſchenkte ihr zum Ankauf ihres Hotels in Paris 500000. Livres, und wenigſtens eben ſo viele koſteten die Verzierungen und das Ammeublement. Aehnliche Hotels hatte ſie zu Fontaineblau und Verſailles, die aber insgeſammt von dem Zauberſchloſſe Bellevüe übertroffen wurden *). Alle Franzöſiſche Künſtler arbeiteten wetteifernd für ſie, und alle Erdtheile lieferten ihr die ſchönſten, und koſtbarſten Producte. Der Pallaſt keines Monarchen in Europa war ſo reich und geſchmackvoll möblirt, als das Luſtſchloß und die Hotels der Frau von Pompadour. Die Verſteigerung ihrer Nachlaſſes dauerte ein ganzes Jahr. Man ging in dieſe Verſteigerung, wie man in Kunſtkammern, und Schatzgewölbe geht, weil man täglich Dinge ſah, die man ſonſt nie geſehen hatte **). Keiner wagte es, die Millionen zu berechnen, welche der Bruder der Mätreſſe, der Marquis de Marigrigny in ihrem Nachlaſſe fand *). Die Marquiſe hatte auf jeden Fall in alle Banken von Europa große Summen niedergelegt, welche das in Frankreich vorhandene Vermögen auf eine gar nicht zu beſtimmende Art vergrößerten **). Sie höhnte die Nation auch dadurch, daß ſie einen Ludewigsritter zu ihrem Ecuyer, ein Fräulein von Stande zu ihrer erſten Cammerfrau, und einen procureur au Châtelet zu ihrem Haushofmeiſter machte ***). Sie verdiente die Spottgedichte und Flüche, welche man im Leben und Tode über ſie ausſchüttete ****). **Soulavie**, der den Dauphin, die Dauphine, die Königinn, und manche andere Perſonen durch den Herzog von **Choiſeul** vergiften läßt, bürdet dieſem Miniſter auch noch das Verbrechen auf, daß er ſeine Wohlthäterinn, die Mar-

---

*) IV. p. 353.

**) Memoires de Richelieu IV. 479.

---

*) Richelieu VIII. 175 et ſq. Hiſt. privée III. 10. 11. IV. p. 29.

**) Hiſt privée IV. 29. La ſeule vente de ſon mobilier dura un an. C'étoit un ſpectacle, où l'on alloit par curioſité: on y trouvoit continuellement des raretés, qu'on n'avoit vues nulle part. Il ſembloit, que toutes les parties du monde ſe fuſſent rendues tributaires du luxe de la Marquiſe.

---

*) ib.

**) l. c. Richelieu.

***) Hiſt. privée III. p. 11.

****) Hiſt. privée VI. Eine der beſten Grabſchriften, welche man auf ſie machte, war dieſe:

> Ci git qui fut quinze ans pucelle,
> vingt ans catin, puis huit ans maquerelle.

Man ſehe nach Mem. de Rich. IV. 345.

quiſe de Pompadour gleichfalls durch Gift aus dem Wege geräumt habe *).

Nach dem Tode der Pompadour wurde weder der König beſſer, noch das Volk glücklicher, als beide vorher geweſen waren. Macht, Anſehen, Reichthümer, und Ehrenſtellen fielen nun ganz dem Herzog von Choiſeul und ſeiner Schweſter der Herzoginn von Grammont zu, die keinen lobenswürdigern Gebrauch davon machten, als ihre Vorgängerinnen gethan hatten. Die Herzoginn von Grammont hatte, wie man damahls zu reden pflegte, einige Paſſaden mit dem Könige; allein es wollte ihr nicht gelingen, erklärte Mätreſſe zu werden; und ſie war das was ſie galt, mehr durch ihren Bruder, als durch ſich ſelbſt. Die Kriecherey der Hofleute blieb ſich eben ſo gleich, als das Leben des Königs, und das Betragen ſeiner Günſtlinge. Die vornehmſten Herren warteten der kleinen Julie, welche das Zutrauen der Frau von Grammont beſaß, eben ſo eifrig und ehrerbietig, wie dem Könige auf; und die Hofdichter beſan-

---

*) Memoir. de Richelieu IV. 341. 342. Die Pompadour ſtarb 1764.

ſangen nicht nur ihre Reitze, ſondern auch die Reitze eines kleinen Hundes, der wiederum der Liebling der kleinen Julie war *).

Nach dem Tode der Frau von **Pompadour** hatte **Ludewig XV** bisweilen eine Anwandlung, ſich mit einer jungen und ſchönen Prinzeſſinn zu vermählen, und ſeinen Harem zu entlaſſen. Dieſe Phantaſie ging zwar vorüber; allein bey aller der Mannichfaltigkeit und Neuheit des Genuſſes, welche ihm der Parc-au-Cerf verſchaffte, mangelte doch dem leeren Geiſte und Herzen des Königs ein weiblicher Umgang, und eine weibliche Unterhaltung, dergleichen ihm ſeit vielen Jahren zur Gewohnheit, und faſt zur Nothwendigkeit geworden war. Er fand beide in einer verrufenen Perſon, die von ihrer zarteſten Jugend an eine Dienerinn der gemeinen Venus ge-

---

*) Memoires de Richelieu IV, 253. Elle recevoit chez elle des grands de haut parage, des ſeigneurs même - - - les grands et la petite nobleſſe étoient admis pêle-mêle chez Julie; ils venoient à l'envi mendier et s'avilir chez elle. Des poëtereaux lui adreſſoient des vers ſur ſes graces; et pour lui plaire, ils en compoſaient auſſi à l'honneur de ſon chien.

weſen war, und von der Mitte des Jahrs 1767 einen Grafen dû Barry angehörte, der mit ihren Reitzen wucherte, nach dem er ihrer bis zum Ueberdruſſe genoſſen hatte *). Dû Barry empfahl ſie unter andern dem Königlichen Cammerdiener Le Bel, als einen Biſſen, der des Königs würdig ſey **). Nach angeſtellter Beſichtigung führte Le Bel die damahls ſogenannte Mademoiſelle Lange in Jun. 1768. dem Könige zu, und der König war mit den Reitzen und übrigen Gaben der geübten Schönen ſo zufrieden, daß er verſicherte; noch nie ſo viel Vergnügen in den Armen eines Weibes empfunden zu haben. Der Dûc de Noailles erklärte dem Monarchen dieß Räthſel durch die aufrichtige Antwort: man ſehe wohl, daß Sr. Majeſtät nie in einem Bordell geweſen ſey *). Der gröſte Theil der Hofleute bemerkte bloß, daß der König einen ſonderbaren Geſchmack habe. Der Dúc de **Richelieu** und deſſen Partey unterſtützten die neue Geliebte am eifrigſten **). Allein keiner arbeitete ihr mehr entgegen, als der Duc de Choiſeul, der zu ſtolz war, um ſich vor einer Buhlerinn zu beugen, — und dann die Ducheſſe de Grammont, die es nie vergeſſen und verzeihen konnte, daß ſie durch eine Metze von den Gunſtbezeugungen des Königs verdrängt worden war. Beide vermochten es nicht zu hindern, daß nicht die neue Mätreſſe dem Könige öffentlich vorgeſtellt worden wäre. Am Tage der Repräſentation machten der Miniſter und ſeine Emiſſarien ein ſolches Geräuſch, daß alle Straſſen und Zugänge zu dem Schloſſe von Verſailles mit einer unzählichen Menge Volks angefüllt wurden. Der Duc de Choiſeul leitete die Aufmerkſamkeit des Königs auf dieſen Zuſammenlauf hin, und **Ludewig** XV war eben im Begriff, die ganze Cärimonie abzubeſtellen,

---

*) Die nachherige Gräfinn dû Barry war 1744. geboren, und die Tochter eines Commis aux Aides zu Vaucouleurs. Man ſehe die Lettres de la C. du Barry p. 1. Es iſt falſch, daß ſie die Tochter eines Mönchs und einer Köchinn geweſen ſey, wie in den Memoires de Richelieu IV. p. 356. verſichert wird. Es iſt auch nicht ſo unerhört, wie Soulavie meynte, daß ein König eine gemeine Metze ſo nahe an den Thron gebracht habe.

**) Lettres p. 22 et ſq.

---

*) l. c. Richelieu. Vie privée IV. p. 159.

**) Ib. 356. 357.

als Madame dû Barry ſchön, wie eine Göttin hereintrat, und von dem Duc de Richelieu mit den Worten vorgeſtellt wurde: Sire, voici Madame du Barry; elle entrera, Sire, ſi vous en donnez l'ordre. Der überraſchte König ging ihr entgegen, erkannte ſie als Gräfinn dû Barry an, und ließ ſie gleich die Gemächer beziehen, welche die Frau von Pompadour ſonſt bewohnt hatte *). Kurz vor dieſer Repräſentation beſtand der König darauf, daß ſie mit dem Grafen dû Barry, einem Bruder deſſen, mit welchem ſie als Mätreſſe gelebt hatte, vermählt wurde, um, wie er ſagte, ſich ſelbſt in die Unmöglichkeit zu ſetzen, eine Thorheit zu begehen **). Dieſe Ehe wurde in der Folge wieder getrennt. Die Gräfinn ging mit dem Gedanken um, Königinn von Frankreich zu werden, welchen Vorſatz die ihr ergebenen Miniſter zwar in ihren Briefen an ſie nährten, aber in der Stille vereitelten, und doch vielleicht in der Folge nicht hätte hindern können, wenn der König länger am Leben geblieben wäre. An der goldenen Toilette, welche der König ſeiner Mätreſſe ſchenkte, und dergleichen weder vormahls die Königinn, noch auch nachher die junge Dauphine hatte, bemerkte man einen Spiegel, über welchem zwey Liebesgötter mit einer Crone auf eine ſolche Art ſchwebten, daß die Crone ſich über dem Haupte der Gräfinn fand, ſo oft ſie ſich in dem Spiegel betrachtete *). Nach der Repräſentation ſuchte die Gräfinn den Herzog von Choiſeul zu gewinnen, der aber jede Aeußerung von Ausſöhnung und Vereinigung mit Hohn von ſich ſtieß. Von dieſem Zeitpuncte an arbeitete die dü Barry gemeinſchaftlich mit dem Canzler Maupeou an dem Sturze der Choiſeulſchen Partey, den ſie endlich auch gegen das Ende des J. 1770 durch die Vorſtellung bey dem Könige bewirkte: daß Choiſeul öffentlich den Beſchützer der widerſpenſtigen Parlemente mache, und dieſe dadurch in ihrem Ungehorſam gegen den König unterſtütze **).

---

*) Richelieu IV. 405.

**) Lettres p. 30. Qu'on la marie donc promptement, afin que je ſois dans l'impoſſibilité de faire quelque ſottiſe.

---

*) Vie privée IV. 266.

**) Man ſehe beſonders den Brief des Canzlers, in den Lettres p. 67. Vous n'induez pas moins dans

Kurz vor dem Falle ihres Bruders wollte die Ducheſſe de Grammont den Herzog von Noailles zum Mittler zwiſchen ihr, und zwiſchen der Göttinn machen, welche die Luſt des Hofes ſey *). Die Gräfinn wies die heuchelnden Klagen, und falſchen Anerbietungen der Herzoginn mit einem offenen, und edelen Unwillen zurück, und hielt ihr in der Antwort an den Duc de Noailles alle die feindſeligen Verläumdungen und Entwürfe vor, welche ſie gegen die Gräfinn und den König ausgeſtreut, und angelegt habe **). Nach Choiſeuls Verweiſung warfen ſich Prinzen und Prinzeſſinnen, den Dauphin und die Dauphine, beſon-

---

dans les affaires de l'Etat, que ſi vous en teniez les rênes; ainſi comme notre intérêt eſt commun, nous devons être extrêmement unis, et ne rien faire, que pour le bien général, dans lequel, en bons ſujets, nous trouvons auſſi le nôtre. (Der Heuchler! Nous venos de donner avant-hier, comme vous le dites ſi joliment, les étrivieres au Parlement, mais ce corps haut . . . . eſt excité par le Duc de Choiſeul, ſon protecteur, à ſe revolter contre la nouvelle loi de ſa Majeſté, etc. Am 24 Dec. 1770 erfolgten die beiden Lettres de Cachet für die Ducs de Choiſeul et de Praslin. l. c. p. 170.

*) So ſagt der Duc de Noailles: l. c. p. 65. . . avec la Divinité, qui fait les délices de la cour.

**) p. 66.

beſonders den Erſtern ausgenommen *): Miniſter und Generale, vornehme Geiſtliche und Hofleute vor der Gräfinn in den Staub nieder; und jeder Unparteyiſche muß geſtehen, daß die Buhlerinn zwar muthwilliger, und leichtfertiger, aber vielweniger verächtlich war, als alle diejenigen, von welchen ſie angebetet wurde. Faſt alle Prinzen nahmen nach der Vernichtung des Parlements, deſſen Anhänger ſie geweſen waren, ihre Zuflucht zu der Gräfinn, um durch ſie die Ausſöhnung mit dem Könige zu bewirken. Dieß that unter andern der Duc d'Orleans, der die Gräfinn in der Folge auch dazu brauchte, um zu ſeiner Heirath mit der Frau von Monteſſon die Zuſtimmung

---

*) Man arbeitete lange an einer Ausſöhnung zwiſchen der Gräfinn und dem Dauphin, deſſen Gemahlinn und Schweſtern. Die erlauchten Damen ließen ſich gewinnen, der Kronerbe blieb unbeweglich. Endlich bewegte man ihn, ſich die Gräfinn vorſtellen zu laſſen, welcher er mit der äußerſten Verachtung begegnete: Vous n'imagineriez pas, ſchreibt die Gräfinn an den Duc d'Aigillon, jusqu'où ce grand garçon mal élevé a pouſſé la malhonnêté. Lorsque nous avons été chez lui, il étoit occupé, où feignoit de l'être, à regarder par ſa fenêtre; quoiqu'on nous eût annoncé, il n'a pas quitté cette poſture; enfin nous ſommes ſorties, ſans qu'il nous ait honoré d'un regard.

nung des Königs zu erhalten. Die Gräfinn verſprach, ihr Möglichſtes zu thun, und ſetzte dann im vertraulichen Tone hinzu: Tenez, gros pere, voulez-vous, que je vous donne un bon conſeil? Commencez par épouſer, nous verrons par la ſuite à ſaire mieux pour vous: j'y ſuis moi-même fortement intereſſée *). Es war nicht ſtolze Arrogançz, ſondern jugendliche Leichtfertigkeit, und Mangel von feinem Umgange und Gefühl, daß ſie den erſten Prinzen von Geblüt gros pere nannte; und auf eben dieſe Art muß man ihren Ausruf an den König erklären, als dieſer einſt ſeinen Caffee in ihrem Zimmer bereitete, und nicht wahrnahm: daß der Caffee überkoche, Eh! la France, rief ſie, prends donc garde, ton Caffée f... t le camp**). Bey der Zudringlichkeit der Prinzen war es ſchwer, daß die Gräfinn nicht ihrer Laune und ihren alten Gewohnheiten nachgab. Der Prinz von Soubiſe hatte die Niederträchtigkeit, dem Vicomte **dû Barry** Eine ſeiner Anverwandtinnen anzutragen; und der Prinz **von Condé**, ein Schwiegerſohn des Erſtern willigte in dieſen Antrag unter den Bedingungen: daß der König ihm ſein Hotel abkaufe, 1500000. Livres zur Bezahlung ſeiner Schulden ſchenke, und Eintritt in das Conſeil geſtatte. Die beiden erſten Bedingungen wurden gewährt; die Letztere nicht, und doch freute ſich der Prinz **von Condé**, daß er die Ehre ſeiner Verwandſchaft mit der **dû Barry** ſo hoch angebracht habe *). Eben dieſer Prinz ließ vor dem erſten Beſuche, den er der Gräfinn machte, um eine Stunde bitten, wo er das Glück haben könne, ihr aufzuwarten. Bey dem zweyten Beſuche wollte ſich der Prinz eine ſolche Anfrage erſparen; allein nun ließ die Gräfinn ihn eine ziemliche Weile in ihrem Vorzimmer warten, um ihn zu ſeiner Schuldigkeit zurückzuführen. Der Prinz fügte ſich, und verdoppelte überhaupt ſeine Aufmerkſamkeiten **), um die Gräfinn vergeſſen zu machen, daß er ſeine

---

*) Lettres p. 151.

**) Viel ſträflicher, als das vertrauliche la France der Gräfinn war das Frerot ihres Schwagers, womit er den König gewöhnlich in den Geſellſchaften ſeiner Mitſpieler bezeichnete. l. c. p. 147.

---

*) Lettres p. 153 et ſq.

**) p. 158.

Ausſöhnung mit dem Könige durch den Canzler, und nicht durch ſie geſucht habe. Nach ſolchen Vorgängern war es den Miniſtern, und den weltlichen und geiſtlichen Hofleuten zu verzeihen, daß ſie mit Vergeſſenheit ihrer Würde, und Pflicht der Gräfinn den Hof machten. Der Canzler Maupeou nannte die Gräfinn beſtändig ſeine liebe Nichte, und erwies ihr unter den ausgeſuchteſten Schmeicheleyen alle Gefälligkeiten, um welche ſie bat, oder von welchen er nur vorausſehen konnte, daß ſie ihr angenehm ſeyn würden *). Die Gräfinn hatte für keinen der vor ihr kriechenden Miniſter ſo viel gethan, als für den Duc d'Aiguillon; und keiner vergalt ihr dieſe Wohlthaten mit einer ſchwärzern Undankbarkeit. Sie rettete dieſen Nichtswürdigen durch den Canzler Maupeou aus den Händen des Büttels: ſie überhäufte ihn mit Ehrenſtellen und Reichthümern: ſie ſchenkte ihm alles, was ein ſchönes Weib einem Verführer ſchenken kann; und dennoch ſuchte der Herzog den Canzler durch die Gräfinn, und die Gräfinn

---

*) Man ſehe die Samlung von Briefen an und von der Gräfinn.

ſinn durch eine Frau von Neukerque zu ſtürzen. Der Canzler entdeckte dieſe Verrätherey, und theilte ſie ſo gleich der Gräfinn mit, die vor gerechter Wuth entbrannte, und dieſe Wuth in einen Brief ausſchüttete, der ihren Geiſte eben ſo viel Ehre, als dem Herzen des Verräthers Schande macht *). Der entlarvte, und zitternde Böſewicht fiel ſeiner beleidigten Wohlthäterinn zu Füßen, und dieſe vergaß das Unrecht, was der Heuchler ihr hatte anthun wollen. — Der Wichtigſte, und zugleich der Gefälligſte unter allen Miniſtern, war der Controleur-General, Terray. Dieſer hartherzige Menſch glaubte noch viel zu wenig zu thun, wenn er alle Wünſche der Gräfinn erfülle, und alle Anweiſungen gelten laſſe, welche die verſchwenderiſche Gräfinn auf den Hofbanquier ausſtellte. Er kam ihren Wünſchen zuvor, wandte ihr unaufgefordert die gröſten Summen

---

*) p. 192. Vous, que j'ai ſauvé de la main du Bourreau! Vous, dont j'ai eu la foibleſſe d'écouter la paſſion! Vous, que j'ai comblé de biens, d'honneurs, et de dignités! Vous, qui devriez baiſer les traces de mes pas, vous avez eu l'indignité de me tromper, et vous preſentez vous-même au Roi une femme pour ſupplanter votre bienfaitrice!

zu, und zeigte ihr die Mittel an, wie ſie Beide den König hintergehen, und die Nation berauben könnten. Als die Gräſinn in den erſten Zeiten der Liebe des Königs von dem Controleur-General vortheilhaft zu Ludewig XV geſprochen hatte; ſo ſchrieb er ihr, daß eine ſolche Gnade von ſeiner Seite die ausgezeichneſte Dankbarkeit verdiene. Der König gebe ihr monatlich eine Penſion von 30000. Livres. Dieß ſey wegen des großen Aufwandes, den ſie in ihrer Stelle machen müſſe, viel zu wenig, wie auch aus den Mandats erhelle, welche ſie auf den Hofbanquier zu ſtellen gezwungen werde. Er wolle daher dem Könige bewegen, daß dieſer die Penſion der Gräſinn verdoppeln wolle, weil man dadurch eine Erſparung machen, und den Anweiſungen vorbeugen könne. Doch ſage er ihr in Vertrauen, daß er die Anweiſungen der Gräſinn nach, wie vor, gelten laſſen werde *). Nicht lange nachher fielen 300000. Leibrenten durch den Tod des Grafen von Clermont an den Königlichen Schatz zurück. Der Abbé Terray bat den König, den dritten

---

*) Lettres de Me du Barry p. 60. 61.

ten Theil dieſer Renten der Gräfinn dü Barry zuzuwenden, und die Gräfinn vergalt dieſe Fürbitte dadurch, daß ſie den König vermochte, dem Abbé Terray 50000. Livres von den erledigten Renten zu ſchenken *). Die Gräfinn verkaufte ihre Leibrente für eine Million baar an den Königlichen Schatz, und Terray verſicherte ihr, daß ſie deſſen ungeachtet ihre 100000 Livres fortziehen ſollte **). Bald nachher bedung ſich Terray bey der Verpachtung des Pulvers einen Pot de vin von 300000 Livres aus. Die Pächter beklagten ſich darüber bey dem Canzler, und der Canzler hinterbrachte die Sache dem Könige. Nun ſtellte ſich Terray, als wenn er die 300000 Livres für die Gräfinn bedungen habe, und bot ihr dieſes Geſchenk in einem galanten Schreiben an. Die Gräfinn antwortete, daß der Canzler wohl recht haben möge: daß aber das Benehmen des Abbé viel zu artig ſey, als daß ſie die wahre Beſchaffenheit der Sache genau un-

---

*) l. c. p. 88. 89.

**) p. 113.

unterſuchen wolle. Sie habe die nachtheiligen Eindrücke, welche der Canzler hervorgebracht, wieder ausgelöſcht, und den König überzeugt, daß der Abbé ein Mann voll von Reſſourcen ſey *). Im J. 1773. forderte der homme d'affaires der Gräfinn 000000 Livres, ohne anzugeben, wozu das Geld gebraucht werden ſolle. Nun antwortete Terray: der Königliche Schatz ſey nicht ſo unerſchöpflich, als ſie zu glauben ſcheine. Sie haben bis jetzt 18 Millionen rein durch ihn gezogen, manche kleinere Artikel gar nicht gerechnet. Doch ſtünden ihr 300000 Livres zu Dienſte, wenn ſie ſich damit begnügen wolle **). Der Controleur-General hielt dießmahl nicht aus Gewiſſenhaftigkeit an, ſondern um die Gräfinn anzuſpornen, daß ſie in Hoffnung einer unbegränzten Freygebigkeit den Canzler ſtürzen, und dieſe Stelle dem Abbé verſchaffen ſolle. — Achtzehn Millionen in fünf Jahren ſind allerdings eine ungeheure Summe; und doch möchte ich eben ſo wenig behaupten, daß die Gräfinn du Barry dem Staate mehr gekoſtet habe, denn alle übrige Mätreſſen Ludewigs XV zuſammengekommen, als ich behaupten möchte, daß Ludewig XV mehr Auflagen gemacht, als alle ſeine fünf und ſechzig Vorgänger *) Man darf vielleicht nicht einmahl ſagen, daß die Gräfinn du Barry in derſelbigen Zeit mehr, als irgend eine andere Mätreſſe vom Staate erhalten, ſondern nur daß ſie mehr, als irgend eine Andere verſchwendet, und durch dieſe Verſchwendung ein verderbliches Aergerniß gegeben habe. Noch viel ſcandalöſer aber war die Verſchwendung und Inſolenz ihres Schwagers, des Grafen du Barry, deſſen Mätreſſe ſie geweſen war. Dieſer Menſch lebte in Paris in der gröbſten Debauche, ſpielte das höchſte Spiel, zog, wenn er verloren hatte, ohne Ende auf den Königlichen Schatz, und beruhigte diejenigen, welche ſein Unglück im Spiele bedauerten, daß Freret, ſo nannte er den König, alles bezahlen ſolle. Die Gräfinn du Barry beklagte ſich hierüber ſchon im J. 1771. gegen die Schweſter des

---

*) p. 115. 116.

**) l. c. p. 138. 139.

---

*) Beides wird in der hiſtoire privée de Louis XV behauptet. IV. 226. 267.

Grafen, und dieſer hatte die Unverſchämtheit der Gräfinn zu antworten *): “Sie haben ſich neulich gegen meine Schweſter beklagt, (vermuthlich in der Abſicht, daß ich es wieder erfahren ſollte,) daß ich zu unmäßig auf den Hofbanquier zöge. Allein man wird die Sache gewiß übertrieben haben. Ich habe noch nicht mehr, als 2 Millionen 300000 Livres gezogen; und wenn ich auch mehr gezogen hätte, wer wollte ſich darüber beſchweren? Nicht der König, denn keiner hat das Herz, dem Könige etwas davon zu ſagen: nicht Sie, die Sie mir ihr Glück zu verdanken haben, und mir einen Theil davon zufließen laſſen müſſen: nicht der Hofbanquier, dem man meine Anweiſungen als baares Geld gelten läßt: nicht der Abbé Terray, der uns fürchtet, und den wir mit einem Worte vernichten könnten: nicht der Canzler, unſer Neffe, den wir in ſeiner Stelle erhalten. Keiner alſo kann uns den geringſten Vorwurf machen. Laßt uns daher fortfahren, und unſer Glück nützen, ſo lange es uns günſtig iſt”. Der Graf fuhr wirklich auf eine ſolche Art fort, daß er ganz Paris empörte,

---

*) Lettres p. 82.

pörte, die Miniſter in die gröſte Verlegenheit, und die Gräfinn in einen nicht geringern Schrecken ſetzte. Hierauf ſchrieb ihm die Gräfinn: “Ich ſage Ihnen, mein Herr Graf, daß jetzt die Reihe an Sie kommt, guten Rath von mir anzunehmen, anſtatt daß ſie mir vormahls dergleichen ertheilten. Sie geben ſich Airs, die Ihnen nicht zukommen. Ganz Paris murrt gegen Sie, und ich muß bekennen, daß man Recht hat. Erſtlich rühmen Sie ſich, daß Sie ſeit meiner Anweſenheit am Hofe an Ihrer fünften Million ſind: Zweitens haben Sie die Thorheit begangen, Ihre Mätreſſe an einen Ludwigs-Ritter zu verheirathen, und ſie dennoch vor den Augen des ganzen Publicums, dem Sie damit trotzen, als Mätreſſe beyzubehalten. Drittens haben Sie einen ungeheuern Lärmen im Hotel der Pächter gemacht, um Einer Ihrer Creaturen die Stelle eines Directeurs zu verſchaffen. Die General-Pächter haben ſich nicht nur wegen des Lärmens, ſondern auch darüber bey mir beſchwert, daß Sie ſich des Geſchehenen in ganz Paris rühmten”. Der Vorfall, deſſen die Gräfinn erwähnt, war folgender.

der. Der Graf du Barry ging in das Hôtel des Fermes zu Paris, um die erledigte Stelle eines Directeurs für ſeinen Freund Deſaint zu erbitten. Die General-Pächter antworteten, daß die Stelle ſchon vergeben, und daß es nicht möglich ſey, Jemanden aus einer verliehenen Stelle willkührlich heraus zuwerfen. Der Graf beharrte auf ſeiner Bitte. Die General-Pächter machten neue Schwierigkeiten. Endlich fing der Graf an, aus einem höhern Tone zu reden, und die General-Pächter zu fragen: ob ſie denn nicht wüſten, daß er die Ehre gehabt habe, dem Könige eine Mätreſſe zu geben: daß er den Herzog von Aiguillon zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten: und Herrn de Boynes zum Miniſter der Marine gemacht habe: daß er den Canzler, den General-Controleur, u. ſ. w. in ihren Stellen erhalte? Sie möchten ſich alſo in Acht nehmen, und ihn nicht vor den Kopf ſtoſſen. Dieſe beyſpielloſen Aeußerungen verſteinerten die General-Pächter ſo ſehr, daß ſie thaten, was der Graf wollte *).

Nicht

---

*) Lettres p. 117. 118. und die Anmerkungen dazu.

Nicht weniger beyſpiellos, als die Inſolenz des Grafen **dü Barry**, war die Niederträchtigkeit zweyer vornehmen Geiſtlichen, und dann des Duc de Treſmes. Die Gräfinn **dü Barry** ſtieg eines Morgens aus dem Bette, um einen Contract zu unterzeichnen, den ein Notar gebracht hatte. Beym Herausſteigen brachte der päbſtliche Nuntius ihr einen, und der Cardinal **de la Roche-aymond** den andern Pantoffel. Dieſe Gefälligkeit wurde in Paris durch den Notar bekannt *), und gab um deſto mehr Anſtoß, weil das Gerücht ſagte, daß die Gräfinn ganz nackt geweſen ſey, und daß die beiden vornehmen Geiſtlichen ſich durch verſtohlene Blicke nach den geheimen Schönheiten der Gräfinn für ihre Mühe bezahlt gemacht hätten **). Faſt noch anſtößiger wurde die Schmeicheley des **Düc de Treſmes**, eines häßlichen bucklichten Mannes, der ſich glücklich ſchätzte, die Gräfinn durch ſeinen Höcker zu amüſiren. Als dieſer Herzog die Gräfinn einſt nicht zu Hauſe fand, ſo ſchrieb er an ihre Thür: Le Sapajou de

---

*) Lettres p. 111.

**) Hist. privée IV. 264.

de Madame la Comteſſe Dubarri eſt venu pour lui rendre ſes hommages, et la faire rire *).

Unter den Proben von Arroganz, welche man von der Gräſinn dû Barry ſelbſt erzählt, erregte keiner mehr Aufſehen, als die Rache, welche ſie an der jungen und ſchönen Marquiſe de Rozen nehmen ließ. Auch dieſe Rache aber ſcheint mehr aus einem indelicaten Muthwillen, als aus ſtolzer Anmaaßung herzurühren. Madame de Rozen gefiel der Gräſinn dû Barry eben ſo ſehr, als dieſe die Marquiſe liebte. Beide Damen wurden daher ſehr vertraut, und lebten als Freundinnen zuſammen, bis die Marquiſe, welche Dame d'honneur bey der Comteſſe de Provence war, von dieſer Prinzeſſinn wegen ihres Umgangs mit der dû Barry Vorwürfe erhielt. Hierauf brach die Marquiſe ihren Umgang mit der Gräſinn ganz ab, oder erkaltete doch ſo ſehr, daß es einem jeden auffiel. Die Gräſinn beklagte ſich hierüber bey dem Könige; und der König antwortete: die Marquiſe ſey ein Kind, das die Ruthe verdiene. Die gereitzte Grä-

---

*) Hiſt. privée IV. 265.

Gräfinn nahm den König beym Wort. Sie ladete am folgenden Tage die Marquiſe ein, ließ ſie in ihr Boudoir rufen, und in dieſem Boudoir von vier Cammermädchen mit Ruthen geiſſeln. Wenn eine ſolche Beleidigung wieder gut gemacht werden konnte, ſo konnte es nur allein durch einen ſolchen Briefgeſchehen, dergleichen die Gräfinn an die beleidigte Marquiſe ſchrieb *). Beide Damen wurden durch den Herzog von Aigillon wieder mit einander ausgeſöhnt.

Die Gräfinn **du Barry** war bey allem ihrem Hange zum Aufwande an der beleidigenden Pracht unſchuldig, womit **Choiſeul's** Eitelkeit ſo wohl den Empfang der Dauphine, als die Vermählung des Dauphins feierte, und des Elendes der Nation ſpottete. Ganz Paris lief zu dem Schneider und Sticker, welche die Kleider für den König und die Prinzen arbeiteten. Das Kleid des Königs war ſo ſchön und ſo reich, daß die Erfinder und Arbeiter deſſelben ihr Unvermögen bekannten, ein noch ſchöneres und reicheres zu Stande zu bringen. Den Kleidern entſprachen die Equipagen und

---

*) Lettres p. 129.

Feſte, welche die ſo ſehr gerühmten Feſte Ludewigs XIV unendlich übertrafen. Das bloße Bouquet des Feuerwerks, das nur ein augenblickliches Vergnügen gewährte, beſtand aus dreyſſig tauſend Racketen, von welchen eine jede einen Thaler koſtete. Dieſe Verſchwendungen des Hofes machten einen traurigen Contraſt mit der Theurung oder Hungersnoth, die in mehrern Provinzen herrſchte, und gefährliche Aufrühre veranlaßte. Man rechnete, daß in den Diſtricten La Marche, und Le Limouſin wenigſtens vier tauſend Menſchen vor Hunger umgekommen ſeyen, und vielleicht eben ſo viele wurden an dem unglücklichen Tage zu Grunde gerichtet, wo die Hunderttauſende, welche das von der Stadt Paris veranſtaltete Feuerwerk geſehen hatten, auf einmahl zuſammenſtürzten, um die Erleuchtung auf den Boulevards zu bewundern *).

Nicht weniger unſchuldig, als an den zuletzt genannten Unfällen, war die Gräfinn Du Barry an dem unerhörten Mißbrauch, welchen die Miniſter Ludewigs XV von den Lettres de cachet

zur

---

*) Hiſt. privée IV. 179. 80. 88.

zur Befriedigung ihrer ſträflichen Lüſte machten. Wenn ein Miniſter, oder ein Hofmann von einigem Einfluſſe ein ſchönes Weib liebte, oder davon geliebt wurde, ſo führte man ihren Mann durch eine lettre de cachet von ihrer Seite weg, und ſperrte ihn als einen Staatsgefangenen ein. Der Duc La Valliere der das Departemet der Lettres de cachet hatte, ließ den Mann ſeiner Mätreſſe, der Madame Sabbarin in ein Gefängniß werfen, wo er umkam, und zwang einen Andern, daß er die Treuloſe zum Scheine heirathen muſte *)

Die Gräfinn du Barry, ihr Schwager, oder ehemahliger Beyſchläfer, und deſſen Sohn gelangten allerdings durch die ſchändlichſten Künſte zu dem gröſten Anſehen, Ehrenſtellen und Reichthümern. Auch dieß war ſchon lange vorher, und nahmentlich zur Zeit der Pompadour geſchehen. Der Vater der letztern war einſt Genoſſe eines prächtigen Mahls, welche die Großhanſen der Finanze veranſtaltet hatten. Am Ende des Mahls brach der vom Wein erhitzte Sieur Poiſſon, ein grober aber ſarkaſtiſcher

---

*) Memoires de Richelieu IX. p. 360.

ſcher Mann auf einmahl in ein heftiges Gelächter aus, und fragte ſeine Miteſſer, ob ſie wohl rathen könnten, was ihn lachen mache? Ich lache, fuhr er fort, über die Pracht, und das Wohlleben, womit wir hier alle beyſammen ſind. Ein Fremder, der nach Paris käme, würde uns für Prinzen halten. Und ſie, Monſieur de Montmartel, ſind der Sohn eines Gaſtwirths: Sie, Monſieur de Savalette, Sohn eines Eſſighändlers: Du, Bouret, Sohn eines Bedienten: — und ich — das iſt euch allen bekannt. — Nachdem der Halbtrunkene alle Anweſende die Muſterung hatte durchgehen laſſen; ſo ergab es ſich, daß auch nicht ein Einziger nur aus einer angeſehenen oder ehrlichen bürgerlichen Familie abſtamme, und daß hingegen Manche durch die unerlaubteſten Mittel zu ihren Reichthümern gelangt waren *).

Ueberhaupt waren die Sitten des Hofes und der Hauptſtadt ſchon vor dem Regiment der du Barry in einem ſolchen Grade verdorben, daß allenfalls das Aergerniß des Laſters, aber nicht das Laſter ſelbſt eines Zuwachſes fähig

---

*) Hiſt. privée III. 15. 16.

zu ſeyn ſchien *). Die hohe und niedere Geiſtlichkeit waren eben ſo tief geſunken, als die weltlichen Stände. Dieß offenbarte ſich vorzüglich in den Zeiten, wo die Häupter der herrſchenden Geiſtlichkeit ſich mit der Polizey in Paris verbanden, um ein heimliches Sittengericht über ihre unwürdigen Mitglieder zu halten. Man verſprach allen öffentlichen Weibern in Paris anſehnliche Belohnungen, wenn ſie einen Geiſtlichen ſo angeben würden, daß man ihn auf der That ertappe. Die beſtochenen Weiber meldeten ſo gleich die Ankunft eines jeden Geiſtlichen, der ſie beſuchte, dem nächſten Polizey-Commiſſär. Der Commiſſär verfügte ſich mit ſeinen Unterbedienten in das Haus der Angeberinn, überraſchte den Sünder im Schooße des Laſters, faßte ein Protocoll in Gegenwart von Zeugen ab, und beförderte dieſes an die Behörde. Der Abbé Soulavie ſah dieſe Protocolle, und verſicherte, daß ihre Bekanntmachung für eine zahlloſe Menge von Geiſtlichen das jüngſte Gericht

---

*) Man ſehe hierüber beſ. l'obſervateur Anglois I. 174. 175. 259.

richt ſeyn würde *). Viele vornehme Geiſtliche gaben eben ſo viele und ſo große Aergerniſſe, als die verdorbenſten Hofleute **).

Einer der gröſten Schäden, den die beiden verſchwenderiſchen Mätreſſen Ludewigs XV, die Marquiſe de Pompadour, und die Gräfinn du Barry der Nation zufügten, beſtand in dem Beyſpiele der unerhörten Pracht, und des nie vorher erhörten Wechſels von Möblen, und Equipagen, von Kleidern, Putz, und Schmuck. Den beiden Mätreſſen folgten die Hofdamen, die Weiber der Hauptſtadt, und ſelbſt die Weiber der Provinzen, ſo viel ſie konnten, nach, indem Paris je länger, je mehr außer den Vornehmen und Reichen die Jugend von beyderley Geſchlecht, aus allen Theilen des Reichs an ſich zog, und was nicht verſchlungen wurde, mit den Thorheiten und Laſtern der Hauptſtadt beladen in ihre Heimath zurück warf ***). Bevor Ludewigs XV anerkannte Mätreſſen

---

*) Memoires de Richelieu IV. 234. 35.

**) Observ. Anglois I. p. 183. et sq.

***) Mercier Tableau de Paris T. II. P. II. p. 387.

treſſen hatte, nannte und bezeichnete man neue Moden nach den wichtigſten Männern am Hofe, oder nach den intereſſanteſten Begebenheiten des Tages *); und ſolche Moden dauerten noch mehrere Jahre fort. Während des Regiments der Mätreſſen, beſonders der Pompadour und dü Barry erſchöpften alle Künſtler, alle Coeffeurs, und Coeffeuſen ihre Talente zur Befriedigung der Modeſucht der Göttinnen, welche der König und der ganze Hof verehrte. Nie herrſchte die Mode vom Hofe aus über Paris, und von Paris aus über den gröſten Theil von Europa mächtiger, als vom J. 1745-1774. Nie war auch der Wechſel der Moden reiſſender, als in dieſen Zeitraume; und gerade in der Geſchwindigkeit des Wechſels der Moden liegt wahrſcheinlich der Grund, daß die Geſchichtſchreiber und Verfaſſer von Tagebüchern weniger, als in vorigen Zeiten, von den herrſchenden Moden reden. Alles, was der

---

*) Man wandte z. B. ein altes Volkslied, la Chanſon du Pere Barnaba auf den Cardinal Fleury an, und les étrennes, les modes, les coiffures furent pendant trois ans en béquilles. — Quelque temps après on fit des manchons à la Girard, et des modes à la Cadiere.

der Mode unterworfen war, veränderte ſich ſo ſchnell, daß man den Veränderungen nicht folgen konnte. Je ſchneller Moden entſtanden und verſchwanden, deſto weniger wichtig war jede Mode-Erſcheinung, welche man faſt nur als ein Ephemer betrachtete. Je höher der Luxus ſtieg, deſto bedeutendere Perſonen wurden Modehändlerinnen, Coeffeurs, und Coeffeuſen. Man hatte es bisher nie erlebt, daß ein Coeffeur ſich durch ſeine Kunſt ein Vermögen von 20000 Livres Einkünften erworben hatte, wie Dayé, der Coeffeur der Frau von Pompadour *).

Unter Ludewig XV nahm die wahre und falſche Aufklärung um viele Grade zu: wiewohl die letztere mehr, als die erſtere. Man erhielt richtigere Begriffe über die Verfaſſungen und Verwaltungen von Staaten, über Sitten, und Erziehung. Ketzermacherey, Bekehrungs- und Verfolgungsſucht milderten ſich, und dogmatiſche Streitigkeiten wur-

---

*) IX, 84. 85. Die Fr. von Pompadour fragte dieſen Dayé einſt, wie er zu dem groſſen Rufe gekommen ſey; c'eſt Madame, antwortete Dayé, parceque je coeffois l'autre. Er verſtand Madame de Chateauroux.

wurden lächerlich. Unglücklicher Weiſe aber traten in die Stelle des verſchwindenden Aberglaubens die nicht weniger gefährlichen Lehren des Unglaubens ein. So wohl das reine Licht der Wahrheit, als der blendende Schein einer modiſchen After-Weisheit drangen nicht ſo ſehr in die höheren Stände hinauf, als ſie ſich über die mittleren Stände verbreiteten. Es war allgemein auffallend, daß die Regierung Ludewigs XV nicht nur weniger Schriftſtellerinnen, ſondern auch wenigere durch ihren Geiſt, ihren Liebreitz, und ihren Einfluß auf den geſellſchaftlichen Ton berühmte Weiber hervorbrachte, als das Jahrhundert Ludewigs XIV *). Nur Einige Damen zeichneten ſich durch ihre wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, und durch wiſſenſchaftliche Werke aus **). Die Uebrigen ſchränkten

---

*) Thomas p. 151. Ce n'eſt pas, que dans ce ſiècle il n'y ait des femmes; qui ayent écrit, et qui écrivent encore avec diſtinction, elles ſont connues: mais leur nombre diminue tous les jours; et il y en a infiniment moins, qu'il n'y eurent à la renaiſſance des lettres, et ſous Louis XIV même.

**) Frau von Chatelet, Hiſt. litter. des femmes Franc. IV 311 et ſq. und eine Madame D... ib. 554 et ſq.

ten ſich auf Romane, beſonders Feen-Märchen, Gedichte, oder Ueberſetzungen von Gedichten, moraliſche Abhandlungen, oder Erziehungsſchriften ein *). Unter allen dieſen Damen erreichte keine den Ruhm der Frau von Sevigné und ihrer Zeitgenoſſinnen; und keine lieferte ein Werk, das noch jetzt mit Begierde geleſen würde. Wenn auch durch die Schriften von Voltaire und andern National-Schriftſtellern eine gewiſſe Literatur allgemeiner wurde, als in älteren Zeiten, ſo waren dieſe Kenntniſſe zugleich viel oberflächlicher. Man lernte nicht zu ſeinem Vergnügen, nicht zur Bildung des Geiſtes und Herzens; ſondern zum Gepränge, und für die Geſellſchaft, um über literariſche Neuigkeiten und deren Verfaſſer reden, und abſprechen zu können. Dieſe oberflächliche Seichtigkeit entſprang aus der Erziehung, den Sitten und Verhältniſſen beider Geſchlechter am Hofe, in der Hauptſtadt und in den übrigen vornehmſten Städten des Reichs.

Die

---

*) Alle dieſe Schriftſtellerinnen ſind im 4 und 5 Bande des eben angeführten Werks verzeichnet. Die Bekannteſten waren Madame de Grafigny, Le Prince de Beaumont, und Elie de Beaumont, du Bocage, Riccoboni, u. ſ. w.

Die Töchter der höheren Stände, und ſelbſt der angeſeheneren Claſſen des Bürgerſtandes wurden faſt ohne Ausnahme in Clöſtern erzogen, wo die Kinder überhaupt keine zweckmäßige Bildung erhielten, und am wenigſten die Pflichten, und Arbeiten guter Mütter und Hausfrauen kennen lernten *. Aus dieſen Clöſtern zog man die Töchter nicht eher hervor, als bis ſie verheirathet werden ſollten. Die Ehen der Kinder wurden nicht nach gegenſeitiger Wahl und Neigung, ſondern nach der Convenienz der Eltern, oder Familien geſchloſſen **). Der junge Mann nahm ohne Murren, oder unter fruchtloſem Murren aus den Händen der Eltern eine Frau, die er weder kannte, noch liebte; und er glaubte den Pflichten der Ehe genug zu thun, wenn er mit ſeiner Frau einige Kinder zeugte, um den Nahmen, und die Gü-

---

*) Ich rede hier nach den übereinſtimmenden Nachrichten, und Urtheilen der gröſten Beobachter, und Sittenmahler: eines Rouſſeau im Emil Liv.-V. eines Mercier im Tableau de Paris, eines Lauragais, im an 2440. eines Thomas, im Eſſai ſur les femmes. Man ſehe beſ. Mercier II. p. 91 et ſq.

**) l. c. Mercier.

ter ſeines Geſchlechts zu erhalten. Die jungen Weiber übergaben ſich ohne Widerrede den für ſie beſtimmten Männern, um die unſchätzbaren Wohlthaten der Ehe zu erlangen, und unter dem Nahmen der Männer eine unbeſchränkte Freyheit zu genießen. Dieſe herrſchende Art, Ehen zu ſtiften, hätte die Sitten verderben müſſen, wenn ſie nicht ſchon verdorben geweſen wären. Um deſto trauriger waren die Folgen der unnatürlichen Gewalt der Eltern, da die herrſchenden Sitten den Weibern eine gänzliche Ungebundenheit geſtatteten, und den Männern eine faſt unbedingte Nachſicht gegen ihre Weiber auflegten *). So bald die jungen Leute die Colleges, oder Akademien verließen, ſo geriethen ſie in die Schlingen der öffentlichen Weibsperſonen, von welchen dreißig bis vierzig Tauſende über alle Straßen von Paris zerſtreut waren.

---

*) Männer wurden als Ungeheuer verſchrieen, wenn ſie die Liebeshändel ihrer Weiber anders als in dem Falle rügten, wo die Fehltritte derſelben notoriſch, und Gegenſtände von Spottgedichten geworden waren. Es war ſo gar Geſetz der guten Lebensart, von den Liebeshändeln verheiratheter Frauen in Geſellſchaften nicht anders zu reden, als im Fall einer unverhehlbaren Publicität.

Sie gewöhnten ſich in dem Umgange mit dieſen unglücklichen Opfern der wilden Liebe an einen unehrerbietigen, und indelicaten Ton, den ſie ſelbſt in die Geſellſchaft ehrbarer Frauen übertrugen, und dieſen allmählich mittheilten *). Die Weiber nahmen ſo früh Beſuche von Männern an, und jagten in Geſellſchaft von Männern ſo ſpät jeder Art von Vergnügungen nach, daß alle Häuslichkeit verſchwand, und Eheleute; Eltern, Kinder, und Anverwandte von einander getrennt, und in ganz verſchiedenen Wirbeln umhergetrieben wurden. Weil die Männer faſt nur unter Weibern, und die Weiber unter Männern lebten; ſo eignete ſich jedes Geſchlecht die Fehler des Andern zu. Die Männer wurden weibiſch, die Weiber männlich. In den unaufhörlichen Zerſtreuungen war es beiden Geſchlechtern

---

*) Mercier, II, 72. 95. le nombre des filles publiques. . . a donné aux jeunes gens un ton libre, qu'ils prennent avec les femmes les plus honnêtes. . . Notre converſation abonde en mauvaiſes plaiſanteries, en équivoques, et en narrations ſcandaleuſes. — La remarque de I. I. Rouſſeau n'eſt que trop vraie, que les femmes à Paris, accoutumées à ſe répandre dans tous les lieux publics, à ſe mêler avec les hommes, ont leur fierté, leur audace, leur regard, et presque leur démarche.

gleich unmöglich, ſich zu ſammeln, oder Zeit und Luſt für ernſthafte und anhaltende Arbeiten zu gewinnen: und hierin lag der Grund, daß der angenehmen Schwäzer, und Schwäzerinnen immer Mehrere, und der unterrichteten Denker und Denkerinnen immer Wenigere wurden. Unterhaltung war das große Triebrad, was Männer und Weiber in Bewegung ſetzte: Gabe zu unterhalten das gröſte Talent, und Verdienſt, nach welchem Gelehrte und Schriftſteller ſtrebten, und was die Weiber höher, als die wichtigſten Werke oder Erfindungen ſchätzten. Je mehr man die Verdienſte der Männer, und beſonders die Verdienſte von Gelehrten auf das Vergnügen der Weiber zu beziehen anfing; deſto mehr erhoben ſich dieſe zu Richterinnen der Männer, wofür ſie ſelbſt Rouſſeau anerkannte. Wenn Damen ein gewiſſes Alter erreichten, ſo muſten ſie unter zweyen Uebeln Eins erwählen, und ſich entweder zur Partey der Frommen, oder der gelehrten Weiber ſchlagen *). Alte, und Junge, ſchöne und nicht ſchöne Weiber miſchten ſich ohne Zahl in alle wichtige ſo wohl

---

*) l. c. p. 98.

wohl öffentliche, als häusliche Angelegenheiten, ſchrieben täglich zwanzig bis dreißig Briefe, belagerten die Miniſter, ermüdeten die Commis, hielten iher Büreaux und Regiſtraturen, verſchaften ihren Männern, Liebhabern, und Freunden Stellen, und ſetzten faſt alles, was ſie wollten, glücklich durch *). Dieſen unglaublichen Einfluß erwarben die Weiber nicht, wie vormahls, durch überwiegende Talente und Kenntniſſe, oder durch innige auf wahre Tugend gegründete Achtung, ſondern bloß durch die Schwäche der Männer. Große Leidenſchaften, und tiefe Ehrfurcht gegen Weiber waren noch ſeltener, als hervorſtechende weibliche Verdienſte. Man verachtete die Weiber, und diente ihnen doch, wie

---

*) l. c. p. 96. Ajoutons, que les femmes depuis quelques années jouent publiquement le rôle d'entremetteuſes d'affaires. Elles ecrivent vingt lettres par jour, renouvellent les ſollicitations, aſſiegent les miniſtres, fatiguent les commis. Elles ont leurs bureaux, leurs regiſtres: p. 191. Les femmes dans la capitale jouiſſent non ſeulement de la plus grande liberté poſſible, mais encore du plus incroyable crédit. Par des manoeuvres ſecretes et particulieres elles ſont l'ame inviſible de toutes les affaires, elles réuſſiſſent ſans presque ſortir de chez elles: elles déterminent la voix publique dans des circonſtances où elle ſembloit d'abord demeurer indéciſe.

wie Sclaven ihren Herren dienen. — Ich beſchließe dieſen Abſchnitt mit den Betrachtungen, welche **Thomas** über die Sitten ſeiner Zeit, und beſonders über den Zuſtand des andern Geſchlechts gegen das Ende der Regierung **Ludewigs** XV anſtellte *).

"Ein allgemeiner alles mit ſich fortreiſſender Hang vermehrte den Geſchmack an der Geſellſchaft des andern Geſchlechts. Die Verführung wurde leichter. Die Männer lebten weniger unter einander. Die Weiber legten ihre natürliche Schüchternheit ab, und gewöhnten ſich, einen Zwang abzuwerfen, der für ſie ehrenvoll war. Beide Geſchlechter arteten aus. Das Eine ſetzte einen zu großen Werth auf Annehmlichkeiten: das Andere, auf Unabhängigkeit".

"Weil man vielmehr darnach ſtrebte, angenehmer Geſellſchafter, als guter Bürger zu werden, ſo trat man viel früher, als ſonſt, in die große Welt ein. Die jungen Leute wurden durch die Weiber verdorben, und verbanden nur mit den Fehlern ihres Alters die Fehler, wozu ihre Siege Anlaß gaben. Sie theilten einer großen Menge von Weibern ihre Thorheiten und Laſter mit, weil ſie mehr Begierden, als Kenntniſſe, einen leeren Kopf, und ein warmes Herz hatten: weil ſie aus Eitelkeit unbeſtändig waren, aus Langeweile ihre Abentheuer vervielfältigten, und ſich um die öffentliche Meynung nicht bekümmerten, die für ſie noch nicht exiſtirte”.

---

*) p. 144. et ſq.

“Unter ſolchen Umſtänden muſten die Langeweile, und die Begierde zu gefallen, den Geiſt der Geſellſchaft immer mehr verbreiten; und man muſte bald an den Punct kommen, wo die auf das höchſte getriebene Geſelligkeit alles verdarb, in dem ſie alles vermiſchte. Dieß iſt vielleicht der Punct, auf welchem wir ſtehen”.

“Unter einem Volke, wo der Hang der Geſelligkeit ſo weit getrieben iſt, kann kein häusliches Leben Statt finden. Alle natürliche Empfindungen, die in der Zurückgezogenheit entſtehen, und in der Einſamkeit wachſen, müſſen geſchwächt werden. Die Weiber müſſen weniger Gattinnen und Mütter ſeyn”.

“Die Sitten leiten die Vorurtheile mehr, als die Vorurtheile die Sitten leiten. Man überläßt daher die eheliche Treue dem Pöbel, die Aufopferungen der Freundſchaft den gutherzigen Leuten, und die Schwärmerey der Liebe den Rittern der alten Zeit. Alle Empfindungen ſind ausſchließend. Was ſollte man damit anfangen? Sie geben Einem, was allen zukömmt”.

“Je mehr ein allgemeines Band ſich ausdehnt, deſto mehr laſſen alle beſondere Bande nach. Man ſcheint mit der ganzen Welt verbunden zu ſeyn, und gehört Keinem an. Auf dieſe Art nimmt die Falſchheit zu. Je weniger man empfindet, deſto mehr muß man den Schein annehmen, zu empfinden”.

“Vermöge eines ſonderbaren Widerſpruchs fällt man bey dem Worte Empfindung in Entzücken, und jede wahre und tiefe Empfindung iſt lächerlich. Vielleicht glaubt man, daß das, was man nicht empfindet, auch nicht vorhanden ſey. Vielleicht läßt man ſich Gerechtigkeit genug widerfahren, um einzuſehen, daß man auf keine wahre Empfindung Anſpruch machen könne”.

“Nie war das Wort romanhaft gebräuchlicher als jetzt. Dieß Wort befriefriedigt die Eitelkeit auf eine doppelte Art. Es entbindet uns von der Achtung für Tugenden, welche wir nicht beſitzen, und überhebt uns des Erröthens über unſerm eigenen Schwachheiten und Laſtern. Auch macht es uns mit unſeren eigenen Einſichten zufrieden. Wir glauben Alles ergründet zu haben, und vollkommen einzuſehen, was der Menſch ſey, und ſeyn könne".

"Man redet viel von Vergnügen, und das Vergnügen findet ſich nirgend. Die Seele ſtürzt ſich auf die Gegenſtände hin, von welchen ſie ſich in einer gewiſſen Entfernung halten ſollte. Die Einbildungskraft läßt uns kalt, weil ſie für uns nichts mehr ſchaffen kann. Wir haben alle Täuſchungen verloren".

"Dieſe Leere des Herzens, und dieſe Kraftloſigkeit der Seele erzeugten das Amüſement: das Loſungswort kalter Herzen, und ſchwacher Seelen: ein merkwürdiges Wort, das durch die Wichtigkeit, welche man demſelben giebt, lächerlich werden ſollte; das vorausſetzt, daß man durch Tugend, und vielleicht auch durch die Sinne nichts mehr iſt".

"Dieß Amüſement, dieß unbekannte Etwas, das weder die Einbildungskraft, noch den Geiſt, oder das Herz feſſelt, und vielleicht bloß in gewiſſen Formen beſteht, wird der einzige Zweck, auf welchen ſich Alles bezieht. Die Annehmlichkeiten ſind Urſache, daß man Tugenden vorausſetzt, und Laſter verzeiht. Niemand hat das Herz, das Niedrige zu verachten, wenn es ſich durch Anmuth empfiehlt. Man hält ſich nur an Kleinigkeiten. Das Herz verengt ſich. Gefallen, oder Nicht-gefallen werden die großen Wörter der Sprache".

"Weil man beſtändig auf einem Schauplatze iſt, ſo wird die Eigenliebe immer gereitzter und heftiger. Allein den Hang zur Geſellſchaft, der ſie aufregt, ſchränkt ſie auch wieder ein. Man unterdrückt ſie, und ſie erhebt ſich wieder. Man läßt ſeine geheimen Geſinnungen halb durchblicken, und hält ſie auch wieder zurück. Es entſteht ein Streit, wo ſie beſtändig zu ſiegen ſucht, ohne das Anſehen zu haben, als wenn ſie kämpfte, wo ſie ihre Anſtrengungen verhehlt, um ihre Anſprüche nicht errathen zu laſſen".

"Aus allem dieſen zuſammengenommen entſteht in beiden Geſchlechtern eine unruhige Frivolität, und eine ernſthafte und geſchäftige Eitelkeit. Das unterſcheidenſte Merkmahl der neuern Sitten iſt die Wuth, zu ſcheinen: kleinen Pflichten eine große Wichtigkeit, kleinen Bemühungen einen großen Werth zu geben. Man redet mit einer wichtigen Miene von den unbedeutenden Vorfallenheiten des vergangenen und künftigen Tages. Geiſt und Herz haben eine kalte Geſchäftigkeit, die ſich über tauſend Gegenſtände ausbreitet, ohne ſich auf Einen zu fixiren, und die in Bewegung ſetzt, ohne Kraft zu geben".

"Wenn der Geſchmack an Literatur, und das Streben nach Witz ſich mit dem lebhaften Geſchmack an Geſellſchaft verbindet; ſo müſſen aus dieſer Miſchung noch andere Wirkungen entſtehen. Alsdann muß nothwendig ein allgemeines Verlangen herrſchen, unterrichtet zu ſcheinen, ohne daß man Zeit hat, es wirklich zu werden. Man findet daher eine Menge von Halbgelehrten, einzelne philoſophiſche Ideen, welche große Geiſter aus ihrer Einſamkeit hervorgeworfen haben, und die kleinen Geiſter in Geſellſchaften wiederholen, zerzerren, oder einander entreiſſen: leichte Unterhaltungen über die ſchwerſten Gegenſtände: fertige Formeln des Witzes, oder Witz des Gedächtniſſes, wenn man ſelbſt dergleichen nicht hervorbringen kann: Errichtungen, und Wetteifer von witzigen oder litterariſchen Geſellſchaften: Anmaaßungen von aller Art, kühne und furchtſame, hohe und vorſichtige: die Wuth eines berühmten Nahmens: Intriguen, und gegenſeitige Schonungen, und Aufmerkſamkeiten: endlich die Kunſt zu loben, um ſich loben zu machen: fremdes Verdienſt an das ſeinige zu knüpfen, und das Gerücht durch ſich ſelbſt, oder durch Andere für ſich einzunehmen”.

“Weil die Maſſe des Lichts überhaupt größer, und die Bewegung ſchneller iſt; ſo müſſen die Weiber ohne viel Mühe mehr gebildet, als ſonſt, ſeyn. Allein ſie bleiben ihrem Plan treu, und ſuchen Kenntniſſe bloß als eine Verzierung ihres Geiſtes. Indem ſie ſich dieſelben erwerben, wollen ſie eher gefallen, als wiſſen, mehr ſich unterhalten, als unterrichten”.

“In einem Zuſtande von Geſellſchaft, wo ein ſchneller Wechſel und Folge von Werken und Ideen iſt, müſſen die Weiber, die dieſem ſich ſtets verändernden Gemählde folgen, mehr die Idee des Tages, als die aller Zeiten, mehr die herrſchende Idee, als diejenige ſich bekannt machen, wodurch ſie am meiſten gebildet werden. Sie müſſen alſo auch mehr die Sprache der Künſte, als ihre Grundſätze, mehr abgeriſſene Bruchſtücke, als ganze Syſteme von Kenntniſſen faſſen".

"Im ſechszehnten Jahrhundert unterrichteten ſich die Weiber aus Liebhaberey für die Wiſſenſchaften ſelbſt. Es war ein lebendiger Geſchmack, der durch den Geiſt der Zeit erweckt, und in der Einſamkeit genährt wurde. In unſerm Jahrhundert iſt es nicht ſo wohl ein wahrer Geſchmack, als eine Coquetterie von Geiſt, und mehr ein Luxus des Gepränges, als des wahren Reichthums".

"Aus demſelbigen Grunde hatten vormahls mehrere Weiber den Muth, Schriftſtellerinnen zu werden. Jetzt können ſie dieſes Verdienſtes entbehren. Die Lobſprüche kommen ihnen ungeſucht entgegen. Der Genuß aller gegenwärtigen Augenblicke entſchädigt ſie wegen des Nachruhms, der nach dem Tode fortdauert. Jeder Tag endigt die Anmaaßungen eines jeden Tages. Tauſenderley andere Arten von Intereſſe vermiſchen ſich mit dem Intereſſe ihres Geiſtes. Ihre Ideen ſchweben ſchnell über Gegenſtände hin, und fliegen augenblicklich von dem Einen zum Andern. Die allgemeine Bewegung reißt ſie fort [*]".

Ich füge dieſen Gedanken noch einige Betrachtungen eines Mannes hinzu, der weniger Schöngeiſt als Thomas, aber ein tieferer Denker und richtigerer Beobachter war [**].

"Die Eigenſchaften, welche den Menſchen für die Geſellſchaft geſchickt machen, ſind Politeſſe ohne Falſchheit, Offenheit ohne bäuriſches Weſen, Zuvorkommenheit ohne Kriecherey, Gefälligkeit ohne Schmeicheley, Achtung ohne Zwang, und vor allen andern ein zum Wohlthun geneigtes Herz. Auf dieſe Art wird der gute Geſellſchafter guter Bürger im vorzüglichen Sinne des Worts".

---

[*] Ich übergehe einige kurze Sätze des Originals, weil ſie ſo geſchraubt, oder verfeinert ſind, daß ſie darüber aufhören verſtändlich zu ſeyn.

[**] Duclos Conſiderations ſur les moeurs p. 94. 95.

“Der liebenswürdige Mann, wenigſtens derjenige, den man jetzt ſo nennt, bekümmert ſich wenig um das gemeine Beſte, beſtrebt ſich hingegen aus allen Kräften in jeder Geſellſchaft zu gefallen, worein ihn ſeine Laune, oder der Zufall werfen, und iſt dennoch zugleich geneigt, jedes Mitglied einer jeden Geſellſchaft aufzuopfern. Er liebt Niemanden, wird von Niemanden geliebt, gefällt Allen, und wird ſehr oft von denſelbigen Perſonen geſucht, und verachtet”.

“Durch einen ſonderbaren Contraſt iſt er ſtets mit Andern beſchäfftigt, und doch nur mit ſich ſelbſt zufrieden. Er erwartet ſein Glück von der Meinung Anderer, ohne beſtimmt ihre Achtung zu wünſchen, welche er wahrſcheinlich voraus ſetzt, oder deren Natur er auch nicht kennt. Die unmäßige Begierde zu amüſiren, verführt ihn, den Abweſenden, welchen er am meiſten ſchätzt, der Bosheit der Gegenwärtigen aufzuopfern, die er weniger ſchätzt, die ihn aber jetzt hören. Er iſt gleich leichtſinnig, und gefährlich, und ſetzt beynahe aus ernſtlicher Ueberzeugung die Schmähſucht und Verläumdung unter die geſellſchaftlichen Unterhaltungen, ohne zu vermuthen, daß ſie auch andere Wirkungen haben".

"Die beſonderen Verbindungen des wahrhaft geſelligen Mannes ſind eben ſo viele Bande, die ihn an den Staat knüpfen. Die Verbindungen des liebenswürdigen Mannes hingegen ſind neue Zerſtreuungen, wodurch er von weſentlichen Pflichten abgezogen wird. Der geſellige Mann flößt ein Verlangen ein, mit ihm zu leben; der liebenswürdige Mann, ihn bloß hie und da anzutreffen. Dieſer Charakter iſt eine ſo ſonderbare Miſchung von Laſtern, Thorheiten, und Gebrechen, daß ſehr oft der liebenswürdige Mann am wenigſten werth iſt, geliebt zu werden".

"Nichtsdeſtoweniger wird die Sucht nach dem Rufe der Liebenswürdigkeit immer mehr und mehr eine Art von epidemiſcher Krankheit. Wie ſollte man ſich nicht auch unter einem Nahmen gefallen, der die Tugend verdunkelt, und das Laſter verzeihen macht! Wenn ein Mann bis zu einem ſolchen Grade entehrt iſt, daß man ſeinen Bekannten Vorwürfe darüber macht; ſo geben dieſe Alles zu. Sie vertheidigen ſich nicht dadurch, daß ſie Jenen rechtfertigen. Alles dieſes iſt wahr, ſagt man, allein er iſt liebenswürdig. Dieſer Grund muß gut, oder wenigſtens allgemein anerkannt ſeyn, weil man nichts dagegen einwendet. Der gefährlichſte Menſch nach unſern gegenwärtigen Sitten iſt derjenige, welcher mit großen Laſtern Heiterkeit, und Anmuth verbindet. Mit dieſen läßt man alles hingehen, und hört alles Haſſenswürdige auf, haſſenswürdig zu ſeyn”.

“Was entſteht aber daraus? Alle Welt will liebenswürdig ſeyn, und bekümmert ſich um das Uebrige gar nicht. Man opfert deßwegen ſeine Pflichten, und faſt möchte ich ſagen, ſein Anſehen auf, wenn man ſein Anſehen auf dieſe Art verlieren könnte. Eine der traurigſten Wirkungen dieſer Manie iſt die Verachtung ſeines Standes, und ſeiner Lebensart, worin man ſtets ſeinen höchſten Ruhm ſuchen ſollte”.

“Magiſtratsperſonen betrachten Studien, und Arbeiten als unrühmliche Beſchäftigungen, die nur ſolchen Leuten zukommen, welche nicht für die Welt gemacht ſind. Man ſieht, daß Menſchen, welche ihre Pflichten erfüllen, bloß zufällig denen bekannt werden, die ihrer in gewiſſen Augenblicken nöthig haben. Eben daher iſt es gar nicht ſelten, liebenswürdige Magiſtratsperſonen zu ſehen, die in wichtigen Angelegenheiten weniger Richter als Sollicitanten ſind, und ihren Mitbrüdern das Intereſſe ihrer Bekannten dringend empfehlen”.

“Militärperſonen von einem gewiſſen Range bilden ſich ein, daß Eifer im Dienſt nur das Erbtheil von Subalternen ſey. Ihrer Meinung nach, ſind die höheren Stellen bloß Unterſchiede des Ranges, und nicht Aemter, welche Dienſtverrichtungen erfordern”.

“Der Gelehrte, der durch ſorgfältig ausgearbeitete Werke ſein Jahrhundert hätte unterrichten, und ſeinen Nahmen auf die Nachwelt bringen können, vernachläßigt, und verdirbt oft ſeine Talente, indem er ſie nicht gehörig anbaut. Er hätte eine Stelle unter den großen Männern erhalten können, und begnügt ſich nun damit, für einen Mann von Geiſt, und einen guten Geſellſchafter gehalten zu werden”.

Selbſt der Ehrgeiß, dieſe heftige, und vormals ſo thätige Leidenſchaft ſucht ihre Abſichten nur durch Feinheit, und durch die Kunſt zu gefallen, zu erreichen. Die Grundſätze der Ehrgeitzigen waren vormahls nicht beſſer, als jetzt; ihre Triebfedern nicht lobenswürdiger, ihre Schritte nicht ſchuldloſer. Allein ihre Arbeiten konnten dem Staat nützlicher werden, und flößten bisweilen den Wetteifer der Tugend ein".

"Man wird ſagen, daß die Geſellſchaft, durch die Begierde liebenswürdig zu ſeyn, angenehmer als ſonſt geworden iſt. Dieß kann ſeyn. Gewiß aber iſt es, daß der Staat wenigſtens eben ſo viel verloren, als ſie gewonnen hat; und dieſer Tauſch iſt nicht vortheilhaft".

"Was würde entſtehen, wenn die Seuche, liebenswürdig zu ſeyn, auch alle andere Claſſen ergreifen ſollte! Man muß dieſes fürchten, wenn man ſieht, daß ſie bis zu dem Orden durchgedrungen iſt, der alle andere Stände erbauen ſollte, und für welchen die liebenswürdigen Eigenſchaften unſerer Zeit vormahls zum wenigſten unanſtändig geweſen wären".

"Da die liebenswürdigen Eigenſchaften meiſtens auf unbedeutenden Dingen gegründet ſind, ſo gewöhnt uns die Achtung,

tung, die wir für dieſelben haben, allmählich an Gleichgültigkeit gegen die Dinge, die uns am meiſten intereſſiren ſollten. Faſt ſcheint es, als wenn das gemeine Beſte uns ganz fremd wäre".

"Ein großer General, oder Staatsmann mag dem Staate ſo wichtige Dienſte geleiſtet haben, als er wolle; ſo wagen wir doch nicht eher, ihnen unſere Hochachtung zu beweiſen, bis wir uns erkundigt haben, ob ſie liebenswürdig ſind, und worin ihre liebenswürdigen Eigenſchaften beſtehen. Und doch giebt es dergleichen, von denen man ſagen kann, daß ſie einem großen Mann nicht wohl anſtehen, „wenn er ſie in vorzüglichem Grade beſitzt".

"Jede wichtige Frage, jedes fortgeſetzte Räſonnement, jede vernünftige Geſinnung ſind von den glänzenden Geſellſchaften ausgeſchloſſen, und beleidigen den guten Ton. Dieſer Ausdruck iſt erſt ſeit kurzem erfunden worden, und doch ſchon ſehr gemein, ohne gehörig beſtimmt zu ſeyn. Ich will ſagen, was ich davon denke".

"Der gute Ton beſteht in den geiſtvollſten Perſonen darin, von unbedeutenden Dingen angenehm zu reden, ſich nie ein vernünftiges Geſpräch zu erlauben, wenn man es nicht durch die Annehmlichkeiten des Vortrags entſchuldigen kann, und endlich wenn man genöthig iſt, die Vernunft zu zeigen, ſie eben ſo ſorgfältig zu verſchleiern, wie die Schamhaftigkeit es vormahls verlangte, wenn man einen freyen Gedanken äußerte. Das Gefallende iſt ſo nothwendig geworden, daß ſelbſt die Verläumdung aufhören würde, Eingang zu finden, wenn ſie ſich nicht durch Annehmlichkeiten empföhle. Es iſt nicht genug zu ſchaden. Man muß vor allen Dingen amüſiren, ohne welchen Schmuck die boshafteſten Läſterungen mehr auf ihren Urheber zurückfallen, als ſie ihr Opfer treffen".

"Der angebliche gute Ton verlangt viel Witz, ungeachtet er nur ein Misbrauch deſſelben iſt. In Schwachköpfen wird er ein unverſtändliches Gewäſche, und da Schwachköpfe immer die gröſte Zahl ausmachen, ſo hat dieſes Gewäſche die Oberhand bekommen. Dieß iſt es, was man Perſiflage nennt, ein ermüdender Strom von Worten ohne Gedanken, und ein ſchneller Wechſel von Gegenſtänden, welcher die Thoren zum Lachen reizt, die Vernunft ärgert, die verſtändigen oder ſchüchternen Menſchen in Verlegenheit ſetzt, und die Geſellſchaft unerträglich macht".

"Dieſer verdorbene Geſchmack iſt bisweilen weniger ausſchweifend, und alsdann nur um deſto gefährlicher. Dieſer Fall tritt ein, wenn man Jemanden, der kein Arges daraus hat, der Bosheit der Geſellſchaft aufopfert, und ihn zugleich zum Werkzeuge und Opfer der gemeinſchaftlichen Bosheit macht, ſowohl durch die Dinge, welche man ihm gleichſam zuſchiebt, als durch die aufrichtigen Geſtändniſſe, welche man aus demſelben herauslockt".

"Der Hofmann iſt feſt überzeugt, daß die gute Geſellſchaft nur unter ſeines Gleichen exiſtire. Wahr iſt es, daß die Hofleute bey ohngefähr gleichen Geiſtesanlagen einen großen Vorzug vor andern Menſchen haben, dieſen nämlich, ſich in geſuchteren Worten und glücklicheren Wendungen auszudrücken. Die Thoren des Hofes bringen ihre Sotiſen auf eine gefälligere Art vor, als die Thoren der Hauptſtadt. In Leuten aus den geringeren Claſſen iſt es ein Beweis von Kopf, oder doch von Erziehung, wenn ſie gut reden. Für einen Hofmann iſt dieſes Nothwendigkeit, indem er keine ſchlechte Worte braucht, weil ſie ihm ganz unbekannt ſind. Ein Hofmann, der niedrige Ausdrücke brauchte, würde mir beynahe das Verdienſt eines Gelehrten zu beſitzen ſcheinen, der fremde Sprachen redete. In der That hängen alle erworbene Fertigkeiten von den natürlichen Anlagen, und beſonders von der Uebung ab. Die Gabe des Ausdrucks, oder vielmehr der Unterhaltung muß ſich daher am Hofe mehr als anderswo ausbilden, weil man am Hofe beſtändig reden, und doch nichts ~~ſagen~~ muß. Eben deßwegen vervielfältigen ſich die Wendungen, wenn gleich die Maſſe der Ideen eingeſchränkt wird. — Aus dem Geſagten folgt, daß wenn geiſtvolle Hofleute zugleich einen guten Charakter beſitzen, ſie unſtreitig die liebenswürdigſten Geſellſchaften ausmachen. Allein ſolche Geſellſchaften ſind ſelten. Das Spiel hilft den Weltleuten die Laſt ihres Daſeyns tragen. Selbſt die Talente, welche ſie bisweilen zu Hülfe rufen, um Vergnügen zu finden, beweiſen die Leerheit ihrer Seele, ohne ſie auszufüllen. Alle dieſe Mittel ſind für diejenigen entbehrlich, welche Geſchmack, Zutrauen und vernünftige Freyheit mit einander vereinigen *).

---

*) Duclos Conſiderat. ſur les moeurs p. 105 - 107.

Zwölfter

Zwölfter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts, unter den übrigen gebildeten Völkern unſers Erdtheils, während der Regierung Ludewigs *XV* von Frankreich.

Nach den überſtimmenden Zeugniſſen aller Geſchichtſchreiber, und Beobachter wurden die Sitten des Franzöſiſchen Hofes immer verdorbener, und dieſe Sitten des Hofes theilten ſich je länger, je mehr der Hauptſtadt, und den Provinzen des Reichs mit. Nach den nicht weniger übereinſtimmenden Zeugniſſen aller Reiſenden, ahmten die meiſten gebildeten Höfe und Völker Europens je länger, je mehr die Franzöſiſche Art zu leben, die Franzöſiſche Pracht, die Franzöſiſchen Luſtbarkeiten, und Moden nach. Dieſe Sucht, den Franzoſen nachzuahmen, überwand unter mehrern Völkern den heftigſten, und eingewurzeltſten Nationalhaß. Sie ergriff zuerſt die Höfe, und die höheren Stände, und ſtieg von dieſen allmählich zu den mittleren, und niederen Ständen herab. Der gröſte Theil von Europa wurde mehr, oder weniger franzöſirt; und dieſe Umwandlung ging ihren Gang fort, wenn auch der Franzöſiſche Hof eine Zeitlang ſo beſchaffen war, daß andere Höfe dem herrſchenden Tone deſſelben nicht folgen mochten, wie dieſes in den letzten Zeiten des überfrommen Ludewigs XV der Fall war. Während ſolcher Zeiten vertrat die Stadt Paris die Stelle des gleichſam ruhenden Hofes, und bewegte ſich in ihrer eigenen Bahn, nach dem Stoße, den ſie ſeit Jahrhunderten vom Hofe erhalten hatte. Hier modelte ſich die erlauchte und edle Jugend aus allen Gegenden von Europa, die nach Paris als nach dem Hauptſitze des Vergnügens, und der guten Lebensart zuſammenfloß. Von hier gingen die Franzöſiſchen Geſandten, Generale und andere Officiere aus, die ſich über ganz Europa verbreiteten, und allenthalben als Muſter bewundert wurden. Wenn man daher die Geſchichte der Sitten der neuern Zeit überhaupt, und beſonders wenn man die Geſchichte der veränderten Art zu leben, der öffentlichen und häuslichen Vergnügungen, des Luxus und der Moden, oder des Verhältniſſes beider Geſchlechter erforſchen und vortragen will; ſo muß man nothwendig von dem Franzöſiſchen Hofe, und von der Hauptſtadt Frankreichs als von den erſten Quellen, oder als den allgemeinen Idealen ausgehen, und Acht geben, in wiefern man an den übrigen Höfen und unter den übrigen Völkern Europens Ausflüſſe, oder Nachbilder derſelben antrifft.

Unter allen Europäiſchen Nationen ſtimmte ſich die Spaniſche Nation am wenigſten nach Franzöſiſchen Muſtern um *), von welcher man hätte vermuthen

---

*) Man ſehe beſ. Caimo lettere d'un Viaggiatore Italiano T. I. 175. über die einſame Pracht, und Arroganz der Spaniſchen Grandes, und ihrer Weiber: S. 177. über die unerhörte Sauerey der Spanier bey Tiſche. Auch S. 188. 189. II. 167. III. 140. Die Portugieſerinnen wurden noch im J. 1756. wie Sclavinnen eingeſchloſſen, und wie Göttinnen angebetet. ib. III. 185. 188. Sie durften weder nach Belieben ausgehen, noch Beſuche annehmen. Männer fielen vor Damen nieder, und küßten ihnen die Hände Dieſe Ehrenbezeugung erhielten die Portugieſiſchen Schönen ſelbſt von den Geiſtlichen ib. — Unter Carl III trugen die Hofleute in Spanien Kleider nach Franzöſiſchen Schnitt. Clarke Letters, p. 334. Eben dieſer Schriftſteller glaubte, daß die alte Eiferſucht der Spanier ſeit der Regierung der Bourboniden eingeſchlafen ſey. p. 341.

then ſollen, daß ſie am meiſten wäre franzöſirt worden, weil ſie beynahe ein halbes Jahrhundert durch von einem Könige aus dem Hauſe **Bourbon**, und zwar von einem ſehr geliebten und geehrten Könige regiert wurde. Die Natur ſelbſt hatte **Philipp V** mehr zu einem Spanier, als zu einem Franzoſen gebildet; und weit entfernt alſo, ſeinem Volke nach dem Sturze der Prinzeſſinn **Urſini** neue, dem Spaniſchen Genius widerſprechende Sitten aufzudringen, ward er ſelbſt je länger, je mehr, ein Spanier. Ich würde daher den Spaniſchen Hof, und die Spaniſche Nation in dem gegenwärtigen Abſchnitte mit Stillſchweigen übergehen können, wenn nicht die zweyte Gemahlinn **Philipps des Fünften**, **Eliſabeth** aus dem Hauſe **Parma** den Geſchichtſchreiber ihres Geſchlechts nöthigte, bey dieſer in vielen Rückſichten merkwürdigen Fürſtinn ſtehen zu bleiben.

Eliſabeth von Spanien ſetzte ganz Europa durch die Entſchloſſenheit in Erſtaunen, womit ſie die wichtige und allgemein gefürchtete Prinzeſſinn **Urſini** aus dem Reiche jagte, bevor ſie noch ihren Gemahl geſehen, und ihn durch ihre

Reitze gefeſſelt hatte. Mit gleicher Kühnheit unterjochte ſie den im Ehebette ſtarken, aber von Geiſt ſchwachen Gemahl, und bemächtigte ſich der Zügel der Regierung *). Sie ernannte Miniſter, Generale, und Geſandten: erhob Fremdlinge aus dem Staube, wenn ſie ihren Entwürfen ſchmeichelten, oder dienten; und ſtürzte, oder züchtigte die vornehmſten Spanier, wenn ſie ſich ihren Abſichten widerſetzen wollten. Auch haßten die Spanier die zweyte Gemahlinn Philipps V ſo heftig, als ſie kaum einen übermüthigen Günſtling ihrer Könige gehaßt hatten, und gaben dieſen Haß bey allen Gelegenheiten zu erkennen. Die Königinn vergalt dieſen Widerwillen der Nation mit einem gleichen Widerwillen. Auch verhehlte ſie es gar nicht, daß ſie die Spanier von ganzen Herzen verabſcheue. So lange der König ihren Wünſchen willig folgte, ſo lange belohnte ſie ſeinen Gehorſam durch eine treue Ausübung der ehelichen Pflicht. So bald aber der König ſich ſträubte, ſo ließ ſie ihr Bett, das ſonſt neben dem Bette des Kö-

---

*) Memoires de Richelieu II. 147. 372. Duclos II. p. 196 et ſq.

Königs ſtand, in einen Winkel des Königlichen Schlafgemachs ſchieben *). So oft dieſes geſah, ſo entſtand am Hofe eine Bewegung, als wenn mehrere Provinzen ſich empört hätten. Die Königinn nahm die Umarmungen ihres Gemahls nicht eher wieder an, als bis dieſer ſich nach ihrem Willen bequemt hatte. Der König kehrte unfehlbar und zwar bald zu ſeiner Gemahlinn zurück, weil er die Entfernung von derſelben nicht lange ertragen konnte. Er war viel zu fromm, als daß er das Stärkſte ſeiner Bedürfniſſe, das Bedürfniß der Liebe, bey einen andern Weibe befriedigt hätte. Ihn ärgerte es ſchon: daß die Cameriſten, oder die Cammerfrauen, welche ihn und ſeiner Gemahlinn Morgens die Chocolade knieend überreichten, nach Spaniſcher Art mit entblößtem Buſen erſchienen. Er unterſagte den Cameriſten dieſe Art ſich zu tragen mehrmahl, aber immer vergeblich. Da der König ſich des ſündlichen Anblicks von ſchönen Buſen auf keine andere Art erwehren konnte; ſo fing er an, wie aus Verſehen ſolchen Damen, die ihre Gaben durchaus nicht ver-

---

*) Memoires de Richelieu II. 372.

verſtecken wollten, die heiſſe Chocolade in den Buſen zu ſchütten *). Dieß ſtrenge Mittel half. Auch die ſchönſten Buſen wurden von dieſer Zeit an ſorgfältig verhüllt.

Die Königinn **Eliſabeth von Spanien** gehört allerdings zu den erlauchten Frauen unſers Jahrhunderts, die einen langwierigen und mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten von Europa gehabt haben **). Sie weckte die Spaniſche Nation wider ihren Willen aus der Schlafſucht und Ohnmacht auf, in welche ſie verſunken war. Sie beförderte den Ackerbau, Handel und Gewerbe: ſchuf eine furchtbare Land- und Seemacht: ſetzte das mittägliche Europa dreyſſig Jahre lang in ungeheure Bewegungen: machte Ströme Bluts in Italien, Deutſchland, und den Niederlanden flieſſen; und erreichte zuletzt doch ihren Zweck, ihre Kinder zu verſorgen, als welchen ſie Sicilien und Parma verſchaffte.

Freylich erkaufte die ehrgeizige, und herrſchſüchtige Königinn ihren Einfluß ſehr theuer. Sie verließ und durfte ihren Gemahl weder Tag noch Nacht verlaſſen: ausgenommen die wenigen Augenblicke, wo beide ſich ankleideten, oder ihre Sünden beichteten; und dann wöchentlich eine Stunde, während der öffentlichen Audienz. Bey den Privat-Audienzen, welche Philipp V gab, war die Königinn beſtändig gegenwärtig. Sie ſtellte ſich zwar gewöhnlich an ein etwas entferntes Fenſter hin. Allein weil man wuſte, daß der König ſeiner Gemahlinn alles, was man ihm vortrug, wieder mittheile; ſo erſuchten diejenigen, welche zur Audienz gelaſſen wurden, die Königinn um die Gnade, ſich zu nähern, oder ſie redeten mit Fleiß ſo laut, daß die Königinn alles hören konnte. Die Stunde der öffentlichen Audienzen war die einzige Zeit, wo die Königinn ihre Vertrauten allein ſehen konnte. Sie muſte ſolche Unterredungen höchſt geheim halten, weil der König auf die Perſonen, die mit ſeiner Gemahlinn redeten, eben ſo aufmerkſam und eiferſüchtig war, als die Königinn auf ſolche, die ſich ihrem Gemahl näherten *). Wenn die Beichte der Königinn

---

*) Memoir. de Richelieu VI. 360.

**) Memoires de Richelieu IX. 497-99

---

*) l. c. Duclos.

niginn etwas länger, als gewöhnlich währte; ſo trat der König herein und rief ſeine Gemahlinn ab, aus Furcht, daß dieſe ſich mit ihrem Beichtvater über andere, als Gewiſſens-Angelegenheiten unterhalten möchte. "Alles, ſagt **Düclos**, was man von dem Leben der Frau **von Maintenon**, und von dem Betragen der Königinn von Spanien weiß, zeigt hinlänglich, welchen beſtändigen Martern ſich die Weiber unterwerfen, die über unterjochte Könige herrſchen wollen. Wenn man das innere Leben von Favoritinnen aufdeckt; ſo muß man nothwendig mit ihrer ſo ſehr beneideten Lage Mitleiden haben".

Alle Reiſende, welche Italien in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts beſuchten, merkten an, daß ſeit dem Anfange deſſelben große Veränderungen nicht nur in der Kleidung und dem Putze der höheren Stände, ſondern auch in ihrer

---

*) l. c. Ce, qu'on ſait de la vie de Madame de Maintenon, et ce, qu'on voit ici de la conduite de la reine d'Eſpagne, prouve aſſez quel eſt le tourment des femmes, qui veulent gouverner les rois les plus ſubjugués. Si l'on devoile la vie interieure des favorites, on aura pitié d'un état ſi envié.

Art zu leben vorgegangen ſeyen *). Am meiſten wunderte man ſich darüber, daß die Italiener die Sitten und Moden eines Volks nachahmten, das ſie unter allen Völkern Europens am meiſten haßten, und von welchem ſie in Rückſicht auf Denk- und Gemüthsart am meiſten abwichen. Im ganzen ahmten die Italiäner den Franzoſen um deſto mehr nach, je weniger ſie von Frankreich entfernt waren: je häufiger ſie ſelbſt nach Frankreich kommen, oder von Franzöſiſchen Reiſenden und Armeen beſucht wurden **). Die Höfe zu Turin und Mailand waren daher diejenigen, welche ſich dem Franzöſiſchen Hofe am frühſten, und am meiſten verähnlichten. Der Turiner Hof hatte in der ganzen erſten Hälfte unſers Jahrhunderts den Ruhm, daß er Eine der

---

*) Addiſon Remarks p. 43. 46. **Keyßlers** Reiſ. II S. 1093. "Indeſſen gleich wie der Umgang mit dem Frauenzimmer in Italien ſich ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts überhaupt ſehr verändert hat, alſo iſt dieſes auch, u. ſ. w".

**) l. c. Addiſon . . . it is obſerv'd that the Italians have many of 'em for theſe late Years given very far into the Modes and Freedoms of the French; which prevail more or leſs in the courts of Italy, as they lye at a ſmaller or greater Diſtance from France.

der vornehmſten Schulen der feinen Staatskunſt und der guten Lebensart nicht nur in Italien, ſondern in ganz Europa ſey *); und es war auf eine gewiſſe Art anerkannt, daß die Sardiniſchen Geſandten ſich allenthalben durch Politeſſe, und Unterhandlungsgabe von allen andern Geſandten auszeichneten. Auch ſchickte man aus ganz Europa vornehme junge Leute, welche für die große Welt gebildet werden ſollten, auf keine andere Schule ſo häufig hin, als auf die Akademie zu Turin. In den letzten Zeiten des Königs **Victor Amadeus** war der Turiner Hof eher einſam, und traurig, als belebt **). Der argwöhniſche König ſah es nicht gern, daß ſeine Diener und Hofleute mit fremden Geſandten, und andern Fremdlingen einen genauen Umgang hielten. Deſto freyer und unbeſchränkter waren die Turiner Damen. Sie redeten und lachten mit den Männern, fremden ſo wohl, als einheimiſchen ſo viel, und ſo ausgelaſſen, daß man nach des ſtrengen Keyßlers Urtheile anderswo man-

---

*) Cheſterfield Letters I. 402. et paſſim.

**) Keyßlers Reiſen I. S. 191. 249.

manches dagegen erinnert hätte *). Jede Dame hatte nicht nur ihren erklärten Liebhaber, ſondern auch einen Mittler, oder Unterhändler ihrer Liebes-Angelegenheiten. Die Gräfinn de Veruë, und ſpäter die Comteſſe de St. Sabaſtien, ſpielten in Turin ähnliche Rollen, wie die Mätreſſen in Verſailles ſpielten. Der König Victor Amadeus legte ſeine Crone nieder, um ſich mit der Gräfinn de St. Sabaſtien vermählen zu können. Nachdem beydes geſchehen war, ſo hetzte die ehrgeitzige Frau ihren Gemahl ſo lange auf, bis er gefährliche Anſchläge gegen ſeinen Sohn, den regierenden rechtmäßigen König faßte, und denſelben zu entthronen ſuchte. Die Sorge für ſeine eigene Sicherheit zwang den König Carl, ſeinen Vater gefangen nehmen, in einen ſichern Ort einſperren, und von ſeiner Verführerinn trennen zu laſſen **).

Auch in Mailand hatte die abwechſelnde Gegenwart von Spaniſchen, Deutſchen und Franzöſiſchen Kriegsheeren, und andern Fremdlingen den Genius der Einwohwohner gegen den Ausgang des dritten Decenniums unſers Jahrhunderts ſo umgeſchaffen, daß ſie ihren Weibern eben ſo große Freyheiten geſtatteten, als das ſchöne Geſchlecht in Frankreich genoß *). Die vornehmſten Damen gaben und beſuchten Maſkeraden und Bälle in dem Hauſe eines gewiſſens Traiteurs, der ſich darauf eingerichtet hatte, die zahlreichſten, und angeſehenſten Geſellſchaften nach Standes-Gebühr bewirthen zu können. Die Männer hatten nicht einmahl etwas dagegen einzuwenden, daß fünf bis ſechs Damen mit eben ſo vielen Cavalieren eine Luſtreiſe auf die Meſſe nach Aleſſandria machten: daß ſie ſilbernes Tafelgeſchirr, koſtbare Weine, und andere Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten mitnahmen, und während dieſer Luſtpartie ihre Begleiter ſammt deren Bedienten frey hielten. Die vornehmen Damen waren nicht die Einzigen, welche den alten Zwang abgeſchüttelt hatten. Man ſah faſt in allen Kaufläden, wie zu Paris, Frauenzimmer ſitzen. Putzmacherinnen, Nätherinnen, u. ſ. w. arbeiteten in offenen Buden, oder Gewölben, wo ſich oft große Geſellſchaf-

---

*) I. S. 240.

**) Keyßlers Reiſ. I. 179 190. Memoires de Pöllnitz, II, p. 442 et ſq.

---

*) Keyßler I. 262.

ten verſammelten. Die Nonnen nahmen gleich anderen Damen in ihrem Sprachzimmer Beſuche an: lachten, ſcherzten, oder machten Muſik, wie die Damen des Hofes, und hatten alſo auch eben ſo oft Aſſembleen, als dieſe *).

Geiſtliche Jungfrauen lebten in keiner andern Stadt Italiens ſo zwanglos, und ungebunden, als in Venedig: beſonders in ſolchen Clöſtern, die zur Aufnahme der Töchter der Nobili's beſtimmt waren. Nonnen aus adelichen Geſchlechtern empfingen nicht bloß Freunde und Bekannte in dem Sprachzimmer. Sie gaben ſelbſt Beſuche außer ihren Clöſtern, und unterhielten faſt öffentlich ihre Liebhaber **). Eben ſo wenig Aergerniß fand man daran, daß die Nobili's eine oder mehrere Sängerinnen, oder Curtiſanen als Mätreſſen unterhielten, und mit dieſen Mätreſſen an öffentlichen Orten erſchienen ***). Man grüßte Curtiſanen, wie andere ehrliche Frauen; und berühmte öffentliche Weibsperſonen ſtützten ſich eben ſo zuverſichtlich auf die Arme ihrer vor-

*) l. c.

**) Addiſon p. 93.

***) Pöllnitz II. 180. 181.

vornehmen Liebhaber, wie die Gemahlinnen der erſten Staatsbeamten ſich auf die Arme der ſie begleitenden Cavaliere ſtützten. In den Jahren 1729 und 1730, wo **Keyßler** und **Pöllnitz** in Italien waren, nahmen die Damen in Venedig ohne Nachtheil ihres Rufs Morgen-Beſuche von ihren Freunden und Verehrern an, welches man vormahls für ein nur durch Blut auszuſöhnendes Verbrechen gehalten hatte *). Damen gingen entweder in Geſellſchaft von Freundinnen, oder von einem einzigen Cammerdiener begleitet, auf die Spatziergänge und Pikeniks, oder zu Bekanntinnen, und in Schauſpielhäuſer. Nur zu Familien-Bällen erhielten Fremde ſchwer einen Zutritt, wenn ſie ſich nicht durch ein anhaltend gutes Betragen ein allgemeines Zutrauen erworben hatten. Auf den öffentlichen Promenaden, im Theater, und auf Bällen zeigten ſich die Damen nicht anders, als maſkirt, und dieſe beſtändigen Vermummungen erſchwerten das Nachſpüren der

---

*) Keyßler II. S. 1093. Pollnitz II. 162. Les uſages ont changé ici en bien des choſes. C'étoit autrefois un crime, que de voir une femme en particulier, et un Etranger n'oſoit trop s'y avanturer.

Eiferſucht eben ſo ſehr, als ſie die Anſchläge der Damen erleichterten, wenn dieſe anders geheime Anſchläge ausführen wollten. *).

In Bologna war das vornehme Frauenzimmer franzöſiſch gekleidet, und genoß mehr Freyheiten, als in vielen andern Städten Italiens **). Alle Reiſende prieſen Bologna als eine Stadt, wo die zuvorkommende Höflichkeit des Adels von beiderley Geſchlecht ſich mit den ſeltenſten Schätzen der Natur und Kunſt vereinigten, um dem geſchmackvollen Fremdling den Aufenthalt im hohen Grade angenehm zu machen ***).

In Rom hielt es in der Mitte dieſes Jahrhunderts gar nicht ſchwer, täglich in vornehme gemiſchte Geſellſchaften zu kommen ****). Verheirathete Frauen von Stande waren in dieſer Stadt ſo wenig, als irgendwo, eingeſchränkt; und gerade wegen dieſer unbeſchränkten Freyheit der Römiſchen Damen glaubte der Herr **von Pöllnitz**, daß man die Italiener ohne Grund als eiferſüchtig ausgeſchrien habe *). Vornehme Jungfrauen blieben in Rom unſichtbar wie in andern Städten Italiens. Man hielt ſie beſtändig in Clöſtern eingeſchloſſen, bis ſie entweder verheirathet wurden, oder das Alter der Liebe überſchritten hatten **). Bey aller Feyheit der Römiſchen Damen verſchaften weder die Bälle, noch die Aſſembleen, Theater, Concerte und andere Luſtbarkeiten den Fremden ſo viele Unterhaltung, als in andern groſſen Städten. An den Bällen, welche der Adel im Pallaſt Barberini gab, erſchienen alle Damen maſkirt; und auch Männer konnten Maſken anlegen, wenn ſie ſich nur beym Eingange zu erkennen gaben. Die Tanzſäle waren klein, und ſchlecht erleuchtet. In dem Zimmer, wo der vornehmſte Adel tanzte, war der Tanzplatz in Form eines Ovals durch Baluſtraden eingeſchloſſen. Den Eingang dieſes Ovals bewachte der ſogenannte Saalmeiſter, der einem jeden Tänzer ſeine Tänzerinn anwies, und dafür ſorgte, daß keine Dame disguſtirt wurde. Man bot den Theilnehmern dieſer Feſte, wie man ſie nannte, nichts als Gefrornes an *).

---

*) Die Eiferſucht konnte getäuſcht, aber nicht erſtickt werden. Männer und Weiber hielten noch immer ihre Dolche gleichſam gezuckt. Der Baron von Pöllnitz war Zeuge, daß zwey eiferſüchtige Weiber ſich mit Meſſern anfielen, und daß Eine der Kämpferinnen auf dem Platze blieb. II. 182

**) Keyßler S. 944.

***) ib. u. Pöllnitz II. p. 186.

****) Keyßler I. S. 455. Pöllnitz II. p. 301. et ſq.

---

*) l. c. p. 316. On accuſe les Italiens en général, d'être jaloux: je croi, qu'on leur fait tort. Il n'y a point de Pays, où les Dames ayent plus de liberte, qu'ici. Il ſe peut, que parmi les Bourgeois il reſte encore quelque levain de l'ancienne jalouſie, mais pour ce, qui regarde les perſonnes de qualité, ils ne me paroiſſent pas plus ſujets à ce defaut, qu'on l'eſt chez nous.

**) l. c. Keyßler.

Der Herr von **Pöllnitz** fand die groſſen und kleinen Aſſembleen in Rom eben ſo wenig amüſant, als die Bälle. An den großen Converſazioni, welche damahls nur in drey Häuſern gehalten wurden, verſammelten ſich die Damen zuerſt in einem Halbzirkel, und vertheilten ſich dann an die Spieltiſche. Während des Halbzirkels unterredeten ſich die Damen mit einigen Abbé's, die ſich hinter ihre Stühle ſtellten. Um Fremde bekümmerten ſich die Römerinnen gar nicht, und wenn ſie von Reiſenden, die das Italiäniſche verſtanden, in Franzöſiſcher Sprache

---

*) l. c. Pöllnitz p. 301.

che angeredet wurden, ſo antworteten ſie bloß in ihrer Mutterſpache, auch dann, wann ihnen das Franzöſiſche ſehr geläufig war. Man ſpielte keine andere, als ſchwere einheimiſche Spiele, welche man in kurzer Zeit gar nicht lernen konnte. Die Privat-Aſſembleen beſtanden oft bloß in der Geſellſchaft der Frau vom Hauſe, und eines Dutzend von Abbé's, oder von ſolchen Männern, welche aus Sparſamkeit die Abbé-Kleidung trugen. Wenn die Geſellſchaften auch zahlreicher waren, ſo wurden ſie doch dadurch nicht unterhaltender. In den prächtigſten Sälen brannten nur zwey Wachslichter; und es würde daher ſchwer gehalten haben, den Herrn und die Frau vom Hauſe zu finden, wenn man nicht ſchon vorher den Platz gewußt hätte, wo man ſie ſuchen müſſe. Jeder Ankommende nahm den Stuhl ein, den der Zufall ihm anwies. Gewöhlich redete ein Jeder bloß mit ſeinen nächſten Nachbaren, oder ſeiner Nachbarinn ganz leiſe; und wenn von Zeit zu Zeit Jemand ſeine Stimme mehr erhob, ſo betraff das Geſpräch doch immer nur ſolche Dinge, die allein einem Römer intereſſant ſeyn konnten: z. B. was etwa der Pabſt geſagt: was für eine Wirkung gewiſſe Arzenyen auf dieſen oder jenen kranken Cardinal hervorgebracht habe: die heiſſe, oder kalte Witterung, oder das Mond-Viertel, in welchen man jetzt ſey, u. ſ. w. Das Theater hielt die Reiſenden für die Langeweile der Aſſembleen nicht ſchadlos. Komödien, und Opern wurden nicht das ganze Jahr durch geſpielt. Die Opern in Rom blieben hinter den Opern anderer Italiäniſchen Städte aus vielen andern Urſachen, beſonders aber auch deßwegen zurück, weil man noch immer die Regel des alten Römiſchen Theaters beybehielt: daß kein Frauenzimmer das Theater betreten dürfe. Alle weibliche Rollen wurden auf den Römiſchen Theatern von Caſtraten geſpielt [*]). In ganz Rom war kein Haus, das für vornehme, oder verdienſtvolle Fremde offene Tafel gehalten, oder ſie zu Mittag- und Abendeſſen eingeladen hätte [**]). Oeffentliche Weibsperſonen wurden in Rom, wie in allen Italiäniſchen Städten geduldet; allein ſie durften ſich nicht auf dem Corſo unter ehrbare

---

*) l. c. p. 302. 303.

**) ib. 363.

Frauen miſchen *). Uberhaupt war der Ton in Rom, und im übrigen Italien viel ſittſamer, als in Frankreich, wenn gleich die Sitten ſelbſt nicht beſſer waren. Man konnte es in Rom, wo unaufhörlich die meiſten Fremden zuſammenfloſſen, einem Reiſenden ſo gleich anmerken, ob er von Paris gekommen war, weil alle, die eine Zeitlang in der Hauptſtadt Frankreichs geweſen waren, eine unverkennbare Frechheit in Reden und Handlungen aus dem Umgange mit den Pariſern und Pariſerinnen mitbrachten **). Unter den großen Städten Italiens zeichnete ſich Neapel eben ſo ſehr durch die ungeheure Menge der Curtiſannen, oder der ſogenannten Donne libere aus, als Genua durch die Menge von Cicisbeen, womit die verheiratheten Damen umgeben waren. Man ſchätzte die Zahl der Donne libere in Neapel wenigſtens auf achtzehntauſend. Ganze Straßen waren von dieſen liederlichen Weibern bewohnt; und Geiſtliche ſchämten ſich nicht, ſie zu beſuchen, und ſelbſt mitten unter ihnen zu wohnen ***). In Genua waren

---

*) Keyßler I. S. 455.

**) ib. S. 619.

***) Keyßler II. S. 763.

ren nur wenige verheirathete Frauen, die nicht Einen, oder mehrere Cicisbeen gehabt hätten. Zu Keyßlers Zeiten hatte ein Marcheſe de Spinola die Neuerung angefangen, in den Ehepacten feſtzuſetzen, daß ſeine Frau keinen Cicisbeo halten, und daß er dagegen bey keiner andern Dame den Cicisbeo machen wolle *). Die übrigen Genueſer blieben noch immer der alten Sitte treu, ihren Frauen erklärte Verehrer zu geſtatten, und andere Damen, als ihre Frauen, öffentlich zu verehren. Die meiſten Genueſerinnen hatten mehrere erklärte Liebhaber. Je größer die Zahl derſelben war, deſto gröſſer wurde der Ruhm der Schönheit und des Geiſtes der angebeteten Frauen. Die gemeinſchaftlichen Verehrer derſelbigen Göttin lebten unter einander in dem beſten Vernehmen; und waren eben ſo wenig eiferſüchtig auf einander, als die Ehemänner es auf die Cicisbeen waren. Je mehrere Liebesknechte eine Dame hatte; deſto leichter wurde der Dienſt eines Jeden, weil nun die Dienſte, wie Aemter unter alle vertheilt wurden. Der Eine begleitete ſeine Dame, wenn ſie ſich in die

---

*) Keyßler I. S. 313. Pöllnitz II. p. 431.

die Kirche, oder zu Freundinnen tragen ließ. Ein Zweyter ordnete die Tafel an. Ein Dritter ſorgte für Spatzierfahrten, und andere Luſtbarkeiten. Ein Vierter hatte die Oberaufſicht über die Aſſembleen, und Spielpartien. Ein Fünfter übernahm die Caſſe, oder die Einnahme und Ausgabe ſeiner Dame. Schöne Frauen hatten mehrere Cicisbeen, als alte und häßliche *). Auch die alten aber wurden nicht von ihren Cicisbeen verlaſſen, ſo wie Greiſe eine Ehre darin ſuchten, irgend einer Dame Liebesdienſte zu erweiſen.

Italien konnte ſich in dem gegenwärtigen Jahrhundert weder in Anſehung der

---

*) Die Frau von **Montague** bezeugt, daß die Genueſiſchen Damen zwar in früheren Zeiten acht bis zehn Cicisbeen gehabt hätten, daß aber dieſe Zeit des Ueberfluſſes vorüber ſey, und daß die Genueſiſchen Schönen ſich im J. 1718. wo die berühmte Engländerinn in Genua war, ſich mit Einem Liebhaber begnügten. Frau von **Montague** glaubte, daß das Cicisbeat die Damen in Genua polirt habe. Man behauptete damahls, daß der Senat das Cicisbeat eingeführt habe, um die alten Feindſchaften der Familien auszulöſchen, und die jungen unbeſchäfftigten Nobili's zu zerſtreuen. Wahrſcheinlicher iſt es, daß Genua im eigentlichen Italien die erſte Stadt war, wo Cicisbeen entſtanden ſind, und von wo aus ſie ſich über andere Städte Italiens verbreitet haben. Letters III. p. 83-86.

der Kenntniß der Sprachen, und Literatur, noch in Anſehung wiſſenſchaftlicher Erfindungen und Meiſterwerke mit Frankreich, Großbritannien, und Deutſchland meſſen. Nichtsdeſtoweniger brachte Italien im achzehnten, wie in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten die meiſten, und bewundernswürdigſten weiblichen Sprachgelehrten, oder Kennerinnen und Lehrerinnen der ſchwerſten Wiſſenſchaften hervor. Mailand war ſtolz auf drey nicht weniger gelehrte, als edle Schweſtern. Die berühmteſte war die Gräfinn Donna Clelia Grillo-Borromea, welche ſieben Sprachen, unter dieſen die Arabiſche redete, und in der Theologie, Philoſophie, Mathematik und Geſchichte hoch erfahren war *). Ihre zweyte Schweſter, die Prinzeſſinn Donna Thereſia Grillo-Pamfili wurde wegen ihrer vortreflichen Proſe ſo wohl, als Poeſien in die Akademie der Arkadier aufgenommen. Die dritte Schweſter, die Gräfinn Donna Genevra ſchrieb zierliches Latein, und hatte die Philoſophie ergründet. Einige Jahre nachher erwarb ſich Donna Maria Gaetana Agneſi, in ganz Europa einen

---

*) Keyßler I. 172.

nen verdienten Ruhm durch die inſtituzioni analitiche ad uſo della gioventu Italiana, die 1749 in zwey Quartbänden gedruckt wurden *). Dieſen gelehrten Mailänderinnen eiferten **Laura Cereta** aus Brescia, **Chiara Matraini** aus Lucca, und beſonders **Laura Maria Catharina Baſſi** in Bologna nach **). Letztere erhielt im J. 1733 außer dem Doctor-Grad eine Stelle in der Akademie, die von dem Inſtitut der Wiſſenſchaften den Nahmen führt.

Um dieſelbige Zeit lebte nicht weit von Leiden ein Wunderkind, die eilfjährige Tochter eines Arminianiſchen Predigers, **Sara Maria Rennemanninn** ***). Dieß Mädchen ſpielte den Generalbaß, hatte die Mythologie ſo wohl, als die bibliſchen Geſchichten vollkommen inne, ſprach außer ihrer Mutterſprache die Franzöſiſche, Engliſche, Spaniſche und Holländiſche Sprachen, und war auch ſchon im Lateiniſchen ſehr weit gekommen. Der Vater zwang ſeiner Tochter alle dieſe

---

*) ib. 1049.

**) l. c.

***) l. c. S. 1048.

Gelehrſamkeit auf, und zerrüttete dadurch die Geſundheit ihres Cörpers. Wenn man ihn auf den kränklichen Zuſtand ſeines Kindes aufmerkſam machte, ſo antwortete er: daß ihn dieſes nicht kümmre, weil es ohnedas mit dem Menſchen im vierzigſten Jahre beynahe aus ſey. Im Ganzen ſcheinen die Holländiſchen Schönen, wenn man die Bewohnerinnen von Haag ausnimmt, die Vorliebe ihrer Gelehrten für die Kenntniß von Sprachen, beſonders der alten Sprachen eben ſo wenig, als die Sitten und Moden der Franzoſen nachgeahmt zu haben. Selbſt in Amſterdam redeten die Damen in den ſogenannten Societäten mit den Männern, und vorzüglich mit den Fremden ſo wenig, daß dieſe von jeder Annäherung gänzlich abgeſchrekt wurden. Das Vergnügen der Amſterdammer Aſſembleen beſtand darin, daß man Thee trank, eine Partie L'hombre, oder Quadrille ſpielte, und dann zu Hauſe ging **). Ganz anders verhielt es ſich im Haag. Hier kleideten und putzten ſich die Damen mit Geſchmack, und ſuchten den Männern durch etwas mehr, als durch ihre Schönheit zu gefallen.

**) Pöllnitz III. 313.

len *). Es verging kein Tag, wo man nicht in irgend einem angeſehenen Hauſe zahlreiche Geſellſchaften von beiderley Geſchlecht angetroffen hätte. Das Hofleben im Haag unterſchied ſich nur dadurch von dem Leben anderer Höfe, daß man die Menſchen weniger nach den Vorzügen ihrer Geburt, als nach den Vorzügen ihrer Perſonen, beſonders ihrer Reichthümer ſchätzte. Die Portugiſiſchen Juden Texeyra, Schwarzo, und Duliſſe beſuchten mit ihren Weibern die vornehmſten Geſellſchaften, und empfingen dergleichen auch in ihren Häuſern wieder **).

In dem dritten, noch mehr aber in dem vierten und fünften Decennio unſers Jahrhunderts nahmen der Adel, und die vornehmſten Kaufleute in England Franzöſiſche Moden, Kochkunſt, und Art zu leben mehr, als in irgend einem andern Lande an. Dieſe Nachahmungsſucht wurde nicht durch das Beyſpiel des Hofes, ſondern durch die häufigen Reiſen vornehmer Engländer und Engländerin-

---

*) ib. p. 333.

**) Memoires de Pöllnitz III. p. 351.

derinnen nach Frankreich, und beſonders durch die Herzöge von **Marlborough**, und **Bolingbrocke**, und den Grafen von **Cheſterfield** erweckt, welche man in und außer ihrem Vaterlande als die höchſten Muſter von guter oder feiner Lebensart bewunderte *). Gerade in den Zeiten, wo der Franzöſiſche Geſchmack unter den höheren Ständen am meiſten herrſchte, war der Hof ſo einſam und ſelbſt traurig, wie er vielleicht nie geweſen war. **Georg der Zweyte** hielt nach dem Tode der Königinn **Caroline** nie offene Tafel. Der Prinz und die Prinzeſſinn von **Wales** erſchienen nie bey Hofe. Der Herzog von **Cumberland**, und deſſen Schweſtern ſpeisten beſtändig allein, ohne Zuſchauer zuzulaſſen. Man ſah den König und die Königliche Familie bloß während des Gottesdienſtes, und zwey oder dreymahl in dem großen Audienzſaale, wenn großer Zirkel, oder

---

*) So ſchildert der Graf von Cheſterfield ſich ſelbſt, und die beiden Herzöge in ſeinen Briefen. Cheſterfield war nicht bloß in der groſſen Welt, ſondern bey der Nation ſelbſt ſo beliebt, daß man an den Wirthshäuſern und Schenken kein Zeichen ſo häufig fand, als Cheſterfield's Head.

Aſſemblee gehalten wurde. Alsdann ſetzten ſich die Prinzeſſinnen um 8 Uhr an ihre Spieltiſche, welchen Fremde ſich nur in einer gewiſſen Entfernung nähern durften. Der Geburtstag des Königs war das einzige Hoffeſt im ganzen Jahre; und auch dann wurde Niemand zur Tafel geladen. Je ſtiller der Hof war, deſto lebhafter war die Hauptſtadt. So wohl der Baron von Pöllnitz, als der Herr von Bielfeld geſtanden, daß ſie die Vergnügungen von London den Luſtbarkeiten von Paris und Rom vorzögen. Die vornehmen und reichen Engländer aßen und tranken, kleideten und möblirten ſich, richteten ihre Häuſer und Equipagen ganz nach Franzöſiſcher Art ein *). Die fine Gentlemen in England trugen gegen die Mitte unſers Jahrhunderts ſcharlachene geſtickte, oder mit Treſſen beſetzte Röcke, Weſten von Brokard, beſetzte Hüte mit weiſſen Federn, und rothe Abſätze an den Schuhen **). Der Graf Cheſterfild bedau-

---

*) Pöllnitz III. p. 411. Bielefeld II. 255. 65. Ici le ſeigneur s'habille, ſe meuble, fait ſervir ſa table, s'abreuve, et arrange ſon equipage abſolument à la Françoiſe. . . La table des gens de qualité eſt ſervie abſolument à la Françoiſe.

**) Cheſterfild's Letters I. 214. II. 183.

bedauerte es ſehr, daß dieſe feinen jungen Leute nicht die gröſte Zahl ausmachten. Viele junge Engländer ſpielten die Renommiſten, und zeichneten ſich durch einen großen Hut, ein fürchterliches Schwerdt, eine ſchwarze Halsbinde, und eine kurze Weſte aus. Andere hingegen gingen in braunen Ueberröcken, mit runden Hüten, ungepudertem Haar, und dicken Prügeln einher *). Ueberhaupt aber ahmten doch die Männer Franzöſiſche Manieren und Moden vielmehr, als die Weiber nach. In den erſten dreyßiger Jahren kannten die Engländerinnen noch keine Schminke, und Reiſende hatten das Vergnügen, die ſchönen, durch ihre Beſcheidenheit und ſanfte Schüchternheit liebenswürdigen Frauen und Jungfrauen in England erröthen zu ſehen. Die Engländerinnen waren mehr reich, als geſchmackvoll gekleidet, und nach dem Urtheile ſelbſt von ſolchen Reiſenden, die ſehr günſtig für ſie eingenommen waren, ſchien es beynahe, als wenn ſie es darauf

---

*) I. 383. Moſt of our young fellows, here, diſplay ſome character. or other by their dreſs; ſome affect the tremendous, and wear a great and fiercely cocked hat, an enormous ſword, a ſhort waiſt coat, and a black cravat etc.

rauf anlegten, ſich durch ihre Kleidung zu verunſtalten. Sie trugen ohne Ausnahme enge Schnürbrüſte und enge Kleider, deren Ermel nur bis an den Ellbogen reichten, und die ihnen das Anſehen gaben, als wenn ſie weder Schultern, noch Bruſt hätten *). Eben ſo unvortheilhaft waren die oben engen und unten unmäßig weiten Reifröcke, womit ſie umgeben waren **). Ihre Bewunderer wünſchten, nicht, daß ſie die rothe und weiſſe Schminke ***), die vielen Schön-

---

*) Pöllnitz III. 410. 411.

**) Une trouſſure aſſez platte et large, avec des juppes où paniers fort étroits par le haut, et exceſſivement larges par le bas, achevent de diminuer leurs graces. Elles ſont toujours lacées, et il eſt auſſi rare de voir ici une femme ſans corps, qu'il eſt rare de voir à Paris une femme habillée.

***) Wie häßlich die Schminke und Coeffüren der Franzöſinnen den Engländerinnen geſchienen haben, zeigt folgende Stelle der Frau von Montague III. p. 118. A propos of countenances, i muſt tell jou ſomething of the French Ladies; i have ſeen all beauties, and ſuch . . . . nauſeous creatures! ſo fantaſtically abſurd in their dreſs! ſo monſtrously unnatural in their paints! their hair cut ſhort, and curld round their faces, and ſo loaded with powder, that it makes it look like white wool! and on their checks to their chins unmercifully laid on a ſhining red japan, that gliſters in a moſt flaming manner, ſo that they ſeem to have no reſemblance to human faces.

Schöhnpfläſterchen, und die Coquetterie der Franzöſinnen, wohl aber daß ſie die vielen artigen Kleinigkeiten annehmen und nachahmen möchten, wodurch die Franzöſiſchen Damen ihre Reitze zu erhöhen ſuchten *).

"Die Engländerinnen beſchäftigten ſich wenig mit weiblichen Arbeiten. Sie brachten ihre Zeit mit Beſuche-geben, und nehmen hin. Sie verſäumten nicht an den Hof zu gehen, um geſehen zu werden, worin ihr größtes Vergnügen zu beſtehen ſchien. Dieſelbige Urſache führte ſie auf die öffentlichen Promenaden, in Concerte, und Schauſpiele. An allen dieſen Orten waren ſie ſehr zurückhaltend. Kaum redeten ſie miteinander. Ihr Fächer machte ihre einzige Unterhaltung aus. Der Baron von Pöllnitz war einſt in einem Hauſe, wo ſich eine Geſellſchaft von wenigſtens zwanzig Damen, ohne eine einzige Mannsperſon verſammelt hatte. Dieſe Damen ſahen ſich gegenſeitig an, ohne mit einander zu ſprechen. Ueberhaupt waren die Männer ſelten von den Partien ihrer Frauen, und

---

*) l. c.

und bekümmerten ſich auch nicht darum, was dieſe vornahmen. Die Engliſchen Schönen konnten gehen und thun, wohin und was ſie wollten. Morgens zeigten ſie ſich in einem reinlichen Negligée und mit einer ſchwarzſammtnen Maſke vor dem Geſicht im Parc, oder machten Promenaden zu Pferde, oder Beſuche bey Freundinnen und Bekanntinnen" *).

Unter den großen deutſchen Höfen entſagte der kaiſerliche Hof während der Regierung Carls des Sechsten am wenigſten ſeiner alten Etiquette, und eignete ſich am wenigſten Franzöſiſche Manieren und Sitten zu **). Der Kaiſer aß gewöhnlich mit der Kaiſerinn und den Erz-Herzoginnen; und beide Majeſtäten wurden beſtändig bey der Tafel von ihren erſten Hofbeamten bedient. Zwiſchen den gewöhnlichen, und Gala-Tafeln der Kaiſerſerlichen Familie war kein anderer Unterſchied, als daß während der letztern Muſik gegeben wurde. Der gewöhnliche Zeitvertreib des Kaiſers beſtand im Scheibenſchießen, in der Jagd und in Concerten, wo der Monarch bisweilen accompagnirte, indem er ein großer Kenner der Muſik war. Dieſes Geſchmacks für Muſik ungeachtet wurden jährlich nur zwey Opern an dem Nahmenstage des Kaiſers und der Kaiſerinn aufgeführt; und dieſe Opern wurden in der Carnevals-Zeit einige Mahle wiederhohlt *). In eben dieſer Zeit veranſtaltete man große Maſkeraden am Hof, wo man am häufigſten Bauern-Hochzeiten vorſtellte. Die Kaiſerlichen Palläſte, Luſtſchlöſſer, Garten, und Möblen waren ſo ſchlecht, daß ſie allen Fremden unangenehm auffielen **). In ſeiner größten Pracht zeigte ſich der Hof an den Nahmenstagen des Kaiſers, und der Kaiſerinn. An dieſen Tagen war das Kleid des Kaiſers, der ſonſt ſehr einfach einhergieng, und noch mehr das Kleid der Kaiſerinn ſo dicht mit Edelſteinen bedeckt, daß die erlauchten Perſonen unter dem Gewicht derſelben beynahe erlagen. Der Kaiſer war mehr fromm, als galant *), und liebte die gottesdienſtlichen Feſte mehr, als die Hoffeſte. Er nöthigte nicht bloß die Damen und Herren ſeines Hofes, und des Hofes der Kaiſerinn, ſondern auch die fremden Geſandten, alle ſeine Andachtsübungen mitzumachen. Ueber dieſen Zwang war keiner untröſtlicher als der galante Dûc de Richelieu während ſeiner Geſandtſchaft in Wien **). "Ich habe hier, ſchrieb er an den Cardinal von Polignac in Rom, während der Faſten ein ſo frommes Leben geführt, daß mir den ganzen Tag über faſt keine freye Viertelſtunde übrig geblieben iſt. Wenn ich die Lebensweiſe der hieſigen Geſandten gekannt hätte, ſo würde nichts in der Welt im Stande geweſen ſeyn, mich die Ambaſſade nach Wien annehmen zu machen, wo der Kaiſer, unter dem Schein von Einladungen und

---

*) l. c.

**) Pöllnitz I. p. 298. et ſq. Montague's Letters I. 66. Frau von Montague war 1716. in Wien. — Die zwölf Hoffräulein der Kaiſerinn waren nach Spaniſcher Art eingeſchloſſen l. c. I. 41. Liebhaber wählten ihre Mätreſſen mehr nach dem Range, als nach ihrer Schönheit; und die Damen hielten nicht weniger feſt, als die Männer, auf die Vorzüge der Geburt, und des Standes. Ein lächerliches Beyſpiel davon findet man in Montague's Letters I. 62.

---

*) Die Deutſche Komödie war ungeheuer ſchlecht. Montague's Letters I. 39.

**) Deſto größer war die Pracht in den Häuſern der Vornehmen. Montague's Letters I. 30. 31.

---

*) Er ſprach nie mit den Damen ſeines Hofes. Montague's Letters I. p. 44.

**) Er kam im J. 1725. nach Wien. Memoires de Richelieu IV. 56. 57.

Repräſentationen ſich von den fremden Geſandten, wie von Bedienten folgen und begleiten läßt. Nur ein Capuziner mit einer baumfeſten Geſundheit kann das Leben aushalten, was man hier in den Faſten führt. Um Ew. Eminenz eine Probe davon zu geben, ſo betheure ich Ihnen, daß ich von dem Palmſonntage an bis an den Mittwochen nach Oſtern volle hundert Stunden mit dem Kaiſer in der Kirche zugebracht habe. Der Graf Dů Lůc, der von den achtzehn Monathen, wo er hier war, neun im Krankenbette, und eben ſo viele als Privatperſon zubrachte, ohne vorgeſtellt zu werden, hat uns über den Schatz von guten Werken nichts geſagt, den ich hier zu meinem größten Schaden entdeckt habe. Meiner Meinung nach ſollte die Frömmigkeit ein wenig freyer ſeyn, als ſie hier iſt. Der unerhörte Zwang, der in Wien und ſonſt an keinem andern Hofe in der Welt Statt findet, iſt mir durchaus unerträglich; und ich kann nicht umhin, Ew. Eminenz meine Unzufriedenheit darüber zu bezeugen".

Die Wiener und Wienerinnen feierten alle gottesdienſtliche Feſte von ganzem Herzen mit, und vervielfältigten die Hof und Familienfeſte ſo viel ſie konnten. "Außer den Gala-Tagen, erzählt der Baron von **Pöllnitz** *), iſt der Hof ſehr einfach gekleidet. Allein der Gala-Tage ſind ſo viele, daß man die einfachen Kleider nicht oft ſieht. Um die ganze Stadt Wien in Gala zu ſetzen, iſt weiter nichts nöthig, als die Feier des Geburts- oder Nahmens-Tages eines Miniſters, oder der Aderlaß einer Dame von Stande. Man kann die Gala's in drey Claſſen abtheilen. Die Hof-Galas ſind allgemein für die Bürgerſchaft, wie für den Adel. Die ſogenannten großen Gala's feiert man in der Stadt irgend einem Miniſter zu ehren; und die kleinen Gala's werden bey den Aderläſſen der Damen angeſtellt. Ein Mann macht hier ſeiner Frau, die Frau dem Mann, die Kinder den Eltern, die Geſchwiſter unter einander Gala".

"Die Weiber, fährt derſelbige Schriftſteller fort, ſind hier mehr ſchön, als liebenswürdig **). Sie ſind groß, ſchön gebaut, und haben einen ſchönen Gang, aber eine gar nicht anmuthige Art zu grüßen, indem ſie ſich ſo tief neigen, oder bücken, als wenn ſie den Rückgrad abbrechen wollten. Sie kleiden ſich mit mehr Pracht, als Geſchmack *). Zwey oder drey ausgenommen, legen die Damen kein Roth, und noch weniger Weiß auf. Selbſt die Schönpfläſterchen ſind hier wenig im Gebrauch. Kurz man findet an den Schönen kein Merkmahl von Coquetterie. Sie werden nicht leicht vertraut, und ſind bey aller ihrer Eitelkeit kalt, wie alle unſere deutſchen Schönen ſind. Ihre Schwachheit iſt nicht ſo wohl die Galanterie, als das Spiel, Pracht, und Aufwand **). Um ihr Hausweſen bekümmern ſie ſich ſo wenig, als wenn ſie in ihren Häuſern fremd wären. Sie kennen keine andere Bücher, als ihre Andachtsbücher: ſind deßwegen ſehr leichtgläubig, und halten die äußern Andachts-Uebungen für das Weſen der Religion. Wegen dieſer geringen Cultur iſt der Umgang mit ihnen nicht ſehr unterhaltend, wenn er anders nicht durch die Liebe belebt wird. Sie ſind für Wien wenigſtens eben ſo ſehr eingenommen, als die Pariſerinnen es für Paris ſind. Alle dieſe kleinen Fehler wurden durch eine gewiſſe Seelengröße, und eine außerordentliche Freygebigkeit mehr, als überwogen. Sie ſind treue Freundinnen, wenn ſie einmahl zu lieben anfangen. — Dieſer kurzen Charakter-Schilderung füge ich einige Nachrichten über die Lebensart der Wienerinnen hinzu. "Die Damen in Wien erwachen ſehr ſpät. So bald ſie Morgens die Augen öffnen, ſo fordern ſie ihre Chocolade, und laſſen ſich bey ihren Männern erkundigen, welche Geſellſchaft ſie zu Mittage gebeten haben. Gefällt ihnen dieſe nicht, ſo bitten ſie ſich ſelbſt bey Einer ihrer Freundinnen zu Gaſte. Im entgegengeſetzten Fall laſſen ſie Einige von ihren Bekannten oder

---

*) I. 291. u. f. S.

**) Lady Montague that den Wieneriſchen Damen gewiß Unrecht, wenn ſie dieſelben ohne Ausnahme für häßlich erklärte.

---

*) Die Fontangen, oder Kopfaufſätze der Wiener Damen waren noch abentheuerlicher, als ihre Reifröcke. Montague's Letters I. p. 41. 42.

**) Hier weicht Lady Montague ſehr von dem Herrn von Pöllnitz ab. Nach der Erzählung der Erſtern hatte jede Hofdame einen Cicisbeo: oder außer ihrem Ehemann noch einen Neben-Mann. Letters I. 52 54. Die Cicisbeen waren der Regel nach ihren Schönen treu. Im Fall der Untreue mußten ſie der verlaſſenen Geliebten eine Penſion zahlen, die gleich im Anfange der Verbindung feſtgeſetzt wurde. ib. S. 55.

Bekanntinnen zu Tiſche laden. Nach genommener Chocolade kleiden ſie ſich an, und gehen in die Meſſe; denn die am wenigſten frommen müſſen täglich wenigſtens eine Meſſe hören. Während derſelben leſen ſie wenigſtens fünf bis ſechs Gebete: küſſen alle Heiligenbilder, die vor den Gebeten ſtehen, und ſpielen ſehr andächtig mit dem Roſencranze. Nach der Meſſe halten ſie in der Kirche ſelbſt eine kleine viertelſtündige Unterredung mit den Freunden, oder Freundinnen, welche ſie antreffen, und machen dann Beſuche, oder nehmen auch dergleichen an. Während ſolcher Beſuche redet man von den Neuigkeiten des Hofes und der Stadt; und zugleich fädeln die Damen goldene Treſſen in ein ſchönes Käſtchen hinein, das ſie auf den Schooße halten. Nach der Tafel trinkt man Caffee, und ſpielt Quinze bis an den Abend, wo man nach Hofe fährt. Nach der Cour geht man in Aſſembleen, wo Piquet, oder Quadrille geſpielt wird. Wenn die Damen aus den Aſſembleen zu Hauſe fahren, ſo legen ſie ihre Staats-Kleider ab, und ſpeiſen in kleinen Geſellſchaften zu Nacht: ſehr zufrieden darüber, daß ſie den Tag mit Nichtsthun hingebracht haben".

"Die Damen vom zweyten Range, nämlich die Frauen der Reichshofräthe, der Referendarien, Agenten u. ſ. w. zeigen in ihren Häuſern einen Wohlſtand und Ueberfluß, der einen Fremden in Verwunderung ſetzt. Ihre Häuſer ſind prächtig möblirt, und ihre Tafeln trefflich beſetzt. Man findet hier die ausgeſuchteſten Gerichte, und die ſeltenſten Weine, von welchen beſtändig wenigſtens acht bis zehn verſchiedene Sorten angeboten werden. Die angeſehenen und ſelbſt die geringen Bürger ahmen den Vornehmen, ſo viel ſie können, nach. Kein Volk macht mehr Aufwand, und Keins hat eine größere Einbildung von ſich ſelbſt, als die Einwohner von Wien".

Die älteſte Schweſter Carls VI, beobachtete als Gouvernantinn der Niederlande eben die ſtrenge Etiquette, welche der Kaiſer und die Kaiſerinn in Wien beobachteten. Die Erzherzoginn Maria Eliſabeth geſtattete den Damen in Brüſſel kein Tabouret. Die Niederländiſchen Prinzeſſinnen, Herzoginnen, u. ſ. w. *)

---

*) Pöllnitz III p. 186 et ſq.

muſten vor der Erzherzoginn, wie der hohe Adel in Wien vor dem Kaiſer und der Kaiſerinn ſtehen. Die Erzherzoginn zog Niemanden, auch keine regierende Fürſten und Prinzen aus altfürſtlichen Häuſern an ihre Tafel; und eben daher ſagte der Churfürſt von Baiern, als er mit ſeinen Brüdern durch Brüſſel reiste: er finde es ſonderbar: daß er, der zu München täglich bey einer Hrzherzoginn ſchlafe, in Brüſſel nicht mit einer Erzherzoginn eſſen könne *). Uebrigens war die Erzherzoginn Maria Eliſabeth eine gelehrte Fürſtinn. Sie beſaß außer vielen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen mehrere ſo wohl todte, als lebende Sprachen. Als ſie durch Böhmen kam, und die Deputirten der Univerſität eine lateiniſche Anrede an ſie hielten; antwortete ſie auf der Stelle in eben der Sprache, in welcher man ſie begrüßt hatte **).

Maria Thereſia milderte zuerſt die eiſerne Etiquette, womit ihre Vor-

---

*) Die einzige Ausnahme, welche die Gouvernantinn der Niederlande machte, war mit dem Herzoge von Lothringen. Doch aß ſie mit dieſem Fürſten nur auf einem Jagdſchloſſe, und ließ ſich, wie gewöhnlich, von ihren Damen bedienen. l. c. S. 191.

**) l. c. 186.

fahren mehr ſich ſelbſt, als ihre Hofleute gefeſſelt hatten. Sie gewann durch ihre herablaſſende Leutſeligkeit die Herzen ihrer Völker, und flößte ihren Kriegern den Muth ein, wodurch die Oeſterreichiſche Monarchie gerettet wurde. Sie ließ Vornehme und Geringe vor ſich, hörte die Klagen und Wünſche ihrer Diener und Unterthanen mit Theilnehmung und Geduld an, und antwortete ihnen, wie eine Mutter ihren Kindern antwortet. Sie erwies Damen und Männern von Verdienſt die Ehre, ſie an ihre Tafel zu ziehen: welches bis dahin am Oeſterreichiſcher Hofe nie geſchehen war *). An dem Hofe ihrer Mutter lernte Maria Antoinette die liebenswürdige Ungezwungenheit, womit ſie als Dauphine der Etiquette des Franzöſiſchen Hofes entwiſchte, und gleich nach ihrer Ankunft in Frankreich den Hof und die Hauptſtadt für ſich einnahm. Vergebens predigte ihre Dame d'Honneur die Gräſinn von Noailles, der jungen Fürſtinn vor, daß ſie ihrem Range, und den Gebräuchen ihres Ranges etwas vergebe. Die frohmüthige Dauphine folgte der Mada-

---

*) Vie privée de Louis XV. II. 99. Moore's View of the ſociety and Manners II. 306. 335. 338.

Madame l'Etiquette nicht, wie ſie ihre Dame d'Honneur nannte. Sie ließ ſich von keinem Ecuyer begleiten: ging allein, und zu jeder Zeit aus, wann es ihr einfiel: machte Promenaden zu Fuß: ladete Brüder, Schweſtern, Tanten an ihre Tafel, oder nahm bey dieſen das Mittags- oder Abendmahl ein. Kurz ſie erneuerte in Verſailles die innige Traulichkeit, womit die Glieder der Kaiſerlichen Familie in Wien unter einander lebten, wo man an Gala-Tagen zwar auf das Cärimoniell eiferſüchtig, aber im Innern voll Ungezwungenheit und Gutmüthigkeit war *). Maria Thereſia ſelbſt gab dem Wiener Hofe mehr Freyheit, mehr Leben und Glanz, als er ſonſt gehabt hatte. Während ihrer Regierung ging noch eine andere, große Veränderung an ihrem Hofe vor. Die Franzöſiſchen Sitten verdrängten oder überwanden wenigſtens die bisher herrſchenden Spaniſche, und Italiäniſche Sprachen

---

*) Vie privée de Louis XV. T. IV. p. 190. En un mot, elle rappelloit autant, qu'elle pouvoit la familiarité intime, avec laquelle vit dans ſon interieur la cour de Vienne, qui très-jalouſe du cérémonial en public, eſt pleine d'aiſance, et de bonhommie au dedans.

chen und Sitten. Die Urheber dieſes Sieges waren **Franz der Erſte**, und der Graf, und nachherige Fürſt von **Kaunitz**: eben derjenige, welcher den Kaiſerlichen und Franzöſiſchen Hof auf das innigſte zuſammen knüpfte.

Es iſt allerdings ein merkwürdiges Unterſcheidungszeichen des achtzehnten Jahrhunderts, daß daſſelbe vielmehr geiſtreiche regierende Frauen, als große Fürſten hervorgebracht hat: daß die wichtigſten Begebenheiten unſers Jahrhunderts durch dieſe regierenden Weiber veranlaßt, oder geleitet: und daß Eine der mächtigſten Nationen unſers Erdtheils faſt drey Viertel unſers Jahrhunderts durch von Weibern beherrſcht worden *). Unter dieſen regierenden Frauen, verdienen **Maria Thereſia**, und **Catharina**

---

*) Memoires de Richelieu IX, p. 497. Il y a eu en effet, pendant le dix-huitième ſiècle, ſix femmes, qui ont conduit les plus grandes affaires: Me de Maintenon: Me. des Urſins: la Reine d'Eſpagne: Me. de Pompadour: Marie Théreſe et Catherine II. . . . Il n'y a pas même de lacune entre le régne de ces princeſſes; quand une disparôit d'un coté de l'Europe, il s'en éléve une autre -- La Deſtinée des Européens a donc été telle, que les caprices de cinq où ſix femmes, pendant le ſiècle le plus éclairé des temps modernes, ont conduit tous nos événemens.

II nicht bloß durch Geiſtes- und Seelengröße, ſondern auch durch Herzensgüte, und durch den lebendigſten Eifer für das Wohl ihrer Unterthanen ohne allen Streit den erſten Rang. Beide Fürſtinnen waren eben ſo wenig fehlerlos, als es je die beſten und gröſten Fürſten waren. Wenn **Catharina II** weniger weibliche Tugenden hatte, als **Maria Thereſia**; ſo beſaß ſie dagegen mehr männliche Kenntniſſe, und Geiſtesbildung; und machte ſich auch mehr, als dieſe, durch gemeinnützige Anſtalten und Einrichtungen um ihr Reich verdient. Das Andenken beider Kaiſerinnen iſt jetzt, und wird noch lange ihren Völkern heilig und unvergeßlich bleiben.

Selbſt der Wiener Hof war unter Carl VI. nicht ſo unfranzöſiſch, als es der Preußiſche Hof unter dem Könige **Friederich Wilhelm** war. Dieſer König ſchafte alle Pracht, und alle Luſtbarkeiten ab, wodurch ſein Vater dem Franzöſiſchen Hofe nachgeeifert hatte. Die Muſen und Grazien entflohen vor den Tabagien des ſonſt großen Königs in den Wohnſitz des noch größern Sohns, der zu Rheinsberg einen nicht glänzenden, aber geſchmackvollen Hof hielt. Bis in den Anfang des fünften Decenniums unſers Jahrhunderts war das Zutrinken am Berliner Hofe, und den meiſten übrigen Deutſchen Höfen noch gemeine Sitte. Das Niedertrinken wurde für rühmlich, und das Niedergetrunken-werden, wenn auch nicht für ehrenvoll, wenigſtens nicht für ſchimpflich gehalten. Mäßige Räuſche nahm man ſelbſt Damen nicht übel. Man feierte die wildeſten Bachanalien in Gegenwart von Damen; und die Genoſſen ſolcher Bachanlien ſcheuten ſich nicht, ihre Räuſche in die Geſellſchaften von Damen zu bringen. Dieſes öffentliche Zutrinken, und die öffentlichen Berauſchungen waren durchaus unfranzöſiſch. Der Herzog von Orleans und Ludewig XV betranken ſich eben ſo oft, und ſo unmäßig, als die Deutſchen Fürſten und Hofleute; allein ſie thaten dieſes nur an geheimen Feſten des Bacchus, die außer ihren Vertrauten allen übrigen Menſchen unzugänglich waren.

Als der Baron von Bielfeld im J. 1739 zuerſt nach Potsdam kam, wurde er von dem Oberſten des berühmten Rieſen-Regiments zum Mittageſſen gebeten,

am

an welchem ſtark getrunken, und die geleerten Bouteillen als Siegszeichen in Reihen und Gliedern hingeſtellt wurden. Nach Tiſche ladete ihn der damahlige Hauptmann **von Winterfeld** zum Caffee ein. Nach dem Caffee fingen die Officire und deren Gäſte an, unter einander, ohne Damen zu tanzen, und während dieſes Tanzes wurde Champagner zur Erfriſchung gegeben. Gegen acht Uhr waren die meiſten Tänzer nicht allein unfähig zu tanzen, ſondern auch zu gehen. Diejenigen, welche den Gebrauch der Beine noch nicht verloren hatten, kamen auf den Einfall, die Aſſemblee bey einer Gräfinn von … zu beſuchen. Die Damen fanden den Baron von **Bielfeld** unter den taumelnden Cavalieren als Einen der Nüchterſten. Seine Mittrinker waren ſo weit, daß Einer derſelben ſich zwiſchen zwey Stühle niederſezte, und nicht im Stande war, ſich aus eigenen Kräften wieder von der Erde aufzuraffen *).

Nicht lange nachher feierte der Herr **von Bielfeld** ein Trinkfeſt mit, das der damahlige Cronprinz in Rheinsberg angeordnet hatte, und welchem ſelbſt die Cronprinprinzeſſinn und deren Hofdamen beywohnten. Gleich bey'm Anfange des Abendeſſens brachte der Cronprinz eine Geſundheit über die andere aus, damit Witz und Fröhlichkeit ſchnell verbreitet würden. Mehrere Gäſte fühlten die Wirkungen der ausgebrachten Geſundheiten ſo ſehr, daß ſelbſt die Ehrfurcht gegen die Cronprinzeſſinn ſie nicht abhielt, vom Tiſche aufzuſtehen, und auf dem Vorſaale friſche Luft zu ſchöpfen. Dieß that auch Herr von Bielefld, der Geſchichtſchreiber des Bacchanals *). Als er in den Speiſeſaal zurükkehrte, bemerkte er eine Eingenommenheit des Kopfs, die ihn hinderte, das, was er genoß, richtig zu unterſcheiden. Vor ihm ſtand ein großes Glas voll Waſſer. Er fing an, dieß Waſſer unter den Wein zu miſchen, um deſto länger ausdauren zu können. Die Cronprinzeſſinn ließ, ohne daß der Trinker es wahrnahm, das Waſſer ausſchütten, und das Glas mit chriſtallhellem Wein von Sillery füllen. Dieß vermeintliche Waſſer beſchleunigte den anfangenden Rauſch des Barons, den der Cronprinz dadurch vollendete, daß er den Halb-

---

*) Lettres de Bielfeld I. 67-70.

---

*) I. p. 84 et ſq.

Halbtrunkenen bey ſich ſitzen, und unter den ſchmeichelhafteſten Geſprächen ein Glas Lünel nach dem andern trinken ließ. Eine Dame, welcher übel wurde, mußte ſich plötzlich in ein anderes Zimmer begeben. Bey ihrer Rückkunft wurde ſie als eine Heldinn mit den ausgeſuchteſten Lobſprüchen empfangen. Bald nachher ließ die Cronprinzeſſin abſichtlich, oder von ohngefähr ein Glas fallen. Dieß Beiſpiel reitzte alle zur Nachahmung. In einem Augenblick warf, oder ſchlug man Gläſer, Leuchter, Spiegel und Schüſſeln in tauſend Stücke. Mitten unter dieſen Trümmern ſaß der Cronprintz wie der ſtandhafte Mann beym Horaz, der die Welt mit feſten Blick in Ruinen ſtürzen ſieht. Da der Tumult immer heftiger wurde, ſo entfernten ſich der Prinz und ſeine Gemahlinn in der Stille. Die übrigen Tiſchgenoſſen wurden von ihren Bedienten weggebracht. Der Baron von Bielfeld fand Niemanden, der ſeinen waukenden Körper geſtützt hätte. Er kam an die große Treppe, ohne es zu bemerken, fiel ſie ganz hinunter, und blieb unten ohne Bewußtſeyn liegen. Vielleicht würde er nicht wieder erwacht ſeyn, wenn nicht eine alte Magd, die ihn für den Hauspudel hielt, angetroffen, und dem Todttrunkenen und Schwer-verwundeten Hülſe verſchaft hätte. Der Baron von Bielſeld mußte vierzehn Tage im Bette zubringen, da die übrigen Trinker bloß den folgenden Tag das Bett hüteten. Solche Feſte waren, wie der Herr von Bielſeld bemerkt, in Rheinsberg nicht häufig, weil der Cronprintz mehr den Muſen, als dem Weingott opferte.

Einige Jahre früher war es am Pfältziſchen Hofe Sitte, daß man Fremdlinge, welche ihre Aufwartung gemacht hatten, auf das berühmte große Faß in Heidelberg führte. Auch der Baron von Pöllnitz wurde bald nach ſeiner Ankunſt gefragt, ob er das große Faß geſehen habe *). Auf die verneinende Antwort that der Churfürſt ſeiner Tochter den Vorſchlag, nach dem Mittageſſen einen Beſuch auf dem Faſſe abzulegen. Der ganze Hof trat unter blaſenden Inſtrumenten den Zug an. Nachdem man oben auf dem Faſſe angelangt war, ſo brachte der Churfürſt dem Baron von Pöllnitz den groſſen Willkommbecher zu. Der Gaſt

konn-

---

*) II, 16.

konnte den Becher nicht ausſchlagen, bat ſich aber die Gnade aus, daß er das goldene Trinkgeſchirr in verſchiedenen Abſätzen leeren dürfe. Der Baron ſchüttete einen großen Theil des Weins aus, ohne daß man es bemerkte. Dem erſten Becher folgten mehrere Andere, und Herr von **Pöllnitz** war Einer der Erſten, welche fühlten, daß ſie bald erliegen würden. Er ſtahl ſich alſo heimlich von der Plateform des Faſſes weg, wurde aber an der Thür, die zu und von dem Faſſe führte, von den Schildwachen zurückgewieſen. Nach dieſem vergeblichen Verſuche zu entfliehen, verkroch er ſich unter das Faß, und bedeckte ſich mit einigen Brettern, welche er unten liegen ſah. Seine Abweſenheit wurde bald bemerkt. Sie veranlaßte den churfürſtlichen Befehl, daß man den Flüchtling ſuchen, und todt oder lebendig liefern ſolle. Herr von **Pöllnitz** wurde von einem jungen Pagen entdeckt, und als ein Verbrecher vor den Churfürſten geführt. Der Baron verbat ſich dieſen erlauchten Richter, weil er ſelbſt Partey ſey: worauf man die Unterſuchung und Beſtrafung des Schuldigen der Tochter und ihren Damen übertrug. Dieſe thaten einſtimmig den Ausſpruch, daß der Deſerteur ſo lange trinken ſollte, bis er vom Leben zum Tode gebracht werde. Der Churfürſt als Landesherr milderte dieſe Sentenz dahin: daß der Beklagte an dem heutigen Tage vier halbe Maaßgläſer ausleeren, und dann vierzehn Tage lang gleich nach der Suppe ein gleiches Glas auf die Geſundheit des Churfürſten austrinken ſolle. Der erſte Theil des gemilderten Urtheils wurde ſogleich vollzogen. Herr von Pöllnitz verlor zwar nicht das Leben, aber auf mehrere Stunden Vernunft und Sprache. Er hörte nachher, daß ſeine Ankläger kein beſſeres Schickſals gehabt hätten und daß ſie alle auf eine ganz andere Art vom Faſſe weggekommen, als hinaufgekommen ſeyen.

Es gab ſchon in den dreyßiger Jahren mehrere deutſche Höfe, wo das Zutrinken außer Brauch gekommen war; und zu dieſen gehörte unter andern der Wirtembergiſche Hof. Auch an ſolchen Höfen aber muſte man noch immer mächtige Trinker haben, um vornehmen Fremden Beſcheid zu thun, von denen man wußte daß ihnen mit dem Zutrinken eine

Ehre erwieſen werde, wie z. B. dem Wirtzburgiſchen Geheimen Rath, mit welchem Keyßler an dem Hofe zu Stuttgart zuſammen traff. Dieſer trank täglich zehn Maaß Burgunder, ohne dadurch im geringſten erſchüttert zu werden. Die geübteſten Kämpfer traten gegen dieſen Helden nacheinander in die Schranken, ohne ihm etwas anzuhaben. Er ſchien vielmehr unverwundbar zu ſeyn *). Man verſicherte, daß dieſer Unüberwindliche noch fünf ſeines Gleichen habe, die alle wenigſtens auf zehn Maaß geeichet ſeyn.

An den geiſtlichen Höfen erhielt ſich das Zutrinken länger, als an den weltlichen, weil an jenen keine, oder nur wenige Damen waren. Der Baron von Pöllnitz fand daher auch die ſtärkſten Trinker in Fulda, und Wirtzburg **). Er aß in beiden Städten nie an den Fürſtlichen, oder andern vornehmen Tafeln, ohne in einem Zuſtand von Sinnloſigkeit nach Hauſe gebracht zu werden. In Wirtzburg konnte er dem Schickſale nicht entgehen, ſich täglich zweymal, Mittags und

---

*) Keyßler I. S. 84.

**) I. 219. 226. Il y a ici, je crois, les plus rudes Buveurs de l'Europe.

Abends, voll zu trinken. Die nöthige Ausnahme von dieſer Regel war an dem Mittagseſſen, was ihm die ſogenannten Schotten gaben *). An der fürſtlichen Tafel brachte ihm der Biſchof zwey oder drey Geſundheiten zu: eben ſo viele der Ober-Hofmarſchall, der Ober-Stallmeiſter, und die übrigen Tiſchgenoſſen, deren gewöhnlich vierzehn waren. Alle dieſe Geſundheiten warfen ihn ſchon beynahe zu Boden, bevor nur noch die Tafel geendigt war. Nach der Tafel, wenn der Fürſt ſich entfernt hatte, gaben ihm die erſten Hofbeamten, welche die Honneurs des Hofes machten, den Reſt. Wenn er gar nicht mehr trinken wollte, oder konnte, ſo nöthigte ihm der Oberhofmarſchall unter den zärtlichſten Bruder-Küſſen noch einen Becher der brüderlichen Freundſchaft auf **). Um dieſe Zeit war es gewiß richtig, was der Graf von Cheſterfield zwanzig Jahre ſpäter ſchrieb, daß die geiſtlichen Höfe zu Mainz, Trier, u. ſ. w. noch im alten Gothiſchen oder Vandaliſchen Geſchmack eingerichtet ſeyen, und daß man an denſelben keine Spur von Franzöſiſcher Politeſſe antreffe *).

---

*) I. p. 229.

**) l. c. . . . m'accoſte d'un air riant, et me dit allons, mon cher Baron, encore un petit verre d'amitie! Je conjure de me donner quartier; il m'embraſſe, me baiſe et me dit, Herr Bruder! Le moyen de réſiſter à de ſi tendres paroles!

Der eben genannte Weltmann erklärte um die Mitte dieſes Jahrhunderts den Berliner Hof für den feinſten, glänzendſten, und in Rückſicht auf junge Reiſende für den nützlichſten Hof in Europa **). Den letzten Lobſpruch verdiente der Hof Friedrichs des Großen beſtändig: die Beynahmen des feinſten und glänzendſten Hofes hingegen nur in den erſten Zeiten ſeiner Regierung, und auch da nur unter großen Einſchränkungen. Friedrich der zweyte war in den erſten Jahren nach ſeiner Thronbeſteigung ungleich prächtiger, und ſelbſt galanter, als er nachher wurde. Er feierte zum Beyſpiele im J. 1742 das Vermählungsfeſt ſeines

---

*) II. 243. That of Maience, an eccleſiaſtical one, as well as that of Treves, neither of which is much frequented by foreigners, retains, i conceive, a great deal of the Goth and Vandall ſtill. There - not a word of the French.)

**) II. 255. I take Berlin, at this time, to be the politeſt, the moſt ſhining, and the moſt uſeful court in Europe, for a young fellow to be at; etc.

Bruders, des Cronprinzen von Preußen, mit einem Glanze, der außer vielen andern vornehmen Fremden vierzehn fürſtliche Perſonen herbeyzog. Die Kleider des Königs und ſeiner Hofleute und Generale waren, wie die Kleider der verwittweten und regierenden Königinn, und der übrigen Prinzen und Prinzeſſinnen des Königlichen Hauſes, aus den reichſten Stoffen nach Franzöſiſchen Muſtern verfertigt, und faſt über und über mit Diamanten, oder koſtbaren Stickereyen, und Treſſen bedeckt *). Mit der Pracht der Kleider und des Schmucks ſtimmte die Pracht der Gemächer, der Tafeln, und der Feſte zuſammen. Um deſto mehr iſt es verwundern, daß der junge König, der den beſten Franzöſiſchen Geſchmack in allen übrigen Stücken angenommen hatte, und einzuführen ſuchte, eine altdeutſche Cärimonie beybehielt, die mit der ausländiſchen Politur des Hofes einen ſonderbaren Contraſt machte. Es fiel dem Könige kurz vor der Hochzeit ſeines Bruders ein, daß es am Brandenburgiſchen, wie an andern Deutſchen Höfen üblich ſey,

---

*) II. 24-35 Lettres de Bielfeld.

einer neuvermählten Prinzeſſinn einen Strohcranz von einem Hofmann überreichen, und dieſes Geſchenk mit einer muntern Rede begleiten zu laſſen. Der König wählte den Baron von Bielfeld zum Redner. Die Uebergabe des Strohcranzes geſchah am Tage nach der Vermählung kurz vorher, ehe man ſich zur Abendtafel ſetzte. Der ganze Hof bildete einen Halbzirkel. Ein junger Cavalier trug auf einer goldenen Schüſſel den künſtlich geflochtenen Strohcranz, der mit kleinen Bildern aus Wachs verziert war. Zwölf Cavaliere gingen mit Fakeln im Saale umher, um das zu ſuchen, wovon man annahm, daß es in der letzten Nacht verloren worden. Da man das Verlorne nicht wieder fand, ſo hob endlich der Baron von Bielfeld ſeine Standrede an, die mit den kräftigſten Anſpielungen angefüllt war, und eben deßwegen von dem ganzen Hofe mit dem lauteſten Beyfall aufgenommen wurde *). Nach geendigter Rede ſetzte der Cranzträger dieß Symbol des neuen Standes, in welchen die Cronprinzeſſinn getreten war, der Neuvermählten auf's Haupt, die aber den

Schmuck

---

*) l. c. p. 94 et ſq.

Schmuck nicht lange trug, ſondern ihn bald ihrem Gemahl übergab.

In der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts blieben nur wenige Deutſche Fürſten von der Sucht frey, den Königen von Frankreich in der Pracht ihres Hofes, und der Regierung ihrer Länder nachzuahmen. Selbſt die kleineren und kleinſten Fürſten wollten Ober-Hofmarſchälle, Ober-Stallmeiſter, Ober-Jägermeiſter, und andere vornehme Hofbeamte: wollten Mätreſſen, Garden, und ein anſehnliches Militär, wollten koſtbare Tafeln, Jagden, Marſtälle: endlich Komödien, oder Opern, und andere Luſtbarkeiten haben *). Uebertriebene Verſchwendung veranlaßten übermäßige Bedrückungen der Unterthanen und ungeheure Schulden, wodurch die regierenden Familien ſowohl, als ihre Länder auf ganze Menſchenalter zu Grunde gerichtet wurden.

---

*) Pure Verité p. 155. Le plus petit Souverain de l'Allemagne a ſa cour montee ſur le pié de celle d'un Roi de France: il a ſon grand Maréchal, ſon grand Chambellan, ſon grand Ecuyer, ſon grand Veneur, ſon grand Echanſon, etc. Man ſehe unter andern, was der Baron von Pöllnitz von dem Hofe zu Fulda ſagt: I. p. 219.

Die prächtigſten und galanteſten Höfe in Deutſchland waren in dem erſten Drittel unſers Jahrhunderts der Bairiſche, Wirtembergiſche, und Sächſiſche Hof. Die Höfe zu Hannover, Caſſel, und Manheim waren, wie der Graf Cheſterfield ſagt, ein wenig, aber doch nicht genug entbarbariſirt, um ſie unter die polirten Höfe zählen zu können *).

Als der Baron von Pöllnitz in den Jahren 1729, 1730, u. ſ. w. die Deutſchen und andere Europäiſche Höfe beſuchte, fand er den Bairiſchen Hof als den galanteſten und polirteſten Hof in ganz Deutſchland **). Franzöſiſche Komödie, Ball, und Spiel waren tägliche Ergötzungen ***). Dreymahl in der Woche hielt man Concerte, nach welchen man gleichfalls

---

*) II. 243. The courts of Manheim and Bonn i take to be a little more unbarbariſed than ſome others; ... Hannover, Brunſwick, Caſſel etc. are of the mixed Kind, un peu decrottés, mais pas aſſez. Der Hof zu Braunſchweig unter dem letztverſtorbenen Herzoge gehörte gewiß nicht zu den cours un peu decrottées.

**) I. 313. La Cour de Baviere eſt ſans contredit la Cour la plus galante, et la plus polie de l'Allemagne.

***) Nous y avons actuellement Comédie Françoiſe, Bal, et Jeu, tous les jours.

falls ſpielte und tanzte. Das gröſte Spiel ſpielte man in den öffentlichen Aſſembleen, wo der Churfürſt und die Churfürſtinn erſchienen. Ein jeder, der an dieſen Aſſembleen Theil nehmen wollte, muſte ein gewiſſes Eintrittsgeld bezahlen, das, wie die Kartengelder, den Cammerdienern des Churfürſten zufiel. Am meiſten aber bereicherten ſich dieſe durch den Antheil, den ſie an den Banken hatten. Außer den rauſchenden Vergnügungen traff man die ſtilleren Freuden guter Geſellſchaften in München häufiger, als in irgend einer Deutſchen Stadt an, wiewohl mehr unter den Fremden, welche in Bairiſche Dienſte gegangen, oder gezogen worden waren, als unter den Eingebornen. — Wenn in Regensſpurg auch keine Franzöſiſche Komödie war, ſo gefielen ſich die Fremden doch ſehr wegen der häufigen Mahlzeiten, Concerte, Aſſembleen, und beſonders wegen des hohen Spiels, das von Damen, wie von Herren geſpielt wurde *).

Der Wirtembergiſche Hof war unter **Eberhard Ludewig** Einer der zahlreichſten

---

*) Keyßler's Reiſen II. 1443. 1444.

ſten und glänzendſten in Deutſchland *). Der Herzog hatte außer einem Ober-Hofmarſchall, und Hofmarſchall noch einen Reiſemarſchall, und in eben dieſem Verhältniſſe waren die übrigen Hofämter beſetzt. In den Marſtällen, den Hof- und Jagd-Equipagen zeigte ſich eben ſo viele Pracht, als an der herzoglichen Tafel. Der Herzog unterhielt eine Franzöſiſche Komödie, zu welcher eine jede Standesperſon einen freyen Zutritt hatte. Bälle, Maſkeraden, und Concerte wechſelten beſtändig mit einander ab. Die allesgeltende Mätreſſe des Herzogs, die Gräſinn von **Würben**, gab täglich Aſſembleen, in welchen nicht bloß Geſellſchaftsſpiele, ſondern auch Pharao geſpielt wurde. Kaum verführte in Deutſchland eine andere Mätreſſe ihren fürſtlichen Liebhaber, kaum ließ ſich ein anderer Deutſcher Fürſt von ſeiner Mätreſſe zu ſolchen Unwürdigkeiten gegen eine unſchuldige Gemahlinn verführen, als die Gräſinn von **Würben**, und der Herzog **Eberhard Ludewig** von Wirtemberg. So unregelmäßig auch nachher das Verfahren gegen die in Ungnade gefallene Mätreſſe war; ſo verdient war doch die Rache, welche dieß herrſchſüchtige Weib zuletzt traff *).

---

*) Pöllnitz I. 379. La Cour de Wurtemberg eſt une des plus nombreuſes de l'Allemagne.

Von dem Herzog **Carl Alexander** iſt es bekannt, daß er eine Zeitlang mehr durch einen nichtswürdigen Günſtling, als durch Concubinen zu gehäſſigen Gewaltthätigkeiten verleitet wurde. Wenn auch Keines ſeiner vielen Kebsweiber ſo viel Schaden ſtiftete, als die Gräfinn von **Würben**; ſo that doch die Menge derſelben, und die Verworfenheit von Manchen dem Ruhme des Herzogs, und den öffentlichen Sitten einen unerſetzlichen Schaden **). Ein benachbarter Fürſt hatte nach dem Beyſpiele Franzöſiſcher Prinzen einen ſtark beſetzten Harem angelegt ***). Man warf dem Herzoge von **Wirtemberg** noch bey ſeinem Lebzeiten vor, daß er dieſen Deutſchen Sultan weit hinter ſich laſſe. Viel koſtbarer, als die Kebsweiber, und deren Kinder, waren die Feſte, die Komödien,

---

*) l. c. I. p. 397. et ſq.

**) La pure verité, p. 113. et ſq. p.

***) l. c. p. 110.

Opern, und Pantomimen, welche der Herzog Carl gab und unterhielt, und zu welchen die berühmteſten Künſtler und Künſtlerinnen mit ſcandalöſem Aufwande aus Frankreich und Italien verſchrieben wurden *).

Der Hof zu Dresden würde während der Regierung des zweyten Königs von Pohlen aus dem Sächſiſchen Hauſe gar keine Erwähnung wegen ſeiner auſſerordentlichen Pracht, und der Verbreitung Franzöſiſcher Sitten verdienen, wenn nicht der Graf **von Brühl** der erſte Miniſter und Günſtling an dieſem Hofe geweſen wäre. Kein Deutſcher Fürſt hielt eine ſo groſſe Menge von Bedienten, als der Graf von Brühl **). Auſſer allen nur möglichen Hausofficianten, Stallmeiſtern, Bereitern, Haushofmeiſtern, Küch- und Kellerſchreibern waren zwölf Cammerdiener und eben ſo viele Pagen vorhanden. Die Küche beſtand aus vier Mund-Köchen, zwölf andern Köchen, eben ſo vielen Küchenjungen, und Gehülfen, ſo daß das Perſonale der Küche auf dreiſſig Perſonen hinanſtieg. Faſt eben ſo ſtark war die Kellerey und Conditorey beſetzt. Wenn der Graf auch keine ſo genannte Cammerjunker hatte; ſo unterhielt er doch viele Hausofficiere von gutem Adel, welche die Honneurs des Hauſes machen, oder die Gräfinn begleiten muſten, und beſſer, als die Königlichen Cammerjunker beſoldet wurden. Eine gleiche Königliche, oder mehr, als Königliche Pracht herrſchte an der Tafel, in dem Ameublement, und den Equipagen, in der Bibliothek, und den Kunſt- und Naturallien-Cabineten, in der Kleidung und dem Schmuck des Brühliſchen Hauſes *). Dieſe ungeheure Verſchwendung hatte auch nicht einmahl den zufälligen Nutzen, daß ſie die inländiſchen Künſtler, Arbeiter und Kaufleute in Nahrung ſetzte. Der Graf von Brühl ließ faſt alles, was er zur Pflege ſeiner Pracht oder Eitelkeit brauchte, ſelbſt Schuhe, und Peruken bey vielen Dutzenden, oder Hunderten von Paaren aus Paris, oder andern

---

*) l. c. p. 142-147. et ſq. p.

**) Leben und Charakter des Grafen von Brühl 1760. 2 Theile in 8. S. 13. 148. 149.

---

*) ib. und Meyers Magazin für die Sächſiſche Geſchichte, wo im zweyten Bande das Brühliſche Teſtament abgedruckt iſt.

fernen Städten kommen *). Die beyſpielloſe Verſchwendung des unwürdigen Günſtlings hatte die traurigſten Folgen für die regierende Familie, und für das bedauernswürdige Sachſen. Die Schulden der Cammer wurden verfünffacht. Die gewöhnlichen Abgaben ſtiegen um mehr, als zwey Millionen Thaler. Ueber dreyſſig Millionen wurden an auſſerordentlichen Abgaben erpreßt; und dieſe wandte man nicht, wie man verſprochen hatte, zur Tilgung der Landesſchulden, ſondern bloß zur Befriedigung der Raubgier des Günſtlings, und ſeiner Creaturen an. Die Sächſiſche Steuer-Caſſe machte Bankerott. Man zog ſo gar alle Depoſiten-Gelder gegen Steuer-Scheine ein, und riß auf dieſe Art ſelbſt das Vermögen von Wittwen und Waiſen gewaltſam an ſich **).

Die Sachſen hatten ſchon unter der Regierung von Friederich Auguſt, dem Prächtigen, den Ruf, daß ſie die Franzoſen in Deutſchland ſeyen, und eben ſo die Sächſiſchen Damen, daß ſie den Franzöſinnen am glücklichſten nacheiferten ***).

---

*) S. 153.

**) l. c. 151. 174. u. f. S.

***) Pöllnitz l. p. 174. et ſq.

Faſt aber ſcheint es, als wenn die Sächſinnen den Franzöſinnen mehr in Kleidern und Putz, als in Geſinnungen, und Sitten nachgeahmt hätten. Wenn die Sächſinnen liebten, ſo liebten ſie mit heldenmüthiger Liebe; und dieſe hohe Liebe lernten ſie aus den Ritter-Romanen, welche ihre Lieblingslectür ausmachten. Die Galanterie beſchäftigte ſie nicht ſo ſehr, daß ſie dadurch an ihren häuslichen, oder an feinen weiblichen Arbeiten wären gehinworden *).

Im Anfange des vierten Decenniums des gegenwärtigen Jahrhunderts hatten die Franzöſiſchen Moden nur wenig, und die Franzöſiſche Art zu leben faſt gar keinen Beyfall in den großen deutſchen Handelsſtädten gefunden. Die Söhne der reichen Kaufleute in Hamburg reiſten in allen Ländern Europens umher, und nahmen auf dieſen Reiſen, wo ſie ſich oft für holſteiniſche Edelleute ausgaben, die Manieren der großen Welt an **). Allein die Hamburgiſchen Frauen und Mädchen wurden noch beynahe, wie im Morgenlande eingeſchloſſen. Sie gingen faſt nur

---

*) l. c.

**) Pöllnitz I. 86.

in die Kirchen, und wenn ſie noch einen Spatziergang machten, ſo war es in Geſellſchaft ihrer Männer. Fremde wurden ſelten in gemiſchte Geſellſchaften zugelaſſen. Wenn dieß geſchah, ſo geriethen die Damen dadurch in die größte Verlegenheit *).

Die Patricier in Augsburg, Nürnberg und Ulm wußten wenig oder nichts von Geſelligkeit, und Gaſtfreyheit. Beide Geſchlechter waren in dieſen Reichsſtädten noch ganz nach alter Art gekleidet; und die alten Trachten der Weiber waren ſo ſonderbar, daß man in den zur Kirche gehenden Frauen und Jungfrauen eine Maskerade zu ſehen glaubte **). Die Nürnbergerinnen waren noch um das Jahr 1730 nach Italiäniſcher Art, und zwar vielmehr, als um dieſelbige Zeit die Italiänerinnen eingeſchloſſen. In die weiblichen Zirkel erhielten ſelbſt einheimiſche Mannsperſonen keinen Zutritt, wenn ſie nicht nahe Anverwandte, oder genaue Bekannte waren. Eben ſo wenig verſchaften die beſten Empfehlungsſchreiben einem Reiſenden das Glück von einem Nürnberger in ſein Haus, und an ſeinen Tiſch geladen zu werden. Man begnügte ſich damit, die Empfohlenen in ein Wirthshaus zu bitten, und ihnen, wie man es nannte, mit einem Rauſche eine Ehre anzuthun *). — Mit Recht werden meine Leſer nach den mitgetheilten Nachrichten ausrufen: wie ſehr hat ſich das häusliche und geſellſchaftliche Leben in Deutſchland innerhalb eines halben Jahrhunderts geändert! Es iſt der Mühe werth, jetzt noch, denn in wenigen Jahren würde es zu ſpät ſeyn, in den größeren und mittleren Städten Deutſchlandes nachzuſuchen, wann die einſeitigen Zuſammenkünſte der Männer, und das Bewirthen von empfohlenen Fremden in Trinkſtuben, Weinkellern, oder Wirthshäuſern, ſo wie die ſeltenen und geſchloſſenen Familien-Schmäuſe,

---

*) Pöllnitz I. 86. Lorſqu'il en paroit un, ces pauvres femmes ſont étonnées comme le pourroit être une Sultane, qui verroit entrer un Capucin dans le ſerrail. Ueber den Geiſt der hamburgiſchen Kaufleute in den erſten Jahren des ſiebenjährigen Krieges urtheilt der Baron von Bielfeld II. S. 401. 402.

**) Pöllnitz I. p. 377. Les Bourgeois (à Ulm) et particulièrement les femmes vont habillés comme à Augsbourg. Les voir aller, et revenir de l'égliſe, c'eſt voir une Maſcarade.

und

---

*) Keyßler II. 1414.

und Familien-Zirkel aufgehört: wann hingegen die gemiſchten Geſellſchaften unter den Namen von Concerten, Aſſembleen, Pickenicks, Clubbs-Thee- oder Caffeegeſellſchaften, Dejeuners, und Gouters, Diners oder Soupers, und Landpartieen: wann ferner das bequemere und abgeſonderte Wohnen von Männern, Frauen und Kindern: die freyen Beſuche von Männern und Jünglingen bey Frauen und Jungfrauen: die liberalere Erziehung der Töchter, die Zuziehung derſelben zu größern gemiſchten Geſellſchaften, ihr wachſendes Anſehen, ihre beſſere Kleidung und Putz angefangen haben: wann endlich wahre Gaſtfreundſchaft gegen Fremde, ächte Geſelligkeit unter Freunden und Freundinnen, geſellſchaftliche oder Glücks Spiele, geſchmackvolle Bequemlichkeit, und Pracht in Möblen, und Equipagen, oder übertriebene Modeſucht und Luxus, Reiſen in die Bäder, oder in Geſellſchaft von Frauen und Töchtern, vernünftige und unvernünftige Begierde zu leſen, ſich zu amuſiren, oder von Andern amuſiren zu laſſen, zuerſt eingeführt worden? Der ſiebenjährige Krieg macht unſtreitig für den größten Theil von Deutſchland eine wichtige Epoche in dem häuslichen, und geſellſchaftlichen Leben aus. Die zahlreichen Beſatzungen von feindlichen Truppen, und die Langeweile junger und belebter Officiere in den Winterquartieren veranlaßten eine Menge von Geſellſchaften, und geſellſchaftlichen Vergnügungen, die ſich in der Folge erhalten, und noch vermehrt haben.

Geſchichte
des
# weiblichen Geſchlechts

von

C. Meiners,

Königl. Großbritannischem Hofrath, und ordentlichem
Lehrer der Weltweisheit in Göttingen.

REGIA
MONACENSIS

Vierter Theil.

Hannover,
im Verlage der Helwingſchen Hofbuchhandlung.
1800.

4 L6

Vorrede.

Ich würde meinen Leſern nichts von Bedeutung zu ſagen haben, wenn ich ihnen nicht kürzlich den Grund angeben müſte, warum ein neueres Werk, die Venus Urania des Herrn von Ramdohr nur ein einziges Mahl, und zwar erſt nach der Vollendung dieſes vierten Bandes, von mir angeführt worden iſt. Ich erfuhr die Exiſtenz dieſes Werks nicht eher, als da der zweyte Band meiner Geſchichte des weiblichen Geſchlechts faſt ganz abgedruckt, und der dritte gröſtentheils fertig war. Weil ich Urſache hatte, zu vermuthen, daß Herr von Ramdohr, und ich in unſern Unterſuchungen nicht ſelten zuſammentreffen, oder gar auf einander ſtoßen würden; ſo faßte ich gleich den Entſchluß, die Venus Urania nicht eher zu leſen, als bis ich meine Geſchichte ganz ausgearbeitet hätte. Ich that dieſes, theils, um meinen eigenen Gang nicht zu unterbrechen: theils, um nie aus dem ruhigen Ton der Unterſuchung in den höher geſtimmten Ton der Beſtreitung zu fallen. Nachdem ich die gegenwärtige Arbeit geendigt, und zu wiederhohlten Mahlen durchgeſehen hatte; nahm ich die Schrift des Herrn von R. in die Hände, und fand, daß unſere Arbeiten nur wenige Berührungspuncte, und alſo noch weniger Zurückſtoßungspuncte hatten, als ich wegen der Verwandtſchaft der Materien, und der nothwendigen Verſchiedenheit der Denkart von zwey gleichzeitigen Schriftſtellern glauben muſte.

Inhalt·

Inhalt.

Erſter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts in Frankreich unter der Regierung Ludewigs XVI, und zu den Zeiten der Republik.

Zweyter Abſchnitt.

Ueber den Einfluß des Franzöſiſchen Hofes, und der Franzöſiſchen Sitten auf die übrigen Europäiſchen Höfe nnd Völker während der Regierung **Ludwigs** *XVI.*

Dritter Abſchnitt.

Kurze Vergleichung der cörperlichen Vorzüge, der Erziehung und Bildung, des Anſehens und der Rechte, der mehr, oder weniger glücklichen Lage, der guten oder verdorbenen Sitten des andern Geſchlechts in den vornehmſten Ländern des cultivirten Europa.

Ver=

Erſter Abſchnitt.

Ueber den Zuſtand des andern Geſchlechts in Frankreich unter der Regierung Ludewigs XVI, und zu den Zeiten der Republik.

Wir kommen jetzt an einen Zeitpunct, der zwar höchſt merkwürdig in der Geſchichte des andern Geſchlechts, aber noch unendlich merkwürdiger in der Geſchichte unſers Erdtheils iſt. Gleich unter dem erſten Nachfolger Ludewigs XV ſtürzt der älteſte, und dem Anſchein nach feſteſte Königsthron in Europa zuſammen. Der glänzendſte Hof der Erde, der Jahrhunderte lang das Muſter aller gebildeten Höfe, und der Lehrer der höheren und mittleren Stände aller gebildeten Völker war, verſchwindet plötzlich, wie ein Irlicht, ohne eine Spur zurückzulaſſen. Ein Volk, das bisher ſeine unerſchütterliche Treue und Ergebenheit gegen ſeine Könige unter ſeine erſten Tugenden zählte, und ſelbſt die Laſter und Schwachheiten ſeiner Beherrſcher und ihrer Günſtlinge anbetend verehrte, führt den Beſten der Könige, und die Liebenswürdigſte der Königinnen zuerſt in einen jammervollen Kerker, und dann auf das Blutgerüſt: beides unter Umſtänden, deren Erzählung noch jetzt gefühlvolle Herzen in fernen Landen nicht zu ertragen vermögen. Daſſelbige Volk entſagt der Religion ſeiner Väter, für die es Jahrhunderte lang gekämpft hatte: vernichtet ſeine alte Verfaſſung, und mit dieſer die beiden höheren Stände, die ſich für den Kern oder die Blüthe der Nation hielten: zerſtört ſeine Geſetze, ſeine Lehr- und Erziehungsanſtalten: legt ſeine bisherige Art zu denken und zu leben, und ſelbſt einen nicht geringen Theil ſeines Charakters ab: fällt bey den erſten Schritten zu der verheiſſenen Freyheit in die ſchimpflichſte Knechtſchaft: duldet und übt die unerhörteſten Miſſethaten, und erficht in eben der Zeit, wo es unter den Beilen ſeiner Tyrannen blutet, beyſpielloſe Siege, die eben ſo viele Bewunderung, als die geduldeten, und verübten Gräuel, Abſcheu und Verachtung erregen.

Die Franzöſiſche Revolution gehört zu den Erſcheinungen, deren Urſachen kein endlicher Geiſt vollſtändig aufzählen, und noch viel weniger die Wirkſamkeit einer jeden Urſache richtig ſchätzen kann. Im Ganzen darf man mit Gewißheit behaupten, daß alles, was die willkührliche Macht der Franzöſiſchen Könige gegründet, und den Mißbrauch dieſer Macht ſammt den daher entſtehenden Laſtern, Verſchwendungen, Bedrückungen und Schulden befördert hat, als Miturſache der Franzöſiſchen Revolution angeſehen werden müſſe *). Unter Ludewig dem Vierzehnten erreichten die willkührliche Macht des Königs, ſeiner Miniſter und

Mä-

---

*) Der Abbé **Barruel** redet in ſeinen Memoires pour ſervir à l'hiſtoire du Jacobinisme, London 1798. IV Tomes über die Urſachen der Franzöſiſchen Revolution ganz anders, als Andere bisher darüber redeten. Ich ſtimme dem Urtheile des Herrn Geh. Canzleyſecretärs **Brandes** über **Barrüels** Werk in den Göttingiſchen Anzeigen, 26. 27. St. 1799 bey.

Mätreſſen, die Erſchöpfung und Sittenverderbniß des Hofes, die Bedrückungen und das Elend des Volks eine ſolche Höhe, daß ſchon damahls ſcharfſinnige Staatsmänner vorherſagten: Die Nachkommen **Ludewigs** XIV würden dereinſt den Despoten-Sinn, die Prachtliebe und Ueppigkeit, den Aufwand, und die Eroberungsſucht dieſes Königs als die Urſachen ihres Untergangs, und der Auflöſung der Monarchie anklagen. Zu den Zeiten der Regentſchaft nahmen die Unordnungen des Hofes, und die Zerrüttungen des Reichs mit ſchnellen Schritten zu. In den erſten zwanzig Jahren der Regierung **Ludewigs** XV hielt der Cardinal **Fleury** den Fall des ſinkenden Reichs durch ſeine Sparſamkeit, und Friedfertigkeit auf. Um deſto reiſſender wurde der Sturz nach dem Tode des Cardinals. Schon in der Mitte dieſes Jahrhunderts, und ungefähr in der Mitte der Regierung **Ludewigs** XV nahm der Graf von **Cheſterfield** eine ſolche Gährung der Geiſter, und ſo viele Merkmahle einer bevorſtehenden gewaltſamen Umkehrung der Dinge wahr, daß er die Vernichtung, oder Schmälerung der königlichen und päbſtlichen Gewalt als unvermeidliche Begebenheiten anſah, die ſich noch vor dem Ausgange unſers Jahrhundert eräugnen würden *). Dieſe Weiſſagung iſt um deſto merkwürdiger, da die meiſten Erſcheinungen, welche ſich unter der Regierung Ludewigs XV entwickelten, und die Revolution vorbereiteten, damahls noch nicht eingetreten waren. Voltaire war zwar ſchon der Lieblingsſchriftſteller ſeiner Nation, allein er hatte doch den gröſten Theil der Werke noch nocht geſchrieben, wodurch er in der Folge das Anſehen der Religion und der Geiſtlichkeit, beſonders die Unduldſamkeit, Ketzermacherey, und Verfolgungsſucht der letztern beſtritt, und vernichtete. Die Encyklo-

---

*) II. 232. . . theſe ſymptoms of reaſon and good ſenſe, which ſeem to be breaking out all over France; but this i foreſee, that before the end of this century, the trade of both King and Prieſt will not be half ſo good a one as it has been. Du Clos in his reflections hath obſerved, and very truly, qu'il y a un germe de raiſon, qui commence à ſe developper en France. A developpement, that muſt prove fatal to regal, and papal pretenſions. Eine noch ſtärkere Stelle in einem der früheren Briefe kann ich nicht wiederfinden.

cyklopädiſten hatten ſich kaum vereinigt *), und die Oekonomiſten knüpften ihren Bund erſt im Jahr 1760 **) Beide verbanden ſich nachher, oder ſahen ſich wenigſtens als Verbrüderte an. Auch wurden beide, wiewohl vorzugsweiſe, die Encyclopädiſten, die Philoſophen genannt ***). Die Encyklopediſten und Oekonomiſten machten nicht bloß gelehrte Geſellſchaften, ſondern politiſche Parteyen aus, wovon die Eine mit einer faſt wüthenden Schwärmerey gegen Religion und Prieſterthum, und die andere mit wenigſtens gleichem Eifer gegen das ganze Verwaltungs-Syſtem der Franzöſiſchen Miniſter zu Felde zog. Dieſe beiden Factionen ſchufen unläugbar die Denkart des gebildeten Publicums um: vielleicht weniger durch ihre Schriften, als durch ihren Einfluß auf die glänzenden, und geiſtvollen Zirkel der Hauptſtadt, in welchen die Häupter der Encyklopädiſten und Oekonomiſten ſchon unter Ludewig XV den Ton anzugeben anfingen *). Montesquieu, und Rouſſeau gehörten weder zu den Einen, noch zu den Andern; und doch wirkten Beide **), ſo wie Helvetius, zum Umſturz der herrſchenden Religion, und des bisherigen Gouvernements hin. Die Syſteme der ſo genannten Philoſophen fanden um deſto mehr Eingang, da die noch immer ſteigenden Laſter und Gewaltthätigkeiten des Hofes, und der Geiſtlichkeit je länger, je mehr Verachtung, und Abſcheu erzeugten, und alle nachdenkende Männer zur Erforſchung ſo wohl der Urſachen unerträglicher Mißbräuche, als ihrer Gegenmittel aufforderten. Die Willkühr der Miniſter war bisher wenigſtens durch gewiſſe Maximen, und Formalitäten der Büreaux eingeſchränkt worden. Auch dieſe letzten Einſchränkungen wurden von den Nachfolgern eines d'Argenſon, und Machault durchbrochen *). Man wählte die Miniſter nicht mehr aus der Magiſtratur, ſondern man ſuchte ſie unter den Hofleuten, oder den vornehmſten Militär-Perſonen aus. Jeder neue Miniſter bildete ſein Büreau nach ſeinem Gutdünken, und kehrte ſein Departement eben ſo willkührlich um. Der Marſchall von Bellisle, der Herzog von Choiſeul, und deren Nachfolger ließen eine Neuerung auf die andere folgen. Die Schritte der Adminiſtration wurden ungewiß, oder widerſprechend, und die Untergebenen unzufrieden, am

---

*) Der erſte Band der Encyklopädie erſchien 1751.

**) Man ſehe eine vortreffliche gedrängte Geſchichte dieſer wichtigen gelehrten, und politiſchen Partey, und ihrer Grundſätze im Obſervat. Anglois I. 275. etſq. p.)

***) Man ſehe beſ. das Epitre aux calomniateurs de la philoſophie im dritten Bande des Obſerv. Angl. III. 201. etſq. p.

---

*) Moore View of Society etc. I. 27. Jou can ſcarcely believe the influence, which this body of men have in the gay and diſſipated city of Paris. Their opinions not only determine the merit of works of taſte and ſcience, but they have conſiderable weight on the manners and ſentiments of rank, of the public in general, and conſequently are not without effect on the meaſures of government. The ſome thing takes place in ſome degree in moſt countries of Europe; but if i am not miſtaken, more at Paris, than any where elſe; becauſe men of letters are here at once united to each other by the various academies, and diffuſed among private ſocieties, by the manners and general taſte of the nation.

*) Der Erſtere durch den Eſprit les loix, der Andere durch den Emil. Der Contrat ſocial wurde vor der Revolution wenig oder gar nicht geleſen.

aller-

---

*) Du Gouvernement, des Moeurs, etc. avant la revolution, p. 141. 142. Cet attachement aux formes établies ſous Louis XIV, et aux maximes des miniſtres célèbres ſe ſoutint jusqu'à Mrs. d'Argenſon et Machault.

allermeiſten die Armee, weil dieſe unaufhörlich lernen und wieder vergeſſen muſte *). Die Miniſter, welche den Dûc de Choiſeul verdrängten, gingen noch viel weiter, als dieſer gegangen war. Der Canzler Maupeou unterdrückte die Parlemente mit einer Gewalt, welche den ganzen Staatscörper in Convulſionen ſetzte; und der Abbé Terray preßte dem ſchon lange ſchmachtenden Volke das letzte Mark ab, um die unermeßliche Ueppigkeit des Königs, und die eben ſo unermeßliche Verſchwendung der Gräfinn dû Barry befriedigen zu können. Der Parc-au-cerf und die ärgerliche Gunſt eines aus dem Bordell aufgegriffenen Kebsweibes machten

---

*) l. c. C'eſt à l'époque du miniſtère du Maréchal de Belle-isle, et à celui du Duc de Choiſeul, qu'on voit les ordonnances ſe multiplier, la diſcipline ſe altérer, et le Militaire ſe degouter d'un ſervice, où il falloit ſans ceſſe apprendre et oublier. Les manoeuvres, les uniformes, les principes de la diſcipline, les punitions, les moyens d'avancements, les dénominations des emplois, tout changeoit à l'avenement de chaque miniſtre, &c. Am meiſten unzufrieden wurde die Armee durch die neuen Reglements des Grafen von St. Germain, und durch die mit dem Geiſte der Nation ſtreitende Diſciplin, welche er einzuführen ſuchte. Obſerv. Anglois III. 155.

ten nicht nur den König verächtlich, ſondern auch die königliche Macht bey ſehr Vielen verhaßt; und dieſe Geſinnungen gingen in die folgende Regierung über.

Es iſt in der That beynahe unbegreiflich, wie ſich bey dem ſcheußlichen Leben Ludewigs XV, und dem ſcheußlichen Regiment ſeiner Miniſter eine ſolche Loyauté erhalten konnte, dergleichen Moore noch in den letzten Jahren Ludewigs XV antraff, und welche dieſer Schriftſteller mit gleich wahren und meiſterhaften Zügen ſchildert *). "Der Franzoſe liebt ſeinen König nicht auf die Arten, wie ein Engländer, ein Deutſcher, oder ein Türk und Perſer ſeine Beherrſcher liebt. Der Franzoſe weiß es, daß ſein König aus eben dem Stoffe gebildet, und eben den Schwachheiten unterworfen iſt, wie andere Menſchen. Während daß er ſeine Thorheiten aufzählt, und ſie belacht, oder bedauert, iſt er zugleich von dem Gefühl der tiefſten Ehrfurcht, und der innigſten Zärtlichkeit durchdrungen. Man kann dieſe Ergebenheit ein wohlwollendes Vorurtheil nennen, das

---

*) I. 39. et ſq. p.

daſs von dem wirklichen Charakter des Königs unabhängig iſt."

"Roi iſt ein Wort, das in den Gemüthern der Franzoſen eben ſo wohl Begriffe von Wohlwollen, Dankbarkeit, und Liebe, als von Macht, Gröſse, und Glückſeligkeit aufweckt."

"Die Franzoſen drängen ſich alle Sonntage nach Verſailles, um den König mit nie befriedigter Neugierde zu betrachten; und dieſer Anblick gewährt ihnen das zwanzigſte Mahl eben ſo viel Vergnügen, als das erſte."

"Sie ſehen ihn als ihren Freund an, ungeachtet er ſie gar nicht kennt: als ihren Beſchützer, ungeachtet ſie in beſtändigen Gefahren von Polizeybedienten und Lettres de cachet ſchweben: als ihren Wohlthäter, ungeachtet ſie durch Auflagen zu Boden gedrückt werden."

"Sie machen ſeine unbedeutendſten Handlungen wichtig: beſchönigen, und entſchuldigen ſeine Schwachheiten; und rechnen ſeine Verirrungen oder Verbrechen den Miniſtern zu, die in böslichen Abſichten ſeinen Verſtand verblendet, und ſein gutes Herz irregeleitet haben."

"Sie wiederhohlen mit dem lebhafteſten Beyfall jedes Wort des Königs, was nur irgend einen Anſchein von Witz hat, oder auch nur ganz gewöhnlichen Verſtand verräth."

"Alle Kleinigkeiten, die ſich auf den Monarchen beziehen, ſind von groſser Bedeutung. Ob er viel oder wenig gegeſſen hat: das Kleid, was er trägt, das Pferd, was er reitet: alles dieſes wird ein Gegenſtand der Geſpräche in den Geſellſchaften zu Paris, und einer der Lieblingsgegenſtände, über welche man an ſeine Freunde in den Provinzen ſchreibt.".

"Stößt dem Könige nur ein geringes Uebelbefinden zu, ſo geräth ganz Frankreich in Beſtürzung, als wenn man von einer groſsen Landplage bedroht würde. Man würde es als ein Zeichen von unverzeihlicher Gleichgültigkeit anſehen, wenn man von irgend einer Sache zu reden anfinge, bevor man die Materie von dem Geſundheitszuſtande des Königs abgehandelt hätte."

"Bey Muſterungen bekümmern ſich die Zuſchauer, die den König ſehen können, um die Evolutionen der Truppen gar nicht. Ihre ganze Aufmerkſamkeit iſt auf den Monarchen geheſtet. — Avez vous vu le roi? — Tenez — ah! — voilà le roi. — Le roi rit — apparemment il eſt content. — Je ſuis charmé — ah, il touſſe — A-t-il touſſé? — Oui, parbleu! et bien fort — J'en ſuis au deſeſpoir." —

"Während der Meſſe gibt man nicht auf den Prieſter, ſondern auf den König Acht. Die Hoſtie wird emporgehoben. Auch dann bleiben die Augen des Volks auf dem Geſichte ihres geliebten Monarchen geheſtet."

"Alle dieſe Aeußerungen von Theilnahme ſind durchaus uneigennützig; wenigſtens in dem großen Haufen, der nicht die geringſte Hoffnung hat, ſeinen Beherrſchern bekannt zu werden, und noch weniger, Wohlthaten von ihnen zu empfangen."

"Die philoſophiſche Idee: daß Könige zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt beſtellt, und daß ſie ihren Unterthanen von ſchlechter Verwaltung, oder fortgeſetzter Uebung von Ungerechtigkeit und Bedrückung Rechenſchaft abzulegen ſchuldig ſind: iſt eine Lehre, die mit der allgemeinen Denkart der Nation gänzlich ſtreitet. . . . Die Franzoſen werden durch den Glanz der Monarchie ſo ſehr ergötzt und geblendet, daß ſie den Gedanken der geringſten Einſchränkung derſelben nicht ertragen können. Sie laſſen der glänzenden Maſchine freyes Spiel, wenn ſie gleich dadurch oft geſchunden, oder in Gefahr kommen, dadurch verzehrt zu werden."

"Sie betrachten die Macht ihres Königs, aus welcher ihre Knechtſchaft entſteht, als ihre eigene Macht. Es iſt beynahe unglaublich, und doch iſt es wahr: ſie ſind ſtolz auf dieſe Macht, die durch gar nichts beſchränkt wird." . . . .

"Es war, und iſt kein Volk *), das ſo gerechte Anſprüche auf die Liebe und Dankbarkeit ſeiner Könige hätte, als das Franzöſiſche. Die Franzoſen freuen ſich mit der Freude ihres Königs, trauern über ſeine Schmerzen, ſind ſtolz auf ſeine Macht, eitel auf ſeine Vorzüge, und nachſichtig gegen ſeinen Fehler. Sie geben gern ihre Bequemlichkeiten zu ſeinem Ueberfluſſe her, und ſind in jedem Au-

---

*) p. 55. l. c.

genblicke bereit, ihr Leben für ſeinen Ruhm aufzuopfern."

"Man ſollte denken, daß ein König das gröſte Ungeheuer von Selbſtſucht, und Gefühlloſigkeit ſeyn müſte, der ſolche Unterthanen nicht liebte, und nicht einige Zeit darauf verwendete, ihre Glückſeligkeit zu befördern. Und doch hat die Franzöſiſche Nation ſeit Heinrich IV keinen einzigen ihrer würdigen König gehabt, und gerade dieſem Heinrich IV ſpielten ſie am ſchlimmſten mit." — Leider mißhandelten ſie den Beſten ihrer Könige noch ſchlimmer. Eben der Schriftſteller, deſſen Worte ich bisher anführte, ſagt in dem Tagebuche ſeiner letzten Reiſen: daß der Mangel von Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen einen gerechten, und gütigen Fürſten der Franzöſiſchen Nation noch weniger zur Ehre gereiche, als ihre vormahlige knechtiſche Ergebenheit gegen ſchwache und laſterhafte Könige *).

Als

---

*) Journal, &c. II. p. 385. But as the men shew an object and slavish diſpoſition, who affect attachment and veneration for a foolish or wicked prince, ſo thoſe on the other haud betray a malevolent and odious character, who are deficient in reſpect and gratitude to a mild and equitable monarch who through the whole of his reign has mani-

Als Ludewig der Sechszehnte zur Regierung kam, hoffte ganz Frankreich von dem jungen und unverdorbenen König eine baldige Abſchaffung aller bisherigen Mißbräuche, und mit dieſer die Rückkehr der goldenen Zeiten Heinrichs IV. Ludewig XVI beſaß mehr Kenntniſſe und Fähigkeiten, als die Meiſten ſeiner Vorfahren, viel mehr, als Fürſten in ruhigen Zeiten nöthig haben, um ihre Völker mit Ruhm zu regieren *). Sein Herz war Eins der edelſten, welche die Natur jemahls ihren auserwählten Lieblingen geſchenkt hat. Dieß edle Königsherz glühte von heißer Liebe zu ſeinem Volke,

---

manifeſted a love of juſtice, and an equal regard for the rights of his ſubjects and for his own prerogative.

*) Alle ſeine Miniſter gaben ihm das Zeugniß, daß er im Conſeil faſt ohne Ausnahme, und öfter, als die geübteſten Miniſter, den rechten Punct treffe Er las bey den Vorträgen der Miniſter, und verlor doch kein Wort von dem, was vorgetragen ward. Bertrand II, 21 In den Verhören vor dem Convent antwortete er ſo, daß er nicht beſſer hätte antworten können, wenn er alle Fragen vorhergewußt, und jede Antwort lange mit den berühmteſten Rechtsgelehrten überlegt hätte. Selbſt ſein Teſtament iſt eine unverwerfliche Urkunde ſeines nicht wenig gebildeten Geiſtes ib III. 284. Man leſe die Schilderung, welche ſelbſt Madame Roland von Ludewig XVI machte. II. 6.

Volke, von Liebe der Religion, und ſeiner Familie *). Aus Liebe zu ſeinem Volke opferte er von Anbeginn an gern den Glanz ſeines Hofes, oder ſeine, und der Seinigen Bedürfniſſe, oder Wünſche auf **). Aus Liebe zu ſeinem Volke gab er mit Freuden alle Vorrechte hin, welche man bis dahin als die heiligſten Prärogativen der Crone betrachtet hatte, ſo bald er einzuſehen anfing, daß dieſe Vorrechte mit der Wohlfahrt des Volks un-

---

*) Bertrand II. p. 20. It was a remarkable feature in the King's character, which particularly showed the turn of his mind, that his natural timidity, and the difficulty he found in expreſſing his ideas, never appeared, when religion, the relief of the people, or the happineſs of France, were in queſtion. Upon theſe occaſions he always delivered himſelf with an energy and facility, which never failed to aſtoniſh the new miniſters, who were prepoſſeſſed with the prevailing opinion of the King's narrow capacity

**) Im J. 1775. ſagte der Prinz von Condé in ſeiner Rede an die Stände von Bourgogne: Pourrions nous ne pas former les plus douces eſpérances, en voyant un roi de vingt ans, ſe retrancher des plaiſirs dans un âge, où il eſt pardonnable de les multiplier; . . ni avoir d'autre paſſion, que l'amour du bien, etc.; Anecdotes du regne de Louis XVI. T. I. p. 33. Vom Jahr 1780. an wurden die größten Erſparungen nicht nur in dem Hauſe des Königs, ſondern auch der Königinn gemacht ib. p. 131-135.

vereinbar ſeyen *). Aus Liebe zu ſeinem Volke endlich hätte er nicht nur ſein Leben willig hingegeben, um dieß Volk glücklich zu machen, ſondern ſelbſt um ihm die Schmach, und die Reue zu erſparen, den Beſten der Könige unter einem Scheine von gerichtlicher Unterſuchung, und Verurtheilung öffentlich umzubringen **). Ludewig XVI behielt die zärtliche Liebe für ſein Volk auch da noch bey, als der dominirende Theil des Letztern ihm genug zu erkennen gegeben hatte, daß er dem

---

*) Man ſehe beſonders das treffliche Schreiben des Königs an die Aſſamblee Nationale im J. 1790. l. c. p. 140 beſ. p. 144 und 145. ferner die Antwort an einen Miniſter, der ihm die Gefahren der Verſammlung der Reichsſtände vorſtellte: ib. p. 168. qu'importe, que mon autorité ſouffre, pourvuque mon peuple ſoit heureux: und dann die rührende Rede in der Nationalverſammlung ib. p. 211-213. Ich ſetze nur folgende Worte her: Vous qui pouvez influer par tant de moyens ſur la confiance publique, éclairez ſur ſes véritables intérêts le peuple, qu'on égare, ce bon peuple, qui m'eſt ſi cher, et dont on m'aſſure, qui je ſuis aimé, quand on veut me conſoler demes peines.

*) Bertrand II. p. 297. The ſacrifice of his life ſeemed to coſt him nothing. The honour of the nation was the ſole object of his thought The idea of being publicly murdered, in the name of the people, shocked him greatly *He* wished rather to die by the hands of an aſſaſſin, that his murder might be conſidered as the crime of a few individuals, and not a national act.

Könige nach der Crone, und ſelbſt nach dem Leben trachte *). Das liebevolle Herz des Königs wurde nicht einmahl durch irgend eine ſchädliche Leidenſchaft, viel weniger durch ein Laſter; und ſein Geiſt durch kein verderbliches Vorurtheil entſtellt. Er hatte weder Mätreſſen, noch Günſtlinge, oder übermächtige Beichtväter

---

*) Nach der ſchimpflichen Rückkehr von Varennes gab Einer der vornehmſten Beamten des königlichen Hauſes ſein Beileid über den mißlungenen Verſuch auch deßwegen zu erkennen, weil dadurch die Macht und das Anſehen der National-Aſſamblée ſehr zunehmen würde. Der König antwortete: deſto beſſer, deſto beſſer, wenn nur mein Volk glücklich dadurch wird. III. 224. Bertrand. In ſeinen letzten Stunden ſagte er unter andern zu ſeinem Beichtvater: Dieß von Natur gute, aber jetzt irregeleitete Volk würde mich nie als einen Tyrannen angeklagt haben, wenn es gewußt hätte, wie theuer mir beſtändig ſeine Glückſeligkeit war, und wie eifrig ich dieſe zu befördern wünſchte. In eben dem Verhältniſſe, in welchem man mich der Mittel, dieſen Gegenſtand meiner herzlichſten Wünſche zu erreichen, beraubt hat, iſt mir das Leben gleichgültig, ja ſelbſt läſtig geworden; und nun opfere ich es ohne das geringſte Bedenken auf. Ich bin gewiß, daß die Franzoſen dereinſt meinen Verluſt bedauern, und daß ſie meinem Andenken Gerechtigkeit werden widerfahren laſſen, wenn ihnen der wahre Hergang der Sachen bekannt, und die Erlaubniß, gerecht zu ſeyn, wieder geſchenkt werden wird. Aber ach! bis dahin werden ſie ſehr unglücklich ſeyn.

väter *). Sein einziges Gebrechen war der gröſte Erbfehler ſeiner Familie, eine gewiſſe Schwäche des Willens, und der Seele: ein daher entſtehendes Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, und gegen Andere: und ein aus dieſem Mißtrauen ausfließender doppelter Fehler: nämlich Unſchlüſſigkeit und Zögerung in unwichtigen, und wiederum Uebereilung und Haſtigkeit in den wichtigſten Angelegenheiten **). Die Schwäche des Königs koſtete ihm Thron und

---

*) Obſerv. Anglois IV. p. 100. C'eſt, qu'enfin le Roi actuel eſt peutêtre l'homme de ſon royaume, proportion gardée, qui dépenſe le moins pour ſon compte. C'eſt, qu'il n'a ni maitreſſe, ni mauvaiſes qualites, ni prejugés apparens.

**) Man ſehe Bertrand I. 32-35. II. 29. 262. 298. Ludewig der XVI. beweist, wie die meiſten Prinzen ſeines Hauſes, und die meiſten franzöſiſchen Miniſter in den letzten Zeiten, den groſſen Unterſchied der Eigenſchaften, welche die Franzoſen durch Courage où hardieſſe d'eſprit, und Courage ou hardieſſe de coeur bezeichnen. Die Bourboniden hatten die letztere, Unerſchrockenheit im Tode, und in Todesgefahren in einem ſeltenen Grade. Allein die Erſtere fehlte ihnen im Durchſchnitt, fehlte auch Ludewig XVI. Vermöge dieſer Schwäche konnte dieſer König ſelbſt keine Entſchließung faſſen, am allerwenigſten eine ſolche, welche nachdrückliche Maaßregeln nothwendig gemacht, oder Gefahr von Blutvergießen mit ſich geführt hätte. Man beſchuldigt den Grafen Maurepas, daß er die natürliche Schüchternheit und Unentſchloſſenheit des Königs genährt, und abſichtlich vermehrt habe. l. c. Als Ludewig der Sechszehnte noch Dan-

und Leben *). Was konnte aber der unglückliche Ludewig XVI. dafür, daß die Natur ihm zu viel Milde und zu wenig Stärke gegeben hatte: daß er nur ſolche Miniſter fand, die ſeine natürliche Schwäche vermehrten, anſtatt ſie überwinden zu helfen: daß er in Zeiten und Umſtände verſetzt wurde, wo ſeine Tugenden ſelbſt auf eine gewiſſe Art in Laſter und Verbrechen umgekehrt, und gerade das am nothwendigſten erfordert wurde, was Natur und Erziehung ihm am meiſten verſagt hatten **)?

Unter den Miniſtern Ludewigs XVI. beförderten ſelbſt diejenigen, welche man ver-

---

Dauphin war, fiel ihm die Schwäche ſeines Großvaters ſo ſehr auf, daß er während einer Unterredung über den Beynahmen, den er dereinſt erhalten würde, mit Ernſt ſagte: Louis le ſevere. Er wurde dieſes ſo wenig, daß er vielmehr, wie auch Moore urtheilte, den Nahmen von Louis le trop bon verdiente. Journal II 278. Wenn auch der Graf von Maurepas dem jungen Könige abſichtlich Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und gegen Andere einflößte: wenn er ihn abhielt, im Conſeil ſelbſt zu ſtimmen, und veranlaßte, ſtets der Majorität der Miniſter zu folgen, ſo ſetzt doch dieſe Nachgiebigkeit des Königs allemahl eine außerordentliche Schwäche des Willens voraus, und dieſe Schwäche iſt unter allen unſichtbaren Gebrechen des Menſchen Eins der unheilbarſten.

*) Außer den angeführten Schriftſtellern ſehe man noch du Gouvernement, etc. p. 167

**) Bertrand III. p 283. et ſq.

vergleichungsweiſe die Guten nennen kann, die Revolution, und die ſchlechten wurden die nächſten Urſachen derſelben. Keiner dieſer Miniſter bemerkte die in der öffentlichen Denkart vorgehende Veränderungen, oder beherzigte ſie wenigſtens nicht nach Würden. Keiner ſah das Ungewitter vorher das ſich immer dichter, und drohender zuſammenzog. Keiner hatte Geiſt und Muth genug um das Ungewitter zu zerſtreuen, oder bey ſeinem Ausbruche abzuleiten, und auf eine unſchädliche, oder wenig ſchädliche Art austoben zu laſſen. Gerade im Anfange der Revolution waren die wichtigſten Staatsbedienungen mit unfähigen, oder wenigſtens mit ſolchen Männern beſetzt, deren Hand viel zu ſchwach war, das Staatsſchiff im heftigen Sturme zu leiten *). Wie hätten aber auch an einem ſolchen Hofe, wie der Hof Ludewigs des Funfzehnten war, und bey den Sitten eines ſolchen Hofes unterrichtete, entſchloſſene, und patriotiſch-geſinnte Staatsmänner gebildet werden ſollen? Wiſſenſchaften und Schriftſteller waren ſchon am Hofe Ludewigs XIV wenig geachtet. Dieſer Mangel von Achtung nahm unter Ludewig XV ſo ſehr zu, daß ſie in

---

*) Bertrand III. p. 367.

in Verachtung überging. Hof⸗ und Weltleute wurden lächerlich, wenn ſie ſich als Dichter, oder ſonſt als Schriftſteller Ruhm erwarben, oder erwerben wollten; und Schriftſteller⸗Ruhm war ein unüberſteigliches Hinderniß für Jeden, der nach wichtigen Würden ſtrebte. Der Verfaſſer des Eſprit des loix konnte nicht einmahl eine mittelmäßige Stelle in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten erhalten, welche er eine Zeitlang ſuchte. Türgot hatte ein nicht geringes Talent für die Poeſie, das er aber ſorgfältig verbarg, um nicht als Miniſter ſeinen Credit zu verlieren *). Dieß Vorurtheil war Schuld, daß es in den letzten

---

*) Du Gouvernement, etc. p. 181 - 184. p. 220. 21. wo noch mehrere Beyſpiele angeführt werden. Ich ſchreibe bloß folgende Worte ab: La publication d'un ouvrage en procurant une gloire littéraire à un homme du monde, jetoit une ſorte de ridicule ſur lui parmi les gens de ſon ordre. La ſcience et l'eſprit étoient encore en quelque ſorte roturiers; et en ſe rangeant parmi les Ecrivains un homme d'un certain rang paroiſſoit deſcendre dans une claſſe inférieure. La qualité d'Ecrivain étoit un obſtacle presque inſurmontable dans la carrière de l'ambition. L'auteur de l'Eſprit des loix n'a pu obtenir une place médiocre dans les Affaires Etrangères, à la quelle il aſpira quelque tems.

letzten Zeiten der Franzöſiſchen Monarchie unter den Vornehmen überhaupt, und beſonders unter den Miniſtern ſo Wenige gab, die ſich durch einen Reichthum von nützlichen Kenntniſſen, und einen gebildeten Geiſt ausgezeichnet hätten *). Necker war der Erſte, der dem ſchädlichen Vorurtheile mit Muth und Glück Trotz bot, und der es auch wahrſcheinlich würde zerſtört haben, wenn er nicht ſelbſt die Franzöſiſche Monarchie zerſtört hätte **).

Ludewig XVI hatte zu keinem andern Miniſter ſo viel Vertrauen, als zu dem Grafen von Maurepas. Der Graf verdiente dieß Zutrauen bloß durch ſeine Uneigennützigkeit. Sonſt war er zu alt, zu träge, zu unentſchloſſen, unbeſtändig, und leichtſinnig, als daß er ein groſſes Reich gut hätte regieren, oder ein zerrüttetes hätte wieder herſtellen können ***). Die Verwaltung der Monarchie war für ihn mehr ein Amuſement, als eine Arbeit. Er ließ alles gehen, wie es ging, und war zufriefrieden, wenn es nur ſo lange ging, als er ſelbſt lebte. Er war ein Freund und Kenner der ſchönen Literatur, und eben deßwegen geſtattete er den Gelehrten und Schriftſtellern eine faſt unbeſchränkte Freyheit. Seiner Fahrläſſigkeit hat man es zu danken, daß die Encyklopädiſten und Oekonomiſten mündlich und ſchriftlich eine Menge von Ideen verbreiteten, welche die Religion des Volks, und die Verfaſſung und Verwaltung des Reichs untergruben: daß die Gelehrten die Tonangeber in allen glänzenden Geſellſchaften wurden: daß die Hauptſtadt gleichſam den Hof unterjochte, von welchem ſie bisher eifrige Nachahmerinn geweſen war: und daß die Miniſter ſich mehr vor den dominirenden Gelehrten, als dieſe vor den Miniſtern zu fürchten anfingen *). Die Regierung Ludewigs XVI und die Epoche der Revolution waren

---

*) l. c. p. 183. C'eſt par l'effet du préjugé, dont je viens de parler, qu'on compte un ſi petit nombre de gens célèbres par l'eſprit, dans les premiers rangs de la Société, et presque aucun parmi les miniſtres.

**) l. c. p. 181.

***) Man ſehe beſ. Du Gouvernement &c. p. 210. et ſq. p.

---

*) l. c. p. 50. La Cour ſous Louis XVI n'avoit plus le même aſcendant ſur la ville, autrefois l'aveugle imitatrice du ton, et des manières de la cour. Les miniſtres au lieu d'en impoſer à la capitale, avoient la plus grande déférence pour les opinions, qui régnoient dans les ſociétés dominantes, arbitres ſuprêmes des réputations, et les Gens-de-lettres avoient ſur ces ſociétés un aſcendant marqué, pour la plupart des objets relatifs au gouvernement. L'indifférence, et la légèreté du comte de Maurepas avoient laiſſé un libre cours

Zeiten der Widerſprüche; und daher iſt es vielleicht kaum der Mühe werth, auf die in einer jeden andern Zeit ſonderbare Erſcheinung aufmerkſam zu machen: daß nämlich gerade unter dem Könige, unter welchem Gelehrſamkeit und Autorſchaft, Hof- und Weltleute am meiſten lächerlich machten, Gelehrte und Schriftſteller das gröſte Gewicht in den Geſellſchaften und Berathſchlagungen von Hof- und Weltleuten erhielten.

Unter den Miniſtern, mit welchen ſich **Ludewig XVI** im Anfange ſeiner Regierung umgab, war keiner, der bey der ganzen Nation ſo große Erwartungen erregt hätte, als der rechtſchaffene und aufgeklärte Türgot. Dieſer Finanzminiſter hatte nicht bloß die Abſicht, ſondern er hatte auch Kraft genug, um die Mißbräuche der Finanzen, und mit dieſen die Mißbräuche der Verwaltung überhaupt, von Grund aus zu heilen. Die Gewalt der Umſtände vereitelte die wohlthätigſten Entwürfe Türgots; und der treffliche Mann

---

à tous les ſyſtêmes et aux ecrits. Nach Voltaire's Tode wurde d'Alembert das Haupt, oder vielmehr der Dictator der Gelehrten-Republik in Paris. p. 175.

Mann mußte ſogar die Verwirrung vermehren helfen, welche er hatte heben wollen. Es fehlte dem edeln Türgot die Gabe, oder Kunſt, Menſchen, deren Hülfe, oder gute Meinung ihm nöthig, oder wichtig war, zu gewinnen, oder zu ſchonen, oder in unbedeutenden Dingen nachzugeben; und ſeine Feſtigkeit artete daher nicht ſelten in abſchreckende oder empörende Strenge aus *). Er war ein zu eifriger Anhänger der Oekonomiſten; und dieſe genaue Verbindung mit einer von vielen gefürchteten, und gehaßten Secte wäre allein ſchon hinreichend geweſen, die Geiſtlichkeit, den Hof, und die Finanziers gegen ihn aufzubringen: an welche alle ſich das Parlement anſchloß, welches Türgot ſchon in früheren Zeiten zu ſeinem Feinde gemacht hatte. Türgot nutzte im Anfange ſeines Miniſterii den Enthuſiasmus nicht genug, womit der König und das Volk für ihn eingenommen waren. Anſtatt mit den großen und entſcheidenden Schlägen anzufangen, machte er anfangs gleichſam nur Verſuche im Kleinen, kündigte ſeine wichtigen Entwürfe, beſonders die

---

*) Man ſehe Obſervat. Anglois III. p. 243. et ſq. Du Gouvernement, &c. p. 821, et ſq.

die gleichere Vertheilung, und wohlfeilere Hebung der öffentlichen Abgaben, ſammt der Abſchaffung der General-Pächter, zu früh und zu lange vorher an, und ließ dadurch den mächtigen Corporationen, welche durch ſeine Plane leiden ſollten, Zeit, ſich gegen ihn in eine furchtbare Verfaſſung zu ſetzen. Manche Unternehmungen, vorzüglich die freye Ausfuhr, und den freyen Handel mit Getreide im Innern des Königreichs, fing er zu früh an, ehe ſie gehörig vorbereitet waren. Es entſtanden unvorhergeſehene Schwierigkeiten, und nachtheilige Folgen, die ſeinen Credit ſchwächten, und die gute Sache verdächtig machten. Er glaubte endlich nicht nur Mißbräuche abſchaffen, und nützliche Neuerungen einführen, ſondern auch das Publicum über beide aufklären zu müſſen. Seine Ordonnances wurden daher Diſſertationen, die in Gegenſchriften ſtrenge geprüft, und beſtritten wurden. Dieſe Streitigkeiten erbitterten die Parteyen der Oekonomiſten, und ihrer Widerſacher immer mehr und mehr gegen einander; und zogen die allgemeine Aufmerkſamkeit je länger, je ſtärker auf Gegenſtände der Adminiſtration hin. Eine niedrige Cabale, ver-

veranlaßte im Sommer 1776. Türgots Fall, in welchen der rechtſchaffene, für den Hof und die Geſchäffte nicht gemachte Malesherbes verwickelt wurde. Nach ſeinem Fall wurde faſt alles, was Türgot eingerichtet hatte, aufgehoben, und was er aufgehoben hatte, wieder eingeführt. Der freye Getreide-Handel, und die freye Ausfuhr des Getreides hörten auf. Die abgeſchafften Corveen muſten wieder geleiſtet werden. Die Entlaſſung von Türgot und Malesherbes, beſonders die des Erſtern, erregte in der Nation ein eben ſo allgemeines Bedauern, als ſie dem Parlement, der Geiſtlichkeit, dem Hofe, und den Finanzbedienten Freude verurſachte; und that dem jungen Könige in der öffentlichen Meynung den erſten großen und unerſetzlichen Schaden. Was ſoll man, fragte man ſich allenthalben, von einem Monarchen denken, der Jahre lang für einen Miniſter ſchwärmeriſch eingenommen iſt, alle ſeine Ideen für das Glück des Reichs willig aufnimmt, um dieſer Ideen willen ſich über alle Formen wegſetzt, alle Gegenvorſtellungen der mächtigſten Corps ſtandhaft verwirft, die gewaltſamſten Maßregeln ergreift, in einem Jahre zwey lits de juſtice hält, — und dann auf einmahl ſeine Hand von dem Urheber einer neuen Verwaltung zurückzieht, bevor man dieſe feſt gegründet, und ihre Mängel geprüſt: ja nachdem man alle mit jeder großen Operation nothwendig verbundenen Uebel erfahren hatte, ohne das Gute zu kennen, das ſie würde hervorgebracht haben *).

Nach einem kurzen Zwiſchenraum der Adminiſtration vom Clugni folgte **Necker** auf **Türgot**, wie **Vergennes** in die Stelle von **Maurepas** eintrat. **Vergennes** wirkte nur mittelbar **): **Necker** unmittelbar und hauptſächlich zur Revolution mit ***). Es iſt ſonderbar, daß unter

---

*) III. 244. Obſervateur Anglois.

) Durch den Krieg mit England. **Türgot hatte gegen jeden Krieg als das größte Unglück gewarnt: Man ſehe ein Memoire deſſelben in der Politique de tous les Cabinets de l'Europe II. 419. 420. Notre état néaumoins n'eſt pas tellement déſespéré, que, s'il falloit abſolument ſoutenir une guerre, on ne trouva des reſſources — Mais au moins fautil avouer, qu'on doit l'éviter, comme le plus grand des malheurs, puisqu'elle rendroit impoſſible, pour bien long-tems, et peut-être pour toujours une réforme abſolument néceſſaire à la proſperité de l'état, et au ſoulagement des peuples.

***) Du Gouvernement, etc. p. 186. Les cauſes veritables ſont celles, ſans Lesquelles l'évènement n'auroit unter den beiden Miniſtern Ludewigs XVI, welche das gröſte Gewicht hatten, der Eine, nämlich Maurepas, von ſeinem Weibe regiert *), und der Andere, Necker, von ſeinem Weibe zuerſt gehoben wurde **). Madam Necker hielt ein Bureau d'eſprit, welches unter andern auch ein Dichter und Schöngeiſt, der ſich ſo nennende Marquis de Peſay, beſuchte ***). Dieſer

---

n'auroit pas en lieu, quelques circonſtances, qui euſſent été raſſemblées. Celles de la révolution ſe réduiſent à trois en France. Les ecrits et la conduite de Ms. Necker, qui ont enflammé les eſprits des gens du monde, et du peuple: la trop facile bonté du Roi, et l'Aſſemblée des Notables. Supprimez l'une de ces cauſes. . . . et il n'y a pas de révolution.

*) Maurepas ſagte dieſes ſelbſt. Der Marquis de Poyanne traff einſt an der Tafel des Grafen einen jungen Officier an, der zum Hauſe zu gehören ſchien, und wunderte ſich, daß er ihn nicht kenne. Tant pis pour vous, ſagte Herr von Maurepas, car c'eſt l'homme le plus important, qu'il y ait en France. Il eſt l'amant de de ma Couſine ***, qu'il gouverne: ma couſine gouverne ma femme, la quelle me gouverne, et je gouverne la France. Du Gouvernement, &c. d. 218. 219.

**) Man ſehe Gouvernem etc. p. 238. über den Mauquis de Peſai, und p. 255. et ſq. über Necker beſ. aber Bartrand I 245. et ſq. p.

***) Du Gouvern. p. 247. Me Mecker, eſpèce d'érudite . . . avoit fait de ſa maiſon un Bureau d'eſprit. Elle y diſſertoit peſamment . . . . elle avoit beaucoup d'adreſſe pour l'intrigue; elle ſavoit

Dieſer Marquis de Peſay lebte auf einem vertraulichen Fuße mit dem Grafen und der Gräfinn von Maurepas, und brachte durch den Erſtern mehrere ſeiner Projecte in die Hände des Königs. Er nutzte eben dieſen Weg, um dem Könige einige Entwürfe von Necker mitzutheilen; welchen Dienſt Necker durch die gröſte Bereitwilligkeit vergalt, dem verſchuldeten Dichter mit ſeiner Caſſe auszuhelfen. Der König las Neckers Aufſätze mit der gröſten Begierde, und dieſe Aufſätze, ſammt Maurepas Empfehlung, brachten ihn nach Clügni's Tode neben Taboureau an die Spitze der Finanzen, von welcher er den eben erwähnten beſchwerlichen Gehülfen bald wegdrängte. Necker that eine Zeitlang den großen Hoffnungen, welche man von ihm gefaßt hatte, durch die Anleihen Genüge, womit man den Krieg gegen England fortſetzte, ohne neue Auflagen zu machen. Dieſe neuen Anleihen vermehrten aber die öffentliche Schuldenlaſt um viele Millionen, ſo wie die aus der neuen Welt zurückkehrenden Trup-

---

voit attirer à ſon mari des partiſans par ſes empreſſemens, ſes louanges éxagérées, et de petits ſervices rendus à propos.

Truppen die erſten Keime von Freyheitsliebe in das Franzöſiſche Heer ausſtreuten. Noch ſchädlicher, als die Vermehrung der Schulden, wurden die Schriften von Necker, beſonders ſein Compte rendu, und nachher ſein größeres Werk über die Finanzen, weil dadurch die ſchon entflammten Gemüther unglaublich erhitzt, und von nun an alle Zweige der Finanzverwaltung von allen Ständen, Geſchlechtern, und Altern mit leidenſchaftlicher Hitze unterſucht wurden. Necker ward der Held der Gelehrten, und der Liebling der Weiber. Dieſe Gunſt der Weiber war noch viel räthſelhafter, als das außerordentliche Glück, was er gemacht hatte. Necker war nichts weniger, als ſchön, oder galant; und doch nahmen die vornehmſten, die ſchönſten, und sanfteſten Damen ſich ſeiner mit einem Enthuſiasmus an, der ſie ihren Stand, ihr Geſchlecht, ja ſelbſt alles Decorum vergeſſen machte *).

Die

---

*) Du Gouvernement, etc. p. 269 C'eſt une choſe remarquable, que l'enthouſiasme des femmes les plus diſtinguées par le rang, et la beauté pour un homme d'une figure ignoble, et éloigné de la galanterie, par l'auſtérité apparente de ſes moeurs. An eben dieſer Stelle wird ein merkwürdiges

Ver-

Die Gelehrten und Weiber überſchrieen die ruhigen Beobachter, und Forſcher, welche bemerkten, daß Neckers Verwaltungskunſt einzig und allein darin beſtehe, von allen Seiten her, und zu jedem Preiſe Geld zuſammen zu borgen. Der ſtrenge Miniſter ſchmeichelte im Geheim den Damen, die alle ihre Verehrer zu ſeinen Vertheidigern machten; und die Damen waren ſtolz auf das Anſehen, in welchem ſie bey dem Erretter Frankreichs zu ſtehen glaubten *). Als daher Necker ſich durch ſeine gleich unbeſonnenen und unverſchämten Anmaaßungen die erſte Ungnade zuzog; ſo erhoben die Gelehrten und noch mehr die Damen ein Geſchrey, als wenn das Vaterland in Gefahr wäre. Man ſchmiedete Cabalen gegen das Gouvernement. Man bewirkte den Fall des Credits der öffentlichen Effecten. Man führte zuerſt die Verſammlung der Notablen, und dann die

---

Beyſpiel von dem Enthuſiasmus der Damen für Neckern angeführt. Die Dücheſſe de Lauſün, Eine der Sanfteſten, und Schüchternſten ihres Geſchlechts, hörte auf einer öffentlichen Promenade einen Unbekannten von Neckern nachtheilig reden. Dieß brachte die ſanfte, und ſchüchterne Schöne ſo ſehr auf, daß ſie gegen den Unbekannten die härteſten Injurien ausſtieß.

*) l. c. p. 168 - 270.

die der Reichsſtände herbey. Die Ungnade Neckers vermehrte ſeine Partey, anſtatt ſie zu ſchwächen; und dieſe ſtets wachſende Partey hörte nicht auf, Neckern als den einzigen Erretter Frankreichs anzupreiſen, bis der König genöthigt wurde, dieſen Roi de la Canaille, wie der Graf Mirabeau ihn nannte, zum erſten Finanzminiſter zu erheben *). Necker ward nun eine zeitlang allmächtig. Dieſe Allmacht that ſeinem Ehrgeitze, und ſeiner Eitelkeit noch kein Genüge. Er wollte ſie auch von der Laune des Hofes unabhängig, und zwar dadurch unabhängig machen, daß er nicht bloß Miniſter des Königs, ſondern Miniſter der Nation würde. Necker hätte die dem Volke verſprochene Verſammlung der Stände leicht etwas verzögern können, um die durch das ganze Reich aufgewiegelten Gemüther ein wenig ſich beſänftigen zu laſſen. Er that dieſes nicht, ſondern rief, zuerſt die Notables, und dann die Etats généraux zuſammen. Er bewegte den König, ſelbſt gegen die faſt einſtimmige Meynung der Notables, dem dritten Stande eine doppelte Repräſentation, oder eben ſo viele Repräſentanten, als den übri-

---

*) l. c. p. 274. 275.

übrigen beiden Ständen zuzugeſtehen: in der feſten Meynung, daß der Tiers-Etat aus Dankbarkeit alles für ihn thun, und ſich willig von ihm leiten laſſen werde *). Er beſtimmte den König, gegen die Meynung aller übrigen Miniſter, die Stände des Reichs, in Verſailles, nahe bey der in der höchſten Gährung aufbrauſenden Hauptſtadt zu verſammeln: welcher Entſchluß mit Recht zu den wirkſamſten Urſachen des Untergangs der Monarchie gezählt wird **). Nachdem die Stände zuſammen gekommen waren, ſuchte ſich Necker unter dem lächerlichen Vorwande von Integrität, im Grunde aber aus einem übermäßigen Zutrauen zu ſeinen Fähigkeiten und Verdienſten, keinen Einfluß zu verſchaffen, der ihm ſehr leicht geworden wäre, und der ihm nahmentlich von den vielgeltenden Repräſentanten aus Bretagne angeboten wurde ***). Er ließ die Vollmachten der Mitglieder der Reichsſtände nicht, wie er geſollt hätte, im Nahmen,

---

*) I. 26. 118. 159. Bertrand.

**) Du Gouvern. p. 275. Dans la multitude des cauſes, qui ont concouru à la deſtruction de la Monarchie, il n'en eſt point, qui ayent eu une plus directe, et plus fatale influense, que le choix de la ville de Verſailles.

***) I. 160. Bertrand.

men, und von Commiſſarien des Königs unterſuchen, ſondern übergab dieſe Unterſuchungen den Reichsſtänden ſelbſt *). Dieſer falſche Schritt veranlaßte mehrere Wochen lang die heftigſten und ärgerlichſten Zänkereyen zwiſchen den Deputirten der verſchiedenen Stände, reitzte die Repräſentanten des Tiers-état immer mehr gegen den Adel und die Geiſtlichkeit, ſchwächte aber auch zugleich das Anſehen des Reichstages, und die Erwartungen, welche die ganze Nation von den baldigen und heilſamen Maaßregeln ſeiner Stellvertreter gefaßt hatte **). Wäre es Neckern nicht um Ehre und Macht, ſondern um die wahre Wohlfahrt des Königs zu thun geweſen; ſo hätte er im Nahmen des Königs der Nation die vornehmſten Forderungen, die in den Cahiers der Deputirten enthalten waren, zugeſtehen, und die endloſen Streitigkeiten der Stände als einen Grund brauchen ſollen, die ohne Nutzen verſammelten Stände auseinander gehen zu laſſen ***). Der eitle Mann überließ die Reichsſtände ſo lange ſich

ſelbſt

---

*) ib. p. 136.
) ib. *) ib.

ſelbſt, bis der Tiers-Etat ſich am 17. Jun. 1789. eigenmächtig zu einer National-Aſſemblee conſtituirte. Auch da noch würde man das Verlorne haben wieder gewinnen, des Verſehene wieder gut machen können, wenn nicht Neckers Eitelkeit, die durch einige in der von ihm entworfenen Declaration du Roi machten Veränderungen beleidigt worden war, den Miniſter bewogen hätte, der Königlichen Sitzung des 23. Jun. 1789. nicht beyzuwohnen, in welcher die von ihm ſelbſt aufgeſetzte Erklärung an die Reichsſtände vorgeleſen wurde *). Dieſer Entſchluß wurde ſchnell bekannt. Man zog daraus die Folge, daß der Mann des Volks mit dem Schritte des Hofes nicht zufrieden ſey. Die Declaration du Roi, welche man einige Monathe früher mit dem lebhafteſten und allgemeinſten Entzücken angenommen hätte, wurde von der National-Aſſemblee mit ſträflicher Inſolenz verworfen, und dieſe Verwerfung zeigte nur zu deutlich, daß das Königliche Anſehen beynahe vernichtet war. In eben dem Verhältniſſe, wie dieſes ſank, ſtieg das Anſehen Neckers. Es verbreitete ſich

---

*) l. c. p. 165.

ſich ein Gerücht, daß **Necker** werde entlaſſen werden. Auf dieſes Gerücht drang am Abend des 23. Jun., da **Necker** zur Cour bey dem Könige gegangen war, eine unermeßliche Menge Menſchen in den Hof des Pallaſtes, und ſchriee: es lebe **Necker**, keine Entlaſſung! Anſtatt ſich dem Beyfall der ſtürmenden Menge zu entziehen, und durch einen geheimeren Weg nach Hauſe zurückzukehren, bot **Necker** ſich demſelben abſichtlich dar, und ließ ſich von dem Volke, das ihn in den Armen hielt, das Verſprechen abnöthigen, daß er nicht abdanken wolle. Seine Entlaſſung erfolgte nichts deſto weniger einige Wochen nachher. Bey der baldigen triumphirenden Rückkehr, welche man dem entwaffneten Könige abgezwungen hatte, wäre es Neckern ein leichtes geweſen, den Monarchen und die Nation völlig mit einander auszuſöhnen, und die Hauptſtücke der Declaration du Roi vom 23. Jun. annehmen zu machen. Allein das Geſchrey, und Klatſchen des Volkes in Paris verdrehten dem eiteln Manne den Kopf ſo ſehr, daß er an nichts, als an die Fortſetzung, oder Wiederhohlung der Befriedigungen ſeiner Eitelkeit denken konnte *). Bey dem höchſten Genuſſe, den **Necker** je gehabt hat, an dem Tage nämlich, wo er ſich von dem Balcon des hôtel de ville in Paris dem taumelnden Volke darſtellte, war er von ſeiner Frau und Tochter begleitet. Beide umarmten ihn wechſelsweiſe, und küßten ihm die Hand, um die Scene noch rührender zu machen, und einen Theil des Freudengeſchreys für ſich zu erndten. **Necker** war kaum in Verſailles angekommen, als er zu ſeinem gröſten Schrecken erfuhr, daß ſein Anſehen nicht ſo allgeltend ſey, als er ſich bis dahin geſchmeichelt hatte. Sein letztes Miniſterium war eine Reihe von bittern Prüfungen, die ſich endlich mit einer heimlichen, und ſchimpflichen Flucht endigten. Dem Entwichenen folgten Flüche oder Hohngelächter. Die ſpäteſte Nachwelt wird **Neckers** Nahmen nicht anders, als mit Bedauern und Unwillen über die ſchwachſinnige Eitelkeit des Mannes, und über die traurigen Folgen derſelben nennen.

Neckers Freunde ſchwärzten keinen ſeiner Widerſacher mehr an, als den Controleur-General **Calonne**, der Einer von Neckers Nachfolgern war, und Neckern abermahls zum Nachfolger erhielt. Einer der geringſten Vorwürfe, welche man dem wohllebenden, verſchwenderiſchen und eben deßwegen in ſeinen eigenen Angelegenheiten zerrütteten Calonne machte, war dieſer, daß er Einer der Liebenswürdigen ſey, die zu dem engern Zirkel der Königinn gehörten, und das Glück hätten, dieſe Monarchinn zu amuſiren: daß er um der Damen willen allen Wohlſtand vergeſſe, den man gegen ihn, als Miniſter des Königs zu beobachten habe*): daß er beſonders mit den ſogenannten quatre coins de la reine ſehr gut ſtehe**): daß er, um die Forderungen der Königinn, und ihrer Günſtlinge, oder die Verſchwen-

---

*) l. c. p. 171. et ſq.

---

*) Anecdotes V. p. 207. et ſq. Plus occupé du ſoin de plaire aux femmes de la cour, que de ſe montrer à leurs yeux avec toute la marque d'un miniſtre . . . . il avait à leur égard banni de ſes audiences la ſévère etiquette; Les dames y venaient en caraco, en pierrot, c'eſt à dire, en deshabile: la ducheſſe de Luines, entr'autres, y vint en jocquet, une petite badine à la main, etc.

**) l. c. Mr. de Calonne était très-bien avec les quatre coins de la reine: on appellait ainſi les quatre maiſons de la cour, qui jouiſſaient plus particuliérement des faveurs de ſa Majeſté, et avaient le plus de credit ſur ſon Eſprit, les Polignac, les Vaudreuil, les Guiche, et les Périgard.

dung und Habſucht der Prinzen des Hauſes zu befriedigen, die letzten Kräfte des Volks erſchöpfe, und das furchtbare Deficit noch um vieles furchtbarer mache *). Vielleicht waren dieſe Beſchuldigungen eben ſo ſehr übertrieben, als die Gerüchte falſch waren: daß die Königin ihn zum Controleur-General empfohlen, und daß er den öffentlichen Schatz untreu verwaltet habe **). Calonne rief die Notables zuſammen, weil er gewiß glaubte, daß ſie der Nützlichkeit und Nothwendigkeit ſeiner Plane zur Wiederherſtellung der Finanzen, beſonders der gleichen Vertheilung der Landtaxe über alle Grundeigenthümer nicht widerſtehen würden. Dieſe Plane waren nach dem Urtheile eines einſichtvollen und rechtſchaffenen Mannes ſo vortrefflich, daß die Notables ſie zwar eigenſinnig verwarfen, aber nicht widerlegen, oder durch andere beſſere erſetzen konnten: ſo vortrefflich, daß ſelbſt ſeine Feinde, der Erzbiſchof **von Sens**, und **Necker** ſich genöthigt ſahen, auf das genauſte den Fußſtapfen zu folgen, welche Calonne ihnen vorgezeichnet hatte *). Sein gröſter Fehler war dieſer, daß er unter die Notables meiſtens ſolche Perſonen aufnahm, oder durch den damahligen Erzbiſchof von Toulouſe, nachherigen Erzbiſchof von Sens, aufnehmen ließ, die ihm, und ſeinen Entwürfen nicht gewogen waren, die vielmehr alles aufboten, ihn zu ſtürzen. Der ehrgeitzige Erzbiſchof, und der rachſüchtige Baron von Breteuil ſtimmten die Königinn dahin, daß ſie den Fall von Calonne beſchleunigte: ein Schritt, den die Monarchinn wahrſcheinlich nachher oft und bitterlich bereut hat **). Calonne muſte entfliehen, bevor noch die Arbeiten der Verſammlung der Notables geendigt waren ***). Keiner war weniger im Stande, Calonne zu erſetzen, als der Erzbiſchof von Sens, und nachherige Cardinal von **Brienne**, der zum Prinzipal-Miniſter ernannt wurde. Dieſer ſittenloſe, und beſchränkte Mann leerte die letzten Reſte des königlichen Schatzes aus, vernichtete den öffentlichen Credit gänzlich, und zerſtörte alle Springfedern der königlichen Gewalt, indem er ſie durch den höchſten Mißbrauch von Lettres de cachet, und Lits de juſtice überſpannte *). Der raſende Verſuch, alle Parlemente aufzuheben, um ihrer Widerſprüche überhoben zu ſeyn, veranlaßte die erſten Ausbrüche von Empörung, wozu das Volk in dem gröſten Theile des Reichs ſchon reif war. Auf Brienne's Zureden verſprach der König ſeiner Nation auf das feierlichſte, daß er die états généraux zuſammenrufen wolle **). Dieß ſchützte den Miniſter nicht gegen das allgemeine Geſchrey, das ihn unwiderſtehlich von einem Poſten wegdrängte, welchem er nicht gewachſen war.

---

*) l. c.

**) Man ſehe Bertrand I. p. 29. et ſq. although the archpishop of ſens, and Mr. Necker exhauſted al the papers nelating to his adminiſtration, yet they never could find the ſmaleeſt proof of theſe heavy charges which have been urged againſt him.

---

*) p. 44. l. c. It has ſince appeared, that the Archbishop of Sens and Ms. Necker could do no better, than slavishly follow the line their antagoniſt had traced.

**) I 42. Bertrand.

***) l. c. It muſt be aknowledged, that this fatal determination, followed by the nomination of the archbishop of Sens to the miniſtry, was the immediate cauſe of the revolution.

Unter allen Miniſtern, welche der König von der Verſammlung der Reichsſtände an wählte, oder wählen muſte, war **Bertrand de Molleville** der Einzige, der mit den erforderlichen Kenntniſſen und

Ta-

---

*) I. 46. l. c.
**) I. p. 117.

Talenten eine damahls unentbehrliche Feſtigkeit verband. **Montmorin** war treu, aber ſchwach *), und der Graf von **Narbonne** war noch ſelbſtgenügſamer, und anmaaßender, als ſeine Freundinn, die Frau von **Stael** **). **Rolland, Claviere** und **Servam** mißhandelten den guten König auf eine ſo unwürdige Art, daß ſelbſt **Dümourier, Düranthon,** und **La Coſte** dadurch geärgert wurden, und den gekränkten Monarchen von dieſen Unholden befreyten ***). Die Frau des Erſtern gibt freylich einen ganz andern Grund der Entlaſſung ihres Mannes an †), allein ſie ſchildert auch ihren Gemahl, deſſen Gehülfen und Freunde ganz anders, als ſie zu ihrer ewigen Schande in den Memoiren von **Bertrand de Molleville** enthüllt worden ſind ††). Madame **Roland** fand ein großes Vergnügen daran, daß die Miniſter und die übrigen Freunde ihres Mannes ſich häu-

---

*) I. p. 100 **) I. p. 263. et ſq.

***) II. p. 266. l. c.

†) Appel. I. p. 46.

††) Man ſehe nur allein die Proben der Beſtechlichkeit der Häupter der Gironde, und ihres ſträflichen Ehrgeitzes. Bertrand II. 164. 280. III. 25. 26.

ſig in ihrem Zimmer, und an ihrer Tafel verſammelten, und vor ihr über öffentliche Angelegenheiten rathſchlagten *). Noch mehr Freude verſchaffte es ihr, wenn ſie mit ihrem Manne arbeiten, und in deſſen Nahmen Aufſätze oder Briefe verfertigen konnte **). Sie muſte dieß doppelte Vergnügen, und das Gerücht des großen Einfluſſes, den ſie auf ihren Mann und deſſen Freunde habe, mit dem Leben bezahlen. Dieſe Strafe konnte nur von hartherzigen Tyrannen verhängt werden. Madame **Roland** hatte nicht nur mehr Kopf, und Kenntniſſe, als die Weiber und Töchter aller übrigen Miniſter Ludewigs XVI. welche auf ihre Gemahle und Väter wirkten, ſondern auch mehr Entſchloſſenheit und Stärke des Geiſtes, als die meiſten Räthe des Königs beſaßen.

Wozu, wird vielleicht dieſer, oder jener Leſer fragen, alle dieſe Nachrichten und Urtheile über **Ludewig XVI** und deſſen Miniſter in einer Geſchichte der Weiber? — Ich antworte: nicht bloß um zu zeigen, daß auch unter **Ludewig XVI.** die Weiber fortfuhren, die Vertrautrauten des Königs zu leiten, ſondern vorzüglich um zu beweiſen, daß man der unglücklichen Königinn nicht einen ſo großen Antheil an der Revolution zueignen könne, als man ihr noch immer in und außer Frankreich zuzueignen geneigt iſt. Es iſt nicht zu läugnen, daß Marie Antoinette viele und große Schwachheiten hatte, und viele und große Fehltritte beging; allein unzählige Fürſtinnen der ältern und neuern Zeit machten ſich größerer Fehltritte ſchuldig, ja begingen ſogar die ſchrecklichſten Verbrechen, ohne in gleichem Grade gehaßt, und geſtraft zu werden *). Thereſens Tochter litt mehr, als

---

*) Appel I. p. 37. et ſq.

**) II. 12.

---

*) Ich ſtimme vollkommen Moore bey, wenn er ſagt: Journal etc. II. 447. 449. The rancour, which in this country is manifeſted againſt the Queen, is more violent, and more unaccountable than even that, which appeared in Scotland againſt Mary queen of Scots . . . The crimes imputed to Mary, whether true or falſe, were of a much deeper dye, than any which calumny has ever laid to the charge of the Queen of France. Mary fell the victim of hypocrity, female jealouſy, and political fear; whereas the ſufferings of the Queen of France are as contrary to policy as to humanity, and proceed from a people, who, before they could behave to her in the barbarous manner they did, muſt have renounced every amiable quality imputed to them by their friends, and adopted the diſpoſition of which they are accuſed by their bittereſt ennemies.

als irgend eine andere Fürſtinn litt: mehr, als jemahls ein tragiſcher Dichter eine Fürſtinn leiden ließ *). Die Königinn verſcherzte die Liebe, welche das Volk bis dahin zu ihr getragen hatte, gleich im Anfange der Regierung ihres Gemahls. Die erkaltete Liebe ging bald in Verachtung, und Verachtung in den bitterſten Haß über. Dieſer bittere Haß dauert noch jetzt fort, ungeachtet die gehaßte Fürſtinn ihre Schwachheiten durch unausſprechliche, mit ihrer Schuld in keinem Verhältniß ſtehende Leiden gebüßt, und durch ihre beyſpielloſe Standhaftigkeit im Leben und Tode die höchſte Bewunderung, und einen gleichen Enthuſiasmus von Nachahmung erregt hat **).

---

*) II. 321. l. c. No; the annals of the unfortunate do not record, nor has the imagination of the tragic poet inuented any thing more dreadfully affecting than the misfortunes and ſufferings of Marie Antoinette queen of France; and for ages to come, her name will never be pronounced unaccompanied with execrations againſt the unmanly and unrelenting wretches, who haue treated her, and ſuffered her to be treated in the manner she has been. Moore ſchrieb dieſes vor dem Tode des Königs und der Königinn.

**) Bemerk. über Frankr. 243 267. u. f. S. — Schon am Ende des J. 1775 kamen ſchändliche Couplets heraus, die in ganz Paris geſungen wurden.

Es that der Königinn in der öffentlichen Meynung einen nicht geringen Schaden, daß ſie gleich nach der Thronbeſteigung ihres Gemahls den **Herzog von Choiſeul**, als den Urheber ihrer Vermählung wieder an das Ruder zu bringen ſuchte *), und daß ſie bey der Anweſenheit ihres Bruders des Erzherzogs **Maximilian** die Prätenſionen des Letztern unterſtützte, die den Franzöſiſchen Prinzen durchaus grundlos ſchienen, und ſie daher auch veranlaßten, ſich vom Hofe zu entfernen, oder wenigſtens nie bey feierlichen Gelegenheiten mit dem Erzherzoge zuſammenzutreffen **). Noch nachtheiliger aber

wurde

---

wurden. Die Memoires der Frau von La Motte fanden in Paris gar keinen Glauben; allein in den Provinzen und im Auslande thaten ſie der Königinn großen Schaden. Im J. 1789 erſchien der Eſſai hiſtorique ſur la vie privée de Marie Antoinette d'Autriche Reine de France, und im folgenden Jahre die angebliche ſeconde partie dieſes Eſſai. Beide Theile widerſprechen ſich in ihren Erzählungen, ſtimmen aber in der Kühnheit erdichteter Verläumdungen überein Beide Theile ſind ſehr ſchlecht, am ſchlechteſten die ſeconde partie geſchrieben, in welchem ſo gar behauptet wird, daß die Königinn die Grafen von Maurepas und von Vergennes habe vergiften laſſen. II p 74. 75.

*) IV. 85. obſerv. Anglois.

**) Anecdotes VI. p. 13 et ſq.

wurde der Königin ihr übermäßiger Hang zu ſtets neuem und abwechſelndem Putze, verbunden mit einem herrſchenden Geſchmack an geſuchter Einfalt in Kleidung und Schmuck, die, wie man glaubte, nicht bloß mit der alten Etiquette des Franzöſiſchen Hofes, ſondern auch mit der hohen Würde ihrer Geburt, und ihres Ranges ſtreite. Die Königinn trug weder Diamanten, noch anderes prunkendes Geſchmeide: am allerwenigſten reiche und ſchwere Stoffe. Deſto mehr Zeit und Sorgfalt verwandte ſie auf die Auswahl von zarten und geſchmackvollen Gewändern, und auf die Erfindung gefälliger Formen, ſo wohl von Kleidern, als von Putzwerk *). Man warf der Königinn nicht ohne Grund vor, daß ſie mehr darnach zu ſtreben ſcheine, eine Königinn der Moden, als die Beherrſcherinn Eines der mächtigſten Völker der Erde zu ſeyn: daß ſie die unaufhörliche Abänderung der Moden

---

*) Obſerv. Anglois l. c. On lui reproche un goût exceſſif pour les frivolites, le luxe, la parure; goût dont elle n'a pas beſoin pour ſe diſtinguer. Auch Anecdotes l. p. 253. et ſq. Ich bin ſchon oft verſucht worden, das Wort parure in unſere Sprache aufzunehmen, weil kein deutſches Wort, ſelbſt nicht Putz, und Putzwerk den Sinn des Franzöſiſchen Ausdrucks ganz erſchöpft.

den als Eine ihrer wichtigſten Arbeiten betrachte *): und daß ſie zu dieſen wichtigen Arbeiten Gehülfinnen und Rathgeberinnen zuziehe, deren Umgang der Majeſtät einer Königinn von Frankreich durchaus unwürdig ſey. Dieſe Gehülfinnen waren die berühmte Modehändlerinn, Mademoiſelle Bertin, und Mademoiſelle Guimard, Eine der berüchtigtſten Courtiſanen, und Operntänzerinnen. Beide gelangten zu einer Art von Vertraulichkeit mit der Königinn, welche die öffentliche Achtung gegen die letztere nothwendig vermindern muſte. Beſonders war Mademoiſelle Bertin ſtolz auf den Zutritt, den ſie bey der Königinn hatte, und auf die Dienſte, welche ſie derſelben zu leiſten wähnte. Sie redete öffentlich von ihren Arbeiten mit der Königinn, und die ſchwierigſten Käuferinnen muſten ſchweigen, wenn ſie denſelben Modewaaren vorlegte, welche ſie und die Königinn für die beſten erklärt hatten **). Die Königinn wurde wirk-

---

*) Man behauptet, daß die Königinn bisweilen fünfmahl in einer Woche die Moden verändert habe. Bemerk. über Frankreich S. 164.

) Anecdotes I, 254 Mademoiſelle Bertin impatientée, et voyant, qu'elle avait affaire à une petite-maiwirklich das höchſte Muſter aller ſo genannten Petites-Maitreſſes. Der Aufwand, den der beſtändige Wechſel der Moden veranlaßte, war für die Königinn unbedeutend, allein die Nacheiferung im Aufwande wurde für tauſend und aber tauſend Ehemänner und Väter, und deren Weiber und Töchter eine Quelle von ungeheuren Schulden, oder von Entehrung. Man behauptete daher ſchon im zweyten Jahre der Regierung **Ludewigs XVI, daß die liebenswürdige Königinn durch ihre Modeſucht, und durch die Modewuth, welche ſie in ganz Frankreich erregte, den Sitten mehr geſchadet habe, als **Catharine von Medicis**, oder irgend eine andere wegen ihrer Verſchwendung, ihrer Laſter und Verbrechen verſchrieene Königinn von Frankreich *).

---

maitreſſe d'un goût très-difficile, ſ'ecria dans ſa mauvaiſe humeur: preſentez, donc à Madame, des échantillons de mon dernier travail avec ſa majeſté — C'était fermer la bouche à la critique.

*) Obſerv. Anglois IV. 86. Cependant la Reine a fait à la nation un mal conſidérable dont elle ne ſe doute pas; à raiſon de ce même dévouement, du deſir immodéré de la modeler ſur elle et de lui plaire, la toilette des femmes eſt devenue un objet de dépenſe ſi prodigieuſe, que la plupart des maris ne pouvant y ſatisfaire, beaucoup d'elles

Maria Antoinette kleidete und putzte ſich nicht, wie eine Königinn, ſondern wie eine Sängerinn oder Tänzerinn der Oper. In einem ſolchen modiſchen Putze ließ ſie ſich mahlen, und überſandte das Portrait ihrer Mutter, welche darum gebeten hatte. Maria Thereſia ſchickte das Bild mit einem Briefe zurück, in welchem es hieß: anſtatt der Königinn von Frankreich, welche ich in dem mir zugeſandten Gemählde zu bewundern hoffte, habe ich den Anzug und den Putz einer Opern-Tänzerinn gefunden. Es kann nicht anders ſeyn, als daß man ſich in dem Stücke geirrt hat [*]). Dieſe mütterliche Lehre ging gänzlich verloren. Man ſpottete am Hofe über die unzeitige Frömmigkeit der betagten Kaiſerinn, und über den Mangel von Geſchmack, der am Wiener Hofe herrſche.

Der Modeſucht der Königinn war ein noch gefährlicherer Hang, der Hang zu

---

d'elles ſe ſont fait des amans, afin d'y ſubvenir. Malgré l'exemple édifiant, que ſa Maj. donne d'union, et d'amour conjugal, elle a perdu les moeurs, autant que Medicis l'a fait dans ſon tems.

[*]) l. c. p. 87.

zu prächtigen, oder geräuſchvollen, und Aergerniß gebenden Feſten wenigſtens gleich. Kein Miniſter ließ ſich das ihm anvertraute Departement mit einem ſolchen Eifer angelegen ſeyn, als die Königinn das Departement der Oper zu Paris. Die Königinn beſtürmte den rechtſchaffenen Malesherbes, dem mit dem Hauſe des Königs zugleich die Oberaufſicht über die Oper übergeben war, täglich mit mehrern Billets, in welchen ſie ſich bald für dieſen, bald für jenen Helden oder Heldinn der Oper, oder für die eine, oder andere Intrique der zahlreichen Oper-Geſellſchaft intereſſirte. Malesherbes bekümmerte ſich eben ſo wenig um die Oper, als er davon verſtand. Er that daher alles, was die Königinn wünſchte, und bat dieſe zuletzt, daß ſie geruhen wolle, ihm die Oper abzunehmen: in welchen Vorſchlag die Königinn wirklich hineinging *). Es fiel dem gemeinſten Menſchen-Verſtande auf, daß dieſe Einmiſchung in die Klatſchereyen, und Ränke von ſittenloſen und verrufenen Menſchen der Majeſtät einer Königinn nicht

---

*) obſerv. Anglois III. 219.

nicht anſtändig ſey *). Die unſchicklichen Verbindungen der Königinn mit Schauſpielern, und Schauſpielerinnen wurden dadurch noch vermehrt, daß ſie ein kleines Hoftheater errichtete: daß ſie die aufzuführenden Stücke auswählte: die Rollen der Stücke an ihre Vertrauten und Hofleute austheilte: ſelbſt Rollen übernahm, und zur beſſeren Ausführung ihrer Rollen ſich von Schauſpielern unterrichten ließ **). Die Erſcheinung der Königinn auf der Schaubühne würde die Vorurtheile des Volks hoch beleidigt haben, wenn ſie auch die edelſten Rollen mit unübertrefflicher Kunſt geſpielt hätte. Die Königinn ſpielte die Rollen von Soubretten, und zwar ſo ſchlecht, daß ſie einſt vom Könige ausgeziſcht, und auch von den mittelmäßigſten Kennern der Schaubühne für eine ſchlechte Schauſpielerinn erklärt wurde ***).

---

*) l. c. IV. 85. On voudroit, que ſon ardeur extrême pour les ſpectacles et les fêtes, que tant d'autres femmes auroient à ſa place, ne l'engageat pas à ſe mêler trop de ces détails indignes de ſa Majeſté, à avoir trop de bonté pour les hiſtrions, à les admettre trop familierement chez elle.

**) Anecdotes etc. I. 284. 285.

***) l. c.

Einige Prinzen und Hofleute führten ſchon gegen das Ende der Regierung Ludewigs XV, vorzüglich aber in den erſten Zeiten Ludewigs XVI Engliſche Moden, und Engliſche Vergnügungen ein *). Der Geſchmack an allem, was Engliſch war, wurde bald eine Art von epidemiſcher Wuth, welche man auch wirklich mit dem Nahmen der Anglomanie belegte **). Am wüthendſten wurde der Geſchmack am Pferderennen, durch welche Thorheit ſich der Duc de Chartres, nachheriger Duc de Orleans, und der Comte d'Artois am meiſten auszeichneten ***). Man kaufte Engliſche Wettrenner um ungeheure Summen; und noch größere Summen wagte man für die Siege oder Niederlagen der wettkämpfenden Pferde †). Die

---

*) Obſerv. Anglois II. p. 122.

**) l. c. Les François, Milord, nous ſingent en tout. Man ſehe Storch S. 247.

***) Eſſai ſur la vie de Marie Antoinette II. 12. 36. Les coutumes, les moeurs, les modes, et les plaiſirs d'Angleterre les avaient ſéduits de telle maniere, qu'en peu de temps tout fut anglais en ce Royaume, le Roi, et le ſtupide Monſieur reſterent ſeuls Français. Auch Vie du Duc d'Orleans p. 20.

†) Der Lebensbeſchreiber des Duc d'Orleans behauptet, daß dieſer Prinz dem Comte d'Artois allein 80 Millionen abgewonnen, und daß er überdem noch die Königinn und viele Hofleute durch unglückliche Paris zu Grunde gerichtet habe. p. 29.

Königinn nahm an ſchönen Pferden, und am Pferderennen den lebhafteſten Antheil, und ſie ſtreichelte mit eigner hoher Hand die edlen Thiere, um ſie zum Streite zu ermuntern *). Die Damen ahmten der Königinn nach. Ein ſchönes Pferd war ein faſt unfehlbares Mittel, die Gunſt der Damen, und Mächtigen zu gewinnen, ſo wie man dieſe Gunſt unwiederbringlich verlor, wenn man ſich gegen ein Lieblingspferd erklärte, für welches erlauchte Gönner und Gönnerinnen ſich intereſſirten **).

---

*) IV. 312. 313. Obſerv. Anglois. La reine, qui dans l'age aimaible, où elle eſt, ſe plait à tout ce, qui eſt mouvement et tumulte, a beaucoup contribué à encourager les Courſes. Pour amuſer ſa Majeſté, il y en a eu durant le voyage de Fontainebleau; on en avoit réſervé pour ce tems une, la plus fameuſe, qu'on ait encore vue . . . . mais la reine l'en a dedommagé par l'intérêt vif, qu'elle a paru prendre au maitre, et au courier, qu'elle a daigné careſſer de ſes auguſtes mains.

**) Eſſai ſur la vie de Marie Antoinette II. p. 12. que, quiconque aurait oſé trouver des defauts à l'excellent coureur, et à la Haquenée favorite du Comte d'Artois, il eût été ſûr d'être envoyé par le Sartine à la Baſtille comme criminel d'Etat. Wenn dieſes auch nicht wahr iſt, ſo kann man wenigſtens annehmen, daß die Feinde des Prinzen, und der Königinn ſchon in den erſten Jahren Ludewigs XVI ſolche Gerüchte ausbreiteten.

Eben die Prinzen, und Hofleute, welche der Königinn die unweibliche, und unkönigliche Liebe für Pferde, und Pferderennen einflößten, verführten ſie auch zu verbotenen, und ausſchweifenden Glücksſpielen *). Man hielt Bank in den Gemächern der Königinn. So wohl dieſe als der Graf d'Artois verloren ſehr große Summen; und viele Hofleute wurden ganz zu Grunde gerichtet. Die gemeine Sage vergrößerte die Verluſte, und dieſe Verluſte erregten einen deſto heftigern Unwillen, weil die Prinzen und Herren, die im Spiele unglücklich geweſen waren, ihre Gläubiger nicht bezahlten. Der Herzog von Orleans gewann im Spiel noch mehr, als durch ſeine Wetten, weil er alle Künſte falſcher Spieler aus dem Grunde erlernt hatte **).

---

*) IV. 300. 301. obſerv. Anglois. Depuis quelque tems les jeunes princes ſe ſont livrés à la fureur des jeux de hazard. Pour s'y mieux autoriſer et ſe mettre à l'abri des reproches du monarque auſtere, ils ſont parvenus à rendre en quelque ſorte la reine complice de leur contravention aux réglemens, qui les devroient concerner comme tous les ſujets; ils lui ont fait naître le goût de ce plaiſir; on a donné le pharaon chez S. M. et il y a eu de groſſes pertes

**) Vie du Duc d'Orleans p. 31.

Manche Vergnügungen der Königinn waren an ſich nicht unerlaubt, oder unanſtändig, ſondern wurden es nur durch die Zeit und Umſtände, in welcher, und unter welchen ſie genoſſen wurden. Als man nach der plötzlichen Flucht von Calonne der Monarchinn das große Deficit meldete, was der entwichene Miniſter hinterlaſſen habe; ſo bedauerte ſie es, daß ihr dieſes nicht eher zu Ohren gekommen ſey, weil ſie ſonſt manchen Aufwand unterlaſſen haben würde *). Dieſer Aeußerungen ungeachtet machte ſie einige Monate nachher bekannt, daß ſie wöchentlich dreymahl Ball in Trianon geben werde. Der erſte dieſer Bälle fiel gerade auf den Tag, wo man wegen der beiden von Calonne vorgeſchlagenen Abgaben ein Lit de juſtice zu Verſailles hielt. Die zahlreichen Feinde der Königinn fingen nun laut an, ihren Leichtſinn und ihre Verſchwendung anzuklagen. Calonne, hieß es, habe allein kein Milliard durchbringen können. Er habe den thörichten Aufwand der Königinn unterhalten müſſen, um ihr Zutrauen zu gewinnen. In eben dieſer Abſicht habe er viele Millionen an den Bruder der Königinn,

---

*) I. 419. Anecdotes &c.

niginn, den Kaiſer Joſeph geſchickt: alles unter dem Schein einer Anleihe, die aber niemahls wieder werde abgetragen werden.

Den Vorwurf der Verſchwendung zog ſich die Königinn ſchon früher durch den Ankauf, und die Verſchönerung von St. Cloud und Trianon zu. Der Unwille über den Aufwand, welchen die Luſtörter der Königinn veranlaßten, verhundertfachte beynahe die angebliche Verſchwendung in dem Munde des öffentlichen Gerüchts. St. Cloud und Trianon koſteten acht, höchſtens zehn Millionen Livres, und von dieſer Summe muß man noch den großen Werth abziehen, den dieſe Luſtſchlöſſer mit allem, was dazu gehörte, auch alsdann behielten, wenn die dort angebrachten Verſchönerungen verſchwunden ſeyn würden *). Es war eben ſo ſträflich, daß man den Aufwand der Königinn ſo ſehr übertrieb, als daß man das Ueberſchicken vieler Millionen an den Kaiſer erdichtete **). Bey alle dem machte ſich die Königinn einer beklagenswerthen Unvorſichtigkeit ſchuldig, daß ſie in Zeiten einer allgemeinen Noth, und einer allgemeinen Gährung koſtbare Vergnügungen und Bauten anſtellte, wenn gleich dieſe Vergnügungen und Bauten weit hinter denen zurückblieben, welche ſich die Mätreſſen der vorhergehenden Könige erlaubt hatten *).

---

*) Du Gouvernement, &c. p. 65. et ſq.

**) l. c. p. 67.

Mehr, als durch alles, was ich bisher angeführt habe, litt der Ruf der Königinn durch die nächtlichen Feſte, welche ſie veranſtaltete, oder an denen ſie Theil nahm: beſonders durch ihre nächtlichen Beſuche der Schauſpielhäuſer, Gärten, und Spatziergänge in Paris, Verſailles, und andern Luſtörtern. Man glaubte, und ſcheute ſich auch nicht, es öffentlich zu ſagen, daß dieß nächtliche Umherſchwärmen keine andere Abſicht habe, als ſträfliche Liebeshändel mit dem Mantel der Nacht zu bedecken. Man nannte die erklärten Liebhaber der Königinn **). Man behauptete ſogar, daß die Tochter von Maria Thereſia, umhergetrieben von unerſättlichen Begierden, ſich in den Luſthainen von Paris und Verſailles Bekannten, und Unbekannten überlaſſe *). Der König erfuhr zwar von dieſen, ſeiner, und ſeiner Gemahlinn Ehre, gleich nachtheiligen Gerüchten nichts; allein er fühlte es nicht weniger, als das Publicum in Paris und Verſailles, daß das ſpäte und nächtliche Umherlaufen der Königinn unſchicklich ſey. Im Auguſt 1779 gab Ludewig XVI eines Tages den Befehl, daß man nach eilf Uhr Abends keinen Wagen ohne Ausnahme in den großen Hofplatz von Verſailles einlaſſen ſolle. Die Königinn kam in Geſellſchaft des Grafen von Artois um ein, oder zwey Uhr Morgens zurück, und wunderte ſich nicht wenig, als ihr Wagen am Eingange des Schloßplatzes aufgehalten wurde. Vergebens ließ ſie den wachthabenden Officier, und den Garde-Capitain rufen. Beide erklärten, daß ſie den gemeſſenen Befehl des Königs nicht übertreten, und ſelbſt die Königinn und den Bruder des Königs nicht einlaſſen dürften. Beide mußten einen großen Umweg machen, um von einer andern Seite in das Schloß zu kommen. Bey der Erklärung, die am nächſten Morgen zwiſchen dem König und der Königinn erfolgte,

---

*) ib.

**) Vie de Marie Antoinette I. p. 39. et ſq.

---

*) ib. p. 49.

folgte, äußerte Jener, daß er früh zu Bett gehe, und durch das Geräuſch des Wagens der Königinn in ſeinem Schlafe geſtört werde: welches er nicht länger dulden wolle. Das Gerücht von der Untreue, deren die Königinn ſich gegen ihren Gemahl ſchuldig mache, raubte der Erſteren mit der Achtung auch die Liebe, und dem Könige wenigſtens die Achtung des Volks. Man verzieh es dem König eben ſo wenig, daß er die Fehltritte der Königinn nicht merkte, als der Königinn, daß ſie dieſelben beging *).

Die letzten Vorwürfe, welche man der Königinn machte, beſtanden in der verdächtigen Vertraulichkeit, worin ſie mit mehreren Günſtlingen ihres eigenen Geſchlechts lebte: in dem Einfluſſe, den dieſe weiblichen Günſtlinge auf die Monarchinn, und die Monarchinn wieder auf den König ausübte.

Man beſchuldigte die Königinn, daß ſie ihre vertrauten Freundinnen mit einer unreinen Liebe liebe, von welcher keuſche Zungen nicht reden, und keuſche Ohren nicht

---

*) Anecdotes I. p. 316. et ſq.

nicht hören dürfen *). Die Zahl der Freundinnen, welche die Königinn nach einander ihres vertrauten Umgangs würdigte, war ſehr groß **). Die gröſte und dauerhafteſte Gunſt aber erwarben ſich die Prinzeſſinn von Lamballe, und die Dücheſſe Jûles de Polignac ***).

---

*) Ueber dieſe unnatürliche Liebe ſehe man Storch S. 147-157. Man behauptete, daß die ſogenannten Veſtalinnen einen geheimen Orden ausmachten.

**) Man ſehe Eſſai, ſur la vie de Marie Antoinette I. 21-71. Unter andern hatte Madame de la Borde, Gattinn des ehemaligen erſten Kammerdieners Ludewigs XV das Glück, der Königinn ſo ſehr zu gefallen, que, non-contente de ſe l'attacher comme lectrice, elle fit créer en ſa faveur une charge de Dame du Lit, dont les fonctions ſont d'ouvrir et de fermer les rideaux de ſa Majeſté, et de coucher au pied de ſon lit, quand elle le juge à propos. Anecdotes, etc. I. p. 286. Es iſt in der That eben ſo unbegreiflich, daß die Königinn manches, was nothwendig das gröſte Aergerniß erregen muſte, thun konnte, als daß der König Manches, was die Königinn mit ſeinem Wiſſen that, nicht ſo nahm, wie alle vernünftige Menſchen es nahmen.

***) Die Schweſter der Letztern hat in den Mémoires ſur la vie, et le caractere de Me la Ducheſſe de Polignac, Londres 1796. 8. eine Apologie, und Lobrede der in Wien verſtorbenen Herzoginn bekannt gemacht Perſonen, die den Hof der Königinn Maria Antoinette genau kannten, verſichern, daß die Ducheſſe de Polignac eine liebenswürdige, und gutmüthige Frau geweſen, und daß die Comteſſe Diane de Polignac die Hauptperſon in der Partey ihrer Schweſter geweſen ſey.

Dieſe Damen, und ihre Familien wurden mit Geſchenken, Penſionen, Ehrenſtellen, und Anſehen überſchüttet. Nothleidende mochten die Milde des Königs um Hülfe, verdienſtvolle Perſonen die Gerechtigkeit des Monarchen um die Belohnung ihrer Verdienſte anflehen; ſo fanden ſie allenthalben die Lamballe's, die Polignac's, die Vaudreuil's, die Guiches, die Perigord's, die Grammont's, und Noaille's im Wege, welche ihnen den Zutritt verſperrten, oder wenigſtens vorher her gewonnen werden muſten *). Man behauptet nicht zu viel, wenn man ſagt, daß die begünſtigten Familien, die man unter der Benennung des Hofadels begriff, einen nicht geringen Theil der neunhundert Millionen verſchlungen haben, bis zu welchen die Ordonnances de Comptant bloß in acht Jahren der Regierung Ludewigs XVI hinanſtiegen **). Alle Gedrückte, oder Zurückgeſetzte, alle Patrioten, welche die Größe der herrſchenden Mißbräuche einſahen, und dieſe Mißbräuche abgeſchafft wünſchten, knirſchten vor Wuth, wenn ſie hörten, daß die weiblichen Günſtlinge ihre Bureaux, und Secretäre hatten: daß ſie mit ihren Freunden ihre regelmäßigen Comités hielten, um über Staatsgeſchäffte zu rathſchlagen: daß dieſe geheimen Comite's den Willen der Königinn in allen wichtigen äußeren, und inneren Angelegenheiten beſtimmten, und daß die Königinn ihren Gemahl wieder in allen, oder in den bey weiten meiſten Fällen lenkte *). Auch

---

*) Anecdotes V. 307. Vie de Marie Antoinette I. 59. 60. Wenn ich die letztere Schrift anführe, ſo geſchieht es nicht, weil ich alles, was ſie enthält, als zuverläßig anſehe, ſondern weil ſie das wiederhohlt, was die Feinde der Königinn, das heißt, der gröſte Theil des Franzöſiſchen Publicums, als wahr annahm.

**) Man ſehe die Ueberſetzung des rothen Buchs im Gött. hiſtor. Magazin I S. 171 und 172.

Anecdotes V. 444. Auch die jährlichen Penſionen ſtiegen auf 58 Millionen. Anecdotes V. 417. Das Haus Noailles zog allein 1,750,00 Livres an königlichen Wohlthaten p. 419. Der Verfaſſer du Gouvernement etc. vertheidigt die Königinn wegen der ehrenvollen und einträglichen Stellen, welche ſie der Prinzeſſinn von Lamballe, und ihrem Gemahl zugewandt habe. p 65. 66. Die Stell. der ſur-intendante de la Maiſon de la reine allein würde der Prinzeſſinn nicht einen ſo gefährlichen Neid, als welcher ihr zuletzt den Tod brachte, zugezogen haben: wiewohl der König die Abſicht hatte, die Stelle nicht zu beſetzen, oder ſie einer Prinzeſſinn von Geblüt zu geben, wie es bisher Sitte war. Anecdotes I. 286.

*) Der König fragte ſeine Miniſter gewöhnlich, wenn ſie ihm eine Sache vortrugen, worüber er noch

Auch durch die blinde Gunſt, womit die Königinn ihre Lieblinge und deren Familien emporhob, und durch die offenbare Gewalt, welche ſie über ihren Gemahl ausübte, und Ludewig XVI. über ſich ausüben ließ, wurde die Monarchinn von Tage zu Tage verhaßter, und der Monarch in gleichem Verhältniß verachteter.

Die Königinn wurde der lärmenden Feſte, und des beſtändigen Umhertreibens, an welchen ſie in den erſten vier Jahren ihrer königlichen Würde ſo viel Geſchmack gefunden hatte, am Ende überdrüſſig. Sie vertauſchte die geräuſchvollen Vergnügungen gegen die ſtilleren Freuden des häuslichen Lebens, und der Freundſchaft. Einen, oder einige Tage in der Woche ausgenommen, boten die Höfe des Königs, der Königinn, und der Prinzen des königlichen Hauſes Bilder von eben ſo vielen Privat-Geſellſchaften dar, welche ſich häufig zu einer einzigen Familie ver-

einig-

---

noch nicht mit der Königinn geſprochen hatte: was ſagt denn die Königinn dazu? In dem Gouvernement, etc. p. 62 wird behauptet, daß die Königinn ſich bis zur Entfernung des Prinzen von Montbarry in keine Geſchäffte gemiſcht habe.

einigten *). Die Sinnesänderung der Königinn, und die daher entſtehende Veränderung des Franzöſiſchen Hofes, weit entfernt, ihr die verlornen Herzen wieder zuzuführen, entfernten die Gemüther nur noch mehr, zerſtörten das bisherige Verhältniß des Hofes und der Hauptſtadt gänzlich, und wurden dadurch eine ſehr bedeutende Miturſache des traurigen Schickſals, was zuletzt den König und die Königinn traff. Durch die ſtille Zurückgezogenheit der königlichen Familie, und durch das Verſchwinden alles blendenden Glanzes und aller koſtbaren Ergötzungen, verlor der Hof zu Verſailles alle die Reitze, wodurch er bisher den Franzöſiſchen Adel herbey gelockt, und die ſtaunende Menge mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt hatte. Unter Ludewig XIV, und ſelbſt noch unter Ludewig XV drängte ſich der einheimiſche und fremde Adel mit einem ſolchen Eifer zu dem Gepränge, und den Luſtbarkeiten des Hofes zu, daß man das zu große Gewühl durch allerley Maaßregeln zu vermindern ſuchen muſte. Unter Ludewig XVI. kamen Wenige, oder gar keine an den Hof,

---

*) Du Gouvernement, etc. p. 48. 49.

Hof, welche nicht muſten; und ſelbſt diejenigen, welche durch ihre Stellen genöthigt wurden, an dem einzigen oder den wenigen Hoftagen, welche wöchentlich einfielen, zu erſcheinen, ſahen dieſe Nothwendigkeit der ſeltenen Repräſentationen als eine große Laſt an *). Der Hof blieb nicht mehr, was er wenigſtens ſeit einem Jahrhundert geweſen war, der einzige oder vornehmſte Sitz und Richter des guten Geſchmacks, und der herrſchenden Denkart, des feinen geſellſchaftlichen Tons, und der ſchönen Sprache: ſelbſt nicht einmahl der Hauptſitz der Politeſſe, der Galanterie, und der glänzendſten Vergnügungen. Die Hauptſtadt entriß dem Hofe die Herrſchaft des Geſchmacks, und der öffentlichen Meynung, des guten Tons, der guten Sprache, und der neuen und gefälligen Moden. Der Hof beugte ſich unter den Scepter der Hauptſtadt, die noch

---

*) l. c. p. 52. 54. Elle (la cour) devenoit un jour, où deux plus nombreuſe, et plus impoſante, mais il etoit facile de voir, que la repréſentation etoit une tâche penible, qu'on s'empreſſoit d'abreger — La plupart de ceux, que leur naiſſance appelloit à la cour, ſe bornoient à s'y montrer une fois la ſemaine, pendant quelques heures, et s'empreſſoient de retourner à la ville, ou'ils briguoient les ſuffrages des ſocietés, qui donnoient le ton.

noch unter Ludewig XV eine demüthige Nachahmerinn des Hofes geweſen war. Die Sittenverderbniß war faſt das Einzige, was dem Hofe übrig blieb; und dieſe Sittenverderbniß wurde nicht mehr durch die dem Hofe ſonſt eigenthümliche Politeſſe, und Galanterie bedeckt, oder beſchönigt *). Hohe Geburt, Rang, und Ehrenzeichen büßten den größten Theil des Werths ein, den man ſonſt darauf geſetzt hatte; und ſelbſt der Adel ſuchte Ehrenſtellen weniger um des Ranges willen, den ſie gaben, als wegen der Einkünfte, die damit verbunden waren **). Die Macht der Reichthümer vernichtete alle Unterſchiede der Stände, die nicht mehr, wie vormals, durch den ſtuffenweiſe ſteigenden Pomp der Kleider, und der Dienerſchaft, oder des Gefolges angekündigt wurden *). Die gröſten Reichthümer hatten ſich durch die Zerrüttung der Finanzen in den Händen der General-Pächter, und Banquiers geſammelt. Doch konnte man auch in den letzten Zeiten der Monarchie ein anſehnliches und großes Vermögen als Anwald, oder Magiſtratsperſon, und Künſtler, durch glücklichen Handel und Gewerbe, durch vielle Stellen in den Häuſern des Königs, der Königinn und der Prinzen, oder in den Bureaux der Miniſter, erwerben **), und mit großen Reichthümern war es leicht, außer den Vorrechten des Adels, die höchſten Ehrentitel, Ehrenzeichen, und Ehrenſtellen zu erlangen. Man zählte funfzehn Familien aus dem Bürgerſtande, die ſich innerhalb Eines Jahrhunderts zu der Würde der Pairs von Frankreich erhoben hatten: einer Würde, die den älteſten und berühmteſten Geſchlechtern, den Rieux, Beauſiemont, Taleyrand, und Chabanne nicht zu Theil geworden war *). Wenn reiche Glücksſöhne es nicht der Mühe werth fanden, ſich um die Vorrechte einer edeln Geburt, oder um hohe Ehrenſtellen, und Ehrenzeichen zu bewerben; ſo genoſſen ſie deſſen ungeachtet nicht nur alle übrige Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens, welche man ſich durch großen Reichthum verſchaffen kann, ſondern auch faſt alle Diſtinctionen, die man in andern Ländern nur der hohen Geburt, und dem hohen Range wiederfahren läßt. Millionärs von bürgerlicher Abkunft konnten die größten Güter des betitelten Adels kaufen. Der vornehmſte, meiſtens verarmte, Adel pries ſich glücklich, wenn er die wohlbeſetzten Tafeln, und die glänzenden Aſſembleen von Generalpächtern beſuchen, und dadurch eine Gelegenheit erhalten konnte, von irgend einem reichen Freunde anſehnliche Summen zu borgen. Noch glücklicher ſchätzte ſich der Adel, wenn es ihm ge-

---

*) Les Courtiſans étoient moins flatteurs, ſans être plus vertueux — p. 53. Il n'y avoit plus à la cour autant de politeſſe dans les manières, et les diſcours depuis la fin du règne de Louis XV, ſans qu'il y eût plus de franchiſe dans les ames: cette galanterie, qui naît d'une perpetuelle envie de plaire, n'exiſtoit plus. Les femmes avoient des arrangemens, qui, par leur durée et le calme de la poſſeſſion étoient équivalents à des mariages; mais les avantures ſcandaleuſes étoient rares.

**) p. 54. On conſidéroit moins dans les places, les diſtinctions honorifiques, que les avantages pecuniaires.

---

*) l. c. L'ancien faſte, qui caractériſoit les Grands, n'exiſtoit plus. Les perſonnes les plus opulentes, avoient des habits ſimples et peu couteux . . . Le faſte extérieur, qui ſervoit à differencier les claſſes, ſupprimé, que reſtoit-il pour faire eſtimer un emploi, un rang, une décoration, à l'egal des jouiſſances de la richeſſe? Dans les tems, où chacun étoit attentif, à conſerver les diſtinctions de ſon état, la richeſſe n'avoit pas autant d'empire; elle ne pouvoit uſurper certains attributs, les Grands avoient des pages, des gentilshommes, des livrées éclatantes, et chaque condition avoit quelque choſe de diſtinctif, envié des conditions inferieures.

** Du Gouverneme [illegible] c. p. 92.

---

*) l. c. p. 97.

gelang, ſeine Söhne und Töchter mit den Töchtern und Söhnen von Financiers zu verheirathen, und durch ſolche Verbindungen ſeinen ausgemergelten Adel von neuem zu düngen *). Die Talente und der Ruhm von Künſtlern und Gelehrten, führten nicht zu ſo hohen Ehren und Anſehen, als außerordentliche Reichthümer. Auch berühmte Künſtler und Gelehrte aber erhielten einen Zutritt in die erſten Geſellſchaften, und wurden von den vornehmſten Herrn und Damen geſucht **). Der Durſt nach Vergnügen hatte eben die Wirkung, wie die Begierde, und hohe Schätzung der Reichthümer, indem der Eine, wie die Anderen, die verſchiedenen Stände, je länger, je mehr einander gleich machte ***). Beide wurden durch den

*) l. c.

**) l. c. p. 105. Les talents, l'eſprit, les agréments, la célébrité dans les arts, faiſoient obtenir des égards flatteurs. Et ces heureux dons de la nature mettoient des hommes ſans naiſſance à portée de vivre dans une apparente egalité, avec les plus grands ſeigneurs, les perſonnes les plus conſiderées.

***) l. c. p. 41. Enfin le gout du plaiſir faiſoit diſparoître habituellement toutes les lignes de ſéparation; et la ſociété raſſembloit à un grand bal, où chacun ſe preſſe, ſe coudoie, ſe place au hazard, où ſelon ſon goût, et ne cherche, qu'à paſſer agreablement quelques heures.

den Deſpotismus der Könige, und ihrer Miniſter erzeugt; und der Deſpotismus bereitete alſo auch von dieſer Seite die republicaniſche Gleichheit vor.

Unter den Franzöſiſchen Prinzen waren gerade die Beiden, welche in der Gegenparthey des Hofes waren, und für Volksfreunde gehalten ſeyn wollten, die verdorbenſten und haſſenswürdigſten. Der Prinz von Conti konnte mit den gröſten Helden der Galanterie aus den Zeiten Heinrichs IV, und Ludewigs XIV wetteiſern *). Er hatte die Gewohnheit, ſich von allen Schönen, die ihm ihre Gunſt geſchenkt hatten, entweder einen Ring, oder eine Tabacksdoſe als ein Liebes- und Siegszeichen auszubitten, welches er ſogleich mit dem Nahmen der ehemaligen Beſitzerin zu ſeinen übrigen Liebespfändern hinzufügte. Nach ſeinem Tode, der im Jahr 1776 erfolgte, fand man achthundert Tobacksdoſen, und viertauſend Ringe; und keiner zweyfelte, daß alle dieſe Tropäen durch ernſtliche Kämpfe erworben worden **).

Ein

---

*) obſerv. Anglois IV. 81. Anecdotes II. 179.
**) l. c.

Ein viel größeres Scheuſal, als der Prinz von Conti, war der Dúc de Chartres, nachheriger Dúc d'Orleans, und zuletzt Philipp Egalité. Dieß Ungeheuer lernte und übte von ſeiner Kindheit an alle natürliche und unnatürliche Lüſte, alle Bübereyen und Schandthaten, die in den niedrigſten, wie in den höchſten Claſſen gefunden werden *). Der Ruf dieſes Unmenſchen würde eben ſo unwiederbringlich, als ſeine Sitten verdorben geweſen ſeyn, wenn es ihm nicht gelungen wäre, ſich ſelbſt den Schein eines Volksfreundes zu geben. Es macht den Einwohnern von Paris eben ſo wenig Ehre, daß ſie den Duc d'Orleans für einen ächten Patrioten, als daß ſie Ludewig XVI für einen Feind, und Verräther ihrer Freyheit, und ihres Glücks gehalten haben. Der Herzog von Orleans wurde durch

---

*) Man ſehe Anecdotes II. 92. et ſq. Der Verfaſſer dieſes Werks iſt ein Lobredner des Prinzen. Ganz anders wird dieſelbige Perſon geſchildert in der Vie de Louis Philippe Joseph Duc d'Orleans, Londres 1789. Man ſollte es kaum glauben, daß der Duc d'Orleans zu ſchwarz geſchildert werden könnte; und doch geſchieht dieß in dem ſchlecht geſchriebenen Paſquill, wo man ihn wegen mehrerer Vergiftungen anklagt, die er vielleicht gern unternommen hätte, aber gewiß nicht unternommen hat.

durch die Erbauung des Palais-Royal unabſichtlich ein Beförderer der Revolution, indem er in dem Palais-Royal einen gemeinſchaftlichen Brennpunct, und Vereinigungspunct der Verderbniß, und Meutereyen einer unermeßlichen Hauptſtadt anlegte. Abſichtlich hingegen wurde er ein Miturheber der Revolution durch ſeine Verbindungen mit den Freunden der Zerrüttung, und durch ſeine furchtbaren Beſtechungen, ohne welche weder der Abfall der Franzöſiſchen Garden, noch die Empörungen der Vorſtädte, noch die Septembertage, noch die gemietheten Tribünen Statt gehabt hätten, und wodurch zuletzt der zehnte Auguſt, die Entthronung und Hinrichtung des Königs hervorgebracht wurden. Im dritten Jahre der Revolution hatte der Herzog **von Orleans** einen, wie man glauben muß, ernſtlichen Vorſatz, ſich mit dem von ihm ſo bitter verfolgten Könige auszuſöhnen *). Der gute König wollte den reuigen Feind zu Gnaden annehmen, und erlaubte dem Herzoge, daß er ihm aufwarten dürfe. Unglücklicher Weiſe waren die Hofleute, und Anhänger des Königs weder über die Geſinnunſinnungen des Herzogs, noch über den Willen des Monarchen unterrichtet. Als man daher den Erſtern in den Vorzimmern des Königs wahrnahm, drängte man ſich um ihn her, trat ihn auf die Füße, und ſtieß ihn gegen die Thür. Bey der Eröffnung des Apartements der Königinn, wo die Tafel ſchon gedeckt war, rief man laut: Keiner nähere ſich dem Tiſche, um dem Herzoge zu verſtehen zu geben, daß man ihn fähig halte, Gift auszuſtreuen. Das Gemurmel des Unwillens nahm immer zu, und zwang den Herzog endlich, den Pallaſt zu verlaſſen, bevor er dem Könige vorgeſtellt worden war. Da er die Treppe hinabging, ſpuckte Jemand hinter ihn darein. Der Herzog entfloh, vor Wuth und Rache ſchnaubend. Von dieſem Augenblicke an ſchwor er dem Könige, und der Königinn unverſöhnlichen Haß. Er that alles, was er konnte, um dem Könige Thron und Leben zu rauben. Wenn die Vorſehung es auch aus unerforſchlichen Urſachen erlaubte, daß die Unſchuld unterliegen muſte, ſo gab ſie doch nicht zu, daß der gehäßigſte Verbrecher gecrönt wurde. Philipp Egalité muſte eben das Blutgerüſt beſteigen, auf welchem der König ausgelitten hatte. Die unbedeutenden Menſchen, welche eine zeitlang blos Waffenträger des Herzogs geweſen waren, wurden ſeine Meiſter. Sie vernichteten das verabſcheute Werkzeug, da ſie deſſelben nicht mehr nöthig hatten.

---

*) I. p. 311. et ſq. Bertrand de Molleville.

Unter den Brüdern Ludewigs XVI. war Monſieur ſchon vor der Revolution nicht geliebt, und der Graf von Artois wurde wegen ſeiner Verſchwendung, ſeiner öffentlichen Ausſchweifungen, und wegen ſeines übermüthigen Stolzes allgemein gehaßt *). Die Summen, welche beide Brüder des Königs zur Zeit der gröſten Noth aus dem königlichen Schatze zogen, und welche 28 Millionen überſtiegen **), muſten nothwendig den Unwillen der Nation erregen. Dieſer Unwille wurde noch feuriger durch die Gegenſtände, und Beförderinn der Verſchwendung, beſonders des Grafen von Artois. Man bewilligte dieſem Prinzen hunderttauſende für einen außerordentlichen Marſtall, wieder hunderttauſende für einen andern außeror-

dentdeutlichen Marſtall, und nochmahls ſo viel für einen Engliſchen Marſtall. Man beſchuldigte den Grafen, daß er die Königinn zu ähnlichen Verſchwendungen verleite: daß er durch die irregeführte Monarchinn den königlichen Schatz öffne, und daß er ſie dahin ſtimme, ſich um das Volk, und um die Urtheile des Volks eben ſo wenig zu bekümmern, als er ſich darum bekümmerte. Er ließ ſeinen unerträglichen Uebermuth nicht nur gegen das Publicum *), ſondern auch gegen die Damen, und ſelbſt gegen die vornehmſten Damen aus. Unter andern redete er auf einem maskirten Ball die Herzoginn von **Bourbon** mit einer ſo ungezogenen Leichtfertigkeit an, als wenn er eine öffentliche Buhldirne vor ſich gehabt hätte. Die beleidigte, und beſtürzte Prinzeſſinn nahm ſich die Freyheit, den Baart der Maske aufzuheben, die auf eine ſo ungeziemende Art zu ihr geſprochen hatte. So bald ſie den Grafen von Artois erkannte, ging ſie fort, ohne ihm den geringſten Vorwurf zu machen **). Der ſtolze Königsbruder

---

*) Anecdotes &c. II. p. 6 et ſq.

**) Hiſt. Mag. 7. Bd. 177. u. f. S. Anecdotes II. p. 4.

---

*) Ein Beyſpiel findet man Anecdotes, &c. II. 63.
**) Anecdotes II. p. 65. 66.

bruder hielt ſich durch die Kühnheit der Prinzeſſinn höchlich beſchimpft, und glaubte dieſe Beſchimpfung auf der Stelle ſtrafen zu müſſen. Er eilte der Prinzeſſinn nach, und zerbrach ihr die Maske auf dem Geſichte. Die Prinzeſſinn entfernte ſich in der Stille vom Balle, und würde ſich über das erlittene Unrecht nicht einmahl beklagt haben, wenn nicht der Comte d'Artois ſeine Rache dadurch vollendet hätte, daß er den der Herzoginn angethanen Schimpf öffentlich bekannt machte. Nach dieſem Hohn wandte ſich die Prinzeſſinn, ihr Gemahl, und ihre ganze Familie an den König. Der König erklärte ſeinen Bruder für einen Unbeſonnenen, (étourdi) und nöthigte ihn, der beleidigten Prinzeſſinn die gehörige Genungthuung zu geben. Es erfolgte auch noch ein Duell zwiſchen dem Herzoge von Bourbon, und dem Comte d'Artois, in welchem aber keiner der Kämpfer verwundet wurde.

Unter den vorhergehenden Regierungen hatten nicht nur die Brüder des Königs, ſondern ſelbſt Günſtlinge der Könige, oder andere Vornehme des Hofes eben ſo große, oder noch größere Inſolenzen, und Verſchwendungen ausgeübt, als der Comte d'Artois, ohne daß ſolche Fehler der Nation auf eine für die Fehlenden ſo gefährliche Art aufgefallen wären. Wenn unter den übrigen Franzöſiſchen Prinzen, und Prinzeſſinnen auch keine waren, die ſich durch ärgerliche Laſter, und Verbrechen auszeichneten; ſo fanden ſich unter denſelben auch keine, welche ſich durch vorzügliche Tugenden und Thaten, Kenntniſſe und Talente einer allgemeinen Achtung würdig gemacht hätten *): die Herzoginn von Orleans, und Madame Eliſabeth ausgenommen. Unglücklicher Weiſe ſchadete unter Ludewig XVI Leerheit von Tugenden und Fähigkeiten mehr, als in andern Zeiten die gröſten Miſſethaten erlauchter Perſonen geſchadet hatten. Unter den vorhergehenden Königen würde man es den Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt zu einem großen Verdienſt angerechnet haben, daß ſie ſich in keine öffentliche Angelegenheiten miſchten: daß ſie Niemanden zu ſtürzen, oder ſonſt heimlicher Weiſe zu ſchaden ſuchten **).

Mit

---

*) Anecdotes II. p. 150. et ſq.

**) Du Gouvernement, etc. p. 49. Les Princes n'avoient aucune participation aux affaires, ils n'en-

Mit dem gröſten Theile des Hofadels verhielt es ſich, wie mit den meiſten Prinzen: er war nämlich mehr ohne großen Werth, als von großem Unwerth, mehr verächtlich, als haſſenswürdig. Dieſes Verſchwinden von großen Laſtern und Verbrechen, wie von großen Tugenden und Fähigkeiten iſt vielleicht Einer der ſicherſten, und traurigſten Beweiſe des Verfalls, oder der Ausartung der höheren Stände, wo ſie unfähig werden, die von ihren Vorfahren erworbenen Vorrechte länger zu behaupten. Die allgemeinſten Gebrechen der Vornehmen unter der Regierung Ludewigs XVI waren Spielſucht, Pferde- und Mätreſſen-Liebe, und eine daher entſtehende verderbliche Verſchwendung. Man wiederhohlt es noch jetzt in Frankreich mit dem feurigſten Unwillen: daß es vormahls unter den Großen herrſchender Ton geweſen ſey, Schulden zu machen, und durch die Nicht-Be-

zah-

---

n'entroient point au conſeil; ils n'ont contribué directement au choix d'aucun miniſtre, determiné aucune operation. On doit auſſi rendre cet hommage à la verité, qu'ils n'ont jamais uſé de l'aſcendant de leur rang, et de leur accés auprès du trône contre perſonne; qu'on ne peut leur imputer aucun acte tyrannique, ni d'avoir prêté leur appui à l'injuſtice.

zahlung der gemachten Schulden Tauſende von ehrlichen Kaufleuten, und Handwerkern zu betrügen *): daß die vornehmen Verſchwender ungeheure Schulden beynahe als ein Verdienſt angeſehen: daß man wenigſtens die Höhe der Geburt und des Ranges nach der Größe der Schulden habe beſtimmen können **). Die herrſchenden Laſter der Männer wurden auch die Laſter der Weiber. Vornehme und vornehmthuende Weiber ſpielten, verſchwendeten, und machten Schulden, wie die Männer. Sie hatten Liebhaber und koſtbare Tändeleyen, wie die Männer ihre Mätreſſen, und Pferde ***). Auch verſchleuderten ſie ihre Zeit in eben ſo ſeelenloſen Zerſtreuungen und Vergnügungen, wie die Männer †). Glückliche Ehen und eheliche Treue waren ſeltener, als jemahls. Oeffentliche geſetzwidrige Verbindungen mit andern Männern, als deren Nahmen man trug, waren herrſchende Sitte, und gaben eben deßwegen kein Aergerniß mehr. Man heirathete nach dem Willen der Eltern, oder nach anderen Gründen der Convenienz, um nach geſchloſſener äußerer Ehe eine zweyte geheimere, oder innere Ehe mit der Geliebten, oder dem Geliebten ſeines Herzens eingehen zu können. Solche Nachehen, oder Nebenehen nahmen die Geſtalt geſetzlicher Ehen an, und der unaufhörliche Wechſel von Geliebten und Liebhabern, in welchen die galanten Herren und Damen der vorigen Zeiten ihren größten Ruhm ſetzten, verlor ſich unter Ludewig XVI faſt gänzlich [*]). Verheirathete Frauen ſahen keine Männer weniger, als ihre Gatten, und wurden auch in Geſellſchaften mit keinen weniger, als mit dieſen, zuſammengepaart. Die Liebhaber beſorgten häufig die Ausgaben des größern, und kleineren Putzes ihrer Geliebten. Wenn aber die heimlichen Ehemänner nicht vermögend, oder freygebig genug waren, um die unerſchöpflichen Phantaſien der Mode und Spielſucht zu befriedigen; ſo wandte man ſich an die Nahmensträger; und die Augenblicke, wo dieſe die Rechnungen von Modehändlerinnen, oder Juwelierern bezahlten, oder die durch das Spiel ausgeleerten Börſen füllten, waren faſt die einzigen, wo ſie von ihren Gattinnen freundliche Worte hörten, und freundliche Blicke erhielten *).

---

*) Die gröſte Senſation machte der ungeheure Bankerott des Prinzen von Guemene, und die Schulden des Cardinals von Rohan.

**) Bemerkungen über Frankreich S. 169. 280

***) Le ſinge, la perruche, la levrette, l'epagneul, l'angora, les petits nègres waren nach einander die Spielwerke der Pariſer Damen: die koſtbarſten waren die Pferde. De la Croix ſpectat. franc. avant la revolution p. 107. 109.

†) l. c. p. 181. C'eſt dans nos amuſemens triſtes et frivoles, qu'il faut chercher la cauſe de cette inertie, et de cette langueur, qui nous tuent,

---

[*]) Man ſehe hierüber Du Gouvernement l. c. und de la Croix Spect. avant la revol. p. 4. et ſq.

Eine Haupturſache der Sittenverderbniß der Hauptſtadt Frankreichs lag ſchon lange in den verſchiedenen Schaubühnen, am allermeiſten aber in der großen Oper, die aus dreyhundert Perſonen beſtand **). Die Miniſter Ludewigs XVI bemühten ſich, ihrem tugendhaften Könige zu gefallen, die ärgerlichen Mißbräuche dieſer Schule des Vergnügens und des Laſters zu heben, und die ungebundenen Schauſpieler und Schauſpielerinnen unter eine beſſere Zucht zu bringen. Alle dieſe Verſuche einer Reformation der Oper waren ohne die geringſte dauernde Wirkung †).

---

*) De la Croix l. c.

**) Obſerv. Angloiſ. III. 226.

†) l. c. p. 224.

"Die Oper blieb, oder wurde noch mehr, als ſie es ſonſt geweſen war, eine Schule der Wohlluſt, die keine andere Mitglieder, als entehrte Männer und Weiber, und keine andere Neuangeworbene erhielt, als welche ihr die Ausſchweifungen einer verdorbenen Hauptſtadt zuwarfen. Sie war und blieb der Zufluchtsort der Unkeuſchheit, des Ehebruchs, und aller übrigen groben Ausbrüche der Sinnlichkeit. Alle Schändlichkeiten und Laſter, die ſonſt nirgend mehr ſicher waren, zogen ſich in den Schooß der großen Oper zurück."

Einer der beſten Beobachter der neueren Franzöſiſchen Sitten nahm eine ironiſche Zueignungsſchrift an Eine der berühmteſten Schauſpielerinnen auf, weil ſie eine treue Schilderung des Zuſtandes der Sitten von Paris enthielt *). Aus dieſem Grunde verdient die erwähnte Zueignungsſchrift an die Mademoiſelle du Thé, daß ich ſie in einer Ueberſetzung mittheile.

"Nicht ohne Bewunderung, ſo redet der Autor ſeine Heldinn an, betrachte ich die

---

*) III 230. Obſerv. Angl. . . . par une ironie ſoutenue trace le tableau le plus vrai, et le plus effrayant de la corruption des moeurs de cette capitale.

die hohe Stufe des Ruhms, welche Sie, und ihre Gehülfinnen erſtiegen haben. Wir leben glücklicher Weiſe nicht mehr in den Zeiten der Barbarey, wo die ſtrenge Tugend unter dem Schatten der Geſetze herrſchte. Die gefällige Ausgelaſſenheit hat endlich unter dem Nahmen der Freyheit allen unſern Begierden ein offenes Feld geöffnet. Ihr triumphirt, göttliche Zauberinnen, und eure verführeriſchen Reitze haben die Geſtalt von ganz Frankreich umgekehrt."

"Unſere Palläſte, unſere Hotels ſind jetzt weiter nichts, als langweilige Sitze von ungeliebten Gattinnen .... Unſere fröhliche Jugend hingegen drängt ſich zu euren reitzenden Petites maiſons zu, um dort die Liebe, und alle Arten von Spielen zu fixiren."

"Seyd ihr es nicht, Göttinnen der Mode, deren Geſchmack allein, und alles entſcheidet? Eure ellenlangen Federn werden der Maasſtab für ganz Frankreich. Manche, die euch nicht im Großen nachzuahmen wagen, ſtudieren eure Reitze und euern Putz wenigſtens im Detail, um deſto mehr zu gefallen. Göttliches Jahrhundert, in welchem man alle Vorurtheile, alle Geſetze, mit Füßen tritt, alle Stände und Alter vermiſcht, alle Ausſchweifungen heiligt! Du wirſt auf ewige Zeiten in der Geſchichte denkwürdig ſeyn!"

"Dir, und deinen Freundinnen, reizende du Thé, verdankt man dieſe glücklichen Veränderungen in den Sitten! Euch gebührt deßwegen die Ehre, und ihr genießt ſie auch. Ihr verſchönert unſere öffentlichen Spatziergänge, wenn ihr in euren zierlichen, oder prächtigen Wägen erſcheint. Als befiederte, und mit tauſendfältigem Putze geſchmückte Nymphen verdunkelt ihr in den erſten Logen die beſcheidene Bürgerinn. Aller Blicke ſind auf euch geheftet, wenn ihr im Coliſée mit erhabener Stirn, und feſtem Blick eure Grazien entfaltet, und eine wetteifernde Menge an eure Fußtritte feſſelt. Du, neueres Pantheon! vereinigſt alle unſere Gottheiten, und alle unſere Anbetungen."

"Eure Vorrechte, ihr Göttinnen des Tages, ſind eben ſo groß, als heilig; und wie ſollten ſie es auch nicht ſeyn? Ihr gehört zu den koſtbarſten Handels-Artikeln, und nichts iſt alſo billiger, als daß ihr an der glücklichen Freyheit Theil nehmt, welche man dem Handel ſchuldig iſt. Ihr bildet unter dem Schutze der Liebesgöttinn eine unabhängige Republik. Eure Einkünfte ſind ſicherer, als die des Staats, weil ſie von den erſten Nothwendigkeiten des Lebens gehoben werden. Ihr ſeyd derſelben um deſto gewiſſer, da ihr allein, ohne fremde Einmiſchung, die Hebung und Vertheilung habt! Ihr würdet den Ertrag eurer Reitze nicht gegen die höchſte und am beſten bezahlte Penſion der erſten Herzoginn vertauſchen.”

“Seit dieſer glücklichen Revolution hält euch nichts mehr auf, ſteht euch nichts mehr im Wege. Der lächerlich gemachte Hymen wagt es kaum, ſich zu zeigen. Ihr erſcheint öffentlich in den Prachtwägen eurer Liebhaber: eure Bedienten haben die Livree: ihr tragt die Farbe derſelben, und nicht ſelten die Diamanten ihrer Gattinnen. Eure kleinen Häuſer erheben ſich allenthalben aus den Trümmern von großen, und bilden in den Vorſtädten, wie auf den Boulevards eine Art von Einfaſſung, oder Feſtung, wodurch die Hauptſtadt wie geſperrt, und eure Herrſchaft auf ewig geſichert wird.”

"Nun ſage man noch, daß die Franzöſiſche Nation thöricht ſey: daß ihre Sitten, und Gebräuche mit dem gemeinen Menſchenverſtande ſtreiten! ſie war nie gebildeter, als jetzt."

"Im Ganzen macht ihr das Vergnügen zum Zweck, die Männer zum Gegenſtande, und die gemeine Wohlfarth zur letzten Abſicht aller eurer erhabenen Speculationen. Ihr ſeyd, als ewige Opfer, ſtets auf dem Altare, und macht in einem Tage mehr Menſchen glücklich, als andere Weiber in ihrem ganzen Leben. Ja, meine Damen, ihr ſeyd der wahre Luxus, der einem großen Staate weſentlich iſt, und deſſen mächtiger Reitz reiche Fremdlinge und deren Geld herbeyzieht! Zwanzig beſcheidene Bürgerinnen tragen dem königlichen Schatze weniger ein, als Eine unter euch. Auch ſeyd ihr außer aller Vergleichung, allen Ständen zur Seite, und vorzugsweiſe die Weiber aller Männer."

Zu den berühmteſten Tänzerinnen und Curtiſanen gehörte Mademoiſelle Guimard, die Rathgeberinn der Königinn in Angelegenheiten des Putzes. Dieß kleine, und magere Geſchöpf übte einen unerhörten Zauber, und eine eben ſo unerhörte Gewalt über Männer aus allen Ständen aus *). Ihr kleines Haus (petite maiſon) wurde der Tempel der Terpſichore genannt. „Wenn unſere Curtiſanen, ſagt der Engliſche Beobachter, keine Pyramiden bauen laſſen, wie die Griechiſchen Buhlerinnen; ſo errichten ſie dagegen Wohnungen der Freude, und kleine Palläſte, welche wenigſtens eben ſo viele Reichthümer verſchlingen, als die prächtigſten Denkmähler des Alterthums. Fand man in Athen, oder Rom jemahls eine öffentliche Weibsperſon, die zwey Theater auf einmahl gehabt hätte, wie Mademoiſelle Guimard? Wo ſah man je ein Beyſpiel, daß die Buhlerinn einer großen Hauptſtadt die beſten Schauſpieler von drey Bühnen entwandte, um ſie zu ihrer Unterhaltung zu brauchen? Ein allgemeines Gerücht erzählte, daß man es von Seiten des Hofes den erſten Schauſpielern

---

*) Obſerv. Angl. II. p. 160. Zu ihren Liebhabern gehörte auch der Biſchof von Orleans. Daher ſagte Mademoiſelle Arnoux von der Guimard: Ich begreife nicht, warum dieſer kleine Seidenwurm ſo mager iſt, da er doch auf einem ſo guten Blatte lebt. Man nannte ſie die Königinn der Grazien. Storch S. 139. 198. 201. wo auch von der Pracht der Oper in Paris geredet wird.

ſpielern des Franzöſiſchen und Italiäniſchen Theaters habe verbieten müſſen, bey Mademoiſelle Guimard zu ſpielen, weil ſie nachher ausruhten, und nicht für das Publicum ſpielten" *).

Wenn man alles das zuſammen nimmt, was ich bisher über die Gebrechen der Verfaſſung der Franzöſiſchen Monarchie, über die Mißbräuche der Verwaltung, und über das daher entſtehende Sittenverderben vorgebracht habe; kann man dann mit Grunde der Wahrheit behaupten, daß die Franzöſiſche Monarchie eine unheilbar zerrüttete Maſchine geweſen ſey, die nothwendig in ihre Beſtandtheile aufgelöst werden muſte, bevor aus ihren Elementen ein geſunder und ſtarker Cörper wieder gebildet werden konnte? Ich antworte mit allen unparteyiſchen Kennern aus voller Ueberzeugung: nein! Ein ſehr geringer Theil der Kräfte und Mittel, wodurch das Königthum geſtürzt worden, hätte hingereicht, die mangelhafte und ausgeartete Verfaſſung des Reichs zu verbeſſern, die vielen und großen Mißbräuche der Verwaltung abzuſchaffen, die öffentliche Erziehung und Un-

---

*) l. c.

Unterricht, die Sitten, Geſetze und Gerechtigkeitspflege allmählich umzuändern, und alles dieſes ohne die alte Regierungsform gewaltſam umzuſtoßen, ohne die beiden höheren Stände und das Glück von vielen tauſend Familien zu vernichten, ohne alle Städte und Provinzen mit Mord, Raub und Brand zu erfüllen. Bey den Perſonen aber, die vor der Revolution das Ruder des Staats in Händen hatten, und nach der Revolution ſich hinandrängten, konnte alles nicht anders geſchehen, als es wirklich geſchehen iſt *). Es iſt in der That ein trauriger Gedanke, daß Eins der gröſten Völker der Erde ſich ſelbſt, und Viele ſeiner Nachbaren zu Grunde richten muſte, weil ſolche Menſchen

---

*) Zu den richtigſten Bemerkungen der Madame **Roland** gehörte die: daß man vor und während der Revolution ſo wenig Männer gefunden habe, die durch Geiſt und Charakter zum herrſchen, oder zur Verwaltung wichtiger Stellen tüchtig geweſen wären. II. 7. La France etoit comme epuiſée d'hommes; c'eſt une choſe vraiment ſurprenante, que leur diſette dans cette révolution; il n'y a guère eu, que des pigmées. Ce n'eſt pas, qu'il manquât d'eſprit, de lumières ... mais cette force d'ame ... cette étendue de vues, dont la réunion conſtitue le caractère, .. on la cherche par-tout. p. 20. La choſe, qui m'ait le plus ſurpris, ... c'eſt l'univerſelle médiocrité. Elle paſſe tout ce, que l'imagination peut ſe repréſenter, et cela dans tous les degrés, &c.

ſchen in ſolchen Stellen waren, und ſolche Entſchließungen faßten. Hätten zum Beyſpiel Calonne und Necker etwas weniger Zuverſicht, und etwas mehr Klugheit, oder Ludewig XVI. etwas mehr Stärke und weniger Nachgiebigkeit gehabt, als ſie wirklich hatten; ſo würde die Revolution nie ausgebrochen ſeyn. Selbſt nach ihrem Ausbruche kamen noch viele Lagen der Dinge, wo eine einzige veränderte Perſon, eine einzige veränderte Entſchließung den ganzen Lauf der Begebenheiten aufgehalten, oder anders geleitet hätte. Wenn man die große Zahl von Mitteln, wodurch Frankreich hätte gerettet werden können, und die Leichtigkeit ihrer Ausführung überdenkt; ſo fühlt man es je länger je mehr, daß das wunderbarſte Verhängniß dieß Reich in den Abgrund geſtürzt hat *).

Im Ganzen genommen war Frankreich, waren beſonders Handel und Gewerbe nie blühender, als unter der Regie-

rung

---

*) Du Gouvern. p. 168. Si l'on réfléchit à la ſimplicité de ces moyens, et à la facilité de leur exécution. on ſentira de plus en plus, que la plus étonnante fatalité a précipité la France dans l'abyme.

rung Ludewigs XVI *). Die Verwaltung konnte man nicht ſo wohl drückend als ſchwach nennen. Willkührliche Hemmungen des Laufes der Gerechtigkeit, willkührliche Einkerkerungen, oder Verweiſungen, und Entſetzungen waren unendlich ſeltener, als vormahls. Selbſt am Hofe hatten Verſchwendung, und Zügelloſigkeit der Sitten eher abgenommen, als zugenommen. Die fünf Milliards, womit die öffentlichen Caſſen belaſtet waren, und das daher entſtehende berüchtigte Deficit hatte Ludewig XVI nur dem kleinſten Theile nach verſchuldet; und dieſes Deficit hätte ohne gefährliche Erſchütterungen und Anſtrengungen leicht gedeckt werden können **).

Die

---

*) Du Gouvern. etc. p. 192. . . Cet Etat s'eſt élevé au plus haut degré de ſplendeur, de proſperité et de richeſſe

**) Drey Mittel, ſagt der trefliche Verfaſſer Du Gouvernement, etc. p. 165 - 168. hätten das furchtbare Deficit verſchwinden machen können: 1. Eine weiſe Verminderung der Fonds für das Seeweſen und die Land-Armee: Einziehung unnützer Stellen in dem Hauſe des Königs: Unterdrückung eines Theils der benefices de la Finance: Einſchränkung der Koſten der jährlichen Vorſchüſſe, wie der Penſionen, und Gratificationen. Alle dieſe Artikel würden zuſammengenommen eine jährliche Erſparung von funfzig Millio-

Die Revolution brach aus, als im Junius 1789. ein Theil der Etats-Géné-

raux

Millionen gemacht haben. II. Abgabe eines Zehntens von allen Leibrenten, und andern öffentlichen Effecten. Dieſe Quelle würde gewiß einen jährlichen Fond von 25 Millionen gegeben haben. III. Eine Art von Stempeltaxe auf Waaren des Luxus, welche den ärmeren Theil der Nation gar nicht getroffen hätte. — Durch die angeführten Maaßregeln würde ohne Zweifel in wenigen Jahren der öffentliche Credit wieder hergeſtellt worden ſeyn; und man würde leicht gegen 400 Millionen haben aufnehmen können, um die ſo genannte dette exigible von 360. Millionen größtentheils abzutragen. Der Reſt dieſer dette exigible hätte durch den Ertrag des Zehntens von den Renten, und der Auflagen auf Artikel des Luxus in wenigen Jahren getilgt werden können. Man konnte endlich vorausſehen, daß die allmählige Verminderung der Leibrenten, die jährlich 1,600,000 Livres betrug, verbunden mit einigen Verbeſſerungen der Adminiſtration, die öffentliche Einnahme des Staates um 12. Millionen vermehren würde; und um eben ſo viele Millionen hätte man alſo die drückendſten Laſten des Volks vermindern können. — So einfach und wahr mir dieſe Raiſonnements ſcheinen, ſo wenig kann ich der Meynung deſſelbigen Verfaſſers beypflichten: daß nämlich eine Wiederherſtellung des alten Pompes des Hofes, und der äußern Pracht der Großen, die Achtung des Volks gegen den Regenten, gegen deſſen Miniſter und Hof hätte erhalten, oder erneuern können. p. 192. 193. Das häusliche Leben der königlichen Familie würde derſelben nicht allein nicht geſchadet, ſondern vielmehr die Liebe und Achtung gegen dieſelbe vermehrt haben, wenn es mit einer wirklich ſparſamen, und feſten Verwaltung des Reichs verbunden geweſen wäre,

woraux ohne die Zuſtimmung der beiden höheren Stände, und gegen den Willen des Königs ſich als National-Aſſamblee conſtituirte, und von der Nation als ihre Repräſentanten mit unbegränzten Vollmachten anerkannt wurde. Es iſt hier nicht der Ort, die Hauptepochen der Revolution umſtändlich auseinander zuſetzen. Mir liegt bloß ob, den Antheil zu bemerken, welchen das andere Geſchlecht an den Stürmen der Revolution genommen hat. Zu dieſem Zwecke theile ich den Zeitraum der Revolution in drey Perioden ein. Die Erſte dieſer Perioden fängt von dem Ausbruch der Revolution an, und geht bis zum zehnten Auguſt 1792, der den Thron, und die herrſchende Dynaſtie ſtürzte. Die Zweyte umfaßt die ſo genannte Schreckens-Zeit, die ſich nicht eher, als mit der Hinrichtung von Robespierre und ſeinen Gehülfen endigte. Die Dritte enthält endlich die Zeit, welche von dem Tode des eben-

wodurch die Laſten des Volks allmählig wären vermindert worden. — Man denke nur an das Leben, den Hof, und die Regierung Friederichs des Großen! Bloßer äußerer Pomp blendet ſelbſt das Volk auf die Länge nicht.

ebengenannten Wüterichs an bis auf den heutigen Tag verfloſſen iſt.

Von dem erſten Augenblicke der Revolution an ergriff ein unglaublicher Schwindel beynahe die ganze Nation. Freyheit wurde das Zauberwort, was alle Köpfe entzündete; und Freyheitsliebe wurde herrſchende Mode, die unter allerley Geſtalten ein bewegliches und leichtſinniges Volk von einem Extrem in das entgegengeſetzte warf, und Menſchen ohne Tugend und Patriotismus antrieb, ihre eigenen wahren Vortheile, ja zulezt das Leben ſelbſt, ohne Murren oder wohl gar mit ſcherzender Fröhlichkeit aufzuopfern*). Die Parlemente entſagten ihren Rechten, und drangen auf die Zuſammenberufung der Reichſtände, welche bald nachher ihre bisher dafür gehaltenen Stellvertreter vernichteten. Das Heer, das ſeiner Natur nach an den Thron gefeſſelt ſeyn ſollte, fiel früher, als das Volk ab *), und wandte ſeine Waffen gegen den Fürſten, von welchem es dieſelben empfangen hatte **). Die Stadt Verſailles hatte ihr Daſeyn, und ihren Wohlſtand ganz allein den Königen zu danken; und eben dieſe Stadt erhob ſich mit am wüthendſten gegen das Königthum, mit welchem ſie ſelbſt dahin ſchwinden muſte ***). Keine andere Stadt war den Wohlthaten der Könige, und dem Luxus der Groſſen ſo viel ſchuldig, als das verdorbene Paris, wo Tugend ein Spott, und Durſt nach Vergnügungen und nach Gelde ſchon Jahrhunderte lang die mächtigſten Leidenſchaften waren. Dieſer weichlichen und wohllüſtigen Hauptſtadt muſte der Begriff und Genuß von Freyheit eben ſo fremd ſeyn, als Ueppigkeit und Prachtliebe dem alten und ſtrengen Sparta *). Und doch erregte das Volk oder der Pöbel von Paris ſo oft und ſo lange Aufſtände, bis der Thron, ſammt allem, was den Thron umgab, niedergetreten wurde, und aus den Trümmern des Throns das Ungeheuer der Anarchie hervorſtieg, das nirgend mehr Schlachtopfer, als gerade in Paris verſchlang. Die Freyheits-Mode war eben ſo eigenſinnig und unbeſtändig, als andere Moden. **Mirabeau**, **Necker**, **La Fayette**, **Petion**, **Bailly**, **Orleans**, **Robespierre** und **Marat** wurden eine Zeitlang als Helden angebetet, und dann als Verbrecher entweder verbannt, oder hingerichtet, oder wenigſtens beſchimpft. Blinder Enthuſiasmus trieb nicht bloß den großen Haufen, ſondern auch die herrſchenden Parteyen in kurzer Zeit nach ganz entgegengeſetzten Richtungen, und zu ganz entgegengeſetzten Planen und Entſchließungen hin **).

---

*) Du Gouvernement. 198 p. et ſq. Il eſt à remarquer, que dans cette ſeule nation regne une puiſſance ſuprême appelée Mode. Elle tient ſon empire de la légereté, qui adopte ſans examen, de la vivacité de l'imagination, qui s'attache promptement à un objet, et du penchant à l'imitation. Quand on a ſuivi attentivement les progrés de la révolution, on voit clairement, que la mode, dans les commencements, a tout mis en mouvement, et enfin determiné les cruautés mêmes. --- Ceſt en reflèchiſſant à la puiſſance de la mode ſur les eſprits français et à leur caractére enthuſiaſte, qu'on peut concevoir, comment des hommes, ſans patriotiſme, ni vertu, ont agi en ſens contraire de leurs propres intérêts, &c.

---

*) Bertrand I. p. 27.

**) Du Gouvern. l. c. p. 201. Comment l'armée, qui par eſſence eſt devouée au Trône, . . s'eſt laiſſé entraîner par l'efferveſcence générale, et a tourné contre le prince les armes, qu'elle avoit recuës de lui pour ſa défenſe.

***) ib.

---

*) l. c. p. 201. Il me ſeroit encore plus facile de démontrer, que dans une Capitale, amollie par les delices de tout genre, dans une ville, où la pureté des moeurs étoit un objet de raillerie, où les coeurs étoient dévorés de la ſoif des richeſſes, l'amour de la liberté étoit auſſi étranger, que pouvoit l'être le luxe à Sparte.

**) Moore's Journal II. 458-60. Bertrand III. p. 217.

Einige Freunde der Republik machten im Jahr 1791. nach der Flucht des Königs den Verſuch, das Königthum abzuſchaffen. Der Vorſchlag wurde mit Unwillen verworfen. Am 7 Julius 1792. erklärte ein Mitglied der conſtituirenden Verſammlung, daß er eben ſo ſehr gegen die Einführung einer republicaniſchen Verfaſſung, als gegen die bisherige unbeſchränkte Monarchie ſey. Dieſer Mann forderte alle Mitglieder, die mit ihm einerley Meynung ſeyen, feierlich auf, ſich von ihren Sitzen zu erheben. In einem Augenblicke ſtand die ganze Verſammlung auf, und gab durch eine einſtimmige Acclamation zu erkennen, daß derjenige, der eine republicaniſche Regierungsform, oder die Errichtung von zwey Cammern vorſchlagen würde, ein Gegenſtand des allgemeinen Abſcheus, und Fluchs ſeyn ſollte *). Das Andenken an dieſen Beſchluß ging ſo ſchnell verloren, oder die Geſinnungen der Repräſentanten der Nation änderten ſich ſo geſchwind, daß ſchon

---

*) ll. cc. beſ. Bertrand l. c. . . at the memorable ſitting of the 7th of July laſt, the aſſambly decreed unanimously, and by acclamation, that thoſe, who ſhould propoſe a republican government, or the eſtabliſchment of two chambers, ſhould be devoted to public execration.

am 21. September deſſelbigen Jahrs die Abſchaffung des Königthums öffentlich decretirt wurde.

Selbſt der Adel, und die hohe Geiſtlichkeit konnten bey einer Veränderung der bisherigen Verfaſſung kaum ſo viel, oder wenigſtens nicht mehr verlieren, als das andere Geſchlecht, das beynahe drey Jahrhunderte lang an den Höfen der Könige geherrſcht, und vom Hofe aus ſeine Herrſchaft über alle Städte und Provinzen des Reichs verbreitet hatte. Wenn keine unumſchränkte Könige, keine allgewaltige Miniſter, oder Günſtlinge von Königen, keine Hoffeſte, oder andere Luſtbarkeiten, keine Hoftage, und glänzende Aſſembleen mehr waren; wie konnten dann alles vermögende, und verſchlingende Mätreſſen von Königen, und Miniſtern, wie Tonangeberinnen des Geſchmacks, und der Moden, wie Richterinnen ſchriftſtelleriſcher oder anderer Verdienſte bleiben? — Auch die Weiber opferten die Vortheile, welche ihnen bis dahin die theuerſten geweſen waren, mit eben dem Enthuſiasmus auf, womit die erſten Stände, und die vornehmſten Städte und Corporationen des Reichs ihre Vortheile

theile aufgeopfert hatten. Frauen und Jungfrauen nahmen an allen Freyheitsfeſten, beſonders an dem merkwürdigen Bundesfeſte, das am 14 Julius 1790. in Paris gefeiert wurde, den ſchwärmeriſchſten Antheil *). Die Schönen der Provinzen, welche dem Feſte ſelbſt nicht beywohnen konnten, drückten ihre Freyheitsliebe dadurch aus, daß ſie den Söhnen des Vaterlandes, die den heiligen Eid der Freyheit und Eintracht ſchwören ſollten, in geſchmückten Haufen entgegengingen, oder ſie zurückbegleiteten, und ihnen allerley Erfriſchungen mit eigenen Händen reichten. An andern Orten warteten die Damen Stunden und Tagelang an den großen Straßen, um die zum Bundesfeſte Abgeordneten aufzufangen, und ſie zu einem bürgerlichen Freudenmahle, oder zu Freudentänzen einzuladen. Wenn die patriotiſchen Ritter dieſen Bitten nachgaben, ſo entwaffneten die Damen ihre Gäſte mit ihren eigenen ſchönen Händen. Die eine nahm ein Gewehr, eine andere das Beil eines Sappeurs, eine dritte den Torniſter ab. Die überraſchten Deputirten glaubten ſich in die

---

*) Anecdotes IV. p. 80. et ſq.

die ſchönſten Zeiten der alten Franzöſiſchen Ritterſchaft zurückverſezt.

Als äußere, und innere Gefahren der kaum gebornen Freyheit zu drohen anfingen, ſo ermunterten Frauen und Jungfrauen nicht bloß ihre Männer, Brüder und Liebhaber, das Vaterland muthig zu vertheidigen, ſondern ſie beſtrebten ſich auch, dem bedrängten Vaterlande aus allen Kräften ſelbſt zu helfen. Nach dem Beyſpiele der Bewohnerinnen der freyen Americaniſchen Provinzen *), legten viele Tauſende von eifrigen Freundinnen der Freyheit entweder ihr Geſchmeide, oder ihre Nadelgelder, oder andere Erſparungen auf den Altar des Vaterlandes nieder **). Manche Jungfrauen, geſtärkt und begeiſtert von Freyheits- und Vaterlandslandsliebe, verläugneten ihr Geſchlecht, miſchten ſich unter die Krieger, welche gegen äußere oder innere Feinde zogen, erfochten ſich rühmliche Lorbeeren, oder ſtarben den Tod der Helden auf dem blutigen Schlachtfelde. Am zehnten Auguſt 1792 that ſich eine Mademoiſelle Theroigne vor allen den kühnen Männern hervor, welche den Pallaſt der Thuillerien beſtürmten. Sie rief die Fliehenden zurück, und griff an der Spitze der Marſeiller zum zweyten Mahle an. Man belohnte ihre Tapferkeit durch die Ehre, unter den Mitgliedern, und auf den Bänken der National-Aſſamblee ſitzen zu dürfen. Moore ſah dieſe Amazoninn wenige Tage nach dem zehnten Auguſt in einem Reitkleide, und der Uniform der Nationalgarde in die National-Aſſamblee treten. Sie hatte eine kriegeriſche Miene, die einen tapfern Mann nicht übel gekleidet hätte *).

---

*) Im J. 1781. ſchrieb die Gemahlinn des Generals Waſhington im Nahmen ihres Geſchlechts ein rührendes Dankſagungsſchreiben an die tapfern Vertheidiger des Vaterlandes, in welchem ſie zugleich ihre Mitſchweſtern dringend aufforderte, den Bedürfniſſen der unerſchrockenen Krieger aus ihren eigenen Mitteln zu Hülfe zu kommen. Der Brief, welchen man in den Anecdo- &c. IV. p. 10. et ſq. findet, wurde in allen Kirchen abgeleſen, und hatte die Wirkung, daß die angeſehenſten Damen zum Beſten der nothleidenden Krieger eine freywillige Contribution zuſammen trugen.

**) l. c.

Die Häupter der herrſchenden Parteyen vergaßen die Proben von Patriotismus und Muth, welche die Franzöſinnen vom Anfange der Revolution an gegeben hatten, eben ſo bald, als die

---

*) Journal I. 117.

freywilligen Aufopferungen des Königs, des Adels, und der Geiſtlichkeit. Das ſchwächere, zärtere, und verſchämtere Geſchlecht wurde nie auf eine grauſamere, und ſchaamloſere Art gemißhandelt, und zeigte ſich nie ſo groß, und zugleich ſo haſſenswürdig, als in der Schreckenszeit, die mit dem zehnten Auguſt anfing, aber erſt im folgenden Jahre in ihrer beyſpielloſen Furchtbarkeit über ganz Frankreich herein brach. Wenn die menſchliche Natur durch die höchſte Glut der Leidenſchaften, und durch außerordentliche Umſtände gleichſam aus ihren Angeln gehoben wird; ſo entſtehen Erſcheinungen, die man entweder in der Geſchichte gar nicht wiederfindet, oder nur in ſeltenen ähnlichen Zeiträumen antrift. Kann etwas unglaublicheres und unnatürlicheres erdacht werden, als daß unter einem großen Volke nie eine Mode herrſchender war, als Verachtung des Todes, und daß dieſe Verachtung des Todes ſich in dem ſchwächeren Geſchlechte eben ſo allgemein, und noch auffallender zeigte, als in dem ſtärkern? Wer hätte es ohne die Erfahrungen der Schreckenszeit für möglich gehalten, daß das ſchwächere

Geſchlecht, und zwar der ſchönſte Theil deſſelben die Haupttriebfedern und die vornehmſten Opfer wilder Parteywuth ſeyn und werden könnten? Viel bekanntere Phänomene ſind es, daß Menſchen in gefahrvollen Zeiten, wo ſie ihres Lebens keine Stunde ſicher ſind, der ungewiſſen Augenblicke, welche das Schickſal ihnen gewährt, auf alle Arten, ſelbſt mit Vergeſſenheit der Tugend, und des Anſtandes, zu genießen ſuchen, oder daß die Krieger eines Volks nie muthiger fechten, als wenn das Volk ſelbſt von den härteſten Tyrannen unterdrückt wird, und dieſe Unterdrückung mit der ſchimpflichſten Feigheit duldet.

Den zehnten Auguſt wünſchten und bewirkten alle herrſchende Parteyen, die dem Hofe entgegengeſezt waren. Die heimlichen Republicaner hofften, daß durch einen gewaltſamen Aufſtand die Königliche Familie ermordet, oder wenigſtens der König abgeſetzt werden könne. Die Orleaniſten ſchmeichelten ſich, daß man den König entthronen, und ihr Haupt zum Regenten von Frankreich machen werde. Die Girondiſten, welche um dieſe Zeit in der National-Aſſamblee, und ſelbſt im Jacobiner-Club das Uebergewicht hatten, gingen lange mit dem Gedanken um, daß die Aſſemblée nationale, von dem lärmenden Pöbel geſchreckt, Ludwig den Sechszehnten des Throns verluſtig erklären, den Dauphin zum Könige ausrufen, und die Häupter ihrer Partey zu ewigen Miniſtern des unmündigen Monarchen ernennen werde *). Weil alle Parteyen in dem, was am zehnten Auguſt geſchah, übereinſtimmten; ſo wurde dieſer Tag auch durch das Geſchrey aller Parteyen als der große Tag des Heils geprieſen, und eben deßwegen von dem durch dieſe Parteyen geleiteten Volke ſanctionirt. Das gefährliche Beyſpiel der Empörung war einmahl gegeben, und der unbändigſte Theil des Pöbels mit der Hoffnung einer gänzlichen Ungeſtraftheit, oder gar großer Belohnungen zu Mord, Raub, und Plünderungen losgelaſſen. Alle Ehrgeitzige, die herrſchen wollten, brauchten gegen diejenigen, welche herrſchten, eben die Mittel, wodurch man den Thron umgeworfen hatte. Die Mächtigſten unter den Beſtürmern des Throns, die Girondiſten,

---

*) Bertrand II. 251. III. p. 39.

ſten, fielen zuerſt. Ihnen ſtürzten bald die Orleaniſten, und dann die Terroriſten nach. Die kleinſte Rotte, welche noch kurz vor dem zehnten Auguſt kaum ihre Stimme zu erheben wagte, blieb die lezte Siegerinn.

Die Canonen der Vorſtadt St. Antoine, und die Säbel der Marſeiller tödteten zwar am zehnten Auguſt nicht den König ſelbſt, nicht ſeine Tugenden [*]), aber wohl das Andenken an die Tugenden des Königs; und faſt jeder Tag ſeines Gefängniſſes ſchien etwas zu dem Verzeichniſſe der Laſter und Verbrechen hinzuzufügen, deren man ihn anklagte, und wovon man vorher nie etwas gehört hatte. Die offenbaren Anhänger des Königs, und des Königthums wurden am zehnten Auguſt, und an den folgenden Tagen entweder ermordet, oder gefangen genommen, oder verjagt, oder in verborgene Schlupfwinkel hineingeſchreckt. Die geheimeren Freunde von Beiden wagten es jezt weniger, als vorher, ſich des gefallenen Monarchen, und des umgeſtürzten Throns anzunehmen. Die Feinde des Königs hingegen konnten nun ungeſtraft die ſchwärzeſten Verläumdungen erdichten, und ausbreiten. Die gröbſten Verläumdungen machten endlich Eindruck, weil ſie mit der kühnſten Zuverſicht von allen Seiten wiederhohlt wurden. Die öffentliche Meinung änderte ſich nach dem zehnten Auguſt merklich. Die verſtümmelten, und gemißdeuteten Papiere, welche man in den Zimmern des Königs, und beſonders in dem geheimen eiſernen Schrank gefunden hatte, erzeugten oder beſtärkten die Meinung, daß der König ſein Volk habe verrathen wollen; und dieſe Meinung brachte allgemeinen Unwillen gegen den eben ſo unſchuldigen, als unglücklichen Monarchen hervor *). Auch die glänzenden Siege, welche bald nachher die republicaniſchen Heere erfochten, ſöhnten den National-Stolz von Manchen mit dem Gedanken einer Republik aus, den

---

[*]) Moore's' Journal II. p. 403. The cannon of St. Antoine and the ſabres of the Marſeillois exterminated the virtues of the King on the 10th of Auguſt.

---

*) Moore's Journal II. p. 279. 460. 461. Nach den Memoires von Bertrand kann jetzt Niemand mehr zweifeln, daß der König und ſelbſt die Königinn der Conſtitution treu angehangen haben. I. 216. 17. II. 167. III. [illegible] 20. Roland und Claviere glaubten dieſes. Nur Madame Roland bezweyfelte es a priori I. 36. II. [illegible].

den ſie vorher nicht hatten ertragen können.

Es offenbarte ſich gleich in den erſten Tagen nach dem zehnten Auguſt, daß der Convent durch den letzten Aufſtand faſt eben ſo viel, als der König verloren hatte: und daß die Gewalt des Volks nicht in den Händen ſeiner Repräſentanten, ſondern der Commüne von Paris, und beſonders derjenigen Demagogen ſey, welche in dem Conſeil général de la Commune das gröſte Anſehen hatten *). Die ſtrengen Hausſuchungen, die willkührlichen Verhaftnehmungen, die Plünderungen oder Verſiegelungen der Güter von Verhafteten und Entflohenen, welche die Sectionen von Paris, oder das Conſeil de la Commune ohne, oder wider den Willen des Convents übte, kündigten den Anfang des Reichs des Schreckens an, das durch die ſcheußlichen September-Tage befeſtigt wurde. Danton, und einige andere kühne Böſewichter ordneten die Metzeleyen dieſer Tage an: und einige hunderte von gedungenen Meuchelmördern führten ſie aus **). Alle Fremde, die

---

*) Moore l. c. II. 185.

**) Mallet du Pan S 42. behauptet, daß Roland, und die übrigen Girondiſten die Septemdie in Paris gegenwärtig waren, urtheilten, daß man in keiner andern großen Stadt von Europa ſo leicht und ſo viele Meuchelmörder hätte finden können, und daß die Einwohner keiner andern großen Stadt wenige hunderte von Meuchelmördern Tage lang ſo ungeſtört hätten morden laſſen, als in Paris *). Die Blutmenſchen lernten an dieſen Bluttagen die Macht des Schreckens, und die Feigheit des Volks in ihrem ganzen Umfange kennen. Sie wurden von nun an um deſto frecher, je niedergeworfener das Volk

---

September-Tage, und die Blutbäder in Avignon entſchuldigt hätten. Von **Roland** iſt dieß gewiß falſch. Appel de Me Roland I. 71. II. 55. Höchſt wahrſcheinlich war keiner der Girondiſten mit dem Septembriſerien im Grunde zufrieden, wenn auch Einige derſelben aus Furcht, oder andern Urſachen das Geſchehene zu entſchuldigen ſuchten.

*) Moore I. 314. 15. Roland I. 73. Tout Paris fût témoin de ces horribles ſcénes, exécutées par un petit nombre de bourreaux, . . . Tout Paris laiſſa faire - tout Paris fût maudit à mes yeux, et je n'esperai plus, que la liberté s'etablit parmi des lâches, inſenſibles aux derniers outrages, qu'on puiſſe faire à la nature, à l'humanité; froids ſpectateurs d'attentats, que le courage de cinquante hommes armés auroit facilement empeché. . Auſſi ce n'eſt pas la premiére nuit, qui m'etonne: mais quatre jours; et des curieux alloient voir ces ſpectacles. Non, je ne connois rien dans les annales des peuples les plus barbares, de comparable à ces atrocités.

Volk war; und ſie bekümmerten ſich nicht mehr um das Vok, wenn ſie nur einen Haufen feilen, und alles unternehmenden Pöbels auf ihrer Seite hatten. Der Pöbel gewöhnte ſich, an den September-Tagen Gerechtigkeit, Unſchuld, Verdienſte, Menſchlichkeit und Schamhaftigkeit mit Füßen zu treten; und weder Stand, noch Geſchlecht, und Alter zu ſchonen. Zu den erſten und größten Schandthaten der September-Tage gehört die Hinrichtung der Prinzeſſinn Lambale, die Zerfleiſchung und Mißhandlung ihres Cörpers, das Umhertragen ihres von Blute triefenden Haupts durch die Straßen von Paris, und ſelbſt in die Hallen und Höfe des Tempels bis vor die Augen der Königinn und der Königlichen Familie *). Wer hätte es glauben ſollen, daß unter den September-Mördern ſolche Menſchen ſeyn könnten, als diejenigen waren, welche einem Bruder des Miniſters Bertrand

---

*) Moore I. 315. The head, beeing fixed on a pike, was carried to the temple, for the expreſs purpoſe of ſhoking the Royal Family, and the queen in particular, with a ſight ſo dreadfully agonizing -- A new dictionary is needed to furniſh words expreſſive of ſuch unheard-of-wickedneſs!

trand das Leben retteten *)? Schon viele Unſchuldige waren vor das in der Abtey errichtete Volkstribunal gerufen, und von den bewaffneten Henkern, die in doppelten Reihen vor der Thür des Gefängniſſes ſtanden, abgethan worden. Die Ordnung traff nun auch den Chevalier Bertrand. Die ruhige Miene dieſes Gefangenen fiel Einem der Henker, mit Nahmen Michel, der ihn abrief, ſo ſehr auf, daß er ſagte: Sie haben das Anſehen eines ehrlichen Mannes. Einer, der ſich ſeiner Schuld bewuſt iſt, ſieht nicht ſo aus, wie Sie. Dieſe Theilnehmung Michels, und das Zureden, getroſt zu ſeyn, erhielten den Chevalier in ſeiner ruhigen Faſſung, als er vor die Blutrichter trat. Nach einigen Fragen und Antworten, wobey Michel mit großem Nachdruck den Vertheidiger des Beklagten machte, wurde dieſer freygeſprochen. Als die Thüren des Gefängniſſes ſich öffneten, hoben ſich die Arme der Mörder zur Hinrichtung auf. Die Worte, citoyen innocent, welche Michel, und Einer ſeiner Cameraden laut ausriefen, machten die aufgehobenen Hände auf

---

*) Bertrand III. 135. Moore's Journ. II. p. 278

auf einmahl niederſinken. Die mit Blut bedeckten Henker nahmen den unſchuldigen Bürger in ihre Arme, hoben ihn voll freudigen Entzückens von der Erde empor, und erſtickten ihn faſt mit ihren Küſſen, und Liebkoſungen. Nur mit Mühe machten ſeine Begleiter den Chevalier von dieſen ſchauderhaften Liebkoſungen los. Michel fragte den Geretteten, ob er Bekanntſchaften in der Stadt habe, wohin er wünſchte, geführt zu werden. Der Ritter antwortete, daß er zu ſeiner Schwägerinn gehen, aber ſeine gütigen Retter nicht bemühen wolle, ihn bis dahin zu begleiten. Indem er ſeinen innigen Dank nochmahls wiederhohlte, bot er Micheln und ſeinem Cameraden eine Handvoll Aſſignate als ein geringes Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit an. Die beiden Männer ſchlugen die Aſſignaten ſtandhaft aus, weil die Freude, ihn gerettet zu haben, mehr werth ſey, als alles Geld, was er ihnen anbieten könne. Sie beharrten auf dem Vorſatze, ihn zu begleiten und nicht eher zu verlaſſen, als bis er völlig in Sicherheit ſey. Zugleich baten ſie um die Erlaubniß, bey der glücklichen Wiedervereinigung des Geretteten mit ſeiner Familie gegenwärtig ſeyn zu dürfen, weil dieſes ihren Herzen wohl thun werde. Der Chevalier ſtellte ihnen vor, daß es ſpät ſey, und daß ſie ſelbſt Ruhe nöthig hätten: daß ſeine Schwägerinn, als eine ſchwächliche und zartempfindende Frau durch die ſpäte Erſcheinung fremder, mit Blut beſpritzter Männer erſchreckt werden würde. Michel und deſſen Freund erwiederten: ſeine Schwägerinn werde ſich gewiß freuen, ſie zu ſehen, wenn ſie höre, daß eben dieſe fremden, und blutigen Männer ihrem Schwager das Leben gerettet hätten. Der Chevalier konnte ſich der wohlwollenden Zudringlichkeit ſeiner Erretter nicht länger widerſetzen. Michel und ſein Freund weideten ſich an dem rührenden Schauſpiel des Wiederſehens des Chevaliers und ſeiner Familie. Nach dem innigſten Genuß dieſes rührenden und freudenvollen Familien-Feſtes ſagte Michel zu ſeinem Cameraden: Mit alle dem ſind wir beide es allein, die dieſem rechtſchaffenen Manne das Leben gerettet haben. Bey dieſen Worten brachen dem Einen, wie dem Andern die Thränen aus. Michel und ſein Freund waren ſo discret, nur eine Viertelſtunde zu bleiben. Bey dem Abſchiede dankten ſie dem Chevalier nochmahls für die Freude, welche er ihnen verſchafft habe. Mit Recht ruft der Miniſter Bertrand aus: Wie will man eine ſo außerordentliche Erſcheinung erklären, daß Männer, welche ſich zu Mördern ihrer Mitgeſchöpfe brauchen ließen, faſt in denſelbigen Augenblicken ſo empfänglich waren gegen die wohlthätigſten Regungen des Wohlwollens, und des Mitleidens mit einem ihnen ganz unbekannten Mann? Gewiß müſſen die tiefſten Forſcher des menſchlichen Herzens verlegen ſeyn, wenn ſie eine Begebenheit genugthuend erklären ſollen, die vielleicht ohne Beyſpiel iſt *).

Aehnliche Unerklärlichkeiten und Widerſprüche finden ſich häufig in der Geſchichte des andern Geſchlechts während der Schreckenszeit. Nie waren die Weiber in Frankreich geſchäfftiger und gleich-

---

*) Zu den weiblichen Heldenthaten in den Septembertagen gehörte folgende. Eine junge Sombreuil ſtürzte ſich zwiſchen ihren Vater, und die Schwerdter der Mörder, welche ihn umbringen wollten. Der Muth, und die Verzweiflung des Mädchens entwaffneten die Henker, denen der Vater Sombreuil dießmahl entriſſen wurde. Tableau des priſons de Paris p. 93.

ſam allgegenwärtiger: nie thaten ſie mehr Gutes und Böſes: nie litten ſie ſelbſt mehr, und ließen Andere mehr leiden: nie gab beſonders das ſchwächere Geſchlecht dem ſtärkern ſolche erſtaunliche Muſter von Standhaftigkeit, als in den Tagen, wo vernünftige Mäßigung ein Schimpfwort, und jedes hervorſtehende Talent ein Verbrechen war. Die Weiber ſpielten bey Volksfeſten und Volks-Verſammlungen, wie bey Empörungen, Aufläufen und Hinrichtungen, in den Gerichtsſtuben, und Gefängniſſen, wie auf den Tribünen, und Blutgerüſten Hauptrollen, oder doch merkwürdige Nebenrollen. Viele waren ſo ehrwürdig, und eine noch größere Zahl waren ſo verrucht, daß man nicht weiß, ob man die Einen mehr bewundern, oder die Andern mehr verabſcheuen ſoll.

Während der Schreckenszeit beehrten die Republicanerinnen in Paris keinen andern öffentlichen Mann ſo ſehr mit ihrer Gunſt, als den König des Schreckens, **Robespierre**. Dieſer war ſelbſt in der Periode, als der Convent die größten Redner der Revolution beſaß, der Lieblingsredner der Weiber. So oft er im Jacobiner-Club auftrat, waren die

Gallerien vielmehr, als ſonſt, mit Weibern angefüllt *). An dem Tage, an welchem er ſich gegen Louvets Anklage vertheidigte, drängten ſich die Schönen von Paris ſo früh, und eifrig zu, daß man auf den Gallerien wenigſtens viermahl ſo viel Weiber, als Männer ſah; und ſelbſt die Zugänge zu dem Convents-Saal und deſſen Gallerien waren durch dichte Haufen von Bürgerinnen verſperrt **). Die Gegner von Robespierre ſuchten den anfangenden Dictator, den ſie nicht ſtürzen konnten, durch ſeine auffallende Weiber-Gunſt, und ſeinen Weiberhof lächerlich zu machen. Man wirft, ſchrieb Condorcet in der Chronique de Paris ***), bisweilen die Frage auf, warum Robespierre ſtets einen ſolchen Hof, und eine ſolches Gefolge von Weibern habe, nicht bloß in ſeinem Hauſe, ſondern auch im Convent, und in den Clubs der Jacobiner, und Cordeliers? Der Grund liegt darin, daß die Revolution eine Art von Religion iſt, und Robespierre eine Secte ſtiftet. Er iſt ein Prieſter, der ſeine Betſchweſtern hat.

---

*) Moore's Journ. II. 325.

**) ib. et p. 345.

***) Moore. l. c.

Eben dadurch aber wird es unläugbar, daß ſeine ganze Macht nur eine Kunkel-Macht iſt **). Robeſpierre predigt, und eifert in dieſen Predigten ſehr ſtrenge. Er iſt bald wüthend, bald ernſthaft, bald trübſinnig, und bald ſchwärmeriſch; und nichtsdeſtoweniger verfolgt er in ſeinen Reden, und Handlungen ſtets denſelbigen Plan. Er donnert gegen die Reichen, und Großen. Er braucht wenig, und kennt gewiſſe natürliche Bedürfniſſe gar nicht. Er hat nur einen einzigen Beruf, den Beruf zu reden; und er redet beſtändig. Er lehnt die Stellen ab, wo er dem Volke wirklich dienen könnte, und nimmt ſolche an, in welchen er das Volk zu beherrſchen glaubt. Er erſcheint, wann er einen ſtarken Eindruck machen kann, und verſchwindet wieder, wenn der Schauplatz mit andern Perſonen angefüllt iſt. Er hat alle Merkmahle nicht des Stifters einer Religion, ſondern des Hauptes einer Secte. Er trachtet nach dem Rufe eines ſolchen ſtrengen Lebens, das mit einer gewiſſen Heiligkeit verwandt iſt. Er ſpricht von Gott und der Vorſehung, nennt

---

**) l. c. Mais il eſt évident, que toute ſa puiſſance eſt en quenouille.

nennt ſich einen Freund der Armen, und Schwachen, iſt beſtändig mit Weibern umgeben, und nimmt mit ehrenfeſter Miene ihre Huldigungen und Anbetungen an. Er verſteckt ſich in Zeiten der Gefahren, und man ſieht nur ihn, wenn die Gefahren vorüber ſind. Robespierre iſt ein Prieſter, und wird nie etwas mehr, als ein Prieſter ſeyn. — Es gibt in der Franzöſiſchen Revolution gewiſſe Menſchen und Begebenheiten, die bloß deßwegen einiges Aufſehen verurſachen, weil die National-Heftigkeit alles vergrößert, und aufbläht. Dieſe kleinen Männer, und dieſe kleinen Begebenheiten werden in der Geſchichte der Revolution kaum vier Linien ausfüllen".

Wenn Männer, wie Condorcet und deſſen Freunde ſich ſo ſehr in dem heuchleriſchen Tyrannen irrten; wie iſt es dann zu verwundern, daß das ſchwächere Geſchlecht ſich durch den in Lammes-Geſtalt verſteckten Tieger täuſchen ließ? Die Gunſt der Weiber trug gewiß nicht wenig zur allmählichen Erhebung des Ungeheuers bey. Nichts iſt alſo billiger, als daß die Weiber ihren Antheil an den Vorwürfen übernehmen, welche man den Gönnern des Tyrannen gemacht hat, und bis auf die ſpäteſten Zeiten machen wird.

“Wie, ruft der Franzöſiſche Zuſchauer aus! Wie konnten wir zwey ganzer Jahre lang dieſen Heuchler ertragen, der eine ſo niedrige Seele unter einem ſo verworfenen Geſicht verbarg! der ſeinen beleidigenden Egoismus in allen ſeinen Reden verrieth: der die Wörter Gerechtigkeit und Menſchlichkeit durch unaufhörliche Todes-Urtheile entweihte: der unſerer Schwäche dadurch ſpottete, daß er uns von Freyheit vorſchwatzte, indem er die ſchwerſte aller Knechtſchaften über uns verhängte: der es wagte, die Nichtigkeit ſeiner Talente mit dem Heroismus und Genie in die Wagſchaale zu legen”.

“Wie müſſen ſich jezt alle diejenigen ihrer Schmeicheleyen ſchämen, welche ſich vor einem in aller Rückſicht ſo verächtlichen Tyrannen erniedrigt haben! Durch welche Zauberkünſte hatte er ſich dann bis zu der Stuffe von Herrſchaft erhoben, bis zu welcher wir ihn haben ſteigen geſehen? Wir alle kennen ja die Rolle ſehr gut, die er in der conſtituirenden Verſammlung ſpielte. Welcher Abſtand zwiſchen ihm und allen den Rednern, die damahls durch ihre Beredſamkeit, und großen Ideen glänzten"!

"In welcher Stelle, oder Lage hat er auch nachher einen impoſanten Charakter geäußert? Seine kalten, weitſchweifigen, unbeſtimmten und unlogikaliſchen Reden konnten keine ſtrenge Prüfung aushalten, und fielen ſo gleich in Vergeſſenheit. Er zeigte ſich nie mit Muth an der Spitze irgend einer Partey. Vielmehr verſteckte er ſich während der Gefahr, und erſchien nicht eher, als bis er die Früchte der Tapferkeit, und Kühnheit von Andern einerndten konnte. Er war unbeſtändig in der Freundſchaft, und verließ ſehr oft diejenigen, die ſeiner Eitelkeit am meiſten geſchmeichelt und ſeinen Entwürfen am meiſten gedient hatten. Seine Eiferſucht gegen alle Talente, die ſeinen falſchen Eifer verdunkelten, machten ihn zum heftigſten Verfolger derſelben. Unfähig einen großen Plan zu entwerfen, oder durch einen feſten, und geraden Gang zu ſeinem Zwecke zu gelangen, ſchlich er um die höchſte Gewalt her, und entfernte ſich zum Scheine von derſelben, um durch die Wünſche des großen Haufens dazu genöthigt zu werden. Er ſezte die Nation unaufhörlich in Bewegung, und erfüllte ſie mit Schreckniſſen, und Argwöhnen, damit ſie keine Ruhe, und keine Rettung, als allein in ihm finde. Er ſchien bisweilen ſich mit denen, welche er unterdrückt hatte, ausſöhnen, und ihnen ſeine bisherigen Vertrauten aufopfern zu wollen. Allein auf einmahl ſtürzte er ſie in Verzweyflung zurück, und vernichtete die Freunde der Freyheit mit den Freunden des Königthums. Man konnte ihn mit Recht einen Feind des Denkens nennen, weil man eine maſchienenmäßige Ehrfurcht gegen ſeine widerſprechendſten Launen und Einfälle zeigen muſte, um Gnade vor ſeinen Augen zu finden. Nach ſeinem Vorgeben kam alles Gute von ihm, alles Böſe von der Widerſetzlichkeit gegen ſeine Plane her. Die auswärtigen Könige und Miniſter trachteten nach nichts ſo ſehr, als nach ſeinem Leben. Er war das Palladium von Frankreich. Wenn man ihn verlor, ſo verſchwand die Freyheit, und der Staat fiel in einen Abgrund von Unglück hinab".

"So war der ungeheure Menſch beſchaffen, der diejenigen ſo lange tyranniſirte,

niſirte, welche ſich für die gröſten Feinde der Tyranney ausgaben. Weit entfernt den Dolch gegen ihn aufzuheben, wagte es nicht einmahl Jemand gegen den Despotismus zu murren, welchen Robespierre in zwey Verſammlungen der Repräſentanten des Volks gegründet hatte. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, wie weit er ſeine Herrſchaft getrieben, und welche Dauer er ihr gegeben haben würde, wenn er ſeine Gewalt weniger übereilt, und ſeine Maaßregeln vorſichtiger zu nehmen gewußt: wenn er nicht alle ſeine Feinde auf einmahl auszurotten gedroht, und ſie dadurch gewarnt, oder gezwungen hätte, ſich zu ſeinem Sturze zu vereinigen" *).

Die meiſten Ungeheuer, welche Robespierre, und deſſen Rotte in die Provinzen ſchickte, um ganze Städte zu verheeren, ganze Familien mit der Wurzel auszurotten, ja viele Hunderte und Tauſende durch das Mordbeil, oder durch Kartätſchen, oder durch Erſäufungen von der Erde zu vertilgen, hatten Gattinnen, oder Mätreſſen an ihrer Seite, welche mit ihren Männern, oder Liebhabern in den

---

*) De la Croix ſpect. pendant la revolution p. 156, et ſq.

den Künſten, und Werken der Grauſamkeit wetteiferten; und hingegen nennt die Geſchichte der Revolution nur ein einziges Weib, das durch ſanfte Menſchlichkeit eben den Würger entwaffnete, den ſie durch ihre Schönheit beſiegt hatte*). Es iſt nicht möglich, und auch nicht nöthig, alle die Gräuel aufzudecken, welche die von Robespierre ausgeſandten männlichen, und weiblichen Wütheriche ausgeübt haben; denn wenn irgend etwas einen anhaltenden Zweyfel an dem Daſeyn eines gerechten, gütigen, und allmächtigen Gottes erregen könnte, ſo wäre es eine vollſtändige Geſchichte der Miſſethaten, deren ſich die vorher genannten Unmenſchen ſchuldig gemacht haben**).

---

*) Madame Tallien. Man ſehe Meyers Fragmente I. S. 130. u. f. Tallien, Einer der Septembriſeurs, kam nach Bordeaux, um dort eben ſo zu hauſen, wie Le Bon in Arras, Carrier in Nantes, Collot d'Herbois in Lyon, u. ſ. w. hausten. Madame Tallien rettete die dem Verderben geweihte Stadt dadurch, daß ſie ihre Hand dem mit Blut befleckten Würger übergab. Ein Feind dieſer Frau nannte ſie Notre Dame de Septembre. Dieſe Ungezogenheit erregte allgemeinen Unwillen. Röderer übernahm ihre Vertheidigung, und ſagte, daß ſie vielmehr den Beynahmen Notre Dame de Bon ſecours verdiene.

**) Bemerk. über Frankreich S. 261 u. ſ.

Die ſträubende Hand vermag es kaum, nur einige Proben jener Scheußlichkeiten niederzuſchreiben. — Die Frau des blutdürſtigen Le Bon ließ ſich jeden Abend von den Kerkermeiſtern die Verzeichniſſe der Verhafteten bringen, und ſezte mit eigener Hand ein G hinter die Nahmen derjenigen, welche am folgenden Morgen hingerichtet werden ſollten *). Eines Tages ſollte ein ungewöhnliches Mord-Schauſpiel aufgeführt, und acht und zwanzig Perſonen, unter dieſen dreyzehn junge Mädchen, auf einmahl abgethan werden. Le Bon ertheilte den Befehl, daß das Volk bey dieſem Schauſpiel erſcheinen ſolle: welchem Befehl man ſich nicht ohne Todesgefahr entziehen durfte. Eine angeſehene Witwe konnte ſich wegen Unpäßlichkeit nicht bey der großen Guillotinade einfinden, und ſchickte deßwegen ihre Tochter, als Stellvertreterinn. Die Mutter ſchärfte es der Tochter auf das ernſtlichſte ein, daß ſie bey den Hinrichtungen ja kein Zeichen von theilnehmender Rührung geben möchte. Die Tochter verſprach, genau über ſich zu wachen, und

---

*) Bemerkungen S. 252.

und hielt dieß Verſprechen bis zur Vorführung des ſechszehnten Schlachtopfers. In dieſem erblickte ſie Eine ihrer vertrauteſten Jugendfreundinnen, von der ſie gar nicht gewuſt hatte, daß ſie das Blutgerüſt betreten werde. Bey dem Anblick der zum Tode gehenden Freundinn konnte ſie unwillkührliche Thränen nicht zurückhalten. Unglücklicher Weiſe trennte das Beil nicht auf einmahl den Kopf von dem übrigen Cörper. Der Scharfrichter muſte mit einem Meſſer nachhelfen. Bey dieſer Metzeley fiel die Theilnehmerinn in Ohnmacht. Als das Weib des Le Bon, das ſtets auf dem Blutgerüſt ſaß, die Ohnmacht des Mädchens wahrnahm; ſo brüllte die Mörderinn laut: ſehet das Unthier von Ariſtokratinn. Haltet ſie feſt! — Mutter und Tochter wurden ſo gleich eingezogen; und die letztere muſte nach zwey Tagen ihre Thränen, und ihre Ohnmacht mit dem Tode büßen.

Die Franzöſiſchen Weiber waren im Ganzen ſo wohl während, als nach der Schreckenszeit wüthende Republicanerinnen, die Poiſſarden, und die Frauen und Töchter des vormahls privilegirten Standes ausgenommen *). Die Männer und Weiber der mittleren und geringeren Claſſen wurden dadurch der Revolution am meiſten gewogen, daß die Reichen und Vornehmen alle Dienſte, und andere Laſten gleich den Armen und Geringen thun und tragen muſten: daß dieſe neben jenen ſitzen und rathſchlagen; ja daß ſie ſogar diejenigen in Furcht ſetzen konnten, durch deren Vorrechte, Ehrenſtellen, und Prunk ſie vormahls ſo ſehr waren gedemüthigt worden **). Um dieſer ſchmei-

chel-

---

*) Bemerkungen, u. ſ. w. S. 169. Eben dieſer Schriftſteller gibt intereſſante Nachrichten über die Schweſterſchaft der Poiſſarden, und ihren Ariſtokratismus. S. 167. Als die Jacobiner am meiſten herrſchten, warfen ſie den Weibern beſtändig einen Hang zum Ariſtokratismus und Royalismus vor. Auch ließen ſie ihre Wuth am meiſten gegen die Weiber aus, wie wir bald ſehen werden. Noch jetzt klagt man die Neu-Reichen, oder die Glückskinder der Revolution an, daß ſie ſich mit den Gütern der ehemahligen Reichen auch ihren Geiſt zugeeignet hätten. Die Vornehmen beiderley Geſchlechts haben ſich von allen Spatziergängen, und andern öffentlichen Oertern, welche ſie einſt am meiſten beſuchten, zurückgezogen. Die Weiber dieſer Claſſen tragen keine Kokarden, oder faſt unſichtbare, einer Erbſe groß. Meyer l. c. I. S. 40.

**) Bemerk. an der ang. Stelle, und De la Croix p. 99. Il ſemble ſi beau au mercenaire d'aller

d'un

chelhaften Vortheile willen opferten Männer und Weiber willig nicht nur ihren Ueberfluß, oder ihre Bequemlichkeiten, ſondern ſelbſt das Nothwendige auf *). Wenn man bey den täglichen Austheilungen kein Brod erhalten hatte, ſo bewies die Frau ihrem Mann, daß das Unglück, in vier und zwanzig Stunden kein Brod zu haben, ſehr erträglich ſey. Man muß, ſagte ſie, der Freyheit etwas aufopfern, und ging dann mit einer Miene in die Vorrathskammer, als wenn ihr die Wahl deſſen, was ſie kochen wolle, ſchwer werde. Beide Theile waren mit einem Gericht von Eyern, und Cartoffeln zufrieden **).

Als

---

d'un pas égal avec le riche, de ſiéger, de délibérer avec lui, de lui parler du ton le plus familier; d'intimider celui, qui l'humilioit de ſes titres, de ſes privilèges, de ſon faſte, de lui voir partager ſon ſervice, ſes corvées.

*) l. c. Delacroix p. 98. les femmes lui conſacrent leurs parures, leurs habitudes, leurs idées religieuſes. Les privations ne coûtent rien à ces vrais republicains; les mets les plus groſſiers leur ſemblent toujours aſſez bons, s'ils ſont aſſaiſonnés par le ſentiment, qui les enivre. Aſſurez leur du pain noir et l'égalité, ils ne demandent rien de plus à l'autorité, qu'ils ont créée, et qu'ils croientpartager.

**) Bemerk. S. 149.

Als eifrige Republicanerinnen waren die Weiber bey Empörungen und Aufläufen gewöhnlich die erſten Triebfedern, oder machten wenigſtens die gröſte Zahl aus *). Die Franzöſinnen arbeiteten überhaupt weniger, als die Deutſchen Frauen und Mädchen. Sie konnten ſich alſo auch ohne großen Schaden von ihrem Hausweſen entfernen, anſtatt daß die Abweſenheit der Männer ſogleich eine Stockung des Gewerbes veranlaßte. Wenn Weiber über Meutereyen betroffen wurden, ſo ſtrafte man ſie der Regel nach gelinder, als die Männer; und dieß Privilegium ihes Geſchlechts machte ſie nur um deſto muthiger. Es kamen überdem täglich Hunderte oder Tauſende von Weibern zu den Austheilungen des Brodes, oder des Mehls, oder der Kohlen, oder zu den gerichtlichen Verhören, und bey andern öffentlichen Vorfallenheiten zuſammen. Solche Weiberhaufen waren beſtändig bereit und geneigt, bey den geringſten Anläſſen Unruhen zu ſtiften; und an

---

*) l. c. S. 169. 170.

an Anläſſen dieſer Art fehlte es in den Zeiten der Revolution ſelten oder niemahls [*]).

Da die Weiber geſetzwidrige Aufläufe vorzüglich verurſachten, ſo kann es um deſto weniger befremden, daß ſie bey geſetzmäßigen Volksverſammlungen, und bey peinlichen Unterſuchungen ſehr zahlreich und thätig waren. In den Gemeinde-Verſammlungen redeten zwar die Weiber nur ſelten, allein ſie waren meiſtens die Erſten, welche das Zeichen des Beyfalls gaben, oder das à bas riefen und noch rufen: eine Anmaaßung, die aus den Zeiten der Monarchie herſtammt, wo die Weiber ſich gleichfalls zu allen öffentlichen Handlungen, und ſelbſt in die Verſammlungen gelehrter Geſellſchaften zudrängten [**]). Es iſt beynahe unglaublich, welche Beſchwerden die Franzöſinnen in den öffentlichen Gemeinde-Verſammlungen ertrugen. Sie brachten fünf bis ſechs Stunden in der gröſten

---

[*]) Der Verfaſſer erzählt einen merkwürdigen Weiber-Aufſtand in Beauvais S. 170 u. f. Die Urheberinn deſſelben war ein liederliches Weib, das die Mätreſſe eines ehemahligen Departements-Chefs geweſen war, bey Volksfeſten die Göttinn der Freyheit vorgeſtellt, und mehrere Perſonen durch ihre falſchen Anklagen und Zeugniſſe auf die Guillotine gebracht hatte. ib. S. 188.

[**]) Bemerk. S. 198.

Hitze, oder in heftiger Kälte auf die unbequemſte Art zu, indem nicht ſelten zwey Perſonen ſich mit einem Strohſtuhle behelfen muſten. Eitelkeit hatte an dem Eifer der Weiber, in den Volksverſammlungen zu erſcheinen, gar keinen, oder den geringſten Antheil. Eine Jede kam, wie ſie war, ungeputzt, und viele würden lieber das Waſchen der Hände unterlaſſen, als ſich nur um einen Augenblick verſpätet haben. Weiber und Männer muſten die Plätze nehmen, welche der Zufall ihnen anwies. Oft war die Verſammlung ſo zahlreich, daß man kaum von ſeinen nächſten Nachbaren bemerkt werden konnte. Das Plaudern wurde gar nicht geſtattet. Wenn man nicht auf die erſte oder höchſtens zweyte Aufforderung ſeiner Zunge Einhalt that; ſo wurde die Störung der gebotenen Stille durch die Verweiſung aus der Verſammlung geſtraft. Es gab eine Zeit, wo die Gemeinde-Verſammlungen täglich gehalten wurden. In dieſer Zeit arbeitete faſt Niemand nach fünf Uhr. Fremde, die von den häufigen Zerſtreuungen beider Geſchlechter, und beſonders der Weiber Zeugen waren, bemerkten mit Recht, daß man in Frankreich die daher entſtandene Zerrüttung des Hausweſens noch lange empfinden werde *).

Zu den Begebenheiten, welche das andere Geſchlecht während der Revolution höchſt lebhaft intereſſirten, gehörten, und gehören auch jetzt noch Eheproceſſe, peinliche Unterſuchungen, und Freyſprechungen, oder Verdammungen von Beklagten **). In allen dieſen Fällen äußerten die Franzöſinnen eine Frechheit, welche ſelbſt in den Zeiten empörte, wo die Richter, und Geſchwornen alles Gefühl von Gerechtigkeit, Tugend, und Schaam verloren zu haben ſchienen. Jede peinliche Unterſuchung wurde ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit, und die gemeinſte Magd war über die Schuld oder Unſchuld des Beklagten unterrichtet. Weiber gaben zuerſt und vorzüglich ihren Beyfall, oder Nichtbeyfall zu erkennen, ſowohl über das Betragen des Beklagten, als über das Benehmen der Richter, Ankläger oder Vertheidiger, und die Ausſprüche der Geſchwornen. Am lauteſten äußerten ſich die Zu-

höre-

---

*) Bemerkungen, u. ſ. w. S. 200.
**) ib. S. 109. 120. 137.

hörerinnen während der Zeit, wo die Geſchwornen abtraten, um über die Beantwortung der ihnen von den Richtern vorgelegten Fragen zu rathſchlagen. Ausländer bewunderten oft die Beredſamkeit, und Gründlichkeit, womit Franzöſinnen von allen Claſſen über einen vorliegenden Fall redeten. So lange das menſchliche Geſchlecht Richter, oder Tyrannen hatte, ſo lange gab es kein ſcheußlicheres Tribunal, als das Revolutionstribunal in Paris. Zahlloſe Wüteriche ließen in älteren und neueren Zeiten Unſchuldige, ohne ſie zu hören, auf die Angaben von falſchen Anklägern und Zeugen hinrichten. Allein die grauſamſten Tyrannen wagten es doch nicht, die Gräuel ihrer Bosheit vor den Augen des Volks auszuüben [*]. Der Theil des Pariſer Volks, welcher das Tribunal umgab, war, wo möglich, noch verworfener, als die Richter, Ankläger, und Geſchwornen [**]. "Es ſchien, als wenn dieß Volk nichts, als Mord und Vernichtung wünſchte. Die Zahl der Schlachtopfer war ihm nie groß

---

[*] Eine vortrefliche Schilderung des Revolutions-Tribunals findet man S. 69 u. f. in De la Croix ſpectat. pendant la revol

[**] ib. p. 155. 184.

genug. Es murrte gegen die Langſamkeit der nur zu ſchnellen Verdammungs-Urtheile, und drohte, denſelben durch ſeine Executionen zuvorzukommen *). Nach dem Fall des Tyrannen war das Volk auf einmahl, wie umgewandelt. Nun klatſchte man bey Losſprechungen, wie vormahls bey Todesurtheilen. Man umarmte die Freygeſprochenen, wie man ſonſt die Verurtheilten verſpottet, und verflucht hatte". — Unaufhörlich, merkt hier der Franzöſiſche Zuſchauer an, von unſern Vorurtheilen und Leidenſchaften getrieben, ſind wir unfähig, uns an die Vernunft zu halten. Bald gelehrig bis zur Knechtſchaft, bald unabhängig bis zur Wuth, ſpringen wir von einem Extrem in das entgegengeſetzte über, u. ſ. w.

Schon lange vor der Revolution warf man den Franzöſiſchen Weibern vor, daß

ſie,

---

*) De la Croix p. 184. Quel eſt donc ce peuple, qui offre des contraſtes ſi étonnans? Il y a quelques jours, il ſembloit ne vouloir, que meurtres, que deſtruction; le nombre des victimes ne lui paroiſſoit jamais aſſez grand; il murmuroit contre la lenteur des jugemens, et menaçoit de les devancer par ſes exécutions: aujourdhui il applaudit à la liberté, à la conſervation de ſes ſemblables; il ne veut plus voir de coupables; il couvre de ſes embraſſemens et l'innocence, qui triomphe, et la juſtice, qui abſout.

ſie, uneingedenk der Zartheit und Verſchämtheit ihres Geſchlechts, den ſcheußlichſten Hinrichtungen beywohnten. Dieſe Eigenheit behaupteten die Franzöſinnen auch während der Revolution. Die täglichen immer zahlreicheren Executionen ermüdeten, und ſättigten Weiber und Männer nicht allein nicht, ſondern ſchienen vielmehr ihren Blutdurſt, oder ihre Begierde nach blutigen Schauſpielen zu reizen *). Zuſchauer, und Zuſchauerinnen gingen von dem Anblick ganzer Haufen von Leichnamen, und dampfender Ströme von Blut in die Theater, die ſelbſt an den Todestagen des Königs, und der Königinn nicht weniger, als zu andern Zeiten angefüllt waren. Die Franzöſiſche Nation, und beſonders die Stadt Paris wird ſich dereinſt vor der Nachwelt rechtfertigen müſſen, daß ſie ſolche Ungeheuer, dergleichen **Robespierre**, **Danton**, **Collot d'Herbois**, **Jourdan**, **Carrier**, **Le Bon** und deren Würger waren, hervorgebracht, und ſo lange ertragen: daß ſie ſolchen Mordſcenen, der-

---

*) l. c. p. 155. Quelle leçon pour ce peuple, qui pouvoit applaudir à tant d'actes de cruauté, dont la vue ſembloit ne jamais ſe raſſaſier du plus horrible ſpectacle!

gleichen die September-Hinrichtungen in Paris und Verſailles, und die ihnen entſprechenden Gräuel in Arras, Nantes, Lyon, und Avignon waren, gleichgültig zugeſehen: daß ſie Jahre lang in den Gerichtshöfen und auf den Richtplätzen die Partey der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit gegen die Unſchuld und das Verdienſt genommen hat. Die hieraus entſtehenden Vorwürfe ſind viel ſchwerer, als welche man ſonſt aus der Verwaltung und den Mißbräuchen der Geſängniſſe, und Hoſpitäler, einer Baſtille, eines hotel-Dieu, einer Salpetriere, u. ſ. w. herzunehmen pflegte.

Die augenſcheinlichſten Beweiſe von Freyheits- und Vaterlandsliebe ſchützten die Weiber eben ſo wenig, als Männer, gegen unverdiente Argwöhne, oder ungerechte Anklagen, und die damit verbundenen ſchmachvollen Verhöre, Einkerkerungen, und Hinrichtungen. Wenn man erfährt, was das ſchöne Geſchlecht in Frankreich während der Revolution geduldet hat, ſo vergißt man beynahe, was die Weiber in demſelbigen Zeitraume verſchuldet haben.

Nach den Unterſuchungen eines glaubwürdigen Augenzeugen ließen die Jacobiner, und alle die zu dieſer Rotte gehörigen Mörder ihre Wuth am meiſten gegen die Weiber und vorzüglich gegen ſchöne Weiber aus *). Die Tagebücher der Blutgerüſte in allen Theilen des Reichs beweiſen, daß unverhältnißmäßig mehr Weiber, als Männer hingerichtet worden.

Die Blutrichter übten nicht allein gar keine Schonung gegen die Schwäche, die Ehre, und Schaamhaftigkeit des andern Geſchlechts, ſondern ſie beeiferten ſich ſogar, die Verhöre peinlicher, als die Gefängniſſe und den Tod zu machen, und die Tugend, oder den guten Nahmen, und das Zartgefühl von Frauen oder Jungfrauen zu tödten, bevor man ihnen das Leben nahm. Es erging, wo nicht den meiſten, wenigſtens vielen Angeklagten, wie der Frau des Miniſters Roland, und der Königinn. Als die Erſtere den Ort nicht angeben wollte, wo ihr Mann ſich verborgen hielt; ſo wurde der öffentliche Ankläger wüthend, und ſchrie, daß man mit einer ſolchen Bavarde nie zu Ende kom-

---

*) Bemerkungen, u. ſ. w. S. 243. 44.

kommen werde *). Noch viel tiefer, als dieſe Grobheit, kränkten die Geſangene mehrere Fragen, welche ihrer Ehre höchſt nachtheilig waren **). Madame Roland konnte bey aller ihrer Standhaftigkeit die Thränen des Unwillens nicht zurückhalten, als ſie ſah, daß man ihren guten Nahmen zu beflecken ſuche. In dem Verhöre der Königinn trieb man die Schaamloſigkeit ſo weit, daß dadurch der eingewurzelte Haß gegen die Monarchinn plötzlich in lebhaftes Mitleiden umgekehrt wurde, und ſelbſt die Schrecken des Todes, welche ſonſt jede Bruſt verſchloſſen, und jede Zunge lähmten, die lauten Ausbrüche der Theilnahme und des Unwillens nicht zurückhalten konnten. Herbert fragte die Königinn: ob ſie nicht eingeſtehen müſſe, daß ſie mit ihrem zwölfjährigen Sohn einen ſträflichen Umgang gehabt habe? Maria Antoinette antwortete, ohne einen Geſichtszug zu ändern: Mütter, Franzöſinnen, die ihr hier gegenwärtig ſeyd, eure Herzen rufe ich zu Zeugen auf! Könnt ihr ſolche Beſchuldigungen hören, ohne vor Schrecken

zu

---

*) Appel de Me Roland II, 90.
**) II. 101.

zu ſchaudern?" Sie ſprach dieſes mit ſo viel Würde, daß alle Anweſenden zu weinen anfingen, und Manche ausriefen: o die unglückliche, arme Antoinette! Als man Robespierren dieſen Auftritt hinterbrachte, ließ er vor Schrecken und Zorn einen porzellanen Teller, den er in der Hand hatte, fallen, und ſtieß die bitterſten Verwünſchungen gegen den Herbert aus, weil er der Königinn den Triumph verſchaft habe, Mitleiden einzuflößen *).

In der Schreckenszeit verdienen die Gefängniſſe, und das, was in den Gefängniſſen vorging, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. "Welches Schauſpiel, ſchreibt Delacroix **), bietet eine Republik dar, wo die vornehmſten Gebäude kaum hinreichen, alle die Gefangenen zu faſſen, welche man aus den Städten, und vom Lande herbeyführt: wo der Edelmann und Bauer, der Künſtler, und Rechtsgelehrte, wie in einem gemeinſchaftlichen Grabe vereinigt ſind: wo derjenige, der andere gefangen nimmt, und bewacht, ſelbſt fürchtet, gefangen genommen, und bewacht zu werden: wo man den Ange-

ber

---

*) Bemerkungen, u. ſ. w. S. 269

**) p. 54, auch 150.

der ſpielt, um andern Angebern zuvorzukommen: wo jeder den Andern beobachtet, und ſcheut: wo der Herr ein Mißtrauen in ſein Geſinde ſetzt: wo der Eigenthümer in beſtändiger Ungewißheit lebt, und von der Furcht, ſeinen Heerd zu verlaſſen, zu einer andern Furcht übergeht, in ſeine Behauſung zurückzukehren: wo die Mutter und Hausfrau bey dem geringſten Geräuſch zuſammenfährt, aus Angſt, daß ihr Gatte, oder Sohn ihr durch einen willkührlichen Verhaftsbefehl genommen werde: wo man Bedenken trägt, ſeinen Freund zu empfangen, und ihm ſeine Gedanken anzuvertrauen: wo die natürlichſten Empfindungen für Verbrechen gehalten werden: wo die Klugheit alle Neigungen unterdrückt: wo der Gefangene nicht bloß das Tribunal zu fürchten hat, das ihn ſtraft, weil er dem Geſetze nicht zuvorgeeilt, oder dem beſtehenden Geſetze gehorſam geweſen iſt, — ſondern auch die Aufläufe des Pöbels, und die Abgeordneten des Verbrechens! In welchem Jahrhundert, unter welcher Regierung waren die Gefängniſſe ſo furchtbar, als in dieſem Augenblicke, wo alle Arten von Schreckniſſen den Angeklagten umgeben: wo dieſer ſich dem Geſetze nicht mehr anvertrauen darf: wo er in ſeinen Richtern ſeine Henker ſieht: wo er ſo viele geheime Bedrückungen und Grauſamkeiten duldet, daß er nicht umhin kann, dem Blutgerüſte zu trotzen, und den Tod als das glückliche Ziel ſeiner Leiden zu betrachten! War es nöthig, die Baſtille zu zerſtören, und alle Ketten des Despotismus zu zerbrechen, um andere viel ſchwerere zu ſchmieden? Wer fühlt ſein Herz nicht von Traurigkeit zuſammengepreßt, wenn er vor jenen Schutzörtern vorübergeht, welche man dem Aberglauben entriſſen zu haben ſcheint, um ſie den Quaalen zu überliefern, und um die Jugend, die Schwachheit, und Kraftloſigkeit des Alters, und Geſchlechts darein zu begraben: wo die Unſchuld mit dem Verbrechen zuſammengepaart wird: wo die Unbeflecktheit die Luft der zügelloſeſten Ausſchweifungen athmet: wo die grobe Unwiſſenheit den guten Geſchmack beleidigt, und die Gelehrſamkeit ermüdet: wo alle Alter und Claſſen ohne Unterſchied der brutalen Habſucht eines Kerkermeiſters unterworfen ſind, welcher der Thränen der Schwachen, und der Ehre und Standhaftigkeit der Starken ſpottet".

Grobe Verbrecher und höchſt verdorbene Laſterhafte machten während der Schreckenszeit den geringſten Theil der Gefangenen aus. Wenn dergleichen durch ein Ohngefähr eingekerkert wurden, ſo wuſten ſie ſich bald durch Beſtechungen, oder durch die Befriedigung der Lüſte von Aufſehern und Hütern, Befreyung, oder ſchonende Nachſicht zu verſchaffen *). — So lange Verbrechen und Laſter am Ruder Staats, in den Gerichtshöfen, und in den Alles vermögenden Clubs, oder Comités de ſurveillance ſaßen; ſo lange wurden Unſchuld und Tugend, Talente und Verdienſte in die öffentlichen Gefängniſſe hineingebannt. Manche Kerker brachten durch die Ungeſundheit und Eckelhaftigkeit

*) II. 51. on verroit . . — les filles de joie, coupables de quelque grand délit, obténir leur liberté ſans jugement, par le ſoin de l'adminiſtrateur, qui va coucher avec elle le jour de la ſortie; les aſſaſſins aſſez riches, pour payer du fruit de leur vols, un défenſeur officieux, l'intereſſer de maniére à ce, qu'il anéantiſſe les pièces de conviction, procure l'impunité; les voleurs de profeſſion conſerver leurs intrigues, communiquer entr'eux, et au-dehors, et dérober encore du fond de la priſon, en partageant avec un ſerviteur du lieu, où le gendarme, qui paroît le garder.

tigkeit der engen, dunkeln, und ſtinkenden Löcher, welche die Gefangenen aufnahmen: durch den Mangel und die Ungenießbarkeit der Nahrungsmittel: durch die Verſagung aller Hülfe und Arzneyen in Krankheiten, und durch grauſame Härte der Hüter eine ſolche Verzweyflung, und ſolche Ungeduld zu ſterben hervor, daß die Verhafteten alles thaten, was ſie konnten, um ihren Tod zu beſchleunigen, und auf dem Wege nach dem Blutgerüſte Freyheits- und Freudenlieder ſangen *). Andere

---

*) Man ſehe dieſe ſchrecklichen Nachrichten in dem Tableau des Priſons p. 133. 180 La mort était regardée comme un bienfait dans ces demeures infernales, et ſouvent les priſonniers ſortaient gaiement du tribunal, et chantaient en allant à l'échaffaud:

allons enfans de la patrie
Le jour de gloire eſt arrivée.

Zu den Quaalen der Gefangenen gehörten auch die häufigen Wegſchleppungen aus einem Gefängniſſe in ein anderes. Eine junge Frau, die dem Ziel ihrer Entbindung nahe war, wurde eines Morgens plötzlich um vier Uhr geweckt, um in ein anderes Gefängniß gebracht zu werden. Dieſe Nachricht veranlaßte die erſten Wehen, und die Hochſchwangere bat nur um einige Tage Friſt. Man ſchlug dieſe Bitte unter dem Vorwande ab, daß die Gefangene die erſten Zeichen der Niederkunft erdichte. Die Kreiſende mußte alſo mit den Uebrigen fort. Sie hatte aber mit

Andere Kerker, welche menſchlichere, oder beſtechlichere Gefangenwärter hatten, würden Wohnungen der Freude geworden ſeyn, wie ſie Schulen und Uebungsplätze der Tugend waren *), wenn nicht die täglichen oder häufigen Abforderungen von Schlachtopfern, und die daher entſtehenden ſchmerzlichen Trennungen die Seelen der Gefangenen getrübt hätten. Der Gedanke eines nahen und unvermeidlichen Todes erzeugte in den meiſten Gefangenen von beiderley Geſchlecht eine ruhige Ergebung in ihr Schickſal, und eine Verachtung des Lebens, das ſchon durch den Verluſt von Vermögen, Vorrechten und Ehrenſtellen, durch die Hinrichtung oder Flucht der theuerſten Angehörigen, und durch die immer ſteigende Zerrüttung des Vaterlandes die gröſten Reitze verloren hatte. Waren einmahl die Schreckniſſe des Todes überwunden, ſo öffnete ſich das Herz der Freude wieder, oder

---

genauer Noth das Thor des Gefängniſſes erreicht, als die Geburtsſchmerzen ſich vermehrten, und die Fortgeſchleppte in Gegenwart der Häſcher, und der übrigen Gefangenen niederkam. p. 178. l. c.

*) Ueber die Tugenden, die in den Gefängniſſen geübt wurden, ſehe man Tableau des Priſons p. 49. Delacroix p. 57.

oder es entſtand ſo gar der Vorſatz, den kleinen ungewiſſen Reſt des Lebens ſo gut, als möglich, zu genießen. In dieſer Gemüthsverfaſſung bot man jedes Talent auf, um ſich ſelbſt oder ſeine Gefährten zu erheitern. Man machte Gedichte, las Gedichte vor, und ſetzte ſie in Muſik: man veranſtaltete Concerte, und Aſſambleen: man ſcherzte, lachte, oder weinte zuſammen: man tröſtete die Traurigen, half den Nothleidenden, man knüpfte die Bande der Liebe und Freundſchaft immer feſter und feſter *); und Manche, welche ihre Freyheit erhielten, fanden nachher in ihrem Leben eine Leerheit, welche eine Sehnſucht nach dem Kerker, oder vielmehr nach den Befriedigungen des Herzens erregte, die man im Kerker gefunden hatte **). Nicht we-

---

*) Man ſehe das Tableau des priſons an vielen Stellen, beſ. de la Croix p. 212. 213.

**) Delacroix l. c. Vous le dirai-je? il m'arrive quelque fois de regretter les momens, où mes compagnes d'infortune ſe réuniſſoient autour de moi; ou nous pleurions, et rions enſemble; où nous charmions nos ennuis, nos dégoûts par des chanſons, par nos yeux de couvent; où nous partagions les friandiſes, qui échapoient à l'avidité de notre geolier; où nous lui faiſions des nige Weiber und Männer überlieſſen ſich in der Abſicht das fliehende Leben zu nutzen, jedem Genuß, ſelbſt dem höchſten Uebermaaß im Genuß der Freuden der Tafel und der Liebe, welche ihnen für Menſchen, die zum Tode beſtimmt ſeyen, die kräftigſten Tröſtungen, oder Zerſtreuungen zu ſeyn ſchienen *). Zu den gröſten Freuden der Gefängniſſe gehörten geheime Zuſammenkünfte mit den Geliebten des Herzens, oder wenn man dazu nicht gelangen konnte, verſtohlne Unterhaltungen, welche man hinter den Gittern der Kerker, ſeltener in Worten, häufiger durch Geberden und Mienen führte. "Manche Gattinnen und Mütter ſetzten ſich mit dem Aufgange der Sonne auf Steine in der Nachbarſchaft der Gefängniſſe

---

niches, comme des enfans qui trompent une bonne ſévère: où une égalité de malheurs et d'oppreſſion rendoit chacune de nous ſenſible aux peines et aux terreurs des autres.

*) Vie de Hoche I. p. 186. La bonne chère lui parut pour un priſonnier, attendu par le tribunal revolutionnaire, une diſtraction plus certaine, que tous les écrits de la philoſophie; il eut, dit-on, des liaiſons amoureuſes avec des femmes connües jusqu'alors par l'extrême réſerve de leur conduite, que la ſeule priſon peut-être avait rendues galantes, et que la reſſemblance d'infortune réuniſſoit dans le même projet de conſolation.

niſſe, um ihre zärtlichen, und unruhigen Blicke auf die eiſernen Gitter zu heften, durch welche ſie die Gegenſtände ihrer Liebe erblicken konnten. Es ſchien, als wenn dieſe Empfindung ſie ſelbſt über die Menſchlichkeit emporhob. Die Nacht überraſchte ſie in ihrem bejammernswürdigen Genuß, und ſie gingen nur in der Hoffnung zu Hauſe, um den folgenden Tag an derſelbigen Stelle zuzubringen. Niemahls erleuchtete die Sonne in ihrem Laufe einen ſo ehrwürdigen Schmerz. Wo ruht dein Haupt jezt, zärtliche Mutter von Herault de Séchelles, ſeitdem deine von Thränen erſchöpften Augen den Liebling deines Alters nicht mehr entdecken können"? Manche Gattinnen, wenn ſie ihre Männer zum Tode verurtheilen hörten, reizten die wilden Blutrichter durch unrepublicaniſche Wünſche, oder Flüche, um nur die Geliebten ihres Herzens auf den Richtplaz zu begleiten; und jene Ungeheuer, anſtatt mit den ehrwürdigſten Verirrungen Mitleiden zu haben, erfüllten durch ein übereiltes Todesurtheil den Wunſch der ehelichen Liebe" *). Man muß ſolche Beyſpiele weiblicher Tugenden

---

*) Delacroix p. 380. 381.

gehört, oder geleſen haben, um die Nachricht zu ertragen, daß die Thore eines der vielfaſſenden Gefängniſſe in Paris, der Conciergerie, ſtets von einer Rotte blutgieriger Weiber belagert wurden, die den Gefangenen, welche man zum Verhör abhohlte, ſtets die ſchrecklichen Worte: zur Guillotine! zuriefen, und ihnen unter den ſchmutzigſten Verwünſchungen das Schickſal ankündigten, das ihrer warte *).

So wenig man in der neuern Zeit unter irgend einem cultivirten Volke von ſolchen Verhaftnehmungen, ſolchen Gefängniſſen, ſolchen Tribunalen, und ſolchen Hinrichtungen gehört hatte, dergleichen Frankreich während der Schreckenszeit darbot; eben ſo wenig hatte man jemahls Tauſende von allerley Alter, Stand, und Geſchlecht mit einer ſo trotzigen Standhaftigkeit, oder gar unnatürlichen Fröhlichkeit ſterben geſehen, als man in eben dieſer Periode ſah. Dieſer übermenſchliche

---

*) Tableau des priſons p. 191. Les Portes du Pleſſis n'etaient point aſſiegées, comme celles de la Conciergerie, par une horde ſanguinaire de femmes, qui faiſaient retentir aux oreilles des malheureux détenus, le cri horrible à la guillotine, et leur annonçaient, en vomiſſant les plus ſales injures, le triſte ſort, qui les attendait.

liche Muth im Tode war in den Wenigſten eine Wirkung von wahrer Seelenſtärke, oder von ungewöhnlicher Exaltation. Die Meiſten ſtarben wie Helden, um allgemein bewunderte Muſter zu erreichen, oder zu übertreffen *). Es fiel Niemanden auf, daß Krieger, Magiſtratsperſonen, und Hofleute unerſchrocken zum Tode gingen. Allein mit Recht erſtaunte man darüber, daß junge Männer, ja ſogar Weiber, und zwar zarte Jungfrauen, oder neuvermählte Gattinnen, welche kaum die Süßigkeiten des Lebens zu koſten angefangen hatten, mit derſelbigen Ruhe den Henkerskarren, oder das Blutgerüſt beſtiegen **). Das ein-

---

*) Du Gouvern. etc. p. 200. Enfin la Mode élève le courage des malheureuſes victimes de la tirannie dans leurs derniers momens; elles ſubiſſent leur ſort affreux, avec une intrepide ſécurité, ſans être animées par aucun des motifs ſublimes, qui font diſparoître les horreurs de la mort. L'exemple, c'eſt à-dire, la mode de mourir courageuſement leur tient lieu et de la religion conſolante, et de cette ivreſſe, que produiſent les ſentimens profonds. Eben ſo urtheilt der Verf. der Bemerkungen, u. ſ. w. S. 252. Man ſehe auch Delacroix p. 73. 100. 101.

**) Delacroix l. c. . . . Mais j'ai ſouvent admiré la contenance ferme, et courageuſe de pluſieurs jeunes épouſes, qui avoient eu tant de raiſons pour chérir la vie, et qui, après en avoir à peine goûzige Weib, daß ihr Geſchlecht durch Kleinmüthigkeit im Tode ſchändete, war die Gräſinn du Barry *). Je mehr der blutgierige Pöbel auf den Geſichtern der Verurtheilten nach Zeichen des Schmerzes, oder der Reue ſpähte; deſto mehr beſtrebten ſich die Opfer des Todes, die vollkommenſte Ruhe, oder gar Freudigkeit zu beweiſen **). Einige beobachteten ein verachtendes Stillſchweigen. Andere reitzten die umſtehende Menge durch drohende Geberden, oder durch Beſchimpfungen. Noch Andere tanzten Quadrillen, oder ſangen Opernarien, während daß ſie ihre Eltern, Geſchwiſter, und Freunde

---

té les premices, ſe trouvoient tout-à-coup parvenuës à ſon terme. — Toutes les femmes, qui périſſent, victimes de leurs opinions, conſervent après leur jugement, une tranquillité, qu'on croyoit au-deſſus de leur ſexe . . Ce, qu'il y a de plus étonnant dans cette dernière lutte du parti ſubjugué contre la multitude triomphante, c'eſt la vue de la beauté, de la jeuneſſe, et presque de l'enfance, diſputant de fermeté avec les hommes les plus exercés à braver la mort.

*) l. c. Si l'on excepte cette trop fameuſe courtiſanne, dont l'ame étoit amollie par les voluptés.

**) l. c. Cette foule, qui ſe montre ſi ardente d'exécutions, cherche ſur les viſages des condamnés les traits de la douleur, et du repentir; mais ceux-ci affectent une joie, qui ne peut exiſter au fond de leur coeur.

Freunde hinrichten ſahen, und an dem Fuße des Würgaltars ſtanden, auf welchem ſie ſelbſt in wenigen Augenblicken geopfert werden ſollten. Das leztere Betragen iſt ohne eine Art von Wahnſinn nicht erklärbar *).

Die vornehmſten Urheber der Mode, zur Guillotine zu gehen, wie man ſonſt zur Oper ging, waren der unglückliche König, die noch unglücklichere Königinn, und dann die ſchöne Schwärmerinn, Charlotte Corday. Die Feinde Ludewigs XVI hatten alle ſeine guten Eigenſchaften, alle Theilnehmung an ſeinem Schickſale in dem gröſten Theile der Nation ſo ſehr vernichtet, daß man auch nach ſeinem Tode ſehr ſelten von der Ungerechtigkeit der gegen ihn angeſtellten Unterſuchung, und der Grauſamkeit des an ihm vollzogenen Todesurtheils ſprach. Deſto häufiger unterhielt man ſich von dem Betragen des Königs im Tode. Man wiederhohlte Jedes ſeiner Worte, jede Bewegung ſeines Cörpers, jeden Zug ſeines Geſichts mit dem innigſten Wohlgefallen; und ſchloß dann allemahl mit dem Urtheile:

---

*) Delacroix, und Bemerkungen, u. ſ. w. II, cc.

theile: daß der König ſchön geſtorben ſey*). Man bewunderte die Ruhe und Heiterkeit des Königs ſo ſehr, daß jedermann auf gleiche Art zu ſterben ſuchte.

Mit einer ähnlichen Standhaftigkeit betrat Charlotte Corday, die Mörderinn Marats, das Blutgerüſt: ſchön, wie ein verklärter Engel, und geputzt, wie an ihrem Hochzeitsfeſte. Das Beyſpiel dieſes liebenswürdigen Mädchens ergriff, wie eine epidemiſche Seuche, alle junge Schwärmer und Schwärmerinnen durch ganz Frankreich. Von dem Tage ihrer Hinrichtung an trugen alle junge Franzöſinnen Hauben, Scherpen, und Fourreaux à la Corday mit einer ſolchen Wuth, daß der National-Convent ſich genöthigt ſah, dieſe neuen anti-jacobiniſchen Moden bey harten Strafen zu verbieten**).

So wie die Leiden der Königinn die Leiden eines jeden andern Individuums während der Revolution ohne Vergleichung übertraffen, ſo übertraff auch ihre Standhaftigkeit im Leiden und Tode jedes andere Muſter von Heldenmuth***).

Zu

---

*) Bemerk S. 249.
**) l. c. S. 251.
***) ib. S. 250. 267. u. f.

Zu ihren geringſten Quaalen gehörte die Furcht eines gewaltſamen Todes, welche ſie wahrſcheinlich vom 18 Julius 1789 keinen Tag verlaſſen hat. Unendlich größere Marter verurſachten ihrem heftigen, ſtolzen und herrſchſüchtigen Geiſte die immer zunehmenden Siege von Pöbelrotten, und Pöbelhäuptern, welche ſie verachtete: das allmählige Verſchwinden der lezten Reſte von Macht und Größe, zu welchen ſie geboren und berechtigt zu ſeyn glaubte: die vergeblichen Bemühungen, durch erzwungene Herablaſſung die Herzen des Volks wieder zu gewinnen: die grauſamen Täuſchungen der Hoffnung, in ihre geſchmälerten Rechte und Anſehen wiedereingeſezt zu werden, oder ſich ihren Feinden durch die Flucht zu entziehen; die Entfernungen, oder Hinrichtungen der theuerſten Perſonen, beſonders die unmenſchlichen Trennungen von ihrem Gemahl und ihren Kindern: endlich die zahlloſen Kränkungen, und Verhöhnungen, welche ſie an allen entſcheidenden Tagen der Revolution, am allermeiſten während ihrer Gefangenſchaft, ihres Verhörs, und ihres Hinganges zum Tode erfuhr. Wenn man alle dieſe Seelenleiden zuſammendenkt, ſo verdienen die Entbehrungen eines nackten und ſchmutzigen Kerkers kaum genannt zu werden. Maria Antoinette behauptete auch während ihrer ſiebenzehnwöchentlichen Gefangenſchaft in der Conciergerie auf dem harten Strohlager eben die Würde, welche ſie in den goldenen Gemächern von Trianon bewieſen hatte; und ſie gewährte ihren Peinigern nie die boshafte Freude, ſie unter der Laſt ihrer unſäglichen Leiden kleinmüthig erliegen zu ſehen. Am herrlichſten triumphirte ſie über ihre Feinde während des Verhörs, wodurch man ſie am tiefſten zu demüthigen gedacht hatte. Sie antwortete auf alle Fragen mit einer ſolchen Ruhe und Ordnung, mit einem ſolchen Gefühl ihrer Größe, die ihre ſchändlichen Ankläger und Richter verſtummen machten, und den übrigen Anweſenden Thränen der höchſten Bewunderung und der innigſten Rührung ablockten *).

An

---

*) l. c. und Delacroix p. 72. L'ordre de ſes réponſes, la fermeté de ſa voix, le ſang froid, qu'elle conſervoit devant ſes accuſateurs, annonçoient un caractère plus calme, qu'on ne l'avoit cru; on voyoit, ſetzt dieſer Schriftſteller hinzu, à l'art q'elle mettoit à ſe juſtifier, que ſes longues infortunes ne l'avoient pas raſſaſiée de la vie, qu'el-

le

An ihrem Todestage gab es nur zwey Augenblicke, wo ſie bewegt wurde, ohne ſich im geringſten zu erniedrigen. Sie hatte erwartet, daß man ſie, wie den König, in einer Kutſche nach dem Richtplatze bringen würde. Als ſie daher den eckelhaften Karren erblickte, erröthete ſie, und wiſchte ſich die Augen. Auf dem Karren ſelbſt blickte ſie ſo ruhig umher, als wenn ſie eine Luſtfahrt machte. Nur dann, wann die nach ihr geworfenen Steine zu dicht umherflogen, hielt ſie das Schnupftuch vor das Geſicht. Auf der Guillotine brachte ſie den Scharfrichter durch ihren Blick ſo ſehr aus der Faſſung, daß er unwillkührlich den Hut abnahm, und eine tiefe Verbeugung machte. Durch denſelbigen Blick bewirkte ſie es, daß das Schimpfen und Fluchen, was bis dahin beſtändig fortgedauert hatte, eine kurze Zeit aufhörte. Um den Fehler der unwillkührlichen Höflichkeit wieder gut zu machen, riß der Scharfrichter der Königinn

---

le y tenoit encore; elle étoit mère de deux enfans! Je ne partageois pas ſa confiance, je liſois dans les yeux de ſes juges ſa triſte deſtinée. Lorsqu'on lui annonça, qu'elle alloit ceſſer d'être, j'ai baiſſé mes régards, et je me ſuis figuré le pâle flambeau de la nuit obſcurci d'un nuage et replongé dans les ténèbres.

niginn das Halstuch mit großem Ungeſtüm ab. Der nichtswürdige Pöbel erhob hierüber ein lautes Freudengeſchrey. Weder die Grobheit des Henkers, noch die Wildheit der henkerwürdigen Zuſchauer brachten die geringſten Veränderungen in ihrer Miene hervor. Als aber der Scharfrichter ihr auch die Haube abriß, die vor Gram graugewordenen Haare abſchnitt, und mit Füßen trat, da ſiegte der Schmerz über die Natur, und die Königinn fing an zu weinen. Die Thränen der großen Dulderinn erzeugten eine heilige Stille, die ſo lange anhielt, bis die Kaiſertochter ausgelitten hatte *).

Der gänzliche Umſturz der alten, und die Einführung einer neuen Verfaſſung, das Verſchwinden des Hofes, und der Hofwelt, die Auswanderungen, Hinrichtungen, oder Verarmungen der angeſehenſten Güterbeſitzer, und anderer Reichen und Vornehmen, in deren Geſellſchaften ſich der gute Ton fand: die wichtigen Begebenheiten der Revolution, und beſonders ihre großen Unfälle und Verbrechen änderten die Denkart und Verhältniſſe beider Geſchlechter in Frankreich ſo

---

*) l. c.

ſo ſehr, daß dieſe Veränderungen von Anbeginn an auffielen, und in der Folgezeit noch viel auffallender werden müſſen.

Politeſſe und gute Lebensart waren viel charakteriſtiſchere Eigenſchaften der Franzoſen zu den Zeiten der Könige, als ihre Lebhaftigkeit, oder Heftigkeit, oder Unbeſtändigkeit *). "Anſtatt daß dieſe liebenswürdigen Eigenſchaften unter andern Völkern nur auf gewiſſe Claſſen beſchränkt ſind, finden ſie ſich in Frankreich in allen Ständen, den niedrigſten, wie den höchſten. Die Großen ſind höflich gegen ihre Clienten: die Glücklichen gegen die Unglücklichen: ſelbſt der Bettler bittet um ein Allmoſen, en homme, comme il faut, und wenn ſeine Bitte auch nicht erhört wird, ſo geſchieht dieß wenigſtens mit einem Scheine von Humanität. Fremde, welche die Landesſprache ſo wenig verſtehen, daß ſie kaum den

Mund

---

*) Moore's View etc. I. p. 29. Politeneſs and good manners, indeed may be traced, though in different proportions, through every rank, from the greateſt of the nobility to the loweſt mechanic. This forms a more remarkable, and diſtinguiſhing feature in the French national character, than the vivacity, impetuoſity and fickleneſs, for which the ancient as well as the modern inhabitants of this country have been noted.

Mund öffnen, ohne die Ohren der Eingebornen durch Sprachfehler, und falſche Accente zu beleidigen, hört man mit der größten Ernſthaftigkeit an, und man lacht ſie nie aus, wenn ſie auch in die lächerlichſten Fehler fallen. Selbſt die ſonderbarſten Abweichungen von modiſcher Kleidung und Putz ſind nicht im Stande, die Franzoſen die Geſetze der guten Lebensart vergeſſen zu machen. Wenn eine Perſon, deren Tracht alle den Franzoſen ſonſt ſo heilige Geſetze der Mode beleidigt, ſich auf den Straßen oder öffentlichen Spatziergängen zeigt, ſo gafft oder lacht man ſie nicht an, ſondern man läßt ſie vorübergehen, als wenn man ſie nicht bemerkt hätte, und befriedigt höchſtens ſeine Neugierde dadurch, daß man ihr nachſieht. Ich habe dieſe Art von Delicateſſe ſehr häufig in Paris, ſelbſt unter den gemeinſten Leuten wahrgenommen". — "In Frankreich iſt daher nicht ein ſolcher Abſtand zwiſchen den Menſchen der höchſten, der mittleren, und unterſten Claſſeen, als in andern Ländern. Den Franzöſiſchen Schauſpielern wird es lange nicht ſo ſchwer, das Aeußere, und die Manieren vornehmer Männer richtig nachzuahmen, als den

Engliſchen, oder Deutſchen *)". "Die angeſehenen Kaufleute in Lyon und andern großen Städten ſind den Hofleuten in Verſailles ſo ähnlich, daß Fremde nicht den geringſten Unterſchied wahrnehmen **).

Die Franzoſen verdankten ihre ſo ſehr geprieſene Politeſſe unläugbar dem Hofe ihrer Könige, indem die Manieren der Hofleute zuerſt in der Hauptſtadt, und dann auch in den Provinzen nachgeahmt wurden. Man ſagte, daß alle Ausgewanderte, die nach Frankreich zurückkehrten, und nach dem achtzehnten Fructidor ihr Vaterland abermahls verlaſſen muſten, ſich über keine während ihrer Abweſenheit vorgegangene Veränderung ſo ſehr gewundert haben, als über den finſtern Ernſt, und die kurzſylbige an Unhöflichkeit gränzende Trockenheit, welche ſie unter allen Volksclaſſen, am meiſten aber unter dem republicaniſchen Militair wahrgenommen zu haben glaubten. Bey der Fortdauer der republicaniſchen Verfaſſung in Frankreich werden die noch übrigen Reſte der alten Politeſſe immer mehr und mehr verſchwinden, ſelbſt alsdann, wenn das jacobiniſche Dutzen ganz aufhören, das befohlene Citoyen dem verbotenen Monſieur wieder Platz machen, und in den beiden höchſten Räthen nie wieder ſolche ärgerliche Beyſpiele von brutaler Grobheit, und Gewaltthätigkeit gegeben werden, als wodurch die Repräſentanten des Volks Jahre lang das ganze gebildete Europa geärgert haben.

---

*) ib. p. 141.

**) ib. p. 152 Eins der liebenswürdigſten Beyſpiele der Politeſſe und Galanterie gemeiner Leute findet man in der intereſſanten Geſchichte von Fanchon und ihrem Liebhaber, wie Moore ſie 1. S. 116 u. f. ſehr ſchön erzählt hat.

Ein beſonderer Zweig der Franzöſiſchen Politeſſe war die Galanterie gegen das weibliche Geſchlecht, das Wort Galanterie in ſeiner guten Bedeutung genommen. Dieſe Galanterie äußerte ſich unter den Franzoſen mehr, als unter andern cultivirten Völkern, durch eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Wünſche und kleinen Bedüfniſſe aller Frauenzimmer ohne Unterſchied: durch ein unaufhörliches Beſtreben, ſich durch eine intereſſante Unterhaltung, durch paſſende Schmeicheleyen und Dienſtleiſtungen gefällig zu machen: endlich durch eine geſuchte Sorgfalt, ſich durch eine geſchmackvolle Kleidung und Putz der Geſellſchaft und des Beyfalls von Damen würdig zu beweiſen. Dieſe Galanterie wurde durch die Revolution noch ſchneller, als die alte Politeſſe vernichtet. So bald der Gedanke und Wunſch, die Mißbräuche der bisherigen Verfaſſung abzuſtellen, oder gar eine neue Verfaſſung zu gründen, die ganze Nation begeiſterten, und nach dem Umſturze der ehemahligen Regierungsform eine ſchreckliche, oder glorreiche Begebenheit auf die andere folgte; ſo verloren die Männer die Luſt, alle ihre Kräfte und Zeit, wie bisher, dem Dienſte der Weiber zu weihen. Der feurige Patriotismus erzeugte den berüchtigten Sanscülottismus; und in die Stelle der höfiſchen Galanterie trat eine ſchmutzige, und ſelbſt grauſame Un-Galanterie ein. Der Thron Ludewigs XVI war kaum umgeworfen, als man in den Franzöſinnen nur ſehr geringe, und in den Franzoſen gar keine Spuren der ehemahligen Eleganz von Kleidern und Putz wahrnahm *). Von dem ein und dreißigſten May 1793 an,

---

*) Moore's Journ. II. 134. The Women ſtill diſplay fancy and ſome degree of elegance in their dreſs, but the men are univerſally dreſſed with the utmoſt ſimplicity.

an, der die Gironde zu Boden warf, wurden Matroſen- oder Laſtträger-Sitten, und Trachten herrſchende Mode. Selbſt die Repräſentanten der Nation gingen in rothen Mützen, kurzen Jacken und langen Beinkleidern einher. Auch ſchworen und geberdeten ſie ſich, wie beſoffene Menſchen vom niedrigſten Pöbel vormahls kaum thaten *). Das Reich der Sans-Cülotten war ſchon zwey Jahre vernichtet, und die Sans-cülottiſchen Sitten und Trachten dauerten noch immer fort. Als der Herr Kanonikus Meyer im J. 1796. in Paris war, erſuchten die citoyennes danſantes der glänzendſten Bälle der Hauptſtadt die citoyens danſans, daß ſie nicht mehr ihre Hüte auf ſetzen, nicht mehr in kurzen Weſten und in Pantalons erſcheinen, am allerwenigſten aber in Stiefeln tanzen möchten **). Auf dieſe Bitte kamen die geſtiefelten Tänzer nicht wieder, allein die Langhoſen ließen ſich nicht auf einmahl wegſcheuchen. Wenn die jetzige Regierung dereinſt durch allgemeines Zutrautrauen Feſtigkeit, und die ganze Nation Ruhe und öffentliches Glück erlangen wird; dann werden unſtreitig Wohlſtand im Betragen gegen das andere Geſchlecht, und Wohlanſtändigkeit in Kleidung und Putz zurückkehren. Allein die entflohene Politeſſe und Galanterie können nicht wieder einwandern, ſo lange die ihnen feindſelige republicaniſche Verfaſſung beſteht. Nur allein ein ſolcher Hof, dergleichen der ehemahlige Franzöſiſche war, konnte ſolche Haufen von reichen, gebildeten, und müſſigen Weibern und Männern verſammeln, und unter dieſen Männern und Weibern eine ſolche beſtändige und innige Gemeinſchaft bilden, als wodurch die alte Politeſſe und Galanterie hervorgebracht wurden. Der Ton in den Häuſern, und an den Tafeln der neuen Reichen iſt ſo ſchlecht, als man von unwiſſenden, ſtolzen, und verdorbenen Glücksſöhnen erwarten kann *).

---

*) Roland II. 30. Que diroit-il, bon Dieu, s'il voyoit les députés depuis le 31 mai, vêtus comme les gens du port, en pentalon, veſte, et bonnet la chemise ouverte ſur la poitrine, jurant et geſticulant en ſansculottes ivres.

**) I. S. 103. 104.

---

*) Meyer S. 284. u. f. Der treffliche Verfaſſer der Bemerkungen über Frankreich fand den Ton in den Franzöſiſchen Geſellſchaften nach der Revolution ſehr gut, und ohne Steifheit. Wenn dieß, meint er, eine Wirkung der verſchrieenen Gleichheit wäre, ſo würde das geſellſchaftliche Leben ſehr dadurch gewonnen haben. — Der Ver-

Wenn die Zügelloſigkeiten der Revolution einmahl gänzlich werden verſchwunden ſeyn; ſo werden beide Geſchlechter in Frankreich wahrſcheinlich vielmehr an Tugenden oder guten Sitten gewinnen, als ſie an Liebenswürdigkeit eingebüßt haben. Die Weiber beſonders werden mehr Weiber werden, ſo wie die Männer mehr Männer geworden ſind, als ſie vormahls waren. Zu den bekannten Wirkungen der auf das höchſte getriebenen Geſelligkeit gehörte eine ungewöhnliche Gabe der Franzöſinnen, gut zu reden, und eine gewiſſe Männlichkeit, die manchen Eingebornen, noch mehr aber den Ausländern auffiel. Scharfſehende Reiſende nahmen beide Eigenthümlichkeiten in den Franzöſiſchen Weibern auch nach der Schreckenszeit wahr. Selbſt die gemeinen Franzöſinnen reden noch jezt nicht nur viel, ſondern auch ſo gut, daß ein Ausländer, der mit verbundenen Augen in eine Geſellſchaft ſolcher Weiber verſezt würde, nicht anders glauben könnte, als

daß

Verfaſſer hatte unrichtige Vorſtellungen von dem geſellſchaftlichen Ton in Frankreich vor der Revolution. Er würde ſonſt nicht geglaubt haben, daß man den Franzöſiſchen Geſellſchaften Steifheit habe vorwerfen können.

daß er ſich unter Damen vom erſten Range befände *). Bey aller dieſer Wohlredenheit fehlt den Franzöſinnen das zuvorkommende freundliche Weſen, und die feine weibliche Coquetterie der Deutſchen Damen. Sie übertreiben entweder den Wunſch gefallen zu wollen, oder ſie zeigen gar keinen **). Ein Reſt der ehemahligen Männlichkeit der Franzöſinnen war das Selbſtkutſchieren der Damen, das vor einigen Jahren herrſchende Mode war, und vielleicht noch jezt iſt. Junge Frauen und Mädchen flogen mit eben der Schnelligkeit und Behendigkeit in ihren Cabriolets durch die Straßen, womit es vormahls die Equipagen, und Kutſcher der Vornehmen thaten ***). Alles unweibliche Weſen, und ſelbſt die männliche Wohlredenheit der Franzöſinnen müſſen

---

*) Bemerkungen, u. ſ. w. S. 163.

**) ib. Der Verfaſſer fand daher die Deutſchen Damen reitzender: die Franzöſinnen ſchöner. Dieß leztere Urtheil wird die Deutſchen Leſer mehr befremden, als das Erſtere. — Moore ſchilderte die Franzöſinnen vor der Revolution ſo: II. 23. View etc. A handſome French women, beſides the eaſe of her manner, has commonly a look of cheerfulneſs and great vivacity. — She appears willing to be acquainted with you, and ſeems to expect that you will adreſs her.

***) Meyer I. 12.

ſich in eben dem Verhältniſſe verlieren, in welchem ſich dieſe aus dem beſtändigen Zuſammenſeyn mit fremden Männern in den Schooß ihrer Familien zurückziehen.

Das Verſchwinden des Hofes, und aller Ergötzungen, ſo wie aller guten und böſen Beyſpiele des Hofes: die Entfernung der reichen und müſſigen Hofleute, der vornehmen Geiſtlichen, und ihrer Reichthümer und Verführungskünſte: das Aufhören der glänzenden Zirkel, und der beſtändigen Aufwartungen, in und durch welche Männer und Weiber verdorben wurden: endlich die Aufhebung der Clöſter, und die Verarmung der meiſten Gutsbeſitzer und Rentenirer mußten nothwendig in kurzer Zeit auf das Leben und die Erziehung des andern Geſchlechts einen ſichtbaren Einfluß ausüben. Vormahls ſchickten die eitlen, in ewiger Zerſtreuung lebenden Weiber des Hofes und der Hauptſtadt ihre neugebornen Kinder auf's Land, um ſie von geſunden Bäurinnen ſäugen zu laſſen. Während der Revolution iſt das Selbſtſäugen der Kinder viel allgemeiner geworden, als vorher *), nicht, weil Rouſſeau oder berühmte Aerzte es empfoh-

---

*) Meyer I. S. 50.

empfohlen, ſondern weil die meiſten Reichen, oder Vornehmen in den Stürmen der Revolution den gröſten Theil ihres Vermögens verloren haben, und die Koſten von Säugammen zu erſparen genöthigt werden. Heranwachſende, oder erwachſene Töchter angeſehener Familien ſperrte man vormahls in Clöſter ein. Jezt werden ſie meiſtens unter den Augen der Mütter erzogen, weil nur wenige Hausväter den Aufwand koſtbarer Penſions-Anſtalten ertragen können. Vornehme, reiche, oder nur wohlhabende Weiber bekümmerten ſich vormahls um ihr Hausweſen gar nicht; und feine weibliche Arbeiten lernten und übten ſie mehr zum Zeitvertreibe, als in ökonomiſchen Abſichten. Der gänzliche, oder faſt gänzliche Verluſt der ehemahligen Reichthümer, oder Wohlhabenheit zwang viele Weiber der großen, oder ſchönen Welt, feine weibliche, oder andere Arbeiten als Erwerbmittel zu ergreifen. Wenn die Franzöſinnen auch jezt noch nicht ſo fleiſſig ſind, als die Deutſchen Weiber; ſo ſind ſie doch gewiß arbeitſamer, als vormahls, und werden immer arbeitſamer und häuslicher werden, wenn ſie erſt dem unweiblichen Umherſchwärmen in den Volksverſammlungen, in den Gerichten, und bey Executionen werden entſagt haben. Die jetzigen Franzöſinnen ſollen durchgehends mehr, als unſere Deutſchen Frauen, beſonders Liqueurs, trinken *). Iſt dieſes richtig, ſo muß man die Gabe zu trinken als Eine von den nicht guten Früchten der Franzöſiſchen Revolution anſehen.

Man nahm es ſchon vor mehreren Jahren als ausgemacht an, daß ſich die Sitten der Franzöſinnen ſeit der Abſchaffung der hohen, und der Ordens-Geiſtlichkeit ſehr verbeſſert hätten **). Mit dieſer Sittenbeſſerung weiß ich eine Art von Cicisbeat nicht zu vereinigen, das als allgemein, und eben deßwegen unanſtößig geſchildert wird ***). Wenn man einen bon ami als jeder Frau und jedem Mädchen unentbehrlich, und zugleich als etwas gleichgültiges betrachtet; ſo geſtattet man verheiratheten, und vorzüglich unverheiratheten Frauenzimmern viel mehr, als ihnen ſonſt erlaubt war. Es iſt ein Glück für die Sitten, daß die Eheſcheidungen ſeit meh-

*) Bemerk. S. 130.
**) l. c. S. 166.
***) l. c.

mehrern Jahren weniger häufig wurden, als ſie in der Schreckenszeit waren. Wenn nicht die öffentliche Meynung die geſetzliche Leichtigkeit der Eheſcheidungen eingeſchränkt hätte; ſo würden dadurch allein die Sitten gänzlich zu Grunde gerichtet worden ſeyn.

Die Wirkungen der Revolution offenbaren ſich bis jezt in der Kleidung und dem Putze der Franzöſinnen vielmehr, als in ihren Sitten. Die Franzöſiſchen Bäurinnen behaupten ihren alten Ruhm, daß ſie ſich nicht nur netter und zierlicher, als ihre Männer, ſondern auch als die Weiber ihres Standes in den meiſten Europäiſchen Ländern kleiden, und putzen *). Von den vornehmen und reichen Städterinnen hingegen bezeugen alle Reiſende, daß ihre Trachten und Putz nicht nur an Pracht, ſondern auch an Schönheit, und Geſchmack ſehr viel verloren haben. **) Noch im J. 1795. waren Federn als

---

*) Bemerkungen, u. ſ. w. S. 164. Moore's Journal I. 363. I do not know how it happens, but the female part of the French peaſantry dreſs not only with neatneſs, but a Kind of elegance; while the dreſs of the males is the moſt formal, clumſy, unbecoming thing in the world.

**) Moore's Journal II. 134. Bemerk. u. ſ. w. S. 164. Meyer I. S. 101.

Putz der Damen gänzlich verbannt, und künſtliche Friſuren, oder Coeffüren höchſt ſelten. Man knüpfte entweder die abgeſchnittenen Haare mit einem breiten Bande zuſammen, oder man trug auch le bonnet rond, von welchem es hundertfältige Formen gab. Reiche Stoffe ſah man faſt gar nicht, und die vornehmſten Damen gingen bey ſchlechtem Wetter in ziemlich leicht gemachten Holzſchuhen einher. Die Moden wechſeln ungleich weniger, als vormahls, weil es keine ſo vornehme, oder bewunderte Muſter des Geſchmacks mehr giebt, als zu den Zeiten des Hofes, oder des höchſten Flors der großen Oper in Paris. Wenn die ſchwarzen und blonden Pariſer Damen-Perücken, das übertriebene Griechiſche Coſtume, und die unanſtändigen Nuditäten einiger Franzöſiſchen Mode-Weiber, in Deutſchland Käuferinnen, und Nachahmerinnen fanden; ſo geſchah dieß entweder durch eine Affectation von Republicanismus, oder durch ein Reſt des ehemahligen Vorurtheils, daß alle Franzöſiſche Moden ſchön ſeyen. Jezt bekennen es Modehändler, und Modehändlerinnen von Geſchmack ſelbſt, daß faſt alles Putzwerk, was man in den lezten Zeiten aus Frankreich erhalten habe, geſchmacklos, oder phantaſtiſch ſey.

Das Reich der Moden möchte zergehen, wenn nur das Reich der wahren Aufklärung in Frankreich immer mehr und mehr verbreitet, und gegründet würde. Faſt alle alte Lehr- und Erziehungs-Anſtalten ſind aufgehoben; und die neuen, einige zu koſtbare Unternehmungen in der Hauptſtadt ausgenommen, ſind entweder nicht zu Stande gekommen, oder von geringer Wirkung. Ein groſſer Theil der jetzigen Jugend iſt ohne ſorgfältigen Unterricht unter dem Geräuſche der Waffen aufgewachſen. Wie ſollte das weibliche Geſchlecht Bildung erhalten, wenn Männer und Jünglinge ungebildet bleiben? Die berühmteſten Schriftſteller der lezten Regierung ſind ſchon vergeſſen *): die gröſten Meiſterwerke aus den Zeiten Ludewigs XIV, und Ludewigs XV ſind wie für ein anderes Volk geſchrieben **): und die Revolution ſelbſt hat dergleichen noch nicht hervorgebracht. Selbſt die zahlreichen und geiſtvollen Geſellſchaften, welche vormahls die Weiber in Frankreich am meiſten bildeten, ſind nicht mehr. Wer kann unter ſolchen Umſtänden wenigſtens für die nahe Zukunft günſtige Hoffnungen hegen?

---

*) Du Gouvernement etc. p. 179. 180. beſonders Raynal, und der Verfaſſer der Reiſen des jungen Anacharſis.

**) Spectateur pendant la revolution p. 126. 127.

Zweyter Abſchnitt.

Ueber den Einfluß des Franzöſiſchen Hofes, und der Franzöſiſchen Sitten auf die übrigen Europäiſchen Höfe und Völker während der Regierung Ludewigs XVI.

Nachdem wir den glänzendſten Hof unſers Erdtheils, drey Jahrhunderte lang das Muſter aller übrigen Europäiſchen Höfe, bis an ſeinen gänzlichen Untergang, und die von ihm gebildete Nation bis zu ihrer großen Umwandlung verfolgt haben; ſo iſt es Zeit, den Wirkungen nachzuſpüren, welche die Nachahmung eben dieſes Hofes, und eben dieſer Nation während der Regierung des lezten unglücklichen Ludewig an den übrigen Höfen, und unter den übrigen Völkern Europens hervorgebracht hat.

Franzöſiſche Sitten, und Manieren, Franzöſiſche Moden und Lebensart verbreiteten ſich während der Regierung Ludewigs XVI eben ſo ſehr, als unter irgend

gend einem der vorhergehenden Beherrſcher Frankreichs. Unter den Europäiſchen Ländern, welche man zu den cultivirten zu zählen pflegt, war Portugal das Einzige, das bis in die lezten Zeiten faſt gar keine Franzöſiſche Sitten, und Moden annahm. In Spanien, und Italien hingegen machten beide in dem lezten Menſchenalter größere Fortſchritte, als ſie in den drittehalb vorhergehenden Jahrhunderten gemacht hatten. In Deutſchland, und in den Nordiſchen Reichen blieb die Vorliebe für Franzöſiſche Moden, Manieren, und Sprache noch immer überwiegend; wie wohl man in manchen Gegenden anfing, die Britten zu Muſtern zu wählen. Die Britten ſelbſt ſtreiften Alles, was ſie von den Franzoſen angenommen hatten, um eben die Zeit ab, als die Franzoſen von der Anglomanie ergriffen wurden.

Die Portugieſen eigneten ſich bis jezt fremde Sitten noch weniger, als fremde Kenntniſſe zu. Wenn man daher die neueſten Beſchreibungen des Portugieſiſchen Hofes, der Lebensart der Vornehmen, und Reichen, ihrer Beſchäfftigungen und Vergnügungen: wenn man endlich

lich die Schilderung der Verhältniſſe beider Geſchlechter, und der verſchiedenen Stände lieſt; ſo wird man verſucht zu glauben, nicht, daß man von einem Europäiſchen, ſondern daß von einem Morgenländiſchen Volke die Rede ſey. Die Portugieſen ſind noch immer faſt eben ſo eiferſüchtig, und die Portugieſinnen faſt eben ſo eingeſchloſſen, als ſie zur Zeit der Herrſchaft der Mohren waren *). Die Weiber der Vornehmen und Reichen gehen ſelten aus, und wenn dieſes geſchieht, ſo geſchieht es allemahl unter einem Gefolge von mehreren Mägden, die ihren Frauen paarweiſe nachtreten. Angeſehene Portugieſinnen erhalten, und nehmen die Erlaubniß, ihre Häuſer zu verlaſſen, bloß in der Abſicht, um Freundinnen, oder Kirchen, und andere heilige Oerter zu beſuchen: nie aber um auf öffentlichen Spatziergängen friſche Luft zu ſchöpfen, oder vor den Augen eines neugierigen Publicums ihre Reitze zu entfalten **). Beide Geſchlechter finden

---

*) Tableau de Lisbonne p. 77 - 79. Dumouriez p. 164.

**) ib. p. 51.

an gemiſchten Geſellſchaften wenig Vergnügen; und wenn ſie ſich auch von Zeit zu Zeit in Aeſſembleen vereinigen, ſo iſt die Unterhaltung in denſelben noch leerer, und langweiliger, als in den Italiäniſchen Converſazioni's *). Das gröſte, und beynahe das einzige Vergnügen, welches die Portugieſinnen bey Tage genieſſen, beſteht darin, daß ſie ohne alle Beſchäfftigung entweder auf einem Lehnſtuhle, oder Canapee ausgeſtreckt liegen, oder an ihrem Fenſter ſitzen, um die Vorübergehenden zu ſehen, und von ihnen geſehen zu werden. Das Fenſter iſt der eigentliche Thron der Portugieſiſchen Schönen, wo ſie ſich beſonders an Feſttagen, und bey gottesdienſtlichen Umgängen in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigen **). In den lezten acht, und noch mehr in den lezten drey Tagen des Carnevals werden die Fenſter nie von geſchmückten Weibern leer, die mit mannichfaltigen Gefäßen, und Sprützen bewaffnet ſind, um die Vorübergehenden mit allerley trocknen und feuchten, reinen und unreinen Materien zu beſchütten. Eine vornehme Dame zeichnete ſich von allen andern durch den Gebrauch einer Sprütze aus, deren Strahl ſo ſtark war, daß ſie den beſten Mann dadurch zu Boden werfen konnte *). Faſt die einzigen Spuren fremder Moden und Gebräuche ſind dieſe: daß die Weiber der Vornehmen und Reichen ſich nach Franzöſiſcher Art kleiden, und putzen, und daß die Portugieſinnen überhaupt immer mehr und mehr von der Gewohnheit zurückkommen, mit untergeſchlagenen Beinen zu ſitzen **).

---

*) ib. S. 71.

**) l. c.

In keinem andern großen Europäiſchen Lande haben ſeit einem Menſchenalter Franzöſiſche Moden und Sitten ſo ſehr überhand genommen, als in Spanien. Vor dreyßig und einigen Jahren entſtand in Madrit ***) ein gefährlicher Aufruhr, als der Marcheſe Squillace die langen Mäntel, und die großen niedergeſchlagenen Hüte mit Gewalt abſchaffen wollte. Der Miniſter muſte entfliehen. Der ganze Hof zitterte vor dem aufbrauſenden Pöbel, welcher die Maſken der Meuchelmörder, und anderer Miſſethäter

---

*) S. 83. 84.
**) l. c. S. 86. 89.
***) Bourgoing II. 296.

thäter in Schutz nahm. Von dieſer Zeit an haben die Beyſpiele des Hofes, und der übrigen Vornehmen mehr ausgerichtet, als ein mit Königlicher Gewalt bewaffneter Miniſter ausrichten konnte. Die großen Hüte ſind in der Hauptſtadt ganz verſchwunden. In den Claſſen, die über den Pöbel erhaben ſind, dienen die Capa's, oder Mäntel den Männern, und die Mantilla's oder langen Schleier den Weibern jezt nur noch als ein galantes Negligée; und kein Ausländer kann die Erſtern, und keine Ausländerinn die Andern auf ſo mannigfaltige und reißende Arten anlegen, als die Spanier und Spanierinnen *). Selbſt unter den Mänteln tragen angeſehene Spanier Kleider nach Franzöſiſchem Schnitt. In allen vornehmen Häuſern findet man Franzöſiſche Köche; und die Equipagen der Großen ſind nach Engliſchen, oder Franzöſiſchen Muſtern verfertigt **). Franzöſiſche Modehändlerinnen putzen die Weiber und Töchter der Spanier *); und werden zugleich die Lehrerinnen von jungen Mädchen, von welchen man hofft, daß ſie die fremden Modekünſtlerinnen bald entbehrlich machen werden. Viel größer, als die Revolutionen in den Moden, ſind die Veränderungen, welche in demſelbigen Zeitraum in den häuslichen, und geſelligen Verhältniſſen der Spanier vorgegangen ſind **). Die Weiber genießen nirgend mehr Freyheit, und die Ehemänner ſind nirgend weniger eiferſüchtig, als in Spanien ***). Das Cicisbeat iſt in

---

*) II. 298. 330. Townſend I. 335. Dumouriez p. 168. Die neueſten Nachrichten findet man bey Herrn Fiſcher S. 209. — 14.

**) II. cc.

---

*) Die jetzigen Spanierinnen ſchminken ſich nie. Bourgoing II. 309. In ältern Zeiten ſchminkten ſie ſich unmäßig.

**) Townſend hörte in Spanien, daß Carl der Dritte, und die Italiäner, welche dieſer König aus Neapel mit brachte, das Cicisbeat, und die dadurch bewirkten Veränderungen in den Sitten veranlaßt hätten. Es iſt wahrſcheinlicher, daß die Regierung Carls *III.* nur die Epoche, als daß ſie die Urſache der neueren Sitten geweſen ſey. Wäre aber auch das Spaniſche Cicisbeat eine bloße Nachahmung des Italiäniſchen; ſo muß man nicht vergeſſen, daß ſelbſt das letztere ein Product Franzöſiſcher Sitten war.

***) Bourgoing II. 307. . . Il n'eſt pas de pays en Europe, qui compte moins de maris jaloux. Les femmes, qui jadis on dérobait aux régards, qu'on pouvoit à peine entrevoir à travers les interſtices de ces fenétres, qui doivent ſans doute leur nom au vil ſentiment, qui les inventa, les femmes jouiſſent d'une entiére liberté. Auch Townſend II. p. 142 et ſq.

Spanien eben ſo allgemein *), als in Italien, und die Spaniſchen cortejos werden für noch weniger uneigennützig gehalten, als die Italiäniſchen Cicisbeen **). Wenn die Spanier, und Spanierinnen ſtandhafte Treue verlangen, ſo verlangen ſie dieſelbe nicht von ihren Gattinnen, und Gatten, ſondern von ihren Geliebten, und Liebhabern, auf deren ausſchließende Liebe ſie allein eiferſüchtig ſind. Die Spanier behaupten noch jezt den Ruhm, daß ſie heftiger, und ſtandhafter, als andere Europäer, und die Spanierinnen, daß ſie ſelbſt inniger, und beſtändiger, als ihre eigenen Landsleute lieben. Die Spaniſchen Schönen ſind daher unglücklich, wenn ihre Cortejos nicht gegenwärtig ſind ***). Eine Spanierinn mag geſund, oder krank, mag zu Hauſe, oder anderswo ſeyn; ſo muß ihr Cortejo ſie beſtändig, wie ihr Schutzgeiſt umgeben. In ihrem Zimmer ſitzt er ihr ſtets zur Seite. Iſt ſie in einer Aſſemblee, ſo bleibt ein Stuhl neben ihr unbeſezt, und für den Cortejo beſtimmt. Geht ſie aus, ſo lehnt ſie ſich auf ſeinen Arm. Wenn ſie endlich tanzt, ſo tanzt ſie allein, oder zuerſt, und auf eine ſolche Art mit ihm, daß es einem jeden auffällt: ſie finde nur in dem Tanze mit ihrem Geliebten wahres Vergnügen*). Je inniger die Liebe der Spanier und Spanierinnen iſt, deſto mißtrauiſcher und wachſamer iſt ſie auch. In großen Geſellſchaften darf der Cortejo mit keiner andern Dame, als ſeiner Geliebten reden; und wenn eine Dame in Gegenwart ihres Cortejo angeredet wird, ſo äußert ſie in kurzer Zeit eine ſichtbare Unruhe, die keinen andern Grund, als die Angſt hat, daß ſie ihren Liebhaber beleidigen möchte. Wenn der Cortejo Urſache zu haben glaubt, ſich für beleidigt zu halten; ſo bricht er nicht bloß in die ſtärkſten Vorwürfe, ſondern in die gröbſten Thätlichkeiten aus. So geſchah es nicht lange vor Townſend's Ankunft in Madrit, daß ein nicht vornehmer Officier Eine der erſten Herzog-

---

*) Townſend II. 150.

**) l. c. p. 310. Ces mortels fortunés, que les femmes eſpagnoles daignent ſubjuguer, et qu'on nomme Cortejos, ſont moins déſintéreſſés, mais ne ſont pas moins aſſidus, que les cigisbés d'Italie

***) Townſend II. 144. The Spaniſh ladies. . . are miſerable, when their cortejo is out of ſight. Sie ſchließen ſich wochenlang ein, wenn ihre Verehrer verreiſen müſſen.

---

*) I. e. but with the ſtranger ſhe evidently ſhews, not indifference, but diſguſt; and ſeems to look upon her partner with disdain.

innen des Hofes bey den Haaren in ihrem eigenen Zimmer umherſchleppte, weil ſie ſeine Eiferſucht gereitzt hatte. Noch häufiger ſind die Fälle, wo Spanierinnen ihre unvorſichtigen oder verdächtigen Cortejos wie Tiegerinnen anfallen, und ihnen das Geſicht braun und blau ſchlagen *). Bey dieſen Geſinnungen iſt in Spanien nichts gemeiner, als daß Liebesbündniſſe das ganze Leben durch dauern, oder ganz allein vor Alter abſterben **). Unbeſtändigkeit wird in Spanien noch immer auf eine gewiſſe Art für entehrend gehalten ***), und wenn eine Dame ſich auch über das öffentliche Urtheil wegſetzen will; ſo iſt es nicht leicht, ſich von einem Cortejo los zu machen, ſo bald dieſer ein Mann von bewährtem Muthe iſt. Ein ſolcher Liebhaber gibt den Beſitz ſeiner Schönen nicht eher auf, als bis er mit dem Degen in der Fauſt daraus vertrieben wird; und ein tödtlicher Zweykampf iſt daher ein unvermeidliches Vorſpiel, durch welches ein neuer und begünſtigter

---

*) l. c. p. 147.

**) Bourgoing II. 311. Et j'ai vu dans ce pays des paſſions ardentes, plus d'un amour mourir de vieilleſſe.

***) Townſend II. 145.

Cortejo bis zum Ziele ſeiner Wünſche gelangen kann *). Zum Glück für die Freundinnen der Abwechslung von Neuerungen beſtehen nicht alle Cortejos mit gleich unerweichlicher Beharrlichkeit auf ihren einmahl erworbenen Rechten. In den lezten Zeiten wurde die Zahl von Spaniſchen Damen immer größer, welche ihre Liebhaber abdankten, wenn ſie ihnen nicht mehr gefielen, und die erledigten Stellen mit anderen beſezten **). Unterdeſſen iſt die alte Achtung für Beſtändigkeit doch noch ſo herrſchend, daß die vornehmſten Damen, wenn ſie zu häufig wechſeln, in eine allgemeine Verachtung fallen, und zulezt Niemanden mehr finden, der ſich als ihren Cortejo brauchen laſſen will ***). Die charakteriſtiſche Treue und Eiferſucht der meiſten Spaniſchen Liebhaber und Liebhaberinnen iſt der Hauptgrund, warum die geſellſchaftliche Unterhaltung in Spanien für Fremde weniger angenehm

---

*) l. c. p. 145.

**) Es iſt faſt gewiß eine Hyperbel, wenn Townſend ſagt: II. 145. It is reckoned diſgraceful, to be fickle; yet innumerable inſtances are ſeen of ladies, who often change their lovers.

***) ib.

iſt, als in andern Ländern *), und warum beſonders die Franzöſiſche Galanterie, welche ſich nicht bloß auf ein geliebtes Individuum einſchränkt, ſondern ſich über das ganze Geſchlecht verbreitet, bisher in Spanien keinen Eingang gefunden hat **).

Die Geduld der Spaniſchen Ehemänner und die Freyheit der Spaniſchen Frauen müſſen um deſto mehr Verwunderung erregen, da alle Könige von **Philipp dem Fünften** an die eheliche Treue auf das ſtrengſte bewahrt, und alle ärgerliche Ausſchweifungen der Liebe mit gleicher Strenge geſtraft, oder zu verhüten geſucht haben ***). Reiche Buhlerinnen waren in den vorhergehenden Jahrhunderten in Spanien, beſonders in der Hauptſtadt ſehr gemein. Die ernſte Keuſchheit der Könige hat dieſe gefährlichen, und den öffentlichen Sitten trotzenden Verführerinnen gänzlich verſchwinden gemacht *). Die vornehmſten Damen durften es unter den Bourboniden nicht wagen, ſich öffentlichen Buhlerinnen zu ſehr zu verähnlichen. Schimpfliche Verweiſung vom Hofe, und aus der Hauptſtadt wäre die gelindeſte Strafe geweſen, womit man eine ſolche Verletzung der öffentlichen Sitten geahndet hätte.

---

*) Townſend l. c. p. 146. Hence they are conſtantly engaged in watching each other's looks, and for want of confidence renounce in a great meaſure, the charms of ſocial intercourſe.

**) Bourgoine II 327. Les femmes y ſont aimées, adorées même, comme ailleurs; mais quand elles n'inſpirent pas un ſentiment vif, on n'a guères pour elles ces egards que notre urbanité prodigue indiſtinctement à tous les individus de ce ſexe aimable

***) Selbſt Bourgoing kann nicht umhin, die gute Wirkung der Frömmigkeit der Spaniſchen Könige zu preiſen, vermöge deren ſie gegen die ſonſt gewöhnlichen Unordnungen von Fürſten geſchützt worden ſind. II. 281. Elle les mit a l'abri du deſordre des moeurs; et elle explique le rare phénomène d'une ſucceſſion de pluſieurs ſouverains ſans maitreſſe.

Philipp der Fünfte unterſagte öffentliche Bälle und Maſkeraden; und dieß Verbot iſt bis auf die gegenwärtige Zeit in ſeiner vollen Kraft erhalten worden **). Deſto häufiger ſind in Madrit, und in den großen Handelsſtädten Privat-Bälle, Privat-Concerte und Aſſembleen, welche man in Spanien Tertulia's nennt ***). Die Spaniſchen Abendgeſellſchaften unterſcheiden ſich von den Aſſembleen in allen

---

*) Bourgoing II. p. 315. On chercherait vainement une de ces courtiſanes, qui, autre part, étalent effrontement le ſomptueux ſalaire de leur lubricité.

**) Bourgoing II. 323.

***) l. c. p. 323-329. III. 161. Townſend II. 142.

len übrigen Ländern am meiſten dadurch, daß ſie keine gemiſchten Geſellſchaften ſind. So ſehr die Spanierinnen den Umgang mit Männern lieben, ſo wenig bekümmern ſie ſich um den Umgang mit Perſonen ihres eigenen Geſchlechts. In den Spaniſchen Tertulia's iſt daher gewöhnlich die Frau des Hauſes die einzige Dame, welche man in der Mitte eines kleinern, oder größern Kreiſes von Männern antrifft. Man ſpielt, oder unterhält ſich, und während des Spiels, oder der Unterhaltung werden Erfriſchungen gereicht. In einigen großen Häuſern folgen auf die Aſſembleen kleine Soupers, zu welchen man aber nur die genauſten Freunde und Bekannten zuzieht. An den feierlichen Refreſcos, welche man an Hochzeiten, oder anderen Familienfeſten gibt, iſt die Geſellſchaft gemiſcht.

An ſolchen Refreſcos verſammeln ſich die Damen in einem, und die Herren in einem andern Zimmer. Beide Geſchlechter vereinigen ſich nicht eher, als bis das Refreſco, oder die Erfriſchungen ſelbſt umhergereicht werden. Dieſe Erfriſchungen beſtehen in Gläſern mit Waſſer, worein man Zuckerbrod tunkt, in Chocolabe, Gelees, Zuckerwerk, und Backwerk von allerley Art. Die Spanier und Spanierinnen genießen von allem, was ihnen angeboten wird, ſo viel, daß Fremde ſich über den Appetit einer wegen ihrer Mäßigkeit ſo berühmten Nation nicht genug wundern können. Die alte Sitte, Zuckerwerk und Backwerk mit nach Hauſe zu nehmen, dauert noch immer fort *).

Außer der eben erwähnten Gewohnheit ſind noch manche andere Reſte alter Sitten, und Gebräuche, ſelbſt unter den höheren Ständen, übrig. Die Spanierinnen waren von jeher, und ſind auch jezt viel freyer im Reden, und kühner im Angriff, als die Frauen und Jungfrauen unter andern gebildeten Völkern Europens **). Dieſes Mangels von Verſchämtheit ungeachtet erlauben die Spanierinnen mehrere Vertraulichkeiten, oder Liebkoſungen, und Merkmahle von Höflichkeit nicht, die unter ſittſameren, und weniger verdorbenen Völkern für unſchuldig gehalten werden. Keine Spanierinn geſtattet in Gegenwart von Anderen den keuſcheſten Kuß der Freundſchaft, oder den kälteſten Kuß der Höflichkeit. Küſſe ſind daher auch gänzlich vom Spaniſchen Theater verbannt. Wegen dieſer Kuß-Schen ließ der Ueberſetzer einer kleinen Franzöſiſchen Oper, le Tonnelier betitelt, die Schöne des Stücks nicht von ihrem Liebhaber küſſen, wie im Original geſchieht, ſondern er ließ den Liebhaber von der Schönen lauſen, weil dieſes ein gewöhnlicher Liebesdienſt gemeiner Spanier, und Spanierinnen iſt. Townſend war im J. 1786. Zeuge, daß ein Kaufmann ſeinen Cigar, das heißt, eine kleine Rolle von Taback anzündete, anrauchte, und dann einer Gräfinn überreichte. Die Gräfinn nahm den brennenden Cigar mit einer Verbeugung an, ſchmauchte ihn halb aus, gab ihn an den Eigenthümer zurück, und ſtieß dann nach einigen Minuten eine dicke Wolke von Tabacksdampf aus *), den ſie erſt recht in ihren Lungen hatte umherziehen laſſen.

---

*) Bourgoing l. c.

**) Bourgoing II. 313 - 317. Townſend II. p. 44.

Im vergangenen Jahrhundert gehörte es zu den verdienſtlichſten Proben der Spaniſchen Galanterie, daß Liebhaber ſich in gottesdienſtlichen Proceſſionen bis auf's Blut geiſſelten, und ihre

Schönen

---

*) II, 45.

Schönen mit ihrem Blute beſpritzten. Dieſe Geiſſelungen ſind jezt in allen, oder den meiſten großen Städten gänzlich verboten *). Wo man ſie auch nicht ausdrucklich verboten hat, ſind ſie doch ſo ſelten, daß Bourgoing nie Zeuge davon war. Er hörte nur von einem Bekannten, daß vor einigen Jahren folgende Geſchichte in einer kleinen Stadt in Eſtremadura vorgefallen ſey. Eine junge und hübſche Frau putzte ſich am Charfreytage feſtlich heraus. Auf die Frage des Fremden: warum ſie dieſes gethan? antwortete ſie: er werde es ſogleich erfahren. Nach dieſer Antwort trat die Spanierinn an das offene Fenſter, und erwartete einen Haufen von Flagellanten mit ſichtbarer Ungeduld. Als dieſe der ſchönen Frau gegenüber waren, fingen ſie an, ſich grauſam zu geiſſeln, und das weiſſe Kleid der Schönen wurde in wenigen Augenblicken über und über mit Blut beſpritzt. Bourgoing, und ſein Bekannter vermutheten nur **), daß ſich vielleicht der Liebhaber der Schönen unter den Geiſſelnden befunden, und daß die-

---

*) Townſend I. p. 111.
**) II. p. 283.

dieſer Galanterie mit Frömmigkeit verbunden habe: ein ſicherer Beweis, daß die verliebten Geiſſelungen ihrem gänzlichen Ende nahe ſind.

Der freyere Umgang beider Geſchlechter hat nothwendig die alte Etiquette des Spaniſchen Hofes gänzlich umgeändert. Nur die Grandes, die ſelten, oder niemahls zu großen Stellen tüchtig ſind, und genommen werden *), behalten ſammt ihren Gemahlinnen die alte Etiquette, ſo viel ſie können, bey: wofür ſie dann nach alter Art durch eine allen übrigen Menſchen unerträgliche Langeweile geſtraft werden **). Vornehme Damen, die keine Hofämter haben, küſſen bloß der Königinn und der Prinzeſſinn von Aſturien die Hand. Alle Hofdamen hingegen müſſen allen Perſonen der Königlichen Familie, ſelbſt den jüngſten Infanten, die Hände küſſen ***).

Nach

---

*) II. 247. In Spain, on the contrary, in the higher ranks, all is torpid. Satisfied with hereditary wealth, and honours, the grandees ſink into mere ſenſualiſts, and are loſt.

**) Bourgoing II. 274.

***) Bourgoing I. 143. **Bourgoing** findet dieſes höchſt ſonderbar, und macht dabey die Bemerkung: Ainſi le beau ſexe eſt donc par tout deſtiné à éprouver des outrages. Er hätte ſich dieſe

Nach Spanien iſt kein großes Land in Europa, wo Franzöſiſche Moden, noch mehr aber Franzöſiſche Sitten in dem lezten Menſchenalter ſich ſo ſehr ausgebreitet hätten, als in Italien. Franzöſiſche Moden wurden mehr an den Höfen, als in den großen Handels- oder Provinzſtädten herrſchend; und ſelbſt an den Höfen wechſelten ſie nicht ſo oft, als in Paris, London oder den großen Deutſchen Reſidenzſtädten *). In den meiſten Gegenden von Italien hatten die Weiber auch in den neueſten Zeiten gleichförmige Landtrachten **), und ſolche Landtrachten wurden ſo gar von den Damen in Venedig, und Genua beybehalten. Geſchmackvolle Ausländerinnen geſtanden, daß ihr Geſchlecht ſich nirgend mit gerin-

---

dieſe Exclamation erſparen können, wenn er gewußt hätte, daß die noch fortdauernde Etiquette des Spaniſchen Hofes vormahls allgemeine Etiquette der Europäiſchen Höfe war.

*) Piozzi I. 102. Ladies of diſtinction bring with them, when they marry, beſides fortune, as many clothes, as will laſt them ſeven years; for faſhions do not change here (in Mailand) as often, as at London, or Paris.

**) l. c. I. 56. Uniformity of almoſt any ſort gives a certain pleaſure to the eye, and it ſeems an invariable rule in theſe countries, that all the women of every diſtrict ſhould dreſs juſt alike.

gerem Aufwande, und Zeitverluſt, und zugleich vortheilhafter kleide und putze, als in Venedig *); ſo wie es ſich nicht leicht irgendwo mehr entſtellt, als in Genua, wo die Damen ſich durch ihre Meſeros, oder Cattune Schleier den Kopf, den Hals, die Arme und Taille bedecken, und ſich beynahe in Mumien verwandeln **). Das Landvolk iſt in ganz Italien, und man kann beynahe ſagen, in ganz Europa nicht ſo reinlich, ſo gefällig, und ſelbſt ſo prächtig gekleidet, und geputzt, als in den Gegenden von Florenz ***). Die Reinlichkeit des Florentiniſchen Landvolks iſt um deſto auffallender, da im übrigen Italien ſelbſt in den höheren Ständen, nicht ſelten Pracht mit Schmutz gepaart iſt †), und eine vorzügliche Reinlichkeit in Wäſche und Wohnung für eine unerträgliche Sclaverey gehalten wird ††).

Das

---

*) Piozzi I. 184. 185. Der Putz der Venetianerinnen wird hier am beſten beſchrieben.

**) Archenholz IV. S. 179. 180.

***) I. 305. 6. Piozzi und Moore's View of Italy II. 356. 57.

†) Lettres de la Princeſſe de G . . . . I. 112.

††) Ein Edelmann, der in England geweſen war, hielt in einer Geſellſchaft zu Mailand eine Lob-

rede

Das Cicisbeat in Italien war nichts weniger, als Franzöſiſchen Urſprungs. Allein die Wendung, welche das Cicisbeat unter den höheren Ständen in ganz Italien genommen *), die Sittenverderbniß, welche es hervorgebracht, und die erzwungene Abſonderung von Eheleuten in Geſellſchaften, und überhaupt im Publico, welche es veranlaßt hat, können mit Recht, als Wirkungen Franzöſiſcher Sitten angeſehen werden **) Die Cicisbeo's ſind freylich noch jezt bisweilen das, was ſie nach ihrer erſten Einrichtung ſeyn ſollten, treue und unverdächtige Begleiter und Hüter der Damen, denen ſie von den Männern zugegeben ſind ***). Es iſt auch gar nicht denkbar, daß die Ehemänner in Italien das Cicisbeat allgemein, als eine privilegirte ehebrecheriſche Ver-

---

rede auf die Engliſche Reinlichkeit. Er führte an, daß Männer von Stande täglich ein friſch gewaſchenes Hemd anlegten: daß die Engländerinnen jeden Morgen den Platz vor ihren Häuſern wüſchen, u. ſ. w. Eine vornehme Dame, die dieſes anhörte, rief aus: che schiavitù mai! ma naturalmente sara per commando del principe. Piozzi I. 105.

*) In den niederen Claſſen findet es nicht Statt. Moore l. c. II. p. 418.

**) Moore l. c. II. p. 406. 414.

***) l. c. von Ramdohr's Venus Urania IV. S. 322 u. f.

bindung anſehen ſollten. Nichtsdeſtoweniger iſt es nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen der zuverläßigſten Reiſenden nur zu wahr, daß die Cavalieri ſerventi, oder Cicisbeos in allen großen Städten Italiens viel ſeltener von den Männern beſtellte Keuſchheitswächter, als begünſtigte Verehrer der Damen ſind: daß man zärtliche Verbindungen zwiſchen verheiratheten Frauen, und ihren Cicisbeos als etwas erlaubtes betrachtet: daß die Damen öffentlich von dem Cicisbeat als einer zweyten Ehe reden, und es für genug halten, wenn ihre Männer wiſſen, daß die Kinder, welche den Nahmen derſelben tragen, von ihren Weibern geboren worden ſind *): daß die Ehemänner gewöhnlich ihre Weiber nöthigen, nach dem Tode des bisherigen Cicisbeo einen andern zu nehmen, um ſelbſt bey fremden Weibern die Cicisbeos machen zu können **): daß man endlich Ehemänner, die ihre Frauen einſchränken, oder aus gerechter Eiferſucht ſtrenge behandeln, als Ungeheuer verabſcheut, gegen welche das ganze Publicum auf das lebhafteſte Partey nimmt *). Ungedultige, ſtrafende, oder nur klagende Ehemänner laufen Gefahr, ſelbſt von den Schönen, welche ſie als Cicisbeos verehren, als hartherzige, oder gefährliche Menſchen verabſchiedet zu werden **).

---

*) N. Brooke's Obſervations etc. p. 66.

**) ib. p. 131.

N 3

---

*) Ueber das Cicisbeat in Mailand: Piozzi I. p. 101. in Venedig, ib. p. 181. 182. und Lettres de la Princeſſe de G. . . I. 77. 112. in Bologna, Archenholz IV. S. 107. in Genua ib. S. 167. 198-200. Lettres ſur quelques contrées de l'Europe I. 179. in Florenz, Rom, und Neapel: Archenholz V. 177. Moore II. p. 389. 406. et ſq. in Sicilien Piozzi II. 50. 51. Ungleiche Heirathen werden in ganz Italien, am meiſten aber in Sicilien verabſcheut, und geſtraft. In Sicilien würde eine junge Dame, die einen ungleichbürtigen Gemahl wählte, ihr Vermögen verlieren, und der Geliebte würde unfehlbar ermordet werden. Man begehe, ſagte ein Prinz zu Madame Piozzi, ſolche Thorheiten um deſto weniger, becauſe, if love be in the caſe, all perſonal attachement may be fully gratified, only let her but be once legally married to a man every way her equal.

**) Piozzi I. 104. A Woman here in every ſtage of life has really a degree of attention ſhewn her, that is ſurpriſing: — if conjugal diſputes ariſe in a family, ſo as to make them become what we call town-talk, the public voice is ſure to run againſt the husband; if ſeparation enſues, all poſſible countenance is given to the wife, while the gentleman is ſomewhat leſs willingly received: and all the ſtories of paſt diſguſts are related to his prejudice: nor will the lady whom he wiſhes to ſerve, look very Kindly on a man, who treats his own wife with unpoliteneſs. Che cuore deve avere! ſays ſhe; Jo non me ne fido ſicuro.

So bald das Cicisbeat eine allgemeine Sitte wurde, ſo entſtand daraus nothwendig die Folge, daß Mann und Frau nicht öffentlich zuſammen erſcheinen konnten; und dieſe Folge zog bald eine andere nach ſich, daß ſie nicht zuſammen erſcheinen durften *). Vermöge dieſes Gewohnheitsgeſetzes gehört die Frau dem Mann nur während der Nacht, und des Mittageſſens zu. Wenn man Mailand ausnimmt **), wo die Deutſchen Beherrſcher auch Deutſche Hoſpitalität eingeführt haben; ſo eſſen in dem übrigen Italien der Regel nach Mann und Frau ganz allein zuſammen *). Morgens, Nachmittags und Abends darf der Mann ſich um ſeine Frau nicht bekümmern, ohne ſich gleich lächerlich und verhaßt zu machen. Der Cicisbeo erſcheint bey der Toilette, wo er mit ſeiner Dame wegen der Vergnügungen des Nachmittags und Abends Abrede nimmt. Nach Tiſche begleitet er ſie auf die Promenaden, in die Aſſembleen, und in das Theater. In Geſellſchaften, und in der Oper bietet er ihr Caffee, und andere Erfriſchungen dar: ordnet ihre Karten: ſteht ihr beym Spiele bey: leiſtet ihr alle kleine Dienſte, deren ſie bedarf, und begleitet ſie zulezt wieder zu Hauſe **). Selbſt in den Zeiten der gröſten Zügelloſigkeit hatten die Weiber in Paris und Verſailles nicht ſo viele Freyheiten, als ſie jezt in den groſſen Städten Italiens haben ***). Dieſe unbeſchränkte Freyheit hat auf die Sitten den ſchrecklichſten Einfluß gehabt. Nach den Ausſprüchen aller unterrichteten Ausländer koſtet man in Venedig das Ver-

---

*) Moore II. 406. 407. But when Franch manners began to ſpread over Europe, and to inſinuate themſelves among nations the moſt oppoſite in character to the French, jealouſy was firſt held up as the moſt deteſtable of all the paſſions. Bald nachher erklärt dieſer Reiſende die Abſonderung von Eheleuten in Geſellſchaften, und an öffentlichen Orten auf folgende Art: As in England after the reſtoration, people, to ſhew their averſion to the Puritans, tourned every appearance of religion into ridicule, and from the extreme of hypocriſy flew at once to that of profligacy, ſo in Italy from the cuſtom of ſecluding the wife from all mankind but her husband, it became the faſhion, that ſhe ſhould never be ſeen with her husband, and yet always have a man at her elbow. Dieß hat ſich in den neueſten Zeiten geändert. Fragmente I S. 187. 188.

**) Piozzi I. 69.

---

*) Moore II. 409.

**) l. c.

***) Moore I. p. 240. In Maltha ſind die Weiber ſehr eingeſchloſſen, ſo wie im Mittelſtande in Sicilien. de Borch I. 197. II. 31.

gnügen nicht, ſondern man verſchlingt es, und die Tugend iſt kaum dem Nahmen nach bekannt *). In Genua hat das Cicisbeat noch immer ſeinen vornehmſten Sitz, und ſelbſt ein Italiäniſches Sprichwort ſagt, daß die Weiber in dieſer Stadt ohne Schaam, wie die Männer ohne Redlichkeit ſeyen **). Den Venetianerinnen, und Genueſerinnen eifern ihre Schweſtern in Bologna, Neapel, und andern groſſen Städten nach ***). Die Italiäniſchen Schönen rühmten ſich ſonſt ihrer Beſtändigkeit in der Liebe †). Auch dieſe Tugend ſoll in den meiſten Gegenden ſchon entflohen, oder wenigſtens ſehr ſelten ſeyn ††). Die Italiänerinnen gewöhnen ihre

---

*) Piozzi I. 181. 82. On ne goute pas les plaiſirs ici, mais on les avale — for the ſame reaſon, as there are more females, who practiſe gallantry, only becauſe there are more women there, who do their own way, and follow unreſtrained, where paſſion, appetite or imagination lead them. Man ſehe auch Lettres de la Princeſſe de G. . . I. 112.

**) Archenholz IV. 167. Auch ſur quelques Contrées de l'Europe I. 107.

***) ib IV. 157. V. 177. 189.

†) Moore II. 403. noch: In Italy ſuch levity, (wie die Franzöſiſche) is viewed with contempt, and conſtancy is, by both ſexes, ſtill claſſed amongſt the virtues.

††) Archenholz V. 177. Das Motto der Schönen dieſes Landes ſey: Molti averne, un goderne,

et

ihre Beichtväter daran, eben ſo nachſichtig, als das übrige Publicum zu ſeyn*); und wenn ihnen ein ſtrenger Beichtvater die Abſolution verſagt, ſo wählen ſie entweder einen weniger ſtrengen, oder ſie üben eine Zeitlang Enthaltung, um durch eine ſcheinbare Bekehrung, Vergebung ihrer Sünden zu erſchleichen, und wenn die alten Schulden getilgt ſind, eine neue Rechnung mit deſto größerer Zuverſicht anfangen zu können**). Die Freyheit, und Leichtigkeit der Damen hat das Gewerbe der öffentlichen Buhlerinnen durch ganz Italien zu Grunde gerichtet. Cur-

---

e cangiar ſpeſſo. Viele haben, Einen genießen, und oft wechſeln. Auch ſollen ſie oft folgende Verſe des Metaſtaſio anführen:

E la ſede degli amanti
Come l'Araba fenice,
Che vi ſia, ciaſcun lo dice
Dove ſia, neſſun lo ſa.

Die Treue der Liebhaber iſt, wie der Arabiſche Phönix. Jedermann ſagt, daß es einen gebe. Allein Niemand weiß, wo er iſt". Das häufige Wechſeln der Liebhaber hat in den neueſten Zeiten dem Cicisbeat merklichen Abbruch gethan. Fragmente über Italien I. S. 187.

*) Piozzi I. 101. And jour confeſſor, cried J. Oh! why he is uſed to it, — in the Milaneſe dialect, — é aſſuefaà.

**) Die Lage und Geſinnungen ſolcher Damen ſchildert Moore meiſterhaft im View of Italy I. 516-518.

tiſanen waren vormahls nirgend ſchöner, reicher, und angeſehener, als in Venedig. Auch in dieſer Stadt findet ſich keine mehr, die den edlen Venetianerinnen ihre Liebhaber entreiſſen, oder durch einen großen Aufwand den Neid der Damen erregen könnte*). Vielleicht ein eben ſo großes Uebel des Cicisbeats, als das Sittenverderben der Weiber, iſt die frivole Unthätigkeit der Männer, welche durch den beſtändigen Dienſt bey den Schönen, von nützlichen Arbeiten abgehalten werden. Moore urtheilte mit Recht, daß es den Britten und Deutſchen kaum möglich wäre, ſolche Herrendienſte zu verrichten, als an welche die Italiäniſchen Cicisbeo's gebannt ſind **). Wenn die Italiäner auch ſo galant ſind, als Madame Piozzi ſie ſchilderte *); ſo wird dieſe Galanterie doch immer viel zu theuer erkauft.

---

*) Moore's View of Italy I. 156. This profeſſion (of public curteſans) according to all accounts, formerly flouriſhed at Venice, with a degree of ſplendour unknown in any other capital of Europe; and very conſiderable exactions were raiſed to the uſe of the ſtate, at particular times, from the wealthieſt of theſe dealers. This acciſe, it would appear, has been pushed beyond what the trade could bear; for it is at preſent in a ſtate of wretchedneſs and decay; the beſt of the buſineſs as is ſaid, beeing now carriedon, for mere pleaſure, by people, who do not avow themſelves of the profeſſion.

**) II. 401.

Jn Deutſchland nahmen in dem letzten Menſchenalter Franzöſiſche Sprache, Franzöſiſche Moden, Manieren und Geſelligkeit mehr, als die verdorbenen Franzöſiſchen Sitten; und zwar nahmen ſie mehr an den Höfen, als in den Städten, mehr im ſüdlichen, als im nördlichen Deutſchland, mehr unter den Weibern, als unter den Männern zu. So urtheilten Ausländer von beyderley Geſchlecht, welche Großbritannien kannten, Frankreich und Italien geſehen hatten, und alſo alle dieſe Länder und deren Höfe mit Deutſchland und den Deutſchen Höfen vergleichen konnten **). Moore beobachtete richtiger, wenn er wahrnahm, daß die Damen

---

*) I. 72. 73. Nothing, to ſpeak truth, can exceed the agreeableneſs of a well-bred Italian's addreſs, when ſpeaking to a lady, whom they alone know how to flatter, ſo as to retain her dignity, and not loſe her own; reſpectful, yet tender; attentive, not officious; the politeneſs of a man of faſhion here is true politeneſs, free from all affectation, and honeſtly expreſſive of what he really feels, a true value of the perſon ſpoken to, without the ſmalleſt deſire of ſhining himſelf; equally removed from foppery on one ſide, or indifference on the other.

**) Moore's View of the Manners in France, etc. II. 180-183. 338 et ſq. Piozzi II. 299. 329.

men in Berlin vielmehr, als an irgend einem andern Hofe und Orte den Ton der Franzöſinnen in Paris, oder Verſailles hätten, als wenn er zu bemerken glaubte, daß an den Höfen zu Wien und Berlin das Cicisbeat ſo allgemein, und anerkannt ſey, als in Italien *). Heimliche und verbotene Liebeshändel ſind an den Deutſchen Höfen und in den Deutſchen Städten, wie an allen übrigen Höfen, und in allen andern Städten des cultivirten Europa. Eben ſo gewiß aber iſt es, daß ſich die Sitten in Deutſchland ſeit einem Menſchenalter um viele Grade gebeſſert haben, und daß weder die Fürſten und Großen, noch die Mätreſſen von beiden es jezt wagen, der öffentlichen Meynung ſo frevelhaft Hohn zu ſprechen, als noch in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts geſchah **).

Es

---

*) ll. cc.

**) Der Verfaſſer der Fragmente über Italien redet über die Sittenloſigkeit der Deutſchen Frauen und Mädchen I. S. 179-182. auf eine ſo unwahre, und man kann ohne Bedenken ſagen, unverſchämte Art, daß ein Jeder, der dieſe Schilderung geleſen hat, das gröſte Mißtrauen gegen ſeinen Tadel, wie gegen ſein Lob faſſen muß. Wer Deutſchland beſſer kennt, als der junge Deutſche ſein angebliches Vaterland kennen gelernt hat, wird eine Widerlegung der erwähnten

Es gab eine Zeit, wo der Engliſche Hof ſich nach dem Franzöſiſchen Hofe bildete, und die Engliſchen Großen die Franzöſiſchen Manieren als das einzige Muſter der guten Lebensart ſelbſt zu erreichen ſuchten, und ihren Kindern empfahlen. Dieſe Nachahmung Franzöſiſcher Moden und Sitten hat ſich ſeit einem Menſchenalter in eben dem Verhältniſſe verloren, in welchem die Brittiſche Nation ſelbſtſtändiger wurde, und das Volk, dem alle übrige Völker nacheiferten, die Britten in Kleidung und Wohnung, in Hausrath, Equipagen, und Vergnügungen zu copiren anfing. So lobenswürdig die Selbſtſtändigkeit der Britten iſt, ſo ungerecht und übertrieben war das Vorurtheil, womit alle Stände in England gegen alles Ausländiſche und beſonders gegen alles, was Franzöſiſch hieß, eingenommen waren *). Die Revolution hat die Franzoſen von der Anglomanie geheilt. Man muß

---

ten grundloſen Aeußerungen mit mir für unnöthig halten.

*) Archenholz II. eilft. Abſch. S. 400. 401. III. 13. Abſch. 197. 198. Von Waßdorf. 157. 158. "Wenn Sie Jemanden einen Begriff von etwas recht Niedrigem, Kriechendem, Lächerlichem, und Abgeſchmacktem machen wollen; ſo ſetzen ſie hinzu: recht Franzöſiſch.

muß erwarten, daß die bewundernswürdigen Thaten, welche die Franzoſen in dem gegenwärtigen Kriege verrichtet haben, den Britten diejenige Achtung einflößen werden, welche eine große und kriegeriſche Nation allerdings verdient. Ein Britte ſelbſt kann uns am beſten über die bisherigen Geſinnungen ſeiner Nation unterrichten.

"Man hat, ſagt Moore *), allerdings die Franzöſiſchen Sitten faſt in allen Europäiſchen Ländern angenommen. Sie herrſchen über ganz Deutſchland, und an allen Nordiſchen Höfen. Sie gewinnen auch immer mehr Grund, wiewohl langſamer, in Spanien, und in den Italiäniſchen Staaten. Dieß iſt nicht der Fall in England. Die Engliſchen Sitten herrſchen in der Hauptſtadt, wie in den Provinzen, und haben ſich ſelbſt am Hofe unbefleckt erhalten".

"In allen vorher erwähnten Ländern bemerkt das Volk den Vorzug, welchen man fremden Sitten ertheilt, mit Widerwillen. Man nimmt aber in dieſen Ländern auf die Geſinnungen des Volks keine Rückſicht. In England hingegen iſt

---

*) I, p. 289. View of the Manners in France, etc.

iſt die Gunſt des Volks von groſſer Wichtigkeit. Je vornehmer Einer iſt, deſto mehr fühlt er den Verluſt derſelben".

"In England iſt ein Vorurtheil gegen Franzöſiſche Sitten nich bloß auf die geringeren Claſſen eingeſchränkt. Daſſelbige Vorurtheil iſt durch die ganze Nation verbreitet. Selbſt diejenigen, welche nicht von den gemeinen Volks-Vorurtheilen eingenommen ſind: welche den angenehmen und nützlichen Talenten unſerer Nachbaren alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen: welche Franzöſiſche Sitten und Manieren in Franzoſen gern ſehen; ſelbſt dieſe können beide nicht dulden, wenn ſie ihren Landsleuten eingeimpft ſind. Wenn ein Engliſcher Gentlemann eine ſolche Einimpfung überhaupt für zuläſſig halten könnte; ſo würde es allenfalls in einigen der niedrigſten Claſſen ſeyn, mit welchen er in Verbindung ſteht: in ſeinem Schneider, Barbier, Cammerdiener, oder Koch; aber nie in ſeinem Freunde".

"Ich erinnere mich kaum eines einzigen Engländers von Stande, und Erziehung, der in ſeiner Kleidung und Art zu leben den Franzoſen nachgeahmt, und dadurch nicht in den Augen ſeiner Landsleute

leute verloren hätte. Was ich von Franzöſiſchen Sitten geſagt habe, das gilt von fremden Sitten überhaupt, die alle in gewiſſen Graden Franzöſiſch ſind. Die Unterſchiede derſelben werden von den Engländern nicht beachtet".

In keinem andern Europäiſchen Lande war ſchon lange die Franzöſiſche Sprache gemeiner, als in den vereinigten Niederlanden: nicht aber Franzöſiſche Moden, und noch weniger Franzöſiſche Sitten, wenn man die zum ehemahligen Hofe gehörigen Familien im Haag, und einige wenige vornehme und reiche Häuſer in den übrigen Städten ausnimmt. Reiche, und vornehme Frauen und Jungfrauen kleideten und putzten ſich zum Theil nach Franzöſiſchen Muſtern, allein ſie thaten dieſes nicht, um Liebhabern zu gefallen, oder dergleichen an ſich zu ziehen. Die Holländer waren mehr treue und zärtliche Gatten, als galante Liebhaber; und die Holländiſchen Schönen zogen treue und zärtliche Ehemänner den galanteſten Bewerbern und Bräutigamen vor *). Die Männer gingen aus Liebe für Weib und Kind ihren Geſchäfften zu eifrig nach, als

daß

---

*) Grabner S. 88. 203.

daß ſie ſich in dem müſſigen Dienſte der Liebe ſehr hätten hervorthun; und die Frauen widmeten ſich der Erziehung ihrer Kinder, und der Beſorgung ihres Hausweſens, und ſelbſt der Geſchäffte ihrer Männer zu ſehr, als daß ſie für die Aufwartungen und Schmeicheleyen von ſüßen Herren Geſchmack und Zeit hätten übrig behalten können *). Verderblicher Luxus in Wohnungen, Hausrath, Kleidern, Tafel und Equipagen: koſtbare Vergnügungen, und verführeriſche Zerſtreuungen waren entweder gänzlich unbekannt, oder doch ſeltener, als in den ärmſten Ländern unſers Erdtheils **). Die Männer brachten die wenigen Stunden, welche ihre Geſchäffte ihnen übrig ließen, am liebſten in den ſogenannten Collegien, oder in Clubs zu, zu welchen ſie ſich mit Freunden oder Bekannten von gleicher, oder ähnlicher Denkart, und Beſchäfftigung verbunden hatten ***). Selbſt die Aſſembleen und Gaſtmähler, an welchen beide Geſchlechter vermiſcht waren, hatten ſo wenig einen Franzöſiſchen Anſtrich, daß nicht ſel-

ten

---

*) ib. S 204. 205.
**) ib. S. 203. 213.
*** S 234. 35.

ten die Herren in Gegenwart der Damen ihre Hüte aufſezten, und Taback rauchten *). Unverheirathete Frauenzimmer nahmen von jungen Herren nicht eher Beſuche an, als bis dieſe ernſtliche Eheanträge gemacht hatten **). Die Folge muß lehren, ob der lange Aufenthalt Franzöſiſcher Heere in den vereinigten Provinzen die guten alten Sitten eben ſo ſehr, als die bisherige Verfaſſung verändern werde.

---

*) S. 281. 282.
**) ib. S. 192.

* * *

Dritter Abſchnitt.

Kurze Vergleichung der cörperlichen Vorzüge, der Erziehung und Bildung, des Anſehens und der Rechte, der mehr oder weniger glücklichen Lage, der guten oder verdorbenen Sitten des andern Geſchlechts in den vornehmſten Ländern des cultivirten Europa.

Eine Vergleichung der cörperlichen Vorzüge unſers Geſchlechts in den vernehmſten Europäiſchen Ländern, werden viele, und vielleicht die Meiſten meiner Leſerinnen fragen? Man will alſo einen Richterſtuhl aufſchlagen, vor welchen wir aus allen Gegenden Europens berufen werden, und nach gehaltener Muſterung das lezte Endurtheil über das, was uns ſo theuer iſt, erwarten ſollen? Wehe dem Richter, wenn er uns nicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt! und vielleicht noch mehr wehe, wenn er in ſeinem eigenen Nahmen die vollkommenſte Unpartheylichkeit übte! — Hätte ich auch alle Länder Europens beſucht, ſo würde ich es doch nie wagen, auf mein einſeitiges Urtheil hin etwas für, oder wider die ſichtbaren Reitze der Schönen ganzer Reiche zu entſcheiden. Meine liebenswürdigen Leſerinnen werden mir weder blinde Gunſt, noch Ungunſt vorwerfen können: werden mir vielmehr als Referenten Dank wiſſen, daß ich ihnen die Beobachtungen und Urtheile von Kennern vorlege, ohne mich im geringſten in die Unterſuchung der ſchweren, und wichtigen Fragen einzulaſſen: ob die Blonden, oder Braunen, die Sanften, Holden und Frohen, oder die Ernſthaften, und Ehrfurchtgebietenden: ob die Regelmäßigſchönen, oder die mehr Liebenswürdigen, als Schönen den Vorzug verdienen?

Das weibliche Geſchlecht im cultivirten Europa zerfällt nicht nur in Rückſicht der Bildung des Cörpers, ſondern auch des Geiſtes und Herzens in zwey große, und zahlreiche Haufen: in die ſüdlichen, und nördlichen Europäerinnen. Zu den Erſten gehören die Portugieſinnen, und

Spanierinnen, die Italiänerinnen, Sicilianerinnen, und Maltheſerinnen, endlich auch die Franzöſinnen in den ſüdlichen Provinzen. Die nördlichen Europäerinnen beſtehen mit Ausſchluß des andern Geſchlechts unter den Slawiſchen Völkern aus den Bewohnerinnen des nördlichen und mittleren Frankreichs, aus den Schweizeriſchen, und Deutſchen, der Niederländiſchen und Brittiſchen, den Däniſchen, Schwediſchen, und Norwegiſchen Frauen, und Jungfrauen.

Wenn man nun die ſüdlichen und nördlichen Europäerinnen zuerſt in Rückſicht auf Farbe, oder den Teint vergleicht; ſo vernimmt man aus den einſtimmigen Zeugniſſen aller Beobachter, daß die Schönen des ſüdlichen Europa von dieſer Seite mit denen des nördlichen keinen Wettkampf eingehen können. Die ſüdlichen Europäerinnen ſind bräunlich, oder gelblich, und bleich; und wenn ſie auch blendend weiß ſind, ſo mangeln ihnen doch die lieblichen Roſen, die auf den Wangen, und Lippen der nördlichen Europäerinnen blühen.

Bräunlich oder gelblich, oder bleich ſind die Spanierinnen *), die Franzöſinnen der ſüdlichen Provinzen, und die Italiänerinnen **). Weiß hingegen ſind die Portugieſinnen ***), und beſonders die Maltheſerinnen †). Ueberhaupt aber ſind die Weiber im ſüdlichen Europa ſchöner, als die Männer, am meiſten in

---

*) Bourgoing II. 309. Le teint d'une Eſpagnole ne ſe pare jamais d'un éclat emprunté. L'art ne ſupplée point au coloris, que lui a refuſé la nature en la ſoumettant à l'influence d'une Zône brulante. . . . L'amour a été pour elle trop avare de ces tréſors d'albâtre, qui ſont ſes plus charmans hochets. Herr Fiſcher preiſt an den Biscayerinnen außer ihren übrigen Reitzen auch den friſchen Teint: S. 110. noch mehr an den Valenzianerinnen S. 438.

**) Moore's View of Italy II. 70. The complexion, for the moſt part, is a clear brown, ſometimes fair, but very ſeldom florid, or of that bright fairneſs, which is common in England and ſaxony. Anders der Verfaſſer der Fragmente über Italien I. S. 171. und 191.

***) Tableau de Lisbonne p. 296. Les femmes ſont . . blanches: . . . . . elles ont . . . une belle peau. Der Ci-devant Duc du Chatelet rühmt ihre belle Carnation Voy. en Portugal I. 72. ſo auch Dumouriez p. 164. Les femmes Portugaiſes ſont celles de l'Europe, qui ont la plus belle carnation', les plus belles dents, et les plus beaux cheveux.

†) de Borch I. p. 226. Le ſexe eſt très beau à Malthe .·. . . . ſes principaux agrémens . . . . ſont une blancheur de teint eblouiſſante, etc.

Portugal *). Im nördlichen Europa iſt es ungewiß, ob es nicht mehr ſchöne Männer, als ſchöne Weiber gebe **).

Unter den Nord-Europäerinnen erkennen nicht bloß einheimiſche, ſondern auch auswärtige Richter in Rückſicht auf die Zartheit der Haut, und die weiſſe und

---

*) Tableau de Lisbonne p. 296. Les hommes, et les femmes paroiſſent faire en Portugal deux nations différentes: les hommes ſont petits, maltournés, rabougris, baſanés, ſans dignité dans l'action, ſans nobleſſe dans la démarche, ſans graces dans le maintien; les femmes ſont bienfaites, bien proportionnées, etc. Croker p. 267. 268. beſ. 296. 97. Der Verfaſſer der Fragmente über Italien hält im Ganzen die Weiber dieſes Landes nicht für ſo ſchön, als die Männer. I. 171.

) In Norwegen iſt das männliche Geſchlecht ohne Vergleichung ſchöner, als das weibliche. **Mumſens Tagebuch einer Reiſe nach dem ſüdlichen Theile von Norwegen. Hamburg 1789. 8. Der Verfaſſer der Fragmente über Italien, 1798. I B. S. 114. 117. hält die Männer in Italien für die Schönſten in Europa — Dieß Urtheil weicht, wie viele Andere deſſelbigen Reiſenden, von den Urtheilen der zuverläſſigſten Beobachter gänzlich ab. Ueberhaupt iſt der Ton dieſes Schriftſtellers in eben dem Grade zu lobredneriſch, als der von Einigen ſeiner Vorgänger zu bitter war. Auf den Hebridiſchen Inſeln, wenigſtens auf der Inſel Mull ſind die Weiber klein, häßlich, und übel gebaut. Ihre weiſſe Haut ſoll durch den Torfrauch verdorben werden. Voyage en Angleterre, en Ecoſſe, etc. par Faujas-Saint-Fond II. p. 89.

blühende Farbe, den Brittiſchen Schönen den Preis zu *). Wenn man in einer Stadt, wie London, mehr blühende Geſichter ſähe, als in irgend einer andern Stadt; ſo wäre dieß noch kein Beweis, daß die Engländerinnen ſchöner von Haut und Farbe wären, als die Frauen und Jungfrauen in andern Ländern des nördlichen Europa. Allein die weibliche Schönheit nimmt man in England nicht ſo wohl in den Städten, als auf dem Lande wahr. Die Engliſchen Bäurinnen ſind ſchöner, als in irgend einem andern Europäiſchen Lande, weil das Landvolk nirgend ſo gut wohnt, und ſich ſo gut nährt, und kleidet, als in England **). Wenn die Brittiſchen Schönen irgendwo übertroffen werden, ſo iſt es von den Bewohnerinnen

---

*) Archenholz II. zwölft. Abſch. gleich im Anfange: von Wasdorf S. 161. Moore's View of II. 67. For a brilliant red and white, and all the charms of complexion, no women are equal to the English.

**) Moore l. c. English beauty is more remarkable in the country, than in towns, the peaſantry of no country in Europe can ſtand a compariſon, in point of looks, with thoſe of England. That race of people have the conveniencies of life in no other country in ſuch perfection: — the English country girls taken collectively are unqueſtionably, the handſomeſt in the world.

nen von St. Kilda *), und andern benachbarten Inſeln, wo ſelbſt Fremdlinge, die ſich dort niederlaſſen, eine weiſſere Farbe erhalten ſollen.

Nach, oder neben ihren Landsmänninnen preiſen die Brittiſchen Reiſenden die Deutſchen Frauen und Jungfrauen, beſonders die aus Sächſiſchem Blut, als die Schönſten ihres Geſchlechts **); und in dieſes Lob ſtimmen auch die Franzoſen, und andere Ausländer ein ***). Wenn man den Holländiſchen und Scandinaviſchen Schönen nicht gleiche Lobſprüche ertheilt hat; ſo rührt dieß vielleicht allein daher, daß ihre Vorzüge nicht von ſo vielen und ſo aufmerkſamen Reiſenden beobachtet worden ſind, als die der Deutſchen, und Engliſchen Frauen und Jungfrauen. Die Holländerinnen haben nach dem Zeug-

---

*) Martin Voy. to St. Kilda p. 26.

**) Moore View . . of France and Germany II. p. 22. . . in this country, which abounds in female beauty. View of Italy II. 70. . . of that bright fairneſs, which is common in England and Saxony.

***) Les belles Saxonnes findet man faſt in allen ältern und neuern Franzöſiſchen Reiſenden, welche Deutſchland beſuchten, erwähnt. Bourgoing bewunderte am meiſten die Roſenlippen der Deutſchen Schönen. I. 308. On eſt attiré . . . . en Allemagne par leurs lèvres de roſe, et la douceur de leur ſourire.

niſſe eines neuern Reiſenden wenigſtens eine ſo zarte und weiſſe Haut, und eine ſo blühende Farbe, als ihre Nachbarinnen; und Kinder ſollen nirgend ſo ſchön, oder ſchöner, als in den vereinigten Niederlanden ſeyn *).

Die Unterſchiede der Haut und der Farbe, wodurch die ſüdlichen, und nördlichen Europäerinnen ſich von einander auszeichnen, ziehen ähnliche Unterſchiede in den Farben der Haare und der Augen nach ſich. Die Bewohnerinnen des ſüdlichen Europa haben faſt ohne Ausnahme dunkelbraune, oder ſchwärzliche, und ſchwarze Haare und Augen. In den Haaren und Augen der Nord-Europäerinnen hingegen trifft man zahlloſe ſchöne Schattirungen von dem hellſten Blond und Blau bis zum dunkelſten Braun, oder Schwärzlichen an. Die ſüdlichen Europäerinnen prangen mit einer eben ſo üppigen Fülle des Haupthaars, als die nördlichen **); nur ſcheint das Haar der Erſtern nicht ſo fein, ſo ſeidenartig, und ſo oft, ſchön gelockt zu ſeyn, als das der Leztern. Ein charakteriſtiſches Merkmahl

---

*) Grabner S. 80-82.

**) Moore, Bourgoing, Tableau de Lisbonne II, ec.

mahl in den Italiänerinnen, und wahrſcheinlich in allen Süd-Europäerinnen iſt dieſes, daß das Haar tiefer in die Stirn hereingeht, als das Haar der Schönen des nördlichen Europa *). Man ſollte glauben, daß der Ausdruck der Augen, in ſofern er von der Farbe abhängt, durch die Gleichfarbigkeit des Augenſterns, und des Augapfels viel verlieren müſte; und dennoch haben die Augen der Italiäniſchen, Spaniſchen und Portugieſiſchen Schönen einen bewundernswürdigen, faſt zu ſtarken, Ausdruck **).

In Anſehung der Schönheit der Umriſſe des Geſichts, und der regelmäßigen Bildung und Zuſammenſetzung der verſchiedenen Theile deſſelben ſcheinen die ſüdlichen und nördlichen Europäerinnen nichts vor einander voraus zu haben; oder der einzige Unterſchied, der hier Statt findet, beſteht darin, daß, wenn man auf's Gerathewohl hundert ſüdliche, und eben ſo viele nördliche Europäerinnen nähme, neunzig der Leztern hübſcher, als neunzig der Erſteren ſeyn: daß ſich aber unter den Erſtern vielleicht zwey, oder drey finden würden, welche alle hundert Schönen des Nordens überträffen *). Deſto größere Verſchiedenheiten zeigen ſich in dem Ausdruck der Geſichter, und Augen der ſüdlichen, und nördlichen Europäerinnen. Die Blicke, und Züge der Erſtern drücken mehr inneres Feuer, mehr Genuß ſuchende, und Genuß fähige, Sinnlichkeit: die der leztern mehr Unſchuld und Reinheit, mehr Milde und Herzensgüte aus: und wenn man alſo von Jenen ſagen wollte, daß die Liebesgöttin ihnen vor allen andern ihren Gürtel geſchenkt; ſo würde man von dieſen ſagen müſſen, daß die Huldgöttinnen ihr Antliz

---

*) Moore's View of Italy II. 69. A great profuſion of dark hair, which ſeems to encroach upon the forehead, rendering it ſhort, and narrow.

**) Moore's View of Italy II. 70. The black eye certainly labours under one disavantage, which is, that, from the iris and pupil beeing of the ſame colour, the contraction and dilatation of the latter is not ſeen, by which the eye is abridged of half its powers. Yet the Italian eye is wonderfully expreſſive; ſome people think it ſays to much. Man ſehe auch Bourgoing, du Chatelet, und Tableau de Lisbonne. II, ec.

---

*) View of Italy. II.67. If a houndred, or any greater number of English women were taken at random, and compared with the ſame number of the wives and daughters of the citizens of Rome, i am convinced, that ninety of the English would be found handſomer, than ninety of the Romans; but the probability is, that two or three in the hundred Italians would have finer countenances, than any of the English.

Antlitz mit den lieblichſten Reitzen geſchmückt hätten. So wohl die nördlichen, als die ſüdlichen Europäerinnen weichen wiederum in Anſehung des Ausdrucks der Augen und des Geſichts ſehr von einander ab. Die Spanierinnen, unter welchen die Andaluſiſchen Frauen und Jungfrauen den Ruhm der höchſten Schönheit behaupten, haben bey dem erſten Anblick ein ernſthaftes, und ſelbſt zurückſchreckendes Anſehen. Allein wenn ſie ihre großen Augen auf Jemanden heften, und ihren Feuerblick mit einem Lächeln begleiten; ſo ſinkt, wie Bourgoing ſagt, ſelbſt die Gefühlloſigkeit zu ihren Füßen hin *). Nach den Beobachtungen des ungenannten Verfaſſers des Gemähldes von Liſſabon ſind die Portugieſinnen ſanfter, gefälliger, und heiterer, als die Spanierinnen, ohne weniger reitzend zu ſeyn **). In Italien gleichen die Venetianiſchen

---

*) II. 309. Grave, et même un peu triſte au premier aſpect, ſi elle ouvre ſur vous ſes grands yeux noirs pleins d'expreſſion, ſi elle accompagne ce regard d'un ſourire, l'inſenſibilité même tombe à ſes genoux.

**) l. c. Elles ont . le propos doux, ſeduiſant, perſuaſif; . . elles ſont en même tems douces, aimables, affectueuſes, careſſantes. . . .

Schönen mehr den Portugieſinnen *); und die Römerinnen mehr den Spanierinnen **). In Rom trifft man mehr ſchöne Weiber in den mittleren, und niedrigen, als in den höheren Claſſen an; und die ſchönen Römerinnen erinnern durch ihre Geſichtsbildungen am meiſten an die Formen, welche man in den alten Statüen und Büſten dargeſtellt ſieht ***). So wie das Landvolk um Florenz das ſchönſte in Italien iſt; ſo werden die Piſanerinnen für die ſchönſten Städterinnen in Toscana gehalten †). Neapel, die volkreichſte der Italiäniſchen Städte, iſt am ärmſten an weiblichen Schönheiten *). Deſto reicher ſind Sicilien und Maltha an dieſen Meiſterwerken der Natur; und zwar gleichen die Siciliſchen, und Maltheſiſchen Schönen vielmehr den Portugieſinnen und Venetianerinnen, als den Spanierinnen und Römerinnen **). Am Aetna entfaltet ſich die Blume der Schönheit ſehr früh; welket aber aus Mangel von Pflege dahin, bevor ſie zu ihrer Reife gelangt iſt ***). Moore bemerkte es, wie es ſcheint, ſehr richtig, daß das Ausgezeichnete in den Geſichtern der ſüdlichen Europäerinnen, ſchneller in ſtarke und männliche Züge übergehe, als der mildere

---

*) Piozzi I. 409. I ſee not here the attractive beauty, which caught my eye at Venice; but the women at Rome have a moſt Juno- like carriage, and fillup one's idea of Livia and Agrippina well enough. Archenholz IV. S. 66.

**) Piozzi l. c. Archenholz V. S. 151. Moore's View of Italy I. 387. The Italians, in general, have a remarkable air of gravity, . . . I obſerved ſomething of this at Venice, but i think it is much ſtronger at Rome. The Roman ladies have a langour in their countenances, which promiſes as much ſenſibility, as the brisk look of the French, . und II. 67. 69. 70.

***) Moore l. c. II. 67- 70. — The noſe generally either aquiline, or continued in a ſtraight line from the lower part of the brow; a full and ſhort upper lip; . . the eyes are large and of a ſparkling black. Fragmente über Italien I. S. 191. 192.

†) Archenholz IV. S. 149.

---

*) Archenholz V. S. 189.

**) de Borch I. 226. Le ſexe eſt très beau à Maltheſes principaux agrémens ſont . . . . une vivacité extrême dans leurs diſcours, et dans toutes leurs actions. . . . II. 224. En général les femmes ſont très-bien en Sicile, profil grec — une prévenance, et une honnêtete peu commune.

***) de Borch I. 125. 126. Le ſang dans le ſexe eſt ſur-tout très — beau. Il ſe ſoutient dans cet état de pureté jusqu'à l'age de 9 à 12 ans, paſſé cette époque, les viciſſitudes du climat, l'ardeur d'un ſoleil brulant, un travail exceſſif, une nourriture trop frugale, la miſère enfin effacent les graces de l'enfance; les beaux profils à la grecque deſſinés par une main ſavante s'allongent, ou ſe bourſouflent; la teinte d'un incarnat brillant cède à la couleur livide du hâle, et dans le veritable age des amours le Dieu de la tendreſſe ne trouve plus, que des fleurs fanées.

Ausdruck der Bewohnerinnen des nördlichen Europa; und daß die Lezteren daher eine längere Jugend hätten, als die Erſtern *). Wenn es hiervon eine Ausnahme gibt, ſo findet ſich dieſe in den Holländerinnen, von welchen man verſichert, daß ſie nur bis in das fünf und zwanzigſte Jahr blühen, dann ein ältliches, und zuſammengeſchrumpftes Anſehen bekommen, und erſt im ſpäten Matronen-Alter neue Schönheitsblüthen treiben **).

Die Franzöſinnen bilden gleichſam das Mittelglied zwiſchen den ſüdlichen, und nördlichen Europaerinnen, ſo wie die Deutſchen, Niederländiſchen, und Scandinaviſchen Schönen den Uebergang zu den Engländerinnen, ausmachen: wiewohl meine Landsmänninnen nach dem Urtheile eines gültigen Brittiſchen Kenners mehr den Engländerinnen, als Franzöſinnen gleichen

---

*) Moore l. c. II. p. 70. It muſt be owned, that thoſe features, which have a fine expreſſion of ſentiment and meaning in youth, are more apt, than leſs expreſſive faces, to become ſoon ſtrong, and maſculine. In England and Germany the women a little advanced in life, retain the appearance of youth longer, than in Italy. Anders der Verf. der Fragmente über Italien I. S. 173.

**) Grabner S. 82.

chen ſollen *). Die Blicke und Züge der Franzöſinnen drücken mehr Lebhaftigkeit, und Frohſinn aus, als die der Deutſchen, und Engliſchen Weiber; und ſcheinen dadurch zur Unterhaltung mit ihnen einzuladen **). In den Geſichtern der Engländerinnen finden alle Fremde nichts ſo anziehend, als den Ausdruck der liebenswürdigſten Sittſamkeit ***). Selbſt Britten aber geſtehen, daß dieſe Spuren von Sittſamkeit ſehr oft an Kälte, Geringſchätzung, und Steifheit gränzen, oder darein übergehen †). Den Deutſchen Schönen hingegen ertheilen Britten und Franzoſen das Lob, daß ſie zwar nicht ſo lebendig, als die Franzöſinnen, aber auch nicht ſo kalt, als die Engländerinnen ſeyen: daß ſie in's beſondere einen ſanftern Blick, und ein ſüßeres Lächeln, als Beide, hätten *).

---

*) Moore's View of France, etc. II. 23. 24. There is more expreſſion in the countenances of French women, but the ladies in Germany have the advantage in the fairneſs of their ſkin, and the bloom of their complexion. They have a greater reſſemblance to English women, than to French; yet they differ conſiderably from them both.

**) Moore l. c. II. 23. Bourgoing II. 308.

***) Bourgoing und Archenholz ll. cc. Watzdorf S. 167.

†) Moore II. p. 23. The Manner of an Engliſh woman is not ſo devoid of reſtraint; and a ſtranger, eſpecially if he be a foreigner, may obſerve a look which borders on diſdain in her countenance. Even among the loveliest features ſomething of a ſulky air often appears.

Wenn man von den Taillen der ſüdlichen und nördlichen Europäerinnen reden will; ſo iſt vor allen Dingen ein hoher Wuchs von einem feinen Wuchſe zu unterſcheiden. Ein hoher Wuchs fehlt den ſüdlichen Europäerinnen gänzlich, oder iſt wenigſtens ſehr ſelten; und wenn ſie alſo auch die höchſte Schönheit des Geſichts beſitzen, ſo ſind ſie doch wegen ihres kleinen, oder mäßigen Wuchſes nicht einer vollendeten Schönheit der Cörperbildung fähig. Man müß alle ausländiſche Beobachter für parteyiſch erklären, oder zugeben, daß bewundernswürtig ſchöne Taillen ſich nirgend häufiger, als in England finden **). Wer vermag das Verhältniß der Deutſchen, Scandinaviſchen, und Niederländiſchen Schönen in Rückſicht auf Wuchs gegen die Engländerinnen zu beſtimſtimmen? Man behauptet, daß die Niederländerinnen im Durchſchnitt genommen größer, als die Deutſchen Frauen und Jungfrauen ſeyen, daß aber ein nicht feiner Knochenbau ihrer Junoniſchen Taille ſehr oft Abbruch thue *).

---

*) Moore l. c. A German beauty, without the ſmart air of the one, or the reſerve of the other, has generally a more placid look, than either. Bourgoing II. 308. On eſt attiré en Allemagne . . . . par leurs lèvres de roſe, et la douceur de leur ſourire.

**) Archenholz II. Abſch. 12. Bourg. II. 308.

Was die Süd-Europäerinnen in Anſehung des hohen Wuchſes verlieren, das gewinnen ſie an Feinheit und Schlankheit der Taille wieder, die nach den zuverläßigſten Zeugniſſen in Portugal **), und Spanien ***), in Sicilien und Maltha †), weniger im eigentlichen Italien, eine faſt allgemeine Schönheit des andern Geſchlechts ſeyn muß. Eben ſo allgemein, oder noch allgemeiner beſitzen die ſüdlichen Europäerinnen eine edle und ungezwungene Haltung des Cörpers, und eine reißende Leichtigkeit nicht nur im Gange, ſondern in allen übrigen Bewegungen des Cörpers *). Gerade die lezten Vorzüge ſind es, in welchen die nördlichen Europäerinnen am wenigſten eine Vergleichung mit den ſüdlichen aushalten können. Eine andere Frage iſt es, ob nicht eine ungewöhnliche Biegſamkeit des Cörpers auf Unkoſten höherer Vollkommenheiten von der Natur gegeben, oder durch Uebung erlangt werde.

---

*) Grabner S. 80. Füße und Hände ſollen in den Holländerinnen am häufigſten etwas zu groß ſeyn.

**) Tableau de Lisbonne p. 296. Les femmes ſont bien faites, bien proportionnées, bien elancées. — Elles ont . . une taille ſuelte, fine, delicate. — Die Portugieſinnen ſuchen ſich durch alle erſinnliche Künſte ſtarke Brüſte, oder doch den Schein davon zu verſchaffen du Chatelet I. 72.

***) Bourgoing II 309. Où trouve-t-on des tailles plus ſueltes, que la ſienne . . . .

†) . . . une taille extrêmement ſuelte. De Borch I. 226.

Wenn eine weiſe Erziehung in der Kunſt beſteht, alle ſchöne und gute Anlagen des Cörpers, des Geiſtes, und Herzens von Kindern verhältnißmäßig, und zweckmäßig zu entwickeln, und alle natürliche Mängel ſo viel, als möglich, zu vernichten, oder zu mildern; ſo kann man ſagen, daß es im ſüdlichen Europa faſt gar keine gute Erziehung des andern Geſchlechts gebe; und daß die Mädchen-Erziehung zwar im nördlichen Europa noch nirgend das ſey, was ſie ſeyn ſollte,

daß

---

*) Von den Spanierinnen, Bourgoing II. 309. Où trouve-t-on plus de ſoupleſſe dans les mouvemens — plus de légèreté dans la demarche? Von den Sicilianerinnen de Borch II. 124. démarche aisée, port noble, pied petit. . . . Von den Maltheſerinnen, de Borch I. p. 226.

daß ſie ſich aber doch in Vergleichung mit älteren Zeiten unendlich gebeſſert habe.

Die jungen Portugleſinnen werden nicht in Clöſter geſchickt, ſondern bleiben bis zu ihrer Verheirathung unter den Augen der Mütter, oder der Mägde, deren Aufſicht man ſie anvertraut hat *). Man unterrichtet ſie weder in weiblichen Arbeiten, noch in der weiblichen Haushaltungskunſt: weder in fremden Sprachen, noch in ſchönen, oder nützlichen Künſten, und Wiſſenſchaften: am wenigſten über ihre Beſtimmung, und über die Pflichten, welche ſie dereinſt als Gattinnen, Mütter, und Hausfrauen erfüllen ſollten. Das Einzige was ſie lernen, beſteht in einigen Gebetsformeln, und religiöſen Gebräuchen: höchſtens im Leſen und Schreiben, wie wohl das Letztere ſelbſt vielen angeſehenen Frauen und Jungfrauen fremd iſt. Man glaubt für die Töchter genug zu thun, wenn man ſie auf das ſtrengſte eingeſchloſſen hält. Einige junge Portugleſinnen dürfen nie das elterliche Haus verlaſſen, auch nicht um in die Kirche zu gehen; und dieſe hören die Meſſe in den Haus-Capellen. Andere

*) Tableau de Lisbonne p. 296-99.

dere gehen aus, aber nie allein. Alle Gemeinſchaft mit jungen Männern iſt auf das ſtrengſte unterſagt. Man nimmt nicht einmahl die Beſuche von jungen Leuten in ſolchen Häuſern an, wo ſich unverheirathete Mädchen finden. Alle dieſe kerkermeiſteriſchen Maaßregeln werden leicht, und oft vereitelt. Die müſſigen, ungebildeten, früh reifen und feurigen Portugieſinnen verführen ihre Mägde, oder werden von ihnen verführt. Sie unterreden ſich mit ihren Liebhabern in der ſtillen Fingerſprache, und geben ihnen Zuſammenkünfte, wenn die Mütter ſchlafen, oder in der Kirche ſind. Dieſelbigen Künſte ſetzen die Portugieſinnen nach der Verheirathung fort; und es iſt daher ſchwer, in Europa Weiber zu finden, die verſchlagener, und in jeder Art der Verſtellung geübter wären, als ſie. Bey der gänzlichen Vernachläßigung ihrer Erziehung, und der beſtändigen Eingeſchloſſenheit iſt es zu verwundern, daß ſie ſo munter, ſo geſprächig und unterhaltend werden, als ſie wirklich ſind *). Viel weniger zu verwundern

iſt

---

*) l. c. leur éducation eſt abſolument negligée; elles n'en reçoivent aucune; elles ſont abandonnées à el-

iſt es, daß außer den gottesdienſtlichen Uebungen, die Liebeshändel ihre einzigen Beſchäfftigungen ſind, und daß ſie den gröſten Theil ihrer Lebenszeit auf ihren Sophas, oder den Seſſeln am Fenſter zubringen. Scheint es nicht, als wenn die Portugieſinnen, gleich den Morgenländerinnen, einzig und allein zum Genuß der ſinnlichen Liebe, und zum Gebähren von Kindern beſtimmt ſeyen? Die Spaniſchen Weiber und Mädchen ſind viel freyer, als die Portugieſiſchen, und dieſe Freyheit verſchafft ihnen den Vortheil, daß ſie in Geſellſchaften, auf dem Theater und den Promenaden manches hören und ſehen, was den Portugieſinnen unbekannt bleibt. Selbſt die Erfahrungen und Kenntniſſe aber, welche die Spanierinnen vor den Portugieſinnen voraus haben, tragen wenig, oder gar nichts zu ihrer wahren Bildung bey. Die verheiratheten Spanierinnen bekümmern ſich im Durchſchnitt weder um ihre Männer, noch um ihre Kinder, oder um ihr Hausweſen. Sie vertändeln ihre Zeit in der Geſellſchaft ihrer Cortejos, ſo wie die

---

à elles-mêmes: elles ne doivent qu'à la nature l'amabilité, l'affabilité, et les autres qualités agreables, qu'on découvre en elles.

Cortejos durch ihre beſtändigen Liebesdienſte abgehalten werden, ihren Geiſt auszubilden, oder nützliche Kenntniſſe zu ſammeln. Beide leſen entweder gar nicht, oder höchſtens einige Komödien, und Romane *). Man überläßt die Töchter faſt ausſchlieſſend der Aufſicht roher und ſittenloſer Bedienten, welche ſehr früh die Keime jungfräulicher Sittſamkeit durch ihre ſchmutzigen Scherze und Erzählungen erſticken **). Wenn die Reden und Beyſpiele der Bedienten noch einige Reſte von Jungfräulichkeit übrig laſſen ***); ſo werden dieſe durch die ſchlüpfrigen Späße, und Geſchichten der Mütter, oder der Bekannten und Bekanntinnen der Mütter, oder durch die Ausgelaſſenheiten der Theater, Komödien, und Romane getödtet. Die Spaniſchen Jungfrauen ſind daher eben ſo ſchaamlos, als die Spaniſchen Frauen, wenn ſie gleich nicht ſo verdorben ſind, als dieſe *). Auch die Spanierinnen beweiſen, daß die Unwiſſenheit der Tugend nicht günſtig ſey, und daß es nirgend mehr untreue Frauen, mehr ſorgloſe Mütter und Hausherrinnen, mehr entweihte Jungfrauen gebe, als unter den Völkern, wo die Erziehung des andern Geſchlechts etwas unerhörtes oder wenigſtens ſehr ſchlecht iſt.

---

*) Townſend II. 154. Books are little read. All who are not engaged in buſineſs, are occupied in their attendance on the ladies, with whom nothing of this Kind is heard of. Bourgoing II. p. 313 - 319.

**) Bourgoing l. c. p. 318. Mais qu'attendre d'elles, lorsqu'on les voit abandonnées presque excluſivement à la tutelle des domeſtiques, même dans les maiſons les plus diſtinguées? etc

***) Croker preiſt die Andaluſiſchen Frauen und Jungfrauen, als ſehr zurückhaltend, und beſcheiden p. 234.

Die Italiänerinnen wachſen im Ganzen auf eine ähnliche Art auf, und leben auch ohngefähr auf dieſelbige Art, wie die Spanierinnen. Man denkt kaum daran, daß es eine weibliche Erziehung gebe, und daß Frauen und Jungfrauen durch das Leſen von guten Büchern ihren Geiſt bilden, oder wenigſtens ihre Zeit angenehm ausfüllen können **). Selbſt in den erſten Städten reden die vornehm-

---

*) l. c. p. 384. Les filles, quoique en général peu reſervées dans leur maintien, accordent beaucoup moins, que leur exterieur ne promet, et il eſt fort rare, qu'elles anticipent ſur les droits du mariage.

**) Piozzi I. 69. beſ. 187. Here is no ſtruggle for female education as with us, no reſources in ſtudy . . no neceſſity of reading, to ſupply without diſgrace the evening's chat, etc. Eben ſo Archenholz IV. S. 180

ſten Damen unter einander bloß in ihrem Provinzial-Dialekt. Manche ſind nicht einmahl im Stande, in Geſprächen mit Fremden ſich in der ächten Italiäniſchen Sprache auszudrücken. Wenn ſie es thun, und Fehler machen, ſo werden ſie darüber eben ſo wenig verlegen, als wenn man ſie über die Oekonomie ihrer Häuſer frägt, von der ſie aufrichtig geſtehen, daß ſie nichts wiſſen *). Die Italiänerinnen halten ſich gar nicht für verpflichtet, das Hausweſen zu beſorgen, oder die Aufſicht über das Geſinde, über die Küche, und Tafel zu führen **). Wenn bey einem Mittag- oder Abendeſſen auch die meiſten, oder beſten Gerichte verunglückt ſind; ſo leidet allenfalls die Leckerhaftigkeit der Hausfrau, aber nicht ihre Ehre darunter, weil keiner der Gäſte verlangt, daß ſie ſich um die Küche bekümmern ſolle. Dieſe Entbindung von allen häuslichen Geſchäfften iſt in den höheren Ständen aus der ehemahligen und jetzigen Lage der Weiber erklärbar. In älteren Zeiten durften ſich die vornehmen Italiänerinnen nicht des Hausweſens annehmen, weil ſie alsdann die Eiferſucht der Männer gereizt hätten. In neueren Zeiten konnten ſie es nicht, weil das Cicisbeat alle Zeit wegnahm, welche die Damen nicht an der Seite ihrer Männer im Bett, oder bey Tiſche zubrachten. Viel ſonderbarer iſt dieſelbige Unthätigkeit der Weiber in den mittleren und unteren Ständen, wo noch kein Cicisbeat eingeführt worden iſt, und doch die alte Eingeſchloſſenheit mehr oder weniger aufgehört hat. Selbſt Handwerker und andere mit der Hand arbeitende Männer müſſen ihre Arbeiten unterbrechen, um Lebensmittel einzukaufen, um die eingekauften Lebensmittel zu bereiten, um das Haus und das Geſchirr zu reinigen, während daß die Weiber zum Fenſter hinausſehen, oder ſich putzen und ſpatzieren gehen *). Auch in den Gaſthöfen und in den vornehmen Häuſern verrichten Männer alle, oder faſt alle häusliche Arbeiten, die man im nördlichen Europa als weibliche Geſchäffte anſieht. Männer warten auf, kochen, reinigen und putzen das Haus und den Hausrath, ja machen ſo gar die Betten von Frauen, und Jungfrauen

---

*) ll. cc.

**) l. c. no duties of family-management; no bill of fare to be looked over in the morning, no account-book to be ſettled at noon, etc.

---

*) Archenholz V. S. 190. 191.

frauen. Wann wird man in Italien anfangen, richtige Begriffe über die Beſtimmung und Pflichten des andern Geſchlechts zu erlangen, und dieſe beſſeren Einſichten in allgemeine Ausübung zu bringen?

Der Mangel von guter Erziehung, und von zweckmäßigem Unterricht hindert nicht, daß nicht die Weiber in mehreren Gegenden von Italien, und Sicilien, gleich den Spanierinnen, und Portugieſinnen angenehme Geſellſchafterinnen, oder wenigſtens angenehme Schwätzerinnen werden ſollten: welcher Ruhm vorzüglich den Venetianerinnen ertheilt wird *).

Mit der herrſchenden Unwiſſenheit, und Unthätigkeit der Italiänerinnen ſcheint die große Menge von gelehrten Frauen und Jungfrauen, welche dieß Land in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht hat, im Widerſpruche zu ſeyn. Italien, und Sicilien hatten auch in den letzten Zeiten, und haben noch jetzt berühmte weibliche Gelehrte, oder Schriftſtellerinnen, und Stegreif-Dichterinnen **). — Die

allge-

*) Piozzi und De Borch, ll. cc. auch Archenholz IV. 66 S.

** Piozzi I. 318. Moore's View of Italy II. 196. Archenholz IV. 109. 110. de Borch II. p. 91-93.

allgemeine Unwiſſenheit des andern Geſchlechts in Italien, und die Gelehrſamkeit einiger Frauen und Jungfrauen ſcheinen mir ſo wenig mit einander zu ſtreiten, daß man vielmehr die eine, und die andere aus der ganzen Lage der Italiänerinnen ſehr befriedigend ableiten kann. Der große Haufe der Weiber wird von der erſten Kindheit an ſo wenig zu nützlichen Kenntniſſen und Arbeiten angeführt, daß ſie auch in ihrem reifen Alter das dolce far niente gern fortſetzen, und ihr Leben bald in angenehmem, bald in langweiligem Müſſiggange hinbringen. Die Glücklichgebornen hingegen, denen die Natur zu viele Kräfte geſchenkt hat, als daß ſie dieſelben ungebraucht laſſen könnten, ergreifen aus einem natürlichen Inſtinct des Genies irgend eine Kunſt, oder Wiſſenſchaft, wozu ſie ihre Neigung, oder äuſſere einladende Umſtände hinleiten. Geiſtvolle Italiänerinnen mögen verheirathet ſeyn, oder nicht; ſo können ſie in Künſten und Wiſſenſchaften mehr leiſten, als Nord-Europäerinnen von gleichen Talenten, weil ſie nicht, wie dieſe, durch häusliche Geſchäffte, und durch die Erziehung ihrer Kinder zerſtreut werden.

Ueber die Erziehung und Bildung der Franzöſinnen habe ich im vorhergehenden alles wichtige beygebracht. Wenn meine Leſer ſich die von mir mitgetheilten Nachrichten und Bemerkungen zurückrufen; ſo werden ſie finden, daß die Franzöſinnen allerdings mit viel mehr Sorgfalt erzogen und unterrichtet werden, als die Spanierinnen, oder Italiänerinnen: daß aber doch Unterricht und Erziehung in den unteren Ständen zu dürftig, und in den höheren zu einſeitig und unzweckmäßig waren, als daß Mädchen dadurch zur Erreichung ihrer wahren Beſtimmung wären geſchickt gemacht worden. Mädchenſchulen für die Töchter der unteren Volksclaſſen gab es in Frankreich gar nicht, oder faſt gar nicht. Die Töchter der Reichen und Vornehmen wurden bis zu ihrer Verheirathung in Clöſter eingeſperrt, und nach der Hochzeit auf einmahl in den Strudel der großen Welt, oder der Vergnügungen der Hauptſtadt geworfen, wo für ernſtliche Arbeiten und für die Fortbildung des Geiſtes keine Zeit übrig blieb. Der beſtändige Umgang mit Männern: das beſtändige Reden, und Redenhören über Menſchen und Geſchäffte, ſelbſt über

Gegenſtände der Kunſt, und Wiſſenſchaft: das tägliche Sehen oder Leſen von Luſt- und Trauerſpielen, von Opern, und anderen Gedichten, oder von Romanen verſchafften dem Geiſte mehr einen Firniß von Cultur, als wahre Cultur ſelbſt. Vornehme Franzöſinnen bekümmerten ſich um das Hausweſen, und die Erziehung ihrer Kinder faſt eben ſo wenig, als die Spanierinnen und Italiänerinnen. Auch die Weiber der geringeren Claſſen arbeiteten in Frankreich weniger, als in Deutſchland; und deßwegen wurden in Frankreich manche häusliche Geſchäffte von Männern verrichtet, welche nach unſeren Sitten den Weibern ausſchließlich zukommen, und durch welche männliche Bediente ſich auf eine gewiſſe Art beſchimpft halten würden. Unter einem großen, reichen, und gebildeten Volke, wie die Franzoſen waren, zeichneten ſich immer einzelne Frauen und Jungfrauen als Dichterinnen, oder ſonſt als Schriftſtellerinnen aus. Ich habe aber kurz vorher an den Italiänerinnen gezeigt, daß man aus den Beyſpielen einiger gelehrten Weiber durchaus nicht auf den allgemeinen Zuſtand der Bildung des andern Geſchlechts in einem ganzen Lande ſchließen kann.

Auch die Erziehung der Töchter in England iſt nichts weniger, als muſterhaft, und ſcheint im Durchſchnitt deſto ſchlechter zu werden, je vornehmer und reicher die Eltern ſind. Die reichen und vornehmen Weiber jagen unaufhörlich dem Vergnügen nach, und nehmen ſich des Hausweſens eben ſo wenig, als ihrer Kinder an *). Solche freudengierige Weiber überlaſſen die Töchter in der zarten Kindheit ganz den Mägden **), oder ſchicken ſie in die Boarding-Schools, wo die Töchter noch ſtrenger, als die Knaben eingeſperrt, noch dichter zuſammengepackt, und noch früher, oder wenigſtens eben ſo früh verdorben werden ***). In den mittleren Claſſen widmen ſich die Frauen viel mehr dem Hausweſen, und der Erziehung ihrer Kinder, als koſtbaren Vergnügungen, und Zerſtreuungen †).

---

*) Wollſtonecraft p. 116 et ſq. Wendeborn II. S. 300 u. f.

**) Wollſtonecraft p. 442. In ſhort, ſpeaking of the majority of mothers, they leave their children entirely to the care of ſervants.

***) l. c. p. 3[illegible]. Wendeborn II. S. 311. Wenn die Zöglinge der Boarding Schools ſorgfältig gekleidet, und dann in Reihen ſpazieren geführt werden; ſo geben ſie allerdings einen angenehmen Anblick. Von Watzdorf S. 165.

†) v. Archenholz II. Cap. 12.

In dieſen Claſſen iſt es nach der Verſicherung einer Engländerinn ſelbſt etwas ſehr gewöhnliches, daß die Mütter ihre Kinder verzärteln, und ſie, wie halbe Göttinnen, behandeln *). Der Unterricht, den die meiſten Engländerinnen erhalten, beſteht mehr in feinen weiblichen Arbeiten, und in der Haushaltungskunſt, oder in den Künſten des Putzes und Vergnügens, als in ſolchen Kenntniſſen, und Fertigkeiten, welche den Geiſt zieren, und das Herz bilden. Wie wäre es ohne einen großen Mangel von wahrer Cultur möglich, daß Weiber der großen und feinen Welt ſich noch immer in zahlreichen Haufen zu den Thüren von Wahrſagern hindrängten, um von ihnen die verborgene Zukunft zu erfahren **)? England brachte in jedem Menſchenalter der beiden lezten Jahrhunderte Dichterinnen, oder andere Schriftſtellerinnen, oder auch Künſtlerinnen von mehr oder weniger großem Rufe hervor ***). Es iſt aber nicht ſo wohl zu verwun-

---

*) Wollſtonecraft 448. . . or, becauſe they are their children treat them as if the were likle demi-gods.

**) Wollſtonecraft p. 415.

***) Von zwey neueren Künſtlerinnen redet Herr von Archenholz III. S. 2·7. Unter den Schriftſtellerwundern, daß eine reiche und aufgeklärte Nation ſo viele, als daß ſie nicht noch mehr gelehrte Weiber unter den Töchtern des Landes zählt. Eins der gröſten Hinderniſſe der wahren, und allgemeineren Cultur der Engländerinnen iſt die Iſolirung beider Geſchlechter, wenn einmahl die erſten Flitterwochen, oder die blühenden Reitze jugendlicher Schönheit vorübergegangen ſind. Ich werde auf dieſe Abſonderung in der Folge zurückkommen, und berühre hier bloß das zweyfelhafte Intereſſe, welches öffentliche Angelegenheiten in den brittiſchen Schönen erregen ſollen. Einige Schriftſteller behaupten, andere läugnen es *), daß die

---

ſtellerinnen habe ich Madame Piozzi, und Miß Wollſtonecraft ſchon oft angeführt. Die Leztere erklärt Mrs. Catharine Macaulay in Rückſicht auf Fähigkeiten und ſchriftſtelleriſche Verdienſte für die Erſte ihres Geſchlechts in Großbritannien: p. 23.. The very word reſpect brings Mrs. Macaulay to my remembrance. The woman of the greateſt abilities, undoubtedly, that this country has ever produced. . . . Catharine Macaulay was an example of intellectual acquirements ſuppoſed to be incompatible with the weakneſs of her ſex. Die vornehmſten Werke von Mrs. Macaulay ſind ihre Geſchichte von England: eine Schrift über die Erziehung, und eine andere über die Unwandelbarkeit moraliſcher Wahrheiten. Männliche Kenner geſtehen allen dieſen Schriften einen viel geringern Werth zu, als die eben genannte Lobrednerinn.

*) Archenholz II. Abth. XII. S. 438. Wendeborn l. c.

die Engländerinnen gern an politiſchen Geſprächen und Debatten Theil nehmen. Wenn ſie es thun, ſo zweyfle ich eben ſo ſehr daran, daß ſie den Männern vollkommne Genüge leiſten, als daß ſie ſelbſt, oder die gemeinſchaftliche Unterhaltung dadurch an Annehmlichkeiten gewinnen *). Auch Frauenzimmer können ſich allerdings für öffentliche Angelegenheiten intereſſiren, und ſich auf eine unterhaltende Art über dieſelben äußern. Es iſt überdem ein großer Gewinn, daß durch die vervielfältigten, und erleichterten Verbindungen aller Europäiſchen Länder die Menge, und der Zufluß politiſcher Neuigkeiten eben ſo ſehr, als die Aufmerkſamkeit auf dieſelben vermehrt worden ſind. Allein ich läugne durchaus, daß die größere Geſelligkeit der cultivirteſten Völker Europens keine andere Epoche gehabt habe, als die

---

*) Miß' Wollſtonecraft glaubte, daß ihr Geſchlecht viele der bisherigen Kleinlichkeiten ablegen würde, if political and moral ſubjects were opened to them, p. 391. Wer hinderte aber die Weiber, ſich mit ſolchen Gegenſtänden zu beſchäfftigen? Das Beyſpiel der genannten Schriftſtellerinn iſt nicht ſehr empfehlend. Sie iſt eine ſo wüthende Fürſten- und Adelsfeindinn, daß ich mich mit ihr über politiſche Materien nicht unterhalten möchte.

geſellſchaftliche Verhandlung politiſcher Materien *); oder daß Geſelligkeit und Cultur um deſto mehr zunähmen, je herrſchender die Gewohnheit werde, politiſche Materien in Geſellſchaften abzuhandeln. Vielmehr ſtirbt der gute Ton, und die angenehme geſellſchaftliche Unterhaltung ganz ab, wenn in Zeiten von Revolutionen, oder von heftiger Spannung entgegengeſetzter Parteyen gewiſſe Eräugniſſe alle Stände, Geſchlechter, und Alter ſo ausſchließend beſchäfftigen, daß ſie nur von dieſen Angelegenheiten, und zwar mit einer Parteywuth reden, welche alle ruhige Unterſuchungen unmöglich machen. In ſolchen Zeiten ſondern ſich die Geſchlechter, wie die Parteyen ab. Es entſtehen Clubs, oder Cercles, wo nur von öffentlichen Angelegenheiten und zwar im Geiſte einer Partey geredet wird. —

Wenn die Beſtimmung der Weiber bloß darin beſtände, daß ſie geſunde Kinder zur Welt brächten: daß ſie ihre Kinder nach beſtem Vermögen mit zärtlicher Mutterliebe erzögen: daß ſie das Hausweſen mit wachſamer Sorgfalt beſorgten: daß ſie ihre Gatten mit unverbrüch-

---

*) Dieß behauptet Archenholz IV. 63.

brüchlicher Treue liebten, und ihnen ihre Geſchäffte auf alle mögliche Arten zu erleichtern ſuchten; ſo wäre die Erziehung der Töchter, und die Bildung des andern Geſchlechts nirgend zweckmäßiger, als in der Bataviſchen Republik. Die Niederländerinnen ſind faſt unaufhörlich in dem Kreiſe ihrer Kinder, und entweder mit ihrem Hausweſen, oder mit dem Gewerbe des Mannes, oder mit irgend einem Nebengewerbe, am häufigſten mit der Führung des Rechnungsweſens, und der Verwaltung der Caſſe beſchäfftigt. Wenn ſie ihr Hausweſen, oder ihre Kinder verlaſſen, ſo geſchieht es bloß, um mit ihren Männern irgend einen Familienzirkel, oder eine Theegeſellſchaft zu beſuchen, oder um einen Spaziergang, oder eine Luſtfahrt zu machen*). Schauſpiele, Bälle, und andere verführeriſche Luſtbarkeiten finden ſich nur in einigen der gröſten Städte, und an ſolchen Ergötzungen nimmt der Mittelſtand wenig, oder gar keinen Antheil.

Es iſt einleuchtend, daß die Beſtimmung und das wahre Glück der Weiber nicht darin beſtehen können, nach Art der

---

*) Grabner S. 202-204.

Portugieſinnen, Spanierinnen, und Italiänerinnen die edelſten Gaben des Geiſtes und Herzens ungenützt zu laſſen, und Männer, Kinder, und Hausweſen zu verſäumen, um deſto ungeſtörter ehebrecheriſchen Verbindungen nachzuhängen, oder das Leben in weichlicher Unthätigkeit zu verträumen. Eben ſo einleuchtend iſt es, daß die Beſtimmung und das Glück der Weiber nicht darin beſtehen, nach der Weiſe der ehemahligen Franzöſinnen der großen und feinen Welt vorzüglich die Reitze des Cörpers, und neben dieſen einige ſchimmernde Reitze des Geiſtes zu entfalten, um mit Hintanſetzung alles deſſen, was man Gatten, Kindern, und dem Hausweſen ſchuldig iſt, ſtets neue Vergnügungen aufzuſuchen. Die Holländerinnen erfüllen mehrere weſentliche Theile der weiblichen Beſtimmung; und doch erſchöpft das, was die Niederländerinnen thun und genießen, nicht alles, was glücklich geborne Weiber unter günſtigen äußeren Umſtänden thun und genießen könnten. Die Engländerinnen ſind zum Theil den ehemahligen Franzöſinnen, zum Theil den Niederländerinnen in Rückſicht auf Erziehung und Bildung ähnlich; und auch unter ihnen alſo kann man nicht hoffen, häufige Muſter von beiden anzutreffen. Wo aber findet man denn ſolche Muſter, wird man fragen? — Wenn ſie überhaupt exiſtiren, ſo finden ſie ſich in Deutſchland, das alle übrige Länder unſers Erdtheils durch die Erziehung der Kinder, und durch ſeine niederen und höheren Lehranſtalten übertrifft.

Welches andere Reich in Europa kann ſich ſolcher Volks- und beſonders ſolcher Induſtrieſchulen, ſolcher Schulmeiſter, und Schulmeiſter-Seminarien rühmen, als unſer Vaterland? Wo ſonſt machen ſich ſo viele einſichtsvolle und gewiſſenhafte Männer um die moraliſche Bildung der ihnen anvertrauten Gemeinden, und beſonders um den Religions-Unterricht der Jugend verdient? — Alle dieſe Einrichtungen können noch immer verbeſſert, und vervielfältigt werden. Wer aber kann es läugnen, daß menſchenfreundliche Regierungen und ächte Patrioten in Deutſchland für die Bildung des Volks mehr, als in irgend einem andern Lande gethan haben?

Weitläuftige Penſions-Anſtalten, die den Boarding-Schools in England gleichen, ſind in Deutſchland ſehr ſelten, und es iſt zu wünſchen, daß ſie ſich nicht vermehren mögen. Deſto häufiger ſind kleinere Penſionen, wo eine geringe Zahl von Kindern von gleichem, oder ähnlichem Alter unter der Aufſicht erfahrener Erzieherinnen zu allen, gutgezogenen Mädchen nöthigen Kenntniſſen, und Fertigkeiten angeführt werden. Solche Inſtitute ſind durchaus nothwendig. Wo ſollten ſonſt Waiſen, die ihre Mütter, oder Eltern verloren haben, wo die Kinder von angeſehenen Eltern, die weit von Städten wohnen, oder wegen ihrer Gewerbe und Beſchäfftigungen ſich der Erziehung nicht annehmen können, die gehörige Bildung erhalten?

Am häufigſten ſind in Deutſchland ſolche Inſtitute, welche Miß **Wollſtonecraft** unter dem Nahmen von Tagsſchulen in England eingeführt wünſchte: in welchen nämlich Töchter von den zarteſten Jahren an bis über die Jahre der Mannbarkeit hinaus in allen Arten von weiblichen Arbeiten, im Leſen, Schreiben und Rechnen, in fremden Sprachen, in der Religion, und anderen nützlichen Kenntniſſen eine, oder mehrere Stunden des Tags unter-

unterrichtet werden, und dann in den Schooß ihrer Familien zurückkehren. Die Lücken, die bey, oder nach dem Beſuchen dieſer Anſtalten übrig bleiben, werden leicht durch Privatlehrer ausgefüllt, die man nirgend beſſer, und gegen mäßigere Belohnungen haben kann, als in dem kunſtreichen, und gelehrten Deutſchlande.

Alle bisher erwähnte Einrichtungen und Vortheile würden unſerm Vaterlande nicht den Ruhm der beſten Erziehung, und Bildung des andern Geſchlechts verſchaffen, wenn nicht noch endlich der lezte und wichtigſte Umſtand hinzukäme: daß ſich in Deutſchland die meiſten unverdorbenen, und aufgeklärten Väter und Mütter finden, welche nicht nur ihre Kinder auf das zärtlichſte lieben, und für das Glück derſelben alles zu thun bereit ſind, ſondern welche auch Einſichten genug haben, um zu erkennen, wie ein jedes Kind nach der Verſchiedenheit ſeiner Anlagen behandelt werden müſſe. Die Fähigkeiten, Einſichten, und Tugenden der Eltern ſind für die Bildung der Kinder überhaupt, beſonders der Töchter, wichtiger, als aller Unterricht, der erkauft werden kann.

Auch rühren die wichtigſten Mängel der Erziehung, welche man noch immer tadelt, am meiſten daher, daß manche Eltern ſelbſt in Deutſchland ihre Kinder entweder nicht genug, oder nicht recht lieben; oder endlich nicht wiſſen, und ſich nicht die Mühe geben, zu erfahren, wie der Cörper, der Geiſt, und das Herz von Kindern entwickelt werden ſollten.

Miß **Wollſtonecraft** machte den berühmteſten Franzöſiſchen, und Engliſchen Schriftſtellern über die Erziehung von Kindern den gerechten Vorwurf, daß ſie die Gabe, den Männern zu gefallen, als die höchſte Beſtimmung des Weibes empfohlen: daß ſie dieſe Gabe faſt allein in die Entwickelung und den Gebrauch cörperlicher Reitze geſezt; und daß ſie eben dadurch die weibliche Erziehung in eine Kunſt der Coquetterie verwandelt hätten *). Von dieſem Vorwurfe ſind unſere Deutſchen Erziehungs-Schriftſteller frey. Auch kann man im Durchſchnitt nicht von den Deutſchen Eltern ſagen, daß ſie die Erziehung der Töchter allein darauf anlegten, daß dieſe durch cörperliche Reitze die Augen der Männer feſſeln, und ihre Herzen gefangen nehmen ſollten: am wenigſtens, daß ſie, wie Miß Wollſtonecraft von ihren Landsleuten behauptet, die Geſundheit der Töchter abſichtlich ſchwächten, um ſie deſto delicater und anziehender zu machen. An der phyſiſchen Erziehung, inſofern ſie die Geſundheit der Kinder betrifft, iſt, Dank ſey es unſern vernünftigen Aerzten! in den höheren und mittleren Ständen unſers Vaterlandes wenig auszuſetzen. In ſo fern ſie ſich aber auf die Entwickelung und Erhöhung der cörperlichen Reitze bezieht, kann man vielleicht behaupten, daß man im Ganzen das Weſentliche zu ſehr vernachläßige, und das Unweſentliche zu ſehr übertreibe: daß man durch das leztere dem Herzen der Töchter eben ſo ſehr ſchade, als man durch das Erſtere ihren Reitzen Abbruch thut.

---

*) p. 170 et ſq.

Wenn die Natur einem Mädchen einen ſchlanken Wuchs, ein ſchönes Geſicht, und einen reitzenden Gliederbau verſagt hat; ſo kann freylich dieſe Kargheit der Natur durch keine Kunſt ergänzt werden. Allein wie oft ſind alle jene ſchöne Gaben durch eine zurückſtoßende Unſauberkeit des Cörpers, durch eine nicht minder

der beleidigende Unreinlichkeit, oder Unordnung von Kleidung und Putz verdunkelt; wie oft hingegen mittelmäßige, oder geringe Reitze durch eine anziehende, ich wünſchte, daß man ſagen dürfte, begehrliche Nettigkeit und Sorgfalt des Cörpers, der Kleidung und des Putzes erhöht worden! — Meine ſchönen Landsmänninnen ſind im Ganzen, (ich ſage es mit Bedauern, und kann es der Wahrheit zu Ehren nicht verſchweigen) in Rückſicht auf Sauberkeit in der Pflege des Cörpers ſehr weit hinter den Engländerinnen und Franzöſinnen; und in Anſehung der liebenswürdigen Sorgfalt, die auch bey der einfachſten Kleidung, und dem einfachſten Putze Statt findet, eben ſo weit hinter den Engländerinnen zurück. Unſere Deutſchen Frauen und Jungfrauen, denen daran gelegen iſt, werden es leicht erfahren, auf welche Arten, und in welchen Graden die Franzöſinnen und Engländerinnen Reinlichkeit und Sorgfalt an ihrem Leibe und ihrem Anzuge üben; und wenn ſie dieſes werden erfahren haben, ſo werden ſie die unſchuldigen Schönheitskünſte auch ihren Töchtern nicht vorenthalten. Sie werden ſich dadurch um ihre Kinder unendlich mehr verdient machen, als durch den frühzeitigen und übermäßigen Putz, wodurch die Eitelkeit mancher Mütter die zarten und unreifen Cörper ihrer Lieblinge mehr verſcheußlicht, als verſchönert. So lange Mädchen Kinder an Cörper und Geiſt ſind, müſſen ſie durchaus in allen Stücken, und alſo auch in Kleidung und Putz als Kinder behandelt werden. Vor ohngefähr einem Menſchenalter war es noch in dem angeſehenen und wohlhabenden Mittelſtande Sitte, daß man den Töchtern das erſte ſeidene Kleid gab, wenn ſie nach der Confirmation das erſte Mahl das heilige Abendmahl genoſſen, und aus dem Kreiſe der Kinder in die Claſſe reifer oder reifender Jungfrauen übertraten. Jezt iſt es nichts ſeltenes, ſechs- acht- zehnjährige Mädchen in ſeidenen, und andern Stoffen, in gekräuſelten Haaren, und modiſchen Coeffüren ſtolzieren zu ſehen. Die Folgen dieſes ſchädlichen Herausputzens von unerwachſenen Töchtern ſind ſo auffallend, daß man ſich wundern muß, daß ſie ſich auch den eitelſten, und blindeſten Müttern nicht aufgedrängt haben. Man zwingt auf dieſe Art den Kindern vor der Zeit Liebe zu prächtigen Kleidern und Putz ein, welche man auf alle mögliche Arten zu mäßigen, und richtig zu leiten ſuchen ſollte. Man erzeugt neben der Prachtliebe einen gehäßigen Stolz, der weniger geputzte Kinder neben ſich verachtet. Man kränkt die gutgearteten Kinder von ſolchen Eltern, die entweder zu vernünftig, oder zu wenig wohlhabend ſind, um ihre Töchter auf eine ähnliche abentheuerliche Art heraus zu ſtaffieren. Man verführt endlich andere weniger gebildete Eltern, daß ſie nun auch durch die Pracht der Kleider, und des Putzes ihrer Kinder zu glänzen ſuchen. Ich hoffe, daß die Beyſpiele reicher, vornehmer, und zugleich aufgeklärter Eltern dieſem Unfug immer mehr und mehr ſteuern, und ſtatt aller unpaſſenden Pracht in der Kleidung und dem Putz von Kindern eine liebenswürdige Einfalt und Sauberkeit zurückführen werden.

Der Hang mancher Mütter, ihre Kinder übermäßig zu putzen, entſprang zum Theil aus einer andern Sitte, welche für das Herz und den Cörper von Kindern von ſehr nachtheiligen Wirkungen iſt: aus der Sitte, unerwachſene Kinder in Geſellſchaften mitzunehmen, die für

Kinder nicht gemacht ſind. Nichts iſt vernünftiger, als daß Mütter ſich von ihren Kindern begleiten, oder folgen laſſen, wenn ſie Freundinnen, oder Bekanntinnen beſuchen, welche Kinder von ähnlichem Alter haben. Nichts hingegen iſt unſchicklicher, als unerwachſene Kinder auf große Bälle und Pickenicks, oder in zahlreiche gemiſchte Zirkel mitzubringen. Auf Bällen und Pickenicks ſind Kinder um deſto beſchwerlicher, je kleiner ſie ſind. Wenn man ſie nicht mit tanzen läßt, ſo haben ſie Langeweile. Erbarmt ſich irgend ein Freund des Hauſes eines kleinen tanzluſtigen Mädchens; ſo wird dadurch immer das Vergnügen der Geſellſchaft in gewiſſem Grade geſtört. Das Kind läuft Gefahr, ſich zu ſehr zu erhitzen. Es faßt eine übermäßige frühzeitige Neigung für Luſtbarkeiten, wo es als eine große oder bedeutende Perſon behandelt wird; und dünkt ſich ebendeßwegen mehr als andere Kinder zu ſeyn, denen eine gleiche Auszeichnung nicht widerfährt. Selbſt in größere gemiſchte Geſellſchaften, in welchen Unterhaltung die vornehmſte Abſicht iſt, ſollten unerwachſene Kinder nicht zugelaſſen werden. Die geſchmeichelte Eitelkeit läßt ſie freylich den Zwang ertragen, ſtundenlang in Geſellſchaften zu ſeyn, von deren Geſprächen ſie nichts verſtehen. Allein ihre Gegenwart ſchränkt die Freyheit der Unterredung, und des Scherzes ein. Die einzigen Ausnahmen, welche man von der Ausſchließung unerwachſener Kinder von Bällen, Pickenicks, und größern gemiſchten Geſellſchaften machen könnte, wären dieſe, wenn man Söhne und Töchter, die dem Ausgange aus den Jahren der Kindheit nahe ſind, wegen eines ungewöhnlichen Fleiſſes, und einer muſterhaft guten Aufführung würdiglich belohnen wollte. Solche Kinder zu den Luſtbarkeiten und Geſellſchaften erwachſener Perſonen zulaſſen, hieße eben ſo viel, als ſie im Angeſicht des Publicums vor der Zeit emancipiren, oder öffentlich erklären, daß Kinder durch Fleiß und Tugend ihrem Alter zuvorgeeilt ſeyen.

Eine freye, und edle Haltung oder Tragung des Cörpers, eine bezaubernde Leichtigkeit des Ganges, und der Bewegung aller übrigen Gliedmaaßen ſind Gaben, welche die Natur den ſüdlichen Europäerinnen faſt ohne Ausnahme, den nördlichen Europäerinnen hingegen nur ſehr ſparſam ſchenkt. Perſonen, welche dieſe Vorzüge nicht von der Natur empfangen haben, dürfen ſich nie ſchmeicheln, daß ſie die Günſtlinge derſelben völlig erreichen werden. Wenn dieſes aber auch nicht möglich iſt, ſo kann man doch durch eine frühe Darſtellung und Nachahmung von vorzüglichen Muſtern wenigſtens ſo viel ausrichten, daß man ihnen nahe kommt, und daß man die Gebrechen ablegt, oder vermeidet, wodurch die Grazie, und Majeſtät ſchöner entweder ruhender, oder ſich bewegender menſchlicher Cörper zerſtört wird. Warum wurden die Franzöſiſchen Hofdamen, beſonders unter Ludewig XIV die Muſter ihres Geſchlechts in dem gröſten Theile von Europa? Aus keinem andern Grunde, als weil man ſie von Kindheit an gewöhnt hatte, ſich nach ſolchen Idealen zu bilden, dergleichen die Natur in einer Ducheſſe de Bourgogne, in einer Frau von Monteſpan, u. ſ. w. hervorgebracht hatte? Warum haben noch jezt die Herren und Damen der Höfe, im Ganzen eine beſſere Haltung des Cörpers, einen gefälligern Gang, gefälligere Bewegungen aller übrigen Gliedmaaßen, als die Mitglieder der mittleren und niederen Stände? Einzig und allein deßwegen, weil man jene von dem zarteſten Alter an auf die Vorzüge, von welchen hier die Rede iſt, aufmerkſam macht, und ihnen die Modelle vorhält, nach welchen ſie ſich zu bilden haben. Die meiſten Eltern der mittleren Stände glauben für die cörperliche Bildung ihrer Töchter genug gethan zu haben, wenn ſie dieſelben in den modiſchen Geſellſchafts-Tänzen bis zu einer gewiſſen Fertigkeit unterrichten laſſen, und ſie nur recht oft daran erinnern, daß ſie ſich gerade halten müſten. Solche Rathſchläge in Worten, ohne Muſter, helfen gar nichts. Manche Eltern überheben ſich auch ſogar der geringen Mühe, ſolche Rathſchläge in Worten zu ertheilen. Daher kommt es dann, daß die Schönheit von ſo vielen Frauen, und Mädchen bald durch ein nachläßiges Vorwärtstragen, oder ſteifes Zurückwerfen, oder gemeines Hin- und Herſchwenken des Kopfs, bald durch hervorragende, oder hohe Schultern und Rücken, bald durch einen gegen die Bruſt hineingezogenen, und nach unten hervorſtehenden Leib, bald durch ein Rudern, oder Schleudern der Arme und Hände, bald durch einen ſchleppenden, oder mähenden und hüpfenden Gang merklich vermindert wird. Als vor einigen Jahren die jungen Frauenzimmer rund abgeſchnittene Haare trugen, ſah man keine Mißgeberde häufiger, als ein plötzliches und heftiges Zurückſchlagen des Kopfs, verbunden mit einem Schütteln der Haare, wie wenn Pferde ihre Mähnen, oder langhaarige Pudel ihre Zotten ſchütteln. Noch jezt bemerkt man dieſelbige Mißgeberde an Kindern, denen man die Haare an der Stirn, und im Nacken zu lang wachſen läßt. Ich habe mit Verwunderung wahrgenommen, daß dieſer Uebelſtand nur wenigen Eltern aufgefallen iſt.

Die ſogenannten weiblichen Arbeiten werden als Waaren zum Verkauf in England, und Frankreich, in der Schweiz und den Niederlanden vollkommner, als in Deutſchland verfertigt. Nichtsdeſtoweniger werden in Deutſchland die Töchter der höheren und mittleren Stände in allen weiblichen Arbeiten ſorgfältiger unterrichtet, und die Deutſchen Frauen üben eben dieſe Arbeiten mit gröſſerem Fleiſſe, als die Mädchen und Frauen in irgend einem andern Europäiſchen Lande. Es iſt, ſo viel ich weiß, unſern Deutſchen Mädchen und Frauen ganz eigenthümlich, daß ſie in Geſellſchaften von Freundinnen und Bekanntinnen ihre Strickzeuge, oder andere Arbeiten mitnehmen: anſtatt mit dem Fächer zu tändeln, oder die nicht bloß unnütze, ſondern auch koſtbare Spielerey des Ausfädelns von goldenen und ſilbernen Treſſen zu wählen: womit ſich vor nicht gar langer Zeit die vornehmen und reichen Damen in Frankreich, England, und ſelbſt in einigen Gegenden von Deutſchland beſchäfftigten. Im Ganzen ſind die weniger feinen Arbeiten, das Nähen, das Stricken, das Spinnen, und Verfertigen von Kleidern und Putz den feineren, nämlich dem Spitzen- und Filet-Wirken, dem Nähen in Tambour, dem Sticken, u. ſ. w. vorzuziehen, nicht nur weil jene nützlicher ſind, als dieſe, ſondern vorzüglich, weil ſie weniger leidenſchaftliche Neigungen erregen: in welchem Falle ſolche Arbeiten ſehr leicht den Augen, oder der Geſundheit des ganzen Cörpers ſchaden, und von andern nothwendigen, oder beſſeren Beſchäfftigungen abziehen. Man würde mich unrecht verſtehen, wenn man glaubte, daß ich von den feineren Arbeiten ganz abrathen, oder eine entſcheidende Neigung dafür ohne Ausnahme mißbilligen wollte. Wer könnte thätigen und talentvollen Frauen und Mädchen eine unſchuldige Liebhaberey verargen, wenn ein natürlicher Hang ſich mit ungewöhnlichem Geſchick verbindet, und der Erſtere ohne Nachtheil der Geſundheit, und ohne Aufopferung von höheren Pflichten befriedigt wird *)? — Manche Leſerinnen werden ſich vielleicht darüber wundern, daß ich ihnen auch das Spinnen als eine ſehr nützliche Arbeit empfehle. Ich thue dieſes abſichtlich nach mehreren Erfahrungen, die ich ſeit einer langen Reihe von Jahren gemacht habe.

---

*) So lange man mit der Nadel mahlt, ſo lange hat wahrſcheinlich keine weibliche Hand ſolche Meiſterſtücke geliefert, als unſere Frau Hofräthinn Schlözer. Die Köpfe und Gruppen, welche dieſe große Künſtlerinn geliefert hat, ſind nach dem Urtheile von Kennern in Rückſicht auf Zeichnung, Compoſition, und ſelbſt auf das ſo unendlich ſchwer zu erreichende Colorit ſo muſterhaft, daß ſcharfe Augen ſie in geringen Entfernungen für wirkliche Gemählde von berühmten Meiſtern halten. Dieſe Kunſtwerke ſind um deſto bewundernswürdiger, da die Urheberinn derſelben ſich in mehreren andern Künſten und Kunſtarbeiten auszeichnet, und zugleich die Pflichten erfüllt, welche ihr als Gattinn, Mutter, und Hausfrau obliegen.

Thätige Frauen können ihre Männer, und mit dieſen einen großen Theil ihres Glücks, beſonders ihrer häuslichen Unterhaltungen, und Beſchäfftigungen verlieren. Zu gleicher Zeit kann das Geſicht, oder auch die Geſundheit des Cörpers ſo ſehr abnehmen, daß Witwen, und ſelbſt verheirathete Frauen es nicht mehr wagen dürfen, ſo viel zu leſen, oder ſo viele Geſellſchaften, und Zerſtreunungen außer Hauſe aufzuſuchen, als vormahls. In ſolchen Lagen iſt es ein großes Glück, wenn Frauen Luſt und Fähigkeit zu mehreren nicht ſehr feinen und anſtrengenden Arbeiten haben, mit welchen ſie abwechſeln, und die langen einſamen Tage, und Abende verkürzen können*). Miß Wollſtonecraft erklärt ſich mit vieler Bitterkeit gegen das Verfertigen von Putz, und Kleidern**). Allerdings mißbrauchen einige Mädchen und Frauen ihre Fertigkeit in der Verfertigung von Kleidern und Putz zur Befriedigung eines übertriebenen Luxus, und einer lächerlichen Modeſucht. Allein der Mißbrauch hebt hier, wie anderswo, den guten Gebrauch nicht auf. Ich halte die Anweiſung, welche man ſeit wenigen Jahren den Töchtern in der Verfertigung ihres Putzes und ihrer Kleider ertheilt, und ertheilen läßt, für eine ſehr wichtige Verbeſſerung des weiblichen Unterrichts. Wie wollten manche Väter von zahlreichen Familien auskommen, wenn ſie alle Abänderungen in den Formen der Kleider und des Putzes, denen ihre Weiber und Töchter ſich nicht entziehen können, Putzmacherinnen und Schneidern baar bezahlen müſten? Jede Erſparung, welche man durch Fleiß und Geſchicklichkeit in Familien machen kann, wird je länger, je wichtiger.

---

*) Eine neue Arbeit der Engländerinnen iſt das Zuſammennähen von kleineren oder größeren Flicken gedruckter Muſſeline, wie der Zufall ſie in die Hände führt. Man macht aus ſolchen zuſammengeſtickten Lappen Decken und Ueberzüge von Stühlen. Es iſt beynahe unmöglich, daß der gute Geſchmack dieſe widerſinnige Mode lange beſtehen läßt.

**) p. 165. The converſation of French women is not half ſo inſipid, as that of thoſe Engliſh Women, whoſe time is ſpent in making Kaps, bonnets, and the whole miſchief, of trimmings, etc.

Wichtiger, als alle ſo genannte weibliche Arbeiten, und als alle übrige Kenntniſſe und Fertigkeiten, welche den Cörper, und Geiſt eines Weibes zieren können, iſt eine vernünftige Haushaltungskunſt. In den höchſten, und höheren Ständen war es von jeher faſt in ganz

Europa Sitte, daß man durch die Anſtellung und ſorgfältige Auswahl einer Menge von Hausbedienten, den Gemahlinnen die Geſchäffte des Hausweſens gänzlich abnahm. Allein wenn ſolche Hausbediente nicht gehörig gewählt, und nach ihrer Anſtellung nicht genug beobachtet werden; ſo entſteht daraus die Folge, daß Familien, welche beynahe königliche Einkünfte haben, durch die Sorgloſigkeit der Herrſchaften, und die Untreue, oder Unerfahrenheit, und Verſchwendung der Hausbedienten in mehr, als Königliche Schulden gerathen, und wie es bey dem gröſten Theile des vornehmen Portugieſiſchen, Spaniſchen und Italiäniſchen Adels der Fall iſt, faſt das ganze Jahr durch im Innern ihrer Palläſte ein kümmerliches Leben führen müſſen. Auch reiche Güterbeſitzer, Kaufleute, und Capitaliſten ſind im Stande, durch die Annahme von Verwaltern, Haushälterinnen, Köchen, oder gelernten Köchinnen ihren Frauen die Laſten der Haushaltung ſehr zu erleichtern. Wenn man aber auch vorausſetzen könnte, was man nie kann, daß alle Stellvertreter, und Stellvertreterinnen die ihnen anvertrauten Geſchäffte eben ſo treu und ſorgfältig verrichten, als eine verſtändige und fleiſſige Hausfrau thun würde; iſt nicht eine jede unnöthige Vermehrung des Geſindes ein Zuwachs von Beſchwerden, und könnten nicht die dadurch verurſachten Koſten beſſer angewandt werden? Am unentbehrlichſten ſind geſchickte, und thätige Hausfrauen zuerſt Oekonomen, für welche der Landhaushalt Gewerbe, oder Hauptbeſchäfftigung iſt, und dann allen öffentlichen Bedienten, welche allein, oder vorzüglich von den Einkünften ihrer Stellen leben müſſen. Die nothwendigen Bedürfniſſe nehmen mit jedem Jahre zu. Die Preiſe der Dinge ſteigen immerfort; und die Beſoldungen, und übrigen Einkünfte bleiben dieſelbigen, oder wachſen doch nicht in eben dem Verhältniſſe, in welchem die Nothwendigkeit, oder Gelegenheit des Aufwandes ſich vermehrt. Wie würden Hausväter, die bey mäßigen Einkünften eine zahlreiche Familie beſitzen, und einen gewiſſen ſtandesmäßigen Aufwand machen müſſen, nur beſtehen, wenn ſie nicht durch die ſorgfältigſte Haushaltungskunſt ihrer Gattinnen vom Untergange errettet würden? An allen Orten alſo hängt ſelbſt das Seyn, oder die Wohlfarth von Hunderten und Tauſenden von Familien von der Klugheit, und Sorgfalt von Hausfrauen ab. Iſt es daher nicht unverantwortliche Fahrläßigkeit, oder Verblendung, wenn Mütter aus übertriebener Meynung von den Verdienſten, und dem großen künftigen Glück ihrer Töchter, oder aus Nachſicht gegen Flitterwerke des Putzes, oder den elenden Tand von Gelehrſamkeit es verſäumen, ihre Töchter zur Führung des Hausweſens früh und ernſtlich anzuhalten? Iſt es nicht unverzeihliche Thorheit, wenn Mädchen, die weder ſehr reich ſind, noch auch wahrſcheinlich ſehr reiche Männer heirathen werden, über die Geſchäffte der Haushaltung als über niedrige und ſchmutzige Arbeiten ſpötteln, die ihres Geiſtes, und ihrer Beſtimmung nicht werth ſeyen? Solche Thörinnen müſſen durch eine merkliche Geringſchätzung aller vernünftigen Männer und Frauen geſtraft, und] an ihre Schuldigkeit erinnert werden. Nach der jetzigen Lage der Dinge ſind die Fälle ſehr ſelten, wo junge Eheleute bürgerlichen, und ſelbſt adelichen Standes gleich beym Anfange ihrer Verbindung ſo viele Einkünfte haben, daß ſie den Aufwand der Nachläßigkeit und Unerfahrenheit von Hausfrauen ertragen könnten, ohne in Schulden zu gerathen, und dadurch ſich den gröſten Theil ihres Lebens zu verbittern. Bey den meiſten Ehen wird vorausgeſezt, daß zu den Einkünften und dem Erwerb des Mannes, die ſorgfältigſte Sparſamkeit der Frau hinzukomme, um mit Hülfe von Beiden anſtändig auszureichen. Ein junger Mann alſo, der ſich verheirathen will, und nicht reich genug iſt, um die Geſchäffte der künftigen Hausfrau von Andern verrichten zu laſſen, ſollte ſich vor allen Dingen erkundigen, ob ſeine künftige Ehehälfte die ächte Haushaltungskunſt verſtehe, und anzuwenden geneigt ſey. Ohne dieſe ſind Schönheit und Tugend, Geiſt und Wiſſenſchaft unzulänglich. Wenn eine Frau ſich weder um Küche und Keller, noch um Speiſe- und Vorrathscammer: weder um Wäſche, noch um Hausrath, Küchengeſchirr, u. ſ. w. bekümmert: wenn ſie nicht weiß, wann und zu welchen Preiſen die für den Haushalt nöthigen Dinge eingekauft: wie und zu welchen Zeiten Gemüſe, Früchte, und andere Lebensmittel eingemacht, und aufbewahrt: wie Haushaltungs- und Rechnungsbücher geführt,

führt, und durchgeſehen werden, u. ſ. w.; ſo entſtehen aus einer ſolchen Unerfahrenheit, und Nachläßigkeit der Hausfrau ſo viele bald kleinere, bald größere Verdrießlichkeiten, daß die vollkommenſte Schönheit der Frau, und die feurigſte Liebe des Mannes auf die Länge nicht dagegen ausdauern können. Bald iſt es eine kleine Untreue, oder Sorgloſigkeit von Bedienten: bald die Entdeckung von Dingen, welche man ohne Noth verſchwendet, oder nicht gehörig erhalten, oder gar verdorben hat, was den Frieden des Hauſes, und das Glück der Ehe ſtört.

Eine Hausfrau ſoll freylich weder Köchinn, noch Hausmagd ſeyn. Allein wenn der Mann nicht reich genug iſt, um einen guten Koch, oder eine gelernte Köchinn zu halten: wenn man nicht ſicher iſt, ſtets den Einen, oder die Andere zu finden; ſo muß die Hausfrau wenigſtens ſo viel von der Kochkunſt verſtehen, um ein nicht genug geübtes Küchenmädchen ſo weit zuzuziehen, daß ſie alle Speiſen die auf den täglichen Tiſch, und ſelbſt bey anſtändigen Gaſtmahlen aufgetragen werden, ohne Tadel bereiten kann. Der Kopf, oder die Geſundheit und Arbeitsfähigfähigkeit von Gelehrten und Geſchäfftsmännern hängen mit einer guten Küche viel mehr zuſammen, als man gemeiniglich glaubt. Vielen Männern hat die Kunſt, und Sorgfalt ihrer Frauen das Leben gerettet, oder verlängert; Andern hingegen die Unerfahrenheit von Gattinnen das Leben verkürzt, oder wenigſtens die Geſundheit verdorben. Es iſt eine für das ganze Leben höchſt wichtige Kunſt, einfache Speiſen auf eine ſolche Art zuzubereiten, daß dadurch die Eßluſt von Männern, die eine ſitzende Lebensart führen, gereitzt und befriedigt, und ihre Verdauungskräfte nicht beſchwert, oder zu Grunde gerichtet werden. Wenn feurige Liebhaber die zarten Hände und Wangen ihrer Schönen küſſen, und in ihrer Entzückung betheuern, daß dieſe ſchönen Hände und Wangen nie weder durch die Flamme und den Rauch des Heerdes, noch durch die Arbeiten der Küche entweiht werden ſollen; ſo iſt das Geringſte, was man von ihnen ſagen kann, dieſes, daß ſie nicht wiſſen, was ſie thun; und vernünftige Mädchen ſollten eine ſolche vermeintliche Ehre ſogleich von ſich ablehnen.

Selbſt in Deutſchland unterſcheiden ſich einige Provinzen von andern dadurch, daß in dieſen eine nicht gemeine Erfahrenheit in der Verfertigung von Torten und anderem Backwerk als ein Theil der Kochkunſt guter Hausfrauen angeſehen, in andern hingegen gänzlich, oder faſt gänzlich davon getrennt wird. Dieſe feinere, oder höhere Kochkunſt der Hausfrauen iſt nicht leicht irgendwo weiter getrieben worden, als in der Stadt, wo ich lebe. Wenigſtens machen uns Deutſche, und Un-Deutſche Reiſende häufig das Compliment, daß in Göttingen nicht nur viele der beſten Deutſchen Bücher geſchrieben, ſondern auch neben den beſten Mettwürſten das beſte und mannichfaltigſte Backwerk gemacht werde. Dieſe Kunſt der Backerey, wenn ſie von Hausfrauen geübt wird, kann ſehr leicht übertrieben werden. Sie wird es, wenn Hausfrauen, um es andern gleich, oder zuvorzuthun, einen größern Reichthum von koſtbarem Backwerk verfertigen, als nöthig wäre. Die hohen Preiſe des Zuckers und der Gewürze, und die gegründeten Warnungen der Aerzte gegen den häufigen Genuß auch des beſten Backwerks

werks werden das, was hier oder anderswo im Backwerk zu viel geſchehen ſeyn mag, bis auf das gehörige Mittelmaaß zurückbringen.

Unter den ſchönen Künſten, in welchen Perſonen des andern Geſchlechts unterrichtet werden, iſt keine für die Beſtimmung des Weibes ſo wichtig, als die edle, wenn gleich nicht ſchöne Haushaltungskunſt. Mädchen und Frauen können höchſt liebenswürdig und achtungswerth ſeyn, ohne weder trefflich zeichnen, noch ſingen, oder ſpielen zu können. Unter den eben genannten Kunſtfertigkeiten verdient das Zeichnen im Allgemeinen den Vorzug, wenn nicht zum Singen, und Spielen ungewöhnliche Anlagen vorhanden ſind. Zum Zeichnen ſollten Mädchen auch, wenn ſie nicht viel Luſt und Geſchick dazu haben, eine Zeitlang angehalten werden, weil eine gewiſſe Uebung im Zeichnen das ganze Leben durch einen günſtigen Einfluß auf die Wahl der Formen von Kleidern und Putz, wie von Hausrath, Tapeten, u. ſ. w. äußert. Das Mahlen in Paſtel, in Oehlfarben, oder Miniatur iſt bloß alsdann zu billigen, wenn Mädchen von ihrem Genius mächtig dazu aufgefordert, und beynahe gezwungen werden. Nur unter dieſer Bedingung kann man das Spielen irgend eines Inſtruments billigen. Eine mittelmäßige Fertigkeit geht gleich in den erſten Jahren der Ehe, wenn ſie eine zeitlang nicht geübt wird, verloren; und mit ihr alle Mühe und Zeit, die man darauf gewandt hat. Eine virtuoſiſche Fertigkeit, und Kenntniß eines Inſtruments hingegen erhält ſich, auch wenn man ſie lange nicht übt, und kann im ſpätern Alter angenehme Früchte bringen. Mit dem Singen verhält es ſich anders, wie mit dem Spielen von Inſtrumenten. Einer von Natur lieblichen und biegſamen Stimme kann durch einen mäßigen Aufwand von Zeit und Mühe ſo weit nachgeholfen werden, daß ſie im häuslichen Zirkel, oder im größern Kreiſe von Freunden und Freundinnen ſehr viel Vergnügen verſchafft.

Im ganzen cultivirten Europa, wo man ſich die Erziehung der Töchter angelegen ſeyn ließ, wandte man nirgends ſo viel Sorgfalt darauf, Töchter in fremden Sprachen zu unterrichten, und nirgends bekümmerte man ſich ſo wenig darum um, ihnen eine gehörige Kenntniß der Grammatik und Rechtſchreibung der Mutterſprache beyzubringen, als in Deutſchland. Das leztere Gebrechen iſt viel mehr tadelnswerth, als der vorher erwähnte Vorzug lobenswürdig iſt. In unſerm Vaterlande ſind gewiß eben ſo viele Mädchen und Frauen, die ſchön ſchreiben, als in irgend einem andern Lande. Allein wie klein iſt die Zahl derer, welche ihre Mutterſprache richtig reden, und ſchreiben! Die Unbekanntſchaft mit der Grammatik und Rechtſchreibung der Deutſchen Sprache iſt die vornehmſte Urſache, daß unſere Deutſchen Schönen auch andere Sprachen ſelten vollkommen erlernen. Der Unterricht der Töchter im Franzöſiſchen war nie ſo allgemein, als jezt. Die Franzöſiſche Sprache verdiente dieſen Vorzug bisher aus mehreren Gründen. Es ſcheint mir zweyfelhaft, ob dieß noch in zwanzig Jahren der Fall ſeyn werde. Wenn die Töchter vornehmer und reicher Familien Talente zu Sprachen beſitzen; ſo iſt nach der Franzöſiſchen die Engliſche Sprache mehr, als die Italiäniſche zu empfehlen: ausgenommen wenn die Lernenden ſich im künſtlichen Geſange hervorzuthun hoffen. Es iſt in England viel gewöhnlicher, als in Deutſchland, daß Mädchen und Frauen ſich auf die gelehrten Sprachen, wenigſtens auf das Lateiniſche, legen. In Deutſchland bringt die Kenntniß der Lateiniſchen Sprache Mädchen und Frauen in den ungünſtigen Verdacht gelehrter Weiber. In der That müſten auch die Umſtände ſehr entſchuldigend ſeyn, wenn man es verzeihen ſollte, daß ein Frauenzimmer auf die Erlernung einer todten Sprache ſo viel Zeit und Mühe verwandt habe, als man nothwendig darauf verwenden muß, wenn man ihre Werke leicht und mit Vergnügen leſen, und die Schönheiten der Sprache empfinden will. Im ſechszehnten, und der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts war die Lage der Dinge ganz anders. Die neueren Sprachen hatten in dieſem Zeitraum wenig Bildung, und konnten nur wenige Meiſterſtücke aufweiſen. Wenn daher geiſtvolle Mädchen und Frauen ihre Köpfe und Herzen cultiviren wollten; ſo muſten ſie nothwendig die Sprachen lernen, in deren Denkmählern allein man alle ſchöne und nützliche Kenntniſſe beyſammen fand.

Alle Eltern, welche ihre Kinder gut erzogen wiſſen wollen, hegen den Wunſch, daß die Töchter mit der ſchönen Literatur vertraut werden mögen; und alle Mädchen, die ſich zu den gebildeten zählen, würden es ſich zum Schimpf anrechnen, wenn ſie nicht mit dem, was man ſchöne Literatur nennt, bekannt wären. — Was iſt denn aber ſchöne Literatur? — Beſteht ſie in den Almanachen eines jeden Jahrs? in den Schauſpielen, Romanen, und andern Modeſchriften einer jeden Meſſe? Nein! die ſchöne Literatur eines jeden Volks umfaßt alle Werke, deren vornehmſte Abſicht iſt, dem Geiſte und Herzen der Leſer heilſame, oder unſchuldige Vergnügungen zu verſchaffen, oder die wenigſtens durch die Schönheit der Sprache eben ſo ſehr, als durch die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Inhalts anziehen. Zur ſchönen Literatur gehören daher die Arbeiten aller guten Dichter, und unter den Dichtern auch der guten Romanſchreiber: die Werke aller guten Redner und Geſchichtſchreiber: endlich aller guten Reiſebeſchreiber, aller genie- und geſchmackvollen Geſchichtforſcher *), aller moraliſchen und politiſchen Schriftſteller, welche durch die Schönheit oder Originalität ihrer Schreibart Bewunderung verdienten, wie z. B. Montesquieu, Rouſſeau, Helvetius, Schaftsbury, Bolingbroke, Cheſterfield, Möſer, Lichtenberg, u. ſ. w. Wie viele Frauen und Jungfrauen hätten Zeit und Luſt, die ſchöne Literatur nur Eines gebildeten Volks zu erſchöpfen; und wenn ſie dieſes nicht konnten, oder wollten, war es dann nicht eine wichtige Frage, welche ſie ſich ſelbſt, oder ihre Eltern, Lehrer und Gatten ihnen hätten vorlegen ſollen: welche Zweige der ſchönen Literatur es am meiſten verdienen, daß man ſich mit denſelben bekannt mache: oder von welchen man das meiſte und reinſte Vergnügen, und den gröſten Nutzen zu erwarten habe. Es iſt ein gerechter und trauriger Vorwurf, den man dem leſenden Publico überhaupt, beſonders aber den jungen Leuten von beyderley Geſchlecht machen muß: daß ſie nämlich bey ihrer Lectür nicht ſo wohl auf das Gute, als auf das Neue ſehen: daß ſie das ſchlechte und mittelmäßige Neue dem

---

*) z. B. Bayle.

dem guten, und vortrefflichen Nicht-Neuen vorziehen; und daß ſie durch dieß wahlloſe Verſchlingen von Neuigkeiten ſehr häufig den Kopf verdrehen, auch nicht ſelten das Herz verderben. Der überwiegende Hang zum Neuen hat die Leſegeſellſchaften, und Leſebibliotheken vervielfältigt. Allein eben dieſe Inſtitute haben auch unläugbar den verdorbenen Geſchmack der leſenden Welt befördert, und befördern ihn noch immer; und beide ſollten daher unter eine genauere Aufſicht genommen werden, als bisher geſchehen iſt *). So lange dieß nicht geſchieht, ſo lange ſollten Eltern, Lehrer und Vorgeſezte ihre Kinder und Zöglinge ernſtlich daran erinnern, daß es nicht ſo wohl darauf ankomme, ob man viel, ſondern ob man etwas Gutes leſe: daß man das

---

*) Man ſollte z. B. es einem jeden Beſitzer einer Leſebibliothek zur Pflicht machen, daß er die beſten, allgemeinen = intereſſanten Werke ſeiner Nation anſchaffte, damit Liebhaber wenigſtens die Wahl zwiſchen guten und ſchlechten Büchern hätten. Die Leſebibliotheken ſind die vornehmſten Käuferinnen von Romanen. Man würde alſo das Leſen, und mit dem Leſen das Schreiben von ſo vielen ſchlechten und mittelmäßigen Romanen verhindern, wenn man es zum Geſetze machte, daß Leibbibliotheken keine andere Romane, als die von der vorletzten Meſſe anſchaffen dürften.

Gute ſelbſt nach einem gewiſſen Plane le- müſſe; und daß unter allen Eitelkeiten keine elender ſey, als dieſe: ſich damit zu brüſten, daß man alles Neue, oder gar alles Neue zuerſt leſe *).

Die Jugend beiderley Geſchlechts ergreift unter allen Modeſchriften, welche man zur ſchönen Literatur rechnet, keine ſo begierig, als die Romane. Nach vieljährigen Beobachtungen muß ich nothwendig den Ausſpruch thun: daß unverheirathete Mädchen entweder vor allen Romanen bewahrt, oder daß ihnen höchſtens diejenigen Romane in die Hände gegeben werden, in welchen die Sitten ganzer Nationen, Stände und Zeitalter, oder höchſt merkwürdige Charaktere geſchildert, oder herrſchende Thorheiten und Vorurtheile lächerlich gemacht werden, wie in den Werken eines Cervantes, Le Sage, Smoller, Fielding, Voltaire,

u.

---

*) Dieß alles war längſt geſchrieben, als Herr Canzleyſecretär Brandes ſeine vortreffliche Abhandlung über die Leſern der Modebücher in das 6 und die folgenden Stücke des Hannöveriſchen Magazins von dieſem Jahre, einrücken ließ. Ich verweiſe meine Leſer und Leſerinnen, welche die Arbeit meines Freundes noch nicht kennen, auf dieſe Worte geredet zu ihrer Zeit.

u. ſ. w. Alle übrige Romane würde ich unverheiratheten Frauenzimmern, die ihre Phantaſie und ihr Herz eben ſo rein, als ihren jungfräulichen Cörper bewahren wollen, unbedingt unterſagen. Die verderblichſten ſind unſtreitig diejenigen, welche die Freuden der ſinnlichen Liebe mit den feurigſten, die Sinne entzündenden, Zügen ausmahlen: die Liebe ſelbſt als eine unwiderſtehliche Leidenſchaft darſtellen, und die Schwachheiten der Liebe auf eine ſolche Art mildern, oder verſchönern, daß ihre entehrten Opfer nicht bloß Mitleiden, ſondern beynahe Bewunderung erregen, und zur Nachahmung auffordern. Man müſte wenig in der Welt erfahren haben, wenn man nicht eine, oder die andere Bethörte hätte kennen lernen, welche das Glück ihres ganzen Lebens dem Wahn der unwiderſtehlichen Liebe aufopferten, und dabey glaubten, daß die Welt ſolchen Damen, wie ſie ſeyen, die ſo viel Geiſt, ſo viele Kenntniſſe, ſo viel Tugend beſaßen, die Verirrungen der allgewaltigen Liebe wohl verzeihen müſſe. — So wie jene verruchten Schriften die Sitten von Mädchen und Frauen zu Grunde richten, ſo verdrehen die Richardſonſchen und andere ihnen ähnliche Romane, in welchen die Liebe, die Liebhaber, und Geliebten idealiſirt werden, den Verſtand. Wie viele ſchwachköpfige, und weichherzige Schwärmerinnen mögen ſich wohl nach Richardſon's Heldinnen gebildet: wie viele mögen Richardſon's Helden mit ſehnſuchtsvoller Liebe aufgeſucht, und ſich am Ende auf eine ſchreckliche Art getäuſcht haben: es ſey nun, daß ſie das, was ſie ſuchten, nie fanden, oder eine Zeitlang es wirklich gefunden zu haben ſich einbildeten. Wenn ich die Romane von gemeinem Schlage nach der nicht geringen Zahl, welche ich auf dringende Empfehlungen einzuſehen mir die Mühe gegeben habe, beurtheilen darf; ſo verſtoßen ſie entweder wider die Geographie und Geſchichte, oder gegen eine richtige Welt- und Menſchenkenntniß, oder gegen alle Geſetze der Wahrſcheinlichkeit auf eine ſo gröbliche Art, daß diejenigen, die ſolche Schriften zur gewöhnlichen Lectür machen, ihren Kopf mit falſchen, oder halbwahren, und verſtümmelten Kenntniſſen anfüllen, und zur richtigen Beobachtung der Menſchen und menſchlichen Angelegenheiten beynahe untüchtig werden. Die allgemeinſte ſchädliche Wirkung, welche der Geſchmack am Romanen-Leſen hervorbringt, iſt unſtreitig dieſe, daß dieß Leſen zuletzt Bedürfniß wird, und gegen das Leſen anderer guten Bücher gleichgültig macht, oder gar einen Widerwillen einflößt. Wenn man keine erträgliche Romane haben kann, ſo begnügt man ſich mit den mittelmäßigen, und ſchlechten. Man verwünſcht das elende Geſchreibſel, und blättert es doch bis zu Ende durch, um wenigſtens zu erfahren, was das Mährchen für einen Ausgang nehme. Wie unendlich viel mehr Vergnügen, und Nutzen ſchöpfen diejenigen aus ihrer Lectür, welche in den, der ſtillen Unterhaltung gewidmeten Stunden die beſten Dichter und Reiſebeſchreiber, die beſten Geſchicht- und Lebensbeſchreiber, die beſten Memoiren ihrer und anderer Nationen in die Hände nehmen! Die Geiſtes-Cultur des andern Geſchlechts wird nicht eher den Grad erreichen, den ſie erreichen kann, wenn nicht Frauen und Jungfrauen ſich von der loſen Speiſe der Romane zu einer geſündern, und zugleich ſchmackhaftern Geiſtesnahrung hinwenden.

Manche Mädchen und Frauen begnügen ſich nicht damit, diejenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erlangen, welche ſie brauchen, um verſtändige Gattinnen, Mütter, und Hausfrauen, oder angenehme und unterrichtete Geſellſchafterinnen zu werden. Es iſt ihnen auch nicht genug, an der Seite der Männer in den Tempel der Kunſt einzugehen. Nein! ſie wollen auch in die innerſten Heiligthümer der Wiſſenſchaften eindringen. Wir ſind, können ſie allerdings ſagen, nicht bloß dazu beſtimmt, die Sinne der Männer auf dieſer Erde zu ergötzen. Unſer Geiſt iſt unſterblich, wie die Seelen der Männer es ſind. Warum ſollten wir nicht unſerm unſterblichen Geiſte mit Hülfe ächter Wiſſenſchaft Flügel anſetzen, wodurch wir uns ſchon während unſeres gegenwärtigen Zuſtandes in höhere Regionen erheben, und dereinſt in beſſeren Welten den Geiſtern unſerer geliebten Männer und Söhne nachfliegen können?

Ich ſtimme darin mit den erklärteſten Lobrednern des andern Geſchlechts überein, daß den Weibern nichts Schönes und Großes, was den Geiſt und das

Herz bilden kann, unbedingt verſchloſſen werden muß. Es gab, und wird immer einzelne weibliche Individuen geben, welche ſich zu den Vergnügungen und Pflichten der Ehe nicht berufen fühlen, und dieſe Vergnügungen und Pflichten, welche ſie nicht genießen und erfüllen können, durch andere menſchliche Freuden und gute Werke zu erſetzen ſuchen. Es gab, und wird immer Weiber von einem männlichen Geiſte, und männlichen Neigungen geben, welche ſelbſt die Pflichten ihres Geſchlechts mit überweiblichen Beſchäfftigungen zu verbinden wiſſen. Es wäre grauſam, wenn man irgend einen natürlichen, wenn gleich nicht gewöhnlichen Hang, irgend eine natürliche, wenn gleich nicht gewöhnliche Anlage, unbefriedigt, und ungeübt laſſen wollte. Manche Frauen und Jungfrauen thaten ſich durch die Bearbeitung der höheren Mathematik, oder der Rechte, oder der Gottesgelahrtheit, und Philoſophie hervor. Warum ſollten ſich dann nicht Andere auf eine jede andere Wiſſenſchaft, zu welcher ſie Luſt und Geſchmack haben, mit gleichem Erfolge legen können?

Daraus aber, daß einzelne Perſonen des andern Geſchlechts von ungewöhnlichen Fähigkeiten, und in ungewöhnlichen Lagen einen freyen Zutritt zu allen Zweigen der menſchlichen Erkenntniß haben, daraus folgt im Geringſten nicht, daß die Weiber überhaupt ſich gleich den Männern, auf alle Wiſſenſchaften legen können, und ſollen. So bald von Weibern überhaupt, das heißt von ſolchen Weibern die Rede iſt, welche nicht ganz außerordentliche Kräfte beſitzen, und ſich der Beſtimmung ihres Geſchlechts nicht entziehen wollen; ſo wird der Kreis der Wiſſenſchaften, die ihnen angemeſſen ſind, viel enger, als für Jünglinge und Männer, welche entweder den Wiſſenſchaften ſelbſt, oder ſolchen Aemtern und Geſchäfften gewidmet ſind, wozu tiefe und ausgebreitete Kenntniſſe erfordet werden. Es iſt leere Sophiſterey, oder Declamation, wenn man aus dem Grunde, daß Weiber eben ſo wohl eine vernünftige und unſterbliche Seele haben, als die Männer, auf eine vollkommne Gleichheit des Unterrichts und der Erkenntniß dringt, da doch im Ganzen nicht nur die Beſtimmungen, ſondern auch die Geiſteskräfte beider

der Geſchlechter ſo ſehr von einander verſchieden ſind *).

Wenn Mädchen, und Frauen der höheren und mittleren Claſſen Zeit und Luſt haben, ſich wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu erwerben; ſo kann man ihnen keine dringender empfehlen, als die Geographie, beſonders die von Europa, und von allen übrigen Ländern, die für unſern Erdtheil am wichtigſten ſind: die neuere Geſchichte der vornehmſten Europäiſchen Staaten: populäre Pſychologie und Moral: die Wahrheiten der natürlichen Religion, wie ſie von einem Reimarus, Mendelsſohn, Jeruſalem, u. ſ. w. vorgetragen worden ſind; und

end-

---

*) Miß Wollſtonecraft deraiſonnirt nicht leicht irgendwo mehr, als da, wo ſie wünſcht, daß Knaben und Mädchen in denſelbigen Schulen und zwar auch in der Anatomie und Chirurgie unterrichtet werden, damit die Männinnen nicht nur für ihre eigene, ſondern auch für die Geſundheit ihrer Kinder, Eltern, und Männer ſorgen können. p. 410. Not only to enable them to take proper care of their own health, but to make them rational nurſes of their infants, parents, and husbands; for the bills of mortality are ſwelled by the blunders of ſelf-willed old women, who give noſtrums of their own without Knowing any thing of the human frame. Der Verfaſſer des Buchs über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber S. 231. gibt der gelehrten Engländerinn nichts nach.

endlich intereſſante Theile der Naturlehre, und Naturgeſchichte, die ohne tiefe mathematiſche Vorkenntniſſe, und ohne das mühſame Studium einer ſyſtematiſchen Nomenclatur gelernt und gelehrt werden können. Indem ich die genannten Wiſſenſchaften gebildeten Weibern überhaupt empfehle, erwarte ich nicht, daß jedes Frauenzimmer ſich mit einer jeden der vorgeſchlagenen Wiſſenſchaften beſchäfftigen ſolle. Es iſt ſchon genug, wenn man aus dem ſchönen Cranze nur eine Freundinn ſeiner Muſſe, und eine Begleiterinn durch das ganze Leben wählt. Die Einen, wie die Andern leiſten in höheren, oder geringeren Graden drey wichtige Vortheile: ſie gewähren nicht nur einen unſchuldigen, ſondern angenehmen und nützlichen Zeitvertreib: ſie machen zum Umgange mit unterrichteten Männern, und zur Theilnahme an wichtigen Geſprächen immer fähiger: ſie bilden endlich das Herz, oder üben und ſtärken wenigſtens den Geiſt: welche lezteren wohlthätigen Wirkungen man in allen Angelegenheiten des thätigen Lebens, und zwar nicht bloß in der gegenwärtigen, ſondern auch in den künftigen Perioden unſers Daſeyns

ſeyns

ſeynd empfinden wird. Alle von mir empfohlene Wiſſenſchaften haben ſo viele Reitze, daß, wenn man ſich nur einigermaaßen mit denſelben bekannt gemacht hat, man bald und gern den leichten, oft geſchmackloſen Spielwerken der literariſchen Mode entſagen wird.

Gelehrte Weiber waren nie ſchlimmer berüchtigt, als in unſern Zeiten. Einer unſerer berühmteſten Schriftſteller, der von jeher die ſchöne Hälfte des menſchlichen Geſchlechts eifrig verehrte, und lange Einer der gröſten Günſtlinge deſſelben war, bat neulich den lieben Herr Gott, daß er unſer Europa außer andern Landplagen auch vor gelehrten Weibern bewahren, oder davon befreyen wolle. Je allgemeiner und feindſeliger man ſich gegen gelehrte Weiber erklärt, deſto nothwendiger iſt es, daß man ſorgfältig beſtimme, was man ſich unter dem Schimpfworte: gelehrte Weiber, zu denken habe, damit man nicht ungerecht werde, oder etwas tadele, was Lob verdient. Wenn der Beynahme eines gelehrten Weibes ein Schimpfwort iſt, ſo kann man unmöglich darunter ſolche Mädchen und Frauen verſtehen, welche von ihrer erſten Kindheit an in der Abſicht, die Pflichten ihres Geſchlechts deſto beſſer zu erfüllen, allerley ſchöne und nützliche Kenntniſſe geſammelt haben: geſezt auch, daß dieſe Kenntniſſe die Gelehrſamkeit mancher Gelehrten von Profeſſion an Umfang und innerem Werth übertreffen ſollten. Eben ſo wenig kann man ſolche Perſonen des andern Geſchlechts zu den gelehrten Weibern rechnen, welche alle ihre Zeit und Kräfte, worüber ſie frey disponiren konnten, den Künſten, und Wiſſenſchaften widmeten; entweder, weil ſie wichtige Urſachen hatten, ſich dem Stande von Müttern, Gattinnen und Hausfrauen zu entziehen; oder weil ſie in einer Lage waren, wo ſie alle übertragbare eheliche, mütterliche, und hausfräuliche Pflichten zuverläßigen Stellvertretern, oder Stellvertreterinnen übergeben konnten. Wer möchte die vielen erlauchten und edlen Weiber des ſechszehnten, und ſiebenzehnten Jahrhunderts anklagen, welche Künſte und Wiſſenſchaften mit großem Eifer ſtudierten, Künſtler und Gelehrte beſchützten, und doch zugleich muſterhafte Regentinnen, oder Rathgeberinnen von Regentinnen, zärtliche Gattinnen, und treue Mütter waren?

ren? Weibliche Gelehrſamkeit wird nur alsdann unnatürlich, und zum gerechten Vorwurf, wenn ſie Perſonen des andern Geſchlechts entweder von ihrer Beſtimmung ableitet, oder ſie wenigſtens veranlaßt, daß ſie nicht das leiſten, was ſie als gewiſſenhafte Gattinnen, Mütter, und Hausfrauen leiſten ſollten. Der aus einer ſolchen Gelehrſamkeit entſpringende Tadel wird nur gemildert, nicht aufgehoben, wenn die weibliche Gelehrſamkeit auch mit der anſpruchloſeſten Beſcheidenheit verknüpft iſt: wenn Frauen und Jungfrauen ſich Künſten, und Wiſſenſchaften nicht aus Eitelkeit, ſondern aus innerm unwiderſtehlichem Triebe weihen: wenn ſie dieſe Neigung, und deren Befriedigung vor der ganzen Welt verbergen möchten. Um deſto verächtlicher aber ſind die Thörinnen, welche aus weiblicher Eitelkeit nach männlicher Gelehrſamkeit, oder gar nur nach dem Scheine derſelben trachten, und um dieſes Flittergoldes, oder falſchen Scheins willen ſich für berechtigt halten, Männer, Kinder, und Hausweſen zu vernachläßigen. Die meiſten gelehrten Weiber in der ſchlimmen Bedeutung des Worts waren, und ſind nichts weniger, als gelehrt. Wer kannte, oder kennt nicht Närrinnen, die eine gewiſſe Lectür in Romanen, Gedichten, und anderen modiſchen Büchern in ſich ſelbſt als hohe Gelehrſamkeit bewunderten, und um dieſer vermeintlichen Gelehrſamkeit willen die würdigſten Perſonen ihres Geſchlechts, welche weniger beleſen waren, neben ſich verachteten? Welcher Gelehrte von einigem Rufe wurde nicht von ſolchen Närrinnen aufgeſucht, und beynahe verfolgt, bloß damit ſie ihre Gelehrſamkeit auszukramen Gelegenheit hätten? Welcher bekannte Schriftſteller endlich hörte, oder las nicht das bunte Flickwerk einer neoteriſchen Sprache, oder Schreibart, welche ſeynwollende gelehrte Weiber aus modiſchen Wörtern, und Kunſtausdrücken mühſam zuſammenſetzten? Die gefährlichſten Geſellſchafter für ſolche Thörinnen ſind eitle Gelehrte, denen es ſchmeichelt, von vornehmen, oder hübſchen Weibern geſucht, und bewundert zu werden; und die daher ihre Bewunderinnen zu Vertrauten ihrer gelehrten Geheimniſſe, und zu Richterinnen der neuen Producte ihres Genies machen. Wenn gelehrte Weiber auf dieſe Art mit einem, oder einigen eitlen Gelehrten zuſammengekoppelt ſind; ſo iſt ihre geſunde Vernunft meiſtens für ihr ganzes Leben verloren, und ſelbſt ein zweyter **Moliere** wäre nicht im Stande, die am Geiſte und Herzen kranken Thörinnen zu heilen. Mir ſind große Verehrer des andern Geſchlechts bekannt, welche in der Geſellſchaft von gelehrten Weibern, die auf ihre Kenntniſſe ſtolz ſind, und Gelehrſamkeit höher, als die Erfüllung wichtiger Pflichten ſchätzen. einen ſolchen Eckel empfinden, daß ſie in Gefahr kommen, der Schonung zu vergeſſen, die man ohne Ausnahme mit den Schwachheiten von nicht ſittenloſen Weibern haben ſollte. In der That ſind gelehrte Weiber in der ſchlimmen Bedeutung des Worts ſo unerträglich, und zugleich ſo ſchädlich, daß ihre Thorheiten auf den Theatern aller cultivirten Völker gleichſam einen ſtehenden Charakter ausmachen, und ohne Unterlaß mit den ſchärfſten Geiſſeln der Satire gezüchtigt werden ſollten, bis das ganze Gezüchte ausgerottet wäre.

Die Cultur des andern Geſchlechts iſt unter den urſprünglich-Europäiſchen Völkern kaum ſo ſehr von einander verſchieden, als die Lage erwachſener Jungfrauen, und das Verhältniß der Töchter zu den Müttern. Im ſüdlichen Europa und ſelbſt in Frankreich waren die Töchter bisher entweder in Clöſter, oder in die Häuſer ihrer Eltern eingeſperrt. Weit entfernt, an den Luſtbarkeiten der Mütter Theil zu nehmen, konnten ſie ihre Gefängniſſe niemahls, oder nur ſelten verlaſſen. Ihre Gefangenſchaft hörte nicht eher, als mit der Ehe auf, nach welcher die Mädchen ſich deßwegen am meiſten ſehnten, weil ſie dadurch aus einem Zuſtande von Knechtſchaft, und peinlichen Entbehrungen in eine volle Freyheit, und in den Genuß längſt erwarteter Vergnügungen verſezt wurden. Im nördlichen Europa waren erwachſene Jungfrauen nie ſo eingeſperrt, und von den Freuden des Lebens auf eine ſo harte Art ausgeſchloſſen, als im ſüdlichen. Selbſt unter den nördlich-Europäiſchen Völkern trifft man in den Lagen erwachſener Mädchen, und den Verhältniſſen der Töchter zu den Müttern merkliche Abweichungen an, unter welchen ich mich aus Mangel von genauen Beobachtungen bloß auf diejenigen einſchränke, welche ich im ſüdlichen,

chen, und nördlichen Deutſchland wahrgenommen zu haben glaube. Im Süden von Deutſchland ſind erwachſene Jungfrauen viel weniger bedeutend, oder man erweist ihnen viel weniger Achtung, und Aufmerkſamkeit, als im Norden. Zuerſt ſind im ſüdlichen Deutſchland erwachſene Töchter nicht ſo unzertrennliche Gefährtinnen der Mütter, als im nördlichen. Wenn ſie aber auch die Mütter in Geſellſchaften begleiten, ſo wagen ſie es nicht, einen ſo unbefangenen Antheil an den Geſprächen weiblicher Zirkel zu nehmen, als in unſeren Gegenden geſchieht. Männer und Jünglinge, welche in weibliche Geſellſchaften eintreten, bekümmern ſich wenig, oder gar nicht um die Mädchen, ſondern allein, oder vorzüglich um die Frauen. Zu Spielpartien werden Mädchen entweder gar nicht, oder viel ſeltener, als unter uns, zugezogen. Selbſt bey Bällen iſt es auffallend, daß die Frauen und nicht die Mädchen die überwiegende Parthey ſind. An den Höfen verlangen es die älteſten und vornehmſten Damen als eine Schuldigkeit, daß ſelbſt die jungen Herren ſich mit ihnen mehr, als mit den ſchönſten Fräulein beſchäfftigen. Viel

natür-

natürlicher iſt die Gleichheit, oder die geringe Ungleichheit, welche unter den Frauen, und Jungfrauen des nördlichen Deutſchlandes herrſcht. Weniger natürlich hingegen, iſt das Uebergewicht, welches die Mädchen über die Frauen an allen Orten gewinnen, wo viele unabhängige Männer beyſammen ſind, die nicht nöthig haben, auf Convenienzen zu ſehen, ſondern einzig und allein ihrem Geſchmack folgen, und indem ſie dieſes thun, in allen zum gemeinſchaftlichen Vergnügen beſtimmten Geſellſchaften ſchöne und junge Mädchen den verheiratheten Frauen, wenn auch aus keinem andern, wenigſtens aus dieſem Grunde vorziehen, weil ſie ſich in ihrer Geſellſchaft wenig oder gar nicht geniren dürfen. Ein ſolches Uebergewicht der Mädchen über die Frauen iſt für beide jugendliche Alter nachtheilig. Jünglinge und junge Männer gewöhnen ſich an einen vertraulichen, oder zuverſichtlichen Ton, der ihnen in der Folge große Unannehmlichkeiten zuziehen kann, wenn ſie ihn nicht bey Zeiten ablegen. Mädchen, die beſtändig vorgezogen werden, bilden ſich leicht ein, daß ſie mehr werth ſeyen, als die zurückgeſezten Frauen, oder daß wenigſtens Jugend und Schönheit höher geſchätzt zu werden verdienten, als alle übrige weibliche Vollkommenheiten zuſammengenommen.

Selbſt unter den cultivirten Nationen unſers Erdtheils genießt das andere Geſchlecht weder gleiche Achtung, noch gleiche geſetzliche Vorrechte. Die Weiber ſind unter einem Volke um deſto mehr geachtet, je mehr man ihnen nicht gemeine, entweder angenehme, oder nützliche Talente, Fertigkeiten, Kenntniſſe, und Tugenden zutraut: je eine größere vernünftige Freyheit man ihnen geſtattet: je mehrere, und wichtigere Geſchäffte man ihnen übergibt, oder über je wichtigere Dinge man ſie zu Rathe zieht, oder ſich mit ihnen unterhält: je mehr man die ihrem Geſchlechte eigenthümliche Schaamhaftigkeit ehrt: je kräftiger man endlich der Schwäche, Furchtſamkeit, und Gebrechlichkeit ihres Geſchlechts zu Hülfe kommt. Hingegen werden die Weiber um deſto geringer geachtet, je weniger man die Kräfte und übrigen Eigenſchaften vernünftiger und ſelbſtändiger Weſen in ihnen vorausſezt: je mehr man ſie als willenloſe Kinder, oder als bösartige Sclavinnen behandelt: je weniger man ihnen ernſthafte Beſchäfftigungen übrig läßt, oder von ernſthaften Dingen mit ihnen ſpricht: je kühner man ihre Schaamhaftigkeit verlezt, und ihre Tugend angreift: je leichtſinniger, oder gewiſſenloſer man ihre Tugend, und ihr Glück zu Grunde richtet, wenn man ſie nur zu Werkzeugen ſträflicher Begierden machen kann. Wenn die jezt mitgetheilten Maaßſtäbe der Hochſchätzung, und Geringſchätzung des andern Geſchlechts richtig ſind; ſo kann man keinen Augenblick zweyfeln, daß die Weiber im Norden von Europa vielleicht weniger angebetet, aber vielmehr geachtet werden, als im Süden. Die Spanier, und Italiäner ſchloſſen ihre Weiber bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts aus Mißtrauen gegen die Tugend derſelben, wie Sclavinnen ein; und wenn ſie ihnen jezt eine zügelloſe Freyheit geſtatten, ſo geſchieht dieſes nicht in dem Zutrauen, daß die Entfeſſelten einen guten Gebrauch von ihrer Freyheit machen werden, ſondern weil eine allgemeine und unwiderſtehliche Mode es ſo verlangt. Die ſüdlichen Nationen Europens halten die Weiber nicht einmahl für fähig, die gemeinſten häuslichen Arbeiten zu verrichten. Wie ſollte es ihnen denn einfallen, ſie über wichtige häusliche, oder öffentliche Angelegenheiten zu Rath zu ziehen, oder ſich mit ihnen über bedeutende literariſche Producte zu unterhalten? Unter eben dieſen Völkern redet man zu den Weibern, und handelt gegen die Weiber, als wenn ſie weder Sittſamkeit, noch weibliche Tugend hätten. Mögen die Cicisbeen ihre Damen wie Göttinnen anbeten, oder wie häusliche Sclaven ihren Gebieterinnen dienen! Man ehrte nicht immer die Götter, welche man durch Kniebeugungen und Niederwerfungen äußerlich verehrte. Auch in der Ritterzeit war der Pomp des Damendienſtes ſehr ſelten mit wahrer Achtung verbunden. Wem iſt es endlich unbekannt, daß unter der wegen ihrer Galanterie am meiſten berühmten Nation, die galanteſten Jünglinge, und Männer die möglichſt geringe Achtung gegen das von ihnen getäuſchte, und gemißhandelte Geſchlecht hatten?

Ich möchte es eher wagen, zu beſtimmen, unter welchem der nördlichen cultivirten Völker Europens die Damen am meiſten Achtung verdienen, als wo ſie dieſelbe wirklich genießen. — Höchſt rührend, und nicht weniger ehrenvoll iſt die außerordentliche Aufmerkſamkeit, und Ehrfurcht, welche unter den Niederländern, und Engländern alle Claſſen, ſelbſt der unbändigſte Pöbel, ſchwangeren Frauen und Kindbetterinnen beweiſen *). So bald es unter den vormahls freyen Niederländern bekannt wurde, daß eine Frau Hoffnung habe, Mutter zu werden; ſo betrachtete man ſie wie eine Heilige, welcher ein Jeder zu gefallen leben, und alle Unannehmlichkeiten, ſo viel, als möglich, erſparen müſſe. Wenn eine ſchwangere Dame in Geſellſchaft erſchien, ſo beſtrebte ſich alles, jeden ihrer aufſteigenden Wünſche zu befriedigen, und ſie durch eine ungewöhnliche Zuvorkommenheit vor allen andern auszuzeichnen. Am lebendigſten und unermüdlichſten war die Sorgfalt der Ehemänner. Wenn dieſe auch in ihrem Bräutigamsſtande laue Liebhaber geſchienen hatten; ſo zeigten ſie ſich während der Schwangerſchaft, und Niederkunft ihrer Frauen als deſto zärtlichere Gatten. Nur allein die Beſcheidenheit, und

---

*) Grabner S. 170. Archenholtz 1 B. II. Th. S. 425. 426.

und vernünftige Mäßigung der Niederländerinnen waren Urſache, daß die Bereitwilligkeit der Männer ſelten, oder niemahls gemißbraucht wurde.

Auch in England iſt das Angſtgeſchrey einer ſchwangern Frau, oder ihres Begleiters hinreichend, das undurchdringlichſte Gedränge des Volks ſchneller auseinander zu treiben, als ein Wetterſtrahl es zu thun in Stande wäre. Wenn ein wüthender Pöbel ſchon angefangen hat, das Haus einer ihm verhaßten Perſon zu beſtürmen; ſo läßt er gleich ab, ſo bald er hört, daß durch die Fortſetzung ſeiner Wuth eine Kindbetterinn, oder ein neugebornes Kind in Gefahr kommen würde *).

Unter keinem Europäiſchen Volke hatte, oder hat auch jezt noch das ſchwächere Geſchlecht mit dem ſtärkern gleiche bürgerliche Rechte: weder in Rückſicht auf Erbſchaft, und Erbfolge, noch auf eheliche Verbindung, oder auf die Verwaltung, und Veräußerung von Gütern: am allerwenigſten in Anſehung gerichtlicher Verhandlungen, oder der Theilnahme an der geſetzgeben-

---

*) l. c.

ſetzgebenden und ausübenden Gewalt des Staats. Die Rechte der Weiber waren von jeher nicht nur unter den verſchiedenen Nationen unſers Erdtheils, ſondern ſogar unter demſelbigen Volke zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Man kann von mir nicht erwarten, daß ich alle Verſchiedenheiten, und Abänderungen des Weiberrechts unter den vornehmſten Europäiſchen Völkern ausführlich auseinanderſetze; und noch weniger, daß ich ſorgfältig unterſuche, ob, und in wiefern man den Weibern hier zu viel geſtattet, und dort zu viel verſagt habe. Ich werde meine Leſer nur auf einige der merkwürdigſten Revolutionen, oder Sonderbarkeiten, und Widerſprüche des Weiberrechts aufmerkſam machen; und bin übrigens der Meinung, daß alle Einſchränkungen der Weiber, und alle Verſagungen von Rechten, in welchen die edelmüthigſten, und aufgeklärteſten Europäiſchen Völker ſeit Jahrhunderten übereinſtimmen, nicht zur Unterdrückung, ſondern zum wahren Wohl des andern Geſchlechts abzielen; und daß man dieſem daher einen ſchlechten Dienſt erweiſen würde, wenn man die zu ſeinen Gunſten geſezten Schranken niederreiſſen,

ſen, die zu ſeinem Glück verſagten Freyheiten ertheilen, und überhaupt das gleich zu machen verſuchen wollte, was die unveränderliche Natur ſelbſt ungleich gemacht hatte.

Unter allen alten Germaniſchen Völkern war es Grundſatz und Grundgeſetz, daß Weiber kein Stammgut, und in der Folge kein Lehngut eigenthümlich beſitzen konnten, weil ſie nicht im Stande waren, das Eine und das Andere mit eigener Hand gegen die Feinde des Vaterlandes zu vertheidigen. Dieſelbige Schwäche des Geſchlechts, welche die Weiber von dem eigenthümlichen Beſitz unbeweglicher Güter ausſchloß, entfernte ſie auch von der Fürſtenwürde, ſo lange dieſe bloß in der Würde eines oberſten Anführers im Kriege beſtand, und mit wiederkehrendem Frieden aufhörte. Als aber die Fürſtenwürde im Frieden, wie im Kriege fortdauerte, und entweder lebenslänglich, oder gar erblich wurde: als die Fürſten nicht bloß Heerführer, ſondern auch oberſte Richter waren, und nicht ſelten Feldherren ernannten, welche im Kriege ihre Stelle vertraten; ſo nahmen die Deutſchen Völker faſt allgemein Regentinnen, und ſelbſt Fürſtinnen an. — Die alt-Deutſchen Jungfrauen erhielten von ihren Vätern, oder Brüdern zwar Ausſtattung, aber keinen Brautſchatz; und nach dem Tode der Väter theilten ſich die Söhne allein, mit Ausſchließung der Töchter, in das väterliche Stammgut. Bräutigame, und Ehemänner ſezten ihren Bräuten und Frauen Morgengabe und Witthum aus. Beide beſtanden häufig in mehr oder weniger großen Gütern, von welchen aber die Frauen nur, ſo lange ſie lebten, den Nießbrauch hatten. Nach ihrem Tode kehrten die von ihnen genutzten Güter in die Familien der Männer zurück. Dieß uralte Weiberrecht wurde unter allen Deutſchen Völkern erſchüttert, ſo bald ſie ſich in den Römiſchen Provinzen niedergelaſſen hatten, oder mit den Römiſchen Geſetzen bekannt geworden waren. Man fing zuerſt an, den Töchtern nicht bloß eine Ausſtattung, ſondern auch einen Brautſchatz mitzugeben; und dieſer Brautſchatz beſtand anfangs bloß in Knechten, Pferden, und anderem Vieh. Bald nachher ſezten die Väter ihre Töchter auch zu Erbinnen, und zwar anfänglich nur zu ungleichen, in der

Folge aber zu gleichen Theilen mit den Söhnen ein. Bräutigame und Gatten ahmten bald die Freygebigkeit der Väter nach. In vielen Gegenden entſtand Gemeinſchaft der Güter unter Eheleuten, und mit der Gemeinſchaft der Gütter die undeutſche Rechtsregel: daß der längſtlebende Theil der einzige Erbe der gemeinſchaftlichen Güter ſey. Jungfrauen, Frauen, und Witwen wurden die Erbinnen und Beſitzerinnen nicht nur von Stamm- ſondern auch von Lehngütern. Selbſt in ſolchen erlauchten, und edlen Geſchlechtern, wo man das alt-Deutſche Erbrecht behauptete, oder gar das Erſtgeburtsrecht einführte, geſtattete man Erbtöchtern Vorrechte, die unſeren älteſten Vorfahren gänzlich unbekannt waren. Man kann allerdings fragen, ob die Deutſchen Völker wohl daran thaten, daß ſie ihr angeſtammtes Recht gegen das Römiſche Recht vertauſchten. Wenn man das erſtere auf einmahl wieder geltend machte, ſo läßt ſich vorausſehen, daß manche Vortheile dadurch erreicht, manche Mißbräuche vernichtet werden würden. Allein kein Menſch kann ohne vieljährige Erfahrungen entſcheiden, ob, alles gegen einander

der abgewogen, das alte Recht dem neuen, oder umgekehrt vorzuziehen ſey. Ein günſtiges Vorurtheil für die Abänderungen des alt-Deutſchen Rechts liegt darin, daß alle Deutſche Völker ſie nicht nur unternommen, ſondern auch in den Zeiten der höchſten Cultur beybehalten haben.

Unter keinem Deutſchen Volke wurden Weiber ſo ſehr als Sclavinnen oder Kinder behandelt, wie unter den Römern. Selbſt die Aufnahme des Römiſchen Rechts brachte unter keinem Volke Germaniſchen Urſprungs die Töchter ſo ſehr in die Gewalt der Väter, und die Frauen ſo ſehr in die Hand der Männer, als beide unter den Römern waren. Muß man ſich nicht daher höchlich darüber wundern, daß gerade diejenige Nation, die ſich am hartnäckigſten gegen die Einführung des Römiſchen Rechts, als eines Despotenrechts ſträubte, und die ſchon lange wegen ihrer ſchönen Weiber, und des Anſehens ihrer ſchönen Weiber berühmt war, daß dieſe die Römiſchen Begriffe von der Unterwürfigkeit der Weiber, und dem unbedingten Gehorſam derſelben gegen die Männer am meiſten angenommen hat? Nach den Engliſchen Geſetzen werden verheirathete Weiber nicht nur als ein Eigenthum der Männer angeſehen, ſondern auch als Kinder, die keinen Willen haben, oder als Sclavinnen, die ihren Willen dem Willen der Herren unterwerfen müſſen. Ein Engländer, der ſeiner Frau überdrüſſig iſt, kann dieſe öffentlich, wie ein Stück Vieh verkaufen: wobey jezt freylich ſtillſchweigend vorausgeſezt wird, daß die Frau damit zufrieden iſt, ſich verkaufen zu laſſen *). Die neueſten Beſchreiber von England führen ganz friſche Beyſpiele des Verkaufs von Weibern an. Ein Herzog kaufte die Frau ſeines Kutſchers, und ein Schuſter in Worceſter die Frau eines Tagelöhners, die an einem Strick um den Hals auf den Markt geführt, und gegen fünf Pfund Sterling ihrem Käufer übergeben wurde. Die Engliſchen Geſetze erkennen ſo wenig einen eigenen Willen verheiratheter Frauen an, daß ſie bey gemeinſchaftlichen Verbrechen von Eheleuten nur allein den Mann, nicht die Frau ſtrafen, und auch den Mann für die

---

*) Wendeborn II. 302. Archenholz 1 B. 2 Th. S. 313 u. f.

die Schulden, und kleinen Vergehungen der Frau haften laſſen *). Alle dieſe Geſetze, die den Weibern zu Schimpf und Hohn gemacht zu ſeyn ſcheinen, arteten ſchon lange in die ſchädlichſten Vergünſtigungen aus. Liederliche Weiber machten große und heimliche Schulden, um ihre Männer in's Gefängniß zu bringen, und ſich ſelbſt auf eine geſetzliche Art davon zu befreyen. Andere heiratheten, oder erkauften ſo gar Männer, um dieſe ſtatt ihrer in's Gefängniß wandern zu laſſen, und entweder die Männer ſelbſt, oder die Gläubiger zu betrügen. Wenn die Anwendung der Geſetze ſo ſehr mit ihrem Sinne, oder der Geiſt der Geſetze mit der Denkart, und den Sitten einer Nation ſtreiten; wie kann man ſich dann auf ſolche Geſetze berufen, um die Unterdrückung und Knechtſchaft des andern Geſchlechts zu beweiſen? Alle unparteyiſche Beobachter verſichern, daß die Weiber nirgend mehr vernünftige Freyheit, nirgend mehr Anſehen, nirgend mehr Gewalt über die Männerherzen, beſonders in der Führung des Hausweſens beſitzen, als in England **). Eine einzige neuere

---

*) ll. cc.

**) ll. cc.

Schriftſtellerinn klagt beſtändig über Knechtſchaft, und äußert unbeſtimmte Wünſche, daß ihr Geſchlecht frey werden möge, weil es alsdann eben ſo weiſe und tugendhaft, als das Unſrige werden werde *). Dieſe Klagen, und Wünſche ſind ganz, oder gröſtentheils grundlos. Das einzige Geſetz, was den Engländerinnen der unteren Claſſen ſehr oft nachtheilig wird, iſt das Geſetz von der Gemeinſchaft der Güter, welche liederliche und brutale Männer berechtigt, nicht nur das Vermögen, ſondern auch den Erwerb ihrer Weiber herdurchzubringen. Mehrere zuverläßige Zeugen, deren Nachrichten, und Urtheile in der lehrreichen Geſchichte der Engliſchen Armen **) angeführt werden, betheuern, daß die Gewalt der Männer über alles, was den Weibern gehört und zufließt, die Betriebſamkeit, und Wirthſchaftlichkeit der Letzteren häufig vermindere, oder vernichte. Dieß iſt allerdings ein Uebel, von welchem zu wünſchen wäre, daß es nicht Statt fände. Nur muß man dabey nicht vergeſſen, daß die liederlichen und brutalen Männer doch immer die kleinſte Zahl ausmachen, und daß, wenn die Weiber durch dieſe leiden, ſie auf der andern Seiten vielmehr vermöge deſſelbigen Geſetzes von der Gemeinſchaft der Güter gewinnen, indem ſie dadurch Beſitzerinnen des Vermögens ihrer Gatten, und Theilnehmerinnen der Früchte ihres Fleiſſes werden. Die Engliſchen Geſetze widerſprechen nicht bloß dem Geiſte des Volks, und der allgemeinen Praxis, ſondern ſie widerſprechen ſich auch untereinander. Wenn ſie den Weibern gewiſſe Rechte zu nehmen ſcheinen, welche dieſe unter anderen gebildeten Völkern genießen; ſo geben ſie ihnen auch wiederum Vorrechte, welche man denſelben unter keiner andern cultivirten Nation unſers Erdtheils geſtattet hat *). Wo anders, als in

---

*) Wollſtonecraft p. 406. Make them free, and they will quickly become wiſe and virtuous, as men become more ſo.

**) The ſtate of the Poor, by Sir F. M. Eden. London 1797. 3 Bände in 4.

---

*) Zu den, dem weiblichen Geſchlecht ungünſtigen Geſetzen gehört noch dieſes, daß Männermord in England härter, als Frauenmord geſtraft wird. Auf den leztern iſt bloß der Strick, auf den erſtern der Scheiterhaufen geſezt. Auch dieß Geſetz wird vereitelt. Männermörderinnen werden vorher erdroßelt, bevor der Scheiterhaufen, der ſie in Aſche verwandeln ſoll, angezündet wird. Archenholz 1. B. 2 Th. S. 316.

in England, geben die Geſetze den Frauen das Recht, ihre Ehemänner in den erſten Zeiten nach der Hochzeit mit Kindern zu beſchenken, welche die Männer anerkennen müſſen, wenn ſie gleich beweiſen können *), daß ſie ihre Bräute vor der Ehe nicht berührt haben **)? Wo anders können Frauen nach einer jährigen, zweyjährigen, dreyjährigen Abweſenheit der Männer rechtmäßige Kinder gebähren: vorausgeſezt, daß die abweſenden Männer England nur nicht verlaſſen haben, ſondern, wie das Geſetz ſagt, inter quatuor maria geblieben ſind ***)? In wenigen andern cultivirten Ländern nehmen Mädchen und Frauen aus den unterſten Claſſen, welche ſich mit den vornehmſten Männern verheirathen, an den Titeln, Würden, und übrigen Vorrechten derſelben Theil †); und noch weniger behalten vornehme Frauen, wenn

---

*) Wendeborn II. 303.

**) Wendeborn II. 303. Man richtet ſich nach dem Geſetz, welches ſagt: Pater eſt, quem nuptiae demonſtrant.

***) ib.

†) uxor fulget radiis mariti ſagt das Geſetz, Wendeborn l. c. aber nicht umgekehrt. Die Beyſpiele ungleicher Ehen ſind in England häufig, Archenholz I. S. 61. 64.

ſie ſich unter ihrem Stande vermählen, ihren Titel und Rang, wie in England, bey. Vor nicht gar langer Zeit nahmen ſich volljährige und minderjährige Töchter die Erlaubniß, ohne das Wiſſen, und wider den Willen der Eltern, mit Abentheurern davon zu laufen, und ſich mit ihnen zu verheirathen. Dieſe Freyheit iſt zum Glück der Familien eingeſchränkt worden. Wer weiß, ob es nicht manche Freundinnen der Freyheit und Gleichheit gibt, welche die neuen Feſſeln beklagen?

Es iſt ein altes, in ganz Europa bekanntes, und von allen fremden Reiſenden beſtätigtes Sprichwort, daß England das Paradies der Weiber ſey *). In der That ſind auch die Volksſitten allen Claſſen von Weibern in England noch günſtiger, als die Geſetze. Die Engländerinnen ſtehen der Erziehung ihrer Kinder, und dem Hausweſen mit rühmlicher Treue vor. Sie ſorgen für die Küche, für die Erhaltung und Reinlichkeit der Häuſer, und Gemächer, der Möblen und der Wäſche mit einem Eifer und einer Aufmerkſamkeit, die in wenigen Län-dern

---

*) Wendebon, Archenholz, u. ec. Kalm's Reiſe in das nördliche America I. S. 385. 386.

dern erreicht, und in keinem übertroffen werden. Dagegen aber haben die Männer ihnen nicht bloß alle ſchwere Arbeiten des Feldes, ſondern auch des Hauſes abgenommen. Perſonen des andern Geſchlechts arbeiten oder helfen niemahls, oder höchſt ſelten auf Aeckern und Wieſen, beym Backen und Brauen. Selbſt das Melken der Kühe wird von Männern verrichtet *). Hieraus läßt es ſich begreifen, warum die Engliſchen Landmädchen im Durchſchnitt ſchöner und blühender, als unter andern Völkern des nördlichen Europa ſind: warum die weiblichen Bedienten überhaupt ſich netter und zierlicher in Kleidung und Wäſche erhalten können, als in anderen Ländern.

In den älteſten Zeiten geſchah es unter den rohen, aber edlen Völkern unſers Erdtheils ſehr häufig, daß ganze Nationen, oder Fürſten, und Edle, welche ihre Streitigkeiten ſonſt nicht endigen konnten, tugendhafte und verſtändige Frauen, oder Jungfrauen zu Schiedsrichterinnen wählten **); und eben dieſe Sitte wurde in den Jahrhunderten des Mittel-

---

*) Kalm, l. c.

**) Meine Geſch. der Weib. 1 Th. S. 214. 215.

alters beybehalten. Im Mittelalter war es ſehr gewöhnlich, daß die Gemahlinnen, Schweſtern, oder Töchter von Kaiſern und Königen während der Abweſenheit ihrer Gatten, Brüder, und Väter Reichstage hielten, und an dieſen Reichstagen als Stellvertreterinnen der abweſenden Fürſten öffentlich zu Gericht ſaßen *). Die Geſchichte aller Europäiſchen Völker ſtellt uns Beyſpiele von erlauchten Weibern dar, welche entweder in ihrem eigenen, oder im Nahmen ihrer minderjährigen, oder ſchwachſinnigen Söhne und Gemahle ganze Völker und Reiche mit bewundernswürdiger Weisheit, und Kraft regierten, und nicht bloß deßwegen regierten, weil ſie wieder von Männern wären regiert worden. In den älteſten und mittleren Zeiten ſtritten Frauen und Jungfrauen häufig an der Seite ihrer Männer, und Liebhaber: ermunterten die Tapferkeit muthlos gewordener Krieger: ſtellten verlorne Schlachten wieder her; und retteten Städte, Fürſtenthümer, und Königreiche. Selbſt noch in unſeren Zeiten fochten die Schweizerinnen für ihre Freyheit, oder bisherige Ver-

---

*) Maſcovii Comment. III. 85.

faſſung mit eben dem Heldenmuthe, womit die Schweizer ſelbſt dafür kämpften. Genievolle und gelehrte Frauen und Jungfrauen endlich lehrten die ſchwerſten Wiſſenſchaften mit eben dem Beyfall und Nutzen, womit ſie jemahls von Männern waren gelehrt worden. Warum, fragen die Freunde der Gleichheit, ertheilt man nach ſolchen Erfahrungen den Weibern nicht gleiche politiſche Rechte mit den Männern? Warum ſchließt man ſie ungerechter Weiſe von der Verwaltung der wichtigſten Geſchäffte und Aemter aus? —

Man muß über die Verſchiedenheit beider Geſchlechter wenig nachgedacht, und wenige Beobachtungen angeſtellt haben, wenn man wegen der Beyſpiele weiſer Fürſtinnen, und Schiedsrichterinnen, oder wegen der Beyſpiele weiblicher Tapferkeit und Gelehrſamkeit, welche man aus der Geſchichte zuſammenſuchen kann, den Schluß zieht: daß das weibliche Geſchlecht überhaupt zu allen Aemtern und Arbeiten des Krieges und Friedens eben ſo tüchtig ſey, als das männliche *). Wenn aber

---

*) Hippel, der Verfaſſer des Buchs über die Ehe, und über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber behauptet ſogar, daß

auch die Kräfte des Cörpers, des Geiſtes, und Gemüths in beiden Geſchlechtern gleicher wären, als ſie wirklich ſind; ſo ſollte es doch einem jeden bey dem erſten Nachdenken einleuchten, daß man entweder die Männer zu Weibern machen, oder die Weiber von ihrer gewöhnlichen, und natürlichen Beſtimmung ganz abbringen müſte, wenn ſie gleiche Rechte mit den Männern ausüben, gleiche Aemter verwalten, gleiche Arbeiten verrichten ſollten. Was würde aus der menſchlichen Geſellſchaft, was aus dem Glücke von Familien werden, wenn die Weiber, welche Kinder gebähren, ſäugen, und erziehen, ſo wie das innere Hausweſen leiten ſollen, wenn dieſe, Häuſer, Kinder und Geſinde verlaſſen, und mit den Männern entweder Volksverſammlungen beſuchen,

die Weiber noch mehr leiſten würden, als die Männer, und daß es mit dem Staat, den Richter- und Lehrſtühlen, u. ſ. w. ganz anders ſtehen würde, als jezt, wenn die Weiber gleiche Anſprüche und Rechte mit den Männern hätten. Ueber die Ehe S. 87. 257. Ueber die bürgerl. Verb. der Weiber, an vielen Orten, beſ. S. 336. Die lezte Schrift iſt ein ſolches Gewebe von ſeichten Declamationen, und Sophiſtereyen, daß ich aufrichtig geſtehen muß, es nicht ohne Mühe und Widerwillen durchgeleſen zu haben.

ſuchen, oder in Gerichten und andern Collegien ſitzen, oder gar in den Krieg ziehen wollten? Die Natur ſelbſt, und nicht die Härte der Männer, hat ihnen die Rechte, Würden, und Arbeiten verſagt, von welchen ſie unter den Europäiſchen Völkern von jeher der Regel nach ausgeſchloſſen waren. Miß Wollſtonecraft fühlte es wenigſtens dunkel, was erfolgen würde, wenn man dem andern Geſchlecht gleiche politiſche Rechte mit dem unſrigen geben wollte. Sie hatte daher auch nicht das Herz, dergleichen zu verlangen. Nur klagte ſie die Verfaſſungen und Verwaltungen der Europäiſchen Staaten deßwegen an, daß ſie nicht für ſolche Stellen geſorgt hätten, welche unabhängige, und unbeſcholtene Frauenzimmer bekleiden könnten *). Auch dieſe Klage iſt höchſt ungerecht.

---

*) p. 339. Js not that gouvernment then very defective and very unmindful of the happineſs of one half of its members, that does not provide for honeſt, independent women, by encouraging them to fill reſpectable ſtations? Was mag dieſe Schriftſtellerinn unter independent women verſtehen? doch wohl unverheirathete? Wie kann ſie dann ſagen, daß man an das Glück der Einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts nicht gedacht habe? Wenn nur unabhängige Frauenzimmer zu wichtigen Stellen tüchtig ſind; ſoll man denn dieſe verpflichten, daß

ſie

ungerecht. Werden nicht würdige Frauen und Mädchen in allen cultivirten Reichen als Aufſeherinnen, oder Lehrerinnen, und Gehülfinnen bey Erziehungsanſtalten, in Kranken= Armen= Waiſen= und Gefangenhäuſern angeſtellt? — Man nenne andere öffentliche Aemter, auf welche Weiber, ihrer Beſtimmung und der öffentlichen Wohlfahrt unbeſchadet, gleiche Anſprüche mit gut erzogenen und unterrichteten Männern machen könnten!

Wenn die Weiber gleich von den meiſten und wichtigſten Aemtern und Geſchäfften ausgeſchloſſen waren; ſo hatten ſie doch von jeher unter den Europäiſchen Völkern auf die Beſetzung der Einen, und die Behandlung der Andern einen großen, oft nur einen zu großen Einfluß. Berühmte Staatsmänner, welche den ſchädlichen Einfluß wahrnahmen, äußerten den Wunſch, daß man auch dieſen gänzlich vernichten möchte *). Die Erfül-

---

ſie nicht heirathen, oder, wenn ſie es thun, ſo gleich ihre Stellen niederlegen? Wer ſteht dem Staate dafür, daß unabhängige Frauenzimmer nicht auch ohne Ehe ihre Unabhängigkeit verlieren?

*) Man ſehe meine Geſchichte der Weiber II. S. 366. 367. beſ. das Urtheil des Cardinals von Richelieu

Erfüllung dieſes Wunſches iſt eben ſo unmöglich, als ſie, wenn ſie möglich wäre, unbillig und nachtheilig ſeyn würde. Wie will man verhüten, daß Fürſten, oder andere Gewalthaber, und deren Vertraute, und Räthe weder geliebte und geſchätzte Gemahlinnen noch Freundinnen, oder Mätreſſen haben: daß ſie die letzteren nicht zu Rathe ziehen, oder daß dieſe es nicht dahin bringen, über wichtige Dinge zu Rath gezogen zu werden! Der Einfluß der Damen auf Geſchäffte

---

chelieu: Teſtam. polit. II. p. 11. De-là vient, que les femmes pareſſeuſes et peu ſecrétes de leur nature ſont ſi peu propres au Gouvernement, que ſi on conſidére encore, qu'elles ſont fort ſujettes à leurs paſſions, et par conſéquent peu ſuſceptibles de raiſon, et de juſtice, ce ſeul principe les exclud de toutes les adminiſtrations politiques. Auf dieſelbige Art urtheilte der galante und geiſtvolle Graf Cheſterfield. Er nennt die Weiber große Kinder und bekennt nie auch nur Ein weibliches Individuum gefunden zu haben, das gründlichen Verſtand gehabt hätte. Letters I. 330. 31. Wegen des Mangels von gründlichem Verſtande ſeyen ſie ſich auch alle ähnlicher, als die Männer; und Vanity and Love are their univerſal characteriſtics. I. 524. I will add, . . . that no woman ever yet either reaſoned or acted long together conſequentially; but ſome little thing, ſome love, ſome reſentment, ſome preſent momentary intereſt, ſome ſuppoſed ſlight, or ſome humour always breaks in upon, and overſets their moſt prudential reſolutions, and ſchemes. II. 572.

ſchäffte und Geſchäfftsmänner mag fortdauern, und ſelbſt zunehmen, wenn er nur durch einen reifen und gebildeten Verſtand, durch Erfahrung und Menſchenkenntniß, und durch ein menſchenfreundliches Herz erworben wird. Es wird den gröſten und geübteſten Geſchäfftsmann nie gereuen, würdige Freundinnen über wichtige Dinge, worüber ſie gehörig unterrichtet ſind, befragt zu haben. Ein von weiſen Freunden und Freundinnen erbetener Rath iſt ja kein Befehl, der unbedingt vollzogen werden müſte. Leider fragten die mächtigſten Menſchen nur ſelten verſtändige, unterrichtete, und gutgeſinnte Frauen, und Jungfrauen um Rath. Sie wandten ſich vielmehr meiſtens, oder ließen ſich von jungen, ſchönen, und unwiſſenden, oder von ſchlauen und ehrgeitzigen Weibern unterjochen. Dann wurden Hunderttauſende, oder Millionen von Menſchen ein Spielwerk der Launen und Leidenſchaften der Weiber, und aller derer, die dieſen Launen und Leidenſchaften zu ſchmeicheln wuſten. Wenn es möglich wäre, dieß Reich der weiblichen Launen und Leidenſchaften zu zerſtören; ſo würde man dem ganzen menſchlichen Geſchlecht den gröſten Dienſt erweiſen. Es iſt wenigſtens ein mächtiger Troſt, daß die verderbliche Weiberherrſchaft in der lezten Hälfte dieſes Jahrhunderts ſehr abgenommen hat; und wir können mit Recht hoffen, daß dieſes noch immer mehr, und zwar in eben dem Verhältniſſe geſchehen werde, in welchem die Männer gebildeter, die Weiber tugendhafter, und das Publicum und die öffentliche Meinung ehrwürdiger und mächtiger werden.

Vielleicht haben die Weiber jezt gerade in dem Lande den geringſten Einfluß, wo ſie vormals am unumſchränkteſten herrſchten. — Die Britten gehorchten von jeher gern weiblichen Königen. Allein ſie ertrugen den Einfluß ſelbſt der Gemahlinnen, Mütter, Schweſtern und Töchter ihrer Beherrſcher auf die Verwaltung des Staats mit lauter Ungedult *). Wie viel weniger würden ſie den Einfluß von Mätreſſen und anderen weiblichen Günſtlingen dulden! Die Britten laſſen ihre Weiber in dem Innern ihrer Häuſer und Familien

---

*) Lord Cambden klagte 1770 im Parlament über den Einfluß einer großen Dame. Man forderte ihn auf, die Dame zu nennen, und er nannte ſie. Archenholz I. 45.

willen nach ihrem Gutdünken, oder ihren beſten Einſichten ſchalten und walten. Ueber öffentliche Angelegenheiten hingegen reden ſie ſelten mit ihnen, und noch ſeltener ziehen ſie dieſelbigen darüber zu Rathe. Die Britten halten es für rathſamer, daß der Einfluß der Weiber auf öffentliche Geſchäffte und Geſchäfftsmänner eher gehemmt, als begünſtigt werde. Erſt ſeit wenigen Jahren haben Frauenzimmer es gewagt, auf den Gallerien des Unterhauſes zu erſcheinen. Hier erfahren die vornehmſten Damen nicht ſelten die Demüthigung gleich andern Zuhörern, die eingenommenen Plätze verlaſſen zu müſſen, wenn es einem Parlamentsgliede einfällt, die fremden Zuhörer zu entfernen *). Im J. 1784 bewarb ſich die ſchöne Herzoginn von Devonſhire öffentlich um Stimmen für ihren Clienten Fox, und erkaufte ſie ſogar, wenn ſie nicht anders zu haben waren, um Küſſe **). Die Britten verziehen dieſe Bewerbung der jungen Dame, billigten ſie aber auch ſo wenig, daß das Beyſpiel des ſchönſten, und Eines der vor-

*) Archenholz I. 27. 28.
**) ib. S. 33. 58.

vornehmſten Weiber in England keine Nachahmerinnen gefunden hat.

In Spanien und Italien ſollten, wie es ſcheint, die Damen allmächtig ſeyn, weil alle Männer Cicisbeen, und alle Cicisbeen Sclaven ihrer Damen ſind. Zum Glück für beide Länder waren die Italiänerinnen und Spanierinnen bisher ſo wenig unterrichtet, und bekümmerten ſich um andere, als ihre eigenen, und ihrer Bekanntinnen Liebesangelegenheiten, ſo wenig, daß ſie keinen großen Einfluß auf öffentliche Geſchäffte erlangen, und ausüben konnten *). Sollen wir uns Glück wünſchen, daß wahrſcheinlich in dem gebildeten Europa Deutſchland dasjenige Reich iſt, wo die Weiber jetzt das gröſte Gewicht auch in andern, als häuslichen Dingen haben? — Ja! wenn die deutſchen Schönen ſich dieß Gewicht nicht bloß durch cörperliche Reitze, und den Mißbrauch cörperlicher Reitze, auch nicht bloß durch Schlauheit und Intriguen, ſondern durch wahre Vorzüge des Geiſtes, und Herzens verſchaffen.

Die

---

*) So verſtehe ich Herrn von Archenholz, wenn er ſagt, daß das Frauenzimmer in Italien nur wenig auf die Männer wirke, IV S. 19.

Die Wichtigkeit, oder Unwichtigkeit der Weiber hängt außer ihrer Erziehung und Bildung ſehr von den geſellſchaftlichen Verbindungen beider Geſchlechter ab: welche Verbindungen beide Geſchlechter mehr oder weniger veredeln, und beglücken, aber auch verderben, und unglücklich machen können. Wie ſehr unterſcheiden ſich auch von dieſer Seite die Nachkommen der urſprünglichen Europäiſchen Völker! In Portugal ſind die Vergnügungen, und Vortheile, wie die Beſchwerden und Schäden des freyen geſellſchaftlichen Umgangs beider Geſchlechter beynahe gänzlich unbekannt. Die Portugieſinnen ſehen ſelbſt ihre Verwandtinnen und Bekanntinnen ſelten: noch ſeltener aber fremde Männer, außer ihren Gatten, und heimlichen Liebhabern; und wenn ſie bisweilen in größere Geſellſchaften verſchlagen werden, ſo iſt die Unterhaltung aus Mangel von intereſſantem Stoffe ſo langweilig, daß man kaum das Ende ſolcher Aſſembleen erwarten kann *). In Spanien und Italien verhielt es ſich vor nicht gar langer Zeit eben ſo, wie in Portugal. So ſehr die Spaniſchen und Italiäniſchen Schönen an

---

*) Tableau de Lisbonne p. 71.

an Freyheit gewonnen haben; ſo iſt doch auch jezt noch in beiden Ländern mehr ein Schein von Geſelligkeit, als ein wahrer Geſellſchafts-Ton. In Spanien und Italien ſind auſſer dem Hofe, und den Hoffeſten die Corſo's, oder die öffentlichen Spatzierfahrten, und Spatziergänge: die Logen in den Theatern, die Aſſembleen, welche von Zeit zu Zeit mit Bällen, und Concerten abwechſeln, oder verbunden ſind; und endlich die Caſino's, (wiewohl dieſe ſich nur allein in Italien finden,) die Oerter und Gelegenheiten, wo beide Geſchlechter täglich, oder häufig zuſammen kommen *). Alle dieſe Geſellſchaften

---

*) Bourgoing II. p. 323. et ſq. Piozzi I. p. 109. Archenholtz IV. S. 8. 61. Moore's View of Italy I. 246. 381. 385. II. 389. de Borch II. 83-85. Marcard I. S. 280-325-328. Herr von Archenholtz hat alle zuverläßige Beobachter auf ſeiner Seite, wenn er ſagt, daß in Italien viel weniger ächte Geſelligkeit, als in Deutſchland, England, u. ſ. w. ſey. Wenn er aber hinzuſetzt, daß in Italien keine Thee- und Caffee Geſellſchaften, keine Societäten, keine Clubs, keine Bälle und Picknicks, kurz keine der geſellſchaftlichen Vergnügungen anderer Länder ſeyen; ſo möchte dieſes wohl einige Einſchränkungen bedürfen. Converſazioni's ſind in Italien genug, und wenn dieſe weniger werth ſind, als anderswo Thee- und Caffee-Geſellſchaften; ſo liegt die Schuld nicht daran, daß man bloß Geſrornes

ten und Zuſammenkünfte ſind aber bloß Menſchenmaſſen, wo Weiber und Männer dem Raume, und der Zeit nach beyſammen ſind, die aber durch keinen gemeinſchaftlichen geſelligen Geiſt zuſammengehalten werden, ſondern vielmehr in lauter einzelne verliebte Paare, oder unverliebte und iſolirte Individua zerfallen: zu welchen lezteren alle einheimiſche, und fremde Männer und Jünglinge gehören, die keine angebetete Damen haben, und von den Damen, welche mit Cicisbeen, oder Cortejos verſehen ſind, mit zurückſchreckender Kälte empfangen, oder gar mit ſtolzem Unwillen abgewieſen werden. Der ſicherſte Beweis des Mangels von wahrer Geſelligkeit in Spanien und Italien iſt dieſer, daß, Mailand und vielleicht einige andere Städte der Lombardey ausgenommen, glänzende, frohe, und trauliche Mittags- und Abendmahlzeiten unerhört

---

nes und kühlende Getränke gibt. An Gelegenheiten zum geſellſchaftlichen Umgange mangelt es in Italien nicht, aber wohl am geſelligen Geiſte. IV. 8. Herr von Archenholz erzählt, daß es in Venedig nicht Sitte ſey, daß Frauenzimmer Caffeehäuſer beſuchen. IV. S. 61. Moore hingegen I. 241. View of Italy und Brooke (Obſervation p. 115.) verſichern, daß Damen, wie Herren in die Caffeehäuſer gehen.

erhört, oder äußerſt ſelten, und daß die Aſſembleen, oder ſogenannten Converſazionis in den meiſten Gegenden von Italien noch jezt eben ſo todt, und langweilig, als in vorigen Zeiten ſind. Am häufigſten waren dergleichen Abendgeſellſchaften vor den unglücklichen Revolutionen, welche Italien umgekehrt haben, in Rom *). "Oft ſagt Moore, halten in Rom drey, vier, oder noch mehrere adeliche Häuſer Aſſembleen. Alles, was in Rom von einem gewiſſen Range iſt, ſucht etwas darin, alle dieſe Geſellſchaften zu beſuchen. Eine natürliche Folge hiervon iſt, daß, ungeachtet in ſolchen Geſellſchaften eine beſtändige Bewegung herrſcht, man doch kaum einige Abänderung in den gegenwärtigen Perſonen, und deren Unterhaltungen findet: diejenigen ausgenommen, welche die Abwechslung des Aufenthalts mit ſich bringt: welcher Umſtand allein ſchon viel dazu beytragen kann, die Langeweile eines leeren Abends zu tödten. Wenn man in einer Geſellſchaft kein Vergnügen findet, ſo eilt man zu einer andern, um es dort aufzuſuchen. Dieſe Hoffnung wird gewöhnlich getäuſcht.

---

*) Moore I. p. 381.

Und doch hindert dieſe Täuſchung nicht, daß man es nicht zum dritten oder vierten Mahle wagte. So oft dieſe Täuſchungen auch wiederhohlt werden, ſo wird man doch zulezt über denſelben des Abends los, und ohne dieſe aus der ewigen Bewegung entſpringende Hülfe habe ich Menſchen geſehen, die in Gefahr waren, ſich von ſich ſelbſt los zu machen". —

"Da ich Ihnen geſagt habe, wie es in fünf, oder ſechs Converſazioni's zugeht; ſo will ich Ihnen auch einen Begriff von Einer zu machen ſuchen. Die Converſazioni's werden gewöhnlich in den vornehmſten Gemächern der Palläſte gehalten, welche ſich im zweyten, bisweilen im dritten Erdgeſchoß finden. Es iſt nicht immer leicht, den Geſellſchaftsſaal zu entdecken, weil es bisweilen geſchieht, daß die Treppe ſchlecht erleuchtet iſt. Wenn man in das Vorzimmer kommt, wo ſich die Bedienten der Geſellſchaft aufhalten; ſo wird der Nahme der Ankommenden von einigen Bedienten laut ausgeſprochen, und von andern wiederhohlt, während daß man durch die verſchiedenen Zimmer geht. Solche, deren Nahmen nicht bekannt ſind, werden unter der allgemeinen Benennung von fremden, oder Engliſchen Cavalieren angemeldet. Wenn man an den Geſellſchaftsſaal gelangt, ſo wird man von dem Herrn und der Frau von Hauſe empfangen, welche deßwegen am Eingange der Thür ſitzen. Nach einigen kurzen Complimenten tritt man in die Geſellſchaft ein, die oft ſo zahlreich iſt, daß nur die Damen Platz zum Sitzen haben. Ja bisweilen ſind der Menſchen ſo viele, und iſt der Menge und Größe der Gemächer ungeachtet das Gedränge ſo ſtark, daß man nur mit Mühe aus einem Zimmer in das andere kommen kann. Immer ſind mehr Männer als Damen gegenwärtig, weil nie Frauenzimmer ohne Begleiter, aber wohl Männer ohne Damen kommen". — — —

"In der Aſſemblee des Cardinals Bernis, welche gewöhnlich voller, als irgend eine andere in Rom iſt, wird die Geſellſchaft mit Caffee, Limonade, und allerley Arten von Eis bedient *). Dieſe Sitte iſt aber nicht allgemein. Kurz in einer Converſazione hat man Gelegenheit,

viele

---

*) Nach dem Verfaſſer der Fragmente über Italien werden ſeit zehn Jahren in den Converſazioni Sorbette gereicht I. 138.

viele gut gekleidete Leute zu ſehen, mit denen, welche man kennt, einige Worte zu ſprechen, gegen die Uebrigen ſich zu verbeugen, und zugleich das Glück zu genießen, ſich von der beſten Geſellſchaft in Rom drücken, und ſtoßen zu laſſen. Ich weiß nicht, daß man von dieſen Aſſembleen noch mehr ſagen könnte. Doch iſt es vielleicht nöthig, zur Verhütung von Mißverſtändniſſen hinzuzufügen, daß eine Converſazione ein Ort iſt, wo keine geſellſchaftliche Unterhaltung Statt findet. — Um neun Uhr bricht alles auf, eine kleine ausgeſuchte Geſellſchaft ausgenommen, welche zum Abendeſſen eingeladen iſt. Im Ganzen ſind die neueren Römer nicht ſo große Freunde von fröhlichen und glänzenden Gaſtmahlen, als ihre Vorfahren. Die Pracht des jetzigen Römiſchen Adels äuſſert ſich in anderen Dingen, als in den Koſtbarkeiten der Tafel. Sie ſpeiſen gewöhnlich allein, und auf eine ſehr frugale Art zu Mittage. Fremde werden höchſt ſelten zu Mittagsmahlen eingeladen, ausgenommen von den fremden Abgeſandten, u. ſ. w".

"Der ungeheure Aufwand bey einzelnen Gelegenheiten, und die ungeheure

Menge einer unnützen und ſchmutzigen Dienerſchaft, welche man unterhält, erlauben in Italien die angenehmen Geſellſchaften und Cotterien nicht, welche in Frankreich und andern Ländern den größten Reiz des Lebens ausmachen. Nur in ſolchen Societäten lebt man, unterrichtet und ergötzt man ſich; anſtatt daß man ſich in den Italiäniſchen Converſazionis drückt, und ſtößt, und hingerückt und wieder hingeriſſen wird; oder bloß Complimente macht, und von gleichgültigen Dingen redet, nach welchem allen man ſich gähnend, und mit einem zerſchlagenen Cörper nach Hauſe begibt. In der That ein herrliches Vergnügen *)!

"So iſt der große Ton der Geſellſchaften in Palermo, und in dem ganzen übrigen Italien beſchaffen. Die einzigen Ausnahmen ſind einige wenige Häuſer, deren Häupter von ihren Reiſen außer andern Kenntniſſen die nicht leichte Kunſt, ſich zu ergötzen, mitgebracht haben. In Palermo gehören die Aſſembleen bey dem Vice-Könige, und dann die ſogenannte große Converſazione zu den Ausnahmen. Die letztere beſteht aus einer Art von öf-

---

*) de Borch II. 82.

fentlichem Caffeehauſe für den Adel, und für alles Andere, was in der Stadt ſonſt durch Kunſt, Wiſſenſchaft, und Reichthum ausgezeichnet iſt. Fremde haben ſchon in dieſer Eigenſchaft die Erlaubniß, die Converſazione zu beſuchen. Nichts iſt angenehmer und bequemer nicht nur für ſie, ſondern auch für die Einheimiſchen, als an jedem Abend ſich wieder zu finden, von öffentlichen oder eigenen Angelegenheiten zu reden, neue Bekanntſchaften zu machen, kurz ſich zu ergötzen. Es iſt kein Herr des Hauſes, keine Etiquette, welche den geringſten Zwang auflegten. Alles iſt ein ander gleich. Ein Billiard, eine Pharao-Bank, einige Tiſche für geſellſchaftliche Spiele ziehen ſchon manche Herren und Damen an ſich. Die Meiſten verſammeln ſich in zwey ſchönen Sälen, in welchen man das Vergnügen des Umgangs allen übrigen Zeitvertreiben vorzieht". Jn dieſen Caſinos gingen die vornehmſten Herren mit Gelehrten und Künſtlern, beſonders mit berühmten Spielern und Sängern ſo vertraulich um, daß es dem Grafen von Borch das größte Aergerniß, und eben deßwegen Anlaß gab, ſeinen Verdruß auf eine lächerlich-ſcandalöſe Art zu äußern *). Dieſer Vertraulichkeit ungeachtet ſind ungleiche Ehen in Sicilien noch unerhörter, als in dem übrigen Italien, oder in irgend einem andern Lande **). In Mailand und anderen Italiäniſchen Städten traffen bisher Adeliche und Bürgerliche der Regel nach in Geſellſchaften eben ſo wenig, als in der Ehe zuſammen ***). Und doch gab es auch in Mailand Gelegenheiten, wo aller Unterſchied der Stände aufhörte:

---

*) II. 85. Il n'eſt point de pays, où l'on ſache mieux apprécier le mérite des artiſtes en tout genre, qu'en France. . mais toujours l'on reconnâit la diſtance, qui ſépare l'homme de naiſſance de l'homme à talent. Ici un chanteur, un Muſicien en habit brodé, — ſe place à coté du premier ſeigneur, le tutoye, ricanne avec lui, ils badinent, ils ſe heurtent, ſe chamaillent. Le Châtré s'aſſied, le ſeigneur ſouvent eſt debout, le premier n'attend pas, que l'autre ait mis ſon chapeau pour ſe couvrir, etc. J'ai cherché à connoître, quelle pouvait être l'origine d'une conduite auſſi irréguliere, et j'ai cru pouvoir l'attribuer à l'eſpece de reſpect, qu'on a ici pour les talents.

**) Piozzi II. p. 51.

***) Piozzi I. 98-100. In Mailand hielt man es zu Madame Piozzi's Zeiten für eine Entweihung des Worts Dame, Dama, wenn man es von der Frau eines reichen Bankiers brauchte. Damen, oder Frauen von Stande unterſchieden ſich von gemeinen Frauen durch ſammtne Seſſel, welche man vor ihnen zum Knieen hertrug, und durch Wappen, welche in die Liverey, oder Beſetzung der Liverey geſtickt waren.

wo die vornehmſten Damen und Herren mit gemeinen Bürgern, und Bürgerinnen tanzten: wo Vornehme und Geringe ſich mit Ablegung alles Zwanges zur gemeinſchaftlichen Fröhlichkeit erweckten [*]. Ueberhaupt iſt in Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, und Palermo, wenn auch nicht mehr wahre Geſelligkeit, wenigſtens eine größere Menge von Geſellſchaften, als im übrigen Italien [**]. Die traurigſte, oder Eine der traurigſten Städte hingegen iſt Genua, wo das Cicisbeat am meiſten blühet [***].

Man hat in den vorhergehenden Bänden, und Abſchnitten geleſen, wie die Kunſt des geſellſchaftlichen Umgangs beider Geſchlechter in Frankreich gleichſam zuerſt erfunden: wie ſie in eben dieſem Reiche ausgebildet, und vervollkomnt: und wie ſie endlich zum Verderben beider Geſchlechter übertrieben worden. Die Zeit muß lehren, in wie fern das Ungewitter der Revolution den guten Saamen, oder das Unkraut der ehemahligen Geſelligkeit ausrotten, oder befruchten wird.

---

[*] Madame Piozzi war Zeuginn einer ſolchen Erſcheinung an einer Hochzeit. I. p. 81.

[**] Der Verfaſſer der Fragmente über Italien zieht die Italiäner auch in Rückſicht auf Gaſtfreundlichkeit, und auf eine gewiſſe Art auch in Rückſicht auf Geſelligkeit allen übrigen ihm bekannten Völkern vor. I. S. 113. 119. Man ſehe eben denſelben über die Caſinos in Florenz I. S. 131.

[***] Marcard I. 325-328. In Genua iſt höchſtens Einmahl in der Woche Converſazione, und auch dieſe nur in den Zeiten des Advents und der Faſten. Selbſt Turin fanden neue Reiſende in Vergleichung mit den großen Städten in Deutſchland, u. ſ. w. todt, oder ungeſellig. ib. I. S. 280.

Der Umgang beider Geſchlechter in England iſt vielleicht ſo genau, als er nach dem Genius des Volks, und der Verfaſſung des Landes nur ſeyn kann: freylich lange nicht ſo innig, als er vormals in Frankreich war, oder auch jezt in Deutſchland iſt. Die Lieblings-Vergnügungen, und Zerſtreuungen der Britten: Jagden, Wettrennen, und Glücksſpiele: politiſche Debatten und Neuigkeiten in den Parlementern, Clubs *), und Caffeehäuſern: Theater, Ranelagh, und Vauxhall: Tavernen, und Bagnios **): vor-

züglich

---

*) Selbſt vorurtheilsfreye Britten ſahen es ein, daß die vielen Clubs den Aufenthalt für Fremde in England traurig machten, und daß Caſinos, oder gemiſchte Geſellſchaften den Vorzug vor den männlichen Geſellſchaften verdienten. Moore View of France II. 317. View of Italy II. p. 389.

**) Beaumarchais ſagte, daß an einem Winterabende in den Bagnios und Tavernen von London mehr verzehrt würde, als die ſieben ver-

einige

züglich aber die ungeheure Zahl von unterhaltenen und öffentlichen Mädchen, unter welchen ſich die gröſten Schönheiten von England finden *), ziehen die Perſonen, oder wenigſtens die Herzen der Männer von einem fortgeſetzten, und beſtändigen Umgange mit ehrbaren Frauen, und Jungfrauen ab **). Selbſt an den Mittagsmahlen unterhalten ſich beide Geſchlechter nur ſo lange, als nicht getrunken wird. So bald die Tafel ſich in den Schenktiſch verwandelt, ſo entfernen ſich die Frauenzimmer ***); und es iſt nur zu gewöhnlich, daß die Trinker ſich in einen

ſol-

---

einigten Provinzen ſechs Monathe lang zu ihrem Unterhalt brauchten. von Archenholz 1 B. 2 Th. S. 388.

*) l. c. S. 377-384. Vornehme Männer und Jünglinge ſcheuen ſich nicht, mit berühmten Buhlerinnen öffentlich zu erſcheinen.

**) Moore's View of Italy II. p. 411. In England the ſpirit of play and of party draws the minds of the young men of fortune from love or gallantry; thoſe who ſpend their evenings at a gaming houſe, or in parliament, ſeldom think of any kind of women, but ſuch as may be had without trouble; and of courſe women of character are leſs attended to than in ſome other countries.

***) Archenholz II. XI. Abſch. S. 403. Die Völlerey der Engländer iſt ſo bekannt, daß ſie nicht braucht, durch Zeugniſſe bewieſen zu werden. Das böſe Beyſpiel der Männer ſteckt auch die Weiber an. In London ſieht man mehr

trunkene

ſolchen Zuſtand verſetzen, wo ſie ſich ſchicklich auch nicht einmahl am Theetiſche zeigen können. Die Engländer ſpeiſen in den großen Städten zu ſpät zu Mittage, als daß ſie noch der Regel nach ordentlich zu Abend eſſen könnten: weßwegen die in andern Ländern ſo frohen, oder traulichen Soupers faſt ganz wegfallen. Ueberhaupt leben die Britten zu viel außer Hauſe, ihre Frauen zu viel im Hauſe, und beide Geſchlechter zu viel an öffentlichen Orten, als daß ein inniger Umgang zwiſchen den gebildeten und unbeſcholtenen Claſſen beider Geſchlechter Statt haben könnte. Die vornehmen und reichen Jünglinge und Mädchen, Weiber und Männer jagen dem Vergnügen in der Hauptſtadt mehr, als anderswo nach *). Sie beſuchen daher auch gemeinſchaftlich, oder kommen wenigſtens, von derſelbigen Ergötzungsſucht getrieben, in den Aſſemblee-Sälen oder Theatern: in Concerten, oder an Bällen, und Pferderennen: in berühmten Badeörtern, oder Luſtörtern, und auf Spa-

---

trunkene Weiber, als Männer. Selbſt in den höheren Ständen ſoll unter den Engländerinnen, und Irländerinnen ein kleiner Rauſch nichts ſeltenes ſeyn Von Watzdorf S. 94 95.

*) Wendeborn II. 309.

Spaßiergängen zuſammen. Allein alle dieſe Verſammlungsplätze, und Luſtbarkeiten, wo ſich große Maſſen von Menſchen zum Genuſſe eines beſtimmten Vergnügens, des Tanzes, der Muſik, des Spiels, u. ſ. w. vereinigen, und Stundenlang beyſammen bleiben, können in England ſo wenig, als in andern Ländern, für Siße und Schulen guter Geſellſchaften, eines guten geſellſchaftlichen Tons, oder einer erheiternden, belehrenden und beſſernden Unterhaltung gehalten werden. Die beſten einheimiſchen Beobachter führen die verhältnißmäßige Seltenheit des vertrauten Umgangs beider Geſchlechter, als einen Grund an, warum in England vergleichungsweiſe ſo wenige Liebeshändel ſeyen, und dieſe wenigen Liebeshändel faſt ohne Ausnahme aus heftigen Leidenſchaften entſpringen, die alles, Glück und guten Nahmen, aufopfern, und ſich entweder mit einer Flucht nach dem feſten Lande, oder mit Eheſcheidung endigen *). Unter

dem

---

*) Moore II. p. 402. Intrigues of gallantry, comparatively ſpeaking, occur ſeldom in England; and when they do, they generally proceed from a violent paſſion, to which every conſideration of fortune and reputation is ſacrificed, and the buſineſs concludes in a flight to the continent, or a divorce.

den ehemahligen Niederländern, oder jezt ſo genannten Batavern fanden außer dem männlichen Clubs, welche ſie beſuchten, faſt keine der Hinderniſſe Statt, die den beſtändigen Umgang beider Geſchlechter in England zurückhalten; und doch waren vermiſchte vertrauliche Geſellſchaften in Holland noch weniger häufig, als in Großbritannien. Es macht den Niederländiſchen Schönen Ehre, daß ſie in der Lage, worin ſie bisher waren, lebhafter, geſprächiger, und geiſtreicher, als die Männer, wurden *).

Auch in Deutſchland muß man zahlreiche Zuſammenkünfte, zu welchen Perſonen von beiderley Geſchlecht entweder durch beſtimmte Vergnügungen hingelockt, oder durch die Etiquette und Langeweile hingetrieben werden, von guten Geſellſchaften unterſcheiden, von welchen eine erheiternde, belehrende, und beſſernde Unterhaltung der Hauptzweck iſt. Oeffentliche Luſtbarkeiten, und zahlreiche Zuſammenkünfte können allenfalls den Maaßſtab der Geſelligkeit, und Ergötzungsſucht von Städten und Höfen, aber nicht

den

---

*) Grabner S 282

den der guten Geſellſchaft abgeben. In den glänzenden Zirkeln und Aſſembleen, die ſich an Courtagen verſammeln, an großen Diners und Soupers, oder Dejeuners und Goutérs, in Concerten, auf Bällen und Redouten kann ein ſchlechter Ton herrſchen; und ſelbſt alsdann, wenn der Ton gut iſt, das heißt, wenn man beſtändig die Geſetze des geſunden Geſchmacks, der Höflichkeit, Schicklichkeit und Sittſamkeit beobachtet; ſo kann man doch den Nahmen von guten Geſellſchaften nie ſolchen Zuſammenkünften geben, in welchen die geſellſchaftliche Unterhaltung nur Nebenwerk iſt, zu welchen hohe Geburt, oder großer Reichthum, oder Langeweile, und Müſſigang ohne Kenntniſſe, Talente, und Tugenden den Zutritt haben, und die Lezteren ohne die erſten oft ausſchließen. Gute Geſellſchaften brauchen nicht nothwendig gemiſchte Geſellſchaften zu ſeyn; denn bloß männliche [*]) ſo wohl, als weibliche Geſellſchaften können auf den Titel von guten Geſellſchaften Anſpruch machen; allein gute Geſellſchaften ſind ohne eine Auswahl von Mitgliedern, und zwar von ſolchen

---

[*]) Brandes über die Weiber S. 114.

Mitgliedern nicht möglich, die eine gewiſſe Bildung des Geiſtes und Herzens beſitzen. Es läßt ſich nicht beſtimmen, wie zahlreich Geſellſchaften werden können, ohne aufzuhören, gut zu ſeyn. In großen Städten können viele Menſchen zuſammen kommen, und ſich in mehrere Zirkel theilen, ohne daß die angenehme Unterhaltung irgendwo ſtockte. Im Ganzen genommen aber verdienen diejenigen den Vorzug, die nur ſo zahlreich ſind, daß alle Mitglieder an denſelbigen Geſprächen Theil nehmen können. Unter den nicht großen, aber ausgeſuchten Geſellſchaften ſind die Tiſchgeſellſchaften allen übrigen nicht bloß deßwegen vorzuziehen, weil der Geiſt der Freude und Geſelligkeit durch einen mäßigen Genuß des Weins geweckt, ſondern weil auch durch das Zuſammenſitzen an Einer Tafel alle Mitglieder näher vereinigt, und beſſer zuſammen gehalten werden. In Theegeſellſchaften, an Dejeuneurs, Gouters, oder auch Soupers, wo kaltes Eſſen gereicht wird, und die Gäſte gar nicht, oder nicht alle zuſammen ſitzen, iſt der Hauptfaden zerriſſen, der die Geſellſchaft zuſammen knüpfen ſollte.

Gute Geſellſchaften werden um deſto beſſer, je mehr gebildete Perſonen von beiderley Geſchlecht außer den durch eigenes Studium erworbenen Kenntniſſen noch Welt- und Menſchenkenntniß beſitzen: je mehr ſie mit dieſen Kenntniſſen eine leicht zu erweckende Heiterkeit, einen gefälligen, nicht beiſſenden Witz, und wahre, nicht ängſtliche oder finſtere Tugend verbinden: je freyer ſie endlich von beſchwerlicher Eitelkeit, oder Schwatzhaftigkeit, oder Rechthaberey und Widerſpruchsgeiſt ſind, und je leichter ſie die Spuren dieſer Schwachheiten an ihren Nebenmenſchen ertragen können. — Unter andern Wohlthaten, welche ich der Vorſehung verdanke, iſt dieſe keine der Geringſten, daß ich die eine Hälfte meines Lebens an einem Orte zugebracht habe, wo man ſich nach mühſam durchgearbeiteten Tagen von nützlichen Arbeiten erhohlen, und alle geſellige Freuden genießen konnte, welche Gelehrſamkeit, Welt- und Menſchenkenntniß, Witz, Heiterkeit, ächte Freundſchaft und Tugend den Sterblichen gewähren. Mehrere Freunde und Freundinnen, die mir das Leben verſüßt haben, ſind ſchon entſchlafen. Andere ſind über

Theile von Deutſchland, und den übrigen Europa zerſtreut. Wenn dieſe Zeilen Einem oder dem Andern der Leztern in die Hände fallen; ſo bin ich überzeugt, daß ſie ſich auf das Lebhafteſte mit mir unſers ehemahligen Beyſammenſeyns freuen werden *).

Wenn auch eine Stadt, oder ein gewiſſer Stand, oder ein einzelnes Haus gute Geſellſchafter und Geſellſchafterinnen genug hat; ſo kann man deßwegen nicht verlangen, daß eine jede Geſellſchaft gleich gut, oder nur gut ſeyn ſolle. Man iſt nicht immer im Stande, alle Freudenſtörer abzuhalten. Am wenigſten iſt dieſes bey Aſſembleen, und aſſembleeartigen Geſellſchaften möglich, wo gemeiniglich die Converſation nicht ſchnell genug abgebrochen werden kann. Wenn man in Gefahr iſt, von einem unbarmherzigen

---

*) Ich begreife nicht, wie Herr Pockels zu ſeiner Schilderung der akademiſchen Gelehrten, ihrer Frauen, und der Verhältniſſe von beiden II. S. 112. u. f. gekommen iſt. In der ganzen Schilderung ſind nicht nur alle Züge karrikaturmäßig übertrieben, ſondern auch ſo verzerrt, daß zwiſchen dem Bilde, und dem, was er darſtellen wollte, faſt nicht die geringſte erkennbare Aehnlichkeit übrig bleibt. Solche Proben erregen ein gerechtes Mißtrauen gegen die Richtigkeit der übrigen Zeichnungen.

Schwätzer niedergeſprochen, oder von einem nicht weniger unbarmherzigen Neugierigen zu Tode gefragt, oder von einem Streitſüchtigen gleich bey der erſten Anrede angefochten zu werden; ſo iſt es ein Glück, wenn man je eher, je lieber einen Schutzort am Spieltiſche findet.

Auch an Mittags- und Abendmahlzeiten kann man nicht immer lauter Auserwählte haben. Wie wollte man es hindern, daß man nicht bisweilen von Perſonen, denen man dieſe Ehre gern ſchenkte, eingeladen würde, und wie könnte man ſolche Höflichkeiten ſtets unerwiedert laſſen! Es müſſen von Zeit zu Zeit Höflichkeits-Rechnungen abgethan werden; wobey man auf die Hülfe von guten Freunden zählen kann, denen man in ähnlichen Fällen wieder dient. Was man aber nicht immer abwenden kann, das muß man deßwegen nicht überhand nehmen laſſen. Es iſt beſſer, mit Entſchloſſenheit da, wo man keine genauere Verbindung unterhalten will, einige Mahle abzuſchlagen, oder nicht wieder zu bitten, als ſich Jahre lang mit Schmauſereyen und Gegenſchmauſereyen zu plagen, und Zeit und Geld zu verlieren. Einzelne unvermeidliche Fälle ausgenommen, ſollten Geſellſchaften nicht ſo eingerichtet werden, als wenn man Freund und Feind zu ſpeiſen, oder als wenn man Schulden mit den fälligen Zinſen zu bezahlen die Abſicht hätte: unbekümmert, ob die Gäſte Vergnügen genießen, oder nicht.

Sehr oft machen lauter gute Geſellſchafter und Geſellſchafterinnen keine gute Geſellſchaft aus; und das iſt faſt immer die Schuld des Wirths und der Wirthinn. Nicht alle gute Geſellſchafter und Geſellſchafterinnen paſſen für einander; nicht immer ſind ſie in einem guten gegenſeitigen Vernehmen. Zu den gröſten Geheimniſſen der Kunſt der Geſelligkeit gehören dieſe: ſo viel als möglich, nur ſolche Perſonen zuſammenzubitten, die mit einander harmoniren, und wenn ſich dieſes nicht ganz ausführen läßt, ſie ſo zu ſetzen, daß diejenigen, welche einander nicht wohlwollen, von einander entfernt, und diejenigen, die ſich gegenſeitig gefallen, zuſammen gepaart werden. Kennt ihr Häuſer, wo ihr faſt immer ungewöhnlich vergnügt, vergnügter, als anderswo, ſeyd? In dieſen Häuſern beſitzen und üben Wirth und Wirthinn die eben erwähnten Geheimniſſe. — Wer Bekannte und Unbekannte bittet, um ſein prächtiges Tafelgeſchirr, oder die Meiſterwerke ſeines Kochs, oder ſeiner Köchinn, oder die Koſtbarkeiten ſeines Kellers bewundern zu laſſen, der iſt nicht werth, in jene Geheimniſſe eingeweiht zu werden. Die Eleganz des Tafelgeſchirrs, die Auswahl, und ſorgfältige Bereitung von Speiſen, die ausgeſuchteſten Weine gefallen nur alsdann, wenn man ſieht, daß dieß alles mehr zum Vergnügen von Freunden, und Freundinnen, als zur Befriedigung der Eitelkeit der Beſitzer da iſt. — In Frankreich ſetzten ſich ehemahls die Gäſte, wie es der Zufall wollte, ohne Rückſicht auf Rang und Stand. Dieſe Gewohnheit gefällt mir eben ſo wenig, als die Sitte, Tiſchgeſellſchaften genau nach dem Adreß- oder Staatscalender zu ordnen. Das gröſte Vergnügen der Geſellſchaft muß das höchſte Geſetz ſeyn. Wenn man einmahl weiß, daß dieß Geſetz in einem Hauſe beſtändig beobachtet wird; daß Wirth und Wirthinn gar nicht fähig ſind, irgend Jemanden zu vernachläſſigen, oder zu kränken; ſo findet man es auch nicht befremdend, daß die Tiſchgenoſſen nach eigenen, nicht einem Jeden gleich einleuchtenden Gründen vertheilt werden.

Unter den Claſſen gebildeter Menſchen ſind nur wenige reich, oder haben nur Wenige Muſſe genug, um den Sommer über auf dem Lande leben, und ſich an der Seite von wenigen geprüften Freunden und Freundinnen der ſchönen Natur freuen zu können. Allein alle gebildete Menſchen haben Zeit, und Vermögen genug, um ſich im Frühlinge, oder Sommer, und Herbſt mit ihren Freundinnen zu Landpartieen, zu gemeinſchaftlichen Spatzierfahrten, oder Spatziergängen in die beſten umliegenden Gegenden zu vereinigen, und ganze Tage im Schooße der Freundſchaft und der Natur zuzubringen. Wie glücklich würde ich alle gute Menſchen preiſen, welche Sinn für die Schönheiten der Schöpfung, und Herz für Freundſchaft, und die ächten Freuden des Lebens haben, wenn ſie in ihrer Nähe ſolche romantiſche Höhen, Thäler und Gründe hätten, als in der Nachbarſchaft der Stadt, in welcher ich wohne, die Ruinen von Pleſſe und Gleichen, oder die Thäler von Bremke, und Reinhauſen, oder die Gegenden um zwey der ſchönſten Deutſchen Quellen, des rauſchenden Waſſers, und des Papiermühlenbachs ſind! Auf dieſen Höhen, in dieſen Thälern, und Gründen habe ich die froheſten Tage meines Lebens bald in Geſellſchaft von wenigen, bald von zahlreichen Freunden und Freundinnen zugebracht; und wo könnten ſchuldloſe Menſchen eher, wie Kinder werden, wie Kinder ſpielen, und jauchzen, als da, wo man von keinem Uebelwollenden belauert, und nur allein von dem geſehen, und gehört wird, der Herzen und Nieren kennt, und der an den Freuden ſeiner guten Kinder inniges Wohlgefallen hat. Wenn ich euch, ihr freudenreichen Höhen und Thäler jezt beſuche; ſo begegnen mir die Bilder, zeigen ſich mir die Fußſtapfen, und Ruheplätze edler Menſchen aus allen Theilen von Deutſchland und der Schweitz, die hier mit uns unvergeßliche Feſte der Natur, und der Geſelligkeit feierten. Ich muß meinen Empfindungen Gewalt anthun, um ſie nicht zur Unzeit ausſtrömen zu laſſen. Auch diejenigen, welche weder mich, noch meine Freunde, und Freundinnen, noch die Schauplätze unſerer Vergnügungen kennen, werden das bisher Geſagte mir unter Andern deßwegen zu Gute halten, weil vielleicht manche würdige Menſchen durch unſer Beyſpiel mehr, als bisher, auf eine Quelle der reinſten und lebhafteſten Freuden des geſellſchaftlichen Lebens aufmerkſam gemacht werden.

Sehr viele gebildete und tugendhafte Menſchen ſind ſo ſehr beſchäfftigt, daß ſie nicht täglich gute Geſellſchaften beſuchen und geben können, auch wenn ſie die Gelegenheit, und das Vermögen dazu hätten. Für dieſe beſonders iſt es ſehr wichtig, einzelne Freunde und Freundinnen zu haben, welche ſie ungeputzt und unangemeldet zu allen Zeiten ſehen können. Dieſer beſtändige, und innige Umgang mit wenigen vertrauten Freunden und Freundinnen verhält ſich gegen die größern guten Geſellſchaften, wie ein täglicher guter Tiſch gegen feſtliche Mahlzeiten. Glücklich ſind diejenigen, die nur Einen würdigen Freund, Eine würdige Freundinn gefunden haben, welche ihnen nach ihren täglichen, und ſtündlichen Gemüthsſtimmungen, und Bedürfniſſen bald Aufmunterung und Troſt, bald Rath und Belehrung, bald Unterhaltung und kräftige Hülfe gewähren: die alle Freuden und Leiden mit ihnen gemein haben: denen ſie alle Wünſche ihres Herzens, alle mittheilbare Geheimniſſe, alle ihre Plane und Entſchließungen anvertrauen können. Glücklich ſeyd ihr, die ihr dergleichen gefunden habt! Es iſt nicht euer Verdienſt, ſondern bloße Gabe Gottes, daß Euch Eins der gröſten Güter des Lebens beſchert wurde. Manche vortreffliche Menſchen ſind, oder kommen in Lagen, wo ſie ohne ihre Schuld keine ihrer würdige Freunde oder Freundinnen finden können. Kein Verluſt iſt unerſetzlicher, als der einer vollkommnen Freundſchaft, und eines beſtändigen freundſchaftlichen Umgangs. Die gelehrteſten, tugendhafteſten, und genievollſten Männer bleiben für das geſellige Leben rohe Diamanten, wenn ſie nicht durch einen vertrauten Umgang mit gebildeten Weibern gleichſam abgeſchliffen werden, und in der Schule weiblicher Geſellſchaften ihre Verlegenheit, oder den ſtolzen, auf andere Menſchen keine Rückſicht nehmenden Egoismus, und die damit häufig verbundene prahleriſche Schwatzhaftigkeit, ſammt andern natürlichen, oder zugezogenen Unarten

arten ablegen. So wie die Männer durch den Umgang mit gebildeten Weibern genießbarer werden; ſo werden die Weiber durch die beſtändige Geſellſchaft gebildeter, und tugendhafter Männer unterrichteter, ſelbſtändiger, und beſſer. Ein ſolcher Umgang hat auf den Geiſt, das Herz, und das handelnde Leben von Frauenzimmern einen heilſamern Einfluß, als alle Bücher-Gelehrſamkeit, und alles einſeitige, noch ſo mühſame Studieren. Wenn talentvolle Frauen täglich gelehrte, geiſtreiche und tugendhafte Männer über allerley wichtige Gegenſtände und Perſonen reden hören: wenn ſie eben dieſe Männer in der Nähe beſtändig handeln ſehen: wenn ſie ſich über ſolche Dinge, die ihnen räthſelhaft ſind, Erläuterungen, und Nachweiſungen ausbitten können; ſo ſammeln ſie viel mehr nützliche Kenntniſſe, und lernen viel mehr ſelbſt denken, und ſelbſt handeln, als ſie auf irgend einem andern Wege ſammeln, und lernen könnten *).

Die

---

*) Man ſehe hierüber leſenswerthe Betrachtungen des vortrefflichen Verfaſſers der Schrift über die Weiber. S. 90. Die Lobredner der Weiber prieſen und übertrieben nur die Vortheile, welche

des

Die meiſten Schriftſteller, welche das andere Geſchlecht zum Gegenſtande ihrer Unterſuchungen machten, ſagten demſelben viel mehr Schönes, und von demſelben viel weniger Gutes, als ich ihnen, oder von ihnen ſagen kann, und ſagen muß *). So ſieht man es gleichſam als einen allgemeinen Erfahrungsſatz an, daß die Weiber keiner wahren Freundſchaft für Perſonen ihres eigenen Geſchlechts fähig ſeyen **). Ich kann unmöglich glauben, daß ich und meine Freunde die einzigen glücklichen Sterblichen ſind, welche ent-

---

der Umgang mit Weibern verſchafft, dachten aber nicht an die Gefahren, die damit verbunden ſind. Man ſehe die angeführte Schrift S. 125 u. f.

*) Dieß gilt beſonders von dem Verfaſſer des Buchs über die Ehe, der zwar ſehr oft glücklich in ſeinen Bildern, Gleichniſſen, und Gegenſätzen, aber ſehr ſelten richtig und zuſammenſtimmend in ſeinen Urtheilen iſt. Er macht den Weibern oft Complimente, dergleichen ſie kaum von ihren gröſten Schmeichlern hören; und gleich nach dieſen Complimenten traut er ihnen ſo wenig Gutes und ſo viel Böſes zu, als kaum die erklärteſten Weiberhaſſer thaten

**) Ueber die Ehe S. 323 "Sie haben in Abſicht auf ihr Geſchlecht nicht einmahl die Idee von Freundſchaft: ſie haſſen ſich unter einander: denn ſie haſſen alles, was ſchön iſt, und lebt, weil ſie Einſpruch befürchten". Man vergleiche mit dieſer Stelle die Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber, S. 372.

entgegengeſezte Erfahrungen gemacht haben. Allein wahr iſt es immer, daß ich ſelbſt mehrere Paare von muſterhaften weiblichen Freundinnen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Wenn man ſolche Erfahrungen vor ſich hat, ſo iſt es in der That poſſierlich, die tiefſinnigen Deductionen aller der Urſachen zu leſen, um welcher willen Weiber keiner wahren Freundſchaft für andere Weiber fähig ſeyen: poſſierlich zu ſehen, welche unverträgliche, und reiſſende Ungeheuer man ſich unter der weiblichen Eitelkeit, Eiferſucht, und andern Gebrechen des ſchwächern Geſchlechts vorſtellt: poſſierlich, zu bemerken, wie wenig man davon denkt, daß auch Weiber Stärke des Geiſtes, und der Seele beſitzen, und daß ſie dadurch ihre eigenen Schwachheiten beherrſchen, und die Vorzüge anderer Weibern anerkennen, und richtig ſchätzen können.

Miß Wollſtonecraft macht ihrem eigenen Geſchlecht den Vorwurf, daß es ſeine Beobachtungen zu wenig generaliſire *). Mit mehrerm Recht hätte ſie

unſer

---

*) p. 115. I ſhal now attempt to point out ſome of the cauſes that degrade the ſex, and prevent women from generaliſing their obſervations.

unſer Geſchlecht anklagen können, daß es auf Unkoſten des ihrigen zu ſchnell verallgemeinere. Zu dieſen erfahrungswidrigen Verallgemeinerungen gehören auch die Gemeinplätze von der weiblichen Schwatzhaftigkeit, der Unfähigkeit, Geheimniſſe zu bewahren, dem Hange zur Mediſance, u. ſ. w. um welcher angeblich allgemeinen Gebrechen des andern Geſchlechts willen man auch eine ſehr geringe Idee von den rein- weiblichen Geſellſchaften, und Cränzchen hat, u. ſ. w. So wie es Städte gibt, wo ſelbſt die höheren Claſſen der Männer ſo wenig cultivirt ſind, daß ſie bey der geringſten Verſchiedenheit in Meinungen, den geringſten Colliſionen in Amtsſachen, und Bewerbungen, ſo gleich in offenbare Feindſeligkeiten ausbrechen, Parteyen machen, und alles in dieſe Parteyen hineinzuziehen ſuchen; ſo gibt es auch manche Städte, wo das weibliche Geſchlecht ſo wenig gebildet iſt, daß in gemiſchten, und beſonders in weiblichen Geſellſchaften die öffentlichen und heimlichen Scandale den vornehmſten und erſten Gegenſtand der Geſpräche ausmachen, und die unaufhörliche wachende Tadelſucht beſtändig an der

Tagesordnung iſt. — Ich kenne aber auch Städte, wo der beſſere Theil der Männer eben ſo wenig ſtreit- und parteyſüchtig, als der beſſere Theil der Weiber tadel- und verläumdungsſüchtig iſt: wo man von öffentlichen und häuslichen Aergerniſſen entweder gänzlich ſchweigt, oder wenn man davon reden muß, die Fehltritte, und Schwachheiten ſeiner Nebenmenſchen mit Schonung und Nachſicht beurtheilt, und die guten Seiten und Eigenſchaften der Fehlenden nicht verkennt; weit entfernt, fremde Vergehungen mit boshafter Schadenfreude hervorzuziehen, und zu übertreiben. Wo einmal ein ſolcher Ton herrſcht, da machen ſich Verläumder, und Verläumderinnen, die ihre Zungen nicht bändigen können, lächerlich, oder verhaßt, oder beides zugleich.

Nachdem ich meinen Leſerinnen, ſo gut ich konnte, gezeigt habe, wo ſie und ihre Schweſtern mehr, oder weniger ſchön, gebildet, und geachtet ſind; ſo würde es mich ſehr wundern, wenn ſie nicht auch zu erfahren wünſchten, in welchen Ländern unſers Erdtheils die Weiber mehr, oder weniger glücklich, mehr, oder weniger tugendhaft, und, — weil dieß doch immer noch ein wichtiger Gegenſtand iſt, mehr, oder weniger modeſüchtig ſeyen. Mit der Beantwortung dieſer Fragen werde ich die Unterſuchungen über das andere Geſchlecht ſchließen.

Wenn man von der mehr oder weniger glücklichen Lage des andern Geſchlechts in verſchiedenen Ländern reden will; ſo muß man gleich anfangs wahres und vermeintliches, oder ſcheinbares Glück unterſcheiden. Das wahre, und vermeintliche Glück von Weibern, wie von Männern, iſt ſehr oft nicht nur verſchieden, ſondern gänzlich entgegengeſetzt. Das vermeintliche Glück findet ohne Geiſtescultur, ohne nützliche Kenntniſſe, Fertigkeiten und Beſchäfftigungen, ohne Tugenden, kurz ohne alles das Statt, wodurch allein wahres Glück erworben wird. Weiber und Männer dünken ſich glücklich, ohne es wirklich zu ſeyn. Männer und Weiber klagen oft ihr Schickſal an, wenn ſie wirklich beneidenswerth ſind.

Die trägen, und eingeſchloſſenen Portugieſinnen ſchätzen ſich wahrſcheinlich in ihren Kerkern glücklich, ſo lange ſie nur ihr Leben ohne alle Arbeit auf ihren Ruheſtühlen, oder Ruhebetten verträumen können. Die unwiſſenden, unbeſchäfftigten, ewig liebenden, oder ſpielenden Italiänerinnen, oder Spanierinnen ſcheinen ſich ohne Zweyfel die glücklichſten unter Evens Töchtern zu ſeyn, ſo lange ſie ſich weder um das Hausweſen, noch um Männer, und Kinder zu bekümmern brauchen: ſo lange ſie ihre Cortejos, oder Cicisbeen beybehalten, und ihren Vergnügungen ungehindert nachgehen können. Die verdorbenen, eitlen, ſtets außer ihren Häuſern, und außer ſich ſelbſt herumflatternden Weiber des ehemaligen franzöſiſchen Hofes hielten kein anderes Leben für lebenswerth, als was ſie führten: glaubten daß man ſonſt nirgend glücklich ſeyn könne, als in der ſogenannten feinen, ſchönen und großen Welt, in welcher ſie ſich umhertrieben. Hingegen finden ſich vielleicht unter den Völkern, wo die Weiber am meiſten gebildet und geachtet, und auch am meiſten achtungswürdig ſind, manche Perſonen des andern Geſchlechts, welche Urſache zu haben glauben, ſich über das ihnen zugefallene Loos zu beſchweren, und über einigen Ungemächlichkeiten, oder nicht erfüllten Wünſchen vergeſſen, daß ſie mehr beſitzen und genießen, als Millionen ihrer Mitſchweſtern, die ſich höchſt glücklich ſchätzen. Soll man alle dieſe grundloſen, bald ſchmeichelhaften, bald quälenden Täuſchungen als Wahrheit geltend laſſen, oder bleibt es ein unumſtößlicher Grundſatz, daß die Weiber, wie die Männer, im Durchſchnitt um deſto glücklicher ſind, je mehr ſie es zu ſeyn verdienen?

Die Portugieſinnen, Spanierinnen, und Italiänerinnen mögen ſich ſelbſt in ihrem Müſſiggange, in ihrer Unwiſſenheit, und in ihrem Sündenſchlafe ſo glücklich dünken, als ſie wollen; ſo ſind ſie es deßwegen eben ſo wenig, als Fieberkranke, oder Wahnſinnige, welche ſich über eingebildete Güter freuen. Das beſtändige Nichtsthun kann durch lange Gewohnheit zum Bedürfniſſe, allein es kann niemals eine Quelle von ächten Freuden werden. Die Langewelle, die böſe Laune, die Herzensleere, und allerley böſe Begierden, ſetzen ſich, oder laſſen ſich auf eben die Polſter nieder, auf welche die Müſſiggänger und Müſſiggängerinnen ihre ſchlaffen Glieder hinſtrecken, und zerren die langſamen Stunden zu

Tagen, und die ſchleichenden Tage zu ganzen Wochen und Monaten aus. Alle dieſe Quaalen werden nie durch Zufriedenheit über erworbene nützliche Kenntniſſe, über die Uebung nützlicher Fertigkeiten, über die Vollendung wichtiger Arbeiten zerſtreut, oder vergolten. — Manche Spanierinnen, oder Italiänerinnen würden vielleicht lieber ihr Leben, als ihre Cortejos, oder Cicisbeen verlieren. Iſt das aber ein Beweis, daß das höchſte Gut eines Weibes in einem Liebhaber beſtehe? Die Freuden einer jeden verbotenen Liebe werden auch ohne die bitteren Vorwürfe des Gewiſſens durch mancherley Aengſtlichkeiten mehr, als aufgewogen: durch Aengſtlichkeiten, die bald durch die erwachenden Argwöhne der beleidigten Ehemänner, bald durch die vermuthete Untreue, oder Gleichgültigkeit der Liebhaber, bald durch die öffentlichen Gerüchte, oder die ſtillſchweigenden Urtheile des Publicums hervorgebracht werden. Wenn es auch möglich wäre, daß die Vergnügungen der verbotenen Liebe durch keine der peinlichen Empfindungen geſtört würden, die unzertrennlich damit verbunden ſind; wer kann es läugnen, daß dieſe Vergnügungen nicht einmahl von fern den reinen, und innigen Freuden gleich kommen, welche einer treuen Gattinn und Mutter die Liebe ihres Mannes und ihrer Kinder, und das ſelige Bewußtſeyn verſchafft, beide glücklich zu machen, und durch beide glücklich zu werden. Die beſte Gattinn und Mutter kann ohne Schuld ihr Vermögen, ihren Gatten, ihre Freunde verlieren. Auch dann findet eine verſtändige, fleiſſige, und tugendhafte Frau in ihren Kenntniſſen und Fertigkeiten, in ihrer Thätigkeit, in ihren Tugenden, und dem Ruhme dieſer Tugenden Hülfsmittel, und Unterſtützung genug, um mit ihren Waiſen nicht verzweyfeln zu dürfen. Wie verlaſſen iſt dagegen in einer ſolchen Lage ein unwiſſendes, unthätiges, und verrufenes Weib! Elend und Schande ſind die natürlichen Strafen des Müſſigganges, und der Unordnungen, in welchen ſie bis dahin lebte! — Thörichte Frauen und Jungfrauen mögen alſo ſich ſelbſt, und ihr Glück ſchätzen, wie ſie wollen; ſo bleibt es unwiderſprechlich wahr, daß die Weiber gleich den Männern, um deſto mehr wahres Glück erlangen, und die Stürme des Lebens um deſto beſſer ertragen, je mehr ſie ihren Geiſt, und ihr Herz gebildet, und ſich dadurch tüchtig gemacht haben, alle ihre Pflichten zu erfüllen, ſelbſt des Lebens auf eine menſchliche oder vernünftige Weiſe zu genießen, und Andere genießen zu machen. Wenn meine Leſerinnen ſich deſſen erinnern wollen, was ich vorher über die Cultur ihres Geſchlechts geſagt habe; ſo werden ſie ſich die Frage: wo die Weiber am glücklichſten ſeyen, zur Hälfte beantworten können. Sie ſind am glücklichſten, wo ſie am gebildetſten, und thätigſten ſind, wo ſie die meiſten ſchönen, und nützlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten beſitzen.

Das wahre Glück der Weiber hängt aber nicht bloß von der Cultur ihres Geiſtes, ſondern noch vielmehr von der Bildung des Herzens, oder von ihren Sitten, und der Erfüllung ihrer Pflichten ab, und ich füge daher noch einige entſcheidende Nachrichten über die Sitten des andern Geſchlechts unter den cultivirten Völkern unſers Erdtheils hinzu.

In Portugal, Spanien und Italien, haben Frauen und Jungfrauen ein zu feu-

riges Blut, und ſind zu wenig unterrichtet und beſchäfftigt, als daß ſie im Durchſchnitt eines reinen Herzens, und unbeſcholtenen Wandels ſeyn, und bleiben könnten. Wenn auch die Töchter in Spanien, und Italien nicht ſo oft ihren ausſchweifenden Müttern nachahmen, wie in Portugal geſchieht; *) ſo ſind deßwegen die Spaniſchen und Italiäniſchen Jungfrauen nicht tugendhafter, als die Portugieſiſchen. Alle ſuchen, ſobald als möglich, verheirathet zu werden, um alsdann ihren Begierden ungehindert nachhängen zu können. In Portugal, Spanien und Italien fordert das Geſchlecht, welches die Bewerbungen der Männer beſcheiden erwarten ſollte, ſehr oft mit frecher Kühnheit zum Liebeskampfe auf. **) Dem zügelloſen Leben entſprechen die zügelloſen Scherze, Geſänge und Erzählungen, welche im nördlichen Europa die wildeſten Wohllüſtlinge beleidigen
und

---

*) Tableau de Lisbonne, p. 299.

**) Tableau de Lisbonne l. c. Bourgoing II. 312-319. Oui, la depravation dans ce genre eſt pouſſée en Eſpagne jusqu'au Scandale; et ſouvent le ſexe, deſtiné par la nature à attendre le plaiſir le provoque avec effronterie.

und abſchrecken würden [*]). Faſt ſcheint die Natur ſelbſt den ſüdlichen Europäerinnen die holde Schaamhaftigkeit verſagt zu haben, welche zu den mächtigſten Reitzen der Schönen des nördlichen Europa gehört [**]).

---

[*]) ll. cc. beſ. Bourgoing II. 317. J'en ai vu accueillir, ſe permettre même des propos, que les hommes peu ſcrupuleux auraient réſervés pour orgies, chanter des couplets d'une indécence révoltante. Ueber den Ton der Italiänerinnen Piozzi I. p. 84. 101. 109.

[**]) Dieß folgt aus manchen in Spanien und Italien herrſchenden Sitten. In Venedig und andern Italiäniſchen Städten, ja ſelbſt auf dem Lande iſt es etwas ſehr gewöhnliches, daß die Eltern ihre Töchter, oder wenigſtens ihre jungfräuliche Ehre an Liebhaber verkaufen. Archenholtz IV S. 56. beſ. Brooke's Obſerv. p. 82. 152. In Rom legen die Mädchen den ganzen Tag über am Fenſter ihre Reitze zur Schau. Wenn ſie einen Liebhaber gefangen haben, ſo werden die Mütter die Vertrauten der Liebeshändel der Töchter. IV. 225 226. ib. In derſelbigen Stadt gibt es beſondere Kirchen und Meſſen, die vorzüglich von den Schönen, und deren Anbetern beſucht werden, und daher privilegirte Tummelplätze der Liebe und Galanterie ſind S. 227. Unverheirathete Mädchen ſtehen ohne Schaden ihres Rufs Künſtlern als Muſter. Moore's View of Italy I. 508. 509. In ganz Italien iſt es etwas Gemeines, daß mannbare Jungfrauen mit Vätern, und Müttern in einem Bette ſchlafen: ib welches um deſto ſchaamloſer iſt, da die Italiäner und Italiänerinnen im Bett ganz unbekleidet ſind. Eben ſo gewöhnlich iſt es, daß gemeine Weiber in Neapel die Hunde der Vornehmen, wie ihre Kinder, ſäu-

Keuſchheit und Sittſamkeit ſind freylich nicht die einzigen weiblichen Tugenden, aber man kann ſie mit Recht die einzigen unentbehrlichen Tugenden des andern Geſchlechts nennen, ohne welche weder einzelne Weiber den Nahmen von tugendhaften, noch das Geſchlecht unter ganzen Völkern den Ruhm der guten Sitten verdienen. Ein Weib, das nichts weiter, als keuſch iſt, kann eine ſehr ungefällige Gattin, eine nachläßige oder harte Mutter, eine unverträgliche, und filzige, oder verſchwenderiſche Hausfrau, endlich eine ganz untaugliche, oder unleidliche Geſellſchafterinn ſeyn; ſo wie unkeuſche Weiber hingegen ſehr oft mit unwiderſtehlichen Reitzen des Cörpers die ſeltenſten Vorzüge des Geiſtes und ſelbſt manche männliche Tugenden verbanden. Wann aber auch die Keuſchheit kein ſicherer Maaßſtab des Werths einzelner Weiber iſt; ſo iſt ſie wenigſtens ein ziemlich ſicheres Kriterium der Würdigkeit des andern Geſchlechts unter ganzen Völkern;

oder

ſäugen; Piozzi II. p. 57 und daß die Mädchen in Sicilien, die ſich bey Beſuchen von Fremden verſtecken, ſich öffentlich baden, und nach dem Bade mit einander ſchäkern und balgen. II. 142. de Borch.

oder man kann es als einen faſt untrüglichen Erfahrungsſatz annehmen: daß die Weiber in ganzen Städten, oder unter ganzen Völkern um deſto verworfener, um deſto weniger das ſind, was ſie ſeyn ſollten, je herrſchender unter ihnen Mangel von Keuſchheit und ehelicher Treue iſt.

Das weibliche Geſchlecht iſt ſich im nördlichen Europa weniger gleich, als im ſüdlichen, weil die Erziehung und Unterricht der Töchter in verſchiedenen Ständen und Gegenden viel mehr verſchieden ſind. Am allermeiſten muß man ſich in Acht nehmen, daß man nicht die Sitten der Engliſchen Schönen, nach den Sitten der reichen, und vornehmen Weiber in der Hauptſtadt beurtheilet. London iſt die gröſte, und reichſte Stadt nicht nur in Großbritannien, ſondern auf der ganzen Erde, und es iſt daher nicht zu verwundern, daß in dieſer Hauptſtadt die öffentlichen Weibsperſonen zahlreicher, kühner und verführeriſcher *): daß ein großer Theil der vornehmen und reichen Weiber eitler, ergötzungsſüchtiger, härter, und ſchaamloſer **): ja daß ſo gar viele aus den mittleren und geringeren Claſſen verdorbener und ausgelaſſener, als anderswo ſind *). Es iſt nicht rühmlich, daß bey peinlichen Inquiſitionen, und Hinrichtungen in London Weiber immer die gröſte Zahl der Zuhörer und Zuſchauer ausmachen; aber noch unrühmlicher iſt es, daß vornehme oder angeſehene Weiber ſich am allermeiſten zu den ſcandalöſeſten Verhören über Nothzucht und Ehebruch zudrängen: daß ſie der Aufforderungen der Richter ungeachtet ſich nicht entfernen: und daß ſie bey der Entlarvung der gröſten Gräuel ohne Schaam, ſo wie bey der Erwartung, und Ausſprechung von Todesurtheilen ohne ſcheinbare Rührung bleiben **). Bey allen dieſen Nachrichten von Sittenverderbniß muß man nicht vergeſſen, daß die ſittenloſen Weiber ſelbſt in London nur den geringſten Theil der Einwohnerinnen ausmachen, daß man nach den Weibern der Hauptſtadt nicht die Weiber der übrigen Städte oder auf dem Lande richten müſſe: daß vielmehr Sittſamkeit, Häuslichkeit und eheliche Treue noch jetzt gemeine Tu-

---

*) Archenholz I. 2. Th. S. 384.

**) II, 307-310. Wendeborn.

---

*) ll. cc. und Archenholz l. c. S. 338.

**) Wendeborn l. c.

genden der Weiber in England ſeyen *). Wenn die Engländerinnen dieſe Geſchlechts-Tugenden erhalten, und dabey immer an wahrer Cultur und Geſelligkeit zunehmen; ſo werden ſie in der Zukunft noch viel glücklicher werden, als wofür ſie bisher gehalten wurden **).

In Deutſchland, und unter den Nordiſchen Völkern Germaniſchen Urſprungs ſtehen die höchſten, und niedrigſten Stände in Rückſicht auf Sitten und Glücksgüter weniger von einander ab, als in England, und beſonders in London. Auch ſind die höchſten und niedrigſten Stände unter uns weniger verdorben, als in der Hauptſtadt Großbritanniens. Vielleicht aber herrſchen unter den deutſchen Weibern der mittleren Stände Häuslichkeit, Sittſamkeit,

---

*) Wendeborn l. c. In England iſt es gar nicht unanſtändig, wenn eine verheirathete Frau von einem andern Mann, als ihrem Gatten, öffentlich einen Kuß annimmt. 1 Th. 2 S. 394. Archenholz. Die Ehemänner geben und nehmen dieſe Freyheit. Hingegen dürfen vornehme und geringe Frauen und Jungfrauen ohne Hut nie öffentlich erſcheinen. Auch würde man es für ſehr unanſtändig halten, wenn Mädchen oder Frauen ſich, wie in Italien, am Fenſter zeigen wollten

**) Eben dieß kann man von den Bataviſchen Schönen ſagen.

keit, und eheliche Treue weniger, als in England. Wenn auch unſere Deutſchen Frauen und Jungfrauen in Rückſicht auf Cultur und Geſelligkeit etwas vor den Engländerinnen voraus haben; ſo bleibt es immer noch eine große Frage, ob die wahrſcheinlich größere Cultur und Geſelligkeit die wahrſcheinlich geringere Sittlichkeit aufwiegen.

Das wahre Glück des andern Geſchlechts hängt noch weniger, als ihre Sitten, von der Menge, und Koſtbarkeit der vorzugsweiſe ſo genannten Vergnügungen ab. Dieſe Vergnügungen können nicht ſo vervielfältigt, und noch weniger ſo abwechſelnd gemacht werden, daß ſie nicht bald, ſelbſt nach den übereinſtimmenden Geſtändniſſen der *Männer und Weiber des Vergnügens* den gröſten Theil ihrer Reitze verlieren ſollten. Wenn Menſchen ſo ſehr von ihrer Beſtimmung abweichen, daß ſie allen ernſthaften und nützlichen Beſchäftigungen entſagen, und ihr Vergnügen zur einzigen, oder vornehmſten Arbeit machen; ſo ſtraft die Natur dieſe Abweichung von ihren heiligen Geſetzen durch alle Qualen der Langenweile, und Leerheit des Herzens. Im

Durchſchnitt ſind keine Menſchen weniger glücklich, als diejenigen, welche ſich am meiſten ergötzen *). Die immer wiederkehrenden Zerſtreuungen werden durch Gewohnheit um deſto nothwendiger, je weniger ſie Vergnügen gewähren. Wie viele Perſonen aus der großen Welt klagten darüber, daß Eine der größten Quaalen ihrer Lage darin beſtehe, an Luſtbarkeiten Theil nehmen zu müſſen, die für ſie nichts beluſtigendes mehr hätten. In ſo fern die Ergötzungen der großen Welt einen Werth haben, ſind ſie im nördlichen Europa ohne Vergleichung mehr vervollkommnet worden, als im ſüdlichen. Die Corſo's, die Caſino's, die Theater, und Converſazioni's in Italien ſind nach dem

---

*) Ich kann nicht umhin, hier eine feine Bemerkung von Moore mitzutheilen. II. 167. View of Italy: "Einem bloßen Zuſchauer machen die Luſtbarkeiten des gemeinen Mannes mehr Vergnügen als die der Großen, weil ſie von dem erſtern mehr, als von dieſem genoſſen zu werden ſcheinen. Dieß iſt der Fall, ausgenommen in Frankreich, wo die Vornehmen eben ſo glücklich ſcheinen, als die vom Mittelſtande, und die Reichen beynahe eben ſo fröblich, als die Armen. In den meiſten übrigen Ländern eilen die Großen zu allen Orten von Unterhaltungen, weil ſie nicht wiſſen, was ſie mit ſich ſelbſt anfangen ſollen: allein ſie ſcheinen ſie viel weniger zu genießen, als die Geringeren und Ärmeren".

dem Urtheile aller Reiſenden mehr Schauplätze der Langenweile, als des Vergnügens *).

Die Modeſucht hat auf das Glück und die Sitten einen viel mächtigern Einfluß, als die Ergötzungsſucht. Ich betrachte die Mode hier bloß als die Erfinderinn, Geſetzgeberinn, und Nachahmerinn neuer Formen, und Stoffe von Kleidern und Putz. Es kümmert mich hier nicht, ob und in wie fern ſie auch über Hausrath und Equipagen, ja ſo gar in der Poeſie, Muſik, Mahlerey, und Bildhauerkunſt, und andern Gebieten des Geſchmacks herrſcht *).

Nichts iſt natürlicher, als daß beide Geſchlechter, beſonders aber das andere Geſchlecht, durch Kleidung und Putz die

Vor-

---

*) Man ſehe außer allen bisher angeführten Schriftſtellern noch das ſiebente Heft von Schulzens Reiſen.

*) Smith III. p. 3. Faſhion is different from cuſtom, or rather is a particular Species of it. That is not the faſhion, which every body wears, but which thoſe wear, who are of high rank or character. — Dreſs and furniture are allowed by all the world to be entirely under the dominion of cuſtom, and faſhion. The influence of thoſe principles is by no means confined to ſo narrow a ſphere, but extends itſelf to whatever is in any reſpect the object of taſte, to muſic, to poetry, to architecture.

Vorzüge des Cörpers zu erhöhen, oder in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen, und die Gebrechen zu verſtecken ſucht: nichts natürlicher, als daß Männer und Weiber, vorzüglich die letztern, bald die Formen, bald die Stoffe von Kleidern, und Putz verändern, theils um etwas Beſſeres, theils um etwas Neues zu erfinden, weil das Neue wenigſtens Aufmerkſamkeit erregt: nichts endlich natürlicher, als daß die geringeren Claſſen den höheren in Kleidung und Putz, wie in andern Dingen, nachahmen. Nichts hingegen iſt unnatürlicher, und unvernünftiger, als daß man auf die Erfindung, ja ſo gar auf die erſte Nachahmung neuer Moden einen ſo unverhältnißmäßigen Werth ſetzt: daß die Geſetzgeber und Geſetzgeberinnen der Moden ſo oft entweder den guten Geſchmack, oder die Sittſamkeit, oder die Geſundheit des Cörpers beleidigen, und die Sclaven oder Sclavinnen der Mode auch die geſchmackloſeſten, unanſtändigſten, und ungeſundeſten Moden blindlings nachäffen: daß ſo gar manche Männer und Weiber ſich ſelbſt für unglücklich halten, wenn ſie nicht alles mitmachen können, und lieber ihr zeitliches Glück, ihre Tugend und Ruhe aufopfern, als daß ſie in Rückſicht auf Moden hinter Andern ihres Standes zurückbleiben ſollten.

Wenn neue Moden gefällig ſind, und weder der Sittſamkeit, noch der Geſundheit nachtheilig werden, ſo können die Urheber oder Urheberinnen derſelben ſich ihre Erfindungen als ein kleines Verdienſt anrechnen. Allein ſelbſt dieß kleine Verdienſt verwandelt ſich in eine große Lächerlichkeit, wenn man aus der Erfindung neuer Moden ſein vornehmſtes Geſchäfft macht: wenn man Aenderungen von Trachten und Moden als wichtige Staatsangelegenheiten behandelt: wenn man in dem Enthuſiasmus der Erfindung, oder um ſtets auf eine neue Art liebenswürdig zu ſeyn, die Moden ſo oft und ſchnell wechſelt, daß daraus ein für die meiſten Familien unerträglicher, oder verderblicher Aufwand entſteht.

Wenn man aber auch den erſten Erfindern und Erfinderinnen neuer Moden noch ſo ſehr Gerechtigkeit widerfahren läßt; ſo iſt es doch gar nicht abzuſehen, wie Menſchen, deren Köpfe nicht eben ſo leer, als ihre Herzen eitel ſind, eine Ehre darin ſuchen können, zuerſt, und ohne Auswahl und Prüfung, jede auch noch ſo alberne, unſittliche, oder ungeſunde Mode nachzumachen, oder geſchmacklos zu übertreiben. Ich geſtehe es, daß ich gegen ſolche Mode-Affen, und Mode-Aeffinnen einen ſolchen Widerwillen empfinde, daß ich meinen Worten Nachdruck genug zu geben wünſchte, um allenthalben auf die erwähnten Thoren und Thörinnen die Blicke des Unwillens, und der Verachtung hinzulenken.

Die deutſche Nation machte ſich unter allen Völkern der Erde durch die meiſten und wichtigſten Erfindungen um das menſchliche Geſchlecht verdient; und dieſe erfindungsreiche Nation ahmte zwey Jahrhundertelang blindlings Franzöſiſche, und ſeit einem Menſchenalter Engliſche Moden nach. War dann, oder iſt dann der Deutſche Erfindungsgeiſt von den höheren Ständen, als Muſtern der Mode, oder von den Künſtlern und Künſtlerinnen gewichen, welche für die Beherrſcher und Beherrſcherinnen der Mode arbeiten? Unſere Verfaſſungen, Verwaltungen und Geſetze, unſere Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften, unſere Schul- und Lehranſtalten hatten von jeher, und haben auch jetzt ein deutſches Gepränge: warum die Bedeckungen und

Verzierungen des Cörpers nicht? Unſere Künſtler, und künſtlichen Arbeiter wurden ſchon lange in ganz Europa bewundert, und belohnt. Unſere Schriftſteller lieſt man in allen Ländern, und überſetzt man in alle Sprachen. Alle unſere bisherigen Nebenbuhler geſtehen uns in den meiſten Wiſſenſchaften den erſten Rang zu; und wir ſollten noch immer in Kleidung und Putz knechtiſche Nachahmer ſeyn? Wenn man aber auch in dem Gebiete der Mode nicht erfinden könnte und wollte, ſo ſollte man wenigſtens fremde Erfindungen prüfen, bevor man ſie aufnähme. Die Erfinder, und Erfinderinnen neuer Moden berechnen dieſe auf ihre Figur und Größe, auf die Farben ihres Geſichts, ihrer Augen und Haare, auf ihre perſönlichen Vorzüge und Gebrechen. Iſt es dann nicht in einem beynahe unglaublichen Grade widerſinnig, Trachten und Putzwerk, die für gewiſſe Geſtalten und Größen, gewiſſe Farben, Vorzüge und Mängel erfunden, und ihnen angepaßt wurden, ohne Aenderung auf andere Cörper überzutragen, die dadurch vielleicht nicht verſchönert, ſondern verunſtaltet werden? Wenn es nothwendig iſt, daß die Kleidung einem jeden Klima angemeſſen gemacht werde; ſo iſt es in den Augen vernünftiger Menſchen nicht weniger nothwendig, daß auch neue, weder mit den guten Sitten, noch mit der Geſundheit ſtreitende Moden nach einem jeden Cörper, ſo wie nach Stand, Alter und Würden abgeändert werden *). Dieß geſchieht wirklich ſchon an ſolchen Orten, wo beide Geſchlechter ſehr gebildet ſind, und die Beyſpiele mächtiger Menſchen nicht zur Nachahmung zwingen. Je mehr die wahre Cultur unter Männern und Weibern zunimmt, deſto mehr werden ſie einſehen, daß ein jeder vernünftiger Menſch ſo, wie einen eigenthümlichen Charakter, und eigenthümliche Beſchaffenheiten des Cörpers habe, alſo auch eine eigenthümliche ſeiner ganzen Perſon angemeſſene Art ſich zu kleiden und zu putzen haben müſſe: deſto mehr wird man ſich einer jeden blinden Nachahmung in Kleidung und Putz nicht weniger, als in andern Stücken ſchämen: deſto mehr wird man die Thoren und Thörinnen verlachen, die Muſter von andern werden wollen, weil ſie knechtiſche Nachahmer und Nachahmerinnen ſind: deſto mehr wird man endlich den Geiſt und Geſchmack von Perſonen beſonders von Weibern, auch darnach beurtheilen, wie ſie Formen, Stoffe, und Farben von Kleidung und Putz ihrer Perſon, ihrem Stande, und Alter anzupaſſen wiſſen.

Bevor die Franzöſiſchen Moden überhand nahmen, hatten beide Geſchlechter entweder in

gan-

---

*) Die Stelle, worin der Verfaſſer des Buchs über die Eve den deutſchen Schönen Originalität, oder wenigſtens vernünftige Auswahl, und Anpaſſung neuer Moden empfiehlt, S. 82. 83. iſt Eine der beſten im ganzen Buche.

ganzen Reichen, oder wenigſtens in ieder Provinz, oder großen Stadt National- oder Landtrachten, und einen dieſen entſprechenden Putz. Dieſe National-Trachten verloren ſich faſt in eben dem Verhältniſſe, in welchem Cultur und Geſelligkeit unter den verſchiedenen Völkern unſers Erdtheils zunahmen. Aus dieſem allmähligen Verſchwinden von National-Trachten, das mit der wachſenden Cultur gleiche Schritte hielt, muß man beynahe vermuthen, daß die ehemahlige Gleichförmigkeit in Kleidung und Putz mit der gegenwärtigen Bildung der Europäiſchen Nationen, in einem natürlichen, wenn gleich geheimen, Widerſpruch ſtehe; und daß es ſchwer, oder wohl gar unmöglich werden würde, einem ganzen Volke, oder den verſchiedenen Ständen eines ganzen Volks übereinſtimmende Formen von Kleidung und Putz aufzubringen. Wenn es aber möglich wäre, ſo würden dadurch allerdings die Modeſucht, und der Modezwang am kräftigſten eingeſchränkt werden. Die neuere Modeſucht verurſacht einen größern Aufwand, als die ehemahlige Prachtliebe. Der kleine, unaufhörlich ſich verändernde Putz iſt koſtbarer, als die Kleidung; und die Formen der Kleider ſind oft koſtbarer als der Stoff der Kleider ſelbſt. Die Modeſucht richtet in den höheren und mittleren Ständen manche Familien zu Grunde; und für noch mehrere wird ſelbſt der Modezwang, die unvermeidliche Nothwendigkeit mitmachen zu müſſen, drückend. Vielleicht das gröſte Unglück ſtiften Modeſucht, und Modezwang in den unteren Claſſen. Die modiſch-gekleideten, und geputzten weiblichen Dienſtboten, welche ihren Flitterſtaat der Freygebigkeit ihrer Liebhaber verdanken, erwecken in ihren Mitſchweſtern ein ſo heftiges Verlangen nach einer ähnlichen Pracht, daß ſie, wenn ſie nicht bald durch Fleiß und Sparſamkeit dazu gelangen können, in die Fußſtapfen ihrer beneideten Vorgängerinnen treten. So bald die Mägde in Bürgerhäuſern ſich beſſer zu kleiden, und modiſcher zu putzen anfangen, als die Weiber und Töchter der Bürger ſelbſt; ſo müſſen die Hausväter ſich aus allen Kräften beſtreben, die Kleider und den Putz ihrer Angehörigen mit denen der Mägde wenigſtens in's Gleichgewicht zu bringen, oder ſie laufen Gefahr, daß Frauen und Töchter von Liebhabern das zu erhalten trachten, was ihnen von Gatten und Vätern verſagt worden. Unläugbar iſt die Modeſucht und Eitelkeit Eine der vornehmſten Urſachen der Sittenverderbniß in den niedrigeren Ständen. Kann dieſem großen Uebel durch Prachtgeſetze, und Kleiderordnungen geſteuert werden? Ich zweyfle ſehr daran. Dagegen aber hoffe ich, daß die wachſende Aufklärung der beſſeren Stände die bisher noch oft ausſchweifende, bald kindiſche, bald unſittliche, bald undiätetiſche Modeſucht in ihre natürlichen Gränzen zurückbringen, und daß alsdann das Beyſpiel der höheren Stände die unteren zur Nachahmung im Guten, wie vorher im Böſen bewegen werde.

Die ſüdlichen Völker waren bisher viel weniger modeſüchtig, als die Nationen des nördlichen, und mittleren Europa. Weder die Franzöſiſchen, noch die Engliſchen Moden durchdrangen ganz Italien, noch weniger Spanien und Portugal. Wo auch die höheren Stände in Italien neue Moden annahmen, da folgten ſie viel langſamer, als die herrſchende Mode voranging *). Frankreich hat die bisherige Herrſchaft der Moden größtentheils verloren, und wird ſie wahrſcheinlich immer noch mehr verlieren. In England herrſcht die Mode gewaltiger, ſchafft und zerſtört ſchneller, als jemahls. Der Brittiſche Modegeiſt beſiegte ſelbſt den Franzöſiſchen, und brachte in ganz Europa die vortheilhafte Veränderung hervor, daß man die höchſte Sauberkeit in Kleidern und Putz einer ſchmutzigen Pracht, und die Güte und Feinheit der Kleiderſtoffe zweckloſen Verbrämungen und Verzierungen vorzog. Uebrigens ſind die Engländer nicht ſo glücklich in der Erfindung neuer und geſchmackvoller Moden, als in der Erfindung der Bequemlichkeiten des Lebens, und der Vervollkommnung der nützlichen Künſte **). Es war bisher kein groſſer Ruhm für uns Deutſche, daß wir mit zu den ſchnellſten und treuſten Nachahmern fremder Moden gehörten. Es würde auch kein groſſer Ruhm ſeyn, wenn wir es dahin brächten, daß wir die Muſter unſerer bisherigen Muſter würden. **Sucht allenthalben das Schöne und Gute. Könnt ihr es nicht ſelbſt finden, ſo nehmt es, wo ihr es antrefft. Aber prüft, und behaltet nur das Gute.**

---

*) Man ſehe beſonders Schulzens Nachrichten über die Kleidung und den Putz beider Geſchlechter in den erſten Italiäniſchen Städten, in welche er kam, vorzüglich in Verona, im ſiebenten Heft der Reiſen.

**) Schauſpielerinnen ſind, wie vormahls in Paris die Geſetzgeberinnen und Rathgeberinnen der Moden. Archenholz I. S. 165. Eine geborne Deutſche, Madam Coperty, war zwölf Jahre lang in London die groſſe Lehrmeiſterin koſtbarer Vergnügungen. ib. III. S.

BIBLIOTHECA